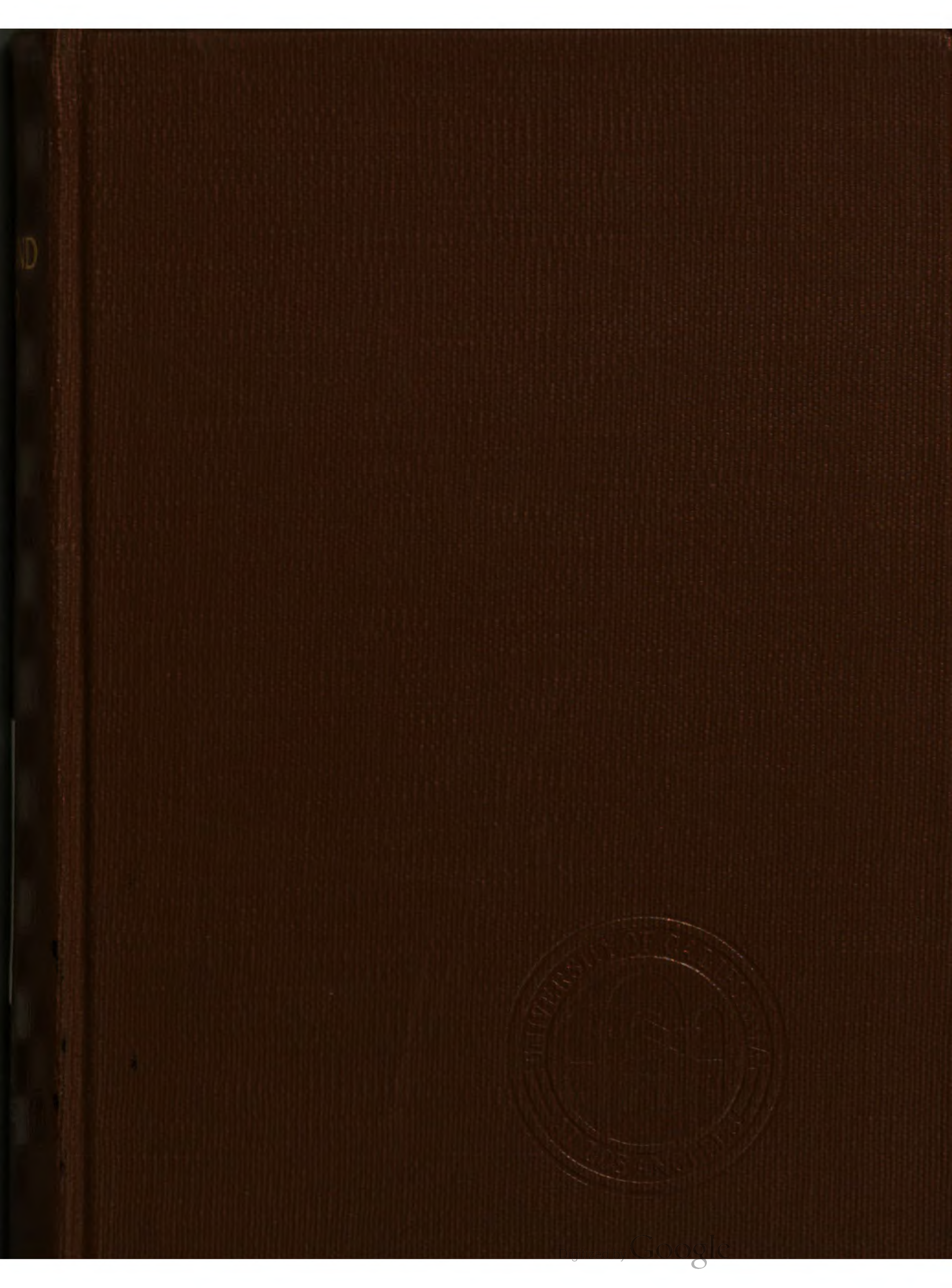



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868



UNTERHALTUNG IN DEN WEIHNACHTSTAGEN.



Haus und Herd.

Eine

Illustrirte Monatsschrift für die Familie.

Redigirt

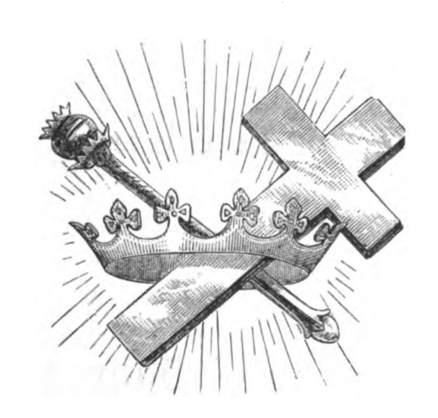
von

H. Liebhart.

Fünfzehnter Jahrgang.

Mit zwölf Titelbildern und vielen Holzschnitten.

Cincinnati, Chicago und St. Louis:
Verlag von Cranston und Stowe.
New York: Phillips & Hunt.
1887.



Inhalt des fünfzehnten Bandes.

Titelbilder.

Unterhaltung in den Weihnachtstagen.
Frauenarbeit.
Zwei Freunde.
Ecce Homo.
Waldgesang.
Am Grabe der Mutter.
Getreue Brüder.
Das Lotsen-Boot.
Kamin-Felsen am Mississippi.
Segen der Mutter.
Beschützt.
In der Nacht.

Abhandlungen.

Biographien und Lebensbilder.

Geschichts- und Zeitbilder.

Naturwissenschaftliches und Gemeinnütziges.

Skizzen und Reisebilder.

Gedichte.

Erzählungen.

Erbauliches.

Kirche und Mission.

Schule und Erziehung.

Musik.

Sonntagschul-Lektionen.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Am Kamin und im Schatten.

Frauenzeitung.

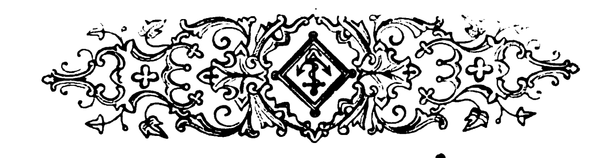


Aus der Zeit.

Offene Post.

Holzschnitte.





Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. Januar 1887. Erstes Heft.

Zum fünfzehnten Jahrgang.

„Grüß Gott!" das klingt am Morgen
Wie munterer Lerchenton,
Und scheucht des Wandrers Sorgen
Wie Nachtgewölk davon;
„Grüß Gott!" das tönt am Abend
Wie sanfter Drosselschlag,
Und kühlt wie Thau so labend
Nach schwülem Arbeitstag.

Grüß Gott am Tag der Freude:
Er würze dir dein Brod!
Grüß Gott in Kreuz und Leide:
Er tröste dich in Noth!
Grüß Gott uns All' auf Erden
Mit seiner Gnade Strahl,
Bis wir ihn grüßen werden
Daheim im Himmelssaal!

Gerock.

Du sollst ein Segen sein.

Editoriell.

Kürzlich stieß ich in 1 Mos. 12, 2 auf die Verheißung und Erwartung, die Gott in obigen Worten dem Abraham gegenüber ausspricht. Das alte, schwindende und das neue Jahr; meine im Jahrbuch verzeichnete Arbeit und die Lücken in derselben; ein Blick auf die Christen- und Menschenwelt—all dies ließ mir dies Gottes Wort in mannigfachem Lichte erscheinen.

* * *

Du sollst ein Segen sein. — Das meint dem Abraham gegenüber: Weil ich, der Herr dein Gott, dich gesegnet habe, und noch so segnen werde, daß durch dich alle Geschlechter beglückt werden sollen, deßhalb sollst du andern reiche Fülle des Heils, der Gnade und des Guten, das heißt—ein Segen sein. Du sollst ein Licht sein in der Finsterniß, ein Salz in der Zersetzung, ein Labequell in der Wüste. An deinem Altar soll die wahre Gotteserkenntniß erhalten bleiben, in deinem Leben sich das Gottesleben spiegeln, deine Liebe soll die Menschen zur ewigen Liebe leiten.

Und wir—sind wir nicht viel reichlicher gesegnet als Abraham? Schreibt doch der heilige Geist durch Petrum: „Segnet und wisset, daß ihr dazu berufen seid, daß ihr den Segen ererbet (1 Petr. 3, 9). Und wenn wir nun fragen, was denn der Segen sei, zu dem wir berufen sind, so tritt Paulus auf und verkündigt es laut, den Juden vornehmlich und auch den Heiden: Gott ist getreu, durch welchen ihr berufen seid zur Gemeinschaft des Sohnes, zum herrlichen Eigenthum unseres Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben (1 Kor. 1, 9; 2 Thess. 2, 14; 1 Tim. 6, 12). Der Seher Johannes, der mit seinem Adlerauge bis in's Heiligste schaute, tritt den beiden bei und spricht: Selig sind, die zum Abendmahl des Lammes berufen sind (Off. 19, 9).

Solches ist der Segen, zu dem ich berufen — mein Lebensziel. Möge ich es nicht verfehlen, sondern diesem Beruf folgen und denselben fest machen. Viel Tausende denken nicht an dieses Ziel. Sie sind dem Maulwurf gleich, der sein Leben lang in der Erde wühlt und erst sterbend seine Augen öffnet. Am Ende ihres Pilgerwegs mögen sie mit Schrecken erkennen, daß sie auf dem falschen Wege zum Verderben gegangen, und in solcher Erkenntniß wird sich ein schreckliches „zu spät, zu spät" ihren Lippen entringen.

Du sollst ein Segen sein. — Dies Wort gilt solchen Menschen nicht, denn der von Gott dargereichte und angenommene Segen ist es ja, welcher die Leute tüchtig macht und verpflichtet, ein Segen zu werden.

Dieweil aber Tausende die Segnungen Gottes nicht annehmen, so werden so viele ein Fluch, anstatt ein Segen. Der Ausdruck Fluch stammt von einem altdeutschen Wort, welches eine sinnbildliche Handlung darstellte, wodurch ein Uebelthäter in den Bann, in die Acht gethan wurde, wodurch man anzeigte, daß er ein Ausgestoßener, der Gegensatz von Segen, ein Uebel für Andere sei, bis daß er sich bessere.

Welch schrecklich Lebensziel, wenn ein Mensch dem andern zum Fluch wird! Und doch erleben wir das alle Tage, obwohl in unsern Tagen der Bann nicht mehr geübt wird wie vor Alters. Da zieht z. B. der Jüngling hinaus aus dem Elternhause, wohl ausgerüstet, um den Kampf des Lebens zu bestehen; geleitet von dem Gebet des Vaters, und von dem Auge der Mutter begleitet geht die Tochter: aber die Straße geht abwärts, von Menschen verlockt und verführt fällt die junge Menschenseele unter die Mörder und wird zum Fluch jenes Hauses, wenn der barmherzige Samariter nicht kommt, ehe sie stirbt. — Oder — es arbeitet der Vater für die Seinen und ist redlich bemüht, ihnen Nahrung und Kleidung zu bieten: aber er giebt dem Hang zum Trunke nach, und des Weges Ende ist Noth und Jammer, Elend und Tod; das Feuerwasser sollte Kraft geben — statt dessen zerbrach es Glück und Frieden, und ließ nur Trümmer und einen Sklaven zurück, der sich und andern ein Fluch ist.

Dem Treiben und Ringen der Menschen zuschauend, gewahre ich, wie so mancher, um emporzusteigen, den andern fällt, wie einer stiehlt dem andern das gute Gewissen, die Ehre, den Glauben und so zum Fluch wird. — In der Geschichte blätternd treffe ich Menschen, die über das Feld der Erde gegangen, und haben hinter sich gelassen Ströme von Blut und Thränen. Und andere Menschen sind über den Acker der Welt geschritten und haben die Bäume der Gerechtigkeit geknickt und die Pflanzen der Gottesfurcht und Heilandsliebe zertreten und dafür eingestreut den Samen verderbenden Giftes, an dem ganze Völker den Tod allmähligen Siechthums aßen. Sie tragen den Fluch in die Herzen, in die Häuser und in die Gemeinden. Es ist ein grauser Todeszug. Ihrer Viele schließen sich ihm an, und wenn das Gewissen sich noch sträubt, so wird es im Trunke ersäuft, oder in böser Gemeinschaft todtgelacht und -gescherzt.

* * *

Jedoch—du und ich, Christenmenschen sind ja zum Segnen berufen. Diejenigen, welche unter dem Fluche standen, sollen ein Segen sein.

Selbstverständlich meint dies nicht bloß, daß nichts Sündliches vorkomme. Wie könnte Einer ein Christ sein und wider Gott sündigen? Auch ist es nicht genug, so zu wandeln, daß kein Anstoß und Aergerniß entsteht, denn wer den Geringsten ärgert, dem wäre es ja besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde, im Meere, da es am tiefsten ist. Selbst getreue Berufsausübung schafft noch nicht all den Segen, welchen Gott von seinen Kindern erwartet, obwohl ernste Pflichterfüllung immer segensreich wirkt.

Sowie Gott der Herr in Liebe und Barmherzigkeit das Menschengeschlecht mit Strömen der Gnade überschüttet, so erwartet Er von den Seinen, daß sie in Wort, Wandel und Liebesthätigkeit einem segnenden, Gedeihen hervorrufenden Bache gleichen. Sie leben ja nicht für sich selbst, haben nicht bloß ein für sich selbst gestecktes Ziel, sondern sind in eine Gemeinschaft hineingestellt, für die sie einen Beruf erhalten, an dem man nicht vorbeigehen darf mit der Kainsmoral: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" oder mit der Ausrede der Aeltesten: „Was geht es uns an? da siehe du zu."

Der Christ trinkt nicht nur für sich von dem Wasser des Lebens, das seinen tiefsten Durst nach Friede, Licht und Leben stillt, nein, er wird auch zum Brunnen für andere, nach dem Wort des Herrn: „Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Wir sollen uns nicht bloß des Lichtes freuen, das mitten im Winter im Stall zu Bethlehem erschien und hinein leuchtete in die Nacht der Schuld, in das Dunkel der irdischen Pilgrimschaft, in die Finsterniß des Grabes, nein, wir können und sollen auch zum Licht für Andere werden, wie der Herr sagte: Ihr seid das Licht der Welt.

Du sollst ein Segen sein. Wehe dir, wenn du es nicht bist; denn nur segnend wirst du aufgehoben gen Himmel. So steh denn da als ein Licht von Jesu Flamme entzündet; leuchte, wenn du auch darüber verbrennst, was thut es? Geschieht es um des Herrn willen, wohl dir. Auch neben der Kreuzigungsstätte ist ein Garten, darin blüht es. Sei nur getrost ein Salz — jedes Opfer muß ja mit Salz gesalzen werden—streue es ein in die Fäulniß der Welt mit deinem Zeugniß in Wort und That, und wenn es sein muß, laß dich selbst einstreuen als Salzkorn, wie einst die Märtyrer. Gott will, daß du ein Segen seist, nicht aus harter

Willkür, sondern damit du den Segen ererbest.

Das Wort — „Du sollst ein Segen sein" gibt nicht einzelnen Bevorzugten, sondern den Vätern und Müttern, der Jugend und den Kindern, den Nachbarn, Gefreundten, Predigern, Lehrern und Vorstehern, den Reichen und Armen.

Man braucht auch keine Großthaten zu vollbringen um zum Segen zu werden. Dr. Martin Luther hat durch sein Leben und Wirken gewiß mächtigen Segen in der Welt bewirkt. Aber auch kleine Züge in seinem Leben üben heute noch segensreichen Einfluß. Da finden wir ihn z. B. im Garten mit seinem Hans „Pferdchen" spielen, oder er singt seinem Lenchen ein Kinderlied vor, oder er schreibt seinem Kleinen von der Feste Coburg aus den wunderbar kindlichen Brief über Himmel und dessen Herrlichkeit. Welch ein Segen für diese Kinder nicht nur, sondern für die Nachwelt! Denn heute noch, wenn wir von einem echt christlichen, gemüthlichen Familienleben reden, citiren wir den Dr. Martin.

Du sollst ein Segen sein — Vater und Mutter.

Dazu ist auch nicht eine große Anzahl Lebensjahre, oder ungewöhnliche Reife im Christenthum erforderlich. Gottes Gnade ist auch in Schwachen und Kleinen mächtig zum Segnen. Hoch oben in den Savoyer Alpen wohnte zur Zeit der Waldensischen Verfolgungen eine Waldenserin mit ihrem einzigen Knaben. Sie war blind und sehnte sich doch so sehr nach dem Worte Gottes, das sie jedoch selten zu hören bekam. Der Knabe, welcher als Hirte sich und seine Mutter ernährte, kann endlich die Seufzer der Mutter nach Gottes Wort nicht mehr hören und faßt den Entschluß, schreiben zu lernen, um wenigstens Abschnitte der heil. Schrift abzuschreiben und sie der lieben Mutter vorzulesen, denn Druckerpressen gab's damals noch nicht. Drunten im Thal wohnt der Pfarrer der Gemeinde und dem offenbart der Kleine sein Herz. Sie verabreden mit einander, daß er zwei Abende in der Woche herunter komme in's Pfarrhaus, woselbst er Unterricht haben solle. Nie gab es einen eifrigeren Schüler als jenen Savoyarden-Hirten. Und als er den ersten Bibelvers abgeschrieben hatte, und ihn im Triumph zur lieben Mutter trug, da war es Licht in jener Hütte, denn der Vers lautete: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eingeborenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahin gegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?" Viel Hundert Abschnitte brachte der Sohn im Laufe der Zeit zur blinden Mutter. Und als sie heim ging zu Gott, da legte sie die Hände segnend auf des Sohnes Haupt und sprach: „Mein Sohn du wurdest mir zum unaussprechlichen Segen, denn du brachtest mir das Theuerste, das Wort aus Gottes Munde. Unser lieber himmlischer Vater wird mit dir sein und dich noch zum großen Segen machen." So wurde es. Farrell ist der berühmte Name jenes Hirtenknaben, welcher später als waldensischer Prediger und Lehrer ein scheinend Licht am dunklen Orte gewesen.

Du sollst ein Segen sein, liebe Jugend! Es überläuft mich kalt, wenn ich daran denke, wie viel Hundert Kinder zum Fluche werden, die ein Segen hätten sein können.

Die Glückseligkeit, ein Segen zu sein, hängt auch nicht von der Stellung im Leben, oder von Reichthum und Macht ab. Ein verachtet Lichtlein in den Augen der Stolzen giebt oft einen gar hellen Schein. Noch nicht lange ist es her, daß man einen armen Fabrikarbeiter begraben hat, welchen ich gut kannte. Selten sah man ihn am Werktag anders, als in blauer Arbeitsblouse. Aber er war einer von den Menschen, von denen man sagt: Sie bringen immer einen Segen mit. Er hatte nur eine Dorfschule genossen; seine Rede war jedoch lieblich und mit Salz gewürzt. Es standen ihm keine gelehrten Commentare zu Gebot; aber vor seiner Sonntagschul-Klasse hielt er mustergiltige Lektionen. Seinem Sarge folgte Arm und Reich, eine große Schaar früherer Schüler, Viele, denen er ein Wegweiser zum Leben gewesen und sein Andenken ist in Hunderten Häusern gesegnet.

Du sollst ein Segen sein. — Das gilt auch unsern Häusern und Gemeinden.

Ueber vielen Häusern liegt die Nacht der Sünde und des Unfriedens. Jedes Christenhaus aber, in dem Seelen wohnen, die den Herrn lieb haben, die sich von seinem Geiste treiben lassen, die in sein Bild verkläret sind — ist ein Stern in der Dunkelheit und wäre es die ärmste Hütte.—Jede Schule, in der die Lämmer geweidet und die Kleinen zu Jesu gebracht werden, daß er sie anrühre, in der die Kinder erzogen werden in der Zucht und Vermahnung zum Herrn—sie ist ein Stern.—Jede Kirche, in der Gottes Wort in Bezeugung des Geistes und der Kraft verkündigt wird, in der eine echte Christengemeinde die Opfer ihres Lobes bringt—sie ist ein Stern.

Ja, ihr Gemeinden, ihr sollt ein Segen sein. Ihr sollt die Engelsleiter des Gebets aufrichten, daß Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung aufsteige und Gottes Liebe sich herabneige auf die Seelen, auf Kirche und Va-

terland. Bei euch soll die Narde des Wortes Gottes ausgegossen sein, daß jeder, der bei dir eintritt, den Geruch von oben empfinde. Bei euch muß die Heilandsliebe wohnen, die nicht das Ihre sucht, sondern gern dient, die sich nicht erbittern läßt, sondern alle Morgen neu ist. Ihr sollt Bäume sein, darunter die Vögel des Himmels sich sammeln; Brunnen, die immer frisches Wasser spenden, ob Jemand kommt und schöpft oder nicht. Ihr sollt Feuerherde sein, darinnen das heilige Feuer gepflegt, Segenshäuser — Friede und Freude der Welt zu bringen—bis daß er kommt, der euch so unaussprechlich segnete.

* * *

Es rauscht die Zeit ins Meer der Ewigkeit. Einer Weberspule gleich fliegt unser Leben dahin. Wie Traum und Rauch — so schnell verschwindet das Dasein der Menschen. Noch ein paar Jahre höchstens — vielleicht nicht mehr so viele Stunden—und wir w a r e n. Was dann? Was wird uns die tiefste, innerste Befriedigung beim Abschluß unseres Lebensbuches verleihen? Was wird Gott der Herr darin suchen? Aufgespeichertes Wissen, aufgehäufte Ehre, Macht und Reichthum? Nichts von all dem. Die Welt vergeht mit ihrer Lust und wird uns beim Scheiden aus ihr gar klein erscheinen; bei Gott aber ist ihre Signatur in meinem Lebensbuche ein Gräuel.

„Ich habe dich gesegnet und zum Segen gesetzt, läßt der himmlische Vater mir sagen, daß du im Leben und Tod den Segen beerbest. Darnach schaue aus; das ist der Zweck deines Lebens, daß du Segen spendest, darnach werde ich, dein Gott, sehen und dir den Lohn geben."

So will ich denn mein klein Lichtlein brennen lassen, daß ein verirrter Schiffer den Hafen möge finden. So soll denn die in Gnaden mir verliehene Kraft eine Segensquelle für die Menschen werden. So will ich denn, ein armer Wanderer mich auf's Ernsthafteste bemühen, einige gute Spuren im Sand der Zeit zurückzulassen —

„Spuren, die vielleicht ein And'rer,
Der da kämpft mit Sturm und Fluth,
Ein verlorner armer Wand'rer
Wieder sieht und fasset Muth."

Und hilf, o Gott, daß, wenn einst meine Kinder und Freunde um mein Grab stehen, sie zu sagen vermögen: Er ist uns und der Menschheit zum Segen geworden. Da ich aber nur segnen kann, wenn ich gesegnet bin, so segne mich jetzt mit deinem heiligen Geiste, mit Licht, Liebe und Leben.

Kirchenvorsteher Emmons und die Gebetswoche.

Für Haus und Herd frei nach dem Englischen von G. Guth.

Die Abendmahlsfeier der Gemeinde des Pfarrers Parker, welche am ersten Sonntag im neuen Jahre stattfand, war eine besonders gesegnete und herzergreifende. Ein tiefer Ernst ruhte auf der zahlreichen Versammlung, aus welcher wiederholt laute Seufzer zu Gott emporstiegen.

Pfarrer Parker war eben im Begriff der Gemeinde das Schlußlied zu verkündigen; er legte aber das geöffnete Gesangbuch wieder auf die Bibel und schaute langsam über die ihm anvertrauten Seelen hin. Er war ein einfacher aber ernster Gottesmann, dem es darum zu thun war sein Amt redlich auszurichten und jedem Gliede seine Gebühr zukommen zu lassen. Er war ein Vorbild seiner Heerde im Wort, in der Lehre und im Wandel. Er hatte im verwichenen Gnadenjahre besonders hart gearbeitet, aber augenscheinlich mit geringem Erfolg. Seine Gemeinde war zusammengesetzt von Personen aus allen Volksschichten, die sich in den verschiedensten Lebenskreisen bewegten. Vor ihm saßen Geschäftsleute und Dienstboten, Fabrikherren und Lohnarbeiter, Gutsbesitzer und Gelehrte, ernste Christen und saumselige Glieder.

In der letzten Zeit ging es nicht ohne Kampf und Streit in der Gemeinde ab. Eifersüchteleien und Splitterrichten hatten sich eingebürgert. Es fehlte der Gemeinde die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Pfarrer Parker war in der letzten Zeit oft sehr unter der Wolke; es kam ihm vor, als sei alles Predigen und alle Seelsorge, die er an der Gemeinde übte, umsonst gewesen, und daß nur der Engel Gabriel mit seiner Trompete im Stande wäre, die Gemeinde aufzurütteln, von ihren Sünden zu überzeugen und zum Glauben an den Sohn Gottes zu führen. Während der Abendmahlsfeier aber hatten andere Gedanken sich seiner bemächtigt; es schien ihm als stünde er unter besonderer Leitung des heiligen Geistes, als hätte er einen besonderen Auftrag zu erfüllen. Er redete daher seine Gemeinde folgendermaßen an: „Meine lieben Freunde! Es ist euch allen bekannt, daß mit dem heutigen Sabbathtage die Gebetswoche ihren Anfang nimmt, und daß wir seit Jahren nach dem Programm der evangelischen Allianz Gottesdienst pflegten. Mir aber will es scheinen, daß wir in dieser Woche eine Veränderung dahin treffen sollten, daß wir uns in den vorgeschriebenen Gegenständen Tag für Tag üben sollten, statt für dieselben zu beten, wie das bis jetzt der Fall war. Was ich meine ist, daß wir die Gegenstände zum Gebet praktisch beleben sollten. Zum Beispiel. Der Gegenstand für Montag ist Mäßigkeit. Wie wäre es, wenn ein jedes von uns sich besonders befleißigen würde, morgen mäßig zu sein in allen Dingen. Am Dienstag sollen wir für die Sonntagschulsache beten. Gesetzt, wir würden unsere Sonntagsschüler besuchen und den jungen Leuten besondere Aufmerksamkeit schenken. Für Mittwoch ist der Gegenstand des Gebets: Christliche Gemeinschaft. Wie wäre es, wenn wir dieses Thema in praktische Ausführung bringen würden? Könnten wir uns nicht

gegenseitig Besuche abstatten und die Kluft und Kälte, die sich da und dort unter uns zeigt zu entfernen suchen? Am Donnerstag sollen wir für unsere Familien beten. Könnten wir uns nicht bestreben an diesem Tage in unserm Familienleben uns zu verhalten nach der Ermahnung des Apostels: „Und ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn.“ „Ihr Männer, liebet eure Weiber, und seid nicht bitter gegen sie.“? Ihr wißt ja, über solche Schriftstellen wird selten gepredigt! —

Am Freitag sollen wir für die Kirche beten, damit sie einflußreicher nach außen sei. Lasset uns aber so leben, wie Christus, das Haupt der Kirche, uns ein Vorbild gegeben hat. Das Thema für Samstag ist: Gebet für die Heidenvölker. Wohnen aber nicht auch Heiden in unserer Nähe — Personen, die sich weder um Gott noch um ihr Seelenheil bekümmern? Könnten wir vielleicht nicht diese besuchen und zum Besuch der Gottesdienste einladen? Vielleicht werden wir zur Einsicht kommen, wie viel Arbeit in unserer nächsten Nähe auf uns wartet. Wir wollen daher keine Gottesdienste für diese Woche anberaumen, sondern wir wollen uns bestreben, das Programm für die Gebetswoche im praktischen Leben auszuführen. Nächsten Samstag Abend wollen wir wieder zusammen kommen und eine Person aus unserer Mitte bestimmen, welche uns ihre Erfahrung dieser Woche nach dem eben angedeuteten Plane mittheilen soll. Wer für diesen Vorschlag ist, der bezeuge es durch Aufstehen.“ Die ganze Versammlung erhob sich bis auf Amos Tucker, den seine Frau nicht bewegen konnte, seine Zustimmung zum Plan des Pfarrers zu geben, obwohl sie ihn am Rockärmel zupfte. Er schüttelte seinen grauen Kopf und saß unbeweglich still.

Die ganze Gemeinde sang das Schlußlied mit besonderer Begeisterung, denn die Gedanken des Pfarrers Parker hatten eingeschlagen und nach dem Segensspruch gingen sämmtliche Zuhörer, bis auf Amos Tucker, heim mit dem festen Vorsatz, unter dem Beistande Gottes das Programm der Gebetswoche praktisch zu b e l e b e n.

Am darauffolgenden Samstag Abend kam die Gemeinde wieder zusammen, die freudige Stimmung aber des vorhergehenden Tages war verschwunden. Jedermann sah niedergeschlagen und traurig aus. Nach der Eröffnung des Gottesdienstes wurde zur Wahl der Person geschritten, welche ihre Erfahrung in der praktischen Ausführung der Gebetswoche zum Besten der Anwesenden geben sollte. Das Loos traf den Vorsteher Emmons. „Es thut mir in der That leid, daß das Loos mich getroffen hat, denn ich habe euch gewiß nichts Erfreuliches zu berichten.“ Mit diesen Worten erhob sich der Vorsteher langsam und bedächtig. „Wir fordern nichts Erfreuliches“, erwiderte Pfarrer Harker. „Was wir wollen ist die wirkliche Erfahrung einer Person unter uns, die wir kennen und deren Zeugniß Aufnahme findet, und ich bin gewiß, Vorsteher Emmons wird sich in seiner Mittheilung streng an seiner Erfahrung halten.“

Vorsteher Emmons war ein altes, wohlangesehens Mitglied der Gemeinde. Er hatte ein bedeutendes Geschäft im Städtchen und war als Ehrenmann und Christ weit und breit bekannt. „Meine Brüder“, begann er, „da das Loos mich getroffen hat, sehe ich nicht ein, warum ich euch meine Erfahrung nicht erzählen sollte. Ich fühle mich beschämt und gedemüthigt, und das mit Recht; ich hoffe aber und bete zu Gott, daß ich durch die Erfahrung der letzten sechs Tage Manches gelernt haben möge. Ohne weitere Umschweife will ich euch erzählen, wie es mir ging. Am Montag schaute ich um mich, zu sehen, wo ich den Anfang in der Mäßigkeitssache machen sollte. Ihr wißt ja, daß ich keine geistigen Getränke über meine Lippen kommen lasse. Im Genusse des Kaffees aber bin ich leidenschaftlich. Mein Arzt hatte mir schon oft denselben verboten, da der Genuß, wie ich auch selber zu glauben geneigt bin, meiner Gesundheit nicht zuträglich ist. Ich weiß auch, daß der starke Kaffee mich nörvös macht und aufregt, so daß ich oft griesgrämig und verstimmt bin. Ich nahm mir daher vor, im Genuß des Kaffees abzubrechen. Aber ich muß euch gestehen, das war keine leichte Aufgabe. — Das Frühstück wollte mir nicht schmecken — ich sah ein, wie leidenschaftlich ich in diesem Stück bin — ich konnte mich kaum überwinden. Wenn es einen Mann giebt, der mehr am berauschenden Getränke hängt, als ich am Kaffee hing, so bedauere ich ihn von Herzen: ich bin jedoch gewiß, daß es dem Trinker möglich ist, vom Bier und Schnapps zu lassen, wenn er es nur mit Ernst versucht, denn es ist mir gelungen dem Kaffeegenuß abzusagen.

Beim Mittagsmahl begann der Kampf auf's Neue. Ich bin ein besonderer Freund der Pastete zum Nachtisch, und fehlt dieselbe nie auf unserer Tafel. Ich weiß wohl, daß dieser Nachtisch zum großen Theil schuld daran ist, daß ich an Unverdaulichkeit leiden muß. Mein Magen steht beständig auf dem Kriegsfuß mit der Pastete, und unser Familienarzt hat mir oft genug gesagt, daß ich nicht gesund werden kann, bis ich mich im Essen besser zu beherrschen weiß. Ich weiß auch, daß ich selbst genießbarer und freundlicher wäre, wenn ich einen gesunden Magen hätte. Ich las in der Bibel beim Familiengottesdienst am Montag Morgen, daß wir unsere Leiber Gott zum Opfer begeben sollen, das da lebendig, heilig und gottgefällig und unser vernünftiger Gottesdienst wäre. Ach, seufzte ich, so lange du an deinem schlechten Magen selber schuld bist, kannst du deinen Leib Gott nicht zum gefälligen Opfer weihen! Ich nahm mir vor, keinen Pie mehr zu essen. Aber o weh! Ich konnte mich nicht überwinden — ich aß Pastete wie immer — gegen besseres Wissen, und ich versichere euch, mein Gewissen hat mir zu schaffen gemacht. Es warf mir vor, wie oft hast du den Trunkenbold rücksichtslos behandelt und verdammt, weil er vom Trinken nicht läßt, und du kannst dich nicht einmal überwinden im Genuß von Speisen die dir offenbar schaden. Ich gestehe euch, meine Brüder, ich habe mich letzten Montag besser kennen gelernt, als je zuvor! —

„Am Dienstag machte ich mich auf den Weg, meine Bibelklasse zu besuchen. Einige Schüler meiner Klasse waren in letzter Zeit sehr unregelmäßig im Besuch der Sonntagschule und ich muß euch bekennen, daß ich zu sehr in Geschäften vertieft war, um mich sonderlich um sie zu bekümmern. Ich kann auch heute Abend nicht alles erzählen, was ich beim Besuch meiner Sonntagschulklasse ausfindig machte. Ich fand einen Schüler krank im Bett; seit drei Wochen hatte der Junge unsäglich gelitten. Er war sehr froh mich zu sehen, ich redete mit ihm und wies ihn auf den Heiland hin. Vor meinem Weggehen betete ich mit der Familie. Als ich das Haus verließ, vernahm ich zum ersten Mal in meinem Leben die Zuflüsterung der Worte des Heilandes: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.“

„Als ich mich vom Besuch des zweiten Schülers verabschiedet hatte, sprach die Mutter folgende Worte aus: „Ich bin so froh, daß Sie uns doch einmal besucht und nach unserm Kinde sich erkundigt haben Sie wissen wohl, mein Mann frägt nicht nach der Kirche, aber wie oft hat er mir vorgeworfen, daß

die Mitglieder einer Kirche nicht besser sind als andere Leute. 'Sieh nur,' pflegte er zu sagen, 'wenn der Kirchenvorsteher Emmons ein so guter Christ wäre, wie er zu sein vorgiebt, so würde er sich doch auch um unsern Johann bekümmern und ihn hie und da besuchen müssen.' Ich habe oft gefühlt, als ob wir euch zu gering wären und ihr in unserem Wohlergehen kein Interesse hättet, aber ich bin jetzt eines anderen überzeugt. Besuchen Sie uns doch bald wieder, Herr Emmons."

Meine Brüder! Ich muß euch bekennen, daß der Besuch meiner Bibelklasse mir großen Nutzen einbrachte, und ich habe mir vorgenommen, von jetzt ab meinen Sonntagschülern mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

„Mittwoch, wie ihr wißt, war Christlicher-Gemeinschaftstag. Ich stellte mir vor, ich würde an diesem Tage leicht hindurchsegeln. Den Morgen brachte ich zu im Besuch meiner Nachbarn und ich hatte eine angenehme Zeit. Als ich aber gegen Mittag nach Hause kehrte, begrüßte mich meine Frau mit den Worten: „Weißt du auch, daß der Stier des Squire Amos Ducker in deinen jungen Obstgarten eingebrochen ist und großen Schaden unter den theuren Bäumen, die du in den letzten Jahren gepflanzt hattest, angerichtet?" In einem Nu stieg der alte Adam in seiner vollen Größe in mir auf. Der schwarze Stier des Amos Ducker war schon früher in meine Felder eingebrochen. Der Stier wäre schon recht gewesen, aber der Ducker hat den Stier nicht eingezäunt wie sich's gehört. Auf meinen jungen Obstgarten war ich besonders stolz und machte mir große Versprechungen. Mein Wohlwollen, das ich heute kund werden lassen wollte gegen Jedermann war verschwunden. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Amos Ducker aufzusuchen und ihm die Leviten nach Noten zu verlesen. Dieser aber hörte mir ruhig zu, bis ich meinem Zorn Luft gemacht hatte, worauf er mich in sanften Worten daran erinnerte, daß heute der Tag der Christlichen Gemeinschaft ist. Diese Bemerkung ging mir zu Herzen; ich hätte mich verkriechen mögen. Im Augenblick stand mein Leben vor mir und ich mußte mir sagen: „Armer Emmons! seit Jahren bekennst du ein Christ zu sein und bist nicht einmal im Stande, einen Tag deine Zunge im Zaume zu halten und lässest dich vom Bösen überwinden."

„Brüder!" rief eine Stimme in gebrochenem Tone aus, „laßt mich euch den Ausgang der Zusammenkunft des Vorstehers Emmons mit mir erzählen. Er bat sogleich um Verzeihung, daß er mir so barsch in's Haus gefallen sei, obgleich es nicht halb so schlimm war, wie er sich's vorstellt. Er sagte mir sogar, daß das Christenthum an seinem ungebührlichen Benehmen nicht Schuld sei, sondern daß diese auf ihn selbst zurückfalle. Nein, Herr Emmons kam mir als Mann und Christ entgegen und gewann meine Achtung dermaßen, daß er jetzt höher in meinen Augen steht als je zuvor. Mehr noch als dieses, Herr Emmons Entgegenkommen hat mich bestimmt, von jetzt ab ein ganzer Christ zu sein. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich das neue Jahr mit neuen Entschlüssen angetreten habe." Mit diesen Worten setzte sich Amos Ducker schluchzend nieder.

„Gelobet sei der Herr!" „Hallelujah!" „Amen, Amen!" hallte es durch die ganze Versammlung wieder.

„Gebet für die Familie, war das Thema auf Donnerstag," fuhr Emmons fort, „ich stand bei Zeiten auf, um Feuer zu machen, als ich aber in die Küche kam, entdeckte ich, daß mein Sohn Jesse vergessen hatte Holz und Kohlen aus dem Keller herbeizuschaffen, was doch seine Arbeit ist. Anfänglich wollte ich ihn ordentlich hernehmen, doch ich besann mich eines Besseren. Ich hielt an mich, ging in den Keller und besorgte Holz und Kohlen, ohne ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Nachdem das Feuer brannte, ging ich in die Kammer meine Frau zu wecken.

„Ach!" seufzte sie, „ich habe ein schreckliches Kopfweh, Simon, doch will ich sogleich kommen." Daß meine Frau Kopfweh hatte, war mir nichts Neues. Die Frauen haben ja so wie so immer zu klagen, ich war eben im Begriff, ihr eine Antwort in dieser Richtung zu geben, als mir die Worte des Apostels, die der Prediger letzten Sonntag anführte, in den Sinn kamen: „Ihr Männer, liebet eure Weiber, und seid nicht bitter gegen sie!" Ich antwortete gelassen: „Philippine, bleib' nur ruhig liegen, bis dein Kopf besser ist, Emma kann das Kochen heute besorgen." Meine Frau wandte sich rasch um und richtete einen Blick so voller Verwunderung auf mich, daß mir derselbe durch Mark und Bein fuhr.

„Ach! Emmons!" hieß es in meinem Innern, „was bist du doch für ein Hausvater gewesen! Dein treues Weib, die seit mehr denn zwanzig Jahren Freud und Leid mit dir theilt, ist förmlich überrascht, ein freundliches Wort von dir zu hören auf ihre Klagen über Kopfweh!"

„Ich holte Wasser herbei, ging in den Stall, die Kuh zu melken; eine Arbeit, die meine Frau gerne thut, die ihr aber beim Kopfweh ungemein schwer fällt. Als ich in die Küche trat, stand meine Philippine über dem Ofen und beschäftigte sich mit der Zubereitung des Frühstücks, ihre Augen waren mit Thränen der Freude über mein mildes Wesen gefüllt. Ich versichere euch, ich kam mir als hartherziger Mann gegen mein Weib vor, und ich fühlte herzlich schlecht.

„Doch es sollte noch ganz anders kommen. Gegen Abend ging ich in den Keller, Aepfel für die Kinder zu holen. Während ich mich daselbst beschäftigte, überhörte ich folgendes Zwiegespräch zwischen den beiden Kindern die sich im Zimmer über dem Keller befanden. Jesse: „Weißt du was, Emma, ich glaube ganz gewiß, daß unser Vater bald sterben wird." Emma: „Ei, wie kommst du auch nur auf einen solchen Einfall, Jesse, unser Vater ist ja noch jung und rüstig, warum sollte er schon sterben müssen?" Jesse antwortete: „Hast du denn nicht wahrgenommen, Emma, wie gut und liebenswürdig der Vater diese ganze Woche hindurch gewesen ist? Er hat nicht ein einziges hartes Wort gegen uns ausgesprochen und ich sage dir, wenn einmal die Leute so gutmüthig und fromm werden, wie das bei unserm Vater der Fall ist, können sie nicht mehr sehr lange in dieser Welt leben."

„Als ich diesen Worten meiner Kinder lauschte, da brach mir mein Herz; ich setzte mich auf die Kellertreppe und weinte mich recht satt. Es schien mir, als könnte ich sehen, wie Jesus mich anschaut, gerade so wie er einst dem Petrus beim Kohlenfeuer einen Blick voller Mitleid zukommen ließ. Bisher waren meine Kinder gewöhnt, von mir eine kalte und harte Behandlung zu erwarten, daß ich einmal den Versuch machte, meine Kinder nicht zum Zorn zu reizen, fiel ihnen besonders auf. Bisher ließ ich es an Schelten und Drohen nicht fehlen; ich predigte an sie hin und betete für sie, aber nie war es mir eingefallen, daß ich ihnen ein gutes Beispiel schuldig sei. Mit jedem Tage lernte ich mich besser kennen und kam ich mir geringer und verächtlicher vor.

„Gestern nahm ich mir vor, den Tag in meinem Geschäftsladen zuzubringen. Anfänglich ging Alles treff-

lich von statten und ich glaubte schon meine Erfahrung sei mir zum großen Nutzen geworden. Aber nur zu bald wurde ich eines anderen überzeugt. Unter den Kunden, die sich einstellten, befand sich auch die Frau des Richters Hermann, welche Zeug für Fenstervorhänge kaufen wollte. Ich legte ihr ein neues Stück vor, welches ihr beim ersten Blick so gefiel, daß sie es nicht näher betrachtete, sondern sogleich das ganze Stück sich käuflicherweise aneignete. Beim Einwickeln der Waare aber schlug mich mein Gewissen wie nie zuvor. Mein Herz pochte und mein Gesicht wurde überroth vor Schamgefühl. „Du bist ein Betrüger, ein Betrüger!" hieß es in meinem Innern, „du hast Frau Hermann nicht aufmerksam gemacht auf den Fehler im Gewebe des Zeugs." Dieses Gefühl der Unaufrichtigkeit trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Ich erlaubte mir daher folgende Bemerkung zu machen: „Frau Hermann, haben Sie auch wahrgenommen, daß hie und da ein Faden im Gewebe des Tuches fehlt, wäre es nicht gerathen, Sie würden dasselbe genauer besichtigen, ehe Sie dafür zahlen?" Nachdem Frau Hermann auf meinen Rath hin, die Waare genauer musterte, kam sie zum Schluß, daß es ihr nicht entspreche.

„Daß Frau Hermann den Laden verließ, ohne Waaren gekauft zu haben, beleidigte mich durchaus nicht. Aber daß ich so oft meine Kunden durch Stillschweigen übervortheilt hatte, das zwickte mich auf das Allerempfindlichste. Es schien auch, als sollte ich den ganzen Tag hindurch eine Gelegenheit nach der andern bekommen, mich näher kennen zu lernen. Als ich den Laden verließ, um mich zur Ruhe zu begeben, ließ mich mein beunruhigtes Gewissen nicht zum Schlafe kommen. Nach anhaltendem Gebet zu Gott, um Vergebung und Gnade, ein besserer Christ im Geschäftsleben zu werden, schlief ich endlich ein.

„Heute Morgen nahm ich mir vor, diesen Tag der Missionssache zu widmen nach dem vorgeschriebenen Programme, ich wollte nach dem Vorschlag unsers Predigers, den Heiden helfen, die näher, die vor meimeiner Thüre stehen. Mein erster Besuch galt der Wittwe Widder. Mit Testamenten und Traktaten versehen, klopfte ich an ihre Thüre. Ich begrüßte sie mit einem freundlichen guten Morgen. Was ich aber zuerst sagen sollte, war mir nicht recht klar. Ich durfte ihr doch nicht sogleich mittheilen, daß ich gekommen sei, sie von ihrem bösen Wege zu bekehren. Ich fing daher folgendermaßen an: „Wir sehen Sie nicht sehr oft in der Versammlung —" Ehe ich in meiner Rede weiter kommen konnte, fuhr sie schnell wie der Blitz heraus: „Nein, Herr Emmons, Sie sehen mich nicht in der Kirche, ich bleibe daheim und bekümmere mich um meine eigenen Sachen." „Schon recht," antwortete ich, „es würde uns aber sehr freuen, wenn Sie auch in die Kirche kämen. „Was?" schrie die Wittwe in hellem Zorn auf; „was? Sie würden mich gerne in ihrer Kirche sehen? Hören Sie, Herr Kirchenvorsteher, fünfzehn lange Jahre sind wir Nachbarn gewesen. Sie wissen, daß wir nie in die Kirche gehen und daß wir keinen Anspruch auf Religion machen, Sie wissen auch, daß wir ärmer sind, als der Tod und gottloser als die Sünde selbst! Der Jakob säuft und flucht, und Lisbeth ist so unwissend, daß sie keinen Buchstaben lesen kann. Was fällt Ihnen aber ein, heute Morgen so fromm zu mir zu reden? Zur Kirche gehen? — Ich gehe oder lasse es bleiben — je nach meinem Belieben. Hören Sie! Machen Sie sich aus dem Staube!"

„Mit diesen Worten griff sie nach dem Besen. Ich ließ mich nicht zum zweiten Mal ausbieten und ging davon. Weitere Namen will ich nicht nennen, aber meine Erfahrung wiederholte sich den ganzen Morgen hindurch. Ach, meine Brüder! Wie Vieles ist für die Heiden um uns her zu thun und wie wenig habe ich bis jetzt gethan! Ich habe Geld gegeben für die Heiden in fernen Ländern und um ihre Bekehrung zu Gott gefleht, aber die Heiden zu Hause habe ich bis jetzt übersehen. Es schien mir, der Herr ruft mir zu: „Dieses sollte man thun und Jenes nicht lassen."

„Mein Gewissen ist aufgewacht, ich kann mich nur anklagen vor dem Herrn und ausrufen: „Gott, sei mir Sünder gnädig!"

Mit diesen Worten schloß Herr Emmons die Erzählung seiner Erfahrung in der Gebetswoche. Er setzte sich und beugte das Haupt tief auf die Brust, während Thränen über die Wangen rannen. So viel war der Versammlung abzusehen, daß der Kirchenvorsteher nicht der einzige war, der durch den Versuch, das Programm der Gebetswoche im praktischen Leben auszuführen, tief in das eigene Herz und Leben eingeführt worden war. Pfarrer Parker richtete einige Worte an die Versammlung, worauf er dann sein Herz im Gebet vor Gott ausschüttete. Der Herr war fühlbar nahe. Ein anderer Geist war über die Glieder der Gemeinde gekommen. Eine gründliche Erweckung fand statt, Seelen wurden zum Herrn bekehrt und Pfarrer Parker durfte sehen, daß seine Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich war.

Weihnachten in Ostindien.

Nun, da Weihnachten vor der Thüre steht und die Herzen der Kleinen und Großen sich darauf freuen, möchten wir auch einmal unsere Blicke nach Indien wenden, in das Land der schönsten Edelsteine und Mineralien, wo die Bäume und Blumen in dieser Jahreszeit nicht mit Schnee bedeckt, sondern in ihrer schönsten Pracht stehen. Wie mag es wohl dort in jenem, von Gott so reichlich gesegneten Lande zu dieser Zeit aussehen?—Feiern auch die Heiden wie die Christen in Europa dieses Fest, machen sie auch Vorbereitungen dazu?

Auf diese Fragen muß man fast ja und nein antworten; denn von den Heiden, welche Beamten und Unterthanen sind, ist das Weihnachtsfest („der Geburtstag des Christen-Gottes") als ein von der Regierung geordneter allgemeiner Festtag geehrt. An diesem Tage treffen sie, wenn auch nur kurz vorher, ihre Vorbereitungen, denn schon am heiligen Abend und früh am Weihnachtstag werden die Häuser manch eines vornehmen Hindu und Beamten, wie auch die der Hinduchristen, verziert mit umgehauenen, fruchttragenden Platanenbäumen, grünen Cocosblättern und Blumen, unter welchen der gelb, roth und weiße Kismispoo oder Chrysanthemum, der zu dieser Zeit wild wächst, und in den meisten Gärten zu finden ist, eine Hauptrolle spielt.

Die Häuser werden auch für dieses Fest gereinigt, und an diesem Tage zieht man die besten

Kleider an, denn nicht nur machen die Hindus Besuche bei allen europäischen Beamten und Predigern, sondern werden auch von ihren Angehörigen und Unterthanen besucht, mit Blumen und Guirlanden geschmückt und mit Lemonen beschenkt, denn es ist Sitte dort bei jeder großen Festlichkeit, daß ein jeder, der Besuch macht, eine Lemone in der Hand bringt unter Verbeugung mit dem Gruße Salaam (d. h. „Friede sei mit dir") die rechte Hand auf seine Stirn legt und die Lemone dem von ihm Besuchten darreicht, sich nach seinem Wohlbefinden erkundigt und dann mit Glückwünschen Abschied nimmt. Zu diesen Besuchen darf aber der Betel (die scharf schmeckenden Blätter einer Schlingpflanze) und die Aricanuß, die Nuß vom Arica-Palmbaum, nicht fehlen, denn wenn man einem Hindu die Schmach anthut, daß man ihn bei solchen Gelegenheiten, ohne Betelnuß anzubieten, verabschiedet, so gilt dies als große Beleidigung, die er nicht verschmerzen kann.

Bei solchen Besuchen sind die Hindufrauen nicht zugegen, sondern sie bleiben bei einander im inneren Theil des Hauses, wo die Gemächer der Frauen sind, dunkle Löcher mit nur einem oder höchstens zwei winzigen vergitterten Fensterchen, nicht einmal so groß als ein Dachfenster hier. Da sitzen die Frauen, ihren Betel und Nuß kauend, und unterhalten sich mit den Angelegenheiten ihrer Nebenschwestern.

Auf der Straße ziehen maskirte Gruppen umher, in der Mitte einer, der auf einem hölzernen Pferde sitzt und zu der ohrenzerreißenden Musik der Tomtom (eine Art Trommel) und der schrillenden Pfeife tanzt. Die anderen Figuren sind wie Tiger, wilde Thiere und schwarze Kaffern gemalt und gekleidet und sind schrecklich anzusehen. Diese Gruppen tanzen vor den Häusern, und um sie los zu werden, schenkt man ihnen 1 oder 2 Rupien (1 Rupie etwa 50 Cts. amerikanisches Geld). Was der Ursprung dieser Maskeraden sein mag, ist noch nicht erklärt. Dann kommen die Seiltänzer und Schlangenbeschwörer, ihre Künste vorzutragen. Die Hauptperson darunter geht, den Leib mit riesenhaften Schlangen umschlungen, herum.

Auch die Bettler sehen dieses Fest als eines der günstigsten an, denn sie kommen haufenweise und bitten um Almosen an des „Christen-Gottes Geburtstag," aber von ihm selbst wollen sie nichts wissen.

So feiern die Heiden in Indien Weihnachten, aber wie bringen die Hinduchristen diesen Tag zu und haben sie auch Christbäume? Tags vorher backen sie verschiedenartige, wohlschmeckende Kuchen; freiwillige Beiträge decken die Ausgaben zur Schmückung der Kirche, sowie zu Feuerwerk. Die Häuser und Höfe werden extra schön gereinigt, und am Christabend beim Glockengeläute kommen Groß und Klein zum Gottesdienst, denn in jenem Lande, wo die Heiden ihre 33 Millionen Götter verehren, ist es unter den Hinduchristen eine große Schande, ohne genügende Gründe den Kirchenbesuch zu versäumen.

Nach dem Gottesdienst singen sie ihre eigenen, oft selbst komponirten Lieder zur Begleitung der Geige. Manche von den Heiden kommen auch an diesem Abende zum Gottesdienst, denn sie möchten die schön geschmückte Kirche sehen, und von dem Christengott, der seinen Sohn geschickt hat, hören.

Nach der Kirche wird der Christbaum im Hause des Missionars oder in der Schule angezündet und die Geschenke, meistens bestehend in Kleidungsstücken, vertheilt. Der Weihnachtsbaum ist zwar kein Tannenbaum, sondern ein ihm ähnlicher Baum; er heißt „Casserino"-Baum. Die Leuchter und Verzierungen bekommt man in den großen Läden. Es wird Mitternacht, bis das Feuerwerk und alles vorbei ist; und kaum wird es Morgen, dann kommen die Kinder mit einigen Erwachsenen und singen Weihnachtslieder zur Begleitung der Geige vor.

Die Frauen bringen ihre schön gebackenen Reiskuchen, die sie an diesem Tage mit Eier und Zucker bereiten. Diese Reiskuchen („Oppam" genannt) werden überall in Indien als Morgenbrod gegessen. Frauen sitzen früh Morgens auf der Straße unter dem Schatten eines Baumes mit ihren kleinen irdenen Kochheerden und backen diese wohlschmeckenden Kuchen, die mit Reismehl und Cocosmilch bereitet sind.

Nach dem Gottesdienst, der gewöhnlich um 9 Uhr Vormittags anfängt, kommt die Gemeinde, Groß und Klein, ihre Grüße und Wünsche, die in einem selbst komponirten Lied bestehen, vorzutragen, dabei bekränzen sie den Missionar und seine Familie mit Guirlanden um Hals und Arme. Auch hier fehlen die Lemonen und Betelnuß zum Abschied nicht.

Die Feierlichkeiten des Tages enden mit einer gemeinsamen Mahlzeit. Dieses Essen besteht nicht in verschiedenartigen Braten, Salat u. s. w., sondern nur in gekochtem Reis, verschiedenen scharf schmeckenden Curries vom Hammel- und Hühnerfleisch, Gemüse und scharfen Pickles. Es wird an diesem Tage, wie bei allen Festlichkeiten, nicht aus Zinntellern oder irdenen Schüsseln gegessen, sondern auf Platanenblättern. Wein und Bier giebt es nicht; das reine Quellwasser genügt allen.

Von Tanz- und Zechgesellschaften weiß man so wenig, als von Tischdecken, Besteck und Stüh-

len, denn das Essen wird aufgetragen in denselben Schüsseln, in welchen es gekocht ist, und den auf Matten am Boden sitzenden Gästen getheilt, die es mit der rechten Hand sodann verzehren. Die Frauen sitzen nicht dabei, nur die Männer und Kinder. Nach dem Essen wird wieder gesungen bis spät Nachts.

Schreiberin dieser Zeilen schließt mit der Bitte an die fröhlichen Kinder und Mütter in Amerika, sie möchten betend auch der Millionen in Indien gedenken, damit der Stern, der die Weisen vom Morgenlande bis zur Krippe in Bethlehem führte, auch dort hell strahlen und die Heiden mit seinem Licht erleuchten mögen.

Aus Ostindien.

Gottes Friedensengel.

Zum Bild für Haus und Herd von Oculens.

Auf die Erde steigt er nieder,
Kommt die Christtagsfreude wieder,
Gottes Friedensengel;
Kommt mit himmlisch holdem Glänzen,
Kommt mit Paradieses-Kränzen,
Decket unsre Mängel.

Freudig schwingt er seine Flügel,
Freudig über Thal und Hügel
Auf dem Erdenrunde.
Allen Menschen groß und kleine,
Allen Menschen bringt er seine
Frohe, frohe Kunde.

Höret es, ihr Menschenkinder,
Freuet euch, ihr armen Sünder,
Nehmt es zu Gemüthe;
Gott im Himmel Segen spendet,
Und euch diese Botschaft sendet:
Friede, Friede, Friede!

Friede träufeln hoch die Himmel,
Friede in das Weltgetümmel,
Friede, Friede Allen.
Friede weht es in den Lüften,
Friede haucht es in den Düften,
Gottes Wohlgefallen.

Friede in der Armen Hütten,
Friede in der Reichen Mitten,
Friede ohne Ende.
Wo die Herzen sich entzweiet,
Werde jetzt der Bund erneuet,
Reichet euch die Hände.

Friede den bedrängten Herzen,
Friede in der Nacht der Schmerzen,
Lebenskraft und Sonne;
Friede bis das Dunkel schwindet,
Morgenroth den Tag ankündet,
Himmelslicht und Wonne.

Zur Charakteristik Stonewall Jackson's.

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

Mit dem Leben, daß heißt, mit den äußeren Lebensumständen des berühmten Rebellengenerals Thomas Jonathan Jackson, genannt Stonewall, sind wohl die meisten unserer Leser in solchem Grade vertraut, daß es sich kaum der Mühe lohnen würde, an dieser Stelle eine eingehende Beschreibung derselben zu liefern. Haben doch seine Erfolge in Mexiko, seine Siege bei Bull-Run, Gaines Mills, Harpers Ferry und Chancellorsville seinen Namen als den eines Helden mit unauslöschlichen Buchstaben in die Annalen der Geschichte unseres Landes eingegraben.

Doch auch hier gilt das Wort:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“

Wir Kinder des Nordens, deren Sympathieen selbstredend mit unseren Bundestruppen zu Felde zogen, haben meist eine, uns selbst kaum bewußte Neigung, alle Südländer, zumal die hervorragenden Häupter ihrer Partei, in ein und denselben großen Topf der Scheußlichkeit zu werfen und mit Verachtung zuzudecken. Der Ungerechtigkeit solch' summarischen Verfahrens werden wir uns kaum bewußt, zumal ja Gott, wie wir annehmen, durch das endliche Resultat des Krieges genugsam bewiesen, welches auch in seinen Augen die wahrhaft gute und gerechte Sache sei. Ja Sache; das ist ja gerade das Schwere im Parteistreit, rein sachlich zu bleiben und nie persönlich zu werden.

Sachlichkeit — Objectivität, wie der technische Ausdruck lautet, ist wohl der höchste Vorzug gewissenhafter Geschichtschreibung, aber wir vermissen ihn meist nur zu sehr.

Da hat jeder seine fertige politische Meinung, seine vorgefaßten Ideen und Ansichten, die er nun bandwurmartig vor uns zu entwickeln sucht, und wir? — sind am Schluß der langen Lectüre in Bezug auf den eigentlichen geschichtlichen Sachverhalt ebenso unwissend als zuvor. Wir wissen nur was Herr X. oder Y., dieser oder jener sogenannte Geschichtsschreiber davon zu halten beliebt.

Ist es bei so bewandten Umständen ein Wunder, wenn die Lust am Studium der Geschichte, diesem großen Buch der Erfahrungen der Menschheit, besonders unter unserer Jugend immer mehr schwindet? Ganz natürlich! Weil eben Niemand mehr an die unverfälschte Wahrheit der Darstellung glaubt, kann man sich auch nicht mehr dafür erwärmen und begeistern.

Dennoch aber sind wir nicht hoffnungslos dem historischen Unglauben verfallen. Es giebt einen

Schlüssel zur Schatzkammer der geschichtlichen Wahrheit und dem, der ihn hat und zu gebrauchen weiß, öffnet er den Zugang zu ungeahnten Reichthümern.

Liebe heißt dieser Schlüssel. Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern das, das des Andern ist. Versuche es einmal dich mit liebevoller Hingabe ganz in die Charaktereigenthümlichkeit nur einer einzigen historischen Person zu versenken und du wirst es inne werden, wie gerade dieses dir das Verständniß öffnet für die ganzen, oft so verwickelten Zeitverhältnisse, in welchen sie gelebt.

Wer könnte zum Beispiel die Geschichte des Christenthums verstehen, ohne ein liebendes Eingehen auf den heiligen Charakter des Herrn selbst. Hier ist der Lichtheerd der Erkenntniß für alle spätere Entwicklung. Und dasselbe was gilt von dem größten und bedeutendsten Ereigniß der Geschichte, gilt, wenn auch in beschränkterem Maß, von allen anderen historischen Epochen.

Jackson war in Bezug auf seinen Charakter ganz das, was wir mit dem landläufigen Ausdruck "self-made" bezeichnen. Seinen Vater, ein Engländer von Geburt, hat er nie gekannt. Seine Mutter starb als er zehn Jahre alt war, und wenn auch ihr frommes Hinscheiden einen tiefen Eindruck auf den Knaben gemacht hat, wie er selbst wiederholt bezeugt, so dürfen wir doch demselben kaum eine nachhaltige, erziehliche Wirkung zuschreiben. Sein Onkel, Judge Jackson, von West Virginien, sorgte allerdings in freundlicher Weise für die Unterstützung und das äußere Fortkommen des Knaben, hat aber ebensowenig Theil an der eigentlichen Charakterbildung seines Neffen.

Dieser war mit seiner Entwickelung so zu sagen ganz auf sich selbst angewiesen.

Eine eigenthümliche Selbständigkeit im Denken, wie im Handeln bildete sich schon so früh bei ihm aus, die für sein ganzes späteres Leben charakteristisch ist. Ein Beispiel mag das am Besten zeigen.

Mit 15 Jahren war er ein kränkliches, schwächliches Kind und die Aerzte, die man zu Rathe zog, versicherten einmüthig, daß er früh sterben und das Mannesalter nicht erreichen werde. Da beschloß er, wie er selbst erzählt, er wolle nicht sterben, und in der That, sein Wille ging aus dem Kampf mit seiner Schwäche als Sieger hervor.

Er suchte, ohne irgend Jemand um Rath zu fragen, die Stellung eines Sheriff, nur um durch das viele Reiten und die Bewegung in freier Luft, die dieser Beruf mit sich bringt, seinen Körper zu kräftigen. Aus demselben Grund trat er auch als Cadet in die Militärakademie zu West Point, und wirklich, die Uebungen und Strapazen des Soldatenlebens, verbunden mit der unbeugsamen Energie seines Willens wirkten, was aller Rath und Medicin der Aerzte nicht bewirken konnte; er wurde gesund.

Freilich immer auf's Neue hatte er zu kämpfen, aber immer auf's Neue trug er auch den Sieg davon.

Gerade als ihm der ehrenvolle Ruf zu Theil wurde, an der Militärakademie zu Lexington eine Professur zu übernehmen, war sein Gesundheitszustand ein sehr besorgnißerregender. Freunde glaubten, ihn vor Ueberschätzung seiner Kraft warnen zu müssen. Er aber erwiderte: „Ich bin überzeugt, daß mir dieser Ruf von Gott kommt, denn ich habe ihn nicht gesucht. Sollte aber Gott die Lösung einer Aufgabe von mir fordern, der ich körperlicher Schwäche wegen nicht gewachsen bin? Nimmermehr! Gott weiß, daß ich kann, was ich ernstlich will, und darum folge ich seiner Weisung."

Bezeichnend für diese Energie des Willens, die jeder an ihm kannte, ist auch das, was einer seiner Freunde in West Point bei Gelegenheit über ihn verlauten ließ.

Dieser, von einem Anderen gefragt, wie es Jackson gehe und was er jetzt treibe, antwortete: „Das Letzte, was ich von ihm hörte, war, daß er Geige spielen lernte."

„Was! Jackson? der hat ja auch nicht die mindeste musikalische Anlage."

„Macht nichts: gewiß ist, wenn der spielen lernen will, so kann er's auch, wer weiß, ob nicht noch ein Paganini aus ihm wird."

Eine seltene Wahrheitsliebe, ja eine oft allzu peinliche Genauigkeit in seinen Aussagen und Behauptungen war ebenfalls ein hervorragender Charakterzug Jackson's.

Er wog Alles, was er sagte, auch die unbedeutendsten Dinge, mit derselben Gewissenhaftigkeit, als wenn er sie vor Gericht unter Eid zu Protokoll geben sollte. Seine intimeren Freunde verspotteten diese Art wohl als eine zu pedantische. Sie suchten ihm klar zu machen, daß durch solch' übergroße Genauigkeit im Ausdruck seine Rede steif und eckig werde, und jeder gefälligen Form entbehre. Er hingegen versicherte, daß er sich dieses Mangels wohl bewußt, nichtsdestoweniger aber gesonnen sei, lieber alle äußeren Vorzüge zu opfern, als dem einen, ihm über Alles gehenden Vorzug der absoluten Wahrheit auch nur das Mindeste zu vergeben.

Zum Beispiel. Eines Abends berief sich ein Freund in der Unterhaltung mit ihm auf eine allgemein bekannte historische Thatsache.

„Sie erinnern sich, Major, daß zu dieser Zeit Lord Burleigh der Rathgeber der Königin Elisabeth war — —"

„Nein," unterbrach ihn Jackson, „ich erinnere mich dessen nicht, denn ich habe es nie gewußt."

Als ihm seine Hausgenossen hernach vorhielten, diese Bemerkung sei ganz überflüssig gewesen, da der Freund durchaus nicht beabsichtigt habe, seine Geschichtskenntniß zu sondiren, erwiderte er: „Das glaube ich recht gern, aber ich konnte ihn doch unmöglich unter dem Eindruck lassen, daß ich etwas wisse, wovon ich in der That nichts weiß."

Ein andermal, an einem trüben regnerischen Märzabend, wollte er absolut noch einen Freund aufsuchen, der etwa eine Meile entfernt wohnt.

„Warum willst du denn gerade jetzt durch diesen Regen gehen," frug seine Frau, „ist denn die Mittheilung, die du ihm zu machen hast, von so großer Wichtigkeit"?

„Das gerade nicht," war seine Antwort.

„Was hast du ihm denn zu sagen?"

„O nichts weiter, als daß ich den Cadet D. nicht, wie ich heute Morgen gesagt, am Montag, sondern am Dienstag gesprochen habe."

„Hängt irgend etwas von dieser Correktion ab?"

„Nein, nichts?"

„Aber warum in aller Welt willst du denn noch zwei Meilen durch den Regen laufen, um einer ganz gleichgültigen Sache willen?"

„Ei einfach darum, weil es mir hernach einfiel, daß es nicht wahr ist, was ich ihm sagte, und ich gewiß nicht ruhig schlafen könnte, wenn ich nicht noch heute Abend den Irrthum berichtigte."

Auf den ersten Blick möchte man geneigt sein, diese Eigenthümlichkeiten Jacksons als pedantisch zu bezeichnen. Werden wir uns jedoch bewußt, daß dieselben durchaus nicht einer krankhaften Neigung zur Kleinigkeitskrämerei entsprangen, sondern daß wir vielmehr ihren Ursprung aus tiefen, sein ganzes Leben beherrschenden Grundsätzen herleiten müssen, so



wird diese Erkenntniß wesentlich dazu beitragen, unsere Achtung vor der eigenartigen Größe dieses Mannes zu erhöhen.

Nie erlaubte er sich triviale Bemerkungen, wie sie bei gewöhnlicheren Menschen nur zu sehr an der Tagesordnung sind.

Auch antwortete er nie, ohne zuvor die Frage in ihrem ganzen Umfang erwogen und mit seiner innersten Ueberzeugung in Einklang gebracht zu haben.

Frug man ihn z. B. nach anhaltendem Regenwetter, ob er nicht auch wünsche, daß es bald aufhören möchte, so war seine lächelnde Erwiderung stets: „O ja, wenn der, der Wind und Wolken ihre Bahn bezeichnet, es für weise und gut erachtet."

Diese grundsätzliche Strenge übte er jedoch ausschließlich gegen sich selbst. Nie fiel es ihm ein, die Reden oder die Handlungsweise Anderer mit demselben Maßstab zu messen, selbst wenn dieselbe seinen Ansichten schnurstracks zuwider liefen. Nichts konnte ihn zu einem voreiligen Urtheil über Andere bewegen, auch wenn es Dinge betraf, die er an sich selbst auf's Strengste gerichtet haben würde. Hier wußte er immer ihre guten Eigenschaften und Vorzüge ins Licht zu stellen und in wahrhaft liebenswürdiger Weise Alles zum Besten zu kehren. Ein Beispiel statt vieler.

„Hat nicht Ihr alter Kriegskamerad, Kapitän C— sehr häßliche und anstößige Gewohnheiten?"

„C—? Ich bitte Sie, C. hat sehr gute Charaktereigenschaften."

„Mag sein, aber er hat nach meiner Ansicht keine festen Grundsätze."

„Wirklich? Es würde mir sehr leid sein, wenn ich so denken müßte."

„Seien Sie aufrichtig, Major, Sie kennen Kapitän C— besser als Andere und es ist keine Frage, Sie müssen seine Handlungsweise verurtheilen."

Nichts und Niemand aber konnte ihn zu einer solchen Verurtheilung bewegen, es sei denn, daß Thatsachen vorlagen, die auch beim besten Willen nicht mehr von einem ehrlichen Mann gut geheißen oder entschuldigt werden konnten. Aber selbst dann war sein Urtheil mehr das eines mitleidenden Freundes, als das eines herzlosen oder gar selbstgerechten Richters.

Wahrlich ein schöner Charakterzug des Rebellen-Generals, der uns bekundet, daß trotz, oder sollen wir lieber sagen, gerade in Folge der gesetzlichen Strenge gegen sich selbst, ein recht evangelischer Geist in ihm lebte.

Bezeichnend ist auch die Art und Weise, wie Jackson zuerst den christlichen Heilswahrheiten gegenübertrat, um sie dann, mit der uns schon bekannten Selbstständigkeit seines Denkens, zu verarbeiten, und sie schließlich, einmal in sich aufgenommen, mit zäher Treue festzuhalten bis an sein Lebensende.

Sein Freund, Colonel T—, der sich während des mexikanischen Krieges oft und gern Abends im Zelt mit ihm unterhielt, war der Erste, der ihn auf den Werth und die hohe Bedeutung der christlichen Religion hinwies; und ihm direkt die Frage vorlegte, ob es nicht auch für ihn wichtig sei, daß er sich einmal ernstlich mit diesen Dingen beschäftige.

Jackson erkannte sofort die Billigkeit dieser Forderung an und versprach es zu thun.

Nach Hause zurückgekehrt, erinnerte er sich dann auch an sein Versprechen und machte sich mit allem Eifer an das sorgfältige Studium der heiligen Schrift, doch nicht anders, als wäre es eine mathematische Aufgabe, die er sich zu lösen vorgesetzt habe.

Immerhin aber war es ihm nicht um bloßes Wissen, sondern um Erkenntniß der Wahrheit zu thun und so sehen wir denn auch, wie Gott, seinen aufrichtigen Willen ehrend, ihm die Kraft gab, sich aus der Ungewißheit und den Irrthümern seiner Lebensanschauung herauszuringen, zu der siegreichen Klarheit des lebendigen Glaubens.

Es ist wirklich herzerquickend, zu sehen, wie kindlich fromm sich der tapfere Krieger und willensstarke Mann den Weisungen des Herrn und der Apostel zu unterwerfen suchte.

Seinen, der griechischen Sprache kundigen, Schwager bat er einst, ihm die Stelle Röm. 12, 10: „Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor," nach dem Grundtext zu erklären.

Als es geschehen, äußerte er: „Ich bin so dankbar, daß ich nun ein besseres Verständniß für alle diese Stellen der heil. Schrift habe. Es hat mich schon lange beunruhigt, daß ich einigen meiner Bekannten nicht immer die Ehre gab, die ihnen gebührte und mich im Stillen über sie erhob."

Ein anderes Mal, als man ihn um seine Erklärung der Stelle „Betet ohne Unterlaß" ersuchte, antwortete er: „Mir ist der stille Gebetsumgang mit Gott so sehr zur anderen Natur geworden, daß ich auch bei den allergeringsten Anlässen ihn um seinen Segen bitte. Bei jedem Glase Wasser, das ich trinke, bei jedem Brief, den ich versiegle oder erbreche; wenn eine Klasse meiner Kadettenschüler das Zimmer verläßt und sich die Anderen zum Unterricht sammeln, immer hält mein Geist einen Augenblick Zwiegespräch mit Gott.

Ich sage dies jedoch keineswegs, um eine Regel für Andere daraus zu machen. Es ist nur meine individuelle Auffassung der Sache."

„Aber vergessen Sie das nicht doch zuweilen?"

„Ich wüßte mich kaum zu erinnern. Es ist mir eben so sehr zur Gewohnheit und zum Bedürfniß geworden wie meiner Lunge das Athmen."

Ein fröhlicher Gleichmuth und hoffnungsvolle Ergebenheit in Gottes Willen waren ebenfalls charakteristisch für ihn.

Als er einst seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß Christen in äußerem Mißgeschick, das Gott offenbar über sie verhängt, so leicht muthlos würden und an der Liebe Gottes zweifelten, wurde er gefragt:

„Ja, wenn Sie nun selbst aber in schwere Trübsal kämen, z. B. wenn es Gott gefallen würde, das Licht Ihrer Augen, die Ihnen schon jetzt so viel Mühe machen, ganz erlöschen zu lassen, würden Sie nicht doch am Ende murren?"

Einen Augenblick schwieg er, als wolle er die ganze Schwere einer solchen Möglichkeit im Geist erwägen, dann aber antwortete er, indem ein eigenthümliches Leuchten aus seinen geistvollen Augen brach: „Ich bin davon überzeugt, daß kein Mißgeschick, so schwer, und welcher Art es auch sein möge, mir den Glauben an die Wahrheit des Wortes rauben könnte: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

„Wie aber," frug man weiter, „wenn es Ihnen klar würde, daß Gott von Ihnen fordere, daß Sie Ihre militärische Laufbahn und alle damit verbundenen, persönlichen Vortheile aufgäben, um eine Missionsstelle auf einem einsamen Posten in Innerafrika zu füllen; was würden Sie thun?"

Mit derselben fröhlichen Bestimmtheit antwortete er ohne Zögern: „Ich würde gehen! unbedingt und ohne Hut, wenn es sein müßte."

Daß diese Bekenntnisse nicht nur Lippenwerk, sondern die Resultate eines siegreichen Glaubenskampfes mit der natürlichen Schwachheit und Selbstsucht des Menschenherzens waren, das beweisen unter Anderem

auch seine Briefe vom Schlachtfeld. Die Erwähnung seiner militärischen Erfolge scheint er fast geflissentlich zu vermeiden. Nirgends ist auch nur eine Spur von Ruhmsucht und Ehrgeiz zu entdecken. Seinem Vaterland treu zu dienen, Gottes Willen zu thun, dem furchtbaren Bruderkrieg so bald als möglich ein Ende zu machen und zu jeder Zeit zum Tode gerüstet und bereit zu sein, — das waren die Gedanken, die ihn in jener letzten Zeit ausschließlich zu beherrschen schienen.

Mit allen Zeichen größter Ungeduld, ja Widerwillens wies er die zurück, die ihn und seine Erfolge mit überschwänglichen Worten rühmten. „Gebt Gott die Ehre! Ich habe kein Verdienst, als ein Werkzeug zu sein in seiner Hand."

Gerade, um die Zeit, da der Kampf am heißesten, seine Siege am glänzendsten und er selbst, als der Held des Tages, in aller Munde war, saß er eines Abends in seinem Zelt und schrieb an die Seinen in Ausdrücken zärtlichsten Bedauerns über den Tod einer alten Negerin, die seiner Familie jahrelang treu gedient, ohne auch nur mit einem Wort der glänzenden Siege, die er am Tage errungen, Erwähnung zu thun.

Fragen wir, wie es denn komme, daß ein so grundsatzmäßiger Christ Rebellenführer war, so lautet die Antwort — es war ein Fehler der Erkenntniß und Erziehung, nicht des Herzens. Sein Heimathsstaat Virginien trat aus der Union, und er glaubte vor allem seinem Staate dienen zu müssen.

Zur Charakteristik Jacksons sollten diese Zeilen einen Beitrag liefern; darum haben wir nichts berichtet von seinen Erfolgen als Soldat, als großer General, nichts von der hingebenden und begeisterten Verehrung und Liebe seiner Untergebenen, wie seines ganzen Volkes, davon steht in seinen Lebensbeschreibungen genug verzeichnet. Es waren nur die Motive, die innere Sprungfeder seiner Handlungen, die wir zu zeichnen versucht. Das rechte Verständniß dieses innersten Lebensprinzips aber ist es gerade, was uns, wie schon gesagt, allein befähigt, auch die äußere Größe eines Mannes recht und ganz zu würdigen.

Mögen denn diese kurzen, im Plauderton verfaßten, Mittheilungen auch dazu beitragen, die geniale Eigenart dieses Mannes im Geiste der Leser zu fixiren, und eine liebevollere Beurtheilung dieses Helden von echtem Schrot und Korn auch unter seinen politischen Gegnern zu bewahren.

„Der Christbaum ist der schönste Baum."

Ein Stücklein aus alter Zeit vom Editor.

Es ist schon viele Jahre her. Die deutsche Sonntagschule lag in den Ver. Staaten noch in der Wiege. In Deutschland wußte man kaum etwas davon, und schlug ein Schnippchen ob dem „englischen Institut."

Damals ging es in den hiesigen deutschen Kirchen und Sonntagschulen meist so klein und arm her, daß es unser heutiges, verwöhntes Geschlecht gar nicht begreift, wie man in solcher Armseligkeit wirken konnte.

Eine der allerärmsten der deutschen Sonntag-Schulen befand sich in einem gemietheten Kirchlein, im Städtchen X., nahe bei einem bekannten Gebirgszug. Jedoch — die Mehrzahl Derer, die im Kirchlein anbeteten und lehrten, war reich in Gott und that die Werke der ersten Liebe. Das ist denn doch immer noch besser, als wenn alle Mittel im Ueberfluß vorhanden, aber die Hauptsache — die Liebe fehlt. Der heil. Geist ersetzte so Vieles, was nicht da war und segnete die unbedeutenden, armen Leute in jener Kapelle.

Darin hatten sie's jedenfalls vor vielen Reichen voraus, die keinen Gott haben und nichts von seinem Segen wissen. Aeußerliche Gaben aber erhielten jene Kleinen vom himml. Vater so viel sie brauchten. Es wurde über ihnen Tag und Nacht; Frost und Hitze genossen sie wie Andere, und sie bereiteten ihr Brod im Sommer und sammelten ihre Speise in der Ernte. Auch Weihnacht ward es bei ihnen. Zwar brachte derselbe nicht die kostbaren Sachen wie in andern Häusern und Schulen. Aber das Christuskind war da mit seinem Segen und seinem köstlichen Frieden. Es macht die Hütte zum Palast und die Scheune zum Thronsaal. Darum jubelten sie am Christtag und feierten das Fest wie nur Wenige im Städtchen.

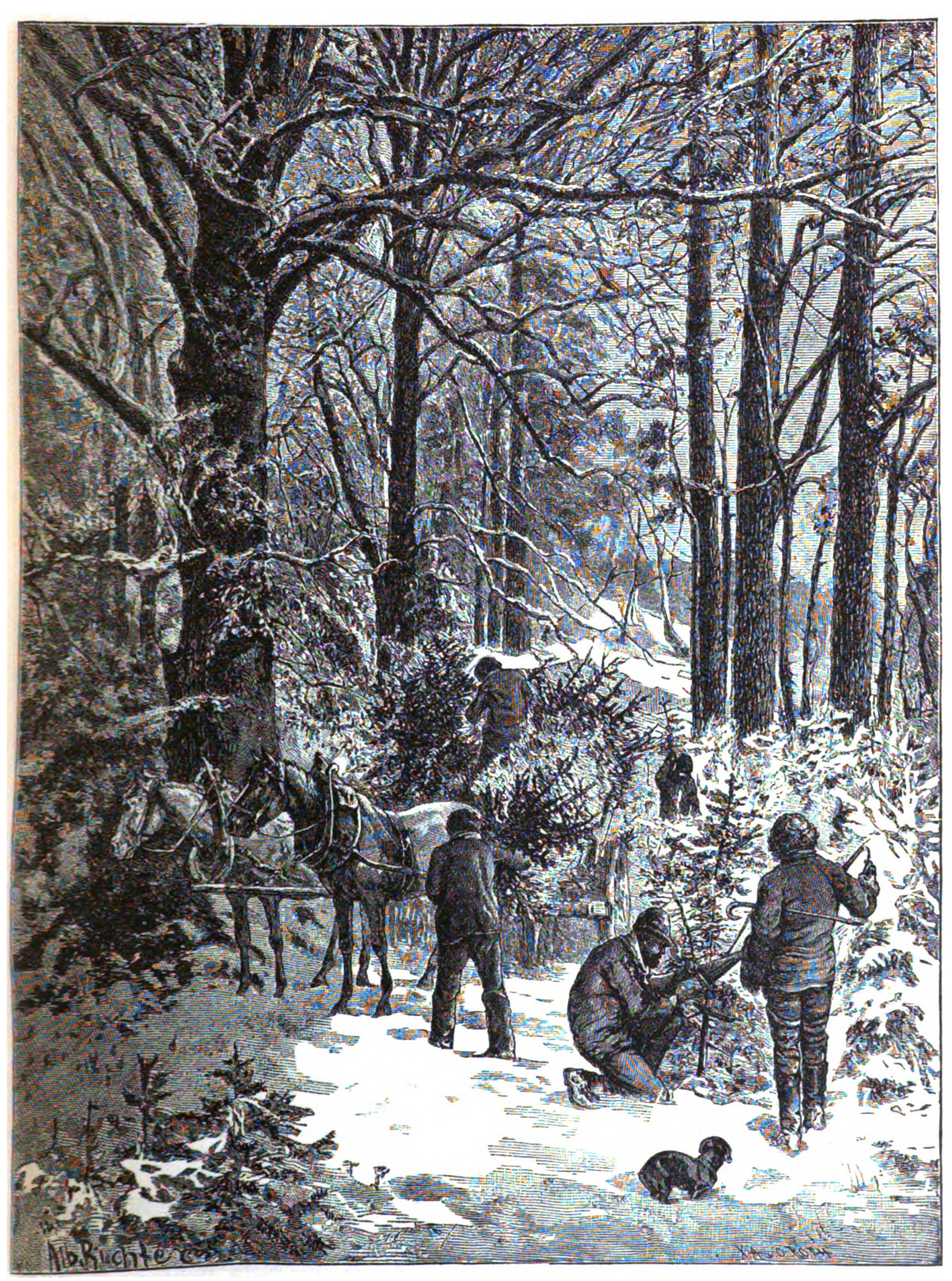
In jener armen, kleinen Sonntag-Schule wehte schon Wochen vor Weihnachten die ächte Christtagsluft. Christtagslieder wurden eingeübt — nicht mit Singbuch, Singmeister und Melodeon — wer hätte daran denken dürfen? — sondern durch mühesames Vorsprechen und Vorsingen, bis nach viel Müh und mit Anwendung großer Geduld endlich ein einstimmiger Gesang entstand. Wie freuten sie sich ob der einfachen Melodei!

Der Liebling unter diesen Liedern war das allbekannte: „Der Christbaum ist der schönste Baum." Was sie da sangen, das glaubten Alle, die je einen Christbaum gesehen, von Herzen. Die noch keinen gesehen, glaubten es auch, weil die Andern es so ganz gewiß wußten.

Im Städtchen hörte man auf Straßen und in den Häusern den ganzen Tag: „Der Christbaum ist der schönste Baum." Niemand hatte Worte und Noten im Druck. Alle Leute vom „Kapellchen" hatten sie jedoch im Herzen und im Munde.

So mächtig wirkte das Lied, daß plötzlich der Entschluß hervorbrach: Laßt uns dies Jahr einen Sonntagschul-Christbaum herrichten, den ersten unserer armen Schule.

Schneller gesagt als gethan. Zum rechten Christbaum gehören doch immerhin viele Lichter und einige andere schöne Sachen, und



In der Heimath des Christbaums.

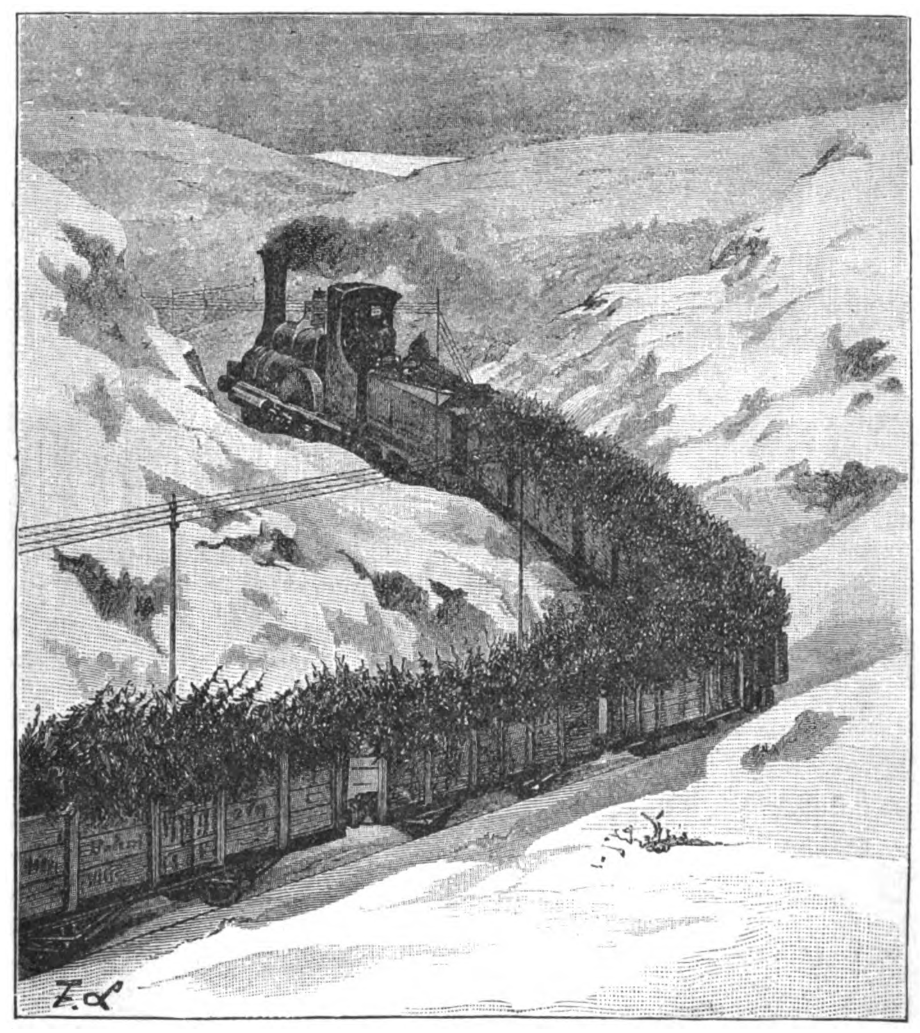
dazu gehört Geld. Das war aber zu jener Zeit und bei jenen Leutchen ein gar rarer Artikel.

„Was“, rief ein Muthiger, „so arm sind wir nicht. Wir bringen noch sechs oder acht Dollars auf, und damit schmückt man einen Christbaum, wie ihn der Kaiser nicht besser hat.“

„Wohl wahr“, antwortet der bedächtige Caspar, aber bedenkt — wir haben nur 10 Testamente und 12 zerrissene A B C Bücher in unserem Schrein. Sollten wir da unser sauer verdientes Geld nicht lieber für Bücher und Hülfsmittel ausgeben?“

Sehr verständig, Herr Caspar, denken die Muthigen. Der Christbaum wär jedoch auch recht schön. Und sie zerbrachen sich den Kopf, wie man es mache, zu den Büchern und zu dem Christbaum zu kommen.

Es war für jene Kleinen im Lande damals keine Kleinigkeit, nur das Nöthigste, geschweige denn einen Christbaum zu beschaffen. Doch — da kommt's einem erfinderischen Kopf wie eine Offenbarung: Der wackere Bürger Hesekiel van der Clusen, der hatte ja einen prächtigen Tannenwald. In dem hatte der Erfinderische am Sonntag schon öfters seine kleinen Predigten sich von dem lieben Gott erbeten und jedesmal dabei gedacht: Der Wald sieht ja aus wie die Heimath des Christbaumes. Große und mittelgroße und kleine Tannen beim Tausend, und so dicht, daß es nützlich ist für den Wald, wenn er



Auf der Eisenbahn.



B. Neher P.

etwas gelichtet wird. Wie wär’s, wenn man den Herrn van der Clusen fragte, ob man ein wenig lichten dürfe! Ein Wagen voll Tannenbäume bringt auf dem Markt eine Handvoll Geld. Für eine Handvoll Geld kauft man Bücher, Lichter, schöne Sachen die Menge. Und — der Christbaum wird leuchten, und wir werden das schöne Lied singen und Weihnacht feiern wie noch nie. Das Luftschloß war fertig, ehe man Meister Hesekiel van der Clusen nur gefragt hatte.

Der machte ein gar bedenklich Gesicht, als das begeisterte Committee von Drei zu ihm kam und die Sache vortrug. Nach und nach wird er mürbe und sogar freundlich. „Kann ja dem Wald nichts schaden,“ meint er, „muß aber selbst dabei sein.“

Das war eine Freude in der kleinen Kapelle! und das war eine Lust, die kleinen, schönen, grünen Tannen zu hacken! Der Herr Hesekiel bewachte seinen Wald zwar, wie eine Henne ihre Küchlein. Als er aber merkte, daß das Lichten den größeren Bäumen nur Luft verschaffte, da rief er: „Nur immer zu, Kinder, ihr macht’s recht.“ Und ehe sie sich’s versahen, waren die Armen aus der Kapelle so reich an Christ-

Auf dem Markte.



bäumen, daß sie gar nicht wußten, was damit anzufangen.

Drei, vier Wagenladungen lagen aufgehäuft. Der alte Van der Clusen hatte immer nur geschmunzelt, als Baum nach Baum an den Weg gelegt wurde und als man nun rathlos um die Menge Christbäume herumstand, und jeder den andern sprachlos fragte: „Was nun?“ da trat der gutmüthige Holländer vor, räusperte sich, was er immer that, wenn er eine Rede halten wollte (das hatte er von seinem Domine gelernt) und sprach: „Seht Kinder, ihr habt euch verstiegen, wie man in Holland sagt. Das sind eigentlich zu viel Masten für euer Schiff. In unserm Städtchen giebt es für so schwere Ladung nicht Wasser genug. Nimmermehr verkauft ihr die vielen Bäume bei uns. Aber ich will euch in's Fahrwasser bringen. Wir laden die Bäume auf die Eisenbahn, die bringt sie zur nächsten großen Stadt. Dort hab' ich einen alten Landsmann, der besorgt den Verkauf. Einer von euch geht mit, und die Sache ist abgemacht. Das ist das Christtagsgeschenk des alten Hesekiel. Ehe wir jedoch heim gehen, singt nur noch das Lied vom Christbaum, das ich überall höre.“

Ehe sie beginnen konnten, mußten sich die Sänger die Dankesthränen aus den Augen wischen. Dann standen sie um die aufgehäuften Christbäume herum und sangen das alte Lied in die klare Winterluft hinaus, wie es frischer und herzlicher wohl noch nie gesungen worden.

Als der vierte Vers erklang, da zog es wie tiefe Rührung über das Gesicht des alten Holländers und es war an ihm, sich die Thränen abzuwischen.

Dieser vierte Vers heißt:

„O laß Ihn ein, es ist kein Traum!
Gott wählt dein Herz zum Garten,
Will pflanzen in dem engen Raum
Den allerschönsten Wunderbaum
Und seiner treulich warten.“

Den nächsten Morgen gingen die Christbäume per Dampf zur nächsten Stadt. Es war die erste derartige Eisenbahnladung, die in dortiger Gegend zum Markt gebracht wurde, und die Leute standen und dachten — was doch das grüne Tannenreisig soll.

Doch — auf dem Markt gingen die grünen Kinder des Waldes ab wie frische Wecken.

Und welche Hand voll Geld die Armen der Kapelle bekamen! So reich war ihr Schatz noch nie gewesen. Der Schatzmeister dachte, derselbe könne gar nicht alle werden. Zuerst wurden Bücher und Schulmittel gekauft und anderes Nöthige besorgt. Dann aber noch ein Christbaum geschmückt, der sich sehen lassen durfte, und dreimal mußte am Christtag-Abend das Lied wiederholt werden:

„Der Christbaum ist der schönste Baum,
Den wir auf Erden kennen;
Im Garten klein, im engsten Raum,
Wie lieblich blüht der Wunderbaum,
Wenn seine Lichter brennen.“

Dies ist so ein Stücklein aus alter Zeit.

„Heutzutag kann man's nicht mehr also machen, nicht mehr also Schulhalten und Mission treiben“, hör' ich sagen.

Mag sein. Aber nur nicht gar so verzweifelt neumodisch. Nur nicht in dem Wahne befangen, es müsse gleich Alles ganz großartig sein, und man könne von der armen, kleinen, alten Zeit gar nichts mehr lernen in unseren Wundertagen.

Die Libanoncedern.

Für Haus und Herd von Gregorius.

Ein Reisender erzählt von einem Besuch bei den Cedern des Libanon unter Anderm wie folgt: „Sechs Stunden brachten wir zu, ehe wir vom Libanonkloster aus die Cedern erreichten. Viele steile Wege mußten wir hinaufklimmen, zuweilen trafen wir auf wilde Sträucher, mehrere Arten Bäume, wohlriechende Kräuter, wie z. B. Rosmarin, und einige muntere Wasserbächlein. Nachdem wir die letzte Anhöhe erstiegen, hatten wir bis zu den Cedern noch einen ziemlich weiten Weg auf der Ebene zurückzulegen.

Als wir insgesammt unter die vielgenannten Cedern kamen, hat ein Jeder für sich selbst Gott gelobt, daß er uns so glücklich dahin geleitet hat. Indeß fingen wir an, die Stämme zu zählen, und da wenige von uns in der Zahl mit einander stimmten, so steckten wir in jeden Stamm ein Messer, zählten diese und fanden an siebenundzwanzig. Darunter sind drei, einer mehr als die andern, im Absterben gewesen; ein ganz alter Stamm war noch vorhanden, der nicht mitgezählt worden war.

Sie hatten hohe, von der Wurzel an starke Stämme; die Aeste, welche ziemlich unten am Stamm anfingen, dehnten sich schnurgerade in die Länge und Breite weit aus. Sie gleichen an Holz unserer Fichte und tragen Sommer und Winter schönes, grünes Laub. Dasselbe ist klein, ziemlich zart und spitzig, meistens emporstehend, wie auch ihre feinen, stark zugespitzten Zapfen, welche die Form von Pimpernüssen haben, aber wohl verschlossen sind. Wenn einer unter solchem Bäume stand und über sich

ansah, so erblickte er nur wenig, wenn er dagegen ferne stand, so nahm er lauter grünes Laub wahr.

Aus Verwunderung haben wir etliche Aeste mitgenommen, und zwar ich einen schönen mit sieben hervorstehenden Zapfen, auch sonst mehrere einzelne. Darauf haben wir bei dem größten Baume zu Mittag gegessen und es uns wohl schmecken lassen. Und weil wir das Vornehmste, das Trinkwasser mitzunehmen vergaßen, haben wir uns mit dem lautern Schnee beholfen.

Dann sahen wir uns um, ob von Ferne auf der weiten Ebene rings herum keine jungen Cedern oder andere Bäume zu entdecken wären, weil unter uns die Rede gefallen war, die Ceder litte kein anderes Holz um sich. Wir konnten in Wahrheit nicht das Geringste sehen, aber wohl merken, daß zu König Salomo's Zeiten deren viel mehr auf dem ebenen Plan, welcher sich über zwei Meilen erstreckte, gestanden haben müssen; sie werden wohl nicht zu dem herrlichen Tempel zu Jerusalem allein, sondern auch zu andern königlichen Bauten gebraucht worden sein.

Am Ende der Ebene befanden sich im Umkreis noch drei sehr hohe, felsige Berge mit Schnee bedeckt, zum Theil mit wildem Gehölz umkränzt, das mag gern zwei Meilen hoch gewesen sein, so daß Jedermann dafür hielt, es werde niemals ein Mensch hinaufgekommen sein, sintemal die Felsen zum Theil schnurgerade sind, dazu sehr hoch hinaufragen........

Beim Hinabwege hat man uns ein wenig um und bald zu einer Schlucht geführt, welche sich an dem ganzen Berge hin gar jäh in die Tie[fe] hinabzieht und in die ein nicht wasserreiche[r] Bach fällt und fließt. Dabei konnten wir al[s] leicht den Schluß ziehen, denn der Augenschei[n] ergab es, daß des König Hiram's und Köni[g] Salomo's Werkleute die umgehauenen Ceder[n]stämme hierhergeführt und in diese Schluch[t] werden hinabgeworfen haben. Denn auf ande[re] Weise dürfte man sie schwer heruntergebrach[t] haben. Oberhalb der Thalschlucht konnten w[ir] zwischen den auf beiden Seiten ragenden Berge[n] hindurch das weite Meer vor dem Hafen vo[n] Tripolis deutlich erkennen, die Höhe aber, a[uf] der wir standen, ließ sich nicht ausmessen....

Ich schlug meine Bibel auf und las 1 Kö[n.] 5, 8 ff: „Und Hiram sandte zu Salomo un[d] ließ ihm sagen: Ich will thun nach deinem B[e]gehr, mit Cedern- und Tannenholz. Mein[e] Knechte sollen sie vom Libanon hinabbringen a[n] das Meer, und will sie in Flöße legen lasse[n] auf dem Meer bis an den Ort, den du mir wir[st] ansagen lassen; und will sie daselbst abbinde[n], und du sollst sie holen lassen.... Und Salom[o] sandte dreißigtausend Mann auf den Libano[n], je einen Monat zehntausend .... und hat[te] achtzigtausend, die da zimmerten auf dem Berge. Welch' eine Masse Cedern müssen auf diese[r] Hochebene gefällt und für den Tempelba[u] sowie auch für andere königliche Bauten gezim[]mert worden sein! Kein Wunder, daß es 1 Kö[n.] 10, 27 heißt: „Cedern wurden von Salomo [so] gemein gemacht, wie wilde Feigenbäume in de[n] Gründen!"

Unheimliche Gäste.

Eine Erzählung für die Christtagszeit. Für Haus und Herd von Marie Schweitzer.

Es war am Abend vor Weihnachten. Tausende von Herzen sahen in fröhlich-seliger Erwartung den kommenden Stunden entgegen; aber wo ein Herz sich befand, das bedrückt von Sorge, Gram oder eigene Schuld, das vermochte um so weniger sich der Festfreude hinzugeben, je weniger es hinter dem sternenbesäten Firmamente Den erblickte, der einst auf diese Erde herniederkam, um den Menschen Erlösung und Vergebung zu bringen.

Im Gastzimmer des Schultheißenhauses zu Dingelstedt, da lag auf schwellenden Kissen ein junges blasses Weib. Die blauen Augen blickten mit unendlicher Liebe auf das pausbackige Knäblein, das die Wehmutter ihr soeben auf das Deckbett gelegt. Aber es mußte wohl nicht allein Freude sein, was das Herz der jungen Mutter bewegte; denn Thräne auf Thräne rann über die blasse Wange herab und aufschluchzend bedeckte sie ihr Angesicht mit beiden Händen.

In diesem Augenblick betrat die Mutter des jungen Weibes das Zimmer. Sie hatte einen warmen Trunk für die Wöchnerin bereitet, erkannte nun ab[er] auf den ersten Blick, was hier vor allen Dingen no[th] that.

„Marianne," sagte sie, die Tasse wegstellend, u[nd] der Weinenden sanft die beiden Hände vom Gesich[t] ziehend, „das geht nicht, geht absolut nicht, und wen[n] du so weiter machst, da darfst du dem armen Würm[]chen dort nur bald zum Begräbniß läuten lasse[n]. Deine Thränen vergiften ihm die Nahrung, daru[m] sei tapfer und verlaß dich auf den lieben Gott i[m] Himmel, der bisher geholfen und auch fernerhin all[es] wohl machen wird."

Die Frau verstummte plötzlich, denn da drauß[en] war eine andere Stimme laut geworden und feierl[ich] in langgeschwungenen Tönen hallten die Weihnach[ts]glocken ihren Festesgruß herüber. Sonst hatte m[an] um diese Zeit im Schultheißenhaus den Christba[um] angezündet, aber heute blieb alles still und dun[kel], denn das Christtagsgeschenk, das heute in's Haus [ge]flogen war, mochte keine laute Freude ertragen. [...]

ein leises Geflüster ließ sich vor der Thüre vernehmen und endlich rief eine Stimme in bittendem Tone: „Dürfen wir nicht hereinkommen, nur einen Augenblick?" und dann als ihnen die Thüre von innen geöffnet wurde, traten drei größere Buben und ein kleineres Mädchen auf den Zehen vorsichtig näher und jedes freute sich in seiner Art über das kleine Wesen in der Wiege, das ihnen zuerst am heiligen Weihnachtsabend die Onkel- und Tantenwürde verliehen. Auch der Schultheiß kam für einen Augenblick in's Krankenzimmer und küßte schweigend das Kind in der Wiege, ehe er der jungen Frau, die allezeit sein Liebling gewesen, beide Hände entgegenstreckte.

„So, Marianne, soweit wären wir nun mit Gottes Hülfe. Dein Knäblein ist in einer schönen Stunde geboren und mir sagt's eine Ahnung, daß mit seinem Kommen für dich eine bessere Zeit anbrechen wird."

„Amen," fügte die Mutter aus tief innerstem Herzen hinzu, schob dann aber sanft, Gatte und Kinder zur Thüre hinaus, da nun vor allen Dingen Ruhe für die junge Frau von Nöthen war.

Aber obwohl dieselbe mit geschlossenen Augen dalag, so wollte ihr doch der Schlaf nicht kommen und ihre Gedanken wanderten zurück zum vorjährigen Weihnachtsfest, wo sie beim brennenden Christbaum die Braut des jungen Bauern vom Rüderhof geworden. Welch eine glückliche Zeit war dann für sie gefolgt, und obwohl ihr dann und wann Aeußerungen über die zukünftige Schwiegermutter zu Ohren kamen, die nichts weniger als hoffnungserweckend waren, vermochte doch das ihr Glück nicht eigentlich zu trüben; Marianne trug wie alle Liebenden eine rothe Brille und die ganze Welt erschien ihr im rosigsten Lichte.

Die Hochzeit, die Ende Februar im elterlichen Hause gefeiert wurde, war und blieb aber so ziemlich der letzte ungetrübte Sonnenblick in Mariannens jungem Ehestande. Nach herkömmlicher Sitte verblieb die junge Frau noch einige Wochen im elterlichen Hause, um dann an einem schönen sonnigen Frühlingstage ihren Einzug als Bäuerin auf dem Rüderhofe zu halten. Der Wagen mit dem Aussteuergut war hoch bepackt und reich bekränzt. Ebenso die prächtigen Ochsen, die denselben zogen, wie die hübsche buntgescheckte Kuh, die nachgeführt wurde, trugen Kränze an ihren Hörnern.

Voll freudiger Erwartung schlug das Herz der jungen Frau der neuen Heimath entgegen, aber eine schmerzliche und bittere Enttäuschung harrte ihrer. Kein Mensch ließ sich bei ihrer Annäherung auf dem Hofe erblicken und erst als der Kettenhund ein wüthendes Gebell erhob, kam eine Magd im Arbeitskleid aus der Scheune herbeigelaufen, um den Hund zu beschwichtigen und Marianne zu sagen, daß die Bäuerin mit ihrem Sohne auf den Viehmarkt gefahren sei, um Schweine einzukaufen. Sie würden aber, so schnell als möglich heimkehren und die junge Frau möge sich es nur einstweilen bequem machen. Diese aber wußte nicht, wie ihr geschah; Stolz und Liebe kämpften in ihrem Herzen und hätte sie nicht gedacht, daß da ganz gewiß ein Mißverständniß zu Grunde liegen müsse, so wäre sie wohl am liebsten an der Schwelle des neuen Hauses umgekehrt. Ihre beiden Brüder aber, die sie hierher begleitet, wagte sie nicht anzusehen aus Furcht, daß dieselben ihre Gefühle ihr vom Angesicht lesen möchten.

Schweigend wurde das Vieh in den Stall geführt und der Wagen abgeladen, aber als auch dann noch Stunde auf Stunde verrann und die Abwesenden nicht zurückkehrten, machte sich der Unmuth der Brüder doch in Worten Luft, die das Herz der Schwester tief verwundeten. Sie versuchte nach Kräften die beiden jungen Burschen zu beschwichtigen, und bat sie, daheim von dem Vorgefallenen nichts zu erwähnen.

Aber als sie allein war, da war es auch um ihre Fassung geschehen und sie weinte lange und bitterlich. Ein kalter Reif war auf ihre schönsten Hoffnungen gefallen und hatte alle Knospen im Keime getödtet. Als endlich der Bauer heimkehrte, da that es ihm aufrichtig leid, sein junges Weib so traurig und niedergeschlagen zu finden und er bereute, seiner Mutter nachgegeben zu haben. Aber diese hatte so eindringlich auf ihn eingeredet, daß wenn er nicht heute die Schweine kaufe, man an dem nächsten Markttage leicht das Doppelte zu zahlen haben würde und hatte so gewiß gemeint, daß Marianne so früh nicht komme, und er noch zur rechten Zeit da sein könne, um sie auf dem Hofe zu empfangen, daß er wie immer, auch diesmal der Mutter geglaubt und ihr zu Willen gewesen war.

Im Hause von Mariannens Eltern hatte wie in jedem rechten Bauernhause auch eine gewisse Sparsamkeit geherrscht, und doch auch wieder eine Fülle und Freigebigkeit, die das Herz angenehm und wohlthuend berührte, umsomehr, als sie aus dem Geiste christlicher Liebe und Barmherzigkeit entsprangen. Wie ganz anders war das nun hier in der neuen Heimath. Derselbe Geist, der die Bäuerin gerade am Tage der Ankunft ihrer jungen Schwiegertochter auf den Viehmarkt getrieben, derselbe regierte das ganze Hauswesen und Marianne merkte gar bald, daß es der Geist war, den die heilige Schrift als die Wurzel alles Uebels bezeichnet.

Gab sie einem Handwerksburschen einige Pfennige, so hieß es, daß man die Faulheit nicht füttern solle, und wagte sie, einem armen Bettelweib oder einem ermüdeten Wanderer eine Schale Milch oder ein Stückchen Brod zu reichen, so meinte die Bäuerin, daß das auf dem Rüderhofe keine Sitte sei und daß man dadurch nur das Gesindel an sich ziehe. Einigen umherziehenden Musikanten hatte die junge Frau einst wie es daheim Sitte gewesen, ein Nachtlager auf dem Heuboden gewährt; aber so wie es die Altbäuerin erfahren, hatte sie den Großknecht geheißen, den Strolchen die Thüre zu weisen. Dieser aber hatte sich entschieden geweigert, ihrem Befehl nachzukommen, es war ein heftiger Streit entstanden, dem die junge Frau aus ihrer Kammer zitternd zugehört. Endlich hatte des Bauers Ausspruch sich für das dableiben der Musikanten entschieden; aber er hatte hinterher seine Frau gebeten, doch in Zukunft solche Sachen erst mit ihm zu bereden.

„Aber Wilhelm," hatte sie ihm erwidert, „wenn du eine Magd gesucht hast und keine Bäuerin, so hättest du mich daheim bei den Eltern lassen können." Ganz verwundert hatte der Bauer sie darauf hin angeschaut und war ohne ein Wort zu erwidern hinausgegangen.

So nahte inzwischen die Zeit der Ernte heran und weil in dem Gesinde auf dem Hofe ein steter Wechsel herrschte, so schaffte die junge Bäuerin auf dem Felde draußen, mehr als es ihre Kräfte erlaubten. Und die verlorenen Kräfte wurden ihr nicht wieder ersetzt; denn war ihr schon von Anfang an die grobe Kost unerträglich gewesen, so vermochte sie sie jetzt, wo sie schwächer wurde, kaum noch zu genießen. Etwas Besonderes aber wollte sie für sich nicht mehr bereiten; denn als sie im Anfang statt der üblichen Brodsuppe des Morgens sich einmal eine Tasse Kaffee gemacht, da hatte die Schwiegermutter spöttisch bemerkt, wie das junge Volk doch heut zu Tage so schleckig sei.



Kein Wunder daher, daß Marianne immer mehr abmagerte und daß die sonst runde und blühende Gestalt kaum wieder zu erkennen war. Mutter und Vater blickten schon lange mit Sorge auf ihr Kind; aber da sie nicht klagte, so verschmähten sie es, ihr die Zunge zu lösen und legten das Glück ihrer Tochter täglich ihrem Gott an's Herz.

An einem Sonntagmorgen fühlte die junge Frau schwächer denn je. Sie verspürte ein heißes Verlangen nach der Mutter und es fröstelte sie bei dem bloßen Gedanken, hier in diesem Hause krank zu werden. Sie bat daher nach längerem Zögern ihren Mann, anspannen zu lassen und sie zur Mutter zu fahren.

Dieser wäre wohl auch bereit dazu gewesen; aber von Seiten der Altbäuerin wurden allerlei Einwendungen gemacht und sie behauptete, daß es eine Sünde und Schande sei, die Rosse auch außer der Ernte noch zu schinden.

„Mutter, glaubt mir, wäre ich wohl, dann würde ich nicht zu fahren begehren," warf die junge Frau ein.

„Ach, larifari. Ich bin auch nie gefahren; aber du bist eben wie eine Prinzessin und nicht wie eine Bäuerin auferzogen. Hättet Ihr daheim mehr gespart, so hättest wohl auch noch eine größere Mitgift auf den Hof gebracht."

„Mutter, jetzt ist's genug!" rief der junge Bauer und verließ zornig das Zimmer. Als er sich nach seinem Weibe umschaute, da war dieselbe verschwunden.

Niemand hatte sie fortgehen sehen und sie hatte auch von Niemanden Abschied genommen. Sie hatte nur das eine Gefühl, daß sie sterbensmatt sei nach Leib und Seele und daß es für sie keinen besseren Ort auf Erden gebe als den an der Mutter Brust.

Arme junge Frau! Mit einem so hoffnungsreichen Herzen war sie vor einem halben Jahr diesen Weg gezogen; müde und elend legte sie ihn heute zurück.

Bekannte, die ihr begegneten, redeten sie an; aber sie antwortete so abwesend und mechanisch, daß Manche derselben stehen blieben und ihr kopfschüttelnd nachschauten.

Je näher sie dem Heimathdorfe kam, um so langsamer wurden ihre Schritte, um so schwerer der Kopf, in welchem es hämmerte und tobte. Fast ohne es zu wissen, öffnete sie die Hausthüre, und erst da der erschrockene Ausruf: „Um Gottes Willen, Marianne, was ist dir?!" brachte sie einigermaßen zur Besinnung. „So sprich doch, Kind, was ist geschehen?" fuhr die Mutter fort. Und Marianne antwortete mit einem schwachen Lächeln: „Ich bin müde, Mutter, bring' mich zu Bett."

Lange schwebte das Leben der jungen Frau in Gefahr; aber die gute Constitution siegte in Verbindung mit der unermüdlichen Pflege der Ihrigen, und endlich konnte der alte Arzt, der das junge Frauchen schon auf seinen Armen getragen, mit gutem Gewissen seine Besuche einstellen.

Aber auf den Rüderhof kehrte Marianne nicht zurück. Es hatte gar ernste Auftritte gegeben mit dem jungen Bauern; aber der Schultheiß blieb unerbittlich in dem Punkte, daß sein Kind nicht anders als rechtmäßige Bäuerin auf den Hof zurückkehren solle.

Das Alles zog am Geiste der jungen Frau vorüber; aber es berührte sie nicht mehr mit demselben nagenden Schmerz wie in der ersten Zeit nach ihrer Genesung. Je näher der Tag heranrückte, an dem sie ihr sehnlich erwartetes Kindlein an das Herz drücken durfte, je mehr wuchs auch die Hoffnungsfreudigkeit in ihr, daß gerade dieses Kindlein die Brücke werden würde zum eingeschnürten Großmutterherzen. Für die Vertheidigung ihres Wilhelm redeten ja tausend Stimmen in ihrem Herzen und sie hoffte und glaubte, daß sein Hauptfehler nur in einer zu großen Nachgiebigkeit gegen die Mutter bestanden.

„Ob er nun kommen würde, um sein Kind zu sehen? Und was würde er zu dem prächtigen Buben sagen? Als die Schultheißin sich nach einigen Stunden über die Tochter beugte, da athmete dieselbe leise und ruhig, — und ob es wohl die letzten Gedanken gewesen waren, die ein so glückliches Lächeln auf dem blassen, zarten Antlitz zurückgelassen?

* * *

Dieselben Sterne, die in Dingelstedt auf die schneebedeckte Erde herabfunkelten, die sah auch der junge Bauer auf dem Rüderhofe und dieselben Glockenklänge, die tröstlich und verheißend zu seiner Frau geredet, die drangen auch schmeichelnd und mahnend in sein Herz und eine heiße Sehnsucht ergriff ihn nach dem Weibe seiner ersten Liebe. Was hinderte ihn, der Sehnsucht zu folgen? Furcht vor der Mutter auf der einen Seite und auf der andern der böse Trotz und Stolz in der eigenen Brust, der gerade deshalb nicht nachgeben will, weil das Nachgeben zur Bedingung gemacht ist.

Ruhelos durchschreitet er Hof und Ställe und der Großknecht, der ihm kopfschüttelnd nachschaut, bemerkt zur Magd, die gerade die Milch zum Weihnachtshirsebrei auf das flackernde Feuer setzt: „Den hat's packt und fest packt. Mi freut's und je eher die junge Frau zurückkimmt, nachher bin i schon so viel lieber da."

Außer dem Hirsebrei erwartet das Gesinde keine Festesfreude: das ist auf dem Rüderhofe keine Sitte. Auch der einzige Sohn hat's nicht anders gekannt; aber kann er das wagen, die Erinnerung an die schönen Stunden des vorjährigen Christabends verbannen? Immer und immer wieder taucht ein brennender Baum, lachende Kinderaugen vor ihm auf und ein blondhaariges, rothwangiges Mädchen blickt an ihn geschmiegt, glückstrahlend auf den Festesjubel. Schon einige Male hat er sich heftig vor die Stirne geschlagen, wenn er daran denkt, daß es dieses Jahr wieder so ist und daß er, der doch auch dazu gehört, allein und verlassen sein muß.

Und muß er es denn sein? „Gott hilf mir!" stöhnt er aus tiefster Brust und wie eine Erlösung aus einem schweren Banne wirkt dieses kurze Stoßgebet.

Er muß fort, morgen fort, — das steht nun fest bei ihm; er muß sein junges Weibchen wieder haben, mag es kosten was es will. Noch nie ist ihm das knauserige, geizige Wesen seiner Mutter so verhaßt und zuwider gewesen, ja, er weiß erst, was ihm an der Mutter fehlt, seitdem er das stille, liebende Walten Mariannens entbehren muß. O, was ist er doch für ein Thor und ein Dummkopf gewesen, daß er sich so lange hat wie ein Kind am Gängelbande führen lassen. Nein, er muß und will frei sein! Freilich zwingen kann er die Bäuerin nicht; aber die Welt ist ja groß genug, und wenn seine Mutter nicht weichen will, nun, so hat er kräftige Arme zur Arbeit und einem redlichen Willen wird es ja Gott gelingen lassen.

So spricht er gleich darauf zur Mutter, schnell und hastig, als fürchte er sich, daß eine Unterbrechung von ihrer Seite ihn wankend machen könne. Die Bäuerin weiß auch nicht, wie ihr geschieht. Erst starrt sie ihn mit ihren großen Augen sprachlos an und dann sagt sie bebend vor Unwillen und Aerger: „Sieh, das ist

ja schön, das ist ja herrlich in der That!" Also was ich mühsam erspart und zusammengebracht, das soll so ein junges Milchgesicht in kurzer Zeit verthun."

„Schweigt, Mutter," fällt ihr der Sohn in die Rede. „Für mich habt ihr lang genug gespart, und es hat doch noch nicht einmal zu einem Christbaum gelangt. Ich bin froh, daß ich einmal zu der Erkenntniß gekommen bin, daß es doch noch etwas Besseres auf der Welt giebt, als das leidige Hab und Gut. Mög' Gott euch auch was Besseres schenken." Und schnell, als um jede weitere Einwendung abzuschneiden, verläßt er das Zimmer.

Die Nacht hat sich herniedergesenkt. Das Gesinde ist zur Ruhe gegangen und nur in der Schlafkammer des Hofbauern brennt noch ein Licht. Er richtet sein Festtagsgewand auf den morgenden Tag und nimmt dann nach langer Zeit einmal wieder die Hochzeitsbibel zur Hand, da er wohl weiß, daß die Freude, die sein Herz erfüllt, ihm doch den Schlaf von den Augen scheuchen wird.

Unter ihm in der Kammer liegt ruhelos die Bäuerin auf ihrem Lager und kann ebenfalls keinen Schlaf finden. So unerwartet, wie es den Anschein gehabt haben mochte, war ihr die Rede des Sohnes nicht gewesen. Sie hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, wie es in seinem Herzen aussah; aber konnte sie freiwillig verzichten auf die Leitung des Gutes? Sümmchen hatten sich zu Sümmchen gefunden und immer stattlicher wurde die Reihe der Goldhäufchen, an denen ihr ganzes Herz hing. Was sollte sie noch auf der Welt, wenn sie kein Geld mehr verdienen und gewinnen konnte?

„Hi, hi, hi! hi, hi, hi! Ganz recht Bäuerin, ganz recht, ließ sich eine feine, kratzende Stimme im Gemache vernehmen, so daß die Frau erschrocken auffuhr, um sich nach dem Ruhestörer umzusehen.

Da saß im fahlen Mondlicht auf dem steiflehnigen Lehnstuhl am Ofen ein kleines hageres Männlein, in einem Anzuge so dünn und fadenscheinig, daß man fast meinte, die Knochen unter demselben zählen zu können. Gierig blickten seine Augen auf die Bäuerin, die unter diesem Blicke zusammenschauerte. „Ja," begann die Stimme wieder, „Gold, Gold, da lacht einem das Herz im Leibe, „hi, hi, hi," „hi, hi, hi," freut mich ungemein, heute Abend hier zu sein."

„Aber mich durchaus nicht," fuhr die Bäuerin auf. „Was wollt und sucht ihr hier? Kennt ihr nicht das Sprichwort, daß ungebetene Gäste zur Thüre hinausgesetzt werden?"

„Ruhig Blut, Bäuerin, nur ruhig Blut, Sie werden doch heute Abend Ihren besten Freund nicht verkennen? Glauben Sie mir, unter allen meinen vielen Freunden sind Sie mir heute Abend die Liebste und Wertheste. Eine wahre Wohlthat, sage ich Ihnen, ist es, endlich einmal gar nichts, auch rein gar nichts von all dem Weihnachtsplunder zu sehen. Es wird mir schon übel, wenn ich nur daran denke, wie viel von dem lieben Silber und Gold in diesen Tagen so nutzlos vergeudet wird. Und die Kälte, die hier herrscht, diese wonnige Kälte! Was könnte mir angenehmer sein, als der Gedanke, daß auch für Feuerung hier nicht viel verausgabt wird." Bei den letzten Worten streifte das Männchen mit liebäugelnden Blicken das altmodische Sekretär.

„Oho, machen Sie sich nur nicht breit, Herr Geiz," ließ sich plötzlich eine andere Stimme vom Kopfende des Bettes vernehmen, so daß sich die Bäuerin erschrocken umwandte. „Was das Holz anbetrifft, so meine ich wohl an der Vermehrung der Goldhaufen den größten Antheil zu haben. Kaufen braucht ja die Bäuerin ihr Holz nicht; aber ich war es, die ihr rieth, das ihrige auf den Markt zu schicken, wo heute ausnahmsweise gute Preise gezahlt werden. Die Bäuerin darf stolz auf meine Bekanntschaft sein."

„Aber ich kenne Euch nicht, habe Euch nie gesehen," hauchte diese, einen entsetzten Blick auf die kleine korpulente Frauengestalt werfend, die mit Kleidungsstücken, Spitzen, Gold und Perlenschmuck förmlich überladen war.

„Wie, Sie sollten Frau Habsucht vergessen haben? Nein, unmöglich, liebe, verehrte Bäuerin. Erinnern Sie sich doch nur an ihre Mädchenzeit. Damals, als Sie mit dem Forstgehülfen verlobt waren, da war ja ich es, die Ihnen rieth, den armen Tropf laufen zu lassen und des Kronenwirths Peter zu heirathen, der ein nettes Vermögen besaß."

„Und als nachher", fuhr das dünne Männchen fort, „der alte Kronenwirth das Zeitliche segnete und die Schwiegermutter gerne zu Ihnen ziehen wollte, weil es ihr im Gasthaus zu laut wurde, da habe ich Ihnen abgerathen, da alte Leute wunderlich sind und alte Wirthinnen zumal sich an gute Bissen gewöhnt haben. Mir haben Sie es zu verdanken, daß die Gertrud die Mutter behalten mußte. Die Pflege hätte Ihnen ein nettes Stück Geld gekostet. „Hi, hi, hi," „hi, hi, hi," und das dürre Männchen rieb sich schmunzelnd die Hände.

„Ja, und wäre ich nicht gewesen", fuhr Frau Habsucht fort, „Sie hätten sich bei der Gütervertheilung gewiß nicht so tapfer um ihr Recht gewehrt. O, ich sehe noch die verdutzten Gesichter Ihrer Schwägerinnen, als Ihnen die Wiese mit den Tannen zugesprochen wurde, die die Gertrud so gerne gehabt hätte." Frau Habsucht schüttelte sich vor Lachen, daß alle Ketten, Spangen und Bänder an ihr flogen.

„Und daß es nachher mit der Familie ein Zerwürfniß gab," meinte Herr Geiz, „das war nicht schlimm. So fortwährende Familienbesuche, die kosten nur Geld. Ja, gewiß, werthe Frau, Sie müssen einsehen, daß wir Ihre besten Freunde sind, und es ist wahrlich ein Genuß ohne Gleichen, den heutigen Abend so ganz allein in Ihrer Gesellschaft zu verleben und uns gemeinsam zu erfreuen an dem Gold, ah, dem lieben, lieben Gold," und wieder flog ein gieriger Blick des alten Geizhalses nach dem Schreibsekretär.

„Sie genießen auch meine vollkommenste Hochachtung, Bäuerin," fuhr Frau Habsucht fort. „Wie klug von Ihnen, daß Sie Ihrem Manne, der sich nach Ruhe sehnte, den Gedanken ausredeten, das Gut abzugeben. Was wäre da aus der Vergrößerung des Vermögens geworden? Und wie einsichtig von Ihnen, Ihn zu veranlassen, daß er Sie zur Erbin des Vermögens einsetzte, und daß ihr Sohn erst nach Ihnen erben solle. Man weiß ja, Jugend hat keine Tugend."

„Was aber ich vor allen Dingen bewundere," nahm Herr Geiz das Wort wieder auf, „das ist die Consequenz, mit der Sie den Doktor aus dem Hause gehalten haben. Das wäre für den so eine schöne Sache gewesen, jedes Mal fünf Mark in die Tasche zu schieben, wo man dem Quacksalber für Besuch und Medizin nur eine Mark zu zahlen hatte. Freilich hätte Ihnen vielleicht die offene Wunde am Fuße erspart bleiben können; aber wer leidet nicht gerne ein wenig Schmerzen, wenn er dafür das Geld behalten darf. Und Ihr Mann, nun der wäre doch so wie so gestorben, da hätte auch kein Arzt mehr helfen können."

„Es ist nicht wahr!" schrie die Bäuerin auf, „Ihr lügt! Ihr lügt!" Ich hätte einen Arzt holen lassen, wenn ich gewußt hätte, daß es so übel stünde."

„Ereifern Sie sich doch nicht so, Wertheste," antwortete Herr Geiz; „Aufregung macht schwach und Sie bedürfen Ihrer ganzen Stärke, um jetzt dem

Sohne entgegen zu treten, damit er keine Thorheit begeht. Wir werden Ihnen nach Kräften zur Seite stehen."

„Und wenn er fort ginge nach Amerika?!"

„Was macht es? Dann bleibt das Geld hübsch beisammen."

„Aber ich liebe doch meinen Sohn, meinen einzigen Sohn und auch das Frauchen ist nicht so übel, obgleich sie —"

„Obgleich sie uns nicht ausstehen kann," wollen Sie sagen, nicht wahr? Eben deßwegen muß sie fortbleiben."

„Nein, das wäre ihr Tod, denn sie ist zart und liebt den Wilhelm von ganzem Herzen."

„Ach beste Frau, doch nur keine Rührung, das verdirbt ja die ganze Sache. Nur tapfer und fest bleiben. Die junge Frau ist viel zu gut, unvernünftig wollte ich sagen, da ginge das schöne Gold bald in alle Winde."

„Eben weil sie gut ist, wird sie mich alte Frau auch lieb haben; denn endlich kommen doch auch die Tage, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, — und wenn ich sterben muß?"

„Ach, doch nur nicht solche Gedanken, dann halten wir Ihnen all ihr Gold und Geld vor die Augen."

Immer näher rückten die beiden Gestalten, das kleine Männlein und das fette Weibchen. Sie schienen die Bäuerin umarmen zu wollen und entsetzt streckte dieselbe beide Arme aus, um dem unheimlichen Spuke zu wehren. Sie wollte schreien und konnte nicht, bis endlich, endlich ein unartikulirter Schrei sich über ihre Lippen rang und sie erwachte.

Angstvoll schaute sie sich im Zimmer um, in dem bereits die Morgendämmerung herrschte. Als sie nichts mehr von den unheimlichen Gästen bemerkte, da faltetete sie die Hände und sagte aus tiefinnerstem Herzen: Gott Lob und Dank; es war nur ein Traum."

Sie war ganz in Schweiß gebadet und zitterte noch am ganzen Leibe.

Aber war Alles nur ein Traum gewesen? Und wenn dem so war, so hatte ihr Gewissen laut im Traume zu ihr geredet und es sollte nicht vergeblich geredet haben.

„Mutter, Mutter!" rief gleich darauf eine Stimme zur Kammerthür herein, „ich habe einen Sohn, hörst du, einen Sohn. Jetzt hält mich nichts mehr. Ich lasse gleich ansp nnen und fahre zu Mariannen und fortan ist meine Heimath da, wo mein Weib und mein Kind ist."

„Wilhelm!" rief die Bäuerin, „warte doch, Wilhelm, und nimm mich mit."

„Mutter, ist das dein Ernst?" Und als der Sohn das tieferregte, fast leidende Gesicht seiner Mutter sah, da fragte er besorgt: „Was ist mit dir vorgegangen? Bist du krank?"

Die Bäuerin lächelte matt. „Nein," sagte sie, „aber ich habe unheimliche Gäste zum Besuch gehabt diese Nacht und du, dein Weib und dein Kind, Ihr müßt mir helfen, daß sie nicht wiederkehren."

Unterwegs erzählte sie dem Sohne den sonderbaren Traum.

Sollen wir die beiden weiter begleiten?

Dieses Mal brennt erst am zweiten Weihnachtstag der Baum im Schultheißenhaus und im Scheine derselben sitzt unter den Uebrigen auch eine alte Frau mit gefaltenen Händen, der zum ersten Mal eine Ahnung durchs Herz zieht von der Liebe des Einen, der da kam zu suchen und selig zu machen, das da verloren ist. Aus der göffneten Kammerthür aber blicken auf sie zwei glückliche Menschen und sie geloben sich einander, daß jene unheimlichen Gäste, die das Leben der Mutter arm und freudenleer machten, Geiz und Habsucht, bei ihnen keine Wohnstätte finden sollen."

Etwas vom Nachdenken.

Von —y.

Fiel mir da jüngst ein Büchlein in die Hände, das trug den wundersamen Titel: „Nachdenken über mich selbst." Nachdenken über mich selbst? Seltsamer Gedanke! War ich bisher nicht stets gelehrt worden, nicht so viel über mich selbst zu sinnen und zu grübeln? „Es kommt nichts dabei heraus," sagte dieser; „es führt nur zur Schwermuth," jener. Die erste Pflicht ist vielmehr, dich und andere herauszureißen, zu zerstreuen, auf heitere Gedanken bringen, nur nicht bei der Vergangenheit verweilen, willst du dir ein fröhliches Leben zimmern.

Ja, als neulich eine liebe Freundin den Tag ihrer silbernen Hochzeit beging, da hatten die Angehörigen mit wahrhaft staunenswerther Ueberlegung alles gethan, um in buntem Wechsel heiterer Lieder, lebender Bilder und sinniger Aufführungen dem Jubelpaar auch nicht eine Minute Zeit zum Nachdenken über die Vergangenheit zu lassen. „Es würde sich ihrer sonst leicht eine wehmüthige Stimmung bemächtigt haben," sagte mir Jemand, und der das sagte, war ein sonst ernster, christlich gesinnter Mann. Er stand in nahen Beziehungen zu der Silberbraut, die in den fünfundzwanzig Jahren viel Leid erfahren hatte. Sechs holde Kindlein hatte sie in kühler Erde betten müssen; das waren bittere Schmerzen gewesen. Damals hieß das Rezept: auf Reisen gehen, sich zerstreuen; und auch heute, am Tage der Silberhochzeit, sollte sie um keinen Preis an jene Zeiten erinnert werden; so verlangte es die wohlmeinende Rücksicht.

Und hier mein Büchlein? Nicht nur ein flüchtiges Sicherinnern, sondern ein Nachdenken über sich selbst verlangt es? Das Büchlein war schon sehr alt, aber ein Mann von gutem Klange stand darauf: Johann Kasper Lavater.

Ich machte mich ans Lesen desselben. Es war eine offene, ungeschminkte Selbstkritik, ein Zeugniß ehrlicher Selbstprüfung und Anklage vor Gott.

Und wann lebte dieser Mann, der so ernst sich im Spiegel der Ewigkeit zu prüfen bestrebte? In einer Zeit, wo die Gebildeten jedes religiös christliche Empfinden von sich so fern als möglich zu halten trachteten. Lavater verkehrte mit

Goethe, Hamann, Johannes von Müller, Joh. Heinr. Jacobi; lernte Friedrich den Großen, Herder, Jung-Stilling kennen — und sie alle, diese großen Männer, verehrten und bewunderten ihn. Goethe nennt ihn in einem Briefe an Frau von Stein „die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten," und an anderer Stelle: „ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wiedersehen wird!"

Was wunder, daß seine Schriften nicht ohne Eindruck blieben. Haman, der Magus des Nordens, in seinen Selbstbekenntnissen; die geistvolle Fürstin Galizin in ihrem Tagebuche, sind nicht die einzigen, auf die er durch sein „Geheimes Tagebuch," „Die Aussichten in die Ewigkeit," „Nachdenken über mich selbst" anregend gewirkt hat.

Ja, es wurde eine Zeit lang wieder Mode, moralische Tagebücher zu schreiben. Doch nicht diese sind es, die uns noth thun, sondern nur: Einkehr halten, stillstehen, zurückblicken, hinabsteigen in unser eigenes Herz. „Erkenne dich selbst," so mahnt schon in vorchristlicher Zeit die Inschrift des Apollotempels: „Der Mensch prüfe sich selbst," so mahnt die Schrift. Beides ist ohne Nachdenken über sich selbst unmöglich. „Ob du dich selber erkennst? Du thust es sicher, sobald du mehr Gebrechen an dir, als an den andern entdeckst." Augustinus bekennt: Der erste Weg zur Wahrheit geht durch Demuth, und der zweite durch Demuth, der dritte durch Demuth 2c.," -oder noch weiter zurückgreifend; die herrlichen Worte Mosis an das Volk Israel lauten: „Auf daß du gedenkest des Weges, durch den dich der Herr, dein Gott, geleitet hat, auf daß er dich demüthigte."

„Die Größe des Menschen besteht in der Erkenntniß seines Elends," betont Pascal in seinen Pensees. Nun, das ist wahrlich nichts Angenehmes, sein Elend zu erkennen; darum hat das Herz auch seine Gründe, uns von dem Nachdenken zurückzuhalten. Wie betrügt uns unser eigenes Herz so gern! Wem fiele dabei nicht das Wort Bodenstedt's ein:

„Willst du klug durchs Leben wandern,
Prüfe andre, doch auch dich.
Jeder täuscht gar gern den andern,
Doch am liebsten jeder sich!"

Was soll ich also thun? Täglich nachdenken über mich selbst, mich prüfen im Lichte der Ewigkeit; darauf kommt's an.

„Was nicht auch im Tod ist nütz,
Das ist lauter eitler Witz.

„Für die Ewigkeit leben" nennt es Lavater. Wie erscheint da alles in einem andern, im rechten Lichte! wie klein die Leiden, wie groß das Erbarmen des Herrn! So gedenkt man des Weges den Gott uns geführt hat, nicht, um in Trübsinn und Schwermuth zu verfallen, sondern um Gott zu preisen, der uns wohl oft wunderlich, aber immer selig führt. Wir sind einmal von Gott und zu Gott geschaffen, drum wird unser Leben nicht eher süß, als bis es, wie das Meerwasser, gen Himmel steigt. Wo wir aber lieber im Rausche bleiben, nicht zur Nüchternheit erwachen wollen, geflissentlich vermeiden, uns Rechenschaft über uns selbst zu geben, das Vergangene in nervöser Hast zudecken, da deckt Gott auf; hingegen, wo wir aufdecken, da deckt Gott zu. (Augustin) David hat es erfahren. Ps. 32, 3–5.

Das waren die Gedanken, die das kleine Schriftchen in mir anregte. Und dann fielen mir noch die Verse von Spitta ein:

„Kehre aus der Welt Zerstreuung
In die Einsamkeit zurück,
Wo in geistiger Erneuung
Deiner harrt ein neues Glück.

— — — — — — — —

Kehre wieder, endlich kehre
In der Liebe Heimath ein,
In die Fülle aus der Leere.

In das Wesen aus dem Schein!
Aus der Lüge in die Wahrheit,
Aus dem Dunkel in die Klarheit,
Aus dem Tode in das Leben,
Aus der Welt ins Himmelreich!
Doch was Gott dir heut will geben,
Nimm auch heute — kehre gleich!"

Das zerstörte Charleston.

Editoriell.

„Die Zeitungen übertreiben, wie gewöhnlich." „So schlimm wird es wohl nicht sein." „Warten wir eingehende Berichte ab."

Dergleichen Redensarten hörte man allenthalben als die Schreckenskunde in den Zeitungen zu lesen war: Charleston in Süd-Carolina ist beinahe ganz zerstört.

Die Zeitungen hatten jedoch diesmal nicht übertrieben. Die durch Erdbeben angerichtete Zerstörung ist noch viel größer als die ersten Nachrichten sagten. Wenige Häuser in Charleston blieben unbeschädigt. Viele sind gänzlich zerstört. Jahre werden vergehen bis die Stadt wieder aufgebaut ist, und es ist eine Frage,

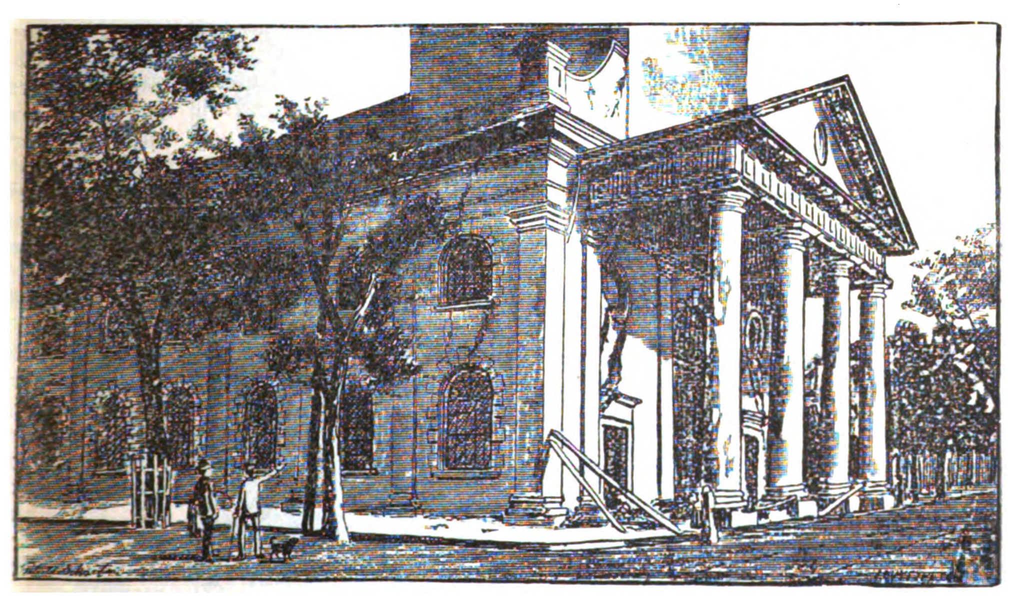
ob sie sich je wieder von diesem Schlag gänzlich erholt.

Die hier beigefügten Abbildungen sind Photographien nachgemacht, welche einige Wochen nach dem Erdbeben angefertigt wurden. Die Bilder sind also naturgetreu und veranschaulichen die furchtbare Zerstörung.

Die St. Michaelskirche gehört den Episcopalen, und ist ein historisch denkwürdiger Platz. Wesley hat in derselben gepredigt als er in Amerika war. Viele Staatsmänner und Führer des Südens beteten hier an. Die Michaels Gemeinde gab nicht blos den Ton für Charleston, sondern für ganz Süd-Carolina an. Das Gebäude ist besser weggekommen als andere, hat jedoch tiefe Risse und muß von Grund aus reparirt, vielleicht abgerissen und neu aufgebaut werden.

Viele tausend Einwohner der unglücklichen Stadt mußten im Freien campiren. Zelte waren nicht gleich vorhanden, und so behalfen sich viele mit Betttüchern, aus denen ein nothdürftig Obdach hergestellt wurde. Die Scene in einem solchen Lager auf freiem Platze war in den ersten Wochen entsetzlich, denn zu all dem vorhandenen Jammer wollte sich die Erde nicht beruhigen, sondern versetzte die erschreckten Menschenkinder durch fortwährende Stöße in Todesangst. — Doch ward auch viel gebetet in diesen Lagern, und manch einer, der wohl kaum je an Gott ernstlich dachte, hat hier in der Noth zum Herrn der Welt geschrieen.

So schrecklich zwar wie bei manchen Erdbeben ist die Zerstörung in Charleston nicht gewesen. Man denke nur an den Untergang der Stadt Lissabon im vorigen Jahrhundert.



St. Michaels Kirche.

Die Hibernian Halle ist ein Trümmerhaufen. Der Thurm im Hintergrunde auf demselben Bilde ist der Thurm der Centennial Bisch. Meth. Kirche, woselbst eine farbige Gemeinde anbetet. Diese, sowie drei andere Bisch. Kirchen wurden bedeutend beschädigt. Diese farbigen Gemeinden sind arm, und wenn einer unserer Leser Hülfe bieten will, so kann das durch Dr. Gillet, 190 West 4. Straße, Cincinnati, geschehen.

Auch vom Roßer Hospital, wie von vielen andern großen Gebäuden ist nichts übrig geblieben als Trümmer und Schutt. Hunderte Privatwohnungen sind nicht besser weggekommen, als das Haus hinter dem Postamt.

Einige Tage vor dem Charlestoner Unglück aber wurde (am 27. August 1886) Philiatra, die Hauptstadt von Messenien in 35 Minuten gänzlich zerstört, 6000 Häuser lagen in dieser Provinz in Trümmern und auf der griechischen Halbinsel Morea kostete dieses Erdbeben wenigstens tausend Menschenleben. In Charleston kamen sechsundneunzig um.

Immerhin aber ist die letztgenannte Stadt schwer betroffen. Fünf Millionen Dollar werden nothwendig sein, allen Schaden wieder zu ersetzen. Was aber die Ausdehnung des Erdbebens betrifft, so ist das im August in den Verein. Staaten verspürte das umfangreichste. Es dehnte sich über den ganzen östlich vom

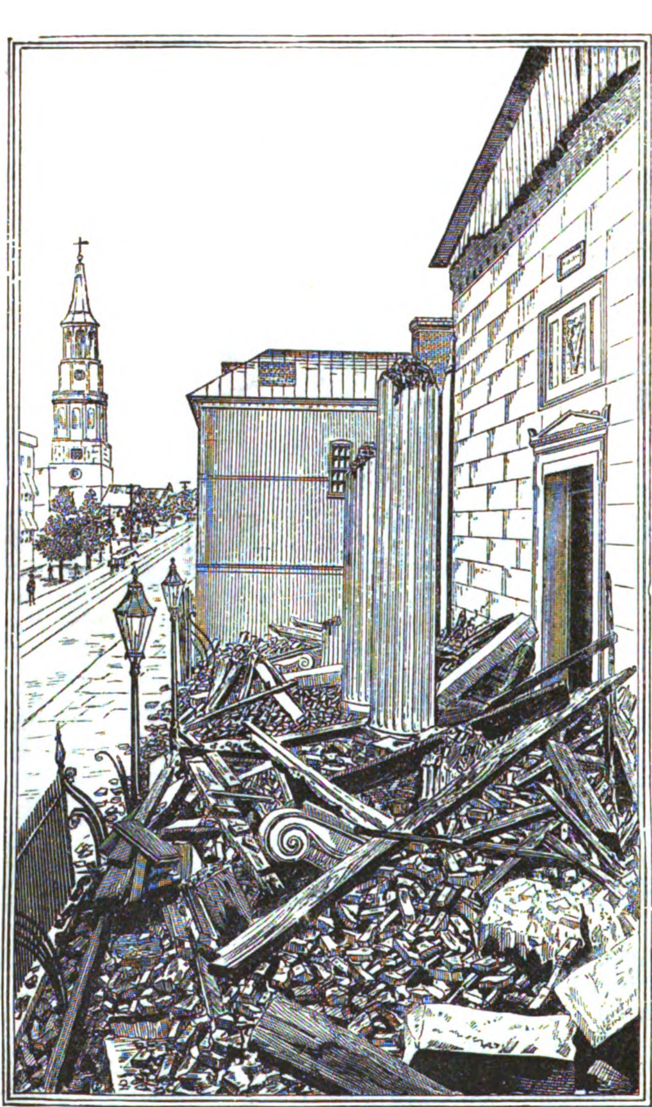
Mississippi gelegenen Theil der Ver. Staaten, von Alabama bis Canada aus.

Selbstverständlich ist die berühmte Naturwissenschaft jetzt tüchtig an der Arbeit, das Erdbeben in seinem Ursprung bis auf's Haar zu erklären.

Der Ausbruch des artesischen Brunnens in Belleplaine, Ia., die Thätigkeit des Excelsior-Geisers im Yellowstone-Thal (beides am 27. Aug.), die um diese Zeit stattgehabte Sonnenfinsterniß, der Neumond und die Meeres-Fluth und wer weiß, was Alles noch, soll zum Erdbeben beigetragen haben. So sagen mit sehr weiser Miene die Naturwissenschaftlichen. Viele derselben setzen hinzu: „Seht, wie groß die Naturwissenschaft ist; sie wird leben, wenn Alles andere zu nichte geworden!"

Wir haben allen Respekt vor der Naturwissenschaft und aller anderer Wissenschaft. Dies mal, und schon so oft hat sie jedoch bewiesen, daß alles Wissen eitel Stückwerk ist. Die meisten der amerikanischen Naturwissenschaftlichen aber haben einem österreichischen Doktor, dem Herrn Rudolph Falb nachgeschwätzt und ihre großen Erdbebenentdeckungen keineswegs durch Original-Studien gefunden.

Dieser Herr Rudolph Falb ist ein recht tüchtiger Naturforscher. Er giebt sich unter Anderem auch mit Untersuchung der Erdbeben ab, und ist eine „Erdbeben-Autorität". Längst schon hat 'er den Satz aufgestellt, daß Mondnähe, Sonnenfinsterniß, Meeresfluth, Neumond und andere Erscheinungen etwas mit dem Erdbeben zu thun hätten.



Hibernian Halle und Centennial Kirche.

Als nun die Erdbeben im letzten August mit derartigen Erscheinungen eingetroffen, da veröffentlichte Herr Falb eine lange Abhandlung, in welcher er diese seine Ansicht zu begründen sucht. Dieser Abhandlung verdanken hierzuland die meisten „naturwissenschaftlichen" Herren ihre gewaltige Erdbeben-Gelehrsamkeit!

Ich habe mich durch die Falb'sche Abhandlung „gewunden" und bin auch nicht viel gescheiter geworden. Ja, ich bin fest überzeugt, daß Herr Falb durchaus verfehlt, den Beweis zu liefern, daß Mondnähe, Neumond, Sonnenfinsterniß einen eingreifenden Einfluß auf Erdbeben ausüben.

Er beginnt damit, den schrecklichen Ausbruch des Tarawera auf der Nordinsel von Neuseeland (10. — 16. Juni 1886) zu schildern, welche Feuerausbrüche mit Erdstößen in Verbindung standen. Zur selben Zeit war, wie es schon so oft gewesen — Mondwechsel. Seither ist jener feuerspeiende Berg, welcher seit Men-



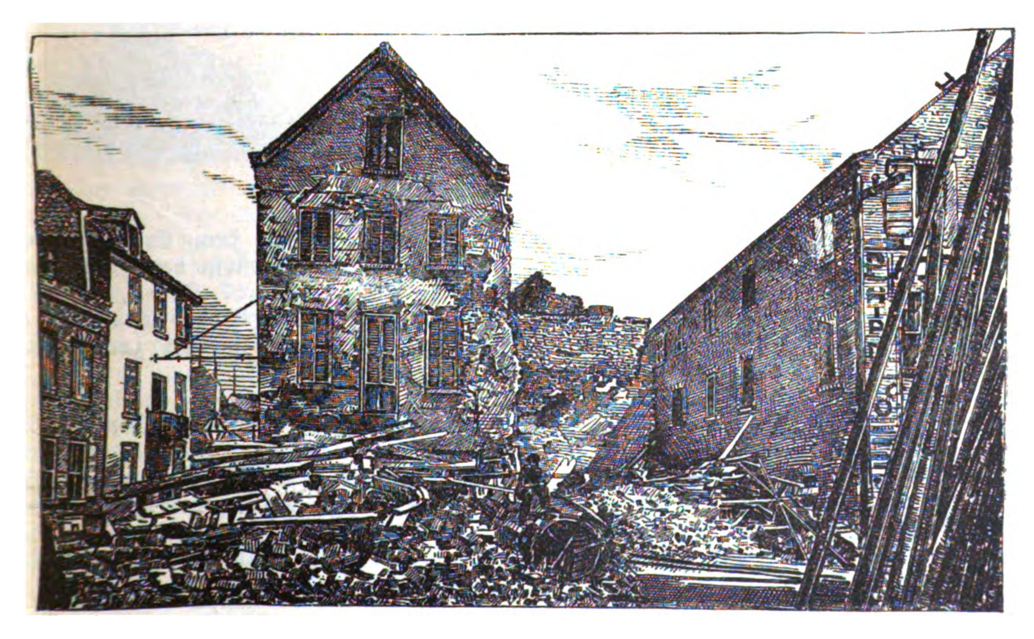
Roßer Hospital.

schengedenken, kein Leben verrathen, wieder in Thätigkeit.

Sodann beschreibt Herr Falb, die Ende August stattgehabten Erdbeben: das auf der griechischen Halbinsel Morea (29. Aug.), welches oben genannt wurde, und das in den Ver. Staaten (31. Aug.).

Er sagt, und das begreift am Ende jedes Kind, daß diese Ereignisse feurigen Kräften der Tiefe entstammten.

Darauf fährt der gelehrte Naturforscher fort: „Zwei Tage nach dem griechischen Erdbeben, nachdem durch das Zusammentreffen der hervorragensten Fluth-Faktoren — Neumond mit Sonnenfinsterniß und Erdnähe — und genau an dem Tage, an welchem der Mond den Aequator



Haus hinter dem Postamt.

passirte, am 31. Aug. zwischen 9 und 10 Uhr Abends, pochte es zum drittenmal an den unterirdischen Pforten, und es erdröhnte der Boden der Ver. Staaten. Da ist es denn geradezu unmöglich, sich der Ueberzeugung zu verschließen, daß die fluthherzeugende Kraft des Mondes und der Sonne auch auf das in den Tiefen der Erde vorhandene Lavameer ausdehnt, und Erdbeben als unterirdische, durch den Auftrieb der Gase und Lavamassen hervorgerufene Eruptionen betrachtet, die sich in größerer Anzahl und Stärke um die Zeit der theoretischen Hochfluthmaxima ereignen."

Das klingt auf den ersten Anblick sehr plausibel. Aber — gab es denn nicht auch schon früher Erdnähe, Sonnenfinsterniß, Neumond, Aequator-Durchgang u. s. w.? Und — waren zu diesen Zeiten die unterirdischen Feuer etwa verlöscht? Weßhalb jedoch hört man nicht immer von solch' gewaltig' Beben der Erde? Also fragen einfache Menschenkinder, die sich durchaus nicht vor der gewaltigen Ueberzeugung der Naturwissenschaftlichen beugen.

Jedoch — es kommt noch besser.

In seinen Ansichten durch das oben dargestellte Zusammentreffen befestigt, prophezeite Herr Falb nicht eine andere Katastrophe an den beiden Brennpunkten, Philiatra und Savannah, aber ganz gewaltige Stöße auf den 13. und 27. September. „An diesen Tagen", sagt er, „erreichen nämlich die Fluthkräfte der Sonne und des Mondes wieder ein Maximum, und dies gilt insbesondere vom letzteren Datum."

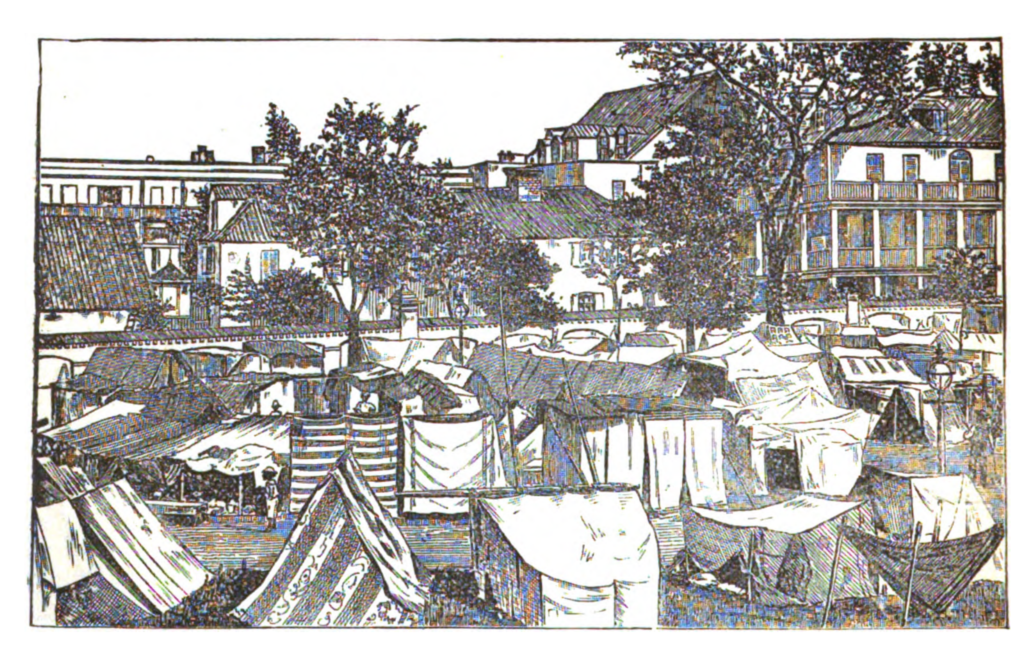
Auf diese Behauptung baute der Humbugger Wiggins von Kanada seine Prophezeiung, und dachte wohl dabei: Jetzt hab' ich's.

Er hatte es aber nicht.

Alles Volk der Ver. Staaten wartete am 27. September auf die gewaltigen Stöße. Nichts rührte sich. Während, wie es ja oft der Fall ist, vor und nach dem Erdbeben vom 31. Aug. schwächere Erdstöße verspürt wurden, war es gerade am 27. Sept., wo „die Fluthkräfte des Mondes und der Sonne wieder ein Maximum erreichten" **absolut still.**

Was nun?

Na, die Naturwissenschaftlichen haben sich eben wieder einmal blamirt. Nicht weil die Naturwissenschaft etwa an und für sich nichts ist. Sie ist bedeutend und hat Segensreiches geleistet. Sie blamirt sich aber jedesmal, wenn sie sich versteigt und Alles wissen und am Ende Alles ersetzen will.



Lager auf dem Washington Platze.

Aus meinen Weihnachtstagen.

Von Else von Elmenhorst.

An einem kalten Weihnachtsabend im Jahr 18.. war's, als ich einsam in meinem Stübchen saß und der vergangenen Zeiten dachte.

Wie viel verschiedene solcher Abende waren mir schon beschieden gewesen. Ich ließ sie alle im Geiste an mir vorüberziehen, jene Christfeste voll Glanz und Helle nach Innen und Außen, für welche ich Gott nicht dankbar genug sein kann und jene anderen, wo das Herz im herben Schmerze rang, mit denen aber Gott ebenfalls seine weise Absicht hatte.

Welch' glückselige Kindheit hatte ich verlebt, wie hatten mich die theuren Eltern mit Liebe verwöhnt, mit Gaben bedacht, mich und meinen älteren Bruder, der unser aller Abgott war. —

Wie frisch lebte die Erinnerung an jede Kleinigkeit, die ich aus den theuren Händen empfing, in mir. Ich sah in Gedanken all die Herrlichkeiten vor mir ausgebreitet, die schöne Puppe, die so weich gebettet im Korbwägelchen lag und ihre blauen Augen öffnen und schließen, nöthigenfalls sogar schreien konnte, das Töchteralbum mit all' den bunten Bildern und Geschichten, das warme Winterpelzchen und was es sonst noch gab.

Wie sehnte sich mein Herz nach jenen goldenen Kindertagen im theuren Elternhaus und wie empfand ich so recht die Wahrheit des Wortes: „O selig, o selig ein Kind noch zu sein!"

Nach der Kindheit frohen Tagen gab es wohl auch noch viel schöne Stunden, da meine ersten Jugendjahre sehr glücklich verliefen, aber der Zauber gänzlicher Sorglosigkeit, bleibt nicht mehr in gleicher Weise, sobald man unter die Reihen der Erwachsenen gezählt wird. Tritt keine wirkliche Sorge an uns heran, so bereiten wir uns doch oft genug selbst welche, das bringt das unruhige menschliche Herz mit sich.

Nach der Kinderzeit veränderte sich das Bild am Christfest. Die Puppen wurden durch schöne, duftige Ballkleider ersetzt und diese Wolken von Tüll und Gaze brachten vergängliche Freuden, oft auch Leiden mit sich.

Das innere Leben aber gewann keinesfalls durch diese Ball-Episode, das Gemüth und der Sinn für etwas Höheres wurde nicht gefördert, die Sucht nach Vergnügen nur immer mehr gesteigert. Wohl ist es mir eindrücklich geblieben, daß ich damals mit recht weltlichen Gefühlen das liebe Christfest feierte und meine Augen sich nicht mit gleicher Andacht als in der Kindheit auf das erleuchtete Kripplein richteten, welches da unter dem Tannenbaum aufgebaut stand, sondern sich über dieses hinweg in all' der bunten Pracht verloren. Welchen Nutzen zog ich aus diesem geselligen Treiben, was brachten mir die Huldigungen und Triumphe ein — ich fühlte, daß sie mich verflachten und daß es unrecht war, die guten Eltern mit Bitten zu bestürmen, dies und jenes Fest mit mir zu besuchen und doch lebte ich in diesem Strudel weiter. Ich will damit keineswegs behaupten, daß gesellige Freuden ein Unrecht wären — nur alles im Uebermaß Genossene ist dem Menschen schädlich und dies zeigte sich an mir.

Dann kam ein anderer Christabend, wo aller bunter Flitterstaat verbannt war. Der erste bittere Schmerz war in mein Leben getreten! Meine armen Eltern hatten den einzigen Sohn, ich den theuren Bruder im Kriege gegen Frankreich verloren und unser kleines Christbäumchen strahlte diesmal seinen Kerzenglanz auf traurige Gesichter und ernste Gaben nieder.

Am 18. August war er in der blutigen Schlacht von St. Privat gefallen und als er in den Armen eines Freundes seinen Geist aushauchte, da waren nächst Grüßen an seine Lieben die Worte: „Gott sei mir Sünder gnädig" seine letzten gewesen.

Mein Bruder war für mich stets das Bild menschlicher Vollkommenheit gewesen, nie hatte er den Eltern Kummer, sondern nur Freude bereitet. Wie viel weniger gut fühlte ich mich, das kam mir jetzt so recht zum Bewußtsein! Wie oft hatte ich meinen lieben Eltern auf ihre liebevollen Ermahnungen heftige Worte entgegengesetzt, wie wenig mich bemüht, ihnen so recht zu Gefallen zu leben, sondern mein eignes Ich stets in den Vordergrund gestellt. Konnte mir daraus Segen erwachsen für Zeit und Ewigkeit?

Durch das Sterben meines geliebten Bruders war ich zum Nachdenken über mich gekommen, ich hatte begonnen, an mir zu arbeiten, und als ich damals in unsere Weihnachtsstube trat, da wußte ich, daß nicht äußerer Glanz und Flimmer, sondern nur ein Leben treuer Pflichterfüllung und der Verkehr mit unserem Gott und seinem Bibelworte zum Frieden des Herzens führen!

Ja, ich empfing das Christkindlein mit anderen Gefühlen an diesem Weihnachtsabend, und als wir zum Harmonium das erhebende Weihnachtslied sangen:

„Wie soll ich Dich empfangen und wie begegnen Dir"

da wurde mir's so recht klar, daß ich den Zweck des menschlichen Lebens ganz aus dem Sinn verloren und recht in den Tag hineingelebt hatte, ohne zu bedenken, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern das Zukünftige suchen sollen.

Ich faßte die besten Vorsätze, eine Andere zu werden. O, daß diese Umwandlung meines inneren Menschen nicht um einen so schmerzlichen Preis hätte erkauft werden müssen, daß mir mein geliebter Bruder nicht genommen wäre. Aber Gott weiß, was zu unserem Besten dient und wir dürfen nicht fragen „warum."

Der Ernst des Lebens trat mir nun mehr und mehr nahe.

Nur einen Christabend sollte ich noch mit meinen theuren Eltern feiern und dieser war auch schon voller Wehmuth, da mein Vater, von Kissen gestützt, schwach und krank im Lehnstuhl saß, um seinem Kinde zum letzten Male einzubescheeren. Noch deutlich sehe ich sein liebes, blasses Gesicht vor mir, wie es mir zunickte, als ich hereinkam, und sehe mein gutes Mütterchen, wie sie mich zu meinem Tische führte.

Ach, hätte ich damals geahnt, daß ich über's Jahr einsam unter Fremden weilen sollte!

Ja, beide Eltern wurden mir in diesem schweren Jahr genommen, starben in Zeit von acht Wochen beide dahin, und was ich da gelitten habe, das kann nur der ermessen, der selbst schon sein Liebstes hergeben mußte. Elternliebe und Elternhaus sind unersetzlich, das empfand ich täglich und stündlich, und welch' vortreffliche Eltern ich besessen, das lernte ich noch mehr schätzen, als sie von mir geschieden. Für mich hieß es nun in die weite Welt gehen und einen Wirkungskreis suchen, denn abgesehen davon, daß dies für mein Fortkommen nöthig war, weil die Haupteinnahme meines Vaters in einem hohen militärischen Gehalte bestand, fühlte ich auch das Bedürfniß in mir, zu wirken. Wie hätte ich sonst allen Schmerz ertragen, der damals durch mein Herz zog, nur Arbeit und Gebet halfen mir darüber hinweg!

Ich suchte meine Kenntnisse zu vervollkommnen und nahm zuerst eine Stellung bei kleineren Kindern an, denen ich die Anfangsgründe lehrte.

So fand mich das liebe Christfest zum ersten Mal unter Fremden, und wenn ich auch dort Freundlichkeit erfuhr, so ist es doch was Schweres, von allen früheren Verbindungen losgelöst, in gänzlich neuer Umgebung zu sein.— Vor allen Dingen aber fehlte mir die treue Elternliebe, und als die Dorfkinder—es war auf dem Lande —ihr Weihnachtsliedchen anstimmten, da konnte ich die Thränen kaum zurückdrängen, und nur die selige Christenhoffnung, einst an Gottes Thron mit meinen Eltern vereint zu werden, hielt mich aufrecht.

Und wieder über's Jahr — welch andere Gestalt hatte mein Leben bekommen, welche Veränderung erfahren!

Mein Herz, welches wirklich noch nie so recht geliebt, sich in frühester Jugend nur mitunter in Illusionen einer Liebe hineingeträumt hatte, dies Herz, das sich mit seinen 23 Jahren schon recht alt vorkam—es empfand jetzt dies Hangen und Bangen, dies „himmelhochjauchzend" — „zum Tode betrübt" wie es Goethe und vor und nach ihm so mancher Dichter besungen hat!

Ich liebte und wurde geliebt mit einer reinen, hohen Liebe, wurde geliebt von einem edlen Manne, der Lehrer in derselben Familie war, wie ich, und empfand die ganze Seligkeit einer solchen Liebe an jenem unvergeßlichen Christabend!

Ein glückliches Jahr erlebte ich dann, wenn auch getrennt von ihm, da er seine Stellung aufgegeben, sobald wir uns unsere Liebe gestanden, und in einer Universitätsstadt für sein Examen arbeitete. Glücklich war ich in seinen herrlichen Briefen, welche mir die Tiefe seines Gemüths und Herzens mehr und mehr offenbarten und die ich mir alle, alle wohl verwahrte, sammt den, ach so theuren Andenken, denn jedes Blümchen von ihm war mir mehr werth als Gold und Juwelen. —

Wie viel köstliche Luftschlösser erbauten wir, wie malten wir uns unser künftiges Heim so traulich aus und glaubten, dies ersehnte Ziel läge nicht mehr fern. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt!

Gerad' in der fröhlichen Weihnachtszeit war es, als er mir die Trauerkunde mittheilte, daß sein Vater gestorben und seine Mutter mit noch unversorgten Kindern, darunter eine kränkliche Schwester, nur auf eine kleine Wittwenpension angewiesen, zurückgeblieben sei. Trotzdem aber sprach er mir in seiner treuen Art und Weise Muth zu, daß wir trotz aller jetzigen Noth doch zu einer späteren Vereinigung gelangen würden und die Hoffnung nicht aufgeben dürften.

In meinem Herzen aber begann ein Kampf, den die nachstehenden Zeilen eines alten Liedes wiedergeben:

„Kennst du das bitt're Wort „Entsagen?"
Wer dieses Wörtchen lernen will,
Muß sich durch tiefe Kämpfe schlagen,
Je heißer, weil sie tief und still!
Denn solchen Kampf den mußt du führen,
Ob er vernichtend in dir tost,
Bei fest verschloß'nen Herzensthüren —
Die Welt hat dafür keinen Trost! —

— Nach diesem Kampf aber, den ich in der Stille mit mir gekämpft, trat ich in den Glanz

der Weihnachtskerzen mit dem klaren Bewußtsein, was ich zu thun hatte.

Gott wies mir den Weg der Entsagung und da galt es kein Zögern, sondern Handeln. Die beglückende Ueberzeugung, treu geliebt zu werden für alle Zeit, die ich als sicheren Schatz in mir trug, die blieb mir ja und sie mußte mir genügen, wenn auch dieser Liebe keine Vereinigung beschieden sein konnte.

Am Kripplein unseres Heilandes legte ich mein Wünschen und Sehnen nieder und als ich dann am späten Abend für mich allein im stillen Stübchen war, schrieb ich an meinen fernen Freund, denn nur als solchen durfte ich ihn fortan noch betrachten.

Ich schrieb, daß ich ihm für alle Zeit die Treue bewahren würde, es aber jetzt bei der veränderten Sachlage für das Richtige hielte, ihm sein Wort zurückzugeben, und daß ich in diesem Entschluß ganz fest sei. — Kindespflicht ginge über alles, und so stehe die Sorge für seine Mutter ihm in erster Reihe zu, alles Andere müßte dem weichen, und eine ganz aussichtslose Verlobung würde ihn nur in seinem Wirken stören. Eine fortgesetzte Correspondenz würde unsere Gemüther auch nur in Unruhe bringen, um aber einander nicht ganz aus den Augen zu verlieren, so wollten wir uns alle Jahr zum heiligen Christfest schreiben und Mittheilung aus unserem gegenseitigen Leben machen.

So siegelte ich den Brief zu, den man beinahe für zu gefaßt halten konnte, aber Niemand weiß, was ich dabei gelitten. An jenem Christabend—heute sind es zehn Jahre her—habe ich den schwersten Kampf mit mir gekämpft und den größten Sieg über mein eigenes Ich errungen, und nur durch Gottes Hülfe, der in den Schwachen mächtig ist, war dies möglich. Die Antwort meines Freundes kam umgehend und aus jedem Wort leuchtete seine Liebe und sein tiefer Schmerz. Er schrieb, daß wenn ich ihn auch nicht binden wollte, sein Herz doch für alle Zeit an mich gebunden sei und nie einer Anderen gehören würde. —

Diese Treue hat sich bewährt durch alle die zehn Jahre. — Alljährlich am Christfest kam ein theurer Brief. Er hat unermüdlich für seine schwache, alte Mutter und für seine Geschwister gesorgt, dabei viel mit Entbehrungen zu kämpfen gehabt. Sein Fortkommen war in den schlechten Zeiten, wo besonders die Lehrer-Karriere so überfüllt ist, ein langsames und dornenvolles und heute — was wird er mir heute schreiben? Erwarte ich seinen Brief nicht ebenso sehnsüchtig als in der Jugendzeit — und doch bin ich inzwischen ein altes Mädchen geworden, welches die verhängnißvollen Dreißig schon überschritten hat!

Zehn Jahre sind eine lange Spanne Zeit — viel einsame Stunden waren mir beschieden, aber doch habe ich bei Arbeit und Gebet die Zufriedenheit gelernt und dem lieben Gott stets ein dankbares Herz dargebracht. — Durch Fleiß und Mühe habe ich mir vor fünf Jahren ein eigenes kleines Heim gründen können und erwerbe mir meinen Unterhalt durch Privatstunden.

Doch wie lange vertiefte ich mich heute in dieser stillen Dämmerstunde in alle jene verschiedenen Weihnachtserinnerungen, wie viel Bilder aus alter Zeit habe ich heraufbeschworen und wie ist dadurch die Sehnsucht nach der Vergangenheit so wach geworden. Hier drinnen im traulichen Stübchen wird's immer dunkler, nur der Schein des im Ofen knisternden Holzfeuers beleuchtet die alten lieben Bilder und Sachen aus der Heimath, deren jedes mir werth ist. Kein Weihnachtsbäumchen brennt für die Einsame; viele Einladungen hatte ich zu meinen verschiedenen kleinen Schülerinnen, aber ich zog es vor, stille Einkehr zu halten. — Draußen flimmern die Sterne durch die kalte Winternacht und der Schnee glitzert in tausend Funken wie Kristall.

Werden die lieben Weihnachtsglocken nicht bald erklingen, die so feierlich in's Herz hineinrufen, daß uns der Heiland geboren? Sinnend stehe ich am Fenster — da kommt ein schwerer Tritt die Treppe herauf — ist's der Postbote, der mir den ersehnten Weihnachtsgruß bringt? Schnell will ich öffnen. —

Draußen im Flur ist's auch noch finster und nur die Umrisse einer Gestalt lassen sich erkennen. In der festen Ueberzeugung, es sei der Bote, rufe ich nur hinaus: „Warten Sie ein Augenblickchen, bis ich Licht angesteckt und Ihnen eine kleine Weihnachtsgabe gesucht habe.“ — Da tönt es zurück mit einer Stimme, die mein Herz erbeben läßt in unsäglicher Freude: „Dich selbst, meine Maria, begehre ich zur Weihnachtsgabe und lasse mich nun, nach zehnjährigem treuen Harren, nicht mehr abweisen!“

Wachte ich denn oder war es nur ein glücklicher Traum, daß ich die theuren Worte hörte und daß ich die liebe Gestalt beim ungewissen Schein des flackernden Lichtes vor mir sah? —

Nein, es war kein Traum — Gott hatte mir dies Gnadengeschenk, auf das ich nimmermehr zu hoffen gewagt, in der Christnacht zugesandt. Durfte ich jetzt noch zögern, es aus Seiner Hand anzunehmen, da Er die Wege so sichtbar für uns geebnet?

In Kürze berichtete mein Richard, daß ihm zu Neujahr eine sehr vortheilhafte Stellung an

einem größeren Gymnasium angeboten sei und er von dem schönen Gehalt ohne Sorgen mich und sein altes Mütterchen ernähren könne. Diese schickte mir innige Grüße und noch heute sollte uns das schnelle Dampfroß in wenig Stunden zu ihr tragen. Jetzt begannen die lieben Kirchenglocken zu läuten und da wir bis zum Abgang des Zuges noch Zeit hatten, so war es mein sehnlicher Wunsch, gemeinsam zum nahen Kirchlein zu wallen, um Gott an heiliger Stätte vereint Dank zu sagen für das selige Weihnachten, welches er uns bescheert! —

Hell strahlte das liebe Gotteshaus im Festesglanz, voll brausten die gewaltigen Akkorde der Orgel und in warmer, tiefer Andacht stimmten wir in den Gesang der Gemeinde ein:

„Empor zu Ihm mein Lobgesang,
Dem einst das Lied der Engel klang!
Der hohe Freudentag ist da,
Lobsinget, Gottes Heil ist nah!

Ein Amerika-Müder in Amerika.

Eine Skizze aus dem Leben von Henry W. Fischer.

Daß er ein „Grüner" war, das ersah man nicht nur am Schnitt seiner Kleider, das kündeten nicht nur seine à la Pompadour gekämmte Riesenmähne, seine Sprache, sein „genial" geschlungenes Halstuch, seine Kanonenstiefel, die zahlreichen Berloques seiner silbernen Uhrkette und seine wilden Gestikulationen an, — die verächtlichen Blicke, welche er um sich warf, wenn ein englisches Wort an sein Ohr schlug, sein ganzes Benehmen und Verhalten gaben dafür beredtes Zeugniß.

Ah, er wollte den Yankees zeigen, was er für ein Kerl sei; er habe etwas gelernt, er sei in dieser Wirthschaft vielleicht der Einzige, der etwas gelernt habe; die Yankees....

„Was verstehen Sie unter Yankees?"

„Nun, dies ganze elende Krämervolk, aus Eingeborenen, Irländern, Engländern und dem Abschaum aller Nationen bestehend, dem sich leider auch viele Deutsche, die „zu Hause" Knechte und Schuster und Schneider gewesen sind, zugesellt haben....

„Aber," fuhr er fort, „mich kriegen sie nicht unter die Anbeter des goldenen Kalbes, nein, nie und nimmer!"

Eher wollte er hinter der Hecke sterben, versicherte er.

Was er zu thun gedenke? wurde gefragt.

Nun, einstweilen habe er ja zu leben, — freilich nicht genug, um „standesgemäß", „wie man's gewöhnt ist," zu leben. Aber man müsse sich in die Verhältnisse schicken, und nachher, — na, es werde sich doch schließlich selbst in diesem Lande immer noch eine Stellung auftreiben lassen, die ein gebildeter Mensch annehmen könne, ohne zu erröthen.

„Zum Beispiel...." Ich wies soeben auf den Kellner hin, welcher soeben den „Herold" brachte.

Er wollte zuerst mich nicht verstehen, und als ich deutlicher wurde, fragte er mit schrecklicher Stimme, ob ich beabsichtige, ihn zu beleidigen. Für den Fall wolle er mich darauf aufmerksam machen, daß er sich nichts gefallen lasse, — nichts! Der Code d'honneur sei ihm geläufig, und er habe „drüben" sieben Duelle gehabt. Ja, — um es nur zu gestehen, — seiner Duelle wegen habe er fortgemußt.

Jemand lachte laut.

Der „Jemand" saß am nächsten Tische und hatte eine Nummer der „Fliegenden Blätter" vor sich. Sein Lachen war also genugsam motivirt.

Er aber sagte in gereiztem Tone, wenn ihn Jemand „trumpfen" wolle, so bitte er um deutliche Erklärung; er sei kein „Yankee", und Niemand dürfe es wagen, ihn zu hänseln, — selbst nicht der Präsident der Ver. Staaten.

Nun lachten wir Alle.

Da ich sein Stuhlnachbar war, frug er mich, ob ich fechten könne. Ich erwiderte verneinend. Ich habe einmal versucht, einen Schwarm Mosquitos zu "fighten", aber vergebens. Damals sei ich noch sehr grün gewesen.

Das Wort „grün" wirkte auf ihn, wie Louise Michels Revolutions-Robe auf einen von Buffalo Bill's Stieren.

„Sie werden von mir hören," schrie er — „Sie Alle!"

Und er trank sein siebentes Glas Bier aus, wunderte sich beinahe zu Tode, als der Kellner ihm mittheilte, daß er nichts zu bezahlen habe, daß Alles "allright" sei — und ging.

II.

Nach sechs Wochen hörte ich wirklich von ihm. — Er wünschte eine Stellung anzunehmen; ob ich vielleicht „etwas" wisse.

Ich war in der Lage. Ein mir befreundeter Wholesale-Kaufmann benöthigte eines Porters.

„Ziehen Sie die gelben Glacehandschuhe und den Nasenkneifer ab, und gehen Sie mit dieser Karte zu Herrn X," sagte ich; „er sucht einen Porter."

„Aber weshalb soll ich mich vorher maskiren?"

Ich erwiderte, mein Freund sei ein eigenartiger Kauz, könne sich von gewissen Vorurtheilen nicht lossagen; der Kneifer und die Kanarienvogel-Handschuhe würden ihm vielleicht das Engagement verleiden.

„So ist er ein ungebildeter Patron!"

„Möglich, daß Sie ihn so abschätzen. Aber er hat Geld, und Sie können's in seinem Geschäft zu etwas bringen. Herr X. hat selbst von der Pike auf gedient und gefällt sich darin, die Bestrebungen fleißiger Menschen zu unterstützen."

„Ein reichgewordener Kaffer, ein Hausknecht außer Diensten!"

„Wollen Sie zu dem Herrn gehen, oder nicht?"

Natürlich wollte er. Er habe sich fest vorgenommen zu arbeiten. Aber das Lorgnon werde er nicht abnehmen.

„Wie es Ihnen beliebt!"

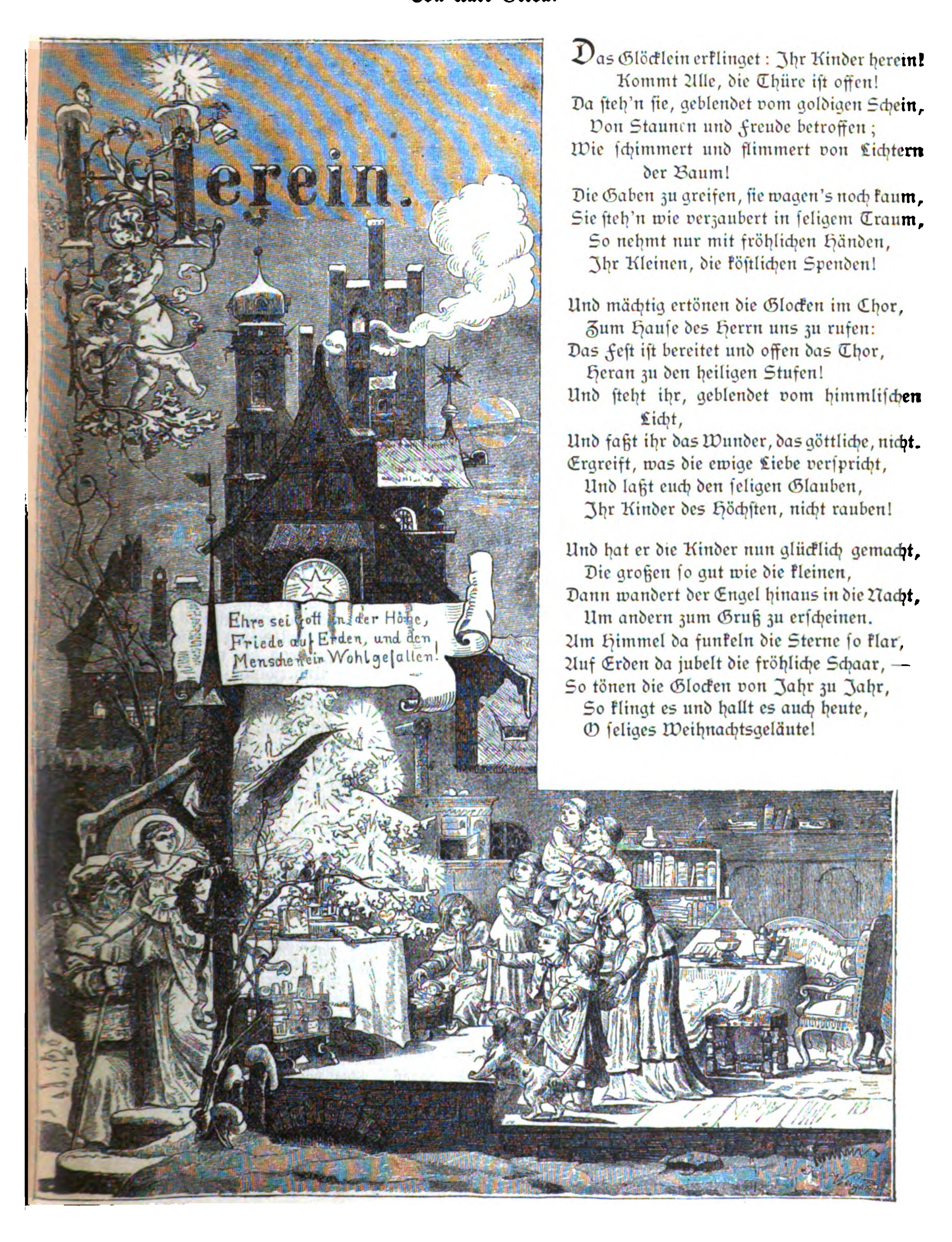
Nach einer Stunde kam er zurück, feuerroth im Gesicht und eifrig mit sich selbst redend.

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß X. einen Hausknecht sucht," schrie er außer sich. „Diese-



Herein!

Von Karl Gerok.



Das Glöcklein erklinget: Ihr Kinder herein!
Kommt Alle, die Thüre ist offen!
Da steh'n sie, geblendet vom goldigen Schein,
Von Staunen und Freude betroffen;
Wie schimmert und flimmert von Lichtern der Baum!
Die Gaben zu greifen, sie wagen's noch kaum,
Sie steh'n wie verzaubert in seligem Traum,
So nehmt nur mit fröhlichen Händen,
Ihr Kleinen, die köstlichen Spenden!

Und mächtig ertönen die Glocken im Chor,
Zum Hause des Herrn uns zu rufen:
Das Fest ist bereitet und offen das Thor,
Heran zu den heiligen Stufen!
Und steht ihr, geblendet vom himmlischen Licht,
Und faßt ihr das Wunder, das göttliche, nicht.
Ergreift, was die ewige Liebe verspricht,
Und laßt euch den seligen Glauben,
Ihr Kinder des Höchsten, nicht rauben!

Und hat er die Kinder nun glücklich gemacht,
Die großen so gut wie die kleinen,
Dann wandert der Engel hinaus in die Nacht,
Um andern zum Gruß zu erscheinen.
Am Himmel da funkeln die Sterne so klar,
Auf Erden da jubelt die fröhliche Schaar, —
So tönen die Glocken von Jahr zu Jahr,
So klingt es und hallt es auch heute,
O seliges Weihnachtsgeläute!

Blamage für einen Mann von einer Intelligenz und gesellschaftlichen Stellung!"

„Ich bemerkte ausdrücklich, daß Herr X. einen Porter haben wolle."

„Porter! Wer versteht Porter? Sogar Euer Deutsch habt Ihr bei den Yankees verlernt. Nichts als englische Brocken!"

„Wir gebrauchen nicht halb soviel englische, wie Sie französische und lateinische."

„Dafür möchte ich Beweise haben!"

„Zum Beispiel: Sie sprachen soeben in einem Athem von Blamage und Intelligenz!"

Er beachtete den Einwurf nicht.

Mit den Worten: „Wenn mir das zu Hause passirt wäre!" ergriff er die Thürklinke und, indem er durch die Oeffnung verschwand, warf er die Thüre mit solcher Heftigkeit zu, als ob er sämmtliche ihm widerstrebenden Institutionen dieses Landes mit einem Schlage zerschmettern wolle.

III.

Drei Jahre später trat er in die Redaktionsstube einer Zeitung des Westens, der ich damals vorstand.

Der Alte.

Rock und Hosen von deutschem Schnitt; derselbe silberne, großäugige Nasenkneifer, die langen Haare, das Wesen potenzirten Eigendünkels.

Die Kleider waren ziemlich neu — wie ich später erfuhr, aus Deutschland nachgesandt, — aber die Uhrkette mit dem vielen Gehängsel dran war verschwunden mit der Prallheit der Waden, der Frische des Aussehens, der Sauberkeit der Wäsche.

Er war so gütig, bei der Begrüßung nichts von den früheren Mißhelligkeiten zwischen uns durchblicken zu lassen. Wie es ihm ergangen, seitdem wir uns nicht gesehen? frug ich.

Oh, — er war Redakteur von einem Dutzend kleiner Landblätter gewesen, hatte diesen allen zu riesiger Cirkulation verholfen und war überall mit Ehren überhäuft worden. Aber der „Adler" zu — und der „Volksfreund" zu — hatten seine Dienste natürlich nicht genügend honoriren können, (trotzdem er ihnen eine Riesen-Cirkulation verschafft), ja, sie waren ihm faktisch Honorar-Gelder schuldig geblieben, und er hatte deshalb auch „seinen" Advokaten beauftragt, ohne Säumen und rücksichtslos Eintreibe-Klagen anzustrengen. Jetzt wolle er sich einem größeren Wirkungskreise zuwenden, deshalb sei er zu mir gekommen. — Ich solle Raum für ihn machen in der Redaktion.

„Verstehen Sie Englisch?"

„Nein! Ich bin doch kein Reporter!"

Da einer unserer Leitartikel-Schreiber gerade verreist war, sagte ich, er könne einstweilen dessen Stelle einnehmen. Ich würde ihm drei Dollars per Spalte zahlen. Seine Arbeiten müßten Tagesfragen behandeln.

„Einverstanden!" Am nächsten Morgen sollte der erste Artikel geliefert werden.

Unser Blatt erschien Nachmittags um Zwei, und als der Substitut-Redakteur deshalb um zehn einhalb Uhr mit seinem Manuskript anlangte, hatte ich keine Zeit, dasselbe durchzusehen.

Nur über den Titel durfte ich erstaunen: „Die olympischen und die nordamerikanischen National-Spiele."

Zehn Minuten, nachdem ich die „Copy" in den Setzersaal expedirt hatte, schrie der Vormann durch's Sprachrohr, ich solle ihm ein Fremdwörterbuch heraufschicken.

Ich suchte vergeblich nach dem Gewünschten.

Mein Hülfs-Redakteur sagte endlich, einigermaßen verlegen, er habe dasselbe gestern holen lassen und vergessen, es wieder mitzubringen.

Der Vormann wurde so beschieden.

Eine Viertelstunden-Pause.

Dann ließ der Prinzipal der Setzer nachfragen, ob er die „französischen Brocken" in gewöhnlicher deutscher Schrift setzen lassen dürfe; die „Accents" seien ihm ausgegangen.

Zugegeben.

Und wiederum tutete das Sprachrohr.

„Seit wann werden bei uns Leitartikel in Fortsetzungen geschrieben?" frug es von oben.

Ich schaute mich nach dem Substitut-Redakteur um. Er war gegangen.

„Schicken Sie das Manuscript herunter!"

Der Vormann selbst brachte es. „Der ganze Setzer-Saal jubelt ob der neuen Kraft," berichtete er. „Die Setzer sagen, sein Geschreibsel mache ihnen mehr Spaß, als ein Artikel von Medlenka. Bis jetzt sind dreiunddreißig ortographische Fehler, dreizehn Satzverrenkungen und hundertunddrei Fremdwörter in seiner „Copy" konstatirt worden. Und der Artikel ist erst zur Hälfte fertig."

„Wovon handelt er?"

„Von den olympischen Spielen."

„Die ganze Sauce?"

„Ja, — von A bis Z. Am Schluß steht zweimal unterstrichen: „In der nächsten Nummer werden wir auf die National-Spiele der Yankees näher eingehen, obgleich ihr Pinocle- und Catchpenny-Spiel kaum diese Berücksichtigung verdienen."

— — — — — — — — — — — — —

Um zwei Uhr erschien er, um sein Geld zu holen. Nachdem ich ihm eine Anweisung an den Kassirer gegeben hatte, versuchte ich, ihm in milden Ausdrücken beizubringen, daß sein Artikel unveröffentlicht geblieben sei, daß er sich für seine späteren Arbeiten ein frischeres Thema wählen und sich nebenbei auch einer populäreren Sprache befleißigen müsse.

Er hörte mich grollend an, murmelte etwas von Mißverständnissen, Unverständniß, Einmischung roher, ungebildeter Menschen (auf die Setzer anspielend), die sich fortwährend um Sachen bekümmern, die sie nichts angehen, — und ging.

Am anderen Morgen schickte er mir einen Artikel „Ueber die Possibilität eines türkisch-russischen Bündnisses in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts". Ich las ihn zur Hälfte, und ich hoffe, „nimmer seines Gleichen zu sehen." Es war das konfuseste Sprachen-Quodlibet und Hypothesen-Ragout, das mir je zu Gesicht gekommen ist. Ich packte das Manuscript fein säuberlich ein, legte $3 dazu und sandte es retour.

Darauf erhielt ich eine Postkarte folgenden Inhalts:

„Ich bedaure lebhaft, den Versuch gemacht zu haben, Ihr Blatt in die Bahnen legitimer Journalistik zu lenken. Ich verweigere hiermit ausdrücklich meine fernere Mitarbeiterschaft. Keine Geldversprechungen Ihrerseits können meinen Entschluß wankend machen. Ich habe mir die Sache überlegt und bin zu dem Schluß gekommen, daß es unter meiner Würde ist, für eine Zeitung, wie die Ihrige, zu arbeiten. Aus Ihrem Konkurrenzblatt werden Sie ersehen, daß es noch Redakteure giebt, die meine Feder zu schätzen wissen.

Mit gebührender Achtung

L. P."

* * *

Die Drohung erfüllte sich nicht; zwei, drei, acht Tage wartete ich vergeblich auf das Erscheinen seiner Löwentatze unter der Aegide meines Kollegen. Endlich traf ich auf letzteren. Er lachte mir entgegen: „Da haben Sie mir einen netten Gesellen zugeschickt!" sagte er.

„Ich? — Ihnen?"

„Well, er berief sich auf Sie als einen alten Universitätsfreund."

„Ich habe niemals die Universität besucht!"

„Er auch nicht!.... Aber rathen Sie, wie ich ihn los geworden bin?"

„Da bin ich begierig!"

„Ich habe ihm eine Anstellung bei der Eisenbahn versprochen und ihn — zu einem italienischen Arbeitsvermittler gesandt.

IV.

Kürzlich war ich auf Blackwells Island, jener schönen Insel, welche die New Yorker ihren Verbrechern und Kranken zum Aufenthaltsort angewiesen haben.

Als ich durch die Gartenflucht dem Irrenhause zuschritt, trat aus einem der Maisfelder, spatenbewaffnet, sonngebräunt, ein Unglücklicher im ominös gestreiften Habitus. Er blickte scheu und vorsichtig ringsum, streckte die Hand nach mir aus und sagte auf Deutsch: „Haben Sie vielleicht eine Cigarette übrig?"

„Gewiß!"

Indem ich ihm ein Packetchen reichte, begegneten sich unsere Blicke. Der Gefangene erblaßte, seine Rechte zitterte.

Sein „Ich danke Ihnen, Herr — —" klang weich und wehmuthsvoll.

„Er kennt Ihren Namen," flüsterte meine Begleiterin.

Da erst fiel es mir auf. Ich wollte fragen, aber der Mann kam mir zuvor. Nassen Auges erzählte er mir seine Geschichte. Verwundern Sie sich nicht: Er war der Held dieser einfachen Erzählung, — ein Zuchthäusler, ein Bettler!

Dies ist seine Beichte:

Vier Jahre lang hatte er von „draußen" regelmäßig wöchentliche Geldunterstützungen empfangen; ebenso lange hatte er seinen hochtrabenden Ideen gelebt; ebenso lang hatte er versucht, Amerika zur Anerkennung derselben zu bewegen.

Dann waren seine Eltern gestorben ohne ihm einen Pfennig zu hinterlassen. Als sein Kredit erschöpft war — es hatte nicht lange gedauert bis es soweit kam — stand er gänzlich verlassen da. Die Noth, die Hülflosigkeit trieb ihn unter die Tramps, die Kleindiebe, bis er schließlich wegen professioneller Beschwindelung von Kosthaus-Wirthinnen in die Penitentiary geschickt wurde.

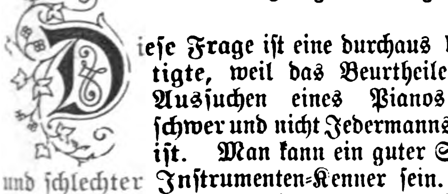
Um Neujahr wird er wieder ein freier Mann sein.

Und hoffentlich ein besserer und klügerer.

(Bell. Journal.)

Wie kauft man ein Piano?

Für Haus und Herd beantwortet von J. H. Wallfisch.



Diese Frage ist eine durchaus berechtigte, weil das Beurtheilen und Aussuchen eines Pianos sehr schwer und nicht Jedermanns Ding ist. Man kann ein guter Spieler und schlechter Instrumenten-Kenner sein. Feines Gehör, Geschmack, wirklich musikalische Begabung und längere Erfahrung sind die nöthige Ausrüstung dessen, der ein maßgebendes Urtheil aussprechen soll.

Der Ton z. B. kann hart, weich, voll, leer, spitz, breit 2c. sein. Was heißt das? Wer kann es mit Worten näher beschreiben? Unmöglich! Ebenso wenig wie man Farben mit Worten deutlich genug schildern kann. Wer ein für Musik geöffnetes, mit Tonsinn gepaartes Ohr hat, der hört und unterscheidet den Charakter des Tones und hat er Gelegenheit verschiedene Instrumente zu hören und zu vergleichen, so wird er nach und nach urtheilsfähiger werden.

Auf Eins nur möchte ich aufmerksam machen: Klingt der Ton „filzig," d. h. dumpf, gewissermaßen, als ob er in einem Kasten eingesperrt wäre, so liegt dies gewöhnlich an dem noch nicht festgedrückten Filz der Hämmerchen. Mit der Zeit gibt sich das. Hat jedoch das Instrument schon von vornherein einen auffallend „hellen" Ton, so ist zu befürchten, daß es nach nicht zu langem Gebrauch — wenn der Hammerfilz festgeklopft sein wird—einen unsympathisch-grellen Ton haben wird.

Nächstdem handelt es sich um die „Spielart," deren Beurtheilung vielleicht ein wenig leichter ist, als die des Tones. Hier kommt es auf das Gefühl, auf den Eindruck an, welchen das Herabdrücken der Tasten auf den einzelnen Finger macht. Dieses ist von der Beschaffenheit der (unsichtbaren) Tastenmechanik abhängig, hauptsächlich dem Wagebalken oder Hebelpunkt, in welchem ja die Möglichkeit des Auf- und Niederdrückens der Taste liegt. Hieraus—je nachdem — ergibt sich die schwere oder leichte Spielart. Ist dieser Theil des Instrumentes nicht correkt genug gearbeitet, so daß einzelne Tasten vielleicht schwer, andere leichter herabzudrücken sind, so entsteht daraus eine „ungleichmäßige" Spielart, was gewiß sehr unangenehm ist und das Spielen nachtheilig beeinflußt.

Für schwache Kinderhände ist eine schwere Spielart natürlich lästig, doch — wenn sie nicht

allzuschwer ist — mag es nützlich sein, weil es dann zur Kräftigung der einzelnen Finger und der ganzen Hand beiträgt. Uebermüdung würde allerdings das Gegentheil hervorbringen — Schwächung.

Alte, ausgespielte Instrumente haben bekanntlich eine „abgeklapperte" Spielart durch jahrelangen, zuweilen ganz unbarmherzigen Gebrauch. (Von Letzterem kann die werthe „Nachbarschaft" manches Clavierhelden ein Miserere singen!) Daß ein alter Klapperkasten „für Anfänger gut genug" sei, ist ein ebenso großer Irrthum, als jener, daß es zum Erlernen der „Anfangsgründe" keines so tüchtigen Lehrers bedürfe.

Also Vorsicht; keine zu leichte Spielart beim neuen Instrument! Was soll denn später daraus werden, wenn es schon anfänglich so „ausgeleiert" ist, daß eine wohlbeleibte Wespe durch eine zeitweilige Niederlassung auf dem schneeweißen Elfenbein der Tastatur Tonwellen hervorzaubern kann?!

Also wie? Ja — einen Zollstock oder Thermometer giebt's nicht hierfür, sonst könnte man vielleicht zahlenmäßig den Grad des nöthigen Widerstandes, gegen welchen der herabdrückende Finger anzukämpfen hat, ausdrücken. Hier gilt eben auch das alte Wort: „Probiren geht über Studiren".

Was den Preis der Instrumente betrifft, läßt sich nicht viel sagen; er ist sehr verschieden und läßt sich auch nicht bis auf 10, 20, 25 Dollars (und darüber) correkt — dem Werthe des Instrumentes angemessen — feststellen. Erfahrung ist auch hier der beste Lehrmeister.

Wer eben selbst nicht genug Erfahrung hat, ein Instrument mit Kenner-Blick, -Ohr und -Hand auszuwählen, der sollte sich doch in's Unvermeidliche fügen und sich einen zuverlässigen Fachmann mitnehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß dieser (als Solcher) von dem Verkäufer einen gewissen Procentsatz Provision bekäme. Geht der Unwissende allein kaufen, so wird er dennoch ebenso viel, wenn nicht mehr, bezahlen. Hat man eine verständige Vertrauensperson mit, so kauft man trotz der üblichen Provision dennoch gut und kann beruhigt sein.

Man kauft lieber in einem großen Geschäft, wo die große Auswahl die Beurtheilung erleichtert. Wer Kenner genug ist, kann auch ein einzelnes Instrument beurtheilen, geht muthig in ein kleines Geschäft und macht vielleicht dort einen günstigen „Gelegenheitskauf".

Da fällt mir ein Erlebniß ein: Als ich vor etlichen Jahren von Breslau nach Berlin gezogen war, wollte ich mir ein Clavier kaufen, las deshalb die Zeitung und fand ein armseliges einzeiliges Inserat, laut welchem ein Instrument „aus Noth" zu verkaufen sei. Ich ging hin und fand die betreffenden Leute anscheinend in der bittersten Armuth. Weniges und zerbrochenes Möbel, altes Gerümpel — kurz, die ganze Scenerie zeigte Elend. Ich sah das Pianino, es war preiswerth, und das Geschäft war bald abgemacht. Noch an demselben Tage (glaube ich) sollte ich es in meine Wohnung bekommen, doch sollte ich — ich weiß nicht, wieviel — Angeld bezahlen, da der „arme Mann" noch Miethe schuldig war und der Wirth das Herausnehmen des Instrumentes vorher nicht gestatten würde. Ich gab jedoch glücklicherweise Nichts. Wer weiß, ob ich je mein Instrument oder Geld bekommen hätte. Dieser Mann spielte, wie ich aus seinem immerwährenden Inserat ersah, dauernd die Rolle des armen Mannes und hat — wenn nicht Viele geprellt — so doch Manchen verlockt, von ihm zu kaufen. Viele gehen nämlich darauf aus, einen „guten Gelegenheitskauf" zu machen, wo vielleicht Jemand „in Noth ist" und „sehr nöthig Geld braucht". Und wenn sich ihnen solch' eine „gute Gelegenheit" darbietet, so sind sie gewissenlos genug, die traurige Lage des Armen auszubeuten. Mit klingender Münze ziehen sie ihm das Fell über die Ohren, erbeuten das Eigenthum des Bedrängten und spielen sehr „gefühlvoll" auf dem so gefühllos erworbenen Piano. Von solchen „Gelegenheits-Käufen und -Käufern" halte ich nicht viel; da liegt wenig Musik d'rin!

Wenn ich dann im Piano-Geschäft bin, achte ich darauf, daß alle anderen Instrumente zugemacht werden und mit dem fraglichen (und untereinander womöglich) in keine Berührung kommen; denn Pianos sind ungeheuer theilnahmsvolle Creaturen und wenn das eine erklingt, so „raisonnirt" das andere mit. Man will doch aber den Ton des einzelnen, und nicht Aller auf einmal hören!

Es verstößt nicht wider die „Taubeneinfalt", wenn wir mit geschäftlicher „Schlangenklugheit" dem Verkäufer solange als irgend möglich verschweigen, „wie hoch wir eventuell gehen würden" im Preise. Man lasse sich vornweg die Preise aller der Instrumente sagen, aus denen man eins zu wählen gedenkt, jedoch ohne merken zu lassen, für welches von ihnen man etwa Meinung hat. Unklug wäre es, erst ein Instrument auszusuchen, es als das Gewünschte zu bezeichnen und dann nach dem Preise zu fragen.

„Baar Geld lacht" und wer den vollen Preis sofort zahlen kann, kauft um 5—10 Procent billiger.

Noch Eins! Zu einem guten Instrument ge-

hört auch ein Kenner, der es zu würdigen und zu genießen versteht. Wie unbarmherzig und schonungslos bearbeitet so Mancher sein Clavier — zum Stein erweichen! Ach, Freund, „Laß' ab vom grausamen Spiel!"

Viele begnügen sich mit einem Pianino; ein langes Instrument, „Flügel", ist freilich besser und wer viel Geld und Platz hat, schafft sich einen mächtigen „Conzertflügel" an. Aber — der gute Spieler darf eben auch nicht fehlen.

Klappt Alles — was nützte es, wenn trotz aller Musik keine Harmonie in Herz und Haus ist?! Die Welt ist mit Tonwellen überfluthet, aber leider ebensosehr mit Unfrieden durch Sünde. Man hat die Musik zur Dirne herabgewürdigt und unter dem Deckmantel der Kunst in den Dienst des Bösen gestellt. Uns aber, die wir Gott und unsere unsterbliche Seele lieben, soll sie als eine gute und vollkommene Gabe des Herrn — die heilige Musica sein!

Der junge Dichter und sein Kritiker.

Ein Briefwechsel von Julius Eberhard.

Der Dichter.

Mein theurer Freund, vor deinen Kenneraugen
Breit' ich nur schüchtern diese Blätter aus:
Ich bin mir meiner Mängel wohl bewußt,
Doch bitt' ich dich, du wollst mir offen schreiben,
Was dir mißfällt: wenn du mein Freund willst bleiben.

Der Freund.

Mein theurer Freund, mit innigem Vergnügen
Las ich die Verse, die du mir gesandt.
Am liebsten unterließ' ich alles Tadeln,
Doch weil du's forderst, sag' ich dieses nur:
Ein bischen wen'ger Pathos, mehr Natur!

Der Dichter.

Mein lieber Freund, mit ziemlichem Befremden
Las ich dein Urtheil über meine Verse.
Ich war gefaßt auf jeden andern Tadel,
Nur diesen eben hatt' ich nicht erwartet.
Das, was du Pathos nennst, ist hoher Schwung.
Ich denke selbst gering von meinem Werke,
Doch hat es Einen Vorzug, ist's gerade
Der Flug der feurigen Begeisterung.
Zu oberflächlich lasest du; ich bitte:
Prüf noch einmal, — so wirst du dich nicht schämen,
Dein hartes Tadelwort zurückzunehmen.

Der Freund.

Mein lieber Freund, es thut mir herzlich leid,
Wenn ich mit meinem Urtheil dich verletzt.
Es bleibt ja deiner Dichtung Werth bestehen
Trotz meines Tadels, den du selbst verlangtest.
Laß doch beruh'n! Es bringt vielleicht die Zeit
Uns bald Verständigung. D'rum keinen Streit!

Der Dichter.

Du hast mich nicht beileidigt, Freund, es handelt
Sich um die Wahrheit, die der Freundschaft Grund.
Ganz anders lautet über mein Gedicht
Die Meinung Urtheilsfäh'gerer als du.
Sie nennen eigenthümlich schön das Werk;
Und der Verleger, dem das Heft ich schickte,
Sprach sein Bedauern aus, daß andre Arbeit
Mein Werk zu drucken ihm nicht wollt' erlauben.
Was that ich dir zu leid, daß du allein
Mein Gutes nicht erkennst? Was mag es sein?

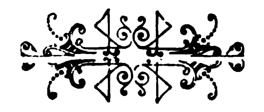
Der Freund.

Wenn alle loben, Freund, was liegt dir nur
So viel am Urtheil eines Einzelnen?
Soll ich dir heucheln? soll dir schmeicheln? Wie?
Wär' ich dein Freund, wenn ich dir also thäte?
Hätt'st du doch unterlassen mich zu fragen!
Irr' ich mit meinem Urtheil, wollst du tragen
Als Freund mich in Geduld; drum bitt' ich sehr:
Laß uns doch Freunde bleiben, wie bisher.

Der Dichter.
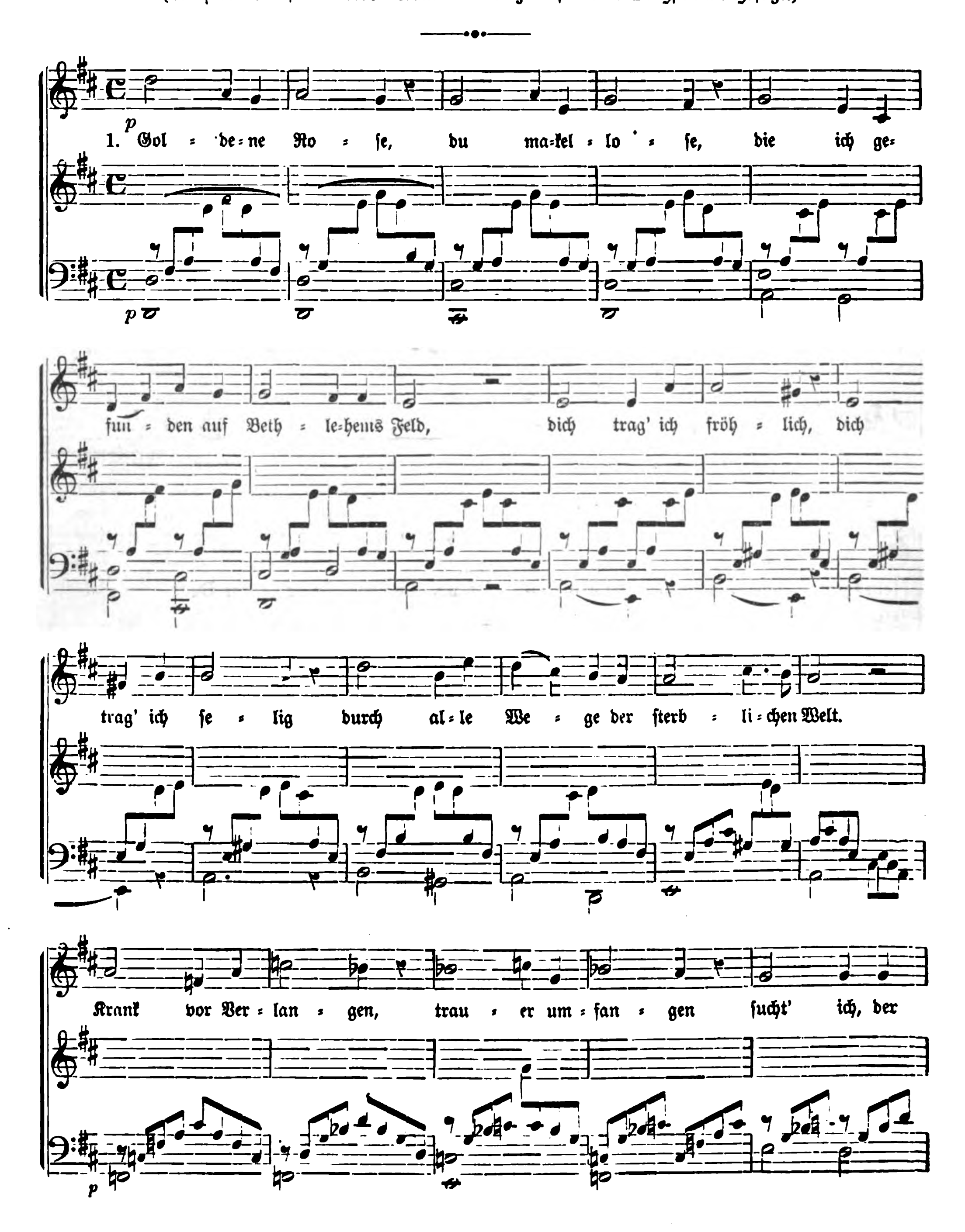
Ich seh, daß du der Wahrheit hast verschlossen
Dein Aug mit Absicht. Bisher hielt ich dich
Für meinen Freund: ich seh, du bist mein Feind,
Weil finstrer Neid dein Herz erfüllt. Die Nachwelt
Mög richten zwischen mir und dir. Von heute
Sind wir und bleiben wir gescheid'ne Leute.

(Jugendblätter.)



Die goldene Rose.

(Nach der Weise des Ave verum von Mozart für eine Singstimme gesetzt.)



Aerm = ste, nach Blu = men im Land; Blu = men des Le = bens

sucht' ich ver = ge = bens, konnt' sie nicht fin = den im ir = di = schen

Sand, konnt' sie nicht fin = den im ir = di = schen Sand.

2.

Goldene Rose, du makellose,
Kamst aus dem Himmel auf Bethlehems Feld;
Nun ich dich habe, theuerste Gabe,
Hab' ich den Himmel inmitten der Welt!
Leuchtest so sonnig, duftest so wonnig,
Röslein, tief innen im heimlichen Grund;
Will ich da hegen, hegen und pflegen,
Röslein, dein Duft macht die Seele gesund.

3.

Goldene Rose, du makellose,
Heilige Blume von Bethlehems Feld;
In süßen Weisen, lauten und leisen,
Will ich dich preisen der lauschenden Welt;
Daß nichts dir gleichet, nichts dich erreichet.
Himmlische Rose in goldiger Glut;
Wo du gewonnen, bleichen die Sonnen.
Haltet das Röslein in heiliger Hut!

4.

Röslein, nun blühe, dufte und glühe
Bis in die große, die letzte Stund';
Da will ich grüßen dich noch und küssen,
Goldene Rose mit sterbendem Mund.
Goldene Rose, du makellose,
Die ich gefunden auf Bethlehems Feld;
Dich trag' ich fröhlich, dich trag' ich selig
Noch durch die blühende, ewige Welt!

C. Quandt.



Abraham Lincoln als Kind.

Für Haus und Herd. Frei bearbeitet von Memoria Gratia.

Richtig ist es, daß der Grund zu einem erfolgreichen, fruchtbaren Leben in der Jugend gelegt wird, darum ist es auch höchst natürlich, daß wir, wenn uns das Lebensbild eines großen Mannes gezeichnet wird, auf dessen erste Entwicklung einen prüfenden Blick werfen. Es ist übrigens selbstverständlich ein solches Leben bis in die früheste Kindheit zu verfolgen und die Verhältnisse, die das junge Leben bei seinem Entstehen umgaben, sowie die wechselnden Hindernisse und Kämpfe, welche sich ihm zu seiner Entwicklung in den Weg stellten, näher kennen zu lernen.

Wenn daher das Bild unseres großen Märtyrer-Präsidenten in einigermaßen deutlichen Umrissen vor Augen und das große Emanzipations-Werk dieses wahrhaft großen Mannes in's rechte Licht gestellt werden soll, so entsteht für den nachdenkenden Leser die Frage nach der Kindheit dieses edelsten Staatsmannes unseres Jahrhunderts.

Die Biographie sehr vieler Männer finden ihren Anfang sehr häufig in dem Nachweis ihrer edlen Abstammung. In Europa ist es bekanntlich ganz besonders Sitte, das altadelige Herkommen berühmter Männer wo möglich als über allen Zweifel erhaben, nachzuweisen.

Daß aber zu einem großen, edeln Charakter nicht immer die Herkunft aus edlem Geschlechte erforderlich ist, daß im Gegentheil viele unserer größten Männer sehr einfache, mit Entbehrung und Bildungsmangel kämpfende Vorfahren hatten, ja daß manche von ihnen in ihren eigenen Jugendjahren die Sorge um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse kennen lernten — das sind geschichtliche Thatsachen.

Oder ist die Geschichte unseres Helden die einzige Illustration dieser Wahrheit? Nicht das Fürstenschloß und die glänzende Umgebung eines europäischen Hofes sind die einzigen Entwicklungsstätten großer und in der Geschichte epochemachender Männer; auch ein Blockhüttchen im Hinterwalde, ein Pionierleben in der Wildniß reicht dazu aus, wenn der Keim zu einem wahrhaft großen und edlen Charakter vorhanden ist und inmitten des Kampfes um's nackte Dasein durch die Pflege einer natürlichen aber edeln Erziehung genährt und vor dem Verderben geschützt wird.

Abraham Lincoln verdankt seinen Ruhm nicht seinen fürstlichen Ahnen. Rauhe, wettergebräunte, mit den Eigenthümlichkeiten des Pionierlebens wohlvertraute Ansiedler waren es, in deren Mitte und unter deren Pflege er sein junges Leben begann. Ihm hat man's nicht an der Wiege gesungen, daß sein Ruhm die ganze civilisirte Welt in Staunen versetzen würde, schon deswegen nicht — er hatte keine. —

Es war um's Jahr 1780 als der würdige Großvater unseres Helden gleichen Namens, damals sehr häufig Abraham Linkhorn genannt, dem man den Beinamen „Der Pionier" gegeben hatte, sich entschloß, aus Virginien auszuwandern nach der damaligen Wildniß Kentucky.

Dieser Staat bildete zu jener Zeit noch ein unbekanntes Gebiet. Außer Jägern und sonstigen Abenteurern, die ihre Befriedigung darin fanden, Indianer zu erschießen und ein rauhes, nach ihrer Meinung romantisches Wildleben zu führen, war noch fast kein Weißer über das Gebirge bis zu dieser westlichen Wildniß gedrungen.

Der vielfach bekannte und seiner Entdeckungsreisen wegen berühmte Daniel Boone war freilich schon zehn Jahre früher dagewesen und hatte im beständigen Kampf mit den wilden Söhnen der Prärie nunmehr auch für wirkliche Ansiedler den Weg gebahnt.

Abraham Linkhorn scheint einer der Ersten gewesen zu sein, der auf Boones Betrieb seine Heimath in Rockingham Co., Va., verließ, um sich im „fernen Westen" (denn dafür galt Kentucky damals) ein neues Heim zu gründen. Abraham war der älteste von den fünf Söhnen John Lincolns, welcher einer Massachusetts Familie entstammte und sich um's Jahr 1638 in Hingham niederließ.

Die übrigen Brüder Abrahams hießen in treuer Beobachtung puritanischer Sitte, Bibelnamen zu geben: Isaak, Jacob, Thomas und Johannes.

Bald nach Abrahams Ankunft in Kentucky, scheint er mit der Boone Familie in ein näheres Verhältniß getreten zu sein. In Daniel Boone's Tagebuch findet sich nämlich eine Notiz*), welche besagt, daß Abraham Linkhorn am 11. Dezember 1782 ein Stück Land von 500 Acres kaufte.

Es scheint, daß Abraham aus seiner Virginia-Heimath eine bedeutende Summe Geldes mitbrachte, denn gleich nach seiner Ankunft in Kentucky, kaufte er 400 Acres Land für die Summe von 160 Pf. Sterling, und die County-Annalen weisen nach, daß er im Besitze von 1700 Acres gewesen sei.

Kentucky war für die Virginier lange Jahre das Land des Fabel- und Märchenhaften gewesen. Zur Zeit jedoch, als Abraham Lincoln seine ersten Landankäufe daselbst machte, brach in Virginien eine förmliche Auswanderungswuth nach Kentucky und Tennessee aus. Kentucky besonders wurde das Eldorado vieler Heimathsuchenden und Glücksritter, die sich in den fruchtbarsten Gegenden niederließen und ein eigenes Heimwesen gründeten.

Der Charakter und die Lebensweise dieser ersten Kentucky-Ansiedler verdienen unsere Aufmerksamkeit. Rauh und höchst rücksichtslos gegen ein Menschenleben, wie sie waren, hielten sie das Recht des Eigenthums in hohen Ehren. Die meisten von ihnen waren ja gekommen, um Landbesitzer zu werden, ein Zug, der der germanischen Race immer eigen gewesen ist. Dabei schlugen sie den Verlust eines Pferdes viel höher an,

*) Herr Lyman C. Draper in Madison, Wis., ist im Besitze des Blattes, auf welches Boone die Notiz niederschrieb.

als den eines Menschenlebens. Pferdediebe wurden ohne Justiz abgethan. Faullenzerei und Feigheit waren die größten Verbrechen, deren sich Einer schuldig machen konnte. Das wilde Handwerk der Jagd und die beständigen Metzeleien mit den Rothhäuten war ihre tägliche Beschäftigung. Daneben aber betrieben sie fleißig Ackerbau.

Ihre Wohnungen bestanden aus sehr dürftigen kleinen Blockhütten. Ein Schullehrer jener Zeit erzählt, daß er bei einem gewissen Lucas logirt habe, dessen Wohnung aus einer Hütte von 16×16 Fuß Größe bestanden habe, die nur ein einziges Zimmer enthielt. In diesem Zimmer seien jedoch Herr und Frau Lucas, 10 Kinder, der Schullehrer, 3 Hunde und 2 Katzen untergebracht worden.

Ihre tägliche Nahrung bestand aus Wild, Fischen und grobgeschrotenem Welschkornmehl, Geld war ein Artikel, den die damals aufwachsende Generation kaum je zu sehen bekam.

Unter solchen Verhältnissen war es wohl nichts Außerordentliches, daß, als eines Tages Abraham Lincoln mit seinen drei Söhnen Mordecai, Josiah und Thomas damit beschäftigt war, ein Stück Land zu klären, plötzlich aus dem nahen Walde ein Schuß fiel, der den Vater augenblicklich todt niederstreckte. Mordecai, der älteste der drei Knaben hatte jedoch Geistesgegenwart genug zur väterlichen Blockhütte zu eilen, wo er sich eine geladene Büchse suchte und von der Dachkammer aus den zu der Leiche des Vaters hineilenden Mörder mit einem wohlgezielten Schuß niederstreckte. Er rettete damit nämlich den jüngsten Bruder Thomas, einen siebenjährigen Knaben, der bei der Leiche des Vaters geblieben war, und in dem wir in seiner spätern Geschichte den Vater des Präsidenten Lincoln erkennen. —

Die Wittwe Lincoln begab sich nach diesem traurigen Ereigniß mit ihrer Familie in eine mehr angesiedelte Gegend in Washington County, Kentucky, wo ihre Kinder aufwuchsen und Thomas das Schreinerhandwerk erlernte.

Am 12. Juni 1806, während er noch in Elizabethtown in der Lehre war, verheirathete Thomas sich mit Nancy Hanks, der Tochter eines ebenfalsigen Emigranten von Virginien. Nancy hatte das vor vielen ihrer Zeitgenossen voraus, daß sie lesen und schreiben konnte, eine Kunst, die damals selten Jemand verstand und die deßhalb sehr hoch geschätzt wurde. Thomas konnte ihr nur sehr wenige häusliche Bequemlichkeiten zur Verfügung stellen. In einem Häuschen 14 Fuß im Quadrat machten sie sich's jedoch so gemüthlich als möglich.

Im folgenden Jahre wurde dem jungen Ehepaar ein Töchterlein geboren. Das Schreinerhandwerk schien sich übrigens in Elizabethtown nicht recht zu lohnen. Thomas entschloß sich deshalb ohne Weiteres auf's Land zu ziehen. Auf einer Farm am Nolin Creek, drei Meilen von Hodgensville, Ky., ließ er sich mit den Seinen nieder. Das Stück Land hatte jedoch nur einen einzigen Reiz und zwar den, daß es billig war. In Folge dessen wurde es unserm Thomas schwerer als je die Seinen zu ernähren. War es ihm in Elizabethtown kümmerlich ergangen — hier erging's ihm kümmerlicher.

Doch hier, in tiefster Armuth, umgeben von einer grenzenlosen Wildniß, deren leere Felsklüfte, und mit Unkraut und Gestrüpp wuchernden Niederungen kaum das Leben fristeten, wurde am 12. Februar 1809 Abraham Lincoln, der große Emanzipator und Märtyrer-Präsident geboren.

Vier Jahre später kaufte Thomas eine ausgezeichnete Farm am Knob Creek, behielt dieselbe jedoch nicht sehr lange und siedelte sich wieder anderweitig an.

Aus jenen ersten Jahren der Kindheit des Präsidenten ist uns nur sehr wenig aufbewahrt. Er selbst äußerte sich sehr selten über diese Jahre. Einmal befragt, ob er sich des Kriegs mit den Engländern (1812) erinnere, erwiderte er: „Ja, ich ging einmal Fischen und fing einen einzigen Fisch. Auf dem Heimweg begegnete mir ein Soldat und da mir immer gesagt worden war, man müsse den Soldaten gegenüber freundlich sein, so gab ich ihm einen Fisch."

Der kleine Abraham genoß sehr wenig Schule. Mit seiner Schwester Sarah ging er wohl hie und da bei einem gewissen Zachariah Riney und später bei Caleb Hozel zur Schule, lernte aber nicht viel mehr als das A. B. C. Von allerlei Annehmlichkeiten, tüchtigen Unterricht — freundlicher Heimath — hübsche Spielsachen u. dgl. hatte Abraham Lincoln keine Ahnung.

Zur Zeit, als Abraham etwa sieben Jahre alt war, hatten sich die alten Verhältnisse in Kentucky doch schon bedeutend verändert. Einige von den Ansiedlern waren wohlhabend geworden und es gab bald einen Standesunterschied.

Thomas Lincoln war dieser Stand der Dinge höchst zuwider; er meinte in Kentucky sei für den armen Mann nichts los und beschloß nach Perry County, Indiana, überzusiedeln. Auf einem rohen Floß, das er mit seinem Schreinerwerkzeuge und 400 Gallonen Branntwein beladen hatte, begann er seine Fahrt nach Indiana. Nur einmal stieß ihm unterwegs ein Unglück zu — sein Floß schlug um und die ganze Fracht stürzte in den Fluß, doch er rettete sein sämmtliches Werkzeug und den größten Theil des unentbehrlichen (!?) Getränks.

Als er seinen neuen Heimathsort gefunden, kehrte er wieder um und holte seine Familie nach. Zwei geborgte Pferde trugen sämmtliche Habseligkeiten auf dem Rücken. So schlugen sie denn ihr neues Heim nahe Little Pigeon Creek auf, in einer fruchtbaren, aber uncultivirten wilden Waldgegend.

Mit Hülfe seiner Frau und Kinder baute Thomas alsbald einen Schuppen, der nach drei Seiten Schutz bot, auf der Südseite aber offen war. In diesem Gelaß wohnte die Familie ein ganzes Jahr, während welcher Zeit Thomas einen Platz klärte, worauf er eine Blockhütte errichten und etwas Welschkorn bauen konnte.

Die Blockhütte war jedoch erst halb fertig, als die Familie einziehen mußte; denn mittlerweile war ihnen eine verwandte Familie, Namens Sparrow, gefolgt, die dann den Schuppen bezog. Die Blockhütte schien übrigens allen Bedürfnissen so vollständig zu entsprechen, daß von der Fertigstellung derselben einfach Abstand genommen wurde.

Ueber zwei Jahre wohnten sie in dieser bescheidenen Wohnung ohne Thüre, Fenster und Fußboden. Der Kampf um's Dasein ließ Thomas keine Zeit übrig, sich diesen Luxus zu verschaffen. Er baute hinreichend Korn und konnte so viele Hirsche erlegen, daß die Familie Fleisch genug hatte, und das genügte.

Das Hausmobiliar dieser primitiven Wohnung war sehr einfach. Einige dreibeinige Schemel dienten als Stühle, einige junge Baumstämme in der Ecke des Hauses durch die Baublöcke getrieben bildeten die Bettstelle, ein ungeheurer Klotz versah die Stelle des Tisches und Abraham war froh, wenn er Abends auf die in die Blöcke eingetriebenen Stöcke, die ihm als Leiter dienten, sein Bett besteigen konnte, das weder aus einer Spring-Matratze noch Federbett, sondern aus einem Haufen Laub bestand.

Man mag sagen, das müsse ein recht gesundes und

frohes Dasein gewesen sein. Es war weder das Eine noch das Andere. Die dicken Waldungen waren mit Malaria geschwängert und übten auf ihre Bewohner einen höchst gesundheitschädlichen Einfluß aus. Im Herbst 1818 wurde die kleine Ansiedlung bei Pigeon Creek beinahe entvölkert durch die sogenannte Milchkrankheit. Man schrieb dies Leiden theils der Malaria, theils dem Genusse giftiger Pflanzen zu; sie befiel Menschen und Vieh ohne Unterschied und endete mit dem Tode.

Auch die Familie Sparrow wurde davon befallen und beide, Mann und Frau, starben an der schrecklichen Krankheit. Bald erkrankte nun auch Nancy, Thomas Gattin, und auch sie wurde in wenigen Tagen ein Opfer der Seuche. Thomas zimmerte für die entseelten Hüllen aus grünem Holz rohe Särge und ein höchst einfaches Begräbniß*) erfolgte.

Noch vor dem folgenden Dezember hatte sich Thomas eine andere Frau aus Kentucky geholt, Namens Sarah Bush. Sie war Wittwe mit drei Kindern und war eigentlich eine früher gehegte Neigung von Thomas.

Mit Sarah Bush begann in dem Lincoln'schen Hause ein anderes Regiment. Vor Allem mußte Ordnung geschafft werden. Sie brachte einen vierspännigen Wagen voll Möbel und sonstigen Hausrath mit sich — das mußte in's Haus. Fußboden, Fenster, Thüren u. s. w. mußten alsbald gemacht werden, für die Kinder bedurfte es wärmere Kleidung und was dgl. mehr war. Thomas schloß sich nunmehr auch der Baptistengemeinschaft an (1823) und seine älteste Tochter Sarah folgte ihm hierin einige Jahre später.

Mit der Schulbildung und sonstiger Vorbereitung für seinen spätern Beruf sah es aber für unsern Abraham traurig aus. Die Schulhäuser waren aus runden Blöcken gezimmert (zum Unterschied von den stylvolleren gespaltenen). Kleine Löcher dienten als Fenster. Die Lehrer selbst ermangelten jeder Fähigkeit zu ihrem Beruf; es wurden übrigens auch keine weiteren Anforderungen an sie gestellt, als daß sie lesen, schreiben und nach der Regula detri rechnen konnten.

Zudem war das nächste Schulhaus über 4 Meilen vom Lincoln'schen Hause entfernt, so daß der Vater meinte, das Hin- und Hergehen sei eine zu große Zeitverschwendung, der Junge müsse zu Hause bleiben, er brauche ihn auch sehr nothwendig bei der Arbeit. So beschloß die Jugendzeit eines der größten Männer unseres Jahrhunderts, dessen Name in der Geschichte unsterblich geworden ist.

*) Herr P. E. Studebaker von South Bend hat später an jener Stelle der Mutter des Präsidenten ein Denkmal setzen lassen mit der Inschrift: Nancy Hanks Lincoln, Mother of President Lincoln, Died October 5th A. D. 1818. Aged 35 years. Erected by a friend of her martyred son.

Frauenzeitung.

Das Dor'le über das allgemeine Hauswesen.

Das Folgende soll uns die Gefahr zeigen, in der wir als deutsche Christen stehen, uns von dem Zeitgeist und dem Getreibe der Welt mit fortreißen zu lassen.

Vor dreißig Jahren war es nicht nothwendig uns davor zu warnen. Damals waren die Meisten von uns noch arm, nun aber, da sich unsere irdischen Verhältnisse bei vielen sehr verbessert haben, droht uns die Gefahr zu verweltlichen.

Wir dürfen nicht vergessen, was wir uns selbst und unsern Kindern und der rastlos sich abquälenden Welt schuldig sind. Es wird von wenig Nutzen sein, was wir in der Kirche sind und thun, wenn wir nicht Einfluß in unserer Umgebung ausüben.

Wenn dieser ein segenbringender sein soll, müssen wir beweisen, daß wir unsern irdischen Beruf regieren und nicht unser Beruf uns. Die größte Gefahr für uns Frauen liegt darin, daß wir unser Hauswesen zu großartig einrichten. Wie oft versucht eine Frau ein Haus von 8–10 Zimmer zu regieren! Sie näht und kocht, hat ihre Kinder, ihre Gesellschaft und die sonstigen Ansprüche — all dies wäre oft zu viel für zwei Frauen. Kein Wunder, daß sie vor der Zeit altert und zuletzt Invalid wird.

Es ist dieses sehr Unrecht so an unserem Leibe zu handeln. Wie aber steht es um die Seele? Wir sind gewißlich nicht allein um des Irdischen willen da. Wir haben eine viel edlere Bestimmung. Es wird gesagt, daß der Mensch nur wenig braucht, aber das Wenige „braucht er schlimm."

Wir mit unsern Fortschritten und Erfindungen sind dahin gekommen, daß kein End und Ziel ist mit den vielen Bedürfnissen, die jetzt der arme Mensch nöthig hat.

Deßhalb ist die Hausfrau weise zu nennen, die aus dem Vielen das Gute und Zweckmäßige wählt und zu all' dem andern, wie jener heidnische Philosoph, sagen kann „ich brauche dieses alles nicht." Liebe Hausfrau, wir wollen einmal ganz frei reden. Sieh dort das Bett, — es sagt uns, rühre mich nicht an! Sieh die mühsam genähten Kissenüberzüge, ich frage dich, wie lange nimmt es dich diese zu bügeln, 2–3 Stunden ist die Antwort. Ebenso das weiße Kleid der Tochter. Nun, liebe Schwester, denkst du, es ist Recht in einer Welt voll Elend und Jammer und Krankheit die Zeit für etwas, was nur

zur Zierde dient, so zu verwenden? Denke, wie froh wäre jener Kranke, wenn du nur eine halbe Stunde an seinem Bette säßest, ihm was vorzulesen und ihm eine Erquickung zu reichen.

Einen andern großen Fehler begehen wir, wenn wir unsere Häuser bauen. Da wird nur geplant, wie groß und schön das Haus sein soll, anstatt wie wir mit wenig Raum auch auskommen könnten. Da stellen wir uns oft so einen gefräßigen Elephanten hin, der jedes Jahr große Bedürfnisse hat. Bald sind es Teppiche, dann Tapeten, dann einen neuen Anstrich, und wie oft könnten wir ganz gut mit viel weniger Raum fertig werden und wären oft viel glücklicher.

Auch wird sehr oft dem Vorderhaus alle Aufmerksamkeit geschenkt und die Küche ganz vernachläßigt.

Um der Frau ihre Arbeit so leicht und angenehm wie möglich zu machen, ist eine wohl eingerichtete Küche unumgänglich nöthig. Sie muß groß genug sein, muß Licht und Luft haben, eine gute Wasserableitung, wenn möglich das Cisternenwasser in der Küche; einen guten Ofen, gutes Brennmaterial, zweckmäßiges Kochgeschirr, und dann ein leichtes, fröhliches Herz, und die Arbeit wird gehen (wie die Schwaben sagen) wie geschmiert.

Ein Anderes dürfen wir auch nicht vergessen, nämlich — daß es an uns liegt die deutsche Gemüthlichkeit und Einfachheit unsern Kindern zu erhalten. Wo aber bleibt die Gemüthlichkeit, wo nichts als Rennen und Sorgen ist? Zur Erklärung — zwei Bilder.

Das erste: Die Frau mit ihrem großen Hauswesen. Sie thut alles allein, und will dabei auch alles im besten Styl haben. Sie quält sich ab von Morgen bis Abend. Wenn der Mann und die Kinder Abends heimkommen, sehen sie an dem schmerzlich angegriffenen Gesichte der Mutter, daß es das Beste für sie sein wird, ganz ruhig zu sein. So wird das Abendbrod stillschweigend genossen. Nach dem Essen schleichen sich die Kinder zu Nachbars, der Mann macht sich auch fort und die Mutter ist in ihrem feinen Hause ganz allein, und das einzige, was sie noch thun kann, ist, ihren müden Körper ins Bett zu schleppen.

Das andere Bild: Die Mutter steht mit fester Hand am Ruder ihres Hauswesens. Bis hierher und nicht weiter, spricht aus ihrem ganzen Wesen. Einfachheit, Reinlichkeit und Ordnung sind da; die Möbel und Alles im Hause ladet zum Gebrauch ein. Durch ihre weisliche Eintheilung ihrer Arbeit, gewinnt sie Zeit, Frauenvereine zu besuchen, in Missionsvereinen und bei Kranken und Armen Gutes zu thun. Nun betrachte sie nach einem in obiger Weise zugebrachten Nachmittag, wenn sie ihr Abendbrod zubereitet. Wie dankbar schlägt ihr Herz für das viele Gute, das der liebe Gott ihr und den lieben Ihrigen geschenkt. So bald die Ihrigen das Haus betreten, lesen sie im Gesichte der Mutter, daß sie etwas zu erzählen hat, und während sie nun ihr einfaches Abendbrod genießen, erzählt die Mutter von ihren Erlebnissen und pflanzt da ganz unbewußt Liebe zur Missionssache und Mitgefühl für die arme leidende Menschheit. Es fällt keinem der Ihrigen ein, ohne Ursache fortzugehen. Es ist so traulich im lieben Familien-Kreise. Nun, liebe Mutter, wähle dir dein Bild.

Eine gute Mahlzeit für diese Jahreszeit: Hasenpfeffer und Kartoffelklöße.

1. Hasenpfeffer, für 6 — 7 Personen. Man nimmt das Fleisch von 2 Hasen. Nachdem es ganz rein gewaschen, legt man es in ein irdenes Geschirr, nebst einer großen Zwiebel, einem großen Apfel, beides fein geschnitten, 1 Dutzend schwarze Pfefferkörner, 6 Lorbeerblätter und etliche Nelken. Nun bedeckt man das Ganze mit gutem Essig, deckt es mit einem Teller fest zu und läßt es zwei bis drei Tage an einem kühlen Orte stehen. Dann nimmt man einen großen Kochlöffel voll Butter in eine Casserole, legt das Hasenfleisch dazu und läßt es dämpfen, nach und nach gießt man nun den Essig daran und läßt es eine Stunde kochen. Das Salz thut man erst daran, wenn es kocht. Wenn das Fleisch weich ist, macht man die Sauce. Ist der Essig sehr sauer, so nimmt man etwas kochendes Wasser dazu. Im andern Fall, mehr Essig. Nun rührt man einen kleinen Eßlöffel voll Mehl mit kaltem Wasser an und rührt es an die Sauce, ebenso das Gelbe vom Ei, läßt es kaum aufkochen und nimmt es schnell vom Feuer.

2. Kartoffel-Klöße, für 6 — 7 Personen. Koche des Morgens 5 — 6 große Kartoffeln, nicht zu weich. Reibe diese Kartoffeln, nachdem sie ganz kalt sind, auf dem Reibeisen. Nimm Weißbrod, 4 — 5 Stücke, weiche es im lauen Wasser und drücke es ganz fest aus. Nimm ein gutes Stück Butter in die Bratpfanne und brate eine fein gehackte Zwiebel schön gelb, leg es neben deine geriebenen Kartoffeln. Nun thue dein Brod in dieselbe Pfanne mit noch ein wenig Butter und dämpfe es schön; leg es auch zu den geriebenen Kartoffeln. Nachdem dein Brod ein wenig abgekühlt ist, nimm einen großen Kochlöffel voll Mehl, Salz und Pfeffer dazu, dann das Gelbe von 4 Eiern, das Weiße schlage zu einem Schaum und thue es auch hinein. Menge nun die ganze Masse durcheinander, formire sie in ziemlich große Klöße und koche sie in einem nicht zu starkem kochenden Salzwasser.

Was schenken wir unsern Kindern? Glaubt nicht, eure Kinder durch kostbares Spielzeug, welches nicht euern Verhältnissen entspricht, ganz besonders glücklich zu machen!

Jean Paul sagt in seiner „Levana“: „An reicher Wirklichkeit verwelkt und verarmt die Phantasie. Jedes Stückchen Holz ist dem Kinde ein lackirter Blumenstab, an welchem die Phantasie hundertblättrige Rosen aufstengelt!“

Ein zweijähriges Mädchen bekam, nachdem es lange mit einer alten, bis auf's Holz heruntergekommenen Puppe gespielt, einmal eine sehr hübsch und täuschend gearbeitete. Allein, bald darauf knüpfte das Kind nicht nur den alten Umgang mit dem hölzernen Aschenbrödel wieder an, sondern ging auch noch so weit, einen schlechten Stiefelknecht des Vaters in die Arme und gleichsam an Puppenstatt aufzunehmen und ihn liebreich einzuschläfern.

Erging es uns nicht ähnlich in unserer Kindheit? Hätten wir uns je so recht herzlich an einer eleganten, feinen Puppe erfreuen können, deren duftiges Kleid man nicht zerdrücken, deren feines Wachsgesichtchen man nicht mit der Hand berühren sollte?

Das über seine Verhältnisse beschenkte Kind wird, befremdet von der Pracht der Gegenstände, auf seine Umgebung und sich selbst blicken und verwundert fragen: Ja, warum habe ich denn nicht ein solch schönes Kleid oder warum ist unser Zimmer nicht so schön wie das meiner Puppenstube?

Das Kind ist vielmehr beglückt, wenn es in dem Geschenke Aehnlichkeit mit sich und seinen Verhältnissen findet. „Sieh doch, die Puppe hat gerade ein solches Unterröckchen wie ich“, hört man erfreut ausrufen und — „Ich habe auch so ein schönes rothes Bettchen wie meine Puppe,“ sagt stolz ein Anderes. Unica.

Unsere Krippe. Wir hatten ein dreieckiges Brett, welches gut in eine Ecke des Zimmers paßte. Es wurde so schräg angebracht, daß man es von unten bequem übersehen konnte. Die Länge desselben betrug von der Spitze bis an den vorderen Rand eine Yard. In der Ecke wurden als Hintergrund einige Blumenstöcke aufgestellt, über diesen wölbte sich ein blauer Himmel von Pappdeckel, welcher mit blauem Papier überzogen war. Das Brett wurde mit Moos belegt und mit Strohblümchen bestreut. In der Mitte des Brettes wurde ein 6 Zoll breiter, etwas geschlängelter Streifen, frei gelassen und mit Scheuersand bedeckt, in welchen die aus Bilderbogen geschnittenen Figuren eingesteckt wurden. Die Bogen hatten wir erst auf Packpapier geklebt, sauber ausgeschnitten und die einzelnen Figuren mit einem zugespitzten Hölzchen versehen. Zuerst wurde der Stall mit der heiligen Familie aufgestellt, rechts kamen die drei Weisen aus dem Morgenlande mit ihrem Gefolge, links einige Hirten mit großen und kleinen Schafen. An eine Seite legten wir ein dreieckiges Stück Spiegelglas als See hin, dahinter wurde von allerhand Kieselsteinchen mit Moos dazwischen ein Felsengebirge aufgebaut. An den beiden Zimmerwänden und anderen leeren Stellen wurden Bäumchen angebracht. Ueber dem Ganzen hingen drei Papier-Engel, welche an der Decke mit einem Faden befestigt waren. Ein kleiner Kronleuchter von Holz mit 6 Lichtchen beleuchtete das Ganze. Unsere mit so wenig Kosten hergestellte Krippe hat uns viele Jahre lang die größte Freude bereitet. Anna.

Zur Bekleidung. Neugeborene und Säuglinge werden durch unpassende Bekleidung und Bedeckung nicht selten den größten Gefahren für Gesundheit und Leben ausgesetzt. Da die hergebrachte Mode einmal das unnütze und meist schädliche Wickeln der Kinder vorschreibt, so lege man wenigstens die Wickel so lose an, daß dadurch nicht das Athmen und die Darmbewegungen des Kindes beeinträchtigt werden. Allzu warm haltende Kleidungsstücke sind für Kinder ebenso nachtheilig als allzu leichte, weil sie die Anlage zu Erkältungskrankheiten vermehren. Verzärtlung und Verweichlichung durch allzuwarme Kleidung in den Jahren der Jugendfrische und Vollkraft trägt bedenkliche Folgen in sich für die Jahre des zunehmenden Alters. Stets wird die Bekleidung der Gesundheit nachtheilig, wenn sie etwas Belästigendes enthält, wenn sie leicht schwitzen macht, die freie Bewegung hindert und die Circulation des Blutes beeinträchtigt: so das starke Schnüren, zu fest anliegende Strumpfbänder, eng anliegende Leibriemen, Halskragen u. s. w.

Wer, was Kleidung betrifft, sicher gehen will, halte sich an seine Erfahrung und höre die Stimme seines wirklichen Bedürfnisses und lasse sich nicht von der Mode regieren. Im Alter berücksichtige man bei der Bekleidung sorgfältig die Witterung. Abhärtungsmethoden sind wohl der Jugend zu empfehlen, sind aber im Alter nicht mehr angebracht; auch bekleide man sich, dem Bedürfniß nach mehr Wärme und Bequemlichkeit entsprechend. Trockene, warme und bequeme Fußbekleidung verdienen im Alter sonderlich Berücksichtigung.

Einschläfern. Noch immer gibt es unzählige Familien, in denen das Einschläfern der Kinder Brauch ist, was ja nur eine Angewohnheit und leicht zu vermeiden ist. Da muß, wenn die Zeit des Schlafens kommt, die Wärterin oder

Mutter halbe oder ganze Stunden lang noch am Bett der Kleinen zubringen, entweder dieselben einsingen oder einfahren oder gar umhertragen, bis sich endlich die kleinen müden Augen schließen.

Je älter die Kinder werden, um so schwieriger wird es, ihnen diese Gewohnheit zu nehmen. Ja einmal an das Einsingen und Einfahren gewöhnt, schlafen sie gar nicht mehr anders ein, so daß es der äußersten Willenskraft bedarf, um sie von diesem sehr viel Zeit und Wartung beanspruchenden Brauch wieder zu entwöhnen.

Wie viel einfacher dagegen ist das Zubettgehen der Kleinen, wo diese Gewohnheit nicht herrscht. Von den ersten Tagen an werden da die wohl versorgten Kinder in ihr Bettchen gelegt und sich selbst überlassen; nach kurzer Zeit schon haben sie sich an diese Behandlung gewöhnt und liegen gewöhnlich schon nach einer kleinen Viertelstunde im tiefen Schlafe. Sind die Kinder älter, so wird man sie zuweilen noch in ihrem Bettchen singen oder summen hören, bis der Gesang allmählich verstummt.

Auch bei so gewöhnten Kindern werden ab und zu Tage kommen, an denen der Schlaf sie flieht und ängstlich nach der Mutter oder der Wärterin rufen oder auch zu weinen anfangen; dann genügen aber einige beruhigende Worte oder ein kurzes Verweilen am Bettchen, um sie zur Ruhe zu bringen.

Allerdings gehört zu einer solchen Gewöhnung die äußerste Regelmäßigkeit. Ebenso pünktlich wie die Essenszeit, muß auch die Zeit des Schlafens inne gehalten werden, und vor Allem sorge man dafür, daß die Kleinen zum Schlafen nur hingelegt werden, wenn sie wirklich müde sind. Bei einiger Aufmerksamkeit und vernünftiger Eintheilung wird sich bei jedem Kind eine Regelung des Schlafes anerziehen lassen.

Anfangs hat man bei einer solchen Behandlung der Kinder vielleicht ein wenig mehr Mühe und Last, als im andern Falle; haben sich dieselben aber erst einmal an Einschlafen ohne Einschläfern gewöhnt, so wird man reichlich für seine Mühe belohnt.

B. G. zu H.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Aus einer theologischen Candidatsprüfung. Aus Deutschland geht uns folgender Brief zu, welcher auf die merkwürdige Bildung der Theologen Licht wirft. „Ein mir nahestehender junger Theologe, der mehrere Jahre auf verschiedenen deutschen Universitäten studirte, der auch in der Abfassung seines Lebenslaufes an das königliche Consistorium bezw. die Prüfungs-Commission ungenirt das anerkannte, was ihm die Bekanntschaft mit uns gebracht hat, theilt mir in einem Brief über sein unlängst bestandenes Examen Folgendes mit:

„Lieber Herr S!

„Alle Welt will Näheres über das Examen wissen. Ich kann aber leider nicht alle Wünsche befriedigen, da ich sonst nicht Tage lang, sondern Wochen lang mit Schreiben zu thun haben würde. Ihnen gegenüber jedoch will ich eine Ausnahme machen, denn Sie haben mir seit unserer Bekanntschaft so viele Anregung gegeben und sich um die Hebung meines religiösen Lebens so viele Verdienste erworben, daß es höchst undankbar von meiner Seite wäre, wenn ich Ihre Bitte um genauere Nachrichten über die Examensanforderungen mit Stillschweigen erwidern wollte. Ich will Ihnen daher, soweit dieses schriftlich möglich ist, einige Mittheilungen in dieser Beziehung machen.

„Die Prüfung begann mit zwei Clausurarbeiten, die beide an einem Tage angefertigt wurden, die eine in 4, die andere in 1½ Stunden. Die erste, wissenschaftliche Arbeit stellte die Aufgabe, das Wesen des rechtfertigenden Glaubens zu beschreiben. Sie brachte die Mehrzahl von uns in große Noth (!). Am Ende der Arbeit war eigentlich keiner mit seiner Leistung zufrieden. So ging es auch mir. Doch wurde mir später mitgetheilt, daß meine Arbeit mit „gut" zensirt und die beste von allen gewesen sei. Ich hatte das Ganze von dem Schulz'schen Gesichtspunkte aus dargestellt und Herr H. (Generalsuperintendent) erklärte dazu seine volle Zustimmung.

„Die andere Arbeit bestand in der Anfertigung eines katechetischen Entwurfs über je eine der ersten sieben Gebote. Welches Gebot ein Jeder zu behandeln hatte, wurde durchs Loos bestimmt. Ich bekam das vierte. In dieser Arbeit zeigte sich nun unsere Schwachheit und Unerfahrenheit bereits in einer klassischen Weise. Noch mehr aber trat sie hervor, als uns am letzten Tage des Examens Gelegenheit gegeben

wurde, den Entwurf praktisch (in etwa 5–10 Minuten, auszuführen. Die Examinatoren amüsirten sich köstlich über unsere Steifheit. Lachen, Plaudern und Entsetzen wechselten bei ihnen mit einander. Am Ende der Kömödie oder besser der Tragödie, bekam dann der eine das Prädikat „komisch," der andere das Prädikat „ungeschickt," der dritte H. H. das Prädikat „hölzern" (so ich).

„In einer ähnlichen Weise wurden die von uns ausgearbeiteten Predigten beurtheilt. Die Hauptschlagwörter waren hier komisch, schauspielerhaft, inhaltlos und unverständlich. Die meinige wurde als „noch etwas schwach und falsch angelegt" zensirt, doch lobte Her H. an ihr die warme Durchführung im Einzelnen und meinte, ich würde es bei einiger Anstrengung wohl bald zu etwas Befriedigendem bringen.

Der zweite Tag der Prüfung war dem mündlichen Examen gewidmet. Es standen 3 Examinatoren gegen 3 Examinanten. Die Prüfung dauerte 4 Stunden und erstreckte sich über neutestamentliche Einleitung und Exegese, Dogmatik, Ethik, alttestamentliche Einleitung, Exegese und Theologie, Dogmengeschichte und Kirchengeschichte.

In der neutestamentlichen Einleitung wurde gefragt nach der Entstehung des Kanons und der Entstehung der 4 Evangelien. Uebersetzt und erklärt wurde Joh. 3. Alles sehr leicht und einfach. In der Dogmatik bewegte sich die Prüfung um das Verhältniß der Schrift zur Dogmatik (katholische und evangelische Auffassung) und über die Lehre von der Rechtfertigung. In der Ethik kam die Moral der Jesuiten (Probabilismus und reservatio mentalis) und der Eid zur Sprache. Im alten Testament handelt es sich um die Uebersetzung und Erklärung von Psalm 51, um die allgemeine Einleitung in die Psalmen und die religiöse Bedeutung des Davidischen Königthums. In der Kirchengeschichte wurde nach der Evangelisirung Deutschlands gefragt.

„Es waren alles ungemein leichte Themata und mußten eigentlich von jedem viersemestrigen Studenten beantwortet werden können. Nichtsdestoweniger zeigte sich bei uns eine ziemliche Unkenntniß. Nur einer von uns bekam das Gesammtprädikat „gut," einer fiel überhaupt durch, wir andern drei bekamen die Gesammtnote „genügend." Ich für meine Person würde die Prüfung gewiß auch mit „gut" bestanden haben, wenn ich nicht durch den entsetzlichen Wagenlärm um jeden Schlaf gebracht worden wäre. Ich war im Examen eine lebendige Leiche. Ich vegetirte noch, aber ich lebte nicht. Ich bin aber doch sehr zufrieden mit dem, was mir Gott gegeben hat, und weiß, daß mir eine kleine Demüthigung (wenn ich es hochmüthigerweise so nennen darf) gut bekommen wird.

„Ich habe durch dieses Examen den Eindruck gewonnen, daß es Thorheit, oder besser gesagt, Frechheit ist, wenn da behauptet wird, daß die Anforderungen in unserer Zeit zu hoch gestellt würden. An uns wenigstens wurden so geringe Anforderungen gestellt, daß jeder, der ihnen nicht genügte, die Schuld sich selber beilegen mußte. Weniger kann und darf jedenfalls von sechs- und mehrsemestrigen Studenten nicht verlangt werden. Wer sich daher auf das Bestehen dieser Prüfung etwas zu Gute thun wollte, würde einen ebenso dummen Hochmuth besitzen, wie etwa ein im Dienste zwölfjähriger Unteroffizier, der mit geschickten Gewehrgriffen renommiren würde. Vielmehr ist eine solche Prüfung recht geeignet, einem jeden, der die Augen aufthun will, zu zeigen, daß er nichts ist, da er noch nicht einmal mit den allereinfachsten Gegenständen der Theologie geschickt operiren kann."

Vom Sonntagsschüler zum Straßenjungen vorrücken. „Unsere Sonntagschulknaben avanciren von der Sonntagschule auf die Straße anstatt in die Kirche". Eine traurige Thatsache dies. Im Allgemeinen mag dies zwar nur von wenig Schulen gelten; hoffen wir, daß es genau genommen, von keiner einzigen wahr sei. Allein, der Satz enthält Wahrheit genug, um Eltern, Lehrer und Prediger darüber zum Nachdenken zu bringen. Viele, der s. g. christlichen Heimathen und was noch schlimmer ist, die Kirchen selbst, haben eine Tendenz, durch welche besonders die Knaben geradezu aus dem Hause und aus der Kirche getrieben werden. In der Sonntagschule wird das Kind auf dem Gebiet christlicher Erkenntniß unterwiesen, die Sonntagschule sucht auch auf Herz und Gemüth des Kindes einzuwirken; aber Erziehen, im eigentlichen Sinn des Wortes, kann die Sonntagschule nicht, sie kann den Charakter des Kindes nicht discipliniren — diese Arbeit kommt den Eltern zu. Diejenigen Eltern, die ihren Kindern gestatten, irgend etwas mitzumachen und sie dann hinterher in die Sonntagschule schicken, damit sie doch nicht gar verweltlichen, machen einen ungeheuren Fehler. Es ist recht genug, das Kind am Sonntag in die Sonntagschule zu schicken; aber wenn das Kind nachher zu Hause, sowie in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen es sich bewegt, eine ganz andere Athmosphäre athmet, so nützt die Sonntagschule nicht viel. Eltern müssen ihren ganzen religiösen Einfluß gebrauchen, wenn sie ihr Kind recht erziehen wollen. Die Mutter ist jedenfalls auf einem ungeheuren Irrweg, die von der Idee ausgeht, daß es zu Hause zwischen

Eltern und Kinder eine zu delikate Angelegenheit sei, über persönliche Herzensreligion zu discutiren.

Wenn Sonntagschüler anstatt der Kirche sich den Bummlern anschließen — dann ist irgendwo eine Schraube los. Die Kirche, die ihre Kinder und jungen Leute behält, hat eine hoffnungsvolle Zukunft. Manche Kirchen sollen aber im Begriff stehen (so heißt es), populär zu werden, man will, was äußern Glanz 2c. betrifft, den Nachbar-Kirchen gleich kommen oder die letztern wohl gar übertreffen. Das erinnert an die Frauen, die beständig geputzt auf den Markt gehen; die Folge ist: — die Kinder verkommen. Gerade so verhält sich's in der Kirche.

Vergnügen oder Belehrung — welches von beiden? Vergnügen und Belehrung sind keine gleich bedeutenden Bezeichnungen. Sei dem jedoch wie ihm wolle; die Thatsache steht jedenfalls fest, daß in unsern Tagen der „umzuckerten Pillen" die beiden sehr häufig als gleichbedeutend angesehen werden. Professor Annel, ein erfahrener Schulmann, läßt sich folgendermaßen darüber vernehmen: „Die beiden mögen wohl vermischt und auch miteinander verbunden werden; will man aber direkten und besondern Erfolg erzielen, so thut man wohl, sie auseinander zu halten." Diese Aeußerung hatte Bezug auf Alltagsbildung. Ist dem jedoch so, wie viel nothwendiger wird es sein, dieselben beim religiösen Unterricht zu separiren, wo man doch ganz bestimmt auf den direktesten Erfolg abzielt — die Erneuerung der Herzen.

Zum Beweis seiner Behauptung äußert sich der Professor weiter: „Das natürlich angelegte Kind ist allem Mischmasch, der etwas Täuschendes und Erkünsteltes an sich hat, feind". Dies mag allerdings von vorsichtigen und beobachtenden Kindernaturen gelten, aber nicht von dem Durchschnittskind. Letzteres wird vielmehr den Spaß belachen, aber die darin enthaltene Lehre zurückweisen. Das Spaßhafte zerstreut das Gemüth des Kindes und die beabsichtigte Lehre findet keine Beachtung. So wie das Kind, dem man eine umzuckerte Pille zwangsweise beibrachte, die Pille selbst ausspuckt, sobald die Umzuckerung abgeschmolzen ist, so wird der Durchschnitts-Sonntagschüler sich eine Zeitlang an dem Spaß ergötzen und die Lehre in den Wind schlagen.

Aber der Professor spricht eine goldene Wahrheit aus, wenn er sagt: „Pflicht fordert Gehorsam; Studium erfordert Anwendung; das Vergnügen dagegen setzt nur guten Humor voraus. Gehorsam und Anwendung in Vergnügungsmittel umzuwandeln, heißt den Willen schwächen. Das Bemühen, die Tugend modern erscheinen zu lassen, ist sehr anerkennungswerth; aber außerdem beweist es auch nur die moralische Blutarmuth der Gesellschaft. Wenn das Verdauungsorgan unverdorben ist, bedarf es nicht so vieler Anstrengung, Appetit auf Brod zu wecken". Diese Ansichten wird jeder erfahrene Lehrer von Herzen gut heißen, denn er ist sich bewußt, daß es auf dem Wege zur Gelehrsamkeit, Tugend, oder Frömmigkeit, keinen Königssprung gibt. Der Tempel des Wissens steht immer noch auf dem Hügel, wo er mit keinem Dampf-Aufzug erreicht werden kann; man muß schrittweise hinaufgelangen. Tugend schmeichelt nicht und Frömmigkeit hat für das genußsüchtige Kind dieser Welt keinen Reiz. Zoten und witzige Redensarten reichen nicht hin, ihm diese Dinge nahe zu bringen; dazu gehört die Stimme der Pflicht und Ueberzeugung. Es ist ein Unrecht an dem Kinde begangen, wenn man ihm die Idee einimpft, daß das Leben ein Spielplatz und nicht eine Werkstätte sei, daß die Segnungen desselben wie überreife Früchte auch den Leichtsinnigsten in den Schooß fallen, während dieselben doch nur durch Fleiß und Gehorsamkeit erlangt werden können. Es gibt freilich auch eine Zeit zum Spiel, aber es gibt auch eine zur Belehrung und die beiden sollten separirt sein.



Sonntagschul-Lektionen.

Der Anfang.

Sonntag, 2. Januar. 1 Mos. 1, 26—31; 2, 1—3.

26. Und Gott sprach: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht.

27. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie ein Männlein und Fräulein.

28. Und Gott segnete sie, und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und macht sie euch unterthan, und herrschet über Fische im Meer, und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kreucht.

29. Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet, auf der ganzen Erde, und allerlei fruchtbare Bäume, und Bäume, die sich besamen zu eurer Speise.

30. Und allem Thier auf Erden, und allen Vögeln unter dem Himmel, und allem Gewürme, das da Leben hat auf Erden, daß sie allerlei grün Kraut essen. Und es geschah also.

31. Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag.

1. Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer.

2. Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte; und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte.

3. Und segnete den siebenten Tag, und heiligte ihn, darum, daß er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken, die Gott schuf und machte.

Biblischer Grundgedanke: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." 1 Mos. 1, 1.

Zur Erklärung.

V. 26. Nachdem Gott durch sein allmächtiges Schöpferwort Himmel und Erde in's Dasein gerufen hatte, fuhr er fort in der Erschaffung des Menschen, mit welcher das Schöpfungswerk seinen Gipfelpunkt erreicht. Die Schöpfung des Menschen aber erfolgt nicht durch ein Machtwort, welches Gott an die Erde ergehen läßt, sondern entspringt dem göttlichen Rathschlusse: „wir wollen Menschen machen in unserm Bilde," wodurch von vornherein auf die Verschiedenheit und Vorzüglichkeit des Menschen vor allen übrigen Geschöpfen der Erde hingedeutet wird.

Die dreieinige Gottheit beschließt Menschen zu machen „ein Bild das uns gleich sei". Die Gottesebenbildlichkeit des Menschen besteht nicht in der Leiblichkeit und körperlichen Gestalt, der aufrechten Stellung und gebietenden Haltung, da Gott keine leibliche Gestalt hat und der Menschenleib aus Staub gebildet ist. Sie besteht auch nicht in der Herrschaft des Menschen über die Natur. Bild Gottes ist der Mensch vermöge seiner geistigen Natur und des Hauches aus Gott, wodurch das Gebilde aus Erdenstaub zur lebendigen Seele wurde. Cap. 2, 7. Das göttliche Ebenbild besteht in der geistigen Persönlichkeit des Menschen; darin, daß der zu freier, selbstbewußter Persönlichkeit geschaffene Mensch in seiner geistigen wie leiblichen Natur die Heiligkeit und Seligkeit des göttlichen Lebens in urnatürlicher Abbildlichkeit besaß.

„Die da herrschen." Gott beschließt, dem nach seinem Bilde zu schaffenden Menschen die Herrschaft nicht allein über die Thierwelt, sondern auch über die Erde selbst zu geben, womit auch der Segen Vers 28 übereinstimmt, in welchem dem geschaffenen Menschen das Füllen und Unterthanmachen der Erde kurzweg zugesprochen wird.

V. 27. Hier schwingt sich der Bericht über die Ausführung des göttlichen Beschlusses zum Jubelgesange empor, in welchem die Schöpfung des Menschen in drei parallelen Gliedern gepriesen und gefeiert wird: (1) Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, (2) zum Bilde Gottes schuf er ihn, (3) und er schuf sie ein Männlein und Fräulein. Wir sind göttlichen Geschlechts."

V. 28. Durch diesen Segensspruch theilt Gott den Menschen nicht nur die Kraft mit, sich zu vermehren und die Erde zu füllen, wie den Thieren, siehe V. 22, sondern auch die Macht über die Erde und alle Thiere.

V. 29. 30. In diesen Versen wird Menschen und Thieren ihre Nahrung angewiesen, und zwar aus dem Pflanzenreiche; den Menschen „alles samentragende Kraut auf dem Erdboden und alle Bäume, an welchen samenhaltige Früchte wachsen," d. h. Feld- und Baumfrüchte, oder Korn und Obst; und den Thieren „alles Grün des Krautes", d. i. Gras und Kraut oder die grünen Pflanzen. Nach 1 Mos. 9, 3. erhalten die Menschen erst nach der Sündfluth von Gott die Ermächtigung, das Fleisch der Thiere in gleicher Weise wie das grüne Kraut zu ihrer Nahrung zu verwenden.

V. 31. Mit der Erschaffung des Menschen und seiner Bestallung zum Herrscher auf Erden, ist die Schöpfung aller irdischen Wesen beendigt. Gott sah sein Werk und siehe, es war alles sehr gut, d. h. alles in seiner Art vollkommen, so daß jede Creatur das vom Schöpfer ihr gesetzte Lebensziel erreichen und den Zweck ihres Daseins erfüllen konnte. Durch das von jedem Gotteswerke ausgesagte und am Schlusse der ganzen Schöpfung wiederholte: „und siehe da, es war sehr gut" wird das Vorhandensein irgend welchen Bösen in Gottes Schöpfung entschieden verneint.

Cap. 2. V. 1. „Himmel, Erde und ihr ganzes Heer" bezeichnet die Gesammtheit aller Himmel und Erde füllenden Wesen.

V. 2. Mit diesen Worten wird die Vollendung des Schöpfungswerkes eingeleitet und näher dahin bestimmt, daß Gott am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht, vollendete, indem er an diesem Tage zu schaffen aufhörte, denselben segnete und heiligte. Das Vollenden des Schöpfungswerkes am siebenten Tage läßt sich nur begreifen, wenn man erkennt, daß die Vollendung in dem Aufhören des Schaffens besteht. Auch das Aufhören zu schaffen gehört zur Vollendung des Werkes. Wie ein menschlicher Werkmeister erst dadurch sein Werk vollendet, daß er, nachdem er es seiner Idee entsprechend hergestellt hat, aufhört, an ihm zu arbeiten, so hat in unendlich höherer Weise, Gott die Schöpfung der Welt mit allen ihren Wesen dadurch vollendet, daß er aufhörte, Neues hervorzubringen, und in die Ruhe seines Wesens einging, aus der er bei der Schöpfung der von seinem Wesen verschiedenen Welt gleichsam herausgetreten war.

V. 3. Dieses göttliche Segnen und Heiligen ist ein wirkliches Mittheilen von Kräften des Heils, der Gnade und des Friedens. Heiligen bedeutet hier nicht

blos als heilig darstellen, sondern auch in lebendiger Beziehung zu Gott, dem Heiligen setzen, zur Theilnahme an dem reinen, ungetrübten Lichte der göttlichen Heiligkeit erheben. Da die ganze irdische Schöpfung in dem Wechsel der Zeit und unter das Gesetz der zeitlichen Bewegung und Entwicklung gestellt ist, so bedürfen alle Geschöpfe nicht nur bestimmter, wiederkehrender Ruhezeiten, um sich zu erholen, zu erquicken und neue Kraft für neue Entwicklung zu sammeln, sondern sie streben auch einem Ziele entgegen, wo alle Unruhe der Bewegung sich in die selige Ruhe der Vollendung ihres Daseins auflösen wird. Auf diese Ruhe deutet das Ruhen Gottes nach vollbrachtem Schöpfungswerke hin: zu dieser Ruhe, zu diesem göttlichen Sabbath soll die ganze Welt, vor allem aber der Mensch, das Haupt der irdischen Schöpfung, gelangen. Dazu vollendete Gott sein Werk durch Segnung und Heiligung des Sabbathtages.

Praktische Gedanken.

I. Der Mensch und Gott. V. 26. 27.

1) Gott ist sein Schöpfer. Der Mensch ist nicht von sich selbst, oder von ohngefähr geworden, sondern daß er zur Wirklichkeit gediehen, kommt von dem dreieinigen Gott her. „Er hat uns gemacht und nicht wir selbst.“ Ps. 100, 3.

2) Er ist im Bilde Gottes erschaffen. Wie der Mensch, der aus Erdenstaub bereitet ist, zu einem Bilde Gottes geworden, kann man den Sonntagschülern einigermaßen dadurch begreiflich machen, wenn man ihnen zeigt, wie der Künstler aus einem formlosen und ausdrucksleeren Marmorblock ein schönes Bild oder prächtige Statue schafft, indem er demselben einen Gedanken, einen Begriff, beilegt, etwas Geistvolles aufprägt, und zwar gerade das, was er personificiren will. So hat auch Gott der menschlichen Seele seinen Geist, sich selbst, gegeben, um in dem Menschen auf solche Weise das Bild Gottes darzustellen.

3) Er ist zum Dienste Gottes bestimmt. Obgleich der Inhalt des göttlichen Ebenbildes durch die Sünde zerrüttet wurde und der Mensch dem Gesetz der Sünde und des Todes verfiel, so kann er doch durch Christum, den Abglanz der Herrlichkeit und Abdruck des göttlichen Wesens wieder in das Bild Gottes verklärt werden.

Der Mensch ist erlösungsbedürftig; er ist aber auch, Gottlob, erlösungsfähig! Jesus Christus im Fleische, ist die persönliche Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes im Menschen. Dadurch, daß Christus durch sein Sühnopfer die Macht der Sünde für uns zerbrochen und in seiner Auferstehung unsere Natur zur Verklärung erhoben hat, wird der Mensch durch den Glauben theilhaftig der göttlichen Natur. Durch den heiligen Geist, welcher die Liebe Gottes ausgießt in unsere Herzen, werden wir zum Bilde Gottes erneuert, bis sich dasselbe in uns vollendet und wir Gott im Lichte schauen und ihm dienen werden von Angesicht zu Angesicht!

Der verstorbene preußische König besuchte bei seinem Aufenthalt auf Rügen eine Schule. Im Examen frug er, auf einen Stein hinweisend, wo derselbe hingehöre. Die Antwort lautete: „In's Mineralreich“. Darauf hob er einen Apfel in die Höhe mit der Frage, wo derselbe hingehöre: „In's Pflanzenreich“, war die Antwort. Auf sich selbst hinweisend, frug er: „In welches Reich aber gehöre ich?“ Ein kleines Mädchen antwortete: „In's Himmelreich“. Das ist es. Der Mensch gehört in's Himmelreich. Sein Denken und Wollen soll Gott geweiht, sein Leben ein Dienst Gottes sein.

II. Der Mensch und die Welt. V. 28—31.

1) Er soll die Erde füllen. D. h. einnehmen und bewohnen. Es gibt kein Thier, das unter allen Himmelsstrichen und in allen Zonen der Erde gedeihen könnte. Jeder Erdtheil hat seine einheimischen Thiere. Der Mensch aber ist so beschaffen, daß er jeden Theil der Erde bewohnen kann. Siehe z. B. wie die Juden, die seit Jahrhunderten über die ganze Erdoberfläche zerstreut sind, dennoch ihre Nationalität bewahrt haben.

2) Er soll über die Geschöpfwelt herrschen. Der Mensch ist ein König und nicht ein König ohne Land oder Unterthanen. Die Welt ringsum mit den Werken schöpferischer Weisheit, welche sie erfüllen, ist sein Königreich. Nicht blos die Thierwelt, nicht blos die Erdwelt, sondern das Weltall mit allen in ihm waltenden Mächten und Kräften sind ihm ergeben. „Alles hast du unter seine Füße gethan, Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel unter dem Himmel, und die Fische im Meere, und was im Meere gehet.“ Ps. 8, 7—9. Siehe Jak. 3, 3—7.

3) Er soll sich von der Erde ernähren. Gott hat reichlich gesorgt für die leiblichen Bedürfnisse des Menschen, und ihm gebührende und reichliche Speise bereitet. Wenn auch der Acker um der Sünde willen überall, wo des Menschen Hand eingreift, Dornen und Disteln trägt, und man der Erde die Existenzmittel oft mühsam abringen muß, bleibt doch die Verheißung in diesem Schriftabschnitt in Kraft. Der Christ wird sein Brod haben und das Wasser ist ihm gewiß.

III. Der Mensch und die Zeit. V. 2—3.

1) Sie ist ihm in bestimmte Perioden abgetheilt. Tag und Nacht folgen aufeinander. Sommer und Winter, Frost und Hitze, Saat- und Erntezeit lösen einander periodisch ab. Der Mensch soll Ordnung lernen. Alles hat seine Zeit. Schicket euch in die Zeit; kaufet sie aus, aber mißbraucht sie nicht.

2) Der siebente Theil seiner Zeit ist zur leiblichen Ruhe und zum Dienste Gottes bestimmt. Gott fordert dies im vierten Gebot. Er geht in seinem schöpferischen Wirken mit eigenem Beispiel voran. Erfahrung lehrt, daß der Sabbath Bedürfniß ist für Menschen und Vieh. Wer Gott dienen und seine Lebensaufgabe erfüllen will, kann ohne den Sabbathtag nicht bestehen.

3) Der Sabbath ist dem Christen ein Vorbild der ewigen Ruhe. Hier ist man immer in der Eile und wird getrieben von einer Arbeit zur andern. Wie oft heißt es: „Ich habe keine Zeit!“ „Wie schnell eilt die Zeit dahin?“ Gottlob, der Feierabend kommt und bringt uns den Lohn.



Sonntag, 9. Januar. **Sünde und Tod.** 1 Mos. 3, 1—6; 17—19.

1. Und die Schlange war listiger, denn alle Thiere auf dem Felde, die Gott, der Herr, gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?
2. Da sprach das Weib zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten;
3. Aber von den Früchten des Baums mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet.
4. Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben;
5. Sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.
6. Und das Weib schauete an, daß von dem Baum gut zu essen wäre, und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte; und nahm von der Frucht, und aß, und gab ihrem Mann auch davon, und er aß.
17. Und zu Adam sprach er: Dieweil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes, und gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, und sprach: Du sollst nicht davon essen; verflucht sey der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang.
18. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen.
19. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zu Erden werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde, und sollst zu Erden werden.

Biblischer Grundgedanke: „Derhalben wie durch einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie Alle gesündiget haben." Röm. 5, 12.

Einleitung:

Der zum Herrn der Erde und ihrer Geschöpfe bestimmte Mensch war mit Allem ausgerüstet, was er zur gottgewollten Entwickelung seiner Natur und zur Erfüllung seiner Lebensbestimmung bedurfte. An den Früchten der Bäume des Gartens hatte er die Nahrung zur Erhaltung seines Lebens. An der Bebauung und Hütung des Gartens das Arbeitsfeld für Uebung seiner Leibeskräfte. An der ihn umgebenden Thier- und Pflanzenwelt ein weites Reich für Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten. An dem Baum der Erkenntniß ein positives Gesetz für die Ausbildung seiner geistig sittlichen Anlagen. An dem ihm zugesellten Weibe die seiner Natur entsprechende Gehülfin und Genossin seines Berufes. In dieser Stellung konnte er seine leibliche und geistige Natur dem göttlichen Willen gemäß entwickeln. Da trat der Versucher an ihn heran, und er ließ sich von ihm zur Uebertretung des göttlichen Gebotes verführen und ist dadurch dem Gesetz der Sünde und des Todes verfallen.

Erklärung.

V. 1. Die Schlange wird nicht nur als ein Thier, sondern auch als ein Geschöpf Gottes bezeichnet, das gut war, wie alle Creatur Gottes. Gott machte die Schlange, aber nicht den Satan. Klugheit ist eine natürliche Eigenschaft der Schlange, um deretwillen der Böse sie zu seinem Werkzeug wählte. Ihre Klugheit tritt als List des Versuchers zum Bösen schon darin hervor, daß sie sich an das schwächere Weib wandte.

V. 4. 5. Dadurch, daß es dem Satan gelang in Eva Zweifel an Gottes Wort zu erregen, brachte er sie zum Fall. Der Zweifel ist der Vater der Sünde. Vom Zweifel schreitet der Versucher zu dreister Leugnung der Wahrheit der göttlichen Liebe fort. Ihr werdet gewiß nicht sterben, sondern Gott weiß, welches Tages ihr davon esset, werden eure Augen geöffnet, und werdet sein wie Gott, wissend, was gut und böse ist. Also nicht weil die Frucht des Baumes euch schaden würde, hat Gott euch das Essen von ihm verboten, sondern aus Mißgunst und Neid, weil er nicht will, daß ihr ihm ähnlich werden sollt. Durch das Essen der Frucht lernt der Mensch Gutes und Böses kennen und wird in dieser Beziehung wie Gott V. 7 u. 22. Das ist die Wahrheit, durch welche die Lüge: ihr werdet nicht sterben, verdeckt und die ganze Rede zur Unwahrheit wird, die ihren Urheber als den Vater der Lüge kennzeichnet, der nicht in der Wahrheit steht, (Joh. 8, 44).

V. 6. „Das Weib schaute an." In diesen Worten ist das lüsterne Anschauen des Weibes ausgedrückt. Die Vorspiegelung, wie Gott zu werden, weckte die Lust nach der verbotenen Frucht. Sie schaute jetzt mit einem durch den keimenden Unglauben gefälschten, verzauberten Blick, und deßwegen *meinte* sie zu sehen, daß von dem Baum gut zu essen, und daß er eine Lust für die Augen war und begehrenswürdig Einsicht zu erlangen.

Wie der Zweifel an Gottes Gebot zur Nichtachtung verleitet, so erregt das Streben nach falscher Selbstständigkeit die Lust nach dem verbotenen scheinbaren Gute. Die Lust wird durch Sinnenreiz genährt, daß sie die Sünde gebiert. Zweifel, Unglaube und Hochmuth sind demnach die Wurzeln der Sünde unserer Stammeltern, wie aller Sünde ihrer Nachkommen. Je geringer der Gegenstand des Unrechtes zu sein scheint, desto größer und schwerer erscheint die Versündigung, besonders wenn man dazu erwägt, daß die ersten Menschen in einem unmittelbaren Verhältniß zu ihrem Schöpfer standen, wie nie ein Mensch wieder; ihre Seele war rein, ihre Erkenntniß ungetrübt, ihr Verkehr mit Gott ein inniger, von Wohlthaten Gottes waren sie rings umgeben, Gottes Wort an sie war zu klar, um mißverstanden zu werden. Dennoch folgte nicht nur das Weib der verlockenden List der Schlange, auch der Mann ließ sich vom Weibe verführen, und er aß.

Uebergang v. V 7—16. Die Menschen haben sich durch das Essen der verbotenen Frucht von Gott gewaltsamer Weise losgerissen, aber Gott will und kann nicht von ihnen loslassen. — Am Abend erscheint er ihnen, weil die Menschen da im empfänglichsten Zustande waren. Am Abend werden die zerstreuenden Eindrücke des Tages schwächer, es wird stille im Gemüth, wir fühlen uns mit uns selbst allein und die Gefühle der Schwermuth und des Heimwehs erwachen. So legte sich jetzt bei unsern Stammeltern der erste Rausch satanischer Verblendung, es wurde stiller in ihnen, sie fühlten sich vereinsamt aus Gottes Gemeinschaft und das hereinbrechende Dunkel ließ sie inne werden, daß ihr inneres Licht erloschen, darum versteckten sie sich vor dem Angesicht des Herrn, als sie seine Stimme hörten. Gott aber naht ihnen wie ein Mensch dem andern. Er nimmt sie ins Verhör und fällt das Urtheil über sie.

V. 17—19. Bei Adam geht eine Vorhaltung der Schuld dem Strafurtheil voran. Seine Schuld gipfelt darin, daß er der Stimme seines Weibes gehorcht hat, die ihm untergeben war, und zwar im Gegensatz gegen den Gehorsam, den er dem Gebote Gottes schuldig war. Statt als der Hüter und Leiter seines Weibes den Fall zu verhüten, ist er ihr mit feiger Verleugnung seiner Würde im Bösen unterthänig geworden.

Der Richterspruch über Adam verfügt eine doppelte Strafe; Verfluchung des Ackers und den Tod. Adam hat dadurch, daß er auf die Stimme seines von der Schlange bethörten Weibes hörte, seine Herrschaft über die Creatur verleugnet. Zur Strafe dafür soll fortan die Natur sich gegen ihn auflehnen. Durch Uebertretung des göttlichen Gebotes hatte er sich über Gott hinweggesetzt, dafür soll er durch Anheimfallen an den Tod die Nichtigkeit seines Wesens inne werden. Das Erdreich soll ihm nicht mehr freiwillig die zu seiner Erhaltung nöthige Frucht darbieten, sondern er soll demselben mit Mühe und schwerer Anstrengung den Bedarf seines Lebens abringen. Daß aber das Leben des Menschen nicht augenblicklich nach dem Essen der verbotenen Frucht zu Ende ging, hat seinen Grund in der göttlichen Langmuth und Gnade, welche Raum zur Buße gibt und auch die Sünde der Menschen so lenkt, daß sie zur Verwirklichung seines Schöpfungsrathschlusses und zur Verherrlichung seines Namens dienen muß.

Praktische Gedanken.

Der Sündenfall.

I. Im Herzen. V. 1—5.

1. Zweifel. V. 1. „Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?" Die Schlange verführte Eva mit ihrer Schalkheit. Er verrückte ihre Sinne von der Einfältigkeit des Wortes Gottes, 2 Cor. 11, 3.

2. Unglauben. V. 4. „Ihr werdet ganz gewiß nicht des Todes sterben." Dadurch, daß Eva diesem teuflischen Wort Gehör schenkte, wurde sie ungläubig gegen Gott und trat schon innerlich von ihm ab. Glauben heißt Gott unbedingt bei seinem Worte zu nehmen. Wer das versäumt, wird, ehe er sich's versieht, ein ungläubiges Herz haben.

3. Ehrsucht. V. 5. „Eure Augen werden aufgethan, und werdet sein wie Gott und wissen was gut und böse ist." D. h. neidisch sucht Gott euch euer Glück vorzuenthalten, neidisch ist Gott auf euch, weil er schwach ist der Natur gegenüber, weil euch die Frucht des verbotenen Baumes von ihm frei machen kann, Gott ist lieblos und tyrannisch gegen euch. Nehmt euer Vorrecht in Anspruch, esset und werdet wie Gott. Wie fein und verfänglich klingt doch diese Rede, die im Herzen der Eva Aufnahme fand. Und ist es heute anders? Immer noch zweifelt der Mensch in seinem Herzen am Worte Gottes und möchte sich in seinem Eigendünkel über ihn erheben!

II. Nach Außen. V. 6.

1. Der Blick. „Das Weib schaute an." Vom Zweifel an Gottes Wort ist es nur ein kurzer Schritt zur gefälligen Betrachtung des verbotenen Gegenstandes. „Wende meine Augen ab, daß sie nicht sehen nach unnützer Lehre," Ps. 119, 37.

2. Die Begierde. Lieblich anzusehen; ein lustiger Baum; macht klug!—Achan sah unter dem Raube einen köstlichen babylonischen Mantel, zweihundert Seckel Silber und eine goldene Zunge, „deß gelüstete mich und ich nahm es. Unglauben und sündhafte Begierden gehen Hand in Hand.

3. Die Handlung. „Sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Manne auch davon, und er aß." Hier erfolgte die entschiedene Thatsünde. Den Augen folgte das Herz, dem Herzen in seiner Begierde folgten die Hände und führten die verbotene Frucht zum Munde. „Hat mein Gang gewichen aus dem Wege und mein Herz meinen Augen nachgefolget und ist etwas in meinen Händen beklebet?" durfte der fromme Hiob fragen.

III. Die Folgen. V. 17—19.

1. Sie entdecken ihren Zustand. Beider Augen wurden aufgethan, und wurden gewahr, daß sie nackend waren. Das Schamgefühl ihres erwachten und beleidigten Gewissens regte sich; sie fühlten ihre Schuld. So ist es heute noch. „Sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken sich unter einander verklagen." Erste Frucht der Uebertretung der Gebote Gottes ist Schamgefühl. Wer sich aber seiner Sünden nicht mehr schämt, der ist ein verhärteter Bösewicht!

2. Sie fliehen vor dem Angesicht des Herrn. „Fürchteten mich," „versteckten sich." Die Sünde entnervt den Menschen, sie raubt ihm seinen Muth und macht ihn feige.

„Das Grün im Hain, das Laub am Baum,
Rauscht ihm Entsetzen zu!"

3. Sie werden ihrer Sünde überführt. „Hast du nicht gegessen?" „Ich will dich erinnern und dir's unter Augen stellen." „Irret nicht! Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten." „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt dennoch an die Sonnen."

4. Das Urtheil über sie wird gefällt. Feindschaft ist gesetzt; Lebensberuf und Arbeit erschwert. Schweiß und Kummer wird nicht ausbleiben. Der Tod ist der Sünde Sold. Satan ist doch ein harter Meister. Die Sünde ist eine harte Arbeit. Der Sünder ist ein armer Sklave. — Doch, Gottlob! wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden!

In dieser Lektion findet Jak. 1, 15 buchstäbliche Erfüllung!

Sonntag, 16. Januar. 1 Mos. 4, 3—16.

Kain und Abel.

3. Es begab sich aber nach etlichen Tagen, daß Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes;

4. Und Habel brachte auch von den Erstlingen seiner Heerde und von ihrem Fetten. Und der Herr sahe gnädiglich an Habel und sein Opfer.

5. Aber Kain und sein Opfer sahe er nicht gnädiglich an. Da ergrimmete Kain sehr, und seine Geberde verstellete sich.

6. Da sprach der Herr zu Kain: Warum ergrimmest du? und warum verstellet sich deine Geberde?

7. Ist's nicht also? wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür. Aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie.

8. Da redete Kain mit seinem Bruder Habel. Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhub sich Kain wider seinen Bruder Habel, und schlug ihn todt.

9. Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Habel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein?

10. Er aber sprach: Was hast du gethan? Die Stimme deines Bruders Blut schreiet zu mir von der Erde.

11. Und nun verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgethan, und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen.

12. Wenn du den Acker bauen wirst, soll er dir fort sein Vermögen nicht geben. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden.

13. Kain aber sprach zu dem Herrn: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge.

14. Siehe, du treibest mich heute aus dem Lande, und muß mich vor deinem Angesicht verbergen, und muß unstät und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, daß mich todtschlage, wer mich findet.

15. Aber der Herr sprach zu ihm: Nein, sondern wer Kain todtschlägt, das soll siebenfältig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschlüge, wer ihn fände.

16. Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn, und wohnete im Lande Nod, jenseit Eden, gegen Morgen.

Biblischer Grundgedanke: „Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht, soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Erklärung.

V. 3. Aus freiem Antriebe ihrer göttlich bestimmten und zur Verehrung Gottes veranlagten Natur bringen die Söhne Adam's die ersten Opfer des Menschengeschlechtes dar. Um die Idee, die dem Opferdienst zu Grunde liegt, richtig zu erfassen, haben wir zu beachten, daß die ersten Opfer nach dem Sündenfalle gebracht werden, also die geistliche Trennung des Menschen von Gott zur Voraussetzung und das Bedürfniß des Herzens, mit Gott in Gemeinschaft zu treten, zum Zwecke haben. Dies Bedürfniß hatte nicht blos Abel, sondern auch Kain. Das Opfer Kain's wird sogar zuerst berichtet.

V. 4. Ihre Opfer sind Ausdruck dankbarer Gesinnung gegen Gott, dem sie alles verdanken, was sie sind und haben, verbunden mit dem Gefühle, der göttlichen Huld und Segnung sich zu versichern. Ihre Opfer sind daher nicht blos für Dank-, sondern zugleich für Bitt- und für Sühnopfer im weiteren Sinn des Worts zu halten.

Woran erkannte man, daß Gott das Opfer des Abel mit gnädigem Wohlgefallen ansah? Viele Ausleger sagen, Gott habe durch Feuer vom Himmel das Opfer Abels angezündet, Kain's Opfer dagegen sei unberührt geblieben. Andere behaupten, der Rauch vom Opfer Abel's sei gerade zum Himmel emporgestiegen, während der Rauch von Kain's Opfer über und um den Altar her schwebte. Dieser Erklärung fehlt der direkte Schriftbeweis. Wir glauben, daß beide, Kain und Abel, den Beweis von der Annahme und Nichtannahme des Opfers in ihrem eigenen Bewußtsein hatten. Gottes Geist wirkte auf ihr Wissen und Gewissen ein, so daß sie eine untrügliche innere Ueberzeugung hatten von der Stellung, welche Gott ihrem Opfer gegenüber einnahm.

V. 5. 6. Kain ergrimmte. Wörtlich, es entbrannte ihm sehr, nämlich der Zorn in seinem Innern. Er ließ den Kopf hängen und richtete den Blick zur Erde. In dieser Geberde äußerte er seinen finstern Unmuth und gab ein Zeichen böser Anschläge von sich. **Der Herr redete zu Kain.** Ein gewisses Maß von Empfänglichkeit war noch vorhanden, wie er ja noch opferte in seiner Art. Darum macht ihn der Herr aufmerksam auf das Symptom seiner argen Gedanken und seiner brütenden Haltung.

V. 7. Hier gibt der Herr Kain zu verstehen, daß seine trübe Geberde ein Zeichen böser Gedanken und Absichten sei, denn Erhebung des Gesichtes und freier offener Blick ist Zeichen eines guten Gewissens. Wenn du nicht fromm bist, so lauert die Sünde vor der Thür und ihr Begehr ist auf dich gerichtet. Hier wird die Sünde als ein wildes Thier dargestellt, das vor der Thür des menschlichen Innern lauert, um ihn oder seine Seele zu verschlingen. Kain soll über die nach ihm gierige Sünde durch Aufgeben seines Zornes herrschen, damit der lauernde böse Feind keinen Eingang in sein Inneres gewinne. Gott spricht mit Kain, wie mit einem unwilligen Kinde, enträthselt ihm, was in seinem Herzen schlafe, und vor seiner Thür wie ein Löwe laure. Und was Gott an Kain gethan, thut er an jedem, wenn man auf sein Herz und die Stimme Gottes Acht hat.

V. 8. Die Sünde Adams steigerte sich bei seinem Sohne schon zum Brudermord. Wiederholt wird Abel der Bruder Kains genannt, um die Abscheulichkeit dieser Sünde recht zu beleuchten. In Kain ist der Weibessame schon zum Schlangensamen geworden.

V. 9—15. Mit der Sünde steigert sich der Trotz des Bösen und mit der Schuld die Strafe. Die ersten Menschen fürchten sich vor Gott und bekennen ihre Sünde. Kain leugnet frech und antwortet dem Herrn: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“ so daß Gott ihm sein Verbrechen vorhalten muß. **V. 10.** Unschuldig vergossenes Blut hat eine für Gott vernehmbare Stimme als racheforderndes Produkt einer frevelhaften That. Der Mord gehört zu den himmelschreienden Sünden.

Weil die Erde das unschuldig vergossene Blut hat trinken müssen, so empört sie sich gegen den Mörder und entzieht ihm, wenn er sie bebauen will, ihre Kraft, daß der Boden keinen Ertrag liefert **(V. 11. 12).** „Unstät und flüchtig wirst du sein auf Erden.“ Dieser Fluch erschüttert Kain so, daß sein Trotz in Verzagtheit umschlägt (V. 13. 14), und er sein Leben als sehr unsicher betrachtet (V. 15). Er fürchtet die Blutrache, die über ihn kommen könnte. Gott aber läßt ihm doch schonende Langmuth angedeihen. „Siebenfach“ heißt nicht blos vielfach, sondern sieben ist die Zahl dessen, was Gottes Werk ist und wird damit ausgedrückt, daß dem an Kain sich Vergreifenden durch Gott völliges Gericht und Strafe zu Theil werden soll (V. 15). Das Zeichen, welches Gott Kain setzte, hier aber nicht näher beschrieben ist, schützte ihn gegen die Blutrache.

V. 16. Das Land Nod ist geographisch unbestimmbar. Der Name bedeutet ein Land der Flucht und Verbannung, also der Gegensatz des Wonnelandes, wo der Herr wandelt und mit den Menschen umgeht.

Praktische Gedanken.

Unterschied im Gottesdienst.

I. Worin dieser Unterschied nicht zu suchen ist. Es gibt eine falsche und eine wahre Gottesverehrung. Kain und Abel sind die Repräsentanten derselben. Diesen Unterschied in der Gebetsandacht schildert der Herr Jesus Christus im Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner (Luk. 18, 9–14). Dieser Unterschied im Gottesdienst tritt heute noch zu Tage. Derselbe lag:

1. Nicht in der Persönlichkeit der Brüder. Vor Gott ist kein Ansehen der Person. Wer Recht thut und Gott fürchtet, der ist ihm angenehm. Gott kommt Kain freundlichst entgegen mit väterlicher Zurechtweisung, damit er ihm wohlgefällig opfern möge.

2. Nicht im Gegenstand des Opfers an und für sich. Jeder brachte von dem Seinen, also von dem, was er hatte, dem Herrn zum Opfer dar. Kain's Opfer war ein Dankopfer, Abel brachte ein Sühnopfer dar. Beide Opfer waren recht an sich selbst, und wurden dem Volk Israel im mosaischen Opferkultus befohlen. Die äußeren Unterschiede hinsichtlich der Opferstücke haben keine Bedeutung für sich.

II. Worin dieser Unterschied besteht. Derselbe liegt im Charakter in der frommen Gesinnung des Menschen.

1. Abel war fromm, d. h. aufrichtig, ohne Verstellung. Kain war nicht fromm, V. 7.

2. Abel war gläubig. „Durch den Glauben hat Abel Gott ein größeres Opfer gethan, denn Kain,“ Ebr. 11, 4. Abel ist unter den Glaubenszeugen aufgenommen. Kain fehlte der Glaube, und ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen.

3. Abel war gerecht. Matth. 23, 35 bezeichnet Jesus Abel als „den Gerechten.“ 1 Joh. 3, 12 werden Abel's Werke „gerecht“ genannt. Er fand in seinem Opfer die Rechtfertigung von seinen Sünden, die vor Gott gilt. Kain dagegen war „vom Argen,“ seine

Werke „waren böse." Kain opfert blos, um sich mit seinem Gott abzufinden und das war ungerecht, während Abel in frommer Gesinnung sein Herz in die Gabe legt, die er Gott darbringt und das machte ihm dem Herrn wohlgefällig.

III. Die Folgen des unterschiedlichen Gottesdienstes.

1. Abel fand Gnade, V. 4. Der Herr sahe gnädiglich an, Abel und sein Opfer. Durch sein Opfer hat er „Zeugniß überkommen, daß er gerecht sei, da Gott zeugete von seiner Gabe." Ebr. 11, 6. Kain dagegen wurde erbittert. Als Kain sah, daß Abel's Opfer Gott besser gefiel als das seinige, da beneidet er seinen Bruder und wird gegen ihn erbittert. Aus dem Neid erwächst der Haß. Geht es nicht heute noch so? Geht es dem Nächsten wohl, wie leicht stellt sich der Neid ein; und wehe uns, wenn wir nicht zeitig genug diese aufsprießenden Keime einer schrecklichen Sünde mit den Wurzeln aus dem Herzen reißen!

2. Abel fand Ruhe des Herzens; Kain dagegen hatte einen schweren Kampf mit sich selber zu bestehen. V. 5—7. Da Kain die Aufrichtigkeit fehlte, erscheint die Sünde in ihm schon in gesteigertem Maße. Die Versuchung hat sich jetzt wie ein reißendes Thier vor seiner Thür gelagert. Gott aber schreibt ihm noch die Fähigkeit zu, über die Sünde herrschen zu können. Es steht nicht in unserer Wahl, versucht oder nicht versucht zu werden, wohl aber steht es in unserer Wahl, der Sünde ihren Willen zu lassen, oder über sie zu herrschen. Ein ungezogener Knabe, der seiner Mutter viel Kummer und Herzeleid bereitete, wurde von ihr gefragt: „Karl, warum bist du nicht gehorsam und folgst deiner Mutter Wort?" Er antwortete kurzweg: „Weil ich nicht will!" Es ist viel leichter fromm zu sein als böse, wenn man nur will.

3. Abel hatte Sieg über sich selbst, über die Sünde. Kain wurde besiegt. Kain ist der erste Mensch, der die Sünde in sich herrschen ließ, und wie hat sie geherrscht! Welch' einen schauerlichen Triumph hat sie gefeiert! Wie groß ist die Macht der Sünde des Neides und der entfesselten Leidenschaft!

4. Abel empfing ewiges Leben. Kain wurde aus der Heimath verbannt. Er mußte ein unstätes, flüchtiges Leben fristen. Der eigentliche Fluch aber liegt auf dem Gewissen selbst; sein schweres Schuldbewußtsein muß ihn flüchtig machen auf Erden. Er ist gebannt über jede Einfriedigung eines ruhigen Plätzchens hinaus, wenn er sich auch mit himmelhohen Mauern umschanzen wollte.

Wir schließen mit dem bekannten Dichterwort Schiller's: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld".

Sonntag, 23. Januar. **Noah und die Arche.** 1 Mos. 6, 9—22.

9. Dies ist das Geschlecht Noah: Noah war ein frommer Mann, und ohne Wandel, und führete ein göttlich Leben zu seinen Zeiten.
10. Und zeugete drei Söhne, Sem, Ham, Japheth.
11. Aber die Erde war verderbet vor Gottes Augen, und voll Frevels.
12. Da sahe Gott auf Erden, und siehe, sie war verderbet; denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbet auf Erden.
13. Da sprach Gott zu Noah: Alles Fleisches Ende ist vor mich kommen, denn die Erde ist voll Frevels von ihnen; und siehe da, ich will sie verderben mit der Erde.
14. Mache dir einen Kasten von Tannenholz, und mache Kammern drinnen, und verpiche sie mit Pech inwendig und auswendig.
15. Und mache ihn also: Dreihundert Ellen sei die Länge, fünfzig Ellen die Weite, und dreißig Elle die Höhe.
16. Ein Fenster sollst du dran machen, oben an, einer Elle groß. Die Thür sollst du mitten in seine Seite setzen. Und soll drei Boden haben, einen unten, den andern in der Mitte, den dritten in der Höhe.
17. Denn siehe, ich will eine Sindfluth mit Wasser kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin ein lebendiger Odem ist, unter dem Himmel, Alles, was auf Erden ist, soll untergehen.
18. Aber mit dir, will ich einen Bund aufrichten; und du sollst in den Kasten gehen mit deinen Söhnen, mit deinem Weibe, und deiner Söhne Weibern.
19. Und du sollst in den Kasten thun allerlei Thiere von allem Fleisch, je ein Paar, Männlein und Fräulein, daß sie lebendig bleiben bei dir.
20. Von den Vögeln nach ihrer Art, von dem Vieh nach seiner Art, und von allerlei Gewürm auf Erden nach seiner Art; von den allen soll je ein Paar zu dir hinein gehen, daß sie leben bleiben.
21. Und du sollst allerlei Speise zu dir nehmen, die man isset; und sollst sie bei dir sammeln, daß sie dir und ihnen zur Nahrung da seien.
22. Und Noah that alles, was ihm Gott gebot.

Biblischer Grundgedanke: „Und Noah that alles, was ihm der Herr gebot." 1. Mos. 7. 5.

Erklärung.

Noah ist der letzte der sethithischen Patriarchen und findet mit ihm die vorsündfluthliche Urzeit ihren Abschluß. Er ist aber auch der erste der neuen, durch Sem fortgehenden Patriarchenlinie. In dieser Darstellung ist er ein Vorbild des zukünftigen Christus, des Beenders der alten und des Urhebers der neuen Welt. Die welt- und heilsgeschichtliche Bedeutung Noah's besteht also darin, daß durch ihn, der um seines unsträflichen Wandels mit Gott willen Gnade fand, die Menschheit vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und durch die Alles vernichtende Sündfluth hindurch gerettet wird, um in seinen Söhnen einen neuen Geschichtsanfang zu begründen.

V. 9. „Noah war ein frommer Mann ohne Wandel", d. h. er war ein gerechter Mann und untadelig unter seinem Geschlecht. Offenbar ist hier die Gerechtigkeit gemeint, die ihn vor dem Gericht der Sündfluth gerechtfertigt erscheinen läßt. Daher wird hinzugefügt, er war unschuldig, vollkommen. Seine Gerechtigkeit und Unsträflichkeit äußerte sich im Wandeln mit Gott, worin er Enoch glich. Cap. 5, 22.

V. 10. Daß er drei Söhne zeugte, wird hier nochmals berichtet wie Cap. 5, 32. Denn in ihnen ist die Fortdauer eines neuen Geschlechtes gesichert. Mit Noah soll auch sein Haus gerettet werden.

V. 11—13. Einen Gegensatz zu Noah und seinem Hause aber bildet das Geschlecht seiner Zeit. Diese Verderbtheit wird hier als eine die ganze Erde mit Sittenverderbniß und mit Frevel anfüllende, dargestellt, so daß Gott strafend einschreiten mußte. Diese Verderbniß kam daher, daß die ganze, der Zucht des göttlichen Geistes widerstrebende und zu Fleisch gewordene Menschheit erfüllt war von Frevel, Handlungen der Bosheit und des Uebermuthes. Die Menschheit hatte es bis zum Aeußersten getrieben in der Versunkenheit, welche den Untergang nach sich ziehen muß. „Ich will sie verderben mit der Erde." Die Erde als solche kann freilich kein Strafverderben treffen; das Verderben trifft sie nach ihrer Einheit mit den Menschen als totales Verderben, das über die Menschen mit der Erde kommt. Mit der

Erneuerung der Menschheit muß auch die Erde eine erneuernde Gestalt erhalten.

V. 14—16. Von der Vertilgung wird Noah ausgeschlossen. Er soll eine Rettungsarche für sich, seine Familie und die zu erhaltenden Thiergeschlechter bauen. Er soll nicht blos der Erhaltene, sondern auch der Erhalter sein. Das Maßverhältniß ergiebt, daß die Arche nicht schiffförmig gebaut war, sondern kastenartig, ohne Kiel, mit flachem Boden, mehr einem fahrenden vierseitigen Hause, als einem Schiffe gleichend, da sie ja nicht zum Segeln, sondern nur zum Schwimmen auf dem Wasser bestimmt war. Man hat berechnet, daß dieser Bau an Größe die größten Linienschiffe übertrifft. Im Jahre 1609 baute der Menonit P. Jansen zu Horn in Holland ein Schiff nach dem Muster der Arche, welches zum Schiffen zwar unbrauchbar war, aber um ein Drittel mehr Last als andere Schiffe gleichen Kubikinhaltes zu tragen vermochte. Last zu tragen und trockenen Aufenthalt zu gewähren war aber auch die einzige Bestimmung der Arche. Für Licht und Luft sorgte der Herr bestens durch Thür und Fenster, obgleich wir uns von der Beschaffenheit derselben keine klare Vorstellung machen können.

V. 17—22. Seinen Bund macht Gott persönlich mit Noah, aber eingeschlossen in dem Bund ist auch sein Haus, daß er als Hausvater vertritt und mit diesem die neue Menschheit, und im weiteren Sinne die zu erhaltende Thierwelt.

Die Unterscheidung von reinen und unreinen Thieren ist nicht von Mose erst ausgebildet worden. Ihre Anfänge reichen in die Urzeit zurück und gründen sich auf ein unmittelbares Gefühl des menschlichen Geistes, wonach derselbe in manchen Thieren Abbilder der Sünde und des Verderbens erblickt, die ihn mit Widerwillen und Abscheu erfüllten. Ob die Thierwelt auf Anregung Gottes oder durch die den Thieren eigene instinktartige Vorempfindung zerstörender Naturereignisse zusammengeführt wurden, können wir nicht näher bestimmen. Von der Sammlung der Thiere wird noch die Sammlung des Speisevorraths unterschieden, so daß die Arche eine vollständige Oekonomie des Hauses Noah's repräsentirt. Den Schluß der Lektion bildet der Glaubensgehorsam Noah's.

Praktische Gedanken.

Noah that alles, was ihm der Herr gebot.

I. Er führte ein gottliches Leben zu seinen Zeiten. Die Zeit, in der Noah lebte, war gewiß eine äußerst betrübte: „Alles Fleisch hat seinen Weg verderbet auf Erden". „Die Erde ist voll Frevels". Die Menschheit war so gottlos geworden, daß sie nicht länger fortbestehen konnte; „ich will sie verderben mit der Erde", das war der göttliche Entschluß. Jesus schildert diese Leute folgendermaßen: „Sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien, bis an den Tag, da Noah zur Arche einging: Und sie achteten es nicht, bis die Sündfluth kam, und nahm sie Alle dahin." (Matth. 24, 38). Noah aber pflegte innigen Umgang mit Gott. In diesem Stück glich er Enoch, der dreihundert Jahre ein göttliches Leben führte.

Wir lernen hier, daß wir unter allen Zeitverhältnissen Gott dienen können. Mitunter schiebt man die Umstände vor als Entschuldigung, daß man nicht frommer sei. Es ist freilich wahr, ein Kind, das fromme Eltern hat, die es anleiten zur Gottesfurcht, sollte dem Herrn leichter dienen können, als ein Kind gottloser Eltern. Das aber dürfen wir nie vergessen, daß wir in einer gefallenen Welt leben, in welcher der Fürst der Finsterniß herrscht. Wer seine Seele retten will, stößt auf große Schwierigkeiten, doch diese sind nicht unüberwindlich, sondern können alle beseitigt werden. Mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht dieser Welt sollen wir scheinen als Lichter in dem Herrn. Noah ist ein erhabenes Beispiel in diesem Stück. Wir müssen dem Herrn dienen trotz allen Schwierigkeiten. Gottlob, daß wir es auch können!

II. Er baute die Arche nach göttlichem Befehl. Unter Anderem bewies Noah seine Frömmigkeit damit, daß er mit einer heiligen Furcht überfallen wurde, nach welcher er die Drohung Gottes wegen der Sündfluth, ob sie gleich noch fern war, für wahr hielt, so daß er auf den Befehl Gottes die Arche zubereitete, ob er gleich mit den Spöttereien der Kainiten viel zu kämpfen hatte, weil sich das Gericht noch so lange verzog. Wie aber konnte er das thun? Antwort: „Durch den Glauben hat Noah Gott geehret, und die Arche zubereitet zum Heil seines Hauses, da er einen göttlichen Befehl empfing von dem, das man noch nicht sahe; durch welchen er verdammete die Welt und hat ererbet die Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt (Ebr. 11. 7).

Der rechte Glaube an das verkündigte Gericht ist zugleich ein Glaube an die Rettung. Gottes Mühlen mahlen langsam aber rein. Das Maß der Gottlosigkeit der Menschen war voll. Die Zornesschale soll über die Erde ausgegossen werden. Die Gerechten aber weiß der Herr vor der Trübsal zu retten.

Gott will Noah und seine Familie retten, aber Noah soll die Arche bauen. Der Plan der Arche wurde Noah von Gott mitgetheilt: Denn Gottes Geist ist der Urheber aller Ideale oder Musterbilder im Reiche Gottes — Noah aber muß bauen — Und er baute die Arche. Menschliches und göttliches Zusammenwirken ist nothwendig zur Ausschaffung des Seelenheils. Wir sollen mit Furcht und Zittern daran arbeiten, aber Gott ist es, der beides wirkt, das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

III. Er war ein Prediger der Gerechtigkeit (2 Petr. 2, 5). Noah sollte nicht nur der Gerettete sein, sondern auch Retter seines Hauses, und aller Denen, die sein Wort glauben werden.

Er predigte 1) durch seinen heiligen Lebenswandel, 2) durch das Bauen an der Arche und 3) durch die Verkündigung der hereinbrechenden Sündfluth. Hier gingen Glauben und Werke gepaart.

Einhundert und zwanzig Jahre lang war er Verkündiger der Absichten Gottes, und der Vermittler der göttlichen Rettung. Er that Alles, was ihm der Herr gebot. Welch' ein Beispiel des Glaubens und Gehorsams gegen Gott für uns, die wir am hellen Mittage der Heilsoffenbarung leben und die herrlichsten Vorrechte in Händen haben. Sollten wir irgend Etwas ungethan lassen, das der Herr von uns fordert?

Abraham wird berufen.

Sonntag, 30. Januar. 1 Mos. 12, 1—9.

1. Und der Herr sprach zu Abram: Gehe aus deinem Vaterland, und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will.
2. Und ich will dich zum großen Volk machen, und will dich segnen, und dir einen großen Namen machen, und sollst ein Segen sein.
3. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.
4. Da zog Abram aus, wie der Herr zu ihm gesagt hatte; und Lot zog mit ihm. Abram aber war fünf und siebenzig Jahr alt, da er aus Haran zog.

5. Also nahm Abram sein Weib Sarai, und Lot, seines Bruders Sohn, mit aller ihrer Habe, die sie gewonnen hatten, und Seelen, die sie gezeuget hatten in Haran; und zogen aus zu reisen in das Land Canaan. Und als sie kommen waren in dasselbige Land,

6. Zog Abram durch bis an die Stätte Sichem und an den Hain More. Denn es wohneten zu der Zeit die Cananiter im Lande.

7. Da erschien der Herr Abram und sprach: Deinem Samen will ich dies Land geben. Und er bauete daselbst dem Herrn einen Altar, der ihm erschienen war.

8. Darnach brach er auf von dannen an einen Berg, der lag gegen dem Morgen der Stadt Bethel; und richtete seine Hütte auf, daß er Bethel gegen Abend, und Ai gegen dem Morgen hatte; und bauete daselbst dem Herrn einen Altar und predigte von dem Namen des Herrn.

9. Darnach wich Abram ferner, und zog aus gegen den Mittag.

Biblischer Grundgedanke: „Und ich will dich zum großen Volk machen, und ich will dich segnen, und dir einen großen Namen machen, und sollst ein Segen sein." 1 Mos. 12, 1—9.

Erklärung.

V. 1—3. Das Wort des Herrn, durch welches Abraham berufen wird, enthält ein Gebot und eine Verheißung. Abraham soll Alles verlassen — Vaterland. Das Land Mesopotamien. Verwandtschaft. Er gehörte zum Geschlecht der chaldäischen Semiten, und Vaterhaus. Tharah und seine Familie (Kap. 11, 31. 32). Abraham soll sich also unbedingt der Führung Gottes anvertrauen, ihm folgen, wohin er ihn führen wird. Für dieses Opfer der Entsagung und Verläugnung aller natürlichen Bande ertheilt ihm der Herr die überschwenglich große Verheißung: „ich will dich zu einem großen Volke machen, und dich segnen und deinen Namen groß machen und sollst ein Segen sein." Gott verheißt ihm seine specielle Leitung und zwar in ein neues Land. Vierfach ist der Segen, den Gott ihm in Aussicht stellt: 1) Vermehrung zu einem zahlreichen Volke; 2) Leibliches und geistliches Wohlergehen; 3) Verherrlichung seines Namens d. i. Erhebung Abrahams zu Ehre und Herrlichkeit und 4) Bestimmung zum Träger und Spender des Segens. Abraham soll nicht blos Segen empfangen, er soll selbst ein Segen und Segensvermittler für Andere werden. Der Segen soll fortan mit Abraham gleichsam verwachsen sein, so daß Segen und Fluch der Menschen von ihrer Stellung zu ihm abhängen wird, und in ihm alle Geschlechter der Erde gesegnet sein werden. Sein Name als Glaubensvater soll durch die Weltgeschichte fortleuchten und fortwirken. Der Segen Abrahams wird die getheilten Geschlechter wieder zur Einheit verbinden und den um der Sünde willen über die Erde verhängten Fluch für die ganze Menschheit in Segen umwandeln. Diese Verheißung umspannt alle Völker und Zeiten und stellt die ganze Fülle des göttlichen Rathschlusses zum Heile der Menschen in die Berufung Abrahams hinein.

V. 4. Abrahams Lebensalter wird angegeben, weil mit seinem Auszuge eine neue Periode für die Geschichte der Menschheit beginnt.

V. 5. Hier wird umständlich berichtet, wie Abraham mit seinem Weibe, mit Lot und ihrer ganzen Habe an Vieh und Gesinde von Haran aufgebrochen und nach Kanaan gezogen ist. Er ließ zurück, was er lassen mußte, er nahm mit, was er mitnehmen konnte. Unter den Seelen, die sie gezeuget hatten, sind eigentlich die Personen der Sklaven und Sklavinnen, die Abraham und Lot erworben hatten, gemeint.

V. 6. In Kanaan angelangt, durchzog Abraham das Land bis gen Sichem, der Ort, wo später die Stadt Sichem entstand, das jetzige Nablus, zwischen dem Ebol und Garizin, mittem im Lande.

Die Bemerkung, daß viele Kanaaniter im Lande wohnten, ist gemacht mit Rücksicht auf die folgende Verheißung, daß Gott dieses Land dem Samen Abrahams geben will.

V. 7. Das Land, in welches Abraham gekommen, war nicht unbewohnt und herrenlos; Abraham konnte dasselbe nicht ohne Weiteres als sein Eigenthum betrachten, und in Besitz nehmen, sondern nur in demselben als in einem fremden Lande im Glauben pilgern (Ebr. 11, 9).

Hier in Sichem erschien ihm der Herr und sagte ihm den Besitz des Landes Kanaan für seine Nachkommen zu. Diese Zusage geschah vermittelst einer Erscheinung des Herrn, die Abraham erkannte, darum „baute er daselbst dem Herrn einen Altar," um dadurch den geheiligten Boden zur Stätte der Verehrung Gottes zu machen.

V. 8. Das Nämliche that er hernach im Gebirge, wohin er wohl um der nöthigen Weide für seine Heerden willen zog, nachdem er dort sein Zelt aufgeschlagen „Bethel und westwärts, Ai und ostwärts," d. h. an einer Stelle zwischen Bethel und Ai.

Der Name Bethel steht hier vorläufigerweise. Bethel war in der Richterzeit Ort eines Heiligthums (1 Sam. 10, 3) und auch einmal Sitz der Bundeslade (Richt. 20, 18. 26), späterhin ein Hauptort der von Jerobeam angeordneten ungesetzlichen Gottesanbetung (1 Kön. 12, 29; Amos 7, 10); daher sein Name Bethel, der an die Stelle des alten Namens Lus trat.

V. 9. „Wich ferner gegen Mittag." Das Weidebedürfniß des Nomaden, die Ahnung des Frommen, die Hingebung des Patriarchen in die Gottesleitung führen ihn weiter südwärts zu einer Niederlassung im südlichen Distrikte Kanaans gegen die arabische Wüste hin (Kap. 20, 1). Dieses Weitergehen und Wiederaufbrechen ist eine Veranschaulichung der Lebensweise des Nomaden, wie auch das Wohnen im Zelte.

Praktische Gedanken.

Ueber vierhundert Jahre liegen zwischen der Geschichte der Sündfluth und der Berufung Abraham's. Die Kenntniß des lebendigen Gottes und der lebendige Glaube an ihn, welcher unter Noah und seinen Söhnen herrschte, war längst im Aussterben begriffen. Sollte daher jene Erkenntniß und jener Glaube nicht vollständig aus der Menschheit verschwinden und diese nicht abermals unrettbar dem Gerichte entgegenreifen, so mußte Gott durch außerordentliche und unverkennbare Selbstoffenbarung entgegenwirken und sich hiedurch eine Gemeinde Solcher bilden, die sich ihm willig und rückhaltlos hingäben und infolgedessen zur Vermittelung des Heiles an die ganze Menschheit geeignet wären. Zum Anfänger dieser Gemeinde war Abraham ausersehen. Um ihn für diesen seinen Beruf heranzubilden, bewirkte Gott in ihm durch wiederholte Offenbarungen, durch Verheißungen und deren Erfüllung, durch wunderbare Machterweisungen und segensreiche Lebensführungen die felsenfeste Gewißheit von seiner wahrhaftigen und ausschließlichen Gottheit und eine bedingungslose Hingabe an ihn und seinen Willen. In dieser Absicht suchte er ihn zunächst den verderblichen religiösen Einflüssen seiner Familie zu entziehen und ihn in eine Lage zu bringen, in welcher er sich ganz und gar auf den Schutz und Segen des lebendigen Gottes angewiesen sah. Er befahl ihm, außer alle Beziehung zu seinen Verwandten zu treten, aus Haran auszuwandern und so lange fortzuziehen, bis er selbst das Ziel seiner Wan-

derung als erreicht bezeichnen werde. Dagegen wollte er ihn, den Kinderlosen, zum Stammvater eines großen Volkes werden lassen, ihn überschwenglich segnen und ihn zum Vermittler des Heils für alle Völker der Erde machen. Dieses Befehls- und Verheißungswort machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er der erhaltenen Weisung im gläubigen Gehorsam zu folgen beschloß.

In dieser zusammengedrängten Wiederholung der Lektion haben wir eine klare Schilderung der Erfordernisse und Belohnung des wahren Gottesdienstes, welche ihre Anwendung auf jeden einzelnen Menschen findet.

I. Was gehört zum wahren Gottesdienste?

1. Gehorsam gegen Gottes Ruf. V. 1. Gott fordert von Abraham, daß er Alles verlasse, Vaterland, Verwandtschaft und Vaterhaus. Er soll sich der unbedingten Leitung und Führung Gottes hingeben.

Fordert der Herr weniger von uns? Höret was Jesus selber gesagt hat: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht werth" (Matth. 10, 37. 38). „Also auch ein Jeglicher unter euch, der nicht absagt Allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein" (Luk. 14, 33). Samuel, der Knabe, antwortete auf den Ruf Gottes: „Rede Herr, dein Knecht höret!" Hören wir Gottes Ruf an uns und leisten wir demselben unbedingten Gehorsam?

2. Glauben an Gottes Wort, V. 4. „Da zog Abraham aus." Glauben und Gehorsam gehen mit einander. Der Verfasser des Ebräerbriefes sagt uns: „Durch den Glauben ward Abraham gehorsam, da er berufen ward, auszugehen in das Land, das er ererben sollte, und ging aus, und wußte nicht, wo er hinkäme" (Ebr. 11, 8). Paulus erklärt Röm. 1, 5, daß er das Apostelamt empfangen habe, unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter dem Namen Jesu Christi. Ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen. Unter diesem Glauben verstehen wir Gott bei seinem Worte zu nehmen. Das that Abraham buchstäblich; er ging aus, ohne zu wissen, wo das Ziel der Reise liegt, Gott wußte es, und das war ihm genug.

„Glauben heißt den Heiland nehmen
Den uns Gott vom Himmel gibt,
Sich vor ihm nicht knechtisch schämen,
Weil er ja die Sünder liebt."

3. Verehrung seines Namens, V. 7. „Er baute daselbst dem Herrn einen Altar." Er wollte dadurch den durch die Gotteserscheinung geheiligten Boden zu einer Stätte der Verehrung Gottes machen. Das Nämliche that er später. Aus Glauben und Gehorsam gegen Gott erwächst die Dankbarkeit und diese muß Opfer bringen. Großes hatte der Herr an Abraham gethan, warum sollte er nicht seinen Namen verehren und ihn andern anpreisen? Wer Gott dienen will, muß sich ihm zum Opfer weihen. Die beste Gabe, die wir bringen können, ist unser Herz. Da „soll Niemand drinn wohnen, als Jesus allein."

II. Belohnung des wahren Gottesdienstes.

1. Gottes Segen bleibt nicht aus, V. 2. „Ich will dich segnen." Der Herr gab ihm leibliches und geistliches Gedeihen. „Abraham aber war sehr reich von Vieh, Silber und Gold," Cap. 13, 2. Ja, der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe! Er war auch reich im Glauben und Gottvertrauen. Es lohnt sich ein wahres Kind Gottes zu sein; bist du es?

2. Gott ehrt seine Kinder, V. 2. „Ich will dir einen großen Namen machen." Jesus sagt: „Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren." Abraham ist genannt der Vater der Gläubigen (Röm. 4, 16). Und der Segen Abrahams ist gekommen unter die Heiden (Gal 3, 14).

Willst du Ehre und Auszeichnung genießen, werde ein wahrer Christ, gib Gott dein Herz; diene ihm dein Lebenlang und er wird dich krönen mit langem Leben und dir zeigen sein Heil.

3. Gott macht seine Kinder zum Segen Anderer, V. 2. 3. „Du sollst ein Segen sein." „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden." Siehe Biblischer Grundgedanke.

4. Gott schenkt seinen Kindern ein Besitzthum, V. 7. „Dies Land." Alles ist Gottes Kindern zugesagt; sie ererben das ewige Leben. „Nun aber begehren sie eines bessern, nämlich eines himmlischen. Darum schämet sich Gott ihrer nicht, zu heißen ihr Gott; denn er hat ihnen eine Stadt zubereitet" (Ebr. 11, 16). Wer wollte Gott nicht dienen?

Aus der Zeit.

Powderly und die katholischen Bischöfe. Die amerikanischen Erzbischöfe hatten eine Versammlung, in welcher sie beriethen, welche Stellung die katholische Kirche zum Orden der Arbeitsritter einnehmen solle.

Und siehe da — Powderly war auch dabei! Der Vertreter des neusten Fortschritts und die Vertreter der Reaktion! Wie paßt das? Ganz gut, wenn sie einander brauchen können. Es hat schon öfters gepaßt. Aber wozu brauchen? Bei der Bildung der neuen politischen Arbeiterpartei und zur Ausbeutung derselben.

Eine solche Partei wird gebildet, darauf verlasse man sich, wenn nicht durch ganz außerordentliche Umstände die Sache zu Wasser wird. Wir haben es schon oft ausgesprochen, daß die Arbeitsritter nach politischer Macht streben und seit ihr Candidat in New York 68,000 Stimmen erhielt, streben sie mehr darnach als je.

Auch Rom ringt nach politischem Einfluß in den Ver. Staaten. Und wie? Könnte derselbe nicht durch die Arbeitsritter errungen werden? Die katholischen Bischöfe wissen recht wohl, daß die Arbeitsritter eine neue politische Partei gründen wollen. Sie benutzten die Gelegenheit.

Powderly kam zu ihnen, wohl auf einen freundlichen Wink—und **man verständigte sich.**

Powderly soll die gestrengen Bischöfe ganz von der Rechtmäßigkeit der Sache der Arbeitsritter überzeugt haben.

Dabei sollen hauptsächlich folgende Gründe maß-

gebend gewesen sein. Die Arbeiter hätten das Recht, sich unter den Gesetzen des Landes und ohne Widerstreit gegen die Gesetze der Kirche zu organisiren und sich auf friedlichem und gesetzlichem Wege gegen Unterdrückung zu schützen. Es finde sich in dem Orden nichts, was der Sittlichkeit seiner Mitglieder schädlich sei. Die Arbeitsritter hätten verschiedenen katholischen Geistlichen freiwillig ihre geheimen Verhandlungen, ja selbst ihre Losungsworte und Griffe unterbreitet, und ihr Oberhaupt Powderly habe ja den Erzbischöfen persönlich offenen Aufschluß gegeben. Das letzte Plenarconzil in Baltimore fordere die geheimen Gesellschaften auf, den Beweis zu liefern, daß sie keine bösen Zwecke verfolgten. Die Arbeitsritter aber hätten ihr Wirken klar gelegt und bewiesen, daß ihr Orden nichts Uebles in sich schließe und seine Mitglieder keineswegs zur Geheimhaltung verpflichte, sobald dieselben von kompetenten Personen betreffs der Angelegenheiten ihres Ordens befragt würden.

Endgültig hat nun über die Frage, ob Katholiken in den Vereinigten Staaten Arbeitsritter sein können oder nicht, die Kardinal-Congregation in Rom zu entscheiden, welche mit der Beurtheilung dieser Sache betraut ist. In dieser Congregation hat, unter dem Vorsitz des Papstes, der Kardinal Monaco La Valetta die Hauptstimme. Wenn Rom den Ansichten der amerikanischen Erzbischöfe beitritt, so wird der Kardinal-Erzbischof Taschereau von Quebec in Canada, welcher die Arbeitsritter verurtheilte und den Katholiken verbot, irgend etwas mit dem Orden zu thun zu haben, seinen Bannstrahl aufheben müssen; denn die canadischen Arbeitsritter gehören ja dem Verbande der amerikanischen an.

Eine sozialistische Republik. In den an Mexiko grenzenden Gebieten der Ver. Staaten soll eine Bewegung im Gange sein, die nichts Geringeres bezweckt, als eine Eroberung der nördlichen Staaten von Mexiko (Chihuahua, Durango, Sonora u. s. w.) durch eine Armee, die in den Ver. Staaten angeworben werden soll oder — wenn man den etwas nach Sensation aussehenden Zeitungsberichten glauben darf — zum größten Theil schon angeworben ist. Zehntausend Mann sollen für das Unternehmen schon gewonnen und dem Geheimbunde, denn um einen solchen handelt es sich, beigetreten sein.

Das wäre ja ganz prächtig! Da könnten die sozialistischen Weltverbesserer einmal zeigen, was sie können. Sie könnten wenigstens probiren, ob sie etwas Besseres zu Stande bringen als das, was auf christlicher Grundlage erbaut worden.

Eine fruchtbare Gegend ist das nördliche Mexiko nachgrade nicht, und die Herren Sozialisten müßten gewißlich ihr Brod im Schweiße des Angesichts essen.

Auch werden sie so schnell nicht auf den Eroberungszug ausziehen, welcher übrigens ein sehr ungerechter wäre.

Eine komische Gerichtsscene, die aber einen sehr traurigen Inhalt hat und ein grelles Licht auf die Verhältnisse wirft, spielte sich im vorigen Monat in Berlin ab. Der Arbeiter Wilhelm Franz Schüler, hatte sich wegen Diebstahls vor der dritten Strafkammer des Landgerichts I. zu verantworten. Mit einer gewissen Freudigkeit bekannte er sich schuldig. Präs.: Sie sind schon neun mal wegen Diebstahls vorbestraft und zwar.... (Angekl. unterbrechend): Lieber Herr Präsident, lassen S' et man jut sind und sparen Se sich de Mühe, denn ick kenne alle meine Strafen janz nach der Reihe. Präs.: Bekennen Sie sich denn schuldig? Angekl.: Na versteht sich; ick bin ja nach alle Richtungen hin schuldig. Präs.: Sie haben also dem Feldwächter Lehmann, der Ihnen ein Nachtquartier gewährt hatte, 4 Kaninchen gestohlen? Angekl.: Liebster Herr Präsident, wat soll ick armes, altes Huhn denn weiter machen. Seh'n Se hier, mein janzer linker Arm is mer jelähmt, arbeeten kann ick nicht, Geld besitze ick aber ooch nich 'ne Kleenigkeit, Hunger habe ick derbe gehabt — also wat bleibt mer denn übrig, als zu stehlen, um wieder in's Jefängnis zu kommen. Präs.: Haben Sie die Kaninchen verkauft? Angekl.: Ja woll, for 50 Pfennige. Präs.: Für alle vier? Angekl.: Ach Jotte doch, eens war ja schon dodt! — Der Staatsanwalt bringt trotz der vielen Vorstrafen noch einmal die Bewilligung mildernder Umstände in Vorschlag und beantragt 1½ Jahre Gefängnis. Präs.: Angeklagter, haben Sie noch etwas anzuführen? Angekl.: I bewahre! Blos wenn ick bitten dürfte, daß Se mir nich noch wat davon abhandeln, und dann möchte ick meine Strafe aber ooch gleich antreten. — Der Gerichtshof erkannte auf 1 Jahr Gefängnis und Ehrverlust auf 2 Jahre.

Offene Post.

Ermunternde Zuschriften erhalten wir beinahe mit jeder Post und sind herzlich dankbar dafür. Aus den vielen, die uns letzten Monat zugegangen sind, greifen wir nur die heraus, die aus Akron, O. kommt:

„Ich kann nicht umhin, Dir mit wenigen Zeilen kund zu thun, daß H. u. H. in meiner „Familie" seine Würdigung, und Dein tapferes Schaffen bei mir im Besonderen warme Sympathie gefunden. Weiß nicht, ob es bei mir bis dahin erhört war, daß ich ein Heft in einem Zuge von A bis Z durchlas—diesmal geschah's! Fürwahr, ich bin stolz auf diese Dezember-Nummer. Die wollte ich dreist und mit einem wohlberechtigten Selbstbewußtsein auf jeden Büchertisch legen. Ganz besonders packte mich „Anarchisten-Gefängniß in Chicago;" dann „Klausner;" „Luise und Eugenie;" „Naturw. Zeitalter;" „Rel. Blüthen deutscher Socialdemokratie." A. J. Bucher.

Ein schönes und billiges Festgeschenk ist Haus und Herd für 1887. Es wird bei Jung und Alt, bei Lehrer und Schüler und

ganz besonders auch in der alten Heimath,

in Deutschland und der Schweiz, sehr willkommen sein.

Alle alten Unterschreiber erhalten die Nummer. Wir hoffen, von keinem einzigen Abschied nehmen zu müssen.

Unsere werthen Leser können einer guten Sache sehr behülflich sein, wenn sie ihr „Haus und Herd" dem Nachbar leihen und ihn dann bitten, es selbst zu halten. Oder wenn sie uns Adressen schicken, an die wir Probenummern senden können.

Angenommene Artikel. Gläubige Frauen der Evangelien. —Aus Volksversammlungen, die uns manches sagen. — Aus dem Urwald. — Linkoln als Jüngling.

Br. Geiß schreibt, er sei sehr befriedigt mit dem Resultat seiner Anzeige in Haus und Herd. Wir wünschen auch fernerhin Erfolg und empfehlen Ihn bestens, besonders solchen unserer Leser, die gute und billige Nähmaschinen zu kaufen gedenken. Siehe seine Anzeige auf Deckenseite.

Für den neuen Jahrgang sind die umfassendsten Anordnungen getroffen.

Es gelang, neue, tüchtige Mitarbeiter zu werben, die über bestimmte aufgegebene Gegenstände schreiben werden.

Für die Abtheilung — „Frauenzeitung" sind mehrere tüchtige Frauen gewonnen worden.

Ausgezeichnete Stahlstiche und viele gute Holzschnitte und neue Schrift hat unser Verlag angeschafft.

Am Büchertisch.

Annie Barton's Journal. Eine Geschichte aus dem Leben von Mrs. C. E. Wilbur. Verlag von Cranston & Stowe.

Eine einfache und doch sehr lehrreiche Lebensgeschichte, die zur Nächstenliebe, Wohlthätigkeit, Gottesfurcht, Beharrlichkeit und Enthaltsamkeit auffordert.

Christliche Gedichte eines bekehrten Israeliten, von J. H. Wallfisch.

Wir haben uns recht erbaut an diesen netten, aus dem Herzen entsprungenen Gedichten. Dieselben sind schon deßhalb interessant, weil sie von einem bekehrten Israeliten stammen. Der Reinertrag ist für den Erhaltungsfond des deutsch-englischen Collegiums zu Galena, Ill., bestimmt.

Antichrist. Drama in fünf Akten, von Adam Name. Druck und Verlag von Jos. Lehmann.

Den Antichrist zeichnet der Verfasser in der Gottesverneinung, die sich selbst zum Gott macht und alsdann die Schranken durchbrechend, zu Aufruhr nnd Anarchie schreitet. Ein edel angelegter Mensch — Gottfried — ist es, den sich Satan ersieht, diese Zwecke durchzuführen. Gottfried wird verschiedene Wege geleitet. Er lernt die Hohlheit der Welt und der Menschen kennen. Grafen, Fürsten, Gelehrte, Künstler, kath. Priester, Herren und Damen, mit denen Gottfried zusammentrifft — sind allesammt klingende Schellen. Eine klingende Schelle, die auch zum Chorus gehört, hat aber der Verfasser vergessen (!) — nämlich den rationalistischen protestantischen Pfarrer. Von seiner ersten Liebe betrogen, wirft sich Gottfried dem Satan ganz in die Arme, der ihn von den heidnischen Klassikern die Argumente für das Antichristenthum holen läßt. Und nun geht es schnell abwärts bis zum Aufruhr und zum Schaffot. Die versöhnende menschliche Figur ist Angela, die gottesfürchtig ist und Gottfried liebt, und endlich von ihm geliebt wird. Das Ende ist Tod und Glaube an den Erlöser. Der dumme Teufel wird betrogen. Also — so eine Art Faust im Kleinen, nur mit dem Unterschied, daß die Erlösung von oben kommt, anstatt vom Menschen selbst.

Die Dichterkraft, welche dieses Drama geschaffen, ist keine unbedeutende. Ob das Werk aber in den Kreisen, wo es am meisten nöthig ist, wirksam sein wird, ist fraglich. Schwankende, namentlich junge Leute, die noch nicht abgefallen, mag es befestigen.

Der Pilger-Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 1887. Herausgegeben und verlegt von der Pilger-Buchhandlung, Reading, Pa.

Germania Kalender für 1887. Verlag von Geo. Brunder, Milwaukee, Wisc.

Deutsch-Amerikanisches Magazin. Vierteljahrsschrift für Geschäfte, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Schule und Volksleben der Deutschen in Amerika. Herausgegeben von H. A. Rattermann, Cincinnati, O.

Ein stattliches Vierteljahrsheft, das sich die rühmliche Aufgabe gesetzt hat, die Geschichte der Deutschen in Amerika zu erhalten.

Aus dem Verlag von unserm Traktathaus in Berlin ist uns der Jahresbericht des Bethanienvereins in Frankfurt a. M. zugekommen.

Matter, Life, Mind. Their Essence, Pheuomena and Relations, examined with reference to the Nature of Man, and the Problem of his Destiny. By H. H. Moore, D. D. Preis $1.50. New York, Philips & Hunt; Cincinnati, Cranston & Stowe.

Unser Zeitalter, welches man das materalistische genannt hat, kann nicht oft genug auf die Welt des Geistes gewiesen werden. In diesem Buch geschieht dies auf gründliche und interessante Weise. Der Verfasser hat das Zeug, nicht bloß das wissenschaftliche Material herbeizubringen, sondern dasselbe auch in volksthümlicher Sprache darzustellen, was bei solchen Abhandlungen zur Hauptsache gehört. Denn soll dem Materialismus unter den Massen gesteuert werden, so muß man dem Volke geistige Kost bieten, welche es verdauen kann.

Aus dem Verlage von Phillips & Hunt, New York, sind uns folgende Bücher zugeschickt worden:

Lesson Commentary on the International S. S. Lessons for 1887. Redigirt von Dr. Vincent und Dr. Hurlbut. The Senior Lesson Book. The Berean Question Book. The Beginners Book.

Achter Jahres-Bericht des Deutschen Evangelischen Hülfs-Vereins der Stadt Brooklyn, über seine Thätigkeit im evangelischen Heim, Fairfax Str., nahe Broadway.

Geschichte Moses. Ein hübsches Weihnachtsbuch mit 26 Bildern, hauptsächlich für Kinder Preis 15 Cents. Pilger-Buchhandlung.

Two thousand Miles through the Heart of Mexico. By Rev. J. Hendrichson McCarty, D. D. Preis $1.25. Verlag von Phillips & Hunt, New York; Cranston & Stowe, Cincinnati.

Es ist dies nicht eine gewöhnliche Reisebeschreibung, sondern eine Schilderung von Land und Leuten, die viel Geschichts-, Menschen- und Naturkenntniß verräth. Man lernt also mehr, als das der Reisende da und dort gewesen und ein paar Menschenkinder, ein Dutzend Städte und Berg, Thal und Ebene gesehen habe.

Left in the Wilderness. By Mary A. Roe. New York, Phillipps & Hunt; Cincinnati Cranston & Stowe.

Eine echte Geschichte der Wildniß. Sie versetzt in die Zeit der ersten Ansiedelung des Staates Ohio. Der Hauptcharakter der Erzählung „Johnny Appleseed" ist der bekannte Ohio-Pionier Jonathan Chapman, aber jenen Nicknamen der vielen Apfelbäume wegen erhielt, die er aus Apfelkernen gezogen. An diesem Buch werden die Knaben große Freude haben.

Knights of Labor. Grand March for Piano or Organ. By J. Y. M. Price 40 Cents. Published by Ign Fischer, 121 Summit St., Toledo, O.

Die Aussprache englischer Wörter. Eine kurze Anleitung zum schnellen Erlernen der englischen Aussprache. Von Max Straube. Preis 50 Cts.

Ein recht nützliches Büchlein für solche, welche englisch lernen wollen.

Out of the Breakers. No. 5 von der Up the Ladder Series. Von E. A. Rand. Verlag von Phillips & Hunt, New York; Cranston & Stowe, Cincinnati.

Wieder eine prächtige Erzählung für Knaben von Eduard A. Rand! Er hat in der "Up The Ladder Club Series" und andere Geschichten bewiesen, daß er für Buben schreiben kann. Jede seiner Geschichten hat ein bestimmtes Ziel. — In vorliegendem Buche zeigt der Verfasser, was junge Leute zu thun haben, die sich in einem Lebensberuf finden, welcher ihnen nicht zusagt.

Vagrant Verses. By Josephine Pollard. Preis $1.00. New York, Phillips & Hunt; Cincinnati, Cranston & Stowe.

Diese Gedichte erschienen früher im „Century," in „Harpers Weekly," „Independent," „New York Ledger," rc. und sind hier in sehr hübschem Einband und feiner Ausstattung zusammengestellt.

John Conscience of Kingseal. Preis 80 Cts. Von John M. Bamford. New York, Phillips & Hunt; Cincinnati, Cranston & Stowe.

Eine sehr ernste, aber interessante Erzählung.

Zions Perlenchöre. Eine Sammlung auserwählter, lieblicher Compositionen für gemischten Chor, mit besonderer Rücksicht auf christliche Sänger-Vereine. Bearbeitet von Ernst Gebhardt. Zweiter Theil. Bremen. Verlag des Traktathauses, H. Nülsen.

Der Verfasser ist in christlichen Sängerkreisen weithin auf's Beste bekannt. Er hat sich als Componist, Sänger und Herausgeber einer Anzahl Liederbücher, einen Namen gemacht. Das vorliegende Buch enthält 152 Nummern, die in jeder Beziehung dem Zwecke entsprechen. Namentlich sind die Lieder wirklich liebliche Compositionen und meistens leicht auszuführen. Wir empfehlen das Buch auf's Beste.

Meine Großmutter. Aus dem Englischen der Evelyne Everett Green. Deutsche autorisirte Ausgabe von Maria Morgenstern, Basel, Druck und Verlag von Felix Schneider. Evelyne Green ist eine berühmte Schriftstellerin, deren Produkte unter dem englischen Lesepublikum reißenden Absatz finden. Marie Morgenstern ist eine erprobte Uebersetzerin. Die vorliegende Erzählung empfiehlt sich durch ihren gediegenen christlichen Inhalt und wir können dieselbe auf's Beste empfehlen.

Vierstimmige Weihnachts-Chöre. Componirt von verschiedenen Componisten. No. 2. Cranston & Stowe, Cincinnati, Chicago und St. Louis. „Liefert neue Lieder, hauptsächlich neue Christtags-Lieder," also rufen unsere fortschrittlichen Sänger.

Nun — hier sind wenigstens vier neue Christtags-Lieder, und zwar gute. Bekanntlich ist nicht Alles gut, was neu ist, und manchmal würden unsere Sänger wohl daran thun, lieber etwas Altes, Bewährtes zu singen, als neue Sachen ohne Gehalt. Diese Lieder haben Gehalt. Das erste ist von J. H. Wallfisch, dem bewährten Componisten, eigens für dieses Heft geschaffen. Die beiden nächsten sind aus guten englischen Büchern dem deutschen Text angepaßt. Das vierte dieser Lieder stammt aus dem zweiten Theil der Perlenchöre, also ebenfalls aus guter Quelle.

Darum — nur frisch bestellt. Neues und Gutes ist da.





Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. Februar 1887. Zweites Heft.

Frauenarbeit im Reiche Gottes.

(Hierzu das Titelbild.)

Editor.



Ohne weitere Einleitung über die Nothwendigkeit dieser Arbeit und über die Tüchtigkeit der Frauen, die Arbeit im Reiche Gottes zu verrichten, fragen wir:

I.

Was gehört denn vor Allem dazu?

Liebe gehört dazu. Aechte, reine Liebe zu den Menschen und zum Reiche Gottes. Wo die nicht im Herzen lebt und glüht, da mögen wohl Anläufe genommen werden, da mag man wohl zeitweilig „wohlthätige Dame" spielen; aber mit der Arbeit im Reiche Gottes wird es nie recht vorwärts gehen.

Was Liebe ist, das weiß eigentlich Jedermann, obwohl das Wort von den größten Menschengeistern noch nicht vollständig gedeutet worden ist. Dies Unvermögen kommt daher, weil ächte Liebe von oben stammt und die „größeste" ist. Solche Gabe und Herrlichkeit kann keine menschliche Feder ausmalen, und keine einzige ist dem vom heiligen Geiste eingegebenen dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes auch nur auf hundert Meilen nahe gekommen. Dieses Kapitel empfehlen wir allen Arbeitern im Reiche Gottes zum Auswendiglernen und bitten den Herrn, es Jedem mit glühender Schrift in's Herz zu schreiben.

Wer noch ein wenig weiter über das Wort nachdenken will, der mag sich erinnern, daß es wohl von dem altdeutschen Wort Laf, die Hand, abstammt. Oder er mag das niedersächsische Zeitwort leeven ansehen, was im Hochdeutschen lieben bedeutet, und woraus unser liefern, geben, geworden ist.

Die Liebe giebt also und nimmt. Und darin besteht, wie Max Frommel so schön sagt, die Frauenarbeit im Reiche Gottes. In — Liebe geben und Liebe nehmen, Liebe reden und auf Liebe lauschen, Liebe sinnen und Liebe wecken. Das ist reiches, weibliches Leben, auch in der kleinen Hütte, weil es reich ist und reich macht. Liebe ist die wahre Genialität, denn die Liebe ist erfinderisch.

Mallet hat einmal gesagt: „Es giebt Menschen ohne Hände, die können nicht geben nnd nicht nehmen, denen gehe ich aus dem Wege. Die Liebe aber hat viele Hände, Hände zum Geben, Hände zum Nehmen, Hände zum Schützen und Stützen und Hände zum Aufrichten, Hände zum Saitenspiel gegen Saul's Trauergeist, Hände zum Pflegen der Kranken, Hände zum Falten im Gebet, Hände zum Segnen auf's Haupt und auch — zum mancherlei Schreiben im Dienste der Liebe."

Daß im Reiche Gottes lange nicht genug gearbeitet wird, das liegt daran, weil es an dem Grund-Element — der Liebe — fehlt. Daß bei mancherlei Vielgeschäftigkeit im Reiche Gottes oft doch nicht viel heraus kommt, hat seine Ursache darin, weil nicht wenig dieser Vielthuerei aus anderen Quellen als derjenigen der Liebe entspringt.

Ich will diese unreinen Quellen nicht alle aufdecken. Wohl aber an mich und meine werthen Leser die ernste Frage richten: Ist unser Trieb zur Arbeit im Reiche Gottes die ächte, unverfälschte, reine Liebe?

Was damit gemeint ist, das fühlen wir Alle, wenn wir es auch nicht auszudrücken vermögen. Luther sagt: „Wer deutsch kann, der spürt wohl, welch' ein herzlich Wort das ist: die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind, und ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genügsam in lateinischer oder anderer Sprache reden möchte, daß es also dränge und klänge in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache."

Ja wohl, an Verständniß fehlt es uns nicht. Die Hauptfrage ist: Besitzen und gebrauchen wir den gewaltigsten Arbeitshebel im Reiche Gottes?

II.

Woher aber nimmt man solche Liebe?

Von der großen Gottesliebe. Die ist ja wie des Meeresfülle und will das arme Menschenherz füllen bis zum Aeußersten, und zwar durch den Glauben.

Ist das Herz jedoch noch nicht in so völligem Maße mit der Gottesliebe erfüllt, wie wir es selbst wünschen, so entschuldigt uns das nicht von der Arbeit im Reiche Gottes.

Es ist schwer zu verstehen, wie sich auch das jüngste und geringste Kind Gottes von solcher Arbeit enthalten kann, ohne die Liebe zu Gott zu verlieren. Als der Herr Jesu der Samariterin das Heil verkündigt hatte, läßt sie den Krug stehen, eilt nach der Stadt und ruft: „Kommt." Im selben Kapitel aber wird berichtet: „Es glaubten aber viele der Samariter an Ihn, um des Weibes Rede willen."

Diese Frau besaß wohl nicht das, was wir mit dem Ausdruck völlige Liebe bezeichnen, noch weniger

konnte sie das völlige Mannesalter in Christo Jesu erreicht haben.

Freilich wird Gott, der Herr, von dem, welchem viel gegeben ist, auch viel Arbeit fordern. Und man kann deßhalb von Denen, die völlig in der Liebe und gereifte Christen sind, unter gleichen Umständen die erfolgreichste Thätigkeit erwarten. Hab' zwar auch schon das Gegentheil wahrgenommen und maße mir über diese Wahrnehmung kein Urtheil an. Das Menschenherz ist eben ein unergründliches Ding.

Hier möchte ich nur einprägen, daß, wer in der Liebe ist und bleibt, ob Kindlein oder Mann in Christo, der will und kann und muß im Reiche Gottes thätig sein, denn die Allgewalt der Liebe treibt dazu.

Und zwar unter allen Umständen, in allen inneren Kämpfen, auf allen Stufen christlicher Erfahrung und in den widrigsten Verhältnissen.

Kürzlich traf ich auf einer im Dienste des Reiches Gottes unternommenen Reise eine fromme, ernste Christin. Sie betheiligte sich nicht an der so nothwendigen organisirten Frauenarbeit in der betreffenden Stadt, obwohl ihre häuslichen Verhältnisse keinerlei Hinderniß boten.

Mit ihr über diesen Uebelstand redend, sagte sie, daß sie kürzlich in einer Zeitschrift gelesen habe, in jedem Christenleben träte eine Zeit ein, die mit einer Wüstenwanderung zu vergleichen sei. Schon lange her sei solches ihr Zustand und so lange derselbe dauere, könne sie sich nicht an den Arbeiten im Reiche Gottes betheiligen.

Auf die Frage, wie lange diese Wüstenwanderung etwa noch dauern könne, lautete die Antwort — das sei unbestimmt.

Mit der Erfahrung ehrlicher Christen ist bekanntlich nicht gut disputiren. Aber gewiß ist es, geehrte Leserin, daß im neuen Testament nichts von einem Christenlauf steht, welcher mit einer langen Wüstenwanderung verglichen werden könnte, durch welche man abgehalten wird, im Dienste des Reiches Gottes thätig zu sein.

Die heilige Schrift sagt uns von zweifelnden und gefallenen Jüngern, von Kindlein und Männern in Christo, von Fleischlich- und Geistlichgesinnten &c. Bei allen muß der Natur der Sache nach die Entscheidung nach rechts oder links fallen, und in keinem Falle ist die Christen-Erfahrung mit einer langen Wüstenwanderung bezeichnet, wobei man nur über Steine stolpert und nicht arbeiten kann.

Schauen wir z. B. einen Augenblick auf Paulus, der uns durch seine vielen Briefe mannigfaltigere Einblicke in sein inneres Leben gestattet, als irgend ein anderer Apostel. Auch ihm ist gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der ihn mit Fäusten schlägt, auf daß er sich nicht überhebe. Er schreibt den Korintherbrief mit Weinen. Sein Leben ist in Gefahr unter Juden, Heiden, Mördern und falschen Brüdern. Er leidet Hitze und Frost, Streiche und Stock. Da war gewißlich von Innen Kampf, von Außen Noth.

Wo aber wäre auch nur angedeutet, daß in seinem ganzen Christenleben eine thatenlose Wüstenwanderung vorgekommen? Ach nein — „bei dem Allem überwinden wir weit," jubelt er, und „nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn!"

Darum kann er, trotz allen innern und äußern Kämpfen, auch bezeugen, er habe mehr gearbeitet, denn sie alle. Die Liebe war größer, denn aller Kampf.

Wer wahrhaft aus Gott geboren ist, der wandelt im Lichte, wie er im Lichte ist. In diesem Lichte wird ihm die Liebe mehr und mehr zu Theil. Weit entfernt, sich durch an seinem Innen- und Außenleben wahrgenommene Flecken und Schäden von christlicher Thätigkeit abhalten zu lassen, läßt er sich reinigen durch das Blut Jesu Christi, und wird jeden Augenblick angetrieben zu neuer, heiliger Liebesthätigkeit.

Solches ist der im Neuen Testament bezeichnete Christenwandel.

Strebet nach den besten Gaben. Wenn du dich aber nur als Kindlein in Christo fühlest, oder Satans Engel dich mit Fäusten schlägt, so laß dich um Jesu willen deßwegen nicht abhalten von der Arbeit, der Frauenarbeit im Reiche Gottes. Die Liebe ist eine lebende Kraft. Wer solche, und wäre sie auch sehr gering, nicht benützt, der verliert sie. Und wer zeitweiligen Versuchungen nachgibt, der mag wohl in die Wüste der Zweifelsucht und Sünde gerathen.

III.

Wo und wie bethätigen wir diese Liebe?

Vor allem im Hause. Das Haus, die Familie ist der erste Platz für Frauenarbeit im Reiche Gottes. Denn die Familie soll ein Stück Reich Gottes sein und Niemand ist besser geeignet, diesen Theil des Weinbergs zu bauen und zu pflegen als die Frau.

Wohl weiß ich, daß manche sagen: „Das ist die alte Beschränkung auf die vier Wände unseres Heims."

Auch nehme ich nicht wenige Frauen wahr, die sich an allen möglichen Vereinen bethätigen, aber ihr Heim vernachlässigen. Das gehöre jetzt zum guten Ton sagen sie. Die Frau müsse sich im öffentlichen Leben fühlbar machen, sonst könne sie nicht im Reiche Gottes arbeiten, und wenn sie erst einmal die Oberhand in Kirche und Staat bekommen, so würden die Zustände bald besser werden.

Eben weil es Mode geworden ist, also zu reden, müssen wir davon sprechen und fest betonen, daß die erste und größte Reich-Gottes-Arbeit für die Frau im Hause darin zu thun ist, daß sie für Mann und Kinder in vollem Sinn des Wortes eine ächt christliche Heimath bereitet.

Wir stehen alle in großer Gefahr, ein freierwähltes Werk viel lieber und leichter zu thun, als die gebotene Pflicht des gottgeordneten Berufs. Viele amerikanische Frauen stehen in dieser Hinsicht in doppelter Gefahr. Und da diese Krankheit ansteckend ist, dehnt sie sich da und dort auch schon auf die deutsch-amerikanische Frauenwelt aus.

Doch gilt ein für allemal hier wie in vielen andern Stücken das alte deutsche Sprichwort: „Ein Jeder lern' sein Lektion, so wird es wohl im Hause stohn." Bezüglich unseres Gegenstandes heißt das — Jedes verrichte zunächst die von Gott verordnete Pflicht, und das Reich Gottes wird gebaut werden.

Die der Frau zugewiesene Pflicht ist das Haus. Die besten Prediger sind allemal die Mütter. Dieselbe hat Gott ordinirt zu Dienern am Wort in der Gemeinde ihrer Kinder, und was sie da aussäen von der Saat seines Wortes, das bringt Frucht, etliches dreißigfältig, etliches sechzigfältig, etliches hundertfältig.

Wie für die Gattin, so ist auch für die Töchter, Mägdlein und Tanten des Hauses Liebe die rechte Arbeit. Im Hause hat Gott die große Vorschule des Lebens gebaut, wo die Selbstsucht täglich gebrochen und Liebe täglich gelernt werden soll in den vielen kleinen und mancherlei Diensten, die das Leben erleichtern, erheitern und schmücken.

Solche christliche Frauen sind wahrhaftige Schätze im Hause und im Reiche Gottes. Es sind Engel, die Botschaft gen Himmel schicken in fortwährendem Gebet, und Botschaft vom Himmel den Menschenkindern bringen.

Es gibt aber auch solche, die noch kein Haus haben; es gibt solche, die keine Familie mehr haben, und es gibt endlich solche, die zwar ein Haus haben, aber daneben Zeit und Kraft übrig behalten, die im eigenen Hause überschüssig ist.

Diese überschüssigen Kräfte und Gaben sollen alle den Aufgaben des Reiches Gottes dienen in der Frauenarbeit der Liebe. Denn wahre Frauenliebe durchwaltet zuerst das eigene Haus mit Liebe, und dann geht sie hin und hilft in der Liebe am Reiche Gottes bauen, wo sie kann.

Wohl weiß ich, daß ich meistens zu deutsch-amerikanischen Leserinnen rede, deren Wochenordnung etwa lautet: Waschtag — Bügeltag — Flicktag — Hausputztag — Backtag 2c.

Auch ist es eine bekannte Sache, daß die fleißige, christliche, deutsche Frau oftmals sagt: „Wenn ich mein Haus bestelle und meine Kinder fromm erziehe, so bleibt mir keine Zeit zur sonstigen Arbeit im Reiche Gottes."

Und es ist vielfach nicht eine leere Ausrede, wenn also gesprochen wird.

Jedoch—begehen manche deutsche, christliche Frauen nicht den entgegengesetzten Fehler mancher Amerikanerinnen? Während die letzteren ins Weite schweifen, wähnen manche deutsche Frauen gar nie über ihre vier Wände hinaus reichen zu können.

Und doch kann auch die mit Arbeit überhäufte, die gedrückteste, die ärmste deutsche Frau an der nächsten Thüre anklopfen, und den Menschen ein Gotteswort bringen; kann einer irrenden Seele einen Traktat in die Hand drücken oder fünf Minuten lang an einem Krankenbette den Weg zum Heiland weisen. Und wenn solches Thun in gläubiger Liebe geschieht, so ruht gewiß Gottes reicher Segen darauf.

Wie aber greifen wir die Arbeit an, wenn wir mehr als das thun können? also höre ich fragen.

Die ächte Liebe ist die beste Lehrmeisterin. Sie ist erfinderisch. Auf Einzelheiten einzugehen, gestattet der Raum nicht. Es sei jedoch ein Wink erlaubt:

Man concentrire die Kräfte und Mittel in einer Gemeinde in einen Frauen-Verein für Mission und Wohlthätigkeit.

Das Bestehen mehrerer Frauen-Vereine in ein und derselben Gemeinde — für ausländische und innere Mission, für Kranken- und Armenpflege, Näh-Verein, Jungfrauen-Verein und Kinder-Verein — mag als Ausnahme Früchte schaffen. In den Durchschnittsgemeinden wird solche Zersplitterung nur schädlich sein. Ein Verein aber kann Kräfte und Mittel vertheilen und durch Central-Leitung Manches ausrichten

Dabei richte ein solcher Verein sein Hauptaugenmerk auf die Rettung der Deutschen in der Nachbarschaft. Dies ist unsere von Gott und der Kirche übertragene Hauptmission.

Aber wie können wir bei dieser Methode etwas für die ausländische Frauengesellschaft thun, die wir doch auch unterstützen möchten?

Gebt, was ihr könnt für dieses edle große Werk.

Man wird uns jedoch bei solcher Methode nicht als zur Gesellschaft der ausländischen Frauenmission gehörend betrachten!

Was thut dies zur Sache?

Die edlen Frauen jener Gesellschaft sind kluge Haushälterinnen. Sie werden die Beiträge entgegen nehmen und Gutes damit thun. Und mehr geschieht auch nicht, wenn in den Büchern der Gesellschaft der Gemeinde-Verein als Hülfstruppe verzeichnet steht.

Sagt den noblen Frauen der ausländischen Missions-Gesellschaft und aller Welt, daß deutsche Christen in Amerika ein Missions-Volk sind, das vor Allem von Gott zu den Gefreundten nach dem Fleische gesandt wird. So wie die Christen in China und Indien vornehmlich von dem Gedanken beseelt sind, China und Indien zu bekehren, so muß die Bekehrung der Deutschen in Amerika in unseren Herzen die erste Stelle einnehmen. Und zwar ohne alle Engherzigkeit und Sonderbündelei; sondern zum Zwecke der Rettung unseres Volkes, der Evangelisation unseres Landes und des Kommens des Reiches Gottes.

Und das Alles in der Liebe. Sie blähet sich nicht, sie läßt sich nicht erbittern. Sie ist langmüthig und freundlich. Sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Die Liebe höret nimmer auf.

Geringes Samenkorn und großer Baum.

Editor.

Am 17. Sept. 1833 wanderte eine aus dem Zuchthause entlassene Gefangene von Werden nach Kaiserswerth bei Düsseldorf in Rheinpreußen. Sie hatte von dem frommen, menschenfreundlichen Pfarrer daselbst gehört, der sich der Kranken und Gefangenen so liebevoll annahm und dachte auf dem Wege: Wird er dich wohl nicht abweisen mit deiner Bitte um leibliche und geistliche Hülfe?

Er wies sie nicht ab, sondern nahm sich der verlassenen Person so gut an als er konnte.

Im Pfarrgarten stand ein Gartenhäuschen, zwölf Fuß lang und breit. Hier brachte der Pfarrer die entlassene Strafgefangene unter. Das Häuschen hatte oben einen kleinen Speicherraum, zu dem eine Leiter durch eine Luke führte. Abends wurde die Leiter aufgezogen, und die Schläferin lag im Schutze Gottes.

Bald kamen zwei andere Bewohnerin hinzu, und dann war der Zufluchtsort zu klein.

Aus diesem geringen Senfkorn entsprang der große, gewaltige Baum des neu erwachten evangelischen Diakonissen-Amtes.

Als ich vor mehreren Jahren am Rhein und in Deutschland auf und ab reiste, stand ich lange Zeit vor der kleinen, unscheinbaren Wiege einer so großen, über die Welt ausgedehnten „Wohlthat" und dachte den Wunderwegen Gottes nach.

Das Gartenhäuschen steht noch. Es ist von den Diakonissen angekauft worden und soll als geschichtliches Denkmal der Gnade Gottes für alle Zeiten erhalten bleiben.

Natürlich hat dieser kleine Raum nie ausgereicht für die Ansprüche, die an Theodor Fliedner, den Pfarrer von Kaiserswerth, bald von allen Seiten gestellt wurden. Namentlich fühlte er, daß für die vielen Kranken, die arm und verlassen nach Hülfe suchten, ein Krankenhaus und tüchtige Pflegerinnen nothwendig seien.

„Fonds," sagte er Anfangs Mai 1836 zu seiner Frau, „haben wir nicht; aber Gott ist unser Fond. Bei der ersten Gelegenheit kaufe ich ein Haus in Kaiserswerth, richte es zum Hospital ein und erziehe Diakonissen."

Am 30. Mai 1836 kaufte er das größte Haus in der Ortschaft und griff das Werk ohne Geld und Gut, ohne Schutzherrn, Namen und Ansehen an.

Aber er hatte ein Herz für diese Arbeit und war fest überzeugt, daß das evangelische Diakonissen-Amt ein gottgewolltes Werk sei.



Theodor Fliedner,
der Begründer der Diakonissenanstalt in Kaiserswerth.

„Die armen Kranken," so schreibt Fliedner, „lagen mir und meiner Frau längst auf dem Herzen. Wie oft hatte ich sie verlassen gesehen, leiblich schlecht versorgt, geistlich ganz vergessen, in ihren oft ungesunden Kammern dahinwelkend wie die Blätter des Herbstes. Wie viele Städte selbst von größerer Bevölkerung waren ohne Hospitäler! Und wo Hospitäler waren, da fand ich die Portale bisweilen von Marmor glänzend, aber die leibliche Pflege war schlecht und an die geistliche wurde nicht gedacht.



Mutterhaus in Kaiserswerth

Gartenhäuschen, die Wiege der Anstalt.

„Jedoch—sollte unser kleines Kaiserswerth der rechte Ort sein für ein evangelisches Diakonissenhaus; ein Ort von überwiegend katholischer Bevölkerung, wo nicht einmal Kranke genug zu erwarten waren, um Krankenpflegerinnen heranzubilden. Ein Ort, so arm, daß derselbe unmöglich die großen Unterhaltungskosten auch nur zum Theil tragen konnte? Und waren nicht erfahrenere Seelsorger passender als ich? Ich ging zu den Amtsbrüdern in Düsseldorf, Elberfeld und Barmen und bat sie, eine solche Anstalt zu errichten. Allein sie alle lehnten meinen Vorschlag ab. Ich sollte die Sache nur

frisch in die Hand nehmen. Die Stille des abgelegenen Kaiserswerth sei für eine solche Bildungsanstalt äußerst günstig. Das nöthige Geld werde der Herr auch nach Kaiserswerth schicken und Kranke und Pflegerinnen dazu. So merkten wir, der Herr wolle diese Last auf unsere Schultern legen. Wir reichten sie willig her."

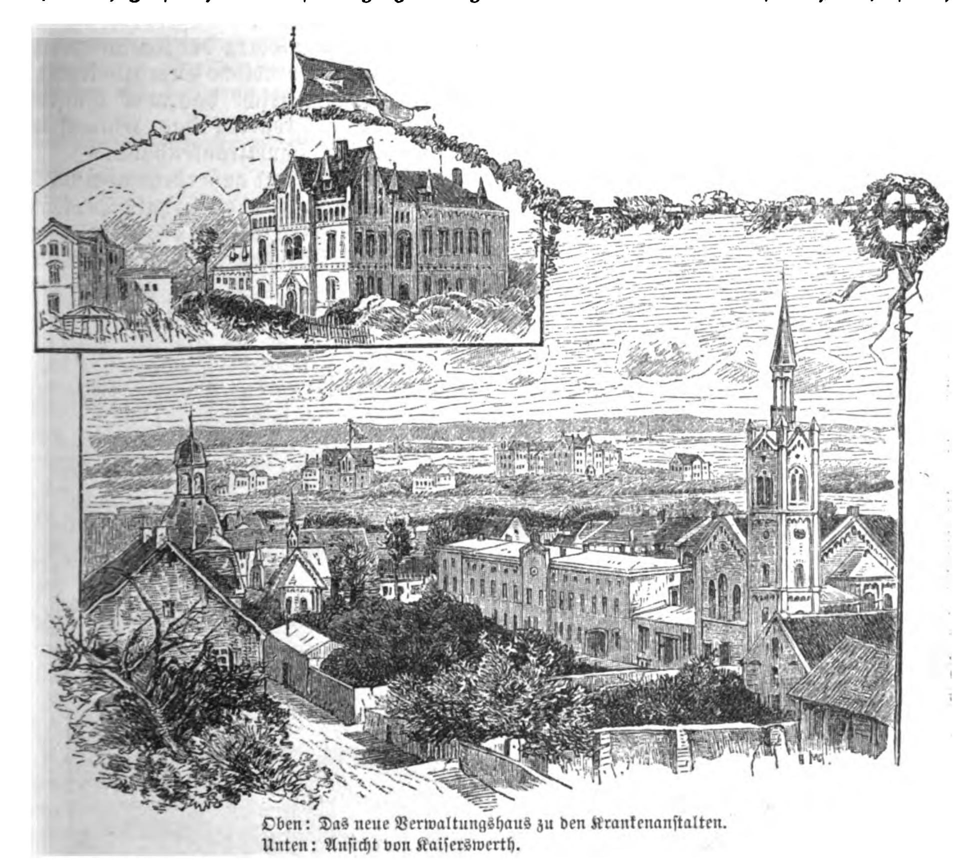
Der Herr war in diesem Werke. Schon im ersten Jahre wurden 60 Kranke von sieben Diakonissen verpflegt, und zwar nicht blos leiblich—auch geistlich. Genesende gingen weg mit dem Entschluß, fortan Gott zu dienen. Manche fanden die köstliche Perle im Krankenhaus und Sterbende bezeugten es, daß sie für ihre letzten Stunden Licht und Trost daselbst empfangen hätten.

Die Sache wurde bekannt. Hohe Personen, ja die Staatsregierung selbst nahmen das Krankenhaus in Schutz und es wurde von vielen Wohlthätern so zu sagen in Pflege genommen.

Doch blieb auch Sturm und Wetter, Anfeindung und Widerspruch nicht aus. Die Leute in Kaiserswerth hatten z. B. gewaltig Angst, daß das ganze Städtchen von den Kranken verpestet würde. Der erste Bürgermeister mußte sich einen „dummen Kerl" schelten lassen, weil er sich weigerte, die erste Kranke zum Hause hinaus werfen zu lassen. Darob wäre es beinahe zum Duell gekommen. Die katholischen Blätter spöttelten und schmäheten und verglichen die katholische Diakonie mit dem berühmten Feldherrn Wallenstein, die evangelische aber mit seinem Corporal, welcher dem General abgeguckt habe, wie sich dieser räuspere und wie er spucke.

Sturm und Wetter sind jedoch für jeden Baum von Nöthen, wenn derselbe fest wurzeln und erstarken soll. Also war es auch mit der Diakonissensache. Sie erstarkte und faßte Wurzel, und Fliedner wurde, wie sein Sohn Georg in einem Lebensabriß seines Vaters sagt, „durch Gottes Gnade Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes."

Wir können das Wachsthum dieses Werkes nicht in's Einzelne verfolgen. Zu der Krankenpflege gesellte sich die Kleinkinderpflege und die Pflege der Gefangenen, wozu Helfer und Helferinnen ausgebildet wurden. Die Räume



Oben: Das neue Verwaltungshaus zu den Krankenanstalten.
Unten: Ansicht von Kaiserswerth.

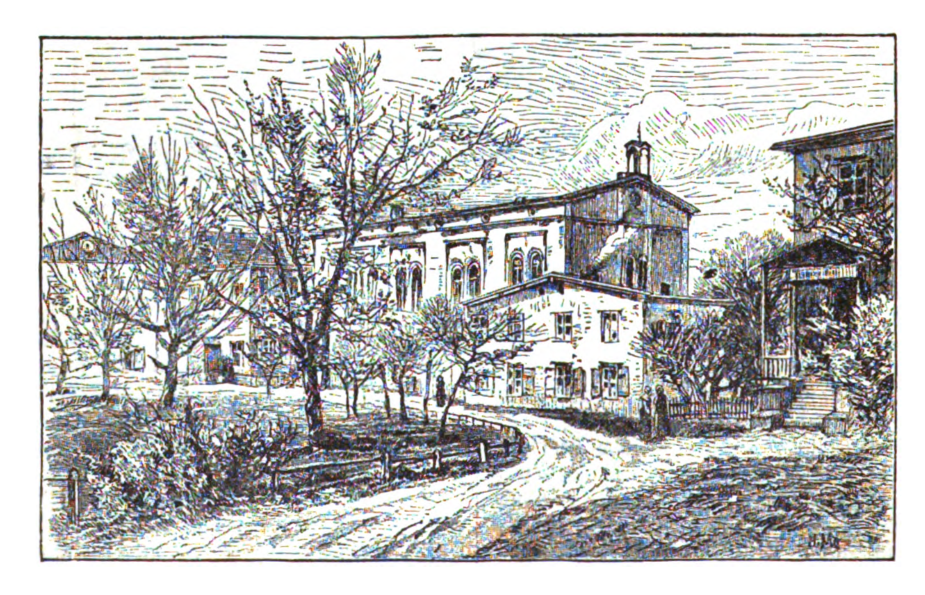

Oben: Deutsches Hospital auf dem Berge Zion in Jerusalem.
Unten: Anstalt Talithakumi in Jerusalem.

des Mutterhauses wuchsen. Kein Jahr verging, da nicht Erweiterungs- und Neubauten vorgenommen wurden. Nach und nach hat das Mutterhaus einen sehr bedeutenden Umfang erlangt, und viele andere Gebäude sind errichtet worden, wie z. B. Kirche, Lehrhalle, Handwerkerhaus und Feierabendhaus in einem gewaltigen Viereck, welches zwei große Höfe umschließt. Diese Gruppe von Gebäuden ist nur eine unter sechs, die innerhalb der Stadt selbst liegen. Außerdem finden wir auf dem Johannisberg bei Kaiserswerth die Heilanstalt für weibliche Gemüthskranke, ferner im „Himmelreich" das neue Waisenhaus und auf dem Fronberg das Kinderkrankenhaus und das Hauptkrankenhaus.

Kaiserswerth hat außerdem noch 35 Tochterhäuser, darunter 11 außerhalb Deutschland. Diese alle sind Eigenthum des Mutterhauses. Zu 14 selbstständigen Mutterhäusern hat Kaiserswerth die Anregung gegeben und die ersten Arbeitskräfte geliefert.

Auch traten in der ganzen Welt unter der von Kaiserswerth gegebenen Anregung ähnliche Anstalten ins Leben. Eine derselben befindet sich in Pittsburg, Pa.

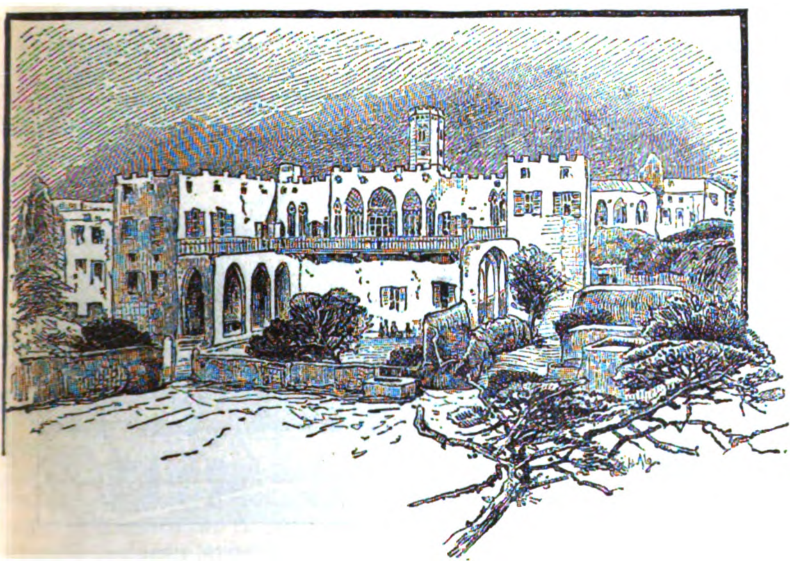
Solch Werk entstand aus den dürftigsten Anfängen, welche Fliedner selbst beschreibt, indem er sagt: „Ein Tisch, einige Stühle mit halb zerbrochenen Lehnen, schadhafte Messer, Gabeln mit nur zwei Zinken, wurm-


Marthahof in Berlin.

tichige Bettstätten und ähnliche Möbel und Geräthe, die uns geschenkt waren. In solcher Knechtsgestalt zogen wir ein; aber mit großen Freuden und Loben. Denn wir wußten, wir fühlten, der Herr hatte sich hier eine Stätte bereitet."

Heute ist es eine liebliche, großartige Stätte. Die Einrichtungen sind musterhaft. Die Ordnung ist fast peinlich; Luxus aber ist nirgends zu finden.

Im ersten Jahr gingen in Kaiserswerth $1500 ein, das letzte (1886) etwa $100,000, meistens freiwillige Gaben. Von den andern vielen Mutterhäusern nicht zu reden. Im ersten Jahre 7 Diakonissen, heute wenigstens 6000 in den Kaiserswerthern und andern Anstalten. Auch die Arbeitsfelder der Diakonie zählen bei Tausenden!


Anstalt Zoar in Beirut.

Kein Wunder, daß letztes Spätjahr in der ganzen Welt das fünfzigjährige Jubiläum der neuerstandenen Diakonie mit Jauchzen gefeiert ward!

Fragen wir nun nach der Lebensgeschichte des Vaters dieses Werkes, so finden wir anno 1813 einen 13jährigen Knaben (Fliedner wurde am 21. Januar 1800 geboren), das vierte Kind einer armen Pfarrwittwe in Eppstein im Taunusgebirge. Außer Theodor besaß diese Wittwe noch zehn andere Kinder. Sorgen konnte sie für ihre Kleinen nicht. Edeldenkende Menschen nahmen sich besonders der Knaben an und ermöglichten ihnen den Besuch des Gymnasiums zu Idstein. Schon 1817 finden wir Fliedner mit seinem älteren Bruder auf der Universität Gießen, wo sie von Freunden unterstützt wurden.

Für den inneren Menschen gab es dort nichts. Fliedner selbst sagt: „Ich mußte mich mit aller Gewalt daran festhalten, daß ich die Wunder- und die Auferstehung Christi nicht läugnete, sonst hätte ich den letzten Halt verloren."

In Göttingen, wo er die Universität besuchte, war es nicht viel besser.

Doch—Gott, der Herr, kannte den Weg, der zum Glauben führte. Nachdem Fliedner von 1820–21 eine Hauslehrerstelle inne gehabt, wurde er, erst 21 Jahre alt, als Pfarrer an die kleine, arme evangelische Gemeinde zu Kaiserswerth berufen. Sein Gehalt betrug $135! Der Bankerott einer zur Gemeinde gehörenden Sammtfabrik nöthigte ihn eine Collektirreise nach Holland und England zu machen. Das klassische Deutschland hatte für das evangelische Häuflein in Kaiserswerth nichts als eitle Worte. Die Holländer und Engländer halfen, daß in Kaiserswerth der Noth für immer ein Ende gemacht wurde.

Aber auch Fliedner ward geholfen! In dem von den Deutschen so viel verschrieenen England fand er den lebendigen Glauben. Es trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein, den er selbst also bezeichnet: „Ich lernte in den beiden evangelischen Ländern eine Menge wohlthätiger Anstalten und Gesellschaften kennen und bemerkte, wie der lebendige Glaube an Christum alle diese Anstalten ins Leben gerufen hatte und noch erhält. Mächtig wirkte die Wahrnehmung von der Fruchtbarkeit und Liebeskraft dieses Glaubens zur Stärkung meines eigenen noch sehr schwachen Glaubens."

Dieses „neue Leben" bethätigte sich in Fliedner zunächst in treuer Pastoralarbeit und in der Pflege der Kranken und Gefangenen. Im Jahr 1825 wanderte er oft den fünf englische Meilen weiten Weg nach Düsseldorf, um dort mit den Gefangenen Gottesdienst zu halten. Gern hätte er sich mit denselben einsperren

lassen, um auf sie einzuwirken. Dies wurde ihm jedoch nicht gestattet.

Im Jahr 1826 gründete er die erste Gefängnißgesellschaft in Deutschland und wurde, wie wir gesehen haben, durch eine entlassene Gefangene zur Stiftung der Kaiserswerther Anstalten geführt.

Freilich gehörte zu der Ausführung solcher Arbeiten nicht blos Glauben, sondern auch unermüdliche, aufreibende Thätigkeit. Im In- und Ausland, in der Studierstube und draußen im Leben, mit der Feder, in Wort und That hat Fliedner bis zu seinem Ende unausgesetzt gearbeitet.

Jahrelang brachte er auf Reisen zu. Zweimal war er im Morgenlande, in Alexandrien, in Jerusalem, in Beirut, in Konstantinopel.

Solche Lasten mußten die Gesundheit erschüttern. Fliedner war Jahre lang kränklich, was ihn aber nicht vom Arbeiten abhielt. Auf seinem Sterbelager hatte er oft einen langen Streifen Papier, auf dem die Namen aller derer standen, deren er persönlich im Gebet gedenken wollte. Er ging am 4. Oktober 1864 heim mit den Worten auf den Lippen: „Todesüberwinder, Sieger!"

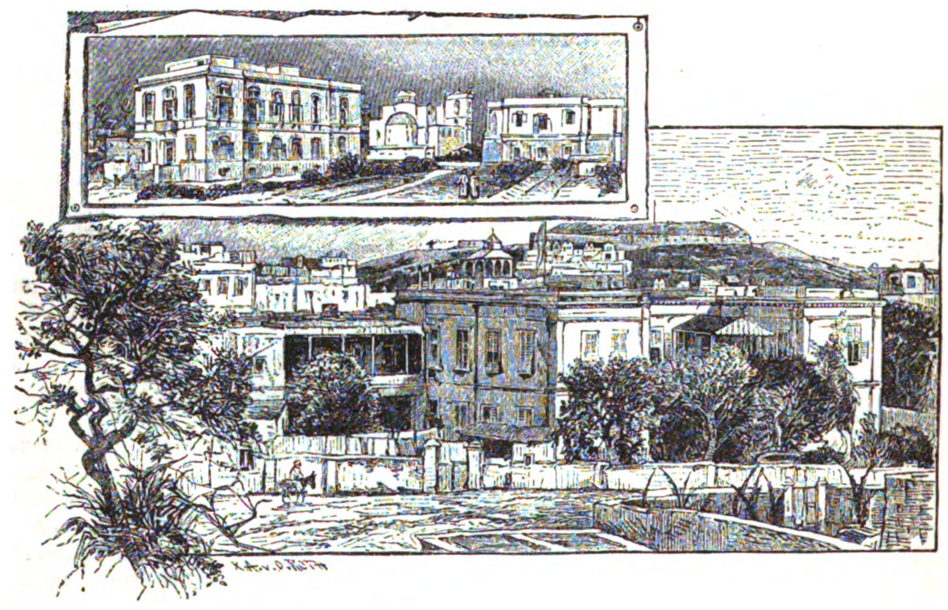
Streng mit sich, war er auch in der Pflichterfüllung mit andern streng. Die Schwestern zitterten und bebten, wenn sie einzeln zu ihm bestellt wurden.

Dabei konnte er sich an Festtagen und mit Kindern auch recht herzlich freuen. Er war ein kindliches Gemüth und unter Kindern ein Kind. Einst steckte er den Kleinen in seinem Hause mit Honig bestrichene Semmelstückchen in den Mund, um ihnen die Manna-Speisung anschaulich zu machen. Beim Singen des Liedes vom Riesen Goliath, bei den Worten: „Da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war," läßt er sich selbst unter großem Gepolter der Länge nach auf die Diele fallen.—So war Fliedner ein Demüthiger und darum Großer im Reich Gottes und ein Kleiner unter den Kleinen.

Die Geschichte der neuen Diakonie ist, wie alles im Reiche Gottes, eine sehr belehrende. Namentlich für unsere Zeit. Heut zu Tage muß in der Meinung vieler Menschen alles ganz großartig begonnen werden. Sonst — heißt es —geht es nicht. Die Zeit sei so ganz anders und die Leute ganz andere, und die Verhältnisse so ungeheuerlich verschieden.

Will man heute etwas für Kranke thun, so muß sogleich ein Spital her, das eine Million kostet. Sollen entlassene Gefangene gepflegt und unterstützt werden, so kostet die Maschinerie mehr als die Sache selbst. Ist man entschlossen, irgendwo eine Gemeinde zu sammeln, so denkt man an eine Kathedrale im kleinen Styl, ehe nur eine Seele aus der betreffenden Nachbarschaft zu Gott bekehrt ist.

Die alte Zeit hatte ihre Eigenthümlichkeiten, welche die neue nicht hat, und die neue Zeit hat



Oben: Hospital in Kairo.
Unten: Hospital in Alexandrien.

auch ihre besondern Merkmale, welche die alte nicht hatte. Es darf also nicht einfach gesagt werden: So hat man's vor 50 Jahren gemacht, und genau so kann man's heute machen.

Jedoch — viele Sachen sind sich auch gleich geblieben. Das Menschenherz und sein Bedürfniß ist das gleiche; Menschen-Noth und Menschen-Elend sind die gleichen; viele Hindernisse sind die gleichen und die Hülfsmittel sind ihrem Wesen nach auch die gleichen: Wort Gottes, heiliger Geist und Glaube, der in Liebe thätig ist. Jedenfalls aber gilt heute noch unumstößlich das Wort: Das Reich Gottes ist gleich einem Senfkorn.

Darum — wenn die Mittel nicht gleich in Menge da sind, so laßt uns mit Dem beginnen, was vorhanden. Und wer nicht gleich eine schöne Kirche hinstellen kann, der predige heute noch, wie vor Alters im Privatzimmer, oder beginne wie Fliedner ein großes Werk im Gartenhäuschen — zwölf Fuß im Geviert.

Abraham Lincoln als Jüngling.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

Abraham Lincoln hatte von Jugend auf einen natürlichen Hang zum Lesen, eine Eigenschaft, durch welche er den entbehrten Elementar-Unterricht zum großen Theil ersetzte.

Wohl hatte ihn der Vater der Schule entnommen, um ihm bei seiner Pionierarbeit auf seiner waldigen Indiana-Farm Hülfe zu leisten; doch das hinderte Abraham nicht, jedes Buch und überhaupt alles Gedruckte, dessen er ansichtig wurde, förmlich zu verschlingen. Leider stand ihm keine besonders reiche Auswahl von Büchern zur Verfügung; glücklicherweise aber war das Wenige, was er zu lesen bekam, höchst passende Lekture für einen Knaben seiner Art. Die Bibel, Aesop's Fabeln, Robinson Crusoe, Bunyan's Pilgerreise, die Geschichte der Ver. Staaten und Weem's Leben Washington's waren die einzigen Bücher, zu denen er Zugang hatte. Natürlich las er dieselben über und über, bis er sie beinahe auswendig wußte.

Seine Leselust war jedoch so groß, daß er sich stundenlang beim Dämmerlichte mit einem Wörterbuche beschäftigen konnte. Traf es sich einmal, daß er zu Town Constable Turnham's Gesetzbüchern Zutritt bekam, so verschlang er dieselben mit derselben Wuth wie unsere heutigen Jungen ihre 10 Cents Novellen.

Aus Büchern, die er nicht eignete, pflegte er längere Auszüge zu machen, die er dann auswendig lernte.

Dabei that er von der Zeit ab, da ihn sein Vater aus der Schule nahm, volle Mannesarbeit. War jedoch die Tagesarbeit für seinen Arbeitgeber beendet, wie er dieselbe regelmäßig, wiewohl ohne Vorliebe dafür verrichtete, so begann seine eigene.

John Hanks erzählt von ihm: „Wenn Abraham und ich von unserer Tagesarbeit heimkehrten, pflegte er sich in die Speisekammer zu stehlen, ein Stück Welschkornbrod zu haschen und sich dann, die Beine hoch hinauf gegen die Wand gestemmt, in eine Ecke zu setzen und zu lesen."

Dieser Gewohnheit, so wenig Nachahmungswerthes sie am Ende auch hat, blieb der große Mann noch treu, als er längst die höchsten Ehren seiner Nation genoß.

Im Uebrigen unterschied sich Abraham sehr wenig von den übrigen Farmerknechten. Seine ungeheure physische Kraft in Verbindung mit natürlicher Intelligenz machten ihn jedoch zu einem tüchtigen Arbeiter und sein guter Humor und beständig sprudelnder Mutterwitz zu einem angenehmen Kameraden. Dabei war er ein sehr gefälliger und liebenswürdiger junger Mensch, immer bereit, irgend Jemandem mit Wort und That zur Seite zu stehen.

Einmal rettete er das Leben des alten Dorf-Trunkenbolds, den er halberfroren am Wege liegend fand. Mit seinen starken Armen trug er den Elenden in's nächste Gasthaus und bearbeitete ihn so lange, bis er wieder zum Leben erwachte.

Diese That wurde ihm von seinen Zeitgenossen hoch angerechnet. Einige freilich legten sie ihm auch als Ueberspanntheit aus, wie denn auch seine Opposition zur Thierquälerei sehr verpönt war.

Zu Hause war er die Seele der Familie, welche nebst ihm und seinen Eltern aus seiner Schwester Sarah, Frau Lincoln's beiden Töchtern und Sohn, Dennis Hanks (ein Ueberrest der Sparrow Familie) und John Hanks (der Schreiner), Joseph Hanks Sohn, bestand. Abraham war unter diesen vermischten Familienelementen immer der friedliebende, wohlwollende Sohn und Bruder, wie seine Stiefmutter Allen eine christliche, pflichttreue Mutter.

Sie selbst legte kurze Zeit vor ihrem Tode

gegenüber Herrn Herndon von Abrahams exemplarischen Charakter Zeugniß ab in den Worten: „Aus Tausend kann schwerlich eine Mutter sagen, was ich sagen kann. Abraham hat mir nie weder einen bösen Blick noch ein unfreundliches Wort gegeben, noch hat er sich jemals geweigert, irgend etwas zu thun, daß ich ihn hieß. Sein Sinn harmonirte so ganz mit dem meinen. Mein Sohn John wurde mit ihm zusammen erzogen. Sie waren beide brave Jungens; aber ich kann mich nicht enthalten, um, da sie beide todt sind, zu gestehen, daß Abraham der beste Junge war, den ich je sah oder sehen werde."

Damit soll nun freilich nicht verstanden sein, daß der junge Lincoln ein angehender Heiliger gewesen sei — er war einfach ein braver Sohn, der aber bei alledem einen hinreichenden Grad von Ungezogenheit verrieth, um in ihm das Menschliche nicht zu vermissen.

Einer seiner früheren Arbeitgeber bezeugt, daß ihm ein gutes Mittagessen und sein Jahreslohn viel besser behagt habe, als seine Arbeit, was allerdings sehr erklärlich, weil es eben menschlich war. Es wird auch gesagt, daß er die Erntearbeit sehr oft mit seinen komischen Reden oder wohl gar mit Spottpredigten, unterbrochen habe, die er zum Gaudium der Mitarbeiter aber zum Aerger des Farmers von der Höhe eines Baumstumpfes herab zu halten pflegte.

Sein knospendes Schreibetalent wurde nicht immer auf die beste Weise angewandt. Er schrieb nämlich mit Vorliebe beleidigende Satyren und Pasquillen in Prosa- und Versform. Selbstverständlich setzte es dabei mitunter kleine Mißhelligkeiten ab, bei deren Beilegung Abraham nach der damaligen Weise das Seinige that.

Trotz seiner Quäker-Abstammung handelte Abraham nämlich nicht nach dem Grundsatz: „Wer dir auf den einen Backen schlägt rc." Hatte er sich übrigens in einen Streit eingelassen, so zog der Gegner in der Regel den Kürzeren; allein er war dann auch wieder versöhnlich und zu seinen besten Freunden zählten Diejenigen, mit denen er Differenzen gehabt hatte.

Ehe wir diesen Abschnitt aus Lincoln's Leben beschließen, müssen wir uns jedoch seine damalige Zeitgenossenschaft ein wenig ansehen. Im Ganzen ist nur ein geringer Fortschritt der damaligen Verhältnisse über diejenigen seiner Kindheit zu verzeichnen.

Die Leute wohnten noch immer in Blockhäusern aus runden Baumstämmen, so daß Einer unter ihnen, der sich das Unerhörte behauener Stämme erlaubte, sich dadurch den Namen "Splitlog-Mitchell" erwarb. Die Kleidung bestand meistens aus gegerbten Hirschfellen — eine höchst unpraktische Montur bei nasser Witterung. Schuhe und Kleider wurden übrigens aus einerlei Material hergestellt.

Ungefähr um die Zeit jedoch, als Lincoln zum Mann heranreifte, fing man an, wollene und leinene Sachen zu tragen. Freilich waren es vorläufig nur die Frauen, die sich diese Ausnahme erlaubten.

Oeffentlicher Gottesdienst war eine große Seltenheit. Kam je einmal ein Reiseprediger des Wegs, so rückte meilenweit Alles aus, was Beine hatte; die Männer zu Fuß, die Frauen zu Pferde. Wagen waren ein seltener Luxus. Dabei genirte es gar nicht, die geladene Büchse mit auf den Kirchweg zu nehmen, um per Gelegenheit unterwegs einen Hirsch zu erlegen. War man an Ort und Stelle, so diente bei schlechtem Wetter eine Blockhütte, bei gutem der schattige Wald als Gotteshaus. Der Prediger zog dann wohl seinen Rock aus und entwickelte in seiner Predigt einen Eifer, wie er in unsern Tagen schwerlich mehr zu finden ist.

Andere gesellschaftliche Zusammenkünfte gab es nur wenige. Man kam jedoch zusammen zum „Richten" (Raisings), bei welcher Gelegenheit ein Blockhaus in einem einzigen Tage hergestellt wurde, oder zum „Blockwälzen" (Logrollings), wobei Unmassen ausgezeichneten Holzes zusammengewälzt und verbrannt wurden. Auch zum gemeinschaftlichen Treib-Wolfjagen vereinigte man sich. Die damaligen ausgelassenen Hochzeitsfeste müssen noch erwähnt werden. Die rohesten Spiele waren dabei an der Tagesordnung und die Schnappsflasche wurde nie leer.

Der Aberglaube spielte unter diesen Leuten noch eine bedeutende Rolle. Besonders verlegte sich die damalige Heilkunde auf dies Gebiet. Glaubte man sich behext, so nahm man wohl eine aus einem Silberhalb-Dollar gegossene Kugel und schoß damit auf das Bild des Hexenmeisters und der Bann war gelöst. Ein Vogel am Fenster, Hundegeheul zu gewissen Zeiten, das Husten eines Pferdes einem Kinde gegenüber und tausend andere Dinge, die täglich passiren, hatten ihre Bedeutung.

Säen und Ernten richtete sich nach dem Stand des Mondes. Ueberhaupt hatte der Mond nach der damals herrschenden Ansicht sehr viel mit Glück und Unglück zu thun.

Unter diesen Leuten erlebte Abraham Lincoln seine Jugendjahre und war offenbar Einer von ihnen, wenn es überhaupt zwischen ihm und diesen Leuten einen Unterschied gab, so war es der, daß er jedes Buch gelesen hatte, was ihm zu Gesicht gekommen war und daß er irgend

eine Schule „runterbuchstabiren" (spell down) konnte.

Manchmal pflegte er seine Kameraden mit Ideen zu überraschen, die ihnen fremd waren, z. B. daß die Erde rund sei und die Sonne verhältnißmäßig still stehe. Er pflegte auch kleine politische Artikel zu schreiben, die dann von den Leuten im nächsten Grocery-store bewundert wurden. Einige derselben kamen auch im Druck und erhöhten damit Abrahams Ansehen nicht wenig.

Abraham war übrigens auch wegen seiner Hünen-Statur und seiner ungeheuren Körperkraft bekannt. Zwei Jahre zuvor, ehe er majorenn wurde, erreichte er seine volle Höhe — 6 Fuß und 4 Zoll. Er traf selten einen Mann, den er im Handgemenge nicht meistern konnte. Ein alter Mann in Spencer County betheuert, daß er dabei war, als Abraham Lincoln ein Hühnerhaus im Gewichte von 600 Pfund aufhob und davontrug; und ein anderer Zeitgenosse versichert, daß Abraham einen wirkungsvolleren Axthieb fertig brachte, als irgend jemand Anders.

Im Herbste 1828 wurde ihm die erste Gelegenheit, Etwas von der übrigen Welt zu sehen. Herr Gentry, der wohlhabende Bürger Gentryvilles, dingte ihn nämlich, seinen Sohn mit einer Produkten-Ladung auf einem Flachboot nach New Orleans und anderen südlichen Landungsplätzen zu begleiten.

Abraham legte bei dieser Gelegenheit reichlich Ehre ein. Nur einmal während der Fahrt stieß man auf Hindernisse. Nachdem die jungen Schiffer eines Abends geankert und sich zur Nachtruhe begeben hatten, hörten sie plötzlich Fußtritte und Lärm. Abraham raffte sich auf, nahm einen Knüppel und klopfte die schwarze Räuberbande, die das Boot plündern wollte, ganz jämmerlich, bis sie die Flucht ergriff.

Den folgenden Herbst zog John Hanks — wohl der zuverlässigste der Familie — nach Illinois. Er siedelte sich in Macon County an, wo es ihm außerordentlich gut gefiel. Er ließ deshalb wiederholte Aufforderungen an seine Indiana-Verwandten ergehen, ihm zu folgen. Thomas Lincoln war immer fertig zum Ziehen. Flugs verkaufte er sein Land und seine Korn-Ernte an Herrn Gentry, lud die wenigen Habseligkeiten auf einen Ochsenwagen und — fort ging's nach Illinois.

Seine Tochter Sarah, die sich einige Jahre zuvor verheirathet hatte, war gestorben. Die übersiedelte Familie bestand demnächst nebst Thomas und seiner Frau aus John Johnston, Frau Lincoln's Sohn, ihren Töchtern, Frau Hall und Frau Hanks, beide mit ihren resp. Gatten.

Jener kalte Winter von 1830—31, der in der Geschichte von Illinois unvergeßlich geworden ist, war der erste, den die Lincoln's in Illinois zubrachten. Wer diesen Winter mitgemacht hatte, bekam später das Recht, zu den Verbindungen der „alten Settler" zu gehören.

Die Lincoln's konnten mithin das Recht für sich beanspruchen. Nur einmal hat sich in Illinois die außerordentliche Kälte des erwähnten Winters wiederholt und das war an einem Tage im Winter des Jahres 1836. Noch heute erinnern sich alte Ansiedler an den damaligen s. g. „plötzlichen Wechsel" (sudden change).

Für Illinois war die Pionierperiode ihrem Ende nahe, als Thomas Lincoln mit seinem „großen Jungen" auf dem Ochsenwagen die Indiana-Grenze kreuzte. Die Einwohnerzahl des ganzen Staates belief sich schon auf 157,447, die sich meistens an den bewaldeten Ufern des Mississippi und anderer Flüsse niedergelassen hatten. Dagegen blieben die fruchtbaren und mit üppigem Graswuchs wuchernden Prairien entweder als Viehweide oder ganz unbenutzt liegen. Man hatte eine Art Vorurtheil gegen die Ebene und rodete lieber Jahre lang Stumpen, als daß man das prächtige Flachland beackerte.

Die Lebensweise war allerdings auch noch hier sehr primitiv. Die Hirschleder-Zeit hatte zwar aufgehört; dagegen wurden Flachs und Hanf gezogen; und in dem Grade wie die Wölfe ausgerottet wurden, vermehrten sich die Schafheerden. Die Frauen spannen und woben und stellten auf diese Weise eine Art Kleidung her, die schon etwas an Civilisation erinnerte.

Rauh und wild wie diese alten Illinoisianer waren, hatten sie es doch in der Gewohnheit, die Gottesdienste zu besuchen. Herndon sagt: „Sie gingen zur Kirche, hörten die Predigt, weinten, beteten und jauchzten durcheinander, standen auf, hatten etwa eine stundenlange Schlägerei und kehrten dann wieder zurück, um auf's Neue zu beten." Lagerversammlungen waren die einzigen Stätten ihrer intellektuellen und religiösen Bildung.

Die Bezirksprediger aber waren in ihrer Weise die Vorarbeiter der Civilisation. Männer mit außerordentlicher Willenskraft, die sie waren, scheuten sie keine Gefahr; denn sie widmeten sich ganz dem frommen Werk der Seelenrettung und der Hebung des geistig und geistlich verkommenen Volkes.

Die Wirkungen der Predigten waren oft staunenerregend. Manchmal stürzten ganze Versammlungen in wildem Durcheinander nieder. Die Prediger blieben bei diesen Demonstrationen oft sehr ruhig; so wird von einem alten

Pionierprediger erzählt, der unweit seines Versammlungsplatzes eine Wolfsfalle gestellt hatte, daß er, als er die Falle zusammenklappen sah, ganz kaltblütig bemerkte: „Vergeßt den Text nicht, Geschwister, während ich hinüber springe und den Wolf abfertige."

Das war Alles ganz ehrlich gemeint und jene Prediger erzielten große Erfolge. Man darf bei der Beurtheilung der damaligen Generation nicht vergessen, daß jene Leute Kinder ihrer Zeit waren.

Was aber in Bezug ihrer religiösen Gebräuche gilt, das gilt überhaupt von ihren Sitten, die in Gemäßheit jenes Urzustandes oft seltsam genug waren. Wollte z. B. ein junger Mann sich verehelichen, so kam es nicht selten vor, daß er den ganzen Weg von Illinois nach Kentucky zu Fuß wanderte und seine Braut dann in derselben Weise heimführte. Brachte sie eine Aussteuer mit, so hatte der Herr Bräutigam das Vergnügen, dieselbe auf seinen Buckel nach Illinois zu schleppen, was einmal einem Heiraths-Kandidaten schlecht bekommen sein soll, dieweil seine Zukünftige ein 50 Pfund schweres Federbett mitbekam.

[illegible] Vollziehung des Trauaktes hatte oftmals re[illegible]gkeiten, weil die Leute, die dazu Befugniß hatten, sehr selten waren. Einem Friedensrichter in McLean County, der an einem Flußufer wohnte, kam es daher nicht selten vor, daß er einem liebenden Paar auf der andern Seite des Flusses das Jawort ablauschen mußte. Er bestand dann gewöhnlich darauf, daß die Betreffenden weit genug in's Wasser ritten, damit er während der Ceremonie die Gesichtszüge unterscheiden könne.

Solcher Art waren die gesellschaftlichen Verhältnisse zur Zeit, als Abraham Lincoln in Illinois eintraf. Noch denselben „kalten Winter" machte er die Bekanntschaft eines etwas überspannten Geschäftsmannes, Namens Denton Offutt, der gewöhnlich mehr Eisen im Feuer hatte, als er schmieden konnte. Dieser Mann beabsichtigte eine Flachbootladung nach New Orleans zu verschiffen und da er hörte, daß Lincoln und Hanks etwas Erfahrung in der Seemannskunst hatten, beschied er die beiden auf einen gewissen Tag zu sich. John Johnston schloß sich ebenfalls der Gesellschaft an, so daß sie eines Tages ihrer drei in einem Canoe den Sangamon-Fluß hinunterfuhren bis in die Gegend des heutigen Jamestown. Von hier aus gingen sie 5 Meilen zu Fuß nach Springfield.

Dort fanden sie allerdings Herrn Offutt, aber kein Flachboot; ein solches mußten sie vielmehr erst selber herstellen. So schnell wie dies nun mit den wenigen Werkzeugen und aus den grünen Bäumen möglich war, geschah es denn auch und das Boot begann seine Fahrt. Bei Rutledge's Mühlendamm passirte den jungen Schiffern jedoch das Unerhörte, daß ihr Boot auf dem Damme stecken blieb. Es blieb ihnen weiter nichts übrig, als auszuladen. Wie aber? Das war die Frage.

Niemand wußte Rath als der erste Steuermann der kleinen Schiffsgesellschaft. Derselbe wird als ein langer Mensch geschildert, der seine Hosen etwa 5 Fuß hoch aufgekrämpelt und so im Wasser watend, eine Vorrichtung an das Schiff angebracht habe, mit welcher man dasselbe ohne Schwierigkeit entladen konnte.

Daß die endliche glückliche Landung am Bestimmungsorte unserm Abraham reiche Lorbeeren eintrug, läßt sich denken. Später hat er die damalige Nothheinrichtung zur Ausladung des Bootes verbessert und patentiren lassen, wovon das Modell noch heute in Washington zu sehen ist.

Auf dieser Reise jedoch und vornehmlich in New Orleans hat Abraham Lincoln seine erste Abneigung gegen das Institut der Sklaverei bekommen. Er sah hier Wesen, mit Ketten gebunden, auf die roheste Weise mißhandelt und das waren vernünftige Menschen wie er selber. Er konnte von da ab den Gedanken nicht mehr los werden, daß diese Ketten gesprengt werden sollten.

Schwarze oder weiße Brille?

Editor.

Mehrere Leser meinen, der Editor müsse eine sehr schwarze Brille aufgehabt haben, als er einige Sätze in dem Artikel des Dezemberhefts „Anarchisten - Gefängniß" niederschrieb.

In jenen Sätzen wird gesagt, daß es nur zwei Mächte gäbe, welche die Welt regiere, entweder das Bajonet oder die Bibel, und daß so gewiß Rom und Griechenland der Gewaltherrschaft verfallen und endlich untergegangen seien, so gewiß würden die Ver. Staaten zu Grunde gehen, falls es nicht gelinge, die Mehrheit des Volkes auf ächt christlichem Boden zu erhalten.

Hätte ich durch „rosig" gefärbte Brillengläser gesehen, so wären jene Sätze nicht niedergeschrieben worden. Alles in rosigem Lichte zu sehen, ist die Täuschung derjenigen, die sich des sogenannten "spread eagle styles" bedienen. Solchen ist es ausgemachte Sache, daß es in den Ver. Staaten bis zum Weltende nur glorreich gehen könne, komme, was da wolle. Ein solches Land, solches Volk, solche Verfassung, solche Grund-

lage können nimmermehr zu Grunde gehen, sagen sie, und was dergleichen Larifari mehr ist.

Durch die weiße, ungefärbte Brille sieht man die Dinge wie sie sind — nicht schwarz und nicht in rosigem Lichte. Da gewahrt man allerdings, daß die Ver. Staaten das bevorzugteste Land auf dem Erdboden sind. Man sieht aber auch viele Gefahren und große Schäden.

Mit der gleichen Brille die Geschichte betrachtend, kommt man unwillkürlich dazu, Vergleiche anzustellen und wird zu der Folgerung getrieben, daß die Uebel, die andern Republiken den Untergang gebracht, auch die Ursache des Untergangs unserer Republik sein werden, falls nicht ein kräftig Salz der Zersetzung Einhalt thut. Dies Salz ist die Offenbarung Gottes in der Bibel. Alle andern angegebenen Hülfsmittel gründen sich entweder auf diese Offenbarung oder sie taugen nichts.

Laß einmal sehen.

Einer der größten Schäden des alten, sinkenden Römerreichs war der Aemterschacher. Jeder Hallunke, jeder Unmündige konnte endlich ein öffentliches Amt bekommen, wenn er nur genug dafür bezahlte.

Wie sieht es in den Ver. Staaten aus? Gott sei Dank, so schlimm noch nicht.

Wer heut zu Tage jedoch hier zu Land in ein Amt mit bedeutendem Einkommen gewählt werden will, der muß in einer Großstadt, wie New York z. B., zuerst ein Vermögen weggeben. Vor fünfundzwanzig Jahren war es noch nicht also; da konnte sich auch ein Mann von mäßigem Einkommen um ein solches Amt bewerben. Heute wird dem Candidaten von der Partei eine ungeheure Steuer auferlegt, die unter die politischen Handlanger vertheilt wird.

So wird z. B. aus guter Quelle berichtet, daß im Jahr 1884 ein Mayors-Candidat $125,000 (der wurde gewählt) und ein anderer $100,000 (der wurde nicht gewählt) spendirt haben. Die letzte Sheriffswahl in New York kostete den verschiedenen Candidaten zusammen $125,000!

Freilich müssen dann die Aemter auch dazu benützt werden, daß sie wieder ganz fabelhafte Summen per Jahr einbringen.

Nun — wie weit sind wir da vom altrömischen Aemterschacher? Und doch währte es in der römischen Republik etwa 400 Jahre, bis es dahin kam; die unsrige ist erst etwas über hundert alt!

Ein anderes: Wenn Jemand zur Zeit des Verfalls in Rom, ein Einzelner oder eine Gesellschaft, etwas durchsetzen wollte, was „krumm" war, so kaufte man den Senat.

Wie ist es bei uns? Kürzlich sagte mir ein früheres Mitglied der Gesetzgebung eines nördlichen Staates: „Diese Corporationen berechnen Alles auf's Genaueste; wie viel es kostet, ihre Absicht auf geraden oder krummen Wegen durchzuführen. Der billigste wird gewählt, und wenn derselbe das Aufkaufen der Stimmen im Stadtrath oder in der Legislatur einschließt, so lassen sich viele Mitglieder dieser Körper gewöhnlich käuflich finden."

Zum dritten denke man an die schrecklichen Vernichtungskämpfe der gemeinen Bürger Rom's (Plebejer) und den Stadtadeligen (Patricier). Klopfen nicht in ähnlicher Weise unsere heutigen Sozialisten und Anarchisten an die Thüren des Monopols?

Ein viertes: Man ziehe einen Vergleich zwischen dem über alle Maßen herrschenden Luxus im sinkenden Rom und dem, welcher in den Ver. Staaten getrieben wird, so wird die Entdeckung gemacht werden, daß wir keine tausend Meilen mehr davon sind. Dort wie hier hielten und halten sich Tausende nicht mehr für Verwalter, sondern für die unbeschränkten Herren der zusammengerafften Güter. Das ist ein Zug unserer Zeit, und wenn die Völker demselben nicht durch Gehorsam unter Gottes Offenbarung Einhalt thun lassen, so stampft eine Gottes-Geißel den Luxus vom Erdboden. So lehrt die Geschichte.

Zum fünften: Hand in Hand mit diesem Luxus ging in Rom und geht in Amerika die Völlerei und Ausschweifung. Zwar sind wir noch nicht auf dem Standpunkt des sinkenden Roms angelangt. Wer aber bedenkt, daß jährlich 9 Millionen in den Ver. Staaten für berauschendes Getränk ausgegeben werden; wer sich die großen Gastmahle unserer Handelsstädte ein wenig näher betrachtet; wer sich von der Unwilligkeit Vieler, in die Ehe zu treten, weil die Kosten nicht erschwungen werden können, und von den viel Tausend Gefallenen sagen läßt: der steht trauernd stille und frägt — wie weit sind wir noch von Rom?

Zwar hatten die Römer das Christenthum nicht. Wir besitzen dasselbe. Wenn uns jedoch vom Christenthum nur die Form bleibt, wenn die Mehrheit des Volkes nicht vom ächt christlichen Geiste durchdrungen ist, so nützt uns das Christenthum nichts.

Mexiko und die südamerikanischen Republiken haben auch das Christenthum; aber dort drückt Gewaltherrschaft das Volk unter dem Namen Republik.

Die französische Republik ist ebenfalls eine sogenannte christliche, muß sich aber selbst in Friedenszeiten auf 500,000 Bajonnette stützen!

Es bleibt dabei — entweder Bajonnet oder

Bibel. Entweder—göttliche Kraft oder menschliche Gewaltherrschaft.

Noch besitzen die Ver. Staaten in einem bedeutenden Theil ihrer Bevölkerung ein gutes Salz, noch wirkt die Kirche Gottes nach allen Richtungen hin, thätiger als zuvor, noch ist Gott und sein Herr, Christus, mit uns. Doch brauchen wir eine neue Reformation, ein Pfingstfest, wie wir es noch nie gesehen. Und ein ächtes Pfingstfest wird auch die gleiche Wirkung haben wie das erste.

Dazumal warfen sich die mit dem heiligen Geist Erfüllten mit aller Macht **auf die Rettung des Volkes, indem sie einzelne Seelen retteten.** Sie suchten nicht den Streit mit dem Hohen Rath, mit Kaiser und Reich und ihren Gesetzen. Damit hätten sie unter damaligen Umständen auch reinwegs nichts ausgerichtet. Sie brachten einem Herzen nach dem andern den Herrn Jesus Christus, und wußten, daß wenn einmal die Mehrheit diesem König unterworfen sei, die Götzen und die darauf bezüglichen Gesetze schon fallen würden.

Heute muß die Kirche wohl auch im großen Ganzen nach Außen hin arbeiten. Gewiß aber ist es, daß sie oftmals zu viel Kraft und Zeit damit verbraucht. Es ist eben leichter zu deklamiren und Beschlüsse zu fassen, und sich in der Großsprecherei zu üben, als in schwerer unablässiger Arbeit eine Seele um die andere zu gewinnen. Dafür, daß Jeder auf seinem Posten mit einem Herzen voll Liebe das **Alleräußerste** thue, um Menschenseelen für Christum zu gewinnen, dafür namentlich brauchen die Jünger Christi ein großes Pfingstfest. In der Rettung Einzelner liegt die Hauptaufgabe der Kirche Christi; es ist so zu sagen — ihre einzige Aufgabe, denn alle andern Aufgaben laufen in dieser zusammen. Erfüllt die Kirche diesen ihren Zweck in vollstem Maße, so wird sie auch im großen Ganzen auf äußerliche Umstände wirken, und ein Salz zur Erhaltung des Landes und der Republik werden.

Mutter Reinholds Sylvestergeschichte.

Von Ernst Evers.

Ja, Kinder, ich hab' immer gesagt und sag's auch heute noch, daß am Neujahrsabend der Menschen Gedanken sich ihnen aus der Brust herausarbeiten und hervortreten wie der Mond aus den Wetterwolken, böse Gedanken und gute Gedanken, ernste und leichtfertige, fröhliche und traurige, demüthige und hochmüthige Gedanken.

Ich hab's immer gesagt und sag's heute noch, daß am Neujahrsabend das Heidenthum mitten in der Christenheit aufwacht und sich aufmacht wie eine Hyäne, die geschlummert hat, um mit frischer Kraft und neuer Gier auf Beute auszugehen. 'Ein unschuldiges Vergnügen' nennen sie das Schießen und Werfen, das Bleigießen und Wahrsagenlassen, das Geistersehen und Gespenstermachen. 'Ein unschuldiges Vergnügen' nennen sie es, und es ist doch Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, ist doch Heidenthum mitten in der Christenheit, Heidenthum, darinnen sie ihre unsterbliche Seele sterben und verderben lassen."

So redete die Mutter Reinhold, die alte Wäscherin, und nickte mit dem grauen Haupte gar entschieden zu der Rede. Sie rückte den Lehnstuhl mit der geschnitzten Rücklehne fester an den Ofen, rührte mit der Feuerzange noch einmal in der Glut, daß sie hell aufloderte, warf noch zwei Stückchen Holz in die Flammen, und wandte sich wieder zum Tisch, um den die Gesellschaft Platz genommen hatte.

Da war der Hannes, ihrer Schwester Sohn, und die Kathrin, seine Schwester; dann die Lise, die Küchenmagd vom Stadtschreiber, die Sanna, die schon sechs Jahre beim Rechenmeister gedient hatte, und die Lena, der die Treue aus den Augen schaute und der Ernst auf der Stirn thronte. Mutter Reinhold schaute sich noch einmal in dem Kreise um, klappte die große Bibel zu, aus der sie soeben gelesen hatte, und verschloß sie in dem kleinen Wandschrank, nachdem sie die große Hornbrille sorgfältig in's Futteral gesteckt und auf das liebe Buch gelegt hatte.

„Das ist mir lieb," sagte Mutter Reinhold, „daß Ihr am Neujahrsabend nicht wie die Schneeflocken über die Straßen flattert, sondern Euch bei der alten Reinhold festgesetzt habt. Ich mein' nun, daß man am Neujahrsabend stillstehen und rückwärts schauen soll in all die Sünden, die Sorgen und den Gottessegen hinein, still stehen und Athem holen,—hab aber neulich irgendwo gelesen, und denk', es ist ein gutes Wort, daß das Gebet das Athemholen der Seele ist—still stehen und vorwärts schauen, daß man nicht in den Abgrund tritt, statt auf festen Grund. Ich will Euch eine Geschichte erzählen, die Euch meine Meinung bestätigen soll."

„Ihr kennt die Lebrecht, die drüben in der Görgentwiete wohnt. Ihr kennt sie, aber ich kenne sie besser als Ihr alle. Als ich in die Stadt kam, ich stand dazumal im fünfundzwanzigsten Jahr, da hatte die Vermietherin mir einen Platz verschafft beim Advokaten Waldstrom, der das große Haus am Markt bewohnte, wo jetzt die Wirthschaft zu den drei Kronen eingerichtet ist. Man hielt ihn für den reichsten Mann der Stadt. Ob er eine Million gehabt hat, wie einige sagten, oder nur hunderttausend, wie andere meinten, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß er es von den Leuten nahm, wo er's fassen konnte, und daß er sich nicht darum kümmerte, ob's ihm der Teufel selber gebracht hätte, oder ob die christliche Barmherzigkeit, mit der er übrigens hart im Krieg lag, es ihm dargereicht hätte, wenn er es nur unter die Finger und in seinen eisernen Schrank bekam.

Der Advokat Waldstrom hatte nur ein einziges Kind, eine Jungfrau schön von Angesicht und stattlich

von Gestalt, blühend wie eine Rose um Johannistag, und das war die Anna. Ja, die Anna! Ach, daß sich Gott erbarm, Kinder, das war die Anna, die sie jetzt die alte Lebrechtin nennen. Ach ja, ich würd's nicht glauben, wenn ich's nicht mit meinem eigenen Augen angesehen und mit meinem Herzen die ganze Geschichte mit erlebt hätte; ich hab's aber immer gesagt und sag's auch heute noch: die Geschichte ist eine Neujahrsgeschichte, ob's auch die Geschichte eines Menschenlebens ist.

Ich war's bei meiner Mutter gewohnt geworden, ein christliches Neujahrsfest zu feiern. Darum werd' ich's mein Lebtag nicht vergessen, ob ich auch hundert Jahr alt würde, und vor der Seele steht mir's, als ob's gestern gewesen wäre, wie es bei meiner neuen Herrschaft zuging. Als die Glocken von St. Marien zum Sylvestergottesdienst läuteten, ging ich in's Arbeitszimmer des Herrn, um nachzuheizen. Da sah ich den Alten vor seinem offenen Geldschrank sitzen, und das blanke Gold strahlte mir entgegen so hell wie das Lampenlicht und daneben leuchteten die Augen des Alten--hu, es war ein unheimlicher kalter Glanz! und die Augen stierten nur immer in die Goldberge hinein, und hatten nicht gesehen, daß ich in's Zimmer getreten war.

Dann ließ er die Goldstücke durch die Finger gleiten, als zählte er sie, ob er sie gleich schon zwanzig Mal gezählt hatte, und der Klang ist ihm lieblicher durch's Ohr gezogen, als der Klang der Glocken von St. Marien: denn er hörte nichts als den Klang der Goldstücke, die er auf den eisernen Boden seines Schrankes gleiten ließ. Als er aber mich sah, schlug er hastig die Thür seines Geldschranks zu, wandte sich zu seinem Schreibtisch und wühlte in den Papieren und Aktenstößen, malte Zahlen auf's Papier, zählte die Summen zusammen, und murmelte Zahlen und Namen und Namen und Zahlen wirr durch einander in seinen grauen Bart hinein.

Ich wurde ganz ängstlich und eilte hinaus. Als er aber zum Abendbrod heruntergegangen war, packte mich strafbare Neugier, denn ich war an jenem Neujahrsabend just achtundvierzig Jahre jünger als heute; ich schlich mich wieder auf sein Zimmer und lugte in die Papiere, die auf seinem Schreibtisch lagen. Auf dem einen Bogen aber stand's ungefähr also geschrieben: „Jahresschluß: Gewinn 16,500. Rückständige Zinsen 4400. Einzuklagen: Die Wittwe Peters am grünen Weg, schuldet mir 18 Doll. Die Wittwe Lieber schuldet 22 Doll. Dem Friedel in Neudorf die Hypothek kündigen und die rückständigen Zinsen eintreiben." So ging's weiter, die ganze Seite hinunter.

Ich kannte die Leute, deren Namen auf dem Bogen standen. Es waren etliche, die leichtfertig daherfuhren, und in ihrem Leichtsinn ihre Zuflucht zu dem Advokaten genommen hatten. Aber es waren auch Wittwen, die mit geringem Gut und vielen Kindern sitzen geblieben waren, und den Friedel kannt' ich von meiner frühesten Kindheit her, war er doch meiner Mutter Nachbar: er lag seit drei Jahren auf schwerem Schmerzenslager. Ehe ich aber den Jahresschluß meines Herrn zu Ende gelesen hatte, ging mir ein Zittern durch mein Herz, ich mußte an den kranken Friedel denken, und an meinen irdischen Herrn, und an die Wittwe Peters und ihre sieben Kinder; und meine Gedanken klopften bei dem Herrn im Himmel an.

Als ich mich aber recht besann, war ich hinweggeeilt von des reichen Mannes Jahresabschluß, saß in meiner Kammer und weinte, und dachte an den kranken Friedel.

Wie lange ich so allda gesessen und geweint habe, das weiß ich nicht; es muß aber wohl recht lange gewesen sein. Plötzlich stand die Anna vor mir. Ei ja, das vergaß ich, Euch zu erzählen, daß die Anna dazumal siebenzehn Jahre alt war, und ihre Mutter vor reichlich zehn Jahren verloren hatte. Die Mutter mußte wohl eine treffliche Frau gewesen sein, denn die Anna sollte ihrer Mutter Herz haben, und war gar gutherzig, wußte auch so in stillen Stunden wohl die Hände zu falten, wenn's auch gar selten geschah, und konnte so recht aus der Tiefe, wenn sie wie träumend in vergangene Zeiten blickte, manch gutes Sprüchlein herausholen, was sie nicht in der Schule gelernt hatte, noch vom Vater oder von der Tante, die dem Hauswesen vorstand.

Die Tante war des alten Waldstroms Schwester, ja recht seine Schwester, grad so geldgierig und selbstsüchtig wie er, nur insofern ihm unähnlich, daß sie sich in Sammt und Seide kleidete und mit ihrem Gelde prunkte, während er seine Schätze versteckte und allem abgestorben war, was nicht Goldesklang hatte. In solchen Händen lag nun die Erziehung der Anna, oder eigentlich lag sie nicht darin, denn der Alte kümmerte sich nicht um das Mädchen, sondern scharrte und schacherte nur für sie, ließ ihr ihren Willen, brummte, wenn sie zu viel Geld holte, gab's aber doch her, weil die Anna ihm schon als Kind über den Kopf gewachsen war, und bei schwierigen Fällen stets die Tante auf ihrer Seite hatte.

Die Tante aber hatte es der Anna schon längst zum Bewußtsein gebracht, daß sie die Tochter des reichsten Mannes der Stadt sei, und hatte ihr die Eitelkeit tief in's Herz gepflanzt; und wenn die Eitelkeit im Herzen eines jungen Mädchens Wurzel geschlagen hat — ach, Kinder, ich hab's wohl hundert Mal im Leben gesehen, —dann rankt sie wie die Brombeerranke über's fruchtbare Ackerfeld und erstickt Alles, was wachsen will, und was gewachsen ist.

Also: die Anna stand vor mir an jenem Neujahrsabend, und ich wischte mir rasch die Thränen aus den Augen. Sie aber sah weder meine Thränen, noch meine Augen. Sie sagte in ihrer raschen, lebhaften Weise: „Flink, Grethe, flink, du hast ja das Feuer auf dem Heerd ausgehen lassen, weißt du denn nicht, daß der Vater und die Tante bei Bürgermeisters ihren Neujahrspunsch trinken, und daß ich mir die Freundinnen eingeladen habe?"

Ich wußte es zwar nicht, aber ich hörte schon fröhliche Stimmen vor der Hausthür und eilte in die Küche, vorüber an der Schaar lachender und scherzender Mädchen. Ich machte Feuer an. Die Mädchen brauten sich selber einen Neujahrspunsch und sangen fröhliche Lieder, lachten, scherzten und neckten sich. Ich aber saß in der Küche am Feuerheerd und dachte an den 'Jahresschluß' des Advokaten Waldstrom, und an den kranken Friedel, und an die Wittwen, deren Namen ich auf seinem Bogen gelesen hatte; und ob ich wiederum geweint habe, das weiß ich nicht.

Ich weiß aber, daß ich aus meinen Träumen erwachte, als die Schaar der jungen Mädchen mich umringt hatte und Anna selber in die Kohlen blies und trockenes Holz darauf warf. „Laß mich nur, Grethe," sagte sie, als ich ihr helfen wollte. „Siehst Du, Luischen, die Flamme geht grad' in die Höhe, das bedeutet Glück für's neue Jahr. Hat mein Luischen weitere Wünsche? Sieh da, zwei Flammen! Sie kommen zusammen — es wird eine daraus: sie bekommen sich — Luise und ein Gewisser."

„Ei," schalt Luise, „ich verstehe bessere Kunst als du; gieb mir die Feuerschaufel. Blei hab' ich in der Tasche!"

„Wundervoll!" jauchzten die Andern, „Luise will

Blei gießen; sie versteht's vortrefflich. Zuerst für Anna Waldstrom, Luischen; laß uns sehen, wen sie zum Mann bekommt; sie ist schon siebenzehn Jahre alt. Es schmilzt! Es schmilzt! Paßt auf! Ei, wie es zischt! Sieh da! ganz deutlich: ein schlanker junger Mann; einen Schnurrbart hat er, und — eine Elle. Der junge Lebrecht — ich wette zehn gegen eins."

„So schweigt doch!" rief die Anna. Ihre Wangen glühten, ihre Augen funkelten. Und wieder schmolz Luise das Blei, und wieder zischte es, und wieder jubelten sie.

Ich aber saß dahinten auf dem Holzkasten und gedachte der Stunde, da mein alter Dorfpfarrer das zweite Gebot erklärt hatte, und dachte an das Wort des Herrn: „Daß nicht unter euch gefunden werde ein Weissager und ein Tagewähler, oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage; denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel."

Aus dem Dienst zu gehen, war dazumal für eine Dienstmagd nicht gerade ehrenvoll, und nach meinem ersten Neujahrsabend in dem großen Hause am Markt kam bald ein zweiter.

Mein Hausherr saß wieder zwischen seinen Papieren und hat auch wohl wieder in seinem Goldhaufen gewühlt. Ich hab's aber nicht gesehen. Ich hab' in meiner Kammer gesessen und hab' an den alten Friedel denken müssen, der derweil in's Armenhaus gekommen war. Ja, ja, ich hab' gebetet für den armen Friedel; und dann hab' ich an meinen Hausherrn denken müssen, und hab' noch einmal die Hände gefaltet und hab' gebetet für meinen armen Hausherrn. Zuerst wollt's mir nicht recht von den Lippen, aber dann dacht' ich: er hat's nöthiger, als der Friedel; und ich hab' wohl darüber weinen müssen, daß ich nicht längst für ihn gebetet hatte.

Darauf lugte wieder die Anna durch die Thürspalte. Es war die Zeit, da Nacht und Dämmerstunde mit einander kämpften. „Grethe," sagte sie, „setze deine Kappe auf und gehe mit mir."

Wir gingen von Straße zu Straße. Wir gingen in die Vorstadt und durch die Vorstadt. Draußen im Feld, nicht fern von jenem Wege, an dem der Gärtner wohnte, der uns die Gemüse in die Küche lieferte, lag ein einsames Häuschen; fast war's eine Hütte nur. Dort machten wir Halt.

„Warte," sagte sie, „warte, Grethe, bis ich wiederkomme. Ich habe der Frau da drinnen Geld zu bringen, das möcht' ich selber abliefern."

Mir aber dauerte die Wartezeit draußen im heulenden Sturm zu lange: ich trat auf die Flur. Aber man hatte mich nicht gehört, oder wollte mich nicht hören. Ich hörte von der Stube her eine Stimme. Ein schmaler Lichtstreifen fiel durch die Thürspalte. Zuerst blieb ich an der Hausthür stehen, dann hörte ich einzelne Worte, wurde aufmerksamer, und trat näher zur Stubenthür. Jetzt konnte ich jedes Wort verstehen.

„Wie ein sonniger Morgen," so sagte die Stimme, „wie ein sonniger Morgen, mein schönes Fräulein, liegt Ihr Leben vor den Augen meines hellsehenden Geistes. Herzdame liegt in der Mitte; die ganze Stadt blickt auf Herzdame, viele neidische Augen richten sich auf sie. Herzdame, das sind Sie, mein allerschönstes Fräulein. Der schwarze König hat seinen Platz neben Herzdame gefunden. Nicht meine Hand, nein, das allgewaltige Schicksal hat die Beiden zusammengefügt. Er scheint dunkel zu sein. Dunkel liegt zunächst um die Beiden. Aber wie der helle Morgen den Nebel zerreißt, so werden alle Hindernisse und Hemmnisse, die sich Ihnen entgegenstellen werden, von den Sonnenstrahlen ihres Glücks überwunden. Ein Herz, eine Seele, eine Seligkeit, so steht's geschrieben über der strahlenden Herzdame und ihrem schönen Ritter."

Ich war noch näher an die Thür getreten und sah durch die Spalte der schlecht gefugten Bretter. Ich sah die wilden Augen eines braunen Weibes auf die Karten stieren. Ich sah Anna's Augen leuchten und ihre Wangen glühn. Ich sah, wie sie ihre Börse aus der Tasche zog und den Inhalt in die Hand der braunen Alten gleiten ließ. Ich blickte noch einmal in das wilde Auge der Alten.

Ich mußte an die Hexe von Endor denken. Es war mir seit meiner Jugend immer eine der grausigsten Geschichten im ganzen großen Gotteswort: das Nachtgesichte und die Nachtgeschichte des Weibes von Endor. Ich mußte an das furchtbare Gottesgericht denken, daß der große König auf sich selber herniederruft und herniederreißt. Wehe, Saul fällt in sein eigenes Schwert! Ach, daß ich das strahlende Antlitz unserer Anna mit der Nachtgestalt des verzweifelnden Königs vergleichen mußte! Aber es waren mir solche Gedanken durch die Seele gefahren und wollten mich an jenem Abend und am ganzen Neujahrstage nimmer loslassen.

Ich blieb neben der Stubenthür stehen, und als die Anna heraustrat, faßte ich sie an dem Arm und führte sie eilig hinweg. Sie ließ es geschehen und schwieg. Als wir aber durch die Vorstadt gingen, trat sie nahe an mich heran und flüsterte mir mit erregter Stimme zu: „Grethe, wenn du ein Wort verräthst, dann jag ich dich sofort aus dem Dienst."

Da faßte ich mir ein Herz und sagte: „Fräulein Anna, verrathen werd' ich nichts; wem sollte ich's auch verrathen? Ihr Vater und Ihre Tante würden sich wenig d'rum kümmern, und Ihnen in der Stadt Schande zu bereiten, dazu stehe ich nicht im Dienst Ihres Vaters. Aber, Fräulein Anna, ich weiß, daß solche Neujahrsabende, wie ich sie bei Ihnen erlebe, meinem Herrn im Himmel ein Greuel sind; und das hab' ich meinem Vater gelobt auf seinem Sterbebette, und meiner Mutter in der Scheidestunde, da ich in die Stadt ziehen wollte, daß ich meinen Heiland nimmer lassen wolle, und das Gelöbniß will ich halten. Und wenn mich Jemand in die Sünde hineinziehen oder an die Stätten der Sünde mich stellen will, dann weiß ich, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen."

„Ei, Grethe," erwiderte sie, „sei doch nicht so närrisch. Wer will dich denn zur Sünde verleiten, oder wer stellt dich an die Stätte der Sünde? Wenn ich mir am Sylvesterabend ein unschuldiges Vergnügen und heute oder morgen einen Neujahrsscherz erlaube, so sinke ich damit doch noch nicht in den Sündenpfuhl, und wenn du mich in Zukunft zu solchen Scherzen nicht begleiten willst, so werde ich andere Begleitung zu finden wissen."

Ja, sie wußte andere Begleitung zu finden. Wie hätte die schöne und reiche Anna Waldstrom nicht leicht andere Begleitung finden sollen, als die verachtete niedere Dienstmagd? Hätten die Freundinnen an jenem Neujahrsabend sie nicht mit dem jungen Lebrecht geneckt, dann würde sie ihn vielleicht weniger beachtet haben; hätte die braune Alte ihr nicht geredet von einem dunklen Herrn und von den Hindernissen, dann hätte sie ihr Auge vielleicht auf einen reicheren gerichtet. Aber mein alter Vater pflegte zu sagen: „Ein Wort richtet mehr aus, als ein Fähnlein Landsknechte," und ich selbst hab's mehr als hundertmal erfahren: Böses Wort und böses Spiel, betrügen der Alten und Jungen viel.

So ist's ganz natürlich zugegangen, daß der Erich

Lebrecht sein Auge auf die Anna geworfen hat, weil sie ihr Auge auf ihn gerichtet hatte. Er war der jüngste von den sechs Kindern seines Vaters; sein Vater aber war Schreiber beim Amtmann. Erich Lebrecht war Handlungsgehülfe im Geschäft eines alten Ellenwaarenhändlers, und wenn er etliche Tausend zur Verfügung gehabt hätte, dann hätte er das Geschäft kaufen können, denn der Alte wünschte sich in die Stille zurückzuziehen. Nun aber hatte Erich Lebrecht vorläufig nichts — nichts als einen Kopf voll Hochmuth und ein Herz voll Eitelkeit, eine stattliche Gestalt und eine glatte Zunge. Doch, was er nicht hatte, das hatte Anna Waldstrom; das schöne Mädchen hatte aber überdies die Thorheiten des Sylvesterabends im Kopf, malte in ihre Bücher die Bleigestalt, welche die Luise ihr gegossen hatte, einen schlanken Mann mit dem Schnurrbart und der Elle, und redete in ihren Träumen von dem „Dunklen neben der Herzdame."

Daß ich's kurz mache: am nächsten Sylvesterabend, als droben der alte Waldstrom in seinem Gelde wühlte, seine Papiere ordnete, seinen Ueberschuß berechnete, und die Wittwen, die Kranken und Unglücklichen aufschrieb, die er wegen der Rückstände einklagen wollte, da gossen drunten in der Küche ihrer Zweie Blei — der junge Herr und das Fräulein.

Und dann hat der Erich Lebrecht, als die Glocken von St. Marien zum Abendgottesdienst riefen, das Fräulein weit hinausbegleitet. Durch die Vorstadt sind sie gegangen. Ich dachte mir damals, daß sie sich die Altjahrs- und die Neujahrs-Predigt von der braunen Alten wollten halten lassen; doch weiß ich's nicht. Ich saß in meiner Kammer, denn der Alte meinte, ich könne morgen noch lange genug in der Kirche sitzen; ich saß in der Kammer und weinte und betete.

Dann zogen die Morgennebel über das junge Glück. Der Alte wurde wild und wüthend, als er von dem Verkehr seiner Tochter mit dem Erich Lebrecht hörte, und wollte von einer Heirath nichts wissen; aber die Anna hatte nicht vergessen, daß ihr am Neujahrsabend die Hindernisse und Hemmnisse schon vorhergesagt waren. Des Vaters Widerspruch bestärkte sie in dem Glauben an die Weisheit der braunen Alten, in dem Glauben an ihr Glück. Der Alte wußte nur zu gut, daß, wenn er seinem Kinde diesmal den Willen lasse, es ihn viel Geld kosten werde; und das Geld war sein Götze. (Schluß folgt).

Aus Volksversammlungen, die uns Manches sagen.

Für Haus und Herd von C. Schell, Cassel, Deutschland.

An einer Bekanntmachungssäule der Residenzstadt C..... las ich folgende Einladung: „Volks-Versammlung! Heute Abend 8 Uhr (es war der dritte Ostertag) wird der Landtags-Abgeordnete Herr Cremer aus Berlin im Stadtbausaale einen Vortrag halten über die Conservative Partei in ihrem Verhältniß zu den anderen Parteien. Der Conservative Verein."

Zur bestimmten Stunde stellte ich mich mit einem Bekannten an dem bestimmten Orte ein. Doch, wie wurden wir beim Eintritt in den Saal überrascht! Unter den etwa 400 erschienenen ältern und jungen Männern, zum Theil auch recht „grünen Jungens" hatten weitaus die meisten die Mütze oder den Hut auf dem Kopfe, die Stöcke schwingend und entsetzlich qualmend — nur Wein, Bier und Branntwein fehlten — warteten sie der Dinge, die da kommen sollten. Ein Polizei-Commissär nahm Platz auf der Platform, während einige andere Schutzleute sich mehr in der Nähe des Eingangs postirten. Plötzlich erschien am Tische ein großer schlanker Herr, mit weißem langen Vollbart — Geheimer Regierungsrath H. — klingelte und erklärte mit dem Bemerken, daß nun Herr Cremer seinen Vortrag beginnen, dieser auch bereit sein werde, am Schlusse etwaige an ihn gestellte Fragen zu beantworten, die Versammlung für eröffnet.

Große Unruhe! In einer Ecke erhob sich ein Mann, ein ganz einfacher Bürger der Stadt, früher Schreinergeselle, jetzt Specereihändler, und bat um das Wort zur Geschäftsordnung, das ihm der Herr Regierungsrath auch ertheilte.

„Das ist der Pfannkuch!" rief mein Nebenmann mir zu. Es interessirte mich doch, den socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten des 6. Berliner Wahlkreises zu sehen und zu hören, sintemal ich oft vernahm, daß er zu den „Gemäßigten" gehöre.

„Es ist Usus bei uns" — so begann er seinen Protest — „daß wenn eine Volksversammlung zusammenberufen wird, die Versammlung das Bureau wählt, und bitte ich dringend, diesem Gebrauche auch hier zu folgen, andernfalls ich und meine Gesinnungsgenossen solches als eine absichtliche Täuschung seitens der einladenden Partei betrachten müßten. Will also von vornherein die Partei regieren, dann ist es eine Versammlung des Conservativen Vereins und keine Volksversammlung, wie solche durch Plakate 2c. 2c. angezeigt wurde."

Dieser Formfehler mußte auch von jedem Anwesenden ohne Weiteres anerkannt werden, weßhalb Herr Cremer ungenirt bat, wenigstens diesmal von dem erwähnten Gebrauche Abstand zu nehmen.

Ebenso leicht war auch die Beurtheilung der Situation: hätte man nämlich diesem Antrage

entsprochen, so wäre ja unstreitig der Socialdemokrat Pfannkuch zum Leiter der Versammlung gewählt worden, wogegen die Polizei mit Aufhebung der Versammlung auf Grund des Socialistengesetzes hätte einschreiten müssen — und dieses sollte augenscheinlich von den Socialisten provocirt werden.

Es gab daher einen etwa ½ Stunde andauernden gegenseitigen Auftritt. Ein kleiner Schuhmachergeselle schwang sich plötzlich auf die Plattform, und unterhielt die Versammlung auf einen Augenblick mit einem unverständlichen Gerede über den parlamentarischen Tact.

Schon suchten ängstliche Gemüther aus Furcht vor einer blutigen Schlägerei den Ausgang. Herr Cremer erklärte kreischend, nur sprechen zu wollen, wenn der Vorstand des Conservativen Vereins die Leitung der Versammlung behalte, und der erwähnte Vorstand willigte durchaus nicht in die angedeutete Wahl.

Herr Pfannkuch verließ den Saal und mit ihm höllisch drohend seine Gesinnungsgenossen, die sich zwar nur langsam, jedoch mit beständigen Hochrufen auf die Socialdemokratie und Herrn Pfannkuch, entfernten. Etwa 80—100 Personen, meist Geistliche, Lehrer und Beamte 2c., blieben zurück. „Die Versammlung ist wohl kleiner, aber reiner" — meinte Herr Cremer, setzte seinen „Kneifer" fest und suchte nun, wenn auch mit öftern mühevollen Unterbrechungen durch fast gewaltsames Räuspern, der kleinen Versammlung zu imponiren. Nach und nach kehrte ein Theil der Social-Demokraten wieder zurück, blieben aber in der Nähe des Eingangs stehen.

Herr Cremer fand bei seinem Rundgang durch die Lager sämmtlicher Parteien — eine natürlich ausgenommen — sonst in keiner derselben das Richtige. An der Social-Demokratie anerkannte er die eben den Fortschrittlern ermangelnde Consequenz; früher dem Centrum selbst angehörend, konnte er dasselbe nicht als eine Partei legitimiren, sondern gab ihm nur das Privilegium eines Vereins. Das Heil für den Einzelnen und für unser ganzes Volk kommt allein von den Conservativen — das war die Quintessenz seines Vortrags.

Gehört es denn zum parlamentarischen Auftreten oder zum Avancement in seiner öffentlichen Stellung, von Zeit zu Zeit seinen religiösen Katechismus darzulegen? Diese Frage drängt sich einem — besonders seit einem gewissen Zeitpunkt, den hier anzugeben ich mir nicht gestatte — geradezu mit Gewalt auf. Auch Herr Cremer konnte es, trotz des Mangels an aller und jeder Veranlassung dazu, nicht unterlassen zu sagen, er sei als guter Katholik dem positiven Christenthum sehr ergeben und pries dabei den „Erlöser." Ob dieser komischen Wendung wurde er von der Arbeiterpartei natürlich ausgelacht, während unsere Gemüther ein solches Spielen mit der christlichen Religion, gelinde gesagt, doch auch tief bedauern mußten.

Von seiner Auffassung und Stellung zum positiven Christenthum gab er ohne jegliche Schminke einige deutliche Proben: den Auszug der Kinder Israels aus Egypten berührend, beschuldigte er „diese Juden" des direkten Diebstahls; und was der „sonst ausgezeichnete babylonische Reichskanzler" (also Daniel) that, konnte er nicht ohne einen gewissen Spott berühren.

Als er von der Arbeiterpartei fast immer unterbrochen wurde, und die Polizei ihn zu unterstützen wenig Lust zeigte, trotz seiner indirekten Aufforderung dazu, verließ er die Plattform, ballte seine Fäuste und erklärte wegen Mangels polizeilicher Unterstützung von seinem Hausrecht selbst Gebrauch machen zu wollen.

Im Nu befand er sich auch mitten unter den Social-Demokraten, seine Proklamation wiederholend, doch diese Leute standen wie eine Mauer und warteten gewappnet auf den Angriff seitens des Herrn Cremer, der aber doch unterblieb, denn im selben Augenblick schon war die Gruppe von der anwesenden Polizei umgeben. Der äußerst hitzige Herr Cremer fügte sich schließlich brummend wieder auf die Plattform und suchte von nun an mit einer Menge altgebackener Schlag- und Witzwörter um sich zu werfen.

Am Schlusse der Versammlung folgte dem Hoch auf den deutschen Kaiser ein solches auf die deutsche Social-Demokratie.

Ob der bekannte Berliner Journalist, Herr Cremer, s. Z. in Plötzensee ein positiver Christ geworden, konnte ich nicht erfahren, weiß nur, daß er daselbst Zeit gehabt hat, ein solcher zu werden.

Sobald irgend eine politische Partei ihren reinen Parteistandpunkt mit dem Christenthum zu decken sucht, oder aber mitten in dem oft so sehr wüsten Parteigetreibe mit dem Christenthum imponiren will, ist schon viel gethan, um namentlich der Arbeiterpartei die christliche Religion verhaßt zu machen, und ist der Erwägung wohl werth, ob nicht durch solches, dem Christenthum geradezu Hohn sprechendes Gebahren solch leidenschaftlicher Parteigänger unter dem Volke ebenso schlimme Wirkungen hervorgerufen werden, als durch atheistische Brandreden und Bücher ähnlichen Inhaltes. Parteileidenschaften und Christenthum stimmen so wenig als Belial und Christus.

* * *

Bald nach erwähnter Volks-Versammlung erhielt ich eine Einladungskarte zu Evangelisations-Versammlungen, welche ein Dr. med. Herr Ziemann aus London auch in obengenanntem Stadtbausaale hielt.

Wie war ich erstaunt, am ersten Abend schon den Saal angefüllt zu sehen von etwa 1000 bis 1200 andächtigen Zuhörern. Herr Dr. Ziemann ist von kleiner Statur, seine Blicke und Gesichtszüge verrathen ein nicht unbedeutendes Maß von Energie, ist ausgerüstet mit vielen Erfahrungen, die er sich auf größern Reisen, ebenso im russisch-türkischen und im deutsch-französischen Kriege gesammelt hat. Er erscheint natürlich ohne Talar und Bäffchen — in einem einfachen Jaquet.

Zur Linken der Plattform sah ich mehrere Geistliche der Stadt, von denen einer das Eingangsgebet zu meiner nicht geringen Ueberraschung aber auch dankbarer Befriedigung mit den Worten begann: „Lieber Herr Jesu! Dein Geist wohnt wo er will; möge er auch hier wohnen" ꝛc.

Eine Kanzel scheint Dr. Z. nicht zu lieben, denn es war ihm selbst hinter einem kleinen Tischchen zu enge, weßhalb er sich auf den äußersten Rand der Plattform wagte, um den Zuhörern so nahe wie möglich zu sein. Seine erste Versammlung begann er mit der dringenden Bitte an die Zuhörer, die bittern Vorurtheile, welche hier gegen das Auftreten eines Laien als Verkündiger des Evangeliums vorherrschen, jetzt wenigstens etwas fallen lassen zu wollen.

„Ich habe allerdings keinen theologischen Studiengang absolvirt," sagte er, „glaube auch, daß diese Herren Geistlichen hier viel besser predigen können als ich, aber da ich ein Mann aus dem Volke bin,—ein Mann wie Sie—will ich in Ihrer Sprache und zwar so, daß mich der kleinste Knabe hier verstehen kann, auch etwas reden von dem herrlichen Evangelium unseres hochgelobten Heilandes."

Der Doktor liebt die thematische Predigtweise, spricht aber — ohne Dolmetscher — mit solcher Kraft, Einfachheit und Klarheit über Sündennoth, Bußkämpfe, Heilsgewißheit, Möglichkeit und Thatsächlichkeit einer augenblicklichen Bekehrung, Herzensreinheit ꝛc., wobei er auch die Liebe Gottes mit einer, jedem armen Sünder wohlthuenden Lieblichkeit schildert, daß die Versammlung ganz hingerissen wird.

„Ein Polizeirath in Civil wandte sich am Schlusse—nachdem er schnell einige Worte mit einem andern Herrn gewechselt — mit dem Bemerken an mich: „Ich habe gemeint, der Herr Vortragende sei ein Methodist, soeben aber höre ich, er gehöre der englischen Hochkirche an." Gleich darauf begrüßte mich ein Zeitungsredakteur mit den Worten: „Der arme Doktor hat hier viel Kampf, Alles meint, er sei Methodist."

Einmal rief Herr Dr. Z. durch den Saal: „O, bitte, bringen Sie dem armen Sünder keine Theologie (jedenfalls meinte er damit jene verknöcherten dürren Dogmen, die für alles Andere eher, am wenigsten aber für das Menschenherz berechnet sein können.—C. S.), sondern sagen Sie ihm einfach, daß Christus für ihn gestorben ist und das — genügt!"

An den folgenden Abenden konnten Viele keinen Platz mehr finden. Auf einen gewissen Abend lud er nur Männer ein, wobei er über den Kampf gegen die Unsittlichkeit sprach. Welch ein Bild!! Hier sah ich einen reichen Fabrikanten neben seinem beschwärzten Arbeiter, der soeben die Werkstatt verlassen haben mochte. Dort konnte man einen höheren Staatsbeamten neben einem der ärmsten Leute der Stadt erblicken—und was das Schönste hierin war: Socialdemokraten und Conservative, Liberale und Fortschrittler, vielleicht auch Centrumsleute und von der neuesten Sorte der hier aufgetauchten Antisemiten saßen neben einander und unter einander, um die Stille und Einheit der dicht bis an die Plattform Kopf an Kopf gedrängten Versammlung zu erhöhen, und in der That — es herrschte die größte Ruhe.

Niemandem schien der Name Jesu anstößig zu sein. Mit heiligem Ernste und wie mit der Sprache eines gewaltigen Propheten zeichnete der liebe Doktor das rabenschwarze Bild geheimer Sünden, keine Volksklasse schonend, wobei sich manches Antlitz entfärbte. Mit keuscher Hand lüftete er manchen dunkeln Schleier, und vertrat dann am Schlusse mannhaft seine Stellung zu Jesu, dem Erretter von allen Sünden. Ein nicht endenwollendes Applaudiren belohnte den Vortragenden.

Also auch eine Volksversammlung—wohl anderer Art — aber auch im andern Geiste und darum vom Volke, auch von den Socialdemokraten verstanden, weil, nicht auf dem tausendköpfigen Unthier der diabolischen Parteihasser einherreitend, sondern nur die alle Welt umspannende Gottesliebe zum Grunde, ein Zeugniß von und für Christum abgelegt wurde — und dafür gibt's noch viele willige Ohren.

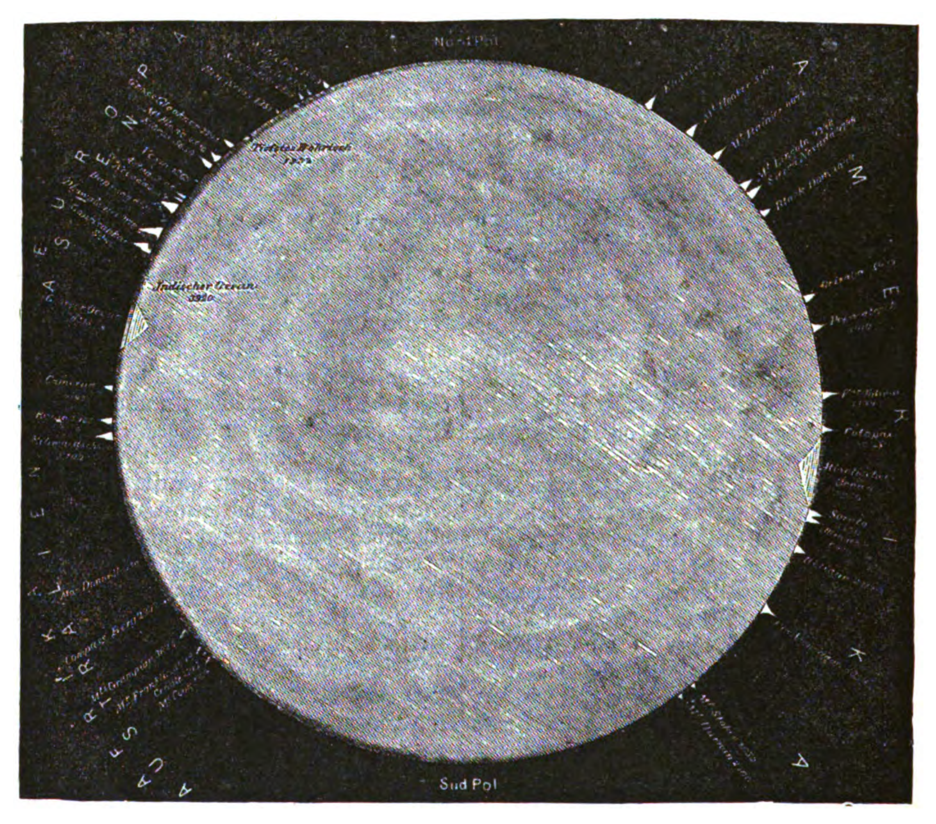
Die Familie Stuart, die einst den Thron Schottlands inne hatte, erlebte die größten Schicksalswechsel immer im Jahre 88.—Am 11. Juli 1488 verlor König Jakob gegen seine aufrührerischen Unterthanen eine Schlacht. Am 15. Febr. 1588 starb die unglückliche Königin Maria von Schottland auf dem Schaffott. Am 12. Dec. 1688 entsagte König Jakob II. dem Throne, nothgedrungen durch die Flucht.

Bis zum Mittelpunkt der Erde.

Seitdem man zu der Anschauung gelangt ist, daß die Erde, als ein im Weltraume frei schwebender kugelartiger Körper, höchst wahrscheinlich ihr Entstehen durch das Zusammenballen und bis zum feurig flüssigen Zustande sich verdichtender gasförmiger Massen gefunden hat, ist man auch bestrebt gewesen, den innern Zustand des Erdkörpers zu ergründen.

Es ist eine vielfach erkannte Thatsache, daß Celsius herrschen, und ferner würde man bei etwa 60 Meilen Tiefe schon eine Temperatur von 2500 Grad finden, bei welcher Platin schmilzt.

Aus den in tiefen Bergwerken und Bohrlöchern angestellten Temperaturmessungen will man indeß gefunden haben, daß die Wärmezunahme im Erdinnern nach Ueberschreitung einer gewissen Tiefe sich verlangsamt, und die



Der Erdball mit den Einschnitten der Oceane.

mit dem Eindringen in den Erdboden die Wärme mit der wachsenden Tiefe zunimmt. Diese Temperaturzunahme mit wachsender Vertiefung unter dem Erdboden zeigt zwar für verschiedene Orte der Erde oft eine ziemliche Verschiedenheit, für gewöhnlich nimmt man aber an, daß dieselbe auf je 100 Fuß Tiefe durchschnittlich 1 Grad Celsius betrage. Nimmt man den mittlern Erdhalbmesser zu 858 geographischen Meilen an, so würde nach dem angegebenen Verhältniß im Mittelpunkt der Erde die für uns außer allem Maße stehende Glut von wenigstens 193,000 Grad Ursache hiervon wird dem wachsenden Erddrucke zugeschrieben, der in 50 Meilen Tiefe schon etwa 2000 Atmosphären betragen und bis zum Erdmittelpunkte der zunehmenden Dichtigkeit wegen sich in enormer Weise steigern muß. Man könnte nun vielleicht meinen, daß bei solcher Drucksteigerung der Erdkern schließlich trotz seiner Glut eine feste Masse bilden werde, aber dagegen spricht ein anerkanntes Naturgesetz, wonach jede Substanz bei einer gewissen, ihr eigenthümlichen Temperatur trotz aller Zusammenpressung im dampfförmigen Zustande verbleibt.

Man ist aber nicht nur zu der Ansicht gelangt, daß die Temperatur im Erdinnern infolge der Druckzunahme keineswegs die oben berechnete Höhe erreicht, sondern man hat sogar behauptet, daß bei einer gewissen Tiefe die bis dahin beobachtete Temperaturzunahme sich in eine Temperaturabnahme verwandele, so daß schließlich im Erdmittelpunkte eine über alle Begriffe gehende Kälte herrschen müsse. Bedeutende Gelehrte vertreten auch diese Ansicht.

Sehr interessant ist in dieser Beziehung die bereits vor Jahren behufs Auffindung von Steinsalz zu Sperenberg bei Potsdam ausgeführte Bohrung, bei welcher man bis auf 1272 Mtr. Tiefe hinabkam. Bei den in diesem Bohrloche angestellten Temperaturmessungen zeigte sich in der That, daß die vorher bemerkte Wärmezunahme nach Ueberwindung einer gewissen Tiefe sich regelmäßig zu vermindern begann, so daß man daraus schließen konnte, bei genügender Tiefbohrung die Gefriertemperatur und weiterhin zunehmende Kälte anzutreffen.

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß für verschiedene Orte der Erde die unterirdische Temperatur für gleiche Tiefen sich verschieden gezeigt hat: es scheinen dabei örtliche Verhältnisse von bedeutendem Einflusse zu sein. So fand man z. B. in dem Bergwerke Neuamalden in Californien die Temperatur bei 180 Mtr. Tiefe schon fast unerträglich hoch, nämlich 50 Grad Celsius, während in der größten Schachttiefe von 450 Mtr. die Wärme kaum 30 Grad übersteigt, wobei zu bemerken, daß diese Stelle des Werkes sich 150 Mtr. tief unter dem Meeresspiegel befindet. Ferner ist die Temperatur in dem 360 Mtr. tiefen Eurekaschacht derselben Gegend ganz unten ebenso hoch wie weiter oben etwa in 30 Mtr. Tiefe. Dagegen zeigt wiederum das Thermometer in den Comstockegruben der Sierra Nevada bei 500 bis 600 Mtr. Tiefe eine Temperatur von 58 Grad Celsius, und es entspringen in diesen Gruben kochend heiße Quellen. Unzweifelhaft übt die geologische Beschaffenheit des Bodens einen bedeutenden Einfluß auf die unterirdische Wärmevertheilung aus, denn im Kalkgebirge zeigt sich die Temperatur am niedrigsten, wie man bei der Bohrung des Mont Cenis-Tunnels in Erfahrung gebracht hat, während im Trachitgebirge und in der Steinkohlenformation die Wärme am stärksten zunimmt.

Aus allen diesen Bemerkungen geht hervor, daß man über den Wärmezustand im Innern der Erde noch sehr im Unklaren ist und daher auch keine bestimmte Meinung über die sonstige innerliche Beschaffenheit des Erdballs sich zu bilden vermag. So weiß man nicht sicher, ob der Erdkern fest, feurig-flüssig oder gasförmig ist, und aus welchem Material derselbe besteht. Die im Erdinnern vor sich gehenden chemischen und mechanischen Processe sind noch ganz räthselhaft, und von der Dicke der, die organische Welt tragenden Erdrinde hat man noch keinen Begriff.

Ein Bild aus dem Leben.

Für Haus und Herd von Otto Niederhuth.

„Weine nicht, Mutter; ich werde bald stark genug sein, um zu arbeiten, und dann will ich viel Geld verdienen."

Der Sprecher war ein munterer Knabe, noch nicht zehn Jahre alt. Er hatte mit seinem Arme der Mutter Hals umschlungen und versuchte die Thränen hinweg zu küssen, die über ihre Wangen herabliefen.

Beide — Mutter und Sohn — waren in tiefe Trauer gekleidet, und von dem Hute, welche erstere auf den Tisch ihr zur Seite gelegt hatte, hing der lange, schwarze Schleier, welcher andeutete, daß sie erst kürzlich Wittwe geworden.

Ada Greville umarmte den kleinen Willie und nannte ihn einen braven, guten Knaben, der jedoch noch eine Weile zur Schule gehen müsse, während die Mutter das Geld verdiene.

Armes Geschöpf! Es war leicht gesagt; doch sie hatte keine Ahnung, was Geld verdienen im 19. Jahrhundert in einem christlichen Lande bedeute. Sie hatte nie einen Cent in ihrem Leben verdient. Ihr Gatte hatte immer alle ihre Bedürfnisse befriedigen können von dem Gehalt, den er als Schreiber in einer Bank erhielt; und, obgleich sie wenig gespart hatten, war immer genug dagewesen.

Jetzt war er todt, seine Familie war in Europa, und Ada wußte nichts von ihnen. Ihre eigenen Eltern waren ebenfalls todt, und so stand sie allein da in der Welt mit ihrem Knaben.

Einige Tage der Trauer gingen vorüber, die kleine Baarschaft schwand zusehends; Ada sandte Willie mit wehem Herzen zur Schule und schickte sich selbst an nach Arbeit umzuschauen. Sie wollte mit der Nadel ihren Lebensunterhalt erwerben, denn sie konnte sich nicht entschließen

eine Stelle anzunehmen, die sie von ihrem Knaben getrennt hätte. Deshalb wandte sie sich dem Weißwaarengeschäft zu, wo sie zu kaufen gepflegt hatte, und verlangte den Eigenthümer zu sprechen.

Viele gemachte Kleidungsstücke wurden dort verkauft, die von irgend Jemand gemacht werden mußten, und warum nicht von ihr?

Bescheiden setzte sie dem geschäftigen Kaufmann ihre Lage auseinander, und trug ihre Bitte um Beschäftigung vor.

„Nein," sagte er, „wir lassen diese Sachen nicht besonders für uns machen. Wir finden, daß wir dieselben fertig gemacht billiger kaufen können. Diese Hemden z. B. kosten gemacht blos 3 Cents mehr als der Stoff; und wir müßten für das Machen 25 Cts. bezahlen. Ich weiß nicht wie es möglich ist. Doch wenn wir den Stoff ausgäben und für das Machen bezahlten, könnten wir die Hemden nicht für einen Dollar verkaufen. Sie werden überall zu dem Preise verkauft, und Sie wissen, meine Dame, wir würden bald unsere Kundschaft verlieren, wenn unsere Preise höher wären, als die anderer. Wir müssen im billigsten Markte kaufen.

Der Kaufherr war ein christlicher Mann, Trustee und Diakon seiner Kirche, sehr freigebig in seinen Beiträgen zur Kirche und Heidenmission — wie ein wohlhabender, christlicher Kaufmann auch sein sollte.

Er machte gute Geschäfte; seine Preise waren so niedrig wie irgend sonstwo—und einige sagten ein wenig niedriger; Kunden kamen schaarenweise zu ihm, und sein Reichthum wuchs. Er war als ein umsichtiger Käufer bekannt und war immer bei der Hand, wenn billige Posten im Markte waren. Das war das Geheimniß seines Erfolges, wie er oft sagte: „Eine Sache gut eingehandelt, ist halb verkauft."

Jedes Großgeschäft wußte, daß sie billig verkaufen mußten, um seine Kundschaft zu bekommen, denn er kannte gute Waare, wenn er sie sah, und konnte den Werth bis auf den achten Theil eines Cents abschätzen.

Gerade diese Hemden hatte er gekauft, weil dieselben das Dutzend 6 Cents billiger waren, als er sie je gekauft hatte. Es war ein Posten gewesen, angeboten von einem jungen Geschäftshause, welches gerade bei solchen Käufern, wie er einer war, beliebt wurde.

Die Wittwe wagte zu bemerken, daß die Hemden von irgend Jemand angefertigt sein müßten, und—wie sie unter Lächeln sagte — gerade nicht besonders gut. Konnte er ihr nicht sagen, wo solche Arbeit zu bekommen sei?

„Gewiß," sagte der Kaufmann, „ich will Ihnen ein Empfehlungsschreiben an das Haus geben, welches dieselben verkauft." Und er that so.

Frau Greville dankte ihm, und suchte die Herren S. auf, das Empfehlungsschreiben in der Tasche.

Mehrere ärmlich und hungrig aussehende Frauen warteten schon, als sie ankam, und Ada nahm ihr neues Kleid zusammen beim Hindurchgehen—sie waren so schmutzig und verrissen.

„Mit Vergnügen," sagte der Ladendiener, als er den Brief gelesen. „Es ist uns einerlei, wer unsere Arbeit thut, wenn sie nur gut und zu unserm Preise gethan wird. Wir sind froh, Herrn — einen Gefallen zu thun. Sie können dies Paquet gleich mitnehmen, wenn Sie wünschen, und hier ist ein Probehemd. Es ist genug Stoff für ein Dutzend. Sie müssen Unterpfand für den Stoff hierlassen, Sie erhalten es zurück, wenn die Hemden abgeliefert werden.

Frau Greville hinterließ das Pfand, welches ihren Geldbeutel leerte, und, da sie solche Lasten nicht gewohnt war, nahm sie die Straßenbahn nach Hause zu.

Sie setzte sich gleich an die Arbeit und war früh und spät dabei zu finden. Nicht wie sie gewohnt war zu arbeiten, abwechselnd, wenn müde mit einer Stunde Lesens oder einem Spaziergang in der Abendkühle, sondern anhaltend bis ihre Augen schmerzten und ihre Hand gelähmt schien. Arbeitete sie nicht für ihren Lebensunterhalt? Es war so schön, daß sie Arbeit bekommen hatte für sich selbst und Willie, gerade als sie es nöthig hatten.

Nur bei anhaltender Arbeit war das Dutzend Hemden in einer Woche fertig; sie legte dieselben sorgfältig zusammen und ging — mit etwas Stolz im Gesichte — um ihren ersten Lohn zu empfangen.

Sie sah denselben Ladendiener, und er erinnerte sich ihrer. Er besah die Arbeit, nickte lobend mit dem Kopfe und reichte ihr eine Anweisung für das Geld auf den Kassirer.

„Was ist dies?" fragte Ada, „21 Cents?"

„Wofür ist das?"

„Das ist für das Machen der Hemden. Es ist unser regelmäßiger Preis."

„Was, für ein Dutzend?" sagte Ada, in ihrer Stimme die schreckliche Enttäuschung verrathend.

„Jawohl, das ist alles, was wir geben können. Wir machen eine Specialität aus diesen Sachen. Fragen Sie nur Herrn —, der Sie empfahl. Er wird Ihnen sagen, daß wir sie ihm nicht zu dem Preise verkaufen könnten, wenn wir mehr als 1¾ Cents für das Machen bezahlten. Auf die Weise erhielten wir seine Kundschaft. Das Haus, von dem er kaufte,

bezahlte 2 **Cents**, **doch** wir übertreffen das und haben an **ihm einen** Kunden gewonnen."

Ada **Greville antwortete** nicht. Thränen erstickten **ihre** Stimme. Sie nahm ihr hinterlassenes **Pfand und** die 21 Cents für eine Woche harter **Arbeit in** Empfang, und ging traurig heim.

So war das Räthsel des Weißwaarenhändlers kein Räthsel für sie. Sie wußte, warum er Hemden so billig kaufen konnte.

Irgend eine andere Beschäftigung mußte gefunden werden, denn sie und Willie konnten davon nicht leben. Sie versuchte es vielerwärts, aber mit demselben Erfolge. Die Bezahlung richtete sich in keiner Beschäftigung nach der gethanen Arbeit oder dem Bedürfnisse des Arbeiters, sondern nur nach der Anfrage um Arbeit.

„Wir bezahlten früher zehn Dollar die Woche," sagte einer zu ihr, als sie seine Anzeige für einen Helfer beantwortete, „doch jetzt suchen so viele Beschäftigung, daß wir jede beliebige Anzahl für drei Dollar bekommen können, und sie sind froh das zu erhalten. In einiger Zeit, denke ich, werden sie sich erbieten, für zwei Dollars zu arbeiten. Sie werden denken, daß zwei Dollar immer noch besser als nichts ist."

Es war nach einem Monat fruchtlosen Suchens, als die Wittwe diese cynische Rede anhörte, und sie verließ das Geschäftszimmer mit beinahe gebrochenem Herzen.

Durch Nebenstraßen ging sie nach Hause, den Schleier über das Gesicht gezogen und bitterlich weinend. Es war eine ärmliche Wohnung, die sie jetzt inne hatte. Sie war gezwungen gewesen alle ihre kleinen Habseligkeiten zu verkaufen, um das Nöthigste zu erlangen, und sie und Willie bewohnten eine Hinterstube im oberen Stockwerke eines Miethhauses.

Es schien, als ob ihr Leidensbecher voll sei; doch die Nacht lief derselbe über. Willie war krank und fieberhaft. Den nächsten Tag war er zu schwach zur Schule zu gehen, und vor Abend hatte er hohes Fieber. Die üblen Dünste hatten ihr Werk an dem braven, kleinen Waisenknaben gethan.

Ada blieb die Nacht auf, seine brennenden Lippen mit Wasser benetzend und seinen fieberischen Reden zuhörend. Zuletzt warf sie sich in ihrer Verzweiflung auf die Kniee, und betete — die Hände fest geschlossen — ernstlich zu dem Vater der Wittwen und Waisen um Errettung. Oh, wenn nur ihr Kleinod erhalten blieb!

Früh am andern Morgen suchte sie den Arzt auf, der ihren Gatten behandelt hatte, und flehte ihn mit thränendem Auge an zu ihrem Kinde zu kommen, ihm deutlich sagend, daß sie zu arm sei, um irgend etwas zu bezahlen.

„Gewiß will ich kommen," sagte er, „und ich bin froh, daß Sie zu mir gekommen sind. Es war erst gestern, daß ein Herr nach Ihnen fragte. Ich wußte nicht, wo Sie waren, doch er ließ seine Adresse hier, wie er bei jedem gethan, der Sie kannte, so daß er Ihre Spur finden möchte. Ich werde dort vorbeifahren. Er wird froh sein, Sie zu finden. Ich glaube, es ist der Vater Ihres Gatten, jedenfalls sprach er von seinem kleinen Enkel und sagte, er wolle Sie beide mit nach England nehmen."

Eine Stunde später langte der Arzt in der schmutzigen Herberge an, den besagten Herrn mit sich bringend.

Ada's Brief, ihres Gatten Familie von dessen Tode benachrichtigend, war zu einer Zeit angekommen, als ein alter Mann in der Stimmung war, einem mißleiteten Sohne zu vergeben.

Es war zu spät ihm zu verzeihen; doch sollten die Wittwe und das Kind wissen, wie sehr der Gatte und Vater geliebt war.

Der alte Mann begab sich sogleich nach Amerika, und forschte eifrig nach seinen unbekannten Verwandten, bis er dieselben auf solche Weise fand.

Willie und seine Mutter blieben in späteren Jahren nicht von den Uebeln dieses sterblichen Lebens verschont, doch niemals wieder erfuhren sie den schrecklichen Jammer der Armuth.

Gläubige Frauen der Evangelien.

Für Haus und Herd von Ferd. O. Zesch.

I. Die Mutter Jesu.

Als eine reine, demüthige Magd lernen wir sie zuerst kennen in den heiligen Urkunden der Evangelien. Engelsmund begrüßt sie als die Holdselige, die Gebenedeite unter den Weibern. Zu ihr, der Davidstochter, die in der Stille von Nazareth wartet auf das Heil Israels, sendet Gott seinen Engel, der ihr kund thut, daß sie bestimmt ist, ein auserwähltes Rüstzeug des heiligen Geistes zu sein.

Staunend, erschrocken im Gefühl ihrer Unwürdigkeit, vernimmt Maria den hohen Gruß und die wunderbare Verheißung; sie kann die Worte des göttlichen Boten nicht fassen, aber bald beugt sie das Haupt: „Siehe ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast," —ein schönes Wort, der Ausdruck ihres demüthigen, kindlichen Glaubens und ihres stillen Gehorsams.

Nicht lange kann Maria die himmlische Offenbarung, die ihr zu Theil geworden, in sich

verschließen. Es treibt sie auf's Gebirge, zu Elisabeth, der frommen Freundin und Verwandten. Ihr will sie das volle Herz ausschütten, und dort erst ergreift sie das selige Bewußtsein der großen Dinge, die Gott an ihr gethan. Der heilige Geist, der Elisabeth's Augen erleuchtet und ihren Mund geöffnet, rührt Maria's Lippen an, und aus ihrem Herzen bricht ein Lobgesang, den wir die Krone aller Psalmen nennen dürfen: „Meine Seele erhebe den Herrn, und mein Geist freue sich Gottes, meines Heilandes; denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder."

Weissagend spricht sie es hier aus, daß von Millionen von Seelen, die sich des Sünderheilands freuen werden, auch ihr Name genannt werden wird, wenn sie bekennen: „Geboren aus Maria der Jungfrau." Aber eine demüthige Magd bleibt sie auch in diesem Lobgesang. Sie weiß keine Erklärung, warum gerade sie so hochbegnadigt ist, als die eine, daß Gott „die Niedrigkeit seiner Magd" angesehen hat, daß der Unerforschliche es liebt, die Schwachen und Geringen zu Gefäßen seiner Gnade zu machen.

Wenig Worte werden uns nach diesen Vorgängen noch aus Maria's Munde berichtet, wohl aber lesen wir wiederholt, daß sie einen offenen Sinn und ein treues Gedächtniß hatte für Alles, was sich auf die Geburt und Kindheit Jesu bezog. Die Erzählungen der Hirten, die gekommen waren, um das Kindlein in der Krippe anzubeten, die tiefen Worte des zwölfjährigen Jesusknaben selbst im Tempel zu Jerusalem, — „Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen."

Sie trug den schönen Frauen- und Christenschmuck, von dem Petrus redet: „Der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit stillem und sanftem Geist, das ist köstlich vor Gott." Manches von dem, was sie damals in die Schätze ihrer Erinnerung aufgenommen hat, mag später von dort aus in die Feder des Evangelisten Lukas geflossen sein.

Es war eine Art ungetrübten Mutterglücks für Maria, als unter ihren Augen, unter ihrer Obhut der Knabe Jesus aufwuchs und zunahm an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Wie oft wird sie in der Folgezeit an diese stillen, friedlichen Jahre zurückgedacht haben; denn mit dem öffentlichen Amtsantritt Jesu beginnt auch für sie eine schwere Leidenszeit.

Gar bald muß sie es fühlen, schon bei dem ersten Wunder des Herrn auf der Hochzeit zu Kana in Galliläa, daß dem Sohne ein Weg vorgezeichnet ist, auf dem Niemand, auch die Mutter nicht, ihm entgegentreten und ihn beeinflussen darf. Dort in Kana will ihr **Mutterstolz** ihn drängen und anspornen, seine äußere Wundermacht und Herrlichkeit den Menschen zu offenbaren, nachher, als Haß und Bosheit der Feinde sich schon zu regen beginnen, will ihre **Mutterangst** ihn warnen und zurückrufen und beide Male muß sie zurückgewiesen werden. Sie hat gehofft, an seinem Glanze theilzunehmen, wenn er den Davidsstuhl wieder aufrichten würde, von dem der Engel ihr geweissagt, nun merkt sie, daß es ein Königreich anderer Art ist, dessen Thron er einnehmen wird, und daß der Weg dorthin ein Kreuzesweg ist.

Du armes, edles Mutterherz, wie muß da in dir gekämpft haben die natürliche Liebe zum Sohne mit der höheren Erkenntniß seines Wesens und seines Zieles! Wie gerne hättest du ihn zur Flucht überredet, wie gerne hättest du zu Herodes' und Pilatus' Füßen gefleht um sein theures Leben, aber du hast stille deinen Gram, das Schwert in deiner Seele, getragen, du wußtest jetzt, was das göttliche **Muß** zu bedeuten hatte, daß dir einst unverständlich klang aus dem Munde des zwölfjährigen Knaben.

Nie hat eine Mutter solchen Schmerz erfahren, wie Maria unter dem Kreuze Jesu, denn es hat nie eine solchen Sohn gehabt. Ergreifend erklingt uns jenes lateinische Kirchenlied des Mittelalters:

> Stabat mater dolorosa
> Juxta crucem lacrymosa.
>
> An dem Kreuze, schmerzensbleich
> Steht die Mutter thränenreich.

Er aber, der am Kreuzesstamme blutet für die Sünde der Welt, vergißt unter seinen eigenen Qualen auch derer der Mutter nicht. „Weib, siehe, das ist dein Sohn," — damit legt er sie in die Arme des Jüngers, „den er lieb hatte." Bei Johannes, dem Sohne ihrer Schwester, der seinem Meister am nächsten gestanden, seine Blicke und Worte am schnellsten verstanden hatte, soll Marie ihre Heimath finden; mit ihm mag sie weinen, aber auch hoffen und warten der Offenbarung seiner Herrlichkeit.

Maria's Bild ist, wie es auch seiner Natur nach sein muß, das Lieblichste unter den Frauenbildern der Bibel. Die heilige Schrift giebt nun zwar nicht einen Schatten von Berechtigung, ihr göttliche Verehrung zu zollen, wohl aber, sie die herrlichste unter den Frauen, die edelste unter den Müttern zu nennen.

II. Die Mutter Johannes des Täufers.

Elisabeth bedeutet „Gottes Eid." In welcher Weise sie, eine Tochter Aarons, mit der Mutter Jesu verwandt war, ist uns nicht be-

kannt, obwohl die Verwandtschaft selbst nachdrücklich bezeugt wird. Ihre geistige Verwandtschaft mit Maria tritt jedoch deutlich hervor in der gleichen glaubensstarken und tief demüthigen Gesinnung, die letztere kennzeichnet.

Elisabeth war das Weib eines Priesters, des Zacharias, also die einzige jüdische Pfarrfrau, von der die Evangelien Kunde geben, und welch eine gute Kunde. Ihr, wie dem Zacharias, wird das hohe Lob gezollt: „Sie waren alle beide gerecht vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig."

Ihre Ehe ist viele Jahre hindurch eine kinderlose, und insbesondere für Elisabeth ist dies ein tief und schmerzlich empfundener Mangel. Um so inniger ist ihr Dank, als durch Gottes Boten den betagten Eheleuten ein Sohn verheißen wird, an dessen Namen und Wirksamkeit herrliche Verheißungen geknüpft werden.

Zacharias und Elisabeth erinnern uns auch hierin, wie durch ihren frommen Wandel, auf's Lebhafteste an Abraham und Sarah, nur daß bei dem alten Patriarchenpaar der Mann, hier aber das Weib, die Elisabeth, ihre Abrahams-Gerechtigkeit am deutlichsten zeigt durch „die gewisse Zuversicht, daß das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet."

Ein schönes Denkmal hat sich Elisabeth durch die liebevolle Aufnahme gesetzt, die sie der Mutter Jesu bereitete, als diese Aufenthalt suchte in ihrem Hause. Frohlockend und voll des heiligen Geistes, ruft ihr Elisabeth zu: „Woher kommt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Und, o selig bist du, daß du geglaubet hast, denn es wird vollendet werden, was dir gesagt ist von dem Herrn!"

Elisabeth's Seele weiß nichts von Neid. Ihr eigner Mutterstolz kann den prophetischen Blick nicht trüben, vermöge dessen sie Maria als die höher Begnadigte erkennt und derselben demüthig sich unterordnet.

Diesen hohen Geist weiß Elisabeth auch in das Herz ihres Sohnes einzupflanzen. Mit der edlen, neidlosen Gesinnung seiner Mutter blickt später Johannes der Täufer auf den zunehmenden Einfluß des Messias und sagt in Demuth: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Elisabeth wird kaum noch am Leben gewesen sein, als um der Laune eines Tyrannen willen ihres Sohnes Haupt fiel von Henkers Hand. Und sollte sie es noch erlebt haben, so wird ihr starker Glaube den Schmerz um seinen Tod nicht minder geheiligt haben, wie die Freude über seine Geburt.

III. Hanna, die Prophetin.

Ihr Charakterbild hat Paulus mit ein paar klaren, kräftigen Strichen gezeichnet, wenn er sagt: „Das ist eine rechte Wittwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht." Hannah, Phanuels Tochter, gehörte zu den Stillen im Lande, die ohne Unterlaß Herz und Hände ausstreckten nach der Erlösung Israels. Eine Prophetin wird sie genannt, nicht allein weil beim Anblick des Jesuskindes ihr Mund überströmt von geisterfüllten Worten, sondern weil auch früher schon der prophetische Geist in ihr mächtig war.

Wir lernen sie kennen zur Zeit der Geburt Jesu, eine Greisin von vierundachtzig Jahren, vielleicht seit einem halben Jahrhundert schon im Wittwenstande. Da mag sie manch' Stück Thränenbrod gegessen haben, denn das Wittwenloos war kein leichtes in Israel; aber sie hat sich zu dem gehalten, der die Elenden labt mit den Gütern seines Hauses.

Gottes Haus ist ihre liebste Heimath geworden. Dort empfindet sie seine Nähe am kräftigsten, dort fühlt sie sich geborgen in ihrer Wittwenschaft, dort kann sie am inbrünstigsten beten um den Anbruch der neuen Zeit, wo die Bürger zu Jerusalem einen freien, offenen Born haben sollen wider die Sünde und die Unreinheit.

Unter Beten und Warten ist sie ein altes Mütterlein geworden mit gebeugtem Rücken und weißem Haar, aber das Herz war jung und frisch geblieben in lebendiger Hoffnung. Und, o welch' selige Freude, als sie ihre Hoffnung noch erfüllt sieht, als sie das Kindlein Jesus im Tempel erblickt und ihr erleuchtetes Auge auf seiner Stirn die Worte liest: „Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst!" Wie jubelt ihr Herz, wie können die welken Lippen noch so beredt den Herrn preisen und zeugen von ihm zu allen, die auf die Erlösung zu Jerusalem warteten.

So ist Hanna selig heimgegangen, umleuchtet vom Morgenroth der neuen Gnadenzeit.

IV. Apostelmütter.

Nur zwei derselben sind in den Evangelien namhaft gemacht. Die eine heißt Maria und ist die Mutter Jakobus des Jüngern. Nur Weniges ist von ihr aufgezeichnet. Sie ist das Weib des Alphäus oder Kleophas, welche beiden Namen gleichbedeutend zu sein scheinen. Im Uebrigen ist uns nur bekannt, daß sie Jesum auf dem Wege nach Golgatha begleitet und an seinem Kreuze gestanden, eine Augenzeugin seines qualvollen Todes, wie nachher seiner glorreichen Auferstehung.

Dort am Kreuze steht noch eine andere Apostelmutter, Salome, das Weib des Zebedäus.

Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich annehmen, daß sie eine Schwester der Mutter Jesu war. Schon frühe hat sie Jesum erkannt als den Gesalbten Gottes, den Fürsten aus Davids Hause, ist seine begeisterte Jüngerin geworden, und während sie ihn auf seinen Wanderungen in Galliläa begleitet und mit andern gläubigen Frauen liebevoll für seine Bedürfnisse sorgt, träumt sie von der Herrlichkeit des messianischen Reiches, das Jesu errichten werde.

Gott hat ihr zwei edle Söhne geschenkt, Jakobus und Johannes, und voll mütterlichen Stolzes gewahrt sie, wie der Herr die beiden so lieb hat und in einem so innigen Verhältniß zu ihnen steht. Kühne Hoffnungen in Bezug auf die zukünftige Stellung ihrer Söhne werden dadurch in ihr geweckt, wozu noch der Umstand treten mag, daß sie in verkehrter, fleischlicher Weise die Verheißung auffaßt, die Jesus seinen Aposteln gegeben: „Wenn des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israels.“ So brechen denn die hochfliegenden Gedanken der Mutter einmal hervor in der feurigen Bitte: „Herr, laß diese meine zwei Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten und den andern zu deiner Linken.“

Es werden wenig Mütter sein, die sich versucht fühlen, um dieser Bitte willen einen Stein auf Salome zu werfen, aber verhehlen wollen wir uns nicht, daß hier ein Ehrgeiz sie treibt, von dem das Herz einer Elisabeth nichts gewußt hat. Wunderbar jedoch, wie auch in dieser übereilten Bitte ihr starker, unerschütterlicher Glaube an die einstige Herrlichkeit Jesu sich bebezeugt. Denn gerade, als der Herr mit unzweideutiger Bestimmtheit geweissagt hat von seiner Ueberantwortung in der Heiden Hände, seiner Geißelung und seinem blutigen Tode, „da“ fällt sie vor ihm nieder und bittet um die Ehrenstellen für ihre Söhne.

Ihre schönste Rechtfertigung aber ist die, daß sie in Glauben und Liebe Jesu Jüngerin bleibt, obwohl er ihren Söhnen den Leidenskelch und die Bluttaufe in Aussicht gestellt hat. Treu und unerschrocken hat sie den Herrn auch auf der letzten Wanderung, dem Kreuzeswege, begleitet. Noch einmal treffen wir sie, von ihrer Liebe getrieben, am leeren Grabe des Erlösers, wo sie das Freudenwort seiner siegreichen Auferstehung vernehmen darf. (Schluß folgt).

Eine Gerichtssitzung im Urwald.

Es war im Territorium Wyoming. Da wählten die weitumher zerstreuten Ansiedler Bob Dawson zu dem in Amerika so verantwortungsvollen Amte eines Friedensrichters; er hatte nie zuvor eine Stelle bekleidet, wohl aber hauste er seit vierzig Jahren in diesen Gegenden, hatte gejagt, dem Wilde Fallen gestellt, Indianer bekämpft, und fürchtete, wie er sich rühmte, den Teufel nicht, war aber doch ein redlicher Mann.

Zu dem brachten Squatters (Ansiedler) eines Tages einen jungen kräftigen Burschen, der seit längerer Zeit als Jäger in den Wäldern gehaust, gestern aber das Pferd eines Ansiedlers Nachts von der Weide weggestohlen hatte. Man hatte ihn verfolgt, gefangen und mit auf den Rücken gebundenen Händen stand er vor seinem Richter. Der Dieb war ganz in Hirschleder gekleidet; ein Haufen von Jägern, Trappern, Goldsuchern und Ansiedlern, Männer mit wilden verwegenen Gesichtern, standen oder saßen auf einem freien Platze unweit der Blockhütte des Friedensrichters.

Bob Dawson, der zuvor auf einem Baumstumpen gesessen hatte, erhob sich mit würdevoller Miene, nahm seine Bärenfellmütze ab und rief:

„Leute, der Gerichtshof ist versammelt und es kann losgehen. Also nur alle stille und anständig sein nach dem Gesetze. Hut ab!“

Alle Häupter entblößten sich dann und der Friedensrichter rief:

„Wo ist der ver.... Schuft?“

Drei Männer mit Springfieldbüchsen und Revolvern bewaffnet, traten vor und führten den Dieb, dem sie die Hände fest auf dem Rücken gebunden hatten, vor.

„Wie nennt man dich zu Hause?“ fragte Bob.

„Habe kein zu Hause,“ erwiderte der Gefangene mürrisch.

„Nicht? Na, welchen Namen hast du denn geführt, seit du die Staaten verließest?“

„Die Leute in den Bergen nennen mich den Tiger-Jim.“

„Nun denn, Tiger-Jim, du bist als Pferdedieb angeklagt, und ich denke, es muß etwas d'ran sein, sonst hätten dich die Jungens nicht gepackt. Weißt, so ein geschnörkeltes Verhör, wie im Städtlein Laramie oder in den Plätzen an der Bahn, nehmen wir keins vor. Wir ha-

ben weder Tinte, noch Feder, noch Papier und dergleichen Dummheiten. Wir machen's kurz und so gut, als wir können. Ich frage dich also im Namen des Gesetzes: Hast du den Gaul gestohlen?"

„Onkel Bob, es hilft mir doch nichts, wenn ich lügen wollte, ich will auch nicht, aber aufrichtig sagen, wie es zuging. Weißt ja, gestern Abend war in Wilskin's Wirthschaft in Müller's Schlucht großer Jux, und ich war auch dabei. Wilskin hatte aus Laramie ein Fäßchen guten alten Whiskey (Branntwein) mitgebracht, und als der Schnapps drinnen war, ward er Verstand draußen. Als das Tanzen vorüber war, wollte ich nach Bowies Blockhaus, wo ich mich die letzte Zeit aufgehalten habe.

Wie ich um den Wildkatzenhügel herumging, stößt mir der Gaul auf, den sie im Grase angepflockt hatten. Betrunken wie ich war, sitze ich auf und sprenge davon.

Ich weiß, daß dafür der Galgen meiner wartet, und ich gebe nichts darum. Ich bin doch zu nichts gut in der Welt, und wenn's mir nicht um meine Mutter in den Staaten drüben wär (hier mußte er inne halten und ein paar schwere Thränen rollten über sein verwettertes Gesicht), die niemals einschläft, ohne vorher zu Gott zu beten, daß er mich wieder zu ihr zurückbringe, dann wollte ich lachen über den Tod und euch helfen, das Seil mir um den Hals zu schlingen. Aber wenn ich an die alte treue Seele denke, dann werde ich schwach, wie ein angeschossenes Reh. Ich sage euch, Jungen, ich bin ein schlimmer Bursche geworden, seit ich in den Wäldern wohne, und die Welt wird nichts verlieren, wenn ich aus dem Wege bin.

Aber meine Mutter wird darunter leiden, das weiß ich, und ich bin ihr einziges Kind und habe ihr jede Unze Gold geschickt, die ich entbehren konnte, und sie damit erhalten. Sie ist immer lieb und gut mit mir gewesen, Gott segne sie dafür; es thut mir leid, daß ich nicht so gelebt habe, um mit ihr da oben zusammenzukommen. Burschen, will nicht einer von euch ihr schreiben — Tom Kirk weiß, wo sie wohnt — daß mich die Indianer gekriegt oder die Bären gefressen haben? Um Gottes Barmherzigkeit willen sagt ihr nicht, daß ich gehenkt worden sei, das wäre ihr plötzlicher Tod!

Aber ich will aufhören mit dem Geschwätz, sonst denkt ihr, ich sei ein feiger Kerl, und doch lebt Niemand, der Tiger-Jim erschrecken kann. Hängt mich auf, Jungens, so geschwind ihr wollt, ich bin fertig!"

Als er geendet hatte, war's kirchenstill im Walde; in manchen Augen der harten Männer glänzte es feucht; denn der Name Mutter hat gar einen wundersamen Klang, besonders draußen in der Wildniß.

Endlich fuhr Vater Bob, der Friedensrichter, mit der schwieligen Hand über die Augen und sagte mit etwas unsicherer Stimme:

„Jim, du wirst einen Eid nicht brechen, gelt?"

„Nein, Friedensrichter, nicht für Freund oder Feind. Es giebt keinen Menschen in den Wäldern, der sagen könnte, daß Jim ihm das Wort gebrochen hätte. Ich bin ein Thunichtgut, aber wenn ich etwas sage, so kannst du deinen letzten Dollar d'rauf wetten, daß es so ist."

Nun, Jim, das Hängen hast du verdient, darüber ist kein Zweifel. Aber ich komme nicht über das weg, was du von deiner Mutter gesagt hast. Ich glaube, die alte Frau hat ihr ganzes Herz d'ran gesetzt, dich wieder zu haben und schaut sich die Augen müde nach ihrem Kind. Ich habe selber eine Mutter, und ob ich sie gleich seit fünfzig Jahren nicht mehr gesehen, so steht doch ihr Bild fest in dieser meiner Seele, und es spricht ein Wort für deine Mutter, Jim! Es ist eine böse Geschichte, Tiger, solltest eigentlich baumeln; aber wart, will's anders machen. Jack, schneide ihm die Stricke durch, daß er seine Hände frei hat! So, jetzt ist's recht. Jetzt, Tiger, hebe die rechte Hand auf, und wenn du jemals in diesem Leben keinen heiligen Eid geschworen hast, so schwörst du ihn jetzt. Gelobest du beim großen Gott, bei deiner alten Mutter, daß, wenn dich dieser Gerichtshof frei läßt, du auf der Stelle nach den Staaten zurückkehren willst und heim zu deiner Mutter, und daß du sie ehren und ihr Gutes thun willst bis zu ihrer letzten Stunde? Schwörst du solches vor mir und vor diesem Gerichtshof?"

„Ja, Richter, ich schwöre es, und da hast du meine Hand darauf! Da hast du sie! Ich verspreche es und mache mich sogleich auf den Weg!"

„Dann bist du entlassen, und die Jungens sollen dir deine Sachen auf die Station schaffen helfen. Aber höre, Tiger, läßt du dich wieder hier blicken, dann geth's auf den Baum! — Leute, das Gericht ist zu Ende, und der Gefangene ist frei!"

Und der riesenhafte Lomanche Bill, der eines Hauptes länger war, als alle seine Kameraden und sich zu hinterst gestellt hatte, um alles besser sehen und hören zu können, zog seinen Revolver hervor und rief: „Amen! Und der Schuft, der sagt, daß Bobs Urtheil nicht recht ist, hat's mit mir auszufechten, gleich hier auf der Stelle!"

Am folgenden Morgen, als der Zug der Pacific-Bahn bei der Station Laramie ankam, erblickten die Passagiere eine Anzahl von Bergleuten, Jägern, Bauern, die einem in Hirsch-

fellkleidern bereitstehenden Manne händeschüttelnd Lebewohl sagten, und als der Zug sich in Bewegung setzte, drei Hoch auf die „Mutter" ausbrachten und dabei die Hüte schwenkten.

Als aber die Wagen an Fort Saunders vorbeisausten und die steile Höhe der schwarzen Berge erklommen hatten, blickte Tiger-Jim nach den fernen Bergspitzen im Schneegewande und rief: „Es ist schade, daß ich euch verlassen muß, aber jetzt heißt's: den Strick als Halstuch, oder fort! Und bei Gott, mein Versprechen will ich halten, als ob es von Gußstahl wäre, und wenn's ans Leben ginge."

Und der blitzschnelle Zug, der einen verlorenen Sohn in die Arme seiner Mutter führte, sauste dem fernen Osten zu durch den Urwald und die Prärie.

Die Mutter aber hat's erfahren: Gott hört und sieht noch die Thränen einer Mutter, wie er die Thränen Hagars in der Wüste zu Bersaba sah!

Charakter.

Von W. Schuldt.

Der Charakter eines Menschen ist wohl zu unterscheiden von seiner Naturanlage und Temperament. Diese sind eine Bestimmtheit seines Wesens, mit welcher er in die Welt tritt ohne sein Vorwissen und Wollen. Der Charakter dagegen schließt eine freie, selbstbewußte Thätigkeit in sich und ist das Werk der eigenen, freien Selbstbestimmung.

Die Naturanlagen sind sehr verschieden. Kaum wohl, daß unter den vierzehnhundert Millionen der jetzt lebenden Menschen zwei ganz gleiche gefunden werden könnten. Mannigfaltigkeit in der Natur- und Geisterwelt ist der ausgeprägte Gedanke Gottes, der uns allüberall entgegentritt. Und es ist ja einleuchtend, daß jede Naturanlage ihre eigene, bestimmte Tendenz haben muß, die sich in jeder Form und Weise Geltung zu schaffen sucht.

Darum sind des Einen Gedanken philosophisch und schwerfällig, des Andern verständlich und praktisch: wirft sich dieser mit Macht auf die Wissenschaft, jener auf ein mehr praktisches Gebiet; baut hier Jemand Maschinen und dort ein Anderer lieber den Acker. Raphael und Goethe—jeder ein Genius, jenem brachte Meißel und Pinsel, diesem die Feder unsterblichen Ruhm.

Nicht minder als die Erkenntnißanlagen sind auch die Temperamente verschieden. Wem wäre er nicht schon begegnet, der leicht bewegliche, schnell erregbare Mann, der alles Mögliche unternimmt, doch kaum was Rechtes vollendet und jener Andere, der in allen Stücken gerade das Gegentheil bekundet? Schwer beweglich und äußeren Eindrücken kaum zugänglich, geht der Phlegmatiker seines Wegs. Doch bewundere die Geduld und Ausdauer, die der Mann an den Tag legt, wenn er was begonnen hat. Wie rasch und energisch in allen Handlungen, doch leider das Maß der Mäßigung gern überschreitend, tritt der Choleriker auf! Aber dort—ach wie trübselig, in tiefen Gedanken versunken, sitzt sein melancholischer Bruder.

Gut, daß Gott höchst selten blos einer Richtung die Herrschaft gegeben hat, denn gewöhnlich sind die Temperamente in stärkerem oder schwächerem Grade alle vereinigt vorhanden, doch so, daß das Eine das Andere an Stärke übertrifft.

Mit solchen und andern Anlagen, welche auf sein Leben und seinen Charakter einen großen Einfluß ausüben, betritt der Mensch die Bahn des Lebens und hat bei allen sonstigen Verirrungen wenigstens den berechtigten Trost, daß ihn seiner individuellen Natureigenheit wegen Niemand zur Verantwortung ziehen kann. Der Mensch ist nicht verantwortlich, daß er solche und nicht andere Anlagen hat, wohl aber dafür, wie er dieselben gebraucht und ausgebildet—zu welchem Charakter er sich entwickelt hat.

Nun aber üben auch die Umstände und Verhältnisse, unter denen das Leben beginnt und fortgeht, einen starken Einfluß auf den werdenden Charakter aus, sind Zeit, Ort, Unterricht und tausend andere Dinge ein mächtiger Faktor in dem Bildungsprozeß zu einer ausgeprägten Eigenheit, ihren Stempel aufzudrücken. Wir sagen, es sei ein Wunder, wenn ein Kind heruntergekommener Eltern in den gesunkensten Theilen einer Weltstadt sich einigermaßen gut entwickelt, wenn der Sohn lasterhafter Eltern die Wege der Tugend und Frömmigkeit wählt—ein Beweis, daß die auf das Geistesleben des Kindes von außen einwirkenden Einflüsse von unberechenbarer Bedeutung und Wichtigkeit sind.

Damit wären die etwaigen Hauptpunkte angeführt, welche jedem Menschen als etwas Ueberkommenes, schlechthin Gegebenes von Anfang an zu Gebote stehen, mit welchen er nun, sofern sie seiner sittlichen Entwicklung entgegen sind, den Kampf beginnen soll, um der freien Selbstbestimmung siegreich zu Recht und Ehren zu helfen.

Noch sei bemerkt, daß bei allen sonstigen Verschiedenheiten alle Menschen sich doch gleich bleiben in zweierlei Hinsicht: das Eine ist die von Gott ab- und der Welt und Sünde zugekehrte Natur, welche auch den glücklichst Veranlagten aus seinem Centralverhältniß zu Gott herausgerissen und irre geleitet hat. Das Andere ist die gleiche Berechtigung auf göttliche Hülfe durch den heiligen Geist zur völligen Erneuerung in das Ebenbild Gottes, welches dem Charakter erst die wahre Weihe gibt und das Siegel des göttlichen Wohlgefallens verleiht.

Nun verhalten sich aber die göttliche Gnade, die gegebenen Verhältnisse und die besonderen Tendenzen der Naturanlagen nicht so zu dem Menschen, daß sie ihn zu ihrem Charakter machen. So wäre der Mensch blos leidendes Objekt innerlich und äußerlich wirkender Kräfte, die ihn zu dem, was er ist, mit Nothwendigkeit gestaltet hätten.

Nein, der eigene Wille hat da auch ein Wort mit d'rein zu reden. Der Mensch ist ein freies, sich selbst bestimmendes Wesen. Er braucht den Stimmungen seiner Naturtriebe nicht Folge leisten, noch sich den äußeren Einflüssen bedingungslos unterwerfen, sondern er kann, Kraft seiner anerschaffenen Freiheit den Ein-



flüssen Widerstand leisten und sich selbst befehlen, bestimmen und setzen. Frei ist der Mensch erschaffen, und die Freiheit ist seine Krone, die ihn zum König macht auf Erden.

Aber welcher wachsamen Aufsicht über sich selbst bedarf es, in den tausendfältigen Bethätigungen unseres Geistes, den Willen stets in Spannkraft zu erhalten, damit er nie das Opfer einer Laune in den Wechselfällen des Lebens werde. Wie wechselhaft sind die Gefühle, wie überraschend oft das geheimnißvolle Spiel der Phantasie, wie geschwind drängt ein Gedanke den andern und wie veränderlich, oft tückisch ist das Geschick, das unser Lebensschiff hin und her wirft! Da immer selbst Herr zu bleiben und aus dem eigenen Ich, dem Centrum des Lebens heraus mit königlicher Strenge über sich selbst und den Verhältnissen zu herrschen — das zeigt den Charakter.

Dieser ist natürlich nicht das Werk eines Tages, sondern Sache längerer Entwickelung. Beim Knaben gar nicht, beim Jüngling selten, kann von einem ausgebildeten Charakter die Rede sein. Nicht, bis der Jüngling zum Mann gereift und seine Naturtriebe unter die Zucht des Willens gebracht, bis er durch mancherlei Schwankungen sich hindurch gearbeitet hat, wird sein Charakter Bestimmtheit und Festigkeit erhalten.

Bis dahin aber geht die Bildung des Charakters langsam ihren Weg. Er ist wie ein Gewebe aus vielen Fäden gewoben. Jede Kraft in uns ist eine Spinnerin, die jeden Tag ihre Fäden spinnt. Unsere Seele, die immer thätig ist, nie ruht, bringt Millionen solcher Fäden hervor, und unser Charakter wird gebildet durch das Zusammenweben dieser zahllosen Fäden des täglichen Lebens.

Mensch, hab' Acht auf das, was du zusammenwebst, denn dieses Gewebe bist du selbst. Hab' Acht genau auf die einzelnen Fädchen, aus welchem das Ganze zusammengesetzt wird — auf die tief im Verborgenen deines Seelenslebens vorsichgehenden Regungen deines Willens, der Triebe, der Gedanken, der Wünsche, die dort entstehen, auf das geheimnißvolle Spielen deiner Phantasie mit ihren Bildern und Bildchen, die vor das Auge deiner Seele treten, auf alle deine Worte und jede Handlung habe Acht, denn die Summe von diesem—bist du, das ist dein Charakter.

Wie Tropfen um Tropfen in kalter Winternacht den Eiszapfen bildet, so schließt die ganze Menge aller Thätigkeiten unserer Seele sich allmählich fest zusammen, das Summa Summarum ist—unser Charakter. Wie helle funkelt jenes Gebilde von Eis, wenn jedes Tröpflein, das ihn bilden half, rein und ohne Flecken floß, so glänzt auch ein Charakter, wenn der Fluß der Seele unbefleckt aus seiner Quelle kam. Aber wie ein Eiszapfen dunkel aussieht, wenn das zufließende Wasser, das ihn bildete, schmutzig war, so ist auch ein schmutziger Charakter nichts als der faule Zusammenfluß eines unreinen Innern.

Aber immerhin ist auch der schmutzige oder schlechte Charakter noch Charakter und unterscheidet sich darum wohl von dem Charakterlosen.

Nach Luthhart ist der Charakter die bestimmte, ausgeprägte Selbstgleichheit im Wollen und Handeln.

Der böse Charakter kann offenbar diese Selbstgleichheit für sich in Anspruch nehmen. Er will das Böse und thut es: „Er vollführt, was er auch unternommen." Richard III. sagte: „Ich bin gewillt ein Bösewicht zu werden," und noch in diesem fürchterlichen Entschluß ist die Achtung gebietende Macht der freien Selbstbestimmung nicht ganz erloschen. Richard III. ist noch Charakter. Er schafft noch durch freie Selbstthat seine eigene Persönlichkeit.

Dagegen erscheint charakterlos, wer in seinen Handlungen sich den inneren Stimmungen und den äußeren Verhältnissen preisgibt. Hier hat der Wille die Oberherrlichkeit eingebüßt und ist zum Knecht der Gefühle und äußeren Verhältnisse herabgesunken. Wie oft begegnen wir Menschen, deren intellecktuelle Fähigkeiten hervorragender Art sind und die demzufolge Großes leisten könnten in der Welt; aber leider oft fehlt dem schönen Talent die Zucht eines guten und erstarkten Willens, und darum fließt so ziel- und zwecklos das Leben unbenützt vorüber.

Dagegen sind's nicht selten die mittelmäßigen Talente, die oft Großes vollbringen, weil ein eiserner Wille das Scepter führte. Es meine ja freilich Niemand, er könne, weil er zähe Willenskraft besitze, darum schon ein Gelehrter werden. Wer sich besser auf's Holzspalten, als auf genaues und tiefes Denken versteht, dem mag es immerhin besser frommen, den Hinterwald zu lichten, als vergeblich nach Wissenschaft zu ringen.

Doch was Begabung, Stellung und Beruf auch sei —ein guter Mensch kann jeder mit Gottes Hülfe sein und in der angewiesenen Berufssphäre sich nützlich machen. Auch der unscheinbarste Beruf bietet Raum für alle Tugenden. Jeder Krämer kann wahrhaftig, redlich und ehrlich sein. Was kann ein Großhändler mehr? — Der Tagelöhner kann in seinen Grundsätzen so fest, in seiner Ueberzeugung so treu, in seiner Standhaftigkeit so undurchbrechbar und in seinem Charakter so vollkommen sein, wie der größte Genius, den die Welt je gesehen hat.

Feste, unbezwingbare Charaktere braucht diese Welt wohl mehr als sonst was. Welche gewaltige Niederlagen müßte der Unglaube erfahren, wenn Gottes Volk, nach des Apostels Mahnung, fest und unbeweglich wäre? Wie würde der Macht des Verderbens gesteuert und der wogenden Hochfluth der Sünde ein Ziel gesetzt, wenn's bei allen Christen auf Erden zur festen Ueberzeugungstreue im Dienste Gottes gekommen wäre, und es mit dem Tändeln und Liebäugeln der Sünde—mit der Weichlichkeit ein Ende hätte.

Wer wird erben?

Vorsichtig trugen die Männer den photographischen Apparat aus dem Zimmer, leise und schnell wurden die Doppelthüren hinter den sich Entfernenden geschlossen. Unter Führung des Dieners gelangten der Photograph und sein Gehülfe die niedrige, teppichbelegte Treppe hinunter, lautlos öffneten sich die Flügel der Hausthür, und nachdem der Pförtner, den Finger auf den Mund haltend, nochmaliges Schweigen empfohlen, gingen beide Männer, noch unter dem Banne dieses Gebots, hundert Schritte weiter, setzten dann aber den Apparat nieder, und der Aeltere nahm aufathmend auf einer Ruhebank unter den Platanen Platz.

„Und du, Bertrand, mit deinen gesunden Armen und Füßen hast neulich Tage lang gemault darüber, daß du zum Winzerfest keinen neuen

Rock hattest, meintest damals es verlohne sich nicht weiter zu leben, wenn immer der Beutel kleiner als die Wünsche seien! Was sagst du nun?"

„Ach, Herr," antwortete stockend der Gehülfe, „nun sage ich es nie, nie wieder, Ihr könnt mir's glauben, nun bin ich für immer kurirt; das weiß ich ganz gewiß; — ach, das war ja schrecklich, ach, der arme junge Mann, ich dachte immer, er würde uns unter den Händen sterben; nein, wirklich Herr, das vergesse ich mein Lebtag nicht."

Dies Gespräch wurde vor einigen Tagen in der Schweiz am schönen Genfer See geführt, und in der Villa, aus der die beiden Photographen gekommen, war wirklich herzzerreißender Jammer inmitten des glänzendsten Reichthums.

Ein junger Amerikaner war, in Begleitung von Mutter, Schwester und zwei Aerzten vor einiger Zeit dort eingetroffen, um in der milden, weichen Luft weiter leben zu können. Daß es für dieses Jünglings Krankheit keine Heilung mehr gäbe, das wußten die Aerzte wohl, denn für die galoppirende Schwindsucht, die der Patient im höchsten Grade hatte, war keine Genesung mehr zu hoffen. Aber sterben durfte er nicht, wenigstens nicht, ehe sein achtzehnter Geburtstag vorüber ist, denn er ist ja der Erbe einer Million Dollars, die ihm zufallen wird nach Vollendung seines achtzehnten Lebensjahres; — er selbst wird sich nie an dem Golde erfreuen können, aber seiner Mutter und Schwester soll der Reichthum erhalten bleiben. Deshalb hat er die weite See- und Landreise von Amerika nach dem Genfer See trotz seiner Schwäche unternehmen müssen, und deshalb sind fortwährend zwei Aerzte neben dem Leidenden, die jeden seiner Schritte, ja jeden Athemzug überwachen; sie hoffen mit ihrer Kunst sein kostbares Leben bis zu dem erforderlichen Tage verlängern zu können.

Stirbt aber der junge Mann vorher, dann fällt das Geld einer anderen Familie zu, die schon jetzt Tag und Nacht keinen anderen Gedanken bewegt als die Frage: „Werden wir das Geld bekommen?" Aber sie läßt es nicht beim bloßen Denken, nein, sie arbeitet schon für ihren Zweck, denn—sie hat nicht weniger als vier Aerzte von Amerika geschickt, die beobachten sollen, ob der Kranke noch lebt, wirklich lebt, oder ob die feindliche Partei mit ihren zwei Aerzten vielleicht die Wahrheit verhehlt.

So spioniren denn die vier Aerzte um das Sterbelager des jungen Amerikaners und lassen mit ihren Fragen und Vermuthungen Niemand von der Dienerschaft des Hauses unbehelligt, Tag für Tag, schicken sie Depeschen mit tröstlichen Nachrichten nach Amerika.

Einige Tage vor dem oben erzählten Gespräch hatten zwei Aerzte den wachsbleichen Jüngling auf einem Ruhebett in der Nähe der Balkonthür liegen sehen, regungslos hatte sein Haupt länger als eine Stunde auf den Kissen geruht, da war es ihnen zur Gewißheit geworden: er ist schon todt—und flugs eilten sie zum Telegraphenamt und sandten die Todesnachricht nach Amerika ab.

Aber sie hatten falsch gerechnet; als sie bei ihren Kollegen in der Villa anfragten, da sagten ihnen diese: ja, gestern habe der junge Mann in der Mittagsstunde lange und erquicklich geschlummert; und dann ließen sie die feindlichen Aerzte zuhören, wie der Kranke im Nebenzimmer leise mit seiner Mutter sprach.

Aber das glaubten die vier Aerzte nicht, und sie drangen darauf, daß der junge Mann in Gegenwart von Zeugen müsse photographirt werden. Trotz des Sträubens der zwei Aerzte, die mit Recht eine große Gefahr für ihren Kranken in der Aufregung sahen, mußte es dennoch gethan werden; und eben war es geschehen, — welche Wirkung es auf den Gehülfen des Photographen gehabt, das haben wir gehört.

Welche Wirkung aber hat diese Geschichte auf uns? Ich meine diese: O freu' dich, daß dir Gott Gesundheit hat gegeben.

Mit Sorge und Zittern schaffe dir nur das ewige Leben!

Die Hausfrau auf der Missionsstation in Ostindien.

Von C. van S.

Wohl nirgends ist eine gute Aufsicht im Haushalt nöthiger, als in den heißen Zonen. Man ist dort genöthigt, der Gesundheit wegen so Manches zu thun und einzurichten, woran eine deutsche Hausfrau nie zu denken hat. Ohne Anmeldung kommt viel Logierbesuch, man läuft zu dem Vorrathsraume, wo auf erhöhten, freien Gestellen die Zelte lagern, welche für Reisefälle und für Gäste vorräthig sind. Da haben denn oft die Ratten und Mäuse arge Beschädigungen angerichtet, und der muhamedanische oder christliche Schneider, wenn man sich letzteren heranbilden konnte, hat erst zu flicken und zu erneuern.

Wehe der Hausfrau, wenn sie keine treue und zuverlässige Hülfe hat, der sie zu Zeiten auch den Schlüsselkorb anvertrauen kann! Hat sie diese nicht, so geht alles drunter und drüber. Ich war in der glücklichen Lage, mir ein christliches Waisenmädchen aus unseren Kindern, die wir als Missionsleute in Pflege und Erziehung hatten, anzulernen; sie hieß Judith und war uns eine große Stütze bei Krankheiten und vieler Arbeit.

Am frühen Morgen summt der Kessel bei kühlem Wetter auf der Veranda des Hauses; der Koch, ohne den es in Ostindien der großen Hitze wegen nicht geht, hat den Theetisch zurecht gemacht. Die kleinen Wai-

senkinder haben nach der Morgenandacht ihre blechernen Milchschüsseln in die Nähe des Tisches gesetzt, und der Milchmann hat seine Kuh in den Missionshof getrieben, um sie vor den Augen der Frau des Hauses zu melken. Läßt man ihn sein eigenes Geschirr dazu nehmen, so ist dieses nicht ausgewaschen, sondern auf Kohlen ausgebrannt. Deshalb muß man, um wohlschmeckende Milch zu erhalten, ihm ein eigenes, auf europäische Art gereinigtes Gefäß geben. Manche Milchhändler verbergen auch Wasser unten in ihren Melktöpfen und übervortheilen somit die Käufer.

Zur rechten Zeit kommt man nun an den Theetisch und bringt den Thee mit, läßt den Koch den Theetopf ausspülen, daß er heiß wird und bereitet selbst das erfrischende Getränk. Kaffee trinkt man nur in der kältesten Zeit, vom Oktober bis zum Januar, und er bekommt selten gut; er erregt Hitze im Magen.

Dann kommen die kleinen und schwächlichen Pflegekinder, sie wohnen nahebei in eigenen Häusern und Höfen auf dem Missionsanwesen und verzehren dankbar ihr Morgensüppchen aus Milch und Weizenbrod, welches letztere auf eisernen, flachen Platten von den größeren Waisenmädchen gebacken wird. Auch das Mehl wird eigenhändig gemahlen. Die anderen Kinder bekommen geröstete Körner, Chunscha (sprich Chunscha) genannt. Diese werden auf heißem Sande in großen, flachen Thongeschirren auf dem Markte von den Eingeborenen geröstet und billig verkauft; sie sind gesund und riechen sehr aromatisch und kräftig. Meine drei Kinder aßen diese Speise leidenschaftlich gern; Reis Mais Chunt, ein in Europa noch nicht eingeführtes Getreide, werden so gegessen.

Wenn nun die kleinen Kinder mit Salám, Dank, abgezogen sind, so setzt sich die deutsche Familie an den Theetisch. Der Koch hat für sie Weisbrod auf Holzkohlen geröstet, die Schnitte werden mit einer Gabel darüber gehalten und gedreht. Es ist solches Brod, in der englischen Sprache dost genannt, gesünder als ungeröstetes; die Palmbaum-Hefe, von dem Safte der Dattelpalme gewonnen, durchsäuert den Teig nicht genügend, und deshalb ist das Brod nicht immer gar gebacken. In Zinnkästen, in denen englische Biskuits waren, welche viel nach Indien an Händler geschickt werden, wird das Weizenbrod von muhamedanischen Bäckern gebacken und in europäische Häuser geliefert; Engländer oder höhere Beamte haben auch selbst Bäcker als Diener und lassen jeden Tag frisches Brod backen, wie es auch in Amerika häufig der Fall ist.

Es ist ganz interessant zu sehen, wie die Palmbaum-Hefe gewonnen wird. Besonders im Frühjahr, ja ich glaube das ganze Jahr hindurch, hat der Dattelpalmbaum sehr viel Saft. Sein Holz brennt, ungetrocknet, bläulich; ein Zeichen, daß der Saft viel Alkohol enthält. Die Hindus zapfen denselben ab, indem sie oben unter der Blätterkrone zwei tiefe Einschnitte mit dem Beil machen und Töpfe anhängen, damit der vom Baume einfließende Saft diese fülle. Jeden Morgen und Abend steigt der Darpor (Abzapfer), einen Strick um die Beine geschlungen, mit dem Rufe "Darpor ate hain", auf Deutsch: „der Palmmann kommt," auf den Baum, um die vollen Gefäße herabzunehmen und wieder neue, leere, zu befestigen. Er ruft zu dem Zweck, damit die muhamedanischen Frauen in die Häuser gehen, weil sie noch im Parda, hinter dem Vorhang, leben. Würde er nicht rufen, so dürfte er in keinen Hof mehr kommen, denn die Muhamedaner sind sehr gestrenge, eifersüchtige Eheherren.

Wenn nun dieser Palmsaft, Dári genannt, gährt, so giebt es Essig, Branntwein und Hefe. Auch durstige Krähen lieben diesen Saft, und man sieht oft viele um die gefüllten Töpfe sitzen und trinken. Die Leute, welche dies Gewerbe betreiben, sind sozusagen Branntweinbrenner. Leider kennen die Hindus auch diesen berauschenden Trank und holen sich oft ganze Töpfe voll davon nach Hause. Er ist spottbillig und leicht zu haben, denn der Palmbaum wächst überall wild. Auf allen freien Plätzen stehen viele dieser hohen und schönen Bäume beisammen.

Die Arbeiten am frühen Morgen sind in einem ostindischen Haushalte sehr verschieden; man eilt, vor der eintretenden Hitze fertig zu werden. Die Hühner und das Geflügel werden gefüttert und die Eierlegenden davon eingesperrt. Würde man sie laufen lassen, so wären die Eier eine Beute der Krähen, welche auf den Bäumen lauernd, den guten Fraß ahnen und oft genug die Truthennen- und Perlhühner-Eier rauben. Diese scheuen Thiere läßt man im Freien legen, sie gewöhnen sich schwer an das Eingeschlossensein; nur des Nachts müssen sie der herumstreichenden Schakale wegen in den Hühnerhäusern bleiben. Man muß diese legenden Hennen beobachten und ihr Nest suchen; man legt dann statt ihres Eies ein Gips- oder Porzellan-Ei in das Nest, damit sie es nicht verlassen.

Oft hat man die Freude, ein volles Nest zu entdecken; aber meist findet man die Hühnermutter verwundet. Wenn sie brütet, bleibt sie sitzen, und die Schakale wittern und überfallen sie. Sie wehrt sich sehr; eine Truthenne fanden wir einst mit stark hängenden Flügeln sehr früh am Morgen auf der Veranda stehen, sie sah krank aus. Wir untersuchten sie und fanden ein handgroßes Stück Fleisch unter einem ihrer Flügel herausgerissen. Ich vermuthete sogleich, ein wildes Thier habe sie Nachts auf dem Neste überfallen.

Ich ließ suchen, und einer unserer schwarzen Waisenknaben fand hinter unserm Kochhause das Nest mit 16 Eiern, sie waren noch warm und wurden von drei Hühnern ausgebrütet. Mit Kurkume, einem gelben Färbestoff, den unser Koch auf dem Reibstein mit Wasser zerrieb, wurde die Wunde der Truthenne täglich bestrichen, sie wurde gut gefüttert und geheilt. Kurkume ist ein sehr gutes Mittel bei Wunden; die Hindus benutzen diese Wurzel auch für Kuren an sich selbst.

In den Jahren 1857 und 1858 wüthete ein schrecklicher Aufruhr in Indien; durch eingeborne, kleine Fürsten angeregt, breitete er sich weit aus, viele Regimenter eingeborner Soldaten versagten den englischen Offizieren den Gehorsam, das Land war überschwemmt von Feinden. Man wird sich der Greuel erinnern, die bei Cownpore stattfanden; ein großer, leerer Ziehbrunnen war mit zerstückelten Leichen von Europäern, Frauen und Kindern, angefüllt. Das Blut floß darüber hinaus. Die Missionäre mußten alle Christen auf Schiffen gegen Kalkutta zu flüchten. Fast zwei Jahre währte diese Noth. Darum ist die englische Regierung vorsichtig und geht langsam mit der Civilisation des herrlichen Landes vor.

Nun zu den Hausarbeiten zurück. Die Kinder wollen gebadet, der Garten beschaut und Anordnungen getroffen sein. Die Aya, Hülfe bei den Kindern bereitet das Badewasser in einem ausgehöhlten, großen, runden Baumstamm vor. Der Oelpresser hat das Holz dadurch wasserdicht gemacht, daß er die Katauta, das Holzgefäß, vier Wochen zu seinem Gewerbe gebraucht hat. So, mit Oel durchzogen, hält es die Hitze aus, springt nicht und ist dicht. Die kleinen Strampler erfreuen sich im Wasser, dem man etwas warmes zusetzt, da die tropische Hitze sehr empfindlich gegen Kälte macht und die tiefen, gemauerten Ziehbrunnen, woraus der Wasserträger das Wasser im ge-

gerbten Büffelfell holt, kaltes, oft sehr kaltes Naß enthalten.

Ist die Mutter nicht beim Baden gegenwärtig, so kommt es vor, daß ein Kind das Hemd an Stelle der Schürze trägt. Die indischen Frauen lernen schwer unsere Kleidung unterscheiden, da sie nur ein langes, ungenähtes Stück Zeug um Kopf, Brust und Körper tragen. Uebrigens sind sie, wenn besseren Charakters, oft recht treu und liebevoll gegen die Kinder; besonders die Kinder der Europäer lieben sie sehr; es gibt aber auch sehr böse Frauen unter den Dienenden.

Wir hatten einst eine, welche um mehr Ruhe zu haben, unserm zahnenden Kinde Opium zum Schlafen gab. Hätte mir nicht Gott geholfen, dies zu entdecken, so hätte sie mein kleines Mädchen gewiß getödtet, denn fast drei Tage schlief das Kind ununterbrochen, ohne einmal aufzuwachen.

Es ist in allem große Vorsicht nöthig. Gott, der Herr, hat uns in Gnaden sehr oft bewahrt, denn Skorpione, Schlangen und allerlei gefährliches, kleines und großes Gethier umgibt das Haus und ist in der Nähe der Menschen. Viele Giftfliegen stechen; die schwarzen Ameisen sind groß und bissig, ihr Biß hinterläßt eine Narbe.

Um 11½ Uhr ist gewöhnlich das zweite Frühstück. Das Abendbrod findet um 7 Uhr Abends nach vollbrachter Tagesarbeit statt. Reis, Curry, eine mit starkem Gewürz gekochte Fleischspeise von Ziegen- oder Schaffleisch, auch Hühnern, recht schmackhaft zubereitet, nebst Thee, Eiern und Brod, erquickt den heimgekehrten Missionar; man muß einige Speisen haben, um die Eßlust zu reizen, die Hitze nimmt den Appetit oft ganz weg und das Sprechen zu der Masse der Heiden bei den Straßenpredigten greift sehr an.

Die Muhamedaner streiten oft gewaltig, und der Missionar hat viele Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit nöthig, um sie zum Schweigen zu bringen und ihre Ansichten aus Gottes Wort zu widerlegen. Einige Ruhezeit wird gegen Mittag allen gewährt; Groß und Klein sucht bei verschlossenen Thüren zu schlafen und zu ruhen, bis um 2 Uhr die Arbeitsglocke läutet und die Kinder zur Schule und Näharbeit ruft, auch stellen sich Lernende und zu Unterrichtende ein; ferner besuchende Engländer, die die Missionsarbeit lieben und Antheil an mancher Einrichtung nehmen; ein stilles Zimmer nimmt diese bei dem Missionar auf. Abends geht es wieder in die Heidenschulen oder zum Predigen. So geht der Tag schnell dahin, die Vielseitigkeit der Arbeit hilft über die Lasten und manche Verlegenheiten hinweg.

Aber die Liebe zum Werk muß groß und wahr sein, sonst schwindet der Muth, denn es gibt viel Schweres in heißen Ländern zu erdulden.

Eine Viertelstunde zu spät.

Von Fr. Br.

In einer französischen Festung war über einen jungen Offizier das Todesurtheil gesprochen worden, weil derselbe über eine Beleidigung, welche nicht ihm, sondern einem Freunde widerfahren, dem General gegenüber seine Mißbilligung ausgesprochen und endlich in der Erregung die Hand an den Degen gelegt hatte.

Der Jüngling war das einzige Kind einer Wittwe und sie war gekommen, dem Sohn das letzte Lebewohl zu sagen. Noch blieb eine Hoffnung übrig. Der Kriegsminister war ein Freund vom Vater des Verurtheilten gewesen,—gedachte er vielleicht noch des Jugendfreundes? Und war er nicht vielleicht bereit, um des Vaters willen etwas für den Sohn zu thun? Hatte nicht die Tochter des jetzigen Ministers früher manche Woche auf dem Schloß des Mannes zugebracht, dessen Sohn jetzt zum Tod verurtheilt war?

Als hätte sie Flügel, eilte die Mutter von dannen. Von Station zu Station hatte ihr ein Freund des Sohnes für bereite Postpferde gesorgt, denn Eisenbahnen und Telegraphen gab es damals noch nicht. Endlich fuhr ihr Wagen vor dem Palast an, in welchem der Kriegsminister wohnte. Die Wittwe eilte die Marmortreppen hinan und bat die Beamten und Wachen, ihr Audienz beim Kriegsminister zu verschaffen. Vergebens. Seine Excellenz hatte befohlen Niemand vorzulassen. Händeringend frug die unglückliche Frau, wann sie empfangen werden könne. Der Kammerdiener erwiderte achselzuckend, möglich sei, daß eine oder zwei Minuten bleiben zwischen der jetzigen Amtshandlung und der Audienz, zu welcher sein Herr beim König beschieden sei.

„Aber die Tochter des Ministers — ist sie im Palast, daß ich zu ihr eilen kann —?“ schluchzte die Frau.

„Ob das gnädige Fräulein Besuche annimmt, ist mir zweifelhaft,“ entgegnete der Kammerdiener, „bis jetzt wurden gestern und heute alle abgewiesen.“

Die gleiche Antwort gaben die Bedienten des Fräuleins, nur einer gab sich die Mühe zur Kammerjungfer zu gehen und diese kam mitleidig, versicherte aber, ihre Herrin schlafe jetzt und sie riskire ihren Dienst, wenn sie ungerufen eintrete.

Verzweifelnd bat die Wittwe um Papier und Feder, um wenigstens schriftlich ihre heißen Bitten vorzubringen und übergab den Brief der Zofe, welche versprach, ihn möglichst bald zu übergeben.

Während die unglückliche Mutter in dieser Weise die weiten Räume des Palastes durchirrte,



lag die Tochter des Ministers auf ihrem Sopha und las einen Roman; als das Buch ihren Händen entfiel, sprang ihr Schoßhündchen darnach und zernagte den eleganten Einband, wofür ihm Stephanie eine lange, komische Strafrede hielt. „Madame Dürant wird uns zanken, Fiff," schloß sie ihre Rede, „und sagen, wir seien recht nachlässige Leute, aber Papa und der Fürst St. Clair sagen immer, das sei an mir ganz hübsch, nachlässig zu sein, und nicht wahr, Fiff, sie haben Recht?"

Damit nahm das Fräulein den Roman wieder zur Hand und legte sich auf's Neue in die Sophaecke.

Die Kammerfrau trat ein, als sie reden hörte, und überreichte Stephanie einen Brief auf goldenem Teller.

„Leg ihn dort auf meinen Arbeitstisch," sagte das Fräulein leichthin.

„Gestatten Sie mir zu bemerken, daß der Brief Eile zu haben scheint," wagte die Kammerfrau zu sagen.

„Zuerst muß ich die Geschichte vollends lesen," schalt Stephanie, „ich kann die armen Leute nicht zwischen Leben und Tod schweben lassen und gar nicht wissen wie es ausgeht. Komm in zehn Minuten, mich zu frisiren."

„Würden Sie nicht so gnädig sein, den Brief anzusehen? Die arme Frau, die ihn übergab, ist in Verzweiflung."

„Schweig, ich werde ihn während des Frisirens lesen."

Die Zofe verließ traurig das Zimmer und fühlte sich erleichtert, als sie hörte, die Dame habe sich entfernt, um womöglich dem Minister zu begegnen.

Als sie nach zehn Minuten wieder eintrat, vergingen noch einige, bis sich Stephanie vom Lesen losriß, und an den Brief wurde sie erst wieder erinnert, als ihr Bologneserhündchen daran barrte. Gähnend nahm sie ihn dem Thierchen aus den Pfoten und begann zu lesen; aber von Linie zu Linie wurde ihr schönes Angesicht ernster, endlich sprang sie auf, riß ihre blonden Locken aus den Händen der Haarkünstlerin und eilte nach dem Flügel, den ihr Vater bewohnte.

Vor ihrem Auge stand der ehrwürdige Vater des Verurtheilten, der sie so oft auf den Knieen geschaukelt, an dessen Hand sie als fröhliches Kind so oft die Wälder durchstreift, während sein Sohn ihr die Blumen und Beeren des Waldes in kindlicher Ritterlichkeit überreichte, oder sein kleines Reitpferd ihr zur Verfügung stellte. Vor ihren Augen stand vor Allen die arme Mutter, deren Auge erglänzte, so oft ihr Karl ins Zimmer trat; die Frau, welche so mütterlich jeden Abend sie zu Bette geleitet, dann neben ihr niedergekniet und sie dem Schutze Gottes empfohlen hatte. Nun flehte diese Frau sie an um das Leben ihres Sohnes und schloß mit den Worten: „Im Namen von Allem was Ihnen heilig ist, im Namen Gottes und seines Sohnes, auf dessen Gnade auch Sie geworfen sind, flehe ich Sie an, — erlangen Sie Gnade für meinen Sohn, das einzige Glück, das mir geblieben ist!"

Stephanie eilte durch die langen, düsteren Gänge des Palastes. Ueberall, wo sie frug, hieß es: „Vor kaum einer Viertelstunde ist der Minister ausgefahren! Wohin er nach der Audienz beim König sich verfügt, hat er nicht hinterlassen."

Sie ließ einspannen und eilte nach dem königlichen Schloß — eben war der Kriegsminister dort wieder abgefahren und Niemand wußte wohin.

Nach Stunden, welche Stephanie eine Ewigkeit däuchten, kehrte der Vater nach Hause zurück. Sie eilte dem Vater entgegen und übergab ihm den Brief. „O Vater rette ihn! rette ihn!" rief sie flehentlich.

„Morgen früh soll er erschossen werden!" sagte der Herzog kopfschüttelnd. „Ich fürchte, es ist zu spät, hätte ich es gewußt, ehe ich heute Mittag zum Könige ging, so wäre es möglich gewesen."

Als der mächtige Mann sein Kind aber immer zitternder und bleicher werden sah, fuhr er fort: „Ich will übrigens mein Möglichstes thun. Sein Vater war mein Freund, und er selbst ist ein tüchtiger Offizier, der gewissermaßen um einer guten Sache willen sich vergaß. Ich will gleich zum Könige gehen und wenn er begnadigt wird, blitzschnell einen Kurier absenden. Reg dich nur nicht auf, mein Kind, ich will alles thun, deinen Wunsch zu erfüllen."

Er fuhr auch alsbald nach den Tuilerien, und als der König nach Versailles gegangen war, folgte er ihm dorthin. Stephanie verbrachte die Nacht in Thränen und Reue; ihren Vater sah sie erst am andern Morgen wieder.

Um sechs Uhr Morgens läuteten die Morgen glocken des Dorfes, das sich am Fuß einer Citadelle hinstreckt, aber es herrschte heute statt der sonstigen Geschäftigkeit ein dumpfes Schweigen. Die meisten Einwohner waren auf den militärischen Richtplatz geeilt, wer zurückbleiben mußte, sprach leise, als rede er in einem Sterbezimmer.

Auf einem Blachfeld stand ein Trupp Soldaten in ernster Haltung, manchem erglänzte eine Thräne im Auge; auch hier war Todtenstille. —

Jetzt ward langsamer, düsterer Trommelschlag gehört. Auf dieses Signal bildeten die Sol-

daten zwei lange Reihen, die bis zu einem Eichstamm sich ausdehnten, der einst in frischem Jugendtrieb gen Himmel gestrebt, dann aber vom Blitz getroffen nun geborsten und verheert dastand. Ein ernster Zug bewegte sich heran. Sechs Soldaten, welche ihre Karabiner unter dem Arm gesenkt hielten, schritten langsam einher. Hinter ihnen ging der junge, schöne Offizier, stolz das Haupt erhoben, den Arm in der Binde. Ihm folgten weitere Militärbeamte. Der Verurtheilte grüßte seine Freunde rechts und links, während aber die Wangen von manchen unter ihnen von Thränen überströmt waren, blieb sein Auge ruhig, ja heiter.

An dem Eichstamm angekommen, zog er ein Medaillon aus der Tasche und bat den nächststehenden Soldaten, daß es seiner Mutter gebracht würde. Dann kniete er nieder und betete, stand wieder auf, sechs an die Wangen gelegte Flinten starrten ihm entgegen. Ein lautes Wimmern ging durch die Reihen der Waffengefährten. Dann ertönte ein kurzer Kommandoruf, die Schüsse krachten, ein Jammerruf ertönte, wie er nur aus einem zum Tod getroffenen Mutterherzen kommen kann, und als der Pulverrauch verflog, da lag der Jüngling todt am Boden.

Was half es, daß in diesem Augenblick ein Reiter in wilder Eile herbeiflog und schon von ferne sein „Halt! Halt" rief? Als er ankam, deutete ein alter Soldat auf die Bahre, auf welcher der Leichnam weggetragen ward, und auf die Gruppe, welche sich weinend um eine Wittwe schaarte, der mit dem einzigen Kind alles Erdenglück ins Grab gesenkt wurde.

Der König setzte ihr eine große Pension aus, der Minister suchte ihr auf jede Weise sein und seiner Tochter Leid und Theilnahme auszudrücken, aber was war das alles für eine Mutter, welche ihr Lebenlang es nicht vergessen konnte, daß ihr Sohn gerettet worden wäre, wenn nicht einem gutmüthigen, aber verzogenen Mädchen sein neuester Roman wichtiger gewesen wäre als ein Anliegen seines Nächsten? Als sie sich endlich auf ihre Pflicht besann, da war's — eine Viertelstunde zu spät!

O lieb', so lang du lieben kannst!

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt! die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!
Freiligrath.

Dieses Gedicht ist mir immer, wenn auch nicht als das schönste, so doch als das ergreifendste aller Lieder vorgekommen. Es scheint so leicht der Mahnung des Dichters zu folgen, ja eigentlich selbstverständlich, und doch, wie recht hat er, und wie gut wäre es, uns seine Worte öfters ins Gedächtniß zu rufen! Im Alltagsleben, im thätigen, vielbewegten Leben des Tages trübt so häufig ein Hauch den Goldglanz der Liebe; ein unfreundlicher Blick, ein heftiges, unbedachtes Wort — „es war nicht bös gemeint"— nein, aber es war doch da und kränkte den Andern.

Wie oft entsteht durch Kleinigkeiten eine unfreundliche, liebeleere Stimmung, und wie schön könnte wiederum durch Kleinigkeiten dies Leben gestaltet werden!

Horch! draußen tobt ein fürchterliches Wetter; der Sturm durchjagt unheimlich heulend die menschenleeren Straßen, der Regen peitscht an die Fensterscheiben. Hast du daran gedacht, liebe Tochter, und dem müde und durchnäßt heimkehrenden Vater die Hausschuhe, den Stiefelknecht, ein Paar Strümpfe und den Schlafrock bequem zur Hand an den Ofen gebracht?

Empfängst du ihn recht froh und herzlich? machst du ihm beim Abendessen sein Butterbrod recht mundgerecht? suchst du ein fröhliches, heiteres Gespräch in Fluß zu bringen, damit der arme abgespannte Vater mit zufriedenem Lächeln auf seine Lieben in der Runde blicken kann?

Und du, lieber Sohn, hast du deinem Mütterchen mit freundlicher Miene ab und zu ein Veilchensträußchen, einige saftige Birnen mit nach Haus gebracht? Thue es doch, es sind ja nur Kleinigkeiten, und doch erfreuen sie in so reichem Maße!

Und Ihr, liebe Eltern, verzeiht, wenn ich es wage, auch Euch an Kleinigkeiten zu erinnern.

Wenn deine Tochter von ihrem Berufe ermüdet nach Hause kommt, streiche ihr, lieber Vater, freundlich mit deiner Hand übers Haar und sage dabei „mein liebes Kind," wie wohl wird ihr dies thun! Ihre körperliche Erschöpfung wird dadurch nicht verringert werden, aber die geistige Abspannung, in der man am leichtesten geneigt ist, ein hartes Wort auszusprechen, wird dadurch gemildert.

Und du liebe Mutter, lege deinem Mittags eilig auf eine Stunde heimkehrenden Sohne die Zeitungsblätter mit einigen liebevollen Worten zurecht. Es ist nur eine Kleinigkeit, und doch wird er sich freuen, daß er sie so hübsch beisammen findet und nicht danach zu suchen braucht.

Thut es, Ihr Lieben, achtet auf derartige Kleinigkeiten,

Und macht Euch jede Stunde froh,
Und macht Euch keine Stunde trüb'.

(Haus.)



Gefunden.

„Den Seinen gibt es der liebe Herrgott im Schlaf“ — ja wahrlich, das thut er, denn wie hätte sonst das alte Mütterchen, das so vertrauensselig auf dem Auswandererschiff den ganzen Ocean durchfuhr, und schließlich in New York ans Land ging, ihre Tochter auffinden können, von der sie auf alle Fragen: Wo wohnt Ihre Tochter? wie ist der Name ihres Mannes? nur in ihrer halb unverständlichen schwäbischen Sprache antwortete: „Ja, das weiß ich nicht!“

Die Tochter und der Schwiegersohn hatten ihr freilich alles in einem langen Brief aufgeschrieben, wie sie die Reise machen, und an wen sie sich in New York wenden solle um Rath und Beistand. Aber den Brief — „ja! den habe ich vergessen!“ sagte sie harmlos lächelnd, und merken kann sich Unsereins all die ausländischen Namen nicht!“

So stieg sie ganz wohlgemuth in der fremden Stadt ans Land. „Ich werd' die Kathi schon finden! ist doch immer ein großes starkes Mädchen gewesen! wo soll die sich denn verstecken,“ sagt sie zuversichtlich. „Wird doch der liebe Herrgott mich nicht bei dem großen Sturm auf dem Wasser so gnädig behütet haben, um mich hier in der Heimath meines Kindes verloren gehen zu lassen!“

Der Kapitän nahm sich ihrer an und hieß einige Landsleute auf sie achten. Staunend bewundert sie alle Herrlichkeiten der großen Stadt — am meisten schaut sie aber rechts und links auf der Straße um sich, ob sie der Kathi nicht begegnet. Dabei verliert sie die Landsleute aus den Augen, die auch ihrerseits so viel zu sehen haben, daß sie nicht mehr auf die alte Frau achten. Nun wandert sie Straß' auf, Straß' ab — keiner versteht sie, und sie versteht keinen. In einer engen Gasse tritt eben ein Mann aus einem kleinen Gasthaus, um sein davor haltendes Gefährt zu besteigen. Der hört den wohlbekannten Laut der schwäbischen Sprache, denn seine Frau ist auch aus dem Schwabenland gebürtig. Ein paar Fragen hin und her — und siehe, die Alte hat wirklich ihren Schwiegersohn gefunden, der im Begriff ist, 300 englische Meilen weit nach Hause zu fahren und nur gerade für einen Tag in Geschäften nach New York gekommen war.

Der eine Tag war ja aber ausreichend gewesen für den lieben Gott, um zu zeigen, daß er das Vertrauen der Seinen nicht zu Schanden werden läßt.

Der Schwiegersohn begleitete seine Schwiegermutter zum Schiff, um die Sachen zu holen — dann fuhr die Alte wohlgemuth der fernen Heimath der Tochter zu. „Nun — ich wußt' ja, daß ich sie finden würde! der Herrgott in Amerika ist doch derselbe, wie der im Schwabenland!“

Wiedersehen nach dem Tode.

Eine Geschichte aus dem New Yorker Leben.

Von Joseph Herrings.



Da saß er im menschenleeren Union-Square, der Lump, der Tramp, der Trunkenbold, um den sich Niemand kümmerte. Niemand! Es sei denn die Brüderschaft der Park-Polizisten.

Er achtete nicht des unbarmherzigen Windes, der die Reste eines einst respektablen Anzuges von seinem mageren Körper zu reißen drohte; er bemerkte kaum, daß strömender Regen ihn bis auf die Haut durchnäßte.

Dieser Mensch, dem der Tod im greisenhaften Gesicht geschrieben stand, hatte kaum — dreißig Lebensjahre zurückgelegt.

Wie er körperlich und moralisch so weit herunter gekommen sei, willst du wissen? Ja, wie das Alles gekommen, das mochte auch wohl den zerrütteten Geist dieses Unglücklichen beschäftigen. Sein starres Auge war auf das graue Pflaster des Parkweges geheftet, auf dem Regentropfen klatschend niederfielen, aber sein Geist schweifte in der Vergangenheit, sein Herz haderte mit der Vergänglichkeit des Glückes.... Sechs Jahre zurück eilten seine Erinnerungen und blieben dort weilen.

Da sitzt sein geliebtes junges Weib im traulichen Zimmer ihm gegenüber.

Tilly war eine Waise, als er sie heimführte, ein stilles, hübsches Mädchen, der natürliche Anmuth, frischer froher Sinn eine Menge Verehrer gesichert hatten. Es war der Triumph seines Lebens gewesen, als sie ihn allen Anderen vorzog.

Freilich war er damals ein wilder, leichtsinniger Bursche, aber er hatte Besserung versprochen,—und dann verdiente er ein hübsches Stück Geld, während die zum Kränkeln neigende Tilly nur allzu häufig gezwungen war, ihre Thätigkeit als Blumenmacherin zu unterbrechen.

Verstand und Herz waren ihrerseits bei der Eheschließung, zu gleichen Theilen interessirt gewesen.

Ja, da saßen sie mit einander. Eine Thräne, „die letzte" — rollte über Tilly's bleiches Gesichtchen. Soeben hatte er mit tausend Schwüren gelobt, es solle nimmer wieder vorkommen; er werde nicht mehr trinken und die Gesellschaft der Kameraden überhaupt meiden. Denn der fällige Miethzins war noch nicht bezahlt, und der Kollektor des Möbelhändlers hatte gedroht, das Hausgeräthe, das auf Abzahlung gekauft war, wegzunehmen, wenn die Note auch am Samstag uneingelöst bliebe."

Am Samstag, am Lohntag, sollte Alles in Ordnung gebracht werden!

Ah! der Weg zur Hölle, der Teufelsweg, ist mit guten Vorsätzen gepflastert....

Die Versucher.

Samstag.

Sein Herz frohlockte und in seinen Gedanken thürmten sich die lustigsten Luftschlösser, als er, seine schwer verdienten $15 im Sack, den Heimweg antrat.

Verwünscht,—da lag schon Freund Billy am alten Rendezvouz-Platz auf der Lauer.

„Hallo, Charley, du trinkst doch Eins, mein Junge?" rief der ihm mit lallender Zunge entgegen.

Der junge Ehemann antwortete nicht sogleich, aber seine Schritte wurden kleiner.

„Oder hat dir's deine Frau etwa verboten?" stichelte einer seiner ehemaligen Nebenbuhler, der aus der Kneipe getreten.

Die höhnische Bemerkung legte Charley's schwache Widerstandskraft vollends brach.

Er wollte nicht trinken,—so beruhigte er sein Gewissen, — — — d. h. er wollte nicht trinken, um zu trinken, — — und nur um zu beweisen, daß er zu Hause „Boß" sei, folgte er ihnen! — — Und was konnten ihm übrigens einige Schluck Whisky anhaben? — —

Der Schankwärter begrüßte ihn mit Händedruck und vertraulicher Anrede.

„Charley sei letzthin ein so seltener Gast geworden," sagte er; „man müsse ihn besonders gut bedienen." „Er wolle vom Besten auftragen!"

Die Flasche machte die Runde, wieder und wieder wurden die Gläser gefüllt. Charley trank mehr, als er vertragen konnte, und als jetzt Einer ein Kartenspiel vorschlug, und ihn aufforderte, „eine Hand darin zu nehmen," da vergaß er Tilly's und seiner Grundsätze vollends. Er spielte leidenschaftlich, also—leichtsinnig, und er verlor in einem fort. Von den $15 verschwand eine „Bill" nach der andern aus seiner Tasche.

Unglück im Spiel.

Um so glücklicher war sein Nachbar George, ehemals Nebenbuhler bei seiner Brautwerbung.

„Du thätest besser, aufzuhören," spottete jener. „Was wird Tilly sagen, wenn du ohne Geld nach Hause kommst?"

„Ich frage den Teufel darnach, was mein Weib sagt!"

„Was,—ist's mit der Turteltauben-Seligkeit schon vorbei?" gab George zurück.

Der Held des Sprichworts: „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel" sprang auf. Er pflanzte sein Glas zwischen die Augen seines Beleidigers,—dieser faßte ihn um den Leib, und im Nu war ein wüster Wirthshausstreit im Gange.

Tische wurden umgeworfen, Stuhlbeine kamen in Nachfrage und die Glaswaaren-Kurse gingen in die Höhe.

Unglück im Streit.

Der Lärm drang auf die Straße, und bald war die Polizei zur Stelle. Die Blauröcke arretirten die ganze Gesellschaft.

Am Sonntag Morgen wurden die Kombattanten vor den Richter gebracht und Charley, der Urheber des Skandals, ward zu drei Monaten Haft auf „Harts Island" verurtheilt.

Großer Gott! Was sollte die arme Tilly während der Zeit seiner Gefangenschaft anfangen?!

Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie wissen zu lassen, was ihm widerfahren, wie tief er gesunken sei.

Besser, daß sie dachte, er sei das Opfer eines Unfalls geworden....

Auf der Strafinsel.

Gewissensbisse im Herzen und voll banger Ahnungen, zog er, auf der Strafinsel angelangt, in die Barake No. 5 ein, welche ihm und vierzehn anderen Sträflingen zum Quartier angewiesen worden war.

Still und finster, aber gewissenhaft that er seine schwere Arbeit. Er schloß sich an Niemanden an. Wenn seine Mitgefangenen des Abens nach vollbrachtem Tagewerk um den Ofen

saßen und die besten und lustigsten Kunststücken aus ihrer Verbrecher-Laufbahn zum Besten gaben, oder wenn einer von ihnen der besondere Fertigkeit im Bein-Verrenken besaß, einen "Jig" produzirte, wozu die Kameraden händeklatschend die Musik lieferten, dann saß er einsam in der dunklen Ecke neben seiner Pritsche in düstere Gedanken versunken. Langsam, viel zu langsam schlich ein Tag nach dem anderen hin; länger, schrecklicher noch dünkten ihm die Nächte. Aber Alles hat ein Ende; auch seine Strafzeit näherte sich dem Freiheits-Ziele.

Häßliche Gefangenenarbeit.

Da wurden drei Mann aus Barracke No. 5 dazu kommandirt, die von New York angelangten Pauper-Leichen in Pottersfield zu bestatten. Charley war einer der drei.

Harte, häßliche Arbeit!

Sarg um Sarg reihte sich auf dem Boden des langgestreckten Grabes, das für einhundertundfünfzig der rohgezimmerten Todten-Truhen bestimmt war. Immer fünfzig in der Zeile! Eine zweite Lage schichtet sich darüber und eine dritte;—die Arbeit ist nahezu vollendet. Noch einmal fuhren die Drei nach dem Boothause hinunter, um den Rest der Leichen-Consignation zu holen.

„Ho, hub," sagten die Männer und im Bogen flog ein Sarg auf den Karren. „Ho, hub," sagten sie wieder; ein zweiter folgte. Aber der war schlecht gezielt, er gerieth ins Rutschen und krachend schlug er auf den steinhart gefrorenen Boden auf. Der Deckel löste sich gleichzeitig und herausrollte ein weiblicher Leichnam.

Tilly.

Halb erschreckt, halb aus abergläubischer Scheu wichen die Sträflinge bei diesem unerwarteten Anblick einige Schritte zurück.

Charley aber hatte einen Blick auf das Antlitz der Todten geworfen, und furchtbares Entsetzen malte sich auf seinem aschfarbenen Gesicht. Wachte er oder träumte er? War er seiner Sinne mächtig?

Die da kalt und starr und entseelt am Boden lag — war seine Tilly, war sein Weib. — —

Bewußtlos sank er neben der Leiche nieder.

Gewissensbisse.

Einige Tage später verließ er die Strafinsel, — ein gebrochener Mann; gepeinigt von Gewissensbissen, von Schreckens-Visionen, bar aller Willenskraft, aller Arbeitslust.

Er wagte es nicht, irgend einem seiner alten Bekannten unter die Augen zu treten, oder bei einem früheren Arbeitgeber vorzusprechen, weil er sich vor der anklagenden Frage: Warum hast du dein Weib gemordet? fürchtete. Tilly war, wie er zufällig erfuhr, von seinen Sauf-Kameraden über seine Gefangenschaft verständigt worden; sie hatten dem Schlimmen Schreckliches zugefügt, indem sie der armen Frau mittheilten, daß er einen Menschen halb todtgeschlagen habe und daß er ihrer Liebe gänzlich unwürdig sei. Tilly hatte sich ob der Hiobspost so sehr gegrämt, daß sie in ein heftiges Nervenfieber verfiel, dem sie im Armenhospital erliegen sollte.

Sechs Jahre waren seitdem verflossen; sie hatten genügt, den Mann zum wandelnden Wrack zu machen; die Leute nannten ihn jetzt „Lump,—Tramp,—Trunkenbold, und das war ihr gutes Recht....

Im Park.

Ein Polizist hatte sich dem scheinbar Leblosen genähert.

„Macht, daß Ihr fortkommt!" schreit er auf Englisch, gleichzeitig einen wuchtigen Schlag mit dem Knüppel gegen die Fußsohlen des armen Menschen führend.

Charly erschrocken, verwirrt, macht einen Versuch, sich zu erheben, aber kraftlos sinkt er auf die Bank zurück.

„Ich will Euch Beine machen!" Mit den Worten reißt der Graurock den Tramp in die Höhe, stellt ihn auf die zitternden Füße und schiebt ihn mit Püffen vorwärts.

Gesellschaft auf dem Wege nach Pottersfield.

Ohne Murren, die schroffe Behandlung als selbstverständlich hinnehmend, schleppt sich der Mann mit dem moralischen Mörder seiner Frau auf dem Gewissen von dannen. Wer ihn dahin wanken sieht, sieht auch, daß er eine Last zu schleppen hat. Er kreuzt die Vierzehnte Straße und wandert die Dritte Avenue hinab. Da berührt ein Frauenzimmer scherzend mit dem Regenschirm seine Schulter, als sie aber, da er sich umwendet, seine gramerfüllten Züge wahrnimmt, öffnet sie mitleidig ihre Börse und legt ein 25 Cent-Stück in die Hand des Armen.

„Wohin geht Ihr, alter Mann," fragt sie, als er sich dankend entfernen will:

„Nach Pottersfield," haucht Charlie und trollt weiter.

Kopfschüttelnd sieht ihm die Dirne nach.

Nach Pottersfield!

Auch sie ist auf dem Wege nach Pottersfield, nur ist sie darauf noch lange nicht so weit vorangeschritten wie er.

Charlie schreitet geradeaus, bis er die Ecke von Pell Street erreicht. Dort biegt er rechter Hand ein.

In der Nacht- und Verbrecher-Kneipe.

Es war beinahe zwei Uhr Morgens, als er die wenigen Stufen hinabstieg, die zu einer in der Nähe von Mulberry Street gelegenen Spelunke der allerniedrigsten Sorte führten, an welchen diese Verkehrsader der großen Stadt so überreich ist.

Dicker, verpesteter Qualm drang ihm entgegen: Die Ausdünstung zahlreicher Menschen, Speise-Gerüche und Fusel-Oel-Gestank.

Es ging, der späten Stunde ungeachtet, da unten lebendig genug zu.

Am Schenktisch drängten sich Männer mit abschreckenden Physionomien, den Wahrzeichen scheußlicher Laster auf der Stirn; Frauen und Mädchen saßen und hockten auf umgestürzten Fässern; Kinder, Säuglinge lagen am Boden zerstreut und schliefen.

Fünf-Cents-Rationen.

Mit Ausnahme der letzteren trugen alle Anwesenden den Ausdruck momentaner Zufriedenheit oder Befriedigung zur Schau. Sie sangen und tranken, oder sie kauten an einem „Sandwich," der ihnen nebst Kaffee und einem Humpen Schnapps gegen ein Entgeld von fünf Cents geliefert worden war. Charley trat an den „Counter."

"The regular?" (Die gewöhnliche Portion?) fragte der Mann mit dem Geier-Gesicht und dem fettglänzenden Kittel, der dahinter stand.

„Nein," antwortete Charley, indem er eine Sodawasser-Flasche hervorzog. „Füllt diese hier!" —

Die Ordre wurde ausgeführt. Charley bezahlte und zog sich mit seinem Kleinod in eine Ecke zurück, wo er sich auf einer alten Kiste niederließ.

Wieder nahm seine Gestalt jenen leblosen Ausdruck an. Dumpf vor sich hinbrütend saß er da, nur von Zeit zu Zeit führte er die Flasche an den Mund, bis sie geleert war und geräuschlos auf den mit Sägemehl bestreuten Boden niederfiel. —

Das Ende.

Es begann Tag zu werden und die Nachtschwärmer verließen das Local. In seiner Ecke hockte noch immer „der alte Mann," ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Nun schienen die ersten Strahlen des Morgenlichtes in sein geisterhaft bleiches Gesicht. Der Schankwärter wurde aufmerksam auf ihn. Er trat herbei, um den Schlafenden aufzurütteln.

Der Körper war steif und kalt, — — der „Lump" war todt.

Eine Ambulanz führte den Leichnam davon.

Die Zebra-Jacken auf Hart's Island werden ihrem ehemaligen Kameraden morgen „die letzte Ehre" erweisen. B. J.

Aus der Geschichte unserer Sprache.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga, Berlin.

Jede Sprache hat ihre Geschichte, die ausgebildetsten sowohl, wie diejenigen der rohen Naturvölker, und ein interessanteres Studium kann ich mir nicht denken, als das der Muttersprache.

Mit deiner Erlaubniß, lieber Leser, wollen wir uns nun etwas hineinversenken in die Geschichte unserer Sprache.

Die Germanen (die alten Deutschen) gehören dem großen arischen (auch indogermanisch genannten) Sprachstamm an. Diese Arier (Indogermanen) haben aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Hauptsitz zwischen Kaukasus und Kaspisee gehabt. Vielleicht war das alte Baktrien der Stammsitz derselben. Alles spricht hierfür. Nur von hier aus konnten die großen Wanderungen nach Europa ausgehen. Der Oxus war Hauptstrom des Landes: er zeigte den Indogermanen den Weg nach Europa. In Baktrien fand man Erze, hier waren nutzbare Pflanzen; hier waren die Hausthiere einheimisch. (Wenige Leser werden wohl wissen, daß unser Wort „Vieh" eigentlich nichts Anderes bedeutet, als „gefangen.")

Von hier aus mögen sich die einzelnen indogermanischen Stämme verzweigt haben. Die Inder und Perser, die wohl am längsten beisammen blieben, zogen nach Süden und Osten, die Graecoitaliker nach Südwesten, die Germanen, Kelten und Slaven nach Nordwesten.

Während nun Inder und Perser sich mit Hirtenleben viel länger beschäftigt haben müssen als die europäischen Völker, sehen wir bei diesen schon frühzeitig den Ackerbau.

Woher wir das wissen, lieber Leser? Nun, eben aus der Sprache. Wir können viele Formen unserer arischen Sprachen auf eine Ursprache zurückführen, und aus den Wörtern, bei

denen uns dies gelingt, schließen wir, daß jene Gegenstände, die sie bezeichnen, schon bekannt und in Gebrauch waren.

Der beste Culturmesser ist also die Sprache, und darnach hatte bei den Germanen die Cultur schon eine verhältnißmäßig sehr hohe Stufe erreicht: unsere Vorfahren sind also gar keine so rohen Barbaren gewesen, wie sie die römischen Schriftsteller darzustellen belieben. Alle Formen, auch die Dialektformen unserer Sprache verfolgen wir zurück bis in eine sogenannte germanische Ursprache. Dabei gehen wir nicht von den ältesten und alterthümlichsten Formen der Sprache aus, sondern von den jüngsten und modernsten.

Eigentlicher Ackerbau ist dieser Ursprache fremd, dagegen sind die Namen der Hausthiere vorhanden. Das Wichtigste derselben ist die Kuh. Nach ihrer Zahl wird der Reichthum abgeschätzt, nach ihrer Menge werden die Triften abgetheilt. Auf die Anfänge des Ackerbaues deuten schon Wörter hin wie das Wort „Joch." Im Altindischen heißt es "júga," im Armenischen "suík," im Griechischen "zûgos," im Lateinischen "jugum." Ebenso bekannt war bereits das Wort „Schiff," altindisch "nau," armenisch "nav," griechisch "naus," lateinisch "navis," deutsch „Nachen." Auch der Gebrauch des Feuers muß, aus den Wörtern zu schließen, sehr entwickelt gewesen sein.

Die Bezeichnungen für Familie und Eigenthum existiren ebenfalls schon: altindisch 'patár, — armenisch hair, — persisch feathár, — griechisch patér, — lateinisch páter, — deutsch „Vater," heißt eigentlich „der Beschützende;" Mutter (matár) = die „Erzeugende," Bruder heißt der „Träger, Erhalter," Schwester = die (zum Bruder) „Zugehörige," Wittwe die „Getrennte, Verlassene" und Stief = „beraubt." Für das Wort Familie existirt in der Ursprache "sappá," die Lippe, die Vereinigung.

Die politische Verfassung der Germanen in dieser Zeit haben wir uns als patriarchalische zu denken. Man nimmt an, daß die westarischen Völker die Vielgötterei schon nach Europa mitbrachten, doch zeigen sich immer noch Spuren der Anbetung eines Gottes, indem vielfach von einem höchsten Himmelswesen die Rede ist. "Gott"-ku-hut a heißt das angerufene Wesen.

Mit den Völkerwanderungen beginnt der Eintritt in die Geschichte. Seitdem hört die Brüderschaft der Völkerstämme auf, sie wird vergessen und ist erst auf wissenschaftlichem Wege wieder hergestellt worden.

Germanen und Slaven haben vermuthlich am caspischen See ein gemeinsames Leben geführt. Ein gemeinsamer Ackerbau wurde damals schon begonnen, wie dies aus den Wörtern für „Obst" und „Saat" hervorgeht. Der germanisch-slavische Wortschatz zeigt uns in dieser Periode des Zusammenseins erst eine Zeit der Noth und der Dürftigkeit, dann eine Zeit des Ackerbaues an der Wolga.

Die Germanen haben wir wohl um's Jahr 1000 vor Christo am Dnjepr und an der Donau anzusetzen. Schon damals hatten sie wahrscheinlich ca. 2000 Jahre der Entwickelung hinter sich. Um 400 vor Christo müssen sie die Ostsee erreicht haben.

Um die Deutung des Namens „Germanen" ist in gelehrten Kreisen schon viel herum gestritten worden. Die neueste und vielfach angenommene Erklärnng ist die: Germanen = gerende Mannen (begehrendes Volk). Diese Deutung giebt Holder. Darnach ist den Germanen diese Bezeichnung von den Kelten, die von ihnen verdrängt wurden, beigelegt worden. Sie rücken von der Ostsee dann südwärts bis an den Rhein vor.

Früher nahm man nun an, daß das Gothische die älteste der uns erhaltenen deutschen Sprachen sei. Dem ist aber nicht so. Man hielt eben das erhaltene Althochdeutsche (die Bezeichnung deutsch stammt erst aus dem 9. Jahrhundert) für eine Tochter des Gothischen.

Die neuere Forschung ist anderer Ansicht. Sie theilt das germanische in zwei Gruppen, in ost- und westgermanisch. Zum Ostgermanischen gehörten gothisch und altnordisch (skandinavisch), während das Westgermanische ober- und niederdeutsch umfaßt. Das Altnordische trennt sich bald vom Ostgermanischen ab und so bleibt Gothisch denn allein stehen und tritt in näheren Zusammenhang zum Westgermanischen.

Im Zusammenhang mit diesen Veränderungen stehen auch die Fortschritte in der Cultur. Mit dem Auerochsen, Rennthier rc. tritt die deutsche Urwelt auf. Der Wald wird durch die vielen Bezeichnungen für ihn in den Vordergrund gedrängt.

Nur ganz allmählich tritt das Volk in die Cultur ein. Dabei fehlt aber doch das Wort „Buchstabe" nicht. Die „Runen" waren gar wichtig bei den alten Germanen, dienten sie doch zur Weissagung des Gottes. So interessant es wäre, die Runen näher zu betrachten und zu sehen, wie die Schrift auf so merkwürdige Weise entstanden, so müssen wir doch davon absehen und die Betrachtung derselben auf ein ander Mal versparen.

Das wirthschaftliche Leben der Germanen in dieser Zeit hält noch immer die Mitte zwischen Normadenkultur und fester Ansiedelung.

In diesem entscheidenden Momente tritt Caesar dazwischen, indem er Gallien für Rom erobert und die Germanen über den Rhein zurückdrängt. Sie müssen nun im Lande bleiben und erobern dasselbe zum zweiten Mal durch den Pflug. 200 Jahre dauerte es, bis diese feste Ansiedelung der Westgermanen vor sich gegangen war. Um 375 brach die Völkerwanderung aus, in der die Gothen und Vandalen ihr Ende finden.

Die Wanderungen der Westgermanen haben dem gegenüber nicht das Ansehen eines eigentlichen Auszuges, sondern einer fortschreitenden Civilisation. Es ist die Anbahnung einer Verschmelzung der römischen und germanischen Cultur, wozu Clodwig den Grund legt, und das Karl der Große krönt.

Ihre weitere Entwicklung verdanken die Germanen nun nicht mehr dem Römerthum,.sondern dem Einflusse des Christenthums. Und das Christenthum brachte den Germanen erst Leben. Davon ein ander Mal.

Vor wenigen Jahrzehnten wußte man von all dem Mitgetheilten noch nichts, oder wenigstens nur sehr wenig.

Erst infolge der großartigen Entdeckungen, die seit J. Grimm, Bopp, Pott und Schleicher ihren Anfang nahmen und deren Fortpflanzer in neuester Zeit, Müllenhoff, Scherer, Joh. Schmidt und Andere waren, hat die Kulturgeschichte des deutschen Volkes einen derartigen Aufschwung genommen, so daß wir getrost den Satz aufstellen dürfen: Um die frühesten Zustände und den Beginn und das Fortschreiten der Cultur und Civilisation bei allen Völkern sowohl, als auch ganz speciell des deutschen Volkes, studiren zu können, um sich in die Denkmäler der Vergangenheit recht hineinversenken zu können, muß man die Sprachgeschichte erforschen.

So mechanisch es in der deutschen Sprache aussieht, es herrscht doch Gesetz darin und manches Wort, daß wir tagtäglich gebrauchen, erhält erst seinen rechten Werth und das richtige Ansehen, wenn man seine Geschichte kennt.

Frauenzeitung.

Das Dor'le über Dienstmädchen. Wir wollen von dem Unrecht, welches Manche begehen und von dem Unrecht, daß an ihnen begangen wird, reden.

Nun wird sich manch' amerikanisches Näschen rümpfen und sagen: Wenn ich über nichts Besseres schreiben könnte, als wie ein "hired girl!" Nun, liebes Dämchen, nur Geduld, wenn es in der Geschäftswelt so fort geht wie seit etlichen Jahren, wer weiß, was dann die Zukunft noch für dich 'aufbewahrt hat.

Wenn du mich je besuchst, lieber Leser, so will ich dich durch die Straßen unserer Stadt führen und dir die schönsten Paläste unserer Stadt zeigen, die einst von reichen amerikanischen Geschäftsmännern erbaut wurden, und wenn du mich frägst, wer wohnt jetzt darinnen, so werde ich dir sagen, Deutsche, denn ihre früheren Eigenthümer sind längst bankerott. Und manche von diesen deutschen Frauen waren einst solche "hired girls."

Ein jeder Mensch, der etwas um die Heimath und um die Behaglichkeiten und Annehmlichkeiten, die nur die Heimath bieten kann, giebt, wird gewiß die Hände ehren, die ihm solches bereiten. Wir mögen noch so glücklich in der Gesellschaft und in unserem Geschäft und Beruf sein, wir müssen aber doch alle heim und die reinsten und besten Genüsse sollten wir immer in der Heimath haben und finden.

Gewiß wird ein jeder Recht liebende Mensch mit mir übereinstimmen, wenn ich einem ordentlichen Dienstmädchen die gebührende Ehre gebe. Es giebt noch solche Dienstmädchen, die es mit vollem Recht verdienen, geehrt zu werden, die sich ordentlich und anständig kleiden, sich Geld ersparen, oft armen oder kranken Eltern helfen, das Werk Gottes unterstützen, und sich zu einem nützlichen Leben vorbereiten.

Nun wollen wir einmal das Unrecht, welches an ihnen begangen wird, betrachten:

Wie viele Familien betreiben mit Hülfe eines einzigen Mädchens ein Hauswesen, wozu man in Deutschland und England wenigstens 2 bis 3 Dienstboten halten würde? Denke nur an die schrecklichen Wasch- und Bügeltage jede Woche; dann alle die andere Arbeit, die von so einem armen Mädchen verlangt wird.

Das schlimmste Ding ist, für Jemand zu arbeiten, der selbst nichts von der Arbeit versteht, und das muß leider nur von zu vielen Frauen dieses Landes gesagt werden. Nicht nur, daß sie selbst nichts thun wollen, sie können einem Mädchen *nicht einmal die rechte Anweisung geben.*

Und dieses ist es gerade, was die Mädchen verdirbt. Sie lernen nicht systematisch ihre Arbeit einzutheilen. Wie viele arbeiten in einem solchen Wirrwarr und Eile, daß sie kaum oft wissen, wo ihnen der Kopf steht. Dies wirkt sehr schädlich auf ihr körperliches wie geistiges Leben und hat bei Vielen sehr schlimme Folgen.

Wie oft ist die Behandlung eine solche, worüber sich Manche schämen sollten. Das harte Bett, geringe Kost! Wie oft wird den Kindern erlaubt, die Mädchen auf eine gemeine Weise zu behandeln.

Alles dieses und noch vielmehr, was wir hier nicht Alles nennen können, hat aus dem Dienstmädchen gemacht, was wir jetzt leider sind :. Sie ist es sich leider nur zu bewußt, daß sie nic geachtet und daß sie nur sehr wenig besser als ein Sklave ist.

Das Dienstmädchen ist oft ganz vereinsamt. Wie

oft ist es, daß sie in einer Familie hilft in Krankheit, ja oft ansteckender Krankheit. Aber laßt sie einmal krank werden, und wie schnell wird sie in das Hospital gebracht.

Dieses Alles hat zur Folge, daß in der kurzen Freizeit sich die Dienstmädchen in wahrem Ungestüm in das Vergnügen stürzen und leider wird in unserer Zeit und in den großen Städten ihnen vollauf geboten, um sich leiblich und geistlich zu ruiniren.

Erst vor etlichen Abenden las ich in der Zeitung, daß es erlaubt ist, ganze Nächte hindurch die gemeinsten Tanzplätze offen zu halten, berauschende Getränke zu verkaufen, und alles dieses Angesichts der Polizei. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß Mädchen ganze Nächte durchtanzen, den sauer erworbenen Lohn an Putz hängen und die vielen traurigen Thatsachen, die ich hier niederschreiben könnte, würden manchem Christen, die nie etwas zu thun finden können, einen sehr wichtigen Arbeitskreis anweisen.

Ich möchte hier hauptsächlich Landleuten und den in kleinen Landstädtchen wohnenden Gliedern unserer Kirche rathen, schickt eure Töchter nicht so mir und dir nichts in die großen Städte, es sei denn, ihr seid versichert, daß sie unter guter Aufsicht stehen. Laßt sie lieber als ganz einfache Farmersfrauen heranwachsen, als sie der Gefahr großer Städte auszusetzen. Rev. Sam Jones sagte ein wahres Wort, als er von den Gefahren sprach, denen unsere Knaben ausgesetzt sind, wenn sie von der Heimath entfernt sind. Er wünschte lieber, daß sein Sohn das ABC in dem Himmel lernen würde, als der Gescheiteste in der Hölle zu sein.

Hier ist ein großes Feld, hauptsächlich für Missions-Vereine. Es fehlt hauptsächlich an dem vereinten Wirken in unseren großen Städten. Jede Kirche hat ihre Vereine, und **keiner dieser Vereine ist stark genug, etwas Ordentliches zu unternehmen**, und somit wird die Zeit mit Beschlüssen und Reden zugebracht.

Vor kurzer Zeit kam eine Temperenz-Missionärin in großer Begeisterung zu mir und erzählte mir von schrecklichen Dingen, die sie auf ihren Besuchen fand, hauptsächlich auch unter Mädchen, die in „Stores" und Fabriken schaffen. Nun, sagte ich ihr, was kann dir das Jammern helfen, so lange du nicht zu den Mädchen sagen kannst: kommt, hier ist eine Heimath für Euch, ein gutes christliches Kosthaus. Da brauchte es nicht viel Nöthigens. Die armen Mädchen würden schon selbst kommen, und andere mit sich bringen.

Den Dienstmädchen sollte die Hand gereicht, und eine Heimath gegründet werden, wo sie sich zu Zeiten erholen, und wenn krank, gepflegt werden können 2c.

Dies kann aber nur durch vereintes Wirken geschehen. Wie weit steht Deutschland in diesem uns voran! In Stuttgart z. B. hat ein jedes Handwerk seine Heimath, eine jede Arbeiterklasse hat seine Heimath!

Es wird in diesem Lande zu viel geschwätzt, und zu wenig wirklich gethan, und was oft gethan wird, ist manchmal von sehr wenig Nutzen.

Für eine Abendgesellschaft.

1. Scalloped Oysters. Nimm eine irdene Schüssel, bestreue den Boden mit fein gerolltem Cracker, dann belege dieses mit Austern. Auf die Austern lege kleine Butterstückchen, Salz und Pfeffer, fahre so fort, bis deine Schüssel voll ist. Das letzte müssen die Cracker sein. Nun gieße Milch darüber, bis das Ganze gut durchnäßt ist und backe es im Ofen, es braucht beinahe eine Stunde.

2. Hühner-Salat. Nimm ein großes Huhn. Es braucht nicht gerade jung zu sein. Koche es ganz weich. Die Brühe kannst du zur Suppe brauchen. Das Fleisch hacke ganz fein und thue es in ein irdenes Geschirr. Hacke 3–4 hart gekochte Eier und leg sie auf das Fleisch; ebenso ein Dritttheil so viel Sellerie, als du Fleisch hast. Nun thue Salz und Pfeffer und ein ganz klein wenig rothen Pfeffer darüber. Nun will ich hier zweierlei Salatsauce für Krautsalat und andern Salat geben.

1. Wer Salatöl liebt, nehme das Gelbe von zwei hartgesottenen Eiern und reibe sie mit einem halben Eßlöffel voll trockenen Senf ganz glatt, gieße nun den Essig daran und nehme je nach der Menge Oel dazu. Menge es alles gut durcheinander.

2. Nimm einen guten Löffel voll Butter und laß ihn auf dem Feuer zergehen. Nimm das rohe Gelbe von zwei Eiern und den halben Löffel voll Senf, rühre es glatt an, gieße den Essig daran und rühre in die Butter. Laß es unter fortwährendem Rühren zum Kochen kommen und gieße es kalt über den Salat. Es ist gut, wenn es vor dem Gebrauch ein wenig stehen kann.

Schlaflosigkeit. Nichts schwächt die Lebenskräfte mehr als Schlaflosigkeit, welche meistens auf eine der folgenden Ursachen zurückgeführt werden kann: Geistige Aufregung, gestörte Verdauung, unmäßige körperliche Anstrengung, funktionelle oder organische Krankheit. Schlaflosigkeit ist die mahnende Stimme, die uns sagt, daß wir die Gesetze der Natur übertreten. Wer von Schlaflosigkeit gequält ist, frage erstens nach der Hauptursache und besinne sich dann auf die passenden Mittel zur Hebung des Uebels.

Rührt Schlaflosigkeit von geistiger Aufregung her, so ist es höchst schwierig sie zu heben. Der beste und vielleicht der erfolgreichste Plan ist, spärliche Kost mit reichlicher Bewegung im Freien, um in dieser Weise das Blut vom Gehirn zu ziehen.

Bei geistiger Bedrückung hat sich ein heißes Seifenbad vor dem Niederlegen als Beruhigungsmittel bewährt, der Kopf ist oftmals heiß, während die Füße kalt sind, anzeigend, daß das Blut zum Hirn getrieben worden. Wasche den ganzen Körper in möglichst heißem Wasser mit Carbolic-Seife gut ab, um das Blut zu vertheilen. Thee und Kaffee sollten Abends von solchen, die an Schlaflosigkeit leiden, nicht genossen werden, da sie nervöse Stimulante sind. Ein schneller Spaziergang ist vor dem Schlafengehen anzupreisen.

Gestörte Verdauung führt gewöhnlich Schlaflosigkeit mit sich. Sobald der Magen überfüllt ist, werden seine Kräfte geschwächt und eine rastlose Nacht ist die natürliche Folge. Man sollte innerhalb einer Stunde vor dem Schlafengehen nichts essen. Es wird ärztlich constatirt, daß unverdaute Speise im Magen eine Hauptursache dieses Uebels ist.

Wenn wiederholt die Nächte ruhelos dahinziehen, ohne daß man der Verdauung oder andere Unordentlichkeit zur Rechnung schreiben kann, so wird wohl Grund da sein, in dieser Ruhelosigkeit den Vorboten einer Krankheit zu erkennen. Man wende sich an einen ordentlichen Arzt, da functionelle Leiden des Magens, der Leber oder des Herzens sich oftmals in dieser Weise anmelden.

In unserer Zeit greift man vielfältig zu höchst gefahrvollen Arzeneimitteln und bereitet sich Schlafgetränke. Solche, die in dieser Weise sich Ruhe zu verschaffen wünschen, meinen, künstlicher Schlaf sei besser als Wachliegen. Man könnte schwerlich einen größeren Irrthum begehen. Jedes Opiat ist mehr oder minder schädlich und die Betäubung ist keine erquickende Ruhe. Daß alle solche Beruhigungsmittel schädlich sind, ist daraus ersichtlich, daß jede höhere Dosis sichern Tod bringt. Unter vielen Beruhigungsmitteln deuten wir Chloral an. Da dieses den Ruf

hat, den süßen Schlaf zu sichern, ohne die üblichen bösen Folgen der Morphiapräparate. Nun, dieses ist ein sehr bedenklicher Irrthum, da Chloral fortwirkender Natur ist und dieselbe Dosis wiederholt gegeben, den Tod herbei eilt. Unter all den betäubenden Mitteln ist es das gefährlichste und sollte nur unter Aufsicht eines Arztes verabreicht werden.

Man hat schon beobachtet, daß, während man, zumal des Nachts, in Gedanken vertieft gewesen, sich die Augenlieder zusammengepreßt, besonders das obere, und die Augen sich scheinbar nach oben richteten. Sobald man nun die Gedanken unterbricht, treten die Augen in ihre normale Stellung zurück. Hält man nun die Augen beharrlich als ob man nach unten blickte, so zerstreuen sich die Gedanken und der Schlaf ist nicht weit.

Es mag zu Zeiten schwierig sein, die Augen so zu fixiren, doch wird dieses einfache Mittel meistens Ruhe schaffen.

Takt. Das Wort Takt kommt vom lateinischen "tangere" berühren, bedeutet also wörtlich genommen eine Berührung; Takt in der Musik ist das rhythmische Berühren der Saiten eines Instruments, Mangel an Takt würde die Harmonie stören, die Melodie unkenntlich machen. Die Saiten unseres Herzens werden berüht durch die Reden und Handlungen unserer Mitmenschen, und je nachdem diese Berührung eine angenehme oder unangenehme war, nennen wir das Benehmen der Menschen „taktvoll" oder „taktlos." Takt besteht also im Fühlen, was dem Nebenmenschen wohlthuend wäre und was ihn verletzen könnte, und im Handeln nach dieser Erkenntniß.

Der Takt ist eine jener Eigenschaften, die man am besten durch die französische Redensart "bon comme le pain" charakterisiren möchte. Wie das tägliche Brod ist er immer und unter allen Umständen nöthig und anwendbar.

Im Verkehr mit im Rang oder Alter über ihm Stehenden weiß der Taktvolle sich fern zu halten, ebensowohl von unwürdiger Kriecherei wie von ungebührlicher Zudringlichkeit. Mit seinesgleichen verkehrt er einfach und natürlich, jedoch erscheint ihm nähere Bekanntschaft und Freundschaft nicht als eine Berechtigung, die ersten Regeln der Wohlerzogenheit im gegenseitigen Verkehr zu vernachlässigen. Ferne von ihm liegt die Neugierde, welche in die Geheimnisse Anderer durch unbescheidene Fragen einzudringen sucht, ferner auch jedwede unberufene, wenn auch wohlgemeinte Einmischung in fremde Angelegenheiten. In Gesellschaft hütet er sich, mit dem lieben „Ich," eigenen Erlebnissen und Leiden in den Vordergrund zu treten. Er nimmt Antheil an seiner Umgebung, ist fröhlich in heiterer Gesellschaft, vermeidet dort ernste und traurige Gespräche. Seine klugen Worte mildern manche Härten, brechen mancher Bosheit die Spitze ab und helfen über Verlegenheiten hinweg. Mit Betrübten ist er theilnahmsvoll, seine zarte Hand berührt die noch frische Wunde, ohne neuen Schmerz zu verursachen. Anders verkehrt er mit dem gewandten Weltmann, anders mit dem lebensfrohen Jüngling, dem ernsten Gelehrten, und, indem er seine Seele mit der ihrigen in die gleiche Stimmung zu bringen weiß, vermeidet er jeden Mißton.

Auch in seinem Benehmen den Untergebenen gegenüber findet der taktvolle Mensch den richtigen Weg. Den Dienstboten gebietet er in freundlichem Ton, wenn auch ernst und bestimmt; dagegen vermeidet er jede die Achtung untergrabende Vertraulichkeit. Anderen Leuten geringeren Standes gegenüber bleibt er ebenso entfernt von lächerlichem Hochmuth als von einer beleidigenden Herablassung. Ist er wohlhabend, so gibt er von seinem Reichthum von Herzen und ohne Prahlerei. Er achtet auch im ärmsten Manne die Menschenwürde und weiß, daß die Art und Weise des Gebens ein Geschenk in einen Backenstreich verwandeln kann.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Der unbenutzte Regenschirm. Ein Jüngling besuchte einst seine Tante, fand aber, als er sich entfernen wollte, daß es angefangen hatte zu regnen, und da er einen Regenschirm in der Ecke des Zimmers stehen sah, ergriff er denselben und war eben im Begriff denselben aufzuspannen, als seine Tante dieses bemerkte.

Ganz entrüstet lief sie auf ihn zu und den Schirm erfassend, schrie sie: Nein, nein, das wird nicht geschehen! Diesen Regenschirm habe ich schon dreiundzwanzig Jahr, und derselbe war noch niemals naß, werde doch nicht zugeben, daß derselbe jetzt ruinirt werde!

Kennen die Leser und Leserinnen nicht auch Personen, welche genau so thöricht handeln, wie jene Frau? Verständige Leute gebrauchen ihren Regenschirm, um den Regen abzuhalten, jene Frau aber trug denselben nur zur Schau.

Ebenso gibt es Viele, welche die ganze Woche hindurch ihre Religion in eine Ecke stellen, d. h. sie machen keinen Gebrauch davon, aber am Sonntag, oder an Festtagen, nachdem sie vielleicht die ganze Woche gelebt wie Heiden, dann wollen sie doch zeigen, daß sie Christen sind. Solche Leute aber haben den wahren Zweck der Religion ebenso gründlich verkannt, als jene alte Tante den Zweck des Regenschirms. Solche Religion wird, gerade deswegen, weil sie nicht geübt wurde, und weil sie nicht in Herz und Leben eindringen konnte, auch dann den Dienst versagen, wann die Leute deren Trost am Nöthigsten haben, nämlich in Trübsal, Leiden, Noth und Tod.

Ein wenig Regen würde jenem Regenschirm nichts geschadet haben, den Jüngling aber würde der Gebrauch desselben vor einer Erkältung geschützt haben. Ebenso wenig werden die Prüfungen und Versuchungen im Leben, wahrer Herzensreligion nachtheilig sein, diese aber wird die Seele vom Verderben bewahren.

Das fehlende Glied. Vor einiger Zeit erschien ein Artikel von Rev. A. N. Craft, D. D., im Christian Advocate, betitelt: „Das fehlende Glied zwischen Kirche und Sonntagschule." Der Artikel enthält beherzigenswerthe Wahrheiten.

Nachdem Referent auf die Hindernisse zur Bekehrung der Jugend aufmerksam gemacht und die Unzulänglichkeit der Sonntagschule hiezu nachgewiesen hat, entwickelt er seinen Plan als das „fehlende Glied." Er sagt: Die Kinderklasse des Predigers, getrennt von der Sonntagschule erreicht den Zweck nicht. Zwei Versammlungen resp. Sonntagschulen an einem Sonn-

tage geht wieder nicht; denn viele überarbeitete Mütter und ermüdeten Kinder würden Einsprache erheben. Die Wochentage sind aber hinlänglich durch die Tagschule in Anspruch genommen und Samstag muß sein Recht als Spieltag behalten.

Die Arbeit muß in der Sonntagschule geschehen. Das alte Klaßversammlungsverfahren auf die Kinder angewandt, muß vermieden werden, es sei denn, daß die Lehrer in diesem Fall die Klaßführer machen. Die Klaßversammlungs- und Auflebungs-Leute müssen Arbeiter in der Sonntagschule werden. Natürlich sind die Ueberspannten ausgeschlossen. Wir müssen gründliche, christliche Lehrer haben, die beides Lehrer und Klaßführer sein können.

Man arrangire eine Sonntagschul-Betstunde einmal des Monats von etwa 15 Minuten. Man gebe jedesmal dabei Gelegenheit zum Hervorkommen an den Altar. Der Appell an die Herzen der Kinder muß jedoch kurz, aber so dringend sein, wie dies bei anhaltenden Versammlungen geschieht.

Die meisten Kinder von 10 Jahren und sogar jüngere werden zum Nachdenken gebracht und sehr viele werden erreicht und manche Erwachsene kommen ebenfalls. Ich habe diese Weise wiederholt versucht und würde mich verantwortlich halten, daß ich es in irgend einer Sonntagschule zu Stande brächte. Irgend ein praktischer Sonntagschul-Superintendent ist hiezu im Stande, wenn der Prediger es nicht selbst thun kann. Man muß natürlich einen Sekretär haben, dessen einzige Aufgabe es ist, die Suchenden zu notiren und sich über ihr Alter, ihre Verhältnisse zu Hause, ihre Sonntagschullehrer 2c. zu unterrichten. Der Sekretär mag alsdann den Aufsichtsprediger von all diesem in Kenntniß setzen. Der Prediger, Superintendent oder Klaßführer mag mit einigen dieser Kinder zu gewissen Zeiten eine kleine Unterredung über Herzensreligion haben und mit ihnen beten. Auf solche oder ähnliche Weise könnte das „fehlende Glied" hergestellt werden.

Ein Prediger im Staate New York meint hierzu: „Wenn unsere Sonntagschul-Arbeiter alle so glücklich wären Dr. Craft's Idee zu erfassen und sich mit vollem Enthusiasmus an die Arbeit begeben würden, so könnten Tausende unserer Sonntagschüler gerettet werden. Wir müssen diese Arbeit ungesäumt, energisch und im Geiste der Liebe thun, oder es gehen viele, viele unserer Schüler verloren.

Mir scheint, wir erreichen das Ziel bei unsern Kindern nicht zur Hälfte in dem Maße als wir sollten, wenn wir bedenken, was aus diesen Kindern nach kurzen Jahren werden soll. Die Bekehrung der Welt hängt von diesem Werke—dem der frühen Bekehrung unserer Kinder ab. Der Gedanke, was Alles davon abhängt, wie treu wir in dieser Beziehung unsere Pflicht erfüllen, ist für mich überwältigend."

Punkte für Arbeiter. Es ist allgemein bekannt, daß Herr Moody zu Northfield, Mass., zwei Schulen zur Ausbildung von christlichen Knaben und Mädchen gegründet hat. Eine Chicago Zeitung gibt eine begeisterte Schilderung der Schulen, sowie der Lehrmethoden. Der Correspondent sagt: Während des Sommers liest Herr Moody den Knaben jeden Morgen einen kurzen Schriftabschnitt vor, den er kurz und bündig erklärt; auch gibt er ihnen je und dann praktische Ansprachen über christliches Wirken im Allgemeinen. Von einer Ansprache über öffentliches Reden, am Schluß derselben durften Fragen gestellt werden, erinnern wir uns folgender Punkte:

1. Sprich nicht zu viel.
2. Sprich nicht, es sei denn, du bist sattelfest.
3. Gib das Beste, was du hast.
4. Sprich nicht, wenn die Leute schlafen. Erwecke irgend einen Mann, und du wirst auch die übrigen fesseln.
5. Suche nicht deine Gelehrsamkeit herauszustreichen.
6. Packe den einfältigsten Menschen, und du fesselst auch die Uebrigen.
7. Sei nicht darauf aus, aber fürchte dich auch nicht, die Leute zum Lachen zu bringen.
8. Sei natürlich; versuch' es nicht, sonst Jemand zu sein.
9. Vermeide affektirte Rede und den Kanzelton.
10. Sprich nicht zu lange. Ein Mann in London, der predigte, bis alle Leute hinausgegangen waren, meinte, es sei doch jammerschade aufzuhören, so lange noch Jemand zum Hören da sei.
11. Zögere nicht, das vorzutragen, was Gott gebraucht.
12. Fahre nicht mit der Rede fort, blos weil du die Zuhörer fesselst, lasse sie hungrig fortgehen.
13. Während die Leute sich versammeln, verwerthe die Zeit mit Singen.
14. Schieße dorthin, wo Leute sich befinden. Wie jener alte Quäker zum Einbrecher sagte: Freund, ich will gerade dorthin schießen, wo du stehst. Du thätest klug aus dem Wege zu gehen.
15. Gestikulire nicht zu viel, auch bewege dich nicht zu viel hin und her, und rede nicht mit den Händen in den Taschen.

Mit dem Strom. Ein Schiff trieb einer gefährlichen Klippe entgegen. Keine irdische Macht, ausgenommen Wind, konnte das Fahrzeug vor dem sichern Untergang bewahren. Aber kein Lüftchen unterbricht die äußerste Windstille und das Schiff wird mit der Strömung beständig weitergetrieben. Die Offiziere und Matrosen schauen ängstlich nach oben, ob wohl ein Flattern der Segel bemerkbar sei. Aber schon ist die Klippe nicht mehr weit und dort oben die schlaffen Segel. Doch, was war das? Ein leichtes Flattern des Segels am Hauptmast. Wird sich's wiederholen? Wie sich jedes Auge auf die schlaffen Segel heftet! Doch sieh! Es weht stärker, die Segel füllen sich und nun besiegen sie die Macht der Strömung und das Schiff steuert an der gefährlichen Klippe vorbei.

O ihr Sonntagschullehrer, die ihr so manches werthvolle Menschenleben auf dem gefährlichen Meer der Zeit dahintreiben seht, nichts kann den Cours dieser Armen ändern als ein glücklicher Windstoß des heiligen Geistes von oben. Schau nach oben wie jene Matrosen und erbitte in heißen Seufzern den Geist der Kraft—den Pfingstgeist.

Scheinbare Gründlichkeit. Es wird erzählt, daß Balzac einem eifrigen Leser Werke, der ihn wegen der Bedeutung einer gewissen Stelle in seinem Buche befragte, die Erwiderung gab, jene Stelle habe überhaupt keinerlei Bedeutung.

„Sehen Sie," so erklärte er, „dem Durchschnittsleser kommt Alles sehr einfach und unbedeutend vor, was ihm von vornherein klar ist. Wenn ich daher nicht hie und da einen complizirten, unverständlichen Satz mit hineinstreute, würde irgend Jemand glauben, er sei gerade so gescheit wie ich auch. Stößt der Leser aber auf irgend etwas Unbegreifliches, so liest er die Stelle möglicherweise noch einmal, grübelt drüber nach und nachdem er trotz wiederholten Versuchen keinerlei Sinn herausbekommen konnte, bricht er in die salbungsvollen Worte aus: „Großer Balzac, du weißt mehr als ich!"

Wie oft hört man Predigten, die nach eben diesem Grundsatz gehalten wurden. Manche Prediger glauben, wenn sie sich recht unverständlich ausdrücken, so wird ihnen das den Ruf des Gelehrtseins eintragen. Es gibt auch Zuhörer, die da vorgeben, sich an derar

tigen Faseleien erbauen zu können, wahrscheinlich auch, weil sie hoffen, dadurch in den Geruch des Gebildetseins zu gelangen.

Es ist aber sehr leicht ein Morastloch für außerordentlich tiefes Wasser zu halten. Daraus, daß man den Grund des Flusses nicht sehen kann, folgt nämlich noch lange nicht, daß er ungeheuer tief sei. Im Gegentheil, das Flußbett mag ganz flach sein, aber wegen des ungeheuer trüben Wassers siehst du keinen Boden. Dagegen sieht man durch klares Wasser hindurch auch bei der größten Tiefe jedes Steinchen am Grunde.

Es gibt große Männer, die es verstehen über den bedeutendsten Gegenstand auch für den ungebildetsten Zuhörer verständlich zu werden.

„Mein lieber Bruder," sagte eine alte Dame zu dem Gehülfsprediger eines Bezirks: „Manche Leute hören Br. B. (den Aufsichtspred.) sehr gern; sie sagen er predige sehr tief; aber ich ziehe die flache Predigtweise, so wie du predigst, vor." Das Kompliment dieser guten Schwester, obwohl etwas ungeschickt angebracht, war am Platze. Jener junge Mann wurde später einer der bedeutendsten Männer unserer Kirche, der nie Mühe hatte, seinen Zuhörern verständlich zu werden, weil er selber verstand, was er sagte. Dabei sprach er sowohl deutlich als richtig. Sonntagschul-Lehrer werden die Moral leicht finden.

Schüler—Lehrer. Wer die Wahrheiten des Evangeliums Andern beibringen will, muß vor allen Dingen selber in Christi Schule gehen und lernen. Weder die kritischsten Commentare noch die besten Sonntagschul-Hülfsmittel sind im Stande, den Lehrer in die Tiefen der Wahrheit einzuführen, es sei denn, er sitzt demüthiglich zu den Füßen des großen Meisters und schöpft aus der Quelle. Um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Evangelium Gotteswort sei, muß man dasselbe nicht lediglich als eine Lehre für richtig befinden, sondern als Offenbarung Gottes mit ganzer Seele ergreifen, sich im Glauben an dasselbe ketten und die wiedergebärende und erneuernde Kraft desselben am Herzen erfahren. Deßhalb sagt auch der Herr Jesus: „So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei" (Joh. 7, 17). Alle christliche Erfahrung bestätigt übrigens diesen Satz.

Kein Mensch ist im Stande, die dem Gotteswort innewohnende Kraft zu erkennen, bis er dieselbe in seiner eigenen Seele erfuhr, das ist die Erfahrung Aller. Wenn daher der Lehrer zu seinen Schülern sagen kann: „Ich liebe ihn, denn er hat mich zuerst geliebt," so macht er diese Aeußerung in Anbetracht der großartigsten aller Gotteswahrheiten, Gott liebt die sündigen Menschen, auch mich liebt er; und er steht vor dieser Wahrheit still und hält staunend inne — eine Thräne — ein leises Zittern seiner Gesichtsmuskeln — ein verklärtes Lächeln „Kinder, er liebt auch mich." Das heißt beim Heiland in die Schule gehen.

Die Segensbedingungen. Wie können wir geistliche Segnungen erwarten, wenn wir in unserer Sphäre nicht das Unsere thun? Können wir von einer Aeolsharfe Musik erwarten, wenn wir sie keinem Luftzuge aussetzen? Wenn wir eine reiche Ernte erwarten, säen wir da unsern Samen in einer Kellerecke? Geistlicherweise müssen wir uns denjenigen Regeln unterwerfen, durch welche aller Segen bedingt ist. Wollen wir unsere Sonntagschüler göttlich beeinflussen, müssen wir vor allen Dingen selber im Besitze göttlicher Kraft sein. Es heißt da natürlich, sich von der Welt trennen, sich Gott völlig weihen und ihm ergeben leben. Wir müssen in stiller Sehnsucht nach dem ersehnten Segen denselben glaubensvoll erbeten. Dann wird's, ob auch keine Feuerzungen sichtbar sind, Pfingsten werden.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 6. Februar. **Lots Wahl.** 1 Mos. 13, 1--13.

1. Also zog Abram herauf aus Egypten mit seinem Weibe, und mit allem, das er hatte, und Lot auch mit ihm, gegen den Mittag.

2. Abram aber war sehr reich von Vieh, Silber und Gold.

3. Und er zog immer fort von Mittag bis gen Bethel, an die Stätte, da am ersten seine Hütte war, zwischen Bethel und Ai,

4. Eben an den Ort, da er vorhin den Altar gemacht hatte. Und er predigte allda den Namen des Herrn.

5. Lot aber, der mit Abram zog, der hatte auch Schafe, und Rinder und Hütten.

6. Und das Land mocht es nicht ertragen, daß sie bei einander wohneten; denn ihre Habe war groß, und konnten nicht bei einander wohnen.

7. Und war immer Zank zwischen den Hirten über Abrams Vieh, und zwischen den Hirten über Lots Vieh. So wohneten auch zu der Zeit die Cananiter und Pheresiter im Lande.

8. Da sprach Abram zu Lot: Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind Gebrüder.

9. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.

10. Da hob Lot seine Augen auf und besahe die ganze Gegend am Jordan. Denn ehe der Herr Sodom und Gomorra verderbete, war sie wasserreich, bis man gen Zoar kommt, als ein Garten des Herrn, gleichwie Egyptenland.

11. Da erwählte ihm Lot die ganze Gegend am Jordan, und zog gegen Morgen. Also schied sich ein Bruder von dem andern;

12. Daß Abram wohnete im Lande Canaan, und Lot in den Städten derselben Gegend, und setzte seine Hütten gen Sodom.

13. Aber die Leute zu Sodom waren böse und sündigten sehr wider den Herrn.

Biblischer Grundgedanke. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches Alles zufallen." Matth. 6, 33.

Erklärung.

V. 1. „Aus Egypten." Abrahams Reise nach Egypten um der Theuerung willen in Kanaan, Kap. 12, 20, hatte ihm nur Mühe und Herzeleid gebracht. Er scheint aus eigenem Antriebe und nicht auf Gottes Befehl hin nach Egypten gezogen zu sein. Er fühlte sich daher auch nicht sicher unter den Egyptern und anstatt sich dem Herrn zu vertrauen, nimmt er Zuflucht zu verkehrten Mitteln sich und und sein Weib zu retten.

Von Pharao aus Egypten verwiesen, kehrt er mit seinem Weibe, die ihm durch Gottes besondere Vorsehung erhalten worden war, Kap. 12, 17, wieder



zurück in das Land, dahin ihn der Herr beschieden hatte.

V. 2. „Sehr reich.“ Er hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kameele. (Kap. 12, 16). Er war sehr reich an Silber und Gold, Besitzthümer der Nomaden. „Sehr reich“ meint auch sehr schwer — Reichthum beschwert und erzeugt Sorgen, wie wir im weiteren Verlauf der Lektion sehen werden.

V. 3. „Zog immer fort.“ Abraham ruhte nicht, bis er wieder nach der früheren Nomadentrift zwischen Bethel und Ai gekommen war, wo er den Altar gegründet und mit den Seinen dem Herrn Gottesdienst gepflegt hatte. Er kehrt also zu der Stätte seines Altars bei Bethel zurück.

V. 4. „Er predigte.“ Er rief an den Namen des Herrn. Kap. 12, 8. Der Opferdienst, den Abraham mit den Seinen dem Herrn brachte, war zugleich auch eine Predigt von Jehovah für die Heiden um ihn her.

V. 5—7. Da aber nicht nur Abraham sehr reich an Besitzthum war, sondern auch Lot Kleinvieh und Rinder und Zelte für seine Leute, also auch viele Menschen hatte, so trug sie das Land nicht beisammen zu wohnen, d. h. das Land bot nicht genug Raum zum Weiden für die zahlreichen Heerden. Es entstand Streit zwischen den Hirten. Damals wohnten die Kananiter und Pheresiter noch im Lande, wodurch der Raum schon sehr beschränkt wurde.

Die Pheresiter waren die Bewohner des platten Landes, die dem Ackerbau und der Viehzucht oblagen (Hes. 38, 11: Sach. 2, 4; 5 Mos. 3, 5). Sie waren im Besitz der besten Triften, und Lot und Abraham blieb nur dasjenige übrig, was sie verschmähet hatten. Kananiter bezeichnet hier die Städtebewohner im Gegensatz gegen die Pheresiter als Landbewohner.

V. 8. 9. „Zank zwischen mir und dir.“ Der Streit der Hirtenknechte würde zum Streit ihrer Herren selbst, wenn diese dem Unwesen ruhig oder wohl gar billigend zusehen. Möglicher Weise konnte auch Lots Verstimmung sich schon in dem offenen Zank seiner Knechte verrathen.

„Wir sind Gebrüder.“ Auch der etwa sonst zulässige, doch in aller Weise zu meidende Rechtsstreit zwischen Fremden soll nicht zwischen Brüdern stattfinden. Verwandtschaftliche Zuneigung muß die äußerste Nachgiebigkeit leicht machen.

„Willst du zur Linken.“ Obgleich Abraham der ältere und Führer des Zuges war, überließ er doch dem jüngeren und Brudersohne die Wahl aus Edelmuth in dem zuversichtlichen Glauben, daß der Herr die Entscheidung so lenken werde, daß seine Verheißung in Erfüllung gehen könne. Der Vorschlag Abrahams ist zum sprichwörtlichen Losungswort der Friedensliebe und Nachgiebigkeit geworden für solche Fälle, wo eine Auseinandersetzung und Scheidung durch die Verhältnisse geboten ist.

V. 10. 11. „Hob Lot seine Augen auf.“ Lot wählte sich den dem Augenscheine nach besten Theil des Landes, nämlich die Thalebene zu beiden Seiten des Jordan vom See Genezareth bis in die jetzige Gegend des todten Meeres. Denn diese ganze Gegend war herrlich wie die verschwundene Paradiesesau oder wie die reiche Nilau in Egypten, welche dem Lot noch in besonders frischem Gedächtniß war.

„Also schied sich ein Bruder.“ Die Scheidung war gut und brüderlich nach der friedlichen Gesinnung Abrahams, aber übel ausgeführt, insofern sich der Neffe als ein bevorrechteter Bruder benahm und das Beste für sich wählte.

V. 12. „Abraham wohnte im Lande.“ Er verblieb in der Einsamkeit seiner Haine, wo er dem Herrn einen Altar errichtet hatte, den Lot aber zog es immer mehr zu den Städten des Thales hin; bald hat er seine Triften in der Nähe von Sodom und seine Wohnung in Sodom selbst, ja in Sodom selbst finden wir ihn unter dem Thore.

V. 13. „Die Leute zu Sodom.“ Die Bosheit der Sodomiter lernen wir später, Kap. 19, näher kennen. Hier schon wird dieselbe angeführt, um zu erklären, das Lot sehr übel gewählt hatte, während er das beste Theil zu erwählen meinte, und um die Geschichte vorzubereiten, wie das Strafgericht über Sodom kam, in welchem auch Lot für seine Thorheit büßen mußte.

Praktische Gedanken.

Abraham und Lot.

I. Rückkehr aus Egypten und großer Reichthum. V. 1—5. Abrahams Uebersiedlung aus Kanaan nach Egypten während der Theurung war eine willkürliche Handlung. Gott hätte ihn wohl erhalten können trotz der Hungersnoth. Seine Erfahrung in Egypten war keine glänzende; sein Glaube wurde sehr schwach. Er hatte hier kein Bleibens. Er wird von Pharao aus dem Lande verwiesen. Er kehrt wieder zurück zur Stätte seines Altars bei Bethel.

Von Alters her ist der Reichthum Abrahams angeführt worden, daß auch reiche Leute fromm und fromme Leute reich sein können. Reich und gläubig stimmt zusammen. Reich sein ist kein Verbrechen. Gott erlaubt nicht nur reich zu sein. Er will es oft so. Er macht es so.

Nicht aller Reichthum aber ist von Gott gewollt und als göttlicher Segen zu betrachten. Lots Reichthum gereichte ihm zu keinem Heil.

Reichthum bringt Beschwerde. Er wird dem Abraham gewissermaßen zur Last, indem er nicht Raum genug findet für seine Heerden. Reichthum schaffet viel Sorge. Wer viel Werthpapiere hat, schaut alle Morgen sorgenvollen Blickes nach dem Kurszettel. Wer Schiffe auf dem Meere hat, vernimmt mit Grausen das Heulen des Sturmes.

II. Zank und Streit. V. 6—7. Abraham muß die Unbequemlichkeiten und große Schmerzen, die der Reichthum schafft, erfahren. Die Heerden des Lot und des Abraham bedrängen einander; unter den gegenseitigen Dienstboten nimmt der Streit kein Ende.

Hier, wie überall, erscheint der Reichthum mit einem Mangel behaftet: das ist der Mangel genügender Triften. Der Rechtsstreit ist immer bedenklich, unter „Gebrüdern“ aber ist er mit zwiefachem Ernst zu vermeiden. In dem Streit von Dienstboten und Untergebenen spiegelt sich oft in großen und groben Zügen die keimende Spannung zwischen den Vorgesetzten ab.

III. Abrahams Vorschlag. V. 8. 9. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß die beiden Männer sich scheiden. Wie aber soll die Scheidung geschehen? So daß der Frieden voll und ganz bewahrt bliebe. Er läßt Lot wählen, was ihm beliebt und nimmt, was übrig bleibt. Abraham verzichtet erstens auf sein Recht als der Aeltere und zweitens auf den materiellen Vortheil.

Wie erhaben und großmüthig ist diese Handlungsweise! Wie beschämend für uns!

Die Kraft zu solcher göttlichen Liebenswürdigkeit gewann Abraham aus dem Glauben und persönlichem Umgang mit Gott. Wer mit Gott wandelt, der wandelt in der Liebe und Selbstlosigkeit, denn Gott ist die Liebe. Er hat aber auch den Frieden mit Gott und sucht den Frieden mit allen Menschen so weit es möglich ist. Abraham war bereit, für jeden Preis den



Frieden zu erjagen. Wie sonnig sähe es aus in der Welt, wenn man in der Beurtheilung und Behandlung seines Nächsten Alles zum Besten kehren und nach dem Grundsatz handeln wollte: „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch!“

Ein Husaren-Offizier, einer der Helden Friedrich des Großen, ist auf den Hof eines Bauern geritten und fordert, daß man ihm und seinen Leuten ein Haferfeld zeige, das man mähen kann. Der Bauer geht mit. Bald kommen sie an ein treffliches Feld. Schon kommandirt der Offizier: „Absitzen!“ aber der Bauer bittet flehentlich, daß man noch zwei Minuten weiter folge. Da findet man freilich ein anderes Haferfeld, aber es ist schlechter als das erste. Höhnisch sagt der Offizier: „Sag's ehrlich, Bauer, jenes erste Feld war das deine, das hast du schonen wollen?“ Ganz bescheiden antwortete dieser: „Nein, Herr, dies ist das meine und jenes gehört meinen Nachbarn.“

IV. Lots Wahl. V. 10—13. Lot glaubt, vortrefflich gewählt zu haben und hat doch schlimm gewählt. Selbstsucht war der Grundcharakterzug seines Wesens. Wer in Allem nur den eigenen Vortheil, nur sich selbst sucht — der ist selbstsüchtig und Selbstsucht ist Mutter aller Sünden.

Und wie theuer kam ihm seine Wahl zu stehen! Für den Weltsinn, der ihn beseelte, wird er zuerst gestraft durch die bald darauffolgende Wegführung und Beraubung im Kriege der Könige (Kap. 14), sodann durch die Schreckensflucht aus Sodom und die daran sich knüpfenden Verluste, Unfälle und Vergehen.

So muß sich der Mangel an Frömmigkeit, der Eigennutz, die Sorglosigkeit gegenüber den Fallstricken der Welt immer bestrafen. Und gerade dann, wenn Einer in eigenwilliger und sündiger Weise meint, seinen höchsten Wunsch erreicht zu haben, muß er sich am meisten verstrickt finden in die Vergeltung der über ihm waltenden Gerechtigkeit!

Wie treffend der biblische Grundgedanke! Wer wie Abraham, am ersten trachtet nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, dem wird solches Alles, zum Lebensunterhalt Nothwendige — zufallen. Darum:

„Suche Christus, und sein Licht;
Alles Andere hilft dir nicht!“

Gottes Bund mit Abram.

Sonntag, 13. Februar. 1 Mos. 15, 5—18.

5. Und er hieß ihn hinausgehen, und sprach: Siehe gen Himmel, und zähle die Sterne, kannst du sie zählen? Und sprach zu ihm: Also soll dein Same werden.
6. Abram glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit.
7. Und er sprach zu ihm: Ich bin der Herr, der dich von Ur aus Chaldäa geführet hat, daß ich dir dies Land zu besitzen gebe.
8. Abram aber sprach: Herr Herr, wobei soll ichs merken, daß ichs besitzen werde?
9. Und er sprach zu ihm: Bringe mir eine dreijährige Kuh, und eine dreijährige Ziege, und einen dreijährigen Widder, und eine Turteltaube, und eine junge Taube.
10. Und er brachte ihm solches alles, und zertheilte es mitten von einander, und legte ein Theil gegen das andere über; aber die Vögel zertheilte er nicht.
11. Und das Gevögel fiel auf die Aase; aber Abram scheuchte sie davon.
12. Da nun die Sonne untergegangen war, fiel ein tiefer Schlaf auf Abram; und siehe, Schrecken und große Finsterniß überfiel ihn.
13. Da sprach er zu Abram: Das sollst du wissen, daß dein Same wird fremd sein in einem Lande, das nicht sein ist; und da wird man sie zu dienen zwingen, und plagen vier hundert Jahr.
14. Aber ich will richten das Volk, dem sie dienen müssen. Darnach sollen sie ausziehen mit großem Gut.
15. Und du sollst fahren zu deinen Vätern mit Frieden, und in gutem Alter begraben werden.
16. Sie aber sollen nach vier Mannsleben wieder hierher kommen, denn die Missethat der Amoriter ist noch nicht alle.
17. Als nun die Sonne untergegangen, und finster worden war, siehe, da rauchte ein Ofen, und eine Feuerflamme fuhr zwischen den Stücken hin.
18. An dem Tage machte der Herr einen Bund mit Abram, und sprach: Deinem Samen will ich dies Land geben, von dem Wasser Egyptens an, bis an das große Wasser Phrath.

Biblischer Grundgedanke: „Nach diesen Geschichten begab sich's, daß zu Abraham geschahe das Wort des Herrn im Gesicht, und sprach: „Fürchte dich nicht, Abraham; Ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn.“ 1 Mos. 15, 1.

Einleitung: Mit der Bezeichnung **„Nach diesen Geschichten“** — siehe Grundgedanke — wird eine neue Offenbarung des Herrn an Abraham eingeleitet, die nach Form und Inhalt sich von den bisherigen unterscheidet und eine neue Wendung seiner Lebensführung begründet. War ihm auch durch die Bewahrung seines Weibes in Egypten die Möglichkeit zur Erlangung der Nachkommenschaft und durch die Trennung Lots von ihm sowie durch Besiegung der Könige die Möglichkeit der künftigen Besitznahme des verheißenen Landes thatsächlich verbürgt, so fehlte ihm doch noch jede Aussicht auf Verwirklichung der Verheißung, zu einem großen Volke zu werden oder eine zahllose Nachkommenschaft zu erlangen.

In dieser Lage mochten Besorgnisse über die Zukunft in seiner Seele aufsteigen. Diesen tritt der Herr durch einen neuen Bund mit Abraham entgegen.

Erklärung.

V. 5. Der Herr führte Abraham hinaus in's Freie und richtete seinen Blick gen Himmel und verhieß ihm eine Nachkommenschaft so zahlreich, wie die unzählbare Menge der Sterne. Siehe Kap. 22, 17: 26, 4. 2 Mos. 32, 13.

V. 6. „Abraham glaubte dem Herrn.“ Für Abraham hat dieser Vorgang volle Realität. Dies beweist sein Glaube, der ihm zur Gerechtigkeit gerechnet wurde. Gott nahm ihn in die Bundesgemeinschaft mit sich auf. Abrahams Glaube drückt die Stimmung oder Gesinnung aus, die ihres Gegenstandes sicher ist und sich fest auf ihr verläßt. Der Glaube ist nicht blos Zustimmung, sondern zugleich unbedingtes Vertrauen auf den Herrn und sein Wort.

V. 8—11. Abrahams Frage ist nicht Frage des Zweifels, sondern des Verlangens nach Besiegelung der menschliches Denken und Begreifen übersteigenden Verheißung. Diesem Verlangen zu entsprechen, befiehlt ihm der Herr, die Vorbereitung zu einer Bundesschließung zu treffen. „Nimm eine dreijährige Kuh, eine dreijährige Ziege, einen dreijährigen Widder, eine Turteltaube und eine junge Taube,“ d. h. ein Exemplar von jeder opferfähigen Thiergattung.

Die Auswahl der Thiere sowie das Unzerstücktlassen der Tauben entspricht ganz dem Opfergebrauche. Dennoch ist diese Handlung kein eigentliches Opfer, weil weder Blutbesprengung noch Darbringung auf einem Altare stattfindet, auch vom Anzünden und Verbrennung der Stücke keine Rede ist.

Das Verfahren mit den Thieren entspricht vielmehr ganz dem bei vielen Völkern üblichen Brauche, bei Schließung von Bündnissen Opferthiere zu schlachten, in Stücke zu theilen und diese Stücke einander gegenüber zu legen, durch welche dann die Bundschließenden hindurchgingen.

„Da fuhren Raubvögel." Die Raubvögel sind Bild der Feinde, welche Israel vernichten wollen. Daß aber Abraham sie verscheuchte, deutet an, daß Abrahams Glaube und Stellung zum Herrn seine ganze Nachkommenschaft vor dem Untergange bewahrt, daß um seinetwillen Israel errettet wird. (Ps. 105, 42).

V. 12—17. Mit dieser Offenbarung war Abraham in großen, allgemeinen Zügen die Zukunft seines Samens enthüllt. Das Untergehen der Sonne versinnlicht Abraham das Schwinden der Gnadensonne, die Israel leuchtet, und den Beginn einer schreckenvollen, finstern Leidenszeit für seine Nachkommenschaft, deren Vorempfindung ihn umnachtet.

„Du sollst wissen," daß deine Nachkommen in einem fremden Lande dienen müssen. Betreffs dieser Knechtschaft Israels werden Abraham vier Dinge angezeigt: 1) Sie werden in dieser Dienstbarkeit gedrückt werden; 2) Sie wird 400 Jahre dauern; 3) Das Volk ihrer Bedrücker wird gerichtet werden; 4) Die Befreiten werden ausziehen mit großem Gut. Dagegen ist der Name des Volkes und Landes dieser Knechtung verschwiegen, was sehr zu beachten ist.

„Rauchte ein Ofen; Feuerflamme fuhr." In diesem Sinnbilde offenbart sich der Herr Abraham, wie später dem Volke Israel in der Feuer- und Wolkensäule. Durch die Opferstücke hindurchgehend, befestigte er den Bund, den er mit Abraham schließt. Seine Herrlichkeit ist gehüllt in Feuer und Rauch, beides Bilder des Zornes Gottes, dessen Feuereifer alles Widerwärtige verzehrt.

Der Durchgang des Herrn durch die getheilten Opferstücke versinnlicht Abraham die Herablassung des Herrn zu seinem Samen als Richter seiner Feinde. Darum wurden die Opferstücke nicht angezündet und verzehrt, denn es handelte sich nicht um ein Opfer, welches Gott an sich nahm, sondern um ein Bündniß, in welchem Gott zu den Menschen herabkommt.

V. 18. Der Bund, den der Herr mit Abraham macht, bezieht sich ganz besonders auf die Verleihung des Landes Kanaan an seine Nachkommen. Die beiden großen Ströme Nil und Euphrat sind als die Grenzen genannt, innerhalb welcher Abrahams Samen das verheißene Land einnehmen soll, dessen Umfang in den nachfolgenden Versen durch Nennung der Völker, die es damals bewohnten, genauer bestimmt wird.

Praktische Gedanken.

Gottes Bund mit Abraham.

Unter einem Bunde oder Bündniß verstehen wir eine von zwei Personen oder Partheien einstimmig getroffene Uebereinkunft oder Vertrag, worin beide Theile gegenseitig gewisse Verpflichtungen auf sich nehmen. Es war in alttestamentlicher Zeit gebräuchlich unter den Völkern, solche Bündnisse durch äußerliche Zeichen, wie Eidschwüre, Gastmahle, Opfer und dergleichen mehr, zu bestätigen.

In dieser Sonntagschul-Lektion wird Gottes Bund mit Abraham befestigt. Gott hatte Abraham schon zu verschiedenen Zeiten große Verheißungen gegeben, z. B.: 1) Du sollst ein Mann des Segens und ein großes Volk werden (Kap. 12, 1. 2). 2) Deinen Samen will ich dies Land geben (Kap. 12, 7). 3) Deinem Samen das Land, deinem Lande deinen Samen (Kap. 13, 14. 15).

I. Hier nun wird ihm bundesmäßig die Verheißung des Samens und des Landes versiegelt. Von Seiten Gottes schließt dieser Bund verschiedene wichtige Punkte in sich:

1. Das **persönliche,** gnädige Herablassen des Herrn im Bündniß. Siehe vorhergehende Verse 1—4.

2. Das in faßlichen Bildern **Versinnbildlichte** im Bündniß. V. 5. Unzählbar wie die Sterne des Himmels soll deine Nachkommenschaft sein. V. 9. Durch Verwendung eines Exemplars von jeder opferfähigen Thiergattung soll der Bund seine Bestätigung finden. V. 17. Durch die zwischen den Stücken hindurchfahrende Feuerflamme ist die heilige Gegenwart des Herrn sowie der Bund selbst über allen Zweifel für Abraham festgestellt.

3. Das bestimmt **Vorhergesagte** im Bündniß. V. 13. Dein Same wird fremd sein im Lande und vierhundert Jahre dienen müssen. V. 14. Die Unterdrücker seiner Nachkommen werden gerichtet und sie werden mit großem Gut ausziehen. V. 15. Abraham soll im hohen Alter im Frieden sterben. V. 18. Die Grenzen des verheißenen Landes werden genau angegeben.

II. Warum aber offenbart sich der Herr Abraham so in's Einzelgehende und macht den Bund mit ihm so unverbrüchlich fest? — V. 6 gibt die Antwort: „Abraham glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit."

Abrahams Frage nach einem Zeichen, V. 8, woran er merken könne, daß er das verheißene Land besitzen soll, war kein Ausdruck des Zweifels, sondern des Verlangens um nähere Auskunft. Er glaubte dem Herrn; war sein Freund geworden, so durfte er auch vertraulich mit dem Herrn reden, wie ein Mann mit seinem Freunde. Weil er sich dem Herrn unbedingt ergeben, Verzicht auf sich selbst geleistet hatte, ließ der Herr ihm diese gnädige Offenbarung zu Theil werden und bestätigte seinen Bund mit ihm auf immer.

Ein junger Mann bittet um die Hand einer Jungfrau, die er herzlich lieb gewonnen hat. Im Herzen der Jungfrau aber steigen allerlei bange Fragen und Besorgnisse auf. Sie soll ihr Elternhaus, ihre Freundschaft, ihre Freiheit, ihre Jungfrauschaft, ihren Namen — ihr Alles aufgeben? — Es ist, als ob sie sich selbst verlöre, wenn sie an des Mannes Herz sinkt! — Und doch thut sie es zuletzt in der Zuversicht, daß es zu ihrem Heile gereicht. —

Siehe, das ist ein Bild des Glaubens! Er besteht in dem Vertrauen, das sich fallen läßt auf Gnade und Ungnade. Ein solcher Glaube war Abrahams Glaube.

III. Wie konnte aber der Herr Abraham diesen Glauben zur Gerechtigkeit rechnen? So wie der Knabe des Mannes Vater ist. So wie der große Genius schon in dem kleinen Knaben schlummert, es muß nur Alles noch wachsen, ausgestaltet und gezogen werden, — es ist aber schon Alles da, was einmal erscheinen soll, — so ist es bei Abraham, und so ist es bei Jedem, der durch den Glauben gerecht geworden ist.

Gott hat keine Sorgen um Abraham, sein Glaube schlägt durch! In diesem Glauben Abrahams sieht Gott die ganze Zukunft. Er schaut in einander, was für unsere Augen viele Jahre oder gar Jahrzehnte aus einander liegt.

Wir sehen den Keim, Halm, Aehre und Frucht nach einander so wie sie zum Vorschein kommen. Für den Gott der Ewigkeiten aber, in dem keine Zeit ist, gibt es kein Nacheinander. Er sieht mit einem Male in Abrahams Glauben, Abrahams Zukunft und Nachkommenschaft, und darum rechnete er ihm seinen Glauben zur Gerechtigkeit.

Genau so verhält es sich mit unserm Glauben an

Christum, durch welchen wir gerecht und Gottes Kinder werden. Wir sind nun Gottes Kinder, aber die richtige Einkleidung, Heimführung, Erbschaft folgt seiner Zeit und zur rechten Zeit. Im Glauben aber haben wir das Alles schon! Wir sind Kinder und darum auch Erben Gottes. Wer wollte dem Herrn nicht sein Herze geben und den Bund mit ihm schließen!

Sonntag, 20. Februar. **Abrahams Fürbitte für Sodom.** 1 Mos. 18, 23—33.

23. Und trat zu ihm und sprach: Willst du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen?

24. Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt sein: wolltest du die umbringen, und dem Ort nicht vergeben um fünfzig Gerechter willen, die drinnen wären?

25. Das sei ferne von dir, daß du das thust, und tödtest den Gerechten mit dem Gottlosen, daß der Gerechte sei gleich wie der Gottlose; das sei ferne von dir, der du aller Welt Richter bist! Du wirst so nicht richten.

26. Der Herr sprach: Finde ich fünfzig Gerechte zu Sodom in der Stadt, so will ich um ihrer willen allen den Orten vergeben.

27. Abraham antwortete, und sprach: Ach siehe, ich habe mich unterwunden zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin.

28. Es möchten vielleicht fünf weniger den fünfzig Gerechte drinnen sein; wolltest du denn die ganze Stadt verderben um der fünfe willen? Er sprach: Finde ich drinnen fünf und vierzig, so will ich sie nicht verderben.

29. Und er fuhr weiter mit ihm zu reden, und sprach: Man möchte vielleicht vierzig drinnen finden. Er aber sprach: Ich will ihnen nichts thun um der vierzig willen.

30. Abraham sprach: Zürne nicht, Herr, daß ich noch mehr rede. Man möchte vielleicht dreißig drinnen finden. Er aber sprach: Finde ich dreißig drinnen, so will ich ihnen nichts thun.

31. Und er sprach: Ach siehe, ich habe mich unterwunden, mit dem Herrn zu reden. Man möchte vielleicht zwanzig drinnen finden. Er antwortete: Ich will sie nicht verderben um der zwanzig willen.

32. Und er sprach: Ach zürne nicht, Herr, daß ich nur noch einmal rede. Man möchte vielleicht zehn drinnen finden. Er aber sprach: Ich will sie nicht verderben um der zehn willen.

33. Und der Herr ging hin, da er mit Abraham ausgeredet hatte; und Abraham kehrete wieder hin an seinen Ort.

Biblischer Grundgedanke: „Herr, ich habe dein Gerücht gehöret, daß ich mich entsetze. Herr, du machst dein Werk lebendig mitten in den Jahren. Wenn Trübsal da ist, so denkest du der Barmherzigkeit." Hab. 3, 2.

Einleitung. Durch die Beschneidung in den Bund mit Gott aufgenommen (Siehe Kap. 17), wurde Abraham bald darauf gewürdigt, den Herrn mit zwei Engeln in seinem Zelte zu Mamre aufnehmen und gastlich bewirthen zu dürfen.

Diese neue Gotteserscheinung hatte einen doppelten Zweck. Zum Ersten sollte sein Weib Sarah im Glauben an die Verheißung, daß sie noch in ihrem Alter einen Sohn gebären werde, befestigt werden. (S. V. 1—15). Zum Zweiten sollte ihm das Gericht über Sodom und Gomorra verkündigt werden. (Siehe V. 16—22).

Der Grund, weßhalb Gott dem Abraham das Gericht über Sodom zum Voraus offenbaren will, wird angegeben. Abraham ist Gottes Freund und vor einem Freunde hat man kein Geheimniß. Abraham ist bestimmt zu einem großen Volke und zum Segen aller Völker zu werden. Er wird seinen Kindern und Nachkommen befehlen, daß sie die Wege des Herrn halten und thun, was recht und gut ist. Dieses Gericht wird ihm angekündigt, damit dasselbe seinem Hause zum abschreckenden Beispiel dienen möge. Dasselbe sollte ein bleibendes Denkmal der göttlichen Strafgerechtigkeit werden, an welchem seine Nachkommen den Untergang der Gottlosen beständig vor Augen hätte. Abraham soll sich nicht nur von der Gerechtigkeit des göttlichen Waltens vollkommen überzeugen, sondern auch die Einsicht gewinnen, daß, wo das Maß der Sünde voll geworden, auch keine Fürbitte das Gericht abwenden könne.

Erklärung.

V. 23—26. Nachdem die beiden Engel sich nach Sodom gewandt hatten, blieb Abraham vor dem Herrn stehen, der mit ihm geredet hatte. Er näherte sich ihm mit inständiger, glaubenskühner Fürbitte für Sodom.

Daß Abraham bei seiner Fürbitte besonders an Lot dachte, mag angenommen werden. Doch war es nicht dies allein; sonst würde um dessen Rettung ganz besonders gebeten haben. Er denkt gewiß an die fünf Städte mit ihren tausenden Einwohnern, in welchen möglicherweise fünfzig Gerechte wohnen könnten. Er appellirt an die Gerechtigkeit des Herrn und gründet seine Fürbitte auf den Satz, daß der Richter der ganzen Erde unmöglich den Gerechten mit dem Gottlosen wegraffen könne, wenn sich vielleicht nur fünfzig Gerechte vorfänden.

Abraham argumentirt in seiner Fürbitte wie folgt: 1. Gott kann nicht den Gerechten wegraffen mit dem Gottlosen. 2. Es könnten doch wohl fünfzig Gerechte, d. h. Schuldfreie in Bezug auf dieses Vertilgungsgericht, vorhanden sein. 3. Wenn so, wie kann der Weltrichter die Städte vertilgen, bedingt sich ja doch die Gerechtigkeit selbst durch das Recht?

Der Herr erklärt sich bereit, um fünfzig Gerechter willen, falls sie vorhanden sind, allen den Orten zu vergeben!

V. 27. 28. Der dreisten Form der ersten Fürbitte entspricht die demüthige Form der zweiten. Abraham weiß, daß er mit dem Richter der ganzen Erde redet und daß er ihm gegenüber nur Staub und Asche ist—Staub dem Ursprunge und Asche dem Ende nach—und doch erkühnt er sich weiter mit ihm zu unterhandeln und um Schonung der ganzen Stadt zu bitten.

Er sagt nicht: vielleicht sind fünfundvierzig Gerechte da, sondern er hängt sich an das göttliche Zugeständniß. Wenn es so steht, wie du sagst, so kann doch der Mangel von Fünfen nichts entscheiden. Auch diese Bitte sagt ihm der Herr zu.

V. 29. Da Abraham nun weiß, daß es dem Herrn nicht ankommt auf die Fünf, wird er dreister, und geht in der dritten Fürbitte ohne Weiteres auf vierzig herunter, und dringt dabei noch darauf, daß man sie suche, bis man sie etwa finde. Auch dies schlägt ihm der Herr nicht ab.

V. 30. 31. Abraham fühlt, daß er einen kühnen Sprung thun muß. Er kommt von vierzig auf dreißig und von dreißig auf zwanzig herab. Die Nachgiebigkeit des Herrn hat ihn dreist gemacht.

V. 32. 33. Zum sechsten Mal wagt Abraham die Fürbitte, aber nicht, ohne wieder eine Abbitte vorauszuschicken. Der Herr möge doch nicht über ihn zürnen.

Bei der Zehnzahl bleibt er stehen, denn weniger als zwei Männer für jede Stadt könnten keine Wendung hervorbringen.

Abrahams Anhalten ist das Wesen der wahren Fürbitte. Es ist das unverschämte Anhalten, von welcher Jesus Luk. 11, 8 redet. Es ist die Unverschämtheit des Glaubens, welche den unendlichen Abstand des Geschöpfes und des Schöpfers überbrückt und unaufhaltsam auf Gottes Herz eindringt und es nicht läßt, bis es sich überwunden gibt.

Mit der Zusage, auch um zehn Gerechter willen nicht zu verderben, verschwindet der Herr und Abraham kehrt nach dem Haine Mamre zurück.

Praktische Gedanken.

Die christliche Fürbitte.

I. Warum soll sie gepflegt werden?

1. Weil die Menschheit **eine** Familie bildet. Das menschliche Geschlecht gehört zusammen, bildet eine Einheit. Ist Gott Schöpfer aller Menschen und Vater aller Gläubigen, dann sind wir Brüder und jeder Mensch, mit dem wir in Berührung kommen, ist unser Nächster. Das Wohlergehen oder Verderben der Menschen kann uns nicht gleichgiltig erscheinen. Wir fühlen uns bis zu einem gewissen Grade für die Rettung unserer Nebenmenschen verantwortlich.

2. Weil Liebe das Wesen wahrer Religion ist. Die Liebe ist aufopfernd und mittheilend. Sie hat ein weites Herz, eine offene Hand, einen bereitwilligen Fuß. Sie fühlt sich zu den Nebenmenschen hingezogen und möchte Alle im Herrn gerettet wissen.

3. Weil wahre Christen Priester Gottes sind. In der Fürbitte opfert der Christ sich selbst für den andern. Jesus opferte sich in seiner Fürbitte für die Jünger und die Welt (Joh. 17). Paulus wünscht in seiner Fürbitte verbannt zu sein von Christo für seine Brüder nach dem Fleisch. John Knox von Schottland flehte zum Herrn: „Schenke mir Seelen oder nimm meine Seele!"

II. Wie weit soll sie sich erstrecken?

Wir sollen beten:

1. Für die Errettung und Bekehrung der Welt. Matth. 9, 35—38: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte." Fehlt diese Fürbitte, dann werden viele Seelen verschmachten und nicht zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Der selige Bengel sagte einmal: „Du fragst, warum nicht mehr Menschen bekehrt werden? Wir beten nicht genug. Wenn es geschähe, wie viel besser stünde es um das menschliche Geschlecht! Darum bitte ja, wer beten kann."

2. Für die Obrigkeit. Es ist Gott, der die Weltregierung in Händen hat, Könige absetzt und einsetzt und ihnen allen das Herz lenkt. Darum wir für Könige und Obrigkeit beten, daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit (2 Tim. 2, 1—4).

3. Für das Predigtamt. Siehe Ephes. 6, 19; Col. 4, 2—4; 2 Thess. 3, 1. Aus diesen Stellen geht hervor, daß Paulus den rechten Eingang in das Wort, den rechten Griff in das Heilswort bei der Predigt vom Gebet der Gemeinde abhängig macht. Dieses rechte Wort gibt Gott, darum sollen die Gläubigen Gott bitten, daß er seine Knechte beim Griff in das Heilswort leite und ihnen die rechte Rede gebe.

4. Für einander. „Betet für einander, daß ihr gesund werdet (Jak. 5, 16). Die Bedeutung und Kraft dieser Fürbitte beruht darauf, daß wir allzumal Glieder sind an einem Leibe, uns um denselben Mittelpunkt bewegen in der Liebe und eine Lebensgemeinschaft mit einander haben, darum vermögen wir durch's Gebet auf einander einzuwirken.

5. Für die Feinde. Christus am Kreuz. Stephanus unter dem Steinregen.

III. Was ist ihre Frucht.

1. Arbeiter werden in den Weinberg Gottes gesandt. Das ist und bleibt uns ein wunderbares Geheimniß, daß das Aussenden der Prediger von der Fürbitte abhängt! Aber es ist so, das bezeuget Gottes Wort und die Erfahrung. Was bleibt uns übrig als zu thun, wie uns gesagt ist, zu bitten für die Welt um uns her, daß sie bekehrt werden möge?

2. Das Predigtamt wird erfolgreicher. So lange Aaron und Hur Mosi Hände emporhielten, siegte Israel über Amalek, so bald sie sanken, siegte Amalek über Israel.

3. Kinder Gottes werden verbunden. Es gibt kein erfolgreicheres Mittel eine Gemeinde oder Sonntagschule zu vereinigen in Liebe und Eintracht und bestehende Hindernisse zu beseitigen als herzliche Fürbitte.

4. Verhältnisse werden geschaffen, durch welche Gott weiter wirken kann in der Errettung unsterblicher Seelen. Der fromme Prediger Spener hatte einen sehr befähigten, aber höchst ungerathenen Sohn, bei dem alle Mittel der Liebe und des Ernstes ganz fruchtlos zu sein schienen. Einst nun erkrankte der ungerathene Sohn heftig, und lag mehrere Wochen da, meist zwar schweigend, aber sichtbarlich in großen innerlichen Kämpfen. Endlich richtete er sich einmal auf und rief mit gepreßter Stimme: „Die Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge!" Bald darauf wandte sich die Krankheit, er genas, und Spener hatte die große Freude, ihn später als rechtschaffenen Christen zu sehen. Wir erinnern ebenfalls an die Fürbitte der Monika um die Bekehrung ihres ungerathenen Sohnes Augustin.

Andeutungen für Klassen. Man erzähle den Besuch der Engel bei Abraham. Man beschreibe das Wohnen im Zelte und die morgenländische Sitte der Gastfreundschaft. Man hebe hervor wie Abraham diese Fremden als liebe Freunde behandelte und dadurch ohne Wissen Engel beherbergte! Man ziehe die Lehre christlicher Höflichkeit und Gastfreiheit hervor. Man weise hin auf die vertraute Freundschaft zwischen Abraham und dem Herrn; wie der Herr sich mit Abraham einläßt und auf seine Bitten merkt! Oder auch weise man darauf hin, wie ein Christ seinen Nebenmenschen zum Segen gereichen kann und zwar: 1. Durch sein Mitgefühl. 2. Durch sein frommes Beispiel. 3. Durch seine bereitwillige Hülfe in der Noth. 4. Durch seine unabläßige Fürbitte.

Oder auch 1. Fürbitte ist nöthig, wenn Sünden zum Himmel emporschreien. V. 20.

2. Fürbitte kann nur pflegen, wer mit dem Herrn vertraut ist. V. 23.

3. Fürbitte muß inständig und anhaltend sein, um Erfolg zu erzielen. V. 28. 30.

4. Fürbitte hat ihre gewissen Grenzen. V. 32.

Sonntag, 27. Februar. **Vertilgung Sodoms** 1 Mos. 19, 15—26.

15. Da nun die Morgenröthe aufging, hießen die Engel den Lot eilen, und sprachen: Mach dich auf, nimm dein Weib und deine zwo Töchter, die vorhanden sind, daß du nicht auch umkommest in der Missethat dieser Stadt.

16. Da er aber verzog, ergriffen die Männer ihn und sein Weib und seine zwo Töchter bei der Hand, darum, daß der Herr sein verschonete; und führeten ihn hinaus, und ließen ihn außen vor der Stadt.

17. Und als sie ihn hatten hinaus gebracht, sprach er: Errette deine Seele, und siehe nicht hinter dich; auch stehe nicht in dieser ganzen Gegend. Auf dem Berge errette dich, daß du nicht umkommest.

18. Aber Lot sprach zu ihnen: Ach nein, Herr.

19. Siehe, dieweil dein Knecht Gnade funden hat vor deinen Augen, so wollest du deine Barmherzigkeit groß machen, die du an mir gethan hast, daß du meine Seele bei dem Leben erhieltest. Ich kann mich nicht auf dem Berge erretten; es möchte mich ein Unfall ankommen, daß ich stürbe.

20. Siehe, da ist eine Stadt nahe, darein ich fliehen mag, und ist klein, daselbst will ich mich erretten; ist sie doch klein, daß meine Seele lebendig bleibe.

21. Da sprach er zu ihm: Siehe, ich habe auch in diesem Stück dich angesehen, daß ich die Stadt nicht umkehre, davon du geredet hast.

22. Eile und errette dich daselbst, denn ich kann nichts thun, bis daß du hinein kommest. Daher ist diese Stadt genannt Zoar.

23. Und die Sonne war aufgegangen auf Erden, da Lot gen Zoar einkam.

24. Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorra.

25. Und kehrete die Städte um, die ganze Gegend, und alle Einwohner der Städte, und was auf dem Lande gewachsen war.

26. Und sein Weib sahe hinter sich und ward zur Salzsäule.

Biblischer Grundgedanke: „Errette deine Seele." 1 Mos. 19, 17.

Einleitung: Das längst gedrohte Gericht des Herrn über Sodom und die umliegenden Städte im Thale Siddim bricht nun endlich herein. Die Leute zu Sodom waren böse und sündigten sehr wider den Herrn (Kap. 13, 13). Nicht einmal zehn Gerechte waren daselbst zu finden. Das Gericht des Allerhöchsten war unausbleiblich.

Wo aber die Zahl der Gerechten, welche Jesus in seiner Bergrede als Salz der Erde bezeichnet, nicht mehr ausreicht, ein Volk oder eine Gemeinschaft zu retten, da sorgt doch noch der gerechte Gott für die Rettung der Wenigen, die an ihn glauben, und wären es derselben auch nur zwei oder drei. Lot war der Offenbarung des wahren und lebendigen Gottes mit Abraham theilhaftig geworden.

Obwohl er sich auf gefährlichen Boden begeben und sich der Welt gleichgestellt hatte, wollte der Herr ihn und seine Familie doch vom Verderben retten. Daher die Erscheinung, welcher Lot zu Theil ward (Kap. 19, 1—14).

Erklärung.

V. 15. 16. Söhne oder verheirathete Töchter scheint Lot nicht gehabt zu haben, sondern nur Eidame, die mit seinen beiden noch ledigen Töchtern verlobt waren. Diesen erschien es lächerlich, daß Sodom sollte vertilgt werden. Sie waren nicht bereit zum Auszug. Lot und seine Familie zögerten ebenfalls bis zum letzten Augenblick.

Als nun die Morgenröthe aufging, war es höchste Zeit für Lot die Flucht zu ergreifen. Die Aufforderung zur Flucht von Seiten der Engel schien nicht eindrucksvoll genug zu sein. Sie mußten Lot und sein Weib und seine zwei Töchter bei der Hand ergreifen und sie zur Stadt hinausführen. Wie schwer mußte ihnen dieser Schritt geworden sein!

V. 17. Als die Engel Lot außen vor der Stadt los ließen, gebot ihm der Herr, bei Rettung seines Lebens, nicht hinter sich zurückzuschauen und nicht stehen zu bleiben in dieser ganzen Gegend, weil das Umsehen und Stehenbleiben Zeit kostet und neue Lust in Sodom zu bleiben, wecken möchte. Auf dem Berge sollte er sich erretten, d. h. auf dem moabitischen Gebirge jenseits des todten Meeres.

V. 18—22. Unter den himmlischen Wesen, die Lot erschienen waren, erkannte er E i n e n als den Vorzüglichsten an.

Mit diesem läßt er sich nun in eine Unterhandlung ein, und wird durch seinen Eigennutz getrieben, zum Fürbitter. Er weist hin auf das kleine Bella Zoar — und meint, es sei doch eine Kleinigkeit, wenn der Herr ihm diese wegen ihrer Kleinheit als Zufluchtsstätte überlasse und also vom Verderben ausnehme.

Diese Oertlichkeit ist bis heute wohlbewässert und mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, doch ungesund; sie wird von Beduinen bewahrt und wohl gebaut.

Auch in diesem Stück übte der Herr Nachsicht. Lot hätte sich gewiß auf das Gebirge retten können, aber e r w o l l t e n i c h t.

Wie gnädig ist doch der Herr gegen seine schwachen Menschenkinder! Er verzieht mit der Zerstörung Sodoms, bis Lot außerhalb der Gefahr ist. Daher der Zuruf: Eile und errette deine Seele! Errette dich daselbst!

V. 23—25. Als Lot sich noch auf dem Wege nach Zoar befand, ließ der Herr Feuer und Schwefel auf Sodom regnen. Nicht nur die Städte mit ihren Bewohnern, sondern auch der an Asphalt—Pechharz—reiche Boden wurde in Brand gesteckt, so daß das ganze Thal ausbrannte und in die Tiefe sank oder umgekehrt, d. h. vom Grund aus zerstört wurde und das todte Meer an seine Stelle trat.

Außer Sodom, welches wahrscheinlich die Hauptstadt des Siddimthales war, ist noch Gomorra und das ganze Thal, Kap. 14, 3, genannt, mit welchem auch die noch darin gelegenen Städte Adama und Zeboim untergingen (5 Mos. 29, 22). Nur Zoar am Südostende des Thales wurde um Lots willen verschont.

V. 26. Des göttlichen Verbotes ungeachtet, schaute Lots Weib aus Sehnsucht nach dem ungern verlassenen Wohnsitze und irdischem Gute — siehe Luk. 17, 31, 32 — und ward zu einer Salzsäule.

Durch ihr Zurückbleiben wurde sie von dem die Luft erfüllenden Schwefeldampf und Feuer getödtet und dann von Salz incrustirt, eingeschlossen; daß sie einer Salzsäule glich. Noch jetzt werden von der salzigen Ausdünstung des todten Meeres die Gegenstände in seiner Nähe bald mit einer Salzkruste überzogen.

Praktische Gedanken.

Errette deine Seele!

I. Das Gericht bricht herein.

1. U e b e r S o d o m. Nach Tagen voll Sünde und Nächten voll Greuel lagen die Bewohner Sodoms im sicheren Schlafe. Da rollte fernher der Donner; Blitze zuckten und der Himmel röthete sich in dunkler Gluth. Der Blitz schlägt ein, und ein fast erstickender Dampf verbreitet sich. Sie sehen hinaus: ganze Feuermassen fallen herab; es regnet Schwefel vom Himmel, die Luft ist entzündet und der Boden brennt. Der Blitz ist in die mit Pech- und Harz-



adern durchzogene Erde gefahren. Der Erdboden glüht und brennt! Die Flammen züngeln an unzähligen Stellen empor. Einzelne Häuser, dann lange Reihen, endlich die ganze Stadt steht im Brande.

Allgemeines Entsetzen ergreift die Bewohner! Sie eilen, um sich zu retten; Sie stürzen durch die Straßen, aber Güsse brennenden Schwefels wälzen sich ihnen entgegen; hie und da bricht der Boden, und es entstehen Abgründe, die sich plötzlich mit unterirdischem Wasser füllen. Ein Haus der Sünde nach dem andern wird ergriffen; aus dem geborstenen Grunde lecken Flammen an der Schwelle herauf; die glühende Luft zündet den Giebel an; krachend stürzen Paläste zusammen.

Der Jammerruf der Verwundeten, der Verbrennenden, der Sterbenden dringt durch das Toben der Elemente. Wildes Zetergeschrei durchschneidet das Zischen der Abgründe, das Rasseln der Flammen, das Brausen der Winde, das Krachen der fallenden Häuser und das dumpfe Getöse des einsinkenden Bodens. Endlich hüllt sich in dicken Dampf der Ort der Finsterniß.

Nach und nach verstimmen menschliche Töne, und es wird stille. Es raucht nur. Es zischt nur die Fluth des Jordans, die sich der Brandstätte bemächtigt. Sodom ist vertilgt und das todte Meer steht über der verfluchten Stelle!

2. Ueber die Welt. Sodoms Untergang ist ein Bild des Endes der Welt! Gleichwie es geschah in den Tagen Lots, so wird es auch geschehen in den Tagen des Menschensohnes. Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten. An dem Tage aber, da Lot aus Sodom ging, da regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte sie Alle um.

Auf diese Weise wird es auch gehen an dem Tage, wenn des Menschensohn soll geoffenbaret werden (Luk. 17, 28—30).

3. Ueber den Sünder. Der Tod ist der Sünde Lohn! Die Seele, die sündigt, soll des Todes sterben. Jede Sünde und Ungerechtigkeit wird empfangen ihren gerechten Lohn. Wer auf sein Fleisch säet, wird von demselben das ewige Verderben ernten!

II. Ein Ort der Sicherheit ist vorhanden. Was Zoar Lot und seiner Familie werden sollte, das soll Jesus Christus jedem Menschen werden. Er ist die Freistatt, der Ort der Sicherheit für jeden Sünder. Wer in Christo Aufnahme gefunden hat, ist eine neue Creatur, an der nicht länger etwas Verdammliches ist. Gott will nicht, daß Jemand verloren werde, sondern daß sich Jedermann zur Buße kehre und lebe.

III. Der Herr kommt dir liebreich entgegen. Wie besorgt war der Herr, daß Lot mit seiner Familie den Verderben Sodoms entrinnen möchte! Er kündigte ihm nicht bloß die Gefahr an und wies ihn den Ort der Sicherheit; er nahm ihn bei der Hand und führte ihn. Er hielt sogar mit dem Strafgericht über Sodom inne, bis Lot aus den Grenzen der Stadt gegangen war.

So liebreich kommt der Herr uns entgegen. Er hat seinen Sohn gegeben, um mit ihm uns Alles zu schenken; Er hat sein Wort gegeben, um uns zu belehren; Er hat seine Kirche und die Sonntagschule gegründet, in der wir Aufnahme und eine Heimath für unsere Seele finden. Er hat seinen Geist gesandt, der an unsere Herzen klopft und uns an das Verderben der Sünde erinnert, damit wir entfliehen möchten.

IV. Auf dem Wege der Flucht ist Gefahr. Davon ist Lots Weib ein warnendes Beispiel, an welches uns der Herr Jesus in seinen Reden von den letzten Dingen erinnert.

Wie Viele sind auf dem Wege der Flucht umgekommen! Agrippa war beinahe überredet, ein Christ zu werden, Felix war von Pauli Rede ergriffen, wurde aber nicht errettet. Wie Viele haben einen guten Anfang in der Rettung ihrer Seele gemacht und sind doch verloren gegangen. Demas ist hierin ein Beispiel. Wie schrecklich muß es sein, beinahe gerettet zu sein und doch noch verderben!

„Beinah' gewonnen" — jetzt sinkt das Licht,
„Beinah' gewonnen" — dort naht's Gericht!
„Beinah'" ist — nicht genug,
„Beinah'" ist — ew'ger Trug.
Jetzt tönt der Schreckensspruch:
„Sünder, zu spät!"

Andeutungen für Klassen. 1. Schildere die Gottlosigkeit dieser Städte in denen Lot wohnte. 2. Beschreibe die Einkehr der Engel in Sodom mit ihrem Auftrag an Lot. 3. Weise besonders hin auf das Verhalten der Bürger gegen die Engel, gegen Lot, und wie der Herr Lot schützte. 4. Erzähle die Ereignisse am Morgen der Vertilgung der Städte; das Zögern Lots und seiner Familie, den Ernst der Engel, die Lot bei der Hand fassen und ihn ausführen. 5. Beschreibe eine große Feuersbrunst und dann vergleiche den Brand Sodoms. 6. Halte Lots Weib als warnendes Exempel des Ungehorsams vor; 1) sie starb auf dem Wege der Flucht; 2) sie starb plötzlich; 3) sie starb in ihren Sünden; 4) sie starb eines ungemeinen Todes; sie blieb unbegraben zu einem Exempel der Strafe Gottes. Anwendung. Eile! Errette deine Seele!

Aus der Zeit.

Geht's dem Monopol zu Leibe? Wir wünschen es von ganzem Herzen, so es durch gesetzliche Mittel geschieht. Dieses Zusammenraffen der Macht über ein großes Eisenbahnnetz, oder über mächtige Gewerb- und Handelsinteressen in ein paar Menschen-Hände muß verderblich werden.

Ob das Monopol erfolgreich bekämpft werden kann, wird man bald durch zwei vorliegende Fälle erfahren.

1) Hat der Oberstaatsanwalt von Pennsylvanien nunmehr gegen die mit den Eisenbahnen verbündeten Kohlen-Monopolisten Klage anhängig gemacht.

2) Bundesrichter Gresham gab in Chicago eine wichtige Entscheidung ab, indem er die Massenverwalter der Wabash-Bahn abgesetzt hat. Der Richter stellte fest, daß diese Massenverwalter die betreffende Bahn nicht im Interesse der Gläubiger verwalteten, sondern in dem Jay Gould's und seiner Helfershelfer und in der richterlichen Entscheidung wird die Art und Weise, in der Gould und Seinesgleichen sich bereichern, gründlich an den Pranger gestellt. Die Entscheidung macht mit Recht großes Aufsehen und wird als ein dem Schwindel und Betrug versetzter Schlag von der öffentlichen Meinung mit Jubel aufgenom-



men. Jay Gould sagt freilich, Richter Gresham sei vom Präsidentenfieber befallen und diese Krankheit habe schon größere Leute zu Thorheiten verleitet, aber aus ihm spricht die blasse Furcht und um seinem Treiben ein Ende zu bereiten, scheint es wirklich eines Mannes vom Schlage Greshams im Präsidentenstuhle zu bedürfen. Und wenn Gresham das Land von den Goulds befreien kann, — allemal für Gresham!

Und doch übertroffen! „Groß, größer, am größesten!" also ruft man hier zu Lande, wenn von Amerika die Rede ist. Das größeste Land, das größeste Volk, die größeste Republik, das höchste Monument (in Washington), die größte Bildsäule (Freiheitsfigur im New Yorker Hafen). Anders thun wir's nicht.

Und doch sind wir schon längst von einer andern Bildsäule übertroffen. Ja—noch von den alten Buddhisten übertroffen!

Weit hinten in Asien steht in der Nähe von Cabul, 8000 oder 9000 Fuß über der Meeresfläche und Gebirgseinsamkeit eine Steinfigur, die 173 Fuß hoch ist. Man kennt sie schon längst unter dem Namen „Bamian Bildsäule." Aber erst im November 1886 wurde dieser Koloß genau gemessen. Und siehe da— die Amerikaner sind übertroffen, denn ihre Freiheitsfigur mißt ohne den Unterbau nur 111 Fuß und im Ganzen blos 151½ Fuß. Jenes Bamian Riesenbild aber mißt von der Fußsohle bis zum Scheitel 173 Fuß! Es soll mit andern Bildsäulen schon 1600 oder 1700 Jahre dort in der Bergnische stehen, hat einst als Götzenbild gedient, und war früher wohl vergoldet. Buddhistische Priester hatten in jener Gegend ein Kloster und errichteten diese ungeheuren Götzenbilder in Nischen, die sie in die Felswände meißelten.

Es thut gar nichts zur Sache, daß Asien den größten Bildriesen hat.

Im Uebrigen aber dürfte man der amerikanischen Nation wünschen, den Mund nicht in allen Dingen so ungeheuer voll zu nehmen, und auch ein wenig bescheiden zu sein.

In wie vielen wichtigeren Sachen sind wir wohl schon heute übertroffen; in wie vielen werden wir noch übertroffen werden?

Eine Sonntagschul-Convention in Deutschland. Derartige Conventionen werden jetzt nicht blos von den bösen Sekten, sondern auch von den Mitgliedern der Staatskirche im alten Vaterlande gehalten und gewöhnlich von Pfarrern derselben geleitet.

Wenn man so etwa vor 30 oder 40 Jahren voraus gesagt hätte, so wäre man für närrisch gehalten worden.

Wunderliche Sachen werden zwar auch heute noch in diesen staatskirchlichen Sonntagschul-Conventionen des Vaterlandes vorgebracht, so wunderlich, daß unsere deutsch-amerikanischen Sonntagschul-Lehrer, gleichviel welchem Bekenntniß sie angehören, Mund und Ohren weit aufsperren würden.

Da hielt z. B. ein Herr Pastor Lahusen bei der in Bremen gehaltenen Convention einen Vortrag über das Thema: „Was will und was wirkt die Sonntagschule?" und sagte unter Anderem, die Sonntagschule sei einfach Kinder-Gottesdienst; ihr Zweck Erbauung, nicht Bekehrung. Die Sonntagschule wolle die Kinder nicht zu Jesu führen, da dies bereits durch die Taufe geschehen sei. Sie müssen deßhalb unter Aufsicht des Kirchenvorstands kommen 2c. Solcher Kinder-Gottesdienst mache das Haus des Herrn werth, wecke heilige Antriebe, pflanze Liebe in's Herz 2c. 2c.

Solch kirchlich—verknöcherte Ansicht von der Sonntagschulsache fand, Gott sei Dank, bei manchen Anwesenden lebhaften Widerspruch. Herr Graf von Bernstorff betonte, daß die Taufe doch nur ein Gnaden-angebot Gottes sei, welches erst durch die Bekehrung ergriffen und beantwortet werden müsse.

Herr Pastor Funke sagte, er fürchte, daß wenn die Kirche als solche die Sonntagschul-Sache aufnähme, die Sache in todte Hände komme. Man würde alsdann so lange an der Sonntag-Schule herumreglementiren, bis sie auch dem Tode verfallen sei. Er halte nicht viel vom Staatskirchenthum und sehe den Bankerott desselben voraus, das heißt, dieser Kirchenform, nicht aber des Reiches Gottes; denn trotz des Bekenntnisses sei oft der Tod im Topfe.

Wir sind dankbar, daß wir in Amerika in diesen Fragen einig sind.

Giebt es Krieg in Europa? In nächster Zeit wohl nicht. Der Russe brummt zwar ganz bedeutend und möchte in Bulgarien und sonstwo ganz und gar hausen, wie ihm beliebt. Aber Krieg anfangen? Dazu gehört vor Allem eine Unmasse Geld, und das ist nicht so leicht zu haben.

Der Franzos ist durch seine schreckliche Niederlage im Jahre 1870 tief getroffen. Er möchte wohl die Scharte gern auswetzen. Aber er hat erfahren, mit wem er's zu thun bekömmt, und wird wohl noch eine Weile warten, bis er losschlägt.

Die Deutschen wollen Frieden haben, wenn sie können. Sie haben jetzt ein Kaiserreich, wonach sie schon lange trachteten. Sie haben Elsaß und Lothringen und zeigten dem Franzos, daß Einigkeit stark macht. Es ist ihr Vortheil, wenn sie Gewerbe und Handel im Frieden entwickeln können.

England, Oesterreich und Italien werden sich kaum in einen großen Krieg einlassen, ohne eine der oben genannten Mächte als Verbündete, oder wenigstens im Rücken zu haben.

Der Türke kann nicht mit einem der Großen anbinden, wenn ihm Niemand hilft, denn es fehlt ihm die Münze.

Somit wird es wohl noch ein Weilchen Frieden bleiben. Vielleicht sogar so lange als Bismarck lebt. Denn der ist immer noch der Meister auf dem europäischen Schachbrett, obgleich manche Leute meinen, er habe in neuester Zeit in Bulgarien vom Russen eine Ohrfeige bekommen. Er hat den Battenberger, den Alexander geopfert, das ist wahr. Sonst aber hat er sich wieder als Meister bewiesen, denn er holte die Kastanien nicht für den Engländer aus dem Feuer.

Vorbereitungen zum Krieg werden getroffen. Neue Mordwaffen werden überall eingeführt. Und am Ende machen diese schrecklichen Mordwaffen den Krieg geradezu unmöglich. Das wäre das Beste.

Ach, wie gut haben wir's doch in Amerika, wo wir kein großes stehendes Heer brauchen, und unsere Söhne von der Pickelhaube verschont bleiben!

O, du lächerliche Dummheit! Wenn folgendes Geschichtchen wahr ist, so wird dadurch nach rechts oder links die Dummheit am Thron und in einer Republik illustrirt.

Es wird berichtet: „Von dem Vorrechte ihres Ranges Gebrauch machend, sprach Madame de Laboulaye, die Gemahlin des französischen Botschafters in Madrid, vor Kurzem den Wunsch aus, von dem jugendlichen König Alfons XIII. in Audienz empfangen zu werden. Nach der spanischen Hofetikette darf der König, selbst wenn er noch in den Windeln liegt, nur zwischen ein und drei Uhr Nachmittags Audienz gewähren. Als die Botschafterin, von der Oberhofmeisterin begleitet, um zwei Uhr im Appartement

Alfons' XIII. erschien, lag der König schlummernd in seiner Wiege und gab, als er aufgeweckt wurde, seinem Mißvergnügen über diese Störung, energischen Ausdruck. Alle Versuche der Wartefrau, ihn zu beschwichtigen und zur Entgegennahme der ehrfurchtsvollen Huldigungen der Vertreterin der französischen Republik zu bewegen, erwiesen sich als erfolglos. Als die Botschafterin sich zurückzog, sagte ihr die Oberhofmeisterin lächelnd: „Ich hoffe, Madame, daß Sie den unliebenswürdigen Empfang, den Ihnen S. Majestät zutheil werden ließ, nicht übel aufnehmen, und daß der ungünstige Verlauf der Audienz die bestehenden guten Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien nicht trüben wird."

Die Schlußsitzung des 49. Congreß wickelt sich gegenwärtig ab. Wenn unsere Landesberather die ihnen diesmal noch zur Verfügung stehenden drei Monate nur halb so ungenützt vorübergehen zu lassen verstehen, wie die sieben Monate der ersten Sitzung, dann kann das Land bis zum nächsten März sich des vollkommensten gesetzgeberischen Waffenstillstandes versichert halten. Da aber, — wenigstens nach meiner Meinung, — ein amerikanischer Congreß schließlich doch noch andere Zwecke hat, als dem lieben Vaterlande gerade diese Art Ruhe zu gewährleisten, so wird man doch nicht umhin können, den Wunsch auszusprechen, daß der 49ste Congreß die ihm noch zugemessenen drei Monate zu etwas Anderem benutzen möchte, als während derselben auf den Lorbeeren, die er sich in seinen ersten sieben Monaten nicht erworben hat, zu ruhen.

Die Ritter vom blauen Kreuz. Es giebt heutzutage viele Leute und Vereine, die sich Ritter nennen, und manchmal kommt das Lachen, wenn man an die Meinung dieses Ausdrucks denkt, und die Leute betrachtet, die sich also nennen.

In der Schweiz hat sich aber ein Verein gebildet, welcher seinen Rittertitel „zum blauen Kreuz" wohl verdient. Diese Gesellschaft hat sich das Ziel gesteckt, die elenden, armen Trunkenbolde aus dem Verderben herauszuholen.

Diese Ritter predigen nicht bloß, warnen nicht bloß und vertheilen nicht bloß Schriften. Sie thun vielmehr. Je ein Glied dieses Vereins nimmt sich im Besonderen eines Unglücklichen und seiner Familie an. Diese Ritter enthalten sich aller berauschenden Getränke und lassen den Trunkfälligen erst für eine Woche das schriftliche Versprechen gänzlicher Enthaltsamkeit geben. Gelingt's, so wird's für einen Monat erneuert; dann für einen längeren Zeitraum. Inzwischen trägt ihn und die Seinigen Liebe, Gebet und Theilnahme, Rath und Hülfe des Mannes „vom blauen Kreuz."

Der Segen dieses erst neuerdings gegründeten Bundes macht sich bereits fühlbar und es werden auch in Deutschland derartige Vereine gegründet.

Welch' ein Segen wäre solche praktische Thätigkeit solcher Enthaltsamkeits-Ritter in Amerika!

Die neueste Erfindung auf kirchlichem Boden sind Kirchen-Conzerte statt des sonntägigen Abendgottesdienstes. Die Congregationalisten in Brooklyn, N. Y., machen Anspruch auf diese große (?!) Erfindung. Die Leute wollen Sonntag Abends nicht mehr recht in die Kirche kommen. Die Geistlichen klagen über Sabbath-Entheiligung und schwindenden Einfluß der Kirche. Und diesen Uebelständen soll nun durch sonntägliche Kirchen-Conzerte abgeholfen werden!

Eine Prima-Donna statt des Wächters auf der Zinne; ein Orchester statt der betenden Gemeinde; feines Quartett statt eines brünstigen Gemeinde-Gesangs!

Wenn der Antrag dahin lautete, hie und da sogenannte Bibel- und Gesang-Gottesdienste an der Stelle der Predigt treten zu lassen, so ließe sich dies hören. Aber alle Sonntag-Abend regelmäßige Conzerte statt des Evangeliums — das ist doch gewiß fehl gegriffen.

Wir wüßten ein besseres Mittel: Jene congregationalistischen Geistlichen sollen jeden Nachmittag — Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag bei ihren Kirchenmitgliedern wahrhaftige Pastoralbesuche machen, mit den Leuten das Wort Gottes lesen und beten. Jeden Vormittag — Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag, sowie den ganzen Samstag — mit betendem Herzen Texte studiren, und dann am Sonntag mit glühender Seele, und ohne Papiersermone, vor's Volk treten, und die Herzen und Gemüther packen. Das würde wohl besser helfen als alle Conzert-Geberei.

Am Kamin.

Für Hasen-jagende Pfarrer. Der alte Fritz hat einmal auf eine Klage gegen den „jagenden" Pfarrer folgenden Bescheid gegeben und damit wohl tiefer gegriffen, als er beabsichtigte: „Alle Hasen, so der Pastor von Glowitz mit der Bibel todtschmeißt, die soll er behalten dürfen und nicht deßhalb verklagt werden."

Ein Mittel gegen die Traurigkeit gab der selige Bischof Gobat aus eigener Erfahrung öfter an. So hatte er einmal in Straßburg in einer Gesellschaft von Freunden von seinem Werke in Abyssinien, von seinen Freuden und von seinen Trübsalen gesprochen. Als er fertig mit Erzählen war, stand ein Professor, ein frommer Mann, auf und stellte in eifrigem Tone die Frage an ihn: „Aber was thaten Sie, als Sie entmuthigt und voller Unruhe und Bangigkeit waren?" —„ich suchte einen entlegenen Ort auf," antwortete der Missionar, „oft eine Höhle, und allda suchte ich alle meine Freunde und alle meine Mitverbundenen vor mein Gedächtniß zu führen; ich versuchte, mir ihre Nöthe und Bangigkeiten vorzustellen und betete eifrig für jeden derselben. Und wenn ich also mit den Leiden anderer beschäftigt war, so verschwanden bald alle meine eigenen Nöthe, wie eine Wolke vor der Sonne vergeht."

Der Professor setzte sich, ohne etwas zu sagen und schien in seine Betrachtungen sehr vertieft. Er hatte an großer Schwermuth gelitten, welche zu heilen die Aerzte umsonst sich bemüht hatten. Seit diesem Augenblick versuchte er es mit dem Rathe Gobats; und wenn er fühlte, daß Wolken der Schwermuth sich auf sein Gemüth lagern wollten, und er Gefahr lief, sich in seine Gedanken zu verlieren, so fing er an, sich mit den Leiden der andern zu beschäftigen und eifrig für sie zu beten. Dann kehrten der Friede und die

Ruhe wieder ein. Bald nachdem er die guten Wirkungen dieses geistlichen Mittels erfahren hatte, schrieb er an eine Dame, welche mit beständiger Traurigkeit geplagt war und welche die Aerzte als unheilbar betrachteten. Er erzählte ihr in seinem Briefe, was der Missionar gesagt hatte, und wie er dessen Rathschläge zu befolgen sich bemüht, und wie wohl er sich dabei befunden hätte. Diese Dame machte alsdann den Versuch, aus sich selber herauszutreten, und sie wurde in ihrem Körper und in ihrem Geiste hergestellt durch den Segen des Gottes, welcher seinen leidenden Kindern, wenn sie seinen Willen zu thun wünschen, zu Hülfe kommt. Seitdem widmete sie ihre erneuerten Kräfte dazu, die Seufzenden zu versorgen, Elende anzuhören, Liebe ihnen zu beweisen und durfte dabei reichlich die Seligkeit, die im Geben und Helfen liegt, genießen. Die Decke, die Wolke vor ihrem Auge war weg.

Abgetrumpft. Zu dem berühmten Sprachforscher Wilhelm Grimm kam ein französischer Student, der trotz dreijähriger Anwesenheit in Berlin noch immer kein deutsches Wort herausbringen konnte. Grimm fragte ihn, warum er sich denn keine Mühe gäbe, Deutsch zu lernen. „Deutsch ist mir zu häßlich, das ist eine Sprache für Pferde," antwortete der Franzose. „Richtig, nun begreife ich auch," sagte Grimm sarkastisch lächelnd, „warum Esel sie nicht erlernen können."

Wie kann man bestimmen, an welchem Wochentage irgend ein Ereigniß stattgefunden hat? Einem jeden liegt doch daran, zu wissen, an welchem Wochentage er geboren, ob er gar ein Sonntagskind ist, oder doch zu wissen, an welchem Wochentage dieses oder jenes ihm wichtige Ereigniß geschehen ist oder geschehen wird. Dies ist nun, wenn wir blos auf dieses Jahrhundert sehen, gar nicht so schwer. Man präge sich nur diese zwei kleinen Tabellen ein.

1. Monatstabelle.

Januar	2
Februar	5
März	5
April	1
Mai	3
Juni	6
Juli	1
August	4
September	0
Oktober	2
November	5
Dezember	0

2. Wochentagstabelle.

Sonntag	0
Montag	1
Dienstag	2
Mittwoch	3
Donnerstag	4
Freitag	5
Sonnabend	6

Man verfahre folgendermaßen. Man addire zu dem Jahr—aber ohne die Jahrhunderte—ein Viertel desselben (Reste bleiben fort), dann die oben vermerkte Monatszahl und den Monatstag. Die Summe dividire man durch 7, so bezeichnet der Rest den Wochentag. Z. B. Schreiber dieses ist geboren am 5. Oktober 1845. An welchem Wochentag war das?

Jahr............45
¼ von 45........11
Zahl des Oktober . 2
Monatstag....... 5
———
63, dividirt durch 7 geht 9mal, Rest 0, also ein Sonntag. Der Schreiber dieses ist also ein Sonntagskind.

Nun sieh einmal zu, lieber junger Leser, ob du dies auch bist. Es ist sieben gegen eins zu wetten, daß du's nicht bist.

Merke aber noch eins: Fällt der Tag in die Zeit vom 1. Januar bis 29. Februar eines Schaltjahres, so muß der ermittelte Tag um einen Tag früher genommen werden. Die Schaltjahre erkennt man daran, daß ihre Zahl durch 4 ohne Rest theilbar ist. Ausgenommen ist nur das Jahr 1800.

Ein Gelübde Spittas. Spitta, der weitbekannte Dichter köstlicher geistlicher Lieder, ermahnte einst einen Branntweintrinker mit ernsten, eindringlichen und liebreichen Worten zur Enthaltsamkeit. „Herr Pastor," erwiderte der Trinker, „wenn Sie Ihrer Pfeife entsagen, so will ich keinen Schnapps mehr trinken." Dem theuren Gottesknecht, auf dessen Antlitz der Friede Gottes leuchtete, war nämlich das Rauchen zur Leidenschaft geworden; er ließ, wie man zu sagen pflegt, die Pfeife nicht ausgehen. Der Trinker suchte in der Leidenschaft des Pfarrers ein Feigenblatt für seine viel schlimmere Leidenschaft und freute sich schon im Geheimen, den Pfarrer in Verlegenheit gebracht zu haben. Spitta aber gelobte, nie wieder rauchen zu wollen, verlangte jedoch von dem Trinker das Gelübde, daß derselbe sich gänzlich des Brantweins enthalte. Der Trinker schlug in die ihm gebotene Hand ein, wurde frei von der furchtbaren Knechtschaft der Trunksucht und ein glücklicher Mensch.

Ein würdiger Prediger und kirchlicher Vorgesetzter ging mit einem Kandidaten dessen eingereichte Probepredigt durch. „Mein Freund," sprach er zu diesem, „Ihre Predigt ist schön; sie würde gut sein, wenn Sie nicht das mir und mich verwechselt hätten." Der Kandidat, der sich seiner Sprachfertigkeit bewußt war, konnte sich in diesen Tadel nicht finden. Er fragte, wie das gemeint sei. „Mir soll ich zwar predigen," erwiderte jener, „aber nicht mich, — sondern Jesum Christum. In Ihrer Predigt sehe ich aber von Anfang bis Ende nichts als mich. Sie können Ihre Zuhörer zu Ihnen bekehren, aber nicht zu Christo. Paulus verstand diesen Unterschied des Dativ und Akkusativ: Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum!"

Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht. Wie sehr sich der Bauer ein Jahrhundert lang gegen die Einführung der jetzt allgemein geschätzten Kartoffel sträubte, erhellt aus folgenden Thatsachen. In Deutschland wurde die Kartoffel zuerst in der Gegend von Berlin, um 1650, gezogen. Aber es herrschte bei der bäuerlichen Bevölkerung ein starkes Vorurtheil gegen die sonderbare Knolle. Friedrich Wilhelm I. gab sich alle Mühe, dasselbe zu unterdrücken, und befahl sogar der Geistlichkeit, für die Kartoffel auf der Kanzel einzutreten. Friedrich II. ließ dann in Pommern unentgeltlich Saatkartoffeln austheilen—aber Alles ohne Erfolg. In Schlesien mußten die bäuerlichen Domänenpächter mit Gewalt angehalten werden, die Frucht zu bauen. Noch im Jahre 1763 befahl Friedrich der Große den Behörden, durch die Gendarmen darauf achten zu lassen, daß die Kartoffel gepflanzt werde, selbst im Jahre 1775 hielt Adam Smith, der berühmte englische Nationalökonom, noch eine Empfehlung der Kartoffel für nöthig. Wer würde sie heut zu Tage entbehren wollen?

Aufgeklärter Irrthum. Ein Prediger in England kam eines Tages auf einem Gange durch seine Gemeinde auch bei einer Anzahl von Maurern vorbei und hörte einen derselben sagen: „Ich möchte wohl auch Prediger sein und nichts zu thun haben, als in einem langen schwarzen Rock und mit einem Stock in der Hand spazieren zu gehen!"

Die Maurer lachten, der Prediger wandte sich um und sagte: „Wieviel verdienen Sie denn die Woche?“ „Siebenundzwanzig — Schillinge!“ — „Nun,“ sagte der Prediger, „obwohl ich arm bin, will ich Ihnen doch siebenundzwanzig Schillinge geben, wenn Sie sechs Tage mit mir gehen und sehen, wie es Ihnen gefällt, dann werden Sie eher im Stande sein, davon zu reden.“

Der Maurer wollte zwar ausweichen, aber seine Kameraden sagten: „Nein, Mann, du hast gesagt, du möchtest gern Prediger sein, nun mußt du auch mit dem Prediger gehen!“

So zog er denn seinen Rock an und ging mit dem Prediger, natürlich unter dem Gelächter seiner Kameraden.

Der Prediger ging in ein Gäßchen und sagte seinem Begleiter, sie würden jetzt einen kranken Mann besuchen, und er müsse sich in acht nehmen und bei dem Hinaufgehen keinen Lärm machen.

„Was mag ihm wohl fehlen?“ fragte der Maurer. „Er hat die Pocken!“ sagte der Prediger. — „Die Pocken?“ erwiderte der Maurer, „dann will ich doch lieber draußen auf Sie warten; denn ich habe sie noch nicht gehabt, und ich habe Weib und Kinder.“

„Aber Sie sind mit mir einig geworden, dahin zu gehen, wohin ich gehe.“

Dem Maurer schien das nicht einzuleuchten, und nach einer Weile fragte er: „Und wo gehen Sie dann hin?“ Der Prediger sagte ihm, sie würden dann ein anderes Haus besuchen, wo der Vater gestern gestorben sei und die ganze Familie am Scharlachfieber darnieder liege, und auch in ein Haus, wo das Nervenfieber sei, und morgen würden sie einen weiteren Rundgang zu machen haben.

Das war dem Maurer zu viel. „Mein Herr,“ sagte er, „ich will an meine Arbeit zurückkehren, wenn es Ihnen recht ist, und nichts mehr gegen die Prediger sagen.“

Offene Post.

Neue Unterschreiber. Es gibt wohl wenige Plätze, Dörfer und Städte, in denen nicht von 3 bis 10 neue Unterschreiber für Haus und Herd gefunden werden können.

Ein Prediger, dem Probenummern zugesandt wurden, schreibt: „Ich habe, dem Wunsche gemäß, die Probenummern vertheilt und fünf neue Abonnenten bekommen.“

Ein anderer sagt: „Die Leute auf meinem Bezirk haben ein hartes Jahr gehabt, aber drei neue Unterschreiber kann ich doch für Haus und Herd einsenden.“

Ein dritter: „Zu deiner Aufmunterung sandte ich heute sieben neue Unterschreiber für Haus und Herd. Es verdient es, daß wir alle fleißig dafür arbeiten. Mir gefällt diese herrliche Schrift immer besser. Habe keine alten Unterschreiber verloren.“

Dergleichen könnten wir noch Manches anführen. Wenn nun alle auf diese Weise eingreifen, so wird Haus und Herd bald die so nöthigen 10,000 Abonnenten haben.

„Der Christliche Apologete“ kommt seit dem neuen Jahr in achtfaltigem Rock, mit sechszehn Seiten Groß-quart-Format auf unsern Tisch. Die Beschaffenheit des neuen Kleides, das Papier ist vortrefflich. Jetzt kann man's doch auch herzhaft anfassen. Typen und Druck sind hübsch und rein. Das ganze Blatt sieht schmuck und stattlich aus.

Betreff der Inhalts-Vertheilung muß man die neue Anordnung erst gewohnt werden. Das wird sich jedoch geben, und der Leser wird die guten Sachen bald mit Leichtigkeit finden.

Der Christliche Apologete hat seit seinem Bestehen schon manche Form-Umwandelung erfahren, und zwar immer auf der Bahn des Fortschritts. Die erste im Januar 1839 herausgegebene vierseitige Nummer ist kaum so groß als das jetzige sechszehnseitige Blatt. Später wurden diese vier kleinen Seiten vergrößert, dann folgte das achtseitige Blatt, und nun liegt das sechszehnseitige vor uns.

Und wie in diesem Formenmaß, so ist der Apologete jedes Jahr, mit nur wenigen Ausnahmen, nach Verhältniß der Gliederschafts-Zunahme an Abonnentenzahl gewachsen.

Im Grundton blieb sich das Blatt jedoch immerdar gleich. Ob in kleinem oder großem Format, zu nur wenigen oder tausenden Abonnenten tretend — der Apologete war und ist was sein Name sagt—ein Vertheidiger der Wahrheit.

Möge ihn Gottes Gnade auch im neuen Gewande begleiten und er noch Vielen zum Segen werden.

Das hübsche Bild zwischen der 88. und 89. Seite stellt ein Grabdenkmal vor. Es ist aus feinem carrarischem Marmor gemeißelt und glänzt weithin wie frischgefallener Schnee. Eine treffendere, lieblichere Idee für ein Grabmal kann ich mir nicht denken als die: Die Jugend, ewige Jugend auf Blumen über der Verwesung.

Möge das dein Loos sein, lieber Leser. Aber merke, du mußt das ewige Leben in diesem Erdendasein in dir tragen, sonst würde ein solches Grabmal über deiner Gruft eine Lüge predigen, denn du trügest den Tod in dir, und nähmest denselben mit in die Ewigkeit.

„Wer aber an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben!“

Millionen müde Menschenkinder ruhen in Gräbern, die kein Denkmal schmückt, deren Stätte nicht einmal durch einen Hügel bezeichnet ist. Und doch schwebt der Engel ewiger Jugend über ihrer Gruft. Denn sie waren im irdischen Dasein vom Tode zum ewigen Leben hindurchgedrungen.

Die Zusatz-Lektion, von welcher Dr. Vincent in einem Cirkular spricht, haben wir im Bibelforscher schon längst eingeführt. Und zwar viel praktischer als durch bloßes Verweisen auf den Katechismus.

Wir rücken in den Bibelforscher selbst nach und nach den Katechismus ein, und haben damit schon zum Oefteren auf's Neue angefangen.

Ein einfaches Deutsch! Ja wohl, das hat sich Haus und Herd von Anfang an gemerkt—und ist immer einfacher geworden.

Die Weisung, die an unsere Mitarbeiter ergeht, heißt: „Schreibe im Volkston, so daß es Jedermann versteht. Gebrauche kurze Sätze und keine Fremdwörter."

Unsere Mitarbeiter merken sich das.

Der Editor des Haus und Herd macht ein wahres Studium daraus, so einfaches Deutsch als möglich zu gebrauchen. Und Tausende unserer Leser denken, das in Haus und Herd gedruckte Deutsch sei sehr verständlich.

Freilich — wer nur sehr wenig Verständniß und Liebe für die deutsche Sprache hat, für den ist auch das einfachste Deutsch zu schwer.

Als ich letztes Jahr ein wenig im nördlichen Mexiko reiste, verstanden mich die Mexikaner nicht, und ich verstand sie nicht.

Warum? Das ist leicht zu errathen.

Für manche unserer jungen deutsch-amerikanischen Freunde ist selbst das einfache Deutsch in der Sonntagschul-Glocke zu schwer.

Wenn Solche im Ernste Lust und Liebe zur deutschen Sprache haben, so rathen wir ihnen, recht oft zum Lesebuch und der Biblischen Geschichte zu greifen, die von Cranston & Stowe herausgegeben werden. Und sind auch diese „Einfachen" noch zu schwer—nun ja — so ist ja das ABC-Buch da. Und — Lernen ist keine Schande.

Einfaches Deutsch aber kann immer auch reines Deutsch sein. Und deutsch-amerikanisches Kauderwelsch, welchem der Geist der deutschen Sprache abhanden gekommen, ist gewiß nicht verständlicher als einfaches, reines Deutsch.

Aus Berlin. „So ist denn das letzte Heft für 1886 von unserm lieben Haus und Herd in unsern Händen. Wenn ich diesen Jahrgang betrachte, so muß ich sagen, daß er wohl einer der besten, wenn nicht gar der beste ist. Und mannigfaltig ist H. u. H.: es bietet allen etwas. Wo finden wir ein ähnliches Blatt, das uns zur Erbauung und zur Förderung im Christenthum dient und doch auch zu Unterhaltung und Belehrung und zur Weiterbildung seinen Lesern verhilft? Weist die Literatur (d. h. die deutsche) ein ähnliches Magazin auf? Ich glaube nicht. Gott segne Haus und Herd! Th. Odinga.

Lange Winterabende auf dem Lande. Was thun wir denn mit den langen Winterabenden? Verschlafen sollten wir sie nicht. Auch sind sie nicht dazu da, um sammt und sonders verschwendet zu werden.

Gott hat dem Landmann die langen Winterabende unter Anderem auch dazu gegeben, daß er seinen Geist und sein Herz bereichere.

Nehmt das Buch der Bücher zur Hand, lest sonstige gute Schriften, z. B. auch Haus und Herd.

Wer noch nicht recht fertig ist im Deutschlesen, der übe sich darin und schreite vom Leichteren zum Schwereren vor.

Kommt dann Frühjahr und Sommer, so geht die Feldarbeit um so besser vorwärts. Man hat nicht blos geruht, sondern sich erholt, nämlich etwas heraufgeholt zur Stärkung für neue Arbeit.

Unsere Jugendliteratur und was sie sein soll. Unter diesem Titel erhielten wir einen Aufsatz, welcher sieben volle Seiten unserer Familienschrift füllen würde. Schon aus diesem Grunde ist derselbe unverwerthbar. Der geehrte Verfasser hat sich viele Mühe gegeben, aber nichts Neues zu Tage gefördert.

Da vom Standpunkt des Lesers und Abnehmers schon so oft gesagt wurde, wie die Jugendliteratur zur Lösung ihrer Aufgabe beschaffen sein müsse, so sei mir, der ich schon mehr als 21 Jahre auf diesem Gebiete arbeite, in aller Bescheidenheit und im Bewußtsein aller Mängel — gestattet, auch einmal vom Redaktionsstandpunkt aus das zu fixiren, was wir betreffs dieser Schriften zur Lösung unserer Aufgabe unter der Jugend brauchen:

Wir bedürfen nicht sowohl scharfsinnige Kritikaster als verständnißvolle Leser; etwas weniger ängstliche Sparsamkeit und etwas mehr fröhliche Liberalität und Daranwendung der Mittel; nicht so viele Wünsche, Winke und Forderungen als Benützung dessen, was vorhanden und freudige Dankbarkeit dafür; nicht eine fast bis in's Unendliche gehende Anhäufung der Quantität, sondern Sichtung der Qualität; nicht sowohl Schreiber, die im alltäglichen Ermahnerston die Jugend langweilen, als eine Schaar Mitarbeiter, die erfüllt vom Geiste Gottes, in kindlichem Sinne und anschaulicher Weise für die Jugend zu schreiben verstehen.

Sind einmal diese Bedingungen erfüllt, so wird die Jugendliteratur noch viel mehr zur Lösung ihrer großen Aufgabe beitragen als heute.

„Schicke N. N. in X. eine oder zwei Probe-Nummern des Haus und Herd, vielleicht bestellt er dasselbe."

Derartige Anweisungen haben wir in letzter Zeit manche bekommen. Sie wurden mit Freudigkeit ausgeführt. Und siehe da — in nicht wenigen Fällen bestellten die Betreffenden unsere Monatsschrift. Könnte dies nicht öfters geschehen?

Die Firma John A. Salzer ist weit über's Land bekannt und hat sich durch ihren Fleiß, Unternehmungsgeist und Zuverlässigkeit einen guten Namen erworben. Blumenfreunde, Gärtner und Farmer werden dort nicht blos das Beste, sondern auch das Neueste finden.

Angenommene Artikel. Etwas über's Lesen — Warum hat Jesus nicht geschrieben? — Heirath und Ehe in China. — Die verurtheilten Anarchisten.

Evangelisches Hirtenbuch. Herausgegeben von Christian Müller, evangel.-luth. Pfarrer zu Fürstenau. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band. Das Hirtenamt und die Seelenpflege nach Wesen und Ziel. Gotha, bei Gustav Schloeßmann.

Es ist dies das schon vor etwa 25 oder 30 Jahren von Dr. Dieffenbach und Pastor Müller herausgegebene, jetzt aber umgearbeitete, vermehrte und den Bedürfnissen der Neuzeit angepaßte Buch.

In kurzer Zusammenfassung enthält es so ziemlich Alles, was dem Geistlichen in der Seelenpflege Anleitung zu geben vermag, und wenn das Werk auch auf dem staatskirchlichen Boden Deutschlands entstanden, so wird der Prediger in Amerika dennoch manches Verwerthbare finden.

Ecce homo. Ein Chromo. Herausgegeben von der Pilgerbuchhandlung in Reading, Pa. Preis — einzeln 50 Cts. Bei größerer Bestellung, liberaler Rabatt.

Zirkus, Theater, Kartenspiel u. s. w. Es werden fortwährend Anfragen an den Editor des Haus und Herd gestellt, ob oben genannte Dinge unter Umständen erlaubt seien oder nicht. Haus und Herd hat sich schon oft deutlich darüber ausgesprochen. Wir werden aber in Bälde Alles noch einmal zusammen stellen, was wir darüber zu sagen haben.



ZWEI FREUNDE

Es war mir, als ob ich die Tagesblätter von New York, Cincinnati, Chicago oder St. Louis mit christlichem Firniß überzogen vor mir sähe

gänzlich werthlos, oder sittenverderbend sind, und deßhalb die Menschen davor warnt; oder derjenige, welcher das Theater unserer Tage als die Schule hoher Kultur anpreist?

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. | März 1887. | Drittes Heft.

Wer verdummt das Volk?

Editor.

och nicht gar lange her wurde in dem deutschen christlich-literarischen Verein einer unserer Großstädte das Thema besprochen: „Ist der Theaterbesuch den Sitten schädlich?"

Dieser Verein besteht aus Mitgliedern, die zu verschiedenen bibelgläubigen Kirchen gehören und die Jugend beiderlei Geschlechts ist in demselben stark vertreten, obwohl auch ältere Leute Mitglieder sind. Alt und Jung dieser Gesellschaft aber sind rechtgläubige Christen und eine namhafte Anzahl bekennt Herzenserfahrung gemacht zu haben. Unter besonderer kirchlicher Oberaufsicht steht dieser Verein der Natur der Sache nach nicht.

Begierig, was eine derartige christliche Gesellschaft über obige Frage zu sagen habe, ließ ich mich bereden bis Montag Abend in jener Stadt zu bleiben, ging hin und hörte—in einem mit viel Talent geschriebenen Aufsatz — das Echo der deutschen Tagesblätter.

Bibel, Kirche und Predigtamt wurden zwar mit Achtung behandelt, und dem, was sie sagen vielfach Beifall gezollt.

Doch tönte aus fast jedem Abschnitt heraus, daß die „Zwangsjacke" doch gar zu eng geschnürt werde, daß veraltete, puritanische Anschauungen in unser hocherleuchtetes Zeitalter nicht mehr paßten, daß Theaterstücke wie Wilhelm Tell, Macbeth, Jungfrau von Orleans ꝛc. nur veredelnd wirken könnten und die Christen dem Fortschritt zu huldigen hätten, wenn sie nicht mit dem Namen „Dunkelmänner" bezeichnet sein wollen.

Es war mir, als ob ich die Tagesblätter von New York, Cincinnati, Chicago oder St. Louis mit christlichem Firniß überzogen vor mir sähe und sie anhörete. — In der Besprechung kamen zwar auch andere Ansichten und ächt christliche Grundsätze zum Vorschein. Der Strom jedoch ging mit dem ersten Redner.

Auf die Frage aber, wie oft denn jene sogenannten edlen Stücke, wie Tell ꝛc., in den Theatern jener Stadt gegeben werden, und wie oft schamloses, sittenloses Zeug? wollte, wie auch auf andere Fragen, Niemand Antwort geben.

Nur das wurde immer wieder betont, daß man sich dagegen wahren müsse, als sei das Christenthum eine „dunkele Kammer," „eine Verdummungsanstalt."

„Sieh," sagte mein alter Freund, auf dem Wege vom Vereinslokal zur Eisenbahn, zu mir, „ich bat dich nicht umsonst zu bleiben. Viele ernste Christen haben kaum einen Begriff davon, wie sehr der feinere und gröbere Unglaube, sowie die von der Sünde verfinsterte Weltanschauung fast unbewußt manche christliche Kreise angesteckt haben, und wie namentlich der Wahn Platz gegriffen hat, daß die Kirche den Leuten doch immer noch unnöthigerweise die Zwangsjacke anlege und die Finsternißkappe über die Augen ziehe. Tropfen nach Tropfen werden diese Ideen fortwährend durch die gottentfremdeten Tagesblätter in unsere christlichen Familien getragen und diese Tropfen höhlen das Fundament christlicher Grundsätze nach und nach aus."

Wer verdummt das Volk in dieser Theaterfrage?

Derjenige, welcher nachweist, daß unter 50 in unserer Zeit gegebenen Theaterstücken 49 gänzlich werthlos, oder sittenverderbend sind, und deßhalb die Menschen davor warnt; oder derjenige, welcher das Theater unserer Tage als die Schule hoher Kultur anpreist?

Derjenige, welcher seine Söhne und Töchter vor der Gesellschaft der Schauspielerinnen warnt, weil viele derselben feile Dirnen sind; oder derjenige, der in seinem Blatt die Heldinnen aus „Black Crook" und „Herzogin von Geroldstein" als begehrenswerthe Muster idealer Künstlerschaft auf's Reizendste zeichnet?

Derjenige, welcher darthut, daß es Bücher, Gesellschaften und Concerte die Menge gibt, durch welche und in welchen sich Menschenkinder bilden und unterhalten können ohne sittliche Gefahr zu laufen; oder derjenige, welcher fort und fort behauptet, das Theater, auch unser heutiges Theater sei für den ächten Kulturmenschen einfach unentbehrlich?

Wahrhaftiglich — dieser Theaterfrage gegenüber streut der Unglaube und namentlich unsere gottlose Tagespresse dem Volk fortwährend Sand in die Augen, entweder weil die Herren selbst blinde Blindenleiter sind, oder weil sie ihre bessere Ueberzeugung—aus Gewinnsucht—vor dem Volk in's Gegentheil umwandeln.

Wer verdummt das Volk?

Diese Frage drängt sich auch auf, wenn sich die ungläubige Naturwissenschaft so ungeheuerlich breit macht und auf Bibelberichte und Bibellehre mit Verachtung herabsieht.

Da habe ich mich kürzlich in meinen Abendstunden durch einen dicken Band * über Menschenkunde durchgewunden. Der gelehrte Verfasser, welcher auf biblischem Grunde steht, trägt und stellt alles zusammen, was englische, französische und deutsche ungläubige (darwinistische) Schriftsteller über die Entstehung des jetzigen Menschengeschlechts zu sagen haben.

Aber das ist ein solches Kraut- und Rüben-Geherel, daß einem der Schwindel ankömmt. Keiner dieser Herren stimmt mit dem andern überein. Nur darin sind sie sich einig, daß der biblische Bericht in's Bereich des Wahnglaubens zu verweisen sei.

Der eine sagt, der Mensch sei von der „Gemeinschaftsehe" zur Vielweiberei und endlich zur einfachen Ehe vorgeschritten.

Nichts da, ruft der zweite. Zuerst bestand die einfache Ehe (!), natürlich nicht civilisirt, dann kam die Weiberherrschaft mit Vielmännerei, und endlich unsere jetzigen Zustände der Gesittung.

Ihr wißt Alle nichts, schreit der dritte. Das Menschengeschlecht hebt sich und senkt sich. Dieses Heben und Senken ist in der Vergangenheit leicht wahrzunehmen, und wird in der Zukunft fortdauern, bis die Menschheit durch die Wissenschaft auf nie geahnte Gipfel der Vollkommenheit getragen wird.

Die Annahme irgend welcher dieser wilden Theorien erfordert mehr Aberglaube als der Neger hat, welcher den Fetisch anbetet, mehr blinde, verfinsterte Folgsamkeit als der Muselmann besitzt, der dem Mohamed nachläuft.

Dahingegen sagt die Bibel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Und er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein."

Alsdann schildert die heil. Schrift den Fall des Menschen, verkündet aber auch sogleich das Kommen des Schlangentreters: „Da sprach Gott, der Herr, zur Schlange: Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen, derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Verse stechen."

Das ist der Gang des Menschengeschlechts, wie ihn die Bibel schildert, und die Weltgeschichte bestätigt.

Wer verdummt das Volk betreffs der Sonntags- und Temperenzfragen?

Die einen sagen: Der Sonntag ist einer der besten Volksfreunde. Er ist um des Menschen willen gemacht, damit dieser ruhe von der Arbeit der Woche und an Göttlichem seinen Geist nähre. Damit nun dieses hohe Gut dem Volk erhalten bleibe, dürfen wir es uns nicht verkümmern lassen. Wir wollen Niemanden zwingen in die Kirche zu gehen. Aber wir stehen dabei, daß der Sonntag zum Besten aller als Ruhetag gefeiert werden soll.

Sie sagen: Die Unmäßigkeit droht unser Volk zu verderben. Tausende Familien sind dadurch ruinirt worden. Ein ganzes Heer von Trunkenbolden sinkt jährlich in das Grab. Wir wollen deßhalb durch Wort und Beispiel, durch sittlich-religiöse Einflüsse und Gesetze dahin wirken, daß Mäßigkeit und Enthaltsamkeit gefördet werden.

Die Gegner sagen: Nichts da. All dies gehört in's finstere Zeitalter. Es bedroht die persönliche Freiheit. Um dieser persönlichen Freiheit willen verlangen wir zu lärmen am Sonntag, so viel uns gefällt, eine Schnappsbrennerei und Bierbrauerei nach der andern zu bauen und zu trinken, bis wir lustig und trunken werden, wenn es uns beliebt.

Und wenn diese Gegner heruntergekommene Menschen sind, so werfen sie noch mit Schimpfwörtern um sich, als da sind: „Nachtfalter," „Wasserengel," „Sonntagsheilige," „Betseucher" ꝛc. ꝛc.

* Die Naturvölker, von Dr. Schneider.

Wo liegt nun die Kultur; wer verdummt das Volk; Was ist wahrhaftige Erleuchtung? Wer ist der ächte Menschenfreund?

Leider hat mein alter Freund Recht, wenn er sagt, daß Manches aus den Ansichten des Unglaubens und sündlich-verfinsterter Weltanschauung in christlichen Kreisen nur zu williges Gehör findet, und daselbst großen Schaden anrichtet.

Giebt es doch amerikanische Prediger des Evangeliums, die der ungläubigen Entwicklungs-Theorie Darwin's huldigen, und dabei behaupten, sie stünden auf biblischem Grunde!

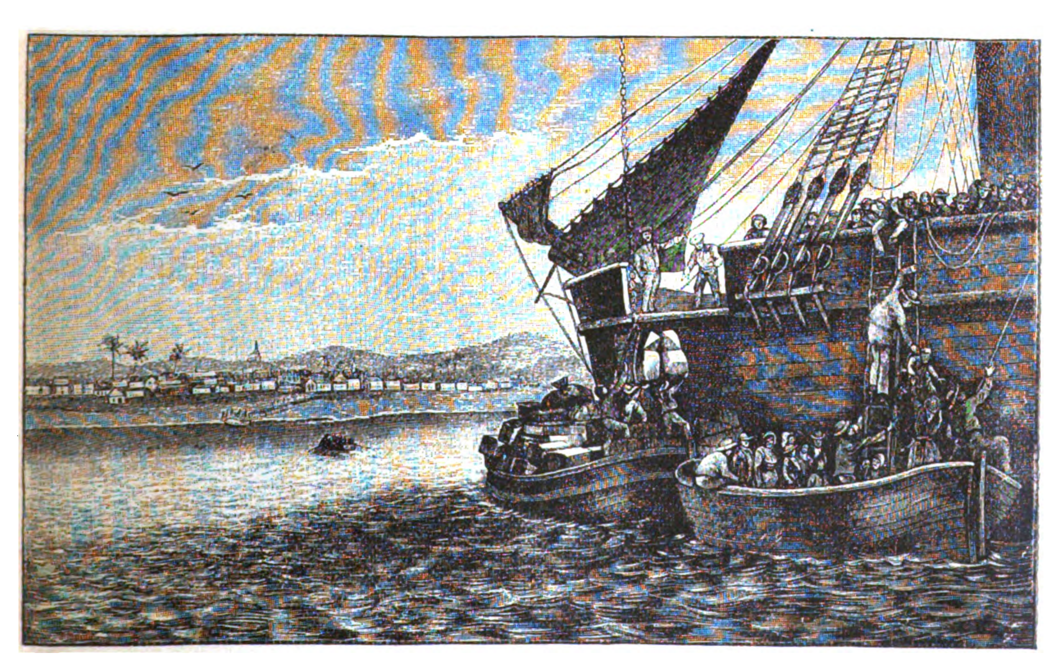
Giebt es doch sogenannte christliche deutsche Pfarrer, die mit Hohn antworten, oder müssig am Markte stehen, wenn andere um die heiligsten Güter des Volkes kämpfen!

Möge Gott uns helfen und Weisheit schenken, das Unserige in vollem Maße dazu beizutragen, unser Volk vor dem Gifte des Unglaubens und sündlicher, verfinsterter Weltanschauung zu bewahren.

Die Deutschen in Brasilien.

Für Haus und Herd von Henricus.

Die Deutsch-Amerikaner in den Ver. Staaten hören dann und wann Nachrichten von ihren Landsleuten in Brasilien, Süd-Amerika. Diese Nachrichten widersprechen sich meistens. Das eine mal heißt es, daß es den Deutschen in Brasilien außerordentlich gut gehe.



Ausschiffung deutscher Auswanderer im Itajahy grande.

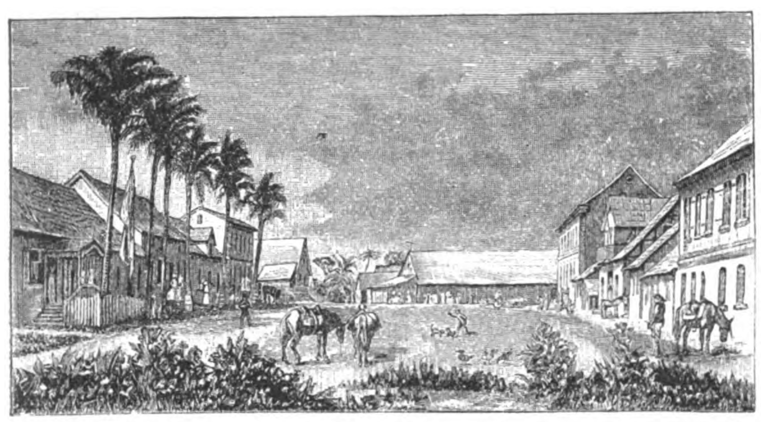
Das andere mal lauten die Berichte dahin, daß die deutschen Auswanderer in Brasilien elend zu Grunde gingen.

Weder das Eine noch das Andere ist vollkommen richtig. In Brasilien kommt der Auswanderer, wie in jedem anderen Lande nur durch anstrengende Arbeit zu etwas. Niemand wähne, daß, weil Brasilien ein Südland ist, man dort nichts zu thun habe, als die Papageien anzugucken, und dabei doch ein reicher Mann werden könne.

Es sind schon viele Auswanderer in Brasilien zu Grunde gegangen. Entweder waren sie zu faul zu arbeiten, oder sie wurden durch Spekulanten betrogen, oder sie ließen sich verleiten, in zu heißen Gegenden oder Fieber-Distrikten sich niederzulassen.

Die Ver. Staaten bieten dem Auswanderer





Stadtplatz in der Kolonie Blumenau — 1873.

selbstverständlich hundert mal bessere Gelegenheiten als Brasilien. Aber viele von Deutschland kommende Auswanderer haben im letzteren Lande eine recht gute Heimath gefunden.

Erste Unterkunft im Urwald.

Im Folgenden soll eine anschauliche und unparteiische Schilderung des Lebens deutscher Auswanderer in Brasilien geboten werden. Und zu diesem Zwecke greifen wir die Kolonie Blumenau in Brasilien heraus und setzen das hinzu, was nothwendig erscheint, um ein Gesammtbild herzustellen.

In welch' rascher Weise sich diese deutschen Kolonien in Brasilien oft entwickeln, das beweist eben die Kolonie Blumenau. Von 1872 bis 1885 ist dieselbe von 5000 Einwohnern auf 24,000 gestiegen.

Auch die dem Text beigedruckten Ansichten zeigen, umrahmt vom jungfräulichen Urwald, schon Gebäulichkeiten ganz europäischen Stils.

Die Zeit ändert nichts an der Art, wie der Kolonist im Anfang sein erstes Heim gründet, denn derselbe bewerkstelligt dies heute an den inzwischen hinausgerückten Grenzen der Bezirke genau so, wie vor vierzig Jahren die ersten Ankömmlinge an der Stelle des heutigen Centrums. Wo man nun auf breiten Straßen be-

quem dahin fährt, bahnten sie sich auf halbdunklen Urwaldpicaden mühsam ihren Weg.

Nach einer Fahrt von siebenzig Tagen geht das Auswandererschiff auf dem Itajahy vor Anker. Vor dem erstaunten Kolonisten liegt die neue Heimath in der ganzen Pracht tropischer Vegetation. Die Ausschiffung beginnt sogleich: Jeder ist froh, dem einförmigen Leben an Bord und dem ewigen Einerlei der Schiffskost entfliehen zu können. Mit den Lanschen und Booten werden die Habseligkeiten sammt den Auswanderern den Rio do Itajahy hinaufgeschafft in die acht Legoas von der See entfernte deutsche Kolonie Blumenau oder Brusque, um vorläufig in dem langen, großen Auswandererschuppen einquartirt zu werden.



Bananenernte.

Je eine Familie oder drei Junggesellen zusammen erhalten in diesem aus vielen Abtheilungen bestehenden Gebäude je einen der Verschläge. Hier bleiben nun die Neuangekommenen vorerst und beziehen von der Direktion der brasilianischen Staatskolonie täglich ihre Rationen, welche sie sich selbst kochen müssen. Für einen Arzt ist auch gesorgt.

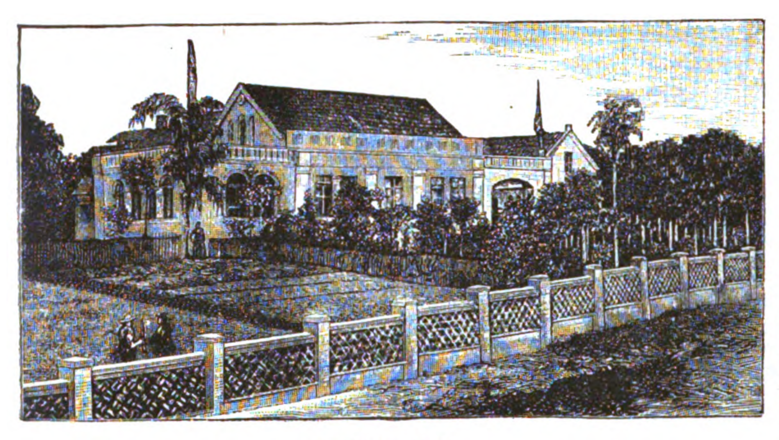
Täglich werden nun gruppenweise zu Pferde oder zu Fuß Ausflüge nach allen Richtungen, wo schon Land vermessen ist, unternommen. Haben sich die Ankömmlinge für eine Gegend (meist in einem Flußthal gelegen) entschieden, wo Boden, Nachbarn &c. ihnen zusagen, so melden sie bei der Direktion ihr Los an, erhalten, wenn gewünscht, noch auf Credit Handwerkszeug, Axt &c. geliefert und begeben sich auf ihr Besitzthum.

Von nun an hört jede Lieferung von seiten der brasilianischen Regierung auf. Der Kolonist steht auf eigenen Füßen mit der Axt in der Hand vor dem jungfräulichen Urwald. Nun beginnt die schwerste, entbehrungsreichste Zeit, zwei bis drei Jahre harter Arbeit! Je mehr halberwachsene Kinder da sind, desto besser und schneller geht Alles von Statten, denn sie können mithelfen.

Für einen Einzelnen ist diese Periode niederdrückend, er muß Handreichungen vermissen, die in Europa ganz selbstverständlich waren; eigenhändig muß er jetzt kochen, waschen, nähen; dabei ist er so entsetzlich allein im fernen Lande, und glücklich ist er noch zu nennen, wenn er nur gesund und munter dabei bleibt.

Zur ersten Unterkunft wird nun ein sogenannter Rancho oder eine Hütte aus Palmwedeln errichtet, indem man die Palmschäfte als Stützen, die Wedel als Dach verwendet, während der Palmkohl, d. h. das Innere der Krone, gleich als Nahrung dienen kann. Nun wird erst das Unterholz größtentheils entfernt (Bananen jedoch, die gute Früchte liefern, sowie Palmen

schont man nach Möglichkeit), eine Arbeit, die bei dem Alles zu einem grünen Filz zusammenwebenden Taquararohr (Schlingbambus) nicht gering ist! Alsdann werden die Stämme alle



Konsulatsgebäude.

nach einer Richtung zur Hälfte angehauen, ein Urwaldriesenbaum aber, welcher, mit seinen Aesten und durch Schlingpflanzen mit den anderen verbunden, dem Ganzen einen Halt gibt, unversehrt erhalten und zuletzt dieser ebenfalls zur Hälfte durchgehauen. Kommt nun der Mittags gegen ein Uhr regelmäßig sich einstellende Seewind, so stürzen mit Krachen alle wohl einen halben Morgen Fläche bedeckenden Bäume zusammen und werden vollends gekappt.

Nach vierzehn Tagen wird Feuer an dies nun einigermaßen trockene Chaos von Aesten und Zweigen angelegt und dasselbe verbrannt. Man nennt diese Prozedur in Brasilien Roçaschlagen.

An die kaum abgekühlte Erde wird die erste Saat von Mais, schwarzen Bohnen 2c. gelegt. Die Nachbarn helfen sich gegenseitig ein größeres Kolonistenhaus errichten; die größte Arbeit ist gethan. Aber wie viel kleinere bleibt noch für Frau und Kinder im Hause 2c. zu thun, während der Mann, bis die Ernte reif ist, häufig auf Tagelohn geht.

Ist der Kolonist fleißig, und trifft ihn kein Unglück, so hat er in zwei bis drei Jahren eine Kuh, ein Pferd, mehrere Schweine und viele Hühner.

Dabei ist die persönliche Freiheit unbeschränkt, Polizei, Steuereintreiber 2c. gibt's nicht (nicht einmal Nachtwächter!) und doch sind Verbrechen selten. Die Gleichheit der Stellung und des Loses wirkt beruhigend und versöhnend.

Von Vortheil ist der Umstand, daß die Leute weit auseinander wohnen, ebenso die Enthaltung vom Alkoholgenuß und der ständige Verkehr mit der Natur. So manche Ursachen zu Streit: Betrunkenheit, Uebermuth, Neid, fallen fort.

Kommt aber ein „Thunichtgut" nach Brasilien, so ergeht es ihm dort, wie in andern Ländern: Er muß entweder Einkehr in sich selbst halten, und ein nützliches Glied der Menschheit werden, oder er geht unter.

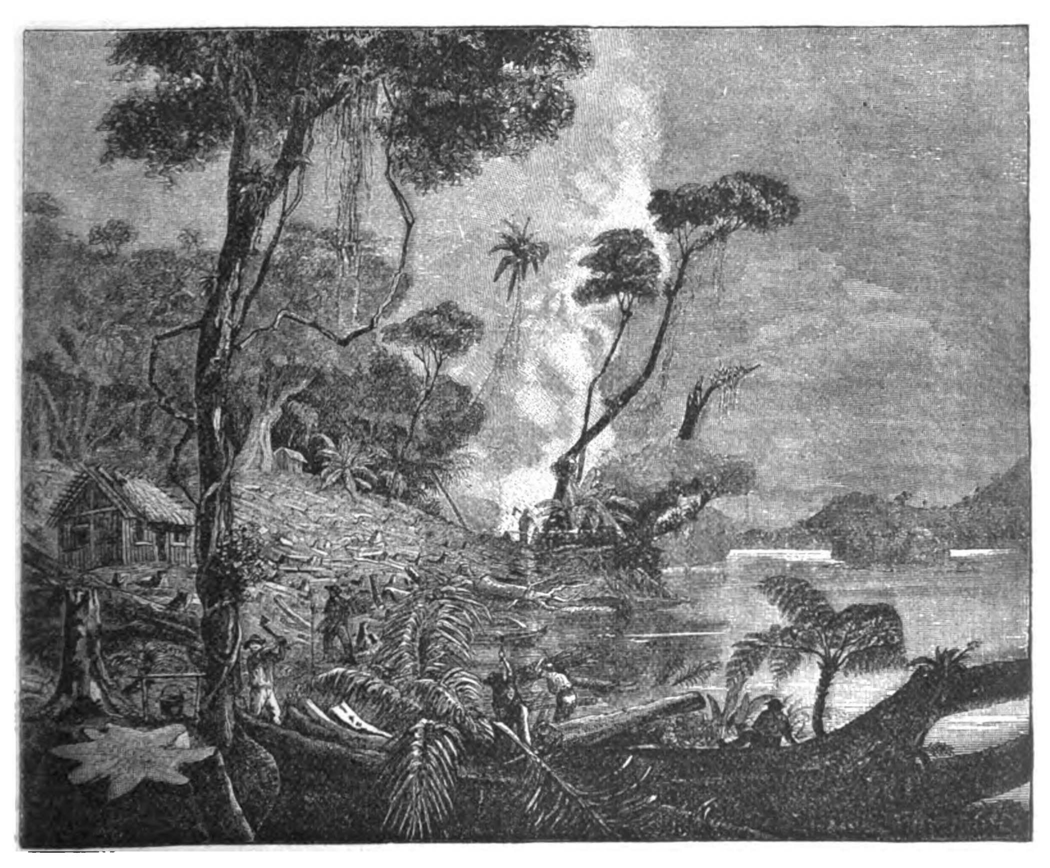


Straße in der Stadt Blumenau.

Ist es den meisten Anfangs recht sauer geworden, sich durchzubringen, so sind die an Arbeit gewöhnten Leute nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten verhältnißmäßig zufrie-

den und lassen oft Verwandte nachkommen. Schnell reich können sie allerdings nicht werden, doch von Nahrungssorgen kann nicht die Rede mehr sein. Mit der Zeit werden sich die Verkehrswege bessern, die Kolonisten werden exportiren und rascher wohlhabend werden.

Nach den ersten sechs Jahren fangen die Abzahlungen des Landes und der Werkzeuge in Raten an die Regierung an. Hat der Mann jedoch Unglück gehabt, so tritt Stundung oft auf Jahre hinaus ein; die brasilianische Regierung wartet.



Roçaschlagen — Ausroden des Urwaldes.

So gestaltet sich ungefähr die Sache auf Staatskolonien mit durchgängig gutem Klima und fruchtbarem Boden, welche südlich von Rio de Janeiro liegen.

Nach Privatkolonien auszuwandern, die mehr oder minder den Zweck haben, ihren Eigenthümer zu bereichern, oder nach Staatskolonien nördlich von Rio de Janeiro in den Tropen ist gefährlich.

In jeder Kolonie ist der Stadtplatz das Centrum des Verkehrs und bietet ein buntes Bild ganz deutschen Volkslebens. Hier befinden sich die Direktion der Auswandererschuppen, die Kaufläden, das Konsulat, Wirthshäuser zc. Wohl mehrere Dutzend Pferde stehen hier gesattelt, unangebunden auf dem freien Grasplatz durcheinander. Ohne Pferd kann ein Kolonist, der oft sechs bis acht Stunden weit weg wohnt, nicht auskommen — alles reitet, die Kinder zur Schule, die Frauen in die Kirche; auch bei Taufen und Leichenbegängnissen steigt man zu Pferd.

Müssen Mann und Frau zugleich fort und haben nur ein Pferd, so nimmt die Frau hinter dem Mann im Sattel Platz. Daß bei Leuten, die in Europa noch nie ein Pferd bestiegen, die possirlichsten Situationen vorkommen, ist selbstverständlich.

Handel, Wandel, Schifffahrt und Verkehr ist beinahe ausschließlich in den Händen der Deutschen, welche daher von den Brasilianern hoch angesehen sind und alle anderen Nationen fast



Kolonisten-Frauen zu Markte reitend. — Urwald-Picade.

ganz verdrängt haben. Wer nicht deutsch versteht, kann oft in solchen Koloniedistrikten wie Blumenau kaum verkehren und reisen, indem Leute, die schon 16 bis 17 Jahre dort wohnen, des Portugiesischen noch nicht mächtig sind.

Es werden durchgängig nur deutsche Waaren verbraucht; die Nationalität wird selbst durch mehrere Generationen hindurch nicht verwischt, Sitten und Gebräuche bleiben die alten, gewohnten. Ja noch mehr: selbst die umwohnenden Brasilianer nehmen zum Theil diese Sitten und Gebräuche an, wie beispielsweise in neuerer Zeit auch bei ihnen zur Weihnachtszeit der deutsche Christbaum zu leuchten pflegt.

Einer der schlimmsten Feinde der Auswan-

Kirche in Blumenau.

derer ist das mal de terra, das Acclimatisationsfieber. Dieses herrscht namentlich in den neuen Rodungen, und selten bleibt Jemand davon verschont. — Die Auswanderer haben ein einfaches Mittel dagegen: sie legen eiserne Nägel in Citronensaft und nehmen die Mischung als Arzenei.

Somit ist auch das Leben in Brasilien, wenn es köstlich ist — Mühe und Arbeit. Ist es weniger köstlich, so besteht es in Täuschung, Sorge und Krankheit.

Niemand erwarte ein brasilianisches Paradies. Und — Niemand wandere nach Brasilien aus, der nicht zum Voraus ganz gewiß weiß, daß er dort seine Lage verbessern kann.

Eine Mutter.

Ein Bild aus dem Leben von M. Lenz.

Die alte Dame trippelte geschäftig von einer Stube in die andere, da und dort stand sie still, wischte mit den schlanken Fingern über eine bauchige Commode, rückte an einem hochlehnigen Stuhl herum oder zupfte einen Tischteppich in regelrechte Falten. Im Fremdenzimmer mit den blüthenweißen Mullgardinen verweilte sie besonders lange. Sie hob den gestrickten Ueberwurf — ein Geduldswerk ihrer fleißigen Hände—der über das Gastbett gebreitet war, ein wenig in die Höhe und strich mit der welken Hand sacht über das Kopfkissen, dann prüfte sie die Wolldecke auf ihre Weichheit und Wärme. Sie hatte das seit Wochen gethan und that es heute wieder. Neben dem großen, breiten Lager stand ein Kinderbettchen, dessen Flaumdecke mit einem altmodischen, mit Rosen und Nelken bedruckten Ueberzug bekleidet war. Feine Klöppelspitzen schmückten das kleine Kissen und Leintuch. Es waren heute gerade acht Wochen her, seit die alte Frau das kleine Nußbaumbett aus der Bodenkammer hatte herunterbringen und im Fremdenzimmer aufstellen lassen. Himmel, wie hatte es ausgesehen damals, und wie blink und blank und mollig stand es heute vor ihr! Freilich, es war inzwischen auch genug daran herumgeputzt, gebohnt und getüftelt worden. Sie selbst und ihre Monika hatten es sich viele Mühe kosten lassen, es wiederherzustellen in seinem alten Glanz; sie hatten es eigenhändig thun wollen, und kein Handwerksmann durfte ihnen helfen.

Ach, wie gemahnte es die alte Frau jetzt wieder so ganz an die selige Zeit, da das kleine Bettchen in ihrer Schlafstube stand, zwischen ihrem und seinem Bett. Sie hatten ja beide kaum noch gehofft, daß ein Kinderbett nöthig sein würde, und auf einmal war es da, und es lag ein prächtiger Junge mit dunkeln Augen darin.

Ach, damals, damals! —

„Mit Rosen bedeckt,
Mit Näglein besteckt,
Schlupf' unter die Deck'!
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt!"

so hatte sie unzählige Male, neben dem kleinen Lager sitzend, mit leiser Stimme gesungen, denn ohne der Mutter Wiegenlied wäre der kleine Eigensinn ja nun und nimmer eingeschlafen. Und während sie sang, hatte er mit dem dicken kleinen Zeigefinger die Rosen und Nelken auf seiner Decke angetippt, bis ihm die Augenlieder schwer auf die runden rosigen Wangen niedergesunken waren. Sie wußte das alles noch so gut, so gut, als wäre es gestern gewesen.

„Du verwöhnst ja aber den Jungen ganz unerhört, Mütterchen!" hatte dessen Vater, unter die Schlafstubenthür tretend, oftmals gesagt. Sie hatte dann ängstlich mit der Hand gewinkt. „Bst, bst, Lieber, du machst mir ihn ja wieder munter; er ist eben am Einschlafen."—Und bei sich selbst hatte sie gedacht: Wenn sich doch die Väter lieber nicht in Dinge mischen wollten, welche nur die Mütter angehen.

Aber sie hatte ihm auch in späteren Jahren das Recht nicht zugestanden, sich in die Erziehung seines Knaben zu mischen. Sie hatte so lange auf ihn warten müssen, und er war ein so schönes, süßes Kind; das bischen Heftigkeit und Eigensinn durfte man ihm nicht so hoch anrechnen, das verlor sich sicher ganz von selbst.—„Er hat ein so gutes Herz, Vater!" hatte sie oft entschuldigend gemeint. Der Vater aber hatte die Stirn kraus gezogen. „Ja, gut, was eben eine Mutter gut nennt: viel Temperament und wenig Charakter!—Mütterchen, Mütterchen, ich fürchte, du bindest dir eine Ruthe!"

Das war lange her, sehr lange! und inzwischen war des Vaters schlimme Prophezeihung wahr geworden: Die Ruthe war da und traf sie mit wuchtigen Schlägen bis in's innerste Lebensmark. — Und als das Schlimmste kam, da mußte sie es allein tragen, denn den Vater focht kein Kreuz mehr an, und sie gönnte es ihm, daß er allem Erdenweh enthoben war und schlafen konnte—schlafen!—Wie gern hätte sie sich an seine Seite gelegt, draußen auf dem Friedhof! Aber sie mußte weiter leben in denselben Räumen, wo sie so glücklich gewesen und so elend geworden war; und sie lebte auch weiter. Sie beschickte ihren kleinen Haushalt, wie sie es von jeher gethan, aber wenn sie an dem Kinderbettchen, das neben allerlei zurückgestellten Möbeln in einer Hinterstube stand, vorüber mußte, bedeckte sie die Augen mit der Hand; sie konnte seinen Anblick nicht mehr ertragen. Endlich gab sie Befehl, das Bettchen nach der Rumpelkammer zu schaffen; sie stieg selber hinauf und ließ es dort von Monika in den hintersten, dunkelsten Winkel schieben. Dort sollte es stehen und fürderhin der Vergessenheit anheimgegeben sein.

Aber sie hatte es doch nicht ganz vergessen können, denn jedes Jahr, wenn die alte Monika mit Klopfer, Flederwisch und Bürste in die Bodenkammer hinaufstapfte, um die dort verwahrten Bettstücke unter's Fenster in die Sonne zu legen, zu schütteln, zu klopfen und zu bürsten, war ihr die Räthin nachgegangen; unten an der steilen Treppe war sie stehen geblieben. „Daß du mir aber nicht an das kleine Bett rührst, Monika!" hatte sie streng hinaufgerufen. Und Monika hatte ihren grauen Kopf geschüttelt und leise geseufzt: „Unversöhnlich, immer unversöhnlich! - - Armer, armer Hansel!" Und sie hatte es doch nicht lassen können, nur ganz sachte mit dem Besen über

das verfehmte, bestäubte Bettchen zu fahren und die Spinnweben, die ihren grauen Schleier darüber breiteten, behutsam wegzukehren.

Wie hatte sich das alles jetzt so plötzlich geändert! Plötzlich? — Nein, die Wandlung war der Handlung wohl schon lange vorangegangen, leise und unvermerkt und wohl auch uneingestanden im Anfang. Die zu Eis erstarrte, gekränkte Mutterliebe war langsam wieder aufgethaut, der tiefe berechtigte Groll, die herbe Verbitterung hatten der Sehnsucht eines einsamen Herzens nicht länger Stand gehalten und waren untergegangen in dem heißen Verlangen nach einem einstigen Wiederfinden. Aber der Anstoß zur That, zum Hervorholen des seit langen Jahren in den Bodenwinkel verbannten Bettchens war von außen gekommen. An dem Tage, da der Briefträger jenen dicken Brief mit den vielen Marken und Poststempeln in die Hand der alten Frau gelegt, war der Befehl ertheilt worden, das kleine Bett schleunigst herunterzuschaffen, und genau von jenem Tage an datirte sich auch die große Geschäftigkeit in dem sonst so ruhigen, kleinen Haushalt.

Monika hatte ihre alten Knochen rühren müssen, um den tausenderlei kleinen Anordnungen ihrer Herrin Genüge zu thun, aber sie, die sonst leicht in den Brummton im Hause grau gewordener Dienstleute verfiel, hatte nie das runzelige Gesicht verzogen, wenn auch das ganze Haus auf den Kopf gestellt wurde und jeder neue Morgen eine Menge neuer Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit brachte. Die alte, treue Seele fand ja gar keinen rechten Schlaf mehr vor lauter freudiger Erwartung, und sie konnte es deßhalb durch die dünne Wand, die sie vom Schlafgemach ihrer Herrin schied, gar so gut hören, daß es dieser ebenso erging; sie hörte, wie ihre Frau Rath sich drehte und wendete, Licht anzündete und wieder löschte, und sie verwunderte sich nicht, wenn das Resultat dieser Schlaflosigkeit sich am nächsten Morgen in allerlei neuen Plänen und hastigem Drängen zur Bewältigung all der Arbeit kundthat.

Die Sache litt aber auch keinen Verzug, mußte doch so manche kleine Staatsumwälzung in Zimmern, Schränken und Commoden vor sich gehen, wenn Raum und Behagen geschafft werden sollte für fremde Gäste. —Fremde Gäste? — Nein, das war nicht das richtige Wort für Weib und Kind des einzigen Sohnes, die da aus weiter Ferne kommen wollten, um fortan Freud und Leid, Haus und Habe mit der alten Frau zu theilen!

Ach, wie hatte ihr das Herz gezittert in heißem Mutterschmerz, als sie jenen Brief las, den ersten, einzigen und—letzten, den sie von ihm empfing, seit er sie jählings verlassen hatte, belastet mit ihrem Fluch. Hatte sie ihm wirklich geflucht? Es war ihr wie ein böser Traum, daß sie es gethan, damals, in der Hitze —im Entsetzen über seinen bodenlosen Leichtsinn, seine Pflichtvergessenheit, sein gewaltthätiges Eingreifen in ihre Rechte. Sie hatte viel Zeit gehabt seither, an ihr eigen Herz zu klopfen und zu fragen: Trägst du keine Schuld, daß es so gekommen? Bist du deinem schwachen, irrenden Sohne eine starke und, wo es Noth that, strenge Mutter gewesen, oder hat dich deine Liebe feig und blind gemacht und untüchtig, ihn zu halten, wenn er strauchelte? — Und die Antwort, die sie sich auf solch banges Fragen geben mußte, trug viel, unendlich viel dazu bei, daß das Verzeihen in ihr Herz einzog und mit dem Verzeihen die Hoffnung, ihn eines Tages wiederkehren zu sehen, wie den verlorenen Sohn der Bibel, wiederkehren und vor ihr niedersinken mit dem reuigen Bekenntniß: „Siehe, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir und bin nicht werth, dein Sohn zu heißen!“ Ach, und dann wollte sie ihre Arme ausbreiten, weit, weit, und wollte voll Freuden sprechen mit dem biblischen Vater des reumüthigen Sohnes: „Freuet euch mit mir; mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden worden!“ — Und wenn sie auch kein gemästet Kalb zu schlachten hätte, so wollte sie mitsammt ihrer Monika thun und geben, was Küche und Keller vermöchten, zur Feier seiner Wiederkehr. Kartoffelklößchen und Apfelbrei, Dampfnudeln und gekochte Zwetschen, das hatte dem kleinen wilden Hansel als Kind immer so gut geschmeckt; wie würde ihn das wieder anmuthen nach all der Zeit, da er die Leckerbissen seiner jungen Jahre entbehrt hatte! —Tausendmal hatte die alte Frau sich das alles in Gedanken ausgemalt, wenn sie mit dem Strickkörbchen am Fenster saß, jahrelang hatte sie darauf gehofft und sich daran gehalten mit der Zähigkeit der Mutterliebe, und jetzt, jetzt war der Brief gekommen, auf den sie so lange vergeblich geharrt, und hatte all dieses Hoffen und Erwarten mit einem Schlage zerstört und doch wiederum erfüllt. Ja, da lag er zu ihren Füßen, ihr Hans, ihr einziger, verloren geglaubter Sohn, und klagte sich an, daß er sein Gut vergeudet habe mit Prassen, daß er schwer gefehlt und in der Irre gegangen sei — jahrelang, sich selber zum Verderben. Ach, welch ein trauriger, herzzerreißender und doch so süßer Brief war es, der jetzt wieder offen im Schooße der alten Frau lag, während sie im Fremdenzimmer zu Häupten des Kinderbettchens saß, auf dessen Decke die Rosen und Nägelein immer noch blühten!

„Du hast mich von dir gestoßen, Mutter, als einen Verbrecher,“ schrieb der Sohn, „weil ich mir eigenmächtig nahm, was du mir vorenthieltest — widerrechtlich, nach meiner damaligen Meinung.—O Mutter, damals war ich kein Verbrecher, nur ein leichtsinniger, genußsüchtiger, von unseliger Leidenschaft verblendeter Mensch, der dir schon viel Kummer und Herzeleid bereitet hatte, aber später, später trieb mich die Sünde wirklich an den grausen Abgrund; ein Schritt noch, und ich wäre hinuntergestürzt in Nacht und Schande und hätte den Namen verdient, den du mir in jenem schrecklichen Augenblicke in's Gesicht schleudertest: den Namen eines gemeinen Diebes! Aber der Himmel hat mir in der dunkelsten Stunde meines Lebens einen Engel gesendet, der mich zurückriß von dem gähnenden Schlund und mich mit milder Hand auf guten, sichern Pfad lenkte, und wenn ich heute mit ruhigem Gewissen hinübergehen und vor Gottes Angesicht treten kann, so habe ich das einzig und allein diesem, meinem Engel, meiner treuen, heißgeliebten Annie, zu danken.

O, wie habe ich die Frauen verachtet, Mutter, als jene andere, deren Namen ich nicht nennen mag, mich so schändlich betrog! Wie verblendet muß ich von ihrer dämonischen Schönheit gewesen sein, daß ich dich, du treue Mutter, rücksichtslos von mir stieß, als du mich fast kniefällig batest, die fremde Abenteurerin zu meiden, die sich wie eine buntschillernde Schlange in unsere kleinbürgerliche Geselligkeit hineingeschlichen hatte. Sie war es gewesen, die mir den bösen Rath gab, mich meines väterlichen Vermögens zu bemächtigen und mit ihr zu fliehen aus den engen heimathlichen Verhältnissen. Sie ward meiner bald genug überdrüssig im fremden Lande und verließ mich, als ich ihre luxuriösen Neigungen und Launen nicht mehr zu befriedigen vermochte, um in der Villa eines ostindischen Nabobs den armen deutschen Narren zu verlachen, der ihr Heimath, Namen, Stellung, ja selbst das treuste Mutterherz zum Opfer gebracht hatte.

Zu meiner Schande muß ich dir's gestehn, daß ich

über den Aeußerungen glühender Zärtlichkeit, mit der mich das berückende Weib anfänglich überschüttete, den Fluch aus deinem Munde vergaß, den du mir in unserer Scheidestunde mit auf meinen pflicht- und ehrvergessenen Weg gabst. Aber er ist nicht ungehört verhallt, Mutter, und heute danke ich's dem Himmel, daß er ihn vernommen und an mir gerächt und vollzogen hat; denn ohne die starken Hammerschläge schwerer und widriger Geschicke und bitterster Noth stände ich heute nicht vor dir als ein Entsühnter. Ja, ein Entsühnter, Mutter, denn seit die Sonne der Liebe, des Glückes meinen Pfad erhellt, seit ich erwarmen durfte und erstarken an einem reinen Frauenherzen, seitdem ist es mir zur Gewißheit geworden, daß meine Mutter mir vergeben, daß sie ihren Fluch von mir genommen hat. — Ich habe nicht gewagt, an dich zu schreiben, so lange ich in der Erniedrigung lebte und arbeitete als der Geringsten einer. Du würdest dem Darbenden ein Almosen gesendet haben, ich aber wollte kein Almosen von dir, der Beraubten, deren Wohlstand ich so unverantwortlich geschmälert hatte durch meinen gewaltsamen Eingriff in dein Eigenthum. Es entschuldigt mich nicht, daß ich nicht wußte, bis du es mir damals sagtest, daß du verbriefte Rechte auf den ganzen Nachlaß meines Vaters hattest. Ach, mein Vater wußte, was er that, als er des leichtsinnigen Sohnes Geschick in die Hand der Mutter legte, als er ihn auf lange Jahre hinaus zur Abhängigkeit von ihr zwingen wollte! Aber ich nannte es damals eine schreiende Ungerechtigkeit und riß gewaltsam die Werthpapiere an mich, die dir ein behagliches Leben auf gewohnter breiter Basis hätten sichern sollen.

Daß du trotzdem nicht darben mußtest, daß dir immerhin so viel blieb, um sorgenfrei, wenn auch nicht mehr im früheren Luxus zu leben, habe ich inzwischen in Erfahrung gebracht, und an diesen Gedanken habe ich mich geklammert als an den rettenden Strohhalm, wenn das Bewußtsein meiner Schuld mich in die Tiefe trostloser Seelenqual und Selbstverachtung ziehen wollte.

Seit ich an Annie's Seite ein rechtschaffener Mensch geworden bin, seit unsere gemeinsame Arbeit gesegnet ward mit Erfolg, haben wir uns beide unaufhörlich mit Plänen getragen für eine Brücke zu deinem Herzen. Wir wollten selber kommen, selber anklopfen an deine Thür und dein Herz und wollten werben um dein Verzeihen, deine Liebe, deinen Segen. Da wurde uns aber unser süßer Johnie geboren, und Anna lag lange Zeit krank danieder, und dazu trat die Unmöglichkeit, das kaum gegründete und noch nicht erstarkte Geschäft, das uns nährte, zu verlassen. Und als endlich all die vielen Hindernisse beseitigt waren, als ich im Begriffe stand, die Vorbereitungen zu unserer Reise zu treffen, da kam mein schlimmer Husten, und das verzehrende Fieber warf mich auf's Krankenlager, von dem ich nie wieder aufstehen werde. Man sagt, daß Brustkranke ihren Zustand meist verkennen; ich verkenne den meinen nicht, habe ich doch die bösen Mächte, die jetzt mein Leben bedrohn, ihr zerstörendes Werk an meinem seligen Vater thun und vollbringen sehen.

Weißt du noch, Mutter, wie du in jenen Tagen des Herzeleids meine Brust untersuchen ließest? Sie war gesund damals, und die Lungen arbeiteten kräftig und normal, aber unser alter Hausarzt hob dennoch warnend den Finger gegen mich und empfahl eine gute Obiorge für meine Gesundheit und einen soliden Lebenswandel. 'Maß halten in allen Dingen, junger Mann, Maß halten!' sagte er. Ich aber habe im Vollgefühl meiner Jugend sein Gebot verachtet, habe nicht Maß gehalten, sondern wie ein Sinnloser meine Kraft vergeudet, Jahre hindurch! Die Reue kommt nun zu spät; der Keim, den vielleicht schon die Natur in meine Brust gelegt, und den ich zur üppigen Pflanze heranzog durch eigene Schuld, reift zur unheilvollen Frucht: mein kleiner Knabe wird bald eine vaterlose Waise, meine Frau eine Wittwe sein. Aber du wirst dich ihrer annehmen, ich weiß es, und wenn meinem Mütterlein all das junge Leben, das ich ihr in's stille Haus schicke, beschwerlich werden sollte, oh, so erinnere dich daran, daß dieses tapfere Weib dir deines Sohnes Herz und Seele gerettet hat, daß dieses Kind der letzte Sonnenstrahl seines verfehlten Daseins war!

Soll ich, muß ich den Schleier heben von der Stunde der Versuchung, der Schmach, die mir so unvermuthet zum Wendepunkt meines Lebens ward?

Es war eine Nacht wie jene, da wir auseinandergingen auf Nimmerwiedersehen. Ich stand in schlimmer Absicht im Privatcomptoir meines reichen Brodherrn, schaudernd vor mir selbst und meinem Vorhaben und doch dazu gedrängt durch meine Gläubiger, denen ich auf den morgenden Tag Zahlung versprochen, und mehr noch durch meinen glühenden Wunsch, die Mittel zu gewinnen, um in's Innere zu gelangen. Ich wollte um jeden Preis dem Gesichtskreis dieses Hauses entrinnen, und ich hoffte in fremder Umgebung endlich ein neues Leben beginnen zu können. Ein neues Leben auf einem Unterbau von unrechtem Gut! Da — wie ich die Hand ausstreckte nach diesem unrechten Gut, da fiel ein Lichtschein in den dunkeln Raum, wo das Verbrechen auf leisen Sohlen schlich, und im Rahmen der Thür stand—mein Engel, jenes schöne, deutsche Mädchen, das seit Monaten als Erzieherin im Hause meines reichen Herrn weilte, und zu dem ich, so oft ich ihr begegnet war, aufgeblickt hatte wie zu einem Gnadenbild. Ich hatte fliehen wollen aus ihrer Nähe, weil mein Herz, das Herz eines Verworfenen, ihrer begehrte. Ich wußte nicht, daß sie im Hause war—es hieß, sie sei mit den Kindern bei Verwandten der Herrschaft am Meere — aber sie war zurückgekehrt zu guter Stunde. Ein Geräusch im Privatzimmer ihres Herrn hatte ihr die Ueberzeugung gegeben, daß dessen Eigenthum gefährdet sei, furchtlos hatte sie nach ihrem kleinen Taschenrevolver gegriffen und war dem Geräusche nachgegangen, und nun stand der ertappte Dieb vor ihr in der Person eines Landsmannes, dem sie gütig und freundlich gesinnt gewesen war, und der unwillkürlich vor dem entsetzten Blick ihrer reinen, blauen Augen zusammensank.

Soll ich dir erzählen, Mutter, wie sie mich an ihrer Hand hinausführte, wie einen Kranken, wie sie, ehe sie von mir ging, unter den Bäumen des Parks auf ihre Kniee niederfiel und für mich und mit mir betete, betete um die Kraft, der Versuchung zu widerstehen, betete und flehte um ein neues Herz und einen neuen Geist. Dort, unter dem strahlenden Sternenhimmel der Tropen habe ich ihr unter heißen Thränen all mein Irren gebeichtet, habe ihr Besserung in ihre kleine Hand gelobt und habe sie angefleht um ihre Hülfe und Wegweisung. Sie war ja fast noch ein Kind an Jahren und Erfahrung, dem in Sünden früh ergrauenden Mann gegenüber, aber mein Herz war wie Wachs in den Händen dieses Kindes. Sie hat mich gerettet, Mutter, und hat sich mir zu eigen gegeben nach Jahresfrist, als sie sah, daß meine Wandlung eine ernste und nachhaltige sei, daß ich in der elften Stunde noch einen neuen Menschen hatte anziehen können.

Du wirst sie sehen, Mutter, wenn ich nicht mehr bin, sie und unsern süßen, kleinen Johnie. In deine treuen Hände lege ich das Theuerste, was ich auf Er-

den besitze, und du wirst sie aufnehmen und werth halten, nicht wahr?—Diese vier Augen sind die Lichter gewesen auf meinem dunkeln Weg, die Sterne, die mir geleuchtet durch die Nacht der Schmerzen und des Todes, dessen Fittich ich schon zu spüren meine, und sie werden dereinst auch dein Haus und dein Herz, die durch meine Schuld düster und einsam geworden, hell machen bis an dein eigenes Ende.

Dieser Brief ist das Werk langer Wochen gewesen. Ich hätte ihn vielleicht so nicht geschrieben, wenn ich noch ein Stück Leben vor mir hätte, aber Angesichts des Todes muß auch der letzte Versuch einer Selbstrechtfertigung schweigen. Ich will wahr und unverhüllt vor dir stehen, vor dir, vor mir selbst und meinem Gott. Das weiche Herz meiner Mutter hat allezeit milde gerichtet!"

* * *

Die alte Frau neben dem Kinderbettchen in der Fremdenstube faltete den Brief zusammen. Sie wußte ihn beinahe auswendig, aber sie hatte ihn doch wieder lesen müssen. Ein Blatt war von ihrem Schooße geglitten; sie bückte sich danach, und ihre Augen ruhten einen Augenblick darauf. Eine fremde Frauenhand theilte ihr in wenigen Zeilen mit, daß der Schreiber des Briefes zur ewigen Ruhe eingegangen sei. Die feine Schrift war halb verlöscht von Thränenspuren. „Auf den Wunsch des theuern Verblichenen reisen wir, sobald ich im Stande bin, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen," lautete der Satz. —Die alte Frau trocknete sich die Augen und schob die Papiere sorgfältig in einander, dann erhob sie sich langsam und schritt nach der Thür.

„Bist du da, Monika?" frug sie in den Gang hinaus. Die Gerufene trippelte eilfertig herbei. „Ja, Frau Rath," sagte sie.

„Ich glaube, daß wir jetzt bald fertig sind, Monika?"

„Ja, Frau Rath."

„Und daß sie jetzt einziehen und behaglich bei uns leben und wohnen könnten."

„Jawohl, Frau Rath. Wenn sie doch nur endlich erst kämen!"

„Du bist recht ungeduldig, Monika.—Hm, ich glaube, wir könnten heute noch Himbeeren einmachen; die werden was sein für den kleinen Jungen, meinst du nicht, Monika?"

„Freilich, Frau Rath. Ob er wohl auch Dampfnudeln mit Zwetschen gern ist, wie sein Papa?"

Die alte Dame lächelte. „Und Kartoffelklößchen mit Apfelbrei, nicht wahr, Monika?"

„Ach ja, Kartoffelklößchen! Wie freute sich unser Hansel—will sagen, der junge Herr, als er noch klein war, immer auf den Freitag, wo es dergleichen gab!"

„Na, wir werden's abwarten müssen, Monika, und wenn's ihnen nicht schmeckt, so wie wir's gewohnt sind" —

„So werden sie sich allmählich daran gewöhnen, bis sie's auch gern essen, nicht wahr, Frau Rath?"

„Aber, Monika, wo denkst du hin! Nein, dann machen wir in unsern alten Tagen noch Kochstudien und bereiten ihnen, was sie drüben gern aßen! Aber du könntest mir doch schnell ein Körbchen holen, das gelbe, mit dem Henkelchen, damit ich im Garten die Himbeeren abpflücken kann, während du hier noch einmal abstäubst."

„Aber ich sehe gar kein Stäubchen mehr, Frau Rath."

„Man kann doch nicht wissen, Monika, und dann mußt du nachher noch Mehl und Zucker abwägen zu Aniesküchelchen, damit wir was im Vorrath haben zum Knuspern für unsern Kleinen. Und die blaue Meißener Vase, die ich auf den Fenstersims gestellt habe, laß mir nur da stehen, die fülle ich heute noch mit Rosen, weil man ja nie wissen kann. — Aber gib Acht, daß du nicht daran stößt, wenn du das Staubtuch ausschüttelst; ich habe sie noch von meinen Großeltern her und das Kopfkissen aus dem Kinderbett könntest du auch noch einmal in die Sonne legen, mir ist, als röche es immer noch ein bischen nach der Kammer!" —

Monika brachte das gelbe Henkelkörbchen und den Gartenhut und die alte Dame schritt über die saubern Kieswege dahin.

Da wird er nun bald herumhüpfen, der kleine Junge, und hier auf der Bank werden Mutter und Großmutter sitzen und ihm zusehen, dachte sie im Weitergehen, und ihr war, als hüpfe schon etwas in ihrem alten Herzen.

Am äußersten Ende des Gartens standen die Himbeerstauden, die voll reifer Früchte hingen. Die schlanken Hände der Frau Rath machten sich emsig an's Pflücken, und dabei entwarf der unruhige alte Kopf schon wieder ein Arbeitsprogramm für die nächsten Tage. Das Warten war ja unerträglich, wenn man es nicht nutzbringend für die zu Erwartenden ausfüllen konnte. Hoffentlich würde doch nun bald ein Brief kommen, der den Tag ihrer Ankunft meldete—vorher konnte man ja keine Kränze winden und auch keinen Gugelhupf backen; das mußte doch alles hübsch frisch sein!—Und dann war endlich die Zeit herangekommen und alles bereit bis auf's letzte Tüpfelchen, und dann fuhr sie eines Tages in ihrem besten Kaschmirkleid, mit dem neuen Kreppbut auf dem Kopfe, den sie sich gleich nach Empfang des ostindischen Briefes angeschafft hatte, auf den Bahnhof, um Schwiegertochter und Enkel in Empfang zu nehmen, und Monika stand unterdessen am Heerd und weinte vor Rührung und machte vor zitternder Erwartung gewiß den allerschlechtesten Kaffee, den sie je bereitet, und dann—und dann —

Sie kam nicht weiter mit ihren Gedanken, denn vom Hause her tönte es laut und immer lauter: „Frau Rath! Frau Rath! Frau Rath!"

„Hier bin ich, Monika, bei den Himbeeren!" —

Die alte Magd kam in Hast durch den Garten gelaufen, aber es mußte ein Unglück geschehen sein, denn sie sah ganz verstört aus und rang nach Athem.

„Um Gottes willen, Monika, hast du etwa die Meißener Vase auf dem Fenstersims" —

Die Alte schüttelte den Kopf und schluckte ein paar mal. „Nein, nein, Frau Rath, aber — sie sind da — sie sind da!"

„Gib mir deinen Arm, Monika!" brachte die alte Dame endlich heraus, „ich weiß nicht, meine Füße sind mir auf einmal so" —

„Ja, Frau Rath, meine auch. Ich weiß gar nicht, wie mir ist. Zur Hinterthür sind sie auf einmal ganz sachte hereingekommen, Bahnvorstands Lieschen hat ihnen den Weg gewiesen, und 'Ach, das ist gewiß die gute, treue Monika,' hat die junge Frau gesagt, und beide Hände hat sie mir dabei entgegengestreckt, ja, ja 'die gute, treue Monika,' so hat sie gesagt, ich aber konnte kein Sterbenswörtchen über die Zunge bringen, nur die Thür zur guten Stube habe ich aufgerissen, und dann bin ich davongerannt, um Sie zu suchen.—Aber Sie zittern so, Frau Rath?"

„Fasse mich etwas fester unter den Arm, Monika; so—so geht's."

„Aber die Kränze und der Gugelhupf, Frau Rath!" jammerte die Alte.

Ihre Herrin antwortete nicht, sie schüttelte nur den

Kopf, athmete schwer und schritt mit versagenden Füßen vorwärts, über den Kies.

Jetzt standen die beiden unter der Thür zur guten Stube. Ein schlankes, junges Weib lag auf den Knieen vor dem Sopha, über dem ein lebensgroßes Oelbild hing. Das hatte ebenfalls eine fröhliche Auferstehung gehalten und war wieder in's Licht gehängt worden, nachdem es eine dunkle Existenz im verborgensten Hauswinkel geführt hatte, Jahre hindurch. Es stellte einen schönen jungen Mann dar mit blitzenden dunkeln Augen und einem übermüthig-fröhlichen Zug im Gesicht. Das war der Hans, wie er ausgesehen hatte damals, in seinen besten, schönsten Jünglingsjahren, kurz bevor er der Mutter so viel Herzeleid angethan.

Die Knieende hatte den Hut mit dem langen Kreppschleier abgenommen, eine ihrer blonden Flechten, die am Hinterkopf festgeknotet waren, hatte sich gelöst und fiel lose über das einfache schwarze Trauergewand herab. Sie hielt den Kopf in beide Hände gesenkt, und ihr Körper erbebte in heißem Weinen.

Neben ihr stand ein schöner kleiner Knabe, er hatte den einen Arm um den Nacken der Mutter gelegt und blickte mit seinen braunen Augen zu dem Bilde empor.

„Werde ich auch einmal solch einen prächtigen verschnürten Sammtrock bekommen, wenn ich groß bin, Mama, und auch solch hübsches, schwarzes Schnurrbärtchen wie der schöne Papa da auf dem Bilde eins hat?“ fragte das Kind.

„Das sind Aeußerlichkeiten, mein Kind,“ entgegnete ihm die von Schluchzen unterbrochene Stimme der Mutter, „aber ich hoffe, du wirst ein guter, frommer Mann werden.“

Da trat die alte Dame über die Schwelle.

Die junge Frau wandte sich um. „Mutter, Mutter!“ rief sie bebend und streckte sehnsüchtig die Arme nach der Matrone aus.

Diese zog sie in die Höhe. „Hierher, mein Kind, hierher!“ sagte sie, indem sie die zitternden Arme, so fest sie konnte, um die junge Wittwe legte und sie an ihr Herz drückte; dann machte sie sich plötzlich los. Zwei kleine Hände hatten nach ihr gefaßt; ihre Berührung durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag.

„Hansel, kleiner Hansel!“ flüsterte sie mit versagender Stimme.

„Ja, so nannte mich Papa auch,“ rief der Kleine, „aber sonst heiße ich Johnie, und Papa läßt dich grüßen, Großmama und du sollst ihm nicht mehr böse sein, liebe, gute Großmama!“

Sie küßte das Kind auf den rosigen Mund, wieder und wieder und strich ihm mit der Hand die dunkeln Locken aus der Stirn.

„Sieh doch, Monika, wie er ihm gleicht!“ rief sie nach der Thür hin.

Monika stand noch an demselben Platz auf der Schwelle und hatte die Schürze vor den Augen.

„Ja, Frau Rath. — Aber einen Kranz und Gugelhupf machen wir doch noch, nicht wahr, Frau Rath?“ schluchzte sie, „und Kartoffelklößchen und Apfelbrei koche ich gleich zu morgen!“

Dann schwiegen sie alle vier, und es war einen Augenblick ganz still in dem Zimmer.

„Es fliegt ein Engel durch den Raum, wie man in meiner rheinischen Heimath sagt,“ flüsterte die junge Frau.

Sie blickten alle unwillkürlich zu dem Bild empor. —Die Abendsonne lag darauf, und es war, als leuchteten die glänzenden braunen Augen.

Heirath und Ehe in China.

Von F. Ohlinger, Missionar in China.

„Die Festung der seit Alters her verehrten Sitten, in welcher sich die Seele des Heiden gleichsam wie verschanzt, muß erforscht und ergründet werden. Läßt sich auch nur ein Stäubchen tiefer Grundwahrheit herausfinden, so ist das schon genau zu beherzigen, und Erkenntniß und Wahrheit müssen sich zum Sturmlauf gegen Finsterniß und Irrthum vereinigen.“

In diesen Worten ist der Zweck unserer Sittenstudien ausgedrückt und damit schreiten wir zur Behandlung unseres Themas.

Im Reich der Mitte richten sich die jungen Leute in Ehesachen nach dem Befehl der Eltern oder Vorgesetzten; diese aber richten sich nach dem ziemlich allgemein benutztem Brautwerber. Braut und Bräutigam bleiben daher einander fremd, bis der verhängnißvolle Schritt gethan ist.

Daß es da der unglücklichen Ehen viele gibt, versteht sich von selbst, allein bei der eigenthümlichen Gleichmüthigkeit dieses Volkes tritt dieses viel seltener an den Tag als man erwarten dürfte. Aber so etwas wie reine, herzliche Liebe zwischen Ehegatten kommt denn auch nicht zum Keimen auf diesem ungünstigen Boden.

Meine Frau pflegte eine reiche aber leidende Chinesin und da ihr Leiden hauptsächlich der ehelichen Untreue des Mannes zuzuschreiben war, wollte sie ihm einschärfen, daß er seiner Frau dieselbe Treue und Hochachtung schulde, die er von ihr erwarte. Er war ein Cantonese und gab ganz freimüthig in seinem "pidgin english" zur Antwort: My lubb? Oh no — my no catchee latt; my b'long Chinaman. Oh no! my no lubb wifee.

Der chinesische Bräutigam ist 15 bis 17, die Braut 12 bis 14 Jahre alt. Verlobungen finden meistens vom 3. bis 6. Jahre, häufig aber auch, bedingungsweise, schon vor der Geburt statt. Zeigen sich auf den Bericht des Brautwerbers die betreffenden Familien geneigt, eine



Verlobung anzuknüpfen, so wird der Kaufpreis und überhaupt alle wichtigen Heirathsbedingungen näher bestimmt.

Der Werth des Mädchens mit natürlichen Füßen ist $80—100, der eines Mädchens mit Lilienfüße $120, und wenn ganz besonders klein, sage zwei Zoll lang, dann $140—160. Natürlich muß dann alles Andere einigermaßen mit den vornehmen Füßchen im Einklang sein, doch bleiben diese immer Hauptsache. Das Kaufgeld wird zum Theil baar, sobald die Verlobung beschlossen ist, der Rest unmittelbar vor der Hochzeit entrichtet. Doch geschieht Alles bedingungsweise bis die Zustimmung der verstorbenen Altvordern gesichert ist.

Die Familie des Knaben schickt der des Mädchens eine Karte zu, auf welcher Name, Geburtsjahr, Tag und Stunde geschrieben sind. Diese wird mit üblicher Feierlichkeit vor die Ahnentafeln gelegt und dann das Resultat mit größter Spannung abgewartet. Drei Tage und drei Nächte liegt die Karte im Familienschrein und alle Ereignisse im häuslichen Leben werden unterdessen genau beobachtet und — gedeutet.

Verunglückt eine Schüssel oder irgend ein Hausgeräth im Laufe der drei Tage, so wird die Karte entfernt und Alles rückgängig gemacht.

Verläuft hingegen Alles günstig, so wird der Familie des Knaben eine ähnliche Karte zugeschickt, die auf dieselbe Weise gebraucht wird. Hier wäre aber nicht nur das Zerbrechen eines Geräthes, sondern auch das Krähen eines Hahnes ein ungünstiges Zeichen. Das würde nichts Geringeres voraussagen, als daß das Mädchen sich die Hosen aneignen, der Knabe aber den Unterrock tragen müsse. Vor diesem schreckt man zurück.

Verläuft jedoch Alles günstig mit dem Befragen der Ahnen, so wendet man sich zuächst an den Wahrsager und läßt sich das Horoskop stellen.

Ist hier das Resultat ungünstig, so geht man von einem Götzen zum andern, um Rath und Aufschluß. Die Familie des Mädchens befragt sich höchstens beim Wahrsager, ob sich nicht das Leben des Knaben auf Kosten des ihrigen aufbaue, ob nicht jene Familie reich werde, während sie selbst verarme. Das würden sie befürchten, wenn es sich herausstellen sollte, daß das Mädchen im Jahr, Tag oder Stunde des Hasen, der Ratte oder der Kuh geboren sei, der Knabe aber in dem des Tigers, des Hundes oder der Katze.

Hier zeigt sich die Furcht vor den verborgenen Uebeln, die sich außerhalb den Grenzen menschlicher Kenntniß und Macht bewegen. Die Testamente werden erst dann ausgeschrieben, wenn man den Ausspruch des Wahrsagers citiren kann. Einige Monate vor der Hochzeit schickt die Familie des Knaben der des Mädchens die Tragfächer zu. Das obere Fach ist voll Leckerbissen und Werthsachen—gewöhnlich etwas Tuch, eine Gans, ein Ferkel ꝛc.; — die mittleren Fächer sind leer, obwohl sie den Anschein haben, als seien sie voll und schwer. Die Träger müssen es denn auch verstehen, durch ihren schwerfälligen Schritt und lautes Aechzen den Eindruck zu verstärken.

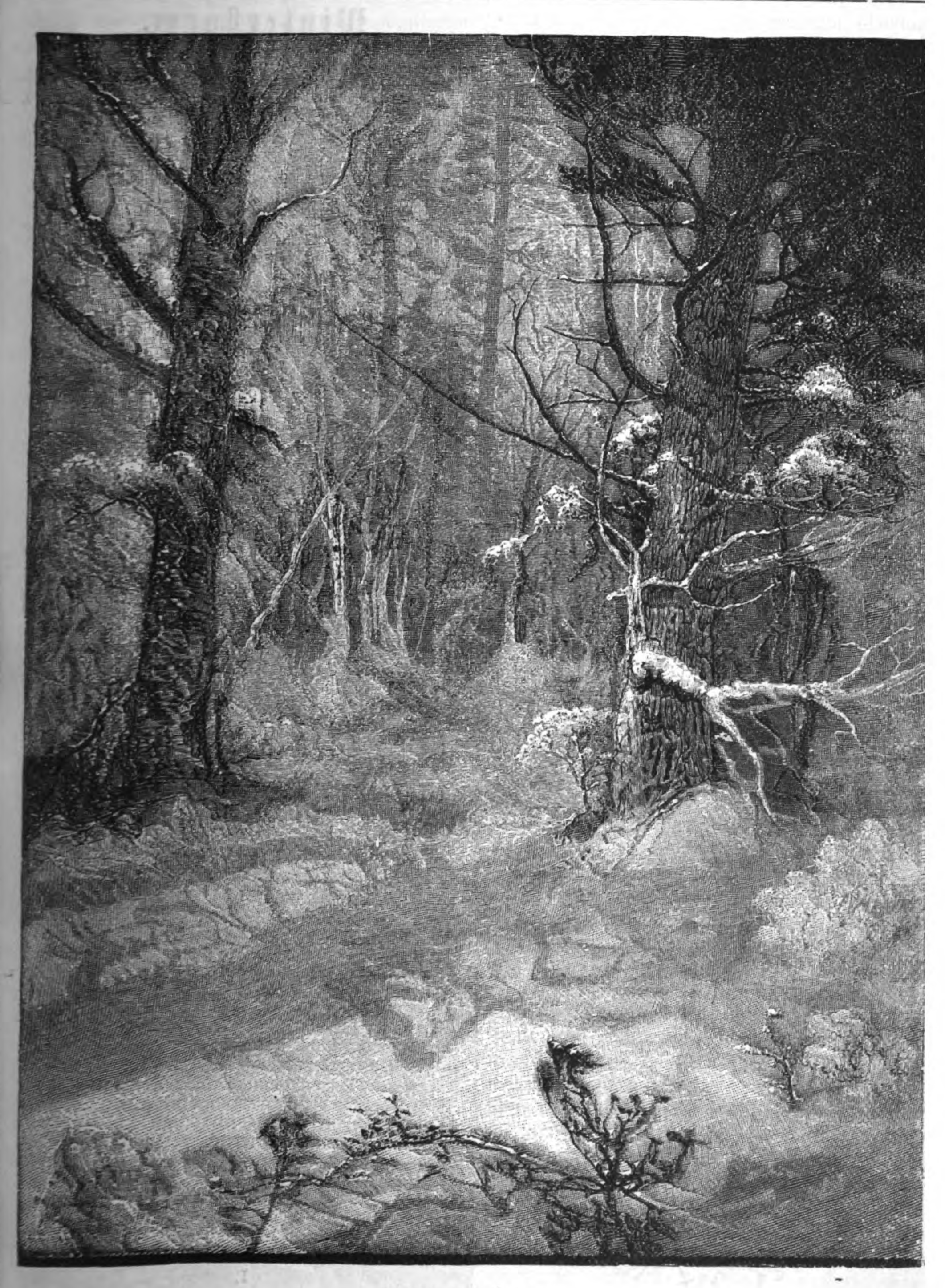
In China meint eine Heirath für das Mädchen in ganz besonderem Sinne — Trennung von Eltern und Geschwistern. Daher beim Besteigen des Brautwagens (so nennen sie den Brautsessel; klassisch) oft das laute Weinen der Zurückgebliebenen. Sie werfen der Braut Salz und Weizen nach, wie einer Leiche — d. h. das Salz in einen neben dem Brautsessel stehenden Ofen, den Weizen gegen den Sessel.

Hier sehen wir wieder so recht die Verwandtschaft der Chinesen mit uns selbst. Werfen wir nicht hie und da der Braut einen alten Schuh nach? Haben wir das vielleicht von den Egyptern, bei denen der Schuh Erdsegen bedeutete? Nach Josephus dient das Salz zur Befruchtung des Stoffes und ist Symbol und Inhalt der männlichen Kraft. Bei den Chinesen sollte diese Sitte ursprünglich nur bedeuten, daß die Braut einer Umwandlung entgegen geht, wie der Weizen, wenn er in die Erde, wie das Salz, wenn es auf feurige Kohlen fällt.

Die Braut heißt Sing Ing (neuer Mensch). Sie geht zum ersten Mal über die Thürschwelle des elterlichen Hauses und begegnet nur Fremden. Sie ist daher mit einem Spiegel versehen, den sie sich beim Aussteigen über das Herz hält. Der Knabe, der ihr den Sessel zum Aussteigen öffnet, thut dasselbe mit dem, den er in der Hand hat. Da es immer fraglich ist, ob die Totom (Schutzthiere) der zwei Fremden, die sich zum ersten Mal begegnen, mit einander vertragen, so benutzt man den Spiegel, von welchem alle bösen Einflüsse abprallen.

Bei der Trauung und sonstigen Feierlichkeiten sind keine Anverwandten der Braut zugegen; gewöhnlich folgt ein Bruder dem Sessel, bis sie den Brüdern des Bräutigams begegnen.

Der bindende Akt bei der Feierlichkeit ist das Trinken des Wechsel-Glas-Weins. Zwei Weingläser werden mit einem rothen Faden zusammengebunden, aus denen Braut und Bräutigam zugleich trinken; dann werden die Gläser gewechselt und nochmal getrunken. Dieses erinnert an das Händegeben bei uns. Der feierlichste Akt ist, für sie, die Anbetung der Voreltern des Bräutigams; uns aber kommt die Anbetung



Wintersturm.

Himmels und der Erde dem wahren Gottesdienst am nächsten.

Am Abend nach der Trauung hat man denn auch ein Polterzimmer, bei welcher Gelegenheit man die kleinen Füßchen der Braut, ihren Anstand u. s. w. auf eine Weise bewundert, die die zwei Glücklichen in Verlegenheit eigenster Art bringt.

Die Braut soll weder reden, noch essen, noch eine Miene verziehen, und doch versuchen die Anwesenden alles Mögliche, sie dazu zu bewegen. Da meint man denn, eine Reaktion sei auf die langweiligen Ceremonieen und steifen Höflichkeiten eingetreten und Jedes gibt sich den ausgesuchtesten Dummheiten hin.

Daß dies denn auch oft in Rohheit und Unzucht ausartet, läßt sich leicht denken. Ein ganz gewöhnliches Vergnügen! das man sich dabei macht, besteht darin, daß man den Bräutigam in Gegenwart der Braut mit einem langen Strick und zwar in einer peinlichen Stellung bindet und dann die Braut auffordert, ihn zu lösen.

Unsere Christen behalten mehr oder weniger von den genannten Sitten bei, mit Ausnahme solcher, die einen bestimmt religiösen Charakter, oder im Aberglauben ihren Grund haben.

Auch hier läßt sich die veredelnde Macht des Christenthums schon recht deutlich erkennen.

Noch einige Worte aus der Literatur der Chinesen über die hier behandelten Punkte:

„Die Ceremonial-Gebräuche bilden einen Damm gegen die Excesse, zu welchen das Volk geneigt ist. Sie stellen die passende Trennung der Geschlechter dar, so daß allem Verdacht vorgebeugt ist und die Verwandtschaften deutlich bestimmt sind."

Im chinesischen Buch der Lieder heißt es:

„Wie behauen wir den Stiel einer Axt? Ohne eine andere Axt kann es nicht geschehen.

Wie nimmt man sich ein Weib? Ohne Brautwerber kann es nicht geschehen; und man muß zuerst die Vorfahren in Kenntniß setzen."

Der Meister sagte: „Es nimmt keiner ein Weib, die seinen Geschlechtsnamen hat, damit der Unterschied zwischen Mann und Frau deutlich gesehen werde. Wenn daher einer ein Kebsweib nimmt und ihren Geschlechtsnamen nicht erfahren kann, so befragt er sich mittelst der Schildkrötenschale. Auf diese Weise gedachte man das Volk vor Irrthum in dieser Sache zu bewahren."



Wintersturm.

Hierzu das Bild.

Winter ist es. In dem weiten Reiche
Der Natur herrscht tiefe Einsamkeit,
Und sie selbst liegt, eine schöne Leiche,
Ruhig in dem weißen Sterbekleid.
Ihre Blumenkinder ruh'n geborgen
An der Mutter Brust, mit ihr bedeckt,
Träumend von dem Auferstehungsmorgen,
Wo der Lenz sie aus dem Schlummer weckt.

Aller deiner Pracht bist du entledigt,
Erde, deine Schönheit ist dahin,
Und du selbst bist eine Leichenpredigt
Von erbauungsvollem, tiefem Sinn.
Was die Erde hat, kann nicht bestehen,
Ihre Gabe heißt Vergänglichkeit,
Aufwärts zu dem Himmel mußt du sehen,
Suchst du ew'ge Schön' und Herrlichkeit.

Laß zum Himmel dich die Erde weisen,
Suche deine Heimath nicht auf ihr,
Du mußt weiter, immer weiter reisen,
Deines Bleibens ist nicht lange hier.
Ew'ge Güter suchst du hier vergebens,
Darum such' im Himmel deinen Schatz,
Von der Erde nur am Ziel des Lebens
Für das Kleid vom Staube einen Platz.

Aber wenn die Osterlieder klingen,
Und der große Ostermorgen graut,
Muß dir auch die Erde wiederbringen
Deine Hülle, die ihr anvertraut.
Sieh, so ist und so bleibt nichts ihr eigen,
Suche nicht, was sie nicht hat, bei ihr,
Laß von ihr dich hin zum Himmel zeigen,
Ew'ges Heil findest du nur über dir.

Ph. Spitta.

Zur Geschichte der Arbeiterfrage.

Editor.

Diese Geschichte ist ganz kurz, und bald erzählt, könnte Jemand sagen.

Wie man's nimmt. Die Bewegung ist eine uralte; die Erscheinungsform neu. Wer die Geschichte der Arbeiterfrage in der jetzigen in Amerika auftretenden Erscheinungsform schreiben will, braucht keinen sehr großen Band zu füllen. Wer aber diese Geschichte im Zusammenhang betrachtet, und die Ereignisse und Bewegungen derselben bis zu den Quellen verfolgt, der wird betreffs der Arbeiterfrage in der Geschichte der Menschheit eine „Menge Stoff" zum Nachdenken finden.

I.

Ohne auf die Arbeiter- und Standesverhältnisse der ältesten Völker, der Egypter, Babylonier, Perser und Griechen einzugehen, wollen wir uns einmal be-

treffs unserer Frage das alte Volk ein wenig näher ansehen, welches in den Ver. Staaten am öftesten angeführt wird: die Römer.

Nicht selten hört man das alte, unverdorbene (?) Rom als eine Muster-Republik preisen. Schaut man sich jedoch die römischen Zustände näher an, so findet sich durchaus nicht das verwirklicht, was wir hierzuland unter einer Republik verstehen.

Nicht zu reden von der patriarchalischen Zeit der alten römischen Könige, stehen sich im republikanischen Rom die Patricier und die Plebejer gegenüber. Die Patricier werden der Populus, das Volk, genannt. Das sind die Altbürger Rom's, denn das bedeutet das Wort Patricier im ursprünglichen Sinne. Es sind die alten Geschlechter, welche die Stadt Rom und den Staat gründeten. Sie betrachteten sich als Eigenthümer des Staats und sind im alleinigen Besitz der bürgerlichen und priesterlichen Aemter. Sie sind die Herrscher. Das alte Rom war eine Adels-Republik.

Die Plebejer, das heißt Neubürger, sind ursprünglich die besiegten Latiner, die in die Stadt Rom versetzt wurden, nicht um daselbst gleiche Rechte zu genießen, sondern um die Handwerker der Patricier zu sein. Diese Plebs standen unter der politischen, geistlichen und rechtlichen Vormundschaft der Patricier, hatten kein Stimmrecht, mußten aber ungeheure Steuerlasten tragen.

Unter diesen Umständen konnte der Kampf kaum vermieden werden. Die Arbeiterbewegung mußte kommen und endigte vorläufig damit, daß den Plebs gewisse Rechte eingeräumt wurden.

Die großen von der römischen Republik in aller Welt geführten Kriege verwischten das Ansehen der alten Patricier vollends ganz, denn die Kämpfe mit dem Ausland boten den Plebejern Gelegenheit, sich hervorzuthun.

Nun aber entstand ein neuer Standesunterschied, nämlich der Amtsadel (nobilitas). Dazu gehörten die Abkömmlinge Derer, die irgend ein hohes Amt bekleideten. Wer sich solcher Abstammung nicht rühmen konnte, der gehörte zu den Unedlen (ignobilis).

Und wieder tobt der Klassenkampf zwischen den Ständen, wobei oft hunderte auf ein Mal niedergemacht werden, bis die Cäsaren- und Soldatenwirthschaft das alte Rom in einen blutigen Lastersumpf stürzt und das Reich untergeht.

Als dritte Klasse sind noch die Sklaven zu nennen, meistens Kriegsgefangene aus barbarischen Völkern. Sie waren die gänzlich Rechts- und Schutzlosen und wurden zum Ackerbau und den niedrigsten Handarbeiten verwendet.

Aber auch sie forderten Befreiung vom drückenden Joch. Die blutigen Sklavenkriege waren die Folge, und 79 vor Chr. stand der Sklave Spartacus mit 120,000 Mann gegen den römischen Staat im Felde und schlug einen römischen Feldherrn nach dem andern auf's Haupt.

In all' diesem Ringen der Klassen handelte es sich bei den Besseren um Brod, Recht und Macht; bei der Mehrzahl um — Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen.

II.

Das Christenthum, welches sich nach den Umwälzungen der Völkerwanderung über Europa verbreitete, war nicht im Stande, in den neuen geschichtlichen Zuständen dem alten Kampf Einhalt zu thun. Und zwar aus zweierlei Ursache: 1) weil das Menschenherz ein gar trotzig Ding ist und 2) weil die Kirche im Mittelalter wurde und sich mit äußerlichem Bekenntniß begnügte. Ja, sie verband sich vielfach im Mittelalter mit den Machthabern zur Bedrückung des Volkes und legte dasselbe in kirchliche und politische Fesseln.

Doch bildete sich unter dem Einfluß des Evangeliums und seiner Kultur nach und nach in den Städten der freie Bürgerstand aus. Die Plebs des Römerreichs wurden, um einen Vergleich zu gebrauchen, zu selbstständigen, mit bürgerlichen Rechten begabten Menschen, die in ihrer Macht und Kraft dem Adel, mit dem sie in beständiger Fehde lagen, oft gefährlich wurden. Sie sagten den Adeligen, daß wer nicht Stimmrecht habe, auch nicht zu zahlen und zu frohnen brauche und schrieben manchem Ritter und Fürsten einen Denkzettel in's Gedächtniß, an dem er Zeitlebens dachte.

Freilich — innerhalb der Stadtgrenzen waren diese mittelalterlichen Bürger auch nicht viel besser als die Adeligen. Gegen diese vertheidigten sie ihr Recht, aber die „Ansässigen" in den Städten wurden von diesen „freien Bürgern" beinahe wie Rechtslose behandelt. Es gab in den Städten des Mittelalters Patricier und Plebs wie im alten Rom. Der Altbürger wußte so gut was Kapitalmacht ist, als unsere heutigen Gründer und es gab damals Großkapitalisten so gut als heute. Diesen Altbürgern standen die Ansässigen, die Handwerker, gegenüber, die sich (wie unsere heutigen Arbeiter) in Zünften, Innungen, Gilden u. s. w. zusammenthaten.

Lange, heftig und oft blutig wogte der Kampf, bis das Stadtjunkerthum mit Ausnahme einiger Städte (Nürnberg z. B.) überall von der Herrschaft verdrängt wurde. Die Zünfte hatten gesiegt, waren aber darnach noch gewaltthätiger als die Altbürger.

Am schlimmsten waren die armen Bauern im Mittelalter daran. Die Adeligen trotzten in ihren Burgen; der Städter wehrte sich seiner Haut hinter seinen Mauern. Das Bäuerlein wurde von Allen geschunden. Selbst die freien Bauern des germanischen Heidenthums waren allmählig durch das Aufkommen des Lehenswesens und des Heerbannes zu Leibeigenen geworden, so daß der gemeine Mann endlich nichts mehr, selbst nicht seinen und seiner Kinder Leib sein eigen nennen konnte.

Wilde Verzweiflungskämpfe des Landvolks gegen seine Unterdrücker waren deßhalb vom 9. bis 16. Jahrhundert in Europa etwas Gewöhnliches und gipfelten in dem blutigen Bauernkrieg des „Bund-Schuh" und des „Armen Konrad." Der Sklave des Mittelalters wollte seine Ketten brechen.

Es gelang ihm nicht. Dagegen darf für das Mittelalter die Entstehung des freien Bürgerthums, die Befreiung des zweiten Standes, wie man denselben in Europa nennt, verzeichnet werden.

III.

Die neue Zeit, die mit der Reformation und ihren Vorgängern über der Welt anbrach, sollte die Befreiung Aller bringen. Im Freiheitsschwindel griff der Bauer zur Keule, und Luther mußte seine scharfe Schrift über „die Freiheit eines Christenmenschen" in die Welt gehen lassen.

Wie im Mittelalter, so hemmten auch jetzt die gleichen Ursachen den von Gott gewollten Entwicklungsprozeß: das trotzige Menschenherz und die Kirche selbst, die bald in todte Orthodoxie verfiel, standen im Wege.

Deßhalb bedrückt nach wie vor der Starke den Schwachen. Der Adelige schlägt auf den Bürgerlichen, und beide reiten Arbeiter und Bauern zu Tode.

Da bricht der dritte Stand wie Strom herfür. Die alten Zustände werden in der französischen Revolu-

tion (1789) durch einen Strom von Blut weggeschwemmt. Napoleon I. fegt wie eine Gottes Geißel über Europa und zerschellt die Ueberreste der Lehensherrschaft.

Auf der westlichen Halbkugel werden die Vereinigten Staaten auf den Grundsatz gleicher Menschenrechte gegründet. Millionen rufen: Gefunden! und schauen mit hoffnungsvollem Blick nach dem westlichen Eldorado, dem neuen Glücksland.

Doch, auch hier keimt die Saat der bösen That — die Negersklaverei. Sie ist nicht bloß ein gen Himmel schreiend Unrecht gegen einen Menschenstamm, sondern wird auch Ursache zur Heranbildung einer Klasse, welche den Patriciern des alten Roms und dem Feudal-Adel des mittelalterlichen Europa's auf's Haar gleicht: Die Sklavenbarone wachsen auf amerikanischem Boden. Sie trachten nach Alleinherrschaft mit Unterdrückung aller Andern — ob weiß, schwarz oder braun.

In langwierigem blutigem Ringen werden durch den Krieg, nicht durch Humanität, Sklaverei und Sklavenbarone weggeschwemmt.

Und nun — freie Bahn für Alle.

Zuerst tritt das Kapital in die Bahn. Das hat sich durch den Krieg großartig vermehrt. Es thut sich zusammen; es wächst zum Monopol, zur Macht, die drückt und herrscht und ist auf dem Wege, die freie Bahn zu sperren.

Doch — da ist auch die Arbeit, die alte bewährte Kraft. Der Arbeiter hat seinen Arm erprobt — im Kriege, im Handwerk, in den Künsten, auf dem Acker. Er hat seinen Geist gebildet, oder wenigstens einen Buchschmiß erhalten. Er fühlt sich, wie man sagt; er weiß, er ist etwas werth. Auch die Arbeiter thun sich zusammen und bieten in großen Innungen dem wirklichen oder vermeintlichen Feind die Stirne.

Die Arbeiterbewegung ist fertig und der Kampf ist entbrannt mit dem Schlachtruf: hie Arbeit, hie Kapital.

Im letzten Grunde der alte Kampf und die gleichen Ursachen desselben; nämlich hüben und drüben bei den Besseren: Brod, (Existenz), Recht und Macht; bei der Mehrzahl: Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen.

IV.

Hat dieser Kampf Berechtigung?

Ja und nein.

1. Ja.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Anhäufung großer Geldmassen in Händen von Kapitalisten-Gesellschaften, die immer noch mehr zusammenraffen wollen, für das ganze Volk, nicht bloß für die Arbeiter, sehr gefährlich werden kann. Denn wenn wir auch, wie kein anderes Volk, im Allgemeinen Stimmrecht ein treffliches Gegenmittel besitzen, so bezeugt ja die Geschichte der Vergangenheit sowohl als die der Gegenwart, wie käuflich die Menschen sind, und daß — wo das Geld ist, sich auch die Herrschaft befindet.

Jedoch könnten ja gerade hier die Arbeiter ihre Macht entfalten, indem sie in reinster Absicht dafür wirken, daß nur solche Männer gewählt werden, die nichts als das allgemeine Volkswohl im Augen haben. Zu solchem Wirken der Arbeiter gehört aber ein geläuterter Arbeiterstand. Den haben wir nicht.

Ferner ist es Thatsache, daß das Kapital den Arbeiter öfters in unerhörter Weise ausbeutet. Wenn man z. B. hört, daß reiche Fabrikanten Hemden für 3 Cents per Stück, und Männerhosen für 5 Cents per Stück gemacht bekommen, und den Preis immer noch herunterdrücken wollen, so ist dies Blutaussaugerei ohne Gleichen.

Im Allgemeinen jedoch werden die Arbeiter in den Vereinigten Staaten so gut bezahlt, daß sie sich recht wohl dabei befinden. Ja, manchen wird es nur zu wohl. Sie verschlagen ihren guten Verdienst in Verschwendung und Völlerei und schreien dann in selbstverschuldeter Armuth über das grausame Kapital.

Der Arbeiter hat das unbestrittene Recht, sich in Genossenschaften zusammen zu thun, um sein und der Seinigen Wohlergehen zu befördern. Natürlich — immer in den Grenzen der Landesgesetze. Er hat auch ein Recht entweder zu arbeiten, oder auszustehen.

2. Nein.

Der gehässige Kampf, welcher gegen das Kapital heraufbeschworen wurde, ist oft ein unsinniger. Der Arbeiter will ja in diesem Kampf im letzten Grunde auch Kapital erobern. Er kann ja ohne das Kapital nichts anfangen. Ich kenne wenigstens kein von Arbeitern gegründetes Compagnie-Geschäft, wo man nicht Geld, Aktien und Banken brauchte. Du und ich, mein lieber Freund aus dem Arbeiterstande, sollten Gott danken, daß es Kapital gibt, welches uns ermöglicht, für uns und die unsrigen Brod zu verdienen.

Wenn gesagt wird, es handle sich nicht um das Kapital, sondern um gleichmäßigere Vertheilung desselben, so heißt das nichts Anderes, als durch Gewalt oder Gesetze Verhältnisse hervorzwängen zu wollen, welche wegen des Herzenszustandes der Menschheit und der von Gott gewollten Ordnung unmöglich sind. Es meint dies nichts Anderes, als daß der Geschickte sich für den Ungeschickten, der Fleißige sich für den Trägen, der Sparsame für den Verschwender sich opfere. Das meint jener Satz von gleichmäßigerer Vertheilung im letzten Grunde. Wenn es aber auf die Ausführung ankommt, so sind die fleißigen, geschickten, sparsamen Arbeiter durchaus nicht dazu bereit.

Wären bei Weitem die meisten Menschen ächte Gotteskinder, so möchten ähnliche paradiesische Zustände wie von selbst entstehen, obwohl es immer noch Arme und Reiche gäbe. So lange aber die Masse der Menschheit, und auch die Masse der Arbeiter ein gegen Gott verhärtetes Herz hat, ist solche beständige Kapital-Vertheilung in's Reich der Duseleien zu verweisen.

Dieser Kampf ist ferner gänzlich ungerecht, sobald die Arbeiter Dinge verlangen und thun, die unbillig und tyrannisch sind. Wenn sie ausstehen, so haben sie ein Recht dazu; wenn sie aber Andere von der Arbeit abhalten, so ist dies wider das Recht Anderer und eine Tyrannei.

Wenn sie gute Arbeiter in diesem und jenem Fach heranzubilden bestrebt sind, so ist dies zu rühmen; wenn sie jedoch einem Geschäft vorschreiben, so und so viel Lehrjungen zu haben und nicht mehr, so ist dies ein Uebergriff, der sich rächen wird.

Wodurch wird dieser Kampf beendet werden?

Nicht durch Gewalt. Die deutsche Bauernschaft hat sich von dem Schlage, welcher im gewaltsamen Bauernkrieg auf sie gefallen, zweihundert Jahre lang nicht wiederholt.

Nicht durch Philosophie und National-Oekonomie. Man mag Bände voll guter Vorschläge 2c. verschlingen und kaum ein einziges für die Lösung dieser Frage brauchbares Goldkörnlein finden.

Nicht durch Gesetze. Sie mögen in etwas den Weg bahnen. Wenn die Arbeiter allgemeinen Schulzwang, Verwaltung der Telegraphen und Eisenbahnen durch den Staat 2c. verlangen, so sage ich Amen dazu. Abe

die Frage wird dadurch nicht beseitigt. Gesetze verändern nie die Menschenherzen. Das lehrt die Geschichte.

Wer die Arbeiterfrage im Lichte der Geschichte betrachtet, der wird finden, daß in jedem Zeitabschnitt die Rechtstellung der verschiedenen Klassen in so weit, und nur in so weit, gelungen ist, als der ächt christliche Geist in Durchdringung des Volkes Fortschritte machte.

Hier liegt die Lösung. Es ist eine langsame. Manche Leute, die Gras wachsen hören, wissen zwar ganz genau, wann der Arbeiter dem Kapital über sein wird. Ich weiß es nicht. Aber das ist gewißlich wahr: Das wahrhaftige Heilmittel gegen Kapitalmacht und Arbeitermacht liegt im Evangelium.

Und bis dies Heilmittel allgemeinere Geltung gefunden, wird wohl gelten, was schon Schiller sagte:

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raum stoßen sich die Sachen.
Wo eine Platz nimmt, muß die andere weichen.
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt."

Etwas über's Lesen und insbesondere vom Deutsch-Lesen.

Für Haus und Herd von Carolus.

I.

Wir sind neugierige Geschöpfe. Je mehr wir wissen, desto mehr möchten wir wissen. Wir können kaum recht zufrieden sein, wenn wir abgeschlossen wären von dem, was die Schätze der Vergangenheit in ihrem Schooße bergen, oder was jetzt das innerste Leben des Volkes bewegt.

Als Deutsch-Amerikaner sollten wir besonders Interesse haben an dem, was das deutsche Volk denkt und treibt, was es erfreut und betrübt. Zu diesem Zwecke müssen wir lesen.

Wir Deutsch-Amerikaner haben es namentlich mit zwei Sprachen zu thun: Mit der englischen und mit der deutschen. Daß die englische nicht zu kurz kommt, dafür sorgt der Strom der Zeit. Wenn wir aber unser Volk und sein Leben kennen lernen und ihm nützen wollen, so müssen wir deutsch lesen lernen, und uns darin in Uebung erhalten. An Schriften aller Art — vom ABC-Buch an bis zum gelehrten Werk—fehlt es uns im Deutschen gewiß nicht.

Ein Grund also, weßhalb wir lesen, deutsch lesen sollten, wäre der, daß wir dadurch unser Volk kennen und lieben lernen, um ihm und dem Lande besser dienen zu können. Dazu müssen wir erfahren, wie das deutsche Volk fühlt und denkt. Und darum sagen wir: lies viel, lies aber vornehmlich deutsch. Wenn unsere deutsche Sprache unter den Deutschen Amerikas nicht in unverständliches Mischmasch ausarten soll, so muß der Deutsche in Amerika deutsch lesen.

Ein anderer Grund, weßhalb wir lesen sollten, besteht darin, weil wir uns dadurch allerlei nützliche Kenntnisse sammeln. Es ist gewiß, daß der, welcher einen reichen Schatz von Kenntnissen besitzt, auf den verschiedenen Gebieten des Schaffens den Vortheil hat.

Es gibt nur einen Weg für alle, sich Kenntnisse zu sammeln—das ist Lesen. Nicht Jeder kann Hochschulen besuchen oder im Umgange mit solchen Leuten leben, welche uns unterweisen können. Lesen kann jedoch Jeder, der da will. Allen steht der reiche Schatz der Literatur zu Gebote, wenn sie sich ernstlich bemühen wollen, dieselbe zu benützen. Arme können zwar nicht so viel davon haben, als sie manchmal wünschen, aber Bemittelte sollten oft viel mehr daran wenden, sich guten Lesestoff zu beschaffen.

Wiederum: Richtiges Lesen gut gewählter Schriften schützt vor mancher Gefahr. Ist es nicht bekannt, daß Verführer und Schwindler am liebsten unter der unwissenden Klasse arbeiten? Warum? Weil sie den Unwissenden am leichtesten etwas anhaben können. Dies gilt für alle Gebiete des Lebens.

Auch in anderer Weise kann das Lesen vor Gefahr schützen, indem es nämlich unsere Zeit nützlich ausfüllt. Wer kann unbeschäftigt sein? Niemand, dessen Gemüth nicht krankhaft verstimmt ist. Gibt es einen bessern Weg als die Mußestunden, die sich uns bieten, durch Lesen nützlicher Schriften auszufüllen? Der Schreiber weiß keinen.

Sodann denke man an den Genuß, welchen solches Lesen bietet! Wie öde ist manches Leben, weil diese Quelle der Freude vernachläßigt wird.

Da sind die langen Winterabende. Dieselben können uns großen Nutzen und Genuß bringen, wenn wir sie recht anwenden. Es gibt kaum eine bessere Weise sie recht genußreich und nützlich zu verbringen als durch Lesen guter Schriften, entweder daheim im Familienkreise, oder in Lesevereinen. Würde nicht mancher Familienvater für sich und seine Familie großen Segen stiften, wenn er mit den Seinen nützliche Schriften lesen würde? Würden nicht viele Jünglinge vor den Gefahren, die sie so vielfach umgeben, bewahrt bleiben, wenn sie, statt ihre Abende auf der Straße, in „Parties" oder andern zweifelhaften Vergnügungen zu verbringen, dieselben durch Lesen ausfüllen würden?

Gutes, christliches Lesematerial fördert unser Wohl. Es macht uns weiser und frömmer und kann daher nicht stark genug empfohlen werden.

Daß der Schreiber hier nun wieder ernstlich auf deutsche Schriften hinweist, hat triftigen Grund. Es mangelt uns daran nicht, und da das Englische sich wie von selbst in die Welt hinausbefördert, so sollten wir deutsche Schriften immerdar im Auge behalten.

II.

Aber — wie sollen wir lesen? Nun — zum ersten nicht wie der Kämmerer aus dem Mohrenlande, der verstand nicht, was er las. Zum rechten Verständniß gehört vor Allem ein Verständniß der Sprache, in der wir lesen. Wem das Verständniß für die deutsche Sprache abgeht, für den kann kein Mensch so deutsch schreiben, daß es ein solcher Leser versteht.

Um aber die deutsche Sprache verstehen zu lernen, muß man sie auch lieben. Nur wer sie liebt, wird derselben genügend Aufmerksamkeit erweisen. Der Mangel an Liebe zur Sprache ist eine Ursache, weßhalb Viele so wenig deutsch lesen und reden.

Gerade hier sei bemerkt, daß es sehr wünschenswerth ist, nicht nur deutsch lesen, sondern auch schreiben zu lernen. Es sollte dem Schreiben mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Erst dann, wenn wir beides, Lesen und Schreiben, Gedrucktes und Geschriebenes lesen können, haben wir Aussicht die Sprache zu meistern. Ihr Eltern sehet darauf, daß eure Kinder deutsch lesen und schreiben lernen. Ihr Kinder haltet eure Erziehung nicht für vollständig, bis ihr der deutschen Sprache so mächtig seid, daß ihr sie reden, lesen und schreiben könnt.

Sodann muß man lesen — nicht verschlingen. Wer stets zwei Zeilen auf einmal lesen will, mag schnell über eine Spalte wegkommen, im letzten Grunde wird er aber bei allem Lesen nur seine Augen ermüden, seine Nerven erregen und seine Ideen verwirren. Da heißt es dann: Viel gelesen und wenig gelernt.

Man sollte so viel lesen als man verdauen kann und nicht mehr, sonst bekommt man die Lese-Dyspepsia, woran heutzutage so Viele leiden.

III.

Aber—was soll man lesen? Lesen und Lesen ist zweierlei, je nach dem das ist, was gelesen wird.

Lesen gleicht einem zweischneidigen Schwerte. Es kann uns bessern, veredeln oder verderben. Dadurch können wir weise oder Narren werden. D'rum ist der Rath allewege am Platze: Lies, lies viel, lies recht, lies aber auch das Rechte.

Das Rechte zu wählen ist manchmal sehr schwer, aber nothwendig. Die Mehrzahl der im Lande herausgegebenen Zeitschriften und Bücher sind derart, daß sie für Niemand taugen, am wenigsten aber für die Jugend und den Familienkreis.

Da der Raum nicht gestattet, auf Einzelheiten einzugehen, so sei blos darauf hingewiesen, daß alle für den Familienkreis passenden Schriften und Bücher nicht nur frei sein sollten von unmoralischen Dingen, sondern auch vom Geiste des Christenthums durchdrungen sein müssen. Unser Geist sollte nicht nur vor Gift bewahrt bleiben, sondern auch Nahrung haben. Es ist gerade so schlimm, den Geist hungern zu lassen, als ihn zu vergiften.

Gottlob, wir haben keinen Mangel an wirklich gutem, christlichem Lesestoff, sondern eher einen Mangel an Abnehmern desselben. Der Schreiber stellte einmal einen Buchhändler zur Rede wegen des Verkaufs zweifelhafter Bücher, und frug ihn, warum er nicht lieber gute nützliche Bücher halte, da dieselben doch ebenso billig und dabei unendlich viel besser seien: „Ja," antwortete der Buchhändler: „Die Leute kaufen sie nicht. Die Leute, welche nur gute Bücher lesen, kaufen sehr wenig." Hatte der Mann recht? Leider.

Unser Bücherverlag liefert den besten Lesestoff zu den niedrigsten Preisen. Auch im Deutschen gibt es große Auswahl. Es kann sich heutzutag Niemand beklagen über Mangel an gediegenem deutschen Lesestoff. Für die Kleinen und Großen, die Alten und Jungen wird reiche Auswahl geboten.

Da sind z. B. „Die Sonntagschul-" und „Neue Glocke" mit ihren Bildern und Erzählungen für die Kinder; „Der Bibelforscher" für die Sonntagschulen; „Der Apologete," die kirchliche Wochenschrift, und ja nicht zu vergessen — „Haus und Herd." Dies Magazin bietet uns allerlei Lesestoff in Fülle. Wer Erzählungen liebt, der suche sie in Haus und Herd. Auch Solche, die etwas „Gediegenes" haben wollen, finden „Speise" darin. Die Erklärung der Sonntagschul-Lektionen bietet dem denkenden Sonntagschul-Arbeiter viel Stoff und Aufschluß.

Und dann—die vielen Bücher, welche in unserm Verlage verlegt werden. Wahrhaftig — eine große Auswahl guten Lesestoffs. Wer sich und seine Familie reichlich mit diesen Zeitschriften und Büchern versieht, ist in keiner Gefahr, daß ihm irgend welches Gift vorgesetzt wird und er wird nebenbei die Freude haben zu sehen, daß das Lesen dieser guten Schriften gute Früchte trägt.

Frauen-Mission.

Wenn ich eifrig lesend forschte
In dem alten, heil'gen Buch,
Und dann sinnend nach des Heilands
Liebsten — treusten Jüngern frug,
Zog an meinem Geistesauge
Eine stille Schaar vorbei;
Ohne Prunk, bescheid'nen Sinnes,
Aber standhaft, fest und treu.

Frauen waren's, die von Anfang
Ihm in Liebe sich genaht,
Die wie lichte Blumen schmücken
Des Erlösers rauhen Pfad;
Die ihm dienten, wenn er weilte,
Die trotz seiner Feinde Zahl,
An ihn glaubten ohne Wanken,
Für ihn wirkten allzumal.

Martha dort, die nimmermüde;
Lydia, fromm und unverzagt;
Seine schmerzensreiche Mutter;
Salome, die reine Magd;
Und das Weib, das sündenbange,
Das zu seinen Füßen lag
Und ihr letztes Nardenkrüglein
In dem Dienst des Herrn zerbrach.

Unter'm Kreuze wie am Grabe
Steht der Frauen stummer Chor,
Ueberall steigt ihre Liebe
Mild wie Blumenduft empor.
Nie hat sie den Herrn verleugnet,
Nie verlassen seinen Bund,
Unter allen seinen Klägern
Findet sich kein Frauenmund!

Nein, — zu opfern und zu dienen
Waren Frauen stets bereit
Für die Sache ihres Meisters,
Und — sie sind's, Gott lob, noch heut!
Rühren gern die fleiß'gen Hände
In dem Dienste der Mission,
Fordern für die Liebeswerke
Keinen Dank und keinen Lohn.

Seid gesegnet, edle Frauen!
Milde Herzen, seid gegrüßt
In dem Herrn, der auch der Heiden
Treuer Seelenhirte ist.
Laßt uns wirken ihm zum Preise;
Sind wir auch nur schwach bestellt,
Der der Wittwe Scherflein ehrte,
Mißt nicht mit dem Maß der Welt!

J. St. im „Fürs Haus."

Ein seliges Ende.

Für Haus und Herd vom Dor'le.

Es war Sonntag Abend. Prediger Edwards kam eben heim von der Abendversammlung und erzählte seiner Frau, welch' gesegneten Gottesdienst sie hatten und wie viele den Herrn suchten, als ein starkes Läuten ihn an die Thür rief. Er öffnete schnell und Wilhelm Wyman stand bleich und zitternd vor derselben.

„Kommen Sie geschwind, Herr Edwards," rief der Knabe, in dem er die Hand des Predigers krampfhaft faßte.

„Aber Wilhelm, was ist es, was ist passirt," fragte der gute Mann höchst verwundert.

„Meine Mutter liegt im Sterben," schluchzte das Kind und mit seiner Kappe sein Gesicht bedeckend, lehnte er sich an den Thürpfosten, um sich aufrecht zu halten.

„Sterben!" erwiderte der Prediger, warf seinen Mantel über die Schultern und theilte die traurige Nachricht seiner Frau mit.

„Sterben, sie hat ja kaum vor einer Stunde die Versammlung verlassen. Komm Wilhelm, laß uns eilen."

Sie eilten zusammen nach der Heimath Wilhelms. In kurzer Zeit hatten sie das Häuschen erreicht. Wilhelm ging zuerst hinein, gefolgt von dem Prediger.

Dort auf dem Bette lag die arme Frau in schrecklichen Schmerzen; sie konnte nicht reden und schien ganz betäubt zu sein.

Wilhelm wurde zum Arzt geschickt, während Herr Edwards bei der kranken Frau blieb. Er rieb ihr die Hände und wusch ihre Schläfe mit etwas Campher, jedoch ohne irgend welche Linderung.

Der Doktor kam bald, auch wurden andere Freunde gerufen, und alles, was ärztliche Kunst und Behandlung vermochte, angewendet. Nach Verlauf einer Stunde wich die Starrheit und die Kranke konnte reden. Der wilde, gläserne Ausdruck wich aus ihren Augen und der alte liebevolle und wohlwollende Blick leuchtete wieder aus denselben.

Wilhelm kniete an der Seite des Bettes nieder und faßte die kalten Hände seiner Mutter in die seinigen und bedeckte sie mit Küssen.

Heiße Thränen strömten aus seinen Augen auf die Hände. Die Mutter fühlte sie, sie wandte sich nach ihrem in Gram versunkenen Kinde und sagte mit ihrer süßen Stimme:

„Wilhelm, mein Sohn, du mußt deine Zuversicht auf Gott setzen."

„O Mutter!" dies war Alles, was der arme Knabe hervorbringen konnte, indem er auf's

Reue die Hände mit Küssenb edeckte.—Der Arzt und Herr Edwards zogen sich zurück in die Küche, um zu berathen.

Da lag die arme Frau, es war nicht nöthig, ihr zu sagen, daß die Hand des Todes auf ihr lag, sie fühlte es. Ein altes Leiden hatte im Stillen seine Arbeit gethan; Hoffnung für Besserung war keine vorhanden.

Als dies der Frau bewußt ward, war ihr Seelenkampf einige Augenblicke groß und heftig. Seit dem Tode ihres lieben Mannes hatte sie nur für das Wohl ihres lieben Sohnes gelebt. Ihn zu einem nützlichen und gottseligen Leben zu erziehen, war ihr einziges Bestreben. Für dies betete und arbeitete sie. Und o, welche Freude, als sie sehen durfte, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war, daß er sein Herz Jesu gab!

Und nun muß sie ihn verlassen, verlassen in dem Alter, wo er die Mutter noch so sehr nöthig hatte, um über ihn zu wachen und für ihn zu sorgen. Was sollte aus ihrem armen Sohne werden, wer wird sich seiner annehmen. Dieser Gedanke war ihr unerträglich.

Sie erhebt ihr Herz zu Gott—dem Gott, der sie nie verlassen hat — und hell und klar als eines Engels Stimme, kam die süße Verheißung zu ihrer Seele: „Gib mir deine vaterlosen Kinder, ich will sie lebendig erhalten."

Dies genügt ihr, Gott hat es verheißen, ihr Lieblingssohn wird hinfort unter der besonderen Fürsorge Gottes stehen, denn er hat sich selbst den Vater der Weisen genannt.

Ein stiller Friede zog in ihre Seele und erhellte ihr bleiches Angesicht, sie wandte sich zu dem knieenden Knaben, indem sie mit großer Ergebung in den Willen Gottes zu ihm sagte:

„Wenn dein Vater und Mutter dich verlassen, so nimmt der Herr dich auf. Der Tod hat dich ja eines edlen Vaters beraubt, und nun ist er daran, dir auch die Mutter zu nehmen, eine Mutter, die nichts als Liebe für dich war. Aber es ist alles in Liebe, mein lieber Sohn, wenn du zu ihm empor blickst in dieser schweren Stunde, wird er gewiß deine Hülfe sein."

„Aber ach Mutter, ich werde ganz allein sein, wenn ich dich verliere," und ein starkes Zucken ging durch seinen ganzen Leib, welches seine Mutter fühlte.

„Nicht allein, mein liebes Kind," sagte die Mutter, indem sie mit ihrer letzten Kraft seine Hände drückte, „nein, nicht allein, dein Heiland wird bei dir sein; er wird dich nie verlassen noch versäumen. Auch werd' ich dir nicht verloren sein. Gott nimmt mich zu ihm selbst. Ich erwarte dich dort, wo kein Scheiden mehr sein wird. Ich werde deinen lieben Vater sehen und auch du wirst dich bald mit uns vereinigen droben im Licht. Ich hoffe, mein Sohn wird wissen, wo er in dieser dunkeln Stunde seine Kraft holen muß."

„Ich will versuchen, Mutter."

Wilhelm erhob sich von seinen Knieen und küßte der Mutter bleiche Wange und begab sich in sein kleines Kämmerlein. Was er da seinem Vater im Himmel gesagt, welchen Kampf er gekämpft, weiß nur der, der ins Verborgene siehet. Aber als der Knabe nach Verlauf von einer halben Stunde herauskam, war er Sieger.

Der Arzt und Herr Edwards standen bei dem Bette, als Wilhelm zurückkam. Er näherte sich ebenfalls dem Bette, und als seine Mutter sah, daß er den Sieg davon getragen, war dies eine große Freude und ein mächtiger Trost für sie.

„Kannst du alles dem Herrn anheimstellen und ihm allein vertrauen, mein lieber Wilhelm," fragte die sterbende Mutter.

„Ja alles, liebe Mutter."

Er kniete wieder neben das Bett und nahm die lieben Hände in die seinigen.

„Es ist alles wohl, alles wohl, wie gut ist Gott," sagte die Mutter.

„Und ist Jesus dir jetzt theuer, liebe Mutter," fragte Wilhelm.

„Der Schönste unter zehn Tausend, lieber Sohn."

„Du hast dich in deinen gesunden Tagen so sehr vor dem Tode gefürchtet, ist diese Furcht nun verschwunden, liebe Schwester, da nun die Stunde gekommen ist," fragte Herr Edwards.

„Und ob ich wandere im finstern Thal des Todes, so fürchte ich kein Unglück, dein Stecken und Stab trösten mich," war ihre bescheidene Antwort.

„Wolltest du nicht leben und deinen kleinen Sohn erziehen," fragte er weiter.

„Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn, mein Vater weiß alles am Besten, er wird für meinen Sohn sorgen. Ich laß ihn nicht allein. Die Kirche wird ihm eine Mutter sein und der Waisen Vater ist sein Gott, gelobet sei Gott."

„O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe nach deinem Begehren," erwiderte der Gottesmann sehr gerührt.

Herr Edwards hatte diese Fragen mehr um des Sohnes willen gestellt, denn er war der Ueberzeugung, daß die letzten Glaubensworte seiner sterbenden Mutter dem Knaben unvergeßlich bleiben und sich wie eine Schutzwehr gegen die Versuchungen um ihn lagern würden.

Da standen sie, die weinenden Freunde, um das Bett der sterbenden Christin. Sie konnten beinahe den Flügelschlag der Engel fühlen, die

da warteten, um die rein gewaschene Seele zu den Wohnungen des Lichts zu tragen.

Der Prediger nahm die wohl benutzte Bibel von dem Tisch und las Worte süßen Trostes: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, wenn es nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wiederkommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin."

Welch' köstliche Worte! Oftmals hatte die Sterbende diese Worte gelesen und lesen hören, aber wie ganz anders lauten sie jetzt, wie gleich einer Stimme eines Engels an der offenen Thür des Paradieses. Sie sollte bald die selige Gewißheit dieser herrlichen Verheißung erfahren.

Der Prediger legte das liebe Buch bei Seite, sie und knieten nieder zum Gebet. Der Heiland war da. Der Beter flehte für die Mutter, daß ihr Glaube möchte standhaft bleiben bis zum Ende. Er dankte Gott für die Gnade, selig zu sterben und für die Kraft der Seele zu triumphiren durch des Lammes Blut. Er betete für den armen Knaben, der nun bald allein in der Welt stehen würde, und bat Gott, daß er ihn bewahren und zu einem Werkzeug gebrauchen möchte, um Andere für den Herrn zu gewinnen. Er legte segnend seine Hände auf des Knaben Haupt.

„Amen," sagte die sterbende Mutter.

Die ganze Nacht saßen sie um das Sterbebett der Scheidenden und als der Morgen seine ersten Strahlen im Osten hinaufschickte, ging die Mutter zu ihrer Ruhe ein, indem sie noch segnend den Sohn Gott und der Kirche hinterließ.

Jesus war der letzte Name, den sie auf ihren Lippen hatte, und so ging sie ein zur seligen, himmlischen Ruhe.

Ein Neunzigjähriger auf dem Kaiserthron.

Editor.

Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig, sagt der Psalmist.

Sind es nun neunzig Jahre, so ist das Leben gewiß *sehr* hoch gekommen. Das kann der alte Kaiser Wilhelm von seinem Erdendasein sagen; am 22. März dieses Jahres wird der greise Monarch 90 Jahre alt.

Nur wenigen Menschen ist eine so lange Lebenszeit beschieden. Auch denen auf dem Throne nicht. Ich wenigstens kenne aus der Geschichte keinen neunzigjährigen Kaiser.

Wie jedes andere wirklich ächte Menschenleben, so ist auch dieses köstlich geworden, indem es *Mühe und Arbeit* gewesen.

Wir kleinen, geringen Menschen denken manchmal, so ein Großer der Erde habe eigentlich nicht viel mehr hienieden zu thun, als sich durch einen Berg von Kuchen hindurch zu essen.

Weit fehlgeschossen!

Denn ach, wie viel müssen die „Großen" auf jedem Gebiete lernen, bis sie groß geworden! Und wie sehr haben sie sich abzumühen, wenn sie groß bleiben wollen!

Kaiser Wilhelm von Deutschland hat von Jugend auf bis heute ein sehr *arbeitsames* Leben geführt, und schon deßhalb sollten wir, und sollte namentlich die amerikanische Jugend sein Lebensbild ein wenig näher ansehen.

Es ist noch nicht lange her, da redete man an der kaiserlichen Tafel von der sogenannten Achtstunden-Bewegung in den Ver. Staaten. Nachdem verschiedene der Anwesenden ihre Meinung darüber ausgedrückt, soll der Kaiser lächelnd gesagt haben: „Ja, ja, diese Herren dort drüben mögen mit achtstündiger Arbeit per Tag recht gut auskommen; es sind Tausendkünstler; wir aber müssen oft 10 bis 14 Stunden schaffen."

Will's gerne glauben, daß der alte Herr also gesprochen, denn es sieht ihm auf's Haar gleich. Auch ist es nur die reine Wahrheit, daß er schon gar manchen Tag seines Lebens 10 bis 14 Stunden lang solide Arbeit verrichtet hat.

Noch bis vor Kurzem stand der Neunzigjährige jeden Morgen um 7 Uhr auf und betrat bald darauf seine Arbeitsstube, wo er sich angestrengt seinen Pflichten widmet. Erst neuerdings haben es die Aerzte durchgesetzt, daß der Greis bis 9 Uhr Morgens im Bette bleibt. Er prüft jedes Schriftstück selbst mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und hört von 10 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags regelmäßig die Vorträge seiner Minister. Alsdann warten gewöhnlich schon andere Pflichten auf ihn.

Eigentliche Ruhe hat er sehr wenig und als ihn vor etwa einem Jahre sein 70jähriger Kammerdiener Engel um den Abschied bat, sagte der Kaiser lachend: „Engel, du und ich, wir beide haben keine Zeit zur Ruhe." Und damit war der Abschied abgethan. Kaiser und Kammerdiener arbeiteten weiter.

Wäre dieser große Kaiser jedoch *nur* ein



Kaiser Wilhelm im Gottesdienst.

arbeitsames Menschenkind, und hätte nicht auch andere gute Eigenschaften, so könnte ich mich kaum dazu entschließen, etwas über ihn zu schreiben, obwohl er einer der Hohen und Großen auf Erden ist.

Es ist mir z. B. noch nie in den Sinn gekommen, eine Skizze über den fieberhaft thätigen Napoleon I. zu schreiben, so sehr ich auch seinen riesigen, umfassenden Geist bewundere.

Dieser Kaiser Wilhelm ist jedoch auch ein ächt sittlicher und einfacher Charakter, welchen sich manche Leute, die noch lange nicht Kaiser sind, aber doch so viel Wesen aus sich machen, wohl anschauen dürfen.

Wollen die werthen Leser z. B. eine der Ursachen erfahren, weßhalb er ein so hohes Alter erreicht hat, so ist zu berichten, daß der greise Monarch von Jugend auf sehr mäßig und nüchtern lebte. Er raucht nicht, und schnupft nicht, und trinkt nur so viel Wein, als ihm die Aerzte seiner Gesundheit wegen verordnen. Wenn er mit der Frau Kaiserin allein speist (und das soll ihm am liebsten sein), so giebt es drei ganze Gänge — also dreierlei Speisen mit Zugehör, und in einer halben Stunde ist die kaiserliche Mittagstafel vorbei!

Die Menschenkinder können sich zwar zu ihres Leibes Länge keine Elle zusetzen; aber Millionen Thoren haben sich schon durch Ausschweifung und Unmäßigkeit das Leben abgekürzt. Zu Denen gehört Kaiser Wilhelm nicht.

Hand in Hand mit seiner Mäßigkeit und Nüchternheit geht seine Sparsamkeit. Für seine persönlichen Bedürfnisse braucht er gar Wenig, obwohl er den Thron einnimmt. Sein Haus in Berlin ist viel einfacher als manche Paläste an der fünften Avenue in der Stadt New York, und er braucht lange nicht so viele neue Röcke als manche unserer amerikanischen Herren!

Je älter er wird, desto mehr drängt sich ihm die Ueberzeugung auf, daß alle Aeußerlichkeiten nur leerer Tand sind, und daß der sittliche Inhalt des Lebens darin besteht — die auferlegte Pflicht getreu zu erfüllen. Hierin bestand von Anfang sein Streben, und selbst seine heftigsten Gegner haben dies bereitwillig zugestanden. Wenn er Ehrgeiz besitzt, so besteht derselbe darin, für das Wohl seines Volkes nach bester Ueberzeugung zu sorgen, und sich dessen Liebe zu erwerben.

Sein einfacher Sinn und gesunder von allem Dünkel freier Verstand führte ihn auch dazu, die rechten Leute an die rechten Plätze zu stellen. Obgleich kein Friedrich der Große, was mächtige Geistesanlagen und Bildung betrifft, wird die Geschichte Kaiser Wilhelm I. doch neben jenen Helden stellen, denn mit Bismarck, Moltke und Roon hat der greise Fürst den hundertjährigen deutschen Traum von dem einheitlichen Reich zur Wirklichkeit gemacht.

Der letzte Grund aber, in welchem dieses reiche Leben wurzelt, das ist der feste Bibel- und Gottesglaube. Darum bringt Haus und Herd das Bild des Monarchen auch, nicht wie er hoch zu Roß seine Schaaren dem Feind entgegenführt, sondern, wie er als demüthiger Christ den Herrn der Heerschaaren anbetet.

In meiner Jugend sah ich einst diesen Kaiser, wie er im besten Mannesalter an der Spitze seiner Preußen nach Niederwerfung des '49ger Aufstandes in die badische Hauptstadt einzog. So massenhaft marschirten die Pickelhauben zu allen fünf Thoren herein, daß die Knaben auf der Straße in dem wunderschönen mittelrheinischen Dialekt einander zuriefen: „Bube 's hat Preiße g'schneet."

Damals hieß das Volk den jetzigen Kaiser „Kartätschenprinz," und ich könnte nicht sagen, daß er sehr beliebt gewesen.

Viele Jahre darnach (1881) sah ich ihn wieder, wie er als alter bewährter Held seine siegreichen Truppen auf der Hasenheide bei Berlin während einer Parade „abritt."

Aber am liebsten denke ich mir ihn doch so, wie ich ihn im selben Jahr in einem Gottesdienst sah. Er war einer der Andächtigsten. Aus seinem Angesichte und seiner ganzen Haltung konnte man ersehen, daß er im Geist und in der Wahrheit anbetete. Die Predigt wurde ihm gewiß zum Genuß und das greise Haupt beugte sich kindlich vor Jesus Christus, dem König aller Könige.

Nicht erst im Alter, nein schon in seinen Knabenjahren hat sich dieser Kaiser auf den festen Grund Gottes gestellt.

Bei seiner Konfirmation schreibt der achtzehnjährige Jüngling: „Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm Alles anheimstellen, und nur im Glauben an seine Vorsehung, einen getrosten Muth zu erhalten suchen. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag."

Dieses Gelübde hat dieser Fürst gehalten. Er hat den Bibel- und Gottesglauben immer hoch erhoben und sich nie die Ehre angemaßt, die Gott, dem Herrn gebührt.

Darum schreibt er auch nach dem erstaunlichen Erfolge, welchen er über die Franzosen und Napoleon III. im Jahre 1870 errungen, keine prahlerische Sieges-Botschaft, sondern sagt:

„Wenn ich mir denke, daß nach einem großen, glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreiches mehr erwarten konnte, und ich nun diesen weltgeschichtlichen Erfolg sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demuth Gottes Führung und seine Gnade zu preisen."

Man kann ein sehr begeisterter Verehrer unserer amerikanischen Bundesverfassung sein, und solch' ächt kaiserliches Thun und Denken dennoch hochschätzen.

Wir haben, Gott sei dank, in den Ver. Staaten eine namhafte Anzahl hochgestellter Beamte, die auf biblischem Grunde stehen. Wer aus den Lesern aber wünschte nicht, daß alle unsere Präsidenten, Gouverneure und Bürgermeister von ähnlichem, einfachem, christlichem Sinne beseelt seien! Nur zu oft wird politische Macht oder sonstige Errungenschaft Veranlassung, daß arme Menschenkinder vom Größenwahn befallen werden, und von Gott nichts wissen wollen.

Es giebt jedoch auch viele Leute, die nichts können, und nichts sind, und nichts geleistet haben, und in ihrem Dünkel sich doch vorschwindeln, sie seien hoch erhaben über dem Bibelglauben. Das sind die lächerlichsten aller Einfaltspinsel, die von Gottes Sonne beschienen werden.

Gläubige Frauen der Evangelien.

Für Haus und Herd von Ferd. O. Zesch.

(Schluß.)

V. Frauen, die Jesu Handreichung thaten von ihrer Habe.

Wenn unter dieser Ueberschrift nur drei Frauen hier angeführt werden, nämlich Susanna, Johanna und Maria Magdalena, so geschieht es, weil Lukas diese drei bei besonderer Gelegenheit zusammen nennt, nicht aber, als wenn die hilfreichen, dienenden Frauen, die für die irdischen Bedürfnisse des Erlösers und seiner Apostel Sorge trugen, auf diese kleine Zahl beschränkt gewesen seien. Auch die früher genannte Maria, die Mutter Jakobus des Jüngern, deßgleichen Salome gehörten zu denen, die Jesum unterstützten mit ihrer Habe und außer ihnen sind es noch „viele andre," denen dasselbe ehrenvolle Zeugniß gegeben wird.

Nie sind Frauen höher geehrt und geadelt worden, als es durch Jesum geschehen ist, der ihnen in der Liebesthätigkeit um seine heilige Person und sein heiliges Werk eine so hervorragende Stellung einräumte, und nie zeigt sich die Tüchtigkeit der Frauen zum Dienst des Reiches Gottes in einem helleren Lichte, als dort in den Evangelien, wo sie Jesum unterstützen, ihn ehren, ihm dienen. ihm als treue Jüngerinnen nachfolgen bis unter das Kreuz und an's Grab und endlich begnadigt werden, die ersten menschlichen Zeugen und Herolde seiner Auferstehung zu sein.

Von Susanna, zu deutsch „Lilie," hören wir nur einmal, im achten Kapitel des Lukas. Bei ihr, wie bei vielen andern, war Krankheit, körperliches Leiden, der gottgesandte Bote, an dessen Hand sie zu den Füßen Jesu geführt wurde; und nachdem sie ihn kennen gelernt als Arzt Leibes und der Seele, treibt sie ihr dankbares Gemüth, die wiedergeschenkten Kräfte in seinem unmittelbaren Dienste zu verwenden.

Dasselbe gilt von Johanna, dem Weibe Chusa's. Auch sie durfte erfahren, was jenes Sprüchlein besagt:

Im Leiden prägt der Meister
In die Herzen, in die Geister
Sein allgütig Bildniß ein.

Chusa war der Prokurator oder Haushofmeister des Königs Herodes Antipas, dessen Residenz sich in Tiberias befand, bekleidete also als solcher ein hohes und verantwortliches Amt. Wunderbar, wie aus dem berüchtigten Hofe dieses wollüstigen, gewissenlosen, für jede höhere Regung erstorbenen Fürsten eine so treue Jüngerin hervorgehen konnte, wie Johanna,—ein Zeichen der unbeschränkten Gnadenmacht des Herrn, der aus Fischerhütten und Königspalästen sich sein Volk zu sammeln weiß, ein Beweis, daß auch in einer Umgebung voll weltlicher Thorheit und sittlicher Fäulniß noch Seelen sich befinden können, die aus der Wahrheit sind und Jesu Stimme hören.

Auch nach der Kreuzigung finden wir Johanna noch in Jerusalem unter denen, die Jesu Tod beklagten und seiner Auferstehung sich freuten.

Wie Chusa dem Glauben seines Weibes gegenüber sich verhalten habe, ist schwer zu sagen. Dürfen wir annehmen, daß er der königliche Beamte war, von dem Johannes im vierten Kapitel berichtet, so ließe sich's allerdings leicht erklären, warum er sein Weib nicht hinderte, sich öffentlich zum Herrn zu bekennen und ihn als Jüngerin zu begleiten.

Maria, die Magdalenerin genannt, weil sie wahrscheinlich aus Magdala am See Tiberias gebürtig, ist ein neuer Zeuge der göttlichen Gnadenmacht Jesu. Der Herr hatte sie befreit von der schrecklichsten und zugleich geheimnißvollsten Krankheit, von der das Neue Testament zu berichten weiß. „Von welcher waren sieben Teufel ausgefahren,"—mit diesen Worten führt Lukas sie unter den dienenden Frauen an, und Markus hebt dieselbe Thatsache mit besonderem Nachdruck hervor. Also unter derselben grauenhaften Macht, von der die Tochter jenes kananäischen Weibes geplagt war, mit der eine große Anzahl anderer Menschen zu jener Zeit geschlagen waren an Körper und Geist, hatte Maria Magdalena in noch erhöhtem Grade gefangen gelegen. Wohl mochte sie dem Herrn dankbar sein, der ihre Fesseln gelöst, den finstern Bann gebrochen und sich ihr kund gethan hatte als der, der da gekommen war, die Werke des Teufels zu zerstö-

ren. Fortan gehörte ihr Leben ihm. Die Opferfreudigkeit, mit der sie beiträgt zum Unterhalt Jesu und seiner Jünger, die treue Liebe, mit der sie ihn begleitet bis nach Golgatha, ihr ergreifender Schmerz am leeren Grabe, als sie klagt: „Sie haben meinen Herrn weggenommen," das zitternde „Rabbuni," als sie voll Glück, Demuth, Anbetung den Auferstandenen erkennt,—das alles erklärt sich reichlich aus der großen Barmherzigkeit, die ihr durch Jesum wiederfahren war.

Kein Wort jedoch, kein Buchstabe, keine noch so entfernte Andeutung der Evangelien berechtigen uns, den reinen Frauencharakter der Maria Magdalena anzugreifen und sie mit jener „Sünderin" zu identifiziren, die (s. Luk. 7) mit ihren Bußthränen die Füße Jesu netzte und sie trocknete mit den Haaren ihres Hauptes. Leider haben die Vorliebe für eine sensationelle Ueberlieferung, so gründlich dieselbe schon von den ältesten Kirchenvätern widerlegt wurde, dazu die Werke von Malern, Dichtern und Bildhauern sich vereinigt, diese irrige Meinung zu einer volksthümlichen zu machen.

VI. Die Schwestern zu Bethanien.

Mit ihnen schließen wir die Reihe der gläubigen Frauen, deren Namen uns in den Evangelien aufbewahrt sind.

Etwa drei englische Meilen von Jerusalem entfernt, am östlichen Abhang des Oelberges, liegt Bethanien einst wohl ein freundliches, betriebsames Städtchen, das oft und viel von Jerusalem aus besucht ward, jetzt ein armseliges Dorf, bewohnt von Christen und Arabern. Noch jetzt zeigt man dem Reisenden das Haus Simon des Aussätzigen und das Grab des Lazarus. Bethanien war die Heimath der Geschwister Martha, Maria und Lazarus, und gar liebliche Erinnerungen knüpfen sich an ihre Namen. Bei ihnen hat Jesus als erschöpfter Wanderer je und je Obdach, Gastfreundschaft und Liebe gefunden, in ihrem Hause ist er ein- und ausgegangen als liebreicher Freund und Lehrer in guten Tagen, wie als mächtiger Tröster und Helfer unter den Schrecken des Todes; im Verkehr mit diesen Geschwistern hat er eins seiner erhabensten Wunder gethan und manches Wort gesprochen, aus dessen Gnadenfülle hungrige und elende Seelen geschöpft haben von einem Jahrhundert durch's andere. Wer mag sie zählen, die Schaaren trauernder Menschenkinder, deren trostlose Herzen erquickt, deren zitternde Kniee gestützt wurden, deren gerungene Hände sich stille falten lernten unter dem Wort, das Jesus einst zu Martha gesprochen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Der beiden Schwestern wird bei drei besonderen Gelegenheiten in den Evangelien Erwähnung gethan. Lukas erzählt uns die gastfreundliche Aufnahme, die Jesus in ihrem Hause gefunden hat; Johannes schildert uns ihren Schmerz bei der Krankheit und dem Tode des Bruders, ihre Sehnsucht nach Jesu Hülfe, ihren Glauben an seine Wundermacht; Matthäus und Markus berichten uns am ausführlichsten über jenes Gastmahl in Simon's Hause, wo Martha dienete und Maria den Herrn salbte.

Daß Martha die ältere Schwester war, geht ziemlich klar daraus hervor, daß sie als diejenige genannt wird, „die ihn aufnahm in ihr Haus." Somit mußte sie, als Jesus bei ihr einkehrte, sich auch besonders verantwortlich fühlen für seine und seiner Jünger Bewirthung. Indem so ihr vornehmstes Streben darauf hingeht, dem geliebten Gaste den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm wie möglich zu machen, steht sie in Gefahr zu vergessen, daß der Herr gekommen ist, mehr noch, um zu geben, als um zu nehmen. Maria vergißt das nicht. Während die Schwester sich noch in Küche und Keller zu schaffen macht, weiß sie den Weg zu Jesu Füßen zu finden, und dort wird Ohr und Herz bald so gefesselt, daß sie der Außenwelt nicht mehr gedenkt. Hätte Martha es ebenso gemacht, so wäre es um die leibliche Bewirthung des Herrn allerdings übel bestellt gewesen. So mag sie denn ein gar erstauntes, auch wohl unwilliges Gesicht gemacht haben, als sie nach längerem Suchen die Schwester, die sie so nothwendig brauchte, unthätig unter den Zuhörern Jesu fand. „Herr, fragest du nicht darnach, daß mich meine Schwester lässet allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife."

Die Antwort des Herrn ist weniger ein Tadel für Martha, als eine Vertheidigung für Maria. „Martha, Martha," sagt er freundlich, „ich weiß, wie viel Sorge und Unruhe dir aus unsrer Bewirthung erwächst; aber urtheile nicht so hart über Maria, wenn sie an deiner Arbeit nicht so theilgenommen, wie du es wünschtest. Sie hat deßhalb doch die Hauptsache, das Eine, was noth thut, das gute Theil, und das soll ihr Niemand absprechen, auch wenn sie nicht so eifrig und thätig ist wie du." Sollten die Worte Jesu wirklich einen Tadel für Martha ausdrücken, dann gewiß nicht wegen der liebevollen Sorge und Mühe, die sie um seinetwillen sich machte, sondern eher darüber, daß sie meinte, ihre Schwester Maria müsse genau wie sie selber sein.

Sie haben beide das gute Theil erwählet, Martha wie Maria, sie haben beide den Herrn innig lieb und fühlen sich getrieben, ihm ihre Liebe zu beweisen. Martha, weil sie eine regsame, thatkräftige Natur ist, beweist sie durch äußere Arbeit und Dienstleistung, Maria, mehr beschaulicher Natur, durch stilles, tiefes Sichversenken in Jesu Worte.

Abermals hören wir von den beiden Schwestern zu einer Zeit, da ihr glückliches Haus von schwerer Heimsuchung betroffen war. „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank,"—so lautet die demüthige, vertrauensvolle Botschaft, die sie vom Krankenbette des Bruders aus nach Perea senden, wo Jesus gerade thätig war. Er aber läßt ihnen sagen: „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde," und bleibt noch zwei Tage lang an dem Orte da er war.

Welche Anfechtung für den Glauben der Schwestern, als ihre Bitte scheinbar unberücksichtigt bleibt, als die bangen Stunden und Tage unter fruchtlosem Harren dahinstreichen, als sie nun dem theuern Bruder die Augen zudrücken, ihn in's Grab legen müssen, ohne noch ein Wort, ein Zeichen nur von Jesu empfangen zu haben. Aber Zweifel und Mißtrauen konnten über diese Seelen keine Macht gewinnen. Die Worte, mit denen Martha Jesum empfängt, als dieser endlich Bethanien sich nähert, bezeugen es uns, daß ihr Glaube die Feuerprobe bestanden. Klagend über ihren herben Verlust tritt sie vor Jesum hin, aber aus der Klage erhebt sie sich zu dem heldenmüthigen Vertrauen, daß auch Tod und Grab der Gebetsmacht des Herrn keine Schranke setzen können, und schreitet vorwärts zu dem großen Petrusbekenntniß: „Herr, ja, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist."

Die Thränen des Erlösers, als er dann auch Maria weinend zu seinen Füßen sieht und ihre und ihrer Freunde Klagen vernimmt, reden laut davon, wie theuer die Geschwister seinem Herzen gewesen sind.

Wird nun hier Martha's Glaube in den Vordergrund gestellt, so zeugt die Salbung zu Bethanien

nicht minder von Maria's Liebe. Auf seiner letzten Reise nach Jerusalem begriffen, wenige Tage vor seiner Gefangennehmung, gönnt sich der Herr noch eine kurze Rast unter den Gläubigen zu Bethanien. Ihm zu Ehren hat man im Hause Simon's, den der Herr wohl einmal vom Aussatze gereinigt, ein Festmahl bereitet. Unter den Gästen befindet sich außer seinen Jüngern auch Lazarus, „der Verstorbene, welchen Jesus auferweckt hatte von den Todten."

„Martha dienete." Wo ist Maria? Inmitten des Mahles tritt sie unerwartet unter die versammelten Gäste, ein Glas voll ungefälschten, köstlichen Nardenwassers in der Hand tragend. Sie sieht nicht den fragenden Blick ihres Bruders, nicht die erstaunten Mienen der Jünger, sie sieht nur ihn. Und sie zerbrach das Glas und goß das Wasser auf sein Haupt; sie salbte die Füße Jesu und trocknete sie mit ihren Haaren.

Maria, wozu läßt du dich hinreißen? Du meinst es gut, aber weißt du auch, was Andre von dir sagen, wie sie deine That beurtheilen werden? Sie weiß nichts und will nichts wissen, als daß sie etwas thun muß, um all die gesammelte Liebe, all den gesammelten Dank ihres Herzens einmal zum Ausdruck zu bringen. Wer weiß, wie lange sie es noch kann. Sie ahnt es, daß er den Todesweg antritt. Was Martha bereits mit Worten bekannt, sie muß es einmal vor aller Welt mit der That bezeugen: „Du bist Christus, der Sohn Gottes, du bist der Gesalbte, der König von Israel, du bist mein König, und als deine geringste Magd will ich zu deinen Füßen liegen immer und ewiglich." — O Maria, wo Jesu Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu deinem Gedächtniß, was du gethan hast.

Als ein Opfer demüthiger Liebe und als eine Weissagung auf sein Begräbniß hat der Herr Maria's Huldigung angenommen, hat tiefbewegt auf sie niedergeschaut und sie in Schutz genommen gegen jedes harte Urtheil. „Lasset sie mit Frieden," spricht er, „solches hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses."

Ja, lasset sie mit Frieden, alle die Seelen, die sich gedrungen fühlen, für den Heiland der Welt ein lebendiges, kräftiges Zeugniß abzulegen, welcher Art es auch sei. Möget ihr achselzuckend von Ueberschwänglichkeit oder Schwärmerei reden und mit anderem harten Urtheil bei der Hand sein — der Duft ächter Demuth und Liebe steigt doch zum Herrn empor, und ihr Andenken bleibt gesegnet.

Gegensätze.

Für Haus und Herd von Anna Spörri in Winterthur.

Ein schlichter Sarg wird durch das Städtchen hinausgetragen auf den Friedhof.

„Wer ist gestorben?" frägt ein Vorübergehender.

„Ach, nur die alte Margarethe aus dem Armenhaus," klingt geringschätzig die Antwort.

„Da wird wohl Niemand trauern," denkt der Fragende und blickt theilnahmlos dem kleinen Zuge nach, sich wundernd, daß noch so Viele sich gefunden haben, die der armen, alten Jungfrau das letzte Geleite geben. Weiß er doch nicht, daß Stand und Rang Diejenigen nicht scheiden, die Eines Geistes Kinder sind und sich als solche kennen lernten; geht doch keine Ahnung durch sein Herz, daß es die Hülle eines Geistes aus königlichem Geschlecht ist, die man da zu Grabe trägt.

Hat sich denn nicht eine Hand gefunden, die auf den schmucklosen Sarg einen einfachen Blumenstrauß gelegt hätte, die natürliche Spende, die man dem Aermsten nicht versagt?

Ja, gerne hätten sie es gethan, die die stille Margarethe kannten und liebten: sie aber hatte gebeten: Schmückt mich nicht mit Blumen, wenn ich gestorben bin! Meinen Heiland haben sie zum Todesgang mit Dornen gekrönt: darum möchte ich nicht mit Blumenkränzen begraben werden.

In der Kirche hatte sich eine ziemliche Anzahl von Zuhörern eingefunden, theils aus wirklicher Theilnahme, theils um zu hören, was der Pfarrer sagen würde von Jemand, der nicht seiner Richtung angehörte. Er aber ist hier ein unparteiischer Mann, von dem man schon mehrmals nicht mit Unrecht klagte, daß er den Gemeinschaftsleuten die schönsten Grabreden halte. Und wenn er sogar heute kein gewisses Wort hat für den seligen Zustand der Verstorbenen, wenn er nur *hoffen* sagen kann, nicht aber zuversichtlich *glauben* und *wissen* im Blick auf das verhüllte Reich jenseits des Grabes, so erklärt er doch diese Feier als eine der seltenen Gelegenheiten, bei welchen er nicht unklar und verlegen zu sein brauche, um einen passenden Leichentext und hebt aus einer Auswahl der schönsten Stellen aus dem Worte Gottes, die alle für sie passen würden, als sprechendste eines ihrer letzten Worte hervor, das gleichsam das Gepräge ihres Lebens und Erblassens trage: *Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.*

Große Thaten, wichtige Lebensepochen sind von Margarethe nicht zu berichten; sie war eine Stille im Lande und ihr Leben so unscheinbar als möglich.

Frühe war der Vater, einige Jahre später die Mutter gestorben, und die Waisen traten in Dienste, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, weit mühsamer freilich, aber auch zufriedener und befriedigender als viele Dienstboten heuti-

ger Zeit mit ihren großen Ansprüchen und Rechten.

Jahre vergingen, in denen die Geschwister nur kärgliche Kunde von einander hatten; da kommt Mareili, die etwas ältere Schwester, ihr Gritli zu besuchen. Von da an war kein Haltens mehr; die zärtliche, geschwisterliche Liebe war so lebhaft aufgewacht, das Heimweh zog so mächtig die einsamen Herzen zusammen, daß sie fragten und suchten wie ein liebendes Paar, das mit Sehnsucht die Gründung des eigenen Heerdes zu befördern sucht, bis in einem einfachen Städtchen der Ost-Schweiz sich Gelegenheit für sie fand, gemeinsam zu leben und in fleißiger Handarbeit das tägliche Brot zu erwerben.

Beiden bot sich kein Familienglück, kein großer ehrenvoller Wirkungskreis, aber sie vermißten nicht, was ihr zufriedenes Herz nicht begehrte. In rührender Zärtlichkeit, in ungetrübter Harmonie, jede der Andern zu dienen suchend, lebten die stillen Schwestern miteinander über zwanzig Jahre. Aeußerlich blieben sich die Tage gleich, innerlich schritten beide nicht nur dem Ziele der irdischen Wallfahrt näher, nein, auch dem Reich der Wahrheit, des ewigen Lebens zu. Die Zufriedenheit gutmüthiger, genügsamer Herzen verwandelte sich in den Frieden, der da höher ist, denn alle Vernunft, denn sie hatten in der Predigt vom Kreuze den Heiland gefunden, der auch für sie als Sündentilger und Friedefürst in die Welt gekommen.

Und Christus wurde ihr Leben. In dem kleinen Stübchen hörte man nur Worte der Dankbarkeit und Liebe, des Glückes und Friedens. Vor solchem Glücke floh Alles, was verletzen, was ihr Verhältniß oder das zu andern Menschen hätte stören können; sie wurden keine Ursache zur Klage und Schmerz.

Wie lieb war ihnen die Stätte, wo das reine Evangelium verkündigt wurde! Weder stürmisches Wetter noch Dunkelheit, noch das Alter mit seinen Beschwerden konnten sie abhalten, so lange als nur möglich den für sie ziemlich weiten Weg zu gehen. Wie freuten sie sich der christlichen Gemeinschaft, wie glücklich machte sie ein Besuch der Diener des Herrn, wie war ihnen die Ausbreitung des Reiches Gottes so groß und wichtig, daß sie weinen konnten vor Freude, wenn der Herr sich offenbarte. Ihr Friede war wie ein Wasserstrom, auch in den Tagen der Trübsal, als Krankheit und Schmerz über unsere Margarethe in ihrem siebenzigsten Lebensjahre kamen.

Geduldig und freudig konnte sie das Joch großer Leiden tragen, ohne Furcht, in freudiger, lebendiger Hoffnung des ewigen Lebens dem Tode entgegensehen; Sterben war ihr Gewinn. Der Herr, dem sie dienten, hielt sie über den Wassern der Trübsal und verherrlichte an ihnen Seinen Namen auch vor der Welt.

Da zeigte sich, wie die in sich Kleinen und Geringen, nach keiner Ehre Strebenden, geachtet waren. Hatten sie in gesunden Tagen mit treuem Fleiß für ihren Lebensunterhalt und die einfache kleine Wohnung im Armenhaus genug verdienen können, sie kamen auch jetzt in keine Noth; der Herr sorgte.

Tief berührte es sie, daß eine entfernt wohnende Dame, bei welcher Mareili vor mehr als 20 Jahren gedient, ohne seither von ihr zu hören, gerade jetzt, innerlich getrieben, ihnen nachfragte und ein Goldstück in's Krankenstübchen sandte. Auch andere Hände regten sich helfend mehr als nöthig war. Mild und leise kam der Tod und löste den triumphirenden Geist von der leidensmatten irdischen Hülle.

Weinend steht die alte einsame Schwester am Grabesrande, der Glaube aber trägt sie hinüber in die lichten Wohnungen ewiger Seligkeit, die bald, bald auch ihr sich erschließen werden. —

* * *

Durch die Straßen der Stadt bewegt sich ein langer, langer Leichenzug. Eine gewaltige Menschenmenge von nah und fern folgt dem mit Blumen, Kränzen und Palmzweigen bedeckten Sarge zur Kirche und zum Grabe. Mitten im Zuge weht die trauerumflorte Fahne eines politischen Vereins. Trauerlieder, von klangvollen Männerstimmen weich getragen, schwungvolle Reden von Geistlichen und Staatsmännern verherrlichen die Begräbnißfeier.

Vereine haben ihre Abgeordneten gesandt und ihre Kränze dem geehrten, dahingeschiedenen Mitgliede auf den Sarg legen lassen. Unter den feierlichen Klängen der städtischen Blechmusik wird der Sarg seines Schmuckes entkleidet und hinabgesenkt in die Gruft.

Anhänger und Freunde sammeln sich in großem Kreise noch zu einer Erinnerungsfeier und weihen den Rest des Abends mit freundlichen und ernsten Reden und Grüßen in poetischer Form dem Andenken des Verstorbenen.

Gewiß, es muß einer der Großen dieser Erde sein, den man so zu Grabe getragen hat! Niemand muß heute fragen, welcher Name jener sterblichen Hülle, die von all der Ehre nichts mehr fühlen kann, gehörte. Alle Welt weiß es, seit vor drei Tagen von Mund zu Mund die Kunde ging: Der weitbekannte Staatsbeamte und politische Parteiführer N. N. ist nach kurzer Krankheit gestorben. Weit hinaus trug die Presse in zahlreichen Nekrologen die unerwartete Trauernachricht, und von Nah und Fern eilten

die Freunde und Anhänger des Verstorbenen herbei, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Wir wollen einen kurzen Blick in sein Leben werfen und ein wenig hören, was man von dem Manne zu rühmen weiß. Aus angesehener Familie stammend, mit guter Schulbildung und besonderen Talenten und Geistesgaben ausgerüstet, betrat er seine Laufbahn.

Die Stille eines engern Berufes genügte ihm bald nicht mehr; er trat hinaus in's öffentliche Leben und als Mitarbeiter in eine Wirksamkeit, die seiner freien Geistesrichtung besser zusagte. Dieses Abhängigkeitsverhältniß wurde seinem engen Streben jedoch auch bald zu eng; nach verschiedenen kürzern Uebergängen sehen wir ihn an der Spitze freisinniger, volkswirthschaftlicher, socialer und politischer Bestrebungen.

Durch die Presse sowohl als durch sein Wort übte er einen mächtigen Einfluß auf Tausende seiner Mitmenschen aus. Er stieg von Würde zu Würde und wurde von seiner, durch seine Wirksamkeit immer mächtiger werdenden, für ihn begeisterten Partei in die verschiedensten Aemter des Staates eingeführt.

In den politischen Kämpfen wurde er auch vielfach angefeindet, aber er trug, wie ein Biograph sagt, das Alles mit stolzer Tapferkeit und Ruhe, seines eigenen Werths und der Reinheit seines Schaffens und Strebens sich bewußt.

Ueber seine Stellung zu Gott, zu Jesu Christo als Heiland und Retter hört man nichts, so viel auch des Rühmens seiner Eigenschaften wurde. Worauf er sich immer stützte, das Kreuz Christi und seine Gnade im Leben und Sterben waren es nicht; ebensowenig standen seine Feder und sein Wort im Dienste des Evangeliums. Mitten aus seinem Schaffen riß ihn der Tod hinüber in's unsichtbare Reich, wenige Monate nach dem Hinscheiden seiner Gattin.

* * *

Fast zu gleicher Zeit schwebten die Seelen der armen alten Nähterin und des weitbekannten Volksmannes aus der sichtbaren Welt hinüber zum Thor der Ewigkeit. Groß waren die Gegensätze ihres innern und äußern Lebens, ihres Sterbens und ihres letzten Ganges!

Werden die Gegensätze ihres ewigen Looses kleiner oder werden sie noch weit größer und von unnennbarer Tragweite sein?

Vor dem Richterstuhle Dessen, der Augen hat wie eine Feuerflamme und vor dem kein Ansehen der Person, kein äußerer Pomp, kein eigener Werth und keine Werkgerechtigkeit gilt, wird in einer andern Wagschale gewogen als hier auf Erden. Welchen Platz wird er diesen beiden Seelen in der Ewigkeit mit ihren unveränderlichen Zuständen und Verhältnissen anweisen?

Darüber zu entscheiden, ist nicht unsere Sache! Aber zu ernstem Nachdenken und gründlicher Prüfung unserer eigenen Stellung mögen uns solche Fragen wohl veranlassen.

Die verurtheilten Anarchisten.

Für Haus und Herd von Cella.

Es sind ernste Stunden, die ein zum Tode verurtheilter Mensch in seiner Zelle verbringt. Sehr ernst aber ist es, wenn, wie es hier in Chicago der Fall ist, eine Anzahl Männer vom Gesetz für den Henker bestimmt sind.

Das Menschenleben ist eben ein köstliches Gut, und darum spürt Jedermann, der noch den Werth des Lebens schätzen kann, das Ernsthafte der Lage, so oft ein Menschenleben dem Gesetz verfallen ist.

Jedoch eben deßwegen, weil das Leben ein hohes Gut ist, mit welchem man nicht spielen soll, muß das Gesetz dasselbe schützen, und zwar oft selbst dadurch, daß es das Leben des Mörders fordert.

Von diesem Standpunkte aus betrachten tausende wohlgesinnte und menschenfreundliche Personen die hier in Chicago verurtheilten Anarchisten.

Ich konnte mir die Gelegenheit nicht versagen, dieselben auf der Anklagebank in Augenschein zu nehmen.

Dort saßen sie, die großen Maulhelden, umgeben von Richter und Advokaten, Berichterstatter und von Zuschauern soviel der große Gerichtssaal nur fassen konnte.

Spies, der Verüber der furchtbaren, gotteslästerlichen „Arbeiterzeitung," las, mit einem Nasenzwicker bewaffnet, scheinbar eifrig in einem Buche.

Fielden, der gewandte Schwätzer, drehte sich scheinbar gleichgültig auf seinem Stuhle, während er Zeugniß ablegte, hin und her und spielte mit seiner Uhrkette.

Schwab sah aus, grausig wie die dunkle

Nacht bei einem Gewittersturm. Dieser Mensch hat eine furchtbare Physiognomie.

Parsons und Fischer schauten frech, leichtfertig und scheinbar ungezwungen um sich herum.

Neebe strich sich zuweilen seinen wohlgepflegten Schnurrbart.

Engel, glaube ich, war es, der auch seine Augen nicht emporheben wollte, er brütete stumm vor sich hin, und dachte wahrscheinlich in seinem Herzen: Wenn doch der Richter und die Geschworenen, sammt allen reichen und frommen Menschen, zusammen nur einen Kopf hätten, und ich dürfte ihn abschlagen.

Der noch „grüne," junge, aber schon sehr desperate Lingg, welcher nach Amerika kam und das „Bombenmachen" lernte, bildete den Schluß dieser saubern Brüderschaft.

Durch den Prozeß, durch ihr Selbstzeugniß und durch das Zeugniß Anderer, konnte man einen guten Einblick bekommen, von dem Charakter, Leben und Treiben dieser anarchistischen Bande. Man mußte zu der Ueberzeugung kommen, daß man es hier mit Leuten zu thun habe, welche gefährlich und ein Krebsschaden für die menschliche Gesellschaft sind.

So gerne man auch als Christ die Menschenliebe möchte walten lassen, und dem anarchistischen Treiben eine günstige Seite abgewinnen möchte, so will dieses einem doch nicht gelingen.

Wenn man es früher nicht schon gewußt hätte, hätte man durch den Prozeß es zur Genüge erfahren können, daß diese Blutmenschen mit Gott, Bibel, Kirche und Gebet längst gebrochen haben. Sie haben ja die Zerstörung dieser Dinge zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. „Nieder mit den Kirchen und Altären!" war eine beliebte Devise auf ihren Fahnen. „Macht eure Rechnung mit dem Himmel, ihr Pfaffen, denn eure Uhr ist bald abgelaufen," war eine von ihnen ausgesprochene Drohung.

Daß es bei Leuten mit solchen Grundsätzen in Sitte und Moral nicht gut bestellt sein kann, läßt sich denken und ist auch gar nichts Anderes zu erwarten. Ausgesprochen glaubenslose Menschen findet man gewöhnlich als herz- und sittenlose.

Sehr bezeichnend ist es, daß die verruchten Pläne dieser rothen Bande in ebenso verruchten Saufkneipen ausgebrütet wurden. Der Lehr- und Wehrverein, welcher sich in den Waffen und dem Bombenwerfen übte, hatte seine Versammlungen in einer Saufhöhle.

Es wurde durch den Prozeß unzweifelhaft bewiesen, daß sie systematisch und mit Absicht Vorbereitungen getroffen hatten, um Menschen und Eigenthum gewaltsam zu zerstören. Waffen und gefährliche Bomben wurden in Masse bei ihnen gefunden. Aus ihren eigenen Schriften konnte unwiderlegbar bewiesen werden, daß sie das Volk direkt zur Mißachtung der Gesetze, zu Raub, Brandstiftung, Mord und Todschlag angeleitet und aufgestachelt haben.

Ihre satanischen Lehren haben furchtbare Früchte getragen. An 40 Polizisten wurden durch die Bombe theils getödtet und theils für Lebenszeit verkrüppelt. Auf diese vielfach bewiesenen Thatsachen hin wurden und konnten die Aufwiegler verurtheilt werden.

Es war für sie fatal, daß gerade ein Illinois Staatsgesetz bestimmt und ausdrücklich sagt, daß wer einen andern anleitet und aufstachelt, einen Raub oder Mord zu begehen, soll ebenso strafbar sein, als der, welcher den Mord begangen.

Jetzt, nachdem sie verurtheilt sind, und die „Todtenwache" an ihrer Zelle auf- und abmarschirt, rufen sie das Gesetz an, das sie mit Füßen traten. Man hätte ihnen kein unparteiisches Rechtsverfahren gestattet, behaupten sie und ihre Anhänger in die Welt hinaus. Was sie unter einem unparteiischen Verfahren verstehen, ist einfach ein solches, das mit Freisprechung endet. Gerade die Unparteilichkeit gegen die Urheber der Greuelthaten ist es, was sie und ihre Anhänger so empört.

Von den 12 Geschworenen, welche die Todesurtheile verhängten, waren elf von der Vertheidigung ausgewählt. Tüchtige Advokaten haben mit Scharfsinn die Vertheidigung geführt. Viele lange Wochen hat man ihnen gestattet, um alle Beweise und Zeugen herbeizubringen, die sie nur auftreiben konnten, obgleich der Prozeß dem County, d. h. den Steuerzahlern jeden Tag an $400 kostete. Wenn je Verbrechern ein gründlicher, unparteiischer Prozeß gestattet wurde, so hatten diese Anarchisten einen solchen.

Die Vertheidigung hat häufig den Eindruck machen wollen, als seien die Angeklagten acht „unschuldige Lämmer," die man als Opfer zur Schlachtbank führen wolle. Als unschuldige Märtyrer stellte man sie hin; ja der Advokat Black ging so weit in seinem Eifer, sie mit John Brown und Jesus zu vergleichen. Pfui! Schande! möchte man dabei ausrufen.

Sie selbst gefallen sich in der Rolle als Märtyrer. A. Spies sagte in seiner Rede an den Gerichtshof: „Ich werde stolz für die Sache der Gerechtigkeit sterben. So thaten Sokrates, Galilei, Giordano und Christus."

Märtyrer! Märtyrer! ist jetzt das Schlagwort ihrer Gesinnungsgenossen. Märtyrer sollen diese Blutmenschen sein! Welch ein Widerspruch! Welch eine Lüge! Diese Leute sollen wahrscheinlich Märtyrer sein, weil sie die reichen Leute und die frommen Menschen nicht köpfen

konnten; weil sie alle Strafgesetze und Gerichte nicht zerstören konnten.

Zu den Leidtragenden und zugleich Entrüsteten der acht verurtheilten „unschuldigen Lämmer," oder Märtyrer wie sie sie belieben zu nennen, gehören auch, man sollte es kaum glauben, die Turner. A. Spies (und vielleicht noch andere der Verurtheilten) ist ein Mitglied des Turnvereins, somit muß, scheint's, der Verein verdammen, was redliche und ordentliche Menschen billigen, gut und recht heißen. Diese „Turnbrüder," die gerne die Rolle als „Vorreiter" und „Bahnbrecher" auf der Weltbühne spielen, haben einen geharnischten Protest im Interesse der Anarchisten erlassen, worinnen es heißt: „Wir befürworten und erstreben die Entwicklung des Volksstaates auf wahrhaft humaner und volksthümlicher Basis. Ein siebenfaches Todesurtheil in einem Mordprozeß, in dem der Mörder nicht entdeckt ist, ist nicht human."

Wunderbare Begriffe haben diese Herren von Humanität. Warum dem Illinois Staatsgesetz auch so frech in's Gesicht schlagen? War es human einen andern aufzuhetzen, eine Bombe zu werfen, wobei 40 Menschen sich im Blute wälzen müssen? Der „Protest" der Turner ist eine bodenlose Frechheit in Anbetracht der vielen Opfer, welche die Anarchisten abgeschlachtet haben.

Es muß freilich hier beigefügt werden, daß nicht alle Turnvereine mit dem „Protest" übereinstimmten. Die wahrhaft humane und volksthümliche Basis erheischt, daß dieser Sorte von Vertretern des Deutschthums ihr verruchtes Handwerk gelegt wird, sei es nun durch den Henker oder den Zuchthausschließer.

Daß unter den 8 Verurtheilten 6 Deutsche sind und daß Deutsche diese Verbrecher in Schutz nehmen wollen, ist für das Deutschthum in diesem Lande sehr beschämend. Es ist bald Zeit, daß eine Scheidelinie gezogen wird, zwischen den Deutschen, welche in dieses Land kommen, um deutschen Fleiß, deutsches Wissen und Können, deutsche Ausdauer, deutsche Sparsamkeit und Redlichkeit zur Geltung zu bringen, und denjenigen, welche sich als freche Großsprecher, faule Eckensteher, halbverrückte Vagabonden und als heimtückische Verbrecher und Weltverbesserer aufwerfen wollen.

Nachdem der Urtheilsspruch gefällt, wurde den Verurtheilten gestattet, wenn sie wünschten, noch was zu sagen. Von diesem Vorrecht haben sie guten Gebrauch gemacht, denn sie haben ihr Glaubensbekenntniß in sehr langen Reden noch einmal abgelegt, haben auch wesentlich eingestanden, daß sie dessen schuldig sind, wofür sie prozessirt worden sind.

Nur einige Sätze aus diesen Reden: Spies sagte: „Man habe auch die Demonstration vor dem Börsengebäude — die Anarchisten wollten nämlich das neue Börsengebäude, als es eingeweiht wurde, in die Luft sprengen, wurden aber durch die Polizei daran verhindert—den Angeklagten als eine verbrecherische That angerechnet. Sei es denn in Wirklichkeit etwas Schlimmes, wenn solchen Dieben, wie den Börsengaunern, die Beute abgejagt würde?"

A. Fischer bekannte offen und frei: „Es sei eine Thatsache, und er leugne es auch nicht, daß er in dem Aufruf an die Arbeiter die Worte hinzufügte: Arbeiter, bewaffnet Euch! Ich hatte meine Gründe dafür, warum ich so gethan habe." Louis Lingg, der junge, „grüne" Badenser, welcher bei seiner Verhaftung beinahe den Polizisten umbrachte, hat mit blitzenden Augen und wilden Geberden Folgendes dem Richter zugerufen: „Ich bin des Mordes schuldig befunden worden, weil ich Bomben habe verfertigen helfen. Wenn wir Anarchisten sind, so ist die brutale Polizei schuld daran. Ich muß hier erklären, daß es verächtliche miserable Gesetze sind, die ihr hier habt. (Der Kerl kennt sie ja gar nicht.) Kein Schuljunge kann solche Gesetze anerkennen. Die Polizei hier zieht die Diebe groß. Wenn ich könnte, würde ich jetzt nach diesem Prozeß Dynamitbomben gebrauchen. Sie lächeln und denken, ich werde wohl keine mehr werfen können." Der desperate Mensch trat nun dicht vor den Richter hin, ballte die Faust und schrie: „Es sind Hunderttausende bereit Dynamitbomben zu werfen. Dies ist meine Hoffnung. Ich verfluche eure Gesetze — hängen Sie mich dafür."

G. Engel erklärte dem Richter: „Der Anarchismus wird nicht ausgerottet werden, wenn auch sieben Männer zum Galgen und einer in das Zuchthaus geschickt wird. Niemand kann die Arbeiter daran verhindern, Bomben zu machen und die werden benutzt werden. Den Staatsanwalt Grinnel und seine Gehülfen möchte ich an das Schicksal des Polizeiraths Rumpf in in Frankfurt a. M. erinnern."

In ähnlichem Sinn haben sich die Andern ausgelassen. Diese Reden haben die allgemeine Wirkung gehabt, daß fast Jedermann in der Ueberzeugung befestigt wurde, daß diese Leute wirklich Verbrecher sind.

Eine Ausnahme in seiner Rede machte Fielden. Derselbe soll früher ein Christ gewesen und zu den Wesleyaner in England gehört haben. Die Arbeiterbewegung hat ihn von Gott und guten Menschen weggerissen und ihn in die Gesellschaft der allergefährlichsten Menschen ge-

bracht. Er hat ein gutes Mundstück. Mit Ruhe und Selbstbeherrschung hat er eine tüchtige Rede über die anarchistischen Bestrebungen gehalten.

Wie bekannt, sollten die Missethäter den 3. Dezember 1886 gehängt werden. Die Exekution wurde aber verschoben, bis das Obergericht, an welches appellirt wurde, die Sache geprüft hat. Im März '87 wird das Gericht zusammentreten. Die Verurtheilten und ihre Freunde leben der Hoffnung, daß ihnen ein neuer Prozeß wird gestattet werden, welcher mit ihrer Freisprechung enden würde. — Im Allgemeinen wird das aber nicht geglaubt. Die Zeitungen warnen vor einer solchen Wendung, und befürchten mit Recht, einen schlimmen Ausgang oder Fortgang des Anarchismus in Zukunft. Es wäre gewißlich keine Humanität, sondern eine Grausamkeit, wenn diese blutdürstigen Menschen auf's Neue auf die Menschheit würden losgelassen werden. Die „rothe Fahne" würde bald wieder in unseren Straßen im Winde flattern. Im Geschäfts- und Gesellschaftsleben würde mit erneutem Eifer weiter gewühlt und neues Unglück über tausende Familien gebracht werden.

Hoffen wir, daß kein Gericht diese mit Recht verurtheilten Verbrecher wieder auf freiem Fuß setzen wird, sondern daß sie ihre wohlverdiente Strafe, wenn nicht am Galgen, so doch im Zuchthaus erleiden müssen.

Mutter Reinholds Sylvestergeschichte.

Von Ernst Evers.

(Schluß).

„Obgleich der alte Waldstrom nichts von der Heirath wissen wollte, war er seinem Kinde gegenüber machtlos. Er hatte sich nie bemüht, die Zügel der Zucht und Erziehung in seine Hand zu bekommen, es war ihm auch ziemlich gleichgültig, wie sein Kind es treibe und wo es bleibe, wenn nur sein Geldschrank nicht berührt wurde."

„Aber jetzt gewann die lebende Gewalt die Macht über die todte. Die Anna trat trotzig vor ihren Vater hin und verlangte väterliches Gut und väterlichen Segen, und als er sich mit Hand und Fuß gegen ihre Pläne zur Wehre setzte, da verlangte sie kurz und bündig von ihm ihr mütterliches Erbtheil; 'dann werde sie ihr eigener Herr sein.' Er sagte ihr zwar, daß sie unmündig sei und nichts zu fordern habe; aber sie erwiderte ihm, daß sie warten werde; daß sie jedoch, je länger sie warte, desto mehr von ihm verlangen werde."

„Ob er nun gefürchtet hat, daß die Gerichte einen Einblick in seine Vermögens-Verhältnisse bekommen könnten, oder ob er gedacht hat, seine Tochter billiger los zu werden, wenn er gütlich mit ihr verhandle, oder ob die schwache natürlich menschliche Liebe zu seinem Kinde den Sieg über den Geiz davongetragen hat, daß weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß der junge Lebrecht das Geschäft seines Prinzipals gekauft hat, daß die Anna seine Frau geworden ist und daß sie eine Zeitlang herrlich und in Freuden gelebt haben."

„Der Lebrecht verstand es auch, sich eine Weile bei seinem Schwiegervater einzuschmeicheln; er verstand den Handel und wußte neue Kundschaft zu der alten heranzuziehen. War aber leichtsinnig. Aber es hat doch immer den Advokaten verdrossen, daß seine Tochter sich an den Hans Habenichts weggeworfen hat und eine einfache Kaufmannsfrau geworden ist."

„Als nun aber zum Jahresschluß der Herr Schwiegersohn um neuen Zuschuß bat, statt den alten zurückzuzahlen, da war's aus mit der Freundschaft des Schwiegervaters. Und als dieser im zweiten und dritten Jahr der Ehe immer deutlicher sah, daß der Lebrecht ein leichtfertiger und hochmüthiger Geselle sei, und als er's je mehr und mehr fühlte, daß er wie mit eiserner Kette an seines Kindes Herz gebunden sei und daß er sein Kind nimmer werde in's Elend sinken lassen können, — ja, ja, da hab' ich den reichen Waldstrom oftmals neben seinem Geldschrank stehen sehen mit Mienen der Verzweiflung in seinem Angesicht."

„Ich hab' es ihm gesagt, denn ich hatte schon sechs Jahr beim alten Waldstrom gedient, warum sollt' ich ihm nicht einmal die Wahrheit sagen? ich hab's ihm gesagt am Sylvesterabend, als ich in seinem Zimmer nachheizte, und er eilig seinen Geldschrank verschlossen, sich über seinen Schreibtisch gebeugt und sich in seine Papiere vergraben und gerechnet und geseufzt hat. 'Herr Waldstrom,' hab' ich gesagt, 'die Glocken von St. Marien läuten zum Abendgottesdienst.' 'Geh morgen zur Kirche, Grethe,' hat er geantwortet, 'denn wir wollen bei Bürgermeisters den Punsch trinken, darum mußt du das Haus hüten.' 'Herr,' sagte ich, 'ich wollte wohl das Haus hüten, wenn ich meine Herrschaft einmal im Gotteshaus wüßte, und mich darüber freuen könnte, daß sie ihre Herzen zu Gott erhebt. Herr Waldstrom,' sagte ich, 'ich bin zwar nur eine Dienstmagd, aber ich hab' schon über dreißig Jahre in der Welt gelebt und hab's mehr als einmal gesehen, daß es Unheil bringt, wenn man ohne seinen Heiland aus dem alten Jahr hinaus und in's neue Jahr hineingeht; und mir ist bange, daß die Berge, die Ihr an diesem Jahresschluß in Eurem Schrank dort zusammengetragen habt und in diesen Abendstunden Euch in die Augen strahlen lasset, Euch einst über's Haupt fallen und Euch zermalmen werden.'"

„'Grethe,' sagte er, und seine Augen rollten, 'du wirst zu alt in der Herberge und nimmst dir Freiheiten und Frechheiten heraus. Behalte das Pfaffengeschwätz für dich; das ist für Dienstmägde, aber nicht für gebildete Leute.'"

„Da wurde ich warm und erwiderte ihm: 'Herr Waldstrom, ich bin zwar nur Eure Dienstmagd, aber ich glaub', daß auch die Dienstmägde unter Umständen die Pflicht haben, ihrer Herrschaft die Wahrheit zu

sagen, wenn sie es in aller Demuth thun. Das hab' ich in Eurem Hause gelernt, daß da, wo der Glaube auszieht, mit dem Unglauben auch der Aberglaube einzieht, auch bei den Gebildeten; fragt nur Eure Tochter nach dem Bleigießen und dem Wahrsagen an den Neujahrsabenden, darauf sie ihre arme Zukunft gebaut hat. Und das hab' ich auch in Eurem Hause gelernt, daß der Geiz keinen Boden hat und daß die Verschwendung auch keinen Boden hat, und daß der Geizige sich arm sammelt und daß die Verschwendung sich arm jubelt. Ich bedaure Euch von Herzen, Herr Waldstrom, denn ob ich auch ein armes, sündiges Menschenkind bin, so wollt' ich doch meinen Reichthum, den Reichthum hier drinnen in der Menschenbrust, nicht für all' Eure Schätze hingeben.' Herr Waldstrom, bisher habt Ihr nur an Euer Geld gedacht, und habt Euch selbst um das Heil Eures Kindes nicht bekümmert, und Euer Kind ist in's Unglück gerannt; und Ihr werdet in den einsamen Stunden hier sitzen, Eurem Gott gegenüber, und werdet den Schrei der Armen hören, denen Ihr wehe gethan habt, und werdet die Schläge Eures Gewissens fühlen. Herr Waldstrom, Eure Altjahrsabende gehörten bisher Euren goldenen Götzen, heute will Euch Gott im Himmel, der wahrhaftige, gerechte, gnädige Gott, rufen. Herr Waldstrom, kehrt um! Euer Haus, die Gegenwart und die Zukunft Eurer Kinder beweist es und wird's immer klarer beweisen, daß das, was Ihr Pfaffengeschwätz nennt, Gottes Wort und ewige Wahrheit ist.' Da faßte er mich an dem Arm und schob mich zur Thür hinaus und sagte: 'Grethe, am Feuerheerd ist dein Platz und nicht auf dem Richterstuhl vor deinem Hausherrn.'"

„Ich ging stille meine Wege, und hab' in meiner Kammer geweint und gebetet, und hab' nach jenem Abend noch fünf Neujahrstage in dem großen Hause am Markt verlebt."

„Die junge Frau Lebrecht kam dann und wann in's Haus; und wenn sie kam, brachte sie gewöhnlich eines ihrer drei Kindlein mit, aber der Alte schien sich weder über seine Tochter noch über ihre Kinder zu freuen. Der alte Waldstrom ist an den Sylvesterabenden nicht einmal mehr zu Bürgermeisters gegangen, sondern hat gerechnet und geschrieben und in seinem Gelde gewühlt vom Altjahrsabend bis zum Neujahrsmorgen. Wenn ich aber unserer Anna in's Angesicht schaute, dann mußt ich immer an das alte Sprüchlein denken:

'Hatt mir ein Gärtlein bauet
Von Veilchen und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh.'

Und mir wollt's vorkommen, als ob der jungen Frau das alte Sprüchlein gar leserlich in's Angesicht geschrieben wäre. Ja, ich wußte es längst, daß der Lebrecht ein leichtfertiger und hochmüthiger Mensch sei, und daß er des alten Waldstrom's Geldkiste hatte heirathen wollen und die Tochter in den Kauf genommen hat. Ich wußte es längst, daß die junge Frau schon vor Jahren seine Rohheit hatte fühlen und es hatte erfahren müssen, daß er sie mit seinen glatten Worten in sein Netz gezogen habe. Ja, er hatte wohl hundertmal ihre Schönheit und ihre Weisheit gepriesen: nun mußte sie es mit Weh und Ach erfahren, daß Loben noch kein Lieben sei. Aber sie mußte noch viel mehr erfahren. Der Lebrecht spielte. Sie sagten aber in der Stadt, daß er nicht blos Karten gespielt habe, sondern daß er auch Börsenspiel treibe."

„Der alte Waldstrom starb lange bevor er sterben wollte. Ja, wär's nach seinem Willen gegangen, dann würd' er noch heute in seinem Gelde wühlen; aber der Herr über Leben und Tod setzte ihm jäh sein Ziel: acht Tage nach Neujahr fand ich ihn neben seinem Schreibtisch liegen; und als wir ihn in's Bett gebracht hatten, wollte die Zunge reden und konnt's nicht. Drei Tage wehrte er sich noch wider das Sterben und kämpfte furchtbar mit dem Tode, aber dann ist der reiche Waldstrom eine Beute des Grabes und seine Güter sind ein Raub des Lebrecht geworden."

„Die alte Tante mußte das Haus räumen und bezog eine kleine Miethwohnung, und ist nicht lange nachher dem Bruder nachgefolgt in die große Ewigkeit."

„Ich zog dazumal hierher an den grünen Weg und wurde eine Wäscherin; und schon meine ersten Kunden nannten mich die 'Mutter Reinhold,' obwohl ich nie ein Kindesherz mein eigen genannt habe, und 'Mutter Reinhold' bin ich geblieben bis auf den heutigen Tag und werd's auch bleiben, so lange noch Mütter ihre Kinder in die Stadt schicken und zu mir sagen: 'Halt sie an dir, Grethe Reinhold, und leite und ermahne sie, als wären's deine eigenen.' Ja, Mutter Reinhold werd' ich bleiben, so lange noch am Sylvesterabend sich eine Schaar um meinen Tisch sammelt, und es sich gefallen läßt, daß die alte graue Grethe ihnen als ihren lieben Kindern die Neujahrs-Geschichte erzählt."

„Doch, Kinder, was schwatz' ich da, und soll mit der Geschichte zu Ende kommen. Daß ich's denn kurz mache: mein Vater pflegte zu sagen: 'Das Spielen ist keine Kunst, aber das Aufhören.' Herr Lebrecht aber sagte: 'Wagen gewinnt,' und wenn Einer fortfuhr: 'Wagen verliert,' dann pflegte er lachend zu erwidern, daß nach großem Verlust ein größerer Einsatz gemacht werden und so lange fortgespielt werden müsse, bis der Verlust mit Zins und Zinseszins wieder heimgebracht sei."

„Aber ob er auch immer von Neuem eingesetzt hat, so muß er wohl immer von Neuem verloren haben, denn nach wenigen Jahren hieß es, der Kaufmann Lebrecht stehe auf schwachen Füßen. Sie redeten viel hin und her über den Vermögensstand des Mannes. Einige meinten, es sei ganz unmöglich, daß die Million des alten Waldstrom in so kurzer Zeit verwehen konnte wie eines Baumes Blätter im Herbststurm, die Andern fanden es gar natürlich, daß, wo der Mann spiele und die Frau verschwende, wo der Mann sich um sein Geschäft und die Frau sich um den Hausstand nicht kümmere, daß da auch die tiefste Quelle bald erschöpft werde."

„Ja, auch die Anna wollte noch die Erste in der Stadt sein; aber des Hauses Zerrissenheit und des Herzens Weh schauten ihr deutlich aus dem früh durchfurchten Angesicht heraus. Die Leute sagten, daß der Lebrecht, wenn er sein Geld verspielt hätte und trunken heim käme, sein Weib wie einen Hund behandle. Die Leute redeten wohl mancherlei, und Mutter Reinhold möchte Euch mahnen, Kinder: laßt die Leute reden und die Hunde bellen!"

„Aber — aber die Sache bei Lebrecht's hatte doch ihren Haken, und wo keine Quelle sprudelt, da fließt auch kein Strom, und das weiß ich so gut wie jeder Andere, daß der Lebrecht ein roher Geselle gewesen ist, ob er auch einen feinen Rock trug und die halbe Stadt, oder meinetwegen die ganze, ihn einen gebildeten Mann nannte. Ich wohnte damals schon hier draußen und sah die Lebrecht's selten, und wenn die Frau mir einmal auf der Straße begegnete, dann wollt's mir vorkommen, als ob sie mich nicht beachten wolle, und als ob sie an mir vorüber eile wie ein böses Gewissen am Scharfrichter, obwohl wir seit Jahren kaum ein Wort mit einander gewechselt hatten. Gott, der Herr, nahm ihnen in der Zeit, da sie es am ärgsten

trieben, von ihren fünf Kindlein zwei blühende Knaben kurz nach einander jählings weg; sie aber trieben nachher wie vorher dieselbe tolle Wirthschaft, und ich mußte an das Wort des Propheten denken: 'Du, Herr, schlägst sie, aber sie fühlen's nicht; du plagest sie, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härter Angesicht denn ein Fels, und wollen sich nicht bekehren.'"

„Zwei Jahre nach dem Tode der Kinder war's, da ging um die Weihnachtszeit die Kunde durch die Stadt, daß eine fremde Aktiengesellschaft, bei welcher der Kaufmann Lebrecht stark betheiligt sei, Bankrott gemacht habe."

„Lebrecht's trieben's während des Festes ärger denn zuvor. Am Sylvesterabend begegnete ich den Beiden in der Vorstadt. Kurz vor der Dämmerstunde war's. Ich mußte an jenen Abend denken, da ich selbst mit der Anna diesen Weg gegangen war, und an jenen andern, da die Beiden mit einander zur Vorstadt hinausgegangen waren. Ob draußen am Feldweg das braune Weib noch lebte?"

„Ich wußte es nicht. Ich sah die Beiden zum Stadtthore hinausgehen und mußte an das Weib von Endor denken, und an das furchtbar gewaltige Gotteswort: 'Und Saul fiel in sein eigen Schwert.' Und wie ein kalter Winterfrost zog's mir durch die Seele."

„Drei Tage später, ach, Kinder, die alten Augen zucken mir noch heute, wenn ich daran denke, kam an den grünen Weg die Nachricht, daß der Kaufmann Lebrecht in der Nacht beim Glatteis vom Mühlendamm geglitten und ertrunken sei. Der Barbier Hüpfer rief es mir am Morgen zu und sagte: 'Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, Mutter Reinhold. Die Leute reden arge Dinge, als hätte der Lebrecht vom Mühlendamm gleiten wollen.' 'Meister Hüpfer,' sagt' ich, 'es ist leicht Schmutz vom Wege aufzuheben und die Leute hinterrücks damit zu bewerfen; ich meine aber, daß man über die Todten nichts reden sollte, als was man ganz gewiß weiß.'"

„Ach, am nächsten Tage mußte ich freilich über den Tod des Mannes meine eigenen Gedanken haben, denn da sind die Herren vom Gericht gekommen und haben Laden und Lager mit Beschlag belegt, und die Gläubiger und die Juden haben sich um die Kasse und um die Bücher gesammelt, wie die Fliegen um den Honigtopf, in dem nur noch ein Restchen dringeblieben ist; und zu dem Sterbefall ist der Bankrott über die arme Frau Lebrecht hereingebrochen. In der Stadt hieß es, daß sie es nicht glauben wolle, daß ihres Vaters ganzes Vermögen dahin sei, und daß sie sich geberde wie eine Wahnsinnige."

„Da konnt' ich's nicht länger aushalten hier draußen am grünen Weg. Ich mußte hin und unsere Anna sehen. Es war ja immer noch mein Fräulein Anna, mit der ich unter einem Dach gewohnt, mit der ich über neun Jahre Freud' und Leid getheilt hatte. Als ich an dem Hause vorüberging, wo der alte Waldstrom gewohnt hatte, und von drüben her die großen Fenster des Lebrecht'schen Ladens über den Markt blinken sah, da mußte ich an all' die Geldgier und an das gottlose Wesen, an all' die Härte und Ungerechtigkeit, und auch an all' die Eitelkeit, den Hochmuth und den Leichtsinn denken, und das Wort des Psalmisten kam mir in den Sinn: 'Darum wird dich Gott auch ganz zerstören und zerschlagen, und aus der Hütte reißen, und aus dem Lande der Lebendigen ausrotten. Sela.'"

„Aber als ich dann an all' den Jammer und das Herzeleid, und an die Anna dachte, die doch mein Fräulein gewesen war, da mußte ich in den Thorweg des großen Hauses treten und mußte weinen und beten. Aber wie hab' ich erst weinen müssen, als ich ihr nun gegenüberstand—der schönen, stolzen Anna Waldstrom, der vornehmen Frau Lebrecht!"

„Sie sagte kein Wort, und ich sagte kein Wort. Wir weinten nur immer mit einander, und ich drückte ihr die feine Hand, und erst als ich gehen wollte, sagte ich zu ihr: 'Frau Lebrecht, als ich bei Ihnen im Dienst stand, wußten Sie noch den Spruch, den Ihre Mutter Sie gelehrt hatte, den Ruf ihres Heilandes: Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid. Frau Lebrecht, gedenken Sie des Spruches Ihrer Mutter, des Wortes Ihres Heilandes; wer zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen. Wenn aber alle Menschen Sie verlassen sollten, Frau Lebrecht, so wissen Sie, wo die Mutter Reinhold wohnt. Neun Jahre hab' ich Ihres Vaters Brod gegessen; nun hab' ich mein eigen Heim und hab' mein gutes Auskommen; und Sie wissen, Frau Lebrecht, daß Mutter Reinhold gerne mit denen theilt, die mit ihr getheilt haben.'"

„Die Frau sagte kein Wort, aber sie weinte. In den nächsten Wochen hörte ich, daß das Haus der Wittwe Lebrecht verkauft werde, und daß sie selbst ärmer sei, als die ärmste Arbeiterin, weil sie nicht einmal arbeiten gelernt hätte. Sie ist darauf hinter die Kirche gezogen und hat Stickereien gemacht und verkauft. Ich bin nicht wieder zu ihr gegangen, weil ich wohl merkte, daß sie mir auswich, wenn unsere Wege sich kreuzten, und weil ich wohl sah, daß sie noch zu stolz sei, oder daß das Elend sie zu trotzig gemacht habe, um sich zu der früheren Magd ihres Vaters herniederzulassen."

„Zwei Jahre waren seit dem Tode des Lebrecht verflossen. Es war in den Tagen zwischen dem Christfest und dem neuen Jahre. Ein scharfer Ostwind wehte durch die Straßen. Die Fensterscheiben waren mit Eisblumen dicht bemalt, da begegnete mir drunten am grünen Weg der jüngste Sohn der Frau Lebrecht. Der achtjährige Bub zitterte vor Frost. Er hatte das Zeug an, das er vor zwei Jahren als Sonntagsstaat getragen hatte; aber er war aus dem Flitter längst herausgewachsen. Der Sohn der reichen Anna Waldstrom sah so verhungert aus."

„Kaum waren mir solche Gedanken über die Stirn gezogen, als der Bub an mich herantrat und seine Hand in die meine schob. 'Guten Tag, Mutter Reinhold,' sagte er. Ich erwiderte den Gruß, hielt seine Hand fest und fragte nach der Mutter. Da trat er näher zu mir heran und flüsterte mir in's Ohr: 'Mutter Reinhold, gieb mir eine Schnitte Butterbrod, ich bin so hungrig.'"

„Ich nahm ihn mit mir, gab ihm Butterbrod und stellte ihn an den Ofen, daß er recht warm würde. Ach, der arme Knabe, wie elend er aussah! Aber er sagte, daß er nicht krank gewesen sei. Ach, der Knabe der reichen Anna Waldstrom war elend geworden im Hunger. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, sagte ich ihm: 'Nun geh' zu deiner Mutter, Johannes, bring' ihr einen schönen Gruß von der Mutter Reinhold und sag' ihr, daß ich in den ersten Tagen des neuen Jahres hinüberkäme, sie zu besuchen.'"

„Als aber die Dämmerstunde des Sylvesterabends gekommen war, kam Frau Lebrecht zu mir. Ja, sie kam zu mir. Aber einen Neujahrsgruß und Segenswunsch hat sie mir nicht gebracht. Wie sollte sie auch? Ihre Stimme war erstickt vom Thränenstrom. Sie weinte nicht — nein, ihr Weinen war ein Schreien. Den Kopf hatte sie an meine Schulter gelegt und schrie; und ich hielt sie umschlungen und zog sie fest an mich. Ich glaub', sie wäre umgefallen, wenn ich sie nicht gehalten hätte. Ich sagte auch nichts, als daß

ich sie ermahnte zu weinen, und zog sie fester an mich. Denn ich dachte, solch ein Menschenherz, das so lange in der Kälte des Lebens dahingegangen ist, muß erst aufthauen und warm werden am Herzen des Mitmenschen, ehe es sich aufthut.

„Dann zog ich sie nieder. Dort auf dem Stuhl hat sie gesessen und hat mir ihr ganzes Leid und ihre ganze Sünde ausgeweint. Ja, sie war gebrochen — die stolze Anna Waldstrom; ihr ganzer Stolz, ihre ganze Eitelkeit, ihre ganze Thorheit war gebrochen. Sie gab nicht mehr andern die Schuld; sie häufte die ganze Schuld ihres Unglücks auf ihr eigenes thörichtes Herz. Sie sagte mir auch, daß sie in der letzten Zeit mit ihren Kindern habe hungern müssen, daß kein Mensch ihr helfen wolle, daß sie die Miethe schuldig sei und in den nächsten Wochen ihre Wohnung werde räumen müssen.

„Sie sagte mir, daß sie durch Sticken sich nicht ernähren könne, daß sie gänzlich rathlos sei in Bezug auf ihre Zukunft, daß sie aber um ihrer Kinder willen entschlossen sei, jede Arbeit zu übernehmen, wenn sie nur ihre Kinder durchbringen könne.

„Ich erwiderte ihr, daß ich Rath schaffen würde, wenn sie mir vertrauen wolle, und daß sie morgen Abend wiederkommen möge, damit wir über ihre Zukunft weiter sprechen könnten. Dann aber besann ich mich darüber, daß sie kein Brod im Hause haben werde für ihre Kinder, und ich hatte neun Jahre lang das Brod ihres Vaters gegessen, und daß sie kaum ein Bettlein haben und kein Holzscheit für die Wärme in der bittern Winterkälte, und ich hatte neun Jahre lang Heimath und Wärme in ihres Vaters Haus genossen. Wär's nicht eine Sünde und Schande für mich gewesen, wenn ich meines Hausherrn Kind also vom alten Jahr in's neue hätte ziehen lassen wollen? Ich ging also in meine Kammer und beredete die Sache hin und her mit meinem Gott, nachdem ich drinnen in der Stube der Frau Lebrecht das Abendbrod bereitet hatte. Die Kammer stand leer, und es waren zwei Betten d'rin für die Zeit, wenn meine Schwester mit ihrem Mann oder den Kindern einmal zu Besuch kam.

„Ich schämte mich, die Frau Lebrecht auf morgen verwiesen zu haben, ging eilig wieder zu ihr und sagte: 'Frau Lebrecht, ich habe neun Jahre Eures Vaters Brod gegessen, und das Geld, das Ihr mir selbst geschenket habt, hab' ich als eine besondere Summe immer für sich auf der Sparkasse stehen lassen. Frau Lebrecht,' sagt' ich, 'es wäre ja eine Schmach und Schande für mich, wenn ich mich nicht freute, Euch wiedergeben zu dürfen, was Ihr mir geschenkt habt. Aber das ist nicht einmal nöthig, Frau Lebrecht; seht, ich hab', Gott sei Dank, so viel zu waschen und zu plätten, daß ich mich lange schon nach Hülfe umgesehen habe, und hab' sie nicht finden können. Wollt Ihr nun bei mir bleiben? Seht, die Stube ist groß genug für eine Familie, und in der Kammer stehen zwei aufgemachte Betten. Plätten könnt Ihr, und auch Anderes, was in dieses Fach gehört; o, ich habe viel Arbeit für Euch. Ihr besorgt's hier drinnen und ich besorg's da draußen, denn ich muß Luft und Bewegung haben. Frau Lebrecht,' sagt ich, 'entschließt Euch rasch; ein rascher Entschluß ist immer der beste. Ich will dann noch heute einen sicheren Mann aus meiner Nachbarschaft hinschicken, der die Angelegenheit mit Eurem Hauswirth ordnet, und die Kinder sogleich herüberholt; Ihr alle bleibt vorläufig bei der Mutter Reinhold. Aber — Frau Lebrecht,' sagt' ich, 'Ihr habt ja nichts gegessen. Na, wartet, wir wollen das alles auf den Ofen stellen, daß es warm bleibt, dann können wir mit den Kindern zusammen zu Tisch gehen.'"

„Eine Stunde später saßen die beiden Mädchen und der Knabe der Frau Lebrecht hier um den Tisch und ließen es sich wohl schmecken; aber der Mutter wollt's nicht munden, die saß still und stumm neben mir und weinte."

„Wir aber haben von jenem Tage an ein Jahr lang mit einander hier gelebt, bis die alte Wäscherin, Frau Mesmer, in der Görgentwiete starb. Da hat die Frau Lebrecht die Wohnung der Mesmer gemiethet und ist eine Wäscherin geworden, wie die Mesmer es war und wie die Mutter Reinhold es noch heute ist. Ihre Kinder haben die Wäsche heranholen und austragen und daheim fleißig mithelfen müssen, und sie hat sie aufgezogen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn."

„Die älteste Tochter ist in Heimsburg glücklich verheirathet und die andere ist Lehrerin an der städtischen Schule zu Seefeld; der Sohn aber ist bei der Post angestellt und vergißt es nimmer, wenn er bei der Mutter zu Besuch ist, bei Mutter Reinhold einzusehen."

„Die Frau Lebrecht ist derweil die 'alte Lebrecht' geworden, obwohl sie fast zehn Jahr jünger ist als ich. Die Leute sagen wohl, daß sie mir meine zweiundsiebenzig Jahre nicht aus dem Angesicht lesen können; die Silberhaare der Lebrecht aber reden von der eisigen Höhe, darauf sie gestanden hat, und von den tiefen dunklen Thälern, darinnen der Schnee zwischen den Dornhecken liegen bleibt; ja, ja, Kinder, es ist schwer, von der Bergeshöhe herniederzusteigen, und manches Menschen Haar bleicht dabei."

„Das hat festgestanden nun schon seit fünfundzwanzig Jahren, daß am Sylvesterabend in der Dämmerstunde die Mutter Reinhold und die Lebrecht beisammensitzen und in vergangene Zeiten zurückblicken, und in die Zukunft und in die Ewigkeit vorwärtsschauen, hinunterblicken in's dunkle Erdenthal, und hinauf in den hellen Himmelssaal. Und als wir heute in der Dämmerstunde so mit einander beteten, und davon redeten, wie die Anna Waldstrom doch so gar vergessen sei von der Welt und von den früheren Freunden und — von ihr selbst, da sagte sie: 'Nur meinen Kindern geb' ich die Geschichte der Anna Waldstrom dann und wann von Neuem wieder mit als ernste Warnung und heilige Mahnung auf ihrem Lebensweg.' 'Darf ich den Kindern, die heute Abend mein Stübchen als ihr Heim ansehen, die Geschichte der Anna Waldstrom erzählen?' fragte ich sie. 'Das darfst du, Grethe,' antwortete sie; 'aber schminke mich nicht, und schone mich nicht, denn die Jugend hat große Mahnung nöthig. Dunkle Warnungstafeln mit heller Schrift darauf, und lichte Vorbilder müssen die Jugend auf dem schmalen Weg erhalten.'"

„So hab' ich's Euch erzählt, so gut ich's konnte. War's hie und da nicht recht gesagt, dann denk' ich: kein Fisch ohne Grät' — kein Mensch ohne Mangel; der Herr Jesus muß doch in Wort und That sein Siegel drücken und seinen Segen darauf legen, sonst taugt's nimmer. Ich hab's Euch erzählt, so gut ich's konnte; Ihr aber geht hinaus! Tragt die Geschichte nicht in die Stadt zurück, daher sie gekommen, und wo sie vergessen ist, senkt sie aber in Euer Herz hinein und vergeßt sie nicht!"

Dann fühlte Mutter Reinhold an den Ofen. Der Ofen aber war unterdessen kalt geworden. Aus dem Wandschrank nahm sie wieder das Bibelbuch heraus. Sie hielten mit einander den Abendsegen, und die Alte betete ein kräftiges Gebet dazu. „Mein Wanderlied aber," sagte sie zum Schluß, „das hab' ich noch von meinem Vater gelernt und den hat's sein Großvater gelehrt, und wir sind alle gut damit gefahren von Jahr zu Jahr. Mein Wanderlied, das will ich als Krone

auf die Geschichte setzen, und will's Euch heut' noch lehren. Mein Wanderlied ist je und je das alte gewesen und soll's auch bleiben, und heißet also:

In Gottes Namen fahren wir,
Sein heil'ger Engel geh' uns für,
Wie dem Volk in Egyptenland,
Das entging Pharaonis Hand!
Kyrieleis!

Herr Christ, du bist der rechte Weg
Zum Himmel, und der einz'ge Steg;
Hilf uns Pilgrim' in's Vaterland,
Weil du dein Blut hast d'ran gewandt.
Kyrieleis!"

Warum hat Jesus nicht geschrieben?

Für Haus und Herd von J. C. Marting.

Wer den Werth eines Schriftstückes zur Bestätigung der Wahrheit, zur Veredelung der Weisen und zur Erleuchtung der Einfältigen erkennt, ist geneigt zu fragen: „Warum hat er, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, nicht selber seine Lehre schriftlich aufgezeichnet?

Oft führte er Stellen aus den alttestamentlichen Schriften an, legte ihre Vorschriften und Prophezeihungen aus und erklärte, daß sie von ihm zeugen. Und dennoch hat er nie seine göttliche Weisheit in seinen eigenen geschriebenen Worten ausgedrückt.

Er, die fleischgewordene Weisheit Gottes, offenbarte den Menschen himmlische Wahrheiten in menschlicher Sprache und trug Vorschriften, Lehren und Gleichnisse von den Tiefen der göttlichen Weisheit vor. Diese kamen aber an menschliche Herzen durch das geäußerte Wort. Solches war die Lehrweise des Herrn.

Bei einer Gelegenheit schrieb er mit dem Finger in den Sand. Es war zur Zeit des Laubhüttenfestes, als seine Feinde — die Schriftgelehrten und Pharisäer—ein beschuldigtes Weib in seine Nähe brachten. Sie gedachten den Propheten von Galliläa zu fangen.

Hätte Jesus dieses Weib freigesprochen, so hätten sie ihm als im Widerspruch mit dem mosaischen Gesetz stehend, verschrieen. Hätte er die vom Gesetz vorgeschriebene grausame Strafe gut geheißen, so würde er sich damit die Thätigkeit des Richters angemaßt haben.

Als deßhalb diese hartherzigen Feinde die Klage brachten, bückte Jesus sich nieder und schrieb auf die Erde. Das war eine Andeutung, daß er sie nicht anzuhören wünsche, noch sich in ihre Angelegenheit mischen wolle. Als sie aber zum zweiten Mal ihre schändliche Frage ihm aufdrängten, richtete sich der Heiland auf und fällte in aller Ruhe das Urtheil über die Verkläger: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

Es gibt ein altes Manuscript in folgender Lesart: „Er schrieb auf die Erde die Sünden eines Jeden unter ihnen."

Als er wieder aufblickte, waren die Verkläger verschwunden, Reue und Gnade jedoch geblieben.

Es gibt keine zuverlässige Nachricht, daß Jesus je irgend etwas Anderes geschrieben hat.

Beim Kirchengeschichtschreiber Eusebius finden wir jedoch Etwas, das wenigstens den Schein beglaubigter Geschichte für sich hat. Euseb erwähnt nämlich gleich im ersten Buch seiner Kirchengeschichte eines Briefwechsels, den Jesus mit dem Fürsten Abgarus von Edessa geführt haben soll. Die Evangelien wissen von solchen Briefen Jesu nichts. Hier hingegen bringt uns Euseb einen Briefwechsel, den er selbst in den Archiven von Edessa gefunden haben will und den er, aus dem Syrischen übersetzt, uns griechisch mittheilt.—Abgarus schreibt an Jesum:

„Abgarus, Toparch von Edessa, entbietet Jesu, dem guten Heiland, in der Stadt Jerusalem seinen Gruß. Ich habe von dir und deinen Heilungen gehört, die du ohne Anwendung von Arzneimitteln und Kräutern verrichtest. Denn wie die Rede geht, machst du Blinde sehen, Lahme gehen, reinigst die Aussätzigen und treibest unreine Geister und Dämonen aus; auch heilest du solche, die von langwieriger Krankheit gequält sind und weckest die Todten auf. Und da ich nun das Alles von dir gehört habe, so habe ich bei mir gedacht, Eins oder das Andere; entweder, daß du Gott bist, der vom Himmel herabgekommen solches thut, oder der Sohn Gottes, indem du solches verrichtest. Deßhalb wende ich mich schriftlich mit der Bitte an dich, du möchtest dich zu mir bemühen, und das Uebel, das ich habe, heilen. Auch habe ich gehört, daß die Juden wider dich murren, und dich verderben wollen. Ich habe nun eine sehr kleine, aber ansehnliche Stadt, die wird für uns beide groß genug sein."

Nun die Antwort Jesu:

„Abgarus! Selig bist du, der du an mich geglaubt hast, ohne mich zu sehen; denn es stehet von mir geschrieben: die mich gesehen haben, glauben nicht an mich, damit die, welche nicht gesehen haben, glauben und leben.

„Was nun diese Einladung betrifft, zu dir zu kommen, so muß ich erst Alles, weßhalb ich gesandt bin, hier erfüllen, und wenn das erfüllt ist, aufgenommen werden zu dem, der mich gesandt hat. Und dann, wenn ich werde aufgenommen sein, werde ich dir einen meiner Jünger senden, damit er dich von deinem Leiden heile und dir und den Deinigen Leben bringe."

Das von Euseb aufgefundene Schriftstück

stammt jedenfalls aus dem dritten Jahrhundert. Einen absichtlichen Betrug braucht man bei diesen Geschichten nicht vorauszusetzen. Es war ein argloses Sichgehenlassen in frommen Phantasien. Man findet Aehnliches in der spätern christlichen Literatur. Wahrscheinlich hat Euseb diese Briefe wirklich in dem Archiv von Edessa vorgefunden. Aber wie dieselben in's Archiv gekommen, ist eine andere Frage.

Nach einer Ueberlieferung waren die Griechen, welche zu Jesu in den Tempel kamen und von Philippus und Andreas dem Herrn vorgestellt wurden, Abgar's Boten.

Euseb erzählt nun weiter, wie nach der Himmelfahrt Jesu der Apostel Thaddäus durch den Apostel Thomas zu Abgarus gesandt worden sei, und ihn geheilt und wie sein Volk das Evangelium angenommen habe.

Doch genug von diesem. Eins steht fest, ob das Mitgetheilte wahr ist oder nicht: **Jesus hat nicht mit eigenen Händen die großartigen Wahrheiten des Evangeliums geschrieben.** Seine Gedanken und Worte wurden uns auf eine andere Weise erhalten. Er schrieb sie in die Herzen seiner Apostel, und beim Aufzeichnen derselben wurden sie vom heiligen Geist, vom Herrn selbst geleitet. Er sagte zu ihnen: „Der Tröster, der heilige Geist, wird euch alles lehren und euch erinnern alles deß, daß ich zu euch gesagt habe." Ein liebendes Gedächtniß ist die beste Tafel und der heilige Geist der beste Erinnerer.

Auf solche Weise wurden die vom Herrn gesprochenen Worte wieder hervorgerufen und uns erhalten. Die großen Thaten und wunderbaren Worte des Herrn sind von den Evangelisten unter der direkten Leitung des heiligen Geistes niedergeschrieben worden. Das Wesentliche ist mit einer Genauigkeit und Lebendigkeit gegeben, wie kein einfach menschlicher Berichterstatter, und wäre er noch so geübt, sie hätte wieder geben können.

Diese **bessere Weise** paßte für die unvergleichlichen Lehrer.

Schon Thomas Aquinas hat diese Frage besprochen. Er faßt sein Argument folgender Weise zusammen: „Jesus will seine Lehre darstellen, als eine, die Geist und Leben hat, und die nicht vom Buchstaben abhängt. Christus pflanzte seine Lehre in die Herzen und schrieb sie nicht auf Papier oder Pergament. Letzteres hätte den Anschein gehabt, daß seine Worte und Lehre verloren gehen könnten. Erde und Himmel werden vergehen, aber Christi Wort wird ewig bleiben,—in den Herzen treuer Nachfolger bleiben. Unsere Sprachen sind zu arm für das ewige Lied der Erlösung. Der heilige Tröster ist es, der von dem, was Christi ist, nehmen und uns zeigen will, nicht durch den Buchstaben allein, sondern durch das innere, der Seele mitgetheilte Licht. Auf diese Weise haben wir von dem göttlichen Lehrer eine lebendige, dauernde und fortgesetzte Predigt des Evangeliums. Mehr als eine Feder mußte diese Wahrheiten niederschreiben; und als alle Evangelisten ihre Erzählungen beendet, und Paulus und Petrus, Jakobus und Johannes in den verschiedenen Briefen an die Gemeinden ihre Commentare dazu geschrieben hatten, war noch nicht alles vollständig gesagt. Eine Apocalypse wurde noch hinzugethan.

Diese geschriebenen Zeichen lehren viel und durch das göttliche Licht, welches auf sie fällt, tauchen beständig neue Wunder hervor, so daß der fromme Leser oft in bekannten Stellen Dinge entdeckt, die er gar nicht gesucht hätte. Das jedoch, was eine in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi wachsende Seele am wahrsten und tiefsten erfaßt, kann in Worten nicht eingehüllt werden.

Während sie die heiligen Blätter überschaut und in deren Inhalt sich vertieft, entdeckt sie, daß viel mehr da ist, als der Buchstabe.

Es wird begreiflich, warum Christus nicht einen vollständigen Text zum theologischen System entworfen hat. Die zum Heil nothwendigen Dinge werden von Oben beleuchtet und in die Seele aufgenommen, nicht durch Buchstaben und Glaubensbekenntniß eingeprägt.

Die Worte Christi sind wahr: „Ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte." Es hatte keinen Zweck für ihn, mehr zu thun. Es hätte keinen Zweck gehabt, wenn er durch selbstgeschriebene Schriftstücke seine Lehre verbreitet haben würde. Die unendliche Weisheit beabsichtigte, daß die Erlösung durch die mündliche Predigt, mit der Kraft des heiligen Geistes begleitet, verkündigt werden sollte.

Hätte Christus die „vielen andern Dinge," die er gethan und gelehrt hat, geschrieben, so hätte das mächtig große Buch keine Aufnahme gefunden. Der Verstand der gewöhnlichen Menschen hätte den Inhalt auch nicht erfassen können. **Er that etwas Besseres.** Er sagte: „Ich will den Vater bitten, und er soll euch einen anderen Tröster geben, der bei euch bleibe ewiglich, den Geist der Wahrheit."..... „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten"....., „und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen. Derselbe wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen."

Lincoln's Lehrjahre.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

In der ersten Periode seiner Lehrjahre finden wir Abraham Lincoln in New Salem als Ladendiener (Storeclerk) beschäftigt.

Es war um's Jahr 1831, als er daselbst in Herrn Offutt's Dienste trat, für den er die früher erwähnte Wasserparthie vermittelst des selbstgezimmerten Bootes besorgt hatte. Herr Offutt hatte nämlich mittlerweile in New Salem ein kleines Geschäft eröffnet und da er in demselben einen Gehülfen benöthigte, und Abraham sich als Steuermann gut bewährt hatte, so fiel seine Wahl auf ihn. Abraham stieg übrigens beständig in der Gunst seines Prinzipals, so daß letzterer, dem man in New Salem den nicht sehr schmeichelhaften Beinamen „alter Schwätzer" beigelegt hatte, von ihm behauptete, Abraham habe mehr „Schneid" als irgend ein anderer Mann in den Vereinigten Staaten und nehme es im Zweikampf und Wettlauf mit irgend Jemand auf.

Offutt warf mit diesen Prahlereien zum Aerger der dortigen Faust- und Laufhelden so lange um sich, daß unser Abraham endlich in die unangenehme Lage versetzt wurde, die Aussagen seines Herrn mit seinen Hünenmuskeln zu bekräftigen. War Abraham bis dahin der Gegenstand des geheimen Neides gewesen, so ging er aus den nun folgenden Faust- und Wettlauf-Proben mit seinen bisherigen Neidern als der von Allen angestaunte Held des Tages hervor. So unbedeutend, man möchte sagen lächerlich, nun diese Errungenschaften auch waren, sie verhalfen Abraham Lincoln unter seinen damaligen Zeitgenossen entschieden zu Ansehen und Respekt. Es mag dies sehr bezeichnend sein für den damaligen Begriff von männlicher Größe, wonach herkulische Kraftbeweise und ausgezeichnete Wettlauf-Leistungen für den Inbegriff ächter Männerwürde galten.

Doch ließ es Lincoln keineswegs bei gymnastischen Uebungen bewenden, sondern, seinem schon erwähnten Trieb getreu, spürte er auch jetzt mit heißer Wissensbegierde Allem nach, das ihn in seinem innern Bildungsgang förderte.

Es war um diese Zeit als ihm ein Exemplar einer englischen Sprachlehre in die Hände kam. Er hatte allerdings 12 Meilen zu Fuß gehen müssen, um sich das alte vergilbte Buch zu verschaffen; aber dafür befaßte er sich auch in der nächsten Zeit mit dem Inhalt desselben dermaßen, daß er die Sprachkünste in kurzer Zeit meisterte. Daß er durch diese Errungenschaft als Einziger des Orts, der etwa grammatische Regeln inne hatte, in den Augen seiner Bekannten als Allerwelts-Gelehrter zu seiner beträchtlichen Länge noch um mehrere Zoll wuchs, ist wohl begreiflich.

Die ganze Herrlichkeit dauerte indessen nicht lange. Schon im Sommer 1832 ging Offutt's Geschäft pleite und Lincoln war arbeits- und stellungslos.

Allein gerade um diese Zeit erließ Gouverneur Reynolds einen Aufruf an Freiwillige, um den Störenfried Black Hawk zu vertreiben. Auch in New Salem begeisterte man sich in höchst patriotischer Weise für die Mobilmachung. Selbstverständlich war Abraham Lincoln einer der Ersten, die sich meldeten und in New Salem wurde eine Compagnie organisirt. Dieselbe mußte einen Kapitän haben und die Mannschaft hatte ihn zu wählen. Abraham hatte die Ehre fast einstimmig dazu auserkoren zu werden, eine Auszeichnung, die ihm ungeheure Befriedigung gewährte.

Leider erntete weder er noch seine Compagnie viele Kriegslorbeeren. Einer nach dem Andern seiner Leute gab das Kriegshandwerk auf, da weder Ruhm noch angenehme Tage dabei in Aussicht standen, so daß auch er schließlich genöthigt war, sich ausmustern zu lassen. Doch noch an demselben Tage ließ er sich als Gemeiner in Capt. Elijah Iles's Compagnie einreihen.

Mit der Würde hatte Abraham nun auch die Bürde eines Vorgesetzten abgelegt und gab sich in ungezwungenster Weise dem Soldatenleben hin. Der „Black Hawk-Krieg" war indessen bald zu Ende und Lincoln und sein Kamerad Harrison zogen wieder ihrer New Salem-Heimath zu. War der Krieg selbst recht abenteuerlicher Art gewesen, so war's die Heimreise nicht minder. Allein nach manchen Entbehrungen und Lebensgefahren gelangten die beiden theils per Canoe, theils auf einem Floß wohlbehalten nach New Salem.

Es war nur wenige Tage vor der Augustwahl, als Lincoln heimkehrte. Nach damaliger Sitte hatte er sich, noch ehe der Krieg ausbrach, durch ein Cirkular als Kandidat für das Amt eines Abgeordneten in die Staatslegislatur ankündigen lassen und begann nun allen Ernstes den Wahlkampf.

Es mag hier gesagt werden, daß Lincoln schon bei diesem ersten politischen Versuch sich der damals sehr populären demokratischen Partei als Whig-Kandidat gegenüber stellte. Möglicherweise war dies die Ursache seines Miß-

erfolgs; er wurde geschlagen und zwar zum ersten und einzigen Male in seinem Leben.

Unter den glücklicheren Kandidaten befand sich unter Anderem auch der namhafte Erweckungs-Prediger Peter Cartwright. Während der Wahlcampagne traf Lincoln einmal mit ihm zusammen und der alte Pionierprediger wunderte sich nicht wenig über die Schlagfertigkeit und den Scharfsinn des Brown'schen Knecht's.

Immerhin hatte Lincoln die Genugthuung, daß er fast das einstimmige Votum seines heimathlichen Wahlkreises New Salem erhalten hatte—277 gegen 3 Stimmen.

Mit diesem politischen Mißerfolg entstand für Lincoln auf's Neue die Frage nach einem eigentlichen Lebensberuf. Anfangs wollte er Hufschmied werden, um auf diese Weise seine kräftigen Muskeln zu verwerthen; es wurde aber nichts d'raus. Als er jedoch in der größten Verlegenheit um seinen täglichen Broderwerb war, öffnete sich ihm eine Gelegenheit, einen kleinen Grocery-Laden auszukaufen.

Einer der früheren Geschäftstheilhaber blieb sein Compagnon und die Uebertragung seines Antheils war um so leichter, als dabei keinerlei Baarauszahlung nothwendig war. Lincoln gab einfach seinen Schuldschein für so und so viel und war eigenhändiger „Storekeeper."

Späterhin zog er einen andern Compagnon, Namens Berry, in's Geschäft. Allein die Höckerei wollte nicht genug einbringen, so daß man auf irgend einen andern Erwerbszweig sinnen mußte und das geschah. Die Firma Berry und Lincoln beschloß demnächst ein Kosthaus zu eröffnen, um ihre Finanzen aufzubessern. Leider blieb es beim Entschluß.

Die beiden sahen sich, durch ihr neues Unternehmen noch mehr eingeschränkt, in die Lage versetzt, ihr Geschäft zu veräußern. Dabei geriethen sie jedoch in die Hände von zwei gewissenlosen Gaunern. Dieselben machten mit Berry gemeine Sache und unser ehrliche Abraham wurde der Betrogene. Er gerieth in ungeheure Schulden, die ihrer Größe wegen von seinen Freunden schlechtweg als die „Nationalschuld" bezeichnet wurde.

Doch — ob es auch Jahre lange Mühe und Entbehrung erforderte, Lincoln bezahlte den letzten Heller derselben.

Die Ursache zu Berry und Lincoln's Bankerott lag wohl zum Theil darin, daß Berry inwendig im Store unaufhörlich geigte, und Lincoln draußen vor dem Store im Schatten einer großen Eiche Blackstone's Gesetzbücher las.

Sein Biograph erzählt, daß er seiner ganzen Länge nach auf dem Erdboden liegend, die Füße gegen den Baum gestemmt, von Zeit zu Zeit um den Baum dem Schatten zu herum rückend ganze Tage mit Lesen zugebracht habe.

Als der Store abgethan war, hatte er desto bessere Gelegenheit sich seiner Lieblingsbeschäftigung hinzugeben. Daneben besorgte er kleine Arbeiten für Diesen und Jenen und verdiente sich seinen Lebensunterhalt. Ja, er konnte sogar noch Wohlthätigkeit üben; denn es wird von ihm gesagt: „Er besuchte die Waisen und Wittwen und spaltete ihnen das Holz."

Im Frühjahr des Jahres 1833 wurde er zum Postmeister von New Salem ernannt, welches Amt er drei Jahre verwaltete.

Seine Einkünfte waren dabei allerdings sehr klein, aber seine Amtspflichten waren auch äußerst leicht. Er konnte sich mithin seinen Studien desto ungestörter ergeben. Als New Salem jedoch aufhörte eine Poststation zu sein, hörte selbstverständlich auch seine Anstellung auf.

Von seiner sprichwörtlichen Ehrlichkeit wird aus dieser Zeitperiode erzählt, daß, nachdem er sich längst als Rechtsanwalt etablirt hatte und ihn ein Regierungs-Postinspektor ersuchte, sein rückständiges Conto mit dem General-Postamt auszugleichen, er ein sorgfältig verwahrtes Bündel, welches genau die erforderliche Summe enthielt, hervorholte mit der Bemerkung: „Ich brauche niemals anderer Leute Geld; hier ist das Ihre."

John Calhoun, der County-Landmesser, war um die Zeit, da Lincoln's Postmeisterschaft aufhörte, sehr mit Arbeit überhäuft und um einen Gehülfen benöthigt. Seine Aufmerksamkeit wurde bald auf Lincoln gelenkt. Er gab ihm daher ein Lehrbuch mit der Weisung, einmal zu versuchen, ob er damit fertig werden könne. Schon nach sechs Wochen hatte Lincoln das Buch dermaßen durchgearbeitet, daß er im Stande war, die Feldmeßkunst praktischerweise zu betreiben. Er wurde bald ein tüchtiger Landmesser und hatte als solcher alle Hände voll zu thun. Durch diesen neuen Beruf gewann er jedoch ungeheuer in seinem Ansehen beim Volk. Er hatte nun mit vielen Leuten zu thun und dabei wurde er unwillkürlich Jedermanns Freund. Freilich, er war arm, denn seine Einkünfte waren auch jetzt noch gering; aber trotz seiner mangelhaften Schulbildung war er einer der intelligentesten Männer seiner Zeit. Dabei waren seine Lebensgewohnheiten exemplarisch. Er war weder dem Spiel, noch dem Trunk, noch irgend einer andern Leidenschaft ergeben. Ein solcher Mann dürfte bei der nächsten August-Wahl (1834) nicht übersehen werden.

Daß die Whigs wie ein Mann für ihn stimmen würden, war außer Frage; allein auch die

Demokraten begünstigten ihn in großer Anzahl. Was Wunder, daß er bei der Wahl mit großer Majorität den Sieg davon trug?

Mit Recht wird seine Erwählung zum Abgeordneten als der Wendepunkt in seinem Leben bezeichnet, der ihn dem Pionierleben entzog und für höhere Zwecke vorbereitete.

Finanziell freilich besserte sich auch jetzt seine Lage noch nicht sonderlich und er hat noch jahrelang mit Entbehrungen aller Art sowie mit der alten „Nationalschuld" zu kämpfen gehabt. Aber er machte Bekanntschaft mit tüchtigen Männern und hatte Gelegenheit, von ihnen zu lernen.

Als Lincoln daher von seiner ersten Sitzung nach New Salem zurückkehrte, war er ein anderer Mann geworden. Er hatte Gelegenheit gehabt, mit den intelligentesten und bedeutendsten Männern des Staates zu verkehren und seine eigene Fähigkeit an der ihrigen zu messen resp. zu wetzen. Er widmete sich nun wieder seiner alten Beschäftigung als Feldmesser und galt in diesem Fach bald als die bedeutendste Autorität in Sangamon County.

Er wohnte hierauf der folgenden Legislatur-Sitzung 1835—'36 bei, während welcher er der Einführung des Conventions-Wesens resp. Maschinenpolitik mit Eifer entgegenarbeitete. Unter Anderem verhalf er auch seinem County zu dem Recht, sich künftig durch neun Legislatoren: sieben Rep. und zwei Senatoren repräsentiren zu lassen.

Seltsamerweise stellten sich für die nächste Wahl richtig neun Kandidaten heraus, nicht mehr, nicht weniger, die diese Aemter bekleiden wollten. Lincoln war selbstverständlich einer dieser neun, die gewöhnlich als „die neun Langen" bezeichnet wurden, da ihre Durchschnittslänge über 6 Fuß betrug und sie eine Gesammthöhe von 55 Fuß repräsentirten. „Die neun Langen" wurden sämmtlich erwählt und zwar erhielt Lincoln die bei Weitem größte Stimmenzahl.

Wenn Lincoln in der nun folgenden Legislatur-Sitzung für Projekte schwärmte und seine Kraft dafür einsetzte, die dem Staate mehr Schaden als Nutzen bringen mußten, so handelte er einfach im Geiste seiner Zeit. Die damalige hochlöbliche Legislatur glaubte, mit einigen Beschlüssen sowie mit einer beabsichtigten ungeheuren Geldanleihe den ganzen Staat Illinois mit Eisenbahnen überziehen zu können und was der Pläne mehr waren, die nie ausgeführt werden konnten und für die Lincoln stimmte und arbeitete, weil er ein Kind seiner Zeit war, und mit seinen Zeitgenossen dieselben Irrthümer beging, die sie für große Fortschrittsideen hielten.

Daß „die neun Langen" immer in Harmonie arbeiteten und in eine Richtung stimmten, erklärt sich aus dem Umstande, daß sie Lincoln gewissermaßen als den Kopf ihrer Körperschaft ansahen und eben thaten, was er verlangte. Doch auch andere Mitglieder des Hauses schlossen sich ihm in derselben sympathischen Weise an.

In dieser Weise gelang ihm denn auch die Verlegung des Staats-Capitoliums von Vandalia nach Springfield. Ueber die Nothwendigkeit der Verlegung selbst war man sich in beiden Häusern einig; nur nicht über das Wohin. In seiner gewinnenden Weise wußte Lincoln jedoch so viele Glieder des Hauses zu überreden und für Springfield zu interessiren, daß ihm die Verlegung dorthin kurz vor Vertagung gelang.

Unmittelbar vor dem Beschluß dieser Sitzung setzte Lincoln die Annahme jener denkwürdigen Protest-Resolutionen gegen die herrschende Sklaverei durch. Ihm war es mithin vergönnt, in jener bescheidenen Vandalia-Sitzung den großen Emanzipations-Ball in's Rollen zu bringen, der einige Jahrzehnte später die Grundfesten unserer Nation zu erschüttern drohte, anstatt dessen aber unserm Volke das Heiligthum gleicher Menschenrechte sicherte.

Die „Bomben-Anna."

Wie General Logan unter dem Donner der Geschütze ein Kind aus der Taufe hob.

Im Sommer 1864 hatte die Unions-Armee unter Sherman ihre Stellungen vor Atlanta verlassen und war bemüht, die Conföderirten unter General Hood zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen; General Logan befehligte unsere Vorhut. Die Heersäulen marschirten auf engen Pfaden zwischen majestätischen Waldungen dahin, als plötzlich in der Nähe des Flint River eine maskirte Batterie ihr Feuer gegen den Stab des General Logan und dessen Bedeckungsmannschaften eröffnete. Der General ließ zwei Feldbatterien auffahren, die aus Bronze-Geschützen kleinen Kalibers, den sog. „Napoleons," und zwei Bombenmörsern bestanden. Unsere Kanoniere konnten sich beim Zielen nur nach den aufblitzenden feindlichen Schüssen richten, thaten dies aber mit so viel Geschick und Glück, daß bald das feindliche Feuer verstummte.

Unbelästigt vom Feinde wurde der Marsch fortgesetzt. In Logan's Stabe befanden sich damals Dr. Woodward, der Oberinspektor der Feldlazarethe der Vorhut, und ein Regiments-Arzt als Assistent. Woodward war später und bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode der Chef unserer Marine-Hospitäler.

Während die Aerzte an der Spitze eines Wagenzuges mit Lazarethbedürfnissen dahinritten, eröffnete sich ihnen links von der Straße eine kleine Lichtung. Dieselbe bestand aus mehreren Akern geklärten Landes, und in der Mitte derselben erhob sich ein roh gezimmertes Blockhaus. Hinter dem Hause schlugen Flammen empor. Das Haus befand sich gerade in der Schußlinie der Batterien, die soeben erst mit einander gekämpft hatten, zersplitterte Balken hingen vom Dache herab und an ihnen flatterten die Fetzen eines gelben Tuches oder Gewandes. „Die Lazarethflagge der Rebellen," sagte Dr. Woodward, „wir müssen nachsehen, ob sich vielleicht Verwundete im Hause befinden, die unserer Hülfe bedürfen."

Die beiden Aerzte ritten, gefolgt von zwei Lazareth-Gehülfen, nach dem Hause ab. Hinter demselben flammten die Ueberreste des Gebäudes, welches wahrscheinlich ein Vorrathshaus oder ein Stall gewesen war. Die Wände des Hauses zeigten zahlreiche Kugel-Löcher. Woodward klopfte an die niedrige Thür. Eine alte Frau öffnete, suchte aber, als sie die nördlichen Uniformen erblickte, dieselbe sofort wieder zu schließen. Die Aerzte hatten jedoch in der Ecke des Zimmers, in welches die Sonne hell durch das zerschmetterte Dach hineinschien, ein Lager und darauf eine menschliche Gestalt erblickt. Gewaltsam erzwangen sie sich den Eintritt und entdeckten auf dürftigem Bette eine anscheinend soeben verschiedene, aber noch im Tode schöne, junge Frau, und neben derselben ein neugebornes Kind, das in den letzten Zügen zu liegen schien. Die Aerzte warteten ihres Amtes: einige Tropfen Brandy und Wasser wurden der jungen Frau eingeflößt, das Kind ward in ein Stück selbstgesponnenen und gewebten Baumwollenstoffes gewickelt und der wieder zu sich gekommenen Mutter in die sehnsuchtsvoll geöffneten Arme gelegt, und mit einem Freudenschrei legte dieselbe es an die Brust.

„Kollege," sagte Woodward, „unter so schwierigen Verhältnissen ist wohl noch kein Kind in's Leben getreten! Wir müssen nun weiter für die Leute sorgen, die, wie es scheint, von Allem entblößt sind."

„Liebe Herren," fiel ihm die alte Frau in's Wort, — „Ihr seid zwar verwünschte Yankees, aber Ihr seid gut und doch wahrscheinlich auch Christen. Habt Ihr nicht einen Reverend in der Nähe, daß er das Kind taufe, — denn erst, wenn es getauft ist, können wir uns seiner freuen. Die Mutter des Kindes ist meine Enkelin, — meine Tochter starb bei Ausbruch des Krieges, und der Gatte meiner Enkelin steht bei unserer Armee."

„Na, ein Kaplan wird schon aufzutreiben sein," sagte Woodward, schrieb ein Billet an General Logan und übergab es einem der Lazareth-Gehülfen.

Während aus dem Wagen mit den Lazareth-Bedürfnissen ein kleiner Vorrath von Lebensmitteln in das Haus geschafft wurde, und dann die Fahrer und sonstige Mannschaft des Zuges freiwillig daran gingen, Dach und Wände des Hauses so gut wie möglich auszubessern und wasserdicht zu machen, sprengte General Logan mit dem Feldkaplan Whitehead heran, trat in das Haus, und war schnell von der Lage der Dinge unterrichtet. Die alte Frau brachte ein Zinnbecken mit Wasser herbei.

„General Logan," wendet sich Woodward an seinen Freund Logan, „heben Sie das Kind aus der Taufe und geben Sie ihm den Namen."

Die Mutter legte den Säugling, der friedlich schlummerte, in Logan's Arme. Dieser und die beiden Aerzte stellten sich dem Geistlichen gegenüber auf, und der General sprach:

„Unter dem Donner der Geschütze und dem Platzen der Bomben, unter dem Krachen der Balken bist du in's Leben getreten,—möge dein Leben friedlich und glücklich sein! Zur Erinnerung an die Ereignisse bei deiner Geburt gebe ich dir den Namen 'Bomben-Anna'."

Der Kaplan verrichtete dann kurz und bündig den Taufakt. Indem Logan das Kind der Mutter zurückgab, sagte er: „Ich muß doch meinem Pathen das übliche Geschenk machen, nehmen Sie, was ein Soldat zu geben hat. Dabei ließ er ein großes Goldstück in die Falten des Baumwollenstoffes gleiten, welcher die Stelle des Taufkleides vertrat. Seinem Beispiele folgten die Aerzte und dann traten die Uebrigen hinzu und drängten der Mutter grüne Zettel auf. Die Leute hatten nur wenige Tage zuvor ihre Löhnungen in Greenbacks ausgezahlt erhalten.

Zuletzt trat noch ein Krankenwärter hinzu, ein feistes Huhn in der Rechten. „Herr Doktor," sagte er zu Woodward, „dieser Vogel hat sich, ich weiß nicht wie, in einen Gepäckwagen verlaufen. Ich habe auch Frau und Kind zu Haus und denke, die Henne würde der Wöchnerin für ein paar Wochensuppen gute Dienste thun."

„Hast Recht, mein Sohn," erwiderte der Arzt, „gieb die Henne der alten Frau, — aber

Sie, Großmutter, nein Urgroßmutter, machen Sie die Suppen erst in einigen Tagen, und nur, wenn gar kein Fieber sich einstellt. Sie sind ja eine erfahrene Frau."

„Ich werde Alles gut besorgen."

„Und nun vorwärts," rief Logan, „wieder hinein in Kampf und Krieg, das Kind aber und Euch Frauen beschütze der Himmel!"

Fort ging es, und in der Hausthür kniete die alte Frau nieder und rief mit gefalteten Händen den Abziehenden nach: „Ihr seid elende Yankees, aber ich bete für Euch."

Frauenzeitung.

„Dein bestes Glück, o Menschenkind,
Berede dich mit nichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind;
Es sind erfüllte Pflichten."

Das Dor'le über Vergnügen. Es wird heut zu Tage viel geklagt über harte Zeiten; wenn man aber an die großen Summen Geldes denkt, die jährlich für Vergnügungen ausgegeben werden, so sollte man meinen, das Geld wäre im Ueberfluß vorhanden.

Wenn man bedenkt, daß sehr viel von diesem Gelde von der Arbeiterklasse kommt, so kann man sich nicht wundern, daß gerade von dieser Klasse, so viele Klagen gehört werden. Der Mann, welcher seinen sauer verdienten Lohn in der Loge u. s. w. verbraucht, und das Uebrige am Sonntag noch durchbringt, klagt, daß seine Familie darben, und oft beinahe das Allernöthigste entbehren muß. Der junge Mann, der mit seinem guten Lohn kaum durchkommt, klagt, daß er nicht auskommen kann, und wie oft wird die Ehrlichkeit noch dazu auf dem Altar dieses Götzen — Vergnügen — geopfert!

Das Mädchen klagt ebenfalls, daß ihr Lohn nicht ausreicht, zu was? Um sich in den Strudel des Vergnügens hinein zu werfen.

Wir wollen hier nicht die Arbeiterfrage verhandeln; aber wir wollen nur dies sagen, daß die Arbeitsgeber gerade so viel Ursache zur Klage haben, als die Arbeiter.

Wie kann ein Mann Zufriedenheit geben in seiner Arbeit, wenn er Nächte nach Nächte durchbringt im Vergnügen und den Sonntag, den er zur Ruhe und Erholung so nöthig hat, im Saus und Braus der Sünde verlebt!

Mancher junge Mann, der alle seine Kräfte und Talente nöthig hat, sich in seinem Geschäft zu entwickeln und was Ordentliches aus ihm zu machen, vergeudet diese kostbare Zeit, sowie seine Kräfte und seinen Lohn, den er einst so sehr nöthig hat.

Manche Dienstmädchen denken, es sei sehr hart von ihrer Frau, daß sie nach einer auf dem Tanzboden durchgebrachten Nacht eben doch die Arbeit thun müssen. Sie denken aber nicht, wie viele Geduld von Seiten der Frau es nimmt, mit einem solch' „ausgetanzten" und schläfrigen Mädchen die Arbeit zu thun.

Wir wollen hier nicht zu beweisen suchen, daß Alles, was die Welt dem Menschen in der Gestalt des Vergnügens bietet, Sünde ist. Und da das Verlangen in unserer Zeit so krankhaft ist, so hat die Kirche besonders nöthig, ihre Augen offen zu halten, und unsere Jugend vor diesem Uebel zu bewahren. Es ist leider bei vielen Kirchenleuten dahin gekommen, daß sie glauben, um ihre Jugend der Kirche zu erhalten, müßten sie weltliche Vergnügungen in die Kirche einführen. Man borgt sozusagen von der Welt. Dies ist sehr gefährlich, und obendrein sehr sündlich.

Was die Kirche der Jugend bietet, und die unschuldigen Freuden und Genüsse, die sie haben, sind hinlänglich, um irgend einen vernünftigen Menschen zu befriedigen. Und wenn die Jugend der Kirche klagt, daß sie keine Genüsse habe, so ist es ihre eigene Schuld.

Wir wollen hier nur einige aufzählen, die wir nebst den schönen Gottesdiensten haben können in einer jeden Gemeinde: Vereine unter der Jugend — Jungfrauen-Vereine, Jünglings-Vereine, Literarische- und Missions-Vereine.

Die Welt kennt die Macht der Vereine und es liegt viel darin, in Vereinen mit einander bekannt zu werden. Der Austausch der Gedanken bringt dem, der sich im rechten Geiste daran betheiligt, viel Vergnügen.

Die glücklichsten Menschen sind die Gleichmüthigen, die immer eine stille Freude und Frieden im Innern haben und sozusagen von einer unsichtbaren Quelle trinken. Ein solcher Mensch muß schon in seiner frühen Jugend, diese Quelle kennen lernen.

Es ist die Mutter, die in dieser Beziehung, wie bei allem Guten, das in des Kindes Seele gepflanzt wird, die Saat zu säen hat. Der große Napoleon sagte, die Zukunft des Kindes sei in der Arbeit der Mutter zu suchen. John Quincy Adams sagt: „Alles, was ich bin, habe ich meiner Mutter zu verdanken. Die Mutter hält den Schlüssel zu des Kindes Seele in ihrer Hand, sie ist es, die den Charakter des Kindes bildet, entweder zum Guten oder zum Bösen.

Es liegt deßhalb an der Mutter, den Grund zu einem glücklichen Gemüthe zu legen. Wecke in dem Kinde Geschmack zum Guten und Schönen, mache ihm die Kinderjahre so glücklich als möglich; betheilige dich am Spiel der Kinder, lerne sie die Schönheiten der Natur schätzen, laß die Bilderbücher und Geschichtenbücher auf deinem Tische liegen und du wirst den Grund legen in deinem Kinde, der nicht von der Welt zu borgen braucht, um glücklich zu sein.

Es liegen viele verborgene Kräfte sowie auch Leidenschaften und Begierden in eines Kindes Seele. Wenn nun diese Kräfte zum Guten geweckt, die Leidenschaften in ihrem ersten Keime erstickt, und die Begierden in mäßige und reine verwandelt werden, wie kann es anders sein, als daß ein auf diese Weise erzogenes Kind, dann auch als Jüngling und Jungfrau der Sünde Widerstand leisten kann?

Es ist etwas in des Menschen Seele, wo es heißt: „Es ist stille geworden." Diese Stille kann das Kind schon erfahren. Wenn der, welcher zu dem stürmischen See sagte, sei stille, auf unser stürmisches Herz seinen Friedens-Hauch weht, so müssen sich die wilden Elemente legen und dies kann schon ein Kind erfahren. Unser Gott ist ein treuer Vater, er wird dem Kinde, das so seiner Stimme gehorcht, die wahren Freuden

geben. Und auch dem Jüngling, dem Mann und dem Greis. Und was er gibt ist rein und bringt uns keine Gewissensbisse.

Liebe Mutter, versäume deßhalb nicht einen freudigen und immer fröhlichen Geist in deinen Kindern zu wecken.

Das Leben ist zu kurz und die Zeit viel zu köstlich, um sie mit sündlichen Vergnügungen zu vergeuden. Ein junger Mensch braucht alle seine Zeit, seine Kräfte, sowie auch seine Mittel, um etwas Tüchtiges in der Welt zu werden, und es hat gewiß noch Niemand gereut, wenn er im Alter zurückblicken konnte auf sein Leben und sagen: Ich habe nie etwas für sündliche Vergnügungen ausgegeben—ich habe meine Zeit und meine Talente zu meinem, wie zu meiner Mitmenschen Wohl verwandt. Meine Gesundheit, sowie mein Wohlergehen habe ich diesem zu verdanken.

Einen Schinken geschmackvoll zu kochen. Nachdem er in warmem Wasser gut gewaschen ist, bring ihn in kochendes Wasser auf das Feuer, laß ihn nun ganz langsam, je nach der Größe, 3--4 Stunden kochen. Dann laß ihn in der Brühe liegen bis er kalt ist.

Eine andere Weise: Man nimmt ihn gleich heraus, sobald er weich ist, legt ihn in kaltes Wasser und zieht die Haut ab, und legt ihn dann in eine Bratpfanne und bestreut ihn ganz dick mit Brosamen und stellt ihn in den Backofen und läßt ihn ganz gelb braten, ungefähr eine halbe Stunde.

Den Schinken im Bäckerbackofen zu backen, ist eine der besten Methoden.

Geräucherte Zunge. Wird ebenfalls wie Schinken in warmem Wasser rein gewaschen und dann im kochenden Wasser aufgesetzt und etliche Stunden ganz langsam gekocht. Man läßt sie in dem Wasser liegen bis sie kalt ist.

Möbel rein zu erhalten von Fingerflecken und Staub. Nimm ein Hirschfell und tauche es in warmes Wasser, in welches man einen kleinen Löffel Ammonia gethan hat. Mit diesem nassen Fell wasche nun deine Möbel und Spiegel und Bilderrahmen. Es gibt allen einen schönen Glanz.

Der schwarze Mann. Wie oft hört man kleinen Kindern gegenüber die Drohung: „Wenn du nicht gehorchst, kommt der schwarze Mann!" Wohl nie überlegt sich eine so unbedachte Wärterin, welches Unheil sie damit anrichtet. Erst durch solch' thörichtes Gebahren lernt das von Natur furchtlose Kind sich fürchten!

Jede Mutter weiß, welche Rolle die Einbildungskraft bei Kindern spielt. Und wie erfinderisch sind manche Mütter, Großmütter und Wärterinnen darin, die Phantasie der Kleinen mit haarsträubenden Hexen- und Zaubergeschichten, mit Zerr- und Schreckbildern zu beleben, daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn solch' ein Kind nicht wagt, Abends über den finstern Hausflur oder nach Sonnenuntergang bis zum Nachbar zu gehen. Das Kind glaubt ja hinter jedem Baum oder in jeder finstern Ecke einen Räuber oder Kobold zu sehen.

Die Mutter sollte alles unterlassen, was die ohnehin rege Einbildungskraft des Kindes übermäßig anstrengen würde. Sie verbiete der Wärterin auf's Strengste, das Kind mit furchterregenden Erzählungen zu unterhalten. Wo es aber thunlich ist, lasse man das Kind die ihm Furcht einflößenden Gegenstände genau betrachten und erkläre ihm die Ursache jeder Erscheinung, welche das Kind erschreckt hat. Mit ganz andern Blicken wird ein Kind einem Gewitter beiwohnen, wenn ihm Ursache und Nutzen desselben erklärt worden ist. Bei kleinen Kindern genügt in den meisten Fällen, selbst keine Furcht zu zeigen.

Ein weiteres Mittel die Aengstlichkeit in den Kindern zu beschwichtigen, besteht aber darin, Gottesfurcht in das kindliche Herz zu pflanzen. Es weiß dann, daß es nie allein, sondern stets unter Gottes Schutz ist, von dem Alles, auch das ihm Unbegreifliche, kommt.

Eine gute Fleischsuppe. Die Franzosen behaupten, daß Niemand außer ihnen im Stande sei eine wirklich gute Bouillon herzustellen und doch bedarf es nur der hinreichenden Aufmerksamkeit, um dieses Ziel zu erreichen. Eine gute Suppe wird allein durch die Bereitung erzielt; es kommt dabei weniger auf Qualität des Fleisches—älteres, mageres Fleisch gibt die besten Suppen—selbst nicht einmal auf die Quantität desselben an. Um rationell und dabei möglichst sparsam zu verfahren, setzen wir das Fleisch, nachdem dasselbe sowie auch die Knochen, klein geschnitten und zerhauen sind, in kaltem Wasser auf's Feuer und lassen es langsam erwärmen. Nicht heftiges, sondern gelindes, langes Kochen gibt die beste Suppe, obwohl man nur zu häufig der Vernachlässigung dieser Maßregel begegnet. Nach einiger Zeit wird der sich auf der Oberfläche bildende, aus Eiweißflocken bestehende Schaum abgeschöpft und das erforderliche Salz hinzugethan. Das nöthige Wurzelwerk gibt man nicht früher, als eine Stunde vor dem Anrichten in die Brühe, da dieselbe sonst leicht einen zu strengen, unangenehmen Geschmack enthält. Auch die Anwendung des braunen Zuckers zum Bräunen der Suppe ist dem Geschmack derselben nicht vortheilhaft. Will man eine dunklere Farbe haben, so ist der Zusatz von etwas Liebig'schem Fleischextrakt empfehlenswerther. Die schmackhaftesten Suppen sind diejenigen aus gemischtem Fleisch, wie Rind, Hammel, Huhn. Hat das Fleisch die hinreichende Zeit gekocht, so ist auf diese Weise aller Saft desselben der Brühe einverleibt und der ausgekochte Rückstand enthält kaum noch einen Nahrungsstoff. Man nimmt nun das Fett ab, gießt die Suppe durch ein Sieb und erhitzt sie nochmals. Soll die Suppe klar genossen werden, so läßt man sie immer kochen. Dies ist die Grundlage aller Fleischbrühsuppen auf der die mannigfachen Veränderungen basiren.

In den Vereinigten Staaten nimmt die Zahl der Frauen und Mädchen, welche sich ihren Lebensunterhalt außerhalb des Hauses verdienen, von Jahr zu Jahr zu. Das nationale Erziehungsbureau ist gegenwärtig damit beschäftigt, genaue Angaben darüber zu sammeln. Am 1. Juli 1886 waren es nicht weniger als 3 Millionen weiblicher Personen, die sich auf solche Art ihr Brod erwerben; davon sind 600,000 auf dem Lande mit Feldarbeiten beschäftigt, namentlich in den Baumwolldistrikten des Südens, 640,000 arbeiten in den Fabriken, 530,000 in Waschanstalten, 280,000 sind Putzmacherinnen, 200,000 Kleidermacherinnen, 60,000 arbeiten in den Herrenschneiderwerkstätten und 690,000 sind Verkäuferinnen, Lehrerinnen, Telegraphistinnen, Buchführerinnen und Bonnen; ferner gibt es in der Union über 2500 weibliche Aerzte.

Wer wird endlich noch kochen wollen?

Zwei der Haupteigenschaften eines Christen sind Geduld und Verträglichkeit. Geduldig im Leiden, in Verfolgung, in Trübsalen, in Nöthen, in Kämpfen ꝛc. Verträglich gegen die Welt, gegen Feinde und gegen anders denkende Mitchristen ꝛc. Das Wort ermahnt uns, uns in diesen Stücken zu üben. Wie sehr aber eine solche Uebung noth thut, zeigt uns der im Allgemeinen sich kundgebende Mangel an diesen Eigenschaften.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Der stattliche Pfarrherr. Ein kleiner deutscher Fürst verlangte von Dr. Martin Luther, er solle ihm einen braven, frommen, beredten, gelehrten, im Jugendunterricht bewanderten, kurz einen mit allen Erfordernissen wohl ausgerüsteten Prediger, dem aber ein sehr geringes Gehalt ausgesetzt war, vorschlagen. Luther zeichnete einen Prediger auf ein Stück Papier und schickte es dem Fürsten mit den Worten: „Da haben Euer Gnaden einen stattlichen Pfarrherrn auf Euren Lumpendienst!"

Allerdings etwas scharf, aber richtig gesagt, und mag sich's jeder, der Leute sucht und braucht, hinter's Ohr schreiben.

Hüte dich. 1. Fange nicht an ohne Vorbereitung. Komme mit einer wohl bereiteten Lektion zur Sonntagschule. Wie kann einer lehren, der nicht erst gelernt hat? Aus Nichts kommt Nichts. Ich kenne Lehrer, die es an der Gewohnheit haben, jeden Sonntag Nachmittag oder Abend ihre nächste Lektion durchzulesen. Während der Woche halten sie dieselbe im Sinn, denken darüber nach, sammeln Illustrationen, lesen darüber, füllen sich so zu sagen mit der Lektion an und sind bereit, wenn der Sonntag kommt. Sie brauchen nicht erst dann zu sammeln, wenn sie geben sollen.

2. Lehre nicht über die Köpfe weg. Gebrauche einfache Sprache, ohne große Wörter. Laß deine Fragen und Erklärungen verständlich sein. Es ist eine Kunst, Fragen richtig zu stellen. Die Frage soll die Antwort nicht andeuten; sie soll auch nicht unklar oder irreleitend sein.

3. Erkläre nicht, was du nicht verstehst. Laß es lieber sein ohne Erklärung. Es gibt Dinge in der Religion, die noch kein Mensch ergründet hat. Es ist Gottes Religion. Manches ist für den Verstand, das kann erklärt und verstanden werden. Anderes wieder ist zu groß, hoch, breit und tief für den menschlichen Zollstab. Gottes Dasein, das Wesen der Dreieinigkeit, die Menschwerdung Christi, — das sind Wahrheiten, die wir wohl bewundern aber nicht erklären können.

4. Sei nicht trocken. Im Lehren, wie in der Landwirthschaft verdirbt zu viel trocken Wetter die Ernte. Man braucht nicht alles zu beweisen, man darf auch ein wenig malen. Jedermann liebt Bilder. Eine Anekdote, ein munterer Scherz, wenn er angemessen ist, eine kurze Geschichte, gut erzählt, erwecken das Interesse, berühren das Herz und beleben die Lektion.

5. Schelte nicht. Halte Ordnung. Halte die Zügel mit fester aber sanfter Hand. Bestehe auf Gehorsam, es ist ein wichtiger Theil deiner Aufgabe Gehorsam zu lehren, sei nur nicht verdrießlich und schelte nicht.

6. Wenn du fertig bist, hör' auf. Wenn du ein Brett befestigst und hast den Nagel am rechten Platz hineingetrieben, dann hör' auf. Fährst du mit Hämmern fort, so wirst du dem Nagel den Kopf abbrechen, dein Brett zerschmettern und dein Werk verderben. Kinder sind klein. Spurgeon sagt: „Kleine Gefäße sind bald gefüllt."

Vor einer Kirchthüre. Es war Sonntag, und die Leute gingen zum Gottesdienst, denn die Glocke hatte längst geläutet. Geradeüber war eine Schenke, und davor saß ein Matrose, hatte die Arme über die Brust gekreuzt, die Cigarre im Munde und sah verächtlich d'rein, wie die Menschen zur Kirche gingen.—Da kam auch ein Mann des Weges mit seinem Gesangbuch unter dem Arm, ging an dem Matrosen vorbei, sah ihn zufällig an, und der Matrose sah ihn auch an mit einem Lächeln, als dächte er: Du armseliger Narr, was läufst du doch in die Kirche!

Der Mann verstand diesen Blick sehr wohl und wurde nicht zornig, sondern blieb stehen und fragte: „Freund, willst du nicht mit in die Predigt?"

„Nein!" brummt jener barsch, wendet sich um und bläst den Cigarrendampf über die Schulter.

Der Mann fährt aber fort: „Freund, du mußt böse Tage gehabt haben;—lebt deine Mutter noch?"

Der Matrose betroffen, blickt dem Fremden ins Angesicht und schweigt stille.

„Wenn deine Mutter hier wäre," fährt er fort, „die würde sehr traurig sein!"

Weiter sagte er nichts und ging der Kirche zu. Der Matrose aber sah starr vor sich hin und saß lange in Gedanken. Darauf stand er auf, die Cigarre fiel ihm aus der Hand; er ging langsam über die Gasse und ist in der Kirchthüre verschwunden. — In dem Herzen muß was vorgegangen sein! Was? ich kann's wohl ahnen. Das eine Wort „Mutter" hat ihm die Seele getroffen.

Dies und das für Sonntagschul-Lehrer. Daß die Sonntagschule die häusliche Erziehung nicht ersetzt, wird wohl von Niemand bezweifelt werden; aber das Verfahren mancher Eltern möchte doch schließen lassen, daß man sich in der Sonntagschule einen bedeutenden Ersatz für die Erziehung „in der Furcht und Vermahnung zum Herrn" verspricht. Sie ist eben im Vergleich zur Tagschule und häuslichen Erziehung nur eine Stunde zur ganzen Woche. Mag wohl mancher Sonntagschul-Lehrer schon gedacht haben, wenn ihm bei den wilden Rangen die Geduld auslaufen wollte: „Könnte ich nur die häuslichen Verhältnisse dieser Knaben umgestalten, wie viel leichter würde die Arbeit hier in der Sonntagschule sein!"

Aber ist es den also Entmuthigten auch schon in den Sinn gekommen, daß Sonntagschulen alsdann nicht halb so nothwendig wären, als sie es jetzt sind? Viele unserer Schüler empfangen ihre einzige religiöse Anregung in der Sonntagschule — und ein Segen ist es, daß ihnen die zu Theil wird.

Man sei praktisch. Selbstverständlich muß unsern Kindern in der Sonntagschule so viel biblische Geographie und Geschichte beigebracht werden, als das Verständniß der Lektionen erheischt und die kurze Zeit zuläßt. Aber wer da glaubt, mit diesem erklärungsweisen Unterricht Alles gethan zu haben, was nothwendig ist, der irrt gewiß. Kein Sonntagschulunterricht ist vollständig und erreicht den Zweck, der den Kindern nicht wenigstens eine praktische Wahrheit bezüglich ihres eigenen religiösen Lebens beibringt.

Ein unbekannter junger Mann trat eines Sonntages in ein Sonntagschul-Lokal und nahm Antheil an dem Klassenunterricht. Er schien jedoch während der Erklärung der Lektion ganz theilnamlos.

Als aber der Sonntagschul-Lehrer die praktische Anwendung der Lektion machte, wurde er ganz Ohr und stellte eine Frage über die andere. Späterhin erfuhr der Lehrer, daß dieser junge Mann recht viel Mißgeschick gehabt und bis zur Verzweiflung getrieben

worden sei, und daß er gerade um diese Zeit die Sonntagschule besuchte, wodurch möglicher Weise sein Leben in neue Bahnen geleitet wurde. Der Lehrer sollte mit der Ueberzeugung vor seine Klasse treten, daß diese jungen Leute vom Sonntagschulsaal wieder in's Alltagsleben hinaustreten, um während einer andern Woche allerlei Versuchungen und Kämpfe zu bestehen. Wie nothwendig, daß sie in der Sonntagschule und zwar durch den herzlichen Appell des Lehrers vermittelst der Lektion dazu einen heiligen Talisman mit auf den Weg bekommen.

Illustrationen. Geschichten werden nicht nur von Kindern geliebt. Man kann sie bei größeren Klassen ebenso gut verwenden.

Erstens sollte sich jeder Lehrer ein Notizbuch besorgen, um sich darin wichtige Begebenheiten aus dem Leben zu notiren. Z. E.: Ich hörte einmal die folgende Geschichte von General Wallace, dem Verfasser von „Ben Hur." Der erwähnte General Wallace ging einmal zu einer Versammlung, welche ein bekannter Gottesleugner über die „Irrthümer Moses" anreden wollte. Er beschloß darauf, die Bibel durchzulesen, um sich dann selber von der Wahrheit zu überzeugen. Er wurde dabei aber so fest überzeugt von der Wahrheit der Schrift und das Evangelium wurde ihm so köstlich, daß er dasselbe für sich als Lebenscompaß erkor. Mein Notizbuch enthielt von dieser Geschichte nur die folgenden Andeutungen: „Ben Hur—Ingersoll—Alles verkehrt—Umgekehrt."

Zweitens sollte jeder Lehrer sich ein sogenanntes Scrapbook halten, um Zeitungsausschnitte und dergleichen, was ihm wichtig genug dünkt, darin aufzukleben. Ein wenig Mühe ist's, sich auf diese Weise eine Sammlung von Anekdoten, Illustrationen 2c. aufzuspeichern, aber es ist der Mühe werth.

Ungekünstelter Unterricht. Der unwillkürliche oder unerkünstelte Unterricht ist nach Allem doch der eigentliche Unterricht. Nicht was wir uns etwa vorgenommen haben zu lehren, sondern was uns ohne alle Absicht entschlüpft, wird oft am besten behalten und stiftet den meisten Segen. Nicht die Predigt über Ehrlichkeit, wohl aber die redliche Handlungsweise überzeugt unsere Zuhörer.

Sehr treffend hat noch nicht kürzlich ein Lehrer des „Wortes" einem sehr gelehrten Ungläubigen auf die vielen Einwendungen, die dieser gegen den christlichen Glauben machte, geantwortet: „Seien Sie nur ganz ehrlich," sagte jener Lehrer; „das Evangelium Christi ist ihnen darum unbequem, weil Sie sich Ihre Sittlichkeit selbst gemacht und keine Lust haben, nach der Forderung der Schrift ihr Fleisch zu kreuzigen. Alles, was Sie da vorbringen, um mich zu überreden, Ihre wissenschaftliche Ueberzeugung sei wider den Bibelglauben, ist im Grunde nur ein Feigenblatt, um Ihre Abneigung gegen den sittlichen Ernst der Bibel auf eine anständige Weise zu verstecken."

Der Mann auf der Mauer. Dort schreitet ein Mann auf einer hohen Mauer einher. Auf seiner Schulter trägt er eine scharfgeladene Büchse. Was will er dort oben? Den Vögeln näher zu kommen, um sie zu schießen? Mit nichten. Das Wild, dem er nachstellt, entwischt nicht im Fluge, ergreift aber desto häufiger das Hasenpanier. Innerhalb der Mauer ist ein seltsam begrenzter Hof und in dem Hofe ist ein massives Gebäude mit dunkeln Zellen. Der Mann auf der Mauer aber hält die Wache, damit kein Insasse dieser Zellen entlaufe. Seine Aufgabe ist es und dafür wird er bezahlt, dafür zu sorgen, daß Keiner herauskommt von denen, die da drinnen sitzen.

Das erinnert an einen Mann, dessen Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, daß Niemand hineinkommt. Der eine will den Verbrecher reformiren, der Andere das Verbrechen verhüten. Dieser letztere trägt keine Büchse auf der Schulter, seine einzige Waffe ist die Bibel in der Hand. Er besteigt keine hohe Mauer. Seine Sphäre ist innerhalb einer Klasse Knaben. Er sucht in die Gemüther derselben Grundsätze zu pflanzen, die vor der Verbrecherlaufbahn bewahren. Welcher von diesen beiden leistet wohl dem Staate mehr Nutzen: Der bezahlte Staatsbeamte oder der Sonntagschullehrer, der seine Arbeit der Liebe unbezahlt verrichtet.

Die Thaten Gottes reden für sich selbst und bedürfen nicht unsrer doktrinären Rechtfertigung; lassen wir sie nur zu Worte kommen; treiben wir mehr Evangelistik als Dogmatik und erzählen statt zu dociren. Ganz speciell gilt das von der Geschichte des Lebens Jesu. Es gibt keine erhabenere, tiefsinnigere, inhaltsreichere Geschichte als diese, und mächtiger als die scharfsinnigsten dogmatischen Definitionen, Begriffsentwickelungen und Beweisführungen erzeugt und stärkt diese Geschichte den Glauben an die Gottheit Jesu von Nazareth und an die Erlösungskraft seines Leidens und Sterbens. So hat nie ein Mensch geredet, gehandelt, gelitten, wie Jesus von Nazareth. Es ist oft überraschend, welch einen Eindruck auf die Zuhörer aller Klassen es macht, so ihnen einzelne Züge des Lebensbildes Jesu psychologisch vermittelt, lebendig und anschaulich vorgeführt werden.

Pünktlichkeit und Treue. Die Londener Sonntagschul-Union besitzt in einem ihrer vier Sekretäre einen Mann, der berühmt ist wegen seiner Pünktlichkeit und Treue. Er ist schon siebenzig Jahre alt, aber seine Rechtschaffenheit und die Gründlichkeit seiner Arbeit kann nicht übertroffen werden. Sein Wort ist so gut wie ein Eid und es macht ihm Freude allen Anforderungen pünktlich nachzukommen. Er ist der befriedigendste Correspondent, wenn du in deinem Brief sechs Fragen an ihn stellst, so wird er dir mit sechs Antworten erwidern.

Berührst du in einer Unterredung fünf Punkte, über welche du Aufschluß wünschest, so erhälst du innerhalb 24 Stunden oder sobald er sich darüber erkundigen kann, einen Brief wie folgt: „In Bezug auf die erwähnten fünf Punkte" 2c. und dann folgen sie alle der Reihe nach, nebst allem, was er darüber zu sagen weiß.

Wird ihm von einem Committee eine Arbeit übertragen, so thut er sie und stattet dann einen ausführlichen Bericht darüber ab.

Dieser Charakter und die Gemüthsart, die zu solchem Charakter führt, sollten ernstlich empfohlen werden. Die Hast und Unruhe und die bewegliche und vielfältige Beschäftigung des amerikanischen Volkes, drohen den Geschäftscharakter zu verderben. Ungenauigkeit und Nachlässigkeit im Kleinen erzeugt Untreue im Großen.

Hierin liegt eine moralische Lehre, die der Sonntagschul-Lehrer nicht übersehen sollte.

Bedingungen des erfolgreichen Lehrens. Um seinen Schülern eine Sache wichtig machen zu können, muß der Lehrer selbst von ihrer Wichtigkeit durchdrungen sein. Eine Lektion, die ihm nicht eine Quelle der Schönheit und des Genusses ist, wird auch ihnen

trocken, geschmacklos und nutzlos sein. Denn Niemand giebt mehr, als er hat.

Hieraus ergiebt sich das Bedürfniß, die Lektion, welche gelehrt werden soll, so sorgfältig und gründlich zu studiren, daß man ihren Werth und ihre verborgene Schönheit entdeckt und von ihnen begeistert wird. Dann wird der Vortrag in der Klasse nicht trocken und schwerfällig, sondern eine genußreiche Beschäftigung sein. Ein derartiges Studium der vorgeschriebenen Lektion setzt ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung, allgemeiner Belesenheit und geistiger Thätigkeit voraus, wodurch der Geist fähig ist, einen Schatz von Ideen, Thatsachen und Grundsätzen sich anzueignen. Dann erst wird er im Stande sein, lebendig, ausführlich und deutlich zu lehren. Dann wird auch sein Lehren eine frische und erfolgreiche Thätigkeit sein.

Sonntagschul-Lektionen.

Isaaks Opferung.

Sonntag, 6. März. 1 Mos. 22, 1--14.

1. Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hie bin ich.

2. Und er sprach: Nimm Isaak, deinen einigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija; und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde.

3. Da stand Abraham des Morgens frühe auf und gürtete seinen Esel, und nahm mit sich zween Knaben und seinen Sohn Isaak, und spaltete Holz zum Brandopfer, machte sich auf, und ging hin an den Ort, davon ihm Gott gesagt hatte.

4. Am dritten Tage hub Abraham seine Augen auf, und sahe die Stätte von ferne;

5. Und sprach zu seinen Knaben: Bleibet ihr hie mit dem Esel; ich und der Knabe wollen dorthin gehen; und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen.

6. Und Abraham nahm das Holz zum Brandopfer, und legte es auf seinen Sohn Isaak; er aber nahm das Feuer und Messer in seine Hand, und gingen die beide miteinander.

7. Da sprach Isaak zu seinem Vater Abraham: Mein Vater! Abraham antwortete: Hie bin ich, mein Sohn. Und er sprach: Siehe, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?

8. Abraham antwortete: Mein Sohn, Gott wird ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Und gingen die beide mit einander.

9. Und als sie kamen an die Stätte, die ihm Gott sagte, bauete Abraham daselbst einen Altar, und legte das Holz drauf, und band seinen Sohn Isaak, legte ihn auf den Altar oben auf das Holz,

10. Und reckte seine Hand aus, und fassete das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete. Jak. 2, 21.

11. Da rief ihm der Engel des Herrn vom Himmel und sprach: Abraham, Abraham! Er antwortete: Hie bin ich.

12. Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben, und thu ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines einigen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen. Röm. 8, 32.

13. Da hub Abraham seine Augen auf, und sahe einen Widder hinter ihm in der Hecke mit seinen Hörnern hangen; und ging hin, und nahm den Widder, und opferte ihn um Brandopfer an seines Sohnes Statt.

14. Und Abraham hieß die Stätte: Der Herr siehet. Daher man noch heutiges Tages saget: Auf dem Berge, da der Herr siehet.

Biblischer Grundgedanke. „Gott wird ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer." 1. Mos. 22, 8.

Einleitung. Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen seit der Vertilgung Sodoms. Die Verheißung, welche der Herr Abraham gab, war längst in Erfüllung gegangen; Isaak war zum jungen Mann herangewachsen.

Abraham lebte in Frieden mit den Bewohnern des Landes und erfreute sich eines ruhigen Lebensabends. Noch war er stark und kräftig, obgleich er ein Alter von Einhundert und fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte. Er schaut hoffnungsvoll der Zukunft entgegen. Da kommt plötzlich die schwerste Glaubensprobe über ihn — Gott fordert von ihm die Opferung seines einzigen Sohnes Isaak zum Brandopfer.

Erklärung.

V. 1. 2. Viele Jahre lang hatte Abraham auf den verheißenen Samen, in welchem die göttliche Verheißung ihm erfüllet werden sollte, geharret. Endlich hatte der Herr ihm den ersehnten Leibeserben gegeben. Nun dieser zum Jüngling herangewachsen ist, ergeht an Abraham das Wort des Herrn, den einzigen, ihm als Erben der Verheißung gegebenen Sohn im Lande Morija auf einem Berge, der ihm gezeigt werden soll, Gott als Brandopfer darzubringen. Dieses Wort kam von dem persönlichen, wahren Gotte, welcher ihn, nach den vielen Geschichten seines Lebens, versuchte, d. h. zur Prüfung und Bewährung seines Glaubens das Opfer des einzigen, geliebten Sohnes von ihm forderte.

Der Ausgang dieser Begebenheit zeigt, daß Gott nicht die Opferung Isaak's durch Schlachtung und Verbrennung auf dem Altare verlangte, sondern nur die völlige Hingabe des Sohnes und die Bereitwilligkeit, denselben auch durch den Tod Gott zu opfern.

Dennoch lautete der göttliche Befehl so, daß Abraham ihn nicht anders, als von einem äußerlich zu vollziehenden Brandopfer verstehen konnte. Abraham war auch nicht im Stande, die völlige Hingabe Isaak's anders zu bethätigen, als durch die thatsächliche Bereitheit, das verlangte Opfer wirklich darzubringen. Daher dieser Befehl Gottes an ihn.

V. 3. 4. Abraham nahm seine Vernunft gefangen unter dem Gehorsam des Glaubens. Er zweifelte nicht an der Wahrheit des Wortes Gottes, das er auf eine innerlich ihm untrügliche Weise vernommen hatte, sondern stand fest im Glauben. (Ebr. 11. 9).

Ohne sich mit Fleisch und Blut zu berathen, machte Abraham sich am frühen Morgen auf den Weg mit seinem Sohne Isaak und zwei Knechten, um dem göttlichen Befehl nachzukommen.

Ohne Zweifel waren die drei Tage seiner Reise bestimmt, ihm Zeit zu geben für den großen Kampf, der in seinem Innern vor sich ging. Es wird angenommen, daß die „Stätte" der Berg ist, auf welchem Salamo den Tempel baute. Siehe 2 Chron. 3, 1.

V. 5 — 8. Angesichts des fernen Berges ließ Abraham die Knechte mit dem Esel zurück, um mit Isaak allein den letzten schwersten Gang zu machen. Wie unendlich bedeutsam, heilig und furchtbar ihm die Opferstätte sein mußte, ist nur angedeutet. Was dort auf dem Berge vorgehen werde, sollen die Knechte nicht mit ansehen, weil sie dieses „Anbeten" nicht zu fassen vermögen, und der Ausgang ihm selber, trotz dem hinzugefügten: „wir wollen zu euch zurückkehren," noch in das tiefste Dunkel gehüllt ist.

Der weitere Gang wird V. 6—8 umständlich beschrieben, anzudeuten, welch' gewaltigen inneren Kampf jeder Schritt vorwärts dem Vaterherzen des Patriarchen gekostet! Er mit dem Feuer und mit dem Opfermesser in der Hand und der Sohn Opferholz auf seinen Schultern tragend — so gehen sie beide mit einander.

Die wenigen aber bedeutungsreichen Worte **„Mein Vater! mein Sohn!"** bezeichnen die Schwere des Ganges für Abraham, welche die Entschiedenheit seiner Opferwilligkeit nur um so mehr hervortreten läßt. Abraham will und kann dem Sohne den göttlichen Befehl noch nicht mittheilen, darum die ausweichende Antwort: „Gott wird sich das Opfer ersehen."

V. 9. 10. An der bezeichneten Stätte angekommen, baut Abraham einen Altar, legt das Holz auf ihm zurecht, bindet seinen Sohn und legt ihn auf das Holz des Altars und streckt seine Hand aus und nimmt das Messer, um seinen Sohn zu schlachten. Von einem Sträuben oder Jammern Isaaks wird nichts gesagt. Offenbar soll er damit als das willige Opferlamm bezeichnet werden.

V. 11—13. Der Engel schreitet ein. Denn nun weiß der Herr, daß Abraham gottesfürchtig ist, daß er seinen Glaubensgehorsam bis zur Opferung seines eigenen, geliebten Sohnes bewährt, das Opfer im Herzen schon vollbracht und der göttlichen Forderung volles Genüge geleistet hat.

V. 14. Nach diesem Dreinsehen Gottes benannte Abraham die Stätte: „Der Herr siehet," d. h. ersieht. Der Herr ersah, indem er in seinem Engel sich zu sehen gab, d. h. erschienen ist.

Praktische Gedanken.

Isaaks Opferung zeigt uns:

I. Abrahams Glaubensprobe V. 1. 2.

Der herrschende Grundgedanke in unserer Lektion ist die Vollendung des Glaubensgehorsams des Abraham in der Opferung seines Sohnes Isaak.

Gott hatte Abraham verheißen, daß in ihm alle Geschlechter der Erde gesegnet sein sollen. Aber er war kinderlos. Konnte Abraham Gott glauben, so lange er keinen Sohn hatte und menschlich geredet, keine Aussicht für einen Erben vorhanden war? Ja, Abraham glaubte dem Herrn und es ist ihm gerechnet zur Gerechtigkeit.

Nach langem, langem Harren war Isaak geboren, und wir sehen, wie ein neuer Lebenstag für den Patriarchen aufleuchtete. Die Verheißung Gottes ist erfüllt. Der Erbe ist vorhanden! Abraham sollte aber noch schwerer geprüft werden.

Kann er glauben, daß in ihm alle Geschlechter der Erde gesegnet sein sollen, wenn er ihm den Sohn der Verheißung hinwegnimmt? Gott „versuchte" Abraham! Er stellte ihn auf die schwerste Probe.

Isaak opfern! Verstehst du was das heißt — was das ist, von da an, wo das Opfer auf dem Altar gebunden — bis dahin, wo das Messer gezückt wird — bis dahin, wo nur noch eine Hand voll Asche übrig ist? — Wer will das genauer beschreiben? Es kann's wohl Niemand.

II. Abrahams Glaubensgehorsam. V. 3—10.

Wortlos gehorcht Abraham. — Er übt keine Kritik an dem göttlichen Gebot; er murrt nicht, klagt nicht, er fragt nicht einmal: „Herr, warum?" Er spricht nicht, weil er nicht kann. Unendlicher Schmerz macht stumm. Er braucht ja auch nicht zu sprechen. Handelt es sich ja doch darum, Gehorsam zu beweisen! Und das thut er.

Frühe des Morgens steht er auf und trifft die nöthigen Vorbereitungen. Er spaltete selbst das Holz zum Brandopfer; er sattelt selbst den Esel zur Reise. Drei Tage lang soll er reisen bis zur Stätte des Opferns. Er soll nicht im Sturm heiliger Leidenschaft das Opfer bringen. Er soll ganz und voll wissen, was er thut; er soll mit vollkommner Nüchternheit und ohne alle Ueberstürzung eingehen in den Weg und Willen Gottes. Nur auf diese Weise wird das Opfer vollwerthig.

Abraham wankt keinen Augenblick. Angesichts des Berges, auf dem das Opfer stattfinden sollte, ist er ruhig gefaßt, entschieden: „Wenn wir angebetet haben, kommen wir wieder!" Der Anstieg geschieht stillschweigend. Stille herrscht ringsumher.

Der Sohn unterbricht die Stille mit einer herzdurchbohrenden Frage. Ahnungslose Kinder können ihre Eltern mit ihren unschuldigen Fragen auf's Furchtbarste martern. Aber Abraham ist gefaßt. Er findet die rechte Antwort. Er baut den Altar, bindet den lieben Sohn auf das Holz des Altars, er erfaßt das Messer und reckt seine Hand aus, um den Todesstoß zu führen! — Das ist Gehorsam des Glaubens bis auf das Aeußerste.

III. Abrahams Glaubenslohn. V. 11—14.

Gott sieht, daß zwischen dem krampfhaften Erfassen des Messers und dem Todesstoß selbst kein Unterschied mehr ist. Das Opfer ist geschehen, obgleich es nicht dazu kommt. „Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest und hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen." Das ist der Lohn, den Abraham's Glaube ihm einbrachte! Der Verfasser des Ebräerbriefes sagt: „Abraham dachte, Gott kann auch wohl von den Todten auferwecken (Ebr. 11, 19). Dieses Denken wurde zum Schreien, das der Herr hörte und ehrte.

„Der Herr schaut drein." So nannte Abraham die Stätte. Ja, zur rechten Stunde schaut er drein und läßt sich spüren. Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Keiner wird zu Schanden, der dem Herrn auf's Wort folgt und sich ganz und gar auf ihn verläßt. Abraham nahm seinen Sohn wie vom Tode wieder. Vater und Sohn sind nun nicht nur mit ihrem Gott, sondern auch mit einander tiefer als bisher verbunden. Es lohnt sich, dem Herrn zu vertrauen! Um ihm aber zu vertrauen, müssen wir uns ihm ganz ergeben. D'rum laßt uns mit Angelus Silesius bitten:

„Höchster Priester, der du dich
Selbst geopfert hast für mich,
Laß doch, bitt' ich, noch auf Erden
Auch mein Herz dein Opfer werden.
Trage Holz auf den Altar
Und verbrenn' mich ganz und gar,
O, du allerhöchste Liebe —
Daß doch gar nichts von mir bliebe!

Andeutungen für Klassen. 1. Weise man hin auf Gottes Absicht in der Forderung, daß Abraham seinen Sohn Isaak opfere: 1) Abrahams Glaube an dem Herrn soll sich bewähren; 2) Er soll offenbar werden; 3) Die hohen Forderungen Gottes an uns in seinem Dienst sollen erkannt werden; 4) Christi Opfer sollte vorgebildet werden. 2. Mache man aufmerksam auf die Charakterzüge Abrahams: 1) Glauben; 2) Pünktlichkeit; 3) Ausdauer; 4) Entschiedenheit; 5) Ergebung. 3. Gott fordert von uns, daß wir ihm: 1) vertrauen; 2) gehorchen; 3) Alles weihen.

Sonntag, 13. März.

Jakob zu Bethel.

1 Mos. 28, 10—22.

10. Aber Jakob zog aus von Bersaba, und reisete gen Haran.
11. Und kam an einen Ort, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein des Orts, und legte ihn zu seinen Häupten, und legte sich an demselbigen Ort schlafen.
12. Und ihm träumete, und siehe, eine Leiter stund auf Erden, die rührete mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen dran auf und nieder;
13. Und der Herr stund oben drauf, und sprach: Ich bin der Herr, Abrahams, deines Vaters, Gott, und Isaaks Gott; das Land, da du auf liegest, will ich dir und deinem Samen geben.
14. Und dein Same soll werden, wie der Staub auf Erden, und du sollst ausgebreitet werden gegen den Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag; und durch dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden.
15. Und siehe, ich bin mit dir, und will dich behüten, wo du hinziehest, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht lassen, bis daß ich thue Alles, was ich dir geredet habe.
16. Da nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Gewißlich ist der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht,
17. Und fürchtete sich, und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! hie ist nichts anders, denn Gottes Haus, und hie ist die Pforte des Himmels.
18. Und Jakob stund des Morgens frühe auf, und nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, und richtete ihn auf zu einem Mal, und goß Oel oben drauf,
19. Und hieß die Stätte Bethel; vorhin hieß sonst die Stadt Lus.
20. Und Jakob that ein Gelübde und sprach: So Gott wird mit mir sein, und mich behüten, auf dem Wege, den ich reise, und Brod zu essen geben, und Kleider anzuziehen,
21. Und mich mit Frieden wieder heim zu meinem Vater bringen; so soll der Herr mein Gott sein;
22. Und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zu einem Mal, soll ein Gotteshaus werden; und Alles, was du mir giebst, deß will ich dir den Zehnten geben.

Biblischer Grundgedanke. „Gewißlich ist der Herr an diesem Ort." 1. Mos. 28, 16.

Einleitung.

Isaak war 60 Jahre alt, als ihm die Zwillinge Esau und Jakob geboren wurden. Der Charakter dieser Brüder war vom Grunde aus verschieden.

Esau war ein wilder Jäger. Jakob ein überlegender Ackersmann, der mit großem Scharfsinn sein Geschäft betrieb. Die Verschiedenheit des Charakters beider Brüder trat bald in einem besonderen Fall zu Tage, der für ihren Lebensgang entscheidend wurde.

Esau, einstmals ermüdet vom Felde nach Hause kommend, sieht bei Jakob ein Gericht Linsen und verlangt mit heftiger Gier davon zu essen. Diesen Heißhunger des Bruders benutzt Jakob dazu, sich von ihm sein Erstgeburtsrecht verkaufen zu lassen. Das Erstgeburtsrecht hatte die Bedeutung der Herrschaft über die Brüder und die ganze Familie und des Anrechts auf den Verheißungs-Segen, welcher den künftigen Besitz Canaans und der Bundesgemeinschaft mit Jehova in sich schloß.

Das wußte Jakob und ließ sich dadurch verleiten, der göttlichen Fügung vorzugreifen. Das wußte aber auch Esau und beachtete es doch nicht.

Als nun Isaak im Vorgefühle des nahen Todes seinem älteren Sohne den Segen ertheilen wollte, wußte Rebekka ihn zu hintergehen, und ihrem Liebling Jakob den Vaters-Segen zu sichern. Esau's Klagen und Weinen über den ihm entzogenen Erstgeburts-Segen verwandelte sich bald in tödtlichem Haß gegen den Bruder. Bald, — meint er — stirbt mein alter Vater, dann will ich Jakob umbringen. Als Rebekka von diesem Anschlage Kenntniß erhielt, rieth sie Jakob, zu ihrem Bruder Laban nach Haran zu ziehen und dort zu bleiben, bis des Bruders Zorn sich legen werde. Auf dieser Reise finden wir Jakob in unserer Sonntagschul-Lektion.

Erklärung.

Vers 10—12. Von Bersaba, wo Isaak damals weilte, Kap. 26, 23, nach Haran zu wandernd, traf Jakob auf einen Ort, wo er übernachten mußte, weil die Sonne untergegangen war. **„Er stieß an den Ort"** drückt die von Gott gefügte Wahl dieses Orts zum Nachtlager aus, welcher durch die folgende Gottesoffenbarung bekannt geworden ist. Es war eine lange, gefährliche Reise von 450 Meilen.

Die Himmelsleiter ist ein sinnvolles Bild der ununterbrochenen Gemeinschaft Gottes im Himmel mit den Seinigen auf Erden. Die Engel auf derselben auf- und absteigend, bringen die Bedürfnisse der Menschen zu Gott hinauf und Gottes Hülfe und Schutz zu den Menschen herab. Die Leiter stand auf der Erde da, wo Jakob einsam, von Menschen verlassen, arm und hülflos lag; oben auf ihr im Himmel steht der Herr und deutet ihm durch sein Wort das Bild, das er sieht.

Vers 13—15. Als dem Gott seiner Väter sich kundgebend, bestätigt er Jakob nicht nur alle Verheißungen der Väter in ihrem ganzen Umfange, sondern er verheißt ihm auch Bewahrung und Schutz auf seinem Wege und Zurückführung in die Heimath.

Weil aber die Erfüllung dieser Verheißung für Jakob noch in weiter Ferne liegt, so fügt Gott das sich fest verbürgende Wort hinzu: „Ich werde dich nicht verlassen, bis daß ich gethan haben werde, was ich dir geredet."

Vers 16—19. Nicht die Allgegenwart Gottes war Jakob unbewußt, sondern daß der Herr in seiner herablassenden Gnade auch hier fern vom väterlichen Hause und fern von den seiner Verehrung geweihten Stätten ihm nahe sei, das ahnte und wußte er nicht.

Diese Offenbarung sollte nicht allein dem Segen, mit welchem Isaak ihn aus seinem Hause entlassen — Kap. 27, 27—29 — das Siegel der göttlichen Bestätigung aufdrücken, sondern zugleich Jakob tief einprägen, daß, obschon der Herr ihm auch in der Fremde schützend und leitend nahe sein werde, doch das Land der Verheißung der heilige Boden sei, auf welchem der Gott seiner Väter seinen Gnadenbund aufrichten wolle.

Bei seinem Wegzuge aus diesem Lande sollte er einen heiligen Schauer von der Gnadengegenwart Gottes in demselben mit in die Fremde nehmen. Darum bezeugte ihm der Herr seine Nähe in einer Weise, die einen erschütternden Eindruck macht.

Am Morgen darauf richtete Jakob, um für die Folgezeit ein Gedächtniß der empfangenen Gotteserscheinung zu stiften, den Stein zu seinen Häupten zu einer Denksäule auf und goß Oel auf seine Spitze, um ihn zu einem Denkmale der ihm hier widerfahrenen Gnade zu weihen.

Zugleich gab er dem Orte dieser Begebenheit den Namen Bethel, d. i. Haus Gottes, wogegen die Stadt Anfangs Lus hieß. Bethel lag im Gebirge Ephraim, an der Straße von Jerusalem nach Sichem, 3½ Stunden nördlich von Jerusalem.

Vers 20—22. Jakob sprach das Gelübde aus: wenn Gott den zugesagten Schutz ihm auf seiner Wanderung erzeigen und ihn wohlbehalten in's väterliche Haus zurückführen werde, so sollte der Herr ihm Gott sein, der zur Denksäule aufgerichtete Stein zu einem Hause Gottes werden und der Herr von Allem was er ihm gebe, den Zehnten erhalten.

Dieses Gelübde enthält drei Punkte: 1) ist es nur eine Erklärung der vorhergehenden Verheißung; 2) ist es eine sehr bescheidene Erklärung derselben (Essen, Kleider); 3) betont er den Punkt am meisten, welchen die Verheißung zu seiner weiteren Prüfung dunkel gelassen hatte, nämlich im Frieden zum Hause seines Vaters zurückkehren zu dürfen.

Ueber die Erfüllung dieses Gelübdes erfahren wir aus Kap. 35, 7, daß Jakob nach seiner Rückkehr zu Bethel einen Altar baute und wahrscheinlich auch den Zehnten zu Brandopfern und Dankopfern und milden Gaben verwendete (Kap. 31, 54; 46, 1).

Praktische Gedanken.

Die Himmelsleiter.

Eine Leiter ist ein sehr gewöhnlicher Artikel, dessen man sich aber nur in solchen Fällen bedient, in welchen kein anderes Hülfsmittel zureichend ist. Während der Grundgedanke einer Leiter in den beiden Worten Verbindung und Gemeinschaft seinen Ausdruck findet, darf nicht übersehen werden, daß der Anblick einer Leiter die Schwierigkeit der Verbindung auf der einen Seite und anderseits das Mittel zur Ueberwindung dieser Schwierigkeit veranschaulicht.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verstehen wir den Traum Jakobs zu Bethel einigermaßen. Abraham, der Freund Gottes, bedurfte eines solchen Bildes nicht. Ihm war der Weg zum Heiligen offen und bekannt. Moses, der mit Gott von Angesicht zu Angesicht redete, wie ein Mann mit seinem Freunde redet, wußte von keiner Kluft zwischen ihm und seinem Gott. Der Psalmist konnte sagen: „Ich bleibe stets an dir!" (Ps. 73, 23).

Warum bedurfte Jakob dieser Erscheinung? Ach, es hatte sich eine große Kluft zwischen ihm und seinem Gott gebildet und kein Mittel zur Ueberbrückung derselben schien ihm vorhanden zu sein! Das Nachtgesicht sagte ihm nicht, es sei keine Kluft vorhanden. Im Gegentheil, seine Entfremdung von Gott wurde nur bestätigt. Wäre Jakob mit Gott vertraut und verbunden gewesen, würde er das Gesicht der Himmelsleiter nicht bedurft haben.

Wie aber war diese Kluft entstanden? Es war die Sünde, die den Erben der Verheißung von seinem Gott getrennt hatte. Lasset uns die feierlichen Worte des Herrn nie vergessen: „Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott von einander, und eure Sünden verbergen das Angesicht von euch, daß ihr nicht gehöret werdet." (Jes. 59, 2).

Die erste Frucht, die Jakobs Vergehen ihm einbrachte war – Täuschung und Unsicherheit — Er kann nicht länger im elterlichen Hause verbleiben; er ist seines Lebens vor seinem erzürnten Bruder nicht länger sicher. — Er muß fliehen! Durch die Beantwortung von drei Fragen lernen wir den Inhalt unserer Lektion in ihrer praktischen Anwendung besser verstehen.

I. Was war der Grundzug in Jakobs Charakter? Antwort: Er hielt sich für weit besser als er in Wirklichkeit war. — Nichts schadet der Entwicklung des Charakters so sehr, als Selbstüberhebung. Jakob mochte sich zwei Dinge zu Gute halten. **1.** War er der rechtmäßige Erbe der Verheißung und es war ihm darum zu thun, den Segen der Erstgeburt von seinem Vater zu empfangen. **2.** Er war ein „guter Junge" und braver Sohn seiner Mutter im Gegensatz zu seinem rauhen, wilden Bruder Esau, der auf der Jagd umherschweifte.

Gibt es nicht noch heute Sonntagschüler und erwachsene Leute, die diesen Charakterzug mit Jakob theilen. Es ist in der That schlimm mit uns bestellt, wenn wir glauben, daß wir besser sind als andere Leute. Gott bewahre uns vor solchem Wahne!

II. Mit welchen Gefühlen und Ueberzeugungen verließ Jakob das elterliche Haus? Betreffs seiner Stellung zu seiner Mutter, seinem Vater und seinem Bruder, war er überzeugt, daß man ihn ausgefunden hatte, in seiner Unehrlichkeit und Hinterlist.

Gerade darum, weil er sein wollte, was er nicht war, war er in den Augen seines Bruders so tief gesunken, daß er ihn zu tödten beschlossen hatte.

Die Welt und der Teufel gehen besonders rücksichtslos mit Solchen um, die sich in ihrer Frömmigkeit verstellen. Jakob muß fliehen! Ohne Kameele, ohne irdischen Besitz, ohne Knechte, ohne Begleiter, geht er mit leerer Hand hinaus in die weite Welt. In seiner eiligen Flucht nimmt er nur seinen Stab mit auf den 450 Meilen langen Weg nach Haran.

Wie arm, leer und von allem Guten ausgezogen muß sich Jakob auf seiner einsamen Wanderung vorgekommen sein! Mit Einbruch der Nacht befand er sich in äußerer und innerlicher Finsterniß und Schrecken. Der Weg der Untreue und des Ungehorsams ist hart. Wohl dem, der wie Jakob, zu dieser Einsicht gelangt!

III. Wie ging der Herr mit Jakob um? Er zeigte ihm die Himmelsleiter! Warum das? Jakob soll erkennen, daß der sich mit ihm verbinden wolle. Diese Leiter spricht den lebendigen Verkehr zwischen Himmel und Erde aus.

Die Himmelsleiter von oben nach unten, bezeichnet die Offenbarungen, Worte und Verheißungen Gottes und die Himmelsleiter von unten nach oben, bezeichnet den Glauben, die Seufzer, Bekenntnisse und Gebete. Die auf- und niedersteigenden Engel sind die Boten und die Sinnbilder der Wahrheit eines persönlichen Verkehrs zwischen Gott und den Menschen, Jakob soll erkennen, daß der Herr ihn, trotz seiner Untreue, nicht verlassen habe, das sieht er auch ein, wie heilig wird ihm diese Stätte! Es ist ihm Gottes Haus und die Pforte des Himmels! Er betet an und opfert; er errichtet die Denksäule; er macht ein Gelübde und weiht sich auf's Neue seinem Gott.

Andeutungen für Klassen. Man greife in der Schilderung zurück und betrachte, was sich bei der Ertheilung des väterlichen Segens zutrug: Esau's Zorn und ausgesprochenes Rachegefühl,—Jakobs Flucht,— die Reise, — Jakobs äußerliche Verhältnisse, — innerer Zustand. Sein Nachtlager. Schildere den Ort. Jakobs Traum. Warum hatte Jakob diesen Traum. Siehe praktische Gedanken. — Was Jakob sah, hörte, was ihm verheißen wurde. — Wirkung des Traumes auf Jakob beim Erwachen. Ausruf. Gelübde.

Man könnte auch das Sinnbild der Leiter in's Einzelgehende ausmalen. Christus die Himmelsleiter. Oder das Leben des Christen eine Himmelsleiter. **1.** Sie beginnt mit der Erfüllung der nächstliegenden Pflichten. **2.** Sie führt aufwärts, Schritt für Schritt. **3.** Ihr Ziel ist Volkommenheit. **4.** Sie sucht und hat Gemeinschaft mit Gott. **5.** Es wird immer heller und herrlicher. **6.** Man geht endlich zum Himmel ein.

Sonntag, 20. März. **Jakobs neuer Name.** 1 Mos. 32, 9—12; 24—30.

9. Weiter sprach Jakob: Gott meines Vaters Abraham, und Gott meines Vaters Isaak, Herr, der du mir gesagt hast: Zeuch wieder in dein Land, und zu deiner Freundschaft, ich will dir wohlthun;
10. Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast; denn ich hatte nicht mehr, weder diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere worden.
11. Errette mich von der Hand meines Bruders, von der Hand Esau; denn ich fürchte mich vor ihm, daß er nicht komme, und schlage mich, die Mütter sammt den Kindern.
12. Du hast gesagt: Ich will dir wohlthun, und deinen Samen machen, wie den Sand am Meer, den man nicht zählen kann vor der Menge.
24. Und blieb allein. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach.
25. Und da er sahe, daß er ihn nicht übermochte, rührete er das Gelenk seiner Hüfte an: und das Gelenk seiner Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt.
26. Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröthe bricht an. Aber er antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.
27. Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob.
28. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft, und bist obgelegen.
29. Und Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragest du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst.
30. Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.

Biblischer Grundgedanke. „Er aber antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ 1 Mos. 32, 26.

Einleitung. Vierzig Jahre sind verstrichen seit jener Nacht, da Jakob das Traumgesicht zu Bethel hatte. Diese vielen Jahre hatte er im Lande Haran bei seinem Oheim Laban zugebracht. Er befindet sich nun wieder auf der Heimreise.

Er ist nicht länger der einsame Wanderer, wie wir ihn in der letzten Sonntagschullektion kennen lernten. Er ist ein Fürst geworden, reich an Kameelen, Schafen und Ochsen. Er hat zwei Weiber und elf Söhne.

Durch die mißgünstigen Aeußerungen der Söhne Labans über seinen wachsenden Reichthum und die sichtbar werdende Verstimmung Labans gegen ihn, sah sich Jakob genöthigt, Laban zu verlassen und heimwärts zu ziehen. Im elterlichen Hause waren die Stimmungen gegen ihn noch nicht verschwunden. Man hatte nicht nach ihm geschickt. Esau hatte seine Drohung noch nicht zurückgenommen. Nun hört er auch noch von seinen Kundschaftern, daß Esau ihm nicht nur keinen Friedensgruß übersandte, sondern sogar mit 400 streitbaren Männern ihm entgegenkomme. Wahrlich die Noth war groß in der Jakob sich befand!

Was soll er beginnen? Sein Gewissen schlägt ihm, um seine Familie ist er besorgt. Es bleibt ihm nur ein Weg offen—er nimmt seine Zuflucht zu Gott im Gebet.

Erklärung.

Vers 9—12. Dieses Gebet trägt alle Eigenschaften eines rechten Gebetes in sich. Es kommt aus einem bedrängten Herzen; es ist ein Nothschrei. Noth lehrt beten. Es ist ein Jammer, daß wir gewöhnlich unser Herzeleid nicht fühlen; darum sind unsere Gebete oft so unbestimmt und kraftlos.

Erstens wendet sich Jakob an den Bundesgott, den Gott seiner Väter. *Zweitens* erinnert er an die Thatsache, daß er sich auf dem Wege der Pflicht befindet; *der du zu mir gesagt hast, ziehe* 2c. (Kap. 31, 3). *Drittens* bekennt er seine Unwürdigkeit; „*Ich bin zu gering.*“ *Viertens* vergißt er nicht, was der Herr bereits an ihm gethan; „*Ich hatte nicht mehr, denn diesen Stab, nun bin ich zwei Heere geworden.*“ *Fünftens* bittet er um Errettung von der Hand seines Bruders. *Sechstens* ergreift er den Herrn bei seinem Wort: „*Du hast gesagt*“ 2c.

Der Glaube hängt sich an die Verheißungen Gottes und entwickelt sie. Durch dieses Gebet wurde Jakob gestärkt und getröstet. Der Erhörung aus Gottes Zusage gewiß, steht er auf und dankt schon durch sein nächstes Vornehmen für die Gnade, die sein Gebet bei Gott gefunden.

Der Uebergang von Vers 13 bis 23 zeigt, wie Jakob entschlossen ist, sich gegen seinen Bruder zu verhalten. Er will nicht fliehen vor Esau, sondern ihm entgegen gehen und ihn mit Liebesbeweisen bekämpfen. Er handelt nach dem Motto: "Ora et labora"; Bete und arbeite.

Vers 24—26. „Und blieb allein.“ Jetzt, da Jakob Alles ins Reine gebracht zu haben meint, beginnt erst die größte Noth.

Wohl hatte er nach seinem Gebet in Gottes Verheißung Ruhe gefunden, aber das Schuldgefühl erwacht doch wieder in ihm. Mit Esau ist er noch nicht ausgesühnt. Der Zorn seines Bruders scheint ihm ein gerechter zu sein; sollte der gerechte Gott diesen brechen, um die Zusage seiner Gnade zu halten?

Es ist ihm auf's Neue als wäre alle Zuversicht verschwunden, als sei es fast unmöglich, daß Gott ihm den Eingang in's gelobte Land gestattet. Er fühlt, sein Herz ist noch nicht recht mit Gott. Er muß das Angesicht des Herrn sehen, ehe er in das Auge seines Bruders schauen kann.

Und siehe! Ein wunderbarer Vorgang findet statt! Daß es ein wirkliches Ereigniß und nicht ein bloßes Gesicht war—beweist die lahme Hüfte.—*Ein Mann kommt zu ihm und ringt mit ihm, bis die Morgenröthe anbricht.*

Das Wort Ringen, welches nur hier vorkommt, bedeutet winden, sich entwinden; es ist wurzelverwandt mit sich verschränken, dicht Glied an Glied sich anfassen. Dieser Mann sieht, daß er den Jakob nicht überwinden kann, und verrenkt ihm darum durch Anrühren die Hüfte. So stark ist der Mann, daß er durch bloßes Anrühren den Jakob kampfunfähig machen kann und doch vermag er es nicht, sich Jakob zu entwinden!

Dennoch ließ Jakob ihn nicht, wenn er ihn nicht zuvor gesegnet habe. Jakob erkennt in ihm den Herrn selbst, darum sein Festhalten an ihm. Jakob fühlt, er muß sich jetzt den Segen, den er vom Vater mit List erworben, mit Flehen erbitten von dem geheimnißvollen, göttlichen Manne.

V. 27—29. Der Herr segnete Jakob, indem er ihm den Namen Israel, d. h. Gotteskämpfer gibt. An die Stelle seines Fersenhaltens ist jetzt bei ihm ein heiliges Kämpfen getreten, daher soll er nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel.

Was Jakob über die Person des wunderbaren Kämpfers und über Zweck und Bedeutung des Kampfes zu wissen brauchte, das hatte er schon geahnet, als er denselben nicht, ohne von ihm gesegnet zu sein, entlassen wollte, und noch deutlicher durch den neuen Namen erfahren, den er von ihm empfing mit der Erklärung: Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen. Darum wird ihm seine Nachfrage nicht beantwortet, V. 29.

In der Gestalt eines Mannes war ihm Gott ent-

gegen getreten, d. h. nicht in einem geschaffenen Engel, sondern in dem Engel des Herrn, der sichtbaren Erscheinung des unsichtbaren Gottes.

Vers 30. Das Gedächtniß dieses wunderbaren Kampfes verewigt Jakob durch den Namen, den er dem Orte, wo er sich ereignete, beilegt: Pniel, d. i. Angesicht Gottes, weil er daselbst Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und seine Seele vom Tode gerettet worden war.

Praktische Gedanken.

Von Bethel, dem Hause Gottes (siehe letzte Lektion), kommen wir nun nach Pniel, dem Angesichte Gottes. Diese beiden Namen bezeichnen den Unterschied in dem Grade des Zutrittes zum Herrn, den Jakob genießen durfte. Zu Bethel sieht Jakob den Herrn oben über der Himmelsleiter und dies Gesicht wird ihm nur im Traume zu Theil. Am Jabbok begegnet ihm der Herr selbst in leiblicher Gestalt und nimmt den Zweikampf mit ihm auf. Diese beiden Offenbarungen bezeichnen die beiden Epochen im Leben Jakob's.

Viele Jahre liegen zwischen diesen beiden Zeitperioden. Sein bisheriges Leben muß für ihn unbefriedigend gewesen sein. Jakob kann nicht in jeder Hinsicht als Vorbild für alle Zeiten gelten. Er ist kein Ideal, sondern ein wirklicher Mensch, in welchem die sündliche Naturanlage im Kampfe liegt wider einen bessern Geist; aber in harter Leidensschule, die sein Leben zu einem trüberen macht, als das seiner Väter gewesen, Kap. 47, 9, wird er mehr und mehr geläutert. — Wir fragen:

I. Was erhielt Jakob als Antwort seines Gebetes?

1. Eine neue Natur. Jakob heißt er nach seiner angeborenen Gewandtheit und Schlauheit, gegen welche der physisch stärkere, kriegerische Esau, sowie der selbstsüchtige, berechnende Laban den Kürzeren zieht. Als der Schwächere, durch die Verhältnisse untergeordnet, glaubte er auf den Weg der List angewiesen zu sein. Jetzt aber wird er einer neuen Natur theilhaftig. „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur, das Alte ist vergangen. Siehe es ist alles neu geworden." (2 Cor. 5, 17.)

2. Kraft mit dem Herrn und mit Menschen, d. h. er hat obgelegen im Kampf mit Gott und im Kampf gegen Esau. Gott war ihm gnädig geworden. Esau hat er nicht länger zu fürchten.

3. Eine tiefere Erkenntniß Gottes. Jakob konnte zwar nicht daran zweifeln mit wem er gerungen, aber er wollte zu der Ueberzeugung des Glaubens noch die Gewißheit des Schauens haben, darum bat er, daß Gott ihm selbst sage wie er heiße. Die Antwort aber lautete: Wie kannst du noch eine andere Gewißheit fordern, da dein Glaube klar erkannt hat, wer dein Gegner und Helfer gewesen? Und der Herr segnete ihn. Die Furcht war verschwunden. Seine Seele war genesen.

II. Wodurch sollte Jakob an diesen großen Segen erinnert werden?

1. Durch die Veränderung seines Namens. Täglich sollte er durch seinen neuen Namen an das Große erinnert werden, das der Herr ihm gethan hatte. Er ist nicht länger der Fersenhalter und Hintertreter, sondern der Gotteskämpfer.

2. Durch die Veränderung, die seinem Körper widerfuhr. „Er hinkte an seiner Hüfte." — Durch sein ganzes Leben hindurch sollte er mit jedem Schritt und Tritt, bei jeder Bewegung seines Körpers daran erinnert werden, daß eine große Veränderung in seinem Charakter und Leben stattfand.

3. Durch den Wechsel des Namens vom Ort, an welchem die große Veränderung stattfand. Jakob nannte die Stätte Pniel: „Denn ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen."

Andeutungen für Klassen. Jakob's Leben und Wirken in Haran. Verhältnisse zwischen ihm und Laban. Sein Verlangen zur Heimath zurückzukehren. Die Ereignisse zwischen ihm und Laban bei seinem Wegzug. Großer Reichthum Jakobs. Seine Furcht vor Esau. Fehlschlag des Versuchs der Versöhnung zwischen ihm und Esau. Seine Zuflucht zu Gott im Gebet. Sein Kampf mit dem Bundesengel. Herrlicher Sieg. Neuer Name. Die Veränderung, die in Esau's Gesinnung gegen seinen Bruder vor sich ging. Brüderliches Begegnen und vollständige Aussöhnung.

Sonntag, 27. März.

Mäßigkeits-Lektion.

1 Mos. 9, 18—27.

18. Die Söhne Noah, die aus dem Kasten gingen, sind diese: Sem, Ham, Japheth. Ham aber ist der Vater Canaans.
19. Das sind die drei Söhne Noah, von denen ist alles Land besetzt.
20. Noah aber fing an, und ward ein Ackermann, und pflanzte Weinberge.
21. Und da er des Weins trank, ward er trunken, und lag in der Hütte aufgedeckt.
22. Da nun Ham, Canaans Vater, sahe seines Vaters Scham; sagte er's seinen beiden Brüdern draußen.
23. Da nahm Sem und Japheth ein Kleid, und legten es auf ihre beiden Schultern und gingen rücklings hinzu, und deckten ihres Vaters Scham zu; und ihr Angesicht war abgewandt, daß sie ihres Vaters Scham nicht sahen.
24. Als nun Noah erwachte von seinem Wein, und erfuhr, was ihm sein kleiner Sohn gethan hatte;
25. Sprach er: Verflucht sei Canaan, und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern.
26. Und sprach weiter: Gelobet sei Gott, der Herr des Sem; und Canaan sei sein Knecht.
27. Gott breite Japheth aus, und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem; und Canaan sei sein Knecht.

Biblischer Grundgedanke. „Wehe denen, so Helden sind Wein zu saufen." Jes. 5, 22.

Zeit. Etwa 2348 Jahre vor Christi Geburt. Bald nach Noah's Ausgang aus der Arche.

Ort. Irgendwo im Hochgebirge Armeniens.

Zeitverhältnisse. Die Sündfluth war vorüber. Noah hatte mit seiner Familie und allem Vieh die Arche verlassen. Die Einrichtung des Opferaltars hatte auf's Neue stattgefunden und der Herr hatte seinen Bund mit Noah und dem ganzen kommenden Menschengeschlecht erneuert. Der Vater mit seinen Söhnen begann die Beackerung des Erdbodens. Der erste Weinberg, von dem wir lesen, wird gepflanzt und die Folgen des unmäßigen Genusses von Wein wird als warnendes Beispiel vermerkt.

Erklärung.

Vers 18. 19. Das in dieser Lektion aufgezeichnete Ereigniß aus dem Leben Noah's nach der Fluth zeigt uns die Keime für die zukünftige Entwicklung des Menschengeschlechts in dreifacher Richtung, welche in dem Charakter seiner drei Söhne vorgebildet ist. Weil von ihnen alle künftigen Geschlechter und Völker abstammen, so werden hier ihre Namen wiederholt mit dem auf das Folgende vorbereitenden Zusatze: „Ham aber ist der Vater des Canaan." Von diesen Dreien breitete sich die Erdbevölkerung aus.



Vers 20. 21. Noah als Ackersmann fing an, Weinberge zu pflanzen. Den durch die Sündfluth unterbrochenen Ackerbau setzte er wieder fort und ergänzte ihn durch den neuen Weinbau. Armenien, wo er sich mit der Arche niedergelassen hatte, ist ein altbekanntes Weinland. „Die zehn Tausend fanden in Armenien alte, wohlduftende Weine, und noch heute wächst dort viel trefflicher Wein, selbst noch in einer Höhe von 4000 Fuß über der Meeresfläche." Daß der Weinbau aus Asien stammt, ist bekannt.

Der Weinrausch macht den Menschen nachlässig, auch in Beziehung auf Geschlechtssünden. Dies wird hier damit angedeutet, daß Noah, in seinem Zelte liegend, unbewacht sich wider das Gesetz der Schamhaftigkeit entblößte.

Vers 22. 23. Das Verhalten des Vaters in diesem Falle dienet, die Herzen seiner Söhne offenbar zu machen.

Ham sah die Blöße seines Vaters und zeigte es seinen beiden Brüdern draußen an. Nicht genug, seine Augen an der Schande seines Vaters zu weiden, muß er seine schandbare Freude auch seinen Brüdern kundthun und damit seinen schamlos thierischen Sinn offenbaren.

Die Brüder dagegen decken mit ehrerbietiger Scheu des Vaters Blöße mit einem Kleide zu und bewiesen damit eben so sehr wahre kindliche Ehrfurcht als zarte Keuschheit und Schamhaftigkeit.

Vers 24—27. Um die Sprüche Noah's über seine Söhne zu verstehen, muß man erwägen, daß die geistige und moralische Natur des Stammvaters auf seine Nachkommen sich vererbt.

In dem verschiedenen Charakter der Söhne Noah's ist die Verschiedenheit der moralischen Anlagen der von ihnen abstammenden Völkern vorgebildet.

In der Sünde Hams liegt der Schandfleck des ganzen künftigen Geschlechts, dessen Hauptcharakter die Fleischessünde ist, und der Fluch, den Noah über diese Sünde ausgesprochen, lastet noch auf den hamitischen Völkern.

„Knecht aller Knechte." Obgleich dieser Fluch nur über Canaan ausgesprochen wird, so nöthigt doch schon der Umstand, daß Ham weder für sich noch für seine andern Söhne Antheil an dem Segen Noah's erhält, anzunehmen, daß in Canaan Ham's ganzes Geschlecht von dem Fluche mitgetroffen wird.

Schon zu Josua's Zeit werden die Canaaniter von dem zum Geschlechte Sem's gehörenden Israel theils ausgerottet, theils zum niedrigsten Sklavenloos verurtheilt (Jos. 9, 21; Richt. 1, 28—35) und der Rest wird von Salomo dem gleichen Geschicke unterworfen (1 Kön. 9, 20).

Dem Fluche gegenüber werden Segenssprüche über Sem und Japheth ausgesprochen. Statt dem Sem Heil zu wünschen, preist Noah den Gott Sem's und deutet damit den Charakter des Heils, das ihm zu Theil werden soll. Wenn der Herr Sem's Gott wird, so wird Sem Empfänger und Erbe aller Heilsgüter, welche Gott der Menschheit zugedacht hat.

Praktische Gedanken.

Es ist gewiß ein trauriges Ereigniß, das unsere Sonntagschul-Lektion berichtet. Die Trunkenheit Noah's!

Noah, dem alle Wasser der Sündfluth nicht geschadet, wird durch die unbewachte Unmäßigkeit, durch ein Maß Wein geschädigt! Das ist der schwarze Flecken in seinem Leben! In seinem betrunkenen Zustand wird er Gegenstand der frechen Verhöhnung und setzt sich dem Spott seines Sohnes Ham preis!

Um die Nothwendigkeit und Bedeutung der Mäßigkeit hervorzuheben wird uns hier das Kehrbild gezeigt. Wir werden auf drei Dinge aufmerksam gemacht.

I. Die Schande der Trunkenheit.

Trunkenheit ist das Laster, in welchem man in solchem Uebermaße dem Genuß berauschender Getränke sich ergibt, daß man dadurch seiner Besonnenheit beraubt und zu seiner Berufsarbeit untüchtig wird.

Die Trunkenheit macht einen tollen Narren noch toller. Ob auch schon ein Vieh nicht mehr säuft als seiner Natur zuträglich, so hat doch der Mensch schon vor der Sündfluth (Matth. 24, 38) sich so gemein gemacht, und ist dieses Laster so allgemein geworden, daß man überall schreien hört: „Kommt her, lasset uns Wein holen und voll saufen; und soll morgen sein wie heute, und noch vielmehr" (Jes. 56, 12). Wahrlich, das heißt aus vernünftigen Menschen Unmenschen machen!

Der Trunkenbold entwürdigt sich unter das unvernünftige Vieh herab! Gibt es wohl einen traurigeren Anblick für den Menschen als einen Betrunkenen auf der Straße taumeln und in die Gosse fallen zu sehen?

Damit die Kinder Israel erkennen sollten, wie groß die Schande und das Laster in seinen Augen ist, hat er befohlen, daß ein Schlemmer und Trunkenbold gesteinigt werden soll, daß er sterbe! (5 Mos. 21, 20. 21). In unserer Zeit ist diese Sünde so allgemein, daß man vor ihrer Schande nicht leicht erröthet.

II. Die Folgen der Trunkenheit.

1. Sie schadet dem natürlichen Leibes- und Seelenleben, indem sie die Gesundheit untergräbt, eine Mutter vieler Krankheiten und Gebrechen ist, die Geisteskräfte abstumpft und schwächt, den Verstand verfinstert und verkehrt und zuletzt den Menschen um Leib und Seele bringt!

2. Sie zerstört das Familienglück und zerrüttet das bürgerliche Wohl; sie verleitet zur Verschwendung und zerstreut Hab und Gut, sie erzeugt ein unordentliches Wesen, führt zur Vernachlässigung der Berufsarbeit, vernichtet das eheliche Glück, stürzt ganze Familien in unabsehbares Elend und zieht Verachtung und Schmach auf sich.

3. Sie schändet den Menschen, daß er sich unter das Thier herabwürdigt (siehe oben), sie macht lose, wilde Menschen, gebiert viele Laster und Greuel, reizt zur Unzucht, schamloser Entblößung (siehe oben) und verleitet zu Zorn und Schlägereien.

4. Sie ist mit der christlichen Frömmigkeit ganz und gar unvereinbar, da sie gerade das Gegentheil des Geisteslebens ist, sie erregt Gottes Zorn (Jes. 5, 11. 12), hemmt das Gebet (1 Petr. 4, 8), hält ab von der Zubereitung auf Christi Kommen (Luk. 21, 34), und schließt von der ewigen Seligkeit aus (1 Cor. 6, 10).

III. Der Fluch der Trunkenheit.

„Der Segen des Vaters bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder! Wie der Fluch der Trunkenheit auf den Nachkommen lastet, müssen wir leider zu oft vor Augen sehen. Die Sünde der Trunkenheit erbt sich durch Generationen fort. Gott sucht diese Missethat der Väter an den Kindern heim bis in das dritte und vierte Glied.

Uebrigens gilt von dem Segen und Fluche Noah's, was von allen prophetischen Aussprüchen gilt, daß sie sich an den Geschlechtern und Völkern, über die sie ausgesprochen worden, im Ganzen erfüllen und nicht das unabwendbare Geschick aller einzelnen Personen im Voraus unabänderlich bestimmen, son-

dern der Freiheit persönlicher Selbstentscheidung Raum lassend, eben so wenig die Einzelperson des gesegneten Geschlechts vor der Möglichkeit des Fallens aus dem Gnadenstande sicher stellen, als sie dem verfluchten Geschlechte den einzelnen Personen die Möglichkeit der Bekehrung abschneidet und den Weg zum Segen und Heil abschließt.

Andeutungen für Klassen. Man frage die Schüler, ob sie je einen betrunkenen Menschen gesehen? Man lasse sie erzählen, welchen Eindruck der Anblick des Trunkenboldes auf sie gemacht hatte. Man schildere die Folgen des Genusses berauschender Getränke. Man lasse die Klasse Sprüche Sal. 23, 29—35 lesen und füge entsprechende Anmerkungen bei, wobei man sich der „praktischen Gedanken" bedienen kann.

Man schärfe den Kindern die große Gefahr ein vom mäßigen Trinken berauschender Getränke zur Unmäßigkeit zu gelangen. Die Linie zwischen Mäßigkeit und Unmäßigkeit liegt irgendwo zwischen einem Glas und einem Faß! — Als einziges absolutes sicheres Mittel gegen Trunksucht schärfe man gänzliche Enthaltsamkeit aller berauschender Getränke ein!

Anmerkung. Wenn eine Schule eine Missions-Lektion vorzieht, mag eine solche nach 1 Mos. 18, 17—26 vorgenommen werden.

Aus der Zeit.

Die schrecklichen Eisenbahn-Unfälle, die in letzterer Zeit wieder vorgekommen, haben vornehmlich deshalb so viele Menschenleben gekostet, weil die Wagen durch das Feuer in den Oefen in Brand gerathen und auf diese Weise viele der Reisenden elendiglich in den Flammen umkamen.

Die Eisenbahn-Gesellschaften sagen, daß man die Wagen nicht anders als durch Oefen heizen könne. Uns ist dies kaum begreiflich. Es scheint vielmehr, daß mittelst der Oefen die billigste Heizung hergestellt werden kann. Es kostet eben etwas, andere Einrichtungen zu treffen.

Giebt es solche andere Einrichtungen, woran wir nicht zweifeln, so sollten die Eisenbahn-Gesellschaften gesetzlich gezwungen werden, die Oefen aus den Wagen zu entfernen.

Ist jedoch noch keine Erfindung vorhanden, wodurch die Oefen in den Eisenbahnwagen ersetzt werden können, so wäre ein ergiebiges Feld für unsere Erfinder offen.

Theure Sozialisten. Die Herren Sozialisten haben immer sehr viel dagegen zu sagen, wenn Jemand, welcher gerade nicht in ihr Horn bläßt, für gelieferte Arbeit gut bezahlt wird.

Sie selbst aber verstehen es, ganz ansehnliche Rechnungen zu machen. Das hat das sozialistische Paar — Herr und Frau Aveling bewiesen. Dieses erlauchte Künstlerpaar reiste kürzlich im Lande umher und hielt zum Besten der Menschheit sozialistische Vorträge.

Die eingebrachte Rechnung belief sich auf $1,400!

Darüber wurde nun das sozialistische Committee in New York furchtbar erbost und forderte eingehende Rechnungs-Ablegung.

Die Avelings leisteten dieselbe, und daraus geht hervor, daß sie es sich recht wohl sein ließen.

Sie haben Mühen und Fährlichkeiten in eine gar lustige Vergnügungsreise umgewandelt und haben ob der Zukunft, welche sie Anderen in Aussicht stellten, nicht vergessen, den Freudenbecher, welchen ihr die Gegenwart bot, ganz hübsch für sich selbst zu leeren.

Bald haben sie in einem Baltimorer Hotel in zwei Tagen für $42 Wein durch ihre socialistischen, durstigen Kehlen laufen lassen; bald hat Frau Aveling es für nöthig gefunden, um die Proletarier-Versammlungen für die schönen Redensarten empfänglicher zu machen, Blumen im Werthe von $25 an ihren Busen zu stecken; bald figuriren Cigarren und Cigarretten mit $50, Theaterbilletts mit $100 in den Bills, welche das Exekutiv-Committtee sich wohl zum immerwährenden Andenken an diesen einstmaligen Import der Theuren unter Glas und Rahmen aufbewahren wird.

Nicht-Sozialisten werden freilich in dem Allen kein so schweres Verbrechen erblicken. Hat doch Dr. Aveling gleich in einem seiner ersten „Speeches" im Lande der Freiheit „Unbezahlte Arbeit für den größten Fluch der modernen Civilisation" erklärt.

Nun ist er diesem Grundsatze auch für seine Person treu geblieben. Er und seine Frau haben sich so gründlich bezahlt gemacht, daß die hiesigen Agitatoren wohl von so theuren Arbeitern ein für alle Male genug haben werden.

Die schweizerische Eidgenossenschaft als Schnappsbrenner. Man traut seinen Augen kaum und doch ist es wahr: Der Bund der freien Eidgenossen hat den Schnappsverkauf übernommen, um — der Branntweinpest Einhalt zu thun!?

Hier folgt das Gesetz, welches der Bundesrath in Bern angenommen hat:

1. Dem Bund wird das Fabrikations- und in gewissem Sinne auch das Monopol des Schnappsverkaufes eingeräumt.

2. Der nothwendige Import von Alkohol (Sprit) ist Sache eben desselben; als Bezugsquellen sollen aber nur die besten ausländischen Fabrikate in Berücksichtigung fallen.

3. Die Reinigung des Alkoholes besorgt allein der Bund; aus seinen Depots haben die autorisirten Verkäufer den Schnapps in bestimmt abgegrenzten Quantitäten zu beziehen.

4. Im Interesse der Erhaltung der im Lande bestehenden großen, gut eingerichteten Brennereien und zugleich im Interesse derjenigen Landwirthe (Kartoffelbauern, namentlich im Canton Bern und Luzern), die vorwiegend ihre Thätigkeit auf die Erzeugung des zur Alkoholfabrikation nothwendigen Rohmateriales verlegen, muß ¼ sämmtlichen Sprites im Lande selbst, sei es durch den Bund oder durch Monopolspächter fabrizirt werden.

5. Die Bereitung von s. g. Trester und Trusenbranntwein, sowie der Verkauf desselben wird, soweit inländisches Erzeugniß dabei in Frage kommt, von den Monopolsbestimmungen nicht getroffen.

6. Der Monopolsgewinn (aus der Fabrikation, dem Verkauf, soweit der Bund denselben bewerkstelligt und dem in Zukunft bedeutend erhöhten Zoll auf

Liqueurs und Qualitätsspirituosen) wird zwischen allen kantonalen und der Bundesstaatskasse getheilt, d. h. in dem Sinn, daß der Bund zum mindesten den Betrag erhält, den er bis jetzt aus dem Zoll auf die Spriteinfuhr—2 Mill. Frs.—bezogen.

Wir haben von jeher ziemlich viel auf die Weisheit der Schweizer Gesetzgeber gehalten. Aber es scheint, daß der Alkohol-Teufel auch den Verstand der klügsten Menschenkinder verfinstert.

Solch ein Gesetz, das die oberste Gesetzgebung in eine Branntwein-Brennerei umwandelt, soll der Branntweinpest steuern. Etwas Verkehrteres kann's nicht mehr geben.

Artikel 6 des Gesetzes ist noch der allerschönste. Das Geld soll nämlich hübsch vertheilt werden, um damit den sittlichen und wohlthätigen Bestrebungen gegen den Branntweinteufel zu Hülfe zu kommen!!!

Eine deutsche Negerschule. In Louisville, Ky., soll es eine Negerschule geben, in welcher die schwarzen Kinder ganz gut deutsch lesen, singen und deklamiren. Es wird berichtet:

„Der Lehrer ist ein Neger, Namens J. A. Adams, der sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten und eine gute deutsche Erziehung genossen hat. Eine kürzlich stattgefundene Prüfung der Schüler und Schülerinnen wurde mit dem Beten des „Vaterunser" eröffnet, und dem Gebete folgte der Gesangsvortrag des Liedes: „Die Wacht am Rhein." In bunter Reihe folgten dann weitere Gesangsvorträge deutscher Lieder wie „Immer fröhlich," „Mein Sabbath-Heim," „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen," „Der reichste Fürst" 2c., ferner Recitationen, Vorträge von Gedichten, Vorlesungen und Deklamationen, bei denen sich große Fortschritte kundgaben. Einzelne der Schülerinnen waren schon soweit vorgeschritten, daß sie sich an schwerere Sachen heranwagen konnten, und ein kohlrabenschwarzes Fräulein trug den „Erlkönig" sehr hübsch vor. Besonders auch im Deutschsprechen sind die Fortschritte dieser Negermädchen und Negerknaben sehr überraschend."

Offene Post.

Für die vielen Segenswünsche für 1887 und den 15. Jahrgang unseren herzlichen Dank! Sie haben uns recht ermuthigt, zumal da gar manche derselben von Nachrichten begleitet sind, wie die folgende:

„Zu meines Herzens Freude will ich Dir berichten, ist es mir gelungen dieses Jahr 12 neue Unterschreiber für Haus und Herd zu bekommen."

J. C. Egly.

Erbauliches. Freilich bringt Haus und Herd Erbauliches und zwar sehr viel. Man suche es nur, so wird es schon zu finden sein, auch wenn nicht gerade darüber steht—Erbauliches. Da sind z. B. die Bibellektionen. Die sind zunächst für Sonntagschul-Arbeiter geschrieben, enthalten jedoch für Jedermann gar viel Erbauliches. Man lese sie einmal und denke darüber nach!

Ein lutherischer Freund, dem Haus und Herd zum Lesen gegeben wurde, hat sich ganz besonders an diesen Lektionen erbaut und sagte: Das ist gerade so einfach und herzlich wie in „ollen titen," und es wird gewiß keinem Lutheraner schaden, Haus und Herd zu lesen.

Frisch eingewanderte Deutsche und Heimstätteland. Soll man frisch eingewanderten Deutschen rathen, sich auf Heimstätteland niederzulassen? Im Allgemeinen ist es besser, wenn frisch eingewanderte Deutsche anderes Land einnehmen können.

Es gibt zweierlei Heimstätteland: 1. Solches in älteren Staaten, wie z. B. Missouri, Michigan 2c. Aber das Land, welches in solchen Staaten noch der Bundesregierung gehört, ist so unergiebig, daß es sich nicht lohnt, dasselbe anzubauen. 2. Das gute, begehrenswerthe Heimstätteland liegt an der Grenze der Civilisation—in Nebraska, Kansas 2c. Daselbst gibt es mehr zu ertragen und auszufechten, als für den frisch eingewanderten Deutschen gut ist. Wenn 4—10 Familien zusammen halten und Regierungsland in naher Nachbarschaft aufnehmen, mag es gehen. Aber der einzelne „grüne" Einwanderer wird so weit draußen einen harten Stand haben. Wenn er keine Mittel hat, ein wenig näher „bei den Menschen" zu kaufen, so thut er besser, wenn er einige Jahre für andere arbeitet, und darnach in den fernen Westen zieht, um den Kampf aufzunehmen.

900 Millionen werden jährlich in den Ver. Staaten für berauschende Getränke verausgabt, und nicht 9 Millionen wie irrthümlich in der letzten Nummer, Seite 69 unter „Zum fünften," berichtet wurde.

Sonntagschularbeiter erkennen mehr und mehr, welch' wichtiges Hülfsmittel ihnen Haus und Herd ist. Täglich gelangen Zuschriften, die dieses bezeugen, in unsere Amtsstube. Aus denselben greifen wir nur eine heraus:

„Haus und Herd," diese treffliche Monatsschrift, ist nicht allein einfach, unterhaltend und lehrreich ihrem Inhalte nach, sondern auch praktisch für jeden Stand. Je mehr ich dasselbe lese, desto lieber und unentbehrlicher wird es mir. Es paßt für einen Christen, zugleich aber auch ist es ein Ding der Nothwendigkeit für einen erfolgreichen Arbeiter in unserem deutschen Sonntagschul-Werk.

Karl Staer, Sonntagschul-Superintendent.

Sende Probenummern, so lauten manche Aufträge, die durch die Post an uns gelangen. Und—wie gerne wir Probenummern senden! Jeder Leser weiß wohl eine Adresse, wo Probenummern gut angebracht sind. Wir bitten solche Adressen einzusenden.

Angenommene Artikel. Randgedanken. — Das Kreuz. — Der Amerikanische Kongreß. — Einer der besten Jugendfreunde.—Feinde des Familienglücks.—Nur ein Landstreicher.—Jedes Herz hat seinen eigenen Schmerz.—Unsere Kinder im öffentlichen Gottesdienst. Ein elendes Weib. — Loyala und der Jesuitenorden. — Missionswerk in den Five Points. — Hülfe in der Noth.—Der erfolgreiche Sonntagschul-Arbeiter.

Am Büchertisch.

☞ Alle hier besprochenen Bücher können von Cranston & Stowe bezogen werden, sind jedoch nicht in jedem Falle vorräthig.

Unsere deutschen Vorfahren. Ihr ursprünglicher Volkscharakter, ihre heidnische Religion und ihr Uebergang zum Christenthum. Von Dr. Georg C. Seibert, Professor am theol. Seminar zu Bloomfield, N. J., Editor des „Deutschen Volksfreunds," New York. Verlag von E. Gläser.

Vorliegendes Buch habe ich nicht blos des Berufs wegen, sondern mit Lust und Liebe, sowie auch mit Nutzen gelesen. Es handelt von Leuten, die gewißlich jeden Deutschen interessiren sollten, nämlich von den alten Deutschen, und ist von einem ächt deutschen Mann in ächt deutscher Sprache geschrieben.

Das von dem Verfasser vollkommen beherrschte Material ist gut angeordnet, und so durchsichtig dargestellt, daß der Büchermensch sich darüber freut, und das Kind des Volkes leicht folgen kann.

Ein Hauptvorzug liegt in dem frischen anziehenden Styl, welcher auf frühere über dieses Thema gehaltene Vorträge schließen läßt, woran auch die da und dort stehen gebliebene Anrede „Verehrte Anwesende" erinnert, was sich etwas curios liest, wenn man das Buch in stiller Nachtstunde im einsamen Stübchen zur Hand hat. Jedoch — diese Anwesenden können ja in der nächsten Auflage verschwinden und wir hoffen, daß der Verfasser durch raschen Absatz dieses ersten Bandes ermuthigt wird, den zweiten folgen zu lassen, in welchem die Bekehrung der eigentlichen Deutschen am Rhein, an der Weser und Elbe und im wunderschönen Hessenland erzählt werden soll.

Druck und Papier sind gut. Zu den Knausern gehört der betreffende Verlag wahrlich nicht. Er hat die Druckseiten, vornehmlich oben, mit einem Rand ausgestattet, aus dem man recht wohl ein klein' Büchlein fabriciren könnte.

Wir empfehlen das Buch allen Deutschen, namentlich der deutsch-amerikanischen Jugend und den Sonntagschulen auf's Beste.

Der kleine Franz und sein alter Bill und andere Gedichte, Humor und Satire, von Oculeus. Illustrirt. Preis 40 Cents.

Der kleine Franz ist die Hauptfigur in diesem Büchlein und nimmt 77 Seiten desselben ein. Die andern Gedichte sind so zu sagen freundliche und interessante Zugaben.

In's deutsch-amerikanische Landleben führt uns der kleine Franz ein und erzählt uns in gebundener Rede, indem er namentlich eine Episode seines Lebens ausmalt, wie es da zugeht: Welche Freuden es bietet, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, und wie viel Humor nach allem darin liegt — wenn man denselben nur zu finden weiß.

Tausende, die dieses Leben kennen, werden sich an den vom kleinen Franz gemalten Bildern erquicken.

Die Moral aber von dieser Geschichte, die ruft er allen zu:

„Thut nicht, wie ich gethan;
Spannt euren Wagen vorn,
Doch nie am hintern Ende an."

Aus den andern Gedichten, welche die Seiten 78—200 füllen, könnten wir manche nette, unterhaltende Sachen herausgreifen, wenn es der Raum erlaubte, machen jedoch nur auf das Gedicht: „Neue Glaubenslehre" aufmerksam und schließen mit Anführung eines Verses aus „O, die Kritiker," welche dem Verfasser offenbar stark im Magen liegen:

„O, die Kritiker!
Die Allerweltsflicker!
Geflickt muß doch sein,
Und müßten ein Loch sie selbst schneiden hinein."

John A. Salzer's Plant & Seed Catalogue, 1887.

Die Firma Salzer ist nicht nur eine der unternehmendsten in ihrem Fache, sondern auch zuverlässig. Der vorliegende Katalog ist hübsch ausgestattet und gewährt dem Leser über Samen, Pflanzen, Wurzelgewächse, Blumen, Getreide 2c. viel Information.

The Daughter of Pharaoh. Eine Geschichte aus dem zweiten Buche Mosis von Fred Myron Colby. Im Verlage von Phillips & Hunt, New York; Cranston & Stowe, Cincinnati.

In Gestalt einer Erzählung führt uns der Verfasser ein Bild egyptischen Lebens vor. Sitten, Gebräuche, Kleidung, Ideen, religiöse Anschauungen der alten Egypter und Hebräer sind treu und lebhaft geschildert.

Die Tochter Pharao's ist aber nicht jene, die den kleinen Mose aus dem Wasser ziehen ließ, sondern eine spätere Prinzessin, welche 1 Chron. 4 genannt wird.

Vick's Illustrated Magazine & Floral Guide, January 1887, publizirt von Jas. Vick, Rochester, New York.

Hübsch und schmuck kommt auch heuer der Katalog dieser bekannten Firma wieder auf unsern Tisch. Sie schickt ihre Sämereien und Wurzelgewächse weithin über's Land und gewährt ihrer Reellität wegen vollständige Befriedigung.

Liederlust. Altes und Neues für muntere Sänger in Kirche, Schule und Haus von A. Späth. Herausgegeben von T. H. Diehl (Brobst'sche Buchhandlung) Allentown, Pa.

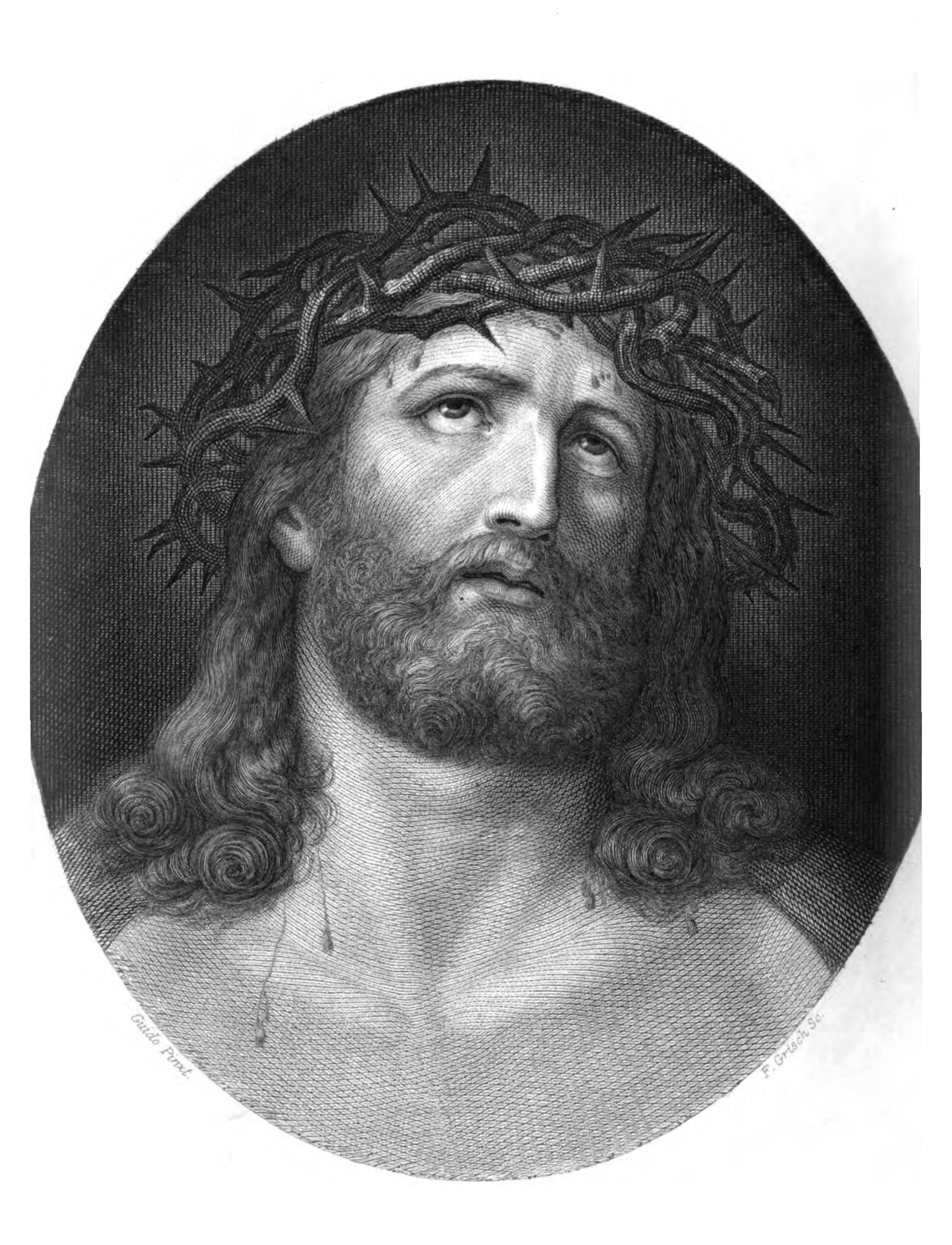
Dieses Buch ist „für die Hausgemeinde, Jugend-Vereine und junge Kirchenchöre bestimmt." Also sagt der Verfasser. Wir setzen hinzu, daß auch ältere Kirchenchöre und Sonntagschulen zugreifen dürfen. Die Sammlung enthält sehr viel Gutes und empfiehlt sich namentlich ihrer Volksthümlichkeit und der leichten Ausführbarkeit der Musikstücke wegen. Auch finden sich eine Anzahl englischer Lieder — wie Nearer my God to thee 2c.—in recht guter deutscher Uebersetzung.

Die Ausstattung ist untadelig.

Den Armen wird das Evangelium gepredigt. Ein Jahrgang Volkspredigten über die Evangelien des Kirchenjahres von Adolph Stöcker. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.

Herr Adolf Stöcker ist ein Volksredner im besten Sinne des Wortes. Dafür zeugen auch die vorliegenden Predigten, die mit Recht Volkspredigten genannt werden.

Schon deßwegen und auch um der Bündigkeit dieser Vorträge willen eignet sich dieses Buch vortrefflich zum Privatgebrauche.



ECCE HOMO.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. April 1887. Viertes Heft.



Das Kreuz.

Für Haus und Herd von Anna Spörri.



Schon längst kennst du das eine Zeichen,
Das schon so manches Herz bewegt,
Vor dem zurück die Spötter weichen,
An seine Brust der Sünder schlägt.

Es war der schlimmsten Thaten Rächer,
Die tiefste Schmach für Jedermann,
Das Kreuz, — der Feinde und Verbrecher,
Der armen Sclaven Todesstamm.

Bis Er erschien, der hingegeben
Am Kreuzesholz in blut'gen Tod
Sein theures, göttlich reines Leben
Uns zu befrei'n von Sünd' und Noth.

Nun ist das Kreuz der größten Liebe,
Der wunderbarsten Huld Symbol,
Sein Anblick weckt des Dankes Triebe.
Thut der gebeugten Seele wohl.

Zum Kreuze hast du dich gewendet,
Als um Vergebung rang dein Herz.
Dorthin hast du den Blick gesendet
In Seelennoth, in Weh und Schmerz.

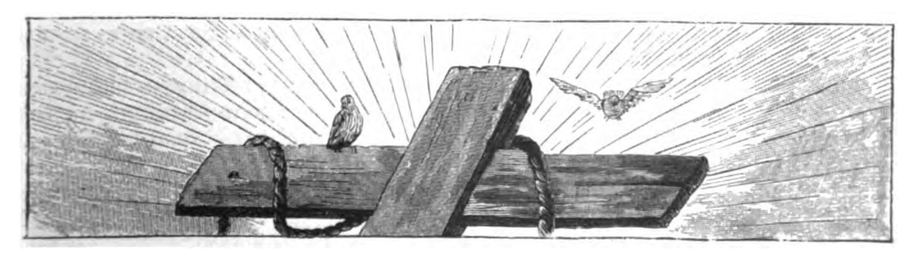
Und ruft Er dich, ihm nachzutragen
Ein Kreuz zu deiner Seele Heil,
Im Blick auf ihn kannst du es wagen.
Denn seine Kraft wird dir zu Theil.

O, fürchte nie, zu unterliegen,
Wogt in und außer dir der Streit,
In diesem Zeichen wirst du siegen,
In Allem überwinden weit.

Es leuchtet uns voran zum Siege,
Wenn rauh der Weg und tief die Nacht,
Bis als das Ende aller Kriege
Bricht Gottes Reich herein mit Macht.

So ziehe freudig deine Pfade,
Streiter des Herrn! Des Kreuzes Strahl
Erleuchtet sie; die Hand der Gnade
Führt auch durch's Todesschattenthal.

Hinan, hinauf! Bei'm Gnadenthrone
Ist dir ein selig' Heim bereit!
Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zur Krone,
Vom Pilgerland zur Herrlichkeit!



Die zwei Großmächte.

Editor.

„Fleischlich gesinnet sein, ist der Tod; und geistlich gesinnet sein, ist das Leben. Röm 8, 6.“

Nicht Amerika und England, nicht Deutschland und Frankreich sind diese beiden Großmächte. Dieselben heißen vielmehr — Leben und Tod.

Um diese zwei Drehpunkte bewegt sich alles in der Welt. Nach dem Leben verlangt und strebt Alles. Vor dem Tode flieht Alles. Durch tausend und aber tausend Mittel suchen die Menschenkinder den Tod abzuhalten, und zwar vergeblich. Leid, Freud' und Noth sind ungewiß; der Tod aber ist gewiß. Mit jedem Schritte scheiden wir aus dem Leben.

Und doch steht im Worte Gottes geschrieben, daß geistliche Gesinnung Leben sei, welches den Tod ausschließe. Um dieses Schriftwort im Glauben zu fassen, wollen wir die Ausdrücke Leben und Tod ein wenig näher betrachten, und fragen:

I. Worin besteht das Leben und was ist der Tod?

Diese Fragen sind leichter zu stellen, als richtig, faßlich und einfach zu beantworten.

Einer der geistreichsten Schriftsteller sagt: „Der Tod ist ein noch nicht vermessenes Land, eine noch nicht geordnete Wissenschaft.“

Ein anderer ruft aus: „Das Leben ist so unendlich, daß ich nur eine Ahnung davon habe, wenn ich mich in Gott versenke.“

Mit diesen geistreichen, menschlichen Aussprüchen können wir wenig anfangen. Und doch drängen sich die Fragen immer wieder auf: Was meinen denn die Ausdrücke — zu leben und todt zu sein?

Wagen wir daher einen Versuch.

Das Kennzeichen eines lebendigen Wesens besteht darin, daß es mit seiner Umgebung in lebendigem Zusammenhange steht, und deßhalb hat man gesagt, das Leben sei die fortlaufende Anpassung innerer Beziehungen an äußere.

Zum Beispiel: Du redest und ich höre; die Sonne scheint und ich sehe; es ist kalt — ich benütze warme Kleidung; es ist heiß — ich suche den Schatten. Diese gegenseitigen Beziehungen beweisen uns, daß wir leben.

Wird nun ein Mensch auf irgend eine Weise des Gebrauchs seiner Ohren beraubt, so ist dieser Taube bezüglich des Hörens außer Beziehung zu seiner Umgebung gesetzt, denn er hört nicht mehr. Sein Gehör ist unempfindlich. Ein Theil von ihm kann mit Recht als todt angesehen werden. Würde er auch noch blind, so versetzt ihn dieses Unglück außer Beziehung zu einem noch größeren Theil seiner Umgebung. Er wäre noch in höherem Grade todt. Bricht aber im Mittelpunkt des wunderbar bereiteten Körpers ein wichtiger Theil, so werden alle Theile gestört, alle Verbindung mit der Umgebung hat aufgehört. Der Organismus ist jetzt ein Ding, denn derselbe ist todt.

Sterben ist also der Zusammenbruch in einem Organismus. Der Tod ist das hervorgebrachte Ergebniß: Der Mangel an Verbindung mit der Umgebung.

Wollen wir nun erkennen, was die Schrift betreff des Menschen unter geistlich todtsein und geistlich lebendigsein meint, so gilt es festzustellen, wie weit die Umgebung des Menschen kraft seines Vermögens reicht; oder in andern Worten — in welche Lebenskreise er zu treten vermag.

Zum Zwecke der Anschaulichkeit bedienen wir uns einiger Beispiele.

Bei Betrachtung der lebendigen Schöpfung ergiebt sich, daß manche lebende Kreatur nur eine sehr beschränkte Beziehung zu ihrer Umgebung hat, nur ein beschränktes Leben führt.

Beim Baume, zum Beispiel, steht der Stamm in Beziehung zum Boden, seine Blätter haben Beziehung zum Sonnenlicht und zur Luft. Er lebt also. Aber der Baum ist an einen Ort gebunden. Betreff des Bewußtseins ist er gar nicht lebendig, denn er hört nicht das Murmeln der Quelle, die seine Wurzeln benetzt, noch sieht er das wunderbare Insektenleben unter seinem Laubdach. Er führt also so zu sagen ein beschränktes Leben.

Der Vogel hingegen nimmt einen höheren Rang auf der Stufenleiter des Lebens ein. Er steht zu einer weiteren Umgebung in Beziehung. Der Strom und das Insekt sind für ihn in Wirklichkeit da. Er weiß, was hinter den Bergen liegt. Sein Lebenskreis ist ein größerer. Man könnte sagen: Er ist lebendiger als der Baum.

Jedoch ein solches Vogelleben ist noch nicht das höchste.

Man versetze den Menschen in die gleiche Umgebung und man wird sehen, wie viel mehr Leben der Mensch hat. Hundert Dinge, welche der Vogel niemals im Insekt, Strom und Baume erblickt hat, nehmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er ist das lebendigste aller Geschöpfe. Er vermag nicht blos mit der äußern,

sichtbaren, sondern auch mit der geistigen, unsichtbaren Welt in Verbindung zu treten. Er kann nicht blos sehen, hören, fühlen, sondern — wollen, denken, glauben. Es ist ihm gegeben, mit dem Urquell alles Lebens, mit Gott in Gemeinschaft zu treten, und also im höchsten Sinn des Wortes zu leben.

Kann man nun von der großen Masse der Menschen sagen, daß sie mit Gott in persönlicher Verbindung, mit ihm in Gemeinschaft stehen? Nein, man kann das nicht sagen.

Zu sagen, ich glaube an Gott, ich halte daran fest, daß er der Schöpfer und Erhalter der Welt ist, das allein setzt mich noch in keine persönliche Beziehung zu ihm. Der Blinde mag auch sagen: Ich glaube, daß das Licht die Welt erleuchtet, steht aber in keinerlei Beziehung zu dem Lichte und ist demselben gegenüber todt.

Meine Beziehung zu Gott muß eine kräftige Einwirkung auf mich, meinen Charakter, mein Leben, Denken und Wollen haben, wenn dieselbe eine lebenbringende Gemeinschaft sein soll.

Diejenigen, die außer solcher Gemeinschaft stehen, sind geistlich todt, und diejenigen, die sich in Gemeinschaft mit Gott befinden, sind geistlich lebend.

Der ungeistliche Mensch ist der, welcher in der beschränkten Umgebung, in den Kreisen dieser irdischen Welt lebt. Dieser irdische Sinn kann edlen Gehalts, reich an Bildung und sogar auch tugendhaft sein. So er aber Gott nicht wahrhaftiglich kennt, was nützt es, wenn auch seine Beziehungen bis zu den Sternen des Himmels reichen, oder die Größen der Zeit und des Raumes erforschen? Die Sterne sind nicht der Himmel; der Raum ist nicht Gott.

Solch fleischlicher Sinn hat Leben so weit er reicht. Auch nimmt der Besitzer seine Entbehrung vielleicht ganz leicht, und lebt in seinem Element zufrieden. Wir brauchen uns einen solchen nicht als ein Ungeheuer vorzustellen. Er mag ein ganz feines Menschenkind sein. Aber er gehört doch der Großmacht — des Todes an, denn er reicht nicht seiner Bestimmung gemäß über die Kreise des Fleisches hinaus. Die Pflanze ist auch kein Ungeheuer, weil sie gegen die Stimme des Vogels taub ist; noch ist der eines, der es gegen die Stimme Gottes ist. Aber er ist fleischlich und fleischlich gesinnet sein ist der Tod.

Wenn uns also ungläubige, oder in's irdische Leben versunkene Menschen sagen, sie seien blind, taubstumm, starr und todt für das ewige Leben, für die von Gott geöffnete Welt, so müssen wir ihnen das glauben. Paulus sagt es auch, indem er schreibt: „Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein."

Aber das steht unverbrüchlich fest, daß Niemand dem Tod unwiederbringlich verfallen ist, sondern das ewige Leben ererben kann, und daß dieser fleischliche Sinn, welcher eine Feindschaft wider Gott ist, in eine geistliche Gesinnung umgewandelt werden kann, welche das ewige Leben bringt, denn es steht für Jedermann geschrieben: Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und, den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen."

Ewiges Leben also ist Gott in Wahrheit erkennen. Ihn erkennen heißt mit Gott übereinstimmen. Mit Gott übereinstimmen heißt mit einer vollkommenen Umgebung übereinstimmen, und der Organismus, der dieses erreicht, muß der Natur der Dinge nach wahrhaftiglich leben, ewig leben.

II. Der Lebensfürst.

Fragst du, wie erreich' ich das? Wie kann ich mich der Macht des Todes entreißen, und dem Leben gehören; wie in Gemeinschaft mit dem Höchsten leben — mit Gott kommen, da die Sünde die Menschen doch in den Bann des Todes gethan hat, so antwortet dir das Wort Gottes: Weil die in Sünden todten Menschen nicht zum Leben kommen können, kommt das Leben in Christo zu den Menschen und nimmt dem Tode die Macht, damit alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben.

Das Leben, das ewige Leben, ist eine Großmacht auf Erden geworden durch das Leben, Leiden, Sterben und die Auferstehung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi.

„Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen.
Das Leben, es behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen."

Das predigt jedes Ostern und jeder Sonntag in die Welt hinein. Denn Christus ist nicht für sich gestorben und auferstanden, sondern für uns. Darum ruft er: Ich war todt, aber siehe, ich lebe und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. Denn er ist auferstanden als der Gekreuzigte, als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt und hat aus dem Grabe gebracht Leben und unvergängliches Wesen, die eine große Osterbeute: Vergebung der Sünden.

Und was ich an's Herz legen möchte — das ist Christus, die Lebensmacht wider die Großmacht der Sünde und des Todes: Wie er sich niederbeugt zu all den Armen, Blinden, Lahmen, Tauben und Kranken und ausruft: „Kommet her zu mir."

Wie er tritt an die Sterbebetten und ruft: Tod, ich will dir ein Gift sein, Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein. Wie er sitzt an den Särgen und spricht: „Weine nicht, siehe, ich habe überwunden, der Löwe aus dem Stamme Juda; ich will abwischen alle Thränen von euren Augen." Wie er groß und majestätisch über den Gräbern steht und ruft: Ich bin die Auferstehung und das Leben.

Wie jede Sünde uns von Gott trennt, und darum in unserer Seele als Tod empfunden wird, so eint uns die Vergebung der Sünden mit Gott und wird in unserer Seele empfunden als Leben. Hier liegt unsere Gewißheit, daß es eine Großmacht des Lebens giebt, welche die Großmacht des Todes besiegt. Christus ist unsere Gewißheit. Wer an ihn glaubt, der ist persönlich und unauflöslich mit ihm, dem Leben, verbunden. Er hat uns gesagt: „Ich will dich nicht lassen, bis daß ich thue Alles, was ich geredet habe." Und wir haben gesagt: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."

Und — was macht es alsdann aus, wenn der Zusammenbruch des Körpers erfolgt, und der Tod des Leibes eintritt! Kann er uns doch nicht trennen von dem Leben, denn in alle Grüfte hat es der Lebensfürst geschrieben; „Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Und in demselbigen Glauben wissen wir auch, daß der arme Leib einst auferstehen wird aus dem Staube in verklärter Schöne und ähnlich werden wird dem verklärten Leibe Christi.

Unter den Osterglocken.

Eine Geschichte von Hüben und Drüben.

Lebendig Christus kommt herfür;
Die Feind' nimmt er gefangen,
Zerbricht der Höllen Schloß und Thür,
Trägt weg den Raub mit Prangen.
Nichts ist, das in dem Siegeslauf
Den starken Held kann halten auf:
All's liegt da überwunden.

So betete und triumphirte der alte Küster und nahm eilig den großen Kirchenschlüssel von der Wand. Er grüßte sein Weib und seinen Gehülfen mit den Worten: „Der Herr ist auferstanden!" und sie grüßten ihn wieder: „Ja, der Herr ist wahrhaftig auferstanden!" — „Fröhliche Ostern!" —

„Ja, fröhliche Ostern!" klang es noch von den Lippen und aus dem Herzen; und der Küster und sein Gehülfe gingen raschen Schrittes zur Thür hinaus, daß sie den Gruß des Auferstandenen mit allen Glocken über die Lande ziehen ließen. Als sie über den Kirchhof gingen, warf der alte Küster einen ernsten, scheuen Blick hinüber zu den dunklen Kreuzen, wandte aber den Blick rasch wieder ab, als hätte er nichts gesehen; denn ob's auch eine ihm fremde Gestalt gewesen war, die er an den Kreuzen erblickt hatte, so wußte er gar wohl, daß solch' ein Osterpilger in der tiefen, heiligen Stille des Ostermorgens am liebsten ganz alleine bleibt — alleine mit dem Grab und mit der Liebe, mit Verlieren und Wiedersehen, mit sich und dem Auferstandenen. Ueberdies wird die Kirchenuhr im Augenblick sechs schlagen, und dann müssen die Glocken es über die Lande jubiliren: „Der Herr ist auferstanden, der Herr ist wahrhaftig auferstanden!"

Darum hat das Auge des alten Küsters sich kaum so mit einem halben Blick hingewandt zu dem Mann neben den Kreuzen. Der Mann hat aber von dem Alten und seinem Gehülfen gar nichts gesehen, denn sein Auge ist tief hineingewandt in's eigene Herz und blickt weit zurück in's eigene Leben. Es sind tieftraurige Augen: die Augen neben den Kreuzen; und durch das einsame Herz ziehen viele Gedanken hindurch, aber fröhliche Ostergedanken scheinen es nicht zu sein. Der Mann schaut weit zurück, und die Stimme in seiner Brust schreit: „Richard, Richard, wärest du hier geblieben, dann wäre Vieles anders geworden, und du ständest heute nicht so gar einsam an den Gräbern der Deinen!"

Und sein ganzes vergangenes Leben breitet sich vor ihm aus. Dort hinter'm Kirchhof, unter den großen Linden, hat er seine Kindheit verlebt. Er ist ja Pfarrers Richard. Welch' glückliche Kindheit lag ihm dort hinter den großen Linden! Er war allein, während er in den trauten Räumen dort hinter den Linden sein kindliches Spiel hatte, der Einzige bis zu seinem zwölften Jahre. Zwei todtgeborene Brüderchen lagen hier neben den großen Kreuzen.

Als aber Richard zwölf Jahre alt war, da wurde ihm ein Schwesterlein bescheert. Er hatte noch heute nicht vergessen, welch' eine Freude die Geburt des Schwesterleins ihm und den Eltern bereitete. Er konnte stundenlang an ihrer Wiege stehen und ihr die Wangen streicheln und ihre kleinen Hände und ihre hellen, blauen Augen bewundern. Und wenn er später von der hohen Schule heimkehrte, dann war's immer seine erste Frage: „Wo ist Gertrud?" Meistens kam ihm das Schwesterlein schon unter den Linden entgegen und kletterte ihm auf die Schulter, und in den Ferien brauchte die Mutter keine Wärterin für das Kind, denn der Richard hätte wohl tagelang seiner Gertrud Geschichten erzählen, ihr die rosigen Wangen streicheln und ihre kleinen Patschhändchen und die hellen, blauen Augen bewundern können. Sie war und blieb sein einziges herzliebes Schwesterlein.

Aber Richard blieb nicht seiner Eltern guter Richard. Die Elternliebe ist wohl die alte geblieben; aber seine Kindesliebe hielt nicht Stand in den Versuchungen des Lebens. Sein leichter Sinn folgte den Lockungen böser Buben, sein kindlicher Glaube versank in wilde Wogen der Erdenlust. Ein tiefer, tiefer Schmerz war's für den Vater, als der Jüngling die Universität bezog mit der Absicht, alte Sprachen zu studieren. War doch der Vater schon der fünfte Pfarrer seines Geschlechts, ein Pfarrer, der sein Amt und seinen Heiland so lieb hatte, daß es ihm ganz selbstverständlich war, daß sein Kind in den Dienst des Herrn trete.

Das Herz hatte dem Mann geblutet, als der Richard

ihm erklärt hatte, er könne nicht werden, was der Vater geworden sei, und er könne nicht glauben, was der Vater glaube. Der Blitz schien in eine starke Eiche gefahren zu sein. Der Pfarrer von Lindenhöh ging eine Weile seine Wege, gebeugten Hauptes, als wäre seine Kraft gebrochen.

Aber er ließ seinen Richard ziehen und schloß noch häufiger als früher die Thüre seines Gebetskämmerleins hinter sich zu. Nach einem Jahre aber ist der Richard wiedergekommen und sah so verlebt aus, daß der Vater ihn an die Hand hat fassen, mit ihm in sein Kämmerlein hat gehen und die Thüre zuschließen müssen. „Richard, du bist in schlechte Hände gekommen!“ hat er geseufzet; und die Beiden haben viel mit einander geredet und sind mit einander auf die Kniee gesunken und der Vater hat mächtig mit seinem Herrn gerungen. Richard aber hat nicht mitgebetet.

Richard hat seiner neunjährigen Gertrud wieder die Wangen gestreichelt und hat sie auf seinem Knie reiten lassen; aber sie hat ihm verwundert in's Angesicht geschaut, als hätte sie sagen wollen: „Du bist nicht der alte Richard mehr.“ — Und wieder ist er hinausgezogen in's lustige Leben und Briefe sind aus der Ferne gekommen: die haben dem armen Vater gemeldet, wie toll der Sohn es treibe und wie viele Schulden er gemacht habe. Und wiederum hat sich die Thür des Gebetskämmerleins aufgethan für Vater und Mutter und Kind. Aber der Herr hat gesagt: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen!“

Auf die Universität ist Richard nicht wieder gezogen, denn er hat gesagt: „Ich werde doch nichts lernen; ich habe meinen Vater schon genug Geld gekostet; ich will arbeiten, auf eigenen Füßen stehen und mich selbst durchschlagen. Ich gehe nach Amerika.“

Da haben den Eltern erst recht die Herzen geblutet und sie haben ihn halten wollen mit ihrer Liebe und mit ihren Gebeten; aber er hat sich nicht halten lassen. Er ist hinweggezogen, wie jener Sohn dahinzog, dessen traurige Geschichte geschrieben steht Lucä im fünfzehnten.

Er hatte eine geschickte Hand und ein helles Auge; er hatte auch mancherlei gelernt, und was er anfaßte, das hatte guten Fortgang, aber sein unstäter Sinn ließ ihn von einem Werk auf's andere flattern; und seine ungezügelte Begierde zog ihn in die Tiefe, wenn er eben eine Höhe meinte erklommen zu haben. So ging's bergauf und bergab mit ihm. Zuerst wurde er Kaufmann und hielt fast ein Jahr auf einem großen Comptoir aus und während dieses Jahres schrieb er mehrere Male nach Hause. Aber die Briefe, welche er wieder erhielt, thaten ihm wehe durch den Ton der großen Liebe, den er aus den Worten herausklingen hörte, und in ihren ernsten Mahnungen waren sie ihm Stacheln für das Gewissen, das er doch einschläfern wollte; denn was er verdiente, das brachte er um mit Prassen.

Darum schrieb er seltener, und bald schrieb er gar nicht mehr, ging weiter in den Westen hinein, wurde Viehhändler, trieb sich weit und breit im Lande herum und hörte nichts von den Seinen, weil er nichts von sich hören ließ. Und dann hat er sich eingeredet, daß es besser sei für ihn und für die Eltern, wenn sie nichts mehr von einander hörten. Allmählich sind die letzten Briefe, die er als lose Blätter mit sich führte, vom Wetter verwischt und vom Winde verweht, und er ist dahin und daher gezogen; und er hängte sich in seinem Unglück bald an diesen, bald verjubelte er dann wieder sein Glück mit jenem — lauter leichten Gesellen.

Ein Brieflein nur hat er noch jahrelang bewahrt, zuerst in seiner Brieftasche und dann in seinem Reisekoffer; des Brieflein's erste Sätze aber lauteten: „Mein lieber, guter Herzensbruder, mein süßer Bruder Richard! Ich möchte so gar gerne, daß du wieder hieher kämest und mich auf deinen Knien reiten ließest, und mich auf deine Schulter höbest. Ich wollte dir auch gerne das größte Stückchen Kuchen schenken und nur das kleinste für mich behalten. Du solltest dich auch wundern, wie groß ich schon geworden bin, und Englisch und Französisch lerne ich auch schon!“ Dann folgten allerlei Dorfneuigkeiten. Der Richard aber hatte den Brief jahrelang verwahrt und wenn er ihn in einer stillen Stunde zum hundertsten Male gelesen hatte, dann waren ihm jedesmal die Augen feucht geworden. Zuletzt hatte er auch diesen Brief verloren. Er wußte nicht wo, er wußte nicht wann er ihn verloren hatte; aber seitdem der Brief fort war, schien ihm das letzte Band, das ihn an die Heimath kettete, zerschnitten zu sein.

Bergauf war er gezogen und bergab; unter Sonnenlicht war er gepilgert und unter Wetterwolken: da kam er in Boston wieder in ein Comptoir. Das war vor sieben Jahren; — ja, vor sieben Jahren, nachdem er reichlich fünf Jahre drüben gewesen war. Des Wanderlebens war er satt und müde, und als er an's Schreibpult trat, da hatte er den festen Vorsatz, nicht wieder davon zu ziehen. Aber er hatte schon mehr als einmal gute Vorsätze gefaßt: sie waren alle verweht wie die Briefe und Blätter seiner Lieben. Er hatte auch bald gemerkt, daß in dem Hause des Handelsherrn ein anderer Geist wehe als anderswo; und manchmal kam's über ihn, als ob er vor diesem Geiste fliehen müßte weit, weit hinweg. Der Handelsherr war ein Mann von kaum vierzig Jahren; aber er sah älter aus. Scheiden und meiden altert.

Vier blühende Kindlein hatte der Mann draußen auf dem großen Friedhof neben einander liegen. Gebeugt war der Mann, aber nicht gebrochen; verloren hatte er und war doch glücklich. Droben im Hause waltete sein treues Weib und hegte und pflegte das einzige Kindlein, das dem Elternpaar geblieben war, die neunjährige Cäcilie, die sie im Comptoir die Cilly nannten. Dann und wann war Richard droben gewesen im Familienkreise, denn er wußte sich wohl zu bewegen in guter Gesellschaft, und der Handelsherr schätzte ihn wegen seiner Sprachkenntnisse, so daß ihm schon im Laufe des ersten Jahres ein Theil der französischen und spanischen Correspondenz anvertraut war. Wenn er aber droben gewesen war, dann hatte sich das neunjährige Mägdlein mit ihm zu schaffen gemacht, war ihm auf den Schoß geklettert und hatte nicht von ihm gelassen, bis er ihr Geschichten erzählt hatte von Deutschland und von seinen alten Städten und Ritterburgen.

Einmal aber — er war wohl anderthalb Jahr schon auf dem Comptoir gewesen — da hatte die Cilly ihn gefragt: „Hast du denn keine Schwester, und keinen Papa, und keine Mama? — Ei, so erzähle mir doch auch einmal von deiner Schwester ganz hübsche Geschichten.“ Er aber hatte sie anschauen müssen und ihm war's gewesen, als hätte ihn die Gertrud mit bittendem Blick angeschaut; und der Blick hatte ihn überwältigt. Er mußte das Kind niedergleiten lassen, trat in eine Fensternische und schaute hinaus, und eine heiße Thräne quoll ihm über die Wange. Dann trat Herr Webser, der Handelsherr, zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Richard Berger, erzählen Sie auch mir von Ihren Eltern und Geschwistern. Sie haben sich wider die Ihren versündigt, sonst hätten Sie längst von ihnen erzählt, denn ich sehe jetzt, daß Sie Angehörige haben. Erzählen Sie, lieber Berger, und ob Sie auch über große Sünde

zu klagen hätten, so werden Sie den Trost des Gotteswortes erfahren: 'Wer seine Sünden bekennet, dem sind sie vergeben.'"

Da hat der Richard von seiner Gertrud erzählt und von seinen Eltern, und von seiner Sünde. Aber während er erzählte, ist ihm der alte Trotz wieder durch die Seele gezogen, und der alte Weltsinn hat entschuldigt, was nicht zu entschuldigen war; und als schließlich der Hausherr ihn ermahnte, an die Eltern zu schreiben, hat er zuerst allerlei Ausflucht gesucht, und dann hat er von Tag zu Tag das Schreiben aufgeschoben; und je länger er es aufschob, je mehr sagte ihm das Haus, darin er lebte, wie tief die Kluft sei zwischen ihm und dem Vaterhause.

Endlich aber hat der milde Ernst des Handelsherrn doch gesiegt, und Richard hat an seine Eltern geschrieben, einen langen Brief über sein Thun und Treiben und über seine Pläne und Hoffnungen, aber über seinen innersten Menschen hat der Brief nichts gemeldet. Dann sind wiederum Wochen und Monate vergangen, bis der Bote eingetreten ist und gesagt hat: „Brief aus Deutschland an Herrn Richard Berger." Und Richard hat ihn den Brief aus der Hand gerissen — ach, es war sein eigener Brief, den er vor Monaten abgesandt hatte, und auf dem Couvert stand groß und deutlich geschrieben: „Adressat verstorben."

„Adressat verstorben!" Wie eine Degenspitze fuhr dem Manne am Pult das Wort durch's Herz. — „Adressat verstorben" — und das treue Mutterherz? Auch gebrochen? Ja, auch gebrochen. Sonst wäre der Brief nicht wieder in seine Hände gekommen, denn das Mutterauge hätte des Kindes Schrift erkannt und hätte — den Brief nimmer fahren lassen.

Er ging hinaus, steckte den Brief in die Tasche, und ist Tage lang dahingegangen im dumpfen Schmerz. Jetzt erst hat er gefühlt, wie er an's Elternherz gekettet war mit goldenen Ketten. Und die kleine Gertrud: — wo ist sie?

Ein Bekannter kommt zu ihm und ladet ihn ein zu einem Abschiedsschmaus eines Freundes. Er nimmt die Einladung an. All' die Gedanken will er vertrinken — ja vertrinken und vergessen, und das alte Sündenleben beginnt wieder. Wochen lang ist Richard wieder der alte, wilde Richard. Das Comptoir wird ihm allmählich eine dumpfe Stätte; es wird ihm zu eng, zu schwül in dem ernsten, vornehmen Kaufmannshause; er will hinaus, er muß hinaus, hinaus in die weite, weite Welt.

Eines Morgens ist er halb trunken auf's Comptoir gekommen. Der Handlungsherr hat ein Auge auf ihn gehabt. Richard hat in seinen Briefen Verwirrung angerichtet. Jener hat es bemerkt und ruft ihn ab. Es ist ihm unheimlich, mit dem ernsten Manne allein zu sein. — „Sie haben falsche Angaben in Ihren Briefen gemacht!" — „Und Sie wollen mich entlassen?" — „Nein, Richard Berger, ich will Sie halten, und will für Sie beten, mehr als ich es bisher gethan habe." — „Für Sie beten!"

Das hatte ihm kein Mensch gesagt, seitdem er aus dem Vaterhause fort war. „Für Sie beten!" Das klang ihm in's Herz, als wär's ein Glockenton von Lindenhöhe. „Für Sie beten!" Er wurde plötzlich ganz nüchtern und legte die Hand über's Auge, als wolle er die Bewegung verbergen, die ihm durch's Angesicht zuckte. Er hatte forteilen wollen aus diesem Hause, aber er konnte nicht; eine verborgene Macht hielt ihn fest. Der Prinzipal fragte ihn dann nach den Eltern und nach dem Brief, und bat ihn, den heutigen Abend in seiner Familie zuzubringen.

Er hätte am liebsten diese Einladung ausgeschlagen, aber im Augenblick konnte er keine Entschuldigung finden. So hat er diesen und noch manchen Abend in der Familie seines Handelsherrn verlebt, und hat wieder der Cilly alle mögliche Freundlichkeit zugewendet. Er hat auch einen zweiten Brief nach Deutschland geschrieben an die Wittwe des Pastor Berger in Lindenhöh. Der Brief ist lange unterwegs gewesen, ist von Lindenhöh nach Kreuzberg gegangen und ist wieder nach Boston zurückgekommen mit dem Vermerk: „Adressat verstorben."

Und wiederum ist's wie eine Teufelsgewalt über den Richard hereingebrochen, und er hat hinaus müssen und aus dem schäumenden Becher der Lust trinken; aber nur wenige Tage ist er draußen geblieben: dann hat die still verborgene Macht ihn zurückgezogen in das Haus des Handelsherrn. Es war Charfreitag, als er heimkehrte. Als er in das Zimmer trat, hat der Hausherr die Thür verschlossen und ist niedergekniet mit Weib und Kind, und Richard hat mit knieen müssen. Er konnte doch nicht allein stehen bleiben. Er hat mit knieen müssen. Und der ernste Mann hat lange gebetet. O, welche Gestalten traten ihnen da vor die bewegte Seele! Zu allererst die Gestalt voll Blut und Wunden, der das Herz gebrochen ist über der Sünde der Menschheit. Und unter des Heilandes Kreuz schrieben gefaltete Hände die Unterschrift: „Er ist um unserer Missethat willen verwundet, und um unserer Sünden willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Friede hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet."

An diese Gestalt lehnten sich viele andere Gestalten, wie einst Maria sich an ihres Kindes Kreuz und Johannes sich an seines Erlösers Liebe anlehnte. Für Lebende flehte der ernste Mann und für Verstorbene, für Nahe und für Ferne. Und als er bat, daß der treue Heiland ihres lieben Richard Berger's Eltern möge in die Seligkeit hinaufgenommen haben, — da hat Richard mitbeten müssen. Ja, er hat beten müssen, ob er's auch meinte, gänzlich verlernt zu haben. Und der ernste Mann hat weiter gebetet, daß der treue Herr die verklärten Augen der Eltern möge niederschauen lassen auf ihren Richard, und ihre Lippen möge jauchzen lassen darüber, daß ihr Kind das ewige Leben erwählet und des Heilandes Gnade geschmecket habe. Da hat der Richard weinen müssen, ob er auch meinte, das Weinen schier verlernt zu haben.

An jenem Abend aber ist Richard noch lange in der Kaufmannsfamilie geblieben, und sie haben viele gute Reden unter einander geführt, Reden, die den Einsamen immerdar mahnten an das verlassene und verlorne Vaterhaus. Den kindlichen Glauben, den er einst im Vaterhause hatte, und den die arge Welt ihm entrissen, den hat Richard noch nicht wieder finden können, ob er sich auch in diesem neuen Vaterhause an des Glaubens Früchten erquickte. Denn Sehnsucht nach Glauben ist doch noch kein Glaube; Hunger ist noch keine Sättigung. Oder ist's schon mehr als Sehnsucht, wenn er sich wohl fühlen durfte im Kreise des stillen Familienkreises — er, der Einsame, er, der Verlorne? Der Ruhetag vor Ostern ging dahin. Das Herz des Einsamen war bald tief traurig, denn er dachte an seine Einsamkeit und — er konnte nicht beten, und dann wieder zog's durch dasselbe Herz, als wären's lauter Jubeltöne; dann dachte der Einsame an das Gebet des ernsten Mannes und an das dunkle Kreuz.

In früheren Jahren war die Familie Webser immer allein hinausgegangen auf den großen Friedhof, wo die vier Kreuze in langer Reihe standen; heute früh hatte der Handelsherr den Comptoiristen bitten lassen, mit ihnen hinauszugehen, um die Gräber zu schmücken. „Er muß hinaus," hatte er zu seinem

lieben Weibe gesagt, „er muß hinaus und den Frieden eines Osternfriedhofs kennen lernen; er muß hinaus und den Lebensfürsten kennen lernen, der aus Gräbern Leben hervorgehen läßt. Er muß hinaus, seinem Heiland in's Auge schauen und sich ihm an's Herz legen."

Und er ist mit ihnen hinausgezogen. An jenem Ostertage hat er sich wohl seinem Heiland noch nicht an's Herz gelegt. Oder hat er's doch gethan? Wohl hat er ihm in's Auge geschaut — tief hinein. Ob er sich ihm an's Herz gelegt hat — das glaubte er nicht; das weiß er selber nicht.

Von jenem Ostertage an ist aus dem einsamen Comptoiristen ein lieber Hausfreund für das einsam-ernste Haus geworden. Das vergangene Leben dünkte den Richard ein böser Traum gewesen zu sein, und das jetzige Leben dünkte ihn wiederum nur ein Traum zu sein, aber ein seliger. Er war allmählich des Handelsherrn rechte Hand geworden: er wohnte jetzt mit der lieben Familie in einem Hause, er aß mit ihr an einem Tische, er betete mit ihr in einem Gebetskämmerlein.

* * *

Und jetzt, jetzt kniet der einsame Kaufmann aus Boston auf dem Kirchhof zu Lindenhöh. Er kniet an den Kreuzen seiner Eltern und hat des Vaters Kreuz mit seinen beiden Armen umschlungen. Osterkränze hat er nicht gebracht zu seiner Eltern Grab, aber er hat des Vaters Kreuz umschlungen und hat sein Haupt daran gelehnt, und seine heißen Thränen perlen daran hernieder. Er hat rückwärts geschaut in sein vergangenes Leben und hat darin gelesen wie in einem aufgeschlagenen Buch. Daß der alte Küster auf den Kirchhof gekommen ist — das hat er nicht gesehen; daß der große Schlüssel im Schlosse der Kirchthür gekreischt hat—das hat er nicht gehört.

Jetzt schlägt die Thurmuhr sechs. Seit zwölf Jahren hat er diesen Klang nicht gehört, seit zwölf Jahren nicht; darum hat er die ganze Nacht nicht schlafen können und hat aus der nahen Stadt herauspilgern müssen schon in der Dämmerstunde des Ostermorgens. Die Thurmuhr schlägt sechs. Drüben hinter den Linden öffnet sich ein Fenster. Er kennt's: es ist das Fenster in — seines Vaters Gebetskämmerlein. Die Thurmuhr schlägt sechs, und als der letzte Schlag verhallt ist, grüßen die Osterglocken über's Feld; sie jauchzen mit den gläubigen Menschen: „Der Herr ist auferstanden, ja, der Herr ist wahrhaftig auferstanden." Aber manchmal tönte es, als ob aus den Glocken ein anderer Schall herausklinge, und als ob eine Stimme aus der Höhe riefe: „Dieser, mein Sohn, war todt und ist wieder lebendig worden; er war verloren und ist wieder gefunden worden."

So tönten die Osterglocken.

Als aber ihr letzter Klang verhallt war, schaute der Einsame um sich, denn er wollte einsam bleiben an seiner Eltern Grab, und sah, daß neben seiner Mutter Kreuz noch der große Lebensbaum stand auf dem Grabe eines längst verstorbenen Amtmanns. Der Lebensbaum war vor zwölf und vor zwanzig Jahren schon fast wie eine dichte Laube, und unter seinen Zweigen lag damals schon und heute noch ein großer, moosbewachsener Stein, der einst wohl lieben Trauernden als Ruhebank gedient hatte. Dort hatte vor vielen Jahren der Richard mit seiner Gertrud gesessen und hatte ihr die Geschichte erzählt vom Lazarus, der die Grabtücher abwirft und seine Maria und Martha grüßt mit fröhlichem Ostergruß, und die Geschichte von jenem andern Lazarus, den die Engel trugen in Abraham's Schooß, und der dort droben seine Osterlieder singt.

Und viele andere schöne Geschichten hat dort der Richard seiner Gertrud erzählt. Er weiß es noch, er kennt den Sitz. Der Klang der Osterglocke verhallt, und Richard ist hineingeschlüpft unter das Gezweige des Lebensbaumes und sitzet dort auf dem moosbewachsenen Stein—ganz wie dazumal. Aber Gertrud schaukelt nicht auf seinen Knieen. Er weiß die Geschichten noch, aber seiner Gertrud kann er sie nimmermehr erzählen.

Der einsame Mann sieht den alten Küster und seinen Gehülfen aus der Kirchenthür treten und über den Kirchhof gehen; er rührt sich nicht, er beugt das Haupt in tiefen, schweren Gedanken. Er denkt an seine Gertrud. Wie hat er sie so lieb gehabt — die kleine Schwester! So lieb — so lieb nur ein großer, einziger Bruder sein kleines, einziges Schwesterlein haben kann. Im grenzenlosen Leichtsinn hat er das letzte Blatt von ihrer Hand verwehen lassen; in wilder Jugendlust hat er der Schwester Spur verloren. Er hat schon vor Jahren an den Pfarrer in Lindenhöh geschrieben; und der Mann hat ihm geantwortet, daß der Pfarrer Berger vor jetzt sieben Jahren gestorben sei, daß die Wittwe nach Kreuzberg gezogen, und dort, zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes, sanft und selig entschlafen sei, und daß die beiden auf dem Friedhof zu Lindenhöh neben einander ihre Ruhestätte gefunden hätten.

Er hatte ihm ferner mitgetheilt, daß sein Erbtheil von dem Gericht zu Kreuzberg verwaltet werde, daß er aber nach seiner Schwester vergebens geforscht habe. Dieselbe sei in einer Pension in der Schweiz gewesen, er habe aber den Namen des Ortes nicht erfahren können. Doch habe ihm eine Freundin der Frau Pfarrerin Berger mitgetheilt, daß Fräulein Gertrud mit einer französischen Dame auf Reisen gegangen sei und sich in Frankreich oder in Italien aufhalte.

Ach, was fragte Richard Berger nach seinem Erbtheil, nach dem todten Golde seines Vaters; er fragte nur nach dem lebenden Erbtheil aus seiner Eltern Händen, nach seiner Gertrud. Aber, ob er auch forschte und fragte beim Gericht und beim Amtmann, ob er Anzeige erließ in den Zeitungen—seine Gertrud fand er nimmer.

Jetzt war er zwölf Jahre drüben gewesen. Herr Websser und die Seinen hatten oft die Stille bewundert, mit der er den Schmerz seines Herzens trug. Er aber hatte gesagt: „Was mein Gott mir auferlegt hat, ist eine milde Strafe für schwere Sünde."

Vor einem halben Jahre hat Herr Websser den Richard mit sich auf sein Zimmer genommen und hat ihm gesagt: „Richard Berger, Sie wissen, daß wir unser Geschäft in der letzten Zeit erweitert haben. Meine Beziehungen zur alten Welt machen es wünschenswerth, daß ich in Hamburg einen Vertreter habe. Richard Berger, Sie treten mit ein in mein Geschäft, gehen hinüber und repräsentiren drüben das Haus Websser & Co. Machen Sie keine Widerrede: ich weiß, was ich an Ihnen habe; sechs Jahre habe ich Sie in meinem Geschäft erproben dürfen; seit vier Jahren sind wir durch stärkere Bande als durch irdische an einander gefügt: die Gnade des Heilandes hat unsere Herzen mit einander verbunden. Unser Kontrakt ist geschrieben; nehmen Sie ihn mit, prüfen und unterschreiben Sie ihn. Von Weihnacht bis Ostern haben Sie Urlaub, und werden, das walte Gott, Ihre Schwester finden. Nehmen Sie Ihre Gertrud mit sich, und richten Sie sich nach Ostern eine traute Häuslichkeit ein, darinnen brüderliche und schwesterliche Liebe fröhlich und selig mit einander walten."

Das waren gute Worte, und Richard Berger ist hinausgezogen, sie wahr zu machen. Bei den Ver-

wandten hatte er angefragt. Sie wußten nichts von der Gertrud. Die Pension, wo sie drei Jahre verlebt, hatte er erkundet. Die Vorsteherinnen hatten ihm gesagt, daß die Gertrud Berger mit einer französischen Gräfin auf Reisen gegangen sei. Eine frühere Freundin seiner Schwester hatte er aufgesucht. Sie war voll des Lobes über Gertrud, aber seit drittehalb Jahren hatte sie nichts von ihr vernommen. Sie wußte nur, daß sie in Frankreich oder in Italien sei.

Und nun sitzt der Einsame unter dem Lebensbaum an seiner Eltern Grab und hat da lange schon gesessen und hat das Haupt gebeugt in tiefer Betrübniß.

„Hans Christian!“ ruft drüben der alte Küster seinem Gehülfen zu, „geh nicht zu weit vom Hause, denn bald wird die Uhr sieben sein, und das Sieben-Uhr-Geläute muß noch heller hinausklingen als das erste Geläute. Die Osterglocke tönt heller von Stunde zu Stunde, aber junger Kraft bedarf's, um das gewaltige Metall zu schwingen; darum geh nicht zu weit.“

Dem Mann unter dem Lebensbaum tönt die Stimme wie ein Ton aus längst vergangener Zeit. Und da sein Blick durch das grüne, duftige Gezweige schweift, sieht er, wie die Kirchhofspforte sich öffnet, und eine schwarz gekleidete Dame tritt ein. Sie sieht nicht aus wie eine von Lindenhöh. Ueber dem linken Arm trägt sie grüne Kränze, das blaue Auge schweift über den Friedhof; es sieht traurig aus; das Haupt senkt sich, und tiefgesenkten Hauptes geht sie vorüber an der Kirchthür. Näher kommt sie seinem Sitze — immer näher. Die grünen Kränze nimmt sie von dem Arm. Sie bekränzt die Kreuze, — die Kreuze neben ihm. Sie sinkt nieder am Fuße der Kreuze, dort, wo Richard Berger geknieet hat. Sie betet.

Und als sie ausgebetet hat, da hebt sie das Auge auf; und sein Auge lugt durch das Gezweige, und seine Lippe murmelt: „Meiner Mutter Auge!“ Die Thräne wischt er vom Angesicht. Die zitternden Hände falten sich noch einmal. Dann erhebt er sich und theilt leise das grüne Gezweige, und steht vor der Jungfrau. Wer ist die Jungfrau? Sie scheint im ersten Augenblick erschrocken zu sein und sich abwenden zu wollen. Da redet er sie an mit zitternder Stimme: „Sie scheinen auch eine Einsame zu sein, mein Fräulein, die in tiefer Trauer zu den Gräbern der Ihren muß?“

„So gar einsam darf ich mich nicht nennen,“ erwiderte sie, und schaute ihm ernst in's ernste Angesicht „denn der Osterkönig ist mein Geleitsmann. Auch bin ich nicht so tief traurig, denn ich weiß, daß meine Lieben daheim sind und selig. Aber ich bin eine, die Sehnsucht hatte nach der Heimath, die in fremden Landen hin und her gezogen ist, und seit drei Jahren die Gräber der Ihren nicht gesehen hatte, und nun am dritten Ostern einmal wieder hier knieen und beten und die Kreuze schmücken mußte.“

„O ja,“ sagte er, und seine Stimme bebte, — „hier knieen und—alter vergangener Zeiten gedenken. Oder haben Sie es vergessen, wie Einer dort im dichten Gezweige Ihnen die Geschichte erzählte vom Lazarus, der getragen wurde von den Engeln in Abraham's Schooß, und von dem andern Lazarus, den der Osterkönig vom Tode erweckt 'und er gab ihn seiner Schwester'?“

Sie schaute ihm mit forschendem, flehendem Blick in's Angesicht. Er aber fuhr fort: „Der erste Lazarus, das ist Pfarrer Berger von Lindenhöh, der zweite — — das ist sein Sohn. Gertrud! Gertrud! — meine Schwester!“—„Richard!“ rief sie, und schluchzend lag sie an seiner Brust.

Sieben Schläge hallten von der Thurmuhr über's Dorf und die Osterglocken huben wieder an und jauchzten mit mächtiger Stimme: „O du fröhliche, O du selige, Gnadenbringende Osterzeit, Welt lag in Banden, Christ ist erstanden, Freue, Freue dich, o Christenheit!“

Und die Alten, die vorüberzogen, riefen in des Pfarrers Gebetskämmerlein hinein: „Der Herr ist auferstanden!“ und heraus tönte die Antwort: „Ja, der Herr ist wahrhaftig auferstanden!“ Und die Jungen auf der Dorfstraße riefen sich mit lauter Stimme zu: „Fröhliche Ostern!“ Und auf dem Friedhof hallte das Wort wieder. Und ob die Lippen ganz stille schwiegen, so jauchzeten mächtig die Herzen: „Selige Ostern, ja selige Ostern!“

Der alte Küster aber trat aus der Kirchthür und schaute zu den Kreuzen seiner lieben Pfarrleute hinüber. Ach, wie hatte er sie so lieb gehabt; und fast wollte ihn dünken, als ob das Wort des alten Pfarrers in seiner tiefen Einfalt mächtiger in die Herzen gedrungen wäre als das kräftige Zeugniß des jetzigen jungen Hirten; ach, wie hatte er sie so lieb gehabt!

Osterkränze hat sein Mütterchen ihnen alle Jahre gewunden, und er hat's sich nicht nehmen lassen, sie eigenhändig über die Kreuze zu hängen. Nun steht er stille an der Kirchthür und schaut staunend hinüber zu den Kreuzen. Wer durfte ihm zuvorkommen?

Da fällt sein Blick auf die Beiden; auf die Beiden dort neben den Kreuzen, und größer wird sein Auge. „So sah der Pfarrer Berger aus vor vierzig Jahren, als er einzog in Lindenhöh;—ich seh' ihn noch.—Grad wie Jener — so sah er aus. Und grad wie Jene sah die Frau Pfarrerin aus; — wahrlich grad wie Jene.

„Aber nein, — nein — sie sind's nicht. Wenn ich meine lieben alten Pfarrersleute wieder sehen werde an jenem großen Ostern, dann werden sie noch schöner aussehen als Jene dort, dann werden sie ganz durchleuchtet und verklärt sein von der Ostersonne.“

So murmelt der alte Küster in den grauen Bart. Und dann fährt er fort: „Die alten Augen sehen nicht scharf mehr. Aber wer sie auch sind, sie sollen einen fröhlichen Ostergruß vom alten Küster Möller mitnehmen von den Gräbern.“

Und näher tritt er und grüßt sie mit freundlichem, fröhlichem Gruß. Sie aber erwiderten jauchzend den Gruß und fragten mit jubelnder Stimme: „Kennt Ihr uns nicht, Vater Möller, kennt Ihr Richard und Gertrud nicht?“

„Ja, ja; ich erkannte Euch wohl,“ sagte er; „aber ich traute den alten Augen nicht—ach, sie werden schon schwach.“

Die heißen Thränen aber rollten ihm über die durchfurchte Wange, und des Richard's Hand hielt er fest umschlossen und zog die Beiden mit sich in sein Haus.

Als sie aber aus der Kirchhofspforte traten, da stand er einen Augenblick stille, schaute dem ernsten Mann voll und ernst in's Angesicht und fragte ihn: „Richard, bist du heimgekehrt zu deines Vaters Kreuz und zu seiner Osterhoffnung?“

„Ja, Vater Möller,“ erwiderte er, „zum Kreuz und zur Osterhoffnung.“

„Der Herr ist dem alten Küster Möller sehr gnädig,“ fuhr er fort, „daß er mich die Botschaft mit hinaufnehmen läßt, wenn ich droben am großen Ostern meinen alten Pfarrer grüßen darf: 'Siehe, dein Sohn ist heimgekehrt zum Kreuz und zur Osterhoffnung.' Ja, der Herr ist dem alten Küster Möller sehr gnädig, daß ich dir noch deines Vaters Botschaft ausrichten darf, mein Sohn — meines Pfarrers Richard. Siehe, als er auf seinem Sterbebette lag, mein lieber, guter Pfarrer, da hat er zu mir gesagt:

'Küster Möller,' hat er gesagt, 'mein Richard wird heimkehren; und wenn er heimkehrt, dann sagt ihm, daß ich ihm Alles vergeben habe, und daß ich als mein bestes Erbtheil ihm meinen vollen Vatersegen hinterlassen habe. Und bittet ihn, daß er seine Schwester lieb behalte, wie er sie als Knabe lieb gehabt habe, und daß er für sie sorgen soll ihr Leben lang.'"

Da sind sie in das Küsterhaus getreten. Der Richard hat noch einmal seine Gertrud fest umschlungen, und die alte Küstersfrau hat sie ihm aus dem Arm genommen und hat die junge, vornehme Dame geküßt, wie eine Mutter ihr Kind küßt. Der alte Küster aber betete und triumphirte also:

Das ist die reiche Osterbeut',
Der wir theilhaftig werden:
Fried', Freude, Heil, Gerechtigkeit
Im Himmel und auf Erden.
Hier sind wir still und warten fort,
Bis unser Leib wird ähnlich dort
Christi verklärtem Leibe.

(Ernst Evers.)

Ein armer König und seine großen Schlösser.

Für Haus und Herd von Marie Schweitzer.

Wenn das, was kürzlich vor unsern Augen vorübergezogen, und heute noch vor aller Welt steht, nicht greifbare Wirklichkeit wäre, so könnte man versucht sein zu sagen: Die Geschichte Ludwig II. von Baiern gehört in das Märchen von Tausend und eine Nacht.

Es ist jedoch Geschichte. Der räthselhafte König hat gelebt und seine Feen-Schlösser können besehen werden.

Edel und reich begabt, hat er nach manchen Seiten hin Schönes geschaffen und Großes angestrebt. Doch ist er seinem Volke nicht zum Segen geworden. Geistig und körperlich auf's Herrlichste ausgerüstet, hat ihn nach und nach die Nacht des Wahnsinns umfangen. Seine Schlösser glänzen als Denkmale staunenswerther Kunst; aber an seinem Sarge werden wir erinnert, daß er in wahnsinniger Verzweiflung den wunderbaren Gottesbau—sein eigen Leben—zerstörte und den treuen, dienenden Arzt in den Fluthen des Starnberger Sees mit in den Tod gezogen.

Es ist also trotz alles Glanzes ein gar armes Menschenleben, an das wir durch diese Schlösserpracht erinnert werden.

Und — gibt's hier in Europa und drüben in Amerika nicht noch mehr solch' arme, glänzende Menschenleben?

Die Leute staunen gewöhnlich nur die flimmernde, oder auch goldige Außenseite an, und denken dabei: Der ist aber ein Bevorzugter! Wenn sie den Vorhang wegzögen und ein wenig tiefer blickten, würden sie anders urtheilen und sich nicht abmühen mit dem Gedanken: Ach, daß uns doch auch ein solches Loos beschieden wäre!

Es ist alles eitel. Das predigen auch die Prachtbauten Ludwig II., die man jetzt nach seinem Tode besehen darf.

Auch wir gingen hin. Früh Morgens mit dem Zuge 5 Uhr 30 Minuten verließen wir den Münchener Central-Bahnhof, um nach Murnau zu fahren.

Wer je gesagt, daß die Umgebung von Baiern's Hauptstadt öde und monoton sei, der wird auf dieser Bahnlinie sicherlich ein anderes Urtheil empfangen. An dem reizend gelegenen Mühlthal geht es vorüber, wo einst der Sage nach Karl der Große das Licht der Welt erblickte und dann weiter entlang am Ufer des lieblichen Starnberger Sees, der von Villen und blühenden Ortschaften wie von einem Kranze umrahmt wird.

Vom andern Ufer herüber grüßt uns ernst und traurig das einfache Schloß Berg, das noch bis vor wenigen Monaten keinem Wanderer zugänglich war, dem kein Boot sich nahen durfte. Oede sind nun seine Räume und wohl niemals wird ganz der Schatten schwinden, der sich auf das freundliche, helle Schlößchen lagerte, als die beiden Todten, Fürst und Diener, zur kurzen Rast hineingetragen wurden.

An der Südseite des Sees entlang, ziehen sich die in Morgenglut getauchten Alpenberge und geben uns eine Ahnung von den Schönheiten, denen wir entgegen eilen.

Murnau ist Endstation.

Wir gehen zu Fuß. Immer näher rücken die Berge; immer imposanter wird die Gegend. Wir machen an dem wunderbar geformten Ettaler Mandl vorüber, hinüber über die Ettaler Steige einen Abstecher nach dem hübschen Dorfe Ober-Ammergau, das uns durch seine reizende Lage eben so sehr, wie durch die freundlichen Häuser und Gärten entzückt.

Früh am anderen Morgen brechen wir nach dem Linderhofe auf und empfangen noch vor Ankunft daselbst einen Gruß von dem mit ewigem Schnee bedeckten Haupte der Zugspitze.

Wer nicht wüßte, daß dort zur Linken versteckt hinter den Bergen ein Schloß läge, der würde ohne Ahnung von dem so nahen Vorhandensein eines kleinen irdischen Paradieses, seine Straße ziehen und doch bedarf es nur weniger Schritte einer kurzen Wanderung über die

weichen Kieswege des Parkes und das reizend erbaute Schlößchen liegt in einer kleinen Thalsenkung vor unseren erstaunten Blicken. Rings um das Schloß die herrlichen Parkanlagen, in denen Natur und Kunst um die Wette geeifert und das Ganze im weiten Kreise eingerahmt von den tieferasten Fichten-Waldungen und majestätischen 6—7000 Fuß hohen Bergen.

So weit es die Größe des Gebäudes anbetrifft, so hätte ja am Ende jeder wirklich reiche Mann sich Aehnliches erbauen können; aber es ist hier wieder wie in Herrenchiemsee die Pracht, der Luxus des Innern, was so überraschend auf uns wirkt; doch hier, wo Alles kleiner und maßvoller gehalten, wirkt es weniger erdrückend und beschwerend auf das Gemüth ein, als in Herrenchiemsee.



Schloß Berg am Starnberger See.

Das Schloß besteht nur aus einem Erdgeschoß und einer Etage. Den Eingang zum ersteren vermitteln drei prächtige, reich mit vergoldetem Gitterwerk verzierte Thore, durch die wir zunächst in das von Marmorsäulen getragene Vestibul eintreten. In der Mitte desselben steht auf einem prächtigen, schwarzen Marmorsockel eine bronzene Reiterstatue Ludwig XIV., darüber im Plafond die strahlende Sonne und Genien, welche die Inschrift: "Nec pluribus impar" tragen. Diese Verherrlichung Ludwigs XIV. und seiner ganzen Zeit ist es, die uns hier wie in Herrenchiemsee überall entgegentritt und uns theils schmerzlich, theils abstoßend berührt.

Oben in den zehn um die Treppenflucht gruppirten Zimmern begegnet uns diese Verherrlichung des französischen Wesens stets auf's Neue, so in den Porträts geistreicher Männer und Frauen aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV. in dem reizenden gelben Cabinet, wo Wandstoffe und Möbel aus reich mit Silberstickerei verzierter gelber Seide bestehen, wie auch in der wundervollen auf Ludwig XIV. bezüglichen Gruppe aus Carrara-Marmor, die im vorhergehenden Gobelinzimmer zwischen zwei Carrara-Vasen auf dem Marmorkamin steht.

Von einem Zimmer in's andere wandernd, finden wir überall nicht nur Pracht, sondern auch den besten Kunstgeschmack. Und doch werden wir durch mancherlei Sonderlichkeiten immer wieder daran erinnert, daß der Schöpfer dieser Herrlichkeit kein glückliches Menschenkind war.

Daß es ihm in diesem Schloß gefallen hat, und es sein Lieblingsaufenthalt gewesen, ist leicht glaublich. Hier in dieser prachtvollen Einsamkeit, die an das Märchen von Tausend und eine Nacht erinnert, konnte er schwärmen, beten und Pläne für neue Schlösser entwerfen. Wir wandern weiter!

Auf hübscher Fahrstraße, bald durch frischgrünen Wald, bald an wildzerklüfteten Bergen vorüber, schreiten wir vorwärts und haben reichlich Gelegenheit den Durst mit dem unvergleichlich frischen Wasser, der neben uns rieselnden Quellen und Gebirgsbäche zu stillen.

Ein Gang von reichlich einer Stunde bringt uns an die Tyroler Grenze und von hier aus führt ein links abbiegender Weg uns in etwa

20 Minuten nach der berühmten am Fuße der Kreuzspitze in einer dunklen Thalschlucht gelegenen Hundinghütte. Schon allein als Anschauungsmittel ist diese Hütte höchst interessant. Sie gibt uns nämlich eine Vorstellung von den Wohnungen unserer alten Vorfahren, wie wir es besser nicht wünschen können.

Die Wände bestehen aus rohen Baumstämmen; an einer Esche hängt das Walsungen Schwert; der Kochheerd ist höchst originell und roh; Felle, Waffen und Hörner schmücken den Raum und das Ganze wird von einer Kienfackel erleuchtet.

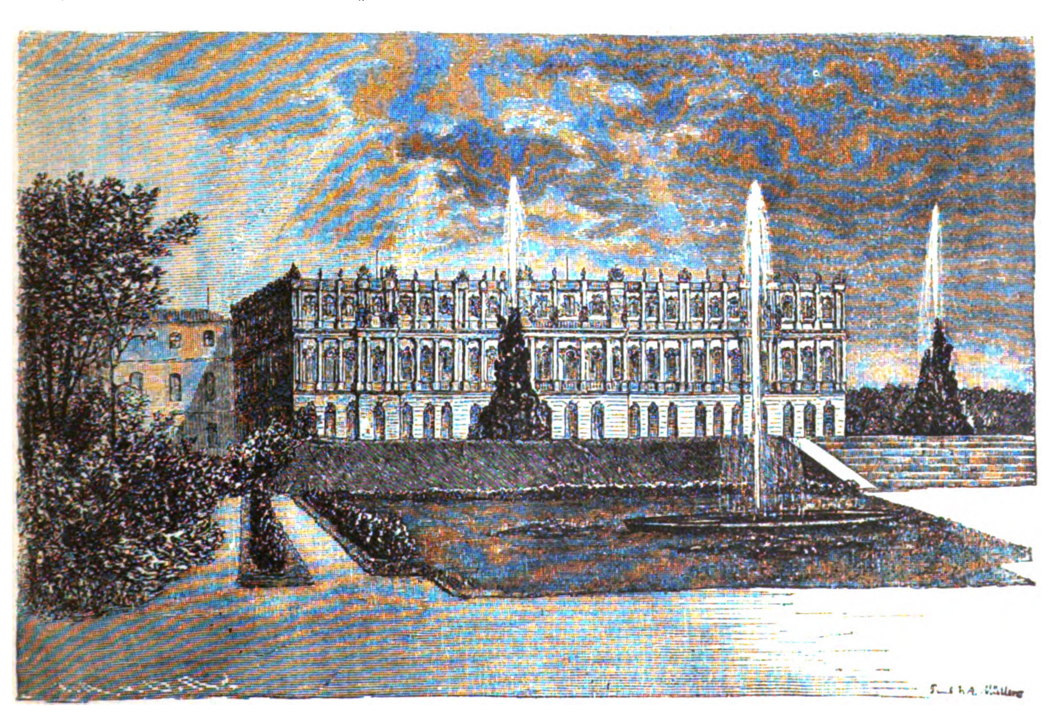
Vor dem Hause befindet sich ein Brunnen und ein kleiner See mit dem üblichen Einbaum, und wer für einen Augenblick vergessen kann, in welch einer Zeit des Luxus und des unaufhaltsamen Fortschritts er lebt, der vermag sich vollkommen zurückzuträumen in jene Zeit der Einfachheit und der urwüchsigen Kraft unserer Vorfahren. Seitwärts liegt die niedliche Eremitage und an der andern Seite von der Straße ab das marokkanische Haus, das mit seinen rothen und gelben Farben, originellen Möbeln und Zierrathen den geraden Gegensatz zu der eben verlassenen Hundinghütte bildet.

Linderhof.

Wir kehren nun auf den Fahrweg zurück, um nach etwa einer Stunde an der neuen Sennhütte vorbei abzubiegen und über den sogenannten Schützensteig nach Hohenschwangau zu gelangen.

In fortwährenden Windungen führt der Weg in die Höhe und fast an einer jeden Biegung bietet sich uns eine neue und überraschend, ja fast erhaben schöne Aussicht auf das Gebirge.

Auf der Höhe finden wir ein kleines Jägerhäuschen, sonst ist Alles einsam und still und außer dem harmonischen Glockengeläute des Alpenviehs vernimmt unser Ohr keinen Laut. Durch die so genannte Bleckenau wandern wir zwischen dunklen Bergen, die uns nur dann und wann einen Ausblick in die Ferne gestatten. Tiefer und tiefer senken sich die Schatten des Abends auf den einsamen Gang; aber da erscheint uns im Rücken ein treuer Gefährte und wirft seinen milden Glanz über die schon in



Herrenchiemsee. Vorderfront.

Nacht getauchte Gegend. Ermüdet von einem schon achtstündigen Marsche will der Fuß nur noch ungern weiter schreiten und es ist nur ein Wunsch vorhanden, der nach Ruhe und Erquickung.'

Da, was ist das?! Unwillkürlich hält der Fuß an und das Auge sucht den Nebelschleier zu durchdringen, ob das Bild, das da zur Rechten aufgetaucht, Täuschung oder Wirklichkeit sei! Ueber einer tiefen, schmalen Schlucht scheint eine Brücke im Mondlicht zu schweben und hinter ihr erhebt sich ein Bau, so schlank, so majestätisch, so schwanenhaft weiß, daß man im ersten Augenblick geneigt ist, es für eine Täuschung der Phantasie zu halten.

„Das muß Burg Schwanstein sein!" ist unser Ausruf und so ist es. Dieser erste Eindruck des herrlichen, burgartigen Gebäudes ist und bleibt der bleibende und wird auch am andern Morgen nicht verwischt, wo wir von Hohenschwangau aus die Burg Neuschwanstein in einer Höhe von etwa 200 Meter über der Thalsohle auf einem nach Osten ziehenden felsigen Bergrücken liegen sehen.—Ihr schräg gegenüber auf dem reich bewaldeten Schwarzenberge liegt das Schloß Hohenschwangau, das der Vater des verstorbenen Königs erbaute und das jetzt die schwergeprüfte Mutter für den größten Theil des Jahres als Wittwensitz dient. Auch heute zeigt eine aufgezogene blau-weiße Flagge die Anwesenheit der Fürstin an und damit zugleich, daß das Schloß Fremden nicht zugänglich ist. So wenden wir uns also nach Neuschwanstein.



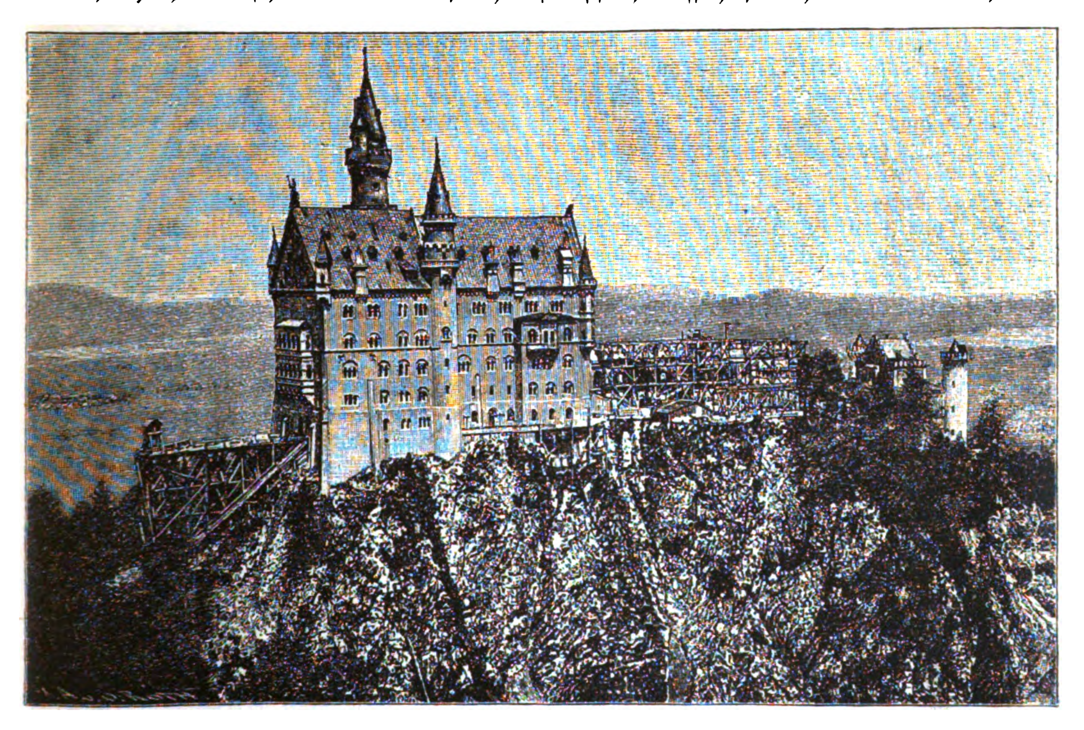
Schloß Hohenschwangau.

Erbaut ist dieselbe auf derselben Stelle, von wo aus einst die alte Burg Schwanstein in die Lande hinaus ragte, deren Ruinen noch bis vor wenigen Jahren sichtbar waren. Durch Absprengung mächtiger Felsstücke ist die Pollatschlucht erweitert und der Zugang zur Burg außer an der Nordseite unmöglich gemacht. Es war keine leichte Arbeit, diesen herrlichen Bau, zu dem die Grundlage theilweise erst aufgemauert werden mußte, auf dem schmalen Felsrücken zu errichten.

Stolz und schlank ragt die vierstöckige Burg mit dem riesigen 200 Fuß hohen Treppenthurm und verschiedenen kleinen Thürmen in die Lüfte.

Von allen Seiten, wir mögen uns der Burg nähern, von welcher wir wollen, ist der Anblick

wahrhaft imponirend, gewaltig. Kommen wir von der Nordseite auf der breiten, bequemen Fahrstraße, so hält bei der vorletzten Biegung des Weges unwillkürlich unser Fuß an und ein bewunderndes „Ah! welch ein Bau ist das!“ entschlüpft unseren Lippen vor dieser himmelanstrebenden Steinmasse, die wie in die Luft hineingemeißelt erscheint, so klar, so plastisch tritt jeder Zacken, jede noch so kleine Figur hervor. Und begeben wir uns nach der Besichtigung der Burg auf die die Pöllatschlucht überspannende Marienbrücke im Süden des Schlosses, so ist der Anblick noch imposanter. Wie aus der Schlucht heraus scheinen die nackten, kahlen



Burg Neu Schwanstein.

Felsen zu wachsen, mit denen sich allmälich, fast unmerklich die mächtigen Sandsteinquadern des Hauptbaues verbinden, um riesenhoch in die Luft hinein zu wachsen. Der vorspringende Erker desselben ist des Königs Schlafzimmer. Zwischen dem Hauptbau und dem Thorbau mit seinen Thürmen und Zinnen rechts dehnen sich die Räume des Ritterbaues aus mit dem herrlichen Sängersaal.

Der ganze Burgbau besteht aus dem Palast- oder Fürstenbau, dem Ritterbau, der Kemnate und Kapellenbau und dem Thorbau.

Treten wir durch den Letzteren an der Ostseite der Burg in den unteren Hofraum, so haben wir gerade vor uns das Gerüst zu dem noch unvollendeten Kemnaten- und Kapellenbau, zur Rechten den Ritterbau und im Westen den prächtigen Fürstenbau, über dessen vierstöckiger Façade der mächtige eiserne Löwe, das Wappenthier Bayerns thront. Das Erdgeschoß dieses Gebäudes enthält die Wirthschaftsräume: Vorraths-, Speise- und Geschirrkammer, riesige, von Granitsäulen getragene Räume. Besonders interessant ist die umfangreiche Küche mit ihrem bis in das vierte Stockwerk hinaufreichenden Speiseaufzug.

Das erste Stockwerk, zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt, enthält die Räumlichkeiten für Bediente und Gefolge. Das zweite Stockwerk ist noch gänzlich uneingerichtet, während das dritte und vierte die eigentliche königliche Wohnung enthalten.

An den Wänden des Treppenvorplatzes im dritten Stock befinden sich herrliche Darstellungen aus der Sigurdsage von Aignes.

Der Raum mangelt, all' die Prachtzimmer zu schildern.

In dem prächtigen, in Grün gehaltenen Arbeitszimmer hat man eine freie Aussicht nach Norden. Die Gemälde hier sind aus der Tannhäusersage.

Der Thronsaal ist 40 Fuß hoch und reicht

durch das dritte und vierte Stockwerk. Derselbe ist 65 Fuß lang und 38 Fuß breit. Der Fußboden ist Marmor mit Mosaik ausgelegt und stellt die Thiere der Erde vor, während sich am Plafond der Himmel mit der Sonne befindet. Die Wandgemälde stellen die Beziehung des Königsthums zur Religion dar. Die westliche Längseite ist von einer Loggia durchbrochen, von welcher aus man eine entzückend schöne Aussicht auf die nächste Umgebung hat. Der Saal ist großartig, fürstlich, ja königlich in jedem Gedanken und jeder Linie.

Der Sängersaal steht in seiner edlen, geschmackvollen Ausstattung dem Thronsaal würdig zur Seite.

Ein Kunstwerk dieses Saals ist die in 42 Felder abgetheilte, aus Holz geschnitzte Zimmerdecke. Jedes Feld wieder ein anderes Motiv zur Anschauung bringend.

Die Wände des Saales sind mit Gemälden aus der Parcivalsage, die des Tribünenganges mit Darstellungen nach den Kompositionen Munsch's von Ferd. Piloty und August Spiers geschmückt. Von der Südseite des Saales erblickt man die Pöllatschlucht; von der Tribüne und dem Erker aus eröffnet sich eine Aussicht in die weite Ebene.

Es ist 11 Uhr Vormittags. Von drei Seiten her strömt das goldige Tageslicht in reicher Fülle in diesen Prachtbau und überfluthet in weichen Wellen die wundervolle vielfarbige Zimmerdecke, die herrlichen Gemälde und die kunstvollen mit Gold durchwirkten Seidenstoffen überzogenen Sessel, bricht sich in reichen Strahlen in den Krystallen der Kronleuchter und überhaupt Alles mit Glanz und Wonne.

Zögernd nur reißen wir uns los von dem eigenartig schönen Raume und begreifen wohl, daß derselbe der Lieblingsaufenthalt des Königs war.

Nachdem wir noch 180 Stufen des Treppenthurmes hinaufgestiegen sind und noch einmal die Schönheiten der Gegend mit wonnetrunkenen Blicken eingesogen haben, steigen wir wieder hinunter in die Alltäglichkeit, in das gewöhnliche Leben — aber wer kann und wird je ganz vergessen, was er in jenen Räumen gesehen und empfunden?

„Armer, armer Mann, der du diese herrlichste, edelste deiner Schöpfungen in einer solchen Weise verlassen mußtest!"

Wie ist doch nach Allem und Allem das Menschenleben so arm und so klein!

Schaut man sich diese Schlösser an, so muß man ausrufen: Prachtvoll!

Blickt man in das Leben dieses Königs, so hören wir den biblischen Ruf: Alles ist eitel.

Nun laßt uns geh'n und treten.

Der berühmte Komponist und Orgelspieler Sebastian Bach in Leipzig wurde im Alter blind.

Da kam am 1. Januar 1750 sein alter Freund, der Pastor Dr. Deyling zu ihm. Als er den alten Bach fragte: „Wie geht's lieber Freund? Wie habt Ihr das neue Jahr angetreten?" — antwortete dieser: „Ganz gut mit Gottes gnädiger Hülfe. Doch ich habe eine Ahnung, daß dieses Jahr mein letztes sein werde."

„Wie," sprach der Pfarrer, „ist das Ueberdruß und Muthlosigkeit, die aus Euch reden?"

„O, alter Freund, wie könnt Ihr solches dem alten Bach zutrauen? Ich Ueberdruß am Leben haben, nachdem ich so viel Gnade von Gott erfahren? Wie sollte ich nicht auch den Kelch trinken, den seine Weisheit mir jetzt eingeschenkt hat? Und muthlos an Gottes Treue verzweifeln? Da kennt Ihr den alten Bach schlecht. Wie könnte ich zweifeln, daß, der bisher geholfen, mir auch ferner helfen und nicht auch Kraft geben wird zu tragen, was er mir noch beschieden hat?"

„Ja, ja, das dachte ich wohl mein Herzensfreund," erwiderte der Pfarrer, „aber sagt mir doch, wie kommt Ihr zu der Ahnung, daß dieses Jahr das letzte Eures Lebens sein werde?"

„Das will ich Euch sagen," hob der alte Bach an; als ich diesen Morgen mit meiner Familie Paul Gerhardt's Lied sang: „Nun laßt uns geh'n und treten" — und wir zu dem Verse kamen:

Sei der Verlass'nen Vater,
Der Irrenden Berather,
Der Unversorgten Gabe,
Der Armen Schutz und Habe —

da trat mit einem Male der Gedanke in meine Seele: Das werden bald deine Kinder allein beten müssen. Ich konnte nicht weiter singen, unaufhörlich klang's mir in der Seele: „Sei der Verlass'nen Vater!"

„Aber nicht wahr," sprach der Pfarrer, „Ihr seid darüber nicht besorgt?"

„O, wie sollte ich!" sprach der Alte. „Ich weiß ja, wir sind stets in Gottes Hand, und Denen, die ihn lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Ich weiß und fühle es, er wird ein Vater meiner Kinder, ein Berather auch meines Weibes sein. Soll ich nicht glauben, daß der Eltern Segen auf den Kindern ruht? Ich sage das nicht von mir, das wäre ja Anmaßung, ich sage das mit Hinblick auf meinen seligen Vater, der mich täglich zur Gottesfurcht

angeleitet hat. Jeden Morgen, wenn er auf seinem Lehnstuhle saß, mußte ich mich zwischen seine Kniee stellen und beten und unserer seligen Mutter gedenken. Darum spreche ich heute wie immer: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!"

Jetzt unterbrach ihn der Pfarrer und sprach: „Hört, lieber Freund, wie, wenn doch Euch vielleicht der gnädige Herr das Augenlicht wiederschenken wollte, würdet Ihr euch dessen nicht freuen?"

„Ach gewiß, ich würde ihn preisen und lobsingen seinem heiligen Namen. Aber wie sollte das möglich sein?"

„Wisset," fuhr der Pfarrer fort, „es ist jetzt in Leipzig ein berühmter Augenarzt aus London. Alle Eure Freunde haben ihn angegangen, seine Kunst an Euch zu versuchen, und er ist bereit, es zu thun. Wollt Ihr euch einer Operation unterwerfen?"

„In Gottes Namen!" sagte getrost der alte Bach.

Der verhängnißvolle Tag kam. Viele Freunde sammelten sich in der Kantorwohnung. Aber — die Operation mißlang. Als nach vier langen Tagen der Arzt die Binde von den Augen löste und die umstehende Familie den geliebten Vater fragte: „Kannst du uns sehen?" — mußten sie das zentnerschwere Wort hören: „Des Herrn Wille geschehe! Ich kann nichts sehen."

Eine zweite Operation hatte keinen besseren Erfolg, vielmehr trat nun erst eine volle Erblindung ein. Als alle Umstehenden darüber weinten und dem Alten das Herz schwer machen wollten, rief er: „Singet mir lieber mein Lieblingslied: Was mein Gott will, gescheh' allzeit, sein Wille ist der beste!"

Ueber seinen Augen lag nun dunkle Nacht. Aber je finsterer von außen, desto heller wurde es in ihm. Da lag über seinem Glaubensauge ein heiterer, heller Himmel, und da hinauf zog es ihn jetzt mit aller Gewalt. Eine unwiderstehliche Sehnsucht ergriff ihn, zu schauen, was er glaubte.

Eines Tages in der Mitte des Juli 1750 hatte er schon einige Zeit in seinem Lehnstuhle gesessen, die Hände gefaltet, die blinden Augen nach oben gerichtet. Da bat er seinen Sohn Friedrich, er möge schreiben, was er ihm diktire. Kaum hatte dieser einige Noten aufgezeichnet, so unterbrach er den Vater mit den Worten: „Wie, eine achtstimmige Motette?"

Ach, mein Sohn, kommt dir das wunderbar vor? Mit tausend Stimmen möchte ich singen, was meine Brust bewegt. Komm, reiche mir die Hand und führe mich zum Klavier."

Der Sohn that's, und nun spielte der in seinem Herzen selige Greis, wenn auch mit zitternder Hand, was er seinem Sohne hatte diktiren wollen.

„Ja Mutter," rief er dann zu seiner neben ihm sitzenden Gattin, „meine Tage sind gezählt. Ich fühle, daß meine Auflösung naht. Aber mir ist nicht bange. Meine Augen sehen den Heiland, sollt' ich nicht gern scheiden, um bei Christo zu sein?"

„O, sprich nicht also, lieber Sebastian," erwiderte bewegt die Gattin.

„Was soll aus uns werden, wenn wir dich nicht mehr haben?"

„Der Herr ist ein Vater aller Wittwen und Waisen. Er wird Euch nicht verlassen noch versäumen. Ich aber will dem Herrn ein neues Halleluja singen. Laß mich, laß mich ziehen in das Land meiner Sehnsucht, wo meine Augen wieder aufgethan werden, um ihn zu schauen in seiner Herrlichkeit. Laß deinen Kummer fahren und stimme mit mir an:

Komm, Jesu, komm, mein Leib ist müde,
Die Kraft verschwindet mehr und mehr.
Ich sehne mich nach deinem Frieden,
Der saure Weg wird mir zu schwer.
Komm, komm, ich will mich dir ergeben,
Du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben.'"

Während sie miteinander sangen und er dazu spielte, rief der Alte plötzlich mit fröhlicher Stimme: „Was ist das?"

Erschrocken fielen die Umstehenden ein: „Was ist dir Vater?"

„O, ich kann wieder sehen. Großer, gnädiger Vater, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest. Ich sehe Euch wieder meine Lieben. Welche Gnade will mir der Herr vor meinem Ende noch erzeigen! Geht und ruft mir alle meine Kinder, daß ich an ihrem Anblicke mich noch einmal weide."

Bald waren die Kinder zusammengerufen und standen mit seligem Herzen um den Vater.

„O meine lieben Kinder! Ihr seid's in Wahrheit, wie ich euch ehedem gesehen. Kommt, helft mir Gottes Güte preisen, der mir altem, schwachem Manne noch einmal seine große Macht offenbaren will. Ach, nun er mein Gebet erhöret, soll ich noch zweifeln, daß er mich bald zu sich nehmen werde, in die ewigen Hütten?"—
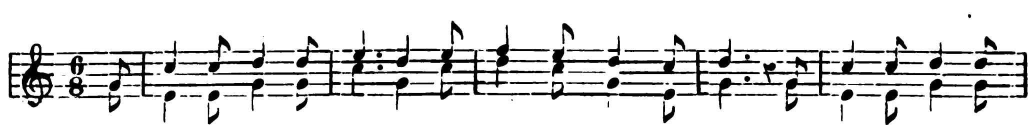
Das waren wohl unerwartete, selige Stunden. Das ganze Antlitz war verklärt, die Liebe ausgegossen mit himmlischem Glanze. Aber diese wunderbare Freude war nur wie das Blinken eines Sternes, der ihm die Nacht erleuchtete. Er wurde vom Schlage gerührt, verfiel in ein hitziges Fieber und entschlief sanft und ruhig am Abend des 28. Juli 1750.

(Nachbar.)
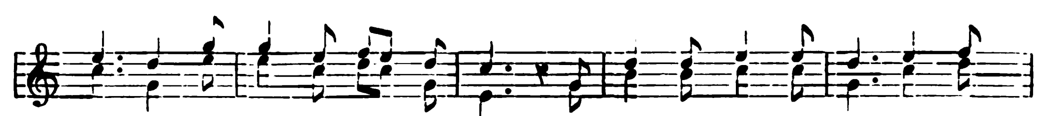


Ländliche Freuden.
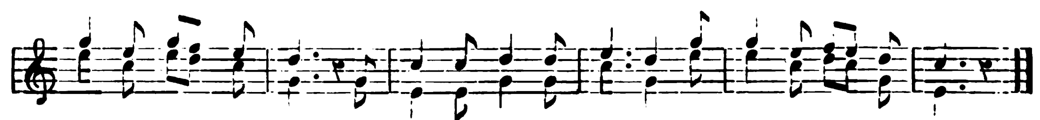
(Zum Bild.)



1. Ihr Städter, sucht ihr Freu-de, So kommt auf's Land he-raus! Seht Gar-ten, Feld und
2. Wir sehn, wie Gott den Se-gen Aus mil-den Hän-den streut: Wie Frühlingssonn' und



Wei-de Um-grünt hier je-des Haus! Kein rei-cher Mann ver-bau-et Uns
Re-gen Uns Wald und Flur er-neut; Uns blüh'n des Gar-tens Bäu-me; Uns



Mond und Son-nen-schein; Und A-bends ü-ber-schauet man je-des Ster-ne-lein.
wallt das grü-ne Korn; Uns schwärmt nach Ho-nig-sei-me Die Bien' um Blum' und Born.

3. Uns singt das Vöglein Lieder;
Uns rauscht die blaue Fluth;
Uns schwirrt des Hofs Gefieder,
Umpiept von junger Brut. —
Die Arbeit aber würzet
Dem Landmann seine Kost,
Und Muth und Freude kürzet
Die Müh' in Hitz' und Frost.

4. Ihr armen Städter trauert
Und kränkelt in der Stadt,
Die euch wie eingemauert
In dumpfe Kerker hat.
O wollt ihr Freude schauen;
So wandelt Hand in Hand,
Ihr Herren und ihr Frauen,
Und kommt zu uns auf's Land!

Cirkus, Theater, Kartenspiel, Gesellschaftsglas und dergleichen.

Editor.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, daß etwelche Christenmenschen immer und immer wieder anfragen, ob der Besuch des Cirkus, des Theaters, oder ob ein Kartenspiel 2c. 2c. zulässig sei oder nicht.

Solche Fragen bezeugen dreierlei:

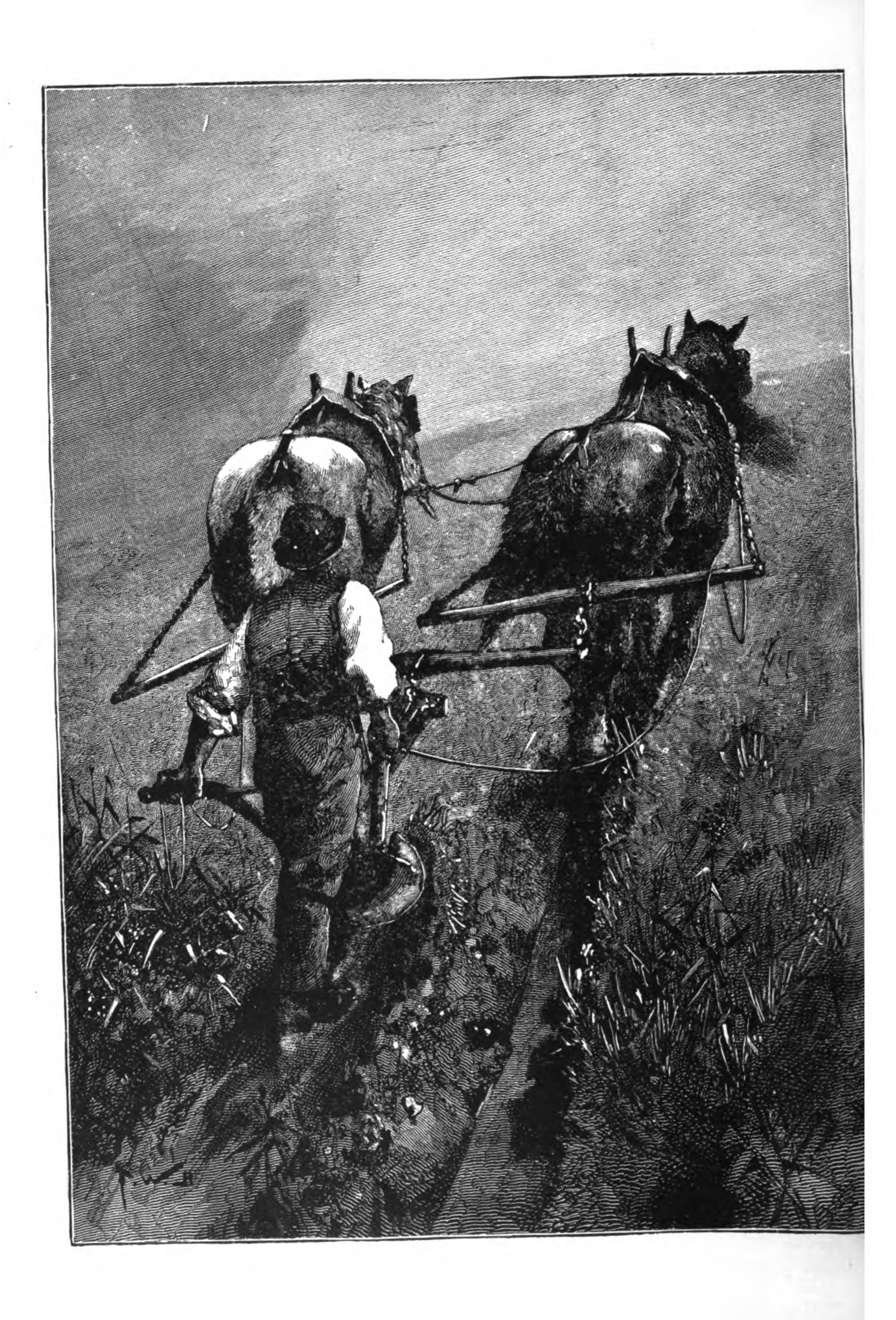
1. Ist es kaum möglich, daß das Herz des Fragestellers von dem unendlichen Gott erfüllt sein kann, denn sonst könnte ein Hungern nach solchen Dingen nicht entstehen.

2. Bieten sich ja Concerte, Vorlesungen, Gesellschaften, Zeitschriften und Bücher in Menge dar, die ohne Gewissenszweifel gebraucht werden können, und Derjenige, welcher immer noch nach Anderem fragt, muß entweder noch viel vom fleischlichen Sinn in sich haben, oder in seinem Gesichtskreis sehr beschränkt sein.

3. Nimmt die Kirche zum Heile der eigenen Seele sowohl als für Missionszwecke mit Recht viel Zeit und viele Abende in Anspruch. Wer nun nebst den vielen Erholungen, die ohne Bedenken genossen werden können, stetig nach Zweifelhaftem frägt, der muß entweder mehr Tage in der Woche haben als andere Menschenkinder, oder kirchliche Vorrechte und Pflichten vernachlässigen.

Jedoch — schauen wir uns einmal den Cirkus an! Was bietet denn derselbe?

Es ist gewöhnlich eine Gesellschaft, die mit allerlei Reiter-, Kraft-, Seiltanz- und Gelenkkünsten die Menge unterhält und belustigt. Dabei kommen solche Blosstellungen des Körpers vor und werden leichte Tricokleider so allgemein angewandt, daß es für keinen sittlichen



Menschen, geschweige denn für einen Christen, schicklich ist, den Zuschauer zu machen.

Eine hauptsächliche Zugabe des Cirkus ist der Hanswurst, der Clown. Würde dieser Possenreißer nur fade, abgedroschene Witze machen ohne den Anstand zu verletzen, so wäre weniger Einwendung zu erheben. Er reißt aber oft eine anzügliche, unsittliche Zote nach der andern. Würde ein Mann irgend welcher ehrbaren Frau, irgend welchem sittlichen Mädchen solche Garstigkeiten in's Gesicht sagen, er bekäme nach Gebühr eine tüchtige Maulschelle. Im Cirkus aber hören öfters dieselben Frauen und Mädchen derlei Unfläthereien lächelnd an und — bezahlen noch dafür.

Schauen wir uns unter der Mehrheit der Zuschauer im Cirkus um, so ergiebt sich, daß dieselbe (Ausnahmen abgerechnet) aus solchen Menschen besteht, die hauptsächlich um der anstößigen Dinge willen kommen. Der Cirkus-Unternehmer kennt die Majorität seines Publikums und weiß, was er bieten muß, wenn ein gutes Geschäft gemacht werden soll.

Nun frage ich in aller Ruhe, aber in allem Ernst, ob ein wahrhaft sittlicher Mensch, ob ein Christ, welcher bezeugt, Christus in ihm sei die Hoffnung des ewigen Lebens, in solche Schaustellungen und solche Gesellschaft gehört?

„Aber" — wird eingewandt, „der Cirkus bringt doch auch wilde und seltene Thiere — Löwen, Schlangen, Elephanten, Kameele &c. &c."

Meinetwegen. Solche Thierzugabe ist ein anderer Geschäftsgriff des Unternehmers, womit er die bessere Klasse der betreffenden Nachbarschaft zu ködern gedenkt.

Jedoch wäre es nicht viel besser, zu warten, bis man Gelegenheit hat, den Löwen in einem Thiergarten anzustaunen? Oder kann man nicht auch ein nützlicher, gebildeter, christlicher Mensch sein, wenn man die wilden Thiere aus Abbildungen und Beschreibungen kennen lernt?

Vom Cirkus zu den meisten Theaterstücken unserer Zeit ist's nur ein kleiner Schritt — aufwärts, und manchmal auch abwärts.

Die Theater bieten heutzutage fast nichts als Schaustücke, welche die Sinne kitzeln.

Wären es bloße Ausstattungsstücke mit solchem Schaugepränge, gegen welches sich kein sittlicher Einwand erheben läßt, so würden sie minder schädlich sein. Die allermeisten dieser Schaustücke sind jedoch nicht bloß sensationeller Art, sondern geradezu darauf berechnet, den Sinnenkitzel zu erregen.

Es gehört meines Erachtens theilweise zu meinem Beruf, wenigstens in den Zeitungen nachzusehen, was die hochberühmte Theaterkunst in unsern Tagen dem Volke zur Ausbildung (?) bietet, und welche Stücke den bedeutendsten Zulauf haben.

Und was finden wir da? Ei — höchst, höchst selten werden sogenannte klassische Sachen, wie „Wilhelm Tell," „Macbeth" u. s. w. gegeben. Kommt's einmal vor, so sagt der Berichterstatter gewöhnlich — das „Haus" sei mehr als zur Hälfte leer gewesen. Dies zeugt vom Geschmack des Publikums, welches in unserer Zeit das Theater besucht.

Bei Weitem die Mehrzahl der in unsern Theatern aufgeführten Stücke sind nicht bloß nichtssagend, sondern geradezu sittenverderbend, was ja die schauerlichen und schamlosen Anzeigebilder, durch welche die Leute in's Theater gelockt werden, zur Genüge darthun.

Wie unter solchen Umständen ein Christenmensch noch fragen kann, ob der Theaterbesuch für ihn schicklich und recht sei, ist mir geradezu unbegreiflich.

Angenommen, ein Christ wählte sich eines der allerbesten Theaterstücke aus — sage Macbeth — ginge hin und schaute sich das Trauerspiel an und hätte Genuß dabei, würde aber von Andern gesehen, die darauf passen, Christen im Theater zu erwischen, um einen Vorwand für ihre Leidenschaft zu haben; was würde die Folge sein?

Ei, man würde sagen, wenn dieser ernste Christenmensch in's Theater gehen und Macbeth „genießen" kann, so dürfen wir uns schon „Die Herzogin von Geroldstein" anschauen.

Man sage nicht, dies sei etwas ganz Anderes. In der Vorstellung des Volkes ist es ein und dasselbe. Jedenfalls hängen diese Dinge zusammen. Das eine ist die erste, das andere die letzte Sprosse derselben Leiter. Wer also nicht ein Beispiel liefern will, durch welches Viele, und vielleicht er selbst angeleitet werden, zur letzten Sprosse zu klimmen, der bleibe von der ersten weg.

Tausende junge Leute beiderlei Geschlechts werden jährlich durch die sittenlosen in unserem Lande aufgeführten Schauspiele und die damit verbundenen Umstände an Leib und Seel' ruinirt. Und schon allein um dieser Thatsache willen sollte es Christenmenschen nicht fraglich sein, ob sie in's Theater gehen dürfen oder nicht.

Aehnlich verhält es sich betreff des Kartenspiels, des Gesellschaftstrunkes, des Tanzes u. s. w. Es sind sämmtlich Thore zu jenem Weg, der Jedem Verderben bringen mag und Tausenden schon Verderben gebracht hat.

Das Kartenspiel muß im Stande sein, eine wahrhaftige Besessenheit im Menschen hervorzubringen, denn ich habe schon auf Eisenbahn-

fahrten augenscheinlich anständige Männer und Frauen den ganzen Tag und die halbe Nacht in größter Leidenschaftlichkeit und Erhitztheit Karten auswerfen sehen. Es ist gewiß eines der Gängelbänder des Teufels, durch welches die Menschen bereits schaarenweise zum Selbstmord geführt wurden.

Das sogenannte Gesellschaftsgläschen und das von Manchen so sehr vertheidigte Tänzchen im Parlor, sind die scheinbar sehr anständigen Vorhallen zu dem wahrhaft abscheulichen Tod bringenden Sumpf, der dahinter liegt. Keiner, welcher die Vorhalle betritt, hat dafür Garantie, daß er nicht im Sumpf versinkt, abgesehen von dem Beispiel, welches er setzt.

Christen leben nicht für sich selbst, sondern Dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Ihnen gilt das Wort der Schrift: „Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, ob wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

Wie ist es denn auch nur möglich, daß Welche, die sich Christen nennen, immer wieder fragen: Sind Cirkus, Theater, Kartenspiel, Gesellschaftsglas oder Tanz erlaubte Dinge?

Ein elendes Weib.

Für Haus und Herd aus dem Leben gezeichnet von Gregorius.

„Ja, Herr Professor, ich befürchte, ich werde in Bälde gezwungen sein, mein Landgut entweder zu vermiethen oder zu verkaufen. Mein Weib ist seit einigen Jahren so elend, daß sie nicht ohne fremde Hülfe dem Hauswesen vorstehen kann, und Sie wissen ja wohl, daß der Lohn für Dienstboten allen Provit, den man sonst erzielen könnte, rein wegfrißt."

Ich betrachtete den Redner. Er war etwa fünfzig Jahre alt, hatte aber so ein frisches, gesundes Aussehen wie ein Dreißigjähriger. Durch seinen kurz geschorenen Bart blühten die Wangen rosigroth. Er war sauber gekleidet und trug eine schwere Kette, an der eine werthvolle goldene Uhr hing. Ich war stolz auf ihn. Er war ein gelungenes Bild eines amerikanischen Landmannes, der sich im Wohlstande befand.

„Ihr Weib befindet sich also in einem 'elenden' Gesundheitszustande?"

„Ja, Herr Professor, mein Weib ist eine jämmerliche Gestalt; sie ist mit einem trockenen Hüsteln geplagt und hat keinen Unternehmungsgeist. Sie ist so hager und mager. Ihre Wangen sind zusammengefallen und ihr Gang im Hause umher ist so schleichend und geisterhaft, daß der Anblick für mich migränenhaft ist."

„Ist sie zart gebaut und von schwächlicher Natur?"

„Sie? Ach, nein. Als wir in den Ehestand eintraten, war sie das stärkste und blühendste Mädchen im ganzen Thal, von Kind auf war sie an die härteste Arbeit gewöhnt. Sie war ein armes aber braves Mädchen, durch ihren Fleiß aber hat sie einen reichen Mann bekommen."

Mit diesen Worten zog er seine goldene Uhr aus der Tasche, um zu sehen, welche Stunde sie anzeige.

„Sie hat also um ihres Fleißes willen in ihrer Heirath eine gute Parthie gemacht. Nicht wahr?"

„Freilich. Sie bekam blos $2.50 Wochenlohn. Durch ihre eheliche Verbindung mit mir wurde sie Herrin des Landgutes."

„Entschuldigen Sie eine weitere Frage, welche ich im Vertrauen an Sie richten möchte. Wie hoch würden Sie ihren irdischen Besitz im Werth zwischen Brüdern anschlagen?"

„Nun, Herr Professor, es wird sich wohl auf über fünfzig Tausend Dollars belaufen."

„Das läßt sich hören. Und wie viele Jahre sind Sie verheirathet?"

„Im Juni waren es schon dreißig Jahre. Wir machten einen Ausflug nach Albany mit einander. Ich bot ihr meine Hand zum Bunde und sie willigte ein."

„Wie viel Geld haben Sie in den letzten dreißig Jahren etwa gespart?"

„Ahem — hem — laß' mich 'mal sehen? In den ersten zehn Jahren haben wir die Davis Farm gekauft und bezahlt, nachher den Simon's Platz, dann das Holzland, nun, ich denke, Herr Professor, wir haben etwa dreißig Tausend Dollars freies Geld erworben."

„Das war in der That gelungen! War Ihr Weib Ihnen in diesen vielen Jahren ebenfalls behülflich?"

„Behülflich? Wie können Sie auch nur eine solche impertinente Frage an mich stellen! Die Arbeit flog ihr nur so aus den Händen. Sie konnte das Kind besorgen und zwanzig Kühe melken. Wir hatten vier Kinder, aber ich sage

Ihnen, in der ganzen Zeit hatten wir noch nicht einmal sechs Monate lang eine Magd im Hause."

„Ausgezeichnet; und in dieser Zeit haben Sie dreißig Tausend Dollars erübrigt?"

„Gewiß, und das mit leichter Mühe."

„Und wie viel von dieser Summe hat wohl Ihr Weib verdient?"

„Sie? Ei, Herr Professor, sie ist ja mein Weib!"

„Daß weiß ich wohl. Aber wie viel hat sie verdient? Sie sagten, sie war arm, als Sie in den Ehestand traten. Wie viel hat sie in dieser Zeit wohl verdient?"

„Was fällt Ihnen denn ein, Herr Professor? Sie ist ja mein Weib und wir eignen den irdischen Besitz mit einander."

„Gut! Dann hat Ihr Weib das Recht, Geld aus der Bank zu ziehen. Dann steht ihr Pferd und Chaise zur Verfügung nach Belieben und sie kann sich eine Magd dingen, wenn es ihr beliebt. Dann besitzt sie das Vorrecht, zu ihrer Gesundheit ausfahren zu dürfen. Sie kann theure Kleider und eine goldene Uhr mit werthvoller Kette tragen, wie ihr Herr Gemahl, nicht wahr?"

„Sie sind doch nicht blödsinnig, Herr Professor! Niemandes Weib ist Herrin auf die von Ihnen eben geschilderten Weise, das wäre ja unerhört!"

„Sehen Sie einmal, Sie sagen, Ihr Weib hat wohlgethan, indem sie einen reichen Mann geheirathet habe, davon aber bin ich noch nicht überzeugt. Nach Ihrer Aussage hat sie wöchentlich $2.50 verdient. Das beliefe sich bis jetzt auf $3,600. Mit Zinsen gerechnet wäre das eine Summe von über $5,000. Sie sagen mir ferner, Ihr Weib sei elend und zusammengebrochen, der Anblick schon mache Sie krank. Sie hat also kein Geld, keine Gesundheit und wird von aller ihrer langjährigen schweren und treuen Arbeit nichts bekommen, als — einen marmornen Grabstein!"

„Herr Professor, Ihre Rede ist beleidigend im höchsten Grade! Wären Sie jünger, ich würde Sie zum Duell herausfordern!"

„Warum das? Ist meine Schilderung von der wahrscheinlichen Zukunft Ihres Weibes nicht naturgetreu! Sie ist nicht mehr jung, noch schön und bezaubernd. Ihre Hände sind hart und haben Schwielen, ihr Gesicht ist braun und runzelig, ihr Gang ist gebückt und der Rücken gebogen von der vielen Arbeit über die unzähligen Milchtöpfe" — —

„Eine solche Rede möchte ich mir verbitten, Herr Professor!"

„Sie hat vier Kinder erzogen. Eines derselben geht in die Universität, das Andere empfängt Musik-Unterricht. Die anderen zwei sind Schul-Lehrerinnen geworden. Den ganzen Tag lang ist sie allein im Hause. Sie macht ihre Gänge von Morgen bis an den Abend wie ein Pferd in der Tretmühle, Tag für Tag bewegt sie sich in dieser geisttödtenden Arbeit, welche zuletzt endigen wird, in einem Sarge aus Elmholz und einer großartigen Begräbnißfeier." —

„Ich bitte Sie, Herr Professor, halten Sie doch inne mit solcher Rede!"

„Und Sie sind noch stark, gesund und erfreuen sich eines einnehmenden Aeußeren. Ohne Zweifel haben Sie in Ihren Gedanken schon Rundschau gehalten, wo sich ein schönes, achtzehnjähriges Mädchen befindet, daß hastig zugreifen würde, sich mit Ihren dreißig Kühen und einigen hundert Acker Landes zu vermählen!"

„Um's Himmels willen, hören Sie doch auf, Herr Professor!"

„Ja. Und Ihr Weib würde Ihr neues Gefährt mit den stolzen Pferden nicht zieren, sie bleibt also zu Hause, während Sie mit dem Knecht und des Nachbars Mädchen zur Kirche fahren, nicht wahr? Ihr Weib geht nirgends hin, sie braucht daher auch keine goldene Uhr wie die Ihrige, oder ein seidenes Kleid, oder ein Pferd und Phanton, in welches sie ohne Leiter einsteigen könnte. Sie ist still und anspruchslos, darum hat sie auch kein neues Gebiß aus Gutta Percha und Gold, wie Sie schon lange eines haben, — sondern sie muß mit dem Gaumen so lange am Brod und Fleisch mummeln, bis sie es hinunterwürgen kann, in Folge dessen ihre Nase sich aufwärts zur Stirne verschoben hat, und ihr Gesicht so faltenreich ist, wie ein alter gebrannter Stiefel. Sie geht nie aus, darum läßt sie auch ihr gebleichtes Haar nicht färben, wie Sie schon lange gewohnt sind zu thun!"

„Das ist ja nicht zum Aushalten, Herr Professor!"

„Ja, es ist, darum lassen Sie Ihr Weib fort und fort arbeiten und Sie, — Sie werden zuletzt ein junges Mädchen heirathen, welches Ihnen den Standpunkt schon noch klar machen wird."

„Haben Sie denn gar kein Erbarmen mit mir?" —

„Sie wissen es nur zu gut und ich weiß und Jedermann weiß es, daß wenn Ihr Weib ein wenig Ruhe bekäme und schöne Kleider zum Anziehen hätte und mit Ihnen zur Kirche ginge, wäre sie immer noch gewinnend in ihrer Erscheinung."

„So etwas ist mir ja noch gar nicht eingefallen, Herr Professor!"

„Alt und abgearbeitet wie Ihr Weib, würde sie doch vor Freude erröthen, wenn Sie ihr den Vorschlag machten, am Sonntag mit ihr zur Kirche zu fahren und auch sonst kleine Ausflüge zu machen."

„Sie mögen Recht haben, Herr Professor."

„Und wenn Sie ihr am Montag sagen würden: Ich werde mich um ein competentes Dienstmädchen umsehen, und du kannst dich zum neuen Anthracite Ofen setzen und am seidenen Kleide nähen, welches ich dir kaufen werde."

„Es soll so sein, Herr Professor!"

„Ja. Und wenn Sie ihr dann ein Portemonaie geben würden mit fünf neuen 20 Dollars-Noten und ihr sagen: Von jetzt ab machst du selber die Einkäufe, lieb' Weib! Ich bin es müde, dir immer das Geld vor- oder nachzuzählen."

„Ich will's probiren, Herr Professor."

„Ja. Und wenn dann Thränen der Freude in ihren Augen perlen, und sich die Röthe durch die Wangen zieht, wie das der Fall war, als Sie ihr die Hand zur Ehe boten, auf dem Wege nach Albany, und — wenn Sie ihr einen zärtlichen Kuß der Liebe auf die Lippe drückten" — — —

„Es soll so sein, Herr Professor, es soll so sein!"

„Dann, lieber Freund, würde ich glauben, daß sie eine gute Parthie machte, indem sie einen reichen Mann heirathete!"

„Sie haben gewiß recht, Herr Professor!"

„Sie würden dann auch nicht mehr daran denken, daß Ihr Weib elend ist. Sie würden Ihr Landgut weder vermiethen noch verkaufen wollen. Ihr Weib wäre Theilhaberin von jenen dreißig Tausend Dollars. Und wenn Sie Ihren Willen machen — würde ihr Weib eine wahlwürdige Wittwe sein!" —

„Meinen Sie, Herr Professor?"

„Ja wohl, ich weiß, wovon ich rede. Ein Weib ist wie eine Pflanze, die Sonnenschein haben muß. Sie haben Ihr Weib zu sehr in den Schatten gestellt. Sie hat ihre Farbe verloren. Sie haben Ihr Weib glauben machen, sie sei ein altes, dummes Ding. Sie hat alle Hoffnung auf Anerkennung und Liebe Ihrerseits verloren und wartete nur noch geduldig auf den Tod, damit sie aus dem Wege geräumt würde! — Gesetzt den Fall, Sie würden diese vielen Jahre so behandelt worden sein?"

„Was? Ich? Ich — — mir fehlt ja nichts, Herr Professor!"

„Ja doch. Es fehlte Ihnen etwas. Blöde Frauen bedauerten Sie, daß Sie immer noch an ein solches elendes Weib gebunden seien. Alte Jungfern und einfältige Mädchen flüsterten sich zu: „Was ist das doch für ein bildschöner Mann! Schade, daß er einen Stecken zur Frau hat!" Und Sie haben sich von solchen Redensarten so sehr beeinflussen lassen, daß Sie umher gingen und bei den Nachbarn über Ihr elendes Weib jammerten."

„Es soll anders werden, Herr Professor!"

„Hoffentlich hat Ihre Jeremiade ein Ende. Ich werde Sie nächstens besuchen."

„Ja, kommen Sie nur, Herr Professor. Mein Weib soll nicht länger um meinetwillen elend sein. Ich will sie besser behandeln. Ich will ihr schöne Kleider und eine Uhr kaufen. Sie soll Pferd und Phaeton und Geld zu ihrer Verfügung nach Belieben haben. An guten Dienstboten soll es nicht mangeln. Ich werde sie bei meinen Ausflügen mitnehmen. Zur Kirche soll sie mich begleiten. In Krankheit will ich sie hegen und pflegen, denn sie war mir immer ein treues liebes Weib."

Nachdem der Landmann sich verabschiedet hatte, sagte ich mir: „Jener Mann ist im Begriff, den einzig richtigen und von Gott gegebenen Weg einzuschlagen — sein elendes Weib los zu werden!"

Die Wittwen in Indien.

Von Zeit zu Zeit hört man, daß die Herrschaft der Engländer in Indien die grauenhaften heidnischen Gebräuche beinahe ganz abgeschafft habe. In manchen Fällen mag dem also sein. Aber es bestehen noch so viele heidnische, barbarische Sitten, daß schon deßhalb die größten Anstrengungen der Mission nothwendig wird. Nur ächtes Christenthum kann einen Umschwung herbeiführen, nicht aber die Herrschaft der Engländer.

Hören wir einmal, wie es den Wittwen in Ostindien ergeht. Wir folgen einem kürzlich in diesem berühmten Missions-Magazin veröffentlichten Artikel. Diese Zeitschrift sagt:

„In Bengalen kommen auf tausend Frauen, die eine Ehe eingehen, 271 unter zehn Jahren und 666 zwischen zehn und vierzehn Jahren! Die Gesetze der Religion verlangen sogar eigentlich, daß die jungen Mädchen vor dem achten Jahre vermählt werden sollen. Behält ein indischer Familienvater seine Töchter zu Hause, so ist er in den Augen seiner Glaubensgenossen entehrt, und so vermählt er dieselben, sobald er kann, gleichgültig, mit wem.

Daraus entspringt ein eigenthümlicher Erwerbszweig in Indien; es gibt dort eine Menge

Greise, welche das Land durchziehen und für eine kleine Summe sich mit den jungen Mädchen verheirathen, deren Väter keine passende Partie ausfindig machen kann.

Was aus einer solchen Ehe wird, braucht ja nicht erst erörtert zu werden. Aber noch trauriger ist das Leben der Wittwe. Die meisten sind beim Tode ihrer Gatten noch blutjung, aber die Sitten und Gebräuche verdammen sie trotzdem zu strengster Ehelosigkeit und zu der denkbar traurigsten Lebensweise für den Rest ihrer Tage.

Die junge Wittwe wird als Paria angesehen, als ein verfluchtes Wesen, das hier schon alle von ihm und den Seinigen begangenen Sünden abbüßen muß, um sich den Himmel zu erwerben. Man schneidet ihr die Haare ab, kleidet sie in unschöne Gewänder, die sie nicht ablegen darf, man schließt sie von allen Festen, selbst von den Zusammenkünften der Familie aus, zwingt sie, drei Viertel ihres Lebens im Gebet hinzubringen, legt ihr — und zwar bisweilen für zweiundsiebenzig Stunden — Fasten auf, flieht sie wie die Pest, denn sie hat ja den „bösen Blick"; kurz, jede Minute des Lebens wird ihr zur Qual gemacht. Dabei nehmen viele dieser unglücklichen Wesen die Erklärungen, die ihnen die Priester zur Rechtfertigung dieser scheußlichen Praxis geben, mit einem Glauben und einer Resignation hin, die beinahe zu Thränen rührt. Sie sind fest davon überzeugt, daß ihre Leiden sie reinigen und ihnen im jenseitigen Leben den schönsten Lohn eintragen. Das sind die Heiligen unter den Wittwen.

Aber es gibt Andere, die sich nicht fügen, die trotz ihrer Abgeschlossenheit einen Mann finden, dem sie ihre Liebe schenken, die der Stimme ihres Herzens folgen; deren Loos ist noch furchtbarer; sie werden öffentlich verflucht, man jagt sie in die Wildniß, wo sie elend umkommen, man nimmt ihnen, damit sie ganz verlassen seien, die ihrer Ehe entsprossenen Kinder, damit diese nicht befleckt werden von der Sünde der Mutter, die über den Bußen, die sie übte, nicht vergessen konnte, daß sie ein Weib sei.

Zu Ehren der Inder sei es gesagt, daß sich seit einiger Zeit eine starke Strömung geltend macht, die diese Gesetze aufgehoben wissen will. Die Neuerer behaupten, die alten Veden schrieben diese barbarische Sitte ganz und gar nicht vor. Sie verlangen eine Auslegung der alten Dogmen in einer dem Zeitgeiste entsprechenden Weise, kümmern sich um die Exkommunikationen nicht, welche die Priesterschaft auf ihre Häupter hageln läßt, sondern vermählen ihre Töchter erst, wenn sie den rechten Mann gefunden haben, und nehmen sie, falls der Tod ihnen den Gatten entreißt, wieder bei sich auf.

Aber von dem Heidenthum ist in Wahrheit keine Abhülfe zu hoffen. Die englische Regierung schreitet nicht kräftig ein, um die Inder nicht vor den Kopf zu stoßen. Der Heiland, Gottes- und Menschensohn, kann und wird Indien frei machen."

Der Amerikanische Congreß.

Für Haus und Herd von John W. Huber.

Regierungen sind nothwendig zum Schutz und der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft. Diese Wahrheit wird so allgemein anerkannt, daß man gesagt hat, die allerschlechteste Regierung sei besser denn gar keine. Damit ist aber nicht gesagt, daß ein Land mit einer schlechten Regierung zufrieden sein muß, wenn es eine gute haben kann.

So dachten die Väter unserer Republik und warfen die Herrschaft Englands in diesem Lande über den Haufen und schufen eine ganz neue Staatsordnung. Sie gründeten eine Verfassung, in welcher sie den Zweck, die Form und Gewalten der Regierung festsetzten.

Diese Verfassung ist heute noch das Grundgesetz unseres Landes. Sie vertheilt die oberste Bundesgewalt auf drei Hauptbehörden, eine gesetzgebende, vollziehende und richterliche.

Die Gesetzgebung ist Sache des Congresses.

Die vollziehende Gewalt gipfelt im Präsidenten, den eine große Anzahl Beamten in der Erfüllung seiner Pflichten unterstützt. Er hat die Gesetze, die der Congreß macht, in Kraft zu setzen.

Die richterliche Gewalt ruht in den Händen eines obersten Bundesgerichtes und einer Anzahl Untergerichtshöfen. Ihre Aufgabe ist, die Gerechtigkeit zu handhaben, indem sie, in Uebereinstimmung mit den Gesetzen, Beschwerden abhilft und Uebertreter bestraft.

Alle drei Gewalten sind unbedingt nothwendig zum Bestande einer Regierung. Ohne Gesetze kann überhaupt keine Gesellschaft bestehen; ohne Macht, die Gesetze durchzuführen, sind selbst diese von keinem Nutzen; und ohne ordentliche Gerechtigkeitspflege ist Niemandes Leben, Freiheit oder Eigenthum sicher.

Wir haben es heute mit dem Congreß zu thun.

Derselbe ist diejenige Abtheilung der Bundes-Regierung, der die gesetzgebende Gewalt anvertraut ist. Diese Gewalt ist ihm in der Verfassung vom Volke verliehen. Der Grundsatz unserer Regierung ist, daß die Zustimmung des Volkes die alleinige Grundlage aller Autorität ist. Demgemäß hat ein jeder Bürger des Landes das Recht, an der Regierung desselben theilzunehmen.

Da es aber nicht für alle Bürger möglich ist, ihre täglichen Arbeiten und Geschäfte zu vernachlässigen,

um Gesetze zu machen, so übt das Volk sein Herrscherrecht aus durch einen Congreß, dem es diese Arbeit übertragen hat.

Was dieser thut, geschieht also im Namen und auf Befehl des Volkes, dessen Vertreter und Diener er ist, und sollte auch immer zum Besten des Volkes gethan werden.

Dieser oberste gesetzgebende Körper unseres Landes besteht aus einem Senat und einem Abgeordnetenhause.

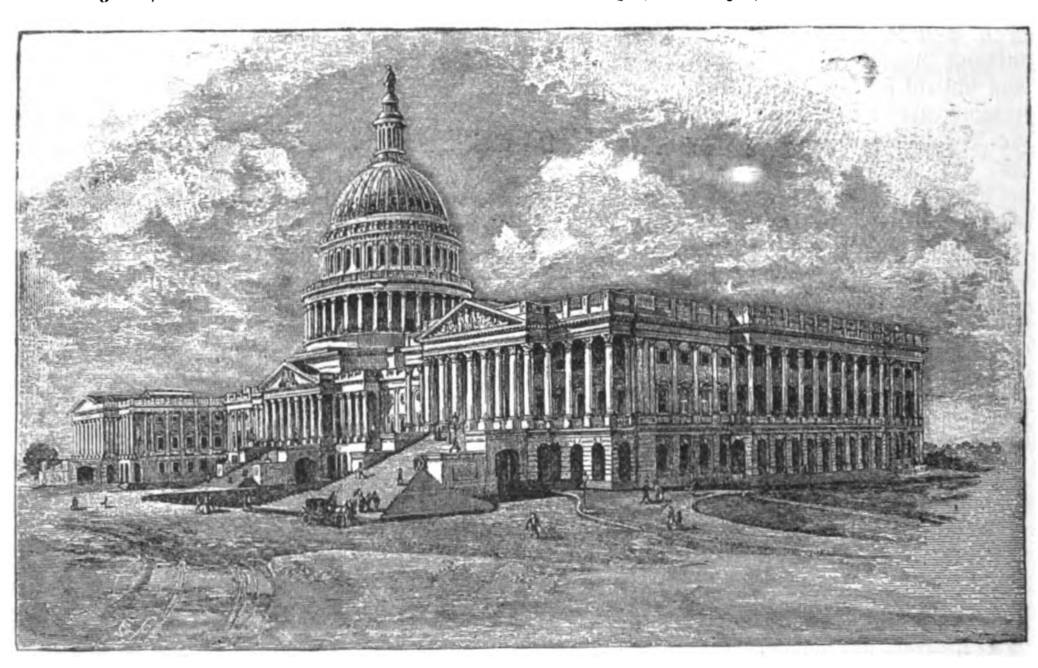
Jeder Staat der Union sendet zwei Mitglieder in den Senat und zwar auf sechs Jahre. Die Erneuerung geschieht jedoch von zwei zu zwei Jahren, jeweils zu einem Drittel. Keine Person ist zum Amte eines Senators wählbar, die nicht das dreißigste Lebensjahr erreicht hat, und neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten war. Die Senatoren werden von den gesetzgebenden Körpern der verschiedenen Staaten gewählt.

Der Distrikt von Columbia und Alaska haben keine Vertretung im Congreß, was kaum gerecht erscheint.

Jedes Mitglied muß sich durch Eid, oder durch Bekräftigung an Eidesstatt, verpflichten, die Verfassung der Ver. Staaten zu unterstützen. Sonst nimmt es keine Verpflichtung auf sich. Auch die Sekretäre des Congresses und andere Beamten, die nicht Mitglieder sind, haben den Eid auf die Verfassung zu leisten.

Zur Erledigung seiner Geschäfte tritt der Congreß in der Bundeshauptstadt Washington zusammen, und zwar am ersten Montag im Monat Dezember eines jeden Jahres. Auch ist der Präsident bevollmächtigt, denselben zu irgend einer Zeit zusammenzurufen, wenn er es für nothwendig erachtet.

Der Congreß hält seine Sitzungen in einem großen aus Marmor ausgeführten Gebäude, welches den Namen Kapitol trägt. Das erste Kapitol, ein prächtiges, noch unvollendetes Gebäude, wurde von den Engländern im Jahre 1814 zerstört.



Das Kapitol.

Das Abgeordnetenhaus wird gebildet durch Vertreter aller Staaten, welche alle zwei Jahre neu von diesen Staaten durch Volksabstimmung gewählt werden. Im Congreß stimmen sie frei, als Vertreter der ganzen Nation, ungebunden durch irgend welche Instruktion ihrer unmittelbaren Wähler. Jeder Staat ist zu einer seiner eigenen Bevölkerungsziffer entsprechenden Anzahl von Abgeordneten berechtigt.

Mitglied des Abgeordnetenhauses kann nur Jemand werden, welcher das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hat, und sieben Jahre Bürger der Vereinigten Staaten war. Auch muß jeder Senator und jeder Abgeordneter, zur Zeit seiner Wahl, ein Bewohner jenes Staates sein, welcher ihn erwählt.

Nebst den Staaten haben auch die Territorien ihre Vertreter im Congreß. Jedes Territorium sendet einen Delegaten in das Unterhaus. Diese Delegaten dürfen sich an den Reden und Debatten betheiligen, sind aber nicht stimmberechtigt.

Das gegenwärtige wurde später errichtet, und seit 1851 bedeutend vergrößert und verschönert. Die Kosten dieses Baues sollen sich auf beinahe 16 Millionen Dollars belaufen.

Die Senatoren versammeln sich in einem großen Saal im nördlichen und die Abgeordneten in einem noch größeren Raum im entgegengesetzten Flügel des Kapitols.

Während jedes Haus der Gesetzgebung von dem andern unabhängig ist, was die Führung seiner eigenen Geschäfte und die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten betrifft, so wird doch der Senat als das Oberhaus des Congresses betrachtet.

Die Senatoren sind sich ihrer hohen Stellung auch wohl bewußt. Ihr Auftreten im Senat ist gewöhnlich ruhig, ernst und würdevoll. Bei ihnen hat nicht der feurige Redner, sondern der tiefe Denker den größten Einfluß.

Im andern Haus geht es oft stürmisch zu. Es ist



schon vorgekommen, daß der Sprecher nicht im Stande war, die Mitglieder in Ordnung zu halten, und aus Verdruß darüber, den Vorsitz einem andern Mitgliede übergab und sich in's Bett legte.

Der Vice-Präsident der Vereinigten Staaten ist Vorsitzer des Senates, während das Haus sich einen Sprecher wählt. Für den Fall, daß der Vice-Präsident verhindert wird, beim Senat den Vorsitz zu führen, wählt sich dieser einen zeitweiligen Vorsitzer. Der Vice-Präsident hat keine Stimme in den Verhandlungen des Senats, ausgenommen im Falle der Stimmengleichheit. Dann gibt er die Entscheidung.

Jedes Haus erwählt einen Sekretär (im Unterhaus Clerk genannt), der ein genaues Protokoll der Verhandlungen zu führen hat. Dieses Protokoll wird von Zeit zu Zeit veröffentlicht. Auch sind bei jeder Sitzung zahlreiche Berichterstatter der täglichen Zeitungen anwesend, die dafür sorgen, daß das Publikum erfährt, was die Herren Gesetzgeber treiben.

Nebst den Sekretären wählt sich jedes Haus noch andere Beamten, z. B., einen Kaplan, einen Stabträger (sergeant-at-arms), der gleichsam Polizeidiener ist; einen Thürhüter, der aufzupassen hat, daß keine unberechtigte Person die Kammer betritt, denn das Volk muß von den Galerien aus zusehen und zuhören. Der Thürhüter hat überhaupt dafür zu sorgen, daß die Senatoren und Repräsentanten es bequem haben. Ihm stehen eine Anzahl Knaben von 12—16 Jahren zur Seite, welche Diener und Boten der obersten Gesetzgeber sind.

Der Congreß gibt der Nation ihre Gesetze. Alle allgemeine Fragen in dieser Beziehung gehören in das Bereich seiner Thätigkeit. Er entscheidet über die auswärtigen Verhältnisse — Krieg, Frieden und Verträge — er regulirt die Land- und Seemacht, Handelssachen und Zölle, Münze, Papiergeld, Anleihen, Postwesen u. s. w.

Es darf jedoch kein Gesetz gegen die Religionsfreiheit, keines gegen die Preßfreiheit und keines gegen das Petitionsrecht erlassen werden.

Ist der erste Montag im Dezember gekommen, so versammelt sich jeder Körper in seinem eigenen Sitzungssaal im Kapitol. Der Kaplan erfleht Gottes Segen auf die Verhandlungen. Darauf folgt Verlesung der Namensliste der Mitglieder. Nach diesem benachrichtigt jedes Haus das andere, daß es seine Sitzungen begonnen habe.

Dann macht ein gemeinsames Committee beider Häuser dem Präsidenten seine Aufwartung, und berichtet demselben, daß der Congreß sich versammelt habe, und bereit sei, irgend welche Mitttheilungen von ihm entgegenzunehmen.

Hierauf schickt der Präsident seine Botschaft an den Congreß. In dieser gibt derselbe Auskunft über den Zustand der Union und ihre Beziehungen zu anderen Mächten, und empfiehlt der Erwägung des Congresses solche Maßregeln, die er für nothwendig und ersprießlich erachtet.

Die meiste Arbeit des Congresses geschieht durch Ausschüsse. Jede Kammer ernennt eine Anzahl stehende Committeen, z. B. über Bewilligungen für den Staatshaushalt, über auswärtige Angelegenheiten u. s. w.

Wird ein **Antrag** (Bill) eingebracht, so wird derselbe gewöhnlich an das entsprechende Committee verwiesen. Auch kann eine Vorlage einem besonderen Committee übergeben werden.

Die Committeen haben über die Bills zu berathen und zu berichten. Dann erst stimmt das Haus über diese ab. Es kann aber keine Vorlage zum Gesetz erhoben werden, es sei denn, beide Häuser nehmen dieselbe an, und der Präsident unterschreibt sie. Wenn derselbe sie gutheißt, so versieht er sie mit seiner Unterschrift. Ist er aber gegen die Bill, dann schickt er sie, mit Gegenbemerkungen versehen, an jenes Haus zurück, von welchem sie ausging. Beharren aber Zweidrittel der Repräsentanten und der Senatoren auf der Annahme des Gesetzes, dann tritt dasselbe sofort in Kraft. Dasselbe geschieht auch, wenn der Präsident versäumt, das Gesetz binnen zehn Tagen an den Congreß zurückzusenden.

Gesetze und Verordnungen können entweder im Senat oder im Unterhaus vorgeschlagen und ausgearbeitet werden. Doch ist in dieser Beziehung das Recht des Senates beschränkt, indem Gesetze zur Erhebung der Einkünfte ihren Ursprung im Unterhaus haben müssen.

Nebst der gesetzgebenden Gewalt, welche der Congreß besitzt, hat die Verfassung jedem Haus noch besondere Vorrechte übertragen. Zu den Vorrechten des Senates gehört, daß alle Verträge und Ernennungen den Präsidenten zu Bundesämtern ihm zur Bestätigung vorgelegt werden müssen. Insofern hat er Antheil an der Vollzugsgewalt des Präsidenten. Der Senat hat das alleinige Recht, in allen Fällen von Amtsanklagen das Urtheil zu sprechen; während das Unterhaus die Klage einzureichen hat.

Der berühmteste Fall dieser Art war, die Prozessirung des Präsidenten Andreas Johnson im Jahr 1868. Der Prozeß dauerte vom 23. März bis zum 26. Mai. Es bedurfte zur Verurtheilung eine Stimmenmehrheit von zwei Dritteln, und dazu fehlte nur noch eine einzige Stimme.

Sollte die Wahl für die zwei höchsten Bundesämter resultatlos sein, dann hat das Repräsentantenhaus das alleinige Recht, den Präsidenten, und der Senat das alleinige Recht, den Vice-Präsidenten zu erwählen.

Thomas Jefferson und John Q. Adams wurden beide vom Unterhaus gewählt.

Der erste Congreß der Ver. Staaten unter der gegenwärtigen Verfassung versammelte sich in der Stadt New York, am 4. März 1789. Nur elf Staaten waren damals der Union beigetreten und sandten Vertreter. Die Mitgliederzahl der beiden Häuser betrug nur 81, 59 Repräsentanten und 22 Senatoren.

Die nächsten 10 Jahre war Philadelphia der Sitz der Bundes-Regierung. 1800 wurde sie nach Washington verlegt.

Der gegenwärtige Congreß macht Gesetze für 50 Millionen Menschen, welche in 38 Staaten, 10 Territorien, dem Distrikt Columbia und Alaska leben.

Der Senat besteht aus 76 Mitgliedern, und das Repräsentantenhaus hat über 300.

Der Achtbare John G. Carlisle von Kentucky ist Sprecher des letztern, und im Senat führt John Sherman, Senator von Ohio, seit dem Tode des Vice-Präsidenten Thomas A. Hendricks, den Vorsitz.



Hülfe in der Noth.

Für Haus und Herd bearbeitet von A. Gröbe.

Es war an einem lieblichen Sabbath-Nachmittage.

Eben war der Glockenhall vom bemoosten Kirchenthurm des nahen Dorfes verstummt und kräftig ertönte der andächtige Gesang der versammelten Gemeinde, als der alte Müller mit nassen Augen am Fenster seines kleinen Hüttchens horchte. Einsam stand sein unberathenes Häuschen, gleichsam verloren von den Gehöften der Landleute, vor dem Dorfe, wie ein einzelner dürrer Halm von dem fruchtbaren Ackerfeld am harten Wege.

Mit herzlichem Kummer, aber ohne die geringste Regung von Mißgunst oder Neid, hatte der Greis mit seinem betagten Weibe eine Anzahl gut gekleideter Männer und Frauen aus den nachbarlichen Ortschaften zur Kirche vorbeigehen sehen und sich bei ihrem Anblicke in demüthigende Erinnerungen an die gewesenen guten Tage vertieft.

Den Müller hätte jetzt Niemand wieder erkannt, der vor zehn Jahren mit ihm umging. Damals glühte täglich sein Heerd, dampften volle Schüsseln auf seinem Tische, waren die Koffer mit Kleidern und Leinwand gefüllt, damals reichte er dem Dürftigen ein großes Stück Brod und seine Gattin gab der nackten Armuth manches noch nicht vertragene Kleidungsstück. — Wie war doch Alles in wenigen Jahren anders geworden! Während eines der zerstörenden Kriegen, die Deutschland schon so oft heimsuchten, war Müller tief in Schulden versunken und nach der Wiederkehr des Friedens hatte eine Feuersbrunst, die bei einem Nachbar ausbrach, alle Ueberbleibsel seines Wohlstandes verzehrt. Ein reicher Mann hatte mit der Bebauung seiner Brandstätte seine Schulden übernommen, und ein Freund ihm einen Stab gegeben, von welchem gestützt, er an der Hand seines Weibes vor sechs Jahren als ein neuer Siedler in die Hütte wanderte, die er jetzt bewohnte.

Die armen Alten brachten außer einigen Geschenken, womit wohlthätige Menschen ihre Hand gefüllt hatten, nichts mit unter ihr Strohdach — als alte, erschöpfte Glieder, die wenig zu erschwingen vermochten und edle Gesinnungen, die es ihnen wehrten, in den umliegenden Ortschaften als Bettler zu sammeln.

Sie wären ohne Zweifel verhungert, hätten nicht die Begüterten des Dorfes, ohne daß sie etwas verlangten, sie von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln versorgt.

Aber gerade jetzt fehlte es ihnen wie noch nie, an Allem; darum weinten und klagten sie auch heute heftiger und lauter, als jemals zuvor. Als sie das Läuten zur Sonntagandacht hörten und ihre Nachbarn dazu hineilen sahen, da schnitt es ihnen tief in's Herz, daß sie nicht mit zum Hause des Herrn wallen durften, weil sie keine Kleider hatten.

Das wankende Haupt der Frau ruhte in den Händen, welche auf die Kniee sich stützten; in der vorgehaltenen Schürze barg sie ihr Schluchzen, und der Greis stand sinnend am düsteren Fenster. Er starrte ein Weilchen in's weite Feld hinaus; bald hob sich sein Blick schmachtend gen Himmel, bald senkte sein Kopf sich vorwärts, daß sein silberweißes Haar in sein blasses Angesicht wallte und auf seinen naßgeweinten Wangen sich netzte.

Ein langer Seufzer drängte sich aus seiner beengten Brust und seine zitternde Hand blätterte in einem geborgten Gesangbuche nach einem Liede über die Vorsehung, in welchem, wie er sich erinnerte, es hieß, daß Gott die Vögel unter dem Himmel speise und die Haare auf unserem Haupte zähle, als ein blühender, gut gekleideter junger Mann auf einem kleinen Raine vor seiner Hütte sich zu einer kurzen Ruhe niederließ.

Der Jüngling öffnete sein Reisepäckchen, nahm ein frisches Halstuch heraus und zog bei der Gelegenheit auch eine Brieftasche hervor. Er durchsah die Papiere, packte dann zusammen, schwank sein Päckchen auf den Rücken und wanderte, wie in Gedanken vertieft, längst der Landstraße weiter fort, ohne die Hütte näher zu beachten.

Man weiß, wie Unglückliche, die ohne Kraft sich zu helfen, ganz ihrem Kummer hingegeben, sich nur leidend verhalten; wie sie bald hierhin, bald dorthin schleichen, als werde ihnen am anderen Orte anders zu Sinne werden. So ging es jetzt Müller.

Eine geheime Sehnsucht nach dem stärkenden Anhauche der frischen Luft und der dunkle Gedanke, wo ein Anderer ruhte, werde er auch Ruhe finden, trieben ihn zu dem Rasen. Und siehe, auf der Seite des Rasens, die sich vom Wege abwärts senkte, schimmerte ihm etwas Weißes entgegen. Er hebt es auf, es däucht ihm schwer, er entwickelt das Papier, und — wie erstaunt er! — zwei große Goldstücke blitzen ihm in die Augen.

„Mutter, Mutter!" rief er hastig, „komm einmal heraus! Mutter," fuhr er fort, als sie nun vor ihm stand, „schau, was ein Wanderer

soeben hier verloren hat. Kennst du so Etwas noch?"

„Vater, lieber Vater!" rief die Frau, die glänzenden Münzen in der Hand wiegend aus, „siehst du, Gott verläßt uns nicht. Wie wahr ist das Sprüchwort: Wenn die Noth am größten ist, dann ist Gott am nächsten. Mich hungerte recht, Vater, ich wollte dir nur nichts sagen und dich hungerte gewiß auch. Und betrachte nur deinen Rock! dies Geld ist mehr als genug zu einem neuen Rock für dich und zu einem Mieder für mich. Dann können wir in die Kirche gehen; Gott hilft!" —

„Gott hilft, Mutter," erwiderte Müller, ja er hilft ganz gewiß, aber nicht durch dieses Geld. Ich sagte es dir ja, daß es einem Wanderer gehört, der vor Kurzem hier ausruhte. Er muß noch dicht hinter dem Wäldchen dort sein."

„Wenn es auch dem Manne gehört, Vater, so achtet er es sicherlich nicht, sonst wäre er offenbar vorsichtiger damit gewesen; auch weiß er es nicht, wo er es verloren hat. Er hat ohne Zweifel an mehreren Plätzen ausgeruht." „Mutter, deine Redensart befremdet mich. Weiß der Jüngling auch nicht den Ort, wo er sein Geld verloren hat, so weiß es doch Gott. Fasse dich und laß dich durch das Geld nicht blenden. Ehrlich währt am längsten."

„Aber Vater! unsere Noth — unsere große Noth! Was soll aus uns werden?"

„Du hast wohl recht Mutter, unsere Noth ist groß — größer als sie je war, doch verzage nicht. Sieh nur, wie schön das Getreide steht! vor uns des Schulzen Weizen, dort des Pfarrers Roggen; sie können's wahrlich nicht allein verzehren, sie werden uns davon bedenken, wie sie es in vergangenen Jahren gethan haben. Und sieh nur, hier wehet der Wind schon über die Stoppeln; der Herbst ist nahe und dieser Herbst könnte uns wohl mitnehmen von der Welt. Bald geht der Wind über unser Grab und so nahe am Grabe sollten wir etwas veruntreuen? Mir wird bange, Mutter, mir wird sehr bange. Weg, mit dem Golde! Ist es mir doch, als wäre ich schon todt, und stände ich vor dem Weltenrichter mit den flammenden Augen und er sagte zu mir: Du trugst deine weißen Haare mit Ehren, und um ein paar Goldstücke hast du dein graues Haar für immer geschändet; schäme dich!" — —

Diese Worte Müller's machten einen tiefen Eindruck auf das Herz seiner Gattin.

„Du hast Recht, Vater," sprach sie hierauf, „ich muß mich vor Gott und dir schämen, daß ich dem Satan nur einen Augenblick Gehör schenkte. Lieber wollen wir verhungern als unehrlich werden. Mein Gewissen macht mir heftige Vorwürfe; ich friere und bebe, als hätte ich schon gestohlen. Lauf, lauf, was deine alten Füße nur vermögen; ich will dir deinen Stock bringen, Gott gebe es, daß du den Wanderer noch einholst."

An allen Gliedern bebend, als sei sie schon des Diebstahls überführt, eilte die Frau in's Haus und ungeduldig und zitternd schritt ihr hochbetagter Gatte nach, um sich fertig zu machen, dem Fremden nachzueilen.

Es war nichts Geringes für die beiden ausgehungerten, alten Leute, den Weg schnell genug zurück zu legen. Doch — sie strengten sich an, benützten einen Fußpfad und trafen den Jüngling.

„Mein Herr," sagte der Alte, „hier sind zwei Goldstücke, die sie auf dem Rasen vor der letzten Hütte des Dorfes verloren haben."

Verwundert sah der junge Mann die Alten an und achtungsvoll ruhten seine Augen auf ihren Mitleid erweckenden Kleidern. „Ihr scheint arm zu sein," begann er nach einigem Nachsinnen.

„Wir sind arm, sehr arm, mein Herr," sagte Müller, „aber wir möchten gerne ehrlich bleiben; da haben Sie Ihr Gold."

Der Jüngling bedenkt sich eine Weile mit allen Zeichen der Unentschlossenheit im Gesicht, dann sprach er: „Ich nehme das Geld wieder, weil ich's da, wo ich hin will, gebrauchen könnte. Für heute will ich Euch geben, was ich jetzt entbehren kann und bald komme ich zurück, dann sollt Ihr sehen, daß es noch Menschen gibt, welche die redliche Dürftigkeit schätzen. Hört, gute Leute, wozu ich das Geld vielleicht nöthig habe. Fünfzehn Jahre sind es nun, daß ich meine Eltern als ein junger Handwerker verließ und nur ein Jahr weniger ist's, daß ich Nichts mehr von ihnen gehört habe. Damals ließ ich mich überreden, ein paar Seereisen mitzumachen. Auf mehrere Briefe habe ich keine Antwort erhalten, weil meine Eltern sie nicht bekommen haben. Zuletzt lebte ich einige Jahre in New York. Der himmlische Vater hat mich reichlich gesegnet. Vor sechs Wochen bin ich in Hamburg wieder angekommen. Die Tochter des Meisters, bei welchem ich längere Zeit arbeitete, war indeß eine blühende Jungfrau geworden. Der Vater kannte mich; ich habe zu leben; in zwei Monaten wird die Tochter meine Gattin sein. Zu meinem Glücke brauche ich nun Nichts, als daß ich weiß, wie es meinem Vater und meiner Mutter geht. Auf einen Brief von Hamburg habe ich wieder keine Nachricht bekommen, darum bin ich auf dem Wege, meine liebe Heimath zum letzten Male zu grüßen, und Gott gebe, daß ich meine Eltern noch

am Leben antreffe und daß sie sich entschließen, mit mir zu ziehen und zu theilen, was mir der liebe Gott durch Fleiß und Sparsamkeit bescheeret hat. Auf der Rückreise komme ich hier wieder durch und dann sehe ich Euch wieder."

Müller, der während der Rede des Wanderers seine Frau mehrmals bedeutungsvoll angeschaut hatte, frug den Jüngling hierauf: „Wie weit ist es noch bis zu ihrer Heimath, mein Herr?"

„Im Dorfe dort," erwiderte er, „hat man mir gesagt, daß es noch vier Meilen sei bis Brockstädt, das ist mein Geburtsort!"

Bei dem Namen Brockstädt schrien die beiden Alten laut auf und der junge Mann erkannte sofort, daß etwas Außergewöhnliches sie dazu veranlaßte.

Um sich Gewißheit zu verschaffen, frug er endlich: „Was fehlt Euch? Solltet Ihr dort bekannt sein? Mein Vater wohnt dort und heißt Müller!"

Kaum hatte der Jüngling das letzte Wort gesprochen, da stürzten die Alten an seinen Hals mit dem Freudenruf: „Ach, Wilhelm, unser Sohn, unser wiedergefundener Wilhelm! Wir glaubten, du seiest schon längst todt und siehe, du lebst noch!"

Mehr zu sagen, vermochten die Ueberglücklichen nicht. Der Jüngling sank wie berauscht von einer Brust an die andere und auf lange Zeit erlag die Rede der Entzückten der übergroßen Gefühle ihrer seligen Gefühle. Endlich überzeugten den Wanderer mehr die kurzen Antworten auf einige abgebrochene Fragen, als die durch den Kummer veränderten Gesichtszüge, daß er in den Armen seiner Eltern hänge.

Er fiel auf seine Kniee, heftete den Blick gen Himmel und betete mit zitternden Lippen: „O, Gott, wie gut hast du es mit mir gemacht! gelobet sei dein heiliger Name!" Es war ein kurzes Gebet, aber es kam aus der Tiefe eines dankbaren Herzens.

Alle drei traten nun unter trauten Gesprächen den Rückweg nach der einsamen Hütte an. Aller Noth der Eltern hatte der Sohn bald abgeholfen und als am nächsten Sonntag-Nachmittag die Glocke wieder zum Gottesdienst einlud, da schloßen sich mit freudestrahlendem Angesichte, Müller, dessen Frau und Sohn den Nachbaren an, um noch einmal in der Dorfkirche der Predigt beizuwohnen und Gott an heiliger Stätte für die ihnen erwiesene Gnade und Hülfe herzlichen Dank abzustatten.

Etliche Tage später war Alles zur Abreise vorbereitet und die betagten Eltern eilten mit ihrem geliebten Sohne nach Hamburg, um bei ihm, wie es sein sehnlichster Wunsch war, ihre letzten Lebenstage zu beschließen.

Der Mann, der keine Zeit hat.

Der Mann, der „keine Zeit hat," ist in allen Berufs-Sphären zu finden, und bleibt unter allen Umständen ein gleich unangenehmer Patron. Er hat auf der Straße kaum Zeit, unsern Gruß zu erwidern, und bietet man ihm etwa die Hand, so wird er flüchtig einen Finger entgegenreichen, als schiene es ihm einen Mehraufwand von Zeit zu bedeuten, die volle Hand zu geben.

Die Unterredung ist natürlich eine kurze, denn — sagt er entschuldigend — „ich habe keine Zeit." Im Geschäfte hat er natürlich auch keine Zeit, und es passirt ihm dabei nicht selten, daß er geschäftliche Aufträge und Abmachungen, die er wegen Zeitmangels nur flüchtig behandelte, halb vergißt, was natürlich die doppelte Zeit kostet.

Darum hat er auch „nie Zeit," bringt es bei allem Eifer doch nicht vorwärts, und die Leute nennen ihn, den Vielbeschäftigten, sogar noch einen „Schußbartl," oder „G'schaftelhuber."

Wenn er sich nur einmal Zeit nehmen könnte, — er wolle es den Schimpfern schon zeigen! Aber das ist's eben, — er hat keine Zeit! Den Freund, der ihn nach jahrelanger Trennung aufsucht, weist er an seine Familie, — denn er selbst hat jetzt keine Zeit, und wenn es gilt, den Seinen einen frohen Tag zu bereiten, und sie in die grüne Herrlichkeit von Wäldern und Wiesen zu führen, überträgt er dies an Frau und Gouvernante,—denn er selber hat bekanntlich „keine Zeit."

Ist er Junggeselle im stark heirathsfähigen Alter, so läßt er wohl einen „Heiraths-Antrag" einschalten, der mit den Worten beginnt:

„Junger Mann, dem es an Zeit mangelt, Damen-Bekanntschaft zu suchen rc."

Der Dame seiner Wahl muß keineswegs ein beneidenswerthes Loos beschieden sein an der Seite eines Mannes, der nicht einmal so viel Zeit hat, sich eine Braut zu suchen! Woher soll er auch die Zeit nehmen, sich seiner Familie zu widmen?

Er findet natürlich auch nicht die Zeit, ein Buch zu lesen, und es gibt unter Seinesgleichen sogar wunderliche Käuze, von denen man die Frage hört: „Was gibt es wohl Neues? Wissen Sie, ich habe nämlich keine Zeit, — Zeitungen zu lesen.

Stubengelehrte und hie und da übereifrige Kaufleute stellen ihr Kontingent zu dieser Schaar, deren Existenz man heutzutage beinahe bezweifeln möchte. Und doch gibt es solche Leute, gebildete Leute, welche von dem Wahne befangen

sind, keine Zeit zu haben, um ein Blatt zu lesen, und sich im hastigen Gespräch darüber unterrichten lassen wollen, was in der Welt vorgeht! Das geistige Armuthszeugniß, welches sich solche Leute mit einem derartigen Geständnisse ausstellen, ist ein sehr bedeutendes, allein sie haben keine Zeit, dies zu merken.

Wenn der Mann, der nie Zeit hat, einmal eine Reise thun muß, pflegt er wohl der unleidliche Coupegenosse zu sein. Die anderen Reisenden haben bei uns ein reich assortirtes Lager von „Zeiten." Berliner Zeit, Wiener Zeit, Pariser Zeit, — je nach der Strecke, die man befährt. Der Unglückliche hat aber wie gewöhnlich gar keine Zeit, und schimpft beständig über den Zeitverlust an den verschiedenen Hauptstationen, ohne der Mitmenschen zu gedenken, die, — mit Verlaub! — auch einsteigen und mit fahren wollen.

Besonders die kargen fünfundzwanzig Minuten an einer Mittagsstation machen unseren Mann, der keine Zeit hat, überaus nervös, und er bejammert lebhaft diesen Zeitverlust.

Wie er so durch das Leben hastet und stets zu nichts Zeit hat, ist er eigentlich eine ebenso komische, als bedauernswerthe Figur. Er gemahnt einerseits stets an den Berliner Haarkräusler, der geschäftig durch die Straße läuft, bis ihm Jemand vom Fenster herab zuruft: „Pst! Sie, Barbier, haben Sie wohl Zeit?" — „O ja wolle!" — „Nu, denn loofen Sie man nich so arg!"

Andererseits ist der Mann, der nie Zeit hat, auch bedauernswerth, weil er vom Leben so viel wie nichts genießt und es dabei in der Regel doch nicht vorwärts bringt, denn er kennt das Geheimniß der weisen, verständigen und fruchtbringenden Zeiteintheilung nicht. Er weiß nichts von jener klugen Ausnützung der Zeit, die das Maß der Arbeit und das der Erholung in Betracht zieht und dabei weit besser fährt, weil der Mensch in dieser der Erholung gewidmeten Zeit seine Arbeitskraft konservirt und verstärkt, so daß sie in den der Arbeit gewidmeten Stunden weit elastischer ist, als die unseres Mannes, der „nie Zeit hat."

Von den Engländern, den Norddeutschen und theilweise auch vom französischen Bourgeois, können wir diesbezüglich lernen. Wie ruhig und glatt und dabei recht günstig wickeln z. B. die Norddeutschen ihre Geschäfte ab und finden noch immer Zeit genug, je nach Umständen ein guter Hausvater oder ein vollendeter Lebemann zu sein, Zeitungen und Bücher zu lesen und Eins zu politisiren.

Unsere nervösen Leute, die „nie Zeit haben," könnten davon lernen, und es wäre gar nicht schwer, denn das ganze Geheimniß liegt nur in der richtigen Eintheilung des kostbaren Gutes Zeit.

Was der Mann, der „niemals Zeit hat," zu dem sozialistischen Grundsatze: Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung und acht Stunden Schlaf sagen würde, weiß ich wohl nicht; allein es ist anzunehmen, daß er mindestens zu der achtstündigen Erholung keine Zeit fände. Wie es die Erfahrung lehrt, hat er oft nicht einmal so viel Zeit, um seine Gläubiger zu befriedigen, und die Zierde dieser Gilde bildete wohl jener Defraudant, der mit überseeischer Post seinen Chef davon in Kenntniß setzte, daß er ihm eine beträchtliche Summe gestohlen habe. Er habe nicht Zeit, zwei oder drei Jahre im Zuchthause zu sitzen und sei deshalb lieber nach Amerika gereist.

So haben viele Leute zu gar nichts Zeit während ihres ganzen Lebens, bis sie sich eines Tages denn doch Zeit nehmen müssen, das Zeitliche zu segnen, bis der alte kernige deutsche Spruch zur Wahrheit wird:

Hingeht die Zeit — herkommt der Tod,
O Mensch bedenk's in Glück und Noth!

Sie sind nicht beneidenswerth, die Armen, die dann zum ersten Male „zu Etwas Zeit haben."

Feinde des Familienglückes.

Für Haus und Herd von J. G. Leist.

Im Garten steht, von Sträuchen umgeben, ein lebenskräftiger Apfelbaum. Unter seinen weitverzweigten Aesten ladet ein weicher, grüner Teppich zum Niederlassen ein. Eine hölzerne Bank ist rings um den Stamm angebracht.

Auf dieser sitzen Abends die erwachsenen Familienglieder, während dann die Kinder sich auf den weichen Rasen hinstrecken. Das buschige Laubwerk bricht die sengende Macht der Sonnenstrahlen in heißen Sommertagen, und die rothbackigen Früchte laben die Alten wie die Jungen im Herbst und im Winter.

Der Platz unter dem Baum ist ein Familien-Heiligthum. In guten wie in bösen Tagen ist dort Familien-Rath gehalten worden. Sowohl heitere, als auch ernste Gespräche wurden unter dem Baume geführt.

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, daß der Baum mit großer Vorsicht gepflegt wird? Stellen sich Raupen im Laubwerk ein, und fangen an den Blätterschmuck zu zernagen, so werden sie ohne Aufschub abgelesen.

Im Verlaufe eines Frühjahrs bemerkte der Familien-Vater zuerst, daß irgend etwas das Wachsthum des Baumes hemme. Die neuen Triebe waren schwächlich und klein, die Farbe des Laubes fahl und matt. Von allen Seiten wurde der Baum untersucht, aber nirgends findet sich der Schade, bis endlich der Vater auf den Gedanken kommt, daß Würmer sich unten am Stamme eingenistet haben möchten. Er nimmt sein Messer und kratzt damit die Erde um den Stamm hinweg, und richtig — dort findet er den Schaden.

Zwischen Rinde und Holz hatten sich einige Würmer eingebohrt, und dadurch den natürlichen Zufluß neuer Säfte gestört. Wäre der Schaden nicht erkannt, die Würmer nicht ausgerottet worden, sie hätten in kurzer Zeit den schönen Baum zerstört. Durch ein zeitiges Einschreiten wurde der Baum erhalten.

Der Baum versinnbildlicht uns das Familienleben, sowohl in seinem gesunden Zustand, als auch im Zustand der Erkrankung.

Der allweise und gütige Schöpfer hat das Familienleben selbst eingesetzt, und hat dafür gesorgt, daß im großen moralischen Bankrott, den die Menschheit erlitten, ihr noch ein Stücklein Paradies verblieben ist. Auf Erden ist kein Platz so schön, so anziehend, als das traute „Heim.“ Da ist ein Heiligthum, das treu gehütet und beschützt werden sollte.

Das Familienleben ist der Spiegel des Volkslebens. Ein reines, glückliches Familienleben läßt auf ein entsprechendes Volksleben schließen. Unseren deutschen Ahnen war die Familie ein Heiligthum. Sie wachten ängstlich über dessen Reinerhaltung.

Leider aber müssen wir gestehen, daß in diesem Jahrhundert einige Würmer sich in diesen Baum eingebohrt haben, und der Schaden allbereits sichtbar geworden ist. Will der geneigte Leser mir folgen, und mir helfen diese Würmer bloszulegen?

Die Ursache des ungesunden Zustandes des Familienlebens ist nicht immer auf Seiten des männlichen Geschlechtes, sondern bisweilen auch auf Seiten des weiblichen zu suchen. Der erste Wurm, den ich für die Leser bloslegen will, ist

Das Vereinsleben.

Dem jungen Holz setzt dieser Wurm mehr zu als dem alten. An dieser Seuche krankt ganz besonders unser deutsches Volk, und manches Familienglück ist durch dieselbe vernichtet worden.

Es wird den Deutschen nachgesagt, daß, wenn durch einen Schiffbruch, zwei Deutsche an eine unbewohnte Insel geworfen würden, sie nichts Eiligeres zu thun fänden, als einen Verein zu gründen. Kaum hat die Woche Abende genug, um allen Vereinssitzungen beizuwohnen, deßhalb halten manche deutschen Vereine ihre Sitzungen an Sonntagen. Die Zeit, welche der Familienvater der Pflege des Familienlebens widmen sollte, wird den Vereinen geopfert.

Da lobe ich mir die Chinesen, denn selbst der Vornehmste unter ihnen bringt seine freie Zeit im Schooße der Familie zu, spielt mit den Kindern, und hilft ihnen beim Lernen.

Wenn die Vereinssucht die Liebe zur Familie ertödtet hat, dann ist auch das Familienglück entschwunden. Die gefühlvolle Hausfrau fühlt sich mit Recht zurückgesetzt, verachtet und betrogen. Sie hat sich in den Tagen ihres Brautstandes das Leben an der Seite ihres Mannes als höchstes Glück vorgemalt. Sie glaubte ihren Geliebten mit Seilen der Liebe unzertrennlich an sich gebunden, aber jetzt erkennt sie, daß die Vereins-Kameradschaft ihren Platz erobert hat. Erst grämt sie sich darüber, endlich aber gibt sie Alles verloren und fällt in Mißmuth.

Die Kinder sehen bald das Mißverhältniß. Sie nehmen sich den Vater zum Vorbild, und behandeln die arme Mutter mit Mißachtung. Die väterliche Zucht fehlt im Hause, und die kann alle Liebe der Mutter nicht ersetzen.

Das Vereinsleben kostet aber auch viel Geld. Mit jedem Verein sind Festlichkeiten verbunden. Jahresfeste, Turnfeste, Sängerfeste, Tanzkränzchen, Maskenbälle, Theater u. d. m. Solche Feste sind die Blutsauger des Arbeiters. Er darf da nicht kargen, er muß sich liberal erzeigen. Es ist ja im Interesse des Vereins, wenn viel Bier getrunken wird. Um solche Ausgaben bestreiten zu können, muß entweder in der Familie gekargt, oder die Kasse des Prinzipals angepropft werden.

Es wäre wirklich bald Zeit, daß ein Verein gegründet würde, um dem Vereinsleben den Garaus zu machen. Dieser „Vereinswurm“ ist nahe verwandt mit einem andern. Der heißt:

Wirthshausleben.

Mit tiefer Beschämung muß ich eingestehen, daß unser geliebtes, deutsches Volk schwer an diesem Uebel leidet. Wie ein gefährliches Krebsgeschwür hat es im deutschen Volk gewuchert. Die Wunde ist groß und tief und schmerzhaft. Wenn man die Wunde auch noch so leise berührt, erzeugt es großen Schmerz. Aber gerade daraus kann Jedermann erkennen, wie tief der Schaden sitzt. Wie eine Löwin ihre Jungen vertheidigt, so vertheidigen deutsche Männer das Wirthshausleben. Wer nicht mitmacht, ist „ein gefährlicher Feind der persönlichen Freiheit.“ Wer dagegen seine Stimme erhebt, ist „ein verkappter Temperenz-Spitzel.“ Wer sich untersteht, anderer Meinung zu sein, ist ein „Heuchler,“ „Fanatiker“ und „Wassersimpel.“ Ein Prediger darf alle andern Sünden und Uebelstände angreifen und ohne Erbarmen geißeln, stößt er aber einmal ans Glas, dann hat es geschellt.

Es kommt mir vor, als ob der Wurm schom im Gehirn dieser Wirthshaus-Vertheidiger die Verstandesnerven durchfressen habe.

Im Wirthshausleben wird Geld für Dinge dargezählt, die im besten Fall unnöthig sind. Geistige Getränke sind keine Kulturmittel. Ein deutscher Reisender in Afrika veröffentlichte kürzlich ein Schreiben, in welchem er darthat, daß der Mohamedanismus mehr zur Civilisation jenes Welttheils beitrage, als das Christenthum. Wenn der Schreiber jenes Artikels unter Christenthum „Branntwein, Schießpulver und Feuerwasser“ versteht, so wollen wir es gern glauben. Die Herren Editoren der deutschen Zeitungen hatten nichts Eiligeres zu thun, als das Zeug abzudrucken. Sie haben aber nicht bedacht, daß dieses Schreiben ihre Vertheidigung des Culturgetränkes, in einem erbärmlichen Lichte erscheinen ließ. Bekanntlich verbietet der Islam das Trinken berauschender Getränke. Die Branntwein-Händler, welche den armen Schwarzen das Höllenwasser bringen, sind keine Christen, ob sie auch den Namen haben mögen. Wenn nun aber der Islam gerade wegen seiner Enthaltsamkeit von geistigen Getränken den Afrikanern Segen bringt, wie viel mehr wird es auch das wahre Christenthum thun, das den Suff verabscheut! Hebt Enthaltsamkeit den

Schwarzen, warum sollte es nicht gut sein für den Weißen!

Das Wirthshausleben verursacht neun Zehntel aller Armuth und alles Elends. Aber noch schlimmer ist die Wirkung des Wirthshauslebens auf Sittlichkeit.

Will eine Frau sich einen schlechten Namen machen, dann braucht sie nur die Wirthshäuser zu besuchen. Die Wirthe selbst erlauben ihren Kindern in der Regel nicht, die Trinkräume zu besuchen. Warum? Weil jeder Wirth weiß, daß eine verpestete Atmosphäre in seiner Wirthschaft herrscht.

Ich habe kürzlich eine Neujahrsbescheerung angesehen, die einiges Licht, wohl aber trauriges Licht, auf diesen Gegenstand wirft. Nachdem ich einer Wachtnacht beigewohnt hatte, und durch die Straßen einer unserer westlichen Städte ging, hielt, wenige Schritte vor mir, eine Kutsche. Der Kutscher sprang vom Bock, öffnete den Schlag, und half einem schrecklich betrunkenen Manne heraus. Unter großen Anstrengungen gelang es, den Betrunkenen zur Hausthür zu schleppen; dort pochte er an, die Thür wurde geöffnet und der Kutscher schob seinen Mann in's Zimmer hinein. Mutter und Tochter stützten den Widerstrebenden und zogen ihn vollends hinein, schlossen aber sogleich die Thür, da einige Neugierige sich ansammelten.

O, Familienglück, wo bleibst du, wenn der Gatte und Vater in einem solchen Zustand heim kommt! Ach Herr, Herr, erlöse doch die Gebundenen meines Volkes.

Doch—noch einen anderen Wurm muß ich blos legen, der am Baum des Familien-Glückes nagt. Es ist der

Mode-Wurm.

Er sucht sich hauptsächlich das weiche Holz aus. Manche sagen, er sei „schön," Andere, er sei „häßlich," sobald er alt geworden sei. Dieser Wurm ist ein Tyrann. Er beherrscht mit einem eisernen Scepter seine armen Sklaven. Wer nicht mit Verachtung gestraft werden will, muß sich dem Tyrannen zu Füßen werfen. Geld, Wohlsein und Gesundheit müssen ihm seine Unterthanen zum Opfer bringen.

Füße, Hände, Rücken, Lenden und der Kopf werden in einer Zwangsjacke verunstaltet, und dabei dürfen die Opfer nicht einen Klagelaut hören lassen.

Würde irgend ein Sklavenhalter seine Sklaven so schonungslos behandeln, die ganze civilisirte Welt würde zum Schwert greifen, um den Unmenschen den Todesstoß zu geben.

Der Mode-Wurm hat seine Launen und ändert sie nach eigener Willkühr — gewöhnlich alle Monate.

Bald bläst er sich auf wie ein Luftballon, dann zieht er sich zusammen zur Gestalt einer Wespe. Bald wirft er sich in die Brust wie ein Pfau, dann wieder gleicht er, in seinem gebückten Gang und seinem Höcker, einem Kameel.

Aendert er seine Launen, so müssen Tausende auf die Kniee sinken, um ihm erneuerte Huldigungen darzubringen. In letzter Zeit verlangte dieser Mode-Drachen die buntgefiederten Sänger der Lüfte zum Opfer. Millionen dieser armen unschuldigen Thierchen wurden gemordet, um als Siegestrophäen des Modegötzen zu dienen.

Nur einen Grund kann mein schwacher Verstand finden, um diesen Kopfschmuck zu rechtfertigen. Wofür diese vielen Vögel auf den Hüten? Antwort: Sie sollen uns an den Bibelvers erinnern: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch." O, welch' eine Langmuth!

Aber was hat das mit dem Familienglück zu thun? Sehr viel. Dieser Tyrann fordert schreckliche Abgaben. Der Mann verdient, im Schweiße seines Angesichts, das zum Leben Nothwendige. Er läßt es sich sauer werden, und doch will es nirgends reichen. Ueber seiner Hausthüre steht geschrieben: „Dieses Haus ist in den Händen des Mode-Tyrannen." An seinen Kleidern muß gespart werden. Im Essen muß gekargt werden, damit Gattin und Töchter ihre neuesten Muster spazieren tragen können.

Unter diesen Umständen ist an Arbeit nicht zu denken. Die Ansprüche der Gesellschaft (?) sind so groß, daß dem Gatten keine Gattin, und den Kindern keine Mutter und dem Hause keine Hausfrau mehr übrig bleibt. Ist es in einem solchen Hause ein Wunder, wenn der Gatte und die Kinder der Heimath entfremdet werden, und man das eigene Heim nur noch als Kosthaus ansehen darf?

Möchten doch christliche Frauen sich ermuntern und gegen diesen Mode-Wurm in's Feld ziehen, bevor das christliche Haus vernichtet ist.

Andere Würmer,

die ich im Baum gefunden habe, will ich nur benennen, den Commentar dazu, kann sich Jeder selbst machen:

1. Unfähigkeit, dem Haushalt vorzustehen. Arbeitsscheu.
2. Unreinlichkeit.
3. Gegenseitiges Mißtrauen der Ehegatten.
4. Untreue im ehelichen Leben.
5. Mürrisches und unfreundliches Wesen.
6. Hitziges Temperament.

Von allen diesen Uebeln kann uns die Gnade Gottes befreien.

Die christliche Religion — wahres Herzenschristenthum — ist bestimmt, das Familienglück zu gründen und zu erhalten. Da wo die Liebe Gottes die eheliche Liebe heiligt, blüht das Glück der Familie in voller Reinheit und Vollkommenheit. Manches gestörte Familienglück würde neu erblühen, wenn die Ehegatten sich zu Gott bekehren würden.

Die Einfachheit.

„Nur einfach," ist der feststehende Ausdruck eines uns bekannten Hausvaters, — wenn es sich um Kleider, um Spielzeug, um Essen ꝛc. seiner Kinder handelt.

Es braucht keine scharfen Augen, um wahrzunehmen, daß die bestgerathenen und bestgearteten Kinder immer in denjenigen Familien sich finden, deren Leben einfach ist, die weder in Kleidern, noch in häuslicher Einrichtung, noch im Essen dem Luxus sich ergeben und die stets und überall den Grundsatz „nur einfach" befolgen.

Unser suchendes Auge trifft heutzutage in den Städten, auch den kleinern, wenig solche einfache Familien; dagegen trifft man um und an, auf allen Spaziergängen, öffentlichen Gärten

und Anlagen, Prunk und Prachtliebe; aber eben so selten, wie einfachen Familien, begegnet man gerathenen, wohlerzogenen Kindern, an denen man von Haus aus schon eine gediegene Erziehung erkennen könnte.

Die Eltern wollen mit ihrem Götzlein Staat machen und da wird nichts gespart. Sie vergessen ganz das Unpädagogische in der Sache und den moralischen Nachtheil, den das Kind von solchem Staatmachen unzweifelhaft davonträgt.

Wenn dagegen die Kinder ein gewisses Alter der Halbselbstständigkeit erreicht haben, begegnet man oft weinenden und klagenden Eltern, Vätern und Müttern, deren Herzen durch Kinderstreiche zerrissen worden sind.

Einfach hat durchaus nichts zu thun mit blöde, dagegen hat die deutsche Einfachheit viel gemein mit Geradheit, Rechtschaffenheit, Biederkeit und Bescheidenheit.

Sie sind Schwestern, deren eine oder die andere nicht gut bestehen und gedeihen kann; einfache Sitten, einfaches Leben, einfaches Auftreten hat immer einen guten Klang bei uns und wir lieben es auch nur da, unsere Hütte aufzuschlagen. Der Geist ist dann auch einfach, das Auge ist einfach oder einfältig, das ganze Denken, Fühlen, Sprechen und Thun ist einfach. Die Wahrheiten sind einfach, mögen sie von der Ewigkeit oder von der Natur handeln.

Die größten Entdeckungen, die staunenswerthesten Werke und Bauten — sie beruhen oft auf einer so einfachen Wahrheit, die fast ein Kind fassen kann. Alles weit Hergeholte, recht schwer und verschlungen Aussehende trägt durchaus nicht den Stempel der Wahrheit. Wie richtig trifft so ein einfach erzogener Mensch den Nagel auf den Kopf, wie schlagend und überraschend, weil einfach und natürlich, sind seine Antworten!

Du magst, lieber Leser, unter diesen Artikel Genügsamkeit schreiben und dir das Mehrere noch dazu denken; denn oft genügt ein einziges richtiges Wort, vernünftige Leute wieder auf's richtige Ende hinzuleiten. Das ist ja oft unser Fehler, daß wir unserem Thun und Lassen nicht den richtigen Gattungsbegriff gegeben haben; denn dieser würde dann hinreichen, uns entweder zu schrecken oder zu bestärken und zu ermuthigen. (Nach Tischhausen.)

Die Entdeckung und vorübergehende Besiedelung Amerikas

durch die Normannen vor 900 Jahren.

Der Ruhm, Amerika entdeckt zu haben, wird dem großen Columbus von zwei Seiten streitig gemacht, von den Chinesen und von den Normannen.

Jene haben vor etwa 1300 Jahren zu Schiff ein östlich von Asien gelegenes Land erreicht, welches ihre Geschichtschreiber Fu-Sang nennen, und welches vielleicht Amerika war; aber die Sache ist noch zu unsicher, als daß sie uns hier beschäftigen könnte, denn wenn auch Manches dafür spricht, daß wir bei Fu-Sang an Amerika (etwa an Californien) zu denken haben, so wollen doch andere Forscher lieber Japan, noch andere Sachalin darunter verstehen.

Dagegen steht es vollkommen fest, daß die Normannen, jene unglaublich kühnen Seefahrer und Seeräuber des frühen Mittelalters, welche ursprünglich kein eigentlicher Volksstamm waren, sondern als „Nordmänner" aus Norwegen, Dänemark und Schweden kamen, um in altgermanischer Abenteuer- und Wandersucht theils bloße Raub- und Beutezüge zu unternehmen, theils erobernd und colonisirend thätig zu sein, —daß die Normannen gegen Ende des 10. Jahrhunderts die atlantische Küste Nordamerikas entdeckten und daselbst Niederlassungen gründeten. Die erste Entdeckung fällt in das Jahr 986, sodaß wir letztes Jahr ihr 900jähriges Jubiläum hätten begehen können.

Unsere Quellen über diese Thatsachen sind die sogenannten Saga's (saga = das Gesagte, Ueberlieferte), jene eigenartigen Erzählungen der altnorwegisch-isländischen Prosaliteratur, die, soweit sie geschichtlichen Inhalt haben, sich noch am ehesten mit unseren mittelalterlichen Chroniken vergleichen lassen, nur daß sie an Objectivität, Leidenschaftslosigkeit, Ruhe, Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit der Darstellung viel höher stehen als die meisten dieser Chroniken.

Die Saga's erzählen über die Entdeckung Amerikas sehr genau und ausführlich; nachstehend in möglichster Kürze das Wichtigste aus ihren Berichten.

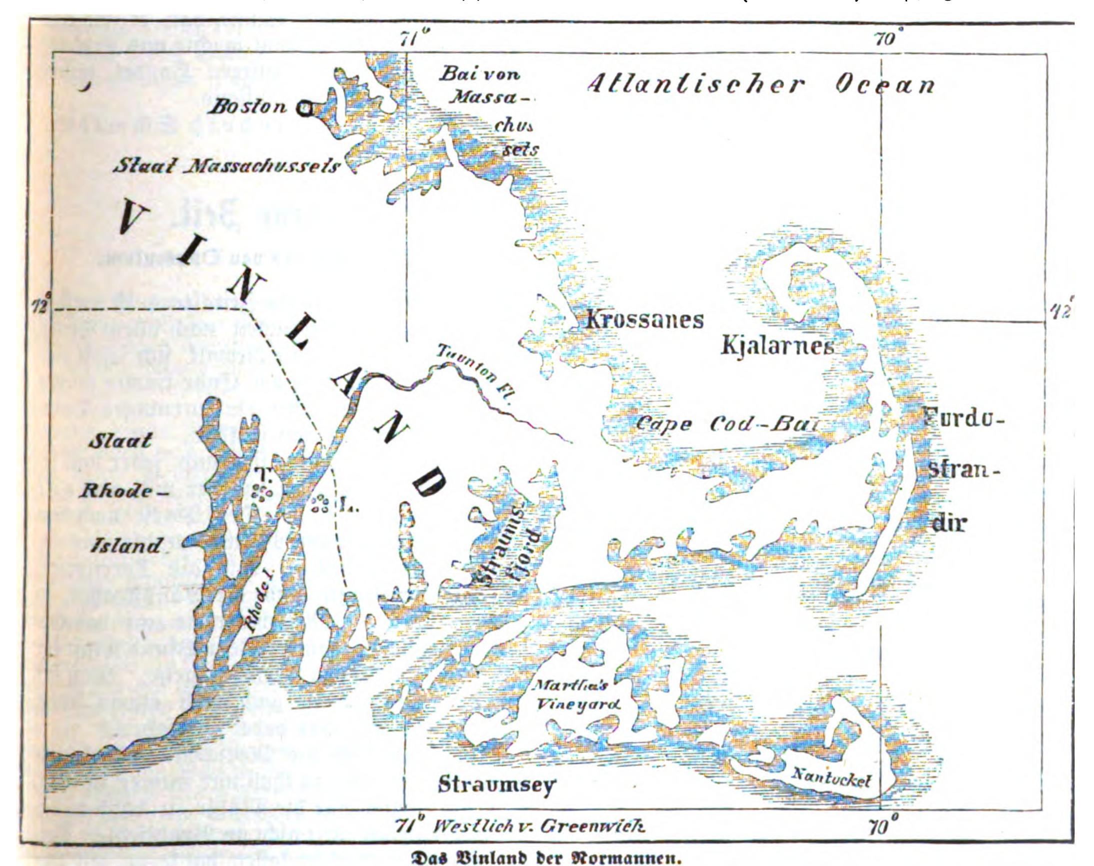
Im 9. Jahrhundert kamen die Normannen nach Island und besiedelten die Insel. Bald wurde von hier aus Grönland entdeckt und etwa 100 Jahre später, um 983, durch Erik Raudi

(Erich den Rothen, von der Haarfarbe) zuerst colonisirt, indem er sich die Niederlassung Brattahlid (Steilufer) gründete.

Hierher wollte im Jahre 986 Bjarni, der Sohn Herjulf's, von Island aus segeln, wurde aber durch einen Nordsturm südwärts verschlagen und fand eine Küste, der er sich an drei verschiedenen Punkten näherte, ohne jedoch zu landen; endlich kam er glücklich in Grönland an.

Es ist nach den Schifffahrtsberichten unzweifelhaft, daß die fragliche Küste der Oststrand

Bald erreichte er auch die von Bjarni gesehene Küste, an der er nun südwärts hinsegelte. Zuerst stieg er an einem Punkte an's Ufer, den er Helluland (Flachsteinland) nannte, weiterhin in Markland (Waldland) und endlich in einem Landstrich, der ihm so wohl gefiel, daß er sich mit allem Geräthe ausschiffte und Wohnungen baute. Ein greiser Gefährte, ein Deutscher Namens Tyrker, entdeckte den überraschenden Weinreichthum des Landes, welches danach den Namen Vinland (Weinland) empfing.



Das Vinland der Normannen.
(Die fettgedruckten Namen bedeuten normännische, die schwachgedruckten heutige Benennung.)
T. Thorfinn's, L. Leif's Niederlassung, ------ Grenze zwischen den heutigen Staaten Massachusetts und Rhode Island.

Nordamerikas etwa zwischen dem 42. und 62. Grad nördlicher Breite war, und somit haben wir es hier mit der ersten von Europa aus erfolgten Entdeckung Amerikas zu thun.

Einen wichtigen Schritt weiter that im Jahre 1000 (oder 1001 oder 1002, da die Zeitangaben ein wenig schwanken) ein gewisser Leif, ein Sohn des rothen Erich. Ihm ließen die Berichte über das gesehene, aber unbetretene Land keine Ruhe, er rüstete ein Schiff aus und fuhr mit 35 Gefährten von Brattahlid ab.

Helluland ist wahrscheinlich ein Stück von Labrador, Markland ein solches von Neufundland, Vinland dagegen völlig sicher derjenige Theil des heutigen Rhode Island und Massachusetts gewesen, den unser Kärtchen wiedergibt.

Dasselbe bringt die normannischen Benennungen nach den wahrscheinlichsten Forschungsergebnissen über die Lage der Oertlichkeiten und fügt zur Orientirung einige der jetzigen Bezeichnungen hinzu.

Leif erhielt nach seiner Rückkehr den Beina-

men „Der Glückliche," und seine Erfolge erregten großes Aufsehen.

Kurz nach ihm, wahrscheinlich 1002, unternahm sein Bruder Thorvald eine zweite Reise nach Vinland, welche ihn schon in unliebsame Berührung mit den Landbewohnern (den „Skrälingern," von skral, klein; jedenfalls Eskimos) brachte. Es kam zum Kampfe, Thorvald verlor sein Leben durch einen Pfeilschuß und wurde nach seinem Willen unter zwei Kreuzen auf einem Vorgebirge begraben, das man nun Krossanes (Kreuzesspitze) nannte. Auch Kjalarnes (Kielspitze) empfing von ihm den Namen, da er hier seinen Schiffskiel ausgebessert hatte (vergl. das Kärtchen).

Die Vinlandsfahrten wiederholen sich nun öfter, indem die Unternehmer kürzere oder längere Zeit an Ort und Stelle verweilten, ihre Schiffe mit den Landesprodukten befrachteten und letztere dann nach Grönland, Island, ja an die europäischen Küsten brachten.

Einer der Vinlandfahrer, Thorsinn Karlsefni, nahm sogar Vieh mit, bewohnte theils die von Leif erbaute Niederlassung (auf dem Kärtchen L), theils eine eigene (T) und blieb drei Jahre.

Eine andere Vinlandfahrt zeichnete sich durch eine grausige Mordthat aus: Zwei Expeditionen hatten sich zu der Fahrt vereinigt, in Vinland aber stachelte eine gewisse Freydis, welche vielleicht weniger dem Namen als der Sache nach die Führerin der einen war, ihre Genossen aus Habsucht und Bosheit auf, die Mitglieder der andern umzubringen, wobei sie selbst fünf Frauen, an die Niemand Hand legen wollte, mit einer Art erschlug.

Dies ist die letzte in den Sagas erwähnte Vinlandfahrt; aus anderen Quellen aber wissen wir, daß damit die Besuche der Normannen in Amerika nicht aufhörten, sondern daß noch 1347 ein Schiff nach Markland ging, um Bauholz u. s. w. zu holen.

Uebrigens hinterließen die Normannen auch Denkmale ihrer Anwesenheit an der amerikanischen Küste, nämlich Steine mit Runeninschriften, deren einige später wiedergefunden wurden. Der wichtigste von ihnen, der sogen. Writing Rock (Schriftfelsen) am Tauntonflusse (vergl. das Kärtchen) unter 45 Gr. 45½ Min. nördl. Br., ist schon seit 1860 bekannt, aber erst in unserem Jahrhundert entziffert. Seine Inschrift nennt den Namen Thorsinn's und die Zahl seiner Gefährten (65), wie sie in den Sagas angegeben ist. — Steht somit die Entdeckung Amerikas durch die Normannen fest, so dürfen wir sie doch nicht mit der 1492 durch Columbus erfolgten, auf eine Stufe stellen.

Jene besitzt zwar ihre hohe geschichtliche Bedeutung, und wir Deutsche können immerhin mit Genugthuung betonen, daß es germanische Stammesgenossen gewesen, welche von Osten her nachweislich den Fuß zuerst auf den neuen Erdtheil setzten; aber sie ist für Europa ohne praktischen Werth geblieben, die Fahrten dorthin sind eingeschlafen, die Sache auf lange Zeit überall (mit Ausnahme Islands) in Vergessenheit gerathen, und Columbus wurde unanfechtbar nicht nur der Wiederentdecker, sondern der Entdecker in dem Sinne, daß er die Alte Welt mit Amerika bekannt machte und Letzteres für unsere Forschung, unseren Handel, unsere Auswanderung u. s. w. auffand.

Reinhold Schmidt.

Verlorene Zeit.

Für Haus und Herd von Opusculum.

Der Charakter unseres Zeitalters ist emsige, eilfertige Beweglichkeit nach allen Seiten hin. Die Zeit will mit Gewalt sich selbst entfliehen und hascht doch am Ende immer wieder sich selbst. Es ist daher ein unruhiges Drängen und Treiben überall sichtbar.

Die Menschen mehren sich, und jeder will leben. Und wer zu leben hat, der will auch gut zu leben haben u. s. w. Der Durst nach dem Mehr nimmt mit den Mitteln zu, die man anwendet, ihn zu stillen. Wie die Territorien, die Staatseinkünfte und die Landstraßen, so hat man auch die Menschenkräfte auf das Genaueste vermessen, damit ja kein Pfund Kraft für die äußere Welt verloren gehe. Daß für innere billigerweise auch noch etwas übrig bleiben sollte, hat man dabei übersehen.

Man sollte doch die Menschen nicht so unbarmherzig treiben, zu thun und immer zu thun, d. h. brav frisch nur die Mühle zu treiben, damit es der lieben Welt nicht an Brod fehle. Beides, Säen und Wachsen lassen, hat seine Zeit, wer immerfort dem Acker zusetzt, wird nichts ernten.

Unsere Zeit will aufgefordert sein, einmal stille zu stehn und sich zu besinnen, einmal auf die innere höhere Kraft zu achten, die etwas an uns thun will. Es würde dann das Gewissen berücksichtigt werden. Wir würden vielleicht weniger Schein, aber mehr Sein haben. — Das Wort des Dichters:

„Verlorne Stunden, ach sie nagen
Zu spät das Herz mit Gram und Neid,"

hat einen sehr wahren und guten Sinn, aber der Sinn, worin man die „verlorenen Stunden" gewöhnlich nimmt, nämlich Stunden, worin

man keine Wechsel acceptirt, keine Rechnungen quittirt, Handelsgeschäfte gemacht, Tabellen angefertigt und keine Tinte am Pulte verschrieben hat, dieser Sinn, um dessen Willen der Vers bei vielen beliebt worden ist, ist gewißlich weder wahr, noch gut.

Nein, wer noch nie um das Reich Gottes auf diese Weise eine Stunde verloren hat, der hat höchst wahrscheinlich an himmlischen Gütern noch gar wenig gewonnen. Suchet, so werdet ihr finden! (Matth. 7.)

Freilich, die Berufsarbeit verlangt auch ihre Zeit; das Reich Gottes ist auch nicht lauter Beten und Singen und frommes Müssiggehen, eben so wenig aber ist es lauter Arbeiten im Zeitlichen. Wir müssen auf den alten Spruch zurück, der unseren Vätern die Häuser gebaut hat: Bete und arbeite! Und eines ohne das andere gethan, das heißt seine Zeit verloren.

Uebrigens das einzige Mittel, verlorene Stunden wieder zu gewinnen, ist die reuevolle Einsicht, daß man sie verloren hat. Wenn nur erst die verlorenen Stunden das Herz mit „Gram und Reue nagen," so haben sie auch eine Frucht für das Himmelreich getragen, sie sind dann ein vernachlässigtes Kapital, welches aber die Zinsen nachbezahlt.

Der Zehnte, oder Louisa's Entschluß.

Für Haus und Herd von A. Flammann.

Es war Sonntagmorgen. Der Gottesdienst in der Kirche zu B. war beinahe zu Ende. Gerade vor dem Schluß desselben bemerkte der Prediger, daß der Gegenstand für die Abendversammlung sein würde: „Kann ich den Zehnten von meinem Einkommen geben?"

Louisa Braun, obwohl sie gewöhnlich sich interessirte für Alles, was gesagt oder gethan wurde, hörte diese Worte gleichgültig an, indem sie von vornherein annahm, daß diese Frage sie nicht berühre, da sie nicht in Verhältnissen sei, so viel geben zu können.

Aber als sie eine Stunde nachher in ihrer gemüthlichen Heimath bei den Ihrigen sich befand, da kam diese Frage unwillkürlich wieder in ihr Gemüth zurück. Sie konnte sie nicht los werden. Immer wieder wurde sie daran errinnert.

Sie wußte, daß Herr Jakob den Zehnten gab von seinem Gehalt als Oberlehrer der Schule, in welcher sie als Lehrerin der alleruntersten Klasse angestellt war. Aber Herr Jakob bekam mehr als mal so viel Gehalt, als sie. Sie hatte auch gehört, daß Frau Sanders den fünfzehnten Theil ihrer Einnahme für literarische Arbeiten für das Werk Gottes zurücklegte.

Aber sie hatte keinen Nebenverdienst irgend welcher Art; sie hatte, im Gegentheil, als junge Lehrerin manche Extra-Ausgaben. Nein, Niemand sollte und konnte von ihr erwarten, daß sie mehr geben würde, als sie bisher gethan hatte.

„Gewiß, ich brauche nicht den Zehnten zu geben," sagte sie halblaut vor sich hin, nachdem sie mittlerweile ihren Hut und Mantel abgelegt hatte, und im Schaukelstuhl es sich bequem machte. „Wenn mir etwas übrig bleibt, nachdem ich Mutter für Kost und Wäsche bezahlt und meine Kleider und Schuhe angeschafft habe, so ist mein Bruder Fritz da, für den ich auch gelegentlich noch Sachen kaufen muß. Ich bin gewiß, daß ich kein Geld ausgebe für ingend welche Dinge, die ich nicht nothwendig gebrauche."

Noch während sie also zu sich selber sprach und sich entschuldigte, streckte sie ihre Hand aus, um eine kleine Schachtel, die sie am Abend vorher gekauft und auf den Tisch gestellt hatte, zu öffnen. Sie enthielt Bonbons, für welche sie Herrn Thomas fünfundzwanzig Cents bezahlt hatte.

„Die gebrauchst du nothwendig," flüsterte ihr Gewissen ihr leise zu. Etwas beschämt mußte Louisa es zugeben. „Aber kann man denn gelegentlich nicht auch ein wenig Zuckerwaaren genießen, wenn man sich jeden Tag so anstrengen muß," sagte sie zu sich selber, indem sie versuchte ihr Gewissen zu beschwichtigen.

Jetzt war das Mittagsessen fertig. Schnell die Schachtel wegstellend ging sie in's Eßzimmer. Kaum hatte sie am Tische Platz genommen, als ihr kleiner Bruder Fritz eine Entdeckung machte.

„Aha, schon wieder ein neues Paar Manschettenknöpfe!" rief er aus.

„Die sind nur gold-plattirt," erwiderte sie erröthend, „und ich war's so müde, die alten noch länger zu tragen."

Und wieder sagte die Stimme: „Die gebrauchtest du nicht nothwendig." Sie mußte zugeben, daß das Gewissen Recht habe.

Im Laufe des Nachmittags wurde sie auf diese und jene Weise noch öfter auf Dinge aufmerksam gemacht, die nicht absolut „nothwendig" wären.

Nichts destoweniger ging sie Abends in die Kirche, mit dem festen Entschluß, daß, wenn sie etwas sagen würde in der Versammlung, sie sicherlich die negative Seite der Frage vertreten, und entschieden „Nein" sagen wollte.

Anstatt mit einem Texte behandelte der Prediger in einer kurzen Rede die Frage in drei Hauptpunkten, wovon jeder auf Bibelstellen sich gründete, nämlich:

1. Gott hat es befohlen.—3 Mos. 27, 30—32; 5 Mos. 16, 17; Mal. 3, 10; 2 Cor. 9, 6, 7.
2. Wir können Gott nicht täuschen.—Mal. 3, 8, 9.
3. Gott sagt, wir können es thun.—Spr. Sal. 3, 9, 10; Spr. Sal. 11, 24; Spr. Sal. 19, 17; Lukas 6, 38.

Die Punkte, die während der Rede des Predigers am meisten Eindruck auf Louisa's Gemüth machten, waren diese:

„Wir geben dem Herrn nur, was ihm gehört, wenn wir blos den Zehnten, und nicht mehr geben. Die alten Israeliten wußten, daß Gott den Zehnten von Allem beanspruchte, und sie sagten deshalb zu sich selber: ‚Wenn wir Ihm den Zehnten nicht geben, dann

mögen wir dadurch unsere neun Zehntel verlieren.' Wir, als unter dem neuen Bunde stehend, haben größere Vorrechte, und deßhalb auch größere Verpflichtungen als das Volk Israel. In seinen Briefen an die Corinther drückte Paulus diese Idee aus, und ermahnt die Christen 'reichlich' zu geben."

„All' unser Geld," sagte der Prediger ferner, „sollte dem Herrn geheiligt sein; aber eine gewisse Summe, ein Zehntel oder mehr, je nachdem Gott uns gesegnet hat, sollte bestimmt und zurückgelegt werden für den Herrn. Selbstsüchtig aufgehäuftes und ergeiztes Geld bringt Sünde, Verderben und Tod. In den meisten Fällen gereicht es zum Fluch, anstatt zum Segen. Wir sollen uns immer betrachten nur als Haushalter über das, was Gott uns anvertraut hat."

Zuletzt redete er dann noch von seiner persönlichen Erfahrung.

„Während vieler Jahre," sagte er, „gab ich nur wenig. Ich entschuldigte mich damit, daß ich ja selber mich dem Dienste Gottes geweiht hätte, und daß das doch genug geopfert sei. Zudem hatte ich Schulden.

„Mit der Zeit sah ich ein, daß es meine Pflicht sei, ein Zehntel zu geben. Mein Gehalt betrug 500 Thaler. Bis dahin hatte ich etwa fünfzehn Thaler jährlich gegeben. Jetzt mit einem Mal fünfzig Thaler auf den Altar Gottes zu legen, war für mich eine schwerere Aufgabe, als ich zuerst geahnt hatte. Aber ich blieb meinem Vorsatze treu, und bald fand ich aus, daß der Plan viele Vortheile hatte.

„Es war erstens für mich eine Erleichterung im Geben. Früher hatte mein Gewissen mir manchmal gesagt, daß ich zu wenig gäbe. Zu andern Zeiten glaubte ich oft zu viel gegeben zu haben, hingerissen von meinem Gefühl. Nun hatte ich Ruhe. Ich kann jetzt mit Freuden zehn Thaler geben, wo ich früher oft mit Widerwillen nur einen gab.

„Zweitens ist es auch zu meinem Vortheil. Auf irgend eine Weise, ich weiß selber kaum wie, waren meine Schulden bald nachher bezahlt. Mein Gehalt wurde erhöht. Gelegenheit wurde mir geboten, etwas mit meiner Feder zu verdienen. Gottes Segen ruht sichtbar auf meiner Familie. Wir erfreuen uns Alle guter Gesundheit. Nie mangelt es uns in der Haushaltung oder zum Geben. Anstatt zehn gebe ich jetzt zwanzig Prozent von allen meinen Einnahmen dem Herrn.

„Drittens hilft es mir auch in geistlicher Beziehung. Die Ausführung meines Vornehmens wurde meiner Seele zum großen Segen. Nachdem ich dem Herrn all' das Meine gegeben habe, ist es um so viel leichter, mich selber ihm völlig darzubringen. Wahrlich, ich kann's erfordern, dem Herrn von meinem Einkommen zu geben, denn ich erfahre es, daß er seinem Worte treu ist, und daß er mich reichlich segnet auf Erden."

Als er sich gesetzt hatte, stand eine junge Dame auf, die den meisten Anwesenden noch fremd war.

„Freunde," sagte sie, „ich bin eine Waise. Ich ernähre mich mit Malerei. Mein Vater fallirte; bald darauf starb er und ließ mich mittellos zurück.

„Eines Abends kam ich in diese Kirche, und euer Prediger sagte unter Anderem: 'Ich glaube nicht, daß irgend eins hier gegenwärtig ist, daß es nicht aus Liebe zum Herrn etwas für sein Werk geben kann, wenn der Wille vorhanden ist.' Ich ging heim, warf mich auf mein Bett und weinte. Ich hatte keinen Cent in meinem Besitz. Die wöchentliche Miethe für mein Zimmer war fällig am nächsten Morgen. Meine drei täglichen Mahlzeiten bestanden schon seit längerer Zeit aus Brod und Wasser. Ich wollte fast verzagen. Zuletzt stand ich auf und fiel auf meine Kniee. Ich konnte keine Worte hervorbringen.

„Aber der Herr sah mich und verstand meine Gefühle. Nach einer Weile wurde ich ruhig und getrost. Am nächsten Morgen verbrachte ich eine Stunde mit Gebet und Lesen der Bibel. Ohne Frühstück zu genießen, setzte ich mich dann an meine Arbeit. Mein Herz fühlte leicht, und der Heiland war innig nahe.

„Am Mittag bekam ich einen Brief, in welchem mir mitgetheilt wurde, daß eins meiner Bilder, welches ich schon lange auf der Ausstellung hatte, verkauft sei für drei Thaler. Als ich das Geld in der Hand hielt, konnte ich die Thränen des Dankes und der Freude nicht zurückhalten. 'Jetzt habe ich etwas für meinen Herrn,' rief ich freudig aus.

„Ich nahm einen Zehntel von dem Geld und legte es weg. Nachdem ich meine Zimmermiethe und Wäsche bezahlt hatte, blieben mir noch fünfundzwanzig Cents übrig für Lebensmittel. Ich dachte, dies müßte ausreichen für die Woche.

„Doch es war nicht nothwendig. Am nächsten Tage erhielt ich für ein anderes Bild eine Bank-Anweisung von zehn Thalern, wovon ich dann sogleich einen Thaler zurücklegte. Von dem Tage an bis hierher habe ich keinen Mangel gehabt an Nahrung oder Kleidung. Immer hatte ich Geld in Händen. Aber, was besser ist, als Alles das, ich kann sagen, wie euer Prediger sagt, 'ich bin des Herrn,' — mein Geld, meine Zeit, meine Talente, mein Leib, meine Seele, ja, mein Alles gehört ihm. Lobe den Herrn, o, meine Seele!"

Während die junge Dame redete, rollten heiße Thränen über Louisa's Wangen, und sobald dieselbe geendet hatte, stand sie unwillkürlich auf, und fragte mit zitternder Stimme:

„Als dieser Gegenstand heute Morgen erwähnt wurde, war ich gleichgültig. Aber heute Nachmittag, als ich daheim war, drängte derselbe sich meinem Gemüthe mehr und mehr auf. Ich sagte entschieden zu mir selber, 'ich kann nicht den Zehnten geben,' aber ich weiß jetzt, daß ich meinte, 'ich will nicht.' Nun aber sehe ich die Sache in einem ganz anderen Lichte. Ich glaube, daß ich kann, und mit der Hülfe Gottes will ich auch wenigstens den Zehnten geben."

Der nächste Samstag war Louisa's Zahltag. Sie blieb bei ihrem Entschluß, obwohl sie wußte, daß sie sich mancher Gegenstände entsagen müßte, die nicht „nothwendig" waren.

Nun aber kam die Frage, wie sie das Geld am Besten anwenden könnte. Sie entschloß sich, wöchentlich eine gewisse Summe zu geben für wohlthätige Zwecke in Verbindung mit der Kirche. Aber dafür gebrauchte sie nicht Alles. Sorgfältig legte sie das Uebrige in eine Büchse.

Mehrere Monate vergingen. Eines Morgens kam die kleine Maria Dorn, eine der besten Schülerinnen in Louisa's Klasse, in die Schule ganz bleich und ermattet. Zweimal stockte sie im Hersagen ihrer Lektion; beim dritten Versuch sank sie auf ihren Sitz zurück und weinte bitterlich. Am Schluß der Schule rief Louisa die Kleine zu sich und frug theilnehmend: „Was ist, Maria? Wie kam es, daß du deine Lektion nicht sagen konntest?" Sie hing ihr Köpfchen und weinte.

„Komm, Liebling, sag' mir's," sagte Louisa in liebendem doch ernstem Tone.

„Ich bin so hungrig; ich kann nicht lernen," erwiderte das Kind, indem es mit beiden Händen sein Gesichtchen bedeckte.

„Das thut mir herzlich leid; sag' mir Alles, mein Kind."

Die Kleine faßte sich und sagte: „Seit mein Papa und Bruder Karl bei dem Fabrikunglück umkamen, hat meine Mama es sehr hart gehabt. Sie bekommt

nicht viel zu nähen; und sie hat nichts zu essen gehabt seit vorgestern, und ich habe nichts gegessen seit gestern."

„Du armes Kind," antwortete Louisa, „komm mit mir!"

Mit diesen Worten faßte die Lehrerin das Kind bei der Hand und nahm sie mit sich in die nächste Speisewirthschaft, wo das hungerige Kind bald erquickt wurde durch ein kräftiges Mittagsessen. Dann wurde noch etwas gekauft für die arme Mutter daheim und Louisa entließ sie mit den Worten: „Grüße deine Mama freundlichst von mir, und sage ihr, daß ich selbst bald kommen und sie besuchen werde."

Daheim angekommen, nahm Louisa zwei Fünf-Thaler-Scheine aus ihrer Büchse und kaufte damit Lebensmittel und Kleidungsstücke für die bedürftige Familie. Auf dem Wege, den versprochenen Besuch zu machen, ging sie noch bei einer wohlhabenden Freundin vor, die ihr ebenfalls etwas gab und Louisa bat, der armen Wittwe zu sagen, daß sie zu ihr kommen und sich Näharbeit holen möchte.

Frau Dorn war ganz überrascht über die unerwartete Hülfe in der Zeit der Noth. Sie konnte nicht Worte finden, ihre Dankbarkeit gegen Louisa auszudrücken.

Diese aber erwiderte liebreich: „Danken Sie nicht mir, Frau Dorn, sondern danken Sie dem lieben Vater im Himmel, der es mir in's Herz gegeben hat, etwas für Ihn zu thun."

Es ist schwer, zu sagen, wer die Glücklichste war, Frau Dorn, die dankbare Empfängerin, oder Louisa, die fröhliche Geberin.

Einige Tage später besuchte auch Louisa's Prediger, dem sie den Vorfall erzählt hatte, die arme Familie und durch sein Bemühen wurden noch andere christliche Freunde interessirt, für das leibliche und geistliche Wohlergehen der Wittwe Dorn und ihrer Kinder.

Die Folge davon war, daß diese, durch die erwiesene Liebe und Theilnahme ihrer Mitmenschen gezogen, bald regelmäßige Besucher des Gotteshauses wurden, und daß nach und nach die Mutter sammt ihren Kindern dem Herrn das Herz und Leben weihten, und mit der Kirche, die ihnen zu solchem Segen geworden war, sich als Glieder verbanden.

Als bei der Aufnahme der Mutter als Glied der Kirche, der Prediger einige Bemerkungen darüber machte, auf welche Weise diese Seelen für den Herrn und für die Kirche gewonnen worden waren, da beugte Louisa sich demüthig vor Gott, und dankte ihm in ihrem Herzen, daß sie jetzt wußte aus ihrer eigenen glücklichen Erfahrung, daß sie den Zehnten von ihrem Einkommen geben konnte, und daß sie selber dadurch nur um so reicher und glücklicher gemacht worden war.

Aus Johannes Scherr's Nachlaß.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga, Berlin.

Am 21. November 1886 starb zu Zürich ein Mann, der zu den streitbarsten Männern der Zeit gehörte — der bekannte Prof. Johannes Scherr. Geboren war er am 3. October 1817 zu Hohenrechberg in Würtemberg, wo sein Vater Lehrer war.

Der Knabe genoß eine musterhafte Erziehung und Ausbildung. Er besuchte die Gymnasien Schwäbisch-Gemünd, Zürich und Ehingen a. d. Donau und studirte auf der Universität Tübingen. 1843 ließ er sich in Stuttgart nieder, war 1848 ein rüstiger Vorkämpfer aller freiheitlichen Bestrebungen und wurde in die würtembergische Abgeordnetenkammer und den Landesausschuß gewählt; als jene am 11. August 1849 aufgelöst wurde, sollte Scherr als Feind der Regierung verhaftet werden.

Er floh in die Schweiz, lebte als Privatdocent in Zürich und Winterthur, bis er 1860 als ordentlicher Professor der Geschichte an das eidgenössische Polytechnikum berufen wurde, wo er bis 1884 unausgesetzt wirkte, wo ihn eine hochgradige Schwerhörigkeit zwang, seine Vorlesungen auszusetzen. Indessen nahm er sie im Wintersemester 1885—86 wieder auf, allein für nicht lange Zeit. Am 21. November 1886 starb er.

Als Schriftsteller war er besonders fruchtbar. Die Bücher, die er geschrieben hat, würden allein schon eine stattliche Bibliothek ausmachen. Die bekanntesten unter seinen Werken sind: „Bildersaal der Weltliteratur," ein im Großen und Ganzen vorzügliches Werk, eben wegen seiner Knappheit gut brauchbar. Viel gelesen ist ferner das Buch „Schiller und seine Zeit," das ja auch verschiedene amerikanische Ausgaben erlebte. Indessen alle seine Werke werden doch übertroffen von seiner „G e r m a n i a," einem Werk, das seinen Platz noch lange behaupten wird, zumal da es viel dazu beigetragen hat, den Namen Scherr's zu verbreiten.

Eines seiner letzten, bedeutenderen Werke ist das vielgelesene, ebenfalls in einer amerikanischen Ausgabe erschienene Buch: „Die Nihilisten." Mit vollem Recht hat das Buch ungeheures Aufsehen erregt; es enthüllt uns, besonders im Epilog, das innerste Denken des Menschen — es zeigt uns die Stellung, die ein Mann wie Scherr zu den offenen socialen Fragen einnimmt: es zeigt uns den Pessimisten im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Urtheil über dieses Kapitel zu fällen, habe ich nicht nöthig, es ist bereits im letzten Jahrgange unserer Zeitschrift geschehen, wo die bedeutsamsten Stellen aus den Nihilisten citirt sind.

Pessimist war Scherr, und wer, wie ich, Ge-

legenheit hatte, Scherr in seinen Vorlesungen zu hören, der wird dies bestätigen müssen. —

Ungedrucktes hat Scherr fast nichts hinterlassen, was vorhanden ist, sind nur Skizzen zu Vorträgen und beabsichtigten Arbeiten, deren Ausführung der Tod hinderte. Aus diesem Nachlaß, den die „deutsche Dichtung" theilweise veröffentlicht, wähle ich Einiges aus, was für die Anschauungen Scherr's charakteristisch ist:

— „Die Arbeit am Bau der Zukunft ist eine nie rastende. Die Hoffnungen auf ein Zukunftsparadies, auf ewigen Frieden, auf ein ungestörtes Völkerglück und dergleichen schöne Sachen mehr, sind nur Hoffnungen von Kindern und Thoren. Ohne Kampf keine Entwicklung, und weil die Gesellschaft die rastlos vorschreitende Entwicklung ist, so ist es ihre Bestimmung zu kämpfen, so lange überhaupt ihre labyrinthische Laufbahn währt."

„Frieden gibt nur der Tod. Aufhören des Kampfes um's Dasein ist also gleichbedeutend mit dem Erlöschen des Daseins selbst. Das große Sphinx-Räthsel: Warum der Mensch? und wozu die Weltgeschichte? wird nie gelöst werden."

„Auch dann nicht, wenn mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit des Erdballes das Aufhören der Menschheit von selbst gegeben sein wird. Wir müssen das eben mit Resignation hinnehmen und die uns auferlegte Arbeit thun, wie sie unsere Vorfahren thun mußten und unsere Nachfahren werden thun müssen."

„Und das wäre das Resultat, das der Trost, welchen die Kulturgeschichte zu gewinnen und zu spenden weiß?"

„Ja wohl. Ich weiß kein anderes Resultat und keinen anderen Trost. Denn die Geschichte ist nicht dazu da, zu phantasiren, wie die Poesie und wie die Religion, die den Menschen eine rosengoldene Zeitalterzukunft vormalen. Sondern die Geschichte kann, eben weil sie Geschichte ist, nur sagen: So war es, und weil es in der Vergangenheit so war, wird es in der Zukunft so sein."

„Die Formen der menschlichen Gesellschaft wechseln, aber das Wesen bleibt."

Wahrhaftig — einen deutlicheren Beweis dafür, wohin die tüchtigsten Menschen ohne Gottes- und Bibelglauben gerathen, kann es nicht geben, als diese Auszüge aus dem Nachlaß Scherr's.

Kein Platz für Mutter.

Für Haus und Herd von E. C. Magaret.

„Gehen Sie nördlich, liebe Frau?"

„Nein Madame."

„Südlich dann?"

„Ich weiß es nicht, Madame."

„Ei, es sind doch nur zwei Wege möglich."

„Ich weiß es nicht; ich reiste noch niemals auf der Eisenbahn. Ich warte auf den Zug, um nach Louis zu gehen."

„Louis? Es gibt keinen Ort dieses Namens an der Bahn. Wo liegt er?"

„Oh, Louis ist mein Sohn! Er wohnt draußen in Kansas auf einer Heimstätte." —

„Auch ich reise direkt nach Kansas. Sie wollen Ihren Sohn besuchen?"

„Nein Madame!"

Sie begleitete diese Worte mit einem so schweren Seufzer, daß die Fremde bewegt wurde.

„Ist Louis krank?"

„Nein."

Die ausweichende Antwort und der schmerzliche Ausdruck des gefurchten Gesichtes fielen der feingekleideten Dame auf, während das graue Haupt sich traurig auf die arbeitsmüden Hände senkte; sie wünschte ihre Geschichte zu erfahren und, wenn möglich, ihr zu helfen.

„Verzeiht Mütterchen — geht es Louis schlecht?"

„Nein, oh nein; mir geht es schlecht; ich habe Kummer, — Kummer, wie ihn mein altes Herz noch nie empfunden hat."

„Es dauert noch eine Weile, bis der Zug kommt. — Da; legen Sie Ihr Haupt auf meinen Mantel."

„Sie sind sehr gütig. Wären meine eigenen Kinder wie Sie, so hätte ich heute Abend keinen Kummer."

„Wo fehlt es? Vielleicht könnte ich Ihnen helfen." —

„Es wird mir schwer, es Fremden mitzutheilen, aber mein altes Herz ist zu voll. Als mein Mann starb und mich als Wittwe mit drei Kleinen zurückließ, da meinte ich, das sei mehr, als ich tragen könnte, aber es war nicht so schwer, wie dies." —

Die Fremde wartete ruhig, bis sie sich so weit gefaßt hatte, um fortfahren zu können.

„Ich besaß nichts als mein Häuschen und diese beiden willigen Hände. Früh und spät arbeitete ich, Jahr aus Jahr ein, bis Louis mir helfen konnte. Dann sandten wir die bei-



den Mädchen zur Schule, Louis und ich. Vor Kurzem verheiratheten sie sich, — machten eine gute Parthie, wie man in der Welt sagt. Louis verkaufte das Häuschen, und brachte mich zu ihnen in die Stadt; er selbst ging nach dem Westen, um sich einen eigenen Heerd zu gründen. Er sagte, wir hätten für die Mädchen gesorgt und jetzt würden sie für mich sorgen." —

Thränen erstickten ihre Stimme. Die fremde Dame wartete schweigend.

„So kam ich zu ihnen in die Stadt; zuerst zu Marien. Sie wohnte in einem großen Hause mit vieler Dienerschaft. Das Haus war weit — weit größer als unser kleines Häuschen, aber ich sah bald ein, es war nicht Platz genug darin für mich —."

Ueber die gefurchten Wangen rollten Thränen. Der Bahnbeamte trat leise aus seinem Bureau, schürte das Feuer und ging zurück. — Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Darauf ging ich zu Martha, — so wund und weh hatte mein Herz noch nie zuvor gefühlt. Ich war willig irgend Etwas zu thun, um nur nicht Jemandem zur Last zu fallen. Aber das war es nicht. Sie schämten sich meines alten gebeugten Körpers, meines gefurchten Gesichts, meiner rauhen runzligen Hände, — rauh und runzlig von der Arbeit für sie —."

Die Thränen flossen jetzt dicht und schnell. Die Hand der Fremden ruhte liebreich auf dem grauen Haupte.

„Zuletzt sagten sie mir, ich müsse in einem Kosthause wohnen und sie würden für mich bezahlen. Ich konnte kein Wort erwidern. Mein Herz wollte mir brechen vor Schmerz. — Ich schrieb an Louis, was sie thun wollten."

„Er antwortete mir sogleich in einem langen freundlichen Briefe und bat mich ohne Säumen zu ihm zu kommen. So lange er ein Dach über'm Kopfe habe, schrieb er, — hätte ich immer eine Heimath, und seine Mutter brauche kein Obdach bei fremden Leuten zu suchen."

„So gehe ich jetzt zu Louis. Er hat nichts als seine rauhen Hände und sein großes warmes Herz, aber er hat Platz für seine alte Mutter, — Gott — segne — ihn!"

Die fremde Dame wischte hastig eine Thräne von ihrer Wange und wartete auf den Schluß.

„Einst, wenn ich dort angekommen bin, wo ich ihnen nie mehr zur Last falle, werden Marie und Martha an alles dieses denken. Einst — wenn die Hände, die für sie arbeiteten, kalt und still im Sarge ruhen, wenn die Augen, die manche lange Nacht hindurch über sie gewacht haben, auf immer geschlossen sind, wenn der alte Körper, gebeugt von den Lasten, die er für sie trug, dorthin gebettet wird, wo sie sich seiner nicht mehr zu schämen brauchen."

Der Bahnbeamte fuhr mit seiner Hand geschwinde über die Augen, und ging hinaus, wie um nach dem Zuge zu schauen.

Die zarte Hand der fremden Dame streichelte die grauen Locken, während sich die Thränen des Kummers mit denen der Theilnahme mischten. Das müde und beschwerte Herz fühlte erleichtert. Erquickt von dem Hauche warmer und inniger Theilnahme, überwältigte sie, das Verlangen nach Ruhe und sie verfiel in einen sanften Schlummer.

Einer der besten Jugendfreunde.

Für Haus und Herd von D. Gräßle.

Der Sonntag ist von Gott. Er ist keine menschliche Erfindung, sondern eine heilige Verordnung Gottes. Wie Gott der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde an diesem Tage ruhete, so soll auch der Mensch von seiner Alltagsarbeit abstehen und soll sich durch erholende Ruhe die nöthige Kraft zu neuer Arbeit und Anstrengung sammeln.

Die Arbeit verzehrt die Kräfte; durch angemessene Ruhe werden dieselben aber wieder ersetzt. Der Schöpfer des Menschen verstand die Bedürfnisse der Menschen besser, als all die Weisen und Klugen der Welt. In seiner Alles umfassenden Weltordnung traf er Vorkehrungen zu Befriedigung aller dieser Bedürfnisse. Dahin gehörte auch der von ihm bestimmte Ruhetag, der Sonntag.

Wir feiern den Sonntag als Tag des Herrn zur Erinnerung an seine Auferstehung. Durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten wurde die Neuschöpfung der Menschheit versiegelt. Es geziemt sich, daß die christliche Kirche durch die Apostel, unter der Leitung des heiligen Geistes, den Tag der Auferstehung des Sohnes Gottes zu beständiger Heiligung einsetzte. Uebrigens veränderte die Verlegung des Ruhetags vom siebenten auf den ersten Wochentag das von Gott gegebene Sabbathgesetz seinem Wesen nach nicht.

Der Sinn dieses Gesetzes ist, daß ein Tag

aus sieben ausschließlich der Ruhe und der Verehrung Gottes geweiht werden soll, während die übrigen Tage zu irdischer Arbeit verwendet werden mögen und sollen. Solch' periodische Sabbathruhe ist auch eine Bedingung erfolgreicher Arbeit. Ein Beweis hiervon ist, daß diejenigen Völker, welche den Sonntag am strengsten feiern, die gesegnetsten und reichsten Völker der Erde sind.

Der Sonntag kommt immer als ein Freund zu den Menschen; er bringt Segen und Wohlstand Allen, die ihn aufnehmen, ehren und lieben. Es giebt keine andere Einrichtung, welche das persönliche, sowie das sociale Leben der Menschen nach allen Seiten hin so tief berührt, als der Sonntag.

Dieser Tag gehört zur göttlichen Weltordnung so gut wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter. Und diese göttliche Ordnung darf der Mensch nicht verkehren oder verändern. Wie der Mensch im Allgemeinen zum Sonntag steht, so steht er auch zu seinem Gott. Hat er keinen Sonntag mehr, so hat er auch keinen Gott mehr. Dies gilt von den einzelnen Menschen sowohl, als von einem ganzen Volk.

Dieser unser bester Freund, den die göttliche Weltordnung uns gegeben, wird aber von den Menschen gar zu oft als ein rechtloser Fremdling betrachtet und behandelt. Und doch erzeigt sich die Weisheit der Menschen, welche Gottes Ordnungen meistern will, nirgends mehr als Thorheit, als gerade hier. Je mehr die Menschen zur Sonntagsarbeit greifen, desto mehr weicht der Segen Gottes von ihnen, desto mehr geht's bergab mit ihrem Wohlstand. Sie zerbrechen sich dann oft die Köpfe über der Frage, woher das wohl komme; — vergessen aber dabei an die verachtete Gottesordnung des Sonntags zu denken. Werden sie dann an das göttliche Gebot: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest" erinnert, so zucken sie spöttelnd ihre Achseln und sagen: Das ist pharisäische Muckerei, puritanische Tyrannei. Aber das Achselzucken und Spotten stoßen doch Gottes Ordnung nicht um.

Eine Hauptbestimmung des Sonntags ist der gemeinschaftliche oder öffentliche Gottesdienst. Wir dienen zwar Gott auch in den sechs Arbeitstagen der Woche, wenn wir seine Gebote befolgen, Gott hat aber doch gewollt, daß ihm ein Tag ausschließlich zu seinem Dienste geweiht werde, und setzte dazu den Sonntag ein.

Wir sehen in dieser Einsetzung des Sonntags als einen Tag des Gottesdienstes, einen Beweis der Liebe und der Weisheit Gottes. Hätte es Gott Jedem selbst überlassen, eine gewisse Zeit zur ausschließlichen Gotteswohnung zu bestimmen, so wäre es nie zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienste gekommen. Dadurch aber würde uns eins der edelsten Gnadengüter, das wir Menschen besitzen, geraubt. Der Mensch bedarf des gemeinschaftlichen Gottesdienstes zur Stärkung seines Glaubens und zur Förderung in der Gottseligkeit. Er ist dem Christen ein unentbehrliches Gnadengut. Es liegt etwas Erhabenes und Feierliches in dem Beisammensein so vieler Gotteskinder. Es trägt das zur heiligen Andacht bei, ohne welche es keine Gott wohlgefällige Anbetung giebt. Und wenn dann der begeisterte Gesang rauschend gen Himmel empor steigt, dann empfindet man einen Vorgeschmack von den Freuden des Vaterhauses. So wird uns dann der Sabbath hinieden mit seinem Gottesdienste ein Vorspiel von dem ewigen Sabbath, der unser wartet droben im Himmel.

Nebst dem Gottesdienst giebt es am Sonntag noch viel zu thun, besonders für die jungen Leute in der Sonntagschule. Dies ist für sie ein Feld der angenehmsten und segensreichsten Arbeit. An diesem Werk soll sich die ganze Jugend der Gemeinde betheiligen. Die Sonntagschule, wenn recht geleitet, ist nicht nur segensreich, was allerdings die Hauptsache ist, sondern auch unterhaltend. Es ist eine Stunde, die Jeder auf die angenehmste Weise zubringen kann.

Wo es nun so viel Angenehmes und Nützliches zu thun giebt, sollte da noch Jemand über einen langweiligen Sonntag klagen? Wer sind auch die, denen diese Weise den Sonntag zuzubringen so schrecklich langweilig vorkommt? Sind es Diejenigen, die diese Dinge mitmachen, oder Diejenigen, die sich denselben entziehen? Gerade diese Letzteren sind's. Wer diese Arbeit thut, dem wird sie angenehm und lieb. Je mehr wir den Sonntag feiern durch Gott wohlgefällige Werke, desto lieber wird er uns werden. Er wird dadurch zu unserm besten und liebsten Freund. Mit Verlangen wartet man dann auf seine jedesmalige Wiederkehr.

Es kommt viel auf die Eltern an, welches Verhältniß ihre Kinder zu dem Sonntage einnehmen werden. Sind sie selber gleichgültig in der Heilighaltung des Sonntags, so werden es ihre Kinder wohl auch sein. Das Vorbild der Eltern wirkt stark auf die Kinder ein. Oder sind sie nachlässig in der Aufsicht über ihre Kinder, so werden diese nicht träge sein, sich dies zum Vortheil zu machen.

Statt in die Sonntagschule und in die Kirche zu gehen, werden sie auf der Straße herumlungern und allerlei Vergnügungen nachgehen, von denen es besonders am Sonntage so viele giebt. Sie werden auf solche Weise durch der Eltern Schuld der Kirche entfremdet und ge-

rathen auf die bösen Wege der Sünde und des Lasters. Dadurch wird ihnen der Sonntag in Wirklichkeit ein Feind, der ihr Verderben mit sich bringt.

Alles Gute wird mißbraucht, so auch der Sonntag. Eine der schrecklichsten Sünden unserer Zeit ist die freche Entheiligung des Sonntags. Sie ist eine offene Wunde am Körper unseres Volkslebens. Diese Krankheit bringt viel Elend und Noth. Daß es hierin jetzt schlimmer ist, als in früheren Zeiten, behaupte ich nicht; aber es ist schlimm genug.

Dr. Dorchester weist in seinem äußerst lehrreichen Buch: „Problem des religiösen Fortschritts" nach, daß die Entheiligung des Sonntags früher ebenso groß oder noch größer war, als heute. Die große Einwanderung trägt nicht wenig hierzu bei. Da die Einwanderung in einem bedeutenden Maß aus dem Abschaum der europäischen Bevölkerung besteht, so darf uns eine Vermehrung der allbereits bestehenden Uebel dadurch nicht wundern.

Der Sonntag ist bei uns sowohl eine gesetzliche Verordnung, als ein göttliches Gebot. Wer daher den Sonntag verachtet, der ignorirt beides Gott und das Gesetz des Landes. Die Heilighaltung des Sonntags ist ein nationales Erforderniß; denn mit dem Schwinden des Sonntags schwindet auch die Wohlfahrt des Landes. Die Geschichte liefert dafür genügendes Zeugniß. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben."

Die Kirche sowohl, als auch die Eltern sollten es sich angelegen sein lassen, den Sonntag für die Jugend so angenehm und so unterhaltend zu machen wie nur möglich. Dazu ist, nebst den Versammlungen in der Kirche, geeigneter Lesestoff in der Familie nöthig. An diesem sollte es in keiner christlichen Familie fehlen. Der Sonntag sollte so viel wie möglich in der Kirche und in der Familie zugebracht werden. Ist der Tag schön, so ist allerdings ein Spaziergang in Gottes freier Natur nicht nur erlaubt, sondern geradezu wohlthuend. Auch dürfte ein Besuch zu christlicher Unterhaltung nicht unrecht sein, doch sollte dadurch keine wichtigere Pflicht versäumt werden. Wenn recht verwendet, wird der Sonntag für Jeden der liebste Tag der Woche, „der König der Tage" werden.

„Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Dinge beschicken. Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes."

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Die Juwelen der Königin. Samenkörner sind keine Garben. Hingabe an ein Werk ist noch nicht dessen Vollendung. Samenkörner entwickeln sich zu Garben und hinter jedem großen Werk wird man die Triebkraft einer Idee finden, von der sich Jemand leiten und treiben läßt zur großen That.

Columbus hatte eine Idee, daß hinter den Nebeln des großen Meeres im Westen neue Ufer liegen, und er glaubte, daß er sie finden könne. Amerika in seiner ganzen Größe und mit seiner bewegten Geschichte lag verborgen in einer Idee, einem Gedanken — in dem Geiste Columbus. Es war nur ein Samenkorn, aber da es sich entwickelte, mußte unter seinen Zweigen sich die Geschichte eines Welttheils abspielen.

Deine Aufgabe, mein lieber Sonntagschullehrer, ist, daß du einer Seele die neue Welt, Gott, Christus, den Himmel, ewiges Leben entdeckst. Du kannst einem Knaben oder Mädchen in deiner Klasse behülflich sein, ein neues Leben anzufangen, das mit großem Segen und Einfluß gekrönt sein wird. Das Schicksal einer Seele durch lange Ewigkeiten mag in deinen Händen liegen.

Columbus gehorchte seiner Idee. Er ließ sein Leben und seine Handlungen von ihr regieren. Wie hat er seinen Zweck erreicht? Während Amerika seinen Entdecker feiert, sollte es nicht vergessen, daß eine Frauenhand geholfen hat, es aus der Verborgenheit trauriger Jahrhunderte hervorzuziehen.

Die Königin Isabella sagte: „Ich unterstütze das Unternehmen zu Gunsten meiner Krone und bin bereit, meine Juwelen zu verpfänden zur Bestreitung der Unkosten, wenn das Geld im Schatzamt nicht ausreicht."

Somit rüsteten sich eines Tages drei kleine Segelschiffe und fuhren zum Hafen von Palos hinaus, um ihren Weg über die unergründliche Meerestiefe nach Sonnenuntergang zu finden.

Was willst du dieses Jahr mit deiner Idee machen, daß deine Arbeit zum Heil der Seelen gesegnet und die Pforten der neuen Welt für sie geöffnet werden mögen?

Laß dich von diesem Gedanken regieren. Fühlst

du dich arm an Erkenntniß und Lehrfähigkeit, aber reich an Begeisterung? Siehe, ein König wird dir helfen. Er giebt königliche Juwelen zu diesem Unternehmen. Aus der Fülle seiner Macht schenkt dir Gott Weisheit, Geduld, Selbstverleugnung, Erfolg. Willst du nehmen, was er dir geben will? Auf deinen Knieen weihe dich diesem Werk, denn es meint die Gabe eines neuen Lebens, einer neuen Welt an unsterblichen Seelen.

Der erfolgreiche Sonntagschullehrer. Der erfolgreiche Sonntagschullehrer ist Derjenige, welcher seinem Zwecke entspricht und das Ziel erreicht, welches die Kirche im Auge hatte, als sie ihn für dieses wichtige und verantwortliche Amt einsetzte.

Der Zweck der Sonntagschule ist, die Kinder zu Jesu zu führen, sie zur Erkenntniß des Heils zu bringen und sie zu wahren Christen so weit als möglich heranzubilden. Damit dieses geschehe, muß sie dahin wirken, die Kinder mit dem Willen Gottes bekannt zu machen; wie wir uns gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen uns selbst zu verhalten haben; was ein Christ zum Heil seiner Seele wissen und glauben soll; sie zur Erkenntniß der eigenen Sündhaftigkeit und demzufolge zur Einsicht der Nothwendigkeit eines Erlösers und Heilandes zu bringen; sie ermuntern, sich dem Heilande im Gehorsam des Glaubens hinzugeben, damit sie in der Bekehrung zum Bewußtsein ihrer Annahme bei Gott gelangen, und auf Gottes Wort fußend, Grund ihrer Hoffnung, die in ihnen ist, geben können. Dieses Resultat bewirkt die Sonntagschule durch den Lehrer und insofern dieser Zweck von ihm erreicht wird, ist er erfolgreich.

Will nun der Sonntagschullehrer Erfolg haben, so muß er vor allen Dingen selber ein Christ, d. h. zu Gott bekehrt sein, ist er das nicht, so wird er, so glänzend auch sonst seine Gaben und Fähigkeiten sein mögen, seinen Zweck verfehlen, denn wer Andere in göttlichen Dingen lehren will, muß zuerst von Gott gelehret sein. Wer Anderen den Weg zum Himmel zeigen will, der muß ihn selber kennen, sonst ist er noch geistlich blind und wenn ein Blinder den andern leitet, so fallen sie beide in die Grube.

Der erfolgreiche Sonntagschullehrer ist mit Liebe zu Gott und seinem Nächsten erfüllt. Er sieht die vielen Kinder einherirren, wie die Schäflein, die keinen Hirten haben. Die große Frage des großen Lehrers und der damit verbundene Auftrag: „Hast du mich lieb? so weide meine Lämmer," ist ihm durch den Geist Gottes in die Seele gebrannt; und weil er seinen Heiland liebt, so liebt er die Kleinen, sein Herz ist entbrannt von mütterlichem Triebe. Er geht hinaus und ladet die Kinder ein, in seine Klasse zu kommen. Er geht ihnen nach und bringt eins nach dem andern in die Sonntagschule, woselbst den Kindern die beste Gelegenheit geboten ist, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, die in Christo Jesu ist.

Sich bewußt, daß seine Schüler unsterbliche Seelen haben, daß sie an der Schwelle einer ewigen Existenz sich befinden und für sich selber zu wählen und die Entscheidung zu treffen haben, ob ihre Zukunft eine ewig glückliche oder eine ewig unselige sein soll, fühlt er, daß auch er ein Werk zu thun hat, welches zu vernachlässigen ihm Sünde sein würde. Seine große Verantwortlichkeit, seine eigene Schwachheit fühlend, dieses große Werk zu vollbringen, demüthigt er sich vor Gott und bittet ihn um Kraft und Weisheit, damit seine Arbeit mit Erfolg gekrönt werde.

Bei dem Beten allein läßt er's jedoch nicht bewenden, „er arbeitet auch!" Er „betet und arbeitet." Er „betet", als ob „Gott" Alles thun müsse und er „arbeitet", als ob der Erfolg „allein" von seiner Treue, von seinem Fleiße abhinge; und wenn er Alles gethan hat, was er thun konnte, dann legt er wiederum dieses Alles dem gnadenreichen Gott zu Füßen und bittet: „Herr, laß deinen Segen zur Bekehrung meiner Sonntagschüler auf meiner Arbeit ruhen!"

Der erfolgreiche Sonntagschullehrer studirt die Lektion bei Zeiten, wenn möglich schon am Anfange der Woche, und nimmt nicht erst den Bibelforscher oder sonst ein Blatt zur Hand, nachdem er das Sonntagschullokal betreten hat, als ob ein flüchtiger Ueberblick zur Vorbereitung für den Unterricht genügend und für die Kinder irgend etwas gut genug wäre, auch wenn es lauter Kohl ist, was ihnen vorgeschwatzt wird. Nein, er hat zu viel Achtung vor seinen Schülern, und sein Motto ist: „Meine Schüler sollen und müssen das Beste haben."

Er kommt, erfüllt mit göttlichen Wahrheiten über die Lektion, die ihm selber in der gründlichen gebetsvollen Vorbereitung zu Geist und Leben geworden sind, vor seine Klasse, und was ihm zu Herzen gegangen, das theilt er seinen Schülern mit, welche die mit dem Feuer der göttlichen Liebe begleiteten Wahrheiten nicht nur hören, sondern auch bewahren, bis der göttliche Same aufgehe und Frucht bringe zum ewigen und seligen Leben.

Ein anderes schönes Kennzeichen des erfolgreichen Sonntagschullehrers ist „Pünktlichkeit". Er ist zu der von der Kirche festgesetzten Zeit auf seinem Posten und ein selbstverschuldetes

Zuspätkommen würde er sich als eine Schande anrechnen, er ist auch hierin seiner kleinen Heerde ein Vorbild, denn wie könnte er von seinen Schülern pünktlich zu sein erwarten, wenn er selber den Hans Schlendrian spielte.

Er weiß, daß Ordnung auch in der Sonntagschule walten muß und ist daher stets bei der „Eröffnung" der Sonntagschule zugegen und befleißigt sich Gott zu erzeigen einen rechtschaffenen Arbeiter, der da recht theilet das Wort der Wahrheit.

Er handelt so, als ob ein jeder seiner Schüler ein individuelles Recht an ihn hätte, als ob er ihr Knecht, ihr Sklave wäre, damit er nicht nur Etliche, sondern wo möglich Alle gewinne und selig mache. 1 Kor. 9, 22.

Solcher Lehrer geht dem „Einen" nach. Wenn einer seiner Schüler abwesend ist, so erkundigt er sich nach der Ursache des Abwesendseins. Er geht hin und besucht ihn, erkundigt sich nach seinem Befinden.

Ist der Schüler erkrankt, so besucht der Lehrer ihn so oft als möglich und nimmt ein reges Interesse an seines Schülers Wohlergehen und wenn dieser in dürftigen Verhältnissen sich befindet, so sorgt er zuerst dafür (denn er kann auch selber Opfer bringen), daß es seinem Schüler an nichts, das ihm dienlich ist, gebreche.

Dieses Kranksein benutzt der Lehrer, um ihn zu ermuntern, doch jetzt sich dem Herrn über Tod und Leben hinzugeben. Wird jedoch solches Wegbleiben durch Unlust zur Sonntagschule oder durch Trägheit veranlaßt, so geht er diesem Einen nach und, den Hirtentrieb in sich fühlend, ruht er nicht eher, bis er sein Schäflein zurückgebracht hat. Und weil er so dem „Einen" nachgeht, so bringt er Eins nach dem Andern zur Heerde Christi, die unsägliche Freude erlebend, daß seine Schüler zu dem treuen Bischof und Erzhirten ihrer Seelen bekehrt werden.

Seinem Vorgesetzten sowie auch den andern Lehrern gegenüber ist er in seinem Benehmen musterhaft. Die Anordnungen des Superintendenten befolgt er mit freudigem Herzen, die brüderliche Liebe ist bei ihm herzlich und er kommt allen Andern mit Ehrerbietung zuvor.

Daß er ein Glied der Kirche ist, versteht sich von selbst, denn wie könnte er Andere ermahnen, sich mit Gottes Volk zu vereinigen, wenn er nicht selber mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht hätte.

Die Fragemethode scheint bei ihm der „Angelhaken" zu sein. Er weiß seine Fragen so geschickt zu stellen, daß die „Schüler" die in der Lektion enthaltenen Wahrheiten erkennen und treffend antworten können.

Kein Wunder, daß die Schüler eines solchen Lehrers den göttlichen Heilsplan verstehen und schätzen lernen und wissen, was sie zu thun haben, um selig zu werden.

So gereicht er Jedermann, mit dem er in Berührung kommt, zum Segen und wird das Werkzeug in Gottes Hand, Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Es ist freilich eine Thatsache, daß der Erfolg eines so treuen Sonntagschullehrers nicht immer sogleich sichtbar ist, so daß das Gute, das er stiftet, nicht immer sofort zum Vorschein kommt, aber jener große Tag wird es klar machen, wie viel Sterne der treue und erfolgreiche Sonntagschullehrer in seiner Lebenskrone erworben hat.

„O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter Einer Seel' zu sein."

„Solche" Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

F. A. Werth,
San Francisco, Cal.

Wichtige Kleinigkeiten. Jeder Erzieher bildet Charaktere aus. Dies ist ganz bestimmt wahr vom Sonntagschullehrer, denn seine Schüler wissen, daß er nur darum Lehrer ist, weil er ein herzliches Verlangen hat, sie zu Christi Jüngern zu machen.

Deßhalb erwarten sie auch natürlich und mit Recht, daß der Lehrer durch seinen Wandel den Charakter illustrirt, zu welchem er sie heranbilden möchte. In dieser Erwartung erlauben sie sich, seine Reden, Handlungen und seine Gemüthsverfassung zu beobachten. Seine Milde, Geduld, Freundlichkeit, Mitgefühl und Treue flößen ihnen Achtung und Vertrauen ein und machen sie empfänglich für die Wahrheiten der Religion, die er lehrt. Ergiebt er sich aber in flatterhaften Reden, vielem Gelächter, leichtsinnigem Geplauder mit seinen Nachbarlehrern, in gereiztem Wesen, scharfen Worten, Ungeduld oder in zornigen Worten, so werden sie ungünstig gestimmt sein gegen ihn und mit Vorurtheilen erfüllt gegen die Religion. Denn sie entdecken gar bald, wie ungereimt solche Handlungsweise ist.

In ersterem Fall baut er den Charakter seiner Schüler mit gutem und in letzterem mit schlechtem Material. Er mag bezweifeln, ob solche Kleinigkeiten wie seine Reden und Handlungen oder seine Gemüthsstimmung einen solch großen Einfluß ausüben können. Aber die Geschichte lehrt uns, daß Kleinigkeiten, leichter denn Spreu, die Wendepunkte waren in der Bildung der Charaktere.

Mit dem heiligen Geiste mitwirken. Dr. Arnold, einer der erfolgreichsten Lehrer Englands, hatte einen klaren Einblick in die Gottlosigkeit der Knabennatur. Da er wußte, daß sich das Böse unter ihnen ausbreitet, „wie giftige Wasser, die überall durchdringen", so sagte er einmal: „Wenn ich eine Gruppe böser oder muthwilliger Knaben um das große Schulfeuer versammelt sehe, so däucht mich, ich sehe den Teufel in ihrer Mitte." Ohne Zweifel werden die Knaben — und auch die Mädchen — vom bösen Geist versucht, einander zu verführen, aber wirkt nicht auch der heilige Geist an ihnen zur Gerechtigkeit.

Es ist die Aufgabe des Sonntagschullehrers, mit dem Geiste Gottes zu wirken, indem er das Licht des Wortes Gottes den Knaben und Mädchen zu Gewissen bringt, um sie zu bestimmen, das Böse zu hassen und das Gute zu lieben. Von einem gänzlich verdorbenen Schüler kann nicht gesagt werden, daß er das Böse hasset. Kein Schüler kann gänzlich verdorben sein oder leicht zum Bösen verführt werden, so lange er das Böse haßt. Laß den Sonntagschullehrer dahin streben, daß er die schon vorhandene Erkenntniß der Sünde entwickelt zu einem kräftigen Abscheu gegen das Böse. Wenn diese Wirkung hervorgerufen ist, dann wird es leichter sein, den Schüler zu überreden, dem Guten anzuhangen. Dann wird der Acker fruchtbar sein, auf den du guten Samen säest.

Frauenzeitung.

Wohl giebt's ohn' bange Klagen
Kein Herz und keinen Ort,
Doch ach! wie Grab und Sterben —
So traurig klingt kein Wort!

Allein es klingt auch keines
So hell wie Aufersteh'n,
So schön, wie ew'ges Leben,
So süß wie Wiederseh'n!

Das Dor'le über Mission. Wir wollen hier von einheimischer Mission reden, die ein jedes Glied der Kirche schuldig ist zu thun.

Es wird Niemand leugnen, daß diese so wichtige Arbeit in den letzten Jahren sehr vernachlässigt wurde. Man hatte schöne Kirchen, gute Prediger, und man führte ein recht ruhiges, gemüthliches Leben.

Doch Gott sei Dank, daß die Kirche aus dieser gefährlichen Ruhe aufwacht, und daß es allbereits zu Krachen anfängt, wie gewöhnlich etliche Tage vor dem 4ten Juli, und wir hoffen, daß es zu einem tüchtigen Feuerwerk kommen möchte, welches all' diese geistliche Lau- und Trägheit verbrennen möchte.

Missions-Eifer und Arbeit ist eine der ersten Früchte und Lebenszeichen eines veränderten Herzens und Lebens.

Wie oft findet man bei gründlich erweckten Seelen, daß sie schon ehe sie noch selbst Frieden erlangt haben, für die Ihrigen ringen und seufzen.

Dieser Missions-Eifer sollte gleichen Schritt halten mit unserem Wachsthum in der Gottseligkeit. Es ist diese deshalb auch ein Prüfstein für uns.

Können wir gleichgültig sein, um das Seelenheil der Unsrigen und die, die um uns sind, und einer in Sünde versunkenen Welt, so stehen wir gewiß nicht recht vor unserem Gott.

Es wird oft gefragt, wer soll diese Arbeit thun und wie soll sie gethan werden? Dies ist oft eine bedenkliche Frage für die fromme Hausmutter, sie möchte so gerne auch ihren Theil an diesem herrlichen Werk thun, und doch wie ist es ihr oft beinahe unmöglich. Die vielen Pflichten zu Hause, und oft schwächliche Gesundheit, verhindern sie—beim besten Willen an energischer Missionsarbeit nur ganz wenig thun. Zur Befriedigung solcher lieben Hausmutter wollen nur dieses sagen, die erste und beste Missionsarbeit beginnt in der Familie, und hier ist es, wo die Mutter die allererste Missionsarbeit thut.

Und wer kann den Werth einer gottgeweihten Mutter ausrechnen? Der Einfluß auf ihren Mann und ihre Kinder, und die um sie sind, ihre Freunde und Nachbarn, das ist kein Geringes, und auch die Verantwortung, die auf jeder Mutter ruht, ist groß.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß es Unrecht ist für eine christliche Hausmutter hinaus in die Welt zu gehen, um Missionsarbeit zu thun, ehe sie erst ihre ganze Pflicht zu Hause gethan hat. Ich glaube und habe es erfahren, daß, wenn es uns am Herzen liegt für den Herrn zu arbeiten, daß er uns die Arbeit in das Haus bringt. Darüber könnte manches interessante Kapitel geschrieben werden.

Also wir glauben, daß die erste und heiligste Missionsarbeit der Frau in der Heimath zu thun ist; bleibt ihr dann noch Zeit, so ist es wiederum ihre heilige Pflicht, diese Zeit für die Missionssache zu verwenden.

Niemand als eine christliche Frau ist so geeignet in die Häuser einzutreten und den Armen und Elenden Trost und Hülfe zu reichen, sowie mit den Frauen über ihr Seelenheil zu reden, die Kinder in die Sonntagschule zu bringen. Wer diese Arbeit mit aufrichtigem Herzen gethan hat, wird mit mir übereinstimmen, daß es eine der seligsten Geschäfte ist, die ein Mensch nur thun kann.

Es wird jedoch oft geklagt, wie wenig man ausrichten kann, und wie hart es ist die Deutschen zu überreden, in eine Kirche zu gehen, hauptsächlich, wenn sie sich irgend einer Gesellschaft angeschlossen haben. Die einzigen, wo man noch etwas ausrichten kann, seien

die frisch Eingewanderten, und die werden, sagt man, von den Einwanderervereinen weggenommen.

Gewiß eine traurige Thatsache. Die Gottlosigkeit vieler Deutschen in diesem Lande ist groß. Wie versündigen sie sich nur an dem deutschen Namen, und wie treten sie die Vorrechte, die ihnen dieses Land bietet, mit Füßen.

Doch, der Liebe Gott sitzt am Ruder. Es liegt an uns, unsere Pflicht zu thun und wo es immer möglich ist, zu sehen, ob wir die Kinder nicht retten können dadurch, daß wir sie in die Sonntagschule bekommen.

Ein gutes Mittel, um zu missioniren, ist die christliche Presse. Verbreitet eure Zeitschriften und Bücher. Man findet doch immer wieder Seelen, in denen noch ein Verlangen ist nach etwas Besserem, und die hauptsächlich guten Lesestoff schätzen.

Jedes unserer Kirchenblätter sollte Missionsdienste thun, nachdem es in der Familie gut benützt wurde. Diese Blätter sind groß und gut gehalten, und werden von den Nachbarn gern gelesen. Namentlich ist Haus und Herd für solche Missionsgänge besonders geeignet.

Ein anderes Mittel, welches uns die Presse liefert, das sind die Monatsblätter für jede Gemeinde. Wir müssen aber darauf achten, daß sie viel Lesenswerthes enthalten, sonst sagen uns die Leute, da ist ja nichts darin—das ist geschenkt zu theuer.

Eine gute Reissuppe. Für 5—6 Personen nimm einen Suppenknochen oder etliche Pfund Suppenfleisch. Den Knochen setze im kalten Wasser auf und das Fleisch im kochenden. Nimm ½ Tasse voll Reis, nachdem er gut gewaschen, thue ihn zu dem Fleisch und laß es noch eine Stunde kochen. Nun schneide etliche Stücke Brod in Würfel und brate sie schön gelb und lege sie in deine Suppenschüssel. Dann schlage das Gelbe von einem Ei mit ein wenig kaltem Wasser und rühre es an deine Suppe und gieße dann schnell deine Suppe über die Brodwürfel.

Einen guten Kartoffel-Salat. Koche die Kartoffel, ehe du den Salat machen willst. Nachdem sie geschält sind, schneide sie so dünn als möglich in ein irdenes Geschirr. Dann hacke etliche Zwiebel so fein du nur kannst und streue sie auf die Kartoffel. Dann schneide geräucherten Speck in kleine Würfel und brate den Speck schön gelb und lege die Würfel auch auf die Kartoffel. Zu dem ausgebratenen Fett kann man noch ein wenig Fett nehmen. Dann gießt man den Essig hinein, thut Salz und Pfeffer daran, und ein ganz klein wenig Zucker, und gießt dieses nun über die Kartoffel her und mengt es gut durcheinander.

Auch ein Blümlein im Garten Gottes. Wie oft begegnen wir im Leben Menschen, denen der Schöpfer alles versagt hat, was er andern so reich gewährte: Schönheit, Geist, Talente, Liebenswürdigkeit, Herzensfülle. Sie sind wie im Schatten verkümmerte Blumen aus dem Garten Gottes. Jeder meidet sie: es ist ja so langweilig, mit ihnen zu verkehren, denn sie besitzen keine Neigungen, keine Interessen. In stumpfer Gleichgültigkeit lassen sie das Leben an sich vorübergehen, ohne thatkräftig mit einzugreifen und durch eigenes Schaffen Freude am Dasein zu gewinnen. Ihr Gesichtskreis ist eng begrenzt, ihr Gefühl unentwickelt: sie sind, mit einem Worte, nur dazu da, gescholten und — übersehen zu werden, denn sie haben zu nichts Geschick, und ihre Thatlosigkeit, die gewöhnlich ihrer Unbeholfenheit entspringt, macht sie höchst unbequem.

Liebe Leserin, weilt vielleicht in deiner Nähe, in deinem Familienkreise ein solches unglücklich beanlagtes Wesen? O, dann bedenke, daß auch dieses so wenig anziehende Geschöpf ein Blümlein im Garten Gottes ist, das für all' jene ihm versagten Gaben doppelt viel Sonnenschein warmer Liebe bedarf, um sich entfalten zu können. Es ist freilich leichter, einen offenbaren Charakterfehler zu bekämpfen und auszurotten, als die unverbesserlich Gleichgültigen zugänglich zu machen.

Aber habe Geduld: sage dir immer wieder, daß auch Willenskraft, die scheinbar jeder selbst erringen kann — ein Geschenk des Himmels ist, welches er jenen Schatten-Blumen nicht gewährt — und beurtheile sie deshalb mit Nachsicht. Wirf ihnen niemals ihre Beschränktheit vor — nichts ist kränkender — sondern suche ihnen mit unermüdlichem Eifer zu beweisen, daß auch sie etwas leisten können, daß auch sie im Leben nützen müssen, sei's auch nur mit Kleinigkeiten.

Und wenn du einen Fortschritt bemerkst — eine unbedeutende Leistung — eine schüchterne Selbstüberwindung: dann ermuntere durch freundliches Lob. Den armen Wesen, die nie etwas recht machen, thut eine liebevolle Anerkennung so wohl!

Wenn aber all' dein Mühen umsonst, wenn deine Arbeit an ihren Seelen nicht mit Erfolg gekrönt wird, dann halte das rauhe Wort des Zornes oder des verwundenden Spottes zurück und sage dir, daß es nicht böser Wille, sondern eine unglückliche Natur-Anlage ist, welche deine Besserungsbestrebungen hindert. Vergiß niemals, daß du jene Geschöpfe, auf die der Schatten fällt, während du im Lichte wandelst, nicht nur dulden, sondern l i e b e n mußt — denn auch s i e sind Blümlein, unscheinbare, verkümmerte Blümlein im Garten Gottes!

Verbrennungen herbeigeführt durch Feuer oder kochende Flüssigkeiten theilt man in drei Grade.

Bei Verbrennungen des ersten Grades besteht in dem verbrannten Theile eine geringere oder heftigere Entzündung ohne Blasenbildung, dieselben sind nicht von Belang. Umschläge von einfachem kaltem Wasser, von gleichen Theilen Leinöl und Kalkwasser, bestreichen mit Glycerin, dem einige Tropfen Carbolsäure zugefügt sind, oder auch mit Collodium, genügen, um den Schaden zu heilen und den Schmerz zu stillen. Geriebene rohe Kartoffeln, oder Umschläge von Essigwasser sind auch gut. Nasser Lehm oder Erde helfen schnell bei Verbrennungen durch Coaloel. Verbrennungen des zweiten Grades aber sind ernsterer Natur, dieselben erstrecken sich nicht nur auf größere Flächen und gehen tiefer, sondern es zeigen sich neben der Entzündung auch Blasen, welche mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllt sind, auch sind die Schmerzen heftig, oft unerträglich. Betreffen diese Verbrennungen einen größeren Theil des Körpers, so beachte man Folgendes: Obwohl es nahe liegt, die Kleidungsstücke von dem betroffenen Theile schnell zu entfernen, so müssen wir doch ganz entschieden davor warnen, denn sind die Schmerzen so schon unerträglich, so steigern sich dieselben, sobald die Kleider entfernt sind und die Luft Zutritt zu dem verbrannten Theile bekommt, oft bis zur Raserei. Meistentheils werden auch bei dem Entfernen der Kleider Hautfetzen mit losgerissen. Das merke man sich: Die Luft muß von dem verbrannten Theile ferngehalten werden. Kaltes Wasser und nichts wie kaltes Wasser, wende man zu allererst an. Ist es die Hand oder der Fuß, so stecke man das Glied in ein Gefäß mit kaltem Wasser. An den übrigen Körpertheilen mache man kalte Begießungen und nasse Umschläge, bis der erste



Schmerz und die erste Aufregung vorüber sind oder der Arzt kommt. Später dann entferne man die Kleidungsstücke, aber so, daß man jeden Zoll Haut den man von den Kleidern entblößt mit einer schützenden Decke von Leinöl und Kalkwasser oder Glycerin mit Carbolwasser versieht. Im Nothfalle thuts auch das Bestreuen mit Mehl, das Bestreichen mit ungesalzener Butter, Fett oder Molasses. Alle diese Mittel halten die Luft ab, geben der Haut eine schützende Decke und erfüllen darum den Zweck. Die Heilung muß ja die Natur doch selbst besorgen; man halte nur die Schädlichkeiten fern. Verbrennungen des dritten Grades gehen sehr tief und sind sehr ausgebreitet und darum sehr gefährlich. Wir sahen vor einigen Jahren in deutschen Hospitälern sehr ausgedehnte Verbrennungen dadurch heilen, daß man den Kranken wochenlang in einer hiezu hergerichteten Badewanne unter Wasser verweilen ließ. Nur das Gesicht war frei. Bei kleineren Verbrennungen aber denke man immer zuerst an kaltes Wasser, dann an Glycerin, dem man einige Tropfen Carbolsäure, auch Laudanum zufügen kann; an Auflegen von loser, reiner Watte und später zum Verbinden an Zinksalbe. Das unvernünftige Abreißen der Kleidungsstücke aber vermeide man, denn das hat schon öfter mehr geschadet, als die Verbrennung selber.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. April. Joseph wird nach Egypten verkauft. 1 Mos. 37, 23--36.

23. Als nun Joseph zu seinen Brüdern kam, zogen sie ihm seinen Rock mit dem bunten Rock aus, den er anhatte;
24. Und nahmen ihn, und warfen ihn in eine Grube: aber dieselbige Grube war leer, und kein Wasser drinnen.
25. Und setzten sich nieder zu essen. Indeß huben sie ihre Augen auf, und sahen einen Haufen Ismaeliter kommen von Gilead, mit ihren Kameelen; die trugen Würze, Balsam und Myrrhen, und zogen hinab in Egypten.
26. Da sprach Juda zu seinen Brüdern: Was hilft's uns, daß wir unsern Bruder erwürgen, und sein Blut verbergen?
27. Kommet, lasset uns ihn den Ismaeliten verkaufen, daß sich unsere Hände nicht an ihm vergreifen; denn es ist unser Bruder, unser Fleisch und Blut. Und sie gehorchten ihm.
28. Und da die Midianiter, die Kaufleute, vorüber reiseten, zogen sie ihn heraus aus der Grube, und verkauften ihn den Ismaeliten um zwanzig Silberlinge; die brachten ihn in Egypten.
29. Als nun Ruben wieder zur Grube kam, und fand Joseph nicht darinnen; zerriß er sein Kleid,
30. Und kam wieder zu seinen Brüdern, und sprach: Der Knabe ist nicht da, wo soll ich hin?
31. Da nahmen sie Joseph's Rock, und schlachteten einen Ziegenbock, und tunkten den Rock in's Blut.
32. Und schickten den bunten Rock hin, und ließen ihn ihrem Vater bringen, und sagen: Diesen haben wir funden; siehe, ob es deines Sohnes Rock sei, oder nicht.
33. Er erkannte ihn aber, und sprach: Es ist meines Sohnes Rock; ein böses Thier hat ihn gefressen, ein reißend Thier hat Joseph zerrissen.
34. Und Jakob zerriß seine Kleider, und legte einen Sack um seine Lenden, und trug Leide um seinen Sohn lange Zeit.
35. Und alle seine Söhne und Töchter traten auf, daß sie ihn trösteten; aber er wollte sich nicht trösten lassen, und sprach: Ich werde mit Leide hinunter fahren in die Grube, zu meinem Sohne. Und sein Vater beweinete ihn.
36. Aber die Midianiter verkauften ihn in Egypten dem Potiphar, des Pharao Kämmerer und Hofmeister.

Biblischer Grundgedanke: „Aber der Herr war mit Joseph und reichte seine Huld zu ihm." 1 Mos. 39, 21.

Einleitung. In den Lektionen dieses Vierteljahrs ragen zwei Persönlichkeiten hervor — Joseph und Moses. Die heutige Lektion beginnt etwa mit dem Jahre 1728 v. Chr. Isaak lebte noch, war jedoch ein 168jähriger Greis. Er war blind, sehr gebrechlich und starb 12 Jahre später. Jakob war 109 Jahre alt und wohnte zu dieser Zeit zu Hebron. Joseph war sein zweitjüngster Sohn. Als 17jähriger Jüngling wurde er, wie seine älteren Brüder, ein Hirte. Er war seines Vaters Liebling. Deßhalb machte derselbe ihm einen hübschen, bunten Rock. Wegen dieser offen zur Schau getragenen Vorliebe des Vaters für seinen zweitjüngsten Sohn, wurden die älteren Brüder dem Joseph sehr gram. Das führte zu der gehässigen That, die in der heutigen Lektion uns berichtet wird.

Erklärung.

V. 23. 24. Jakob sandte den 17jährigen Joseph hinaus zu seinen Brüdern, damit er erführe, wie's ihnen ergehe. Joseph fand sie zu Dothan, etwa 85 Meilen von Hebron entfernt. Als die Brüder ihn kommen sahen, da bemächtigte sich ihrer die Mordlust. Sie wollten ihn tödten. Ruben, der älteste Bruder, überredete sie, kein Blut zu vergießen. Er wollte den Joseph retten und unbeschädigt dem Vater wieder zuführen. Deßhalb schlug er vor, sie wollten ihn in eine wasserleere Cisterne werfen.

V. 25. Sie verlassen die Grube mit der Absicht, ihren Bruder dem Hungertode preiszugeben. Sie aber setzten sich nieder, um zu essen. Wie herzlos! Während sie essen, sehen sie eine Caravane von Kaufleuten durch die Wüste ziehen. Es waren dies Nachkömmlinge Ismael's. Sie bewohnten das zwischen Egypten und Assyrien liegende Land. Sie befanden sich jetzt auf dem Wege nach Egypten, um die mitgebrachten Waaren für andere umzutauschen.

V. 26. 27. Dem Juda graut noch bei dem Gedanken, des Vaters Liebling dem grausigen Hungertode zu opfern. Der Anblick dieser Caravane bringt ihn auf die Idee, sie wollen ihn in die Knechtschaft verkaufen. Auf diese Weise werden sie ihn los, ohne einen Brudermord zu verüben.

V. 28. Juda's Idee findet Anklang. Die Ismaeliten sind sofort bereit zu kaufen. Sie wissen, daß sie ihn in Egypten mit großem Gewinn und ohne Mühe wieder losschlagen können. Egyptische Denkmäler aus jener Zeit liefern den Beweis, daß die Handelsreisenden in jenem Lande einen guten Sklavenmarkt zu finden pflegten. Sie gaben 20 Silberlinge, d. h. etwa 15 Dollars, für ihn. Der gewöhnliche Preis eines Sklaven zu jener Zeit war 30 Silberlinge. Die Ismaeliten nahmen ihn nach Egypten und verkauften ihn an einen hochgestellten Beamten, der Potiphar hieß.

V. 29. 30. Ruben, der den Joseph zu retten begehrte, war nicht zugegen, als der Bruderverkauf stattfand. Er war jedenfalls hingegangen, um nach den Heerden zu sehen. Als er zurückkam, und die Grube leer fand, da übermannte ihn der Schmerz. Nach morgenländischer Sitte zerriß er sein Gewand, um demselben Ausdruck zu verleihen. Er glaubte, wie aus dem Ganzen erhellt, daß seine Brüder den Joseph

während seiner Abwesenheit doch ermordet haben. Wie es scheint, ließen die Brüder ihn boshafter Weise in diesem Glauben. Als der Aelteste unter ihnen aber war er vor Allen für den Joseph verantwortlich. Daher der Klageruf: „Wo soll ich hin?“

V. 31. 32. Damit wollen sie den Vater auf den Gedanken bringen, sein Liebling sei von einem wilden Thier zerrissen worden. Das verübte Verbrechen wollen sie verbergen. Nicht der leiseste Verdacht soll auf sie fallen. Eine Sünde gebiert die andere. Sie trugen den Rock nicht selber hin. Es fehlte ihnen entweder der Muth, den herzzerreißenden Schmerz des Vaters anzusehen, oder die Frechheit, den Betrug in eigenster Person durchzusetzen.

V. 33. Jakob wurde betrogen. Das war eine Züchtigung Gottes. So hatte er einst seinen Vater betrogen. Kap. 27, 16.

V. 34. 35. Als Zeichen seiner tiefen Trauer, seines herben Schmerzes, legte Jakob ein Gewand von grobem Zeuge an. Vergeblich waren alle Tröstungsversuche. Seiner Söhne Bosheit war aber so groß, daß sie ihn 22 Jahre lang den Tod Joseph's betrauern ließen. Sie trieben's in der Heuchelei so weit, daß sie, nach Hebron zurückgekehrt, den Vater in seiner Trauer zu trösten suchen.

Praktische Gedanken.

Auf sündlichen Wegen.

I. Des Neides. Stephanus, der erste Märtyrer der christlichen Kirche, bezeugt vor dem hohen Rathe: „Die Erzväter neideten Joseph und verkauften ihn in Egypten.“ Apost. 7, 9. Dieser Neid gestattet uns einen tiefen Blick in des Menschen arges Herz. Joseph wurde von seinen Brüdern beneidet:

1. Wegen der Liebe des Vaters. Jakob machte kein Hehl aus seiner Vorliebe für den Joseph. Als Zeichen derselben schenkte er ihm einen buntfarbigen Rock. Das war unvorsichtig. Eine so offen zur Schau getragene Vorliebe ist dem Lieblinge oft selber schädlich und muß die übrigen Kinder erbittern. Dadurch werden Neid, Haß und Feindschaft erzeugt. Allerdings kann das in Gottes Augen die Neider nicht entschuldigen.

2. Wegen seiner hohen Bestimmung. Diese zeigte ihm Gott in Träumen. Arglos erzählte Joseph diese Träume seinen Brüdern. Siehe V. 6 bis 11. Dadurch wurde der Neid genährt. Fortan nannten sie ihn nur „Träumer.“ So macht's ja die Welt immer noch. Der Arme beneidet den Reichen, dem Bösen ist der Gute ein Dorn im Auge; ein Kind beneidet das andere um seine schönen Kleider oder hübsches Spielzeug.

3. Der Neid ist eine teuflische Sünde. Der unselig gewordene Teufel beneidete die Menschen, welche im Paradiese so glücklich waren. Daher rastete er nicht, bis er sie zum Fall gebracht hatte. In einer gewissen Stadt lebten vor Alters zwei Männer. Der Eine war neidisch, der Andere habgierig. Der Regent ließ sie beide zu sich kommen. Dem Neider sagte er, er wolle ihm geben, was er sich erbitte, unter der Bedingung, daß sein habgieriger Nachbar das Doppelte davon haben solle. Da gerieth der Neider in große Verlegenheit. Erbat er sich etwas Gutes, so würde der Andere es doppelt empfangen. Das gestattete aber der Neid ihm nicht. Daher bat er, man solle ihm ein Auge ausstechen, damit der Andere beide Augen verlöre. Und so geschah's.

II. Des Mordanschlages. Joseph's Brüder werfen ihn in die Cisterne, um ihn da des Hungertodes sterben zu lassen. Wie der Neid den Kain zum Brudermörder machte, so erzeugt derselbe auch Mordgedanken in Joseph's Brüdern. Welche Grausamkeiten und Schandthaten hat der Neid nicht schon verübt! Quintilian erzählt, ein reicher Mann habe die Blumen in seinem Garten vergiftet, damit seines Nachbars Bienen keinen Honig mehr auf ihnen sammeln sollten. Dieser Mordanschlag gegen Joseph geschah:

1. Mit beleidigender Demüthigung. Sie rissen ihm den schönen Rock ab. So nahm Kaiser Caligula im Neide dem Torquatus die Halskette, dem Cincinnatus die gekrollte Haarlocke, dem Pompejus den Beinamen des Großen, der doch seiner Familie gehörte. Der Neider beleidigt und demüthigt den Beneideten, wie und wo er kann.

2. Mit roher Gewalt. Sie warfen ihn in die Grube. Den Propheten Jeremias, ließen die Feinde vermittelst Seilen in die schlammige Grube. Jer. 38, 6.

3. Mit unerbittlicher Grausamkeit. Aus Kap. 42, 21. 22 erhellt, daß der jugendliche Joseph angsterfüllt um Erbarmung flehte. Allein seine Brüder waren unerbittlich. Der Neid macht grausam. Saul beneidete den David und trachtete erbarmungslos nach seinem Leben. Die Pharisäer und Schriftgelehrten beneideten Jesum und rasteten nicht, bis sie ihn an's Kreuz geschlagen hatten.

III. Des Bruderverkaufs. Dem Juda schlug das Gewissen bei dem Gedanken, einen Brudermord zu verüben. Aber auch bei ihm herrschte der Neid. Als sich daher eine günstige Gelegenheit darbot, war er bereit, seinen Bruder zu verkaufen. Mancher böse Anschlag wird nicht ausgeführt, weil sich keine Gelegenheit dazu bietet. Andererseits aber werden viele Verbrechen durch die Gelegenheit geboren. Das Sprüchwort sagt ganz richtig: „Gelegenheit macht Diebe.“

IV. Des Vaterbetrugs. Wir sehen, wie eine Sünde zur andern führt. Der Neid führt zu einem Verbrechen, dieses verleitet zur Lüge, um das Verbrechen zu verbergen. Befindet man sich einmal auf sündlichen Wegen, so weiß man nicht, in welchen Abgrundstiefen man landen wird. Der Dieb scheut vor einem Morde nicht zurück, wenn er glaubt, sich durch denselben vor Entdeckung schützen zu können. Darum sollen wir nicht treten auf den Weg der Sünde.

Sonntag, 10. April.

Joseph's Erhebung.

1 Mos. 41, 38—48.

38. Und Pharao sprach zu seinen Knechten: Wie könnten wir einen solchen Mann finden, in dem der Geist Gottes sei?
39. Und sprach zu Joseph: Weil dir Gott solches alles hat kund gethan, ist keiner so verständig und weise, als du.
40. Du sollst über mein Haus sein, und deinem Wort soll alle mein Volk gehorsam sein; alleine des königlichen Stuhls will ich höher sein, denn du.
41. Und weiter sprach Pharao zu Joseph: Siehe, ich habe dich über ganz Egyptenland gesetzt.
42. Und that seinen Ring von seiner Hand, und gab ihn Joseph an seine Hand, und kleidete ihn mit weißer Seide, und hing ihm eine güldene Kette an seinen Hals.
43. Und ließ ihn auf seinem andern Wagen fahren, und ließ vor ihm her ausrufen: Der ist des Landes Vater. Und setzte ihn über ganz Egyptenland.
45. Und nannte ihn den heimlichen Rath. Und gab ihm ein Weib, Asnath, die Tochter Potiphera, des Priesters zu On. Also zog Joseph aus, das Land Egypten zu besehen.
46. Und er war dreißig Jahr alt, da er vor Pharao stund, dem Könige in Egypten; und fuhr aus von Pharao, und zog durch ganz Egyptenland.
47. Und das Land that also die sieben reichen Jahre;
48. Und sammelten alle Speise der sieben Jahre, so im Lande Egypten waren: und thaten sie in die Städte. Was für Speise auf dem Felde einer jeglichen Stadt umher wuchs, das thaten sie hinein.

Biblischer Grundgedanke: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; Er wird es wohl machen.“ Ps. 37, 5.

Einleitung. 13 Jahre sind seit den in der vorigen Lektion erzählten Ereignissen verstrichen. Die Geschichte der heutigen Lektion fällt in's Jahr 1715 v. Chr. Die Ismaeliten brachten den Joseph nach Heliopolis, eine der Hauptstädte des damaligen Egyptens. Sie verkauften ihn an Potiphar, einen königlichen Beamten. In dessem Dienste stand Joseph etwa 10 Jahre und genoß seines Herrn Vertrauen und Liebe in einem hohen Maße. Endlich wurde er in Folge einer niederträchtigen Verläumdung in den Kerker geworfen, in dem er drei Jahre lang schmachtete. Aber auch im Kerker war Gott mit dem frommen Joseph. Er gewann bald das Vertrauen des Kerkermeisters, der ihn als Auffeher über die anderen Gefangenen setzte. Hier lernte er den Oberhofbäcker und Oberhofschenken kennen, deutete ihre Träume, die sich buchstäblich seiner Deutung gemäß erfüllten, dem Vorsteher der Hofschenken zum Heil, dem Vorsteher der Hofbäcker zum Unheil. Zwei Jahre später hatte der egyptische König zwei Träume. Der eine Traum handelte von sieben fetten Kühen, welche von sieben mageren verschlungen wurden; der andere Traum handelte von sieben vollen Aehren, die von sieben mageren aufgezehrt wurden. Niemand unter den Weisen und Wahrsagern konnte ihm diese Träume deuten. Da gedachte der Oberhofschenke an Joseph. Derselbe wurde herbeigeholt. Er gab die Deutung. Die sieben fetten Kühe und vollen Aehren bedeuten sieben fruchtbare Jahre. Die sieben mageren Kühe und Aehren waren Sinnbilder einer siebenjährigen Mißernte und Theuerung, die auf die sieben fruchtbaren Jahre folgten. Durch diese Traumdeutung gelangte Joseph zu fürstlicher Hoheit. Davon handelt die Lektion heute.

Erklärung.

V. 38. Pharao ist der egyptische Name für König., den alle einheimischen Regenten führten. Den Egyptologen ist's bis jetzt noch nicht gelungen, mit absoluter Gewißheit festzustellen, wie der König hieß, der den Joseph zu seinem ersten Minister erhob. Orelli und Thornley Smith sind der Ansicht, es sei Apophis, der letzte der Hirtenkönige der 15. Dynastie, gewesen.

Zu Gunsten dieses Königs spricht 1) die Chronologie. Rechnen wir 430 Jahre von Ramses II, dem Könige, der Israel nicht ziehen lassen wollte, so stoßen wir auf die Regierungszeit des Apophis. 2) Der König, welcher 430 Jahre vor Ramses II. regierte, heißt auf den Denkmälern Apopi. 3) Läßt sich gerade zu dieser Zeit eine vieljährige Hungersnoth nachweisen, was in Egypten selten der Fall war. 4) Erklärt sich dadurch die freundliche Gesinnung des Königs gegen die semitischen Einwanderer. Sie waren ja ihm stammverwandt. Er konnte sich einen Zuwachs seiner Hausmacht von ihnen versprechen.

V. 39. 40. Dieser König war empfänglich für die vom Geiste Gottes kommende Wahrheit. In dem Herzen dieses semitischen Hirtenkönigs scheint noch ein Funken der wahren Gotteserkenntniß geglommen zu haben. Jedenfalls schrieb er, ob es nun bewußt oder unbewußt geschah, des Joseph's Weisheit der rechten Quelle zu, nämlich dem Geiste Gottes.

Er war auch Staatsmann genug, um sich diesen weisen einsichtsvollen Mann für seine Regierung zu sichern. Derselbe hatte ihm bereits einen guten Rath gegeben. Siehe V. 33—36. Daher macht er ihn zu seinem ersten Minister. Er war dem Range nach der nächste zum König.

V. 41 — 44. Hier wird uns die Einsetzung Joseph's als erster Minister über ganz Egyptenland geschildert. Egypten stand in jenen Tagen auf einer höheren Kulturstufe als irgend ein anderes Volk jener Zeit. Die Egypter zeichneten sich schon damals aus durch Wissenschaften und Künste, besonders Sternkunde, Meß- und Rechenkunst, Arzneikunde, Verfertigung des Papiers aus der Papyrusstaude, und durch großartige Bauten, unter welchen die riesigen Grabmäler der Könige, die s. g. Pyramiden, seit 3—4 Jahrtausende allen Zerstörungen widerstanden haben. Ueber dieses mächtige Reich wurde nun der schlichte Hirtenjüngling gesetzt.

Der König gibt ihm den eigenen Siegelring und verleiht ihm damit die höchste Macht und Würde. Was die Namensunterschrift in unsern Tagen ist, das war der Siegelring zu jener Zeit. Das weißseidene Gewand und die goldene Halskette waren Symbole der hohen, ihm zu Theil werdenden Ehre. Sodann fuhr der König mit ihm durch die Straßen der Stadt Heliopolis. Der König fuhr voran und Joseph folgte in dem zweiten königlichen Wagen. Dies geschah, damit das Volk dem Joseph ehrerbietig begegne.

V.45—48. Anstatt „nannte ihn den heimlichen Rath,“ lese man, „nannte den Namen Joseph's Zaphnath Paaneah“ d. h. „Brod des Lebens.“ On bezeichnet hier die Stadt Heliopolis. Potiphera meint „der Sonne gewidmet.“ Dies war der Name des Priesters, dessen Tochter Joseph auf des Königs Vorschlag ehelichte. Die neue Stelle antretend, beeilt sich Joseph, die dem Könige gemachten Vorschläge auszuführen. Während der fruchtbaren Jahren sammelt er große Vorräthe im ganzen Land. Durch diese kluge Vorsorge schützt er das Volk vor einer Hungersnoth in den nachfolgenden Jahren der Mißernte.

Praktische Gedanken.

Joseph's Beförderung.

I. Sie kam unerwartet. Joseph hatte schon lange auf Befreiung aus der Kerkerhaft geharrt. Der Oberhofschenke aber hatte sich nicht für ihn verwandt. Im Glücke hatte derselbe ihn vergessen. Wie oft trägt sich das noch heute in der Welt zu! Im Wohlergehen vergessen die Menschen oft die Freunde, welche ihnen in Noth und Armuth hülfreich die Hand boten.

Zwei Jahre sind verstrichen seit des Oberhofschenken Begnadigung. Die Hoffnung auf Befreiung ist in Joseph's Brust beinahe erloschen. Da wird er eines Tages zum König gerufen, um dessen Träume auszulegen. Er geht getrost. Er ist der festen Zuversicht, der Herr werde ihm die rechte Deutung entdecken. Vielleicht stieg auch die Hoffnung in ihm auf, es könne dies das Mittel zu seiner Befreiung werden. Der Gedanke aber, daß er der Zweithöchste in ganz Egyptenland werden könne, lag ihm ferne. Gerade das jedoch lag im Plane Gottes. So kam Joseph's Beförderung ganz unerwartet.

So ist's auch in unserm Leben häufig. Die wichtigsten Ereignisse in demselben kommen unerwartet. Für den Bescheidenen und Demüthigen sind alle Beförderungen förmliche Ueberraschungen. Auf das Haupt des bescheidenen David's setzt sich die Krone

Israels. Einem Absolom hingegen, der Tag und Nacht darauf sinnt, wie er diese Krone an sich bringe, gelingt's nicht.

II. Er war darauf vorbereitet. Rauh und stürmisch waren namentlich die letzten 13 Jahre im Leben Josephs gewesen. Allein die Widerwärtigkeiten des Lebens erschütterten sein Gottvertrauen nicht. Jede wildwallende Woge trug ihn näher zu seinem himmlischen Vater. In der Schule der Trübsale lernte er, wie nothwendig und wie wohlthuend das Mitleid ist. Dadurch wurde er mitleidiger gegen die Armen, deren es so viele während der Hungersnoth gab.

In der Lebensschule gibt's niedere und höhere Klassen. Manche von uns müssen länger in den niederen Klassen ausharren als Andere. Der Eine wird rascher in die höheren Klassen befördert, als der Andere. Der himmlische Lehrmeister kennt die beste Zeit, um uns zu befördern. Sind wir gehorsame Schüler in seiner Schule, so wendet er auch die besten Mittel an, um uns vorwärts und aufwärts zu bringen. Der Kerker geht manchesmal dem Palaste, die Trübsal dem Vaterhause mit seinen vielen Wohnungen voran.

III. Sie wurde Andern zum Segen.. Das gesammte Volk Egyptens dürfte in Folge der Standeserhöhung Josephs Segen und Nutzen ernten. Es gab jedenfalls auch Neider genug in Egypten, welche meinten, die dem Joseph übertragene Würde stehe in keinem Verhältnisse zu dem von ihm geleisteten Dienste. Sie meinten wohl, der König habe diesen Mann über alle Gebühr belohnt. In der Theuerung aber wurden solche Neidhämmel jedenfalls anderer Ansicht. Sie mußten bekennen, daß der rechte Mann da am rechten Platze sei. Wie segensreich war auch Joseph's Beförderung für das kleine Bundesvölklein in Kanaan.

Gott sprach zu Abraham: „Ich will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.“ Das sagt er aber auch Allen, die er segnet und befördert. Je mehr Gott uns befördert in irdischen Gütern, im Rang unter unsern Mitmenschen oder in der Geistesbildung, desto größer ist unsre Gelegenheit, der Mitwelt zum Segen zu werden. Er wird uns zur Rechenschaft ziehen, wie wir diese Gelegenheiten ausbeuteten. Wenn er uns z. B. in seine Familie als Kinder aufnimmt, so geschieht das nicht nur, um uns zu beglücken, sondern auch, um durch uns die geistlich darbenden Menschen mit dem Lebensbrode zu versorgen.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1. Schildere den Joseph im Kerker. Wer wird gewöhnlich in's Gefängniß gelegt? Böse Menschen, Diebe, Mörder und andere Verbrecher. Manchesmal haben böse Menschen schon gute Leute eingekerkert. Paulus. John Bunyan lag 12 Jahre lang im Bedford Gefängnisse. So war auch Joseph kein Verbrecher. Weil er das Böse nicht thun wollte, daher mußte er im Kerker schmachten.

2. Zeige, welche Rolle die Träume im Leben Joseph's spielten. Die eigenen Träume (siehe Kap. 37, 5—10), welche er den Brüdern erzählte, wurden Anlaß, daß er als Sklave nach Egypten kam und schließlich in den Kerker gelegt wurde. Die Träume des Oberhof-Bäckers und Schenken wurden Mittel, ihn aus dem Gefängnisse zu führen. Die Träume des Pharao, die Joseph deutete, wurden das Mittel, ihm den zweithöchsten Rang im großen Egypterreich zu verschaffen.

Sonntag, 17. April.

Joseph offenbart sich.

1 Mos. 45, 1—15.

1. Da konnte sich Joseph nicht länger enthalten vor allen, die um ihn her stunden, und er rief: Lasset jedermann von mir hinaus gehen. Und stund kein Mensch bei ihm, da sich Joseph mit seinen Brüdern bekannte.

2. Und er weinete laut, daß es die Egypter und das Gesinde Pharao höreten;

3. Und sprach zu seinen Brüdern: Ich bin Joseph. Lebet mein Vater noch? Und seine Brüder konnten ihm nicht antworten, so erschraken sie vor seinem Angesicht.

4. Er sprach aber zu seinen Brüdern: Tretet doch her zu mir. Und sie traten herzu. Und er sprach: Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr in Egypten verkauft habt.

5. Und nun bekümmert euch nicht, und denket nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hieher verkauft habt; denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch her gesandt.

6. Denn dies sind zwei Jahr, daß es theuer im Lande ist; und sind noch fünf Jahr, daß kein Pflügen noch Ernten sein wird.

7. Aber Gott hat mich vor euch her gesandt, daß er euch übrig behalte auf Erden, und euer Leben errette durch eine große Errettung.

8. Und nun, ihr habt mich nicht hergesandt, sondern Gott, der hat mich Pharao zum Vater gesetzt, und zum Herrn über all sein Haus, und einen Fürsten in ganz Egyptenland.

9. Eilet nun, und ziehet hinauf zu meinem Vater, und saget ihm: Das läßt dir Joseph, dein Sohn, sagen: Gott hat mich zum Herrn in ganz Egypten gesetzt, komm herab zu mir, säume dich nicht;

10. Du sollst im Lande Gosen wohnen, und nahe bei mir sein, du und deine Kinder, und deine Kindeskinder, dein klein und groß Vieh, und alles was du hast.

11. Ich will dich daselbst versorgen; denn es sind noch fünf Jahr der Theuerung; auf daß du nicht verderbest mit deinem Hause, und allem, daß du hast.

12. Siehe, eure Augen sehen, und die Augen meines Bruders Benjamin, daß ich mündlich mit euch rede.

13. Verkündiget meinem Vater alle meine Herrlichkeit in Egypten, und alles, was ihr gesehen habt; eilet, und kommt hernieder mit meinem Vater hierher.

14. Und er fiel seinem Bruder Benjamin um den Hals und weinete; und Benjamin weinete auch an seinem Halse.

15. Und küssete alle seine Brüder, und weinete über sie. Darnach redeten seine Brüder mit ihm.

Biblischer Grundgedanke. „Ueberwinde das Böse mit Gutem.“ Röm. 12, 21.

Einleitung. Zeit: Neun Jahre nach den Ereignissen der vorigen Lektion, 1706 vor Chr. Ort: Heliopolis, Hauptstadt Unteregyptens. Sie lag etwa 150 Meilen von Hebron, dem Wohnorte Jakobs. Personen: Jakob lebte noch und war ungefähr 130 Jahre alt. Er wohnte mit seinen 11 Söhnen zu Hebron. Benjamin war etwa 24 Jahre alt. Joseph zählte 29 Jahre, von denen er 22 in Egypten verlebte, nämlich 10 als Sklave, 3 im Kerker und 9 als des Königs erster Minister. Die Brüder Josephs machten zwei Reisen nach Egypten während der Theurung. Sie haben ihn weder das erste noch das zweite Mal erkannt. Er aber erkannte sie sogleich. Diese Lektion berichtet, wie er sich seinen Brüdern entdeckte.

Erklärung.

V. 1. 2. Joseph hatte seine Brüder geprüft. Als er in Folge dieser Prüfung fand, daß sie bußfertig seien und voller Mitgefühl gegen den Vater und ihren jüngsten Bruder; als er sahe, wie bereit Juda war, an Benjamins Stelle in der Knechtschaft zurückzubleiben; da konnte er dem Drängen seines Herzens

nicht länger widerstehen. Er muß sich ihnen offenbaren. Er sendet deshalb die egyptischen Diener und Beamten hinaus. Es geschah dies aus zartfühlender Rücksicht auf seine Brüder. Er wollte ihnen nicht wehe thun durch die öffentliche Blosstellung ihrer früheren Gottlosigkeit. Kaum war er allein mit den Brüdern, da übermannten ihn dessen Gefühle. Er weinte so laut, daß die Draußenstehenden ihn hörten.

V. 3. Die Wirkung dieser Ankündigung kann man sich leichter vorstellen, als beschreiben. Bisher glaubten sie Zaphnath Paaneah, einen hohen Beamten des Königs, vor sich zu haben. Plötzlich gehen ihnen die Augen auf. Sie sehen den langverlorenen Bruder, an dem sie sich so schwer versündigt hatten, vor sich. Kein Wunder, daß sie erbleichten und vor Schrecken keine Worte fanden.

V. 4. 5. Als Joseph sich zu erkennen gab, wichen dessen Brüder entsetzt zurück. Er fordert sie jedoch freundlich auf, näher zu treten. Er gibt ihnen auch sogleich die Zusicherung, daß er ihnen nicht zürne, trotzdem sie ihn nicht nur unbrüderlich, sondern sogar unmenschlich behandelten. Er konnte nicht wohl anders, als ihrer früheren Gottlosigkeit Erwähnung zu thun. Aber seht, mit welch' zartfühlender Liebe geschiehts! Er ermahnte sie, sich doch nicht dem selbstquälenden Kummer hinzugeben. Gott habe ja Alles zum Besten gelenkt.

V. 6--8. Diese Begebenheit ereignete sich also im zweiten Jahr der Theurung. Noch 5 Jahre lang sollte die Mißernte, und ihr zu Folge die Hungersnoth währen.

Joseph erkennt und bekennt die leitende Hand Gottes in seinem Leben. Die Brüder verkauften ihn, um ihn los zu werden. Sie wollten ihn zum Sklaven machen; Gott aber machte ihn zu einem Fürsten und Gebieter in ganz Egyptenland.

Wenn es den Menschen gelingt, in der Welt empor zu klimmen, so sind sie nur zu geneigt, den Erfolg ihrem Fleiß, Takt, Genie oder ihrer Ausdauer zuzuschreiben. Joseph aber erkennt es dankbar an, daß Gott der Baumeister seines Glückes ist. Auch erkennt er, daß Gott durch seine Beförderung einen Zweck im Auge hatte. Er soll in Gottes Hand der Retter des auserwählten Völkleins werden, welches sich Gott erkor, Träger des Heils zu sein.

V. 9--11. Von den Brüdern eilen nun Joseph's Gedanken zu dem in der Ferne weilenden greisen Vater. Er fertigt die Brüder als Boten an ihn ab. Sie sollen eilen. Jeder Tag, ja jede Stunde des Verzugs verursacht dem Greis zu Hebron bange Sorgen.

Da die Theuerung noch 5 Jahre dauern wird, so sendet er dem Vater eine dringende Einladung, doch mit der ganzen Familie, mit Knechten und Mägden, kurz mit dessem ganzen Besitz nach Egyptenland zu kommen. Das Land Gosen will er ihm zum Wohnsitze geben. Dieser Landstrich lag auf der Ostseite des Nils, zwischen dem tanitischen Nilarm und dem peträischen Arabien. Derselbe erstreckte sich von dem Menzalehsee und den dortigen Marschen im Norden bis gegen Heliopolis im Süden hin. Wahrscheinlich war's ein unbewohntes Landgebiet, welches sich für Weidezwecke besonders eignete.

V. 12. 13. Da ihre Augen ihn sehen, ihre Ohren ihn hören, so können sie den Vater überzeugen, daß er keine Gefahr laufe, wenn er der Einladung Folge leiste. Sollte er dem Zeugnisse der Andern kein Vertrauen schenken, so würde er dem Worte des Benjamin glauben.

Es war nicht Eitelkeit, welche den Brüdern den Auftrag gab, dem Vater von seinem hohen Stande in Egypten zu erzählen. Joseph gab diesen Auftrag, 1. um den Brüdern das Geständniß ihres Lugs und Betrugs dem Vater gegenüber zu erleichtern; 2. um dem Vater durch die Nachricht seines Wohlergehens zu trösten und zu beruhigen; 3. um dem Vater den Beweis zu liefern, daß er im Stande sei, die gemachten Versprechungen zu erfüllen.

V. 14. 15. Benjamin war nicht Joseph's Halbbruder, wie die andern. Sie waren beide Söhne Rahel's. Daher küssete er denselben zuerst und weinte Thränen der Freude in seiner Umarmung. Sodann küßte er die übrigen Brüder, um sie von seiner brüderlichen Liebe zu versichern. Dadurch fühlten die Brüder sich beruhigt. Eine längere Unterhaltung entspinnt sich, während welcher man sich gegenseitig Bericht erstattet über die gemachten Erfahrungen.

Praktische Gedanken.

Joseph's Enthüllungen.

I. Seine Persönlichkeit. V. 1—3. Die Zeit ist gekommen, da Joseph sich den Brüdern enthüllen kann. Jakobs Söhne sind durch die Erfahrungen und Leiden des Lebens milder geworden. Ein anderer Geist beseelt und regiert sie jetzt, als vor 22 Jahren. Nicht Juda nur, auch die übrigen Brüder sind voll ängstlicher Sorge um Benjamin. Schienen die Umstandsbeweise auch auf seine Schuld zu deuten, so möchten sie ihn doch retten. Sie wissen's, kehrt Benjamin nicht wieder mit ihnen zurück, so ist's des Vaters Tod.

Juda's Rede, namentlich aber dessen Bereitwilligkeit, sich für Benjamin zu opfern, erschüttert den Joseph gewaltig. Er sieht, daß sie Vater und Bruder lieben. Nun enthüllt er sich ihnen. Beachtet, mit welchem Zartgefühl es geschieht. Welch' ein Beispiel haben wir da, von dem Sieg des Guten über das Böse. Joseph zeigt uns, wie wir das Böse überwinden können. Er handelte nach dem biblischen Grundgedanken: „Ueberwinde das Böse mit Gutem." Durch Gewalt kann man Feinde unterdrücken; nur durch Liebe kann man sie gewinnen. Böses mit Bösem vergelten, vermehrt nur das Böse, kann aber nimmer die Bösen gewinnen und retten.

Wie Joseph mit seinen Brüdern, so verfährt Gott mit dem Sünder. Wenn der Sünder rechtschaffene Früchte der Buße an den Tag legt, so vergibt er ihm um Jesu willen alle Sünden. Wenn derselbe die Waffen der Feindschaft niederlegt, so beglückt ihn Gott mit seiner Freundschaft und Liebe.

II. Das Walten der Vorsehung. V. 4—8. Dreimal weist Joseph die Brüder auf die Thatsache hin, daß die Hand der Vorsehung ihn nach Egypten geführt und zu einem Fürsten in diesem Lande gemacht habe. Gott bediente sich der bösen That, die Jakob's Söhne verübten, um seine Absicht zu erreichen. Er bedurfte jedoch zu diesem Zwecke jene That nicht. Um seine Absichten zu erreichen, stehen ihm unzählige Mittel zu Gebote. Der Umstand, daß Gott Alles so leitete, daß selbst ihre böse Handlung zum Heil umschlug, entschuldigt dieselbe nicht. Es war und blieb eine Sünde, für die sie verantwortlich waren.

Dieser Umstand aber konnte und sollte ihnen zum Troste dienen jetzt, da sie ihre Gottlosigkeit einsahen und bereuten. Belehrend und trostreich ist diese Thatsache in der Geschichte Joseph's



für alle Gotteskinder. Gott leitet alle Dinge so, daß selbst das Böse zur Verherrlichung seines Namens und zum Wohl seiner Kinder dienen muß. Er zerstört des Menschen Willen nicht, aber er bedient sich dessen Handlungen so, daß der Mensch oft wider Willen dem göttlichen Plane dienen muß. Wie hoffnungslos und dunkel wäre unser Leben hienieden, wenn das blinde Fatum der Heiden, oder Dämonen, oder auch Menschen über das Schicksal der Menschen verfügten. Es ist aber ein allmächtiger, allweiser und allgütiger Gott, der unsere Schritte durch's Leben lenkt. Wenn wir Gott dienen, so wird er schon Sorge tragen, daß alle Dinge uns zum Besten gereichen.

III. Kindliche Pietät. V. 9—13. Pietät meint unter Anderm: Dankbare Liebe und Ergebenheit des Kindes gegen die Eltern. Eine solche dankbare Kindesliebe enthüllt Joseph in der Lektion. Sein Vater soll nach Egypten kommen, damit er ihn versorgen kann. Die 22jährige Trennung hat das Feuer kindlicher Liebe auf dem Herzensheerd nicht ausgelöscht.

So sollen auch wir unsern Eltern in dankbarer Liebe ergeben sein. Wie haben sie sich doch für uns aufgeopfert, da wir noch hülflos waren. Wir sollen uns des Vaters oder der Mutter nie schämen, und wenn uns Gott auch noch so hoch in der Welt stellt. Joseph schämte sich seines Vaters nicht, obschon er der zweite Regent im großen Egypterreich war. In Frankreich schwang sich eines Bauern Sohn im Heere von der untersten Stufe bis zum Hauptmann empor. Einst besuchte ihn der Vater. Der Sohn stellte ihn auf der Parade dem Obersten des Regiments vor. Staunend und lächelnd empfingen die übrigen Offiziere den greisen Bauer. Sie hatten geglaubt, der Hauptmann stamme aus einer angesehenen Familie. Der Oberst berichtete den Vorfall an König Ludwig XIV. Er ließ den Hauptmann an den Hof kommen. „Herr Hauptmann," sprach er zu ihm, „ich freue mich einen rechtschaffenen Mann meines Landes kennen zu lernen, und bewillige Ihnen ein Jahrgehalt von tausend Thalern, damit Sie Ihre Eltern besser pflegen können." Dann umarmte er ihn vor dem ganzen Hof.

Sonntag, 24. April. **Joseph und sein Vater.** 1 Mos. 47, 1—12.

1. Da kam Joseph, und sagte es Pharao an, und sprach: Mein Vater und meine Brüder, ihr klein und groß Vieh, und alles, was sie haben, sind kommen aus dem Lande Canaan; und siehe, sie sind im Lande Gosen.
2. Und er nahm seiner jüngsten Brüder fünf, und stellte sie vor Pharao.
3. Da sprach Pharao zu seinen Brüdern: Was ist eure Nahrung? Sie antworteten: Deine Knechte sind Viehhirten, wir und unsere Väter;
4. Und sagten weiter zu Pharao: Wir sind kommen, bei euch zu wohnen im Lande; denn deine Knechte haben nicht Weide für ihr Vieh, so hart drücket die Theuerung das Land Canaan; so laß doch nun deine Knechte im Lande Gosen wohnen.
5. Pharao sprach zu Joseph: Es ist dein Vater, und sind deine Brüder, die sind zu dir kommen;
6. Das Land Egypten stehet dir offen, laß sie am besten Ort des Landes wohnen, laß sie im Lande Gosen wohnen; und so du weißest, daß Leute unter ihnen sind, die tüchtig sind, so setze sie über mein Vieh.
7. Joseph brachte auch seinen Vater Jakob hinein, und stellete ihn vor Pharao. Und Jakob segnete den Pharao.
8. Pharao aber fragte Jakob: Wie alt bist du?
9. Jakob sprach zu Pharao: Die Zeit meiner Wallfahrt ist hundert und dreißig Jahr; wenig und böse ist die Zeit meines Lebens, und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt.
10. Und Jakob segnete den Pharao, und ging heraus von ihm.
11. Aber Joseph schaffte seinem Vater und seinen Brüdern Wohnung und gab ihnen ein Gut in Egyptenland, am besten Ort des Landes, nämlich im Lande Raemses, wie Pharao geboten hatte.
12. Und er versorgte seinen Vater, und seine Brüder, und das ganze Haus seines Vaters; einen jeglichen, nachdem er Kinder hatte.

Biblischer Grundgedanke. „Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat." Eph. 6, 2.

Einleitung. Zeit: 1706 v. Chr., wenige Monate nach den Ereignissen der vorigen Lektion. Schauplatz: Heliopolis, Residenzstadt des Königs Apophis und das Land Gosen.

Verbindungskette: Joseph's Brüder kehrten nach Canaan zurück. Sie theilten dem Vater mit, daß Joseph noch lebe. Der Greis konnte es zuerst nicht fassen. Als er jedoch die von Joseph gesandten Wagen sah, da schwanden alle Zweifel wie Nebel vor der Sonne. Der greise Jakob lebte neu auf. Sofort traf er die nothwendigen Anstalten, um die Uebersiedelung nach Egypten zu bewerkstelligen. Als der Reisezug sich endlich Heliopolis näherte, da zog Joseph dem Vater entgegen. Das Wiedersehen war äußerst rührend. Joseph umarmte den Vater und weinte Thränen der Freude. Sodann folgt die Lektion, in der uns berichtet wird, wie Joseph die Seinigen dem Könige vorstellte.

Erklärung.

V. 1. 2. Obschon Joseph, in Folge der königlichen Verordnung, ein Herr über ganz Egyptenland ist, so will er in diesem Falle nicht ohne des Königs Wissen und Willen handeln. Die Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter bringt ihn, demselben die Ankunft der Seinigen zu melden. Er stellt denselben fünf seiner Brüder vor. Aber nicht, wie Luther übersetzt, „seiner jüngsten Brüder fünf."

Es heißt: „Aus allen seinen Brüdern nahm er fünf Männer." Er läßt den König merken, daß es ihm lieb wäre, wenn er den Seinigen das Land Gosen zur Verfügung stellte. In Betreff dieses Landes siehe Erklärung des 10. Verses der vorigen Lektion.

V. 3. Hirten waren den Egyptern ein Greuel. Da Joseph's Angehörige nebst Viehzucht auch Ackerbau betrieben, so hätte er sie ganz wahrheitsgemäß als Ackerbebauer vorstellen können. Sie wären dadurch im Ansehen der Egypter gestiegen.

Aber darin lag Gefahr für die Israeliten. Durch den Verkehr mit den Egyptern, welcher dadurch angebahnt worden wäre, würden sie auch nach und nach dem egyptischen Aberglauben und Götzendienst anheimgefallen sein. Dadurch wäre die ihnen von Gott gegebene Bestimmung nicht erreicht worden. Als Hirten aber gehörten sie zu einer Kaste, die religiös und gesellschaftlich den Egyptern ferne stand.

V. 4—6. Josephs Brüder theilen dem Könige mit, sie seien nach Egypten gekommen, nicht um Bürger zu werden und sich für immer im Lande niederzulassen, sondern um daselbst das Ende der Dürre und Theuerung abzuwarten.

Der König thut nun ein Zweifaches. 1. Er gibt dem Joseph den Auftrag, den Seinigen einen

guten Wohnsitz im Lande anzuweisen. 2. Soll er Solche unter ihnen, welche die Fähigkeit besitzen, als Oberhirten seiner Heerden anstellen. Dies that er, entweder um das Gefühl großer Verpflichtung ihnen zu nehmen, oder um sie durch ein solches Amt zu ehren.

V. 7. Joseph schämt sich seines Vaters nicht. Er stellt auch ihn dem König vor. Als Abraham einst, von dem Herrn nicht gesandt, nach Egypten ging, da brachte er Unheil über den damaligen König. Als aber Jakob, von dem Herrn geführt, nach Egypten kam, da brachte er dem Könige einen Segen mit.

V. 8. 9. Des Königs Frage wurde zweifelsohne durch die greise Erscheinung des Jakob hervorgerufen. Jakob nennt sein Leben eine Wallfahrt oder Pilgerschaft. Manche meinten, er thue das, weil er ein Nomaden- oder Wanderleben geführt habe. Aus Hebr. 11, 9—13 ersehen wir jedoch, daß er eine höhere Lebensanschauung hatte. Er meinte, die Erde sei seine Heimath nicht. Dies irdische Leben sei nur die Reise nach der ewigen Heimath. Abraham wurde 175 und Isaak 180 Jahre alt. Jakob war hingegen nur 130 Jahre alt. Des Lebens Sorgen, Gram und Kummer hatten ihn vor der Zeit gealtert. Er lebte noch 17 Jahre nach seiner Ankunft in Egypten.

V. 11. 12. Joseph beeilt sich nun, seine Angehörigen unterzubringen. Er weist ihnen die fruchtbarste Gegend im Lande Gosen an. Es war in jener Gegend, wo später die Stadt Raemses erbaut wurde. Er versorgte sie auch mit dem erforderlichen Brod aus des Königs Kornhäusern. Seine Einnahmen waren bedeutend genug, um ihm diese großartige Freigebigkeit zu gestatten.

Praktische Gedanken.

Vor dem Könige.

I. Joseph's Brüder. V. 1—6.

1. Beim Könige angekündigt. Obwohl Joseph ein Herr ist über ganz Egyptenland, so vergißt er doch keineswegs, daß noch Einer über ihm stehe. Er erzeigt ihm die gebührende Ehre, indem er die Ankunft der Seinigen ihm meldet. „Ehre, dem die Ehre gebühret," sagt der Apostel. Der Schüler soll dem Lehrer, der Lehrling dem Meister, die Kinder den Eltern, die Gemeindeglieder dem Geistlichen und die Bürger den obrigkeitlichen Personen die gebührende Achtung erweisen.

2. Nach dem Beruf befragt. Pharao's Frage setzte voraus, daß Joseph's Brüder keine Müssiggänger seien, sondern eine Beschäftigung haben. Jede Regierung hat das Recht, ja die Pflicht, von ihren Unterthanen zu fordern, daß Jedweder durch Fleiß und Thätigkeit zum allgemeinen Wohlstande beitrage. Eins der ältesten Gebote Gottes lautet: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen." Arbeiten sollen wir. Müssiggang ist aller Laster Anfang. Derselbe ist des Teufels Ruhebank. Ein alter Christ pflegte zu sagen: „Besser abgenutzt als verrostet."

3. Ihr Entschluß erklärt. Joseph's Brüder theilen dem Könige mit, daß sie nur während der Theuerung ihren Wohnsitz in Egypten aufzuschlagen gedächten. „Der Mensch denkt, aber Gott lenkt." So geschah's auch hier. Nicht etliche Jahre nur, sondern etliche Jahrhunderte sollten die Israeliten in Egypten bleiben. „Jedermanns Gänge kommen vom Herrn." Spr. 20, 24. Jedermann hat die Freiheit, seinen Weg zu wählen. Für diese Wahl hält ihn Gott verantwortlich. Aber es ist nicht Jedermann überlassen, all' die Folgen zu bestimmen, welche aus seiner Wahl entspringen sollen.

4. Ihre Bitte wird gewährt. Pharao gab dem Joseph den Auftrag, den Angehörigen im Lande Gosen einen weidereichen Strich zum Wohnsitze anzuweisen. Es war ihm lieb, daß er dem Joseph auf diese Weise seine Dankbarkeit bezeugen konnte. Joseph hatte ja so viel für ihn und sein Reich gethan. Dankbarkeit ist eine schöne Tugend. „Sei die Gabe noch so klein, dankbar mußt du immer sein." Je mehr Jemand für uns gethan hat, desto weher thut's ihm, wenn wir uns undankbar erweisen. Kinder ahnen's selten, wie viel sie den Eltern gekostet haben. Und ach, wie schmerzt es sie, wenn die Kinder es ihnen mit Undank lohnen. Erzeige ihnen deshalb deinen Dank. Liebe sie. Sei ihnen gehorsam.

5. Der Befehl zur Beförderung. Tüchtige Männer soll Joseph unter den Brüdern heraussuchen und zu Oberhirten über die königlichen Heerden setzen. Was Pharao forderte, das ist das große Bedürfniß unserer Zeit—tüchtige Männer. Wir brauchen sie in den Gemeinden, Sonntagschulen, im Staate und in der Geschäftswelt. Der Sonntagschule Zweck ist, solche Männer heranzubilden.

II. Joseph's Vater. V. 7—12.

1. Joseph stellt ihn vor. Er schämte sich seines Vaters nicht. Er betrachtet es als eine größere Ehre, der Sohn Jakob's zu heißen, als der Zweitgrößte im großen Egypterreich zu sein. Ein Kind soll den Vater ehren, er sei, wer er wolle.

In Wien ging einmal ein wohlgekleideter junger Herr die Straße entlang. Da kam er an eine Schaar von Sträflingen vorbei, welche die Straße fegten. Sie trugen ihre Sträflingstracht. Der junge Herr trat an einen heran und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Am Fenster stand ein kaiserlicher Rath, welcher dies sah. Er ließ den Jüngling rufen und sagte ihm, es schicke sich nicht, einem Missethäter die Hand zu küssen. Da entgegnete der junge Herr: „Aber dieser Missethäter ist mein Vater." Da schwieg der Rath. Aber der Jüngling war so in seiner Achtung gestiegen, daß er dessen Beförderung bewirkte.

2. Jakob segnet den König. Das war eine werthvolle Gabe. Es war nicht blos eine gewöhnliche Begrüßung, sondern das Erflehen des göttlichen Segens auf den König. Pharao war allerdings ein Heide, aber auch Jakobs und seiner Söhne Wohlthäter. So sollen wir für alle Menschen beten. Unsere Fürbitten sollen emporsteigen zu Gott für Obrigkeiten und Regenten, für Gläubige und Ungläubige; wir sollen beten nicht nur für Freunde und Wohlthäter, sondern auch für Feinde und Verfolger.

3. Jakob erzählt seine Lebensgeschichte. Er nennt sein Erdenleben eine Wallfahrt, d. h. eine Pilgerschaft. Er war ein Wanderer. Er bezeichnet diese Pilgerschaft ferner als eine kurze und als eine leidvolle. Ein Pilger bist auch du. Deines Bleibens ist auf Erden nicht. Du wallfahrest nach einem andern Lande. Lebst du für die Erde nur? Oder wanderst du als Gottespilger durch dies Erdenthal zur Himmelsheimath?

Am Kamin.

Augsburger Spottblatt auf die Modethorheiten des 18. Jahrhunderts.

So schön verändern sich die Moden mit der Zeit,
Dem einen alles eng, dem andern alles weit.
Wie eine Häringsseel' ist jene anzuschauen,
Die andre brüstet sich als wie die stolzen Pfauen,
Die nehmen die Natur von einem Windhund an,
Daß man des Lachens sich oft nicht enthalten kann.
Die andre schwellt sich auf wie eine bay'rische Nudel,
Und jener geht daher, als wie sein alter Budel.

Napoleonisches Kaiserwetter. Napoleons I. Generalsekretär und Inspirator der abhängigen Presse, Maret, ließ es sich stets sehr angelegen sein, für seinen Empereur schönes Wetter herzustellen, und da ihm dies natürlich nicht immer nach Wunsch gelingen konnte, begann er allmählich in den Berichten des Wetters zu fälschen. Gewöhnlich schloß er solch ein Referat mit den Worten: "Le ciel même fait la cour á l'empereur" (der Himmel selbst macht dem Kaiser den Hof). Als am 5. Dez. 1804 die Vertheilung der kaiserlichen Adler auf dem Marsfelde erfolgte, strömte der Regen wolkenbruchartig hernieder. Der mächtige Platz verwandelte sich in einen Sumpf, und Menschen und Pferde waren durchnäßt und froren erbärmlich. Dieser Thatsache gegenüber war man auf den Bericht im „Moniteur" gespannt. Und siehe! — derselbe ließ alles strahlen und glänzen in einem Meer von Entzücken und schilderte den Enthusiasmus der Menge. Nur ganz am Schlusse des unmäßig langen Artikels findet sich ganz versteckt zwischen allerhand Phrasen die kleine Notiz: „Allerdings war bei dieser so glänzenden Feier das Wetter nicht ganz so angenehm, wie man es hätte erwarten und wünschen sollen; allein, unter den vielen Tausenden Zuschauern war nicht einer, der das nicht über dem Jubel, seinem Enthusiasmus und seiner Begeisterung vergessen hätte."

De Stuffenledder vun Bruutstand un Ehestand.

Von Daniel Bartels.

(Plattdeutsch.)

Wem datt villicht noch nich bekannt,
Wie in den Bruut- un Ehestand
De Uutdruck der Vertroolichkeit
Sick nah un nah veränneru deiht,
De folg' — he fallt da nich hendahl
Mi op de Stuffenledder mal.

Twee Jungluüd also hevt sik alleen,
Un Jeder denkt för sick alleen,
He: „De Person is würklich nett!"
Se: „Watt de Minsch för'n Anstand hett!"
Un mang Bekannte spriekt nahher
Se denn vun Em un He vun Ehr. —
Se draapt sick d'rob bie'n Lustpartie
Un nennt sick gegensiedig Sie;
Indessen nah en Randewuh
Verfallt Se bald op Du un Du,
Un endlich, endlich rückt se 'ruut
Mit Bröjam Se un He mit Bruut.
Bet to de Hochtiet blivt datt so;
D'ropp segt Se Mann un He seggt Froo.
Bie'n ersten lüttlen Trallala
Heet He Papa un Se Mama.
Kummt mit de Tiet en Nahwuß dann,
Un waff't de Göör'n nu flott heran,
Versteiht sich, datt man, wie't sick schickt,
Vun Vadder un vun Mudder spriekt.
Doch wenn sick erst de Enkel reugt,
So sitt de Beiden sehr vergneugt
Dagdäglich in den Pulsterstohl,
Se als de Oolsch, He als de Ool.
En anneru Namen kriegt se nie;
Na, Gott erhool jem man dabi!

Die größte bisher von Luftschiffern erreichte Höhe betrug etwa 36,000 Fuß. Das Wagstück dieser Fahrt wurde am 5. September 1862 von den Gelehrten Glaisher und Coswell unternommen, die sich vorgesetzt hatten, so lange zu steigen, als es nur irgend die Sicherheit ihres Lebens gestatte. Mühsam nur athmeten sie die für ihre Lungen zu dünn gewordene Luft; Herzklopfen und Ohrensausen stellte sich ein, das Blut drohte die Adern an den Schläfen zu zersprengen, die Finger erstarrten und versagten jede Bewegung, aber die Willenskraft hielt sie aufrecht und immer wieder ließen sie den Sand aus der Gondel rinnen und trieben den Ballon aufwärts. Glaisher fiel in Ohnmacht, sein Gefährte that nichts, um das Aufsteigen zu mäßigen; seine Augen auf die Instrumente geheftet, verfolgte er das Sinken der Quecksilbersäulen im Barometer und Thermometer, als ob er sich im Observatorium in Kiew befände. Mit den Zähnen hielt er zuletzt den Faden des Ventils fest, und erst als er fühlte, daß nur eine Sekunde ihn und seinen Gefährten vom Tode scheide, ließ er das Gas entweichen und den Ballon allmählich sinken. Die größte Höhe

vor diesem kühnen Forscher erreichten Rush und Green im Jahre 1858 mit 27,000 Fuß.

Ein origineller Brief eines österreichischen Soldaten an seine Geliebte aus dem Jahre 1718 lautet: „1zig Geliebte! Du kannst noch 2feln an meiner 3e, da doch mein Herz nur 4 Dich schlägt. Unser Stab liegt in 5-Kirchen und 6trablatt wird Dir sagen, daß ich tapfer focht und kein 7schläfer war. Ich nehme Urlaub jetzt und gib 8, ehe Du glaubst, bin ich bei Dir. Sage aber ja nicht 9, wenn ich um Deine Hand anhalte; denn mir wässern schon die 10e nach Dir. Ich schreibe diesen Brief in der größten 11fertigkeit; denn es schlägt gerade 12 und die Post geht ab. Dein Dich liebender Peter, 13ter Feldwebel bei der 14ten Compagnie des 15ten Infanterie-Regiments, am 16. Januar 1718.

Späte Belohnung. Als Friedrich II. im Jahre 1741 bei Mollwitz im Lager stand, recognoscirte er einmal das Dorf Zindel. Der Bauer Margner von da bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß ein feindlicher Trupp in einem Graben auf den König lauerte und hinterbrachte ihm die Mittheilung mit eigener Lebensgefahr, wofür ihm der König Belohnung zusagte. Margner war zu schüchtern, sich später deshalb zu melden, und Friedrich der Große vergaß im Drange der Geschäfte den Vorfall. Auf seinem Sterbebette erst erzählte der Bauer das Ereigniß seiner Tochter, damit diese im Nothfalle den König um die wohlverdiente Belohnung ansprechen könne. Die Tochter Margner's, die mit dem Schneider Christian Ludwig Schweinert zu Breslau verheirathet war, kam später mit ihren sechs Kindern in bittere Noth und wandte sich nunmehr in ihrer Bedrängniß an den König mit der Bitte um eine Anstellung für ihren Mann, indem sie den König an den Dienst erinnerte, den ihm ihr Vater geleistet. Friedrich schrieb sogleich an den schlesischen Minister von Hoym: „Die von der Schweinert angerühmte That ihres ehrlichen Vaters ist bei mir noch in gutem Andenken. Sie verdient die ihm versprochene Belohnung, und dahero will Ich, daß solche seiner hinterlassenen Tochter angedeihen und ihr Ehemann von Euch gebetenermaßen mit einem für ihn sich schickenden Posten versehen werden soll!" Das geschah denn auch bald darauf.

Ein von den Manövern im Elsaß heimgekehrter Herr erzählt folgende drollige Geschichte von der „höchsten Ungerechtigkeit": Auf einem Spaziergang durch die „Wunderschöne" passirte der Erzähler auch die Steinstraße und betrachtete speziell die auf der rechten Seite dieser Straße befindlichen hübschen Bauten, welche zu denen auf der anderen Seite der Straße befindlichen, was Größe und Eleganz anbelangt, in einem höchst vortheilhaften Kontraste stehen. „Ja, ja," so hörte er sich plötzlich von einem korpulenten älteren Herrn, welcher vor einem Hausthor der „bescheidenen" Straßenseite stand, angesprochen, „nit wahr, sage Sie nur selbscht, dasch üscht doch die höchschte Ungerechtigkeit." „Was ist die höchste Ungerechtigkeit?" Und nun begann das gute Herrchen, Besitzer des Häuschens, vor welchem er stand, des Langen und Breiten von der „höchsten Ungerechtigkeit" zu erzählen. Daß nämlich, anno 70, als das Steinthor so gewaltig beschossen wurde, daß kein Stein auf dem anderen blieb, leider nur die rechte Seite der Steinstraße den Vorzug gehabt hätte, gewissermaßen wegrasiert zu werden, dagegen die linke Häuserfront der Straße verschont blieb. „Leider nur? — Vorzug? fragte unser Freund verwundert. „Nu ja," erwiderte der biedere Hausherr, „sehen Sie, die da drüben, les canailles! die haben so viel Kriegsentschädigung erhalten, daß sie sich dafür, wie Sie sehen, förmliche Paläste aufbauen konnten, wir aber auf dieser Seite haben nichts bekommen." „Ganz richtig," erwiderte der Andere, „weil Ihre Häuser auch intakt geblieben sind?" „Ja, das üscht's, das üscht ja ebe die Ungerechtigkeit!"

Aus der Zeit.

Geld oder Leute. — Solange Gelderwerb um seiner selbst oder um der Macht willen, die er verleiht, die herrschende Leidenschaft auf Erden bleibt, — solange wird der Kampf zwischen Arbeit und Capital zunehmen und das sociale Leben zerreißen. Erst wenn sich ein wahres Interesse am Wohl der Menschheit und an ihrer Bestimmung und an einer besseren Lebensweise zeigt, dürfen wir vernünftiger Weise erwarten, daß das Aufwärtsstreben der Massen sich zu einem ruhigen, erfreulichen Fortschritt gestaltet.

Gott sei Dank, es mehren sich die Zeichen überall, daß die höheren und besseren Lebensideale, Anhänger gewinnen. Selbst die Lehrer der Staatskunst fangen an, einzusehen, daß Menschen und nicht bloße Einkünfte oder Reichthümer, den Gegenstand ihres Studiums bilden. Je weiter diese Ansicht allgemeinen

Eingang findet, desto größere Veränderungen muß sie, nicht nur in der Anschauungsweise, sondern auch in der Leitung und der Politik der öffentlichen Angelegenheiten hervorrufen.

Geschäftsmethoden und politische Maßregeln werden neue Formen annehmen, und ganz verschiedene Resultate liefern, wenn einmal die öffentliche Meinung von der großen Wahrheit durchdrungen ist, daß die Hauptaufgabe aller persönlichen Bemühungen und aller staatlichen Einrichtungen, nicht darin besteht, Reichthümer aufzuhäufen, sondern die Menschheit zu erziehen und zu vervollkommnen.

Wo ist das Kriegsgeschrei hingekommen? 'S ist im Wind verflogen. Oder vielleicht ist es auch so, wie Einer sagte: „Der Krieg ist in Bismarck's Tasche stecken geblieben."

Es bestand überhaupt keine so gar große Gefahr, daß sich die Herren wieder bei den Haaren kriegen, und die Menschenkinder sich einander morden würden.

Aber wie kann denn so großes Kriegsgeschrei entstehen?

1) Das entsteht, wie anderes Geschrei auch. Der Eine schreit, und da denkt der Andere, er müsse auch schreien.

2) Die Hauptursache des Kriegslärms bestand wohl in dem Verhalten der deutschen Regierung dem Reichstag gegenüber. Bismarck wollte mehr Soldaten und mehr Geld für die Armee. Und er bekam vom Reichstag beides. Die Regierung wollte aber auch, daß diese Bewilligung auf sieben Jahre gelten soll (Septenat) und das bekam sie nicht. Auf drei Jahre wollte der Reichstag bewilligen, und als die Mehrzahl derselben gegen die Regierung stimmte, da löste Bismarck den Reichstag auf.

„Dahinter muß was stecken," sagten die Leute. „Gewiß giebt's im Frühjahr Krieg, sonst wäre die deutsche Regierung nicht so eigensinnig gewesen."

3) Giebt es immer Leute, die es gerne sehen, wenn es Krieg giebt. Solche Leute sind namentlich die Börsen-Spekulanten. Wenn Krieg und Kriegsgeschrei in der Welt ist, läßt sich eher etwas „verdienen," als wenn Ruhe und Friede herrscht.

Steigt nun irgendwo ein kleines Kriegsgerücht auf, so wird dasselbe von solchen Leuten tausendmal vergrößert und in die Welt hinein getragen; denn sie denken: „Im Trüben ist gut fischen."

So glaubt Haus und Herd zum Beispiel ganz bestimmt, daß viele von den letzten „Kriegsnachrichten" von Spekulanten in London, Berlin, Paris und New York fabrizirt wurden.

Die Herren Zeitungsschreiber aber lauschten mit Andacht auf diese Nachrichten, und verfaßten hochweise Artikel über den bevorstehenden Krieg.

Wer jedoch die Geschichte der jüngsten Zeit und die des eisernen Kanzlers ordentlich studirte, der konnte wissen, daß es dies Frühjahr noch nicht zum Treffen kommen wird.

Wenn Bismarck einmal losschlagen will, so läßt er es nicht Monate lang in die Welt trompeten. Darauf verlasse man sich. Das wird, wie Anno 1870, gar rasch und unerwartet kommen.

Die Franzosen aber sind noch nicht fertig zum Losschlagen. Deutschland ist ihnen mit dem Viellader voraus gekommen.

Unterdessen macht man in Europa Versuche mit neuen fürchterlichen Sprengstoffen. Dieselben heißen „Melinit," „Panklasit" und „Roburit." Die beiden erstgenannten sollen etwa hundertmal stärker wirken als Schießpulver. Das Roburit jedoch soll zweihundertmal so kräftig sein als Schießpulver.

Dynamit ist nichts dagegen, es wirkt nur zehnmal so stark als Schießpulver. Platzt aber eine mit Roburit gefüllte Bombe in den Erd- oder Steinbauten einer Festung, so wird gleich ein großes Stück derselben auseinander gerissen. Von Verwundung der Festungssoldaten ist nicht mehr die Rede. Sie werden einfach in Fetzen gerissen.

Fast möchte man wünschen, daß die Erfindung der Mordinstrumente so weit gediehe, daß ein Krieg unmöglich wird.

Einstweilen wird dies ein frommer Wunsch bleiben. Aber einstweilen wird es auch noch nicht zum Kriege kommen.

Sonst und jetzt. Die gute alte Zeit wird täglich von Tausenden wieder herbeigewünscht. Und doch—ist in der guten alten Zeit auch nicht alles Gold, was glänzt.

Wir wollen einmal einen Vergleich hören, der von einem Manne angestellt wurde, welcher sich viele Mühe gab, diese Vergleiche festzustellen.

Der Mann heißt Atkinson und nach seiner Berechnung ergiebt sich, daß im Jahre 1860 (vor dem Bürgerkriege) der gewöhnliche Handwerksgehülfe durchschnittlich einen Tagelohn von $1.68 in Gold verdiente, im Jahre 1885 aber $2.04 in Gold; der geschickte Gewerbsarbeiter aber $2.37 in Gold im Jahre 1860 und $3 im Jahre 1885.

Auf die Frage, wie weit man mit einem Dollar reiche, hat Atkinson durch genaue Vergleiche der Preise von 200 verschiedenen Gegenständen des täglichen Verbrauchs folgende Antwort gefunden: Die Kaufkraft eines Dollars, im Jahre 1860 als 100 angenommen, betrug im Jahre 1865 nur 56.84; im Jahre 1872 nur 74.75; im Jahre 1881 schon 102.97 und in 1885 gar 126.41.

Binnen 25 Jahren hat sich also der durchschnittliche Arbeitslohn um ein Fünftel bis ein Viertel erhöht, während man heute schon für hundert Dollars so viel von nothwendigen, nützlichen und angenehmen Dingen kaufen kann wie im Jahre 1860 für $126.41. Mit andern Worten: heute erhält ein Arbeiter $10 für dieselbe Leistung, welche vor 25 Jahren mit $7.75 bezahlt wurde, und kann für diese $10 eine Summe von Lebensbedürfnissen und Genüssen kaufen, die damals $12.64 gekostet haben würde. Der Unterschied zwischen $7.75 und $12.64 — 63 Prozent — bezeichnet die in diesem Vierteljahrhundert eingetretene Verbesserung der Lebenslage der Arbeiter.

Der Vergleich der Miethspreise, von denen hier nichts gesagt wird, würde wohl zu Gunsten der frühern Zeit ausfallen. Hingegen zeigt sich die allgemeine Besserung der Arbeiterlage in den Geschäften der Sparbanken und der Lebens-Versicherungs-Gesellschaften.

Der eiserne Kanzler hat es den Herren Fortschrittlern(?) wieder einmal gezeigt, wer der Stärkste ist, und wer, wenn es darauf ankömmt, das deutsche Volk auf seiner Seite hat.

Alles, was die deutsche Regierung seit 20 Jahren—und meistens zum Besten des alten Vaterlandes, durchsetzen wollte, haben diese eingebildeten Fortschrittsmenschen opponirt. So auch die Vorlage der Regierung, die Bewilligung für's Heer gleich für sieben Jahre zu machen.

Der alte Reichstag stimmte diese Vorlage nieder, der nach Auflösung des ersteren gewählte neue, wird die Regierung unterstützen, denn das deutsche Volk

hat dafür gesorgt, daß die Anarchisten, Sozial-Demokraten und Ultramontanen nicht mehr die Majorität haben.

Es ist zwar schrecklich, daß solche ungeheuren Heere nöthig sind. Aber nöthig sind sie in Europa so lange, bis die Menschen anders werden.

Einstweilen ist durch die Abstimmung der Friede gesichert, und selbst das französische Volk freut sich darüber.

Zu bedenken ist jedoch, daß auf diesen Sieg der deutschen Regierung die Militair-Aristokratie das Haupt höher emporheben wird als je. Das dürfte Bismarck noch zu schaffen machen. Auch im Elsaß und in Lothringen wird er zu thun bekommen, denn dort ist die Majorität des Volks, wie aus den Wahlen hervorgeht, immer noch gut französisch.

„Die Armee ist die vornehmste aller Institutionen in jedem Lande; denn sie allein ermöglicht das Bestehen aller übrigen Einrichtungen; alle politische und bürgerliche Freiheit, alle Schöpfungen der Kultur, die Finanzen, der Staat steht und fällt mit dem Heer." Also sprach der General-Feldmarschall Graf Moltke in der deutschen Reichstagssitzung, in welcher die Bewilligung für die deutsche Armee berathen wurde.

Er hat, soweit europäische Zustände in Betracht kommen, ein wahres Wort gesprochen. Die europäischen Regierungen brauchen die großen stehenden Armeen, nicht bloß um sich gegeneinander zu schützen, sondern zum Schutze gegen das eigene Volk!

„Mit dem Heer steht und fällt der Staat."

Welch' ein Armuthszeugniß fur die tausendjährige Kultur!

Bajonete stützen den Staat. „Aber auf Bajoneten," hat der Staatsmann Talleyrand gesagt, „läßt sich nicht gut sitzen." Darum auch die fortwährende Unruhe, die stetige Vermehrung der stehenden Armeen, die immer größere Ausdehnung der Militairmacht, und die riesigen Forderungen für dieselbe.

Wenn die Kirche Deutschlands etwas fordert, ach— wie knauserig wird sie behandelt! Sie hat eben keine Macht; sie stützt den Staat nicht.

Wir sind, Gott sei Dank, in den Ver. Staaten noch nicht so weit gekommen. Unser Schutz ist immer noch die Bibel und ihre Lehre. Aber wir haben Acht zu geben, daß uns diese Grundlage nicht abhanden kommt.

Die neue politische Partei, welche kürzlich in Cincinnati gegründet wurde, darf nicht verwechselt werden mit der Arbeiterpartei, an deren Spitze Henry George von New York steht.

Die erstere heißt sich die Union-Labor-Partei und hat im Süden und Westen ihre meisten Anhänger.

Dem Haus und Herd-Mann gelang es, einigemal zu den Verhandlungen Zugang zu erhalten und er muß gestehen, daß er zwischen der neuen Partei und der alten Greenback-Partei nicht viel Unterschied entdecken kann.

Die Partei, an deren Spitze Henry George steht, heißt sich Land- und Labor-Partei.

Die beiden haben durchaus nichts mit einander zu schaffen und werden sich kaum einigen können.

Somit haben wir zwei politische Arbeiterparteien und mit den andern werden etwa fünf Wahlzettel bei der nächsten Präsidentenwahl im Felde sein.

Die Verrohung in Deutschland.—Einen befremdlichen Eindruck machen die von deutschen Zeitungen gelieferten Nachweise über die Verrohung in Deutschland, und dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als der Nachweis geliefert wird, daß diese traurige Erscheinung nicht auf Rechnung eines Nothstandes zu setzen ist, da gerade die auf Armuth zurückzuführenden Verbrechen, wie Diebstahl, eine bedeutende Abnahme erfahren haben. „Nach den seitens des Reichsjustizamtes veröffentlichten vorläufigen Ergebnissen der deutschen Strafrechtspflege im Jahre 1885, sagt die „Kölnische Zeitung," läßt sich die Behauptung von der Verminderung der durch die Noth veranlaßten Vergehen und der Vermehrung der Rohheits- und Unbotmäßigkeitsverbrechen wiederum nur bestätigen. Trotzdem die mitgetheilten Zahlen noch nicht endgültig festgestellt sind, kann mit der größten Bestimmtheit versichert werden, daß die deutsche Kriminalistik sich auch in diesem Jahre wieder in erheblicherem Maße als früher durch Rohheit und Gewaltthätigkeit kennzeichnet. Die Zahl der wegen einfachen Diebstahls verurtheilten Personen beträgt in dem genannten Jahre 69,241, während sie 1882 noch 79,116 betrug; hiernach ist in einem Zeitraume von vier Jahren eine absolute Verminderung von fast 10,000 Verurtheilten eingetreten, d. h. die wegen einfachen Diebstahls verurtheilten Personen weisen einen Rückgang von nahezu einem Achtel der absoluten Größe auf. Dies ist ungemein bedeutungsvoll und die nüchterne zahlenmäßige Feststellung beweist besser als spaltenlange Ausführungen, daß in den Erwerbsverhältnissen seit 1882 eine Besserung, und zwar eine ständige eingetreten ist; denn anders läßt sich die fortschreitende Minderung nicht erklären. Die rückläufige Bewegung ist nicht nur bei den relativ leichtesten Diebstahlsfällen eingetreten, sondern auch bei dem schweren Diebstahl und überhaupt bei allen Gesetzesverletzungen, welche durch wirthschaftliche Nothlage hervorgerufen werden. Dem gegenüber heben wir hervor, daß im Jahre 1885 nicht weniger als 18,620 Personen wegen einfacher Körperverletzung verurtheilt wurden, gegenüber 16,527 im Jahre 1882. Noch schlimmer ist aber die Steigerung bei den gefährlichen Körperverletzungen. Hier weist das Beobachtungsjahr ein Mehr von 13,158 Verurtheilungen auf, 51,449 gegenüber 38,201, während die sogenannten schweren Verletzungen von 573 auf 663 gestiegen sind. Deutlicher läßt sich die Zunahme der Rohheit in Deutschland nicht nachweisen, als durch diese Ziffern. Freilich enthüllen uns dieselben nicht etwa eine ganz neue und unerwartete Thatsache. Im Gegentheil, seit Jahren wird dieselbe beobachtet, wird mit ernsten warnenden Worten auf sie aufmerksam gemacht, seit Jahren wird der Staat und die Gesellschaft, die Rechtspflege und die Verwaltung in eindringlicher Weise beschworen, diese unheimliche Verrohung nicht weiter fortschreiten zu lassen.

„Ohne hier auf eine genaue Angabe der für die Zunahme der Körperverletzungen maßgebenden Gründe eingehen zu wollen, glauben wir doch von einem Hinweis auf die wichtigsten nicht Abstand nehmen zu können. Wir machen für diese betrübende Erscheinung in erster Linie die unmäßige Schnappssauferei verantwortlich, welche von Tag zu Tag zunimmt und mehr und mehr in eine Völlerei ausartet, wie sie die Geschichte noch selten wüster und brutaler gesehen hat. Wir machen dafür in zweiter Linie die Milde der Strafrechtspflege verantwortlich, welche leider immer noch nicht die nothwendige Thatkraft besitzt, um den Ausbrüchen der Rohheit entschlossen zu Leibe zu gehen. Anstatt, daß die Ergebnisse der Statistik die Gerichte aus ihrem gewohnheitsmäßigen Strafmaß aufrütteln und sie bewegen sollten, gegen diejenigen, welche eine gefährliche Körperverletzung verübt haben, mit der äußersten Strenge vorzugehen, bleiben sie gänzlich unbeachtet, und wird einmal, wie dies vor wenigen Monaten in dieser Zeitung geschah, auf die-

sen Mißstand hingewiesen, dann erheben unverständige Blätter den Vorwurf, man wolle den Gang der Rechtspflege beeinflussen.

Es ist eine traurige Betrachtung, daß das Schwert der Gerechtigkeit stumpf und rostig zu sein scheint und deßhalb auch nicht im Stande ist, sich den Uebelthätern fühlbar zu machen. Wer die anhaltende Zunahme der Körperverletzungen mit der Schlaffheit der Strafurtheile vergleicht, wer beobachtet, wie oft die abscheulichsten Rohheiten mit wenigen Monaten bestraft werden, weil das Gericht dem Verbrecher die Trunkenheit als mildernden Umstand gelten läßt, der muß unwillkürlich mit Spielhagen fragen: „Was will das werden?" Es ist Zeit, daß eine Aenderung in dieser Beziehnng eintritt, sonst könnte der Nothschrei der den Angriffen fast schutzlos preisgegebenen Bevölkerung ein energisches Einschreiten des Staates unmittelbar erfordern."

Offene Post.

„Zur rechten Erholung wird uns Haus und Herd." Also schreiben Leser aus verschiedenen Gegenden.

Gott sei Dank dafür. Es kann mir keine größere Freude bereitet werden, als die, zu wissen, daß sich die Leser in Haus und Herd Geist und Gemüth erfrischen und neue Kraft für des Lebens Kampf daraus herauf holen.

Eingebildete. Es giebt überall eingebildete Leute, und wir müssen so gut mit ihnen auskommen als möglich.

Dies ist der erste Rath, welchen wir den Mitgliedern jenes Vereins ertheilen, der um ein Recept gegen die Krankheit der Einbildung frägt.

Sodann muß man unter den Patienten unterscheiden lernen, und sie darnach behandeln.

1. Es giebt Menschen, die beinahe nichts verstehen und können und doch mit dem Wahn geplagt sind, daß sie so ziemlich Alles fertig bringen können und wenigstens ebenso gut in der Stelle des Nachbars taugen als er.

Solchen mit dem Größenwahn geplagten Nichtswissern und Nichtskönnern muß man hie und da, ohne die christliche Liebe zu verletzen, die Wahrheit sagen. Vielleicht hilft's. Wenn es aber nichts hilft, so schaffe man sich dieselben vom Halse, und lasse sie mit ihrem Größenwahn in die große Welt gehen. Die ist in solchen Fällen eine gute Lehrmeisterin.

2. Es giebt aber auch Leute, die in dem und jenem Fach sehr Gutes leisten, sich aber einbilden, auch auf einem andern Gebiete sich auszeichnen zu können, was doch nicht der Fall ist. Solches mag manchmal ganz tüchtigen Menschen passiren.

So z. B. glaubte Friedrich der Große, der gewiß ein großer Feldherr und Staatsmann war, er sei auch ein großer Dichter. Und Voltaire, sein Freund, der ein tüchtiger Schriftsteller war, meinte, auch ein großer Staatsmann zu sein. Ueber die Verse des großen Königs aber sagt Voltaire, daß die Hühner darüber zu Grunde gehen, und der Staatsweisheit des Voltaires stellt der alte, mächtige Fritz das Zeugniß aus, daß nur ein Ochs auf solch' hirnverbrannte politische Einfälle kommen könne, wie der ausgezeichnete Dichter Voltaire.

In meiner Jugend kannte ich einen der ausgezeichnetsten Lehrer, die mir je begegneten. Er hätte im Lehrfach gewißlich Großes geleistet. Meinte aber, zum Redakteur geschaffen zu sein, wozu er doch schon wegen seiner Einseitigkeit und Steckenpferd-Reiterei durchaus nicht taugte. Die wohlgemeintesten Vorstellungen nützten jedoch nichts. Er wurde Redakteur und ging an dieser Einbildung elendiglich zu Grunde.

Vielleicht können welche aus dieser Klasse kurirt werden, wenn man ihnen beständig recht viel in dem Gebiet zu thun giebt, wo sie wirklich etwas leisten können.

So erzählte mir einmal ein Redakteur, er habe einen tüchtigen Schuster, der sich einbildete, ein Hans Sachs zu sein, und die Redaktionsstube mit schlechten Versen überschwemmte, dadurch kurirt, daß er (der Redakteur) dem Schuster aufgab, für die Abtheilung „Gemeinnütziges" sechs kurze Artikel über „Schuhwerk" zu schreiben.

An der Prosa über „Leder, Leist und Schuh" erkannte der begabte Meister, welch' elende Gedichte er geliefert hatte.

„Ein Jeder sehe, wie er's treibe,
Ein Jeder sehe, wie es geh'.
Und Eines schickt sich nicht für Alle."

Was das Dor'le für Haus und Herd schreibt, wird von Hunderten Frauen und Mädchen gerne gelesen. So sagen viele Zuschriften. Möchte das Gelesene auch viel praktischen Nutzen und Segen schaffen.

Kurze, inhaltsreiche Artikel, die 700 bis 1500 Worte enthalten, den Geist bereichern und die Seele erbauen, sind am willkommensten. Lange Abhandlungen, die vier bis sieben Seiten füllen würden, kann Haus und Herd nicht verwerthen. Nur bei interessanten, erbaulichen Erzählungen lassen sich die Leser manchmal die „Länge" gefallen.

Die Kinder den Eltern. In letzter Zeit haben wir mehrere Briefe erhalten, die also anfingen: „Ein junges Mädchen," „ein junger Mann wünscht den Eltern in Deutschland Haus und Herd zu senden." Alsdann folgen die Adressen und die Bestellung.

Dankbare Kinder das! Dankbarer, als man sie heutzutage gewöhnlich findet. Der Eltern Segen wird solchen Kindern Häuser bauen.

Ist denn das Papier so fürchterlich theuer? Also frage ich oft, wenn Sachen zum Druck kommen in einer Handschrift, die so zusammen gepreßt ist, daß man meint, eine beschriebene Zeile sei nur ein einzig langes Wort. Warum denn nicht ein Blatt Papier mehr gebrauchen und so schreiben, daß es Andere auch lesen können ohne sich die Augen „auszugucken?"

Angenommene Artikel: Die Schriftsprache. — Kuriositäten aus den ersten Präsidentenwahlen. — Hervorragungen an der Sonne. — Feindliche Gegensätze. — Unsere Lebensweise. — Die Runenschrift. — Wie es einem Pastor aus dem Hinterwalde mit laxer Moral im Osten erging. — Krankenpflege in China. — Zur Geschichte der Bäckerkunst. — Selbstinteresse.



Am Büchertisch.

☞ Alle hier besprochenen Bücher können von Cranston & Stowe bezogen werden, sind jedoch nicht in edem Falle vorräthig.

Der Familienfreund, St. Paul und Minneapolis. Frisch und munter, wie es dem Nordwesten geziemt, kommt dieses Blatt auf unsern Tisch und schaut mit seinem schönem Druck recht freundlich d'rein.

Es ist, wie es sich nennt — ein Familienfreund, welcher die lieben Deutschen dahin weisen will, wo es ihnen in Wahrheit wohl wird.

Die Redakteure, Rev. Fr. Kopp und Rev. G. E. Hiller, haben gleich in der ersten Nummer viel Geschick bewiesen, und ihr Fleiß hat eine sehr anziehende Zeitung hervorgebracht.

Glück und Heil auf den Weg! Und möge der Familienfreund viel tausend Freunde erwerben.

The Heretic Priest und andere Erzählungen der Reformation der Niederlande und Deutschlands. Dem Holländischen entnommen. Preis $1. Im Verlag von Phillips & Hunt, New York, Cranston & Stowe, Cincinnati.

Erzählungen aus der Reformationszeit sind meistens interessant. Namentlich zieht uns der langjährige Kampf der Niederländer um ihre Religionsfreiheit an.

Das vorliegende Buch enthält eine treffende Auswahl. Einige dieser Erzählungen haben wir schon früher den Lesern unseres Haus und Herd vorgeführt.

Horn's Geschichten: No. 150, Theobald. Eine Erzählung aus den Sachsenkriegen im 8. Jahrhundert von Ottokar Schugg. No. 151, James Garfield. Ein Lebensbild von Ottokar Schugg. No. 152, Der Geusenpfennig. Eine Antwerpener Geschichte aus der Zeit der niederländischen Befreiungskämpfe, von J. Bonnet. No. 153, Die Chinesenflotte. Eine Geschichte von den Sulu-Inseln und der Insel Celebes, von J. Bonnet.

Es freut uns jedesmal, neue Bücher dieser Volks- und Jugend-Bibliothek in die Hand zu bekommen. Sie sind frisch und gut, in ächtem Volkston geschrieben; von christlichem Geiste durchdrungen und — was eine Hauptsache ist — unterhaltend.

No, von Rose Terry Cooke. Preis 80 Cts. Im Verlag von Phillips & Hunt, New York; Cranston & Stowe, Cincinnati.

Das Nein — sagen ist eine Kunst, die auch gelernt sein will. Sehr oft soll und muß man diese Kunst üben. Manchmal auch nicht. Wie zu dem Bösen — nein, und so oft das Gute an uns herantritt ja gesagt werden soll, das lehrt uns diese unterhaltende Erzählung.

Ombер Star and A Fair Half-Dozen von Mary Lowe Dickinson. Preis $1.25. Im Verlag von Phillips & Hunt, New York; Cranston & Stowe, Cincinnati.

Eine sehr belehrende und gediegene Erzählung, die in vielen Stellen für die jugendlichen Leser fast zu schweres Geschütz aufführt.

Essays Reviews and Discourses; Statements: Theological and Critical von Daniel D. Whedon, D. D., redigirt von seinem Sohn, Rev. J. S. Whedon, M. A. und seinem Neffen, Rev. D. A. Whedon, S. T. D., in zwei Bänden. Preis $2, im Verlag von Phillips & Hunt, New York; Cranston & Stowe, Cincinnati.

Dr. Whedon, der frühere Redakteur „Quarterly Review," war einer der größten Theologen des Methodismus, ein Kritiker, wie man solche selten trifft, und ein unabhängiger, tiefer Denker.

In diesen Bänden sind seine Abhandlungen zusammen gestellt. Dieselben handeln über die Lehren, Einrichtungen und Gebräuche des Methodismus. Ueber Unglaube und Aberglaube, Arminianismus, das Millennium, Antropologie rc. rc. Für Prediger—ein sehr werthvolles Werk.

Sonntagsgruß für die deutsche Jugend von C. Mink. Verlag der Expedition des „Deutschen Kinderfreundes," Hamburg.

Eine sehr schön ausgestattete Kinderschrift, redigirt von einem Manne, den Gott dazu erkoren, für's Volk und die Jugend zu schreiben.

Jauchzet Gott in allen Landen, Festgesang auf das heilige Osterfest für gemischten Chor. Componirt von C. Wonneberger. Verlag der Pilger-Buchhandlung. Preis: einzeln 25 Cts., das Dutzend $1.75.

Herr Wonneberger versteht es, gut und populär zu componiren. Das Letztere ist für die meisten Gesang-Vereine von großer Wichtigkeit. Auch die vorliegende Composition hat diese beiden Eigenschaften. Wir empfehlen dieselbe auf's Beste.

Out of the Toils. Eine Temperenz-Geschichte von John W. Spear. Preis $1.25. Verlag von Phillips & Hunt, New York, Cranston & Stowe, Cincinnati.

Diese Erzählung sollte von Tausenden jungen und alten Leuten gelesen werden. Sie ist packend, wahr und nützlich.

Trost in Leiden. Gesang für eine Singstimme mit Pianoforte- oder Harmonium-Begleitung arrangirt. Worte von Theodor Odinga. Commissions-Verlag von Joh. Shergens in Bonn.

Ein einfaches, aber inniges Lied. Dasselbe läßt sich von der Melodie und Begleitung sagen.

Parliamentary Practice von Rev. J. B. Neely, D. D., 10 Cts. in Papier, 25 Cts. in Tuch. Phillips & Hunt, New York, Cranston & Stowe, Cincinnati.

Ein sehr nützliches Büchlein, verfaßt von einem Mann, welcher die Debattirkunst versteht und „Parlaments-Regeln" tüchtig studirt hat.



WALDGESANG.

[redacted] Volk hergestellt wird, so muß es | Eigenschaftswort hat noch einen engeren Sinn.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. Mai 1887. Fünftes Heft.



Waldgesang.

(Zum Titelbilde.)



O Waldesnacht!
O Blätterpracht!
Du grüner Bergesrücken!
Wenn ich ein munteres Vöglein wär,
Ich tauchte mich in das grüne Meer
Mit jubelndem Entzücken.

Ein jeder Baum,
Ein grüner Traum
Der Frühlingsnacht, der grünen,
Und gleich geflügelten Engelein,
So schweben mit süßen Melodein
Die Vöglein unter ihnen.

Und Blatt für Blatt,
Ob rauh, ob glatt,
An Kräutern, Busch und Halmen,
Das müssen Beterzungen sein,
Und fährt der Hauch des Herrn darein,
So klingt's wie lauter Psalmen!

A. Schwartzkopf.

Gedanken über ein kirchliches Gesangbuch.

Editor.

I.

Schon der Ausdruck „kirchliches Gesangbuch" weist darauf hin, was das für ein Buch sein soll, welches diesen Titel trägt.

1. Es soll ein **Volksbuch** im allerbesten Sinn des Wortes sein. Das christliche Volk sucht in einem Gesangbuch Erbauung, Glaubensstärkung, Trost und Erhebung des Gemüths. Es verlangt in Freud' und Leid', an Sarg und Grab, wie bei Freudenfesten ein Lied, das verstanden wird, vor allem aber Herz und Gemüth ergreift und im Ganzen so gehalten ist, daß es nach Text und Melodie Eigenthum des Volkes werden kann.

Weil nun ein kirchliches Gesangbuch namentlich für das Volk hergestellt wird, so muß es auch ein billiges und leicht zu handhabendes Buch sein, so daß es der ärmste Mann erwerben und leicht zur Kirche und von derselben nach Hause bringen kann.

„Denkt an unsere armen Taglöhner und Mägde," sagte jedesmal ein Mitglied des Committees, welches das ausgezeichnete würtembergische Gesangbuch zusammenstellte, so oft ein Versuch gemacht wurde, die Sammlung bedeutend zu erweitern und darum auch zu vertheuern.

2. Das Eigenschaftswort „**kirchlich**" bedeutet nicht blos, daß man in einer solchen Sammlung den allgemein geltenden kirchlichen Ton sucht.

Daran ist zwar festzuhalten. Aber jenes Eigenschaftswort hat noch einen engeren Sinn.

Es weist darauf hin, daß man von einem kirchlichen Gesangbuch die Wiederspiegelung der Glaubensauffassung, der christlichen Erfahrung und des ganzen kirchlichen Gepräges derjenigen Kirchengemeinschaft erwartet, für welche die betreffende Sammlung bestimmt ist.

Freilich findet sich in den verschiedenen christlichen Bekenntnissen und kirchlichen Gemeinschaften viel Gemeinsames, und eben deshalb trifft man auch in allen Gesangbüchern auf eine große Anzahl ein und derselben Lieder.

Dahingegen verleugnet sich auf dieser gemeinschaftlichen Bahn nirgends die in Sonderheit eingeschlagene kirchliche Richtung, welche auch in der Anlage und Ausführung eines kirchlichen Gesangbuchs gleichsam zur Darstellung kommen muß, soll die Sammlung in Wahrheit den Namen kirchlich verdienen.

Vor mir liegen etwa 20 Gesangbücher verschiedener kirchlicher Benennungen, die sämmtlich Zeugniß dafür ablegen, daß sie ganz gestrenge von dem **betreffenden kirchlichen Standpunkt** aus abgefaßt wurden, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, ob die betreffende Liedersammlung von andern kirchlich genannt wird, oder nicht.

Der Hochkirchliche, welchem kirchliche Einrichtungen als Richtschnur gelten, hat sein Gesangbuch so zu sagen dem Kirchenjahr gemäß angelegt und versieht von diesem Standpunkt aus auch den Inhalt. — Der orthodoxe Lutheraner stellt so viele objektive Lieder als möglich zusammen. — Der rationalistische Protestanten-Vereinler greift mit Vorliebe zu moralisirender Kirchenpoesie.—Diejenigen Kirchengemeinschaften aber, die auf persönliches Erfassen des Heils dringen, thun diese Richtung auch in ihren Gesangbüchern kund.

Von diesem speciell kirchlichen Standpunkt, und nicht von andern Gesichtspunkten aus muß beurtheilt werden, ob dieses oder jenes Lied kirchlich ist oder nicht.

Was zum Beispiel dem Herrnhuter als ächt kirchlich erscheint, wird vielleicht vom hochkirchlichen Lutheraner Ketzerei genannt. Und — beide sind zu ihrem Standpunkt berechtigt. Die moralisirenden Lieder des deutschen Rationalismus nehmen sich in manchen Gesangbüchern aus wie schöne Eisgebilde in Tropenländern, und doch passen diese Lieder zum rationalistischen kirchlichen Standpunkt.

Kürzlich hat es ein engherziger, hochkirchlicher Kritiker bitter getadelt, daß das innige Lied Spittas „Nimm Jesu meine Hände" in ein Gesangbuch aufgenommen worden, weil es, wie er meinte, gänzlich „unkirchlich sei." Man antwortete ihm: Da, wo das Lied in den Hauptgottesdiensten gesungen werde, sei es im besten Sinn des Wortes kirchlich.

Diese Antwort ist richtig. Jeder muß sich bei Beurtheilung seines kirchlichen Gesangbuchs auf seinen kirchlichen Standpunkt stellen.

Der deutsch-amerikanische Altlutheraner frägt nicht darnach, was die Unionskirche Deutschlands kirchlich nennt. Und wenn der Methodist die Lieder in seinem Gesangbuch beurtheilt, so frägt er nicht, was man etwa in Preußen, Württemberg oder Baden unter dem Begriff „kirchlich" versteht, sondern **für ihn ist das kirchlich, was methodistisch ist,** das heißt, was zu der in seiner Kirche geltenden Auffassung paßt.

Mit dieser Frage über die in einem Gesangbuche ausgeprägte Kirchlichkeit hängt auch die Anzahl und Mannigfaltigkeit der Lieder zusammen, die wir in einem Gesangbuch suchen. Eine Kirchengemeinschaft z. B., die nur am Sonntag Vormittag Gottesdienst hat, kann mit viel geringerer Lieder-Mannigfaltigkeit auskommen, als eine andere, die jeden Tag der Woche das Gesangbuch benützt. Jene mag dem sogenannten historischen Recht Rücksicht schenken und alle Verse der Lieder einsetzen; diese wird um der Mannigfaltigkeit willen abkürzen müssen.

3. **Gesang**buch heißt die Liedersammlung, die wir dem Volk zum kirchlichen Gebrauch in die Hand geben. Daraus ergiebt sich, daß die Lieder gesungen werden sollen; man also in erster Linie kein Andachtsbuch zum Lesen sucht, und in der Auswahl Rücksicht darauf zu nehmen ist, daß die Lieder vom Volk gesungen werden können.

II.

In Unterhaltungen, Correspondenz und umfassender Lektüre über Gesangbücher bin ich so oft auf zwei Ausdrücke gestoßen, daß ich nicht umhin kann, Einiges darüber hier einzuschalten.

Der eine Ausdruck heißt—„Klassischer Schatz deutscher Kirchenlieder;" der andere—„Historisches Recht."

1. Nehmen wir das Wort **„klassisch"** zuerst vor.

Kaum giebt es ein mißhandelteres Wort als dieses. Will Jemand etwas recht Vornehmes, Hochtrabendes sagen, oft ohne tieferes Verständniß von der Sache zu besitzen, so sagt er „klassisch." Hat Jemand ein absprechendes Urtheil abzugeben, so sagt man „unklassisch." Damit ist's aber noch lange nicht abgethan.

Was meint denn dies Wort klassisch? Dies Wort kommt offenbar von Klasse her.

Klassische Schriftsteller und Lieder sind solche, die in die erste Klasse gehören. Der klassische Schatz deutscher Kirchenlieder wäre also der mustergiltige Liederschatz.

Nun ist es ja wahr, daß es eine ganze Anzahl deutsche Kirchenlieder giebt, die nach Form und Inhalt mustergiltig sind, und diese sind auch insgesammt in den meisten Gesangbüchern eingeschaltet.

Wird aber der höchste Maßstab der Mustergiltigkeit angelegt, so finden sich solche klassische Lieder in der deutschen Hymnologie lange nicht so häufig wie man oft meinen sollte, wenn man den und jenen über den ungeheuren Schatz klassischer deutscher Kirchenlieder sprechen hört.

Der „Schatz“ ist groß, so viel ist an solchem Gerede wahr, aber wirklich ächte Perlen erster Klasse findet man doch nicht bei den Hunderten und Tausenden.

Nachdem ich mich in den letzten Jahren sehr viel und eingehend mit der deutschen Hymnologie beschäftigt, bin ich bereit zu beweisen, daß dem strengsten Maßstab der Klassizität gemäß durchaus nicht solche Menge deutscher Kirchenlieder „klassisch“ genannt werden können, wie man oft annimmt, und daß die besten deutschen Gesangbücher, was poetisch-literarischen Werth betrifft, gar manche Produkte zweiter, dritter und vierter Klasse enthalten.

Der Natur der Sache nach ist es auch gar nicht anders möglich. Ein Gesangbuch hat dem betreffenden kirchlichen Bedürfniß entgegenzukommen, und diesem Zweck zu entsprechen, muß man nehmen, was vorhanden ist, und das ist nicht immer „erster Klasse.“

Von diesem Standpunkt aus ist das Kirchenlied mustergiltig, welcher bei literarisch-poetischer Brauchbarkeit dem betreffenden Zweck entspricht, Herz und Gemüth des Volkes erfaßt und von demselben gesungen werden kann.

Ist nun bei der Fertigstellung eines Gesangbuches dieser Gesichtspunkt betreffs der deutschen Hymnologie festzuhalten (und derselbe ist thatsächlich bei allen deutschen Gesangbüchern festgehalten), so sollte der gleiche Maßstab auch an die Lieder-Uebertragungen aus andern Sprachen angelegt werden. Das heißt, man darf von solcher Uebertragung wenigstens nicht mehr fordern, als von vielen Originalen. Wie nicht alle deutsche Lieder Perlen erster Klasse sind, so können auch nicht alle Uebersetzungen erster Klasse sein.

Daß auf amerikanischem Boden namentlich solche deutsche Kirchengemeinschaften, die einer englischen Denomination entwachsen, oder mit derselben enge verwandt sind, sich die englische Hymnologie zu nutze machen sollten, das l: so sehr in der Natur der Sache, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Es wird zwar manchmal behauptet, es fänden sich in dem „unerschöpflichen Perlenschatze deutscher Hymnologie“ jedesmal gerade solche Lieder, die man zum Beispiel aus dem Englischen zu entnehmen gedenkt.

Solche Redensart ist eine Uebertreibung, und ich habe schon oft den vergeblichen Versuch gemacht, von solchen, die dergleichen behaupteten, deutsche Lieder genannt zu hören, die das enthalten, was englische Hymnen bieten, deren Uebersetzung als wünschenswerth erschien.

Dichter verschiedener Länder sind Kinder ihres Volkes und ihrer Kirche und werden sich demgemäß verschiedenartig entwickeln, was selbstverständlich ihre Produktionen beeinflußt.

Charles Wesley und Isaak Watts bekunden ebenso hohe poetische Begabung wie Paul Gerhard und Albert Knapp. Es wäre Thorheit, wollte sich die Kirche nicht gegenseitig mit den besten Erzeugnissen anderer Nationen bereichern.

In allen englischen Gesangbüchern finden sich Uebersetzungen einer Anzahl deutscher Kernlieder. Und wenn diese Uebersetzungen in unsern deutschen Ohren auch nicht so gut klingen wie die Originale, so bereichern sie die englische Sammlung dennoch.

In ähnlicher Weise werden auch deutsche Gesangbücher durch Uebersetzung englischer Lieder bereichert. Nur muß man an diese Uebersetzungen nicht übertriebene Ansprüche stellen und verlangen, daß sie gerade so gut klingen wie das Original, oder an Werth ebenso hoch stehen, wie ein deutsches Kernlied erster Klasse; während man doch zur Befriedigung des Bedürfnisses gezwungen ist, deutsche Kirchenlieder zweiter, dritter und vierter Klasse zu benützen.

Auch darf an die Uebersetzung nicht das Ansinnen gestellt werden, einerseits wortgetreu dem Original zu folgen, und andererseits im Hochschwung erhabenster Poesie einherzufahren. Das wäre gerade, als wenn man Jemand in eine Zwangsjacke schnürt und ihm alsdann sagt: „So, mein Lieber, jetzt fliege gen Himmel.“

Jede einigermaßen genießbare Uebersetzung ist, so zu sagen, ein neues dichterisches Produkt. Und—Dichter müssen Licens haben.

2. **Unter historischem Recht** versteht man den Anspruch, den ein Lied macht, unverkürzt und so, wie es der Verfasser geschaffen, im Gesangbuch eingeschaltet zu werden.

Handelt es sich darum, eine Liedersammlung für die Bibliothek und zum Lesen herzustellen,

so hat das historische Recht allerdings Ansprüche.

Aber wir stellen uns unter einem Gesangbuch ja ein handliches, billiges, dem kirchlichen Bedürfniß entsprechendes Volksbuch vor, dessen Lieder gesungen werden sollen.

Deßhalb müssen wir auch diesen Maßstab vor Allem geltend machen. Wenn alsdann das sogenannte historische Recht nicht immer zu seinem Recht kommt, so muß es eben dringenderen Rücksichten weichen.

III.

Die Melodie spielt in einem **Gesangbuch** eine große Rolle. Und wird die Aufgabe gestellt, ein Text-Melodienbuch zu verfassen, so ist diese Rolle eine zwiefach große.

Es handelt sich alsdann nicht blos darum, wirklich gute, singbare Weisen zu finden, sondern auch darum, gleich von vornherein darauf bedacht zu sein, daß das Text-Melodienbuch nicht zu umfangreich wird. Wäre die mit Noten versehene Ausgabe zu groß, so würde sie zu theuer und zu unhandlich, und der Zweck würde verfehlt, welcher darin besteht, daß womöglich die Mehrheit der anbetenden Gemeinde das Text-Melodienbuch gebraucht.

1. **Singbare**, vom ganzen Volke singbare Melodien sind ein Haupterforderniß.

Da muß nun leider gesagt werden, daß manche deutschen Choräle in Amerika, wo man eben keine Schulmeister hat, die den Schulkindern die schweren Sachen während der Woche eingeigen, nicht von der Gemeinde gelernt werden, also nie ihren eigentlichen Zweck erfüllen.

Niemand kann ein größerer Verehrer des deutschen Chorals sein als ich. Ich wünschte, wir könnten jeden einzelnen auf amerikanischem Boden für die Gemeinde verwerthen. Aber es ist unmöglich.

„Und doch möglich," höre ich sagen.

Nun — wo ist es denn je möglich geworden? Dutzendemal ist es mir selbst in reformirten, unirten und lutherischen Kirchen, und zwar auch da, wo ganz tüchtige Kirchenchöre existirten, schon vorgekommen, daß der Organist eine herausgelesene Liednummer mit der Bemerkung zurückgab: „Bedaure sehr, dieses Lied kann die Gemeinde nicht singen, bitte, ein anderes zu wählen."

Noch ein Beispiel aus vielen: Es ist nicht sehr lange her, da sprachen wir mit einem wackeren Musikprofessor über diesen Punkt. Der gute Mann behauptete steif und fest, seine Gemeinde sänge jeden Choral, daß es eine Art habe, wobei unter Anderm die gerade nicht sehr schwierige Melodie auf das Lied — „O, daß doch bald ein Feuer brennte" rc. benamt wurde. Kaum war die Behauptung recht verklungen, als bei einem Festgottesdienste im selben Städtchen der Prediger das nämliche Lied ausgab. Der liebe Professor spielte und sang aus Leibeskräften. Die Gemeinde und selbst die hochbegabten Zöglinge hörten meistens zu.

Nach dem Gottesdienst fragte man den begeisterten Musikprofessor, wie denn die Melodie No. 180 gegangen sei.

„Famos," rief er; denn der Gute hatte ob seiner Löwenstimme gar nicht wahrgenommen, daß neunzehntel der Gemeinde stumm gewesen.

Man behaupte getrost das Gegentheil — wir haben doch mit der Thatsache zu rechnen, daß manche Choräle nie zum Gemeindegesang taugen werden.

Auch ist die Thatsache nicht zu übersehen, daß nach Vorgang amerikanischer und englischer Gemeinden leichtere, aber sehr gute aus den „Meistern" auserwählte Melodien sich schon in vielen deutsch-amerikanischen Gemeinden Eingang verschafft haben. Und diese Melodien werden in der Zukunft noch viel Boden gewinnen.

Sollten solche Meistermelodien weniger klassisch sein als der Choral?

2. **Nicht zu umfangreich** darf das Text-Melodienbuch sein, soll es wirklich brauchbar werden. Das letztere ist aber nur der Fall, wenn es handlich und nicht zu theuer ist, und die Melodie gleich neben dem betreffenden Lied steht, denn, wenn man meistens auf andere Seiten für die Musik verweisen muß, so wird ja „der Zweck der Noten" nicht erreicht.

Zur Herstellung eines zweckmäßigen Text-Melodienbuchs gilt es deßhalb vor Allem, die Anlage des Buches so einfach als möglich zu machen. Bei sechszig oder siebenzig Unterabtheilungen wäre ein praktisches, zweckentsprechendes Gesangbuch mit Noten eine Unmöglichkeit, weil Lieder eines und desselben Versmaßes oder gar einer und derselben Melodie sich auf zu viele Abtheilungen vertheilen, und somit zu viele Melodien - Wiederholungen oder Hinweisungen stattfinden müßten.

Jede Abtheilung vermehrt die Schwierigkeit der praktischen, brauchbaren Ausführung, und schon deßhalb, nebst andern Gründen, ist eine einfache Inhalts - Eintheilung bei Weitem vorzuziehen.

* * *

Gedanken nannte ich obige Thesen. Wer daraus schlösse, als seien dieselben in der Geschwindigkeit nur so hingeschüttelt worden, würde sich sehr täuschen. Nie habe ich einer kirchlichen

Frage so viel Zeit und Kraft gewidmet als dieser Gesangbuchsfrage. Seit Jahren suchte ich mittelst Lektüre, Correspondenz, Unterhaltung und Beobachtung über jeden einzelnen Punkt belehrt zu werden, und die obigen Sätze sind das Ergebniß ernster Arbeit, reiflichen Nachdenkens, vielfacher Nachfrage und einer nicht geringen Erfahrung.

Der Tempelplatz in Jerusalem — sonst und jetzt.

Dem Namen nach ist der jüdische Tempel in Jerusalem, den Salomo erbaute, den Nebukadnezar zerstörte, den Jesus Christus wiederholt betreten hat, einem jeden Leser dieses Blattes von Jugend auf wohlbekannt. Würden wir aber die Einzelnen fragen, welches Bild sie sich von der Gestalt und von der Einrichtung dieses berühmten Bauwerks des alten Orients machten, so würde uns vielleicht jede Antwort, soviel wir deren erhielten, einen besonderen Entwurf dieses Heiligthums darbieten. Nur in dem einen Punkt würden wahrscheinlich alle übereinstimmen, daß das Gebäude selbst als recht groß und seine Ausführung und Ausschmückung als recht prächtig und kostbar zu denken sei.

Diese Auffassung liegt ja außerordentlich nahe, denn wir sind sofort geneigt, uns einen Gegenstand, der in der Geschichte eine große Bedeutung erlangt hat, selbst wenn dieses nur um seines inneren Werthes willen der Fall gewesen ist, auch in seiner äußeren Erscheinung als groß und prächtig vorzustellen.

Der letzte Tempel der Juden in Jerusalem, dessen Bau nicht lange vor der Zeit Jesu von Herodes dem Großen begonnen wurde, ist nach den übereinstimmenden Nachrichten des Alterthums allerdings ein mit verschwenderischer Pracht ausgestatteter Bau gewesen. Nicht aber kann das von demjenigen Heiligthum gesagt werden, das die aus dem babylonischen Exil zurückkehrenden Juden unter der Leitung des Davididen Serubabel errichteten.

Der älteste Tempel, der von Salomo erbaut wurde, war für seine Zeit gewiß ein Werk, das das Volk Israel mit Staunen und Bewunderung erfüllt hat; ob es jedoch unserm Geschmack und unserm Ideal von Schönheit entsprechen würde, diese Frage muß eher verneint als bejaht werden. Freilich befinden wir uns bei der Aufgabe, eine Reconstruktion des salomonischen Tempels zu versuchen, in nicht geringer Verlegenheit, da die Mittel der Anschauung, die wir zu diesem Zweck verwerthen können, sehr gering sind.

Die Anlage egyptischer und assyrischer Tempel, mit der uns die Forschungen der letzten Jahrzehnte in überraschendem Grade bekannt gemacht haben, ist für den Bauplan des Salomo nicht maßgebend gewesen. Vielmehr waren es phönizische Künstler und Handwerker, die den Tempel dieses Königs entworfen und ausgeführt haben, natürlich nach phönizischen Vorbildern. Aber von der Anlage und der Einrichtung phönizischer Tempel haben wir bis zur Gegenwart eine nur recht mangelhafte Kenntniß.

Jeder Reconstruktion eines alten Bauwerkes in Jerusalem steht außerdem die nur mühsam zu überwindende Schwierigkeit entgegen, daß die Oberflächengestaltung des Bodens dieser Stadt im Laufe der Jahrhunderte einen ungeheuren Wechsel erfahren hat.

Während der jungfräuliche Baugrund entweder der völlig nackte oder der nur mit einer dünnen röthlichen Lehmschicht überzogene Felsen war, tritt dieser heutigentags dem Auge nur an wenigen hochgelegenen Stellen des Ortes unmittelbar an der Oberfläche entgegen. Die Mulden und Thäler sind durch Erd- und Schuttlager in einer Höhe von fünfzehn, ja dreißig Meter für den Blick vollkommen unkenntlich gemacht und verschwunden.

Die alten Bauten wurden aber, wie sich von selbst versteht, nicht nur auf den Felsen gegründet, sondern es mußte auch ihre Anlage nothwendigerweise nach der von der Natur gegebenen Oberflächengestaltung des Felsens eingerichtet werden. Man darf daher, will man sich die Lage des salomonischen Tempels vorstellig machen, nicht ohne Weiteres die heutige Fläche des Haram esch-Scherîf dem Bilde zu Grunde legen, sondern muß zunächst darüber Gewißheit zu erlangen suchen, welches die ursprüngliche Gestalt dieser Höhe gewesen ist.

Diese vor allem Anderen nothwendige Belehrung über die Veränderung des Grundes, auf dem der jüdische Tempel gestanden hat, liefert uns eine Vergleichung der drei gegebenen Bilder in sehr deutlicher Weise. Ehe ich jedoch die Aufmerksamkeit des Lesers auf die großen Unterschiede von sonst und jetzt richte, sei der Her-

kunft dieser Bilder mit einigen Worten gedacht. Die Abbildungen sind nach photographischen Aufnahmen eines Modells hergestellt, das den heutigen Haram esch-Scherīf, den alten Tempelplatz, in den wichtigsten Epochen seiner Geschichte zu Anschauung bringen soll.

Das Original, in jahrelanger Arbeit von dem königlich württembergischen Baurath Konrad Schick in Jerusalem gefertigt, ist aus Holz gearbeitet und zwar so, daß die Bauten der einzelnen Epochen bis auf die Fundamente abgehoben werden können, um dem Beschauer zuletzt nur die Nachbildung des natürlichen Felsbodens darzubieten.

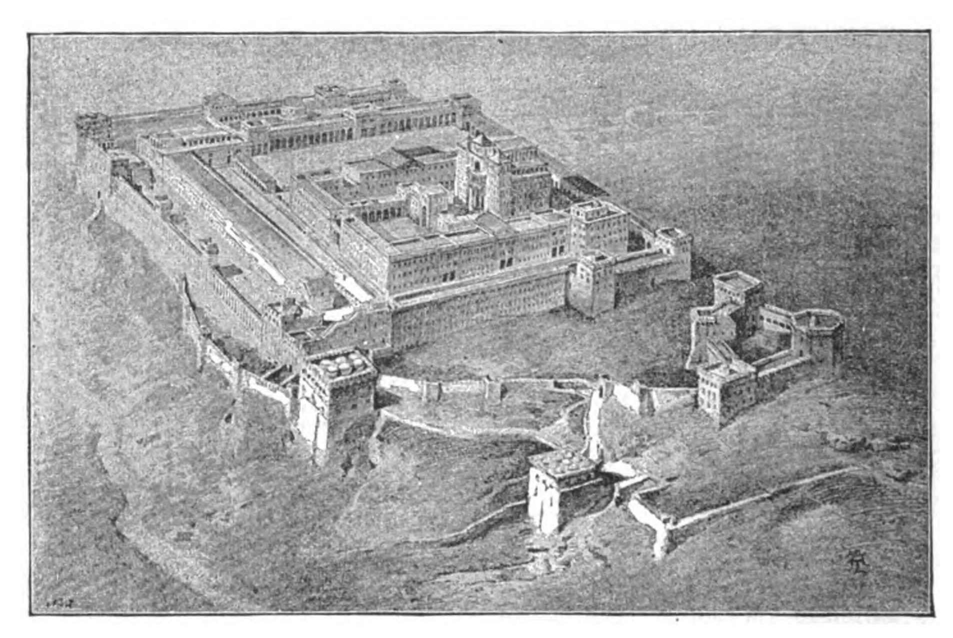
Das dritte Bild zeigt den Haram esch-Scherīf, den heiligen Platz der Muslimen, in seiner heutigen Beschaffenheit. Wir gewahren, von der erhöhten Plattform in der Mitte abgesehen, eine im Wesentlichen ebene Fläche. Fassen wir dann das erste Bild in's Auge, so tritt uns im Vordergrunde, d. i. in der nördlichen Hälfte des Raumes — denn der Blick des Beschauers ist von Nordosten nach Südwesten gerichtet — ein großer Unterschied der Oberflächengestaltung entgegen.

In Maßen ausgedrückt, bedeutet dieser Unterschied Folgendes: während sich die ursprüngliche Sohle des kurzen, aber tief eingeschnittenen Thälchens am vorderen Rande des Bildes bereits um vierzig Meter unter die größte Höhe des Bergrückens gesenkt hat, beträgt die Senkung der heutigen Oberfläche auf demselben Raum und in derselben Richtung nur etwa sieben Meter.

Bedenken wir nun, daß die natürlichen Abhänge des Berges nach Südosten, Süden und Westen ebenso steil oder noch steiler abfallen, so begreift sich leicht, daß der Rücken des Berges nur eine ziemlich kleine ebene Fläche darbot, die zur Bebauung geeignet war. Ihr Umfang wird etwa der erhöhten Plattform in der Mitte des ersten Bildes entsprochen haben, nur daß er sich zweifellos nach Süden hin etwas weiter ausgedehnt hat.

Auf diese Plattform richten sich daher die Augen der Forscher mit besonderer Wißbegierde; denn ihr Untergrund hat zweifellos die ältesten denkwürdigen Gebäude auf dieser Höhe getragen: den Palast Salomos und das Haus Jehovas. Doch ist diese Wißbegierde bisher nur in geringem Maße befriedigt worden, weil eine Untersuchung des Bodens von den Muslimen um keinen Preis gestattet wird.

Die Erlaubniß zum Besuch des heiligen Platzes ist seit 1854 freilich leicht zu erlangen, aber nur was zugänglich ist und frei vor Augen liegt, kann betrachtet und im günstigsten Falle auch gemessen werden. Doch muß sich der Fremde immer noch mit Vorsicht bewegen; denn die alte Unsitte, die in den Evangelien mehrfach erwähnt wird (z. B. Joh. 8, 59), nämlich den Mißliebigen oder Andersgläubigen mit Steinen



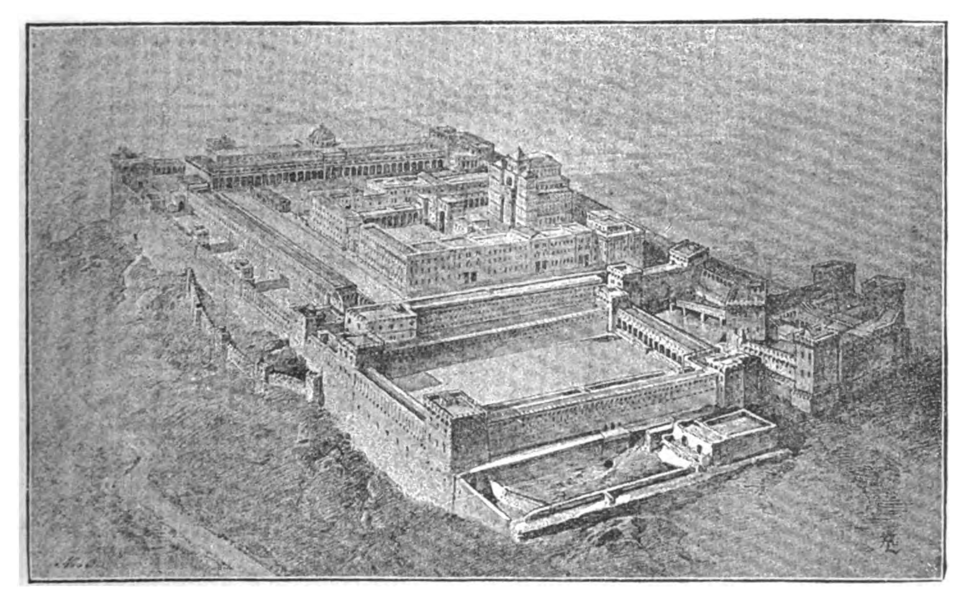
I. Der Tempel zur Zeit Salomos.

zu werfen, ist hier noch nicht außer Uebung gekommen, wie der Schreiber dieser Zeilen vor einigen Jahren selbst erlebt hat, als er ohne die übliche muslimische Begleitung auf dem Platze umherging.

Der stolze Kuppelbau, der sich auf der erhöhten Plattform des dritten Bildes erhebt, ist eins der vornehmsten und schönsten Heiligthümer der gesammten muslimischen Welt. Er wird Kubbet es-Sachra, d. i. „Felsenkuppel" oder gewöhnlich „Felsendom" genannt, weil die dreißig Meter hoch gewölbte Kuppel den „heiligen Felsen" überspannt, die heiligste Stätte des ganzen Platzes, die durch einen reichen, aus den verschiedensten Blättern geflochtenen Sagenkranz verherrlicht ist.

Die eine Reihe von Sagen rühmt ihn als eine wichtige Kultusstätte schon der grauen Vorzeit. Melchisedek soll hier geopfert haben, hier soll Abraham bereit gewesen sein, seinen einzigen Erben den Opfertod erleiden zu lassen. David soll hier dem Gotte Israels einen Altar gebaut haben, weil an dieser Stätte die Plage der Pestilenz aufhörte, die wegen der von David unternommenen Volkszählung das Volk Israel getroffen hatte. Endlich soll auf diesem Felsen der Brandopferaltar vor den Tempeln des Salomo, des Serubabel und des Herodes gestanden haben.

Die andere Reihe von Sagen knüpft solche Ereignisse an diesen Ort, denen der Zug eigenthümlich ist, daß der Himmel über diesem Felsen offen erscheint. Hier — und nicht in Bethel, wie das alte Testament erzählt — habe Jakob im Traum Himmel und Erde durch eine Leiter verbunden gesehen und nach dem Schlafe voll Ehrfurcht die Worte gesprochen: „Hie ist nichts Anderes, denn Gottes Haus, und hie ist die Pforte des Himmels!" Aus der Höhle unter dem heiligen Felsen soll Muhammed auf dem Wunderrosse Bûrak in den Himmel entrückt worden sein; vor seinem Körper öffnete sich die Decke der Höhle, und so entstand das runde Loch, durch welches noch heute die Besucher nach oben durch den heiligen Felsen hindurchschauen können. Ja der starre Felsen fing bei diesem Ereigniß an sich zu regen und hätte den Propheten auf seiner Fahrt gern begleitet, wenn nicht der Engel Gabriel mit übermenschlicher Kraft ihn zurückgehalten hätte; die Spuren seiner Hand sind noch heute an der westlichen Seite des heiligen Felsens wahrzunehmen.



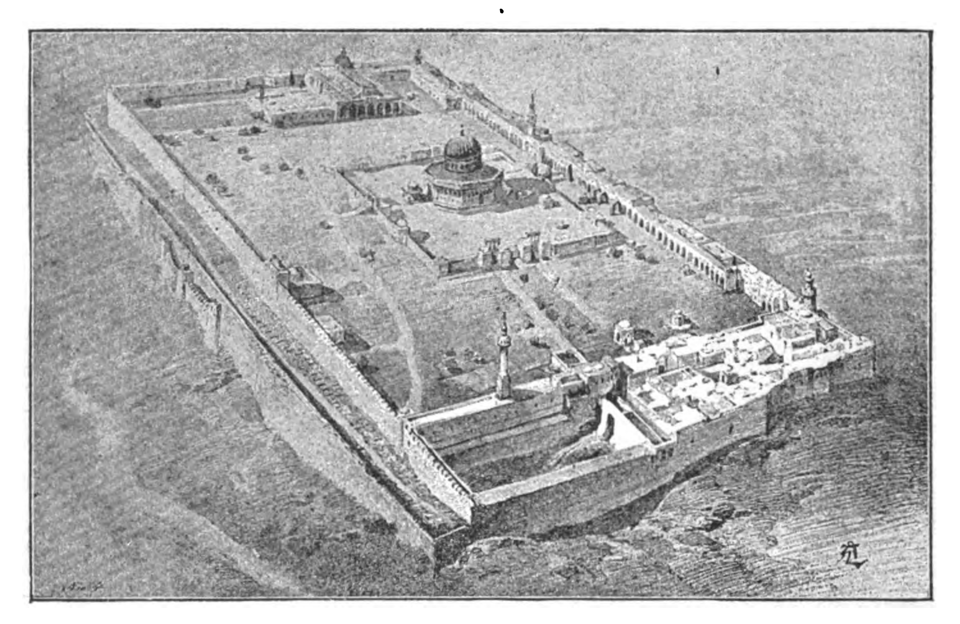
II. Der Tempel zur Zeit des Herodes.

In welcher Beziehung dieser durch die Sage verherrlichte Stein wirklich zu dem Tempel des Salomo gestanden hat, ist streitig und wird streitig bleiben, bis eine genaue Prüfung des Untergrundes der Plattform vielleicht einen sicheren Aufschluß darüber liefert.

Einige Gelehrte sind der Meinung, daß er die Lade Jehovas, das alte und vornehmste Heiligthum Israels, getragen habe und demnach in dem Dunkel des Allerheiligsten den Blicken des Volkes völlig entzogen gewesen sei. Andere dagegen halten es für wahrscheinlich,

daß der Brandopferaltar über ihm errichtet war, und berufen sich namentlich auf das runde Loch des heiligen Felsens, welches in Verbindung mit einem unterirdischen Kanal das Blut der Opferthiere abgeführt habe.

Dieser letzteren Ansicht ist auch Baurath Schick gefolgt, indem er, wie die erste Abbildung zeigt, den salomonischen Tempel an die Westseite des Haram esch-Scherîf verlegt. Hat nämlich der Brandopferalter auf dem heiligen Felsen gestanden, so bleibt keine andere Lage als die erwähnte für den Tempel übrig, weil wir genau wissen, daß der Brandopferaltar an der Ostseite des Tempels und zwar vor dem großen Eingangsthore desselben gestanden hat. Dieses Letztere hat einen eigenthümlichen Schmuck, der



III. Der Tempel, wie derselbe jetzt ist.

der Erwähnung werth erscheint. Es erhoben sich vor oder in dem Durchgange zwei aus Erz gegossene freistehende Säulen, deren Krönung in einem ebenfalls gegossenen Kapitäl bestand, das mit einem Flechtwerk von Zweigen und Granatäpfeln verziert war. Die Gesammthöhe dieser beiden Säulen, die Jakin und Boas hießen, belief sich auf 11½ Meter. Sie waren offenbar der Ausstattung eines phönizischen Tempels nachgebildet, denn es ist uns ein kleines Modell eines solchen erhalten, das in genau entsprechender Weise vor der Tempelthür zwei freistehende Säulen mit zugespitztem Kapitäl zeigt.

Obgleich diese Stätte viel später geweiht wurde, als andere im Lande Israels, deren Heiligkeit über alles menschliche Gedenken hinaufzuragen scheint, so hat sie dennoch allein den Charakter der Heiligkeit für die spätere jüdische Gemeinde behalten.

Die Erzählung im 2 Sam. 24, auf die schon oben angespielt wurde, läßt darüber keinen Zweifel, daß diese Höhe noch zu Davids Zeit nichts Anderes war als eine Dreschtenne, auf der man die Garben von den Feldern zusammentrug, die Körner durch die Hufe des Viehes austreten ließ oder mit Hülfe eines Schlittens ausquetschte und nachher von der Spreu reinigte. Sie diente ausschließlich für profane Zwecke und befand sich nicht einmal im Besitz eines Israeliten, sondern eines Kanaaniters, des Jebusiters Arafna.

Erst unter Salomos Regierung wurde sie endgültig für heilige Zwecke geweiht. Doch ist es von Wichtigkeit für die ursprüngliche Bedeutung des Tempels, daran zu erinnern, daß Salomo die für sich und seine Frauen, für seine Dienerschaft und für Staatszwecke nothwendigen Gebäude in der unmittelbaren Nähe des Heiligthums errichten ließ. Dieselbe Höhe trug die Wohnung des Königs und die des Gottes Israels, und zwar bildete die Letztere ein Zubehör der Ersteren, nicht etwa umgekehrt. Der Tempel war das Heiligthum der königlichen Familie oder des königlichen Palastes in ähnlicher Weise, wie eine mittelalterliche Burg ihre eigene Kapelle für die Familie und die Mannen des

Burgherrn innerhalb ihrer Mauern hatte. — Die Geschichte des Reiches Juda bis zum Exil bietet nun die merkwürdige und folgenschwere Erscheinung, daß der Stern des Königthums verbleicht, der durch dasselbe geschaffene Tempel hingegen in einem stets größeren Glanze der Heiligkeit leuchtet. Die königlichen Tempel des nördlichen Reiches Israel wurden entweiht und zerstört, aber das Heiligthum in Jerusalem blieb unversehrt, ja im letzten Viertel des VII. Jahrhunderts wurde es als die einzig legitime Kultusstätte des Reiches Juda anerkannt und jedes Opfer an einem anderen Orte als Götzendienst gebrandmarkt. Das war die reife Frucht des Samenkorns, das David und Salomo, selbst ahnungslos über diesen Ausgang, hier einst eingesenkt hatten. Ein Heiligthum verband nun das Volk des einzigen Gottes, und dieses Band hat wesentlich dazu beigetragen, trotz des babylonischen Exils die Lebenskraft der jüdischen Gemeinde zu erhalten.

Der Prophet Ezechiel tadelt die Könige Judas, daß sie vor dem Exil den heiligen Namen Jehovas entweiht hätten, indem sie ihre Schwelle an seine Schwelle und ihre Pfosten neben seine Pfosten setzten, „so daß nur eine Wand zwischen mir und ihnen war,“ und fordert, daß eine solche Entweihung in Zukunft nicht mehr stattfinden solle (Kap. 43, 7—9). Es ist in der That nach dem Exil anders geworden: Der Tempelplatz trug nur das Heiligthum und die Häuser derer, die Dienste an ihm zu verrichten hatten; neben Jehova und seinen heiligen Dienern war kein Platz mehr für profane, für weltliche Gebäude, selbst Fürsten haben seitdem ihre Wohnungen hier nicht mehr aufgeschlagen.

Noch einmal erstand der Tempel nach manchen traurigen Schicksalen zu größerer Pracht als je zuvor. Herodes der Große, theils von dem Wunsche beseelt, die Abneigung der Juden gegen seine Herrschaft zu überwinden, theils von dem Ehrgeize getrieben, auch den Ruhm eines Salomo zu übertreffen, hat den Platz mit kostbaren Bauwerken geschmückt, von denen sich trotz der verheerenden Stürme, die über sie hinweggebraust sind, noch stolze Reste bis heute erhalten haben. (Vergl. die zweite Abbildung.)

Der heilige Bezirk wurde bedeutend vergrößert und durch gewaltige Ringmauern eingefaßt, die aus schön behauenen Steinen von auffallend großen Dimensionen erbaut wurden.

Baurath Schick leitet freilich, wie eine Vergleichung des zweiten und ersten Bildes zeigt, den größten Theil dieser Ringmauern schon von Salomo her; allein es spricht Manches gegen diese Annahme. Wie dem auch sein mag, die Größe und Schönheit dieser Mauern, deren Höhe noch heute von den verschütteten Fundamenten bis zur Krone vierzig, ja fünfzig Meter beträgt, ist wahrhaft staunenswerth. Nach innen schlossen sich geräumige und prächtige Hallen an diese Mauern.

Wer aus ihnen hinaustrat, befand sich auf dem äußeren Tempelbezirk oder dem „Vorhof der Heiden,“ den Jedermann betreten konnte, Israeliten wie Andersgläubige

Ein reger, geräuschvoller Verkehr wird denselben belebt haben; denn auf ihm betrieben Käufer und Verkäufer sowie Geldwechsler ihre Geschäfte. Hier konnte der aus einem fremden Lande nach Jerusalem gewanderte Jude sein ausländisches Geld in jüdische Münze umwechseln; denn nur in solcher durfte die Tempelsteuer bezahlt werden. Hier konnte man die Schafe, die Ochsen, die Tauben, die man zu opfern gedachte, einkaufen.

Aus diesem „Vorhof der Heiden“ vertrieb einst Jesus Alle, die durch solchen Handel das Haus Gottes entweihten, mit den bekannten Worten: „Stehet nicht geschrieben: Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht!“ (Ev. Mark. 1 1, 15 ff.)

Der innere Tempelbezirk lag etwa in der Mitte des ganzen Platzes und war durch eine anderhalb Meter hohe Steinschranke abgegrenzt. An derselben waren Steinsäulen mit Inschriften in griechischer und lateinischer Sprache angebracht, die jedem Fremden, das heißt Nichtjuden, bei Todesstrafe die Ueberschreitung dieser Grenze verboten.

Die Steinschranke war an mehreren Stellen durch Treppen unterbrochen, die zu der die eigentlichen Tempelgebäude tragenden Terrasse emporführten. Wer von Osten her eintrat, kam durch das „korinthische Thor“ zunächst in den „Vorhof der Frauen.“ Hier stand der Gotteskasten, vor dem sich Jesus in den letzten Tagen seiner irdischen Wirksamkeit niedersetzte, um zu sehen, „wie das Volk Geld einlegte. Und es kam eine arme Wittwe, die legte zwei Scherflein ein.“ Hier hat unser Herr und Heiland die Gabe dieser Frau vor seinen Jüngern mit den Worten gerühmt: „Wahrlich, ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn Alle die eingelegt haben.“ (Ev. Mark. 12, 41 ff.)

Schritt man weiter nach Osten vor, so führten fünfzehn Stufen zu dem „großen Thore“ empor, das Einlaß zu dem „Vorhof der Männer“ gewährte, von dem alle Frauen ausgeschlossen waren. Hier endlich lag das eigentliche Tempelhaus frei vor den Augen des andächtigen Beschauers.

Aber nur betrachten, nicht betreten, ja auch nicht berühren durfte der Jude das Haus seines Gottes, denn ein steinernes Gitter schied nochmals nach innen von dem Vorhof der Männer „den Vorhof der Priester" ab, in dem der Brandopferaltar stand und sich die zur Schlachtung der Thiere nothwendigen Vorrichtungen befanden. So konnte der gläubige Jude nur aus einiger Entfernung die Pracht des Tempels bewundern.

Der Bau, aus den kostbarsten weißen Steinen gefügt, erhob sich bis zu zweiundfünfzig Meter. An vielen Stellen waren die Steine mit Goldplatten bedeckt, so daß der jüdische Schriftsteller Josephus von diesem Wunderwerke des herodianischen Tempels, den er noch mit eigenen Augen gesehen hatte, rühmt, daß er durch die Weiße seines Marmors einer schneebedeckten Bergspitze ähnlich gewesen sei und der Glanz des Gesteins wie des Goldes, von der Sonne beschienen, das Auge geblendet habe.

Als Jesus zum letztenmal diesen Tempel besucht hatte, machte ihn einer seiner Jünger auf die Pracht und auf die Großartigkeit des Baues aufmerksam. Aber der Herr erwiderte ihm: „Siehest du wohl allen diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde." (Mark. 13, 1 ff.)

An den Ernst dieses Wortes wird sich Jeder erinnern, der auf dem heutigen Haram esch Scherîf vergeblich nach den Resten des großartigen herodianischen Tempels sucht. Das mächtige Bauwerk, das für alle Zeiten errichtet zu sein schien, ist verschwunden, der ehrwürdige Brandopferaltar ist zertrümmert. Das Opfer des neuen Bundes, durch das der Zaun zwischen Juden und Heiden abgebrochen und für die ganze Menschheit der freie Zugang zu dem Gnadenthrone Gottes eröffnet wurde, ist an einer anderen Stätte dargebracht worden.

An die Stelle des sichtbaren Gotteshauses Israels trat nun die „Behausung Gottes im Geist" unter allen Völkern.

(H. G. im Daheim.)



Randgedanken

zu Victor v. Scheffel's Strophe:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Am Schlusse kommt das Voneinandergeh'n."

Für Haus und Herd von Anna Spörri.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß sich das Menschenherz so leicht empört
Und in der Trübsal, die sein Glück vernichtet,
Die Stimme seines Gottes überhört.
O könntest du in seine Pläne sehen
Und deiner Seele wahres Heil verstehen,
Dann würdest du in kindlichem Vertrauen —
Wenn auch durch Thränen—seine Liebe schauen.

Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehen, —
O nenn' es nicht ein unbarmherzig Loos!
Des Lebens Rosen müssen doch vergehen
Und fallen dir entblättert in den Schooß.
Laß dich den kurzen Zauber nicht betrügen,
Das Erdenleben soll dir nicht genügen.
Es muß die Blüthe sich zur Frucht entfalten,
Der Traum zur Wirklichkeit sich umgestalten.

Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet
Umsonst, — weil oft die lichten Bilder flieh'n,
Wenn du das Auge erdenwärts gerichtet,
Um hoffnungslos den öden Pfad zu zieh'n, —
Verzage nicht! Zu Höherem geboren,
Zu ew'ger Seligkeit bist du erkoren,
Und manches Erdenglück, es muß nur schwinden
Daß du den Weg zur Heimath mögest finden.

Am Schlusse kommt das Voneinandergehen.
Nichts in der Welt löst so das arme Herz
Von Erdenbanden, — zieht in heißem Flehen
Aus Trübsalsnacht dich licht und himmelwärts.
Und wenn du Heil in Jesu Blut gefunden,
In seiner Kraft gelebt und überwunden,
Dann winkt in Gnaden dir in Himmelshöhen
Ein ewig' Heim, ein sel'ges Wiedersehen!



Jedes Herz hat seinen eigenen Schmerz.

Eine Erzählung aus unseren Tagen.

Für Haus und Herd von Gregorius.

Jedes Herz hat seinen eigenen Schmerz."

Mit diesen Worten suchte Fräulein Weik eine Schülerin ihrer Klasse zu trösten, die in ihrem tiefen Kummer gekommen war, ihr Herz vor ihrer Lehrerin, mit der sie als Freundin innig vertraut war, auszuschütten.

„Du mußt dich nicht allzusehr mit deinem Leid beschäftigen, Käthchen," fuhr sie fort. „Alle Dinge werden dir zum Besten dienen. So dunkel und verhängnißvoll die Führungen der göttlichen Vorsehungen dir in der Gegenwart auch scheinen mögen, sei versichert, die Zeit wird kommen, wo du sagen wirst: „Gottes Wege sind doch liebliche Wege und alle seine Steige sind Friede."

„Ich kann nicht begreifen, Fräulein Weik, wie du auch nur so zu mir reden kannst! Die Zeit wird nie kommen, da ich sagen könnte, es ist Alles recht."

Mit diesen Worten brach Käthchen Harlan auf's Neue in lautes Weinen aus. Das Maß ihrer Leiden war voll und die Wasser der Trübsal reichten ihr bis an die Seele.

Vor sechs Jahren war ihre Mutter gestorben, an der sie mit ganzer Seele hing und deren Rath und Zurechtweisung sie immer noch sehr bedurfte. Ihr einziger Bruder war vor zwei Jahren nach der Insel Cuba gereist in der Hoffnung, daß seine Gesundheit wieder hergestellt werden möchte. Allein umsonst. Er kehrte nie wieder nach den Vereinigten Staaten zurück.

In Folge der vielen Leiden und Krankheiten, die seine Familie betroffen hatten, war Herr Harlan ebenfalls seit mehr als einem Jahre in einem leidenden Zustande. Er war nicht länger im Stande seinem Geschäfte vorzustehen. Er zog sich daher von der Geschäftswelt zurück, kaufte ein nettes Häuschen in einem kleinen Städtchen, in welchem sich ein berühmtes Seminar zur Ausbildung junger Damen befand. Hier war es, wo Käthchen mit der Lehrerin, Fräulein Weik, bekannt und vertraut worden war.

Nach drei Monaten ihrer Ankunft machte Herr Harlan eine kleine Reise, um einige Geschäfte zu besorgen. Am zweiten Tage aber nach seiner Abreise wurde er von einem heftigen Lungenbluten befallen, welches seinem Leben in wenigen Stunden ein Ende machte. Herr Harlan starb unter fremden Menschen, die ihn jedoch auf das Zärtlichste behandelten und seine Leiche ihrem Bestimmungsorte zusandten.

Für Käthchen war der plötzliche Tod ihres Vaters ein Blitzschlag aus heitrem Himmel. Anfänglich wußte sie sich gar nicht zu fassen; wie im Taumel ging sie im Hause umher bis zur Zeit des Trauergottesdienstes. Ihre einzige Zuflucht war Fräulein Weik, in deren Hause sie einige Wochen Aufnahme fand.

Nach Bestreitung der Beerdigungskosten und anderer Auslagen blieb vom elterlichen Vermögen kaum genug übrig, um Käthchen als Lehrerin ausbilden zu können. Trostlos saß Käthchen auf einem Fußschemel vor Fräulein Weik, in deren Schooß sie ihr müdes Haupt gelegt hatte.

Nach einigem Schweigen unterbrach Fräulein Weik das Weinen und Schluchzen Käthchens mit den Worten: „Es ist gewiß eine schwere Aufgabe, die du, liebes Kind, zu lernen hast, allein laß mich dich versichern, daß manche Herzen ebenso schwierige Lektionen im Leben lernen mußten, und wenn dieser Kelch der Leiden einmal vorübergegangen sein wird, wirst du Gott danken für die Lektion, die du gelernt hast. Jedes Menschenkind muß leiden. Je nachdem wir uns nun im Leiden verhalten, wirkt dasselbe Geduld und Ergebung oder auch Verzweiflung."

„Vielleicht besitzest du genug Willenskraft, um zu bestimmen, was die Folgen der Leiden in deinem Leben sein sollen," erwiderte Käthchen; „aber ich gestehe dir gerne, daß ich hierzu unvermögend bin. Zudem ist es für dich keine Aufgabe Geduld zu üben, das ist dir bereits zur zweiten Natur geworden. Auch hast du, wie es mir scheint, keinen besonderen Grund trübselig zu sein."

Dieses letzte Wort drang Fräulein Weik tief in's Herz. „Keinen besonderen Grund trübselig zu sein!" wiederholte sie langsam und mit Nachdruck.

„Käthchen, jedes Herz hat seinen eigenen Schmerz. Erlaube mir, dich mit dem Schicksal meines Lebens näher bekannt zu machen, damit du zu urtheilen fähig bist, ob ich keinen besonderen Grund zur Trübseligkeit hatte."

„Ich habe keine Heimath," hub Fräulein Weik an, zu Zeiten scheint mir mein Lebensweg ein besonders einsamer und trüber zu sein. Liebende Hände hielten einstmals die meinen fest und führten mich sichere Wege. Allein kein irdischer Freund ist mir geblieben, um mich weiter zu führen. Ich stehe allein in dieser trüben Welt. Ich klage jedoch nicht, obschon es Zeiten in meiner Erfahrung gab, wo ich glaubte, daß Gott ungerecht gegen mich gewesen sei.

„Jedoch, mein Herz, das impulsiver und leidenschaftlicher war, als das Deine angelegt ist, ruht ergeben unter dem Willen Gottes. Zu ihm ist meine Seele stille geworden.

„In den wilden Gebirgen des Staates Vermont stand meine Wiege. Ich war ein Kind der Natur in besonderem Sinne. Berge zu erklimmen, den wilden Hasen zu jagen, das war meine Freude. Das Zimmer wollte mir oft zu enge werden; es trieb mich hinaus in den Tempel der Natur, wo ich Augenweide für meine lebhafte Phantasie fand.

„Meine Mutter war eine liebende Seele, sie beschäftigte sich jedoch zu sehr mit der Welt, um ihren Kindern besondere Aufmerksamkeit schenken zu können.

„Mein Vater war ein stolzer Mann mit hochfahrendem Geist. An meinem wilden und unbändigem Wesen hatte er besonders Gefallen. Von Kind auf fühlte ich mich zu ihm hingezogen, und oft überhörte ich die Bemerkung meiner Mutter, daß Niemand einen solchen starken Einfluß auf ihn ausgeübt habe als ich.

„Meine Eltern waren sehr reich und hatten viele Freunde. Festessen, zu denen viele geladene Freunde sich einfanden, war nichts Seltenes. Das freundschaftliche Weinglas machte oft die Runde und mein Vater sprach demselben besonders zu.

„Als ich kaum zwölf Jahre alt war, starb plötzlich meine Mutter. Bald nach dem Tode meiner Mutter wurde ich in eine Stadtschule geschickt, welche ich vier Jahre lang besuchte. In dieser Zeit war eine große Veränderung mit meinem Vater vorgegangen. Tagelang beobachtete er ein förmliches Schweigen oder er wurde launisch und ungestüm gegen Jedermann

im Hause. Diese Anfälle kehrten immer wieder, wurden mit der Zeit häufiger, bis er zuletzt in eine Art Melancholie verfiel.

„Monate waren vergangen, ehe ich enträthseln konnte, was meinem Vater eigentlich fehlte, obwohl es den Nachbarn längst bekannt war. Mein Vater hatte sich dem Trunk und Glücksspiel ergeben.

„O Käthchen, ich kann dir keinen Begriff geben von dem, was ich in dieser Zeit gelitten habe. Ich zog mich von aller Gesellschaft zurück und verschloß mich tagelang in das Haus. Ich nahm mir vor, meinen Vater von der schrecklichen Leidenschaft, welcher er zum Opfer gefallen war, zu retten. Ich wußte, daß ich immer noch einen starken Einfluß auf ihn auszuüben vermochte—wie aber sollte ich ihm wissen lassen, daß seine verkehrten Wege mir bekannt sind?

„Bald darauf ging eine große Veränderung in mir vor. Der Gedanke, daß mein Vater Schande und Armuth über uns beide bringen sollte, füllte mich mit Entrüstung und war mir zu Zeiten fast unerträglich. Dann bat ich ihn wieder in den zärtlichsten Worten, daß er doch von seinen verkehrten Wegen abstehen möchte. Ich bat ihn um seinetwillen, um der todten Mutter willen, um meinetwillen, um Gottes willen vom Trunk und Spiel zu lassen, allein er versicherte mich, er könne sich unmöglich von diesen Leidenschaften losreißen. Er gestand mir mit gebrochener Stimme, daß er sich unwiderstehlich zu diesen Lasterhöhlen gezogen fühle: es sei ihm wohl bewußt, daß es zu seinem zeitlichen und ewigen Ruin gereiche und daß er mir das Herz breche, allein, er könne es nicht lassen.

„Tag und Nacht brachte er in den Lasterhöhlen zu. Daß bei einem solchen Leben unser irdischer Besitz immer weniger wurde und uns zuletzt die bitterste Armuth entgegen starrte, ist kaum nöthig zu sagen.

„Das ausschweifende Leben zerrüttete die Gesundheit meines Vaters und er war fortan gezwungen das Bett zu hüten. Zu Zeiten waren seine Leiden unsäglich. Unermüdet wachte ich an seinem Bette und that alles Mögliche ihm seine Lage zu erleichtern. Wenn die Reue über sein verfehltes Leben ihn überfiel, und er zu jammern begann, bot ich Alles auf, ihn zu trösten und auf Jesum, den Freund der Sünder hinzuweisen. Allein mein Bemühen, seine Seele zu retten, war vergeblich. Nach zwei Jahren großer Leiden starb er, ohne mir den Trost zu hinterlassen, daß er Vergebung seiner Sünden erlangt habe.

„In Baltimore, Md., hatte ich reiche Anverwandte. Diesen theilte ich meine Lage brieflich in der Hoffnung mit, daß sie sich meiner annehmen würden. Nach langem Warten empfing ich endlich einige Zeilen, in welchen sie ihr Mitleid ausdrückten, ohne jedoch auf meine vereinsamte Lage zu reflektiren oder mir ein Heim in ihrem Familienkreise anzubieten.

„Heiße Thränen rannen über meine Wangen beim Lesen diesen theilnahmlosen Schreibens. Ich war entrüstet und entschloß mich sofort, für meinen Lebensunterhalt selber Sorge zu tragen.

„Ich hatte eine gründliche Schulbildung empfangen; in der Musik hatte ich mich sogar ausgezeichnet. Ich war bald entschlossen, mich dem Lehrerfach zu widmen. Durch die freundliche Hülfe des Arztes, der meinem Vater in seiner letzten Krankheit aufwartete, bekam ich in kurzer Zeit eine Anstellung als Musiklehrerin an einem Seminar.

„Für mein irdisches Auskommen war also gesorgt, aber mein Herz war so tief verwundet, daß ich ganz und gar für mich dahinlebte und keinem Menschen einen Einblick in mein inneres Leben gestattete. Ich lag der Musik und dem Studium der Sprachen ob. Ich bemeisterte eine Sprache nach der andern; nicht, daß ich eine besondere Vorliebe zu dem Sprachstudium gehabt hätte, aber es nahm meine Gedanken in Anspruch und half mir mein Leid vergessen.

„Erholung verschaffte ich mir auf dem Flügel. Ich versuchte mich ebenfalls im Componiren von Musikstücken, in welchen ich dem tiefsten Gefühl meiner Seele Ausdruck zu geben bemüht war, und die mir daher als besonders werthvoll galten.

„Es gefiel jedoch dem barmherzigen Vater, gegen den mein Herz oft rebellirt hatte, mich eher, als ich es erwarten konnte, in ein anderes Lebensverhältniß einzuführen, indem er mir einen versprechenden jungen Mann, Harris Levick, zuführte, welcher um meine Liebe warb und schließlich mein Herz gewann.

„Nach unserer ehelichen Verbindung legte ich meine Lehrerstelle nieder. Wir bezogen ein bescheidenes Haus, welches auf das Einfachste möblirt war, denn wir waren nicht bemittelt. Aber, o, welch' ein Paradies war mir mein neues Heim! Wir hatten Bücher und Blumen und Musik. Unsere jugendlichen Herzen waren voller Liebe und wir schauten der Zukunft begeistert entgegen.

„In dem kurzen Zeitraum eines Jahres hatte ich das Leid meines Lebens vergessen, und ich dankte dem Geber aller guten Gaben für die reichen Segnungen, die er mir bescheerte.

Harris war ein Rechtsgelehrter, der sich von Jahr zu Jahr emporarbeite und bereits bedeutenden Ruf erworben hatte und dessen Dienste immer mehr gesucht wurden. So oft ich mich mit ihm über unsere Zukunft unterhielt, antwortete er mir stets mit den Worten: „Ja, mein Schatz, es soll so sein, wenn es des Herrn Wille ist."

„So lange es mir nach Wunsch ging, konnte ich auch sagen: „Dein Wille geschehe!"

„Vier Jahre hatten wir im ehelichen Glücke gelebt. Unser Willie, ein aufgewecktes Kind, war drei Jahre alt. Wer von uns Beiden auf's Zärtlichste an dem Kinde hing, eine Frage—die wir uns oft vorlegten—konnten wir nicht beantworten.

„Eines Tages brachte mir Harris die Kunde, daß er in einem besonders verwickelten Fall als Advokat angestellt worden sei, und daß er im Interesse des Falles eine Reise nach Chicago machen und auf eine Woche abwesend sein müßte. Am Morgen seiner Abreise trug er sich mit den kühnsten Hoffnungen. 'Gib dich zufrieden, Schatz, ich werde nur acht Tage abwesend sein und die Reise nach Chicago ist gewiß kein Unternehmen, welches dich mit banger Sorge um mich erfüllen sollte. Unser Willie wird dir in der Vertreibung der Zeit schon behülflich sein."

„Ich aber war nicht vermögend meine Gefühle zu unterdrücken, sondern brach beim Abschied in lautes Schluchzen aus.

„'Ei, Florence, wenn ich geahnt hätte, daß mein Weggehen auf eine kurze Woche dich so sehr angreifen würde, wäre ich zu Hause geblieben!'

„'Ich weiß Harris, daß es einfältig ist, mich so anzustellen,' antwortete ich, 'allein ich befürchte, wir werden uns nie wieder begrüßen dürfen.'

„'Gott segne dich und unser Kind,' erwiderte er und nach einem herzlichen Abschiedskuß eilte er dem Bahnhof zu.

„Nach zwei Tagen erhielt ich einen Brief, in welchem Harris mir die Mittheilung machte, daß Alles trefflich von Statten gehe, und daß er innerhalb einer Woche wieder heimkehren würde. Ich machte mir schon im Stillen Vorwürfe, daß ich nicht mehr Vertrauen auf Gott hatte, und versprach künftighin nicht so kleingläubig zu sein.



„Endlich brach der Tag der Heimkehr meines Mannes an. Mit Einbruch der Nacht wollte er zu Hause sein. Ich kleidete mich und unsern Willie auf das Sorgfältigste, damit wir ihm um so mehr Freude bereiten möchten.

„Als die Uhr auf dem Gesims neun schlug, hörte ich den in weiter Ferne anbrausenden Zug, auf dem mein Mann heimkommen sollte. Beim schrillen Pfiff der Lokomotive sprang Willie auf mit dem Ruf: „Papa kommt, Papa kommt!“

„Ich konnte ihm kaum begreiflich machen, daß wir noch eine kleine Zeit warten müßten, ehe Papa zu Hause sein könnte.

Es währte fast eine Stunde bis die Droschke, welche meinen Mann bringen sollte, vor unserer Thüre hielt. Mehrere Personen stiegen gleichzeitig aus. Ich öffnete die Vorderthüre des Hauses und stand mit Willie an der Hand in der Thüre, um meinen Mann zu begrüßen. Vier Männer traten heran, aber mein Mann war nicht unter ihnen. Der Schreck über die Täuschung, die mir widerfuhr, hätte mich zu Boden gestürzt, wenn nicht einer der Männer mir zur Hülfe gekommen wäre.

„‚Sagt mir die ganze Wahrheit. Ich kann es ertragen. Mein Mann ist todt!‘

„Mit diesen Worten leitete ich ein. Ja, es war nicht nöthig, daß man es mir mittheilte; ich wußte, daß mein Mann todt war. Als man mir aber die Mittheilung machte von dem schrecklichen Eisenbahnunglück, welches mehrere Menschenleben zum Opfer forderte, unter denen sich auch mein Mann befand, kam es mir vor, als ob der Boden unter mir wiche. Mein Auge starrte thränenlos vor sich hin, meine Brust war zusammengezogen, daß ich kaum Athem holen konnte, mein Gehirn schien mir in einem siedenden Zustande zu sein. Der Kelch der Leiden war voll.

„Warum sollte Gott den Einen hinnehmen und das Andere zurücklassen. Warum konnten wir nicht miteinander sterben? Ich drückte mein Kind krampfhaft an die Brust und bat Gott inständig uns Beide sogleich sterben zu lassen.

„‚Wir dachten, es würde Ihnen sehr erwünscht sein, Ihren Mann noch einmal zu sehen; die Leiche wird in einigen Minuten ankommen.‘

„Mit diesen Worten wurden Vorkehrungen im Zimmer gemacht, zum Empfang der Leiche. Vier Männer trugen den entseelten Körper meines Mannes auf einer Bahre in das Zimmer, und nachdem Alles, was geschehen konnte, für mich gethan war, ließ man mich, auf meinen Wunsch, für eine kurze Zeit allein mit dem Todten.

„In derselben Kleidung, die mein Mann beim Abschied trug, lag er, eine Leiche, vor mir. Aus einer Wunde, die er in der rechten Schläfe empfangen hatte, quillte immer noch ein wenig Blut. Ich kam mir vor wie eine Träumende und Willie ließ nicht nach mit Bitten, den Vater zu wecken, da er ihm etwas sagen wolle. Armes Kind! Er begriff seine Lage nicht, noch konnte er wissen, was es heißt, vaterlos zu sein!

„Tage vergingen. Man nahm mir den Todten und begrub ihn. Wie aber sollte ich leben ohne ihn!

„Ach! Ich hatte die Lektion der Leiden noch nicht recht gelernt, ein neues Leid mußte über mich kommen. Kaum waren drei Monate seit dem Tode meines Mannes verflossen, als das Scharlachfieber in der Nachbarschaft ausbrach und unter den vielen dahingerafften Kindern war auch mein kleiner Willie.

„Mein Becher war gefüllt. Die Wogen der Bitterkeit schlugen über meinem Haupte zusammen; ich war bereit, Gott zu fluchen, der, wie ich glaubte, meiner spottete und schonungslos mit mir verfuhr. Keine Worte können die Finsterniß schildern, die meine Seele umnachtete. Die Schatten des Todes schienen sich über mein Herz gelagert zu haben; denn ich konnte weder weinen noch beten. Ich hielt Gott für meinen Feind und war der Verzweiflung anheimgefallen. Ich folgte meinem Kinde zur Gruft, aber ich kam mir vor, wie eine Person, die weder sieht noch hört. Nach der Leichenfeier kehrte ich in mein einsames Haus zurück, um über mein hartes Schicksal dahinzubrüten. —

Der Herbst stellte sich ein; die Blätter des nahen Waldes prangten in allen Farben, aber für mich hatte diese Erscheinung der Natur keinen Reiz. Am Weihnachtsmorgen stand ich am Fenster und beobachtete die Vorübergehenden. Für mich aber waren keine Weihnachtfreuden noch Freunde vorhanden, mir fröhliche Weihnachten zu wünschen. An Christtagsbescheerung war einfach nicht zu denken. ‚Warum mußt du deinen Weg so einsam und allein pilgern?‘ frug ich mich auf's Neue.

„Während ich mich so frug, stattete der Prediger auf seinem Gang zur Kirche mir einen Besuch ab.

„‚Gehen Sie heute Morgen nicht zur Kirche, Frau Levick?‘ frug er mich in seiner freundlichen Weise.

„‚Nein,‘ antwortete ich kurz: ‚für mich sind keine Freuden bereitet. Jeder Tropfen Freude hat sich bei mir in Bitterkeit verwandelt.‘

„Nach einer kurzen Pause erwiderte er in der zärtlichsten Weise: ‚Warum wollen Sie sich denn gar nicht trösten lassen, Frau Levick, fast jede Familie ist vom Würgengel geschlagen worden; wir haben ebenfalls zwei liebe Kinder verloren.‘

„Der Prediger mußte unverrichteter Sache zur Kirche eilen. Von meinem Zimmer aus konnte ich die Töne der Orgel und den Festgesang der Gemeinde vernehmen. Mein Herz aber blieb hart. ‚Ach,‘ dachte ich, ‚die mögen schon singen, sie haben zwei Kinder verloren, ich aber habe Alles verloren.‘

„Als die Festgäste heimwärts gingen, stand ich wieder am Fenster. Mein Herz schlug mich nicht wenig, wahrzunehmen, daß bereits die Hälfte der Gemeinde, die Zeichen der Trauer trugen. Dort ging eine Wittwe mit ihren vaterlosen Kindern, hier ging ein altes Mütterlein, einsam und schwach, des Weges. Kinder ohne Eltern gingen vorüber, und Eltern, die ihre Lieben zu Grabe getragen, kamen einsam daher.

„Diese Welt ist doch ein Jammer- und Thränenthal. Unwillkürlich senkte sich mein Haupt auf die Brust und die ersten Thränen, seit dem Tode meines lieben Kindes, fielen mir auf die Hände. In diesem Augenblick trat die Kinderwärterin ein, die meinen Willie in seiner Krankheit so treulich gepflegt hatte. Meine Thränen rührten ihr Herz.

„‚Er weiß, was uns am Heilsamsten ist; Jedes Herz hat seinen eigenen Schmerz.‘

„Mit diesen Worten nahm sie mich auf in ihre starken Arme, wie sie gewohnt war, den kleinen Willie zu umarmen. Lange hielt sie mich auf ihren Schooß und redete mit mir über Gottes Güte und Liebe gegen seine Menschenkinder, wie er unsere Leiden kennt, Mitleid mit uns hat und uns für das ewige Leben zu erziehen sucht. Unser Leben in dieser Spanne Zeit sei nur ein Theil unseres Daseins; es giebt eine Zukunft, eine bessere Welt und für diese will der Herr seine Kinder vor- und zubereiten. Die Leiden dieser Zeit, sagt sie ferner, sind ein Haupterziehungsmittel in Gottes Hand, und wir haben darauf zu sehen, daß wir uns so verhalten, daß diese ihren Zweck nicht verfehlen.

„Diese einfachen Worte der Wärterin Bogan thaten meiner Seele wohl. Sie kamen vom Herzen und gingen zu Herzen. Ich weinte mich recht satt als ich mich

zu Bette legte, worauf ich sanft einschlief wie ein Kind.

„Beim Erwachen am nächsten Morgen war mir sonderbar zu Muthe. Ich war zu schwach, um aufzustehen. Die Leiden der letzten Zeiten stiegen immer wieder vor mir auf, um in weiter Ferne sich zu verlieren. Ich lag im heißen Fieber. Delirium stellte sich ein; das Licht meiner Augen verlor sich.

„Ich wähnte zuerst, die Wärterin habe das Zimmer so dicht verschlossen, daß kein Lichtstrahl herein kommen konnte. Bald aber sollte ich entdecken, daß ich blind war. Das Fieber war mir in die Augen gezogen. Tagelang befand ich mich in diesem Zustande. Das Fieber hatte mich verlassen, aber ich war immer noch sehr schwach. Langsam kehrten die Kräfte wieder, ohne daß sich der Zustand meiner Augen merklich besserte. Das Verlangen, die schöne Welt mit ihren Blumen wieder zu sehen, wurde immer stärker in mir. In meinem Leid verschmähte ich diesen Anblick; nun war es mir nicht vergönnt, die Herrlichkeit des Himmels und der Erde zu erblicken. Mein Gewissen wachte auf. Die Undankbarkeit und der Murrsinn meines Herzens stand vor mir. Ich nahm meine Zuflucht im Gebet zu Gott.

„Lange und inständig flehte ich ihn an, um Jesu willen mir gnädig zu sein, mir meine Sünden zu vergeben und so es sein Wille wäre, mir das Augenlicht wieder zu schenken. Nach langem schwerem Bußkampf nahm mich der Herr zu Gnaden an und ich durfte ihn als meinen Heiland lobpreisen.

„Drei Monate später waren meine Augen ebenfalls wieder völlig hergestellt.

Nach meiner Genesung wurde ich mit einer reichen Familie bekannt, die mich bat, mit ihnen nach ihrer Heimath im sonnigen Süden — New Orleans — zu gehen. Ich nahm die Einladung an, und ich wurde wie ein Glied der Familie gehalten. Doch auch dieses Glück sollte nicht lange währen.

„Der Bürgerkrieg brach aus. Die Familie wurde um ihren sämmtlichen Besitz gebracht und ich war wieder ohne Heimath. Es dauerte jedoch nur kurze Zeit, bis ich wieder im Norden war und als Wärterin im Hospital der Armee vier Jahre lang diente.

„In dieser neuen Stellung kamen mir meine Lebenserfahrungen trefflich zu Statten. Der Herr hatte mich in eine Vorschule genommen und mich in derselben geschickt gemacht, Andern leiblich und geistlich zum Segen zu werden, und indem ich jetzt auf mein Leben zurückschaue, ausrufen kann: Gelobet sei Gott für Alles!"

Käthchen hatte der Erzählung ihrer Lehrerin mit unverwandtem Blick gelauscht; ihre erste Frage aber war:

„Wie kommt es denn, daß man dich hier in der Schule Fräulein nennt?"

„Es war dies ein Irrthum des Präsidenten der Schule bei meiner Einführung als Lehrerin und da ich den Irrthum nicht sogleich korrigirte, fehlte mir hernach der Muth es zu thun, aus Furcht, ich müßte meine Lebenserfahrung mittheilen, was mir damals sehr schwer geworden wäre."

Käthchen dankte ihrer Lehrerin herzlich für die Lektion, die sie von ihr bekommen und Fräulein Weil fühlte auf's Neue wie wahr das Sprichwort ist: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz."



Wie Sam Jones zu seiner Frau kam.

Für Haus und Herd von R. P.

Dies erzählt er selbst, wie folgt:

„Im Herbst des Jahres 1864, als Atlanta gefallen war, kehrte ich aus meinem Zufluchtsort nach Cartersville, Ga., zurück. Unionssoldaten unter General Thomas hielten es besetzt.

„Ein südlicher Mann, der dort Kaufmann gewesen, er hieß L—, sagte mir eines Tages, daß er in einem gewissen Theil des Landes Baumwolle habe. Er wollte Wagen darnach schicken, und wenn ich den Fuhrleuten als Führer dienen und die Baumwolle in Sicherheit bringen wolle, dann wolle er mit mir den Gewinn theilen.

„Damals galt Baumwolle $1.20 das Pfund. Ich war mit der Gegend so vertraut, daß ich beinahe jede Farm kannte. Ich wurde vor Gen. Thomas gebracht, der mir den Rath gab, Soldaten-Kleidung anzulegen, um Unannehmlichkeiten von Seiten der Unionssoldaten zu vermeiden. Ich that es auch. (Dies ist das einzige Mal, daß Sam Jones in Soldaten-Kleidern steckte.)

„Am nächsten Morgen machte ich mich in Begleitung eines Aufsehers über den Transport auf den Weg. Es waren etwa 120 Wagen. Wir fanden die Baumwolle und kehrten nach Cartersville zurück, wo sie auf die Eisenbahn verladen und nach Nashville geschickt wurde.

„Herr L. bat mich, ihn dorthin zu begleiten, woselbst er die Baumwolle verkaufen, und — so dachte ich wenigstens — dann mit mir theilen wollte. Wir kamen in Nashville an und kehrten in ein Gasthaus ein.

„Als ich ein paar Tage dort gewesen war und in der Stadt herumspazierte, trat ein Provost-Marschall, oder was immer er gewesen sein mag, auf mich zu und sagte, er habe Befehl mich zu verhaften. Er wußte jedoch nicht warum. Und, um es für mich eingesperrten, sechszehnjährigen Burschen noch abenteuerlicher zu machen, stahl mir der Yankee-Soldat noch Hut, Rock und Stiefel.

„Ich ließ nach Herrn L. forschen, aber erst nach geraumer Zeit brachte man mir die Kunde, daß er die Stadt verlassen habe. Ich protestirte selbstverständlich die ganze Zeit über energisch gegen meine Haft, weil ich mich unschuldig wußte.

„Nach einigen Tagen sagte der Offizier der Wache, daß er mich nicht länger festhalten wolle, weil keine Klage wieder mich vorliege. Er war sehr freundlich gegen mich und gab mir $10, dazu Rock, Hut und ein Paar Stiefel. Gern wüßte ich, wer er war.

„Unterdessen war ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß mein Kaufmann mich betrogen und im Stich gelassen habe. Er hatte die Baumwolle für $280,000 verkauft und die Stadt verlassen. Seitdem habe ich ihn blos noch einmal gesehen, das war im folgenden Sommer. Er gab mir $50 Papiergeld und versprach, auch das Uebrige in Ordnung zu bringen. Aber noch in jener Nacht verließ er die Stadt, und ich sah ihn nie wieder. Er zog nach Kentucky, wo er für $100,000 eine große Vieh-Farm kaufte.

„Als ich wieder in Freiheit war, machte ich mich auf den Weg nach dem Süden, so gut es eben gehen wollte. Ich fand einen Eisenbahnzug für Arbeiter, der gerade abfahren wollte, und ich stieg ein. Er fuhr zehn Meilen südlich, wo eine Brücke gebaut werden sollte. Während ich dort wartete, traf ich einen Mann, Pitts mit Namen, der ehemals in Cartersville gewohnt hatte, der lud mich ein, in sein Haus zu kommen. Ich blieb bei ihm ungefähr zehn Tage.

„Eines Tages, als ich den Männern bei ihrer Arbeit an der Brücke zuschaute, kam ein Eisenbahnzug vom Süden, mit Kentucky Truppen beladen, die nach dreijähriger Dienstzeit heimkehrten. Der Zug hielt dort geraume Zeit an, und ich unterhielt mich mit einigen der Soldaten. Sie waren fast alle betrunken. Ein Soldat, dessen Benehmen, obgleich er betrunken war, den Gentleman verrieth, gab mir den Rath, jenen Herbst nicht in die Heimath zurückzukehren. Er meinte, der „Spectakel" werde bald vorüber sein, und er drang in mich, bis dahin mit ihm in seine Heimath zu reisen. Er habe gute Eltern und ein vortreffliches Heim. So begab ich mich denn zu den Soldaten auf den Zug, und nordwärts ging es. Alle schienen zu trinken und zu spielen. Damals hatte ich das Trinken noch nicht gelernt. Während der Zug in voller Bewegung war, marschirte ein Soldat von der hintern Plattform hinunter, und ein anderer schoß sich einen Zehen ab.

„Wir erreichten unsern Bestimmungsort, aber mein Freund war auf solch eine Sauftour gerathen, daß ich ihn verlor. Der Capitän der Compagnie nahm mich mit sich. Er bewirthete mich einige Tage auf das Beste. Als mein erster Freund nüchtern geworden war, kam er, um nach seinem Schützling zu sehen und nahm mich in das Haus seines Vaters. Es war ein fürstliches Haus. Ein herzliches Willkommen wurde mir zu Theil, und man behandelte mich, als gehörte ich zur Familie. Dort blieb ich bis zu Lee's Uebergabe. Ich hatte eine köstliche Zeit. Als die Zeit des Scheidens nahte, mußte ich zu einem Schneider gehen, der mir auf Kosten meines Gastgebers einen schönen Anzug anfertigte.

In allen meinen Wanderungen und Enttäuschungen war dennoch Gottes Vorsehung verborgen. Der Vater meiner Frau war nächster Nachbar meines Gastgebers, und dort wurde ich mit einem allerliebsten kleinen Mädchen bekannt. Wir waren bei einander wie Kinder. Nach meiner Heimkehr schrieb ich an sie und sie an mich. Fünf Jahre schrieben wir einander, dann reiste ich hinauf, sie zu besuchen. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie ich zur Thür ging und den alten Glockenzug in Bewegung setzte. Ich war gespannt darauf, ob ich das kleine Mädchen wiedererkennen würde. Die Thür öffnete sich, und eine hochgewachsene, elegante Dame trat mir entgegen. „Bist du das, Sam?" sagte sie. „Jawohl, bist du das, Laura?" sagte ich. Wir wurden am nächsten Tage getraut, und so kam ich zu einer der besten Frauen, die je einen Mann beglückt."

Sam's Vater war vor dem Kriege Advokat. Er trat als Capitän in das Heer der Conföderirten ein, und wurde bald zum Quartiermeister befördert. 1864 kehrte er verwundet zurück. Nach dem Kriege wurde er von den County-Behörden nach dem Norden gesandt, um den nördlichen Brüdern die Noth der Armen und der Farbigen an's Herz zu legen. Er bereiste Ohio, „und er war noch nicht lange zurückgekehrt," sagte Sam, „da kamen ganze Eisenbahnladungen von Getreide, Kleidungsstücken und allen möglichen Sachen an. Alles von den hochherzigen Bewohnern Ohio's gesandt, damit die Armen, denen der Krieg alles genommen hatte, doch nicht zu Grunde gehen möchten. Diese Großmuth des Nordens überzeugte uns, daß die Yankees doch nicht so schlimm seien, wie wir meinten."

Krankenpflege in China.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger.

Das Heidenthum ist finster und trostlos. Das fühlt man erst recht, wenn jener Vorbote des Todes—Krankheit—sich einstellt; ja, dann zehnmal mehr als gewöhnlich.

Der Missionar fühlt den Druck heidnischer Finsterniß in einem wirklich furchterregenden Maß so lange, bis er durch zunehmende Bekanntschaft mit dem Werk, abwechselnd auch mit dem mehr Erbaulichen in Berührung kommt.

Hie und da fällt einer aber auch unterwegs dem Unglauben, in der einen oder andern Form—gewöhnlich der des Pessimismus — anheim.

Der ärztliche Missionar ist dieser Gefahr noch

mehr ausgesetzt, und wenn es auch nicht oft so weit kommt, so geschieht es um so häufiger, daß er sich einer herz- und geistlosen, respektiv rein professionellen Thätigkeit hingibt. Daher denn auch die Vorurtheile gegen ärztliche Missionare, die sich noch vor wenigen Jahren vernehmen ließen, jetzt aber, und zwar aus den besten Gründen, immer mehr kleinlaut werden.

Die einheimischen Christen stehen in Krankheitsfällen auch in ganz besonderer Gefahr am Glauben Schiffbruch zu leiden. Alle noch anklebenden Schwächen machen sich da auf's Neue fühlbar. Diese sind Zweifel am Dasein Gottes, Furcht vor beleidigten Altvordern und eine verborgene Ahnung doch vielleicht Hülfe von irgend einem Götzen, oder durch dieses oder jenes Zaubermittel erlangen zu können.

Das Erste, was der Chinese thut, wenn er krank wird, ist die Götzen um Rath bestürmen. Darauf wird dann ein kostspieliges Festmahl, eine haarsträubende Selbstpeinigung, (wie das Ersteigen einer Leiter, deren Sprossen aus scharfen Messern bestehen) eine häßliche Zauberceremonie und dgl. mehr veranstaltet.

Ist der Kranke nicht zu Haus, so muß er unbedingt und ohne Verzug, ohne Rücksicht auf Gefahr und Kosten nach Haus gebracht werden. Ein Koch, der über zwanzig Jahre in der einen oder andern Familie unserer Foochow Mission angestellt war, wurde gerade in einem heftigen Fieberanfall gleichsam mit Gewalt aus unserer Pflege weggenommen und nach seiner Wohnung gebracht. Er erholte sich aber nicht von dieser Anstrengung und starb in wenigen Tagen.

Für gewöhnliche Leiden haben sie meistens ihre bestimmten Heilmittel und Methoden. Sind jedoch ungewöhnliche Symptome vorhanden, so entsteht unter den zusammengeeilten Anverwandten und Nachbarn ein zwar gutmüthiger, aber um so viel heftigerer Streit über Diagnose und Arznei. Dadurch soll der Kranke sich nicht belästigt, sondern beruhigt und geschmeichelt fühlen. Er soll denken: Wo solche Sorgfalt an Tag tritt, da kann es nicht fehlen. In solchen Fällen werden dann die gesuchtesten Mittel, Schlangenhaut, gestoßene Schildkrötenschale, Hundefleisch und dergl. verabreicht. Sich ein Stück Fleisch vom Körper schneiden und dem Patient heimlich zu essen geben, ist nicht nur eine rühmenswürdige Hingebung, sondern auch sehr wirksam. Nach den Klassikern und der allgemeinen Aussage wurde dadurch manch köstliches Leben gerettet.

Ich traf einmal einen Mann, der in der Nähe eines amerikanischen Arztes dreißig Dollar für ein Pferdegehirn bezahlte. Diese Summe war wohl so viel als dreihundert Dollar für die gewöhnlichen Arbeiterfamilien in Amerika.

Bei schweren Krankheiten nimmt man oft als letztes Mittel das Kleid des Kranken, bindet es an einen Bambuszweig und macht damit einen Rundgang auf den benachbarten Straßen und Hügeln. Bei der Rückkehr wird dann das Kleid dem Eigenthümer, selbst wenn dieser schon eine Leiche ist, angethan, in der Hoffnung die Eine der drei Seelen, die, welche beim Tod Leib und Heimath verläßt, habe sich durch das Kleid wieder zurücklocken und bewegen lassen, länger zu bleiben.

Ich druckte mehrere Jahre in unserem chinesischen Kirchenblatt sogenannte Gesundheitsregeln. Unter Anderem auch den Rath dem Sterbenden die Hand zu halten, während er mit dem Tode ringt. Es ist nicht der Mühe werth das zu drucken, denn kein Chinese unter dem Himmel (er sagt nie „unter der Sonne") „würde den Muth haben das zu thun," sagten meine Setzer und Drucker. Sie sehen den Sterbenden an als ein Gespenst — wörtlich — Teufel — und fürchten sich.

Ein Seiltänzer machte in Gegenwart einer staunenden Menge seine Kunststücke. Wenn er mitunter schwankte, als müsse er herunter stürzen, riefen Tausende einstimmig aus: Jetzt ist er ein Teufel!

Vor einem Leichnam haben sie schon nicht mehr so viel Furcht, vielleicht nicht mehr als man unter uns findet. Das erste, was der kranke Chinese n i c h t thut, ist das Waschen und Kämmen. „Unser Volk hat noch nie ein Friedensvertrag mit dem Wasser geschlossen," sagte einst unser lakonischer Li Yu Mi.

Acht Tage muß der chinesische Säugling warten, ehe er sein erstes spärliches Bad bekommt, der Kranke acht Monate, acht Jahre, s o l a n g e e r k r a n k i s t.

In Shanghai besteht ein amerikanischer Arzt darauf, daß alle seine Patienten durch ein Badezimmer — zu ihm kommen. Ich befürwortete dieselbe Einrichtuug in Foochow. Da meinten aber manche unserer badelustigen Christen, die kranken Heiden würden sich nur noch mehr vor uns fürchten und unserm Hosspital nicht nahe kommen.

Wir haben jedoch erfahren, daß auch die Wasserscheu zu überwinden ist. Die meisten chinesischen Christen baden so oft als wir und Sia Sek Ong trinkt kaltes Wasser beim Predigen.

Eine christliche Krankenpflege verfehlt jedoch nicht einen Eindruck auf die Heiden zu machen. Bald hört man diesen erzählen, wie der Missionar sich nicht vor dem Schmutz fürchtete und ihm den Fieberschweiß abtrocknete; jenen, wie die Missionarin muthig eine ganze Nacht bei einem Todten wachte u. s. w.

Hirtenlied.

Für Haus und Herd von Fidelis.

Frei von Sorgen, treib ich jeden Morgen meine Heerd' in's Feld.
Wenn die Vögel singen, meine Schäfchen springen, sing ich: Gott erhält
Gnädig, mächtig, gütig, prächtig seine liebe Welt.



Grüne Wälder, Korn- und Weizenfelder, milder Sonnenschein,
Kleine, silberhelle, schattenreiche Quelle, liedervoller Hain!
Gottes Willen zu erfüllen, müßt ihr uns erfreu'n.

O wie mächtig, gnädig, gütig, prächtig ist der Herr der Welt,
Welcher Sonn' und Erde, König, Hirt und Heerde väterlich erhält!
Laß mein Lallen dir gefallen, großer Herr der Welt!

Nur ein Landstreicher.

Eine Erzählung aus dem Leben für Haus und Herd von A. Flammann.

Es war ein drückend heißer Tag im Monat Juli. Der Zeiger der Sonnenuhr auf dem Rasenplatze vor dem Hause des Farmers Thompson wies gerade auf zwölf. In der geräumigen Küche des Farmhauses stand schon das Mittagessen bereit für die hungrigen Gäste.

Frau Thompson war nicht allein eine tüchtige Köchin, sondern überhaupt eine geschickte und fleißige Hausfrau. Während die Männer vom Felde heimkehrten, beschäftigte sie sich noch damit, die Stühle zurecht zu rücken, Töpfe und Schüsseln zu ordnen, und diese und jene Kleinigkeiten zu besorgen.

Als nach wenigen Minuten der Hausherr mit seinen Arbeitern eintrat und die dampfenden Schüsseln auf dem schön gedeckten Tische sah, vergaß er für einen Augenblick seinen Hunger und indem er seiner ihn freundlich begrüßenden Gattin einen Kuß auf die Wange drückte, gratulirte er sich selber, daß er doch ein glücklicher und erfolgreicher Mann sei.

Er lebte in guten Verhältnissen. Mit harter Arbeit und großer Sparsamkeit war es ihm gelungen, allmählig ein bedeutendes Vermögen zusammen zu bringen. So weit er von seinem Hause aus schauen konnte, war beinahe alles Land sein Eigenthum. Die wogenden Weizenfelder dort in der Ferne, die Heerden drüben auf der Weide, diese schönen Stallungen und andere Gebäulichkeiten, das bequem eingerichtete Wohnhaus, Alles gehörte ihm und zeugte von seinem Fleiße und seinem Erfolge. Kein Wunder deßhalb, daß er sich reich und glücklich fühlte.

Aber gerade dieser Erfolg war in einer Hinsicht ihm zum Schaden geworden. Er hatte die zarten Gefühle zum Nächsten in seinem Herzen abgestumpft.

Besonders der Noth und dem Elend seiner ärmeren Mitmenschen gegenüber war er in großem Maße gleichgültig und gefühllos. Weil Gott es ihm hatte gelingen lassen, so glaubte er, daß es auch jedem Menschen gelingen müsse, der fleißig sei und sein Bestes thue. Er bedachte nicht, daß Erfolg nicht allein von Fleiß und Sparsamkeit, sondern auch von mancherlei anderen Umständen abhängig ist, die wir nicht immer reguliren können, und daß besonders „an Gottes Segen ist Alles gelegen."

Er war, mit einem Wort, einer von jenen Charakteren, wie man sie gelegentlich findet, die mit sich selber so zufrieden sind, daß sie sich als beinahe vollkommen betrachten, Andere dagegen oft ohne Grund hart und lieblos beurtheilen. „Jeder ist seines Glückes Schmied," pflegte er zu sagen, und damit unterdrückte er vielfach die Regungen des Mitleids, die gelegentlich in seinem Herzen aufsteigen wollten.

Während John Thompson im Besitze seiner irdischen Güter sich glücklich schätzte, war es besonders sein kleines Töchterchen Rosa, woran sein ganzes Herz hing. Sie war sein Liebling, sein „kleiner Sonnenstrahl," wie er sie nannte. Sie erwartete ihn gewöhnlich an der Hausthür, wenn er heimkehrte, und sobald er sich setzte, kletterte sie auf seine Knie, zupfte seinen Bart und unterhielt ihn mit ihrem kindlichen Geplauder.

Man mußte wundern, wie er sich von diesem Kinde so beeinflussen ließ, daß er oft selbst gegen seinen Willen und seine Ueberzeugung handelte.

Heute hatte sie sich versteckt, damit ihr Papa sie suchen sollte, wie er es gelegentlich that. Ehe er sich deßhalb an den Tisch setzte, ging er leise in das anstoßende Wohnzimmer, um seinen Liebling zu suchen.

„Wo ist denn mein kleiner Sonnenstrahl?" rief er aus. Im nächsten Augenblick sprang sein Töchterchen ihm entgegen aus einer Ecke mit den Worten: „Hier bin ich, Papa!" indem sie zugleich ihr kleines Mündchen für einen Kuß zum Vater emporhielt. „O, Papa," flüsterte sie ihm dann in's Ohr, „o, Papa, dort kommt ein armer Mann, ein sehr, sehr armer Mann unsern Gartenweg herauf; siehst du ihn wohl?"

Der Farmer schaute nach dem Fenster, und richtig, dort kam ein Mann, den man wenigstens auf den ersten Anblick für einen Landstreicher—Tramp, wie man sie hier zu Lande zu nennen pflegt—halten würde. Rosa verkroch sich ängstlich, so schnell sie konnte, hinter ihrer Mama, während Farmer Thompson, schon entschlossen, wie er den Fremdling empfangen würde, an die Hausthür ging.

Der Mann war mittlerweile die paar Stufen herauf und bis vor die Thür gekommen. Ohne auf eine Anrede von Seiten des Mannes zu warten, begrüßte unser Farmer ihn mit der kurzen Frage: „Nun, Freund, was willst denn du?"

Vielleicht entmuthigt über diese Anrede, stellte der Mann sich vor Thompson hin, ohne ein Wort zu sagen. Aber seine ganze Erscheinung, seine verlumpten Kleider, seine hagere Gestalt, sein ganzes Benehmen war gleichsam eine Antwort und sagte deutlich, was er wollte und was er nöthig hatte.

„Nun," sagte der Farmer ungeduldig, „wie lange stehst du da wie eine Mumie? Sprich doch; dies ist ein Land der freien Rede; was willst du?"

„Etwas zu essen; um Gottes willen, etwas zu essen," war Alles, was er herausbringen konnte.

„Das ist die alte Geschichte—die alte Geschichte, die man immer von Landstreichern hören muß. Willst du sonst noch was?"

„Es ist nur die Wahrheit, wenn ich Ihnen sage, daß ich beinahe vor Hunger sterbe. Seit zwei Tagen ist kein Bissen Speise über meine Lippen gekommen. Niemand will mir etwas zu essen geben, und ich habe kein Geld, womit ich was kaufen kann. O, haben Sie Mitleid mit mir!" antwortete der Fremdling mit zitternder Stimme, während Thränen über seine hagern Backen liefen.

„Mein Freund, ich bemitleide dich von ganzem Herzen. Ich bemitleide irgend einen Mann, der so alles Gefühl seiner Menschen- und Manneswürde verloren hat, daß er umhergeht und bettelt, während überall Arbeit genug zu finden ist, für den, der arbeiten will," entgegnete hartherzig der Farmer. „Jeder Bissen Speise auf meinem Tische hier," fuhr er fort, „ist das Produkt harter Arbeit, und ich weiß diese Gaben besser zu gebrauchen, als Müssiggänger damit zu füttern."

„Mein Herr, ich bin willig zu arbeiten; aber—"

„Aber, aber—immer das aber," unterbrach Thompson ihn. Ich habe noch nie einen Mann von deinem Schlage gesehen, der besonders gern arbeiten wollte. Wenn ihr euch nur satt essen könnt, dann laßt ihr gern die Arbeit von Andern thun. Komm, komm, mach', daß du fortkommst; ich habe weder Zeit zu vergeuden, noch Brod wegzuwerfen für Leute von deiner Sorte!"

Der arme Mann brach beinahe zusammen. Doch raffte er sich noch einmal auf, und machte Anstrengung, die Stufen hinunter zu gehen. Alle, die in der Küche die Unterredung mit angehört hatten, bedauerten ihn, doch Keiner wagte etwas zu sagen, aus Furcht vor Farmer Thompson; selbst seine Frau nicht.

Da plötzlich sprang Rosa hervor, die bis zu dem Augenblick sich vor Angst versteckt und ganz ruhig verhalten hatte hinter ihrer Mutter. Kleine Thränenperlen glänzten in ihren Augen.

„Du sollst nicht hungrig weggehen, armer Mann," rief sie aus, indem sie auf den Fremdling zusprang und ihn bei der Hand ergriff. Im nächsten Augenblick sich zu ihrem Vater wendend, sagte sie: „Du böser, unartiger Papa; deine kleine Rosa kann dich gar nicht mehr lieb haben." „Du sollst meinen Teller voll haben, du armer, armer Mann," setzte sie hinzu, während sie den Mann liebevoll anblickte.

Ob es war, daß Farmer Thompson wirklich zu einer bessern Einsicht kam und sein Herz aufrichtiges Mitleid fühlte, oder ob er es mehr that, um seiner kleinen Tochter zu gefallen und sie zu beschwichtigen, immerhin war seine Stimmung plötzlich verändert, und sich zu der Kleinen herabneigend, gab er ihr einen Kuß, mit den Worten: „Mein Liebling, du hast deinem

Papa gezeigt, was recht ist, nicht wahr? Nun, weine nur nicht mehr; komm, gib dem armen Mann einen großen Teller voll von unserm Mittagessen."

Bald darauf hatte die Mutter ihr auch einen gehäuften Teller voll zurecht gemacht, den Rosa dann erfreut dem Hungernden darreichte.

„Gott segne dich, liebes Kind," sagte dieser, indem er den Teller aus ihren Händen nahm. „Magst du in deinem Leben nie in Sorge und Noth kommen, und nie wissen, was es meint, zu hungern!"

Nachdem das Mittagessen genossen war, ging Farmer Thompson an die Thür, um zu sehen, ob die drohenden Gewitterwolken, die sich schon Morgens gezeigt hatten, nicht vorbeigegangen waren.

„Ich wünschte, das Heu wäre unter Dach, Frau," sagte er zu seiner bei ihm stehenden Gattin. „Jene Wolken dort im Westen bringen Regen, und wenn ich nicht irre, so werden wir in kurzer Zeit ein schweres Gewitter haben. Der Regen würde gut kommen, wir gebrauchen ihn sehr; das Land ist trocken, aber wenn nur das Heu hereingebracht wäre. Kommt, Jungens, laßt uns schnell an die Arbeit gehen." Dann sich zu dem Fremden wendend, der immer noch vor der Thür saß, um sich auszuruhen, sagte er: „Hier, Mann, was ist denn eigentlich dein Name?"

„Mein Name ist William Kent."

„Ah, William Kent! Nun, William Kent, bist du willig einen ehrlichen Schilling zu verdienen? Du sagst „ja"—nun du bist der erste Tramp, den ich treffe, der willig ist zu arbeiten. Hier ist eine Heugabel für dich, komm dann mit uns, und wir wollen sehen, was du leisten kannst. Adje, Frau; adje, Rosa; sei auch recht brav!" und fort war er mit den Männern.

Frau Thompson blickte ihnen nach, so lange sie sie sehen konnte. Nachdem sie Rosa dann ermahnt hatte, sich nicht zu weit vom Hause zu entfernen, machte sie sich wieder an ihre Hausarbeit. Doch hatte sie fortwährend ein eigenthümliches ängstliches Gefühl, als ob sich an dem Tage noch etwas Besonderes ereignen würde.

Die drückende Hitze und die große Stille um sie her übten zudem einen entmuthigenden Einfluß aus auf ihr Gemüth. Sie versuchte, dies Gefühl zu überwinden. Sie sang; sie machte beim Spülen ihrer Schüsseln mehr Lärm als nothwendig war. Sie lachte selber über ihre ungegründete Furcht und ihre Einbildung. Nichtsdestoweniger aber ging sie alle Augenblicke nach der Thür und schaute nach jener drohenden Wolke, die immer größer und schwärzer wurde und immer höher stieg.

Die Luft füllte sich an mit einem dichten Nebel, von eigenthümlich gelblichem Aussehen, welcher das Athmen beschwerlich machte. Dann und wann durchschnitt ein Blitzstrahl, begleitet von dem Getöse fernen Donners das Dunkel jener schweren Wolke.

Nicht lange dauerte es, bis der nahende mächtige Sturmwind heranbrauste und den Staub auf der Landstraße wolkengleich in die Höhe wirbelte. Die Aeste der kräftigen Bäume wurden vom Winde immer heftiger hin und her geschaukelt. Das Wetter kam unerwartet schnell heran.

„Wo in aller Welt ist nur das Kind hingegangen," sagte Frau Thompson erschreckt zu sich selber, als sie sich nach Rosa umschaute und sie nicht in der Nähe des Hauses sah. Eilig ging sie hinein und warf ihren Shawl über die Schultern, um das Kind zu suchen.

Als sie zur Thür hinaustrat, hörte sie die Stimme ihres Mannes, der ihr ein lautes „Halloh, Frau!" zurief. Obgleich sie wohl sah, daß zwei seiner Arbeiter ihn trugen, so konnte sie doch in dem Augenblicke bei der Angst über ihr verlorenes Töchterchen nicht viel nachdenken.

„Eile in den Keller, Frau; in den Keller, — die Windsbraut (Cyclon) kommt!" Diese Worte ihres Mannes hörte sie noch soeben; dann sank sie ohnmächtig und bewußtlos auf dem Fußboden der Küche nieder.

„Es ist doch eigenthümlich," sagte der Farmer, als er das Haus erreicht hatte, „wie in der Zeit der Noth und Gefahr manchmal Alles gerade so verkehrt geht. Da muß ich bei dem eiligen Uebersteigen der Mauer meinen Fuß verrenken, und meine Frau, anstatt mir jetzt zu helfen, liegt bewußtlos auf dem Boden. Schnell, Jungens, tragt sie hinunter in den Keller, und du, William Kent, sei mir behülflich, daß ich in Sicherheit komme."

Kaum waren Alle unten angelangt, als Frau Thompson wieder zu sich kam. Das erste Wort, was sie sagte, war: „Wo ist Rosa, Vater?"

„Rosa? Rosa?!" rief überrascht der Farmer aus, während er vor Schrecken todesbleich wurde und die Männer sich entsetzt einander anblickten.

„Ja, Rosa, unser Liebling!" erwiderte mit schwacher Stimme Frau Thompson. „Ich war gerade im Begriff, sie zu suchen, als ich ohnmächtig wurde. Ist sie nicht hier?"

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort, die ihr Mann ihr geben konnte. Kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Er versuchte aufzustehen, aber er konnte nicht. Sein verrenkter Fuß war mittlerweile stark angeschwollen.

„Ich kann sie nicht retten; o Gott, rette das arme Kind," stöhnte er, während er in seinem Schmerz und Kummer auf dem Boden des Kellers sich hin und her warf.

„Mein Kind, meine theure Rosa; sie wird umkommen," seufzte die Mutter. Ich kann nicht gehen vor Schwäche und Angst. O, ihr Männer, die ihr stark seid, rettet, rettet mein Kind. Doch ich kann's nicht verlangen von euch, daß ihr euer Leben riskirt; ich will selber gehen und mit ihr sterben!" Mit diesen Worten raffte sie sich auf und war gerade im Begriff die Treppe hinaufzusteigen, als eine kräftige Hand sie zurückhielt mit den Worten:

„Bleiben Sie hier, Frau, und vertrauen Sie Alles dem Herrn an. Ich will den Versuch machen das Kind in Sicherheit zu bringen. Niemand wird um mich trauern, wenn ich sterben sollte. Ich bin nur ein armer Bettler, ein Tramp — und sie war so gut zu mir!" Mit diesen Worten sprang er die Treppe hinauf.

Als er die Thür erreicht hatte, schaute er ängstlich umher, ob er sie irgendwo erspähen möchte. Im nächsten Augenblick sah er sie, in nicht sehr weiter Entfernung. Mit einem Schrei der Freude und der Furcht auf seinen Lippen eilte er zu ihr.

Der Sturm heulte um ihn her. Die riesigen Eichen beugten sich vor der Gewalt des Windes. Es war schauerlich. Er aber sah nichts und hörte nichts, bis er das Kind sicher in seinen Armen hatte. Sie umfaßte ihn mit ihren kleinen Armen und schmiegte sich vertrauensvoll an ihn. „Bringe mich zu meinem Papa, bitte; bringe mich zu meinem Papa!" bat sie ängstlich. Und er erwiderte mit befestigender Stimme: „Ja, kleiner Liebling; ich werde dich zu deinem Papa bringen, wenn es Gottes Wille ist!"

Er fühlte seine eigene Hülflosigkeit. Um ihn her war's jetzt finster wie Mitternacht. Der Sturmwind heulte und tobte. Donner und Blitz wechselten schnell mit einander ab. Regen und Hagel fiel in Strömen. Bretter, Steine, Bäume flogen durch die Luft in allen

Richtungen, losgerissen und getragen durch die Kraft des Windes. War's ein Wunder, daß auch sein Herz erbebte? Doch, er fühlte, daß er ein wichtiges Rettungswerk zu thun hatte, und dies Gefühl gab ihm Muth und Kraft. Er wollte sein Bestes thun; das Uebrige überließ er Gott. Er konnte beten, „Dein Wille geschehe!"

Auf Händen und Füßen kroch er langsam und mit großer Anstrengung dem Hause entgegen; während er das Kind mit seinem Körper beschützte, so gut er konnte. Der Sturm versuchte ihn emporzuheben, aber er hielt sich mit aller Kraft fest an Gras und Sträuchern. Blutend und ganz erschöpft kam er zuletzt bis an die Hausthür. Er fühlte, daß seine Kräfte ihn verließen. Er konnte nicht weiter. Seine letzten Kräfte anstrengend nahm er das Kind in seine Hände, küßte es mit zitterndem Munde und legte es dann durch die geöffnete Thür in's Haus. „Gott sei mir Sünder gnädig," rief er aus. Er hörte noch den Freuden- und Dankesruf der Mutter, über die Rettung ihres geliebten Kindes.

In demselben Augenblick zuckte wieder ein heller Blitzstrahl durch das Dunkel, begleitet von einem betäubenden Donnerschlag. Man hörte den gewaltigen Krach eines fallenden Baumes, der zum Theil gegen das Haus stürzte.

Bald darnach war der Sturm vorüber. Das Getöse des Donners verstummte in der Ferne. Die Sonne brach wieder durch die Wolken. Alles war ruhig wie zuvor. Aber vor der Hausthür lag William Kent, der Tramp — der edelmüthige Lebensretter. Ein mächtiger Eichbaum war auf ihn gefallen und hatte ihn erdrückt. Er hatte sein Leben geopfert, für das Leben des Kindes.

* * *

Nahe einer unserer blühenden westlichen Städte, liegt ein kleiner unansehnlicher Friedhof. Der Lärm des Lebens vermischt sich hier mit der Stille des Todes, denn eine der größten Eisenbahnen fährt gerade an der Mauer dieses Gottesackers vorbei. Auf einer Anhöhe auf demselben befindet sich ein einzelnes Grab. Die ersten Blumen des Frühlings, sowie die letzten des Herbstes, werden von Zeit zu Zeit auf dasselbige gelegt, von liebenden Händen und dankbaren Herzen. Ein einfaches Denkmal von Marmor steht bei diesem Grabe. Dasselbe trägt die kurze, aber vielsagende Inschrift:

Zum Andenken an

— **William Kent.** —

„Gastfrei zu sein vergesset nicht; denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherberget."— Ebr. 13, 2.

Die Hervorragungen an der Sonne.

Für Haus und Herd von Opusculum.

Bei der Abhängigkeit, in welcher unsere Erde zu der Sonne, darf es nicht wundernehmen, wenn außergewöhnliche Erscheinungen auf der Sonne sofort in Beziehungen mit solchen auf der Erde gebracht werden.

So geschah es vor einiger Zeit, daß man die langanhaltende, ungewöhnliche Wärme im August und September als eine Folge der im August auftretenden Hervorragungen (Protuberanzen) der Sonne ansah, welche zu einer bedeutenden Höhe anwuchsen.

Es wird gewiß vielen unserer Leser willkommen sein, wenn wir nachstehend versuchen, eine Darstellung dieser Gebilde und verwandter Erscheinungen auf der Sonne zu geben.

Nach den neuesten Beobachtungen, welche über die Sonne angestellt wurden, lagert über dem eigentlichen Körper derselben eine glühende Wolkenschicht, die Photosphäre, welche scheinbar die Oberfläche der Sonne bildet und die Hauptquelle des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme ist; über dieser glühenden Wolkenschicht liegt jedoch eine gasförmige Hülle von unregelmäßiger und veränderlicher Gestalt: die Atmosphäre.

Diese Hülle besteht aus Flammen, Strahlen und Strömungen und zerfällt in zwei Theile, deren äußere die Corona, den Kranz bildet. Der innere Theil liegt als eine dünne, rosenrothe Schicht über der Photosphäre und macht den Eindruck, als ob auf der Oberfläche aus zahllosen Oeffnungen Strahlen glühender Gase hervorbrächen, die den ganzen Sonnenrand wie Flammen umgeben.

Hin und wieder erheben sich Massen dieses Gases zu einer bedeutenden Höhe und ragen weit in die Corona hinein, wo sie wie Wolken schweben oder durch andere Strömungen emporgerissen werden.

Diese emporgeschleuderten Massen sind die Protuberanzen (Hervorragungen), welchen Namen man diesen Gebilden im Jahre 1842 beilegte. Man war jedoch über die Natur derselben noch im Unklaren und konnte nicht ermitteln, ob sie der Sonne, dem Mond oder der Erdatmosphäre angehörten oder überhaupt nur Täuschungen seien.

Wenn man während einer totalen Sonnenfinsterniß die allmählich abnehmende Sichel der Sonne beobachtet, bemerkt man nichts Auffallendes bis nahe dem Zeitpunkte ihres vollständigen Verschwindens. Ist aber der letzte Strahl des Sonnenlichtes verschwunden, dann erscheint die tiefschwarze Mondkugel, umgeben von einem Strahlenkranz, ähnlich dem Heiligenschein auf alten Gemälden, und in diese Corona ragen Zungen und Wolken rosenfarbiger Flammen in den

merkwürdigsten Gestalten von verschiedenen Punkten des Mondrandes empor (Fig. 1, a bis g).

Die ersten sicheren Nachrichten über eine Beobachtung von Protuberanzen stammen aus dem Jahre 1733, wo man während der totalen Sonnenfinsterniß drei oder vier kleine rosenrothe Wölkchen bemerkte, welche vom Mondrande völlig losgelöst erschienen und nach der Ansicht des Beobachters in der Mondatmosphäre schwebten.

Von dieser Zeit ab scheint man aber den Protuberanzen wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, denn es finden sich bis zum Jahre 1842 nur spärliche Nachweisungen über die Beobachtung solcher Gebilde. Die früheren Beobachtungen waren so in Vergessenheit gerathen, daß bei der totalen Sonnenfinsterniß im Jahre 1842 besonders glänzend auftretende Protuberanzen in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Beobachter fesselten.

Bei der totalen Sonnenfinsterniß von 1860 wurde zum ersten mal eine erfolgreiche Anwendung der Photographie gemacht, und Secchi sowie Warren de la Rue zogen daraus die Folgerung, daß die Protuberanzen wirklich der Sonne angehörten, denn es zeigte sich auf den photographischen Aufnahmen deutlich, daß sie durch das Fortschreiten der Mondscheibe auf der einen Seite der Sonne nach und nach verdeckt wurden, während sie auf der andern Seite immer mehr hervortraten.

Da zu jener Zeit die Kunst, das Sonnenlicht zu zerlegen (Spectralanalyse), noch so wenig entwickelt war, daß Niemand daran dachte, sie auf die Corona und die Protuberanzen anzuwenden, verging eine geraume Zeit, ehe man über die Natur dieser Erscheinungen Klarheit erlangen konnte, und erst im Jahre 1868 war der Bau des Spectroskops (Vorrichtung zur Zerlegung des Sonnenlichts) zu solcher Vollkommenheit gediehen, daß man es mit Erfolg benutzen konnte.

Der Engländer Lockyer, welcher die Wissenschaft der Zerlegung des Sonnenlichts sehr eifrig pflegte, kam im Verlauf seiner Untersuchungen zu dem Resultate, daß die Hervorragungen der Sonne, von deren wechselnden Formen Fig. 2 eine Darstellung gibt, aus einer dünnen, die ganze Oberfläche der Sonne umgebenden Hülle entspringen und nur besonders hervorragende Theile derselben sind.

Nach ihm ist die Sonne von einer Atmosphäre umgeben, welche in der Hauptsache aus Wasserstoff besteht, dessen Theile von Zeit zu Zeit als flammige Wolken oder Zungen emporgeschleudert werden. Die schmale, hellleuchtende Atmosphäre belegte Lockyer mit dem Namen Chromosphäre, und dieselbe ist nur mittels des Spectroskops oder während totaler Sonnenfinsternisse wahrzunehmen, bei letzteren Gelegenheiten auch schon von früheren Beobachtern gesehen worden, ohne daß man indeß über ihre wahre Natur Klarheit erlangen konnte.

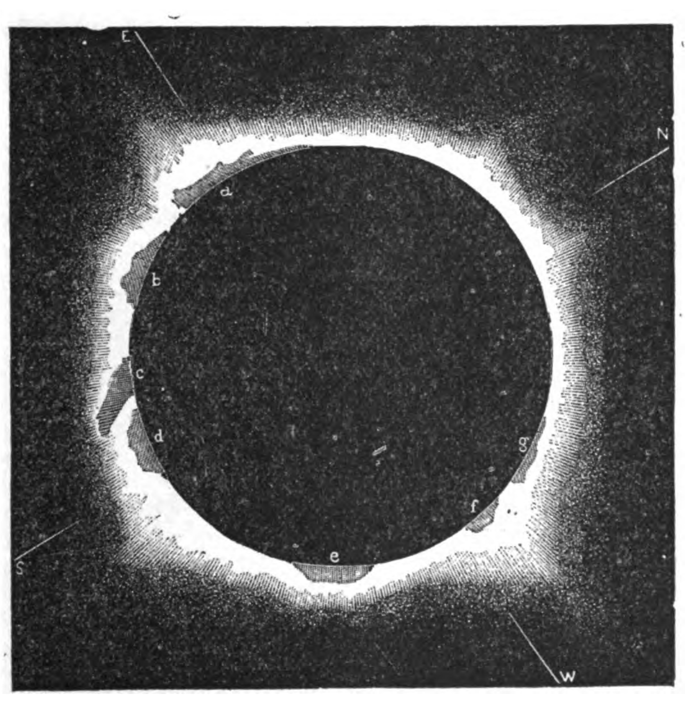


Fig. 1. Sonnenfinsterniß.

Die Hervorragungen (Protuberanzen) der Sonne theilt man meistens in zwei Klassen ein: in wolkenähnliche (Fig. 3) und in eruptive (Fig. 4).

Die ersteren sind rosigen Wolken zu vergleichen, die in einer Atmosphäre (wenn man den Ausdruck hier gebrauchen darf) zu schwimmen scheinen.

Die eruptiven Protuberanzen bestehen aus Wasserstoff- und Magnesiumdämpfen, welche aus der Sonne selbst oder aus den unterst:n

Schichten der Chromosphäre mit einer Geschwindigkeit von manchmal 150 engl. Meilen in der Secunde emporgeschleudert werden. Diese Eruptionen dauern stunden- ja oft tagelang, die Dämpfe breiten sich Tausende von Meilen aus und sinken dann allmählich auf den Grund der Chromosphäre zurück.

Wenn man die Sonne durch ein gewöhnliches Fernrohr betrachtet, so sieht man nur die leuchtende Oberfläche, aber weder Corona noch Chromosphäre, welche in solchen Instrumenten nebst den Protuberanzen nur bei totalen Sonnenfinsternissen erscheinen. Will man Protuberanzen beobachten, so muß das Fernrohr mit einem Spectroskop versehen und in eine solche Stellung gebracht werden, daß das Sonnenbild mit dem zu beobachtenden Theile des Randes den Spalt des Spectroskops berührt.

Fig. 2. Hervorragung der Sonne.

Ist an dieser Stelle des Sonnenrandes eine Protuberanz vorhanden, so bietet sich dem Beobachter ein Anblick ähnlich dem in Fig. 5 dargestellten.—Der rothe Theil des Spectrums zieht sich in Gestalt eines scharlachrothen Bandes quer durch das Gesichtsfeld und ist selbst wieder von einem etwas dunklern Bande durchzogen.

In diesem Bande sieht man die Protuberanz als scharlachrothe Wolken, welche man nach Gestalt und Aussehen etwa mit den Wolken in unserer Erdatmosphäre vergleichen könnte. Am besten läßt sich der Anblick mit dem durch eine halb geöffnete Thür gesehenen Abendhimmel vergleichen, nur daß bei der Protuberanz der Farbencontrast unseres Abendhimmels fehlt, denn alle Protuberanzen zeigen dieselbe rein scharlachrothe Farbe. Am Rande des Spaltes des Spectroskops zeigt sich die Chromosphäre, welche aus kleinen, zungen- oder fadenförmigen Gebilden besteht und in stärkerem Glanze strahlt als die sich aus ihr erhebenden Wolken.

Das Auftreten der Protuberanzen ist an keine bestimmte Gegend der Sonne gebunden, jedoch lassen sie einen gewissen Zusammenhang mit den Flecken



Fig. 3. Wolkenähnliche Hervorragungen.

erkennen. In einem engern noch stehen sie mit den sogenannten Fackeln, denn man hat zuweilen die Beobachtung gemacht, daß Fackeln, die bis zum Sonnenrande verfolgt werden konnten, von Protuberanzen umgeben waren, und dies wird wahrscheinlich immer der Fall sein.

Die Größe der Protuberanzen schwankt innerhalb weiter Grenzen; die Mehrzahl erreicht eine Höhe zwischen 18,000 und 25,000 engl. Meilen. Zu manchen Zeiten erscheinen auch solche mit Höhen von 95,000, ja selbst über 240,000 englischen Meilen und es ist dem Erdbewohner nicht möglich, sich von den diese Erscheinungen bewirkenden Vorgängen einen auch nur entfernten Begriff zu machen, denn was sind vergleichsweise die mächtigsten Ausbrüche unserer feuerspeienden Berge gegen das Emporsteigen selbst der kleinsten Protuberanz, die an Höhe den Erddurchmesser nahezu zehnmal übertrifft! — Es ist bis jetzt der Forschung nicht gelungen, eine Einwirkung der Protuberanzen auf die Temperatur unseres Planeten festzustellen, und die Eingangs erwähnten Vermuthungen bezüglich des Ursprungs der öfters eintretenden ungewöhnlichen Sommerhitze werden wohl noch so lange der Bestätigung harren müssen, bis jahrelang ausgedehnte Beobachtungsreihen uns die Möglichkeit solcher Wirkungen dargethan haben.

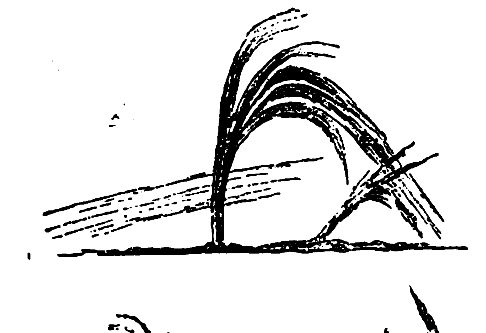




Fig. 4. Eruptive Hervorragungen.

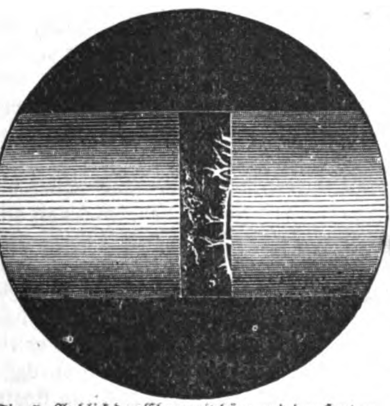


Fig. 5. Anblick der Chromosphäre und der Hervorragungen durch das Spectroskop.

Die Runen-Schrift.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga, Berlin.

Als Vater der modernen deutschen Schrift und ihrer lautebedeutenden Zeichen ist der gothische Bischof Wulfilas — so ist die richtige Schreibung—anzusehen.

Dieser merkwürdige Mann, dessen Verdienst für die deutsche Geisteskultur unermeßlich groß ist, lebte von 311—381, seine Uebersetzungsarbeit fällt also vor nunmehr fünfzehnhundert Jahren.—Ueber ihn und seine Bibelübersetzung handelt ein lesenswerther Artikel in Haus und Herd, Jahrgang 1885, worauf ich diejenigen, die sich näher für ihn und sein Werk interessiren, verweise.

Unsere Aufgabe hier ist ganz anderer Art. Währenddem Wulfilas durch seine Bibelübersetzung einestheils dem deutschen Wort einen Platz in der literarischen Welt gab, so verschaffte er anderntheils durch das gleiche Werk der deutschen Schrift Bürgerrecht, indem er aus den altgermanischen Runen unter Zuhülfenahme griechischer Schriftzeichen ein neues gothisches Alphabet schuf, auf dem unser deutsches Alphabet beruht.

Schon bei den Indogermanen können die Runen als die ältesten Anfänge der Schrift gelten.

Das älteste Runen-ABC bestand wahrscheinlich aus 15 Urzeichen, näherte sich dann durch nachbarliche Einflüsse etwa 800 Jahre vor Wulfilas dem griechisch-römischen Alphabet, blieb aber, wie die Schreibkunde überhaupt, Geheimniß der Priester und einiger weniger Vornehmen.

Was bedeutet zunächst das Wort „runa?"—Nichts weiter, als was es für den größten Theil des Volkes war—„Geheimniß." Gleichzeitig besagt das Wort Rune aber auch Zauberei, Weissagung, Rath, Urtheil, Weisheit, Gelehrsamkeit, aber auch ein heimliches Flüstern (daher unser „raunen"), womit man dem Ohr des Andern verborgene Anschläge kund gab.

So mögen die Runen, die man in ältester Zeit auf hölzerne Täfelchen und Stäbchen ritzte oder schnitt, den Priestern als gewissermaßen hieroglyphische, geheime Zeichen bei den Mysterien der Götterlehre gedient haben.

So wird, um ein Beispiel zu geben, der „Wissende," der unser H als die Rune des Hagels, got. hagls, erkennt, im Runenzeichen den zuckenden Blitz sehen, ebenso wie im N der Rune der nauths (Noth, Fessel) die Fessel, die den Mann band, der in Noth gerathen war.

Auch wer später von den Nichtwissenden es wagte, den Willen der Götter durch solche Zeichen, denen natürlich auch das Volk Zauberkraft zuschrieb, zu erforschen, der grub die Zeichen, welche er dem Priester abgesehen hatte, gern in einen kleinen Stab vom Holz der Buche.

Der Baum, dem diese Stäbchen entsprossen, ist mit seinen Blättern noch lebendig in unserm Wort Buchstaben, mit denen wir heute ein Buch und seine Blätter füllen. Die wunderbaren Vorstellungen, die sich ein mit der Buchstabenschrift noch unbekanntes Volk von einer Kunst machen mußte, durch welche mit einigen Strichen Belehrungen, Nachrichten, Gedanken gegeben und mitgetheilt werden konnten, trugen dazu bei, den Runen den Charakter des Uebernatürlichen zu geben, ihnen verborgene Kräfte beizulegen und sie zu magischen Gebräuchen anzuwenden.

Noch lange, nachdem die christlichen Germanenbekehrer, die Priester und Mönche, die lateinische Buchstabenschrift eingeführt hatten, galten die Runen dem Volk als werthe, einheimische Schrift.

Wer sich eine Waffe anschaffte, ritzte ihr Runen ein; das Trinkhorn, welches unter den durstigen Männern der Halle kreiste, war mit Runen bedeckt; über der Thür des Hauses gaben Runen an, wann und von wem es erbaut worden. Die Grenze, welche den Acker des Nachbarn trennte, das Grabmal des Geschiedenen, ward durch Runensteine bezeichnet. Selbst die christliche Kirche mit ihrem Gottesdienst, mußte es sich gefallen lassen, daß der Deutsche, der sich im dunkeln Walde und auf stiller Haide schwer von seinen heidnischen Vorstellungen trennen konnte, die heidnischen Zeichen der Kirche aufdrang. Noch jetzt findet man auf uralten Glocken, Altardecken, Taufsteinen, Rauchfässern, ja selbst auf Monstranzen offenkundige Runen neben lateinischen Inschriften eingeritzt.

Aus diesen uralten Runenzeichen seines Volkes schuf Wulfilas sein Alphabet. Daß er bei der Feststellung seiner Schrift die Schärfe und Eckigkeit der in Holz und Stein geritzten oder geschnittenen Runen verließ, und infolge seines täglichen Verkehrs mit den Griechen, deren Buchstaben er ja bei seiner Uebersetzung fortwährend vor Augen hatte, die rohe Form der Runen veredelte, ist begreiflich.

Wie er dabei im Verein mit den Mitteln des Pergamentes (maimbrana), des Rohres (ráus) und der Tinte (svartizla) die Buchstaben mehr rundete, öffnete und wo es scharfe Unterscheidungen galt, wieder eckte und lenkte, so daß die gothischen Handschriften doch im Ganzen der Unzialschrift gleichzeitiger griechischer und römischer Urkunden ähnlich sehen, das alles ist etwas so Natürliches, daß das Gegentheil nicht gut denkbar wäre.

Träume sind Schäume, aber nicht alle.

Für Haus und Herd von Palatinus.

Christliche Nüchternheit ist ein köstliches Gut. Unsere liebe Bibel empfiehlt dieselbe wiederholt. „Du aber sei nüchtern allenthalben" mahnt Paulus den Timotheus (2 Tim. 4, 5); und „Seid nüchtern," so schreibt auch Petrus in seinem Briefe den Christen hin und her (1 Petr. 1, 13; 5, 8). Deßhalb sagen wir auch, wie oben mit Bezug auf die Träume, die wir des Nachts haben „Träume sind Schäume." Da es aber in der ganzen Welt keine Regel ohne Ausnahme gibt, setzen wir keck hinzu „aber nicht alle." Wer wollte auch dem allmächtigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, die Hände binden, daß er nicht, auch heute noch, schaffen kann, was er will? Wer will ihm wehren, so daß er nicht auch durch Träume zu dem Menschen rede? Hat er das nicht früher auch gethan? Und sagt nicht Hiob: „Im Traume des Gesichts, in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt—da öffnet er das Ohr der Leute und schrecket sie und züchtiget sie (Hiob 33, 15 u. ff.)!

Es ist wahr; es ist das nicht der gewöhnliche Weg, auf dem Gott den Leuten das Ohr öffnet. Auf dem gewöhnlichen Wege thut das Gott durch seinen heiligen Geist, der durch's Gewissen oder auch durch die Vernunft zum Menschen redet und ihn straft; ebenso thut er das durch sein Wort. Aber Gott schlägt hie und da auch einen außergewöhnlichen Weg ein und davon wollen wir den Lesern hier zwei Geschichten als Beispiele erzählen und zwar zu Nutz und Frommen aller, denen „Haus und Herd" in die Hände kommt.

1. Der nächtliche Prediger.

Als Lessing, der bekannte Philosoph und Dichter, studirte, war unter seinen Mitstudirenden ein junger Mensch, der ein ausschweifendes Leben führte. Lessing suchte ihn aus diesen



Schlingen loszumachen, aber der Jüngling war gar zu tief darein verstrickt, die Freundesstimme schien vergeblich. Da kam der Jüngling eines Morgens in aller Frühe ganz verstört auf Lessings Zimmer, um ihm einen merkwürdigen und erschütternden Vorfall zu erzählen.

„Ich war heute, spät nach Mitternacht," erzählte er, „von einem Trinkgelage nach Hause gekommen, warf mich halb angekleidet auf's Bett und schlief bald ein. Da träumte mir, daß mein Hund Bello an meinem Bette saß, die Vorderfüße auf den Sitz des davorstehenden Stuhles legte und förmlich zu predigen anfing. Seine Predigt war ganz allein an mich gerichtet und enthielt ungefähr dasselbe, was du Lessing, mir hast so oft gesagt: Vorwürfe über mein bisheriges Leben, Ermahnungen, ein besseres anzufangen, nur mit andern Ausdrücken, und soll ich die Wahrheit sagen! — in einer viel kraftvolleren und erhabeneren Sprache.

Seine Worte schienen den Propheten entlehnt, seine Zunge flammte im Feuer. Die Rede des Hundes rührte mich tief; ich bin überzeugt, daß ich im Schlafe darüber geweint habe. Er schloß seine Ermahnungen mit einer furchtbaren Drohung: Wenn ich meinen bisherigen Lebenswandel fortsetze, so würde ich über sechs Monate eine Leiche sein. „Und damit du siehst," sagte er, „daß ich, ein unvernünftiges Thier nicht aus mir selbst so spreche, so schlage nur in deiner Bibel das erste Kapitel des Propheten Jeremia auf, dort findest du im 9. Verse die Beglaubigung meiner Sendung."

Ich erwachte, es war schon Tag und mit Entsetzen fuhr ich in die Höhe; ich glaubte meinen Hund noch vor mir am Stuhle stehen zu sehen, aber er lag ruhig zu den Füßen meines Bettes und schlief. Ich sprang auf und mein erstes Geschäft war, aus meinen Büchern die Bibel hervorzusuchen, ein Geschenk meiner seligen Mutter, das ich auf die Universität mitgenommen, ohne seitdem mehr darin gelesen zu haben. Ich schlug die bezeichnete Stelle auf und fand die Worte: „Und der Herr reckte seine Hand aus und rührete meinen Mund an und sprach zu mir: „Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund!" Denke dir mein Entsetzen beim Lesen dieser Zeilen! Ich warf meinen Rock über und eile nun zu dir, meinem einzigen, wahren Freund und frage dich: „Was sagst du zu dieser Geschichte?"

Lessing, so zweifelnd er einem wunderbaren Eingreifen Gottes in des Menschen Lebensgang gegenüber stand, konnte doch nicht umhin, den Traum als eine Mahnung des Gewissens aufzufassen, der zu folgen der Jüngling alle Kraft zusammen nehmen solle, damit er nicht in das Verderben falle.

Der Jüngling nahm sich wirklich eine längere Zeit zusammen, hielt sich zu Lessing und lag den Wissenschaften ob. Aber auf einem Spaziergange, nur von seinem treuen Hunde begleitet, traf er einst mit einem jubelnden Schwarm seiner früheren Kameraden zusammen, die einem nahen Wirthshause zueilten.

Natürlich lagen sie ihm an, sich wieder zu ihnen zu thun, und der arme schwache Mensch ließ sich bereden. Vom Trinken kam es zum Saufen und zuletzt zum Hohn und Spott über den fromm gewordenen Kameraden. Vor allem forschten sie nach dem Grunde seiner plötzlichen Sinnesänderung. Lange wollte er nicht erzählen; endlich löste der Wein seine Zunge und er schilderte seinen Traum. Eine Weile war darnach alles stumm. Aber ein stiller Augenblick ist für eine leichtsinnige Gesellschaft beängstigend.

Einer der frechsten und witzigsten Burschen stand auf und stellte die ernste Geschichte als einen lustigen Schwank und alberne Spuckerei dar, darin der Hund das verkappte Gespenst gewesen sei. Weil derselbe aber ihren Freund so erschreckt habe, daß er allem fröhlichen Leben entsagt habe und ein Kopfhänger geworden sei, und dieses gar durch Mißbrauch der Bibel erreicht habe, so müsse über ihn, als einen falschen Propheten, ein strenges Gericht gehalten werden.

Alles jauchzte dem Spötter Beifall zu, und der Hund war in derselben Stellung, wie er seinem Herrn im Traume erschienen war, auf einen Stuhl gestellt und nach feierlicher Anklage und Berathung das Todesurtheil über ihn gefällt.

Der verblendete Jüngling erschrack zuerst bei diesem Gedanken; aber der Hund, der ihm seit jener Nacht stets eine gewisse Scheu eingeflößt hatte, schien ihn jetzt, da er wieder vom guten Wege gewichen war, doppelt laut anzuklagen. Er willigte ein, und mit einem Stein am Halse ward das treue Thier unter komischen Feierlichkeiten in den nahen Teich geworfen. Ein leises Stöhnen, ein schmerzlicher Blick nach seinem Herrn — dann sank er unter.

Aber dieses Stöhnen, dieser Blick verfolgte nun jenen auf Schritt und Tritt, im Wachen und im Traum. Auf's Neue gab er sich dem Taumel des wüsten Lebens hin.

Lessing versuchte umsonst ihn zurückzuhalten. Er stürzte sich von einer Ausschweifung in die andere, bis seine geschwächte Gesundheit zusammenbrach. Ein hitziges Fieber raffte ihn weg, und sechs Monate nach seinem Traum ward er begraben. —

2. Ein nächtlicher Lehrer.

In St., Bezirksamt Homburg, Pfalz, Deutschland, lebt, während wir dieses niederschreiben eine römisch-katholische verheirathete Frau.

Vor noch nicht langer Zeit kommt dieselbe zu einem Mitgliede meiner Gemeinde und frägt, tief bewegt, ob die folgenden Worte etwa in der Bibel der Protestanten stünden. Dann sagt, sie deutlich folgenden, allen lebendigen evangelischen Christen bekannten Bibelspruch her:

„Siehe, ich stehe vor der Thür, und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird, und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und Er mit mir."

Das Gemeindeglied, ein seit Jahren lebendiger Christ und als solcher bekannt in St., erwidert: „Ei freilich, steht das in der Bibel!" Doch weßhalb fragt Ihr?

Frau B. erzählt ihm nun wie folgt: „Letzte Nacht hörte ich im Traume eine Stimme, die mir obige Worte laut und deutlich so oft vorsagte, bis ich sie auswendig gelernt hatte. Ich bin katholisch und besitze keine Bibel, habe auch noch in keiner gelesen; nun wurde ich aber durch die gehörten Worte so sehr beunruhigt, daß ich mir vornahm, sobald als möglich, mich bei Euch zu erkundigen, was das zu bedeuten habe. Ich hatte sofort eine Ahnung davon, daß diese Worte von Gott sind und in der Bibel stehen müssen; ich will sie auch befolgen und Gott die Thüre meines Herzens aufthun, daß Er Einkehr halte. Wer mich diese Worte gelernt hat, weiß ich nicht; ob es Gott selbst oder einer seiner heiligen Engel war?" u. s. w.

Seit jener Zeit besuchte Frau B. sammt ihrem Manne unsere Gottesdienste und frägt mit dem Kerkermeister: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Auch hat sie sich eine Bibel gekauft, in der sie gerne liest. Mit dankbarem Herzen gedenkt sie noch immer der nächtlichen Stunde, in welcher sie ein so schönes Wort habe auswendig lernen müssen, das sie im Leben nie gehört habe und das ihr nun zum ewigen Heil diene. Fürwahr, du bist ein wunderbarer Gott!

Selbstinteresse.

Für Haus und Herd von E. C. Magaret.

Wie viele von uns sind geneigt zu glauben, daß das, was wir denken, beabsichtigen oder thun für Jedermann vom allergrößesten Interesse ist. Selbst dann, wenn man unseren Worten augenscheinlich gar keine Aufmerksamkeit schenkt und wir das Gesagte zu unserem Verdruß wiederholen müssen, meinen wir doch, das Interesse würde schon kommen, wenn nur die Leute ordentlich zuhören würden.

Die Vorfälle in unserem Leben sollen, unserer Ansicht nach, alle unsere Bekannten interessiren. Alle Welt wünscht zu wissen, wann und wie wir uns erkältet haben; die Gründe, weßhalb wir unsere Seide kräuseln, anstatt sie in Falten zu legen, müssen im Freundeskreise auseinandergesetzt werden; wir glauben, am Frühstückstisch sei Jeder begierig zu erfahren, wie oft wir in der Nacht aufwachten. — Jede Mutter ist in der Krankheit unseres Kindleins so interessirt, wie wir selber; und wie wir in Verlegenheit kamen, und wie uns geholfen wurde, was unser Geschmack, unsere Ansichten, unsere Gewohnheiten sind und wie wir sie uns aneigneten, — das, — und eine Menge ähnlicher Dinge, ist in unseren Augen wichtig und erwähnenswerth. —

Selbst die größten und besten Männer sind nicht ganz frei von diesem übertriebenen Selbstinteresse, sondern hegen häufig eine hohe Meinung von ihrem eigenen Werthe.

Als einer der Mitgefangenen des bescheidenen Phouon sein schreckliches Loos bitter beklagte, fragte ihn der Held erstaunt, ob es nicht etwas Großes sei, mit Phouon zu sterben. Und die Geschichte sagt uns, das Antigonus, ein Mann, dem gewöhnlich alle Prahlerei fern lag, während einer Seeschlacht einen Matrosen, der auf die überlegene Zahl der feindlichen Schiffe aufmerksam machte, zurief: „Und für wie viele Schiffe zählst du mich!"

Es wird uns schwer einzugestehen, daß wir in der Vergangenheit nicht waren, was wir gerne gewesen wären, oder daß wir in der Zukunft in vielen Beziehungen nicht sein werden, was wir gerne wünschten. „Einst waren wir jung und stark und kühn," singen die Greise in einem der griechischen Chöre. — „Binnen Kurzem werden wir es sein," erwidern die Knaben. „Wir sind es jetzt," tönt es von den Lippen der Jünglinge weiter. —

Vielleicht liegt in diesem überwiegenden Selbstinteresse die Ursache, daß die Macht der Schmeichelei auf Erden so groß ist. Die Schmeichelei im Innern, das natürliche Erzeugniß unserer Eigenliebe, öffnet der Schmeichelei von außen Thür und Thor. Würden wir nur unsere Handlungen prüfen, nach dem berühmten Grundsatze: „Erkenne dich selbst!" würden wir die Dinge nach ihrem wahren Werthe schätzen, und dabei die Unvollkommenheiten und Mängel unseres Charakters und unserer Erziehung erwägen, die sich in unseren Worten, Handlungen und Neigungen äußern, so würden wir dem Schmeichler, der seine Kunst an uns probirt, nicht so leicht unser Ohr leihen.

Im Leben aber ist selbstverständlich ein Jeder der Mittelpunkt seines eigenen Universums, und beurtheilt die Größe und den Glanz eines Stern's von seinem eigenen Gesichtpunkte aus.

Daher die Verschiedenheit in der Anschauungsweise und im Urtheil. Ein gewisses Maß von Eigenliebe müssen wir bei Allen voraussetzen und erwarten, wohl zufrieden, wenn es sich nur in einem lebhaften Interesse an der eigenen Persönlichkeit äußert, und nicht in jene rücksichtslose Selbstsucht ausartet, welche alle aussaugt, mit denen sie in Berührung kommt, und alles im Leben dem eigenen Vortheil dienstbar macht.

Der Materialismus, der größte Fortschritt unserer Zeit.

Für Haus und Herd von H. W. Seibert.

„Gehe so stille du magst deine Wege,
Es drückt dir die Zeit ihr Gepräge
Es drückt dir auf's Antlitz, die Welt
Ihren Stempel, wie Fürsten auf's Geld.'

So lautet ein alter Weisheitsspruch, und wir Alle haben seine Wahrheit schon mehr oder minder erfahren. Wir kennen das Gepräge. Es ist das harter Arbeit und Sorge beim Einen, es ist das des Leidens, der Kümmerniß beim Andern. Es ist das Gepräge der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit, mit einem Wort: Der Stempel der Sünde und des Todes.

Aber wie, ist das das Vergängliche? Ist das der ganze und einzige Zweck menschlichen Daseins, daß er mit seinem vollen Werth, mit Allem, was er ist und hat, zahle für das armselige Linsengericht seines kurzen Erdenlebens? — oder wenn nicht? — „Was ist das Bild und die Ueberschrift?"

Nach der Beantwortung dieser Frage haben die Weisen aller Zeiten gerungen. Sie ist der Grundgedanke aller Philosophie. Es ist erstaunlich und rührend zugleich, zu sehen, wie Männer wie Tales v. Milet, Anaximander, Heraklit, Sokrates, Plato und Aristoteles und viele Andere ihr ganzes Leben, ihre ganze Kraft daran gesetzt, dieses Räthsel des Daseins zu lösen, und wie sie doch schließlich immer nur ausbrechen in die Klage, die Göthe seinem Faust in den Mund gelegt: „Das will mir schier das Herz verbrennen, daß wir nichts Rechtes wissen können!"

Erst im Ringen der offenbarungslosen Heidenwelt nach Erkenntniß absoluter Wahrheit, geht uns das rechte Verständniß auf für den unendlichen Werth göttlicher Offenbarung.

Nimm drei Eskimos, die gar keinen Begriff haben vom Werthe unseres Geldes, führe sie an einen ganz dunklen Ort und giebt ihnen ein Goldstück mit der Frage: „Was ist sein Werth — Weß ist das Bild und die Ueberschrift?" Sie werden es betasten, sie werden es mit der Hand wiegen, auch messen, aber sein Bild erkennen, seine Umschrift entziffern, seinen Werth verstehen können sie nicht.

Erst im Licht sehen wir das Licht. Im hellen Glanz des Sternes von Bethlehem erkennen wir den Abglanz göttlichen Wesens in uns selbst. In der Erkenntniß des Werthes der Erlösung finden wir erst das rechte Verständniß unseres eigenen Werthes.

Die Masse der Ungläubigen, die diese einfache Wahrheit leugnen, reden mit großem Pathos von dem Fortschritt des Menschengeistes auf allen Gebieten des Wissens; und in der That, ich wäre der letzte, der solchen Fortschritt leugnen wollte. Ich freue mich desselben und eigne mir, nach der Regel des Sokrates, der nie genug lernen konnte, soviel davon an, als mein Kopf nur immer fassen mag.

Aber Fortschritt — ich habe das Wort nie leiden mögen. Es sollte viel besser und richtiger Vorschritt heißen, sofern wir darunter das Vorschreiten, das Weiterkommen auf dem Wege der Wahrheit, des Lichts und des wahren Lebens verstehen.

In der That aber trägt der hochberühmte philosophisch-wissenschaftliche Fortschritt unserer Tage, der auf Alles, was man nicht greifen, schmecken und verdauen kann, auf Alles, was jenseits des beschränkten Horizontes sinnlicher Wahrnehmung liegt, mit Verachtung herabsieht, seinen Namen mit Recht.

Denn diese Zeitströmung und Geistesrichtung ist ein Fortschritt vom Wege der Wahrheit, des Lichts und des Lebens — Eine abermalige Bestätigung des alten Bibelworts: „Da sie sich selbst für weise hielten sind sie zu Narren geworden."

Und in diesem Sinne ist der Materialismus der größte Fortschritt unserer Zeit.

„Es ist nichts Neues unter der Sonne," sagt Salomo, und so ist auch der Materialismus im Grunde nichts Neues. Seine prahlerische Behauptung ein oder besser noch das Kind der wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Tage zu sein, ist eine große Unwahrheit, und kann nur von Ignoranten geglaubt werden, die von Geschichte der Pilosophie nicht die leiseste Ahnung haben. Der geistvolle Friedr. Albert Lange (Sohn des berühmten Professors der Theologie Johann Peter Lange) beginnt seine Geschichte des Materialismus mit dem Satz: „Der Materialismus ist so alt wie die Philosophie." Und daß dies keine bloße Behauptung, sondern historische Wahrheit, weiß jeder Sachverständige.

Die ältesten Philosophen, von denen wir Kenntniß haben, die alten Jonier waren Materialisten, gar nicht zu reden von dem in der Zeit des Verfalls griechischer Philosophie auftretenden Materialismus eines Epicur, Lucrez, Sextus—Empiricus und Anderer.

Und wirklich, streifen wir dem Schooßkind unserer modernen Weltweisheit die modischen Kleider ab, waschen ihm die Schminke der Wissenschaftlichkeit vom Gesicht, so bleibt nichts als das klappernde Gerippe, das grinsende Skelett des alten, uralten Aberglaubens, mit dem man schon um 600 vor Christo in Griechenland anfing, nicht die Kinder in's Bett, wohl aber die, nach Höherem strebenden, Menschen in die Verzweiflung zu hetzen.

Und doch dürfen wir, um gerecht zu sein, nicht verschweigen, daß sich zwischen dem Materialismus der Alten und demjenigen unserer Zeit ein tiefgehender Unterschied bemerklich macht.

Der eigentliche Gehalt ist derselbe, aber die persönliche Stellung, die seine Vertreter heutzutage annehmen, ist eine von der der Alten grundverschiedenen; und gerade hierin bekundet sich der Fortschritt, (im eigentlichen Sinne des Worts) vom Weg der Wahrheit, des Lichts und des Lebens.

Bei den alten heidnischen Philosophen nämlich ist ein Gefühl der Bedürftigkeit nach — und der Ab-

hängigkeit von Gott unverkennbar.—Sie wissen nichts Bestimmtes und Zuverlässiges von Gott, aber sie ahnen ihn und sehnen sich darnach, ihn den Urgrund alles Seienden zu erkennen. Ein Suchen und Fragen nach dem „unbekannten Gott," eine Pietät, die sich oft in uns Christen wahrhaft beschämender Weise kund thut, charakterisirt ihre ganze Philosophie.

Den armen, von seinem Herrn zum Krüppel geschlagenen Sklaven Epiktet hören wir sagen: „Wenn ich eine Nachtigal wäre, wollte ich singend meinen Lebenszweck erfüllen; wäre ich ein Schwan, so sollte mein Schwanengesang den Schöpfer verherrlichen. Da ich aber ein vernünftiges Wesen bin, so ist es meine Aufgabe mit bewußtem Geist Gott zu loben; das ist mein Beruf, ich will ihn erfüllen."

Sokrates preist Gott als das höchste Gut und redet mit heiliger Begeisterung von dem ungeschriebenen Gesetz Gottes im Gewissen.

Plato, „der griechisch redende Moses" nennt Gott das Prinzip alles Lebens, das Ziel aller Kreatur. Die Gottähnlichkeit hält er den Menschen als das höchste Streben vor. Er kennt einen gerechten Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft; „denn du wirst seinem Blick nicht entfliehn, wärest du noch so klein und verkröchest dich in die Tiefen der Erde, oder noch so hoch und schwängest dich in die Himmel empor; er wird dir vergelten nach deinen Thaten, sei es schon in diesem Leben, sei es, wenn du hinabgefahren bist in den Hades oder an einen noch schrecklicheren Ort."

Welch tiefes Sehnen nach einer, allen Irrthum und Zweifel ausschließenden Offenbarung durch die Seele Plato's gegangen, das läßt jene Stelle im Phädon erkennen, wo er sagt: Wenn doch Gott nur „ein göttlich Wort" ihn wollte hören lassen, so wolle er darauf, als auf einem festen Fahrzeug, sicher und fröhlich über das stürmische Meer des Lebens fahren.

Wie ganz anders ist die Stellung unserer modernen Heiden. Hier treffen wir die frechste Pietätlosigkeit, den glühendsten Gotteshaß.

David Friedr. Strauß*, in dessen Leben sich der Fortschritt menschlichen Weisheitsdünkels von der alleinigen Quelle aller Weisheit, so recht klar bekundet, nennt die Religion eine Schwachheit, die der Menschheit vorzüglich während ihrer Kindheit anklebe, der sie aber mit dem Eintritt der Reife entwachsen soll. Das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele vergleicht er mit den Reservationen der Indianer, die durch die weißen Cultur- und Civilisationsträger von Jahr zu Jahr mehr eingeengt und schließlich ganz verschwinden werden. Der alte Glaube an einen persönlichen Gott, an den seit der neueren Astronomie „die Wohnungsnoth herangetreten sei," sei eine kindliche Phantasie und beruhe auf der Täuschnng, daß wir das, was in uns selbst ist, und was wir selbst sind, außer uns zu sehen glauben.

Ludwig Feuerbach, der erst das Tüpfelchen auf das Strauß'sche i gesetzt, belehrt die Welt, Gott verdanke sein Dasein lediglich der krankhaften Phantasie. Der Mensch sage „Du," wo er „Ich" sagen sollte; der Name „Gott" sei nur das Stammbuch, in das der Mensch seine theuersten Namen schreibe. Der Mensch sei Gott.

Diese Vorläufer des Materialismus hat jedoch der große Kraftstoffel Büchner noch weit übertrumpft. Sagten Strauß und Feuerbach: Gott ist nicht! so fährt Büchner fort: auch der Menschengeist ist nicht. Alles was man bisher Geist, Gedanken genannt, ist nichts als die natürliche Absonderung des Gehirns! „Was der Mensch ißt, das ist er."

Sagten Strauß und Feuerbach: Der Mensch ist Gott, so deklamirt Büchner pathetisch: „Der Thierwelt höchste Blüthe ist der Mensch."

Vogt, Moleschott, Büchner werden nicht müde dem Volk einzureden, außer der ewigen, nie sich verringernden, nie sich vermehrenden Materie gebe es nichts. Die Existenz Gottes sei unmöglich; Phosphor, Stickstoff, Kohlensäure &c. seien die ewigen Götter, welche die Welt regieren.

Von Schminken der Wissenschaftlichkeit, vom Aberglauben des Materialismus sprachen wir. Aber wie? Brüstet sich denn nicht gerade der Materialismus mit jeder Art von Glauben ein für allemal gebrochen zu haben? Berufen sich seine Propheten nicht beständig auf die Resultate der exacten Wissenschaften und bauen ihre Systeme auf lauter „erwiesene Thatsachen;" wie darf man da wagen von wissenschaftlicher Schminke und Aberglauben zu reden?

Sie selbst, Freund, geben uns das Recht, und wenn uns einer, ob dieser Bloßstellung ihres allerheiligsten Aberglaubens Vorwürfe machen wollte, so können wir getrost mit jenem großen Herrn im Evangelium antworten: „Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk."

Ein Beispiel statt vieler: Ein guter Freund von mir, ein Prediger des Evangeliums war einst auf eine Hochzeit geladen. Nachdem er den Brautleuten in der Traurede an's Herz gelegt, mit dem Herrn im Bunde ein Leben des Glaubens zu führen &c., versuchte bei Tisch ein, vom modernen Aufkläricht angegangener Schustergesell sich über den „Pfaffen" lustig zu machen. „Bleiben Sie mir vom Leibe mit ihrem Glauben," rief er, „ich glaube an nichts, was ich nicht sehen und schmecken kann. Ein gutes Essen, z. B. wie dies, das ist der Inbegriff meines Glaubens!" Viele der Gäste lachten (man braucht ja fast überall nur etwas recht Dummes zu sagen und man findet gewiß solche, die darüber lachen) und richteten ihren Blick auf den Pastor voll Erwartung, wie er den Hieb pariren werde.

Dieser ließ denn auch nicht auf sich warten: „So, so, das ist ihr Glaube, wie Sie sagen, und Sie scheinen den für den allein wahren und untrüglichen zu halten. Wollen Sie etwa, daß ich mich auch dazu bekenne?" Jener: „Ja freilich, wenn Sie ein gescheiter und aufgeklärter Mann sein wollen."

„Wohlan, ich will Ihnen den Gefallen thun und erkläre Ihnen hiermit, daß Sie der größte Hohlkopf sind, der mir noch vorgekommen, denn von Verstand sehe ich bei Ihnen auch keine Spur, und Sie werden darum doch auch nicht erwarten, daß ich daran glaube."

Hui! da hättest du das Gesicht sehen sollen, was jener machte. Es schmeckt halt bitter, wenn so einem aufgeklärten Schustergesellen sein eigener Pechdraht durch die Nase gezogen wird. Der Mann des Glaubens hatte nun, wie du dir leicht denken kannst, die Lacher auf seiner Seite; jener aber mußte schweigen, er war mit seinen eigenen Waffen geschlagen.

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten," sagt das Sprüchwort, und wie Gott im Himmel lacht der Thorheit der Menschenkinder, so werden auch die zuletzt und am besten lachen, die sich nicht mit fortreißen lassen vom geraden und vernünftigen Weg der geoffenbarten Wahrheit auf die krummen und dummen Wege des Aberglaubens und Unglaubens.

Glauben, irgend etwas glauben müssen wir, da beißt keine Maus keinen Faden von ab. Unser Geist

* Anmerkung: Strauß war in seiner Jugend ein gläubiger Christ. (Siehe „Dank für die Erweckung" in seinem poetischen Nachlaß.) Dann Spiritualist, später Rationalist, dann Pantheist und endlich consequenter Weise Materialist.

ist, so lange wir auf Erden sind, viel zu beschränkt, unser Verstand zu endlich, als daß wir das Unendliche, das Ewige fassen und verstehen könnten. Nur durch den Glauben merken wir, wie die Schrift sagt, daß es ist. Dieser Glaube der Schrift aber ist durchaus nicht die Keule, mit der wir zuerst und vor Allem unsere Vernunft todtschlagen müssen; er ist im Gegentheil die einzig wahre, vernunftgemäße Ergänzung alles wahren Wissens.

Es kommt nur darauf an, was wir lieber glauben wollen, die abenteuerlichen Hypothesen (Annahmen) derer, die sich selbst für klug halten, oder dem geoffenbarten Wort des lebendigen Gottes.

Schau dir einmal deine Wanduhr an, lieber Leser. Was für ein künstliches Werk ist es doch. Jedes Rädchen darin, jeder Stift an seinem richtigen Platz, entspricht dem Zweck des Ganzen. Sie geht so zu sagen von selbst und zeigt dir die rechte Zeit. Der Mann muß doch einen gescheiten Kopf und eine geschickte Hand gehabt haben, der das zuerst erfunden und fertiggestellt.

Nun denke dir, es kommt einer zu dir und sagt: „Wer hat die Uhr gemacht?“ Du: „Der Uhrmacher.“ Er: „Kennst du ihn?“ Du: „Nein, ich habe ihn nie gesehen. Die Uhr ist mir geschenkt und ich weiß wirklich nicht einmal, wo sie gemacht ist.“ Er: „Was, du kennst den Uhrmacher nicht, hast ihn nie gesehen, weißt nicht einmal, wo und wann die Uhr entstand, und doch bist du so thöricht, zu glauben, daß sie überhaupt Jemand gemacht hat. Nein, für so ungebildet, so weit hinter dem Aufklärungsmond daheim, hätte ich dich doch nicht gehalten.“ Du: „Aber ich bitte dich, Freund, Jemand muß doch die Uhr gemacht haben.“ Er: „Unsinn! Veraltete Ansichten! Köhlerglaube! Rumpelkammer der Geschichte! — Unsere moderne Wissenschaft hat längst bewiesen, daß Alles aus sich selbst, das heißt aus dem Urschlamm der ewigen Materie, entsteht. Wie der Schimmel am Brod, die Maden im Käse, so hat sich auch diese Uhr aus ihrer Substanz heraus selbst gebildet und entwickelt.“

Du sagst nichts mehr, aber du denkst: „Wenn der Kerl nicht verrückt ist, dann weiß ich nicht, was verrückt ist.“ Und du thust recht, daß du so denkst.

Nun sieh, gerade so macht's der Materialismus mit der Welt. Ist sie nicht noch ein weit wunderbareres Werk als deine Wanduhr? Von der Störung und Disharmonie, welche wie die Schrift lehrt, durch die Sünde hineingekommen, ganz zu schweigen, welche geistvolle Kunst, welch' weisheitsvolle Ordnung in allen ihren Theilen. So regelmäßig und genau geht die Sonne auf und unter, daß wir nicht sie nach unseren Uhren, sondern unsere Uhren allezeit nach ihr richten. Und das soll Alles von selbst und von ungefähr entstanden sein?

Du kennst den Schöpfer nicht, hast ihn nie gesehen; weißt auch nicht einmal, wann die Welt und Alles, was du siehst entstanden, aber du weißt ganz genau, daß, wie deine Uhr von einem klugen und geschickten Menschen, so die Welt von einem selbstbewußten, über der todten Materie hoch erhabenen Schöpfer geschaffen sein muß. Das sagt dir dein gesunder Verstand, das bestätigt das Wort der Offenbarung, dem wir glauben. Welches ist nun der vernünftigere Glaube, der der Materialisten oder der, den die Bibel fordert?

Alles Wissen beruht im letzten Grunde auf Glauben. Wie die exacteste Wissenschaft, die Mathematik, ihre Axiome — d. h. gewisse unbewiesene und unbeweisbare Grundregeln — hat, auf denen sie sich auferbaut, so auch jede andere Wissenschaft. Das Axiom der modern-materialistischen Naturforschung ist der Glaube an die ewige Materie und die ihr innewohnende ewige Kraft. Fragst du sie nach Beweisen für diese Annahme, so schweigen sie alle still oder — schelten dich einen heimtückischen Mucker und bornirten Dummkopf, der nicht im Stande sei, eine wissenschaftliche Idee zu fassen. Habeant sibi!

Aber, sagst du, ist es denn nicht wahr, daß die Wissenschaft die Evolutionen, das heißt, die Entwicklung einer Art aus der anderen nachweist?

Nimmermehr, Freund, es ist die ungeheuerlichste Lüge, die je in Hörsälen der Wissenschaft laut geworden. Ein Körnlein Wahrheit ist allerdings daran und das ist, daß Gott von der anorganischen Materie an bis zum höchsten Organismus Alles in aufsteigender Stufenfolge geordnet.

Nun mögen sich innerhalb der Grenzen dieser bestimmt geschiedenen Klassen und Ordnungen, durch Mischung, klimatische und tausend andere Verhältnisse, von einer Urart viele Abarten gebildet haben — das gibt jeder Einsichtsvolle gerne zu, dem widerstreitet auch weder göttliches noch menschliches Recht, daß aber eine Art in die andere übergeht, daß sich das Höhere aus dem Niederen entwickelt, aus dem Koth die Pflanze, aus der Pflanze das Thier, aus dem Thiere der Mensch, das ist eine so abenteuerliche Behauptung, daß man wirklich nicht begreifen kann, zumal uns die Wissenschaft allen und jeden Beweis dafür schuldig bleibt. Aus einem Frosch ist noch nie eine Otter, aus einem Esel noch nie ein Löwe geworden. Sei du darum kein Frosch und kein Esel und laß dir vom Materialismus einen Affen oder Bären aufbinden, denn darauf allein scheint er's abgesehen zu haben.

Fortschritt, erschreckender Fortschritt vom Weg der Wahrheit und des Lichts auf die krummen Wege der Lüge, der Finsterniß, des thörichten Aberglaubens und Unglaubens.

Das Traurigste aber ist, daß dieser Fortschritt sich nicht nur im theoretischen Denken, sondern in furchtbar praktischer Weise auf allen Gebieten des Lebens bekundet.

Kennst du die Worte Socialismus, Anarchismus, Nihilismus? Weißt du, was sie bedeuten?

Wohlan, in ihnen hast du die praktische Consequenz des Gott leugnenden, den Menschen zur Bestie herabwürdigenden Materialismus.

Es würde mir nicht schwer fallen, diese Wahrheit mit einer ganzen Blüthenlese schauerlicher Raub-, Mord- und viehischer Lust-Citate aus den Schriften der hervorragendsten Vertreter obiger Richtungen, zu beweisen und zu illustriren; und erst hier würden wir den Fortschritt des Materialismus vom Quell des Lebens zum Abgrund des Todes, des zeitlichen und ewigen Verderbens, recht in seinem wahren Wesen erkennen, aber — unser geehrter Herr Redakteur hat eine große Schere, mit der er jeden Artikel, der ihm zu lang ist, unbarmherzig kürzt. Und es ist gut und weise, daß das so ist, sonst möchte „Haus und Herd“ in den Häusern gar bald in den Heerd wandern. (Wie ja auch die Herren Pastoren, die ihren lieben Zuhörern alle himmlische Weisheit auf einmal eintrichtern wollen, meist das Gegentheil bezwecken.) Darum wollen wir uns lieber bescheiden und dem Vorschritts-Trieb des geneigten Lesers im Verschweigen des Uebrigen freien Spielraum lassen.

Doch noch einmal und zum Schluß: „Was ist das Bild und die Ueberschrift?“ Fragst du in Betreff des Materialsmus so mag dir das Vorstehende und

dein eigener gesunder Verstand die Antwort geben. Fragst du aber im Hinblick auf den armen unter die Knechtschaft der Sünde verkauften Menschen, ist es dir nicht um den Schein, sondern um die ächte, lebensvolle Wahrheit zu thun, so wird dir auch dein unsterblicher Geist, dein zu Gott geschaffenes Herz die Richtung zu dem Ziel angeben, wo sich alle Räthsel und Widersprüche lösen, wo sich Wissen und Glauben vereinigen, wo du in lebendiger Hoffnung allein zum Frieden und in anbetungsvollem Schauen dereinst zu voller Seligkeit kommen kannst.

Kennst du den, der gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Nichts Erbärmlicheres, als jene greisenhaften Menschen, die mit mattem Blick, mit dem Spötterzug um den Lippen das Höchste ungeprüft von sich weisen mit der Bemerkung: „Es hat keinen Werth."

Die Irrthümer unseres Denkens und Lebens sind das Lehrgeld unserer Schwachheit — seine Wahrheit ist das Angeld ewiger Erbschaft. Der Betrug der Sünde ist das Irrlicht auf den Sümpfen des Verderbens — seine Worte sind wie die Sterne: Zeugen höherer Welten. Gottlosigkeit ist das Morphin, das uns einschläfert, betäubt, unser ganzes System zerrüttet,—seine Liebe, die uns mit Gott versöhnt, ist Heil, Genesung, neues—ewiges Leben.

Vetter Hochmuth.

Ein schlichter Handwerksmann hatte es mit einem Bürger einer Stadt zu thun, welcher sich auf sein Stadtbürgerrecht gar nicht wenig einbildete. — „Wir zählen uns noch lange nicht zusammen" — hatte dieser einmal zu ihm im Eifer gesagt.—„Meinen Sie?" hatte der Handwerksmann erwidert, — „und doch haben wir einen gemeinsamen Verwandten!" — „Unmöglich, Sie von Sch., ich von B." — „Und doch, mein Herr, ist's so. Wir haben beide denselben Vetter — — den Vetter Hochmuth!"

O du guter Handwerksmann. Da hast du's gut getroffen. Da bin ich auch mit dir verwandt und dieser heillose Vetter hat sich wie mein Schatten an mich gehängt—und ich bringe ihn gar nicht mehr fort. Hundertmal hab ich ihn zur Thüre hinausgewiesen, geworfen hie und da—hundertmal ihm Haus und Heim feierlich abgesagt und verboten. Ich habe in frommen und weltlichen Kreisen alles mögliche und unmögliche Böse über ihn gesagt: und — handkehrum ist der unverschämte Vetter Hochmuth immer wieder da. Es ist zum Verzweifeln. — Und was das Aergste ist: er bleibt ganz derselbe, ich mag ihm sagen, was ich will. Kleider ändert er hie und da, aber der Bursche selbst wird nie besser.

Schon damals, als ich ein Kind war, kam er, —damals selbst jung—zu mir und saß mit mir auf den Boden oder auf's Wägelein. Und wenn ich darnach etwas machte, stellte er sich neben mich und flüsterte mir zu: „So, jetzt bist du ein Rechter, jetzt werden sie lugen." — Und selbst als der Herr Pfarrer kam und Mutter sagte: „Bet' jetzt schön, Friedli!" da stand der Vetter Hochmuth da und sagte mir: „Sieh', wie der Herr Pfarrer sich ob dir verwundert!" — und als ich meine ersten Hosen anziehen durfte, stellte er sich hinter mich und sagte mir deutlich: „Heida, du bist jetzt ein Kerl, Fridolin! sieh, wie dort der Bub' noch nur ein Mädchen-Röcklein anhat!" —

Und der Vetter wuchs mit mir auf und ließ mich nie ganz allein. Und mit wie manchem Stück Brod und Schluck Wein haben ihn meine Tanten und Frau-Basen dick und stark gefüttert, den argen Vetter Hochmuth, wenn sie lobten und priesen und ein Wesens machten aus dem Menschenkind, das doch, wie ich jetzt hie und da einsehe, ein gar ordinäres Kind war!

Ich wurde ein Knabe. Ich besuchte Schule um Schule. — Ging's gut, schwatzte mir Vetter Hochmuth Dinge vor, die bis in den Himmel reichten. Ging's weniger gut, sank ich im Rang um einige Kameraden hinunter, so flüsterte er mir zu: der Lehrer sei ungerecht—und ich glaubte es dem elenden Vetter.

Ich wurde ein Jüngling und lief mit den flotten Kameraden. Vetter Hochmuth immer neben mir herein: „Laß dir das nicht gefallen" —oder „mach', daß man dich ehrt und rühmt," stachelte er mich bald zum Streite an, bald zu allerlei Dumm- und Thorheiten; machte, daß ich bald im Schwören, bald in allerlei Reden, bald im Trinken und Großthun meine Größe suchte.

Aber was soll ich sagen, daß Vetter Hochmuth mir auch da nachgelaufen ist, als ich schon erweckt war und den Himmel suchte,—und beten konnte,—und meinen Heiland kannte und liebte. Da kam er gar fein und sanft, wenn ich betete oder redete, und sagte mir in's Ohr: „Gut, jetzt ist's doch schon etwas mit dir; jetzt ist's doch vorwärts gegangen." — Er kam mir so recht frech, wie jenem Pharisäer im Tempel, und sagte mir am heiterhellen Sonntag in der Kirche, oder auf der Straße, oder in der Eisenbahn: — „sei du froh und danke Gott, daß du kein so elender Kerl bist, wie der und der, die und die!"

Und bis ins Allerheiligste herein kommt Vetter Hochmuth und Base Eitelkeit und verderbt mir, was etwa Edleres erwachen wollte: — ja, als Engelein verkleidet, sagte er mir sogar, wie schön mir meine Demuth stehe! —

O, da habe ich mir nicht mehr anders zu helfen gewußt, als daß ich dem lieben Heiland angehalten habe: „O du allmächtiger Heiland, du treuer Hirte—ich bringe den Vetter nicht selbst zum Haus hinaus. Komm' du, ich bitte dich dringlich, komm' du und jag' ihn selber zum Tempel hinaus."

Und da schien mir's längere Zeit, als nütze das Beten nicht viel. Ich wurde traurig und sagte: „Herr, willst du nichts von mir? Ach, ich bitte dich, rette mich vor meinem Vetter."

Aber erst da, als der Heiland mich erhörte, merkte ich recht, daß ein Vetter blutsverwandt und uns lieb ist. Der Heiland schickte mir eines Tages einen Engel ins Haus, welcher den Vetter Hochmuth tüchtig ausklopfte und vor die Thüre werfen sollte. — Und siehe, da that mir's weh, als ob der Engel mich getroffen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als für den armen Vetter ein gutes Wort einzulegen; ja—ein folgendes Mal kam's bei mir bis zu Thränen, und ich war d'rauf und d'ran (fast glaube ich, ich habe es wirklich gethan), für den argen Schelm um Gnade zu bitten, den ich so oft schon verwünscht hatte.

Nur schwer habe ich's gelernt, danken, wenn der Heiland den Vetter aus dem Haus hat werfen lassen. Immer wieder will mich ein Erbarmen ankommen mit ihm. Und ich freue mich herzlich, daß immer mehr mein treuer Hirte den elenden Kerl hinauswirft, ohne mich zuerst anzufragen.

Jetzt habe ich den Bund mit meinem Herrn gemacht: „O Herr, handle du fest und treu an mir und wirf um jeden Preis den Herrn Vetter hinaus. Und thue es, auch wenn ich sauer dazu sehe, wenn ich den Vetter unter dem Bett oder im Schrank verstecken will. Hier hast du, o Herr, den Schlüsselbund zu allen Zimmern und Ecken, zu Keller und Estrich, zu jedem Schrank und jeder Kommode meines Herzens. Du hast von nun an zu befehlen."

Und immer kühner werde ich. Jetzt habe ich ihm gesagt: „O Herr Jesu — ich habe gemerkt, daß mein alter Vetter Hochmuth in deiner Gegenwart sich nicht auflassen darf, sondern abmarschirt, und daß er schon das Zeichen deines Kreuzes scheut und sich vor ihm zurückzieht. So komm' denn du selbst und wohne in meinem Herzenshaus und laß den Vetter gar nicht mehr herein. Ja, wenn er immer wieder sich aufmacht, da er ein Mörder und Friedensräuber ist, so nimm das Gewehr und schieß ihn ohne Erbarmen nieder, den Seelenmörder, den Würgeteufel, den Heuchler, den elenden Giftmischer, den Kömödianten und Tragödianten!"

Am liebsten aber, Heiland, komme ich dann zu dir. Da darf er nicht mehr hin!—Wie muß es sich herrlich ruhen ohne Vetter Hochmuth!

Gott sei gelobt! Amen.

(Allerlei.)

Unsere Lebensreise.

Für Haus und Herd von J. J. Keller.

Leben ist Reisen. Wanderstab und Reisepaß bringen wir gleichsam mit auf die Welt. Sobald ein Mensch das Licht der Welt erblickt, ist der große Marsch angetreten. Unaufhaltsam geht es jeden Tag dem gemeinsamen Ziele zu.

Auf der rosigen Station der schönen Jugendzeit möchte man so gerne verweilen, allein das Lebensschifflein treibt unaufhaltsam weiter. Wie man sich auch sträuben und wehren mag, rastlos treibt das Zeitenrad vorwärts. Verschieden sind die Erfahrungen und ist das Loos der Menschen auf dieser Lebensreise. Mit unsichtbaren Händen spinnen und weben die von Gott gesandten Engel an den Schicksalen der Menschen, je nachdem der Allweise und Allwissende sieht, daß es für die Pilger am besten ist, und wie sie am sichersten das rechte Ziel erreichen können. Dem Einen flechten sie eine Krone aus Rosen, dem Andern aus Dornen. Diesen führen sie auf lieblichen Pfaden durch herrliche Gefilde, Jenen durch grausige Wüsten und an fürchterlichen Abgründen vorbei, dem Ziele zu. Warum Viele schon auf der ersten und zweiten Station der Lebensreise aussteigen müssen, d. h. warum ihre Lebenssonne schon am Morgen oder Mittag untergeht, weiß der allein, von dem es heißt: Unsere Zeit steht in deinen Händen. Dieses beständige, unaufhaltsame Vorwärtstreiben im menschlichen Leben wäre und ist ein trostloses, wo nicht der feste Glaube an ein höheres, göttliches Walten und Regieren in der

Brust eines Menschen wohnt. Von diesem Gesichtspunkt aus soll auch dieser Lebenslauf aufgefaßt werden. Der Gedanke und Glaube an einen allweisen Gott, hebt und trägt uns über manche Hindernisse und macht das Leben und Reisen erträglich. In Thränen und Freuden wendet man seinen Blick dem Himmel zu, denkt an den unsichtbaren Führer und an das herrliche Ziel.

Wie oben gesagt, sobald ein Kindlein das Licht der Welt erblickt, beginnt der Lebenslauf. Wie ein unschuldiger Engel liegt es in seiner Wiege. Beflügelte, himmlische Boten sind sein Schutz und Geleite. Es hat die Reise angetreten, unbekümmert um die Zukunft. Es hat weder Kummer noch Sorgen. Gleichgültig ist es ihm, ob's in einer goldenen Wiege liegt, oder in einer aus rauhen Brettern gezimmert, ob's in fürstlichen Gemächern oder in einer armen Hütte gewiegt und gepflegt wird.

Die ersten 5 oder 6 Jahre der Lebensreise sind aber schnell dahin geeilt. Der kleine Knabe hüpft mit freudigen Sprüngen hinaus, als hätte er Flügel an seinen Füßen, und frisch und keck reitet er auf seinem hölzernen Pferde. Bald klettert er auf Bäume und über Zäune und ehe der Vater sich's versieht, hockt ihm der Kleine auf dem Nacken. Das Mädchen vergnügt sich am Puppenspiel, oder windet und bindet der Mama ein Sträußchen.

Nun aber beginnt die Ausrüstung für's Leben und Reisen. Nicht weit von der Heimath steht ein Haus, aus welchem viele helle Stimmen herüberklingen, es ist ein Schulhaus und nicht weit davon steht auch die Kirche. Dorthin wird geleitet der Knabe und das Mädchen an mütterlicher Hand. Der Anfang ist ein schwerer. Der Junge hockt auf seiner Bank und saugt beklommen an seinen Fingern. Es wird ihm gesagt, er müsse hören, folgen und lernen. Des Lehrers Blick, Wort und Stecken flößen dem Jungen Respect ein, auch erinnert er sich, daß zu Haus über der Thüre hängt ein „Birkenstrauß" oder eine „Katze." In der Kirche wird ihm eingeprägt, wie die Gottesfurcht der Weisheit Anfang und das Wort Gottes seines Fußes Leuchte auf dem Wege sein kann.

In ein paar Jahren versteht der Junge die Kunst des Lesens und Rechnens, und seinen Namen schreibt er auf Tische und Bänke; er war fleißig und fröhlich. Die Mutter runzelt zwar die Stirne, wenn er fast jeden Abend mit einem Loch in den Hosen nach Hause kommt, verursacht durch sein Klettern und seine tollen Sprünge.

Das ist die schöne, fröhliche Jugendzeit, der Morgen des Lebens. Dem Knaben und Jüngling malt sich der Himmel mit goldenem Gewölk. Die Erde liegt vor ihm und funkelt wie ein beperltes Gefilde, wie die mit Eis beladenen Bäume im Morgenschein.

Das Herz ist der Jugend so leicht und die Welt scheint so schön. Die Hitze und Lasten des Tages liegen dem Jüngling noch fern.

Kein irdisches Glück der Erde kann das Glück der Jugend uns später ersetzen. Das volle und reine Kindes- und Jugendglück ist jedoch auch nur bei der frommen und gottesfürchtigen Jugend zu finden.

Wir gönnen der Jugend ihre Freude; wir lassen sie tummeln auf dem Rasen oder in dem Schnee, denn wenn die Station der Jugendzeit passirt, kehrt sie nie wieder; es gibt auf dieser Reise keine Retourbillete.

Der Knabe ist nun zu einem starken Jüngling vorangeschritten. Der Schulsack hängt am Nagel in der Kammer. Nun gilt's in diesem Lebenslauf einen Lebensberuf zu wählen. Ein kluger Vater nimmt Rücksicht auf das Gemüth und die Anlagen im Wählen eines Berufs für seinen Sohn. Nicht umsonst hat der Schöpfer die Gaben so verschieden ausgetheilt.

Der Eine kann auf dieser Lebensreise der Menschheit und Gott am besten dienen, wenn er sich dem Nährstand, ein Anderer, wenn er sich dem Lehrstand widmet. Hinter dem Pflug oder hinter der Hobelbank, auf dem Schneidertisch, oder in den Geschäftsräumen, oder als Lehrer des Volks wird der Lebenslauf gemeinsam fortgesetzt.

Auf den Morgen folgt der ernste Tag mit seiner Arbeit und Hitze. Eine gottesfürchtige Jugend ist am besten geeignet, die Aufgaben des Lebens würdig zu lösen. Was der gehorsame Sohn, die folgsame Tochter, der fleißige Schüler und strebsame Jüngling in der Schule und Kirche gelernt und gesammelt, das kommt der Welt zu gut in der Arbeit und Ausübung seines Berufs. Dem frommen Jüngling bleibt das Haus Gottes in alle Zukunft eine liebe Zufluchtsstätte, wo er gerne einkehrt, Kraft zum Kampf des Lebens und zur Weiterreise holt.

Die Reise ist nun soweit zurückgelegt, so daß der kräftige, junge Mann daran denkt, sich einen eigenen, häuslichen Heerd zu gründen. Er reißt sich vom Elternhaus los, um die Lebenspfade mit einer treuen Lebensgefährtin weiter zu wandeln.

Auch die Töchter können nicht immer beim Mütterchen bleiben; die eine gründet sich da, die Andere dort ihr eigenes Heim.

Bald ist das Haus der Alten vereinsamt. Das Elternpaar sitzt nun wieder allein, wie vor

40, 50, oder 60 Jahren, nur um so viel älter und an vielseitiger Erfahrung reicher. Jetzt haben sie Zeit auf die zurückgelegte Strecke zurückzuschauen. Sie erinnern sich, wie sie gar manche steile Stufen emporsteigen mußten.

Manches edle Streben ist mit Erfolg gekrönt worden, Manches ist ihnen mißlungen. Sie haben ihrer Familie gelebt und viel Freude genossen, sie haben Menschen gedient und sich ihnen nützlich zu machen gesucht, und haben Undank geerntet. Sie haben Gott gelebt und gedient und der hat sich als der beste Freund erwiesen; sein Auge wachte über sie, ob sie auf lichten oder dunkeln Wegen wandeln mußten.

Die Mittagslinie ist überschritten. Jetzt geht die Reise bergab und gilt es niederzusteigen, und wie die Bergfahrer sagen, so ist das Herabsteigen schwerer als das Emporklettern.

Das Reisen wird jetzt beschwerlich, — das Alter drückt. Die Tage sind da, wo man sagt: sie gefallen mir nicht. Früher war alles Lebenslust; jetzt wühlt die Gicht in dem Körper und andere Gebrechen machen das Leben zur Bürde und zur Last. Die Alten, die so viele Jahre mit einander gepilgert, lieben sich, stützen und pflegen einander, so gut wie sie können. Sie legen einander die weichen Kissen zurecht und reichen einander den warmen Thee. Ach ja, schnell sind die Jahre dahingeeilt, und ehe man es sich versah, ist die Lebenssonne nach dem Abend hingerückt. Wie schön ist's, wenn die Alten im Rückblick auf die Vergangenheit sich erinnern können, daß sie Gott gelebt und der Menschheit nützlich gewesen sind; dieses gewährt ihnen dann auch einen frohen Ausblick auf eine schöne Zukunft.

Eines Morgens bleibt alles so still in dem Kämmerlein, wo das Mütterlein der Ruhe pflegt. Als der Greis mit seinen Silberlocken sich nach ihr umsieht, so findet er, daß sie für immer eingeschlafen. Jetzt ist der alte Pilger allein, und hat schon über 80 Jahre auf seinem Rücken. Es war ein harter Schlag für ihn. „Ach Mutter," seufzt er für sich hin, „nun bist du auch fort," und wischt sich eine helle Thräne von den Wangen. So ist nun aber einmal unser Lebenslauf.

Gut ist's für den alten Pilger, daß er seine Nachommen christlich hat erziehen lassen. Seine Kinder sind gut zu ihm. Seine Enkel führen ihn hinaus in den Garten und heiter und liebreich plaudern sie mit ihm. Der alte Greis lauscht ihren Spielen und Scherzen und freut sich mit ihnen auf kindische Weise.

Wie in milder Abenddämmerung lebt er gleichsam noch einmal die längst vergangene Zeit des Kindes und des Jünglings.

Doch das Mütterlein in ihrer weißen Haube kommt ihm nimmer aus dem Sinn. In seinem Kämmerlein sinkt er auf seine Kniee, blickt nach Oben und spricht: Mein Vater komm', und hole auch mich in dein Reich.

Der Vater hört's. Wo vor mehr als 80 Jahren seine Wiege gestanden, steht nun sein Sarg. Auch seine Reise ist nun vollendet.

Die Kinder und Enkel betten den Großvater in die kühle Erde, und Thränen der Liebe fallen auf seinen Hügel. Schnell eilt die Zeit; wie es diesen Alten gegangen, so geht es bald den Kindern. So geht das Rad der Zeit im Kreislauf herum und mit ihm das menschliche Leben.

Brauchbar für die Welt.

Das ist für unzählige Eltern und Lehrer das eigentlich höchste Ziel ihrer Erziehung. Wenn mit derselben nur das erreicht wird, daß der Zögling einmal eine geachtete Stellung in der Welt einnimmt. Daß das schönste, höchste, heiligste Ziel aller Erziehung das Himmelreich ist und die letzte Absicht des Erziehers darin bestehen muß, das Kind der inneren Geistesrichtung eines Himmelreichsbürgers zuzuführen, davon scheinen diese Leute auch nicht einmal eine Ahnung zu haben.

Sie stellen ihre Aufgabe viel niedriger; ihr Zögling soll ein Weltmensch werden. Dazu ist keine gründliche Umänderung der Gesinnung des Herzens vonnöthen; denn diese ist ja von Natur schon auf die Welt gerichtet. Man muß also nur noch diese Welttriebe etwas civilisiren, nach außen die Ecken wegschlagen, glätten, poliren, so ist man auf dem besten Wege das Gewollte zu erreichen. Weltformen, Weltgewandtheit, Weltbildung, Weltgenuß — nur Alles mit Anstand nach außen — das sind immer die vor Augen gestellten Ideale.

Nun die Mittel zu dieser erstrebten Weltbrauchbarkeit müssen nicht weit hergeholt werden. Die Welt hat sie in Bereitschaft. Wie der Diamant den Diamant schleift, so bildet die Welt für die Welt, der Weltmensch den Weltmenschen.

Heutzutage heißt, wenn man einen kleineren Theil von Reichen und Wohlhabenden abrechnet,

„für die Welt brauchbar“ — sein Durchkommen haben und das eben als oberstes Ziel, — auf das geht ja die Erziehung, — durchaus haben wollen. Zum Auskommen braucht man in unserer Zeit viel Einkommen; namentlich, wenn man diese Welt, für die man erzogen ist, gebrauchen will. Die Welt bietet ja so viel und dessen mächtig und theilhaftig sein, ist ja eben von Jugend auf das höchste Streben gewesen.

Es nicht erreichen, dieses Ziel, macht unglücklich, unzufrieden. Und um es zu erreichen, gebraucht man Mittel. Der Neger gebraucht, um zu einem, wie er meint, ungetrübten Genuß der Welt zu kommen, einen Stein, ein Stück Holz — als Fetisch, der muß ihm dazu helfen.

Der moderne Weltmensch braucht dazu Geld, und um dieses zu erlangen, ist dann nur zu oft Charakter, Sittlichkeit, Unbestechlichkeit, Gewissenhaftigkeit eine feile Waare. Ach, sehen wir nicht, wohin diese Welterziehung unser junges Geschlecht bringt. Dahin, daß Arbeitsscheu überhand nimmt, dahin, daß man bald mit Zittern einen solchen Menschen an eine Kasse stellt, weil man nicht weiß, wann er der Versuchung, mit ihr durchzugehen, erliegt.

Und was ist so ein weltförmig erzogener, schließlich alt gewordener und in Ansehen gebliebener Mensch!

Nun, wir haben es gesehen; ein innerlich ausgebrannter für Höheres kaum mehr empfänglicher, mürrischer, geistloser Sünder. Denn diese Weltherrlichkeit geht zu Ende und er wird schließlich seinen Erziehern wahrlich schlechten Dank wissen für das, was sie an ihm erzogen oder verzogen haben.

Ja, da kann es einem Erzieher, der treu und eifrig auf seinem Posten stehen möchte, wehmüthig um's Herz werden, wenn er um sich sieht, was für Früchtlein diese Welterziehung unter Eltern und Lehrern, und der Gesellschaft überhaupt aufweist. Wie tief die Gewissenlosigkeit in's Volk gedrungen, wie schlaff das sittliche Urtheil bei Hohen und Niederen ist, wie energielos man in allen Verhältnissen wider das Böse ist, wie grobes Lügen, Verleumden, üble Nachreden den meisten keine Sünden sind, von den feineren Formen der Lüge, von den tiefen Selbstbelügungen, mit denen ihr geistliches Leben durchwachsen und geschwängert ist, nicht zu reden.

Märtyrertod der Maria Dyer, der Quäkerin.

Ein Stück aus der Geschichte New Englands.

Für Haus und Herd von Dor'le.



Die Geschichte New Englands hat auch ihre schwarzen Seiten. Die Puritaner waren vor zweihundert Jahren gegen Andersdenkende nicht so milde wie heute, wie unter Anderem auch nachfolgende Erzählung beweist.

Im Jahre 1657 ging Humphrey Norton, (ein Mann von großem Ansehen) durch Southhold, auf seinem Weg nach der deutschen Ansiedlung. In Southhold wurde er ohne alles Weitere gefangen genommen, zu Wasser nach New Haven gebracht und dort in das Gefängniß gesteckt.

Zwanzig Tage wurde er in strenger Winterkälte, ohne Feuer und Licht in einem offenen Gefängniß gehalten, auch durfte Niemand von seinen Freunden ihn besuchen.

Nach schrecklichem Leiden wurde er endlich vor das Gericht gebracht. Magistrat und Priester verhörten ihn und als er sich vertheidigen wollte, banden sie ihm einen großen eisernen Schlüssel vor den Mund.

Er wurde dann verurtheilt öffentlich gezüchtigt zu werden, und der Buchstaben H wurde mit einem heißen Eisen in seine Hand gebrannt.

Nachdem alle diese Mißhandlungen an ihm vollzogen waren, wurde er wieder in das Gefängniß gesteckt, indem sie behaupteten, daß er dem Gericht 10 Pfund schulde.

Ein mitleidiger Holländer, der von den schrecklichen Leiden dieses Mannes hörte, bezahlte die obige Summe für ihn und er wurde befreit.

Der arme gemarterte Mann war so dankbar, daß er auf dem Marktplatze niederkniete und Gott laut pries.

Das Gerücht von dieser schrecklichen Handlung verbreitete sich weit und breit und kam zu den Ohren Maria Dyers, einer sehr schönen Frau, einer ernsten Christin und Mutter einer Familie.

Sie war von Geburt eine Quäkerin, und besaß ein so tiefes Gemüth, daß sie sich von Gott berufen glaubte, die Leiden und Verfolgungen von ihrem Volke abzuwenden.

Zwei ihrer Freunde wünschten New Haven zu besuchen und sie entschloß sich (gegen den Willen ihres Mannes) sie zu begleiten.

Es war kalter Winter, der Weg war lang und schwierig. Ganz von dem Gedanken beseelt, etwas für ihr armes Volk zu thun, schien sie die Kälte und beinahe übermenschliche Anstrengungen nicht zu fühlen.

Es war Mittag, als sie endlich New Haven erreichten, kaum jedoch, daß sie ihre Füße über die Grenzlinie gesetzt hatten, so wurden ihre beiden Freunde gefaßt und unter wilden Lärmen wieder zurückgeschickt und ihnen mit Todesstrafe gedroht, falls sie es wagen würden, wieder zu kommen.

Maria Dyer wurde auf ein Pferd gesetzt und ebenfalls unter wildem Lärmen heimgeschickt.

Kaum hatte sie sich von den Strapazen dieser Reise erholt, als die Kunde verbreitet wurde, daß man ganz strenge Gesetze gegen die Quäker passirt hätte, nämlich Verbannung, Todesstrafe, und irgend Jemand, der einen Quäker in seinem Hause beherberge, müsse die Summe von 50 Pfd. Sterling bezahlen.

Dessenungeachtet fanden sich doch Viele, die sich dieser friedlichen und harmlosen Sekte annahmen. Unter diesen strengen Gesetzen duldeten diese Armen zwei Jahre.

Maria Dyer liebte ihren Mann und war eine zärtliche Mutter. Dessenungeachtet weilten ihre Gedanken bei ihrem Volk und die Mißhandlungen, die an ihnen verübt wurden, weckte Alles, was edel und heroisch in ihrer zarten Natur war.

Abermals entschloß sie sich deßhalb für Gnade und Recht zu bitten. Doch ihre Reise wurde durch den Tod ihres jüngsten Kindes verhindert. Das arme Mutterherz war von Schmerz zerrissen. Aber als sie hörte, daß der Gerichtshof in Boston tagen werde, hielt sie es für ihre Pflicht dahinzugehen und für ihr Volk Fürbitte einzulegen.

Die Reise war äußerst anstrengend. Sie glaubte mehr Einfluß vor dem Gericht zu haben, wenn etliche Männer sie begleiten würden und so überredete sie zwei von ihren Freunden mit ihr zu gehen.

Zwei Wochen wanderten sie durch die Wildniß, bedroht von Gefahren, wovon wir uns in unsern Tagen keinen Begriff machen können. Oft mußten sie Feuer machen, um sich am Leben zu erhalten. Eine bedauernswürdige Reisegesellschaft!

Es war erstaunlich, wie die zarte Maria solche Strapazen aushalten konnte. Es schien ihren Freunden, als ob eine unsichtbare Macht sie hielt und ihr Geist nur mit dem einen Gedanken beseelt war, ihr Volk zu retten. — Endlich, müde und mit wunden Füßen, erreichten sie Boston. Hier traf sie kein freundlicher Willkomm.

Ihre Kleidung verrieth sie und sie wurden ohne Weiteres gefangen genommen und vor Gericht gebracht.

Man verhörte sie, gestattete aber nicht, daß sie sich vertheidigen durften. Sie wurden zur Verbannung verurtheilt, und falls sie zurückkehrten mit Todesstrafe bedroht.

An dem Aelteren der Freunde verübte man noch große Mißhandlungen, weil sie glaubten, er sei ein Lehrer, und so wurden sie dann alle drei aus der Stadt getrieben.

Für eine Frau wie Maria, die fein erzogen und von Natur eine zarte Frau war, waren alle diese Erlebnisse und Mißhandlungen schrecklich und nur der Gedanke, daß aus all dieser Nacht Licht kommen werde, hielt sie aufrecht.

Als sie wieder ihre freundliche Heimath erreichte, wurde ihr von den Ihrigen ein herzlicher Willkomm.

Doch, währenddem sie die Ihrigen an ihre Brust schloß, legte sie Pläne, wie sie ihr Volk erlösen könnte. Und noch in derselben Nacht, so müd und angegriffen sie auch war, offenbarte sie ihre Pläne ihrem Manne und bat ihn, ihren Wohnort nach Salem zu verlegen, so daß sie näher bei ihren Freunden sein könnte, um sie zu besuchen und ihnen Trost zu spenden.

William Dyer liebte seine Frau, und obwohl er nicht ihres Glaubens war, hatte er doch immer ihren christlichen Charakter sehr geachtet. Doch kam ihm nie die ganze Größe ihres edlen und aufopfernden Wesens vor's Gesicht wie jetzt.

Stundenlang versuchte er sie zu überzeugen, daß es nicht recht sei von ihr, sich solchen Gefahren auszusetzen.

Doch Maria siegte, sie sah eine Gewissenssache darin und dagegen konnte er Nichts einwenden.

So wurde beschlossen, sobald als thunlich, nach Salem zu ziehen.

Nachdem sie nun in ihrer neuen Heimath eingerichtet war, war es ihr ganz leicht, allein nach Boston zu gehen.

So treffen wir sie eines Tages auf einer der Straßen von Boston, wie sie sich mit einem Christoph Holder unterhielt, der eben im Begriff stand, auf ein Schiff zu gehen und nach England zu fliehen.

Ihr Kleid verrieth auch hier wieder ihre Sekte und sie wurde wie ein grober Verbrecher in einem dunklen Gefängniß mit ein wenig Stroh und schlechter Kost eingesteckt, bis sie mit etlichen andern Quäkern vor das Gericht gebracht wurde.

Der Richter befahl, daß man ihnen die Hüte vom Kopf schlage. Einer von ihnen wollte sich vertheidigen, und der Richter sprach ohne Weiteres das Todesurtheil aus.

Als der Richter noch besonders das Todesurtheil über Maria Dyer aussprach, neigte sie ihr Haupt und sagte: „Des Herrn Wille geschehe!“ Nun richtete sie ihr Auge auf den Richter und rief: „Mann, wisse, daß du gegen Gott kämpfest und die Unschuldigen marterst. Wisse, daß Gottes Volk ihm jetzt so werth ist, als je, und daß die, die sich an Gottes Volk versündigen, schrecklich gerichtet werden. Und ich ermahne dich im Namen Gottes, widerrufe dieses gottlose Gesetz, ehe der Zorn des Allmächtigen dich ergreift.“

Sie wurde endlich mit Gewalt von der Stätte und mit gewaffneten Männern durch die Stadt geführt. Doch vergaß sie ihre Umgebung, in dem unendlichen Glück, würdig zu sein, den Märtyrertod zu sterben und rief in der Freude ihres Herzens: „Gelobet sei der Name des Herrn!“

Den nächsten Tag sollte sie hingerichtet werden. Es war schon spät am Nachmittag, als der Zug durch die Stadt Boston sich bewegte. Mit Musik und gewaffneten Männern brachte man diese drei nach dem Richtplatz.

Maria sah aus wie verklärt. Man konnte sie nicht bemitleiden; es schien, als wandelte sie schon im Paradies.

Die zwei Männer wurden erst hingerichtet, und dann kam die Reihe an die Maria, in dem letzten Augenblick theilt sich die Menge. Ein Mann bricht sich Bahn, indem er rief: „Halt ein, halt ein, ein Widerruf!“ Es war ihr Sohn, welcher die Begnadigung für sie erwirkt hatte und er nahm nun auch ohne alles Weitere die liebe Mutter hinweg.

Sobald sie erfuhr, wie sie zu ihrer Freiheit gekommen war, schrieb sie einen langen Brief an den Richter, stellte ihm die Ungerechtigkeit vor das Gemüth und ermahnte ihn auf das Allereindringlichste das Gesetz zu widerrufen.

Als die Richter den Brief gelesen, beriethen sie, was sie mit dem Weib anfangen sollten. Sie mußte wieder weit fort in eine unbewohnte Gegend ziehen. Als sie nun hier nichts thun konnte, betete sie Tag und Nacht für die Widerrufung des Gesetzes.

Wieder finden wir sie in Boston. An einem Samstag war sie gekommen und ging am Tage des Herrn dann unerschrocken auf die Straße, denn sie glaubte sich an diesem Tage sicher. Aber sie täuschte sich, sie wurde wieder vor denselben Richter gebracht und er sprach zum zweiten Mal das Todesurtheil über sie aus, und wieder redete sie ihm in das Gewissen, so daß er eine gewisse Furcht nicht verbergen konnte. Als sie fortfuhr, in einer übernatürlichen Kraft zu reden von dem Unrecht, das an ihnen verübt wurde, und von dem schrecklichen Gerichte Gottes und von der seligen Aussicht, die sie hatte auf ein ewiges Leben, wurden alle mit Furcht erfüllt. Den nächsten Tag, den 23. Juni, wurde sie hingerichtet.

Sie war das Zweitletzte aus der Quäkergemeinde, das den Märtyrertod starb. Es kam eine Furcht über die Richter, und sie glaubten, daß die Prophezeihungen Maria's doch wahr werden könnten. Und so befahl Carl II. durch königliche Bestimmung, daß alle Quäker und Dissidenten ihre Freiheit erhalten sollen. Dies geschah den 9. September 1660, worauf die Quäker im ganzen Lande Danksagungsfeste feierten.

Spiritisten und Millionen.

Ein Kapitel aus der Vanderbilt'schen Familienchronik.

Wenn der Leser mich nach dem Gebäude No. 31 Ost 17. Straße, in welchem sich das bekannte Lehrer-Institut befindet, begleiten will, so kann er die Bekanntschaft eines interessanten Mannes machen. Interessant durch seine eigene Individualität, interessanter durch seine Beziehungen zu einer unserer Nabobfamilien.

Der Mann ist arm wie eine Kirchenmaus, muß von früh bis spät angestrengt, unermüdlich arbeiten, um nicht zu verhungern, wird arbeiten müssen, unentwegt, rastlos, bis einst seine müden Augen brechen, bis er hinübergeht in jenes Land, von dessen Schwelle kein Wanderer wiederkehrt.

Er hat längst die Höhe seines Lebens überschritten. In seine Stirne — eine hohe, freie Denkerstirne, von schneeweißen Haaren umwallt, hat ein düsteres, gramvolles Schicksal unverwischbare Falten gegraben; um seinen Mund — einem kleinen, vornehmen Mund — schwebt, auch wenn er die gleichgültigsten Dinge sagt, ein melancholisches, traumverlorenes Lächeln, seine Augen — schöne, blaue, abgrundtiefe Augen — blicken manchmal schwermüthig. Der Mann sieht aus wie ein greiser Hamlet. Er theilt das erbarmungslose, herzerschütternde Geschick von Narciß Rameau.

In Boston lebt in einem Palaste, umgeben von allen Freuden des Daseins, welche nur unermeßlicher Reichthum gewähren kann, eine Frau. Seine Frau! Sie haben sich einst geliebt, der französische Sprachlehrer und die stolze Toch-

ter des Commodore Vanderbilt, heiß, unsagbar. Jahre glücklichen Mit- und Ineinanderlebens, in denen Jeder von Beiden bestrebt war, nur zu geben und nichts zu empfangen, und heute? Ein Abgrund. Der Mann streckt sehnsüchtig die Hände hinüber, um das noch immer geliebte Weib an sich zu reißen, aber dunkle, geheimnißvolle Mächte zerren und reißen am Herzen der Frau und graben geschäftig die Kluft immer weiter, immer tiefer. Es führt keine Brücke mehr hinüber.

* * *

Es war im Jahre 1878, als sich Monsieur F. Berger, damals französischer General-Konsul und Geschäftsträger am Washingtoner „Hofe," und die verwittwete Madame Le Beau, die älteste Tochter des Commodore Vanderbilt, zum ersten Male begegneten. Auch er war verwittwet; er hatte vor einigen Jahren sein Weib da drüben auf dem Père la Chaise eingescharrt, zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren in Frankreich in einem Erziehungs-Institut zurückgeblieben. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens, lebte er in der Kapitale der Union auf großem Fuße, sein schönes Gesicht, und seine eleganten, leichtlebigen, ächt französischen Manieren erschlossen ihm leicht alle Kreise und alle Herzen.

Auch das Herz der damals am Beginn der Vierziger Jahre stehenden, in pikanter Schönheit strahlenden Wittwe Le Beau! Ein ächter Liebesfrühling mit allen Sonnenstrahlen eines solchen, ein warmer Johannistrieb war über die beiden alternden Menschen gekommen, und nach nur kurzem Hangen und Bangen schlossen sie, trotz aller Proteste der Vanderbilt's, den Bund für's Leben. Und daß dieser Bund nicht für das Leben aushielt, sondern schon nach wenigen Jahren zerriß, das ist der tiefe, unheilbare Gram, welcher am Herzen des armen, alten Mannes, der nach dem Scheitern seines Lebensschiffleins ein einfacher, hart arbeitender Sprachlehrer geworden, nagt.

Zwei Jahre lang waren die beiden in Liebe Verbundenen glücklich. Nichts störte den Frieden ihrer Ehe. Sein Einkommen reichte für alle Bedürfnisse aus; der Reichthum, welchen das Schicksal der Tochter Vanderbilt's in den Schooß geworfen hatte, blieb unberührt. Und als der Kampf um das Testament des Vaters begann, da trat Monsieur Berger mannhaft für die Rechte der Gattin ein, nichts für sich begehrend, nur um ihr, der Geliebten, den Lebenspfad zu verschönern. Der Preis des Kampfes waren vier Millionen Dollars, welche er ihr, der Enterbten, rettete.

Madame Berger hatte aus ihrer Ehe mit dem ersten Gatten, Le Beau, zwei Töchter, und um der Hochzeit der einen derselben beizuwohnen, begaben sich die Gatten im Jahre 1881 nach Paris. Berger fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich seine Vermögenszustände in arg zerrütteter Verfassung und um Ordnung in das Chaos zu schaffen, war er gezwungen, längere Zeit an der Seine zu bleiben, während Madame Berger, nach dem zärtlichsten Abschiede, nach Amerika zurückkehrte und in Boston ihren Wohnsitz aufschlug.

Mit diesem Augenblick begannen tiefe, nachtschwarze Schatten sich auf diese bisher so sonnige Ehe herabzusenken. Der mystische Zug im Wesen des alten Commodore Vanderbilt's, welcher ihn, trotz aller sonstiger, nüchterner Weltanschauuung, dem Spiritualismus in die Arme trieb, lebte in der Tochter nun, wo sie, fern vom Gatten, allein auf sich angewiesen war und Zeit und Muße fand, sich stillen Träumereien und Grübeleien hinzugeben, mächtig auf, in einer Stärke auf, welche ihren Willen brach und sie in kürzester Zeit zu einem willenlosen Werkzeug in der Hand der Medien, jener blutlosen, dem frischen Leben abholden Geister - Beschwörer, machte.

Als Monsieur Berger nach längerer Zeit nach Amerika zurückkehrte, war er ein bettelarmer Mann, er hatte den letzten Sou verloren. Den letzten Sou, — und das Herz seiner Frau. Er fand sie in Boston, umgeben von schwelgerischem Reichthum, im Kreise von Spiritualisten, die es meisterhaft verstanden, den zum Uebersinnlichen geneigten Charakterzug im Wesen der Frau für ihre eigenen, geldgierigen Motive auszubeuten. Sie hielt offenes Haus für die ganze, gerade in Boston starke Gemeinde dieser sich überirdischer Verbindung mit dunklen Mächten rühmenden Charlatans. Sie hatte kein Wort der Liebe, keinen freundlichen Händedruck mehr für den Mann ihrer Wahl. Er suchte sie von dem verderblichen Wege abzulenken, er stellte ihr mit beweglichen Worten vor, wohin dieses durch gewissenlose Abenteurer geschürte Einspinnen in mystische Hirngespinnste führen müßte, er beschwor sie, das ganze Geschmeiß von ihrer Schwelle zu verbannen.... Alles vergebens! Sie gab ihm kühl zur Antwort, sie könne mit ihrem Gelde machen, was sie wolle, und wenn er in Zukunft an ihrer Seite leben wollte, müsse er lernen, sich mit ihren Freunden zu vertragen.

Er hat es nicht gelernt, er verschmähte allen Reichthum, er gefiel sich nicht in der Rolle eines Schwächlings, der von seiner Frau ein Gnadenbrod annimmt, er sagte ihr mit tiefergriffenem Herzen ein Lebewohl, und kam nach New York,

um, ein Schiffbrüchiger, von Neuem zu versuchen, zu leben....

Er strebte, er kämpfte, er rang mit aller Kraft, und wenn er auch nicht Herr der bittersüßen Erinnerungen wurde, so gewann er doch die Ruhe, welche ihm erlaubt, seinem Erwerbe, dem Unterrichtgeben, vorzustehen.

Ach, dieses Stundengeben! Wie viele Sorgen, wie viele nagende Qualen, kalte, nüchterne Tage, bleiche, kummervolle Nächte sind mit ihm verknüpft. Den Becher des Leidens — Mons. Berger, der Schwiegersohn des alten Commodore Vanderbilt, Schwager von William H. Vanderbilt, Onkel von Cornelius Vanderbilt, leerte ihn bis zur Hefe.

Anstrengungen und seelische Qualen warfen ihn auf das Krankenbett. Im französischen Hospital in der vierzehnten Straße lag er lange, lange, krank, elend, bewußtlos. Und dann rief er sein Weib, beschwor er sie, zu ihm zu kommen, damit er noch einmal in ihre Augen schauen könne, bevor er die seinigen zum ewigen Schlafe schlösse.

Sie antwortete ihm, sie habe eine Botschaft vom Herrn erhalten, die ihr verböte, zu ihm zu eilen, und sie müsse dem Befehl gehorchen ....

Er starb nicht, er erholte sich langsam wieder und begann von Neuem den Kampf um das Dasein. Während seiner Krankheit war ein Brief-Couvert, welches hundert Dollars enthielt, an ihn gekommen, er glaubte, es wäre von ihr, aber Diejenigen, die sie genau kennen, bezweifelten es. Spiritualisten verschenken kein Geld an Ungläubige.

Seit jener Zeit,—es sind nun zwei Jahre her — hat er seines Lebens Bürde mit Ruhe und jener stillen Würde, die so selten dem Unglück verschwistert ist, getragen. Er hat eine hübsche Anzahl Schüler und das schützt ihn vor dem bleichen Gespenst des Hungers. Seine Frau wühlt in Boston in unermeßlichen Schätzen, seine anderen Verwandten in New York zählen ihr Vermögen nach Millionen, aber nie kommt eine Klage über sein Schicksal über seine Lippen, und wir bezweifeln, ob einer seiner Schüler bis zur Stunde geahnt, welchen Erinnerungen der Sprachlehrer Professor Berger in ruhelosen Nächten lebt.

Er selbst hat keinen Wunsch, als dereinst nach Frankreich zurückzukehren, um dort im Hause seiner verheiratheten Tochter den letzten Athemzug thun zu können.

Und auch jene Frau in Boston wird einst ihr müdes Haupt auf das Sterbekissen legen und die Geisterbeschwörer werden auch dann noch versuchen, ihr aufgescheuchtes Gewissen mit spiritistischen Beschwörungsformeln einzulullen...

(Bell. Journ.)

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

In Chicago wird am 1., 2. und 3. Juni die fünfte internationale S. Schulconvention abgehalten werden. Der Redakteur des Haus und Herd ist dazu eingeladen worden. So gerne er aber solchen Versammlungen beiwohnt und sich dabei bethätigt, wird es ihm diesmal wohl nicht möglich sein, denn etwa einen Monat darauf tagt in selbiger großen Stadt das Gesangbuchs-Committee. Diese Sitzung wird nicht viel weniger als vier Wochen in Anspruch nehmen, und da gilt es mit der Zeit hauszuhalten.

Ganz kurze Sätze. 1. Jedermann sollte wissen, daß Erklärungen und Auslegungen der Sonntagschul-Lektionen zum Studium daheim bestimmt sind und nicht zum Gebrauch in der Klasse.

2. „Mehr und bessere Arbeit für Jesum," ist ein gutes Motto. Erst die Saat und dann die Ernte.

3. Das Vorurtheil gegen Sonntagschulen schwindet in Scandinavien schnell. In Norwegen wurden im verflossenen Sommer viele neue Schulen gegründet.

4. Der beste Erziehungsort in der Welt ist das Sonntagschul-Zimmer, und der Punkt, den wir mit besonderem Nachdruck hervorheben möchten, ist der,— daß die, welche eine Sonntagschule unter ihrer Leitung haben, sich bemühen sollten, alle Kinder unter ihrem Einfluß frühe zum Altar des Herrn zu bringen, wie der berühmte Feldherr der Carthager Hamilcar seinen Sohn Hannibal zum Altar der Götter brachte, — um dort dem abscheulichen Uebel der Trunksucht und des Saloon- und Kneipenwesens, dem tödtlichsten Feinde unseres Landes, des Herrn und der Menschheit überhaupt,—ewige Feindschaft zu schwören.

5. Der öffentliche Unterricht in den Bibellektionen, welcher in manchen größeren und kleineren Städten von competenten Männern ertheilt wird, ist dem Lehrerpersonal einer Schule von großem Nutzen.—Sollte es sich nicht der Mühe lohnen, auch an manchen anderen Plätzen den Versuch zu machen, welcher an etlichen Orten mit so herrlichem Erfolge gekrönt wurde.—In Brooklyn sind Vorkehrungen zur Durchnahme der Lektion an jedem Sonnabend Nachmittag getroffen worden, welche abwechselnd in den verschiedenen Kirchen stattfindet und von den verschiedenen Predigern geleitet wird.—Warum könnte dieser Plan nicht auch an anderen Orten von den verschiedenen christlichen Benennungen gemeinsam durchgeführt werden?"— Ernste Lehrer würden eine solche segensreiche Einrichtung mit Freuden begrüßen.

6. Lehrer und Lehrerinnen sollten es sich zur Regel machen:

a. Kranke Schüler, sobald als möglich, zu besuchen.
b. Armen und schüchternen Schülern besondere Aufmerksamkeit zu widmen.
c. Beim Fragestellen keinen Schüler zu übergehen.
d. Sich für den wenig begabten Knaben besonders zu interessiren.
e. Alle Schüler im Laufe des Jahres wenigstens zweimal zu besuchen.
f. Ihre Klasse wenigstens einmal im Laufe des Jahres in ihr Haus einzuladen.
g. Für ihr sociales und Familienleben ein persönliches Interesse an den Tag zu legen.
h. Mit dem eigensinnigen und verkehrten Schüler, welcher den Weg der Sünde einzuschlagen scheint, besondere Geduld zu haben.
i. Das zu sein, was ihrem Wunsche gemäß, ihre Schüler werden sollten.
k. Gott um neues Licht und mehr Liebe zu bitten.

7. Dr. Arnold, ein Muster unter den Lehrern, hatte ein scharfes Verständniß von den sündlichen Neigungen des jugendlichen Charakters. Wohl wissend, daß das Böse sich unter den Knaben verbreitet, „wie vergiftete Wasser, welche überall hinfließen," pflegte er zu sagen: „Wenn ich eine Schaar gottloser und leichtfertiger Knaben um ein großes Feuer im Schulhause versammelt sehe, so ist mir's, als sähe ich den Teufel mitten unter ihnen."—Ohne Zweifel versucht der Böse Knaben, — und ach, auch Mädchen, — sich gegenseitig zu verleiten, aber ist es nicht ebenso wahr, daß der heilige Geist sich bemüht, sie für Gott und die Wahrheit zu gewinnen? Die Aufgabe des Sonntagsschul-Lehrers ist es, mit dem heiligen Geiste zusammenzuwirken, und das Licht des göttlichen Wortes auf das Gewissen der Knaben und Mädchen strömen zu lassen, damit sie die Sünde verabscheuen und das Gute lieben lernen. Von dem grundverdorbenen Schüler kann man mit Recht sagen: „Er verabscheut nichts Böses." Kein Schüler ist durch und durch schlecht oder leicht zur Annahme schlechter Gewohnheiten zu verleiten, so lange er Böses verabscheut. Deßhalb sollten Sonntagschul-Lehrer ihre Schüler so belehren und beeinflussen, daß sich ihr angeborenes Bewußtsein von der Sünde in einen starken Abscheu gegen alles Gottlose verwandelt. Ist dieses große Werk in ihnen geschehen, so werden alle Bemühungen, sie zu veranlassen, „dem Guten anzuhangen," guten Samen gleichen, der auf fruchtbaren Boden fällt.

Des Lehrers Einfluß. Eine andächtige, gründliche Vorbereitung ist nothwendig, um Erfolg zu erzielen. Nicht nur sollte des Lehrers Herz mit inniger Liebe zu Gott und zu seinen Schülern erfüllet sein, sondern er sollte auch durch eine gründliche Vorbereitung auf die Lektion, den praktischen Beweis liefern, daß er seine Verantwortlichkeit erkennt. Will er Erfolg seiner Arbeit sehen, so darf der Lehrer sich nicht damit begnügen, fähig zu sein, die Lektion zu erklären, sondern sein Ziel muß sein, daß durch persönliche Anwendung die ernsten Wahrheiten der Lektion dem Herzen und Gedächtniß der Schüler eingeprägt werden. Unterrichtet ein Lehrer seine Klasse von Sonntag zu Sonntag, ohne einem bewußten Ziele entgegen zu streben, so werden seine Schüler solches bald merken, und der Unterricht des gewünschten Erfolgs entbehren. Aber gründliche Vorbereitung und zielbewußtes Streben, ohne den moralischen Nachdruck eines gottgeweihten Lebens, wird nicht hinreichend sein, seinen Worten Ueberzeugungskraft zu geben. Nur dann, wenn des Lehrers Herz und Leben dem Herrn und seinem Dienste geweihet sind, wird sein Einfluß und Beispiel, seine Schüler zur Frömmigkeit, Gebet, kindlichem Glauben, und dankbarer Liebe zu Gott, anreizen. Einen solchen Einfluß zu besitzen, ist eines jeden Lehrers Vorrecht und heilige Pflicht.

Von „Onkel John Vasser" wird gesagt, daß er mehr durch seinen gottgeweihten Einfluß, als durch den ertheilten Unterricht die Achtung und Liebe seiner Umgebung gewann, und in solcher Weise ihre Gedanken auf Christum hinlenkte. Es ist die Macht des Einflusses, was die Volksmenge so stark zu den Moody-Versammlungen hinzieht. Ein solcher Einfluß ist nicht nur eine Macht das Volk anzuziehen, sondern macht auch das Herz empfänglich für das Wort der Wahrheit.

Will der Lehrer seine volle Aufgabe lösen, so ist nicht nur nothwendig, daß er sich gründlich auf die Lektion vorbereite, sondern er sollte auch mit dem Alltagsleben seiner Schüler, ihren besonderen Hindernissen, und den ihnen am meisten drohenden Gefahren, bekannt sein. Daher sollte er dieselben so oft als möglich, in ihren respektiven Heimathen besuchen. Dieses wird ihm die Liebe und Achtung seiner Schüler sichern, und das Herz für ernste Mahnungen und Warnungen empfänglich machen. Sein ganzes Bestreben muß sein, in den Schülern die Ueberzeugung hervorzurufen, daß er ihr leibliches, sowohl als geistliches Wohlergehen wünscht und bereit ist, ihnen mit Rath und That beizustehen. Jesus sagt nicht nur: Weide meine Lämmer, sondern ebenfalls: Wahrlich ich sage euch, was ihr nicht gethan habt Einem unter diesen Geringsten, daß habt ihr mir auch nicht gethan. Liebe und Freundlichkeit sind mächtige Hebel eine Sonntagschule anziehend zu machen, und nur wenige Herzen sind's, welche der Macht theilnehmender Liebe und Freundlichkeit verschlossen bleiben. Gebrauche diesen Schlüssel und deine Arbeit wird nicht vergeblich sein.

Schreibe an deinen abwesenden Schüler. Der Lehrer, der sich einen warmen Platz in den Herzen seiner Klasse erwirbt, gewinnt für seinen Unterricht und für seine Mahnungen das sogenannte Wegerecht. Um diesen Vortheil zu haben, muß man seine Schüler überzeugen, daß man sie liebt, daß man nur ihr Bestes sucht. Unter Anderem wird sich auch das als ein unschuldiges und kluges Mittel dazu beweisen, wenn man an solche Schüler schreibt, die verreist sind, vielleicht zu einem Besuch und längerem Aufenthalt bei entfernten Freunden oder Verwandten, vielleicht für mehrere Termine in eine Kostschule. Jedes jugendliche Gemüth wird bei solchen Gelegenheiten mehr oder weniger von Heimweh ergriffen. Zu solchen Zeiten, sagt Cowper: „Er sehnt sich mit mächt'ger Begierde nach Haus."

Und mit mächt'ger Begierde würde er dann auch einen Brief von den Lieben zu Haus durchlesen, und gewiß nicht weniger, wenn er von seinem Sonntagschullehrer herstammt. Könnte er seinen Gefühlen Ausdruck geben, so würde er mit den seligen Dr. J. B. Mozley sprechen, als er in seiner Jugend einmal verreist war: „Nicht Neuigkeiten will ich hören, das ist nicht, was ich will, aber es liegt etwas in einem Brief aus der Heimath das mich aufmuntern würde." Dieses Bekenntniß eines kindlichen Bedürfnisses mag dem Sonntagschul-Lehrer einen einfachen Weg zeigen das Herz seiner Schüler zu gewinnen und seinen Einfluß über ihn zu vermehren, um ihn desto leichter in die Nachfolge Jesu zu ziehen. Das wäre ein herrliches Ziel, und das Mittel ist einfach und in keinem Fall kostspielig.

„Laßt es nicht abkühlen!" In der alten Gießerei ist eben die bedeutendste Arbeit zu thun. Jeder Arbei-

ter scheint sich doppelter Eile zu befleißigen und durch den dichten Rauch sieht man höchstens die weiße flüssige Masse stromweise in die Formen zischen.

„Laßt es nicht abkühlen!" lautet die hie und da wiederholte Mahnung an die betreffenden Arbeiter. Das Metall ist jetzt so leichtflüssig wie Wasser und füllt die feinsten Fugen der Form aus, die sie dann freilich selber auch annimmt und bewahrt.

„Laßt es nicht abkühlen!" Wir denken dabei unwillkürlich an die Sonntagschule. Die Christfeste sind vorüber, die anhaltenden Versammlungen sind fast überall gehalten worden, das Frühjahr naht — es kommen die warmen Tage, die aber religiöserweise oft zu den kalten gehören.

Was nützen die besonderen Anstrengungen während der Wintertage? Was hilft es, daß wir von Januar bis April das Feuer schüren und dann im Sommer gleichgültig werden? Wo bleiben die guten Eindrücke und Vorsätze? Wo sind all die seligen Gefühle? Darum, o „laßt es nicht abkühlen!" Wenn man das eigene Herz immer warm und zerschmolzen von der Liebe Jesu hält, dann wird man nicht so viel klagen müssen über Kälte um sich herum. Wie waren wir so selig, als wir bei jener anhaltenden Versammlung mit Heilsuchenden am Altare gerungen hatten und um mit ihnen jauchzen durften! „Laßt es nicht abkühlen."

„Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben" ist ein sehr empfehlenswerthes Buch von Dr. Büchsel, 4. Band der „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen" (Berlin, Wiegandt & Grieben; alle vier Bände zusammen gebunden 6 Mark). In demselbigen erzählt der Verfasser etliche kleine Geschichten und Erfahrungen, welche auch die Haus- und Herd-Leser interessiren werden:

„Als ich einmal aus der Kirche kam und eine sehr schöne Kutsche vor der Sakristeithür halten sah, redete ich den stattlichen Kutscher an und fragte ihn, ob er denn gar nicht in die Kirche gehe? Er antwortete, da er mich nicht kannte: „Dazu habe ich keine Zeit, und jeden Sonntagvormittag muß ich die gnädige Herrschaft hierher fahren, und des Nachmittags wird oft spazieren gefahren. Es ist auch bei mir das Kirchengehen nicht so sehr nöthig, ich bin ein ordentlicher Mensch und erfülle meine Pflicht und Schuldigkeit. Der Prediger an dieser Kirche muß seine Sache auch nicht recht verstehen, denn, obgleich die Herrschaft sonntäglich hieher kommt, habe ich noch nicht gespürt, daß der Herr Graf und die Frau Gräfin sich gebessert haben." Ich bat ihn, mich einmal zu besuchen, wenn es seine Zeit erlaube, nannte meinen Namen und meine Wohnung; aber er kam nicht, weil bei ihm keine Besserung nöthig war, und bei der Herrschaft das Kirchengehen nichts helfe."

Frauenzeitung.

Am guten Alten
In Treuen halten,
Am kräft'gen Neuen
Sich stärken und freuen
Wird Niemand gereuen.

Das Dor'le über Hausarbeit! Indem nun die Zeit des Hausreinigens wieder vor der Thür ist, so wäre es vielleicht ganz am Platz, etliche Winke zu geben, wie man diese allgemein gefürchtete Arbeit so leicht als möglich machen kann. Nicht nur die Hausfrau fürchtet sich vor dieser harten Arbeit, sondern die Männer offenbaren eine große Furcht davor. Wir kennen einen Mann (er wohnt keine hundert Meilen von hier), der bekommt eine ziemliche Angst, wenn es nun heißt, daß man mit dieser Arbeit beginnen wird, und doch wird nicht das Geringste von ihm verlangt und immer darauf gesehen, daß ein Theil des Hauses wohnlich ist.

Viele Männer meinen, diese jährlichen Umwälzungen wären gar nicht nöthig, und seien vergebliche Arbeit. Daß es keine vergebliche Arbeit ist, weiß jede ordnungsliebende Hausfrau. Es ist eine sehr nöthige Arbeit und für die Gesundheit der Familie unumgänglich nöthig.

Wie ganz anders ist die Luft des Hauses, nachdem alles an der Luft und Sonne und alles gut gereinigt war!

Um nun diese Arbeit so leicht als möglich zu machen, ist gute Vorarbeit nöthig.

Eine von mir nun viele Jahre erprobte Methode ist diese: Ich theile meine Arbeit für das ganze Jahr auf folgende Weise ein:

Nach den Feiertagen fange ich an und gehe durch all mein Weißzeug; alles was nur den Namen Weißzeug hat, wird gemustert und ausgebessert und übergemacht. Ebenso werden die Kleider behandelt.

Zu dieser Arbeit gebrauche ich gewöhnlich bis Ende März.

Nun treffe ich Vorbereitungen zum Reinmachen. Was ich im Hause verändern will, wird gethan. Die kleinen Zierrathen von den Wänden genommen und gereinigt, oder wenn es nöthig ist, verändert.

Dann gehe ich durch die Schränke und bringe die in Ordnung. Nun wird gesehen, daß alles, was zur Putz-Arbeit nöthig ist, vorhanden: gute Bürsten, Nägel, etliche gute Hirschhäute, eine Flasche Ammonia. Auch ein guter Vorrath von Lebensmitteln wird zubereitet, so daß nicht so viel Zeit zum Kochen gebraucht wird.

Dann wird angefangen und fort gemacht, bis das Haus rein ist.

Das Ausschmücken der Zimmer besorge ich erst, nachdem die schwere Arbeit ganz gethan ist.

Man hat heutzutage so viel zur Ausschmückung der Heimath und zwar billige Sachen, so daß die ärmste Wohnung etwas haben kann, um sie freundlich und einladend zu machen.

Natürlich wird diese Ausschmückung oft übertrieben. Doch, die christliche Hausfrau findet auch hier die rechte Grenze. Wir müssen nicht vergessen, daß alles, was mit der Heimath verbunden ist und was die Kinder in ihrer Jugend umgibt, ein Theil ihrer Erziehung und Bildung ist, und dieses wird einer jeden Mutter, welcher vor Allem das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt, den rechten Weg zeigen.

Mit dieser Hausputz-Arbeit geht der April dahin.

Bis ich nun meinen Garten und Blumen besorge und was noch an neuen Sommerkleidern angeschafft werden muß, so geht der Mai zu Ende.

Im Juni wasche ich mein Bettzeug, bring Alles öfters an die Luft und Sonne, bessere Alles aus, und mache auch gleich das Neue, und dann wird Alles weggelegt für den kommenden Winter.

Im Juli nehme ich alles Winterzeug, was von dem letzten Winter noch da ist, und reinige es und mache Alles wieder zurecht für den kommenden Winter.

Der August und September wird mit Einmachen der Früchte und dergleichen Arbeit zugebracht.

Im Oktober wird das Haus für den Winter hergerichtet, das nöthige Stricken dazwischen gethan und die neuen Winterkleider gemacht.

Ich bin gewöhnlich etliche Wochen vor Weihnachten ganz fertig mit meiner Winterarbeit, so daß ich dann die übrige Zeit verwenden kann, um Weihnachtsgeschenke zu machen.

Ueber die Feiertage ruhe ich mich aus und erlaube mir ein wenig Erholung.

Auf diese Weise habe ich nun schon manches Jahr gearbeitet, und ich finde die Methode ganz zweckmäßig. Ich komme nie in Verlegenheit. Wenn Witterungs-Wechsel eintritt, kann ich den Meinen die zeitgemäße Kleidung reichen und es bleibt mir Zeit zu vielem Andern.

Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß es eigentlich nicht so viel darauf ankommt, wie viel wir zu thun haben, als darauf, wie wir unsere Zeit eintheilen, und wenn wir gewisse Arbeiten thun. Auch glaube ich, daß man sehr viel sparen kann, wenn man, ehe man das Neue kauft, erst sieht, was man mit dem Alten thun kann.

Etliche nützliche Anweisungen. Man versäume ja nicht eine Flasche Ammonia anzuschaffen, denn Ammonia ist zum Reinigen unentbehrlich. Nachdem das Holzwerk, die Thüren und Fensterrahmen rein gewaschen sind, nimmt man eine Hirschhaut und thut sie ins Wasser, in welches man Ammonia gethan hat (zu einer Waschschüssel voll Regenwasser nimmt man etliche Löffel voll Ammonia), und wäscht Alles damit, die Möbel, Fensterscheiben, Spiegel und Bilderrahmen. Es gibt allem einen schönen Glanz.

Um Teppiche aufzuwaschen, schneidet man gute weiße Seife in das Regenwasser und thut etliche Stücke Borax dazu und läßt es kochen. Nun nimmt man dieses so heiß, wie man es nur kann und reibt es mit einem reinen Tuch auf. Dieses schadet dem besten Teppich nichts, im Gegentheil wird er ganz frisch aussehen.

Um dem Gartenzaun eine dauerhafte Tünche zu geben. Man nimmt ein Faß und thut ½ Buschel ungelöschten Kalk hinein, etliche Pfund Schaffett dazu; nun wird der Kalk abgelöscht, dann werden etliche Pfund grobes Salz dazu gethan, und nachdem es die gehörige Dicke hat, wird alles damit angestrichen, Gartenzäune, Bäume, der Keller, Holzschuppen und was nur immer nöthig ist.

Um einem backsteinernen Seitenweg ein schönes Roth zu geben, nimmt man 4—5 Pfund rothes Farbenmehl und thut es in einen großen Eimer und kocht so viel dünne Mehlstärke, um den Eimer zu füllen. Während die Stärke kocht, thut man Salz und altes Fett dazu und läßt es mit kochen. Dann gießt man die Stärke durch einen Durchschlag auf das Mehl, auch lasse für 10 Cents Leim im warmen Wasser zergehen und gieße es auch daran. Nachdem es nun gut gemengt ist, wird es mit einem Besen gleich eingerieben. Dies hält einen Weg den ganzen Sommer schön und verhindert auch, daß das Gras so schnell zwischen den Backsteinen wächst.

Halte Haus mit deiner Zeit. Sehr wenig Leute halten gut mit ihrem Vermögen Haus, noch weniger Menschen mit ihrer Zeit. Gleichwohl ist unter beiden letztere das Schätzbarste.

Junge Leute denken gern, sie hätten so viele Zeit vor sich, daß sie davon verschwenden könnten und noch immer genug übrig behielten, so wie großes Vermögen oft die Leute zu verderblicher Verschwendung verführt hat. Ein schädlicher Irrthum, den man allezeit bereut, allezeit aber zu spät!

Ich empfehle dir daher diejenigen Minuten und Viertelstunden den Tag über, welche die Leute für zu kurz halten, als daß sie ihre Aufmerksamkeit verdienten, und die doch, wenn man sie am Ende des Jahres zusammenrechnete, einen beträchtlichen Theil Zeit ausmachen würden.

Gesetzt zum Beispiele, du sollst nach Verabredung um zwölf Uhr an dem und dem Orte sein; du gehst um elf aus, um vorher zwei bis drei Besuche zu machen. Findest du die Leute nicht zu Hause, so kehre, anstatt die Zwischenzeit in einem Kaffeehause, vielleicht gar allein, zu verlieren, in deine Wohnung zurück, schreibe einen Brief oder nimm ein gutes Buch zur Hand.

Viele kommen allerdings auch durch Lesen um einen großen Theil ihrer Zeit; denn sie lesen unbedeutende Bücher, abgeschmackte Romane, in welchen Personen auftreten, die niemals ein Dasein hatten, und Empfindungen, die nie gefühlt wurden, mit Schwulst geschildert werden, eitles, nichtsbedeutendes Zeug, welches das Gemüth nicht besser nährt und bildet, als der zu Schaum geschlagene Rahm den Leib nähren würde.

Die Frauen und Mädchen von Großbritannien jedes Standes, Alters und Glaubens, jeder Gesellschaftsklasse und politischen Meinung werden aufgefordert, sich einer gemeinsamen Gabe an die Königin bei der Feier ihres Regierungsjubiläums anzuschließen als Zeichen der Treue, Achtung und Verehrung gegen die einzige Herrscherin in der Geschichte, welche 50 Jahre lang die Arbeiten und Mühen der Regierung und des öffentlichen Lebens ertragen, alle Prüfungen, welche das Schicksal einer Frau auferlegen kann, durchgemacht und als Gattin, Mutter, Wittwe und Königin ihrem eigenen Volk und anderen Nationen ein leuchtendes und makelloses Vorbild geworden ist. Die Gaben sollen nicht unter einen Penny und nicht über einen Sovereign betragen, die Königin selbst aber über die Verwendung der Summe bestimmen. Unterzeichnet ist dieser Aufruf von 11 Herzoginnen, 3 Marquisen, 21 Gräfinnen 2c. Die Einsammlung der Gaben wird von den Frauen der Grafschaftsstatthalter, Parlaments-Mitglieder, Bürgermeister, Gemeindevorsteher, Geistlichen, Gutsbesitzer und Hauseigethümer in ihren betreffenden Bezirken besorgt.



Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 1. Mai. **Israel in Egypten.** 2 Mos. 1, 6—14

6. Da nun Joseph gestorben war, und alle seine Brüder, und alle, die zu der Zeit gelebt hatten;

7. Wuchsen die Kinder Israel, und zeugeten Kinder, und mehreten sich; und wurden ihrer sehr viel, daß ihrer das Land voll ward.

8. Da kam ein neuer König auf in Egypten, der wußte nichts von Joseph,

9. Und sprach zu seinem Volk: Siehe, des Volks der Kinder Israel ist viel, und mehr, denn wir.

10. Wohlan, wir wollen sie mit Listen dämpfen, daß ihrer nicht so viel werden. Denn wo sich ein Krieg erhübe, möchten sie sich auch zu unsern Feinden schlagen, und wider uns streiten, und zum Lande ausziehen.

11. Und man setzte Frohnvögte über sie, die sie mit schweren Diensten drücken sollten; denn man bauete dem Pharao die Städte Pithon und Raemses zu Schatzhäusern.

12. Aber je mehr sie das Volk drückten, je mehr sich es mehrete und ausbreitete. Und sie hielten die Kinder Israel wie einen Greuel.

13. Und die Egypter zwangen die Kinder Israel zu Dienst mit Unbarmherzigkeit,

14. Und machten ihnen ihr Leben sauer, mit schwerer Arbeit im Thon und Ziegeln, und mit allerlei Fröhnen auf dem Felde, und mit allerlei Arbeit, die sie ihnen auflegten mit Unbarmherzigkeit.

Biblischer Grundgedanke: „Er ließ sein Volk sehr wachsen und machte sie mächtiger, als ihre Feinde.“ Psalm 105, 24.

Einleitung. Moses ist sonder Zweifel der Autor, d. h. der Schreiber dieses Buches. Kap. 24, 4 wird dieses entschieden ausgesagt. Auch Jesus bezeichnet in Mark. 12, 26 und in Luk. 20, 37 Moses als den Schreiber. Die genauen Kenntnisse, welche der Autor dieses Buches in Betreff der Sitten und Gebräuche der alten Egypter und der geographischen Lage der sinaitischen Halbinsel an den Tag legt, deuten auch auf Moses. Dieses Buch wurde demnach während der Wüstenwanderung geschrieben.

Diese Lektion fällt etwa in's Jahr 1580 v. Chr. Schauplatz der hier erzählten Ereignisse ist Egypten, namentlich das Land Gosen. Ein Zeitraum von 126 Jahren ist seit den Begebenheiten der vorigen Lektion verstrichen. Israels Lage, die sich bisher so günstig in Egypten gestaltet hatte, soll nun eine drückende werden.

Erklärung.

V. 6. Jakob starb 17 Jahre nach seiner Ankunft in Egypten. Er brachte sein Alter auf 147 Jahre. Joseph war 110 Jahre alt, als er aus diesem Leben schied. 55 Jahre sind seit seinem Tode vergangen. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und später, als die Israeliten nach Canaan zogen, in jenes Land gebracht. So hatte Joseph es ihnen vor seinem Tode befohlen. Welch' gewaltige Veränderungen bewirkt der Tod in 50 oder 100 Jahren in einer Familie oder in einem Volke, in einer Stadt oder einem Lande!

V. 7. Mit diesem Verse beginnnt die eigentliche Geschichte des Auszugs. Die Israeliten hatten sich rasch vermehrt. Sie waren zu einem Volke herangewachsen, welches zwei Millionen Seelen zählte. So erfüllte sich die Verheißung Gottes, welche er dem Jakob gab, als er ihn nach Egypten ziehen hieß. 1 Mos. 46. 3. Wir nehmen an, daß Israel nur 215 Jahre in Egypten weilte. Die in der Bibel mehrfach erwähnten 430 Jahre beginnen augenscheinlich mit dem Auszuge Abraham's aus seinem Vaterlande, und nicht mit Jakob's Ankunft in Egypten. Nun hat man aber die Möglichkeit in Frage gezogen, daß die Israeliten in diesem Zeitraume sich dermaßen vermehren konnten. Wir können uns hier auf keine längere Beweisführung einlassen. Folgendes muß daher genügen. Im 5. Vers lesen wir: „Aller Seelen, die aus den Lenden Jakob's gekommen waren, derer waren siebenzig.“ Diese Siebenzig bezeichnen offenbar nur die Zahl der Kinder Jakob's. Die Söhne hatten aber auch Weiber und Kinder. Sodann hatten sie Knechte und Mägde. Bunsen nimmt an, es seien zwischen ein- und zweitausend Personen nach Egypten gekommen. Sollte nun diese Anzahl sich nicht leicht in 215 Jahren bis zu zwei Millionen vermehrt haben können? Diese rasche Vermehrung war ihnen ja, wie wir aus der oben angeführten Stelle sehen, von Gott verheißen. Von 1672 bis 1887, also in 215 Jahren, wuchs die Bevölkerung der Ver. Staaten von 200,000 bis zu 60 Millionen heran.

V. 8—10. Seit dem Tode Joseph's waren die Hirtenkönige vertrieben worden. Eine neue Dynastie von Königen war entstanden. Der hier genannte König war aller Wahrscheinlichkeit nach Ramses II. Dieser wußte nichts von Joseph. Des Letzteren Verdienste um Egypten waren schon der Vergessenheit anheimgefallen. Die rasche Vermehrung des fremden Volkes erregte die Besorgnisse des Königs. Er befürchtete, es könne im Kriegsfalle sich mit dem Feinde verbinden und so den Untergang seines Reiches herbeiführen. Daher beschloß er durch schwere Zwangsarbeit dasselbe zu knechten. Er hoffte dadurch dessen fernerer Vermehrung zu steuern.

V. 11. 12. Diese Frohnvögte waren Aufseher über die zur Zwangsarbeit Verurtheilten. In den Ruinen von Theben wurde ein Grabgemälde gefunden. Auf demselben wird die Verwendung von Fremden zur Frohnarbeit veranschaulicht. Es sind nicht-egyptische Arbeiter darauf abgebildet, welche mit Ziegelstreichen beschäftigt sind. Zwei egyptische Aufseher mit Stöcken in den Händen stehen dabei. Zuerst müssen sie zwei Städte bauen, die als Vorrathskammern für den Ernteertrag dienen sollen. Diese Städte lagen in Gosen. Die Israeliten mußten nicht nur an der Erbauung dieser Städte arbeiten, sondern jedenfalls auch schwere Steuern bezahlen. Aber vergeblich war der Versuch, die Israeliten durch harte Frohnarbeiten körperlich und geistig zu entkräften. Gott ließ sie trotz aber Unterdrückung wachsen und trotz aller Mißhandlungen sich mehren.

V. 13. 14. Die Frohnvögte behandelten sie auf's Grausamste. Mit Scheltworten und grausamen Schlägen setzten sie ihnen zu. Diese unbarmherzige Knechtung währte 89 Jahre. Sie begann nämlich 9 Jahre vor der Geburt Mosis und dauerte bis zum Auszug, d. h. bis Moses 80 Jahre alt war.

Praktische Gedanken.

Im egyptischen Diensthause.

I. Israel's Gedeihen.

1. Im Wohlergehen. Eine lange Reihe von Jahren hindurch schien den Israeliten im Lande Gosen die Sonne des Glücks. Sie hatten Raum genug und Nahrungsmittel in Fülle. Gottes Segen ruhete auf ihnen. Ihre rasche Vermehrung wurzelte in diesem Segen und in einer bestimmten Verheißung. 1 Mos. 46, 3. Was Wunder denn, daß sie in kurzer Zeit so zahlreich wurden. An Gottes Segen ist ja immer alles gelegen. Vermehrung ist ein Zeichen göttlichen Wohlwollens. Die 17 Millionen Brahminen in Indien vermehren sich nur um 6 Procent in 10 Jahren. Die zwei Millionen Christen hingegen vermehren sich um 85 Procent in demselben Zeitraum. Eine Ursache ist in den Bekehrungen der Nichtchristen zum Christenthume zu finden. Die andere Ursache aber liegt in der höheren Geburts- und niederen Sterberate unter den Christen, als bei den Hindus.

2. In der Drangsal. Die Unterdrückung bewirkte das Gegentheil von dem, was sie, der Ansicht des Königs gemäß, bewirken sollte. Je mehr man dasselbe drückte, desto mehr vermehrete es sich und breitete es sich aus. So hat sich's immer mit dem Volke Gottes. Verfolgungen „gerathen nur mehr zur Förderung des Evangeliums." Phil. 1, 12. Siehe auch Apstg. 11, 19. Verfolgungen brachten den Apostel Paulus nach Rom ins Hauptquartier des Feindes. Je größer die Verfolgungen, desto rascher die Ausbreitung. Daher das unter den ersten Christen herrschende Sprüchwort: „Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche." Auf jede der großen Christenverfolgungen folgte eine raschere Ausbreitung des Christenthums. So wird's bleiben bis an's Ende der Tage. Jesus sagt von seiner Gemeinde: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Bunyan's Pilger sah im Hause des Auslegers einen Mann, der sich ernstlich bemühte, ein Feuer auszulöschen, indem er Wasser auf dasselbe goß. Je mehr er jedoch das Feuer auf diese Weise bekämpfte, desto heller brannte es. Das erschien dem Pilger sonderbar. Da führte man ihn in ein anstoßendes Zimmer. Nun gewahrte er, wie eine Person damit beschäftigt war, das Feuer mit Oel zu nähren. So nährt und schützt der Herr seine Kirche.

II. Pharao's Politik. Sie bestand darin, das Volk durch schwere Frohndienste körperlich und geistig zu entkräften und dadurch ihrer Vermehrung zu steuern.

1. Diese Politik war undankbar. Dieser König wußte nichts von dem Joseph. Vielleicht wollte er nichts von ihm wissen. Joseph hatte unter den Hirtenkönigen das Ministeramt verwaltet. Diese Hyksos waren Eindringlinge gewesen. Der jetzige König aber war ein Egypter und jene Hyksosherrschaft war ihm verhaßt. Wie Individuen, so vergessen auch Nationen oft ihre Wohlthäter.

2. Diese Politik war grausam. Sie schlug ein ganzes Volk in Sklavenfesseln. Sie kannte kein Erbarmen. Solch' selbstsüchtige Politik ist immer herzlos. Napoleon sagte: „Was sind mir hunderttausend Menschen mehr oder weniger."

3. Diese Politik war kurzsichtig. Der König hätte kaum ein wirksameres Mittel ergreifen können, um das herbeizuführen, was er befürchtete. Die grausam geknechteten Israeliten hätten sich nun ganz gewiß, im Falle des Krieges, zum Feinde geschlagen. Seine Politik überschlug sich. Sie war der Anfang vom Ende. Sie hatte den schließlichen Verlust des ganzen Volkes für Egypten zur Folge.

III. Grausame Knechtung. Warum gestattete Gott diese herzlose Knechtung seines Volkes? Wir beantworten diese Frage dreifach.

1. Zur Strafe. Das Volk hatte zweifelsohne im Glück und Wohlergehen vielfach seinen Gott vergessen. Es hatte sich im Großen den Egyptern zu sehr gleichgestellt. Diese Sünde konnte Gott nicht ungestraft lassen. Darin liegt ein Grund ihrer harten Knechtung. Zur selben Zeit ist ihre Knechtschaft ein Bild des Sünders. Denn Sünde ist Knechtschaft. Sie ist innere Unterjochung. Sie ist schmachvoller Sklavendienst. Die bösen Lüste des eigenen Herzens, die ungöttliche Welt und der Satan sind unbarmherzige Frohnvögte.

2. Zur Glaubensprüfung. Sie war's in einem hohen Maße für die Frömmeren unter dem Volke. Diese Knechtschaft wird 5 Mos. 4, 20 ein „eiserner Ofen" genannt. In diesem Schmelzofen läuterte Gott seines Volkes Glauben. Er läutert ihn im Feuer der Trübsal.

3. Zur Entwöhnung. Konnten's die Israeliten auch dazumal nicht erkennen, so wissen wir's doch heute, daß jene 89jährige Knechtschaft höchst nothwendig und heilsam war. Israel's Herz wurde dadurch von Egypten entwöhnt. Sie wurden willig gemacht, es zu verlassen. Es weckte die Sehnsucht nach Kanaan. Sie lernten beten und ihr Vertrauen auf den Herrn setzen. So entwöhnt der Herr noch heute seiner Kinder Herz von der Welt und weckt das Heimweh nach dem Himmel, indem er sie durch Kreuz und Leiden führt.

Sonntag, 8. Mai.

Das Kind Moses.

2 Mos. 2, 1—10.

1. Und es ging hin ein Mann vom Hause Levi, und nahm eine Tochter Levi.
2. Und das Weib ward schwanger, und gebar einen Sohn. Und da sie sahe, daß es ein fein Kind war, verbarg sie ihn drei Monden.
3. Und da sie ihn nicht länger verbergen konnte, machte sie ein Kästlein von Rohr, und verklebte es mit Thon und Pech, und legte das Kind drein, und legte ihn in das Schilf am Ufer des Wassers.
4. Aber seine Schwester stund von ferne, daß sie erfahren wollte, wie es ihm gehen würde.
5. Und die Tochter Pharao ging hernieder, und wollte baden im Wasser; und ihre Jungfrauen gingen an dem Rande des Wassers. Und da sie das Kästlein im Schilf sahe, sandte sie ihre Magd hin, und ließ es holen.
6. Und da sie es aufthat, sahe sie das Kind; und siehe, das Knäblein weinete. Da jammerte es sie, und sprach: Es ist der ebräischen Kindlein eins.
7. Da sprach seine Schwester zu der Tochter Pharao: Soll ich hingehen, und der ebräischen Weiber eine rufen, die da säuget, daß sie dir das Kindlein säuge?
8. Die Tochter Pharao sprach zu ihr: Gehe hin. Die Jungfrau ging hin, und rief des Kindes Mutter.
9. Da sprach Pharao Tochter zu ihr: Nimm hin das Kindlein, und säuge mir's; ich will dir lohnen. Das Weib nahm das Kind, und säugete es.
10. Und da das Kind groß ward, brachte sie es der Tochter Pharao, und es ward ihr Sohn; und hieß ihn Mose, denn sie sprach: Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen.

Biblischer Grundgedanke: „Der Herr behütet dich." Psalm 121, 5.

Einleitung. Mose wurde 1571 v. Chr. geboren, in der Nähe von Tanis, auch Zoan genannt. Es war dies die im nördlichen Gosen gelegene Hauptstadt, wo Ramses II., der muthmaßliche König dieser Periode, seinen Aufenthalt nahm und große Bauwerke zur Befestigung und Verschönerung anlegte. Er hatte die Wichtigkeit dieses „Schlüssels von Egypten" erkannt. Es galt denselben gegen Eindringlinge zu behaupten, gegen die semitischen Niedergelassenen des Gaues zu bewachen und zu Auszügen nach Syrien zu verwerthen.

Nächst Jesus ist Moses der größte Name in der Geschichte. Er ist der größte Staatsmann und Gesetzgeber, den die Welt aufzuweisen hat. Er ragt über Muhammed, ja sogar über Paulus empor. Als der von Gott berufene Gründer der jüdischen Religion macht sich sein Einfluß nicht nur unter den 6 Millionen Juden, sondern in der gesammten christlichen Kirche fühlbar. Die heutige Lektion erstattet Bericht über den Beginn seiner irdischen Wallfahrt.

Erklärung.

V. 1. Dieser Mann war Amram. Die Jungfrau, mit der er sich vermählte, hieß Jochebed. Sie waren beide aus dem Stamm Levi.

V. 2. 3. Dieses Kind, dessen Geburt hier berichtet wird, war Moses. Der künftige Befreier seines Volkes begann sein Dasein zur Zeit der härtesten Bedrückung. Aelter als Mose waren nach 2 Mos. 7, 7 sein Bruder Aaron und seine Schwester Mirjam. Kurz vor der Geburt Mose hatte der Pharao befohlen, die neugeborenen Israelitenknaben in den Nilstrom zu werfen. Drei Monate lang wagte es Jochebed, die Mutter des Mose, diesem strengen Befehle zu trotzen. Sie verbarg das durch sein liebliches Aussehen vielversprechende Kind im Hause. Endlich jedoch glaubte sie das Kind nicht mehr sicher unter dem elterlichen Dache. Der Späheraugen gab's zu viele. Sie will's dem Nil übergeben. Aber nicht auf die vom Könige befohlene Weise.

Die Mutterliebe ist erfinderisch. Auf die Hülfe des Höchsten vertrauend, will sie noch einen Versuch machen, das Leben des Kindes zu retten. Aus den Papyrusstauden macht sie eine kleine Arche. Mit Erdharz und Pech verkittet sie die Arche, damit sie wasserdicht werde. Sie setzte das kleine Rettungsschiff mit dem Kinde aus im Schilf am Ufer des Stromes. Dies geschah, damit das Schifflein vor dem Wegtreiben bewahrt bleibe.

V. 4. Mose hatte nur eine Schwester, wie's scheint. Mithin war's Mirjam, die ihn bewachte. Jedenfalls hatte ihr die Mutter den Auftrag dazu gegeben. Sie stand von ferne, um den Zweck ihres Dortseins nicht zu verrathen.

V. 5. 6. Die Tochter Pharao's wird in der jüdischen Sage Thermuthis oder Merris genannt. Das Baden der hohen Dame im Nil hat man mit Unrecht angefochten. Die Egypter legten auf's Baden im heiligen Strom gerade einen hohen Werth. Die „Jungfrauen" waren Hoffräulein der Prinzessin. Die badende Prinzessin selber entdeckte das Kästlein, ließ es durch ihre Magd holen und öffnete es mit ihren eigenen Händen. Das schöne, aber wimmernde Knäblein rührte ihr Frauenherz und weckte dessen Mitleid. Sie ist sofort entschlossen, nicht nur des Kindes Leben zu retten, sondern es an Kindes Statt anzunehmen.

V. 7—9. Mirjam hatte nicht umsonst gewacht. Sie sah das Auffinden ihres Brüderleins und war sofort bei der Hand, um die jedenfalls von der Mutter stammende Anfrage zu machen. Dadurch wurde das letzte Bedenken, welches die egyptische Prinzessin noch haben mochte, beseitigt. Der Weg war ihr gezeigt. Sie konnte das Knäblein adoptiren und es durch eine Israeliterin großziehen lassen. Das leuchtet ihr ein. Sie befiehlt der Mirjam, eine israelitische Mutter herbeizuschaffen. Diese ruft nun die Mutter und die Königstochter übergibt ihr den Säugling, damit sie's nähre und pflege.

V. 10. Nachdem die Prinzessin den Findling durch dessen Mutter hatte säugen und zum stattlichen Knaben erziehen lassen, nahm sie ihn an Sohnes Statt an. Am Hofe wurde er nun in aller Weisheit der Egypter unterrichtet. Apstg. 7, 22. Für die Entwickelung des jungen Mose war die Art seiner Errettung von hoher Bedeutung. Sie führte ihn dahin, wo er die nöthige Vorbildung zu seinen späteren Leistungen auf dem vielseitigen Gebiet der Volksführung und Gesetzgebung erhielt. Die Königstochter legt dem jugendlichen Mose den egyptischen Namen „Mousche" bei. Dieser Name bedeutet „der aus dem Wasser Gezogene." Da aber der Herausgezogene zum Herauszieher wurde, so verwandelte sich sein Name von Mousche in Mosche.

Praktische Gedanken.

Das Walten der treuen Gotteshand.

In dieser ganzen Erzählung wird Gott nicht ein einziges Mal namhaft gemacht. Noch mehr, wir hören nichts von Gott bis lange hernach. Erst als Mose etwa 80 Jahre alt war, führt der Autor Gott als handelnde Persönlichkeit ein. Er berichtet uns dann, wie Gott dem Mose im brennenden Busch am Horeb erschien. Handelnde Menschen werden in der Lektion genug eingeführt. Die Mutter, das Kind, die Schwester, die Königstochter, die Hoffräulein und die Magd, sie tauchen alle nach einander vor uns auf. Gottes aber geschieht keine Erwähnung. Und doch, wer fühlt's nicht heraus, daß gerade dieser unerwähnte Herr Israels die centrale, allesbeherrschende Figur in diesem heiligen Lebensdrama ist? In der Geschichte unserer Lektion sehen wir deutlich das Walten der allmächtigen, der treuen Gotteshand.

I. In Amram's Hause. Es war Gott, der das Kind Mose gerade zu der Zeit und in dem Hause das Licht der Welt erblicken ließ. Er pflanzte die Mutterliebe in das Herz der Jochebed. Er weckte und nährte in ihr den Glauben an seine Verheißung. Er gab ihr die Gedanken ein und wies ihr den Weg, auf dem ihr Kindlein gerettet werden konnte. Er sah das grausame Vorgehen des übermüthigen Königs. Er hörte aber auch das Seufzen und Geschrei seines geplagten Volkes. Er will die ihnen gegebenen Verheißungen erfüllen. Sie sollen aus der Gewalt ihrer Bedrücker gerettet werden. Dieses Kind berief er, damit es der Führer seines Volkes aus dem Diensthause werde. Nicht Zufall war's, sondern des treuen Gottes Hand, die sich hier offenbarte.

Das Walten dieser starken und treuen Gotteshand erblicken wir auch im Leben anderer Menschen. Es war kein Zufall, daß Rebekka mit dem Kruge daher kam, als Elieser am Brunnen stand. Das Gebet des frommen Knechtes sollte erhört und dem Isaak ein Weib, wie er es bedurfte, bescheert werden.

Es war nicht Zufall, sondern eine Fügung Gottes, daß Jakob dem Joseph einen bunten Rock machen ließ. Durch den Neid der Brüder sollte Joseph nach Egypten verkauft werden. Dort sollte er zu hohem Ansehen gelangen, damit das Haus seines Vaters in der Hungersnoth gerettet würde.

Es war nicht Zufall, sondern Gottes Fügung, daß der von dem syrischen Bogenschützen auf's Geradewohl abgeschossene Pfeil den König Ahab zwischen Panzer und Hengel traf. Ahab sollte sterben. Die Hunde sollten sein Blut lecken, wie der Herr es ihm durch den Mund des Propheten verkündigt hatte.

Es war nicht Zufall, sondern göttliche Fügung, daß Philippus dem Kämmerer aus Mohrenlande begegnete. Der Geist Gottes selbst wies ihm den Weg, auf dem er ihn finden sollte. Der Kämmerer sollte jenen Schmerzensmann finden, von dem er im Prophetenbuch Jesaia gelesen hatte. Er sollte durch dessen Wunden heil werden und seine Straße fröhlich dahin ziehen.

II. Am Ufer des Nils. Wer war's, der die Königstochter gerade zur rechten Zeit an das Ufer des Wassers führte? Sie kam weder zu spät noch zu früh, um des Kindleins Retterin zu werden. Wer war's, der sie an den rechten Ort führte, daß sie das Knäblein finden mußte? Wer lenkte ihr Auge auf das schwimmende Kästchen? Wer lenkte ihr das Herz, daß es durch des Knäbleins Weinen gerührt wurde? Wer machte sie willig, das Kind zu adoptiren und es der von Mirjam herbeigerufenen Israelitin anzuvertrauen? Kein Zufall war's, sondern eine Fügung des allweisen Gottes. Er leitete den Gang der Prinzessin und lenkte ihr Herz, damit sein Rath und Wille sich an diesem Kindlein erfüllen sollte.

Es ist dem Herrn ein Leichtes, die Pläne der Gottlosen zu vereiteln. Um es zu thun, ist er nicht gezwungen, ein Wunder zu wirken. In der Rettung Mose wurde der göttliche Wille vollzogen und doch dem Willen der handelnden Personen keine Gewalt angethan. Auf ganz natürliche Weise wurde Mose durch die Königstochter gerettet, der Mutter zur Verpflegung übergeben, von der Prinzessin an Kindes Statt angenommen und in Folge dieser Annahme in aller Weisheit der Egypter unterrichtet. So durchkreuzt Gott des grausamen Königs Plan durch dessen eigene Tochter, aber auf ganz natürlichem Wege. Gott fängt die Gottlosen im Netze, welches sie selber gestellet haben. Ps. 9, 16. 17.

III. In Pharao's Palaste. War es bloßer Zufall, daß der Knabe und Jüngling am Hofe Pharao's, unter dessen Augen und in dessem Palaste erzogen werden mußte? Nein, es war eine Fügung der treuen Gotteshand. Mose sollte in allen Wissenschaften der Egypter ausgebildet werden. Er sollte der künftige Geschichtsschreiber der Schöpfung und der fünf Bücher heiliger Urkunden werden. Er sollte ein Heerführer und Gesetzgeber werden. Dazu gehörten Bildung und Kenntnisse. Egyptische Lehrer und egyptisches Geld müssen ihm zu diesen verhelfen.

Wie tröstlich die Wahrheit, daß Alles unter der Leitung Gottes steht. Das Walten der treuen Gotteshand tritt auch in d e i n e m Leben zu Tage, wenn du nur offene Augen hast, um es zu sehen. Es ist nichts, gar nichts in deinem Leben dem Zufall unterworfen. Es steht Alles unter der Fügung des treuen, allbarmherzigen Gottes. Vertraue du ihm nur getrost in jeder Lebenslage. Denn

„Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

Sonntag, 15. Mai.

Moses Berufung.

2 Mos. 3, 1—12.

1. Mose aber hütete der Schafe Jethro, seines Schwähers, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe hinter in die Wüste, und kam an den Berg Gottes Horeb.

2. Und der Engel des Herrn erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Busch. Und er sahe, daß der Busch mit Feuer brannte, und ward doch nicht verzehret.

3. Und sprach: Ich will dahin, und besehen dieß große Gesicht, warum der Busch nicht verbrennet.

4. Da aber der Herr sahe, daß er hinging zu sehen, rief ihm Gott aus dem Busch, und sprach: Mose, Mose! Er antwortete: Hie bin ich.

5. Er sprach: Tritt nicht herzu, zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heilig Land.

6. Und sprach weiter: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abraham's, der Gott Isaak's, und der Gott Jakob's. Und Mose verhüllete sein Angesicht, denn er fürchtete sich Gott anzuschauen.

7. Und der Herr sprach: Ich habe gesehen das Elend meines Volks in Egypten, und habe ihr Geschrei gehöret über die, so sie treiben; ich hab ihr Leid erkannt,

8. Und bin hernieder gefahren, daß ich sie errette von der Egypter Hand, und sie ausführe aus diesem Lande, in ein gut und weit Land, in ein Land, darinnen Milch und Honig fleußt; nämlich an den Ort der Cananiter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter.

9. Weil denn nun das Geschrei der Kinder Israel vor mich kommen ist, und hab auch dazu gesehen ihre Angst, wie sie die Egypter ängsten;

10. So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk die Kinder Israel aus Egypten führest.

11. Mose sprach zu Gott: Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe, und führe, die Kinder Israel, aus Egypten?

12. Er sprach: Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein, daß ich dich gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Egypten geführet hast, werdet ihr Gott opfern auf diesem Berge

---

Biblischer Grundgedanke: „Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst." 2 Mos. 4, 12.

Einleitung. Die Bibel erzählt uns nur eine That aus Mose's Leben am Hofe. Diese That ist aber eine bedeutsame. Sie zeigt uns, daß er trotz seiner hohen Stellung sich seiner Herkunft nicht schämte. Auch am Hofe bewahrte er seinen Brüdern ein warmes Herz. Als er 40 Jahre alt war, erschlug er eines Tages einen unbarmherzigen Frohnvogt. Kap. 2, 11. 12. Dadurch verrieth er den künftigen Volksbefreier, aber noch keineswegs den gottberufenen Propheten.

Nach dieser That war seines Bleibens in Egypten nicht. Er floh vor Pharao's Zorn in's Land Midian. Er fand eine Heimath im südöstlichen Theil der sinaitischen Halbinsel. Es handelt sich hier also nur um einen Zweig des Midianiterstammes. Der eigentliche Stamm hatte seinen Sitz östlich vom Golf von Akaba bis nach Moab hin. Ein midianitischer Priester nahm ihn in seinen Dienst und gab ihm seine Tochter Zippora zum Weibe. 40 Jahre lang weilte er, Hirtendienste verrichtend, in Midian. Während dieser Zeit wurden ihm zwei Söhne geboren. Den Erstgeborenen hieß er Gersom, d. h. Fremdling. Als Fremdling fühlte er sich unter den Midianitern fortwährend. Den zweiten Sohn nannte er Elieser, d. h. Gotthilf. Die Hoffnung auf Gottes Hülfe war also in ihm noch nicht erloschen. Mose war 80 Jahre alt, als die hier berichtete Berufung stattfand.

Erklärung.

V. 1. Mose's Schwiegervater hat zwei Namen. Hier heißt er Jethro, Kap. 2, 18 aber Reguel. Der Erstere war sein rechter Name; der Letztere, welcher „Gottesfreund" bedeutet, war der ihm beigelegte

Würdename. Die Midianiter waren Nachkommen des vierten Sohnes Abrahams und der Ketura, welcher Midian hieß. 1 Mos. 25, 2. Das Gesicht, in welchem Mose mit seinem Amt betraut wurde, schaute er am Berg Horeb oder Sinai.

V. 2. 3. Dieser „Engel des Herrn" war nicht eines der erschaffenen Lichtwesen, sondern der Bundesengel. Es war die zweite Person in der heiligen Dreieinigkeit, Christus selbst, der da ist Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit. Die Form der hier berichteten Erscheinung war nicht eine menschliche, sondern eine elementare. Eine Feuerflamme bot sich dem Blicke Mose dar. Sie stieg aus einem Dornstrauche auf. Allein sie verzehrte ihn nicht und erwies sich dadurch als etwas Uebernatürliches. Sie war das Sinnbild göttlicher Gegenwart. Sie veranschaulicht das Wunder des Bundes, der durch Mose sollte vermittelt werden: das Wohnen Gottes in seinem sündigen Volke, ohne es durch seine Heiligkeit zu verzehren. Der aufflammende Dornstrauch erregt des Mose Neugierde. Er mochte ahnen, daß er's hier nicht mit einer bloßen Naturerscheinung, sondern mit einem Gesichte zu thun habe.

V. 4. 5. Nach dem Dornstrauche eilt Mose. Sich ihm nähernd, ruft ihm eine Stimme aus dem brennenden Strauch entgegen: „Mose, Mose!" Der Herr war wahrscheinlich Niemandem erschienen, seit Jakob nach Egypten zog. Als nun Mose das Nennen seines Namens aus der Flamme heraus vernimmt, da überrascht es ihn. Ist er auch in etwas gestürzt, so ahnt er doch, mit wem er's hier zu thun habe. Schnell gefaßt, erwiderte er: „Hie bin ich." Die Schuhe, welche Mose der göttlichen Forderung gemäß ausziehen mußte, waren Sandalen. Sie bestanden einfach aus ledernen oder auch hölzernen Sohlen, die durch Riemen am Fuße festgebunden wurden. Das Ausziehen der Sandalen, ehe man heilige Stätte betrat, war gebräuchlich bei den Egyptern, Juden und ist's noch bei den Muhammedanern. Es war das Zeichen der Ehrfurcht und Demuth. Es hatte zumal dieselbe Bedeutung, wie das Entblößen des Hauptes unter den Christen heutzutage.

V. 6. Der Herr kündet sich dem Mose als der Gott seiner Väter, der Patriarchen, an. Mit ihnen hatte er einen Bund geschlossen. Mose verhüllt, im tiefen Gefühl seiner Unwürdigkeit, sein Haupt. So Elias, 1 Kön. 19, 13.; So die Erzengel vor Gottes Thron, Jes. 6, 2.

V. 7. 8. Gottes Auge stand unermüdlich wachend über seinem Volke offen. Er harrete nur, bis die rechte Stunde schlüge, um sein Volk zu erretten. Diese Stunde war gekommen. Denn die achtzigjährige Bedrückung hatte es zu Dem aufschauen lernen, von welchem allein Rettung kommen konnte. Erlösen will er's nun aus der Knechtschaft und in's verheißene Land einführen.

V. 9. 10. Hier theilt Gott dem Mose den Zweck seiner Erscheinung mit. Er soll sein Gesandter an Pharao und der Führer Israels aus dem Diensthause sein.

V. 11. 12. Treulich wird der Widerstand Mose's gegen diese Berufung dargestellt. Er macht allerlei Bedenken und Gegengründe geltend. Aber es hilft ihm alles nicht. Der Herr windet sie ihm alle der Reihe nach aus der Hand.

Praktische Gedanken.

Mose's Berufung.

I. Der flammende Dornstrauch. Unter allen Völkern hatte das Feuer etwas die Gottheit Versinnbildlichendes. In der Mythologie der Indier ist Agni der Gott des Feuers. Er wird als Hauptschutzgeist verehrt. Die Braminen opfern ihm auf ihren Hausaltären zuerst. Hephaistos in der griechischen und Vulcan in der römischen Göttersage waren Feuergötter. Auch Moloch, ein Götze der Ammoniter und Moabiter, war Darstellung dieser Idee. Im alten Bunde offenbarte sich Gott nicht nur hier, sondern auch sonst häufig im Feuer. Am Sinai, Kap. 19, 18.; dem Monoagh, Richt. 13, 20.; dem Daniel, Dan. 7, 9. 10. Im Neuen Testament wird er ein verzehrendes Feuer genannt, Hebr. 12, 29.; das Licht der Welt, Joh. 8, 12.; das wahrhaftige Licht, Joh. 1, 9. Unter allen materiellen Dingen ist nichts so geeignet, Gott darzustellen, als das Feuer. Er ist so hell und rein, so schrecklich einerseits und doch so tröstlich andererseits.

Nicht nur im Feuer offenbarte sich Gott dem Mose, sondern im flammenden Dornstrauche. In dieser Beziehung steht die Offenbarung einzigartig da. Es geschah dies nicht nur, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln, sondern um ihn und uns zu belehren. Der flammende Dornstrauch lehrt:

1. Gottes Weise ist nicht der Menschen Weise. Die Neigung der Menschen ist, möglichst viel Prunk zu treiben. Gott hingegen ist dem Prunktreiben abhold. Er entfaltet nicht seine ganze Herrlichkeit. Er erhellt mit seinem unerträglichen Glanze nicht das ganze Horebsgebirge. Nein, er offenbart sich in einer kleinen Flamme. Er bedient sich eines niederen, verachteten Dornstrauchs. Wie wahr ist's, was Paulus sagt, 1 Cor. 1, 26—29. Welten ruft er durch ein Wort in's Dasein. Königreiche zerstört er mit einem Hauche. Vermittelst Speichel und Erde gibt er einem Blindgeborenen das Gesicht. Mit etlichen Fischern beginnt er die Eroberung der Welt.

2. Das göttliche Erbarmen. Er bedient sich des unansehnlichen Dornstrauchs, aber zerstört ihn nicht. Gott erbarmt sich aller seiner Geschöpfe. Unnöthiger Weise thut er Keinem Wehe. Er sorgt für das geringste Würmchen, kleidet die Lilie auf dem Felde und läßt ohne seinen Willen keinen Sperling auf die Erde fallen.

3. Gott ist seiner Kirche Schutz. Gott war in dem Dornstrauch, daher wurde er nicht vom Feuer verzehrt. So war er mit seinem bedrängten Volke in Egypten, daher unterlag es nicht. Er wohnt in seiner Kirche, daher konnten die Pforten der Hölle sie bisher nicht überwältigen. Weil er dieselbe schützte, daher ging dieselbe bisher siegreich aus allen Verfolgungsstürmen hervor.

II. Auf heiligem Boden.

1. Mose nähert sich dem brennenden Dornstrauche. Er war ein gebildeter Mann. Diese wunderbare Erscheinung weckte seinen Forschungstrieb. Gott hat uns zwei Bücher gegeben — die Bibel und das Buch der Natur. Wir sollen nicht nur in dem ersteren, sondern auch in dem letzteren Buche forschen. Das Buch der Natur liegt vor dem Blicke des Menschen schon seit Jahrtausenden aufgeschlagen. Es ist in großen herrlichen Zügen geschrieben. Forsche in diesem Buche.

2. Mose hört seinen Namen rufen. Jetzt bemächtigt sich seiner die Ueberzeugung, daß er's hier mit keiner bloßen Naturerscheinung zu thun habe. Eine göttliche Offenbarung soll ihm zu Theil werden, wie ehedem seinen Vorvätern, dem Adam, Henoch, Noah, Abraham, Isaak und Jakob. Rasch besonnen und schnell gefaßt, stellt er sich dem Herrn zur Verfügung. In dem „Hier bin ich," bekundet sich Willigkeit zu hören und zu thun. Beide Eigenschaften müs-

sen auch wir besitzen, soll der Herr sich unsern Seelen offenbaren. Wir müssen seine Stimme hören und ihr gehorsam sein.

3. Mose muß seine Schuhe ausziehen. In tiefer Ehrfurcht sollte er sich dem Herrn nahen. Das Heilige muß uns heilig sein. Wenn wir uns im Gebete zu Gott nahen, so soll's stets in ehrerbietiger Demuth geschehen. Diese Ehrfurcht vor dem Göttlichen soll sich bekunden in der Handhabung der Bibel, im Gebrauch der göttlichen Namen und im Hause Gottes.

III. Der göttliche Auftrag.

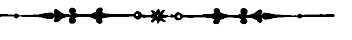
1. Worin dieser Auftrag bestand. Nach Egypten zu gehen, vor Pharao zu treten und Israels Befreiung zu fordern. Das war keine leichte Aufgabe. Der achtzigjährige Mose durfte sich bei der Ausführung dieses Auftrages keine bequeme Tage versprechen. Der Dienst Gottes fordert immer Selbstverleugnung und Kreuzesaufnahme.

2. Mose erhebt Einwand. V. 11. Er fühlt seine persönliche Untüchtigkeit. Die fähigsten Menschen sind in der Regel auch die demüthigsten. Der große Newton kam sich vor wie ein Kind, welches Muscheln am Strande des Wahrheitsmeeres sammle. Bewußtsein der eigenen Schwäche in Verbindung mit unerschütterlichem Vertrauen auf Gott macht irgend einen Menschen tüchtig für die ihm vom Herrn aufgetragene Arbeit.

3. Wie der Herr Mose's Bedenken beseitigt. Er gibt demselben die Versicherung, daß er mit ihm sein werde. Das sollte immerdar genügen, um alle unsere Bedenken hinwegzuräumen. Denn ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Andeutungen für Kleinkinderklassen.

Der Lehrer mache sich mit der Geschichte vertraut und erzähle dieselbe in den allereinfachsten Worten, aber möglichst anschaulich. 1. Schildere das Leben am Hof. Mose mußte viel lernen. 2. Beschreibe die Ursache, warum er aus Egypten floh. 3. Seine Flucht nach Midian und wie's ihm daselbst erging. 4. Schildere die Ereignisse der Lektion. Schärfe dann folgende praktische Lehren ein. 1. Ob sie nicht auch manchesmal furchtsam sind, wo es gilt, von Jesu zu zeugen. 2. Ob sie immer thun, was der Herr verlangt. 3. Daß Jesus mit einem Jeden unter ihnen sein will, um sie zu leiten, zu schützen und zum Guten zu stärken.



Sonntag, 22. Mai. **Stiftung des Passah.** 2 Mos. 12, 1—14.

1. Der Herr aber sprach zu Mose und Aaron in Egyptenland:
2. Dieser Mond soll bei euch der erste Mond sein; und von ihm sollt ihr die Monde des Jahres anheben.
3. Saget der ganzen Gemeine Israel, und sprechet: Am zehnten Tage dieses Monden nehme ein jeglicher ein Lamm, wo ein Hausvater ist, je ein Lamm zu einem Hause.
4. Wo ihrer aber in einem Hause zum Lamm zu wenig sind, so nehme er's, und sein nächster Nachbar an seinem Hause, bis ihrer so viel wird, daß sie das Lamm aufessen mögen.
5. Ihr sollt aber ein solch Lamm nehmen, da kein Fehl an ist, ein Männlein, und eines Jahrs alt; von den Lämmern und Ziegen sollt ihr's nehmen.
6. Und sollt es behalten bis auf den vierzehnten Tag des Monden. Und ein jegliches Häuflein im ganzen Israel soll es schlachten zwischen Abends.
7. Und sollt seines Bluts nehmen, und beide Pfosten an der Thür, und die oberste Schwelle damit bestreichen, an den Häusern, da sie es innen essen.
8. Und sollt also Fleisch essen in derselben Nacht, am Feuer gebraten, und ungesäuert Brod, und sollt es mit bittern Salsen essen.
9. Ihr sollt es nicht roh essen, noch mit Wasser gesotten, sondern am Feuer gebraten, sein Haupt mit seinen Schenkeln und Eingeweide.
10. Und sollt nichts davon überlassen bis morgen; wo aber etwas überbleibet bis morgen, sollt ihr's mit Feuer verbrennen.
11. Also sollt ihr's aber essen: Um eure Lenden sollt ihr gegürtet sein, und eure Schuhe an euren Füßen haben, und Stäbe in euren Händen; und sollt es essen, als die hinweg eilen; denn es ist des Herrn Passah.
12. Denn ich will in derselbigen Nacht durch Egyptenland gehen, und alle Erstgeburt schlagen in Egyptenland, beide unter Menschen und Vieh. Und will meine Strafe beweisen an allen Göttern der Egypter, ich der Herr.
13. Und das Blut soll euer Zeichen sein an den Häusern, darin ihr seid, daß, wenn ich das Blut sehe, vor euch übergehe, und euch nicht die Plage widerfahre, die euch verderbe, wenn ich Egyptenland schlage.
14. Und sollt diesen Tag haben zum Gedächtniß, und sollt ihn feiern dem Herrn zum Fest, ihr und alle eure Nachkommen zur ewigen Weise.

Biblischer Grundgedanke: „Denn wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert." 1 Kor. 5, 7.

Einleitung. Mose, dem Rufe des Herrn gehorchend, begibt sich mit Weib und Söhnen auf den Weg nach Egypten. Unterwegs schlägt Gott den Mose mit einer Krankheit. Sie sollte sein Gewissen in Betreff einer Unterlassungssünde wecken. Aus falscher Nachgiebigkeit gegen die Gattin hatte er die Beschneidung eines Sohnes unterlassen. Erst als Zippora das Versäumte eigenhändig nachholte, wurde Mose wieder gesund. Kap. 4, 24—26.

Wahrscheinlich in Folge dieses Vorfalls sandte Mose seine Gattin sammt den Söhnen zu Jethro zurück. Diese Rücksendung ist durch Kap. 18, 2 bezeugt. Laut dieser Stelle führte Jethro sie dem Mose erst nach dem Auszuge am Sinai wieder zu. Am Sinai kommt Aaron seinem Bruder entgegen. Während Mose in Midian weilte, war ein anderer König zur Regierung gekommen. Ramses II. war gestorben und dessen Sohn Menephtah regierte.

Vor diesem Pharao erscheinen Mose und Aaron und fordern Israels Befreiung. Da der König sich weigert, das Volk ziehen zu lassen, so folgen die zehn Plagen. Durch diese bekam Egypten nach und nach die volle Gewalt des Herrn zu spüren. Die zehn Plagen folgten auf einander in kurzen Zwischenräumen, wahrscheinlich innerhalb weniger Monate. Sie kamen in folgender Reihenfolge. 1. Die Verwandelung des Nilwassers in Blut; 2. die Froschplage; 3. die Stechmücken; 4. die Hundsfliege; 5. die Viehseuche; 6. Blatterngeschwüre; 7. der Hagelschlag; 8. die Heuschrecken; 9. die Finsterniß; 10. die Tödtung der Erstgeburt. Dieser letzten Plage geht unsre Lektion voran. Sie berichtet die göttliche Anordnung des Passah.

Erklärung.

V. 1. 2. Mose und Aaron sollen nun Anstalten treffen, damit die Israeliten von der letzten Plage nicht betroffen werden und zum raschen Auszuge bereit seien. Das Passahmahl wurde am Abend des vierzehnten Tages im Monat Abib, später Nisan genannt, genossen. Dieser Monat sollte fortan als der Anfangsmonat des Jahres gelten. Derselbe entspricht

der letzten Hälfte unsers Märzes und der ersten Hälfte des Aprils.

V. 3—6. Zunächst hat jeder Hausvater schon am zehnten Tage des Monats ein fehlerfreies, einjähriges, männliches Lamm von Schafen oder Ziegen auszusondern. War eine Familie nicht zahlreich genug, etwa weniger als zehn Personen stark, so sollten mehrere sich zum Passahmahl vereinigen. Am vierzehnten Tage des Monats sollte der Hausvater das erlesene Lamm schlachten. Diese Schlachtung mußte „zwischen den Abenden," (nicht wie Luther „zwischen Abends") geschehen. Die Einen deuten diese Bezeichnung der Stunde auf die Zeit zwischen Sonnenuntergang und Dunkelheit, die Andern zwischen Nachmittags 3 Uhr und Sonnenuntergang.

V. 7. Das Blut des Opferlammes wurde in Egypten an Pfosten und Oberschwelle der Hausthüre gestrichen. Es diente dem richtenden Engel zum Zeichen, daß er hier nicht eintrete, sondern schonend vorübergehe.

V. 8—10. Das Lamm durfte nicht roh gegessen werden. Diese Mahnung war nicht überflüssig; denn es gab heidnische Völker, welche das Fleisch der Opferthiere roh verzehrten. Auch sollte das Lamm nicht gesotten, d. h. gekocht werden. Durch das Kochen geht die Kraft des Fleisches zum Theil in's Wasser über. Es sollte gebraten werden, 1. weil das die einfachste und schnellste Weise der Zubereitung war; 2. weil dadurch die Kraft des Fleisches koncentrirt wurde. An einem hölzernen Bratspieß in Kreuzform wurde es ganz sammt den Eingeweiden und unzerbrochenen Beinen gebraten. Unzerstückt sollte es zugerichtet werden, 1. um das Einssein und Einsbleiben der kleinen Hausgemeinde anzudeuten; 2. um, wie wir aus Joh. 19, 36 ersehen, den Leib Christi vorzubilden, an dem kein Bein gebrochen werden durfte. Es durfte von dem Lamme auch nichts aus dem Hause getragen werden oder auf den Morgen übrig bleiben. Blieb etwas übrig, so mußte es mit Feuer verbrannt werden.

V. 11. Das Essen sollte eilig geschehen mit umgürteten Lenden, beschuhten Füßen, und mit dem Stab in der Hand. Durch diese drei Merkmale wird die Rüstung zur Reise bezeichnet, zu der sie sich bereit halten mußten.

V. 12. 13. Hier finden wir die zehnte Plage bezeichnet, mit der Gott die Egypter heimsuchte. Der Herr erklärt hier, weßhalb er diese heilige Handlung angeordnet habe. Der Würgengel soll das ganze Egyptenland durchziehen und alle Erstgeborene unter Menschen und Vieh erwürgen. Der Würgengel war jedenfalls eine schnell hinraffende Pest. Die Folge ist, daß alle Götter Egyptens vom Herrn gerichtet werden. Was will das sagen? Dieser Ausdruck bezieht sich auf das Umkommen der erstgeborenen Thiere, indem die Egypter die Thiere als Verkörperungen der Gottheit verehrten. Das Blut an den Thürpfosten und an der Oberschwelle unterschied die israelitischen Wohnungen von denjenigen der Egypter. Es war das Zeichen für den Würgengel, daß er an der mit Blut geschützten Wohnung schonend vorüberzugehen habe.

V. 14. Das Passahfest soll fortan an die Bewahrung vor dem Würgengel und den eiligen Auszug erinnern. In seiner vollendeten Form dauert das Passahmahl in der neuen Stiftung des Abendmahles fort.

Praktische Gedanken.

Christus ist unser Osterlamm.

I. Durchs Passahlamm vorgebildet. Im biblischen Grundgedanken heißt es: „Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert." Das Passahlamm war also ein Vorbild auf unsern Herrn Jesum. Laßt uns die Vergleichungspunkte betrachten.

1. Das Passahlamm war unschuldig. Es mußte als Sühne für die israelitische Familie sterben. Darin liegt das Ergreifende des Kreuzes. Jesus hat nichts gethan, das des Todes würdig war. Er starb an unserer Statt. Was wir verschuldet hatten, das büßte er am Kreuzesstamm.

2. Das Passahlamm war fehlerfrei. Gott verordnete, daß ein solches Lamm aus der Heerde für diesen Zweck gewählt werden müsse. Jesus war absolut sündlos. Er konnte seinen Feinden gegenüber, die ihn mit Späheraugen beobachteten, fragen: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?" In keinem Worte, keiner Handlung und keinem Gedanken hat er sich versündigt. Daher schreibt Petrus, wir seien erlöst „mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes."

3. Das Passahlamm wurde geschlachtet. Der israelitische Hausvater mußte es gegen Abend am vierzehnten Abib, später Nisan genannt, abschlachten. So mußte das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, an's Kreuze sterben. Ja, durch die Sünden Derer, welche es mit seinem Opfer entsühnt, wurde es an's Kreuz geschlagen. An seinem Leiden und Sterben haben alle Sünden der Menschen mitgewirkt: der Leichtsinn des Herodes und die Gewissenlosigkeit des Pilatus, die Rohheit der Kriegsknechte und die Heuchelei der Priester, der Wankelmuth des Pöbels und die Verleugnung, der Verrath, die Feigheit seiner Jünger.

4. Des Passahlammes Blut fand Anwendung. Israel mußte mit dem Blute des geschlachteten Lammes die Pfosten und Oberschwelle der Thüre bestreichen. Nicht das vergossene, sondern das angewandte Blut Christi macht rein von der Sünde. Mit einem Ysopbüschel wurde des Passahlammes Blut an die Oberschwelle und Pfosten der Thüre gestreichen. Dieser Ysopbüschel ist ein Bild des Glaubens, der das Blut Christi in seligmachende, reinigende Berührung mit dem Herzen bringt. Vermittelst des Glaubens müssen wir unsre Herzen mit diesem Blute besprengen, wenn es uns retten und beglücken soll.

5. Des Passahlammes Fleisch wurde gegessen. So müssen wir auch unser Osterlamm genießen. Man lese, was Jesus darüber sagt in Joh. 6, 53—56. Es ist ein geistliches Essen und Trinken durch den Glauben, von dem der Herr hier redet. Es ist nichts Anderes, als die gläubige Aneignung Christi, wie er uns von Gott zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist.—Reisebereit genoß Israel das Passahlamm. Es stärkte sie zum Auszuge. Während die Egypter schliefen, aßen die Israeliten und gewannen Kraft zur Flucht. Auch wir sind Pilgrimme und Fremdlinge in dieser Welt. Wir sollen dem geistlichen Egypten gern den Rücken kehren und mit sehnsuchtsvollem Verlangen nach dem verheißenen Kanaan eilen. Dort ist unsre ewige Heimath, wo Ruhe unserer wartet. Auf dem Wege dahin ist Christus die uns stärkende Speise.

6. Des Passahlammes Zubehör. Israel mußte das Passahlamm mit ungesäuertem Brod und mit bittern Kräutern essen. Der Sauerteig war das Sinnbild sündlicher Fäulniß und Verderbniß. Der egyptische Sauerteig hatte das Volk Gottes schon zu sehr durchdrungen. Die Entfernung sollte ihnen predigen, was Paulus uns zuruft in 1 Cor. 5, 7. 8. Die bittern Kräuter sollten sie einerseits an die in Egypten überstandenen Leiden erinnern, dann aber die

Bitterkeit des Lebens hier auf Erden überhaupt abbilden. So sollen auch wir unsern Glauben an den Sünderheiland beweisen, indem wir in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor ihm wandeln; indem wir alle Leiden dieser Zeit in seiner Gemeinschaft gern und willig überwinden.

II. In seiner Erlösung. Das Passahlamm schützte die Israeliten vor dem richterlichen Zorn Gottes, welcher sich über die Egypter ergoß. Das Passahmahl bezeichnete auch den Beginn ihrer Erlösung aus Egypten, aus der Knechtschaft. So bringt auch Christus, unser Osterlamm, uns eine zweifache Erlösung.

1. Erlösung von dem Zorngericht Gottes. Alle Menschen, welche ihre Herzen nicht mit dem Versöhnungsblute Christi besprengen, verfallen diesem Zorngerichte unrettbar. Der Herr sagt: „Wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm.“ Wer aber sein Herz und Gewissen mit Christi Blut besprengt, an dessen Thüre geht der Würgengel des ewigen Todes schonend vorüber. Als Gottes Gerichte über Sodom und Gomorrah hereinbrachen, da durfte Lot nach Zoar flüchten. Hier war er geborgen. Christus ist unser Zoar, dahin wir fliehen, um den zukünftigen Zorn zu entrinnen. Er ist unsre Freistadt, in die wir fliehen, in der wir vor dem Bluträcher geborgen sind.

2. Erlösung aus der Knechtschaft. Das Passah und der Auszug sind unzertrennlich mit einander verbunden. So hat sich's auch in der geistlichen Geschichte der Kinder Gottes? Vergebung der Sünde und Befreiung von ihrer Herrschaft fallen immer zusammen. Wir sind dann nicht mehr Knechte der Sünde, sondern Kinder Gottes.

Sonntag, 29. Mai.

Das rothe Meer.

2 Mos. 14, 19—31.

19. Da erhub sich der Engel Gottes, der vor dem Heer Israel her zog, und machte sich hinter sie; und die Wolkensäule machte sich auch von ihrem Angesicht, und trat hinter sie.

20. Und kam zwischen das Heer der Egypter und das Heer Israel. Es war aber eine finstere Wolke, und erleuchtete die Nacht, daß sie die ganze Nacht, diese und jene, nicht zusammen kommen konnten.

21. Da nun Mose seine Hand reckte über das Meer, ließ es der Herr hinweg fahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht, und machte das Meer trocken; und die Wasser theilten sich von einander.

22. Und die Kinder Israel gingen hinein, mitten in's Meer auf dem Trockenen; und das Wasser war ihnen für Mauern, znr Rechten und zur Linken.

23. Und die Egypter folgten. und gingen hinein ihnen nach, alle Rosse Pharaos, und Wagen, und Reiter, mitten in's Meer.

24. Als nun die Morgenwache kam, schauete der Herr auf der Egypter Heer, aus der Feuersäule und Wolke, und machte ein Schrecken in ihrem Heer;

25. Und stieß die Räder von ihren Wagen, stürzte sie mit Ungestüm. Da sprachen die Egypter: Lasset uns fliehen von Israel; der Herr streitet für sie wider die Egypter.

26. Aber der Herr sprach zu Mose: Recke deine Hand aus über das Meer, daß das Wasser wieder herfalle über die Egypter, über ihre Wagen und Reiter.

27. Da reckte Mose seine Hand aus über das Meer; und das Meer kam wieder vor Morgens in seinen Strom, und die Egypter flohen ihm entgegen. Also stürzte sie der Herr mitten in's Meer.

28. Daß das Wasser wiederkam, und bedeckte Wagen und Reiter, und alle Macht des Pharao, die ihnen nachgefolget waren in's Meer, daß nicht Einer aus ihnen überblieb.

29. Aber die Kinder Israel gingen trocken mitten durch's Meer; und das Wasser war ihnen für Mauern, zur Rechten und zur Linken.

30. Also half der Herr Israel an dem Tage von der Egypter Hand. Und sie sahen die Egypter todt am Ufer des Meeres,

31. Und die große Hand, die der Herr an den Egyptern erzeigt hatte. Und das Volk fürchtete den Herrn, und glaubten ihm und seinem Knechte Mose.

Biblischer Grundgedanke. „So du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen.“ Jes. 43, 2.

Einleitung. Etwa in der Mitte des Aprilmonats im Jahre 1491 vor Christo fand der Durchgang durch's rothe Meer statt. Nach jüdischer Tradition war's sieben Tage nach der Passahfeier. Die Mehrzahl der Egyptologen bezeichnet Menephtah als den Pharao des Auszugs. Dieser war der Sohn Ramses II.

Geschichtliche Verbindungskette. Noch in derselben Schreckensnacht, in welcher die Erstgeborenen der Egypter dem richtenden Würgengel erlagen, gab Pharao die Erlaubniß zum Auszuge. Der erste Haltort der Ausziehenden war Sukkoth. Es lag ein wenig östlich von Tanis. Hier scheint eine längere Rast stattgefunden zu haben. Man harrete hier wohl auf die Zuzüge der Israeliten aus ganz Gosen. Kap. 12, 37 wird die Zahl des ausziehenden Volkes auf 600,000 Mann angegeben. Die Gesammtzahl des Volkes war somit etwa zwei Millionen. Die zweite Station Etham „am Saum der Wüste.“ Hier fand eine Abschwenkung von der bisher eingehaltenen, direkt nach Kanaan zielenden Richtung statt. Nach Kap. 13, 18 war das Schilfmeer das Ziel dieser abschwenkenden Richtung. Mit diesem Namen wird durchgängig das rothe Meer genannt, sei es der älanitische Busen oder der von Suez. Hier kann aber nur der Letztere gemeint sein.

Durch Gottes Feuer- und Wolkensäule geleitet, zogen die Israeliten von Etham aus nach Süden und Südwesten. Dies wurde dem Pharao bekannt. Einerseits ersah er aus dieser Fortsetzung des Marsches, daß er auf die Wiederkehr des Volkes nicht hoffen dürfe. Andererseits ließ ihn die eingeschlagene Richtung vermuthen, die Führer seien ihres Weges und Zieles nicht gewiß. Er glaubte, daß er das Volk leicht einholen und zum Rückzug zwingen könne. Die Freilassung Israels reuete ihn. Mit seinen Kriegswagen jagt er demselben nach. Er erreichte den Volkszug noch am Meere. Israels Lage schien eine äußerst bedenkliche zu sein. Hier nun setzt unsere Lektion ein.

Erklärung.

V. 19. 20. Die Egypter waren, nach einem anstrengenden Marsche, in der Nähe des israelitischen Lagers angekommen. Es war gegen Abend. Da sie wußten, daß die Israeliten festsaßen und, wie sie wähnten, ihnen nicht entrinnen könnten, so schlugen sie ihr Nachtlager auf. Den nächsten Morgen wollten sie den Angriff machen und das Volk zur Rückkehr zwingen. Die Wolkensäule, in der sich die Gegenwart des Herrn bekundete, war bisher den Israeliten vorangezogen. Jetzt aber erhob sich dieselbe, zog rückwärts und lagerte sich zwischen die Israeliten und Egypter. Nach der einen Seite hin war die Wolke finster und breitete den Schleier der tiefen Nacht über das Heerlager der Egypter. Nach der andern Seite hin war die Wolke leuchtend und verbreitete Licht über das Heerlager Israels. Es war so hell, daß sie sich zum Weitermarsch rüsten und den Durchzug durch's rothe Meer bewerkstelligen konnten.

V. 21. 22. In der bedrängten Lage verlor das

Volk allen Muth. Es machte dem Mose bittere Vorwürfe. Allein dieser wußte, wessen Führung er sich überlassen hatte. Er vertraute unerschütterlich auf diese höhere Hand. Auf sein Gebet hin zeigte der Herr ihm einen wundervollen Ausweg mitten durch's Meer. Als Mose seinen Stab über das Meer reckte, da theilte der Herr dessen Wogen. Israel konnte nun trockenen Fußes hindurchziehen. Den Uebergang der Israeliten verlegen die Meisten in die Nähe des heutigen Suez, sei's etwas nördlich davon, wo vier Inseln den Meerbusen sperren oder sei's etwas südlich von der Stadt. Zur Zeit Mose's erstreckte sich der Meeresbusen zweifelsohne weiter landeinwärts. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die Scenerie von damals völlig unverändert geblieben sei.

V. 23—25. Die Egypter voll Gier, die Beute sich nicht entwischen zu lassen, jagten den Israeliten nach. Gegen die ihn drohende Gefahr machte die Leidenschaft sie völlig blind. Sie bedienten sich des vom Herrn für sein Volk durch's Meer gebahnten Weges. Beim Durchzug des Wagentrosses entstand eine Verwirrung. Sie wurde verursacht durch einen erschreckenden Feuerblick aus der Wolkensäule. Die Rosse werden scheu. Die Wagen stoßen aneinander. Die Verwirrung erzeugt Furcht und die Furcht neue Verwirrung. Aus dem Allem gewannen die Egypter die Ueberzeugung, der Herr streite für sein Volk. Gegen diesen Gott, dessen Hand sie bereits so schwer getroffen hatte, wagten sie nicht zu kämpfen. Daher treten sie den Rückzug an.

V. 26—28. Auf Gottes Befehl streckt Mose seine Hand wieder übers Meer, aber mit entgegengesetzter Folge. Wieder ist der Wind mit Israel im Bunde, diesmal um die Egypter zu verderben. Kap. 15, 10. Der Wind schlug um nach Süd, dem Willen Gottes gehorchend, um die nunmehr entfesselte Fluth wunderbar zu steigern. Gegen Morgen wogten die zurückgehaltenen Wasser wieder heran. Vergeblich suchten die Egypter zu entfliehen. Die unaufhaltsam heranwälzenden Wogen bereiteten der Heeresmacht des Pharao ein nasses Grab. Wagen, Rosse und Menschen wurden von den Wellen verschlungen.

V. 29—31. Der Wind wird als natürliche Vermittlung der zweifachen Bewegung des Wassers genannt. V. 21 und Kap. 15, 10. Ein Ostwind legte die Furth trocken. Ein anderer Wind beschleunigte das Hereinbrechen der für's egyptische Herr verhängnißvollen Fluth. Durch diese physische Veranschaulichung wird das Wunder um nichts kleiner. Denn welches Walten der Hand Gottes, die alle Elemente beherrscht, offenbart sich hier! Wind und Wogen mußten warten, bis der unbeholfene Wanderzug eben Zeit hatte, hindurchzuziehen. Dem stürmisch nachjagenden Feindesheer mußten sie zur rechten Zeit den Untergang bringen. In solchem Augenblick und unter solchen Umständen erlebt, mußte ein derartiges Naturereigniß den Eindruck einer Gottesthat machen. Es verfehlte seine Wirkung auch bei dem israelitischen Volke nicht. Dessen Glauben an Gott wurde gestärkt und dessen Vertrauen zu Mose vermehrt.

Praktische Gedanken.

Am rothen Meer.

I. Israels Durchzug. V. 19—22.

1. Die Wolkensäule leuchtet ihnen. Während die zwischen beiden Heeren sich lagernde Wolkensäule den Egyptern eine finstere Seite zukehrte, erfüllte sie das Lager der Israeliten mit Licht. Dieselbe Wolkensäule hüllte die Einen in Nacht, die Andern in Tageshelle. Alle Offenbarungen Gottes haben diesen doppelten Gesichtspunkt. Das Gesetz dient den Einen zur Sündenerkenntniß, den Andern zur Verdammniß. Das Evangelium ist den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode. Jesus ist den Gläubigen köstlich, den Ungläubigen aber ist er ein Stein des Anstoßens und ein Fels der Aergerniß. Gottes Gegenwart ist den Gottesfürchtigen Freude und Wonne, den Gottlosen aber Furcht und Grauen. Dieselbe Sonne, welche den Lebenskeim des im Erdreich ruhenden Saatkorns weckt, beschleunigt die Verwesung der todten Stoffe im Pflanzen- und Thierreich.

2. Die Theilung des Meeres. Um sie zu bewirken, bedient sich der Herr einer Naturkraft — des Ostwindes. An und für sich genommen, hätte der Ostwind die Meerestheilung nicht zu Stande gebracht. Aber die Tendenz des Ostwindes lag nach dieser Richtung. Der allmächtige Gott, als Urheber der Natur, bedient sich derselben oft, um seine Absichten zu erreichen. Er speiste die Fünftausend und die Viertausend mit wenigen Broden und Fischen. In der Wirkung des Wunders knüpfte der Herr an Schonvorhandenes an, obgleich dasselbe in seiner unvermehrten Gestalt nicht weit gereicht haben würde. So hat sich's mit allen Kräften, welche Schwierigkeiten von dem Lebenswege seiner Kinder räumen. Sie sind wirksam, nur weil der Herr dieselben wirksam macht.

3. Israel zog trockenen Fußes durch's Meer. Das Wasser wurde ihnen eine Mauer zur Rechten und zur Linken. So führt der Herr seine Kinder wohlbehalten durch alle Fluthen der Trübsale dieses Lebens. Siehe die im „biblischen Grundgedanken" gegebene Verheißung. Eine kranke Christin hatte durch tiefe Leidensfluthen zu gehen. Eines Tages sagte ihr Prediger zu ihr: „Gott legt eine Last auf, aber er hilft uns auch." „Ja wohl, hilft er," sagte die Kranke; „es ist mir oft, als fühlte ich seine Hand unter meinem Kopfkissen."

II. Der Egypter Untergang. V. 23—28.

1. Sie begaben sich blindlings in die Gefahr. Die außerordentliche Finsterniß und das getheilte Meer waren Warnungsmomente für die Egypter. Sie hätten dieselben beachten sollen. Jedoch Zorn und Beutegier machten sie blind gegen diese Warnungen. Sie stürzten sich mit offenen Augen in die Gefahr. So stürmt der unbußfertige Sünder auf dem Wege des Verderbens dahin, dem Abgrunde des ewigen Todes entgegen. Alle Ermahnungen schlägt er in den Wind. Allen Warnungsrufen leiht er ein taubes Ohr.

2. Sie kamen in der Gefahr um. Durch einen Feuerblick aus der Wolkensäule gerieth das egyptische Heer in Verwirrung. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich desselben. Jetzt wollten sie fliehen, aber zu spät. Die Wassermauern, die bisher so fest standen, stürzen ein. Die Wogen rollen unerbitterlich heran. Brausend schließen sich die Fluthen über den Egyptern. Sie gingen alle plötzlich unter. So wird's Allen ergehen, welche in ihrer Feindschaft wider Gott beharren und ihre Herzen trotz allen Züchtigungen verhärten. Gott ist wohl barmherzig und gnädig; aber er ist auch heilig und gerecht. Er will nicht des Sünders Tod. Er thut, was er kann, um ihn zu retten. Wenn jedoch der Sünder in seiner Unbußfertigkeit beharrt, so nimmt die vergeltende Gerechtigkeit ihren Lauf. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten."

III. Des Wunders Wirkung. V. 29—31.

1. Es stärkte des Volkes Glaube. Es hatte die allmächtige Hülfe des Herrn in seiner bedrängten Lage erfahren. **Das diente zur Glaubens-**

vermehrung. So soll jede neue Erfahrung, in der wir Gottes gnädige Durchhülfe erfahren, unsern Glauben an Gott stärken.

2. Es weckte den Geist des Gehorsams. Das Volk gewann Vertrauen zu Mose. Es erkannte nun in ihm den Gesandten Gottes. Mit dieser Erkenntniß erwachte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, seiner Führerschaft sich zu überlassen.

Andeutungen für den Klassenunterricht. 1. Der Lehrer gebe zuerst den geschichtlichen Zusammenhang. Er findet einen Abriß desselben unter „Einleitung" in dieser Lektionsbearbeitung. 2. Erkläre, was zu erklären ist. Dazu bietet ihm die „Erklärung" oben eine Handhabe. 3. Mache er praktische Anwendungen. Hiezu liefert ihm „praktische Gedanken" den nöthigen Stoff.

Aus der Zeit.

Was lernen wir aus Henry Ward Beecher's Leben? Jedes Menschenleben enthält eine Lehre für uns, ein vielbewegtes Leben aber, wie dasjenige Beecher's, enthält deren viele.

1. Lerne ich auf's Neue, daß jeder Mensch mittelst der ihm geschenkten Individualität zu wirken hat, will er etwas Ordentliches ausrichten. H. W. Beecher war ein geborener großer Redner, der in allen Arten der Redekunst Meisterschaft bewies und dessen körperliche und geistige Eigenschaften zusammenwirkten, um den großen, gewaltigen Redner auf Kanzel und Plattform zu erzeugen, wo er seiner Eigenthümlichkeit keine Zwangsjacke anlegte.

Entweder durch Instinkt oder durch Beobachtung hat er frühzeitig in sich festgestellt, daß er durch die Rede zu wirken habe und darauf hin sein ganzes Bestreben gerichtet, indem er unter Anderem auch immerdar in enger Fühlung mit dem Volke blieb. Er hat keine Schriften von hohem theologischem Werth hinterlassen. In seinen besten Tagen (1850—65) gab er sich auch kaum mit irgendwelcher Schriftstellerei ab, sondern widmete sich seinem klar erkannten Rednerberuf. Darin leistete er auch ganz Außerordentliches. In den Jahren 1861—'63 hatte ich Gelegenheit ihn zu hören, benützte dieselbe so oft es mir möglich war und ging jedesmal, ob er nun eine politische Rede, oder eine Predigt, oder einen Vortrag gehalten, mit tausend Andern wie elektrisirt nach Hause.

Die Nachäffer aber, die in Verkennung ihrer Eigenthümlichkeiten, „Henry Ward Beecher spielen" wollten und noch wollen, sind eben—armselige Affen.

2. Daß ein sittlich muthiger Mann, falls er auch sonst das Zeug dazu hat, oft Thaten verrichtet, die 10,000 geübte Soldaten nicht hätten ausführen können. Der moralische Muth Beecher's war ein außergewöhnlicher, und wer sagt, das sei eben nichts als vollendete Schauspielerei gewesen, der thut dem Manne bitter Unrecht. In den für die Unionssache so dunkeln Jahren 1861 und '62 habe ich Beecher öfters vor tausenden feindselig gestimmten Menschen stehen sehen wie einen Fels im Meer. Furchtlos und mächtig verkündigte er da unter Zischen und Johlen den Grundsatz der Gleichheit aller Menschenkinder und die Untheilbarkeit der Union. Und siehe da—die gährende Masse beruhigte sich nach und nach, lauschte dem gewaltigen Volksredner und jauchzte ihm endlich in lautem Beifallsklatschen zu. Anno '63 ging er nach England, um das englische Volk für die Unionssache zu stimmen, denn damals war es nahe daran, daß Großbritannien den südlichen Sonderbund anerkannt hätte. In Liverpool und andern Städten wurde er anfänglich entweder eiskalt, oder mit Zischen empfangen. Er ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern wanderte von Stadt zu Stadt, indem er fast jeden Abend Vorträge hielt, und als er seine Rundreise vollendet, jubelte ihm das englische Volk zu, und die Anerkennung des Sonderbunds von Seiten Großbritanniens unterblieb. Dies war ein Sieg, wie ihn 50,000 Krieger nicht hätten erfechten können.

3. Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Die meisten Zeitungsschreiber übergehen die Schattenseiten dieses großartigen Lebens. Sie schildern H. W. Becher entweder nur bis zum Jahre 1865, oder malen nur den glänzenden Redner. Ist dies nützlich? Können nicht auch die Schatten eines solch' mächtigen Daseins zur Lehre dienen? Wir wollen den weltberüchtigten Prozeß übergehen und nur auf einen Schatten aufmerksam machen, den wir wohl beachten dürfen. Es ist die Sensationsmacherei. Beecher war gewiß nicht frei davon, auch wenn seine Eigenthümlichkeit und die Thatsache, daß er viel auf politisch-bürgerlichem Gebiete wirkte, in Betracht gezogen wird. Und dieses Haschen nach Aufsehen und Popularität war es wenigstens theilweise, was ihn nach und nach von der Grundlage des einfachen Christenglaubens hinweggeschoben hat. Die Sklaverei war abgeschafft, die Union gerettet. Was nun — um die Menge zu fesseln? Da lag es ihm, der so lange der Abgott des Volkes gewesen, nahe, bibelwidrige Dinge über die ewige Höllenstrafe, die Versühnungslehre, die strafende Gerechtigkeit Gottes 2c. zu sagen. Und Beecher hat damit, gerade weil er ein außergewöhnlicher Mensch war, viel mehr Schaden angerichtet, als sich Manche vorstellen. Er hat namentlich nicht wenige Grünschnäbel in der Theologie auf die Idee gebracht, daß man ein merkwürdiges Menschenkind sei, wenn man der neuen Theologie huldige.

Beecher hat überhaupt auf dem bürgerlich-politischen Gebiet Größeres geleistet, denn als Seelsorger und Führer zum Herrn Jesu. Er war während der Kriegsjahre ein erkorenes Rüstzeug. Aber ich kann mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß sein Einfluß im Reich Gottes, nachdem der Bürgerkrieg beendigt war, kein günstiger gewesen, und er in Wahrheit unendlich mehr geleistet hätte, wäre es ihm gelungen, sich aus der populären Umarmung loszumachen, und nachdem seine „Kriegsaufgabe" gelöst, sich der Seelenrettung zn widmen.

Ein Friedensfest ist die Geburtstagsfeier des greisen Kaisers Wilhelm geworden. Das ist noch besser, als aller Jubel, der Berlin am 22. März erfüllte. Die ganze Welt sah, mit welch' glühender Begeisterung das deutsche Volk an seinem Kaiser hängt, und wird nicht so schnell das Schwert gegen Deutschland ziehen.

Jetzt werden wir auch eine Zeitlang nicht mehr so viele Kriegsnachrichten (!!) durch das Kabel erhalten

und die hochweisen Zeitungsschreiber brauchen einstweilen das arme Gehirn nicht mehr anzustrengen, wunderliche Kriegsartikel zu schreiben.

Alle Arbeiter-Unionen sollten doch dem Beispiel der New Yorker Maurer einige Aufmerksamkeit schenken, die es unter allen Gewerken fast am besten verstanden, das gute Einvernehmen mit den Arbeitgebern aufrecht zu erhalten, worunter ihre eigenen Interessen nicht etwa gelitten, sondern gleichfalls ganz wesentlich gefördert worden. Soeben ist zwischen diesen beiden Theilen abermals ein Jahresvertrag abgeschlossen worden, durch den man sich verpflichtet, für einen gewissen Lohnsatz eine gewisse Zahl von Stunden täglich zu arbeiten, ohne daß das Geschäft durch Strikes von der einen oder Lookouts von der anderen Seite gestört werden soll. Es geschah bereits zum dritten Male, daß ein derartiger Contract abgeschlossen wurde, der beiden Theilen viele Verluste und Unannehmlichkeiten erspart und wesentlich dazu beigetragen, daß stets ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen erhalten blieb. Als sich vor Kurzem die Arbeitgeber in verschiedenen Baugewerben zusammenthaten und, gewissermaßen in Opposition zu den Arbeiterorganisationen, eine Vereinigung gründeten, stellten die Maurer an ihre Meister das Ersuchen, sich nicht an dieser Vereinigung zu betheiligen, und damit das jetzige gute Verhältniß keine Störung erleide, wurde ihrem Gesuch entsprochen. Warum könnten ähnliche Zustände nicht in allen Gewerken herrschen?

Die Militärlasten — d. i. die Ausgaben für Heer' Flotte und Invalidenpensionen — sind in den Ver' Staaten thatsächlich größer, als in Deutschland' trotzdem das deutsche stehende Heer dem unseren an Zahl mindestens siebzehnfach überlegen ist, und unsere Flotte mit der mächtigen Kriegsflotte des deutschen Reiches einen Vergleich überhaupt nicht aushalten kann. Die „Ills. Stsztg." hat sich der Mühe unterzogen, die betreffenden Ausgaben auf Grund der letzten Jahresbewilligungen in übersichtlicher Weise zusammenzustellen.

Danach ist die Jahresrechnung für die Ver. Staaten wie folgt:

Heer	$23,724,718
Militärschule	419,936
Flotte	25,753,165
Pensionen	76,252,500
Mexikanische Pensionen	6,900,000
Insgesammt	$133,050,319

Dagegen für das deutsche Reich (die Mark zu 24 Cents gerechnet) so:

Heer (ordentl. Aufwand)	$82,328,811
do. (außerordentl.)	9,962,781
Flotte (ordentl.)	8,904,284
do. (außerordentl.)	2,328,450
Militär-Pensionen	4,958,328
Marine-Pensionen	151,129
Invaliden-Pensionen	6,470,781
Insgesammt	$115,104,570

Der Jahresaufwand für die Ver. Staaten ist also um 18 Millionen Dollars, oder um 75 Mill. Mark höher, als der des deutschen Reiches. In Mark (zu 24 Cents) gerechnet geben aus

die Ver. Staaten	554,376,200
das deutsche Reich	479,601,149
Also die Ver. Staaten mehr	74,775,051

Die Bill, welche den ferneren Verkauf von Bundesländereien an Ausländer verbietet, ist vom Präsidenten unterzeichnet worden, und wenn es auf den ersten Blick scheinen möchte, daß die Urbarmachung unserer noch unbebauten Regierungsländereien begünstigt werden sollte, daß die Anlage auswärtiger Kapitalien in amerikanischem Grundeigenthum und dessen Kultivirung nur von Nutzen sein könnte, so muß doch wohl eingeräumt werden, daß die Anhäufung unseres Grundeigenthums in den Händen von Ausländern durchaus nicht wünschenswerth ist, und daß ein diese Gefahr abwendendes Gesetz gewiß keinen Augenblick zu früh kam. Schon befindet sich ein Areal von etwa 20 Millionen Acker, d. h. fast von der Größe Irlands, in Händen fremder Eigenthümer. Unser Land füllt sich rasch auf und um ihm seine bevorzugte Stellung unter den Nationen bewahren zu können, müssen wir im Stande sein, allen Ankommenden, die in unserer Mitte eine Heimath suchen, billige Heimstätten bieten zu können. Das würde bald nicht mehr möglich sein, wenn wir Ausländern die Erwerbung beträchtlicher Länderstrecken gestatten wollten, die sie vorläufig der Besiedlung verschließen würden, um später um so höhere Preise dafür erhalten zu können. Die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen Weniger ist ein gefährlicher Uebelstand, der vermieden werden muß, und die Sache wird natürlich noch um Vieles bedenklicher, wenn die Eigenthümer nicht einmal Bürger sind und nicht unter den Gesetzen des Landes stehen.

Ueber das unaufhaltsame Anwachsen der Socialdemokratie in Berlin—trotz Socialistengesetz und allen möglichen polizeilichen Unterdrückungs-, Hinderungs- und Erschwerungsmaßregeln bei gleichzeitiger unbeschränktester Agitationsfreiheit der anderen Parteien —geben folgende Zahlen einen erschreckenden Ueberblick:

Die Socialdemokraten

1867	in Berlin	67	Stimmen.
1871	„	2,058	„
1874	„	11,279	„
1877	„	31,522	„
1878	„	56,147	„
1881	„	30,871	„
1884	„	68,582	„
1887	„	94,259	„

Das neue Sonntags-Gesetz des Staates Louisiana bestimmt, daß von Samstag Mitternacht bis Sonntag Mitternacht alle Läden, Werkstätten, Wirthschaften und offenen Geschäftsplätze, welche eines besonderen Gewerbescheines bedürfen, geschlossen werden müssen und daß in denselben nichts verkauft werden darf, bei einer Geldstrafe von $25 bis $250, oder Gefängniß von 10 bis 30 Tagen, oder Beides, je nach Ermessen des Richters. Ausgenommen von diesem Verbot sind: Zeitungshändler, Sodafontainen-Besitzer, Vergnügungsplätze, Badeorte, öffentliche Parks, Eisverkäufer, Zeitungen, Buchhandlungen, Druckereien, Leichenbestatter, öffentliche und Privat-Märkte, Bäckereien, Milchereien, Leihställe, Eisenbahnen, Hotels, Kosthäuser, Dampfboote, Restaurationen, Telegraphen-Aemter, Theater und ähnliche Unterhaltungsorte — vorausgesetzt, daß an solchen Orten keinerlei berauschende Getränke verkauft oder verabfolgt werden.

Bevölkerung der Erde. Die Bevölkerung der Erde nimmt man (natürlich sind alle diese Schätzungen nur ganz ungefähr) zu 1434 Millionen an; davon rechnet man auf Nichtchristen 1008 Mill., nämlich 831½ Mill. Heiden, 169 Mill. Muhamedaner, 7½ Mill. Juden.

Die Zahl aller Christen schätzt man auf 426 Mill.; und zwar Römisch-Katholische 210 Mill., Evangelische 130 Mill., Griechisch-Katholische 80 Mill., Armenier, Kopten &c. 6 Mill. Von diesen 1434 Mill. Menschen kommen auf Europa 328 Mill. (12 Mill. Nichtchristen, 316 Mill. Christen), auf Asien 796 Mill. (784 Mill. Nichtchristen, 12 Mill. Christen), auf Afrika 204 Mill. (200 Mill. Nichtchristen, 4 Mill. Christen), auf Amerika 102 Mill. (10 Mill. Nichtchristen, 92 Mill. Christen), auf Australien 4 Mill. (2 Mill. Nichtchristen, 2 Mill. Christen). Man sieht, das Heidenthum umfaßt noch die gewaltige Mehrzahl.

Offene Post.

Unsere Buchagenten machen das Anerbieten, Jedem, der Haus und Herd für ein halbes Jahr bestellt, die Mai und Juni Nummern mit in den Kauf zu geben, **so lange der Vorrath reicht.** Somit acht schöne Hefte mit 448 Großoktavseiten, Stahlstichen und Holzschnitten für $1.00. Kann man irgendwo billigere Literatur kaufen, die zugleich nutz- und segenbringend ist? Jetzt ist es Zeit Haus und Herd allen anzubieten, die es noch nicht halten.

„Der gestirnte Himmel" fand deßhalb keine Aufnahme in Haus und Herd, weil in dem Aufsatz Fremdwörter wimmeln, wie Sterne in der Milchstraße.

„Willst du ein ächter Deutscher sein,
So sprich auch deine Sprache rein,
Latein und Deutsch, Französisch bunt und kraus,
Sieht ja wie eine Narrenjacke aus."

„Intelligent" und „Intellektuell." Es sei eine hitzige Debatte, ob den beiden Ausdrücken entstanden, sagt man uns, und wir sollen entscheiden. Die eine Seite meint, man könne intelligent sein, ohne intellektuell zu sein. Die andere Seite sagt, ein intelligenter Mensch sei auch intellektuell. Zum Troste sei zum Ersten gesagt, daß die Wurzel der beiden Ausdrücke ein und dieselbe ist. Sie werden von "intellectus" abgeleitet, was so viel heißt als Erkenntnißvermögen, Verstand.

Somit hätten wir also einen gemeinsamen Ausgangspunkt, und damit ist ja schon viel gewonnen.

Schauen wir uns nun den Gebrauch dieser Ausdrücke an, so heißt intelligent so viel als verständig, einsichtsvoll, kundig; intellektuell aber (was eigentlich barbarisch-lateinisch ist) so viel als geistig, verständig.

Im gewöhnlichen Leben legt man aber dem Wort intelligent oft vornehmlich die Eigenschaft des Kundigseins bei, und aus diesem Gebrauch ist wohl die Debatte entstanden. So heißt man z. B. ein Anzeige- ein Nachrichtsblatt auch „Intelligenzblatt." Und in demselben Sinne gibt es ein Intelligenz-Comptoir, ein Anzeige- oder Nachfrageamt, eine Anfragestube, woselbst man über gewisse Dinge kundig ist.

In diesem Sinne aufgefaßt, besteht allerdings ein Unterschied zwischen den beiden Ausdrücken, denn es mag Jemand durch Anwendung der Gedächtnißkraft &c. &c. in verschiedener Beziehung ziemlich „kundig" werden, ohne eigentlich ein geistiger verständiger Mensch zu sein.

Im letzten Grunde jedoch kann ich mir keinen geistigen, verständigen Menschen denken, der nicht auch in etwas unterrichtet ist, und andererseits sollte jedes **ächte** Kundigsein auch das Erkenntnißvermögen, das Intellektuelle schärfen und stärken.

Wie man Unterschreiber sammelt, das zeigt eine Freundin dieser Zeitschrift fortwährend durch die That. Sie gab z. B. ihrem Metzgerjungen ihre Hefte zum Lesen. Bald hielt er Haus und Herd selbst. Und nun schreibt sie: „Der junge Mann gab seine Hefte seinem Meister zum Lesen, und weil ersterer dieselben auch nach Deutschland schickt, so fragte ich den Meister, ob er Haus und Herd nicht halten wolle. Ohne Weiteres antwortete er mit ja und liest mit Vergnügen."

Ein berühmter Franzose fing seine Briefe immer folgendermaßen an: „Da ich keine Zeit habe, dir einen kurzen Brief zu schreiben, so schreibe ich einen langen."

Damit ist viel gesagt. Mögen sich unsere werthen Mitarbeiter immer Zeit nehmen, kurze, aber sehr inhaltsreiche Artikel für Haus und Herd zu liefern.

Am stillen Meer kommt immer noch schmuck, in schönem Druck und voll guter Sachen auf unseren Tisch. Wir begrüßen das Blatt jedesmal mit besonderer Freude, weil es sich unter schwierigen Umständen so wacker hält und wir aus Erfahrung wissen, welche Mühe es kostet ein derartiges Unternehmen erfolgreich fortzuführen. Es darf auf die energische Mithülfe aller Deutschen in Californien, wie überhaupt auf diejenige aller wahren Volksfreunde gerechte Ansprüche machen und wir hoffen und beten, daß demselben noch ein weiter, segensreicher Wirkungskreis geöffnet werde.

The Pilgrims Progress from this world to that which comes. By John Bunyan. With one hundred Illustrations, by Fredrick Bernhard and others. Engraved by Dalziel Brothers. New York: Phillips & Hunt. Cincinnati: Cranston & Stowe. Preis: $3.00.

Es gibt viele Prachtausgaben dieses berühmten Buches. Dies ist eine der schönsten und besten. Großquarto im Format, ausgestattet mit Papier, Druck und Einband erster Klasse, und geschmückt mit Bildern, deren beinahe jedes ein Kunstwerk genannt werden darf—ist dieser Bunyan so anziehend, daß man seine Freude daran hat.
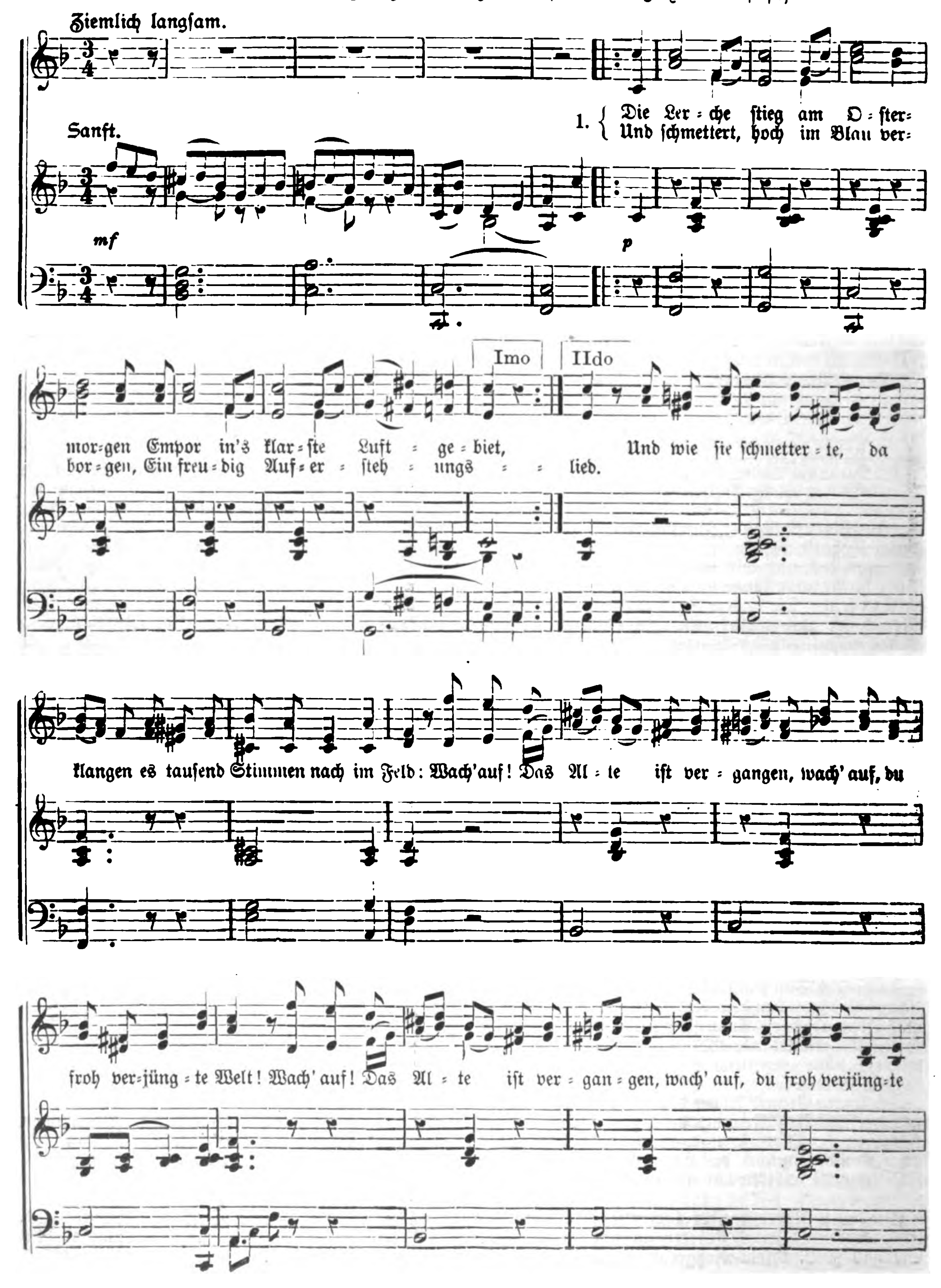
Wer nach einem schönen, werthvollen und segensreichen Geschenkbuch sieht, der bestelle diese Prachtausgabe.
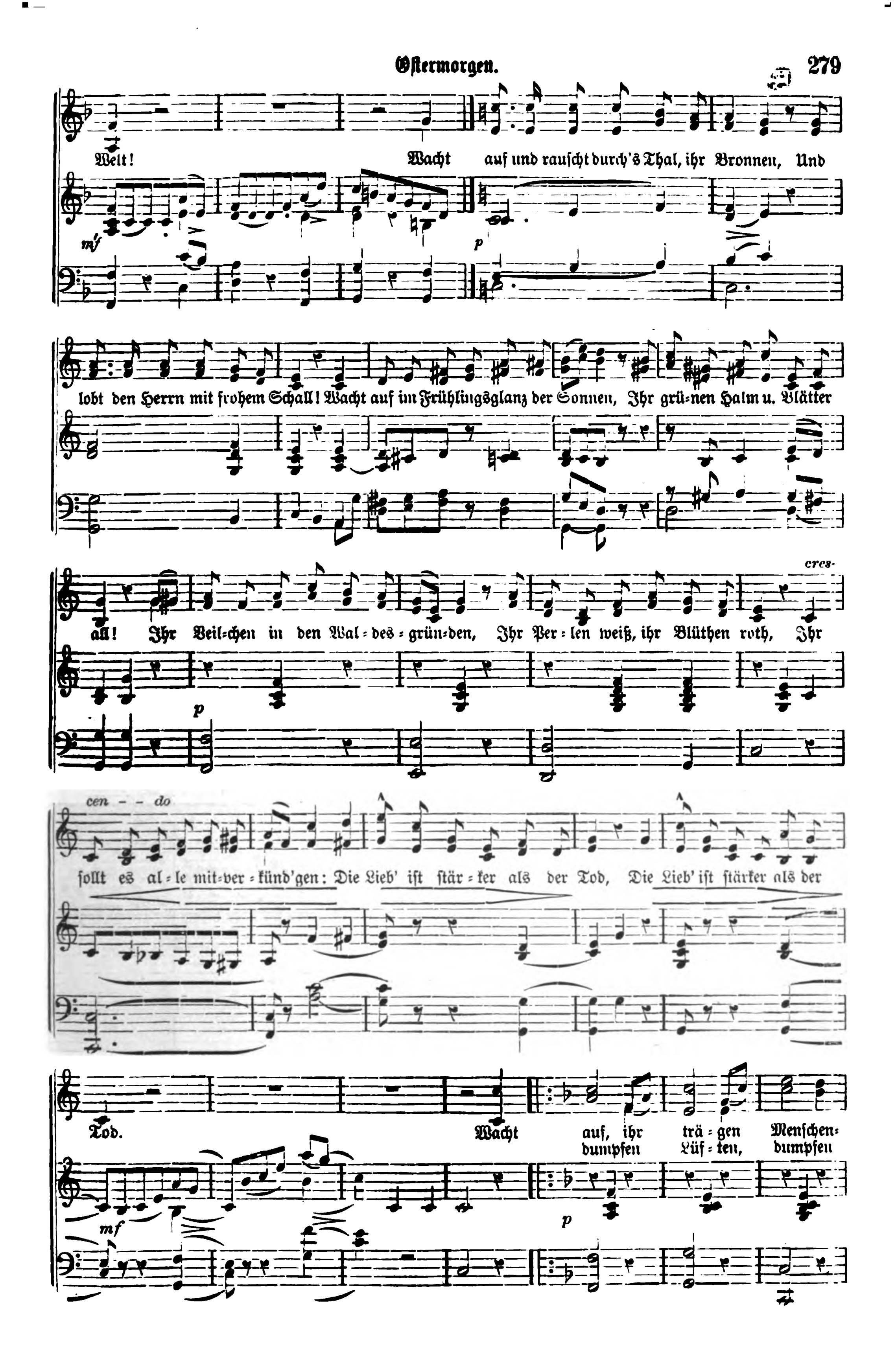
Warum denn immer reimen? Ist denn der Versuch schwerer, herzerquickende, geisterleuchtende, packende, ächt volksthümliche Prosa zu schreiben?
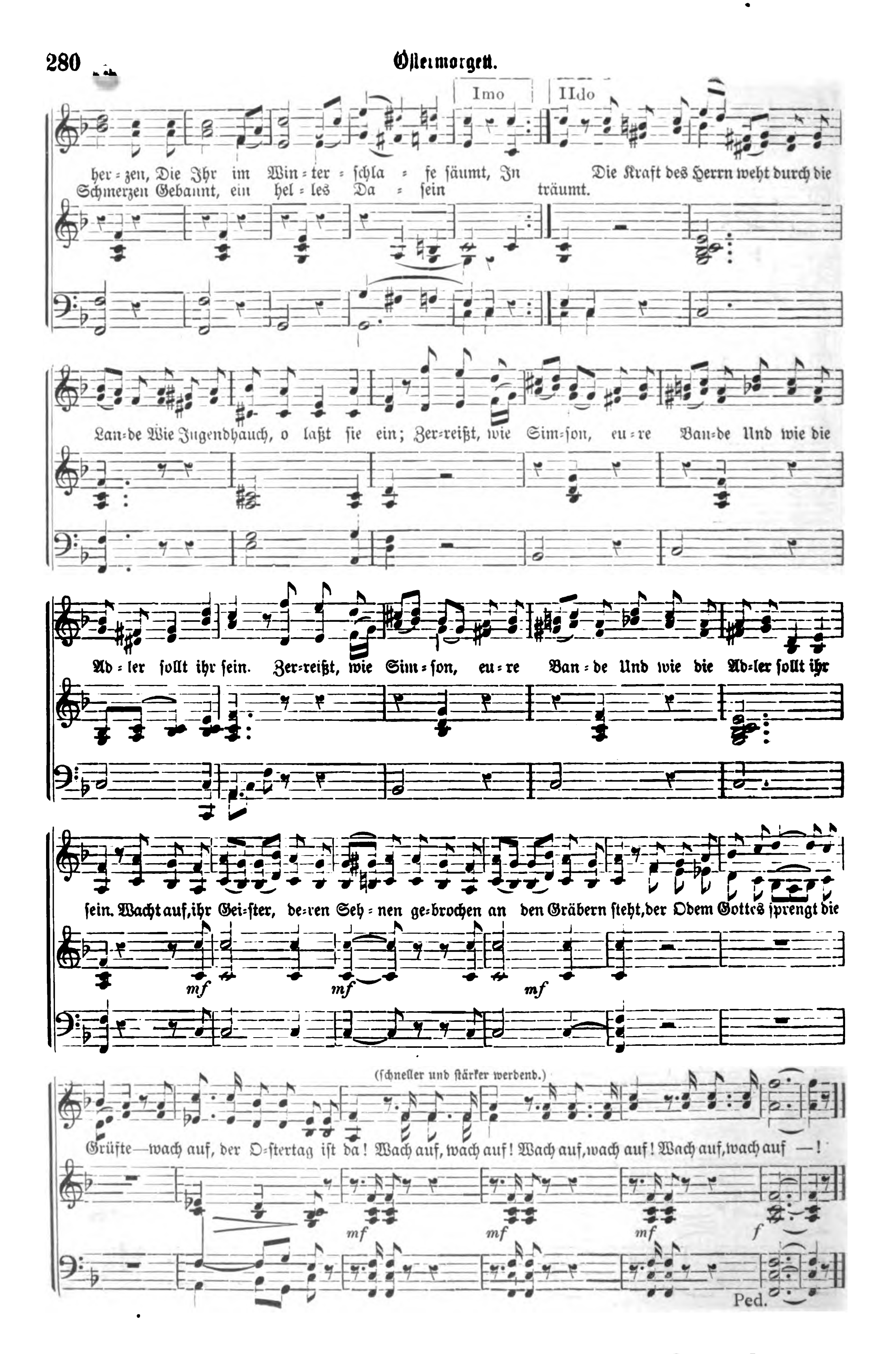
Angenommene Artikel: Utah und die Mormonen. — Herzog Karl und Schiller. — Federskizzen aus dem Nordwesten.—List gegen List, oder des Papstes Hochzeitsreise. — Achtzig Jahre in Glauben, Kampf und Sieg.—Ja, ja—die Kinder. — Märtyrertod der Quäkerin Maria Dyer. — Wie die Schillerbüste entstand. —Die deutsche Sprache und das Christenthum.—Bibelwort im Volksmund.

Ostermorgen.

Text von E. Geibel. Für Haus und Herd componirt von J. H. Wallfisch.

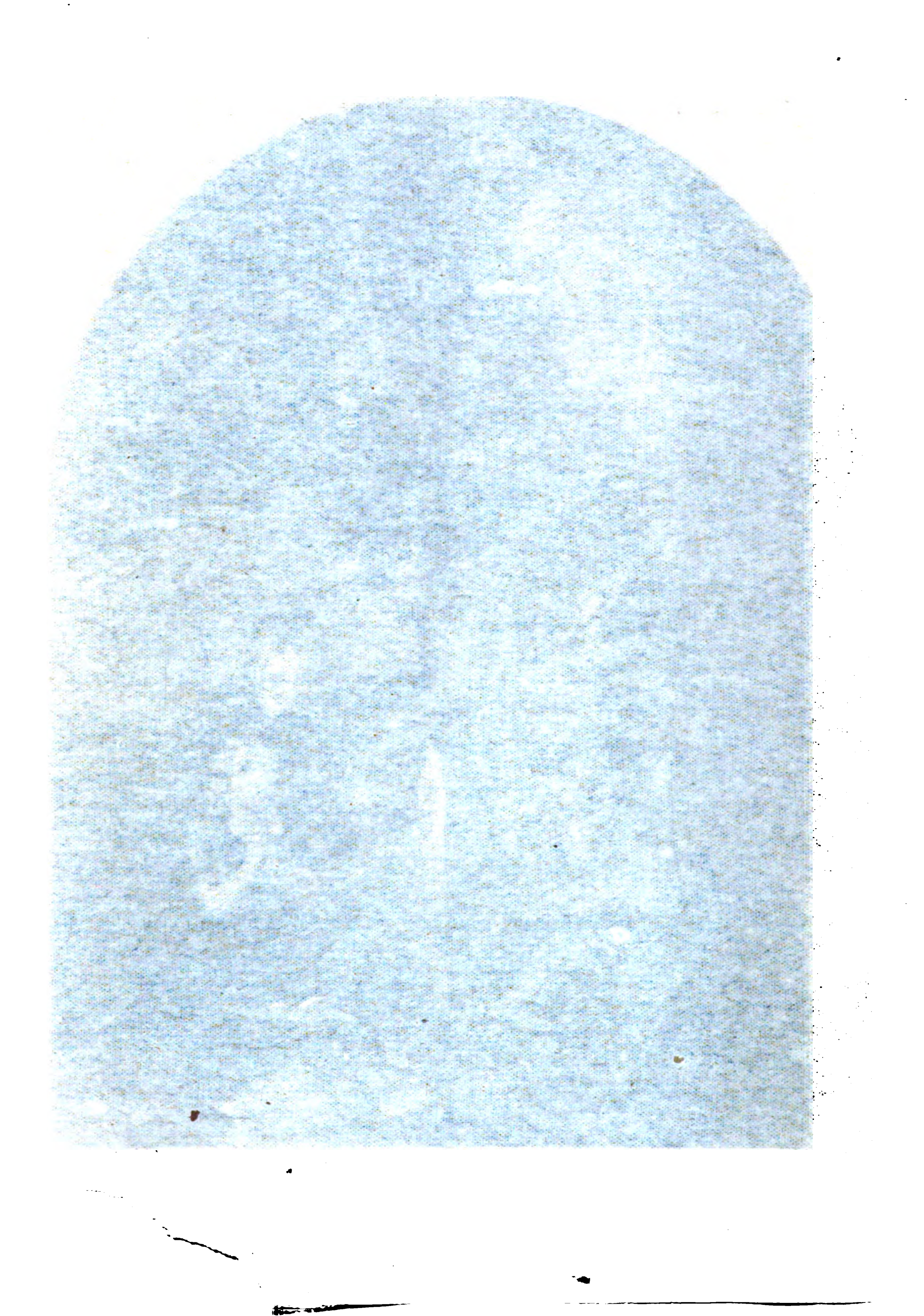



Welt! Wacht auf und rauscht durch's Thal, ihr Bronnen, Und
lobt den Herrn mit frohem Schall! Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen, Ihr grü-nen Halm u. Blätter
all! Ihr Veil-chen in den Wal-des-grün-den, Ihr Per-len weiß, ihr Blüthen roth, Ihr
cres-
cen - - do
sollt es al-le mit-ver-künd'gen: Die Lieb' ist stär-ker als der Tod, Die Lieb' ist stärker als der
Tod. Wacht auf, ihr trä-gen Menschen-
dumpfen Lüf-ten, dumpfen


Imo
IIdo
her = zen, Die Ihr im Win = ter = schla = fe säumt, In
Schmerzen Gebannt, ein hel = les Da = sein träumt.
Die Kraft des Herrn weht durch die
Lan=de Wie Jugendhauch, o laßt sie ein; Zer=reißt, wie Sim=son, eu=re Ban=de Und wie die
Ad = ler sollt ihr sein. Zer=reißt, wie Sim = son, eu = re Ban = de Und wie die Ad=ler sollt ihr
sein. Wacht auf, ihr Gei=ster, de=ren Seh = nen ge=brochen an den Gräbern steht, der Odem Gottes sprengt die
mf
(schneller und stärker werdend.)
Grüfte—wach auf, der O=stertag ist da! Wach auf, wach auf! Wach auf, wach auf! Wach auf, wach auf —!
f
Ped.



AM GRABE DER MUTTER



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. Juni 1887. Sechstes Heft.



Ruht sanft, schlaft wohl!

Zum Gräberschmückungstag von P. M.

Hierzu das Titelbild.

Ruht sanft, schlaft wohl, ihr Lieben groß und klein,
Gott ist's, der euch bewacht;
In eure Stille dringt kein Ton hinein,
Der uns erbeben macht.
Die schwerste Prüfung ist zu Ende,
Wir falten dankend unsre Hände:
Ruht sanft! Schlaft wohl!

Ruht sanft, schlaft wohl, ihr Theuren, Schmerz und Noth
Sie sind nun weit, so weit;
Vor euerm Blick des Lebens Morgenroth,
Die Höh' der Ewigkeit.
Ihr habt das Vaterland gefunden,
Den Feind, den letzten, überwunden.
Ruht sanft! Schlaft wohl!

Ruht sanft, schlaft wohl! Der Sünden dunkles Heer
Euch nicht mehr schrecken kann;
Des Zweifels Qual, die Seufzer bang und schwer
Sind von euch abgethan.
Ihr lieben Schläfer, Gottes Frieden
Ist euch nach heißem Kampf beschieden.
Ruht sanft! Schlaft wohl!

Ruht sanft, schlaft wohl! Des Todes finstre Nacht
Bedroht uns für und für;
Zur wahren Freiheit hat er euch gebracht,
Auf sprang die Himmelsthür.
Es flammten Sonne, Mond und Sterne,
Der Perlenthore Glanz von ferne:
Ruht sanft! Schlaft wohl!

Ruht sanft, schlaft wohl, ihr Lieben, unsern Pfad
Wir weinend weiter gehn;
Ein Trostesstern dem müden Wandrer naht,
Die Hoffnung: Wiedersehn!
Am großen Auferstehungstage
Zum Hallelujah wird die Klage:
Ruht sanft! Schlaft wohl!

Achtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Zu Dr. Nast's achtzigstem Geburtstagsfest (15. Juni 1887).

Für Haus und Herd von Anna Spörri.

I.

Da steht er, hoch auf Pisga's Felsenzinne, 5 Mos. 34, 1.
Israel's Fürst und Knecht, der Gottesmann,
Das greise Haupt umweht von Himmelslüften,
Den Seherblick gewandt nach Canaan;
Dem Himmel nah, von Gott gerufen
Vor seines heil'gen Thrones Stufen, 32, 48.
An Jahren reich, noch kraftgeübt,
Das Feuerauge nicht getrübt. 34, 7.

An seinem Geiste ziehet still vorüber
Sein Leben, wunderbar und reich und schwer,
Zwar das geplagteste genannt auf Erden, 4 Mos. 12, 3.
Und doch, weil Gott geweiht, so groß und hehr.
In bittrer Knechtschaft arm geboren,
Zu großem Werk vom Herrn erkoren,
Zieht er ihn auf verborgner Bahn
Zum Glaubenshelden selbst heran.

Er sieht, wie treu Gott that, was er verheißen:
„Ich werde mit dir sein, dein Mund, dein Licht!" 2 Mos. 4, 12.
Wie ihn durch Meeresfluth und Wüstengluthen
Geleitet gnadenvoll sein Angesicht!
Er blickt mit schmerzlichem Empfinden
Auf sein und seines Volkes Sünden,
Doch über Strafe, Schuld und Schmerz
Hinein in Gottes Vaterherz.

Und ob sein Auge glaubend nur darf blicken
In's schöne, heißersehnte Canaan, —
Wohl ihm, das himmlische steht licht und offen,
Durchpilgert ist die Kampf- und Siegesbahn.
Der Knecht des Herrn geht ohne Grauen
Vom Glaubensleben heim zum Schauen
Der unverhüllten Herrlichkeit
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

II.

Seht ihr ihn steh'n auf lichter Lebenshöhe,
Ein Fürst in Israel, ein Gottesmann, —
Das greise Haupt umweht von Himmelslüften,
Den sel'gen Blick gewandt nach Canaan?
Ein Pisga ist ihm heut beschieden,
Ein Höhepunkt voll Licht und Frieden,
Dem Jubilar, noch kraftgeübt.
Das edle Auge ungetrübt.

Er läßt sie dankerfüllt vorübergleiten,
Die achtzig Jahre, die ihm Gott geschenkt,
Sein Geistesblick durcheilt die Wunderwege,
Durch die sein Arm ihn gnadenvoll gelenkt.
Und Tausende, die froh ihn kennen,
Und seinen Namen liebend nennen,
Sie jubeln mit und beten an
Für das, was Gott an ihm gethan.

Ja, als vor achtzig Jahren ward geboren
In Schwaben's Residenz der Jubilar,
Da konnten Eltern nicht und Freunde ahnen
Wozu dies Kind von Gott erkoren war.
Gebet umschwebte seine Wiege,
Und frühe regten Gnadenzüge
Sich in der jugendlichen Brust,
Zu Gottes Wegen Lieb' und Lust.

Doch ach, die zarten Glaubenskeime starben,
Berührt vom Frost der Weisheit dieser Welt;
Wo Strauß, der Zweifelsheld, genährt, erzogen,
Ist unsers Jünglings Glaubensschiff zerschellt.
Zu wahr, sich Gottes Knecht zu nennen,
Von dessen Dienst ihn nunmehr trennen
Unglaube, Zweifel, blinder Wahn,
Verläßt er die gewählte Bahn.

Gott aber hält in starken Liebeshänden
Das arme Herz, das trostlos vor ihm flieht, —
Es ist sein weises, gnadenvolles Führen
Das ihn, glücksuchend, in die Ferne zieht.
Das Land, wo mancher Traum zerronnen,
Wo manches Herz für Gott gewonnen,
Amerika, der Freiheitsstrand
Wird auch sein geistig Vaterland.

Da lenkt der Herr mit liebendem Erbarmen
Den Jüngling durch die Nacht zum ew'gen Licht,
Führt ihn in gottgeweihter Menschen Kreise,
Wo, tief erkannt, sein reuig Herze bricht.
Und ob in dunkeln Kampfesstunden
Die Hoffnung ewig schien entschwunden,
Das Glaubenslicht zu sterben droht, —
Die Seele kämpft und ringt nach Gott.

Und sieh! Nach Sturmesnacht und Wüstenreisen
Wird ihm ein Glaubenspisga aufgethan.
„O, Brod genug in meines Vaters Hause!"
„Auch ich erlöst, daheim in Canaan!"
In Jesu Heil und Gnadenfülle
Wird fest das Herz und selig stille,
Und hat im heil'gen Glaubenskrieg
In jedem Kampfe vollen Sieg.

Nun muß er auch die frohe Botschaft tragen
Hinaus, von Ort zu Ort, von Herz zu Herz.
Und nur die Ewigkeit wird offenbaren
Wie vielen Tausenden er himmelwärts
Ein Gottesbote durfte werden,
Ein treuer Hirte vieler Heerden,
Ein Führer durch die Wüstenbahn
In's Land des Glaubens, Canaan.

Und ob im Kampf mit Sünde, Welt und Hölle
Die Zunge schwach ihm schien und klein die Kraft, —
Im Glauben ist ihm Wort und Macht geworden
Durch den, der in den Schwachen Großes schafft.
Er trug das Kreuzpanier erhaben,
Hat seine reichen Geistesgaben
In Wort und Schrift dem Herrn geweiht,
Fruchtbringend für die Ewigkeit

Wie viel ist hier schon herrlich auferstanden,
Was glaubend er in Schwachheit ausgesät.
Ein sel'ges Wunder ist's vor Menschenaugen,
Ein göttlich Ja zu seines Knechts Gebet.
Vom Segensbaum, der, reich an Gaben
Unzähl'ge Herzen durfte laben,
Hat betend er den Keim gelegt,
Und Gott hat segnend ihn gepflegt.

Sagt, ist nicht unser Jubilar aus Gnaden
Ein Glaubensheld in Gottes Streiterheer, —
Sein Leben, wunderbar vom Herrn getragen
Wie eines Mose, reich und groß und hehr?
Doch ist er klein in sich geblieben,
Ein heil'ges Streben, volles Lieben
Ist seinem Wesen aufgeprägt,
Wo sich sein edler Geist bewegt.

Seht, wie den theuren Vater froh umringet
Von Geisteskindern eine große Schaar,
Die kämpfend hier und die vollendet drüben
Dankopfer legen auf des Herrn Altar!
Und fort und fort wird reich im Segen
Sein lieb Gedächtniß sie bewegen.
Und er, der sie zum Herrn gebracht
Wird leuchten wie des Himmels Pracht. Dan. 12, 3.

Gott segne ihn und seine achtzig Jahre,
Im Glauben, Kampf und Sieg ihm treu geweiht!
Schon glänzen himmlische Verklärungsstrahlen
Um ihn, den Erben jener Herrlichkeit.
Den treuen Knecht wird Gott erheben
Vom Siegeslauf zum ew'gen Leben,
Vom Glaubenskampf zur Himmelsrast!
Gott segne ewig Doktor Nast!

Der neue Süden als deutsches Missionsfeld.

Editor.

n den Zeitungen unseres Landes stößt man neuerdings häufig auf den Ausdruck — „Der Neue Süden."

Was wird damit bezeichnet? Sind denn die Zustände im südlichen Theile der Ver. Staaten nicht schon seit Beendigung des Bürgerkrieges neu? Wurde die Sklaverei nicht schon 1863 abgeschafft?

Jawohl; aber bis 1875 konnte sich der Süden nicht in die neuen Zustände finden. Die Südlinger zehrten an der Vergangenheit und grollten mit der Faust in der Tasche. Sie erblickten in jedem, der vom Norden kam, einen Todfeind, dem man die Thüre verschließen müsse, und Tausende hofften immer auf eine wunderbare Wendung des bitteren Schicksals.

Ohne Zweifel giebt es auch heute noch eine bedeutende Anzahl Bourbonen im Süden, die nichts vergessen können und aus der Geschichte nichts lernen. Im Allgemeinen jedoch macht sich schon seit zehn Jahren ein anderer Geist geltend, und die Früchte dieser Umwandelung treten bereits zu Tage.

Der verständige Südlinger sieht ein, daß ihn sein Groll gegen die Yankees keinen Zoll weiter bringt. Er sieht sich in seinem Lande um, und gewahrt in seinen Bergen einen fast unerschöpflichen Schatz von Eisenerz und Kohlen und er ist

so weise, Andern den Bergbau zu gestatten, wenn er denselben nicht selbst betreiben will oder kann. Er betrachtet sein kulturfähiges Land und muß sich sagen, daß es noch viel nutzbarer gemacht werden könnte. Er erkennt den Werth und Segen freier Arbeit für sich und seine Heimath und wünscht die Zustände der Sklaverei nicht mehr herbei. Er wurde bekannt mit der gut geschulten Mittelklasse des Nordens und gelobt, daß es betreffs der allgemeinen Bildung im Süden besser werden müsse.

Dieser ganz allmählig sich vollziehende Umschwung hat den bezeichnenden Ausdruck: Der Neue Süden erzeugt.

In wie weit derselbe der Wirklichkeit entspricht, werden wir durch einen kurzen Einblick in die gegewärtigen südlichen Zustände entdecken.

I.

Der alte Süden wies drei Bevölkerungsklassen nach: 1. Die Sklavenbarone, 2. die Sklaven, 3. die arme freie Klasse — weiß, schwarz oder gelb. Wirkliche, stätige Arbeit verrichteten nur die Sklaven. Die Sklavenbarone hielten namentlich Handarbeit weit unter ihrer Würde, und die heruntergekommenen Weißen vegitirten blos. (Ausnahmen sind bei beiden Klassen zu vermerken.)

Die Aufhebung der Sklaverei hat die Arbeit im Süden zu Ehren gebracht. Der weiße, hochwohlgeborene Südlinger wurde durch dieselbe emancipirt von dem Irrwahn, daß die Arbeit einen gebildeten Menschen entehre. Er ist heute, so er nicht zu den Bourbonen gehört, in eigenster Person ein arbeitendes Menschenkind geworden, und hat somit einen der ersten Grundsteine zur Hebung seines Landes und Volkes gelegt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die alten Herren des alten Südens geradezu Faullenzer gewesen seien. Aber sie hatten beständig unendlich viel Muße. Heute finden sich viele tausend Südlinger, die gerade so gut wissen, daß Zeit—Geld ist, wie der Yankee in Boston, und sich durchaus nicht schämen, diese kostbare Zeit, wenn sich's gerade so trifft, auch mit Handarbeit auszufüllen.

Diese Befreiung des weißen Mannes aus den Ketten albernen Vorurtheils hat zur Hervorbringung der Zustände, die man mit dem Ausdruck „Neuer Süden" bezeichnet, so viel oder mehr gethan, als die Erlösung der Sklaven vom drückenden Joch.

II.

Die hauptsächlichen Ackerbauprodukte, von denen Manche glaubten, daß sie mit der Sklavenemancipation beinahe zu nichts verschwinden würden—Baumwolle und Taback—werde nheute viel massenhafter gezogen denn je.

Im Jahr 1886 wurde im Süden dreißig Prozent mehr Baumwolle gepflanzt, als in der besten Sklavenzeit. Und zwar wurde die meiste Baumwolle, nämlich 55 Proz. von Weißen gepflanzt, während vor dem Bürgerkrieg nur 10 Proz. der Baumwolle von weißen Leuten gebaut wurde.

So bedeutend aber dieses Produkt ist, so kann die Baumwolle zum Glücke des Südens nicht länger die Königin genannt werden. Der Südlinger hat entdeckt, daß er vor dem Krieg zu seinem Schaden nur Baumwolle, Taback und Zucker pflanzte, während alle andern Ackerprodukte fast ausschließlich vom Norden gekauft wurden. Heute baut er noch viel Baumwolle und hat im Jahr 1885 auch für 33 Millionen Taback verkauft. Er zieht sich aber die andern Feldfrüchte meistens selbst und hat nicht mehr nöthig, Zucker-, Baumwollen- und Taback-Ernte zu verpfänden, um sein Leben zu fristen. Er wird mit jedem Jahre ein unabhängigerer Bauersmann, während er früher ein großartiger, aber verschuldeter Pflanzer gewesen.

Außer den gewöhnlichen Feldfrüchten wird jetzt im Süden viel Obstzucht, Gemüsegärtnerei und Viehzucht getrieben. Es waren 1886 einhundert Millionen Dollars mehr in Vieh im Süden angelegt, als anno 1876.

III.

Noch größere Fortschritte hat der Süden betreffs der Gewerbe, der Fabrikanlagen und Eröffnung von Bergwerken gemacht.

Vor dem Krieg beschäftigte man sich in den Südstaaten fast ausschließlich mit Taback-, Baumwoll- und Zuckerbau. Und nur in so sehr vereinzelten Fällen machte sich die Großindustrie bemerkbar, daß ich mich noch recht gut aus meinen Schuljahren erinnere, aus dem geographischen Handbuch gelernt zu haben: „Die Südstaaten Nordamerika's eignen sich fast nur für Ackerbau."

Vor Zeiten sandte der Süden fast alle Baumwolle nach Neu England und ins Ausland zur Verarbeitung. Noch im Jahre 1880 gab es im Süden nur 180 Baumwollspinnereien; im Jahre 1885 dagegen zählte man nahezu 400! Die Sklaverei hatte diese Fabrikindustrie zurückgehalten; die freie Arbeit wies die weiße Bevölkerung des Südens auf ihre eigene Kraft an und spornte den Willen zur Thätigkeit.

Die reichen Eisen- und Kohlenlager in Nord-Alabama und Tennessee lagen viele Jahre lang beinahe ganz unbenützt, und noch vor zehn Jah-

ren hätte man alle Eisengruben in der Nähe Birmingham's, Ala., um $50,000 haben können; heute könnte man sie nicht um 50 Millionen Dollars haben.

Die drei Südstaaten — Virginia, Alabama und Tennessee producirten 1884 dreihundertfünfundzwanzigtausend Tonnen Roheisen mehr als anno 1880, während für alle Nordstaaten im gleichen Zeitraum eine Verminderung von 9000 Tonnen im gleichen Industriezweig zu verzeichnen ist.

Birmingham, der Mittelpunkt der Eisenindustrie in Nord-Alabama wird das für den Süden werden, was die Stadt Birmingham in England für Großbritannien ist, und das eisenreiche Pittsburg muß seine Lorbeeren wahren. Vor etwa anderthalb Jahren führte mich mein Weg durch jene südliche „Eisen- und Kohlenstadt." Ich benützte einen längeren Eisenbahnhalt zur Umschau, und kam zur Ueberzeugung, daß jene Stadt ein Centrum der Bevölkerung und auch ein Mittelpunkt des Deutschthums im Süden werden wird.

Zur Veranschaulichung des ungeheuren Fortschritts, den der Süden gemacht, nehmen wir den Census von 1880 zur Hand und sehen, wie weit die Südstaaten bis 1885, also in fünf Jahren gekommen. Die Zahlen bezeichnen Millionen.

	1880	1885	Zuwachs.
Ackerbauprodukte	549	669	120
Fabrikprodukte	315	445	130
Viehzucht	130	168	38
Bergwerkprodukte	7	21	14

Freilich hat nördliches Kapital viel zu diesem Gedeihen beigetragen, und je mehr sich der Süden erschließt, je mehr der Südlinger den neuen Verhältnissen gerecht wird, desto mehr Kapital wird sich zu seinem Besten in den Süden ziehen.

IV.

Wir könnten noch auf die Fortschritte in der Volks-Erziehung aufmerksam machen, wofür der Süden im Jahr 1885 fünf Mal so viel ausgab, als anno 1870, sowie auf andere erfreuliche Umstände, lassen es jedoch mit obigen Angaben bewenden und fragen: Wird der Süden auch ein ergiebiges deutsches Missionsfeld werden?

Ohne Zweifel.

Es ist bereits festgestellt, daß der deutsche Ackerbauer in vielen Theilen des Südens recht wohl arbeiten und seine Gesundheit dabei erhalten kann. Sobald nun der neue Süden noch ein wenig weiter auf der betretenen Bahn vorgeschritten ist und in dem Verhältniß als sich der deutsche Ankömmling in den westlichen Staaten immer weiter nach Norden begeben muß, um Regierungsland oder eine sehr billige Farm zu finden — wird sich nach und nach die deutsche ackerbauende Einwanderung nach dem Süden wenden.

Die Mittelpunkte der südlichen Bergwerk- und Fabrik-Industrie werden sich mit deutschen Arbeitern anfüllen, und weisen jetzt schon eine beträchtliche deutsche Seelenzahl auf. Deutsche Handwerker und Kaufleute werden sich daselbst niederlassen und den Kern germanischer Bevölkerung bilden.

An Missionsfeld, aber auch an schwerer Missionsarbeit wird kein Mangel sein.

Von Cap Girardeau am Mississippi und von Nashville, Tenn., bis New Orleans gibt es nur vereinzelte deutsche Gemeinden im Süden. Die in jenen großen Südstaaten wohnenden Deutschen sind kirchlich gar nicht, oder doch nur kümmerlich versorgt.

Das große Südfeld deutscher Mission liegt vor unsern Thoren. Treten wir durch dieselben ein.

Aber solches Eintreten kostet Geld, und woher dasselbe nehmen? Freilich sind Geldmittel nothwendig. Und da die Sache von Gott ist, so werden dieselben auch beschafft werden.

Hülfe wird geleistet werden und vor Allem können wir selbst ein Bedeutendes beitragen.

Das deutsch-amerikanische Missionsfeld ist den deutschen Christen der Ver. Staaten ganz besonders von Gott und der Kirche zur Bearbeitung übertragen. Sie sind meistens Früchte der deutsch-amerikanischen Mission und erhalten vor allem Andern von ihrem Meister den Auftrag: **Gehe in den deutschen Theil des Weinbergs und arbeite.**

Sie dürfen dem großen, weiten Gottesreiche gegenüber nicht engherzig sein. Aber, was sie auch für entlegene Gebiete thun mögen, an jenem Tage werden sie Rechenschaft dafür ablegen müssen, ob sie zu Hause getreu gewesen und im nächstliegenden Missionsfelde ihre volle Pflicht erfüllten.

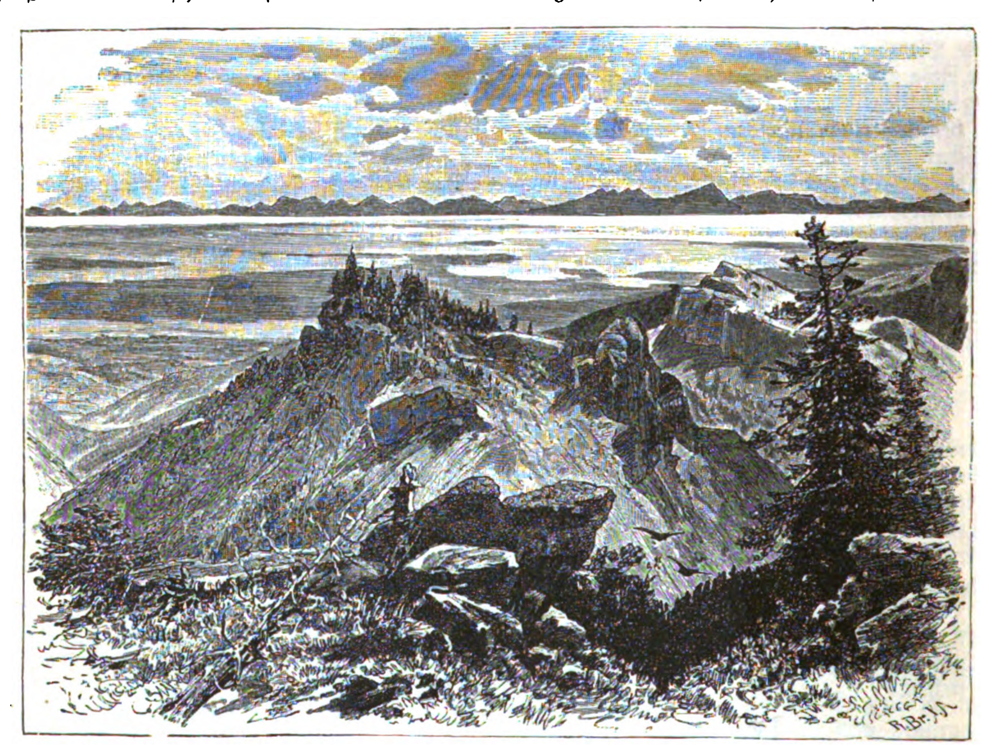


Utah und die Mormonen.

Für Haus und Herd von J. J. Meßmer.

„Utah“—„Mormonen;“ wer verbindet nicht heut zu Tage diese beiden Begriffe mit einander, so daß, wenn nur Ersteres genannt wird, man auch sofort an Letzteres denkt.

Diese Gedankenverbindung hat auch ihre volle Berechtigung. Vor dem 24. Juli 1847, an welchem Tage Brigham Young mit seiner Pionierabtheilung der Heiligen der letzten Tage das Salzseethal betrat, kannte man nur die große amerikanische Wüste. Sie war der Schrecken der Emigranten, welche auf ihrer mühsamen Reise nach dem Goldlande Californien diese wilden Regionen durchziehen mußten.



Ansicht des großen Salzsee's von den Wahsaschbergen.

Heute durchsaust der Reisende mittelst der Pacific-Eisenbahn mit Windesflügeln die weiten Strecken. Die Reise, welche zuvor drei bis vier Monate in Anspruch nahm, wird nun gut in einer Woche zurückgelegt. Im bequemen Palastwagen zurückgelehnt, wirft er neugierige Blicke auf die hie und da auftauchenden Mormonen-Ansiedlungen.

Wo früher das Wild sein Wesen trieb und der rothe Mann seiner Beute nachjagte, da finden sich jetzt idyllische Dörfer, die durch ihre wohlgepflegten Gärten und ihre fruchtbaren Felder das von der Einöde ermüdete Auge des Reisenden erfrischen.

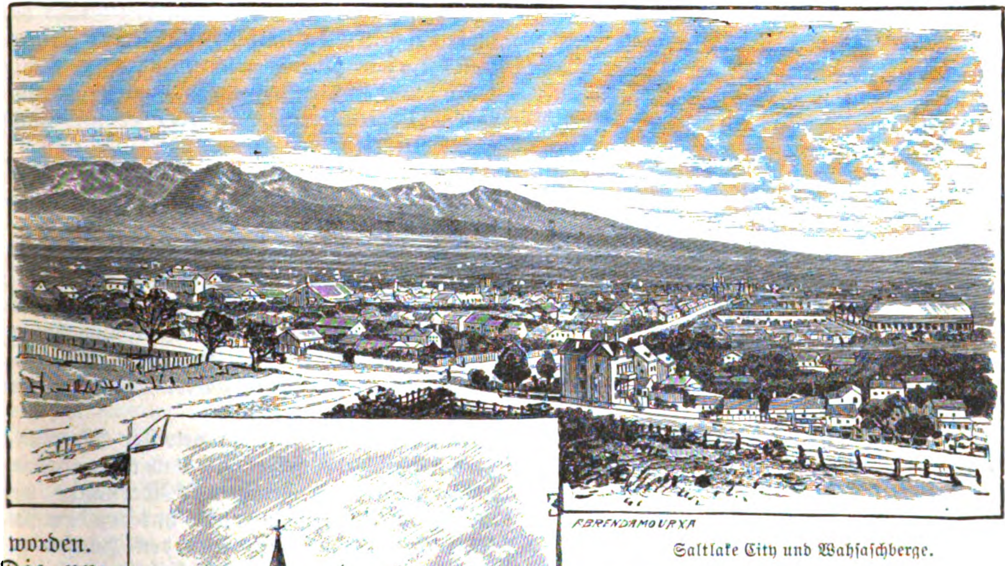
Man muß es diesen wunderlichen „Heiligen der letzten Tage“ zugestehen; in dem Aufbaue ihres neuen Canaans haben sie einen Fleiß, eine Energie, eine Standhaftigkeit und einen Gemeinsinn an den Tag gelegt, deren sich nur wenige Gemeinwesen rühmen dürften. Man bedenke nur die ungeheuren Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren.

Das Territorium Utah liegt zum guten Theil in dem ungeheuren Becken, das sich zwischen dem 37. und 42. Grade nördlicher Länge und dem 109. und 114. Grade westlich von Greenwich ausbreitet. Die Benennung „Becken“ hat diese Region daher, weil seine Gewässer keinen Ausfluß nach dem Meere haben.

Das Ganze ist eigentlich ein Hochland, dessen niedrigsten Theile so hoch gelegen sind, wie gewöhnliche Gebirgszüge. Selten benetzt Regen das alkalihaltige Erdreich. Die Gewässer, die

von den Bergen herabkommen, versinken in den Boden oder wenn sie größer sind, wie z. B. der Jordan, der Bear, Ogden, Weber, Sevier, so nehmen sie ihren Lauf nach dem großen Salzsee.

Dieses 80 Meilen lange und 50 Meilen breite Wasserbecken hat gleich dem todten Meere keinen Ausfluß. Auch die Theorie von einem unterirdischen Abfluß ist als unhaltbar aufgegeben worden. Die ungeheure Verdunstung verzehrt alle Wassermassen, die ihm zuströmen. Auch hier, wie im todten Meere, schwimmt der menschliche Körper von selbst. Der Salzgehalt des Sees ist so groß, daß derselbe das ganze menschliche Geschlecht für 1000 Jahre hinlänglich mit Salz versorgen könnte.



Saltlake City und Wahsaschberge.

Der neue Mormonentempel.

Der Mangel an Regen ließ selbst in den sonst fruchtbaren Flußthälern den Ackerbau als unthunlich erscheinen. Das einzige Mittel, die Wüste in einen Fruchtgarten umzuwandeln, war die Anlage eines ausgedehnten Bewässerungs-Systems. Und das konnte natürlich auch nur in gewissen geeigneten Lokalitäten geschehen und unter einmüthigem Zusammenwirken aller vorhandenen Kräfte. Hier erwies sich die wahrhaft dictatorische Disciplin, welche die mormonische Priesterschaft über ihre Anhänger ausübt, indem sie sich direkter göttlicher Offenbarungen rühmt, als besonders segensreich.

Als Brigham Young mit seiner Pionier-Caravane im Salzseethale angelangt war, ließ er vor allen Dingen einen Canal bauen und das Wasser von den Wahsaschbergen nach der neuen Ansiedlung leiten. Aehnlich wurde in allen andern Ansiedlungen verfahren. Die Obern geboten, und das Volk sammelte sich gehorsam zur Anlage von Deichen und Canälen, dann wurde das Land ausgetheilt, Nebencanäle führten das köstliche Naß zu jeder Farm, zu jedem Acker, um dann in kleinen Rinnen in die Furchen geleitet zu werden.

Jede Ansiedlung hat ihren Wassermeister, der strenge darauf sieht, daß Jeder seinen gehörigen Antheil erhält. Wasser zu stehlen, ist ebenso verpönt, wie das Stehlen eines jeden andern Artikels. In der trockenen Zeit wird wöchentlich 2—3 Mal gewässert und die Reihenfolge muß strenge inne gehalten werden.

Selbstverständlich machte sich dieses Alles nicht so leicht, wie es sich auf dem Papier ausnimmt. Namentlich im Anfange hatten die Ansiedler schwere Entbehrungen, Hunger und Krankheiten zu bestehen. Aber man trug Alles gern, und die fanatischen Predigten Brigham



Brigham Young.

Young's und anderer Führer dienten nicht wenig dazu, Muth und Vertrauen aufrecht zu erhalten. Und Noth war eine gute Lehrmeisterin!

Von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, hunderte von Meilen von der civilisirten Menschheit getrennt, von einer trostlosen Wüste umgeben, hieß es, sich eine Heimath zu erringen oder untergehen. Und dabei wirkte die Aussicht, gleich Israel, sich ein eigenes Canaan zu schaffen, um da ungestört und uneingeengt von Andern ganz ihren besondern Glaubensansichten leben zu können. Und diese Aussicht wollten sie sich in keiner Weise verkümmern lassen. Mit schlecht verhaltenem Grimme wurden die durchpassirenden Emigrantenzüge nach dem Goldlande beobachtet. Hatten diese nicht nebenbei auch noch den Zweck, sie in ihrem mühsam errungenen Besitze zu stören? Je mehr sich die öffentliche Meinung in den Staaten gegen ihr Treiben aussprach, desto feindseliger wurde ihr Verhalten gegen die Emigranten.

„Bisher," rief Brigham Young in einer seiner fanatisirenden Predigten aus, „haben wir die Indianer zurückgehalten, nun aber werden wir sie auf unsere Feinde loslassen."

Und sie ließen sie los; und zwar nicht blos die Indianer, sondern auch ihre Rächer- oder besser gesagt Räuber-Banden in indianischer Verkleidung. Mord und Raub traten nun an die Tagesordnung. Sie waren ja das auserwählte Volk Gottes, das vollkommen das Recht zu haben meinte, sich die Cananiter mit der Schärfe des Schwertes vom Halse zu halten.

Der verrätherische Ueberfall und die erbarmungslose Abschlachtung von 150 Emigranten, darunter viele Weiber und Kinder auf einer Bergwiese in den Felsengebirgen anno 1867 ist eine der schändlichsten Greuelthaten aller Zeiten.

Von jeher haben die Mormonen versucht, die Verantwortung für dieselbe den Indianern in die Schuhe zu schieben, aber es ist gerichtlich bewiesen und festgestellt, daß sie die Haupturheber und Verüber der Greuelthat waren.

Ihr Rädelsführer, der Aelteste John D. Lee, hat zehn Jahre später auf derselben Stelle den wohlverdienten Tod durch Henkershand erlitten, und Brigham Young selbst entging wohl nur durch den Tod der Verantwortung für die Unthat, als deren geistiger Urheber er mit Recht angesehen wird.

Andere kleinere Emigrantentrupps verschwanden und man erfuhr nie, was aus ihnen geworden war.

Und nicht allein gegen die „Heiden" fühlten sie sich berufen, des Schwertes Schärfe zu gebrauchen; sie wandten dieselbe auch gegen Abtrünnige im eigenen Lager. Brigham Young, dem unumschränkten Herrscher und Ober-Propheten erstanden Gegen-Propheten, die ihre eigene Heerde sammelten.

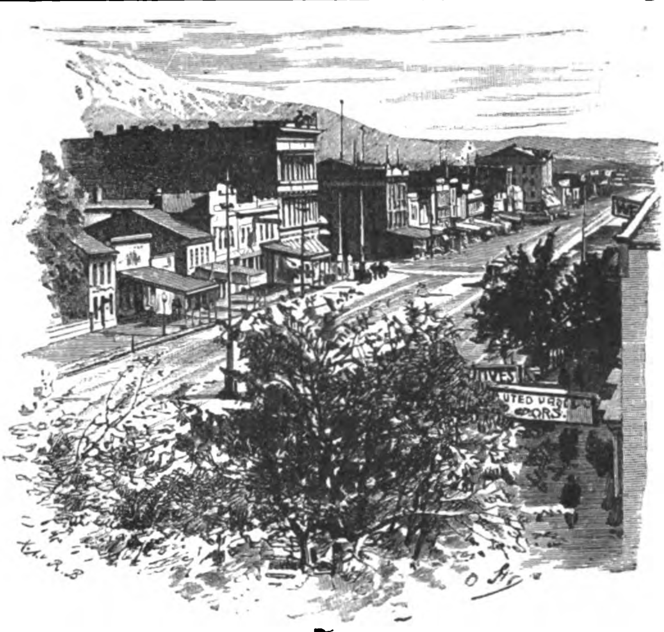
Unter denselben war ein gewisser Morris hervorragend, der sich endlich nach einer scharfen Belagerung und heftigem Widerstande den Brighamiten übergeben mußte und von dem Anführer derselben einfach über den Haufen geschossen wurde, welches Schicksal seine Hauptverbündeten und unter ihnen selbst Frauen gleichfalls ereilte. Manche Reisende, die jetzt Saltlake City und die Mormonen-Ansiedlungen



Anna Eliza Young.

besuchen, lassen sich von dem anscheinend friedlichen Charakter derselben so bestechen, daß sie sie beinahe in Schutz nehmen. Unsere Generation kann aber die blutigen Greuel nicht vergessen, die sich in ihrer Geschichte abgespielt haben, noch das Auge dem Krebsgeschwür der Vielweiberei verschließen, dessen Ausrottung bis heute noch nicht gelungen ist.

Es war ein großer Fehler, daß die militärische Expedition, welche die Bundesregierung in 1857 nach Utah sandte, nicht besser geleitet war. Dazumal wäre es noch möglich gewesen, das Geschwür mit scharfem Schnitte von dem Körper der Nation zu trennen, während wir heute noch für Jahrzehnte das allmählige Verdorren desselben abwarten müssen.



Straße in Saltlake City.

Daß es endlich abdorren wird und der Anfang vom Ende des Mormonenthums gekommen ist, darf man nicht mehr bezweifeln. Der Verfall desselben darf füglich vom 10. Mai 1869 an datirt werden, an welchem Tage die große Pacific-Eisenbahn vollendet wurde. Der Mormonismus kann nur in Abgeschlossenheit gedeihen, und damit war es nun für immer vorbei.

Massenhaft kamen neben den Zügen Neubekehrter auch Nicht-Mormonen in's Land. Keck setzten sie ihre Gotteshäuser neben den Tabernakel der Heiligen. Und seit die Gebirge auch große Lager von Eisen, Kohlen, Blei, ja selbst Silber und Gold ergeben haben, ziehen sich weitere Tausende von Einwanderern dahin. Das gibt den Bundesbehörden einen immer festeren Halt, die Gesetze zu vollstrecken.

Freilich haben die Mormonen gegenüber den Gesetzen eine Schlauheit und Gewissenlosigkeit an den Tag gelegt, daß den Wenigsten beizukommen war. Aber der Congreß läßt sich's nicht verdrießen, alle Lücken auszufüllen und die Möglichkeit, nichtmormonische Geschworene zu erhalten, wird immer größer.

Schließlich wird ihnen Nichts übrig bleiben, als sich zu unterwerfen, denn auswandern mit solchem Gut ist nicht mehr möglich und wohin wollten sie gehen?

Und wie in früheren Zeiten zum Schwert zu greifen, geht auch nicht mehr, sitzt doch beinahe vor den Thoren Saltlake City's ihnen das Fort Douglas mit seiner Bundesbesatzung so recht auf der Nase, um ihnen zum Voraus alle rebellischen Gelüste auszutreiben.



Holzviadukt.

Schon beginnen einzelne Häupter sich zu fügen und das in Aussicht stehende Märtyrerthum mag schließlich den Wenigsten behagen.

„Aber warum geben sie denn die heidnische Unsitte der Vielweiberei nicht auf?" frägt man verwundert. Und freilich, wenn es nicht um derselben willen wäre, so möchten sie ungestört ihr Wesen treiben.

Aber man muß eben den Mormonismus recht kennen lernen, und wird dann um die Beantwortung dieser Frage nicht verlegen sein. Vielweiberei ist ein wesentlicher Bestandtheil desselben; sie gehört so recht eigentlich zum System dieser corrupten Religion. Darum ist es auch umsonst, daß die Söhne Joseph Smith's unter dem Vorgeben, ihr Vater habe die Vielweiberei nie sanktionirt, eine Reformation anstreben. Letztere Behauptung ist geradezu unwahr. Es ist faktisch bewiesen, daß er darüber eine göttliche Offenbarung gehabt zu haben behauptete. Und gerade seine Versuche, diese neue Lehre in's praktische Leben zu übersetzen, führten jene Unruhen in Nauvoo herbei, die ihn schließlich dem Richter Lynch überlieferten.

Die Vielweiberei ist jedoch nicht die einzige anstößige Erscheinung in der Religion dieser Sekte. Es ist hier freilich weder der Ort noch Raum näher auf dieselbe einzugehen. Daß aber ein solcher Misch-Masch von Christenthum, Judenthum und Heidenthum, von Mohamedanismus, Freimaurerthum und Communismus eine solche Menge Anhänger gewinnen konnte, gehört zu einer der traurigsten Erscheinungen in der Geschichte menschlicher Verirrungen. Und der gotteslästerliche Ritus, der besonders im Endowment-Hause beobachtet werden soll und zu den Mysterien der Sekte gehört, muß das Herz eines jeden Christen mit Entsetzen erfüllen.

Zur Ehre der armen mißleiteten, mormonischen Einwanderer muß jedoch gesagt werden, daß wohl selten Einer von ihnen einen auch nur annähernd richtigen Begriff von dem wahren Wesen der Sekte hat. Die glatte Zunge des Verführers, der im neuen Canaan ein irdisches Paradies in Aussicht stellt, die pekuniäre Hülfe, die der mormonische Einwanderungsfond in Aussicht stellt, die tiefe Armuth, in denen die Mehrzahl der Bekehrten in der Heimath schmachtete, trugen von jeher nicht wenig dazu bei, die Reihen der Pilger anzuschwellen. Und es kann ja wohl nicht geleugnet werden, daß für die Majorität derselben die bescheidene Existenz in Utah immerhin eine große Verbesserung ihrer früheren armseligen Lage ist.

Das erklärt auch, weßhalb aus ihrer Mitte so viele Zufriedenheits-Aeußerungen, so manches Loblied über das glückselige Leben im neuen Canaan kommen. Die öffentliche Meinung läßt sich damit nicht mehr täuschen und verlangt gebieterisch, daß mit allem Ernst gegen diesen Schandfleck unsres Landes vorgegangen wird. Ist auch ihre Sache als ein Colonisations-Unternehmen ein Erfolg, so ist doch das ganze System ein so von Grund aus verwerfliches, daß jedes ernste Christenherz hier mit vollem Rechte sich der Worte des Herrn in Matth. 7, 15 erinnert. Und damit nehmen wir von diesem traurigen Thema für dieses Mal Abschied.

Auf und Nieder.

Eine Lebensgeschichte aus Amerika. Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

I.

Wenn ich dich mit der Unschuld Wangen,
O, Kind, jetzt vor mir sitzen seh,
Ergreifet mich ein seltsam Bangen,
Ob deiner Zukunft, fast ein Weh' —

Vor den gewitterschwülen Tagen
Der Leidenschaft aus eig'ner Brust,
Und wie du dich durch's Leben schlagen,
Mit grimmen Feinden kämpfen mußt.

Bis endlich dann die Zeit erschienen,
Wo du, geläutert, wirst dem Herrn
Im Geist und in der Wahrheit dienen,
Vom äußer'n Glaubensthume fern.

Es war im Sommer 1840 als Enoch Foster sich sein Häuschen zimmerte. Sein fröhliches Gehammer verstummte erst, wenn die Dämmerstunde Feierabend gebot; wenn aber der Mond sein Silberlicht über die Erde ergoß, dann tönte es fort bis tief in die Nacht hinein. Enoch Foster, der glückliche Baumeister, wollte sein kleines Daheim fertig haben, um noch vor dem ersten Schneefall die lieblichste und schönste Jungfrau, welche er kannte, als seine Gattin hinein zu führen. Und Hester war wirklich schön und lieblich, und sie war auch gut und fromm; in ihren blauen Augen spiegelte sich eine zarte Seele; Enoch, der Mann der Arbeit, der von Poesie nichts wußte und der nie ein Buch gelesen hatte außer seiner Bibel, nannte sie: „Meine kleine Schneeflocke;" und Hester freute sich des Namens und pflegte, wenn sie ihn hörte, mit dem glücklichsten Lächeln zu flüstern: „Sie gehört Dir — ganz Dir, Enoch!"

Enoch Foster that den letzten Hammerschlag an seinem Häuschen, als der letzte Septembertag von der Erde Abschied nahm. Glücklich betrachtete er sein Werk:—„Diese Stunde werde ich nie vergessen," flüsterte er, und dann kam ihm der Gedanke, daß er morgen schon mit seiner Hester über die Schwelle des Häuschens treten würde; seine Augen füllten sich mit Thränen und seine Stimme hatte einen neuen, eigenthümlich liebreichen Klang, als er die Worte sprach: „Gott helfe mir, ihrer würdig zu werden und sie glück-



lich zu machen.“ Von Kind auf mit einander befreundet und vertraut, schienen sie nur für einander zu leben.

Es waren glückliche Tage gewesen, die Jugendtage der armen Kinder! Noch jetzt in der Erinnerung waren sie süß und lieblich! Die Tage, welche ihnen folgten, waren voll Blüthenduft und Sonnenschein und Vogelsang.

Der virginische Tagschläfer, dieser wachsame Vogel, welcher sein Loblied singt, wenn seine Gefährten schon ruhen, weckte Enoch aus seinen Träumereien; halb beschämt wischte er die Thränen aus seinen Augen, als ob sie nicht Zeichen seiner ächten Mannheit, sondern unmännlicher Schwäche wären. Noch einmal blickte er hin auf sein Häuschen, dann schlenderte er den Weg hinunter und lauschte auf den Gesang des Vogels, der ihm in dieser Nacht so ganz besonders lieblich zu sein schien.

Die Morgensonne hatte eben erst den östlichen Himmel röthlich gefärbt, als Enoch den Berg hinauf stieg, auf dessen Höhe das kleine braune Haus, umgeben von andern Hügeln, in sicherm Versteck lag, das seine Hester bisher ihre Heimath genannt hatte; und als die Sonne die Höhe ihrer Laufbahn erreichte, zogen Enoch und Hester Hand in Hand in die neue Heimath ein, um das neue Leben zu beginnen.

Wie Kinder durchwanderten sie den kleinen Raum. Glückselig strich Hester mit der Hand über die unschönen Möbeln, die Enoch mit so viel Befriedigung in der benachbarten Stadt gekauft und die unter der zärtlichen Berührung der jungen Frau zierlicher und hübscher zu werden schienen; und dann — gingen beide vereint an die Bereitung der ersten Mahlzeit. Enoch macht das Feuer an, dessen Flamme so hell und lustig brannte, daß es fast schien, als ob die Fröhlichkeit des jungen Lebens sich in der Flamme abspiegeln wolle. Das weiße Tischtuch war bald gelegt und die Teller gesetzt, und während der Theekessel sang, holten die glücklichen Menschen den Korb hervor, den Hesters Tante fürsorglich gepackt hatte. Wie köstlich war die Butter, wie leicht und weiß das Brod, wie saftig das gebratene Huhn! Enoch, der glückliche Enoch, hatte nie dergleichen gegessen — und endlich kam der Thee, den Hester sprudelnd in die Tassen goß.

„Sieh nur, Enoch, wie verschwenderisch die gute Tante gewesen, sie hat uns Sahne statt Milch gegeben!“

Die Glücklichen vergaßen, daß sie nur geringe Leute waren und in einer Welt voll Arbeit lebten, sie waren so leichtherzig, ach und noch so jung!

Als die Sonne sich senkte und zur Ruhe ging, da wanderten beide wieder Hand in Hand durch das kleine Gitter, am Seeufer entlang hin nach dem Bächlein; Hester wollte es heute so gern plätschern hören. Und als sie dann zurückkamen im Abenddunkel, hatte sie die Hände voller Blumen, wie der Herbst sie giebt, und Enoch trug ein Paar lange Ahornzweige, die der Vorläufer des Herbstes schon geküßt hatte.

„Sieh nur, Enoch,“ flüsterte Hester, welche die glänzenden Farben liebte, „so ist mein Leben.“ Enoch lächelte dazu.

Eine halbe Stunde später war die kleine Lampe angezündet, die wie ein Sternlein durch die Ferne blinkte, so daß Hester's Tante in ihrer Hausthür auf dem Hügel den Schein erblickte und fröhlich rief: „Die Kinder haben ihr Licht angezündet — das Licht des neuen Hauses;“ und Frau Jones, die mit ihrem alten Manne jenseits des See's wohnte, sah den Schimmer auch und sagte, während sie das Feuer auf dem Heerde zusammen schürte: „Sieh doch, Mann, das Licht ist wie ein Freudenfeuer, das wird das Licht in dem neuen Hause sein, in welchem das junge Paar wohnt!“

Das war der erste Tag des neuen Lebens, aber er war nur das Vorspiel vieler glücklichen Tage.

„Ein glückliches, glückliches Jahr,“ war verflossen. Da sagte Enoch zu seiner Schneeflocke: „Ich gehe heute nicht von dir.“

Und er blieb den ganzen Tag daheim und war der erste, welcher die kleine Stimme hörte, die um Mittag ertönte und die dem glücklichen Vater wie Musik klang. Ja, als die Sonne am höchsten stand, zog ein kleiner Fremdling in das Häuschen ein — eine menschliche Seele, und eine neue, bis dahin nicht gehörte Stimme schallte in's Leben hinaus.

„Suche ihm einen Namen,“ flüsterte Hester, als Enoch neben ihrem Bette saß und die traute Dämmerung ihren weichen Schatten durch das kleine Zimmer warf. „Suche ihm einen Namen.“

Sie blickte nach der alten Bibel, welche sie von ihrer Mutter geerbt hatte; Enoch brachte das Buch und hielt es mit seiner starken Hand, und Hester schlug die Blätter um und legte ihren Finger auf den ersten Vers des Römerbriefes, welcher anhebt:

„Paulus, ein Knecht Jesu Christi.“

So gaben sie dem Kleinen seinen Namen — Paul Foster.

Enoch Foster hatte seine ganze Gelehrsamkeit im Laufe zweier Winter in der Schule einer benachbarten Stadt eingesammelt; sein weniger als stückweises Wissen gab ihm eben nur ein leises Ahnen von fremden Ländern und von fremden Völkern— und Hester wußte kaum mehr. Die Bibel war Beiden ein weitgeöffnetes Fenster, durch welches sie Alles sahen, was ihnen Noth that. Das lebende Bild, welches Hester mit dem kleinen Paul auf dem Arme darstellte, das sein Köpfchen an ihre Schulter drückte und mit Zärtlichkeit von ihr gehalten wurde, war in Enoch's Augen das schönste, herrlichste, wahrhaftigste Gemälde, das kein Pinsel des größten Künstlers zu schaffen vermochte; es erweckte Gedanken in ihm, die zu Gebeten wurden.

Und Hester, die einfache Hester, wurde zur Dichterin, ohne es zu wissen. Sie hatte ihr Spinnrad an die Wiege geschoben, in welcher ihr Knäblein schlief, und während ihre Finger den Faden zogen, entquoll ihrem Herzen ein Lied, dessen einfache Worte voll der süßesten Poesie waren. So weiß der gütige Vater im Himmel auch seine ärmsten und geringsten Kinder zu erfreuen. Er schickt ihnen Bilder und Lieder, in der lieblichen Fülle, wie er den Wiesengrund in früher Sommerzeit mit Blumen schmückt; aber wir müssen nur Augen und Herzen öffnen, um sie zu finden — die Blumen und die Bilder und die Lieder.

Von der wachsamen Liebe der zärtlichen Eltern behütet, glitten die ersten Kinderjahre Paul's wie ein lieblicher Traum dahin. Der aufmerkenden Mutter entging kein Lächeln des kleinen Gesichtchens.

Mit jedem Monat und mit jedem Jahre entfaltete sich des Kindes Leben immer herrlicher. Es war an einem Sommertage, als er das erste Wort sprach, und als Hester seinen Wortreichthum an den Fingern erzählen konnte, da glaubte sie, die Sprache ihres Kindes sei schon vollkommen ausgebildet.

Paul's Spielgefährten während seiner ersten Jahre waren sein Vater und seine Mutter; seine Spielgeräthschaften waren Eichenkapseln, blanke Kieselsteine, die am Seeufer gefunden waren, Wiesenblumen und Waldmoose.

Die junge Hester war ein Kind mit dem kleinen Paul. Mitunter war es schwierig, zu sagen, wessen Gelächter fröhlicher klang, das der Mutter, oder das

des Kindes, wenn beide in den langen Sommernachmittagen im Sonnenschein umher wanderten, oder in der Geborgenheit eines schattigen Plätzchens am Seeufer ruhten und kleine Gärten machten, die Enoch am Abend besehen mußte.

Der Knabe erbte der Mutter Vorliebe für prächtige Farben. Schon in der Wiege jauchzte er vor Entzücken, wenn Enoch einen Strauß purpurrother Cardinalblumen oder rosig angehauchter Azalien heimbrachte.

Jedes Jahr brachte neue und vermehrte Freuden. Es war ein merkwürdiger Tag, an welchem der Knabe die Entdeckung machte, daß er mit gespitzten Steinchen Bäume und Blumen auf die glatten Kieseln malen konnte, welche er am Ufer fand. Aber der glücklichste und köstlichste Tag seiner jungen Jahre war doch der, an welchem seine kleinen Finger Beeren auspreßten und die dunkelrothen Safttropfen, an deren Farbe er sich erfreute, mit Hülfe seiner Mutter an die Zweige des gemalten Baumes klebte, weil, wie er sagte, „sie wie Aepfel aussahen." Das war das erste Gemälde seiner Hand.

Das Häuschen war so weit von dem alten, rothen Schulhause entfernt, daß Enoch Hester's Wunsch nachgab und sich zufrieden erklärte, wenn Paul die Schwierigkeiten des kleinen A-B-C-Buches daheim zu besiegen suchte. So hatte der Knabe den ersten Unterricht am Knie der Mutter.

Aber das A-B-C-Buch lieferte nicht die alleinigen Aufgaben für den kleinen Schüler; es gesellten sich schwierigere dazu, denn die Versuchung fand sogar ihren Weg in das geringe Stübchen der stillen Familie, und der dunkele Schatten, welcher auch dem Kinderleben Paul's nicht fehlte, kam von der Sünde.

Er wurde jedoch zu einem Schrittsteine, von welchem der sechsjährige Knabe hinüberschaute in das Land, welches keine Schatten hat. Er stand ja neben seiner Mutter, welche ihn leise und liebreich zu dem Heilande führte, der das Herz eines Kindes noch besser versteht, als eine Mutter.

Daß Gebet, daß Christus ihn zu einem guten Menschen machen möge, half ihm über die Versuchung hinweg, wie auch wir in den Sünden und den Thorheiten unseres späteren Lebens durch das Gebet Hülfe finden, bis sie uns zu „Schrittsteinen" werden, von denen wir hinüber blicken in das sündlose Land, dessen Schein durch den Contrast mit unserer Dunkelheit noch lichtvoller wird.

Paul hatte sein siebentes Jahr noch nicht zurückgelegt, als er das A-B-C-Büchlein fast auswendig konnte und von demselben zur Bibel überging. Dieses Studium wurde an jedem Sonntag Nachmittag fortgesetzt, und die Epistel St. Johannis wurde meistens dazu gewählt.

„Es macht Paul so glücklich," sagte die Mutter, „Worte zu finden, welche er bereits kennt, und das Wort „Liebe" kennt er am besten von allen; er spricht es immer richtig aus."

„Liebe! — das Wort wird er in seinem Leben nicht vergessen," pflegte Hester zu sagen, wenn die Lesestunde beendigt war und der Kleine die Bibel wieder an ihre Stelle trug.

Und er vergaß es auch nie in seinem Leben.

Die Jahre, welche Paul Kraft und Stärke gebracht, welche seinen rosigen Wangen die Farbe der Gesundheit aufgedrückt und in Kopf und Herzen des Kindes Gedanken und Gefühle erweckt hatten, sie hatten der Mutter etwas geraubt.

Was war es? — Nicht das süße Lächeln und die sanfte Stimme, nicht den Liebesreichthum, mit welchem sie Enoch begrüßte, wenn er, ermüdet von der Tagesarbeit, Abends heim kam, und nicht die Herzenswärme, welche bereitwillig auf alles einging, was der Kleine vor hatte: — Dies alles hatte sich eher vermehrt, als daß es weniger geworden wäre. Das Etwas, das geschwunden oder gekommen war, hatte einen stillen, so allmäligen Verlauf genommen, daß der kleine Paul nichts bemerkte, als daß seine Mutter nicht mehr mit ihm hinunter ging an das Seeufer oder in den Wald, sondern ihn allein fort schickte; daß sie Morgens nicht mehr sang, wenn sie an ihrem Spinnrade saß, sondern müßig in dem gepolsterten Schaukelstuhl ruhte und die müden Augen oft schloß.

Dies war alles, was das Kind bemerkte; aber Enoch, welche Hester mit dem schnellen Auge der Liebe beobachtete, sah, wie der rosige Anhauch ihrer Wangen lichter und lichter wurde und zuletzt verschwand; er sah, wie die, trotz ihrer Vertrautheit mit häuslichen Arbeiten, so feinen Hände täglich feiner und weißer wurden und er ließ sich durch das Lächeln der jungen Frau nicht täuschen.

„Was fehlt Dir, meine kleine Schneeflocke?" fragte er oft besorgt und sie erwiderte stets mit süßem Lächeln: „Ich werde wieder kräftiger werden, wenn der Frühling kommt."

Der Frühling kam, — der Jasmin über der Hausthür und vor dem Fenster belaubte sich wieder und schmückte sich mit vielen duftenden Blüthen; die Vögel sangen ihre Lob- und Liebeslieder den ganzen langen Tag; aber — Hester wurde nicht stärker und Enoch konnte sich der Sorge nicht verschließen, daß sie — seine junge Gattin — leise und unvermerkt schwächer und bleicher wurde. Statt nach der Mühle zu gehen, welche am andern Ende des Dorfes lag, und ohne sich klar zu machen, was er eigentlich wollte, schlug Enoch eines Morgens die entgegengesetzte Richtung ein.

„Was mag Enoch Foster zu dieser Tageszeit wollen?" fragte die alte Wittwe Braun, als sie ihn vorübergehen sah; „er ist nach der Post gewesen und er geht auch nicht in's Kaufhaus, er — — — o, mein Gott, er steht ja vor dem Gitter des Doctors Miller still!"

Ja, Enoch öffnete das Gitter, durchschnitt den kleinen Vorraum und klopfte an die Thür, welche gleich von außen in das Sprechzimmer des Arztes führte.

Aber er that es nicht sogleich. — Er zögerte erst einen Augenblick, um die Worte zu lesen, welche auf dem Schilde der Thüre standen: „Dr. med. Peter Miller;" und er lächelte, denn er mußte an den kleinen Paul denken — wie vergnügt derselbe sein würde über die glänzenden gelben und rothen Buchstaben. Aber die Erinnerung an das, was ihn hieher brachte, kehrte sogleich zu ihm zurück.

Er klopfte und eine muntere Stimme rief von innen:

„Nur herein, Enoch Foster!" — und Enoch folgte der Einladung.

„Ich hoffe, es ist Niemand krank bei euch," sagte der Doctor.

„Nein — nicht gerade — nicht — eigentlich krank," lautete die Antwort, „aber — Hester — meine Frau — sie wird immer dünner und blässer — und ist immer müde — und — und ich dachte — da ich just vorüber ging, ich wollte sie bitten, gelegentlich einmal bei ihr vorzusehen."

Es war heraus, was ihm so schwer geworden, und Enoch begann eine eifrige Unterhaltung über andere Dinge, über den Getreidestand, die Mühle, die neuen Familien, welche nach W— gekommen waren; aber während er anscheinend so leicht über gleichgültige Dinge sprach, nagte ein dumpfer Schmerz an seinem laut klopfenden Herzen, — denn daß er zu Dr. Miller

gegangen, ihn um einen Besuch bei Hester gebeten, das hatte seiner Furcht neues Leben gegeben, und seine Angst gleichsam verwirklicht.

Dr. Miller war „ein scharfsichtiger, alter Mann, der ein menschenfreundliches, warmes Herz hatte."

Enoch's Angst verstand er augenblicklich, und er sah auch die Anstrengung, die derselbe machte, sie ihm zu verheimlichen. Mit der zarten Rücksichtnahme, welche zuweilen unter der rauhen Außenseite schlummert, ging der alte Mann über alle weitern Erörterungen hinweg und begnügte sich zu sagen, als Enoch schon die Thürklinke gefaßt hatte:

„Ich werde es nicht vergessen."

„Sie könnten schon heute kommen, Herr Doctor, wenn es Ihnen paßt," gab Enoch zurück, indem er hinter der Thür verschwand.

Einige Augenblicke später schritt er wieder durch den Sonnenschein dahin, aber in seinem Herzen schien keine Sonne mehr.

Hester hatte währenddem mit Hülfe Paul's die geringe Hausarbeit vollendet, welche Enoch zurückgelassen. — Es war nicht viel; ihre Augen füllten sich oft mit Thränen, denn sie erkannte die fürsorgende Liebe ihres Gatten, der jedem ihrer Bedürfnisse zuvorgekommen war.

„Ziehe meinen Sessel in die Hausthür, lieber Paul," sagte sie, „dann kann ich zusehen, wenn du spielst."

Sie saß in der Thür, das Spielzeug des Kindes lag auf den Trittstufen vor ihr in bunter Unordnung; da drang der Ton heranrollender Wagenräder wie ein Mißklang durch die Stille. Paul lief den schmalen Pfad hinunter, der zum Gitter führte, um zu sehen, wer da komme. — Es war Dr. Miller. Ohne besonderes Interesse blickte der Kleine hinüber; es war ihm genug, daß Jemand vorüber fuhr. Aber der Doctor rief sein Pferd an, sprang aus dem Wagen und schlang den Zügel um den Stamm des Ahornbaumes neben dem Gitter. Was konnte das bedeuten? Halb furchtsam, halb neugierig lief Paul zurück zur Mutter und rief ihr schon aus der Ferne zu: „Mutter, Mutter, ein fremder Mann kommt zu uns!" Bevor Hester noch antworten konnte, stand der alte Doctor neben ihr.

Der scharfe Blick des erfahrenen Arztes, der es gewohnt war, in den Gesichtern seiner Mitmenschen zu lesen, sah sogleich, was Enoch nicht hatte sehen wollen. Er fand, daß die junge Frau bereits zu nahe an der Grenze stand, welche das Diesseits von dem Jenseits trennt, und daß alle seine Kunst und Gelehrsamkeit die Schatten nicht zu zertheilen vermochte, welche Enoch Foster's Häuschen dicht umhüllten.

Doctor Miller war kein schwacher Mann, er war es nicht gewohnt, zurückzuschrecken, wenn seine Pflicht es ihm gebot, die Wahrheit zu sprechen. Wie oft hatte er in seiner langen ärztlichen Praxis schon gesagt: „Ich kann nicht helfen — Arzenei hilft auch nicht mehr." Und jetzt — es schien ihm unmöglich die Worte zu Hester zu sagen. Es lag etwas in dem süßen Gesicht und in der weichen sanften Stimme, vielleicht auch in dem Anblick des Spielzeuges des Kindes, das zu den Füßen der Mutter ausgebreitet lag, was ihn zurück hielt; vielleicht war es auch die Erinnerung an Enoch, dessen unterdrückte Angst ihn ergriffen hatte. — Was es auch sein mochte, der alte Mann schwieg lange, aber Hester verstand den bekümmerten Ausdruck seines Gesichtes und wußte, was er ihr sagen mußte.

„Paul," sagte sie sanft, „lauf' nach der Wiese hinunter und pflücke mir Blumen."

Zögernd gehorchte der Kleine, denn er mochte die Mutter mit dem Fremden nicht gern allein lassen; aber er ging doch, und der alte Mann und die junge Frau sahen ihm nach bis er ihrem Blicke entschwunden war. Hester brach das Schweigen.

„Fürchten Sie nicht, mir alles zu sagen, Herr Doctor," sagte sie leise; „ich weiß es schon. Meine Schwäche nimmt täglich zu; ich fühle, daß der Abschied von ihnen immer näher rückt."

Und wieder schwieg der alte Doctor. Da sprach Hester noch einmal — nur wenige Worte und ganz leise, und Dr. Miller erwiderte nichts als: —

„Gott segne Dich, mein Kind."

Langsam schritt er den Weg hinunter nach dem kleinen Gitter und hastig fuhr er mit der Hand über die Augen, um weg zu streichen, was den Blick ihm trübte, und das glänzende Morgenlicht dunkler erscheinen ließ; und als er die Hand zurückzog, da schimmerte auf dem groben Aermel seines Rockes ein Etwas, das einem Diamanten glich.

Es war nur eine Thräne.

Und Hester war allein — allein mit der Thatsache, die ihr nun gewiß geworden.

Wie konnte sie derselben entgegen treten? Wie konnte sie daran denken, Enoch und ihren kleinen Knaben zu verlassen, da sie Beiden so nöthig war? — Nein, Gott — der Gott, welcher ihr Beide geschenkt — — nein, er konnte sie nicht hinweg nehmen! — Und dann — allein, ganz allein lernte sie die Worte: „Nicht mein, dein Wille geschehe!" Sie lernte sie, wie jeder Mensch, welcher Gott seinen Vater nennt, sie lernen muß — allein mit ihrem Heiland.

Als Paul eine Stunde später von der Wiese zurück kam und schon von Weitem rief: „Sieh Mutter, wie viele schöne Blumen ich für dich habe," da begrüßte sie das Kind mit einem Lächeln. Sie küßte ihn auch und nie in seinem Leben vergaß Paul dieses Lächeln und diesen Kuß.

Die Sonne stand noch hoch am Horizont, als Enoch seine Arbeit verließ und seinem Hause zuwanderte, denn es war ihm nicht länger möglich, seine Unruhe zu beherrschen, er mußte erfahren, was Dr. Miller gesagt hatte. Hester saß noch in der Hausthür, wo sie am Morgen gesessen hatte, aber der Sonnenschein, der sie eingehüllt, war dem Schatten gewichen, welcher sich über das Thal gebreitet — nur die Höhen der Berge glänzten noch im Sonnenlicht.

Zum zweiten Mal an diesem Tage wurde der kleine Paul fortgeschickt, sich allein zu vergnügen.

„Geh, schaukele dich am Gartenthor," sagte sein Vater.

Hester und Enoch saßen in der Thür ihres kleinen Hauses, ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter, ihre dünne, weiße Hand in seiner starken gebräunten und das Zwielicht, das sich immer mehr verdunkelte, machte es ihr leichter zu flüstern, was ihn so schwer traf.

„Es wird nicht lange währen, Enoch," sagte sie, „dann ruft Gott Dich und Paul auch."

Er antwortete nicht — er konnte nicht sprechen, aber er zog sie in seine Arme und drückte sie fest an seine Brust, als ob er sie halten, ihr Abscheiden hindern könnte und wollte.

Es war dunkel geworden — dunkel und kalt. Paul kam zurück, aber er blieb vor der Hausthür stehen. Die tiefe Stille und die Dunkelheit erregten ihm Furcht.

„Vater, wo bist du?" rief er laut, „ich kann dich nicht sehen!"

Enoch zündete ein Licht an und schob die glimmenden Kohlen auf dem Heerde zusammen, daß eine helle Flamme emporschlug, und Paul fürchtete sich nicht

mehr. Dann bereiteten beide, Vater und Kind, das einfache Abendmahl, von welchem Niemand etwas genaß, als der Kleine.

Ja, so ist es in dieser Welt. In den Stunden des tiefsten Herzeleides werden wir zu den Pflichten des täglichen Lebens zurück gerufen; das Licht muß angezündet, das Feuer muß geschürt werden. Ja, es ist besser so.

Enoch las an diesem Abend nur einen Vers aus der alten Bibel vor, denn es lag etwas vor seinen Augen, was ihm das Sehen erschwerte, und seine Stimme war durch etwas gehindert. Der Vers lautete:

„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten."

Das Gebet, das ihm folgte, war eben so kurz — nur ein Aufschrei:

„Dein Wille geschehe! Herr hilf uns, es zu sagen, um Jesu willen. Amen."

Er ließ die Bibel aufgeschlagen auf dem Tische liegen und ging hinaus in die Dunkelheit der Nacht.

Das Kindesherz des kleinen Paul konnte sich nicht finden in alles, was er heute gesehen und gehört; er fürchtete sich und war verwundert, aber seine Mutter verstand es, ihn mit liebreichen Worten zur Ruhe zu bringen und, ermüdet von ungewohnten Aufregungen des Tages, schlief der Kleine, als sein Kopf kaum das Lager berührt hatte.

Enoch kam erst spät zurück; Hester hatte auf ihn gewartet. Mit dem zarten Takt der Liebe, der eine Frau in dem Herzen lesen läßt, welchem sie vertraut, vermied sie es, ihn mit Fragen zu belästigen.

„Lieber Enoch, hörtest du vorhin, was Paul sagte, als er furchtsam im Dunkeln vor der Hausthür stand? „Vater," rief er, „wo bist du, ich kann dich nicht sehen!" Da zündetest du das Licht an. Unser Kind rief seinen irdischen Vater und es hatte die Gewißheit, daß derselbe das Licht bringen werde; sieh, Enoch, das hat mein Herz bewegt," — ihre Stimme wurde noch leiser — „können wir unserm himmlischen Vater nicht so vertrauen, wie der kleine Paul dir vertraute?"

„Hester -- meine kleine Schneeflocke" — — war alles, was Enoch erwiderte, aber durch das stille Zimmer drang ein lautes Schluchzen.

Ruhige, friedvolle Tage folgten. Die Schatten des nahen Abschiedes senkten sich tiefer und tiefer auf Enochs Foster's Haus herab. Die Nebel von dem kalten, dunkeln Flusse, den Hester kreuzen sollte, umhüllten sie immer mehr, und Hester und Enoch glaubten fast mit ihren leiblichen Ohren zu hören, was ihre Seelen schon lange vernommen — den tröstlichen Zuspruch: „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir." — Diese Worte nahmen dem zagenden Weibe alle Furcht.

Als Hester schwächer wurde, ging Enoch nicht mehr nach der Mühle; er blieb daheim bei ihr, den ganzen Tag. Nur nach der Lichtung am Ufer des See's pflegte er zu gehen; von dort konnte ihn Paul zurückrufen durch einen einzigen Ton des Hornes, das in der Hausthür hing.

In diesen Tagen pflegte Hester viel mit Paul zu reden von dem Lande, welchem sie zueilte — so viel, daß das Kind ganz vertraut mit der himmlischen Heimath wurde, die ihm gar nicht „weit weg" zu sein schien; und wenn die Mutter zu müde war, um viel zu reden, dann ließ sie sich von dem Kinde aus der Offenbarung vorlesen, die uns von der Stadt erzählt: „welche keiner Sonne bedarf, noch des Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm"; und: „die Heiden, die da selig werden, wandeln in demselben Licht; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein." Dann sprach sie zu ihm von „den grünen Auen und den frischen Wassern," von welchem David singt, oder sie ließ Paul in den Propheten Jesaias lesen von „dem Könige in seiner Schöne," von „der sichern Wohnung, der Hütte, die nicht weggeführt wird, denn der Herr wird mächtig daselbst bei uns sein; und wo die Einwohner nicht mehr sagen werden: ich bin schwach. Denn das Volk, das darinnen wohnet, wird Vergebung der Sünden haben."

Nachdem Paul aufgehört zu lesen, pflegte es die Mutter nie zu unterlassen, hinzuzufügen: „Um Christi willen Vergebung. Vergiß das nicht, mein kleiner Liebling, Vergebung der Sünden um Christi willen."

Wenn Enoch Abends heim kam, blieb er wohl vor der Hausthür stehen, denn durch die Stille des Sommerabends, welche nur durch die leise Schwirren der Insekten, das ferne Rauschen der Blätter und des kleinen Baches unterbrochen wurde, konnte er deutlich die Kinderstimmen hören und mitunter auch den Tonfall, der ihm noch lieber war, der Hesters Worte so melodisch machte: „Vergiß es nicht kleiner Paul, deine Mutter geht in die schöne Heimath, um immerdar bei Gott unserm Vater, bei Christo und den Engeln zu sein." Und dann schloß sie mit den Worten des Verses, die Paul ihr nachsprechen mußte: „Gott ist die Liebe."

Diese Stunden wirkten lebenslänglich auf Paul's Gemüth; ihrem Einfluß entwuchs er nie. Von diesen Stunden und von den tief in ihm ruhenden lebhaften Schönheitsgefühl, welches seine Mutter fast unbewußt in dem Knaben geweckt und ausgebildet hatte, schien seine Seele die Begeisterung zu schöpfen, welche ihn nicht nur das Schöne in jeder Gestalt und jeder Form erkennen ließ, sondern ihm auch das Verlangen einflößte, es mit Andern theilen zu können. Aber sowohl als Kind, wie auch später als Jüngling und Mann wurde es Paul nicht leicht, seine Empfindungen in W o r t e n auszudrücken, und vielleicht trug dieser Mangel dazu bei, das Verlangen in ihm zu schärfen, das, was er fühlte, in Bildern darzustellen, damit andere s e h e n könnten, was er ihnen nicht zu s a g e n vermochte.

Wenn seine Mutter mit der Fieberhitze auf den Wangen schlief und im Schlaf die Finger unruhig bewegte, pflegte der kleine Paul stundenlang an ihrem Bette zu sitzen und seine Tafel mit kürzeren oder längeren Linien zu bemalen, die er in dieser Zeit ausdrucksvolleren Figuren vorzog. „Die Mutter wird sich darüber freuen, wenn sie erwacht," dachte er. Und er freute sich auch und sah sogleich, was nur das Auge einer Mutter in den Linien sehen konnte — die Meinung des kleinen Künstlers, die er aber nicht verfehlte, in den Worten auszudrücken:

„Sieh, Mutter, das sind die grünen Auen und die stillen Wasser."

So entfaltete sich die junge Künstlerseele in dem kleinen Häuschen Enoch Foster's, aber nur die Mutter wußte es. Wie gut, daß ihr liebreiches Herz nichts von den Jahren ahnte, in welchen die Seele ihres Sohnes kämpfen, schwer kämpfen und an dem Nothgitter widriger Umstände sich wund schlagen sollte.

Und während diese friedvollen lichten Sommertage langsam dahin schwanden, rückte der letzte Abschied näher und näher heran.

Hester wußte es und Enoch auch. Als er nun kam der letzte Tag, da glaubten sie beide nicht, daß es der letzte sein würde. Es war ein so köstlicher, ein so sonniger Tag, wie derjenige gewesen war, an welchem Enoch seine junge Gattin in sein Haus geführt hatte· und wie sie damals zu ihm gekommen war, so schied

sie jetzt von ihm — mit süßem Lächeln. Sie wußten es nicht, daß sie schied und sie wußten es nicht, daß es ihre letzten Worte waren, welche sie flüsterte — die Worte: „Paul, lieber kleiner Paul, küsse deine Mutter — Enoch, küsse du mich auch."

Sie lächelte ja — sie lächelte und schloß die Augen — Enoch und Paul glaubten, sie schlummere. Nein, sie wußten es nicht — Vater und Kind — daß ein Engel eingetreten war; sie hörten nicht das leise Rauschen seiner Flügel; sie hörten nicht das Flüstern seiner leisen Stimme: „So führt er seine Geliebten ein zu seiner Ruhe."

Nach und nach wurde es ihnen klar. Es bedarf keiner Worte, um die Geschichte der Stunden zu erzählen, welche folgten, denn diese Engel des Lebens und Todes sind keine Fremden in den Häusern, welche wir unsere irdische Heimath nennen.

Enoch grub ihr das Grab am Ufer des Flusses, dessen Wellen vom Morgen bis zum Abend ihr Schlummerlied sangen -- und auch während der Nacht, an dem Ufer, an welchem zur Frühlingszeit die ersten Blumen blühten. Und als sie den theuren Leib geborgen wußten in der schützenden Erde, da gingen sie zurück in das einsame Haus — der Vater und sein Kind.

(Fortsetzung folgt.)



Fünfzig Jahre auf Englands Thron.

Editoriell.



Ein Biograph sagt, es sei äußerst schwierig, das Lebensbild einer noch lebenden Person zu zeichnen. Diese Schwierigkeit, so fügt er hinzu, werde bedeutend erhöht, wenn diese Person eine Frau und diese Frau wiederum eine Königin sei.

Daß es sich aber in den folgenden Zeilen um eine Federzeichnung der Königin Victoria von England und sogleich um die Lösung der oben angedeuteten Aufgabe handelt, darüber wird den Lesern nachdem sie die Ueberschrift gelesen, kein Zweifel mehr geblieben sein.

Nun ist aber das Leben dieser erlauchten Herrscherin keineswegs ein solches gewesen, daß man es in lebhaften Farben sensationeller Romantik zeichnen könnte; es war vielmehr ein edles, mühevolles Streben nach dem Höchsten und Besten zur Wohlfahrt des Vaterlandes, frei von allem höfischen Gepränge und eitler Sucht nach Fürstenruhm. Wollte man es vergleichen, so könnte man wohl sagen, es sei einem stillen, breiten Wiesenstrom gleich gewesen, der seine spiegelglatten Fluthen geräuschlos dahinziehen läßt, links und rechts die üppige Flur bewässernd und erquickend, im Gegensatz zu dem plätschernden, schäumenden Bergfluß, der Unheil verkündend und auf seinem Zerstörungspfad Alles mit sich fort in's Thal stürzt.

Königin Victoria war keine Kriegsheldin wie Maria Theresia von Oestreich, noch eine eitle Modedame wie Kaiserin Eugenie von Frankreich; sie war und ist vielmehr die einfache, friedliebende Frau und Mutter, sowohl für den Kreis der Ihrigen wie für ihr großes Volk.

Wenn sie auf irgend einen Ruhm Anspruch erheben kann (und wer wollte ihre Berechtigung dazu bezweifeln), so ist es der: eine ächte, für das Wohl ihrer Unterthanen beständig besorgte Landesmutter zu sein. Darin hat sie ihren hohen Beruf während der vielen Jahre ihrer segensreichen Regierung nie mißverstanden, sondern sich immer als die erste Dienerin des Staats und Beschützerin ihrer Landeskinder angesehen.

Schon früh wurde ihr durch die Hand der Vorsehung die hohe Verantwortlichkeit auferlegt, die ihr königliches Amt mit sich bringt. Sie war erst 18 Jahre alt, als sie im Jahre 1837 (am 20. Juni) den englischen Thron bestieg, der durch das Ableben ihres kinderlosen Onkels William IV. erledigt worden war.

Sie hatte jedoch unter der Aufsicht der Herzogin von Northumberland eine gewissenhafte Erziehung genossen und so in ihrer Jugend den Grund zu einer edlen Sittsamkeit gelegt, so daß sie bei ihrem Regierungsantritt, wenn auch jung und unerfahren, so doch sittenrein und unverdorben in die Zukunft blickte.

Und was sie damals war — die ächte jungfräuliche Weiblichkeit, gepaart mit jener hingebenden Anspruchslosigkeit, wodurch sie sich die Liebe und das Vertrauen ihrer Nation — ja der ganzen Mitwelt erworben hat, das ist sie bis heute geblieben. Mit ihrem Regierungsantritt wurde dem englischen Volke wiederum bewiesen, daß auch die, die auf dem Thron sitzen tugendsam sein können — eine Idee, die jenem Volke durch die Schandthaten und brutalen Unmenschlichkeiten seiner Herrscher schon seit Jahrhunderten verloren gegangen war.

Ein reiner, frischer Luftzug zog vom königlichen Schloß durch's Land, wie man ihn in England lange nicht verspürt hatte. Denn von Heinrich VIII. bis auf George IV. war man bei den englischen Herrschern und ihren Hofschranzen nichts Anderes gewöhnt als bodenlose Unsittlichkeit. Kein Wunder also, daß man mit der Idee eines Fürsten zugleich, die der Völlerei

und Unzucht, sowie aller andern denkbaren Leidenschaften verband, und halb erstaunt, halb begeistert zu der jungen Königin aufblickte, in der man das Unerhörte einer sittenreinen Jungfrau erkannte.

Mit diesem edlen, reinen Herzen begegnete die gekrönte Jungfrau ihrem Bräutigam, Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, als sie ihm bei Gelegenheit eines Hofballes ein Rosenbouquet in's Knopfloch steckte.

Man hat an dieser Art und Weise, wie sie ihren Gatten selbst wählte, Anstoß nehmen wollen; doch wer die Hoheit und Unnahbarkeit einer brittischen Herrscherin erkennt, wird leicht begreifen, daß sie also handeln mußte.

Am 10. Februar 1840 wurde sie darauf mit ihrem selbsterkorenen Bräutigam und Vetter feierlichst getraut.

Es war kein conventionelles politisches Uebereinkommen, wodurch das königliche Paar verbunden wurde, wie das bei fürstlichen Verheirathungen so häufig vorkommt. Die Stimme der Liebe und innersten Zuneigung hatte hier gesprochen und das verlieh ihrem Bunde die rechte Weihe und leitete ihr Eheleben in die rechten Bahnen.

In ihrem Gatten fand die Königin vor allen Dingen einen Mann von ruhigem, ebenmäßigen Charakter, sodann aber auch eine mächtige Stütze in der Ausübung des hohen Amtes, dessen Pflichten für eine gewöhnliche Frau zu schwer sein mußten. Dabei war er ferne davon, in ihre königlichen Rechte einzugreifen oder in irgend einer Weise die durch seine eigenthümliche Stellung ihm gesetzten Schranken zu übertreten.

Man mag in gewissen Kreisen das Verhältniß des "Prince Consort" etwas verächtlich finden, und der Ansicht huldigen, er habe persönlich eine sehr untergeordnete Stellung zu ihr eingenommen. Wer jedoch in Erfahrung gebracht hat, daß dieser geniale Rathgeber der Königin so recht eigentlich die Seele und das Haupt der königlichen Familie war, wird von dieser Kritik absehen.

Dabei ward der "Prince Consort" ein eifriger Förderer von Kunst und Wissenschaft in seinem Adoptiv-Vaterlande, ja er ward in dieser Richtung geradezu bahnbrechend.

Von den größten deutschen Denkern Fichte, Hegel u. A. an deutschen Universitäten und Kunstschulen erzogen, hatte sich der junge Prinz nämlich nicht nur einen hohen Kunstsinn für Musik und Malerei, sondern vor Allem auch eine gründliche Bekanntschaft mit den praktischen Wissenschaften angeeignet und stand gleich geliebt und geachtet von seinem Volke wie von seiner Königin, als ein edles Vorbild ächter Männerwürde da. Solcherart war der Mann, mit dem die Königin ihre fürstliche Carriere begann und an dem sie mit der ganzen zarten Liebe ihres jungen Herzens hing.

Kein Wunder, daß Glück und Segen wie in's Schloß, so in's Land einkehrte; und kein Wunder, daß das englische Volk dem jungen Königspaar mit Stolz und Liebe begegnete und es förmlich verehrte.

Als Königin mochte Victoria ihrer zarten Jugend wegen unter ihren Kabinetsmitgliedern und andern bedeutenden Staatsmännern, die sie an Jahren und an Erfahrung weit überragten, eine eigenthümliche Rolle spielen.

Doch hat sie gleich von Anfang durch den ihr eigenthümlichen Takt, sowie durch das Einnehmende ihres ganzen Wesens Achtung geboten. Sie war die erste unter den englischen Herrschern, die sich keiner politischen Partei anschloß, und keinem blinden Vorurtheil folgte. Ein Mann, der Verdienst hatte, gleichviel, welcher politischen Partei er angehören mochte, stand in ihrer Gunst.

Dabei war ihre ganze Haltung und ihr Benehmen ihren Unterthanen gegenüber ächt königlich. Schon ihre imposante Erscheinung, frei von aller überflüssigen Pracht und eitler Affektirerei, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sich in dieser Frau der edelste Monarchismus verkörpert habe. Eine Augenzeugin läßt sich darüber ungefähr folgendermaßen vernehmen:

„Ich sah die Königin zuerst in Liverpool. Sie muß damals in ihren besten Jahren, Anfangs der dreißiger gewesen sein. Ihre Augen waren mir am auffallendsten. Vom reinsten Blau — nicht dunkelblau — leuchtete aus ihnen ein Zug des Königlich-Würdevollen heraus, der jeden Blick der starrenden Menge mit der größten Ruhe zu ertragen im Stande schien."

Von Natur ist die Königin scheu und den öffentlichen Schaustellungen ihrer Person vor der gaffenden Menge abgeneigt. Dabei aber ist eine hehre Ungezwungenheit in ihrem ganzen Wesen, die in jeder Bewegung und in jedem Blick zum Ausdruck kommt und jeden Zweifel über ihre königliche Autorität verscheucht.

Außer ihren ausgezeichneten Eigenschaften als Frau und Königin verfügt Victoria übrigens noch über andere nennenswerthe Talente und Charakterfestigkeit. So besitzt sie z. B. ein vielseitiges Gedächtniß für Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung kam oder von denen e gehört hat. Sie kann sich nach Jahren des speziellen Vorfalls erinnern, der ihre Bekanntschaft mit dieser oder jener Person veranlaßte und weiß die Familienverhältnisse, Lebens-

stellung ꝛc. des Betreffenden genau anzugeben. Diese Eigenschaft ist ihr indessen in ihrem hohen Amte oft sehr zu Statten gekommen, besonders wenn es sich um Besetzung von Aemtern oder Beförderung gewisser Beamten handelte.

Dabei wird ihr eine bedeutende Bekanntschaft mit den Staatswissenschaften zugeschrieben. Es wird sogar gesagt, daß sie hierin ihre sämmtlichen Cabinetsmitglieder übertreffe.

Daß eine solche Frau, deren Pflichten und Aufgaben sich während der vielen Jahre ihrer Regierung bis in's Unendliche angehäuft haben, ihre Zeit höchst vortheilhaft benutzen muß, wird von selbst einleuchten. Sind die regelmäßigen Staatsgeschäfte beseitigt, so gibt es möglicherweise Schwierigkeiten mit auswärtigen Mächten beizulegen. Und Victoria hat in der That während ihrer bisherigen Regierung die kritischsten Verwickelungen mit den mächtigsten und einflußreichsten Völkern der Welt gehabt. Dann aber nehmen auch die Hoffeste und öffentlichen Schaustellungen der Königin nicht nur einen bedeutenden Theil ihrer Zeit, sondern auch ihrer körperlichen und geistigen Kraft in Anspruch.

So innig und wahr als sich das Herzensverhältniß zu ihrem geliebten Gatten stellte, so tief und schmerzlich war auch die Trauer, in die sie bei dem plötzlichen Tode des "Prince Consort" verfiel.

Im März 1861 war ihre geliebte Mutter, die Herzogin von Kent, gestorben und schon im Dezember desselben Jahres verstarb unerwartet und in den rüstigsten und besten Jahren ihr theurer Gatte, in dessen Zuneigung und liebende Fürsorge das Glück ihres Lebens bestanden hatte. Ihre Trauer war tief und nachhaltig, so daß sie von der Zeit ab, selten mehr bei öffentlichen Hoffesten erschien und die Wittwenkleider nie mehr wechselte.

Gegenstand ihrer besondern Liebe und Pflege waren von nun ab ausschließlich ihre Kinder, neun an der Zahl, von denen die jüngste Prinzessin Beatrice beim Tode ihres Vaters noch in dem zarten Alter von vier Jahren stand. Dabei aber war Königin Victoria keine von Denen, die durch ihre Trauer so abgestumpft werden, daß sie in gänzlicher Resignation jegliches Interesse für ihre Umgebung einbüßen. Nur dem Eitlen und Pompösen kehrte sie den Rücken. Dessenungeachtet aber verwaltete sie ihre Staatsgeschäfte mit derselben Gewissenhaftigkeit wie vormals und versäumte nie eine erkannte Pflicht.

Erst im Februar 1876 eröffnete sie seit jener traurigen Lebenserfahrung zum ersten Mal wieder das Parlament; und im April desselben Jahres wurde sie von jener Parlamentssitzung auf Vorschlag ihres Premiers D'Israeli zur Kaiserin von Indien erhoben.

Uns Deutschen — ob wir nun diesseit oder jenseit des Oceans wohnen — wird England's Jubilarin schon deswegen in treuem Andenken bleiben, daß ihre erstgeborne Tochter Prinzessin Victoria an der Hand Friedrich Wilhelm's von Preußen einstens Deutschlands Kaiserin werden wird, und die edlen Tugenden, die sie von ihrer erlauchten Mutter geerbt hat, ihr schon seit Jahren, als die gleich bewunderte und geliebte Kronprinzessin des Deutschen Reiches, die ungetheilteste Sympathie des deutschen Volkes gesichert haben.

Der Kaiser als Pathohm.

Kürzlich berichtete ein berliner Blatt, Kaiser Wilhelm habe eines Tages in seinem Arbeitszimmer gestanden, im Begriff, den Vortrag eines seiner Räthe anzuhören. Dieser aber wartete vergeblich, beginnen zu können, der Kaiser stand schweigend und beharrlich von ihm abgewandt, den Blick hinaus zu dem historischen Eckfenster gerichtet.

Endlich drehte er sich um und sagte, freundlich entschuldigend: „Nun bin ich bereit; eine Frau hielt draußen ihr Kind empor, und ich wollte ihm die Freude nicht stören, mich zu sehen." Dann vertiefte er sich in die Staatsgeschäfte.

Dies Kind vergißt es wohl sein Leben lang nicht, daß es den Heldenkaiser geschaut. Aber ich weiß einen andern Buben, dem ist's noch besser geworden. Er war der achte der Söhne, welche in ununterbrochener Reihenfolge einem wackern Preußen geschenkt waren. Bekanntlich übernimmt der Kaiser in diesem Falle ein Patenamt, und unsere Nummer Acht erhielt nach dem vor Kurzem in Versailles gekrönten siegreichen Kaiser den Namen W i l h e l m.

Fünf Jahre später sollte der greise Held in die nahe Stadt einziehen, um in ihrer Umgegend einem großen Manöver beizuwohnen.

Die Stadt prangte im reichsten Fahnen- und Blumenschmucke; Hunderttausende eilten von Nah und Fern herbei, um den geliebten Herrscher zu sehen und den Festen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, beizuwohnen.

So etwas von Begeisterung und Festjubel hatte noch Niemand erlebt, und wer nur die Ehre hatte, einen freundlichen Blick, einen Händegruß oder gar ein Wort aus dem Munde des gefeierten Monarchen zu erhalten, der war über-

glücklich. Wer aber hätte denken sollen, daß unter diesen Glücklichen auch unser kleiner Wilhelm sich befinden würde! Ja, dem kleinen, pausbackigen Patron wurde sogar eine Ehre zu Theil, der sich manches hochgestellte Menschenkind nicht hatte rühmen können.

Kaum nämlich hörte der kleine Bursche eines schönen Morgens, daß sein kaiserlicher Pathohm um neun Uhr an der nächstgelegenen Eisenbahnstation ankommen werde, um dort zu Pferde zu steigen und nach dem Monöverfelde zu reiten, als er inständigst bat, ihn dorthin zu führen, er wolle seinen Kaiser sehen. Die Bitte schien unerfüllbar, denn Alt und Jung, Herr und Knecht waren schon früh Morgens aufgebrochen, um nach dem Manöverfeld zu eilen; nur die Mutter und der erste Knecht waren mit dem kleinen Wilhelm allein zu Hause geblieben, da doch Jemand Haus und Hof und den Kleinen selbst bewachen mußte. Allein dieser war nicht zu beruhigen, er wollte und mußte den Kaiser sehen, und endlich gab die gütige Mutter nach.

Sie vertraute ihren Liebling dem Knechte an und gab diesem auf, sich möglichst nahe an der Haltestelle der Eisenbahn, wo der Kaiser aussteigen sollte, mit dem Knaben aufzustellen, damit er seinen „Pathohm" sehen könne.

Gesagt, gethan. Der Knecht postirt sich, den Fünfjährigen an der Hand, ganz in der Nähe des Stationsgebäudes auf dem Schienendamm auf. Ein Gensd'arm will ihn freilich ohne Weiteres wegweisen, weil der Bahnhof wegen der nahen Ankunft des kaiserlichen Zuges nicht betreten werden dürfe. Aber der Knecht läßt sich nicht verblüffen. Er beruft sich darauf, daß der Kleine, den er bei sich habe, ein Pathenkind Sr. Majestät sei, und dringend wünsche, den Kaiser zu sehen. Der Gensd'arm berichtet dies den dienstthuenden Offizieren, diese dem Adjutanten des Kaisers, — und siehe da! der kleine Schelm findet nicht nur in den Augen dieser Herren solche Gnade, daß ihm gestattet wird, auf dem Bahnhof zu verbleiben, sondern, als der Kaiserzug heranbraust und die hohen Herren vom Gefolge des Kaisers in ihren glänzenden Uniformen aussteigen, da geht's alsbald von Mund zu Munde: „Ein kleiner Pathensohn wünscht den kaiserlichen Herrn zu sehen!"

Sogar dem Kaiser wird davon Mittheilung gemacht, und dieser in seiner altbekannten Huld und Leutseligkeit befiehlt sofort, den Kleinen zu ihm in den Waggon zu bringen.

Wilhelm im Waggon seines Kaisers! Welche Augen wird der kleine Pathe gemacht, und welche freundlichen Worte wird er zu hören bekommen haben! Eine ganze Weile unterhielt sich der hohe Herr mit dem hochbeglückten Knaben, dann entließ er ihn in der herzlichsten, herablassendsten Weise, so daß alle Umstehenden dadurch mit beglückt wurden. Und welch' ein Jubel war auf dem Antlitz des kleinen Glücksvogels zu sehen!

Wie dankbar vernahmen seine hoch überraschten Eltern, welch' eine Ehre ihm widerfahren war, und wie freute sich jeder, der von diesem ächt königlichen Zuge aus dem Leben unsers allverehrten und geliebten Kaisers hörte!

Dem beglückten Kinde wird freilich die Aufgabe zufallen, sich in Zukunft auch solch' einer Auszeichnung würdig zu zeigen, und der Kaiser selbst soll ihn beim Abschiede darauf hingewiesen haben, daß er ein frommer und braver Knabe werden möge. Möge es dem jetzt Sechzehnjährigen durch Gottes Gnade gelingen, daß er sich seines kaiserlichen Pathen werth erzeigen möge als ein rechter — „Wilhelm."

(A. N. im Nachbar.)

Unsere Kinder im öffentlichen Gottesdienst.

Für Haus und Herd von G. Guth.

Daß der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes von Seiten unserer Kinder in der Regel nicht im rechten Verhältniß zu dem des erwachsenen Geschlechts steht, muß gewiß einem jeden fleißigen Kirchengänger schon öfters aufgefallen sein und ihn mit banger Besorgniß erfüllt haben.

Rühmliche Ausnahmen bilden zuweilen unsere Landgemeinden, wo die Jugend mit dem Alter regelmäßig zum Gottesdienste sich einfindet. In manchen Stadtgemeinden aber sieht man nebst den jungen Leuten, die sich am Chorgesang betheiligen, nur wenige der Kinder unserer Glieder oder der größeren Sonntagschüler überhaupt, die fleißige Besucher unserer öffentlichen Gottesdienste wären. Es ist diese Thatsache gewiß ein bedenkliches Zeichen unserer Zeit, welches uns zu Schlüssen zwingt, betreffs der Stellung unserer Jugend zum öffentlichen Gottesdienst, die keineswegs erfreulich sind.

Wir glauben, daß die Predigt des Wortes Gottes eine göttliche Verordnung ist, die uns in der Ausschaffung unsers Seelenheils großen Segen und Nutzen bringt. Können wir aber erwarten den vollen Segen des Evangeliums zu empfangen, wenn wir unsern Kindern gestatten, daß sie gewohntermaßen dem Besuch unserer Versammlungen sich entziehen?

Die Prediger unserer Gemeinden sind in der

Regel Männer Gottes, die sich's angelegen sein lassen, das Wort der Wahrheit recht zu theilen und den ganzen Rathschluß Gottes zu unserm Heile zu verkündigen. Die Predigten in unseren Kirchen sind durchgängig einfach und klar, so daß unsere Sonntagschüler sie zu fassen vermögen. Der treue Seelsorger hat ein warmes Herz, das in Liebe gegen die Kinder schlägt. Es muß ihm sicherlich darum zu thun sein, ihr Vertrauen und ihre Liebe zu gewinnen, damit er Eingang zu ihren Herzen finde, um die göttlichen Wahrheiten ihnen beibringen zu können.

Aus verschiedenen Gründen aber scheint es ihm nicht immer gelingen zu wollen, auf die Kinder in ihren Heimathen, wie in der Kirche den Einfluß auszuüben, der nothwendig wäre, ihnen zum verheißenen Segen zu gereichen.

Wie nothwendig ist es daher, daß Eltern dazu sehen und dafür Sorge tragen, daß ihre Kinder unter den belohnenden und erziehenden Einfluß ihres Seelsorgers kommen.

Würden unsere Kinder zahlreicher in unsern Versammlungen vertreten sein, als der Fall ist, welch' einen Einfluß würde das auf Prediger und Gemeinde ausüben? Es würde in der Kanzel weniger philosophirt und „abgewickelt" werden und in den Versammlungen wäre weniger Schläfrigkeit und Theilnahmlosigkeit. Die Predigten wären einfache, wohldurchdachte und trefflich illustrirte Darstellungen der göttlichen Heils = Wahrheiten, die Jedermann verstehen könnte.

Wäre nicht in manchen Gemeinden der Gesang besser, die Andacht erhebender und das allgemeine Interesse lebendiger, wenn die liebe Jugend sich zahlreicher und pünktlicher in den Versammlungen einstellte?

Es ist möglich, daß man in einigen Fällen die Bedeutung des Besuches der Gottesdienste von Seiten unserer Jugend übersieht und unterschätzt. Fehlen aber die Kinder in den Versammlungen, dann ist der Prediger und die Gemeinde eines Einflusses beraubt, der von großer Tragweite ist und den Versammlungen zum größten Segen werden könnte.

Was eine Familie ohne Kinder, das ist eine Gemeinde, der es nicht gelingt ihre Jugend zum Besuche des Hauses Gottes zu erziehen!

In vielen Fällen ist die Abwesenheit der Kinder von den Versammlungen der Gleichgültigkeit und Trägheit der Eltern zuzuschreiben, die nicht die nöthigen Vorkehrungen in der häuslichen Einrichtung treffen, damit ihre Kinder sich zeitig schicken können zum Gang zur Kirche. Andere Eltern mögen aus Mangel an Pflichtgefühl und Ueberzeugung ihrer Verantwortlichkeit diesem Gegenstande keine weitere Aufmerksamkeit schenken und lieber alleine zur Kirche gehen wollen, als sich der Mühe zu unterziehen, für die Kinder auch in dieser Beziehung Sorge zu tragen.

Der bedenklichste Irrthum aber wird begangen, wenn man sich vielleicht dem Gedanken hingibt, die Sonntagschule sei den Kindern ein entsprechender Ersatz für die Kirche. Es ist kaum erklärlich, wie intelligente und treue Eltern—Eltern, die doch ihre Kinder für den Himmel erziehen wollen, sich diesem irrthümlichen Gedanken hingeben können!

Was die Sonntagschule auch immer sein mag, und wie hoch wir ihren Nutzen anschlagen mögen, so viel steht unverbrüchlich fest, daß sie kein Ersatz des öffentlichen Gottesdienstes für die Jugend ist. Einer Kindsmagd darf nicht erlaubt werden, die Stelle der Mutter dem Kinde gegenüber einnehmen zu wollen, obgleich sie unter wichtigen Verpflichtungen zum Kinde steht. Eben so wenig darf die Kirche zugeben, daß die Sonntagschule an ihre Stelle tritt in der Erziehung der Jugend für das ewige Leben.—Die Sonntagschule ist der Jugend ein Hülfsmittel, Gottes Wort und Jesus, den Freund der Kinder, kennen zu lernen; sie sollte aber nie die „Kirche der Kinder" bilden, wie man schon beliebt hat, dieselbe zu bezeichnen. Wir sind längst davon überzeugt, daß, wenn es einem Kinde nicht möglich ist, beides, die Sonntagschule und den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, so sollte dem Predigtgottesdienst der Vorzug gegeben werden.

Die Predigt bildet immerhin den Hauptbestandtheil des Gottesdienstes. Weder die Klaßversammlung, noch die Betstunde kann uns bieten, was in der Verkündigung des Wortes Gottes geboten wird. Dasselbe läßt sich auch betreffs der Sonntagschule zum öffentlichen Gottesdienste aussagen.

„Aber," möchte Jemand einwenden, „unsere Kinder sind nicht willig in den Predigtgottesdienst zu gehen; wie könnten wir ihre Abneigung von demselben überwinden?"

Wir gestehen bereitwilligst ein, daß es keine Kleinigkeit ist, diesem Einwand erfolgreich zu begegnen, und es sei ferne von uns, denselben erschöpfend beantworten zu wollen. Wir dürfen jedoch auf zwei allgemein anerkannte Punkte aufmerksam machen, die viel dazu beitragen mögen, daß unsere Kinder den öffentlichen Gottesdienst regelmäßig besuchen, wenn wir sie grundsätzlich beobachten und ausführen.

Vor Allem sollte es uns darum zu thun sein, daß wir den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes unsern Kindern so reizend als möglich vorstellen, damit in ihnen die Lust und Liebe zu

demselben geweckt werden möge. Und gerade hier sei uns erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daß man im Kreise der Familie und beim Tischgespräch alles das geflissentlich vermeiden sollte, was den Kindern die Liebe zum Gang des Hauses Gottes rauben könnte — wie z. B. lieblose und kalte Kritik über die Predigt, den Prediger, oder die verschiedenen Uebungen des Gottesdienstes.

Die Jugend unserer Zeit ist leider so wie so voreilig und äußerst frei in ihrem Urtheil und dürfen wir ihnen deßhalb durch unser Verhalten keinen Anstoß noch Aergerniß bereiten. Hier gilt besonders zu beachten, was in den Allgemeinen Regeln unserer Kirchenordnung verboten ist, nämlich „liebloses oder unnützes Geschwätz, besonders Uebelreden von obrigkeitlichen Personen oder Predigern.“ Haben nicht manche Eltern unserer Gemeinden in dieser Beziehung schwere Sünden auf sich ruhen, die an ihren Kindern die übelsten Früchte der Gleichgültigkeit in Religion getragen haben?

Gehen aber unsere Kinder regelmäßig in die Versammlungen, dann müssen wir geduldig warten, bis der ausgestreute Same des Worts aufgeht und Früchte trägt. Wir müssen nicht zu viel von den Kindern erwarten, sondern Geduld üben.

Es wird von einer christlichen Mutter erzählt, daß sie eines Winters ihre Töchter fünf Meilen Weges allabendlich zur verlängerten Versammlung sandte, mit der Erwartung, daß sie sich zu Gott bekehren würden. Als sie am Schlusse der Versammlung sah, daß ihre Erwartung nicht in Erfüllung ging, strafte sie dieselben gehörig ab!

Während wir nicht im Stande sind und es auch niemals unternehmen sollten, unsere Kinder zur Bekehrung zu treiben, so sollte es doch an uns nicht fehlen, daß der Herzensacker unserer Kinder wohl bebaut werde, damit der göttliche Same Eingang finde, worauf wir in liebender Geduld und unerschütterlichem Glauben an Gottes Verheißungen zu warten haben bis zur Zeit der Ernte.

Zweitens. Sollte es uns nicht gelingen, unsere Kinder durch Liebe und Milde zu bewegen in die Versammlungen zu gehen, so bleibt eben nichts Anderes übrig, als daß wir unsere Autorität als Eltern auch in diesem Stück zur Geltung bringen.

Es mag zu Zeiten nichts weniger als angenehm sein, unsere Kinder zum Besuche des Gottesdienstes zwingen zu müssen, allein wo das Kind sieht und begreift, daß die Eltern ernst und gewissenhaft in dieser wie in jeder andern Beziehung sind, kann es kaum fehlen, daß es sich unter den Willen derselben beugt. Was in dieser Richtung anfänglich gezwungenerweise geschieht, wird mit der Zeit eine gute Gewohnheit werden, der man sich zuletzt mit Bereitwilligkeit unterzieht und die großen Segen einbringt.

Eltern dürfen es sich nicht erlauben, in dieser Hinsicht eine gleichgültige Stellung gegen ihre Kinder einzunehmen. Christliche Eltern sollten keinen Augenblick zögern in aller Liebe aber mit Ernst zugleich ihre Kinder zum Besuch der Gottesdienste anzuhalten. Sie sind es Gott, sich selbst und ihren Kindern schuldig. Ist es Pflicht dafür Sorge zu tragen, daß sie zur Tagesschule gehen, damit sie wenigstens einen gründlichen Elementar-Unterricht genießen, wie vielmehr ist es Pflicht sie zum Besuche der Gottesdienste anzuhalten.

Lasset uns aber schließlich nicht vergessen, von welcher Tragweite unser eigenes Beispiel ist und dazu sehen, daß wir selber unsere Versammlungen nie ohne gegründete Ursache versäumen.

Die kleinen Schuhe.

Von Jaques Normand.

Mit einigen Freunden bereiste ich Irland. Wir befanden uns an der südwestlichen Küste und durchfuhren Connemara, den ärmsten Theil dieses so armen Landes, der sich zwischen Galvay, Clifden und Westport ausdehnt.

Wenn je ein Land den erschreckenden Eindruck der Unfruchtbarkeit und des Elends hervorrufen kann, so ist es Connemara. Ein unendlicher Schmerz scheint schwer auf diesem Fleck Erde zu liegen. Kein Ackerland; zur Linken erstrecken sich bis zum Meer öde Dünen, zur Rechten eine Kette kahler, wie durch eine große Feuersbrunst verwüsteter Berge, weite, öde Flächen ohne Dörfer, ohne Häuser. Die Hütten, die man in Zwischenräumen von zwei Stunden antrifft, bestehen aus vier Mauern von aufeinander gelegten Steinen und sind mit schwarzen, niederen Dächern versehen, aus denen dünner, blauer Rauch aufsteigt.

Wenn man bei einer dieser Hütten vorüberfährt, so kommt aus derselben eine Gruppe fünf- bis zwöfjähriger, barfüßiger, abgezehrter, zerlumpter Kinder hervor, die, in halb irländischer, halb englischer Sprache seltsame Worte ausstoßend, hinter dem Wagen herlaufen. Mit bittender Hand reichen sie den Vorüberfahrenden armselige, kaum bearbeitete Holzschuhe, wollene Strümpfe, kleine Bouquets mattfarbiger, auf den Bergen gepflückter Blumen zum Kaufe hin.

Sie laufen, sie eilen, der Eine wirft den Andern hin und Alle rufen im Chor: "Penny please! Penny please!" Ihre armen, matten Stimmen wiederholen unaufhörlich diesen monotonen Ruf. Sobald ihnen ein Penny hingeworfen wird, entstehen Schlägereien, Kämpfe, Faustschläge .... Der Sieger bleibt zurück; die Andern laufen wieder hinter dem Wagen her. Nach und nach verringert sich die kleine Truppe, ermattet, außer Athem bleiben die kleinsten stehen, dann folgen Andere ihrem Beispiel, dann nur noch drei, nur noch zwei, schließlich fällt der Letzte in den durch die Räder aufgewirbelten Staub, mit keuchender Stimme ein letztes "Penny please!" rufend.

Gegen 11 Uhr waren wir dicht bei Dugtherard, das bei dem Lac Corrib gelegen ist, angelangt. Jener See war, wie die Einwohner zu sagen pflegen, mit so zahlreichen Inseln, als es Tage im Jahre giebt, bedeckt. In Dugtherard beabsichtigten wir zu frühstücken. Seit einiger Zeit folgte ein kleines zwölfjähriges Mädchen unserem Wagen. Sie war die Letzte einer aus fünf bis sechs Kindern bestehenden Truppe, die am Wege zurückgeblieben war.

Für ihr Alter war sie groß und stark, sie hatte einen reizenden Kopf, einen schönen irländischen Typus, sie war brünett und hatte große blaue Augen. Das schnelle Laufen hatte ihre Backen geröthet; ihr offener Mund ließ weiße Zähne sehen; ein grobes Hemd aus schwarzbrauner Leinwand und ein abgeschossener Unterrock waren ihre ganze Kleidung. Das Hemd war oben geöffnet und ließ einen weißen Hals sehen, der, wie es schien, von der groben Kleidung verwundet werden mußte. Ihre nackten, bewunderungswürdig zarten, kleinen Füße schienen im Staube nur zu fliegen. Arme Kleine! Das Herz blutete mir bei ihrem Anblick.

Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, streckte die Arme aus und fiel zu Boden.

Wir ließen den Wagen anhalten. Es war fast nichts: ein spitzer Kieselstein hatte leicht ihre große Zehe verletzt, die ein wenig blutete. Wir fragten sie, wer sie sei und woher sie käme; sie nannte sich Betsy und wohnte in Dugtherard.

Wir forderten sie auf, in unsern Wagen zu steigen, und sagten ihr, daß wir sie bis dorthin fahren würden. Sie blickte uns an und schien uns nicht zu verstehen. Wir mußten es ihr noch zweimal wiederholen. Sie erröthete vor Freude und blickte uns mit leuchtenden, dankbaren Augen an. Im Wagen fahren! Welche Freude! Sicher, es war das erste Mal in ihrem Leben.

Zehn Minuten später waren wir in Dugtherard, ein armes Dörfchen mit einigen vierzig Einwohnern. Wir gaben dem Kinde zwei Schilling; sie glaubte ihren Augen nicht trauen zu können.

Da sie ein wenig hinkte, befürchtete ich, daß die Wunde ihrer Zehe sich durch das Gehen im Sande entzünden könnte. Ich trat in den einzigen Schuhladen des Dorfes und kaufte ein Paar Schuhe.

Betsy blickte neugierig durch das Ladenfenster und schaute mir zu, wie ich den Kauf besorgte. Als ich heraustrat, auf sie zuschritt, ihr die Schuhe hinreichte und ihr sagte, daß sie für sie bestimmt seien, da überkam sie eine tiefe Betäubung, ein unbeschreiblicher Freudenrausch. Sie wagte nicht, die Schuhe anzunehmen; von drei oder vier Mädchen, die mit großen Augen zuschauten, umringt, streckte sie endlich ihre kleine Hand aus, zog sie aber gleich wieder zurück. Schließlich, da sie darauf bestand, ergriff sie die Schuhe, sprang vor Freude in die Höhe und lief, ohne ein „Dank!" zu sagen, davon.

„Kleine Wilde!" dachte ich und begab mich zu meinen Reisegefährten, die schon im Wirthshaus am Tische saßen.

Wir hatten gefrühstückt und wollten wieder den Wagen besteigen, als eine kleine Hand mich ergriff und mich fortzuziehen suchte. Es war Betsy.

„Kommen Sie, Sir," sagte sie zu mir, „kommen Sie."

„Und wohin willst du mich führen?"

„Nach unserem Hause, das ganz in der Nähe ist."

Ich folgte ihr; meine Kameraden ein wenig neugierig, thaten das Gleiche.

Sie führte uns bis an's Ende einer engen Gasse, nach einem armseligen Häuschen. Sie öffnete die Thür, wir traten ein.

Es war ein einziges kaum möblirtes unfreundliches Zimmer. Es wurde von dem matt hineinscheinenden Tageslicht kaum erhellt; vor dem Fenster aus Papier spann eine alte Frau; es war Betsy's Großmutter. Bei unserem Eintreten flüchteten drei schwarze Ferkel erschrocken unter den Stuhl der Frau. In einer Ecke stand das kümmerliche Bett der Alten; ihm zur Seite das kleine Bett des Kindes.

Am Kopfende des Bettes zeigte mir Betsy ein unbearbeitetes, an der Mauer befestigtes Bücherbrett.

Auf dem mittleren, mit weißem Leinen bedeckten Brett bemerkte ich unter dem Bilde des heiligen Patrick, des geliebten Schutzheiligen Irlands, zwischen zwei Bouquets mattfarbiger Blumen, die kleinen Schuhe! Es war eine lachende, sorgsam gepflegte Ecke inmitten des entsetzlichen Elends.

Das arme Kind betrachtete entzückt, fast wie ein Heiligthum die Schuhe.

„Aber du mußt sie anziehen!" sagte ich lachend zu ihr.

Sie schien erstaunt, fast böse zu sein.

„O niemals!" sagte sie, „sie sind zu schön!"

Wir steckten in die Tasche der alten Großmutter etwas Geld und sagten Betsy Adieu. Aber sie wollte uns noch nicht verlassen und begleitete uns bis zum Wagen; dann verfolgte sie uns mit ihren Augen, bis sie uns nicht mehr sehen konnte.

* * *

Einen Monat später passirten wir auf der Rückreise denselben Ort, wir fuhren von Clifden nach Galway. Wie das erste Mal hielten wir dort an. Wir hatten Betsy nicht bemerkt. Bevor ich das Land verließ, wohin ich wahrscheinlich nie wieder zurückkehren würde, wollte ich einen Augenblick unsern Schützling wieder sehen.

Ich klopfte an die Thür des Häuschens. Man antwortete mir nicht. Ich öffnete und trat ein. Ein trauriger Anblick bot sich mir dar.

Rings um Betsy's Bett, das von drei qualmenden Talglichtern beleuchtet war, knieten einige alte Frauen und sagten eintönige Gebete her.

Bei meinem Eintreten schwiegen sie, und Alle blickten mich an. Eine der alten Frauen erhob sich und schritt auf mich zu, es war Betsy's Großmutter. Sie hatte mich wieder erkannt. Zwei große Thränen liefen über ihre gefurchten Backen.

„Betsy!" murmelte ich, „Betsy....."

Mit einigen Worten, die ich mehr errieth, als verstand, erklärte sie mir mit leiser Stimme, daß Betsy am Fieber erkrankt und am Morgen gestorben sei.

Ich näherte mich. Das blasse Gesicht des Kindes ruhte friedlich; ihre langen, schwarzen, gelösten Haare vereinigten sich zu dichten Locken; ihre schönen, klaren Augen waren geschlossen. Mit ihren zarten, blau gewordenen Händen preßte sie das Bild des heiligen Patrick und die kleinen Schuhe an ihr Herz.

„Während ihrer ganzen Krankheit," sagte mir die Alte, „durften die Schuhe sie nicht verlassen, und ich lege sie ihr, wie sie mich flehentlich gebeten, mit in ihren Sarg."

Eine Thräne trat in meine Augen. Ich bückte mich zum Kinde nieder und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, während mich die drei kleinen, schwarzen Schweine, die unter das Todtenbett sich geflüchtet hatten, ängstlich anblickten.

Das erfolgreiche Missionswerk in den Five Points zu New York.

Für Haus und Herd von A. Gaebelein.

Der große Apostel schrieb einst an die Römer, daß das Evangelium eine Kraft Gottes sei selig zu machen, die daran glauben. Dies ist kein bloßes Bekenntniß, sondern das Evangelium, das Wort vom Kreuz, hat seine Kraft schon unzählige Male bewiesen in der Errettung und Veredelung der Menschen.

Was das Christenthum, die Mission in einem gewissen Viertel der Weltstadt New York bezweckt hat, wollen wir in den folgenden Zeilen erzählen.

1. Die Five Points vor 50 Jahren.

Großstädte sind der Sitz von Verbrechen und Laster. Wie es in denselben Viertel giebt, wo ausschließlich die wohlhabendere Klasse wohnt, so giebt es Stadttheile, wo die Verbrecherwelt vorherrschend ist. Von einem solchen Viertel wollen wir Einiges erzählen.

Der Name „Five Points" (fünf Punkte) mag den meisten Lesern nicht unbekannt sein. Vor 50 Jahren wurden den Einwanderern Schauergeschichten von diesem Ort berichtet, noch ehe er den Fuß an's Land setzte.

Die five Points liegen unmittelbar hinter den Regierungsgebäuden, dem Rathhause, Postamt, und sind nur eine kurze Strecke von den marmornen Handelshäusern am Broadway entfernt. Die Straßen: „Little Water, Anthony, Orange, Croß und Mulberry" bildeten die ursprünglichen five Points; sie mündeten auf einen dreieckigen Platz.

Die Straßennamen wurden mit der Zeit verändert, sie heißen jetzt: „Baxter, Mott, Mulberry, Park und Croß. Früher war an dieser Stelle ein großer Teich (Collect Pond).

Im Jahre 1741 ereignete sich in der Stadt ein großer Aufstand, die Neger hatten sich verschworen, die ganze Stadt zu zerstören. Der Aufstand wurde unterdrückt, die Rädelsführer gefangen genommen, zwanzig von ihnen wurden auf einer kleinen Insel inmitten des Teiches gehängt, während 13 Weitere am Ufer verbrannt wurden.

Dieser, so zu sagen, geschichtliche Teich wurde später, als sich die Stadt vergrößerte, zugeschüttet und Häuser wurden auf dem gewonnenen Boden erbaut.

Anno 1792 wurde hier ein umfangreiches Gebäude aufgeführt, eine Brauerei. Fünf und vierzig Jahre später wurde dieselbe in ein großes Miethhaus umgewandelt. Diese „alte Brauerei," wie das Haus auch ferner genannt wurde, wurde bald ein Aufenthaltsort der schlimmsten Verbrecher, ein zweites Sodom.

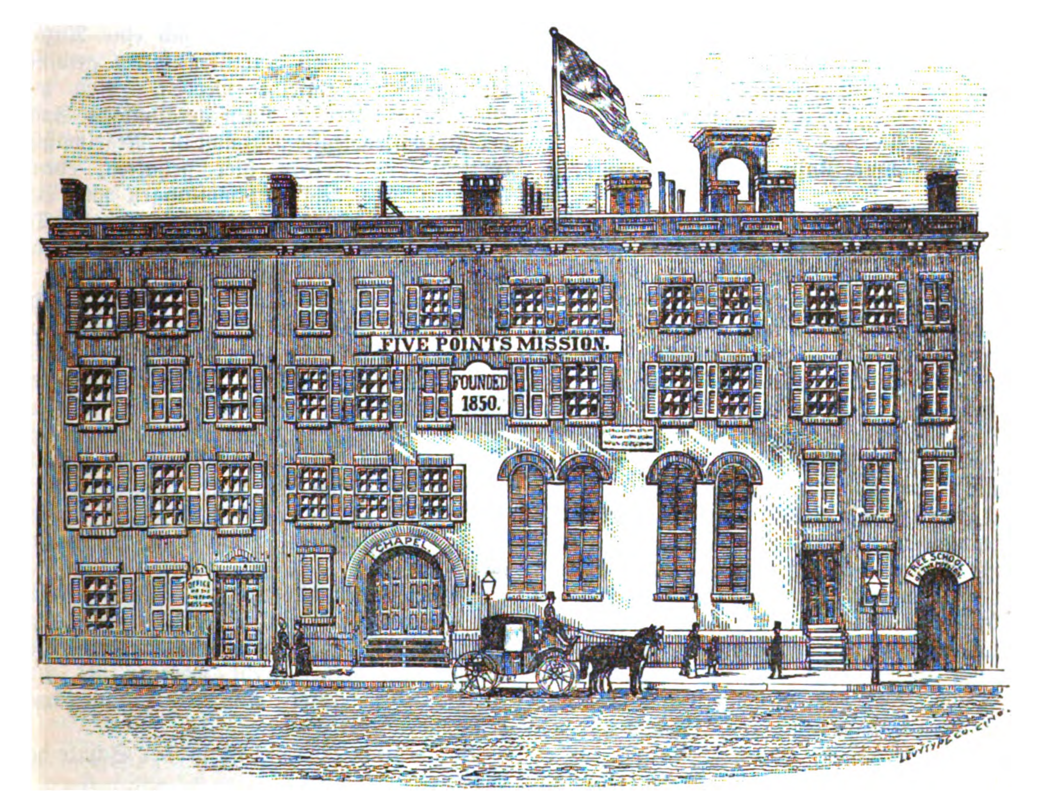
Man sagt, daß zu einer Zeit 1200 menschliche Wesen in diesem Gebäude zusammengepfercht waren. Die Gänge waren lang und dunkel, die Zimmer verschieden, Alles dazu eingerichtet, um ein Schlupfwinkel für Verbrecher zu sein. Diebe und Mörder fanden hier eine Zufluchtsstätte; ein kleiner Weg auf der Ostseite des Gebäudes trug daher den Namen Mördergäßchen.

Und wie dieses Gebäude, so war auch die ganze Nachbarschaft eine Brutstätte des Lasters. Die Sünde ist eben ansteckend, ein schrecklich umsichgreifendes Uebel. Niemand wagte es, diese Gegend unbewaffnet zu betreten und selbst Bewaffnete waren in großer Gefahr.

Alle Häuser hatten gewisse Einrichtungen. Unterirdische Gänge führten von einem Hause zum anderen, um im Falle einer Ueberraschung von Seiten der Polizei ein Entrinnen zu ermöglichen. Fallthüren waren überall angebracht, ein jedes Haus war ein — Begräbnißplatz.

Die Wände der Zimmer in der alten Brauerei waren kahl, aber ein anderer Bewurf war dort zu sehen. Sie waren von oben bis unten mit Blut bespritzt. — An den Thürpfosten klebte Blut. Kein Teppich schmückte die Dielen, sie waren mit Blut gefärbt.

In einem Zimmer machte die Polizei die Entdeckung, daß ein Theil des Fußbodens aufgehoben werden konnte, unter demselben fand man drei verweste Körper. Gestohlene Gegenstände wurden auf ähnliche Weise verborgen.



Wir lesen manchmal in unseren angenehmen Wohnungen, im trauten Familienkreise, von dem Elend der Großstädte, von der schrecklichen Tiefe des Verderbens, wir haben wohl auch schon die Zeitung bei Seite gelegt mit dem Gedanken „übertrieben." Aber es ist nur leider eine zu traurige Wahrheit, daß von einer Uebertreibung auf diesem Gebiete nicht die Rede sein kann. Unsere deutsche Sprache ist zu arm, um diese überirdischen Höllen zu beschreiben.

In den Five Points hatte jedes Haus seine Sauf- und Lasterhöhle. Hierher lockte man Matrosen und Einwanderer, die Letzteren unter süßen Versprechungen. Hier tanzten faule Dirnen Tag und Nacht. Entlaufene Sklaven lebten mit weißen Frauen. Jungen Mädchen und Kindern begegnete man hier, deren Blicke und Geberden den sittlichen Menschen erschaudern machten. Die meisten Kinder kannten ihre Eltern nicht. Teuflisch waren die Laster, die hier betrieben wurden. Wo Laster herrscht, da ist auch Krankheit, Siechthum, ein Vermodern bei lebendigen Leibe. 1 Tim. 5, 6.

Doch genug von diesem Elend unserer Nebenmenschen. Danke Gott, lieber Leser, daß dir ein besseres Loos beschieden ist, daß du nicht in diesen oder ähnlichen Pesthöhlen unter dem Abschaum der Menschheit erzogen wurdest.

2. Die Five Points der Gegenwart.

Wir wollen diesem eben beschriebenen Stadttheile in unserer Zeit einen Besuch abstatten. Wir besteigen einen Zug der Hochbahn, der uns in kurzer Zeit nach dem unteren Theile der Stadt bringt. An der Chatham Straßen Station steigen wir aus und wenden uns nach rechts. Wir biegen um eine Ecke und sind in der Mott Straße.

Im Nu scheint es uns, als wären wir in einem anderen Welttheil versetzt, denn dieser Theil der Stadt ist nämlich das Chinesenviertel. Das erste Haus enthält im 2. Stockwerke einen Buddhistentempel, wo die 7000 Chinesen New York's ihren Götzen dienen. Ein jedes Haus trägt ein Aushängeschild mit großen chinesischen Schriftzeichen.

Leider ist das orientalische Laster, der Opium-Genuß, hier schrecklich im Gange und nicht nur die Mongolen, sondern auch die kaukasische Race fröhnen demselben. Jedoch wir halten uns nicht auf.

Eine kleine Strecke Wegs und wir stehen auf einem dreieckigen Platz, der mit Bäumen angepflanzt und mit Bänken versehen ist. Wir sind in den Five Points angekommen.

Um diesen kleinen Garten stehen recht ansehnliche Häuser, die Straßen sind reinlich. Und sind das wirklich die Five Points? Ein sehr großes Haus, das unsere Aufmerksamkeit vor Allem auf sich zieht, gibt uns die Antwort. Wir lesen an demselben in großer Schrift "Five Points Mission." (siehe das Bild.) Lieber Leser, sieh' dir dieses Haus genau an, es steht da, wo einst die alte Brauerei stand! Ja die Stätte des Fluches ist in eine Stätte des Segens verwandelt worden. Wo einst das Thierische im Menschen gegen den Menschen gewüthet, wo Laster und Verbrecher sich gerne paarten, da gedeihen jetzt die Früchte des Geistes.

Freundliche Kinder-Gesichter grüßen uns lachend beim Vorüberschreiten und ihre hellen Stimmen erschallen in unschuldigen Liedern, dort, wo einst der Fluch von Mördern und Entehrten uns erschreckte.

Doch wir treten näher, um das Missionsgebäude zu besichtigen. In der Office begrüßen wir den jetzigen Missionar Rev. O. Bouton, der uns bereitwillig alle Fragen beantwortet und in der Anstalt herumführt.

Ueber der Office befinden sich eine Anzahl Wohnungen, die an Familien unter gewissen Bedingungen vermiethet werden. Von hier aus gelangen wir in einen geräumigen Saal, der für Gottesdienste bestimmt ist. Regelmäßige Gottesdienste werden hier gehalten, ebenso Sonntagschule, Klaßversammlungen und Betstunden. An diesen Saal schließt sich die Tagesschule. Neunhundert und fünfzig Kinder werden hier unterrichtet.

Daneben ist ein Lesezimmer, eine Bibliothek mit nahezu 2000 Bänden. Für Mädchen besteht eine Nähschule, und Unterricht in allen häuslichen Arbeiten wird ertheilt. Aus dem letzten Jahresbericht entnehmen wir noch Folgendes: „Mahlzeiten verabreicht: 97,510; Personen geholfen: 7025. 15,500 Kleidungsstücke, 1200 Paar Schuhe verschenkt.

Drei Festlichkeiten werden jährlich gehalten, Picnic, Danksagungstag und das Weihnachts-Fest.

Es besteht ebenfalls ein "Fresh Air Fond," mit Hülfe dessen kränkliche Kinder im heißen Sommer auf das Land geschickt werden. Im vergangenen Jahre nicht weniger als 300. Welche Liebesarbeit! Wie viele Thränen wurden dadurch getrocknet!

Das deutsche Element ist in der Schule hervorragend vertreten.

Frau van Akin, seit 30 Jahren Vorsteherin der Schule, weiß viele Wunder der Gnade Gottes zu erzählen. Hören wir Eines: „Neulich bot mir ein Herr einen Sitz in einem Straßenbahnwagen an. Er sagte: 'Sie haben mich so oft auf ihrem Schooße sitzen lassen.' — Er gab sich zu erkennen — der Sohn eines Mörders; durch den Einfluß der Five Point Mission ist er ein Christ und wohlhabender Mann geworden." Dieses nur ein Beispiel aus Hunderten. Neben der Five Point Mission bestehen in der Nachbarschaft noch andere wohlthätige Anstalten, auf deren Beschreibung wir nicht eingehen können.

3. Wodurch wurde diese Veränderung hervorgebracht?

Ein gewisser Schreiber nennt die Veränderung in den Five Points „Weltstädtische Umwandlungen" und den Factor „Frauen-Einsicht, Frauen-Liebe und Frauen-Scharfblick."

Nein, nein, nicht menschlichliche Kraft, nicht Humanität konnte eine solche Veränderung bewirken. Das Evangelium, die Kraft Gottes hat es gethan. Die Five Points sind ein Wunder der Gnade Gottes. Gott bedient sich Werkzeuge.

Es waren Frauen, die im Jahre 1850 den edlen Gedanken faßten, diesem Jammer, diesem Sündenelend ein Ende zu machen. Warum hat das Gesetz dies nicht schon früher gethan? Es vermochte nichts. Aber es waren nicht weltliche, ungläubige Damen, die dieses Werk begannen; solche Gedanken entspringen nicht dem natürlichen Herzen. Es waren christliche Frauen, erfüllt mit der Heilandsliebe, die ihre Ehre und ihr Leben auf's Spiel setzten und in diese Mördergrube gingen, um zu retten.

Sie wurden verlacht, aber sie glaubten an den Herrn Jesum und an die rettende Kraft des Evangeliums. Der Herr war mit ihnen, er segnete das Werk. Ehre den Namen „Wright, Skidmore, Palmer, van Akin und Anderen.

Der erste Schritt war die Gründung einer Schule. Rev. L. M. Pease, Methodistenprediger, erhielt die Aufsicht, durch seine selbstverleugnende und anstrengende Arbeit verlor er seine Gesundheit. Doch der Grund zum Erfolg war gelegt.

Im Jahre 1852 wurde die alte Brauerei käuflich erworben und vier Jahre später organisirten sich die Schwestern unter dem Namen: "Ladies' Home Missionary Society of the M. E. Church." Seit dieser Zeit ist die Mission ein fortgesetzter Erfolg gewesen.

Möge der Herr es noch vielen seiner Jünger und Jüngerinnen in's Herz geben, in seinem Namen Panier aufzuwerfen. New York hat sehr viele verwahrloste Gegenden, wo Menschen aller Zungen sich zusammenfinden, aber in einem gleich—Laster, Verbrechen und Elend.

Aus Lincoln's politischer Laufbahn.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

I.

In jener letzten Vandalia-Legislatursitzung im Jahre 1836—37 hatte Lincoln die Bekanntschaft eines gewissen Wm. Butler gemacht, der sich für die Verlegung des Capitoliums nach Springfield sehr interessirte, und in dessen Augen nun Lincoln nach Erreichung dieses Zieles der rechte Mann war. Butler, der selber in Springfield wohnhaft war, überredete deshalb unsern jungen Legislator nach der künftigen Staatshauptstadt überzusiedeln. Da Lincoln in New Salem keinerlei Verbindlichkeiten zum Dortbleiben hatte, ging er sogleich auf seinen Vorschlag ein und begleitete nach Vertagung der Sitzung seinen neuen Freund nach seiner Springfield-Heimath, in welcher er alsbald die Gastfreundschaft desselben in ausgiebigster Weise genoß.

Springfield würde zu jener Zeit auf irgend Jemand, der etwas von der Welt gesehen hat, den Eindruck eines öden Dorfes gemacht haben; in Lincoln's Augen war es jedoch schon „eine ansehnliche Stadt, wo die Leute etwas auf sich hielten und in feinen Kutschen umherjagten." Die Bevölkerung belief sich auf 1500 Seelen, von denen sehr viele von Kentucky eingewandert waren.

Doch stammten auch einige der Gebildeteren vom Osten her. Das eigentliche Pionier-Leben machte sich übrigens in Springfield nie recht geltend; dagegen nahm eine civilisirtere Lebensweise gleich von vornherein festen Halt.

Gouverneur Ford bemerkte zu seiner größten Befriedigung schon mehrere Jahre vor diesem, wie sich die Sitten im Staate Illinois zum Besseren änderten. Selbst die äußere Erscheinung der Bewohner gewann ein ganz anderes Aussehen. Leder und selbstgefertigte Leinen- und Wollenzeuge verschwanden mehr und mehr, sowie auch das Jagdmesser und der Tomahawk. Anstatt der Moccasins wurden Lederschuhe und Stiefel und anstatt der ledernen Kniehosen lange moderne Hosen getragen. Die Frauen gingen nicht mehr barfuß und fingen sogar an, Kattun und Seide zu tragen.

In Springfield war dieser Wechsel der Dinge schon erheblich wahrzunehmen, was auf Lincoln den Eindruck einer Großstadt mit aristokratischer Bevölkerung machte. Freilich auf den Hauptstraßen der Stadt konnte man sich noch sehr wohl von der Gediegenheit des Illinoiser Bodens überzeugen; denn daß die erwähnten Kutschen um die Frühjahrszeit gelegentlich bis an die Axen in den kohlschwarzen Sumpfboden einsanken, war nichts Auffallendes. In weiser Voraussicht der hohen Zukunftszwecke Springfield's hatten die Stadtväter jedoch in der Mitte des Städtchens einen großen, freien Platz reservirt und der sollte nun die Baustelle des neuen Capitoliums abgeben. In einem der größten Häuser Springfield's, das gegenüber der Nordwest-Ecke dieses Platzes frontete, entdecken wir die Advokatenfirma: Stuart & Lincoln. Allein wir sind mit der Legislatur-Carriere unseres Helden noch nicht fertig und wollen daher nicht vorgreifen.

Lincoln war in Vandalia noch nicht ganz zu Ende. Die Staats-Archive wurden erst im Jahre 1839 nach Springfield hinübergeschafft und Lincoln verblieb durch jedesmalige Wiederwahl in der Legislatur von 1834 bis 1842. Im Jahre 1837 im Sommer gab's eine Extra-Sitzung in Vandalia, an welcher der in Grund und Boden ruinirte Staatscredit durch neue Maß-

nahmen wieder aufgebessert werden sollte. Man hatte nämlich, veranlaßt durch die plausiblen Eisenbahnprojekte der früheren Sitzungen den Staat in fürchterliche Schulden gebracht. Dabei existirten freilich die Eisenbahnen meistens nur auf dem Papier. Daß in Folge solcher Verhältnisse das öffentliche Vertrauen wankte, und die Banken unsicher wurden, liegt auf der Hand. Wie wenig jedoch auch diese Sitzung zur Beilegung des Uebelstandes beitragen konnte, darüber mag uns das Urtheil eines damaligen Staats-Committeegliedes zur Inspizirung der Bank in Shawneetown aufklären. Auf die Frage, was er dort gefunden habe, erwiderte der Biedermann: „Viel guten Schnapps und Zucker, um ihn zu versüßen."

An der nächsten Sitzung im Jahre 1838 wurde Lincoln, da er der Führer der Whig-Partei war, als Vorsitzer des Hauses vorgeschlagen, aber bei der Abstimmung mit einer einzigen Stimme geschlagen.

Im Winter des Jahres 1840—41 hatte Lincoln seinen ersten Zusammenstoß mit Herrn Douglas, der nachher sein lebenslänglicher Gegner blieb. Douglas setzte nämlich an jener Sitzung die Neubesetzung der Appellations-Richterstellen durch und zwar so, daß dieselben anstatt von Whigs nun von Demokraten eingenommen wurden. Er hatte dabei die höchst gewissenlose Absicht, einen Streitpunkt zu Gunsten der Demokraten geschlichtet zu sehen. Lincoln und Oberst Baker protestirten gegen dies Verfahren im Namen des Volkes und des öffentlichen Vertrauens; aber leider ohne Erfolg.

Während all' dieser Jahre seiner legislativen Thätigkeit praktizirte Lincoln als Advokat in dem unfreundlichen, düstern Stübchen über dem Eckladen gegenüber dem sogenannten Square (freier Stadtplatz). Er war sich dabei ziemlich selbstüberlassen; denn sein Compagnon Stuart war entweder zur Congreß-Sitzung in Washington oder hielt Wahlreden auf seinem Distrikt, so daß von der so nothwendigen Fortbildung in seinem Fach keine Rede sein konnte; hatte er doch Niemand, der ihm hierin auch nur im Mindesten behülflich gewesen wäre. Als Advokat blieb in Folge dessen sein Ruf vorläufig noch in Zweifel. Dagegen entwickelte er sein ohnehin schon bedeutendes Stumpredner-Talent und seine humoristische Illustrations-Weise in einem Grade aus, daß er dadurch in Springfield-Kreisen die Seele der Gesellschaft und des politischen Lebens wurde.

Als sich daher die Whigs im Jahre 1840 mit der Hoffnung trugen, General Harison zum Präsidenten zu erwählen, und Lincoln zum "Presidential Elector" nominirt worden war, warf er sich mit der ganzen Wucht seiner stumprednerischen Beanlagung in den Wahlkampf. Wie er früher seine Faust- und Wettlauf-Uebungen siegreich bestanden hatte, so trug er auch in den nun oft sehr lebhaft geführten Debatten und Rede-Tournieren jedes Mal die Palme davon.

Bei einem derartigen Rede-Duell zwischen mehreren Führern der Whig- und der demokratischen Partei wurde er durch seine kernige, von Anekdoten und frischem Humor strotzende Schlußrede der Löwe des Tages. Der feierliche, pathetische Schluß dieser Rede ist einestheils ein Muster der Beredtsamkeit, anderntheils der Ausdruck seiner unerschütterlichen Beständigkeit im Kampfe für die heiligsten Menschenrechte eines freien Volkes. Er sagte:

„Hier, vor dem Angesichte Gottes und der Welt schwöre ich, ohne Rücksicht auf die etwaigen Consequenzen, ewige Treue für die nach meiner Ansicht gerechte Sache meines Landes, meines Lebens, meiner Freiheit und meiner Liebe. Wer, der mit mir im tiefsten Innern von dieser Ueberzeugung durchdrungen ist, wollte nicht mit derselben Entschlossenheit diesen Eid leisten! Niemand wanke, der da glaubt, daß er im Rechte sei, und der Sieg wird nicht fehlen. Sollten wir jedoch dennoch unterliegen, so sei es d'rum. Wir wollen indessen unserm Gewissen und dem entschwundenen Schatten unserer vaterländischen Freiheit zurufen, daß wir die heilige Sache, die sich unserer Ueberzeugung als eine gerechte aufdrang, und für die unsere Herzen glühend schlugen im Unglück und in Banden, in Verfolgung und im Tode ohne Zaudern vertheidigten."

In solcher Weise stürzte sich Lincoln in jenem Wahlkampfe in's politische Leben; und seine Briefe an seinen Partner Stuart thun deutlich dar, wie bangbesorgt und doch wie energisch und entschlossen er auf den Sieg des Whig-Tickets hinarbeitete.

Seine Befürchtungen waren indeß grundlos; denn Harison wurde im November zum Präsidenten erwählt und die Whigs hatten Gelegenheit, das „Beute-System," welches unter Präsident Jackson solche ungeheuren Dimensionen angenommen hatte, nun auch für sich zu verwerthen. Lincoln war jedoch diesem Bestreben mit Recht zuwider und in einem Brief an Stuart sagt er unter Anderm:

„Diese Neubesetzung der Aemter ist höchst lästig:— Ihnen gewiß noch mehr wie mir. Wie Sie wohl wissen, bin ich der Absetzung von Beamten lediglich zu Gunsten unserer Freunde, herzlich abgeneigt."

Wir schweifen jetzt ein klein wenig ab von Lincoln's politischer Laufbahn und berühren für einige Augenblicke eine höchst seltsame Wendung seines inneren Privatlebens.

Lincoln war von Natur kein Schwarzseher — kein Melancholiker. Allein nach seiner Verlobung im Jahre 1840 mit Fräulein Mary Todd von Lexington, schien er in seinem ganzen Wesen auffallend niedergedrückt. Selbst in seinen Briefen an Stuart kommt diese Gemüthsstimmung deutlich zum Ausdruck. Er sagt in einem derselben unter Anderem:

„Wenn ich Ihnen dieses Mal die Tagesneuigkeiten nicht nach gewohnter Weise summarisch mittheilen kann, so müssen Sie das schon entschuldigen, da ich nicht in der Lage bin, so zu thun. Ich bin nämlich gegenwärtig der unglücklichste Mensch in der Welt. Wenn das, was ich empfinde, von der ganzen Menschheit empfunden würde, so würden Sie in dieser weiten Welt kein glückliches Menschenherz finden können. Ob sich dieser Zustand je ändern wird — ich weiß es nicht. Ich ahne aber nichts Gutes. Allein diese Folter ist mir unerträglich. Es muß anders werden oder ich sterbe."

Die Ursache zu dieser unheimlichen Gemüthsverfassung Lincoln's hatte einerseits ihren Grund in der Ueberzeugung, daß zwischen ihm und seiner Verlobten nicht das rechte gegenseitige Verhältniß bestehe, andererseits aber in seinem unerschütterlichen Pflichtgefühl, welches ihn zur Untreue keinen Schritt wagen ließ und ihn daher der furchtbaren Folter, zwischen mangelnder Zuneigung und unverbrüchlicher Treue zu laboriren, überlieferte.

In Herrn Joshua F. Speed von Kentucky, der in Springfield ein Geschäft betrieb, fand Lincoln einen zutraulichen Freund, mit dem er seinen Herzenskummer theilte. Speed veranlaßte ihn denn auch, mit ihm eine Reise nach Kentucky zu machen, um sich zu zerstreuen und suchte überhaupt auf jede erdenkliche Weise, ihn aus dem Labyrinthe seiner verzweifelten Lage zu retten. Bis zu einem hohen Grade ist ihm denn das wohl auch gelungen; denn am 4. November 1842 wurde für Lincoln eine Heirathsbewilligung aus-

gestellt und noch an demselben Tage wurde das Paar von Pastor Charles Dresser getraut.

Freud' und Leid wechselten bei Lincoln beständig. Als er kurz vor seiner Hochzeit von Kentucky heimkehrte, verbreitete sich die Kunde, daß er Staatsgouverneur werden solle; und in der That wurde ihm die Nomination angetragen, für die er jedoch freundlich dankte und sie — ablehnte.

Bald darauf hatte er eine unangenehme Streitigkeit auszufechten. Ein gewisser Politiker, Namens Shields, glaubte sich durch eine von Lincoln veröffentlichte Satyre dermaßen beleidigt, daß er ihn zum Duell aufforderte. Da jedoch keiner von Beiden ernstlich begehrte sein Blut vergossen zu sehen, so fand die Angelegenheit eine friedliche Beilegung. Dies war übrigens das letzte Mal, daß Lincoln mit Jemand in einen persönlichen Streit gerieth.

In dem vorerwähnten Brief an Stuart hatte Lincoln diesem seinen Entschluß mitgetheilt, sich mit Richter Logan in Geschäftsverbindung zu setzen und in Folge dessen wurde im April 1841 die Firma Stuart & Lincoln aufgelöst. Es wird gesagt, daß Lincoln durch diese Verbindung erst anfing ein tüchtiger Rechtsanwalt zu werden. So wie Stuart gab es damals eine Anzahl Advokaten, die sich fast ausschließlich mit Politik beschäftigten und ihre juristische Fortbildung gänzlich vernachlässigten.

Selbstverständlich konnte ein derartiges Beispiel in seiner Advokatenpraxis für Lincoln nur demoralisirend sein. Dies nahm nun mit seiner Verbindung mit Logan eine andere Wendung; denn Logan war einer von den wenigen, die nebst der Politik ihre juristischen Studien mit allem Ernste betrieben. Den Rechtswissenschaften von ganzem Herzen zugethan, war Stephen Logan ein Mann von ungewöhnlicher Geradheit und Gerechtigkeitsliebe. Sein bisheriger Compagnon Baker, ein begabter aber leichtsinniger junger Mensch, war nicht nach seinem Geschmack. In Lincoln erkannte Logan ihm verwandte Charakterzüge und wählte ihn d'rum zu seinem Partner. Lincoln sah sich bald veranlaßt, dem Beispiel seines Collegen zu folgen und studirte fleißig in den Gesetzbüchern, so daß er nach kurzer Zeit schon in der Lage war, einen kritischen Rechtsfall zu übernehmen, zur großen Ueberraschung Logans, der ihn lediglich für einen ehrlichen Schwätzer gehalten hatte.

Vier Jahre währte diese für Lincoln höchst nützliche Verbindung, in welcher er zu einem der fähigsten Advokaten in Springfield heranreifte.

Nach seiner Verheirathung bezog Lincoln mit seiner Frau vorläufig das Kosthaus "The Globe." Hier wurde den Eheleuten ihr erstes Kind, der nachmalige Kriegsminister, Robert Lincoln, geboren. Späterhin baute Lincoln ein bequemes Haus an der Ecke 8. und Jackson Straße, in welchem er noch wohnte, als er in's weiße Haus berufen wurde.

Von seiner Melancholie völlig geheilt, konnte er sich nunmehr wieder entschiedener dem politischen Fahrwasser anvertrauen. Vorläufig diente er sein Jahr aus als Mitglied des Central-Committees der Whig-Partei und betheiligte sich entschieden an der damaligen (1842) Agitation zur Steuerung der Unmäßigkeit. Es handelte sich nämlich um den Versuch, zur Erinnerung und im Namen des edlen George Washington, der Unmäßigkeit einen moralischen Damm entgegenzusetzen. Im Namen Washington's —das war die Parole; und in diesem Namen hielt er seine begeisterten Reden für die Sache der sittlichen Reform seines Volkes. Unter Anderem sagte er in einer Rede im März 1842:

„Washington ist der größte Name unter den Sterblichen, der größte unter Denen, die der Welt nationale Freiheit gaben, der größte aber auch als Paßwort moralischer Reformbestrebungen. Diesem Namen keine Lobrede! Sie ist unnöthig. Den Glanz der Sonne zu erhöhen oder den Namen Washington's noch größer zu machen, ist beides gleich unmöglich. Niemand wage den Versuch. In ehrfurchtsvoller Begeisterung diesen Namen aussprechen und ihn in seinem unverhüllten Unsterblichkeitsglanze in die Ewigkeit hinüberstrahlen lassen — das ist genug."

Bibelwort im Volksmund.

Für Haus und Herd von G. M.

Goethe nennt die Bibel „das Buch der Völker." Sie ist auch das edelste Volksbuch, geeignet für jedes Volk und für Jedermann. Wilhelm von Humbold sagt: „Schwerlich kann es eine Geistes- und Gemüthsstimmung geben, die nicht in der Bibel einen entsprechenden Anklang fände." Sie redet zu uns so lieb und traut, so einfältig und verständlich, so warm und weise, wie eine Mutter zu ihrem Kinde.

Wir haben in unserer Umgangssprache, in unsern bildlichen Ausdrücken und sprüchwörtlichen Reden eine Menge Scheidemünze, die biblisches Gepräge hat, oft freilich entstellt und verwischt. Der Volksmund redet in Bibelworten, ohne es eigentlich zu wissen.

„Halte mir morgen den Daumen," bittet etwa ein Examinand am Vorabend des entscheidenden Tages seinen Freund, d. h. bete für mich, falte für mich die Hände; denn bei dem Händefalten wird in der That ein Daumen vom andern gehalten. „Das steht fest wie das Evangelium," „darauf kannst du schwören, wie auf's Evangelium." Ob solchen, welche also reden, wohl das Evangelium der Grund- und Eckstein alles Heiles ist? „Sie ist eine böse Sieben," hören wir sagen. Woher stammt die „böse Sieben?" Gelehrte, die unsere Sprache auf ihren Wortgehalt hin erforscht haben, behaupten einstimmig, daß sie aus der Bibel abgeleitet ist, entweder von der siebenten Bitte: „Erlöse uns von dem Uebel," oder von den sieben Todsünden, oder aus den Sprüchen Salomo's (Kap. 26) „es sind sieben Greuel in seinem Herzen," vielleicht auch von jener Sünderin, die von sieben Geistern besessen war.

„Ein Kanadier, der noch Europa's 'übertünchte' Höflichkeit nicht kannte," beginnt Seume sein Gedicht. Wer weiß, ob das Wortbild „übertüncht" in unsern Sprachschatz gekommen wäre, ohne die Rede Christi, in der er die Pharisäer „übertünchte Gräber" schilt. In der Zeitung ist angezeigt „N. N. ist im Herrn entschlafen." Wenngleich dem Inserenten die tiefe,

religiöse Bedeutung dieses Ausspruchs nicht klar sein mag, so ist es doch eine unbewußte Anwendung des Schriftwortes: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn u. s. w." „Nun hat die liebe Seele Ruh," — ist dies nicht ein Echo jenes Wortes, welches der thörichte Reiche im Evangelio spricht: „Habe nun Ruhe, liebe Seele, iß und trink?"

Es gibt aber auch genug Ausdrücke, welche der Bibel wörtlich entlehnt sind. Büchmann in seinem Buche: „Geflügelte Worte" zählt deren über hundert. Ist einer gar nicht oder zu kümmerlich gekleidet, so nennt man sein Aussehen „adamitisch." Ein hochgewachsener Mann wird „Riese Goliath," langer „Laban" oder ein „Enakskind" geheißen. Ist Jemand reich, so hat er „Mosen und die Propheten," oder er hat „Moos" (Abkürzung von Moses). Ist Jemand arm, dann ist er der „arme Lazarus;" ist er ein Geizhals, dann nennt man ihn einen „Diener Mammons;" ist er wohlthätig, so hat er die Ehre ein „barmherziger Samariter" zu heißen. Wir empfangen Briefe; ob nicht unter den vielen auch eine „Hiobspost" ist? Mancher bekommt wohl auch einen „Uriasbrief."

Judas ist der Typus aller Verräther, und Manchem brennt ein Judaskuß auf den Lippen. Hat einer einen Frevel verübt, oder hält man ihn für vom bösen Gewissen Gepeinigten, dann entdeckt man gewiß das „Kainszeichen" an ihm. Will man den andern etwas nicht glauben, dann muß der „ungläubige Thomas" herhalten. Sind böse Leute zusammen, schmiedet eine Gesellschaft schlimme Pläne, wird sie als eine „Rotte Korah" bezeichnet. Man mag an jener Gesellschaft nicht theilnehmen. Ach, da ist ja „Krethi und Plethi" beisammen. Sitzest du recht warm, bist du gut aufgehoben, dann bist du nach der Meinung des Neides oder nach deinem eigenen Urtheil wie in „Abrahams Schooß;" im andern Fall kannst du wie „auf Kohlen" sitzen. Ob unser Volk wohl die Bezeichnung „bitterliches Weinen" kennen würde für den Ausbruch tiefsten, untröstlichen Schmerzes ohne jene Beschreibung des Schmerzes Petri nach seiner Verleugnung?

Ein Freund oder Feind hat sich etwas herausgenommen; warte, wir wollen ihm „die Epistel" oder „Leviten" lesen! Da ist eine Stadt, in welcher die „Ungerechtigkeit überhand nehmen" will; das ist ja ein rechtes „Babel" oder eine wahre „Mördergrube," wohl gar „Sodom und Gomorrha." O, eine „egyptische Finsterniß!" ruft der eben in's Dunkle Hinaustretende. Ein gewaltiger „Nimrod" ist jener kühne Jäger. Sind zwei immer recht einig, so sind sie „ein Herz und eine Seele." Findet dabei ein Verhältniß gegenseitiger Fürsorge statt, so sagt man nach dem Psalmspruch, daß sie einander „auf den Händen tragen," und ist ein Theil besonders schutzbedürftig, so nimmt der andere ihn gewiß „unter seine Fügel." Anderwärts geht es weniger friedsam und zärtlich zu; es giebt ja „schlangenkluge" Menschen, die dabei vergessen „sanft wie die Tauben" zu sein; ja es giebt welche, die als „Wolf sich in Schafskleider" suchen zu hüllen.

Des Waldes schattiges Dunkel, welches dem müden Wanderer, nach angestrengtem Marsch eine angenehme Herberge bot, entlockte ihm die Worte Petri vom Berge der Verklärnng: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen." Ist's aber ein Weltkind, das also spricht, so möchte man ihm entgegnen: „wie kommt Saul unter die Propheten." Der Auswanderer träumt von einem Land, „wo Milch und Honig fließt," er findet sich zwar schrecklich getäuscht, wenn er's betritt, doch die „Hoffnung — auf bessere Zeiten — läßt ihn nicht zu Schanden werden." Na, einer muß ja immer der „Sündenbock" sein, tröstet man den ganz ungerecht Beschuldigten. Das ist der „wahre Jakob" klagt der Lehrer über jenen hinterlistigen stets auf seinen eigenen Vortheil bedachten Jungen. Der Mensch ist schon alt, er hat immer „herrlich und in Freuden" gelebt, ich glaube aber, er würde das Alter „Methusalems" erreichen, doch bald muß es auch bei ihm „Matthäi am letzten" heißen.

Die Bezeichnung „Perle" für etwas Auserlesenes, ist jedenfalls dem Gleichniß Jesu von der köstlichen Perle entlehnt. Auch das Gleichniß vom Sauerteig kommt in vielfacher Anwendung vor, wenngleich verschiedene Ausdrücke für die Wirkungweise des Sauerteigs gebraucht werden. Die Zeitungen nennt man „das tägliche Brod" des Volkes, und das Volk läßt sich mit „Träbern" abspeisen. Man „wirft auf Andere einen Stein," und „schlägt nicht immer an die eigene Brust." Wie viele Leute, denen weniger am Wohl als an der Wolle der Heerde liegt, sind als „Miethlinge" offenkundig! Ja, heute ruft man den Gefeierten ein „Hosianna" entgegen, bald mag er aber das „Kreuzige" hören müssen. In der Etats-Debatte ruft einer: seien Sie sparsam, es können auf die „sieben fetten Jahre sieben magere folgen." Im politischen Gespräch füllt das Wort: „Was kann aus — man denkt an Nazareth — Frankreich oder Spanien Gutes kommen!" Im Parteitreiben muß „Schiboleth" für Parole gelten. Mancher muß: Pater pecavi („Vater, ich habe gesündigt") sagen und möchte doch gerade nicht mit dem verlorenen Sohne zusammengestellt werden. Um „Feigenblätter" ist man nicht verlegen, sie werden nur zu reichlich

auch heute geflochten und angelegt. Wie Mancher „wäscht seine Hände in Unschuld," und ist doch so unentschieden und unredlich wie Pilatus. Jener ist ein „Pharisäer von der Fußsohle bis zum Scheitel." Dieser ein „schwankendes Rohr," ein Anderer zehrt vom „Mark des Landes." Die Erzeugnisse der Dichteradern und am Schreibfluß leidenden ergießen sich wie eine „Sündfluth" über das Land und man seufzt mit Sirach: „ach, des Büchermachens ist kein Ende!" Doch wir sind in's Klagen gekommen, wir wollen keine „Jeremiade" singen. Nun Adieu, „der Herr mit dir."

Die deutsche Sprache und das Christenthum.

Von Theodor Odinga, Berlin.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, wie sich der Einfluß des Christenthums auf alle nur denkbaren Beziehungen des menschlichen Lebens erstreckt. Nicht nur, daß das äußerliche Leben durch den heilsamen Einfluß des Christenthums anfängt sich umzugestalten; nicht nur das Staatsleben und das gesellschaftliche Leben ändert sich, nicht nur das Familienleben nimmt eine Wendung zum Besseren, — auch auf die Sprache hat das Christenthum den weitgehendsten Einfluß geübt.

Es bedurfte einer gewaltigeren Macht, als es die weltliche Kultur des Römerreiches war, um auf das Geistesleben der Germanen Einfluß zu gewinnen: diese erstand im Christenthum.

Von drei Seiten her ist den Germanen der neue Glaube gepredigt worden: die östlichen Stämme verdanken ihn der griechischen Kirche; irische und römische Glaubensboten haben den westlichen Stämmen und dem innern Deutschland das Evangelium gebracht. Das irische Christenthum scheint keinerlei Einfluß auf die deutsche Sprache gewonnen zu haben. Mit Byzanz waren hauptsächlich die Gothen in Berührung getreten und diese sind frühe untergegangen. Aber sie haben den übrigen deutschen Völkern eines der wichtigsten Wörter vermittelt, das Wort Kirche (=griechisch Kyriakón.) Auch Pfaffe, Pfingsten, Teufel dürfte durch die Gothen zu uns aus dem Griechischen gekommen sein, während dagegen Papst (= páppas) erst später eingewandert ist.

Alles, was später der griechischen Sprache entnommen, stammt nicht mehr aus unmittelbarer Berührung.

Am stärksten war natürlich der Einfluß des römischen Kirchenthums; mit den Belegen für diesen kommen wir auf den Boden geschichtlicher Zeit der deutschen Sprache: wir betreten das Gebiet des Althochdeutschen. Lateinisch sind die meisten Bezeichnungen für kirchliche Baulichkeiten und Geräthschaften: Klause, Kloster, Münster, Schule; Altar, Kanzel, Kreuz, Orgel; für kirchliche Aemter und Würden: Abt, Küster, Meßner, Mönch, Nonne, Priester, Probst, Sigrist; für kirchliche Gebräuche und Verrichtungen: Feier, Mette, Vesper, Messe und Segen; Almosen, Spende; opfern und predigen; auch für einzelne Vorstellungen der christlichen Religion: Engel, Marter, Pein, Plage, verdammen.

Alles Wörter, die so in Fleisch und Blut unserer Sprache übergegangen sind, daß wir kaum mehr ahnen, daß wir dieselben erst durch das Christenthum erhalten haben.

Von Bedeutung für die deutsche Sprache ist besonders die Arbeit der Geistlichkeit, besonders der Mönche. Von Wulfilas und seiner gothischen Bibelübersetzung ist an anderer Stelle gesprochen. Es folgt nun eine Uebersetzung nach der andern aus dem lateinischen Bibeltext, ein Mönch Notker übersetzt die Psalmen, ein anderer schreibt eine Lebensgeschichte Jesus, der als „Heliand" (Heiland) die deutschen Lande durchzieht und dessen Jünger als deutsche Fürsten geschildert werden, Otfried gibt eine Evangelienharmonie in deutscher Sprache heraus, Wiliram verfaßt eine Auslegung des hohen Liedes und es entsteht auch ein Epos Pilatus.

Wir sehen, die Mönche sind auch literarisch recht thätig für die deutsche Sprache. Ja es gab eine Zeit in Deutschland, wo sie fast die einzigen waren, die schreiben konnten, und es gab einen deutschen Dichter des 12. Jahrhunderts, der einem Schreiber seine Verse diktirte, weil er selbst nicht schreiben konnte.

Großes leisteten die Mönche für die deutsche Sprache, auch durch die Gründung von Schulen, wo die Sprache gut gepflegt wurde. Ich erinnere an die besonderen berühmten Klosterschulen von St. Gallen und von Fulda, die lange Zeit fast die einzigen Stätten sind, die uns schriftliche Kunde von unserer Sprache geben.

Und durch die ganze Dichtung unseres Volkes zieht sich von jetzt an ein ganz anderer Ton: das heidnisch Rohe und Grausame schwindet: das Volk tritt in den Kreis der Kulturvölker ein.

Ungeheuer groß ist der Einfluß, den das Christenthum auf unsere deutsche Sprache hatte: denn es ist es, das von nun an die Trägerin deutscher Zunge wird; freilich pflegt die Geistlichkeit neben der deutschen Sprache noch mehr

die lateinische. Erst Luther hat mit derselben in der Kirche aufgeräumt und dafür unsere deutsche Sprache gesetzt; indeß trotz der lateinischen Kirchensprache gebührt doch der Geistlichkeit der Ruhm, die deutsche Sprache uns überliefert und weiter ausgebildet zu haben.

Etwas von der Wohlthätigkeit.

Weiß nicht, wo ich einmal gelesen habe, bei der Wohlthätigkeit müsse man nahsichtig und fernsichtig sein. So ist es auch sicherlich. Nahsichtig und kurzsichtig ist, wer nur in der Nähe gut sieht, in die Ferne aber schlecht oder gar nicht.

So gibt's gar manche Leute, die schon ganz gern ihre Almosen geben, aber sie sind nahsichtig dabei, sie geben nur den Armen in ihrer nächsten Umgebung; das Elend, das leibliche und geistliche Elend, das weiter hinausliegt, sehen sie nicht und es kümmert sie nichts. Sie sagen vielleicht auch, wie jener Mann: „Wozu so manche blanke Mark für die Hottentotten ausgeben und Socken stricken für die Kaffern, während es doch der Armuth so viel bei uns gibt?"

Solchen nahsichtigen Leuten fehlt es an einer Brille, mit der man auch in die Ferne schärfer sieht, und diese Brille ist die wahre christliche Liebe; die macht den Blick weit und auch das Herz weit, daß man es macht wie die Korinther, die dem Paulus gern ihre Scherflein für die arme Gemeinde zu Jerusalem gaben, trotzdem zwischen Korinth und Jerusalem ein großes Meer liegt und in beiden Städten eine ganz verschiedene Sprache gesprochen wurde.

Diese Liebe macht uns zu Schuldnern „beides, der Juden und der Griechen," derer, die in unserer Nähe sind, wie derer, die in der Ferne wohnen, und treibt uns, mit unserer Gabe mitzuhelfen, daß das Reich Gottes mit seinem mannigfachen irdischen und himmlischen Segen überall hinkomme.

Dann gibt es aber auch Geber, die weitsichtig sind, die spenden ihre Gaben oft nur für Reichsgotteszwecke und übersehen dabei des Elends und der Armuth, die in ihrer Nähe ist. Damit wird leicht bei denjenigen, die übersehen werden — und manchmal sind's die eigenen Hausgenossen, — Verbitterung angerichtet. Für diese Weitsichtigkeit aber hat der Herr, unser Heiland ein kräftig Recept geschrieben, das steht Mark. 7, 11—13, wo der geneigte Leser nachsehen kann.

Des weiteren meine ich aber, bei der Wohlthätigkeit müsse man auch nachsichtig sein können. Die Wohlthätigkeit und die Dankbarkeit, das sind zwei Tugenden, die sich nicht allzuhäufig begegnen. Die erstere möchte aber die letztere gern immer sehen, und wenn sie sie nicht erblickt, so wird sie leicht verdrossen und zieht sich in den Schmollwinkel zurück. Darum nachsichtig beim Spenden der Scherflein! Das meint der Apostel ja wohl auch, wenn er davon redet, daß die Liebe langmüthig ist und sich nicht erbittern läßt, alles glaubt und hofft und nimmer aufhöret. Also nachsichtig — aber doch auch vorsichtig! Der Apostel sagt auch: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen; wenn also einer nicht arbeiten will, so soll man ihn auch nicht mit Almosen füttern und seiner Faulheit nicht auch noch ein Lotterbettlein machen. Unter Umständen ist eine tüchtige Kopfwaschung besser als ein Markstück, und wenn du einem Arbeit verschaffen kannst, ist's auf alle Fälle nützlicher, als wenn du ihm die schönsten Braten hinstellst.

Und noch eins zum Schluß: Wenn du recht wohlthätig sein willst, dann mußt du auch umsichtig sein, nämlich in deinem Haushalt, in deinen Ausgaben. Da klagt Mancher, er möchte auch gern etwas geben, aber es bleibe ihm nichts hiefür übrig. Das ist aber gar kein Wunder, wenn es an der genannten Umsicht fehlt. Mach's nur wie jener Graf, der jährlich bedeutende Summen schenkte, aber daheim zusah, daß auch mit dem Zündhölzchen nicht verschwenderisch umgegangen wurde; oder wie jener reiche Holländer, der dem collektirenden Pastor Fliedner ein Säckchen mit fünfzig Gulden in die Hand drückte. Fliedner dankt ihm, und im Begriff zu gehen, merkt er, daß der Holländer mit einer gewissen Aengstlichkeit dem Säckchen nachsieht. Fliedner denkt, daß er wohl das Säckchen wieder zurück haben möchte und sagt, wenn er es wünsche, wolle er ihm das Säckchen wieder zurückgeben. Da heitert sich das Gesicht des Holländers auf. und er ruft freundlich: "Ja wel, myn Heer, de zakjes zyn zeldzam" (die Säckchen sind rar.) So ähnlich mach's, und die Scherflein zum Spenden werden sich schon einstellen.

(Nachbar.)



Kuriositäten aus den Zeiten der ersten Präsidenten-Wahlen.

Für Haus und Herd von W. Fotsch.

So jung unsere Republik noch ist, so hat sie doch auch ihre „gute alte Zeit."

Diese beginnt natürlich mit Washington und reicht bis auf Monroe. Und vor jenes Mannes berühmter „Monroe Doctrin" bekam der stolze dritte Napolium noch solchen Respekt, wie weiland wir Schweizer Knaben vor einem Berggeist.

Am ersten Mittwoch des Januar 1789 erwählte das Volk unseres Landes seinen ersten Präsidenten. Am ersten Mittwoch des Februar traten die Electoren der verschiedenen Staaten zusammen um einen Präsidenten und Vice-Präsidenten zu finden. Am ersten Mittwoch des März (4.) versammelte sich der erlauchte Congreß zu New York, um die Electoral-Stimmen zu zählen und die neue Staatsmaschine in den Gang zu bringen.

Die erste Präsidenten-Wahl fand in einer sehr kalten Winterszeit statt, und Madison konnte es nie lassen, seine Witze darüber zu machen, und seinen Freunden zu erzählen, wie kalt es bei jener Winterwahl zuging.

Bekanntlich „lief" er damals für den Congreß in Virginien gegen J. Monroe; beide wurden hernach auch Präsidenten und Letzterer des Ersteren Nachfolger.

Washington, Adams und Jefferson hielten nie politische Reden zu Gunsten des zu erstrebenden Amtes. Nur der witzige Madison konnte weder seine scharfe Zunge, noch seine spitzige Feder bezähmen.

So bestieg er an einem Sonntag Nachmittag sein Pferd, und ritt auf eine lutherische Kirche los; denn zur Anhörung politischer Reden nahmen sich unsere fleißigen Väter an Werktagen keine Zeit. Es war auch wieder bitter kalt. Und als die guten Leute aus dem späten Morgen-Gottesdienst kamen, bestieg Madison einen Baumstumpen und brachte seinen Redestrom in raschen Fluß. Aber in der Hitze des Wortkampfes erfror eines seiner Ohren, und später hat er oftmals als Volkshaupt vor fremden Würdenträgern auf sein Ohr gedeutet, mit dem Vermerk, daß er auch ebenso ehrenhafte Mahle trage, als mancher Kriegsmann.

Bekanntlich stimmte alles Volk für den Vater des Landes, für Georg Washington. Doch schien es, als ob Niemand die Vice-Präsidentschaft verlangte. Aber es war selbstverständlich, daß, da Virginien den Präsidenten gab, Massachusetts den Vice-Präsidenten liefern sollte, Sam. Adams, John Hancock und John Adams waren auf der Liste. Aber der Gouverneur Hancock war zu stolz, um nur den zweiten Platz anzunehmen. Adams hielt man der neuen Regierung nicht günstig genug, und so nahmen die Väter den gewandten John Adams. Dieser kam eben von England und Holland zurück, allwo er die Rechtsame unseres Landes mit großer Fähigkeit vertrat. Seine Nachkommen bewahren heute noch eine goldene Kette mit Medaillon, welche Holland's höchster Magistrat, im Werth von 1300 Gulden, als Ehren-Angebinde in seine Hände legte.

Als an jenem 4. März der Congreß versammelt war, fand sich kein Quorum in keinem der beiden Häuser. Deßhalb mußten sich die Häuser vertagen und sich gedulden, bis die biederen Congreß-Männer herbeikamen.

Doch schienen diese keine besondere Eile zu haben. Einige hatten eben auch vom schönen Georgien und vom lustigen New Hampshire herzupilgern, und das war dazumalen sehr — sehr weit, und die Eisenbahn war eben auch noch nicht erfunden.

So verging Woche um Woche, aber es kam keiner. Nun wurden die säumigen Herren per Eilpost eingeladen, sich doch endlich nach New York zu sputen.

Und also verging der Monat März. Selbst die aus New Jersey waren noch nicht gekommen. Madison berichtete an Washington die Ursache, weßhalb die sonst so Wackeren von New Jersey fehlten. Es war daselbst nämlich noch gar kein Tag bestimmt, wenn die Wahl zum Abschluß kommen sollte, und daß einige Counties 3—4 Wochen lang wählten, bis der Gouverneur endlich den Handel zum Abschluß zu bringen geruhte.

Endlich am 6. April fand sich das Quorum. Washington bekam sämmtliche Electoralstimmen, und Adams wurde aus 69 mit 34 zum Vice-Präsidenten erwählt.

Dann sandte der Senat den Sekretär des Continental-Congreß, Chas. Thompson, nach Mt. Vernon, um Washington von seiner Wahl in Kenntniß zu setzen. Sylvanus Bowen ging nach Quincy, um Madison die Neuigkeit zu bringen.

Damit vergingen wieder fünf Wochen im Warten auf das Oberhaupt.

Als der gute Georg merkte, daß er bald Landesvater werde, bat er seinen Freund, Gouverneur Morris, er solle ihm eine „feine goldene Uhr" besorgen, und sandte ihm zum Ankauf „fünfundzwanzig Guineen für Uhr und Schlüssel." Bushrod Washington Adams hat sie jetzt im Besitz.

Thompson brauchte sieben Tage von New York nach Mt. Vernon. Dort angelangt, fand er Washington nicht zu Hause. Nachmittags kam W. zurück, und unterhielt sich zwei Stunden mit Thompson. Dann ging's wieder auf's Pferd, um die alte 80jährige Mutter zu besuchen und sich von ihr für's Leben zu verabschieden. Am nächsten Tage kam er wieder nach Mt. Vernon zurück.

Am 16. April verließ Washington mit Thompson und Col. Humphrey seine geliebte Heimath, „fühlte aber mehr wie einer, der vor Gericht seinen Prozeß erwartet, als wie ein siegreicher General, den der höchste Magistrat an die Spitze eines freien Volkes ruft."

Diese erste Präsidentenfahrt gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. In Alexandria gab's ein großes Dinner. Was in Baltimore Pferde hatte, ritt ihm sieben Meilen weit entgegen, und die Stadt gab ein großes Festmahl. Der Gouverneur von Pennsylvanien kam ihm mit vielen Berittenen entgegen bis an die Staatsgrenze und geleiteten ihn nach Philadelphia, wo Washington unter dem Jubel des Volkes einzog.

In Trenton kamen ihm dreizehn Mädchen entgegen; sie sangen ein Siegeslied und streuten ihm Blumen auf den Weg. Aber New York that es allen zuvor. Ein Boot mit dreizehn weißgekleideten Piloten nahm ihn in Elisabeth Point an Bord, woselbst ein Committee vom Congreß auf ihn wartete. Diesem Schiffe folgten eine Unzahl beflaggter Schiffe aller Gattungen, und selbst ein spanisches Kriegsschiff grüßte mit dreizehn Kanonenschüssen.

Ein Vierspänner sollte den Präsidenten in seine Herberge bringen, aber der merkwürdige Mann zog

es vor, zu Fuß zu gehen. Das Volk war fast außer sich vor Freude.

In einem gemietheten Hause in der Cherry Straße dinnirte er mit Gouverneur Clinton.

Dieser musterhafte erste Präsident blieb sich stets gleich und ruhig, sowohl im Schlachtendonner, als im betäubenden Volksjubel; denn er erinnerte sich, wie viel dies Volk von ihm und seinem schweren Amt erwartete.

Unterdessen disputirte der Congreß lange über den Titel des Präsidenten: „Wie soll man ihn anreden?" Madison's Vorschlag wurde angenommen, ihn einfach: „Präsident der Vereinigten Staaten" zu nennen.

Endlich kam der Inaugurationstag. Um 9 Uhr wurde in allen Kirchen New York's Gottesdienst gehalten. Um 12 Uhr begann die Procession. Washington trug einen dunkelbraunen Anzug, aus „eigenem häuslichem Fabrikat," weiße seidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen, ein prächtiges Schwert aus gutem Stahl, gepuderte Haare nebst dem unvergeßlichen Zopf.

Die Eidesleistung ist heute noch dieselbe und Allen wohl bekannt.

Im Jahre 1792 fand die zweite Wahl statt. Es war wieder kalt. Doch gab's damals noch keine Fackelzüge, noch Massen-Versammlungen, noch solch' glühende Zeitungs-Artikel, wie in unsern Tagen, alles ging still und friedlich zu.

Der ehrliche George suchte den zweiten Termin nicht, sondern äußerte: „Ich will lieber auf meine Farm gehen und mit dem Spaten und Schaufel arbeiten, als Präsident sein." Nur aus Liebe zum Lande nahm er die zweite Wahl an.

In Washington's Kabinet saß zu seiner Rechten Thom. Jefferson als Staats-Sekretair, ein langer röthlicher Mann mit rother Weste, er spricht und denkt gerne französisch. Alex. Hamilton sitzt dem Präsidenten gegenüber, ein kleiner, eleganter Mensch mit ausgezeichneten Gesichtszügen, mit blauem Rock, vergoldeten Knöpfen, weißer Weste und seidenen Strümpfen. Er ist freundlich wie ein Mädchen, vielleicht weil er der Jüngste ist. Neben ihm sitzt Gen. Hry. Knox, Kriegs-Sekretär, ein großer, kräftiger Kriegsmann; nebst dem Virginier Ed. Randolph, ein behutsamer Advokat.

Einen Gen. Postmeister, noch Sekretär des Inneren, noch der Flotte brauchte man noch nicht. Der Staats-Sekretär mit Gehülfe bekamen $250 per Jahr. Und Knox Armee bestand aus 600 Soldaten.

Zuerst ging's im Kabinet gut, aber schon nächsten Monat geriethen Jefferson und Hamilton hinter einander wie „zwei Kampfhähne," wie sich der Erstere ausdrückte.

In Boston wurde im Januar ein ganzer Ochse gebraten zur Verherrlichung des Erfolgs der französischen Republik; 16 Pferde wurden vor den Wagen gespannt, mit deren Lilie und unsern Sternen geziert und viele Wagen folgten mit Brod und Punsch. In Faneuil Hall saßen 300 Gäste mit Sam. Adams an der Spitze, dem Gouverneur und dem französischen Consul. Als aber Louis XVI. guillotinirt wurde, wurden die Knaben nicht mehr Louis getauft.

„Millionen für Vertheidigung, aber keinen Cent als Tribut," war das Motto des Wahlkampfes von 1800.

Präsident Adams sandte den Karoliner Pinckney, den Virginier J. Marschall und Gerry von Massachusetts als Gesandte nach Paris.

Daselbst kamen schon den nächsten Tag Musiker und verlangten das übliche Geschenk von 20 Guineen. Dann erschien eine Deputation der Fischer-Weiber und küßten die Amerikaner, wofür sie eine Guine bekamen. Endlich kamen Einige vom Direktorium mit dem Verlangen, unser Land müsse Frankreich Geld leihen und sogleich forderten sie für die fünf Direktoren 1200 Franken. Nach kurzer Berathung rief ihnen Gen. Pinckney zu: „Wir geben keine sechs Pence."—Und zur Bekräftigung rief er ihm obiges Schlagwort in's Gesicht.

Gerry blieb in Paris, die Andern gingen wieder heim. Die französische Unverschämtheit rüttelte Oncle Sam auf. Eine Flotte wurde geschaffen, um die diebischen Franzosen zu züchtigen, und als unsere „Constelation" die französische Fregatte „l'Insurgente" besiegte, verfiel unser Volk in einen sonderlichen Siegestaumel. Mit dieser Glorie endete Adam's Präsidentschaft.

Die Wahl von 1800 ergab für Thom. Jefferson 73 und für A. Burr dieselbe Zahl. Damit war die Volkswahl unentschieden. Der Congreß entschied sich bekanntlich für den Ersten. Thomas war früher sehr royalistisch gesonnen, wurde aber in Paris mehr republikanisch gestimmt. Er ging oft in die Hütten der Armen, schaute in ihren Kessel, aß mit ihnen ihr schwarzes Brod, saß auf ihr hartes Bett, und behauptete sein Lebenlang, daß „ein **fleißiges Volk** nicht einen Theil der Nation, **sondern die Nation selbst ausmache.**"

Adams saß, seit einigen Monaten im weißen Haus auf glühenden Kohlen. Burr gestand murrend, daß er sich dem Volkswillen füge, während Jefferson sie vor „Betrug" warnte, „sonst wird euch die republikanische Partei mit Gewalt widerstehen.

Dieser Warner wurde im März 1801 inaugurirt. Um 12 Uhr schwang er sich auf sein Pferd vor seinem Boardinghaus in dem kleinen, ungesunden Washington, und ritt zum neuen Capitol. Dort stieg er ab, und band sein Pferd selbst an einen Fencepfosten an rc. Du köstliche Einfachheit!

In der guten alten Zeit wurden die Präsidenten nicht von Volksversammlungen nominirt, sondern im Caucus der Congreßleute. Bekanntlich wurde der „gute Thom" wiedererwählt, mit Clinton, statt dem streitsüchtigen Burr.

Die Centralfigur der 4. Juli-Feier von 1802 war „Jefferson's großer Käs." Zu Cheshire, Mass., lebte nämlich ein Prediger, gebürtig aus Virginien, John Leland, welcher Jefferson's zweiten Termin auf die originellste Weise begünstigte.

Er machte nach der Predigt auf der Kanzel bekannt, daß Jedermann, der Kühe habe, die Milch von einem Tage in Capitain Brown's Mühle bringen solle. Die Milch floß bald in Strömen, und als der riesige Käs fertig war, bestieg Leland einen Klotz, gab ein Lied aus und hielt ob dem Käs eine enthusiastische Rede.

Dann wurde der Käs, er wog 1600 Pfund, dem Präsidenten gewidmet. Zur Winterszeit wurde er auf einen Schlitten geladen, und nach drei wöchentlicher Fahrt kam Leland in Washington an.

Alle Parteien begrüßten die wunderliche Post mit großem Jubel. Vor Jefferson's Haus wurde Halt gemacht, und mit passender Rede dem Präsidenten das Geschenk übermittelt, worauf der „große Vater" mit Dank den Käs in Empfang nahm, und mit einem Messer ein großes Stück herausschnitt und unter die Staatsmänner vertheilte.

Dann wünschte das Würdighaupt, Leland solle den Käs wieder nach Cheshire nehmen, auf daß ihn die



Geber zu schmecken bekämen. Aber der verehrte Leland überließ das Geschenk dem Präsidenten, und ein großer Theil desselben zierte noch die nächste vierte Juli-Feier.

Den besten Handel brachte Thom. Jefferson mit Napoleon zu Stande, indem er dem räuberischen und verschwenderischen Corporal das „Louisiana-Gebiet“ für eine Hand voll Gold abkaufte, welches jenem Völkerspieler blos einige Wochen ausreichte. Der wackere Monroe brachte den Handel in Paris für 15 Millionen Dollars zum Abschluß.

„Die Erwerbung jenes Territoriums,“ sagte Napoleon zu unserm fünften Präsidenten, „befestigt die Macht der Vereinigten Staaten für immer, und damit habe ich England einen Rivalen zur See auf den Rücken gesetzt, welcher früher oder später seinen Stolz demüthigen wird.“

Dies hatte der berechnende Franklin schon erkannt, und darum fischte er schon vor zwanzig Jahren darnach. Aber die Diplomaten in Paris sagten ihm: „Was, die Mündung des Mississippi verkaufen? — Das hieße ja unsere Hausthüre verschachern!“

Wie es einem Pastor aus dem Hinterwalde mit laxer Moral im Osten erging.

Eine auf Thatsachen beruhende Erzählung für Haus und Herd von A. Gröbe.

I.

Die Ankunft am Hudson.

Es war an einem warmen Nachmittage im Frühherbst des Jahres 1883 in Hoboken, N. J., als aus einem der Pullman Palast-Waggons des soeben angekommenen Delaware und Lackawanna Expreßzuges ein etwa vierzigjähriger Mann hervorkam, dessen ganze Haltung, Schnitt der Kleidung, sowie Physiognomie es verrieth, daß er dem geistlichen Stande angehörte.

Er trug eine goldene Brille, langes Haupthaar und ein wohlgepflegter, schöner schwarzer Vollbart schmückte sein blühendes, von Gesundheit strotzendes Angesicht, und als er mit großem, schweren Handkoffer, Stock und Regenschirm ausgerüstet, im geräumigen Wartesaal erschien, um sich zu orientiren, da richteten sich aller Augen auf seine kräftige, recht imponirende Gestalt.

Als er das Depot verlassen hatte, bestieg er eine in der Nähe haltende Miethkutsche und bald befand er sich vor dem berühmten, in der Hudsonstraße gelegenen Gasthause des Herrn B., das wegen seiner ausgezeichneten Table d'hote und anderer Vorzüge von Reisenden aus aller Herren Länder frequentirt wurde.

In das Hotel eintretend, wurde er von dem wohlbeleibten Wirth mit der größten Freundlichkeit begrüßt und herzlich willkommen geheißen. Im vorgelegten Fremdenbuch registrirte er sich als: Rev. X. aus A., einem Hinterwaldstädtchen im westlichen Theile des Staates Pennsylvanien.

Nachdem der Hausclerk ihm ein Zimmer angewiesen, und er Toilette gemacht hatte, setzte er sich mit einer Anzahl anderer Gäste an die Tafel und ließ dem vorgesetzten „Imbiß“ volle Gerechtigkeit widerfahren.

Mit der allergrößten Offenheit, als befände er sich unter lauter intimen Freunden und Bekannten, erzählte er unter Anderem der Tischgesellschaft, daß er als wohlbestallter Pastor einer großen evangelisch-lutherischen Gemeinde, auf sechs Monate beurlaubt worden sei, um eine schon längst geplante Reise nach Deutschland zu machen, theils um sich einigermaßen von der anstrengenden Pastoralarbeit zu erholen, theils auch um seine noch dort lebende Mutter, eine Pfarr-Wittwe, zu besuchen.

„Daß die Gemeinde, welcher ich schon seit zehn Jahren als Seelsorger vorstehe,“ fügte er noch hinzu, „mich recht gerne hat, und meine ihr geleisteten Dienste zu schätzen weiß, geht besonders auch noch daraus hervor, daß der Präsident des Vorstandes mir am Vorabend meiner Abreise im Namen derselben eine große, werthvolle, goldene Uhr nebst ein paar Hundert Dollars-Zehrpfennige, als Geschenk überreichte.“

Bei diesen Worten des „Geistlichen“ schauten sich ein paar junge, feingekleidete Männer an einem Nebentische mit verständnißmäßigen Blicken an, und während der eine sich langsam nach des Buchhalters Pult begab und einen verstohlenen Blick auf das Adreßbuch warf, trat der andere dicht zu dem Pastor heran und sagte: „Entschuldigen Sie meine Freiheit, mein Herr; ich möchte Sie nur zur Vorsicht ermahnen, damit Sie nicht in dieser Hafenstadt um Ihre Werthsachen betrogen werden, was schon oft vorgekommen ist.“

„Seien Sie meinethalben ohne Sorgen, mein Freund,“ erwiderte der Angeredete, „ich bin kein Kind mehr, und zudem möchte ich den Taschendieb sehen, der so lange Finger hat, um mir in die innere zugenähte Westentasche zu greifen.“

„Nun, wie dem auch sein mag, so schadet es Ihnen doch auf keinen Fall vorsichtig zu sein,“ sagte der wohlmeinende (?) Fremde und verließ dann mit seinem Zunftgenossen zufriedenen Angesichts das Haus.

II.

Ein vorgeblicher früherer Kirchengänger.

Pastor X. kannte offenbar trotz seiner großen Belesenheit nicht die Gefahren einer Großstadt, denn sonst hätte er keineswegs so offen und frei in Gegenwart von so vielen fremden Personen in seinem Hotel über gewisse Dinge geredet.

Nach einem erquickenden Schlafe stand der Held unserer Erzählung am nächsten Morgen vom Lager auf. Der Tag war schön und lieblich und nach dem Frühstück trieb es ihn hinaus in's Freie. Ein kurzer Spaziergang im aristokratischen Theile Hoboken's, dachte er, könne nur wohlthätig auf ihn einwirken.

Nachdem er fröhlichen Herzens Straße auf- und abgegangen war und die schönen Residenzen der Patrizier bewundert, lenkte er seine Schritte nach dem nahen Hudson-Fluß und begab sich nach dem Landungsplatz der Hamburger und Bremer Dampferlinien, um die

stattliche „Donau," auf welcher er die Reise über das Weltmeer zu machen gedachte, wenigstens von der Außenseite her in Augenschein zu nehmen.

Als er an der Schiffswerfte stand und mit sichtbarem Interesse einer Anzahl Männer zuschaute, die den von der letzten Seereise etwas stark mitgenommenen Dämpfer reparirten und einen neuen Anstrich gaben, da nahte sich ihm ein freundlicher junger Mann und den Hut graciös ziehend, sprach er: „Guten Morgen, Herr Pastor; ich habe Sie auf den ersten Blick sogleich wiedererkannt und freue mich herzlich Sie hier in Hoboken zu begrüßen. Sie kennen mich doch wohl noch?"

„Ich kann mich wirklich nicht erinnern mit wem ich die Ehre habe zu reden, obgleich mir Ihr Gesicht bekannt vorzukommen scheint. Wie heißen Sie denn, wenn ich fragen darf, und wo kommen Sie her?"

„Was? Sie kennen mich nicht mehr, Herr Pfarrer? Ich heiße Herzog und komme von A. in Pennsylvanien und war, wenn auch kein Glied Ihrer Gemeinde, doch ein fleißiger Besucher der Kirche — da mir Ihre Predigten sehr entsprachen. Wohl bin ich schon etwa fünf Jahre von Ihrem Heimathsort fort und hier im Osten thätig, doch, wenn Sie nach A. zurückkommen, so erkundigen Sie sich nur nach meinem Namen und Sie werden es in Erfahrung bringen, daß mich dort beinahe Jedermann und zwar als Ehrenmann kennt. Ich muß mich nur wundern, daß ich Ihnen ein Fremdling zu sein scheine, der ich doch so lange in Ihrer Kirche ein- und ausging und selbst von Zeit zu Zeit, wie etwa bei Hochzeiten und Kindtaufen, persönlich mit Ihnen in Berührung kam." —

Pastor X. freute sich über alle Maßen mit einem seiner ehemaligen (?) Kirchengänger so unerwartet zusammen zu treffen. Er hegte nicht den geringsten Argwohn, daß dieser ihm so freundlich entgegentretende Mann ein maskirter Gauner sein könne, der seine Mittheilungen im Gasthause mit angehört, sein wirklicher Name und Wohnort aus dem Fremdenbuch erfahren und ihm nun in den Weg trete, um ihn in sein Netz zu ziehen und schließlich zu berauben, und doch war dem so. Ja, dieser vorgebliche alte Bekannte des Herrn X. war in Wirklichkeit nichts Anderes, als eines der listigsten Mitglieder einer notorischen Verbrecherbande, die schon so viele arm und elend gemacht und in's Unglück gestürzt hatten.

Ein Bund der Freundschaft war nun bald, wie man sich denken kann, zwischen den beiden geschlossen. Der junge zuvorkommende Mann erbot sich aus freien Stücken dem Pastor zum Führer an, um ihm am Nachmittage und Abend die „Sehenswürdigkeiten" der großen Weltstadt, jenseits des Stromes, deren Herrlichkeit er in den glänzesten Farben schilderte, zu zeigen.

Was konnte dem Hinterwalds-Pfarrer erwünschter oder angenehmer sein? Die paar Tage, die ihm noch bis zur Abfahrt der „Donau" zur freien Verfügung standen, konnte er gewiß nach seiner Meinung nicht besser anwenden, als wenn er an der Seite dieses Mannes die Stadt New York durchwandere. Seine dabei gemachten Beobachtungen und Studien wollte er dann später, nach seiner Rückkehr aus dem alten Vaterlande, praktisch als Theologe und Journalist verwerthen. Nach einer diesbezüglichen Verabredung schieden die Beiden auseinander, um am Nachmittage von B. Hotel aus, die Wanderung nach der großen Metropole anzutreten.

III.

Ein durch Bier und Wein betrogener Mann.

Um die bestimmte Zeit betrat Herzog die Gaststube des oben genannten Hotels, wo er offenbar kein Fremdling war, denn die Bedientesten, wie der dicke Wirth selbst, nickten ihm gar freundlich zu.

Pfarrer X. wartete schon seiner und im allerbesten Humor trat er mit seinem Geleitsmann den Spaziergang (?) an, der für ihn, wie wir bald sehen werden, ein solch trauriges Ende nehmen sollte.

Ob er wohl vorher im Kämmerlein, im ernsten Gebet, Gott um gnädige Bewahrung vor Schaden nach Leib und Seele angerufen hatte? Wir bezweifeln es. — —

In New York angekommen, statteten sie zuerst dem Postamts-Gebäude, der Stadt-Halle, der Suspensions-Brücke, der Tombs, dem bekannten Stadtgefängniß, das so viele Mörder und notorische Verbrecher birgt, und mehrere andere öffentliche Plätze im unteren Stadttheile einen kurzen Besuch ab.

Dem „Hinterwälder" kamen alle diese Bauten und Kunstwerke so schön und großartig vor, daß er darüber alles Andere vergaß und scheinbar oft nicht wußte, wache oder träume er.

Auf seinen Freund (?) machten natürlich alle diese Dinge, die er so sehr bewunderte, wenig oder gar keinen Eindruck; er hatte nur ein Ziel im Auge, und das war die Aneignung von Pastor X. Geld und Werthsachen, und darauf steuerte er mit aller ihm zu Gebote stehende Macht los.

Durch das viele Hin- und Herwandern, und da es auch zudem ein heißer Tag war, wurden die beiden recht müde und erschöpft. Vor einem der vielen Trinklokalen in Pearl Straße, aus welchem Musik, Gesang und wilder Lärm ertönte, machte der Führer plötzlich Halt und sprach: „Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir uns hier ein wenig ausruhen würden und den brennenden Durst durch ein Glas Gerstensaft löschten? Doch vielleicht verbieten Ihnen etwaige Temperenzgrundsätze oder Gelübden, gleich vielen anderen Geistlichen, ein derartiges Haus zu betreten und eins zu trinken? Wenn so, dann will ich Sie gewiß nicht zwingen mit mir hineinzugehen." — —

„Das ist keineswegs der Fall bei mir, mein lieber Mann," erwiderte Herr X. „Sie kennen mich schlecht. Ein Temperenzler war ich nie und bin auch nicht und hoffe ich auch niemals zu werden. Ich habe es, trotz meines Standes, noch nie für Unrecht gehalten, einen respektablen (?) Saloon zu betreten und ein Glas Lager oder Wein zu trinken; dieses Zeugniß können mir alle Wirthe in A. ausstellen."

„Nun, dann kommen Sie," rief Herzog freudig erregt, „wir finden da drinnen eine heitere Gesellschaft beisammen. Um die Zeche brauchen sie sich nicht zu kümmern, die zahle ich." — — Beide traten ein und setzten sich an den Tisch. Auf einen Wink des jungen Mannes brachte eine Kellnerin das gewünschte Gebräu. X. wollte sich zuerst mit einem Glas begnügen, aber sein Begleiter lachte ihn aus und sagte: „Ein Glas, was ist das? Sah ich doch oft, wie Sie bei Hochzeitsfesten und Kindtaufen vier bis fünf Glas tranken. Wenn sie heuzutage nicht mehr als ein Glas trinken können, dann sind Sie sehr nahe daran, ein Temperenzapostel und Wassersimpel zu werden." —

Diese Worte, die von den anwesenden Trinkgenossen mit lautem Beifall aufgenommen wurden, waren von wohlberechnender Wirkung. Und, um dem Freunde und der ganzen Gesellschaft zu zeigen, daß er noch weit davon entfernt sei, ein Temperenzler zu werden, leerte er ein Glas nach dem andern! Soweit hatte ihn bereits der Seelenfeind gebracht auf der abschüssigen Bahn des Verderbens! Armer, beklagenswerther Mann.

Als sie das Wirthshaus verließen, war die Nacht schon herein gebrochen und jetzt wollten sie einen Theil der Weltstadt beim „Gaslicht" betrachten! Sie eilten nun von einem Vergnügungsplatz zum andern und genossen das Gute (?) und Schöne (?) in vollen Zügen. Gegen 11 Uhr wünschte X., dessen Beine ihn kaum aus Müdigkeit mehr tragen wollten und der über heftiges Kopfweh klagte, nach seinem Quatier zurückzukehren.

Sein Führer erklärte sich bereit dazu mit ihm den Heimweg nach Hoboken anzutreten, doch vorher wollten sie sich noch, so lautete sein Vorschlag, an einem Gläschen feinen Reinwein stärken. Sie betraten einen matt erleuchteten Kellerraum, in einer engen schmutzigen Seitengasse, die wegen ihres schlimmen Rufes von Vielen, selbst am lichten Tage gemieden wurde. Im Inneren der elenden Spelunke erblickte Herr X. nur einen Mann, der beides Wirth und Gast zu sein schien und das war Niemand sonst, als der wohlmeinende Freund, der ihn am Tage vorher in seinem Hotel zur Vorsicht ermahnt hatte. Welch ein unerwartetes Wiedersehen!

Die Gläser waren bald gefüllt und man trank auf das Wohl des Pfarrers (?). Doch kaum hatte letzterer sein Glas geleert, so wurde es ihm so sonderbar zu Muthe! Eine fürchterliche Angst überkam ihn; er wollte um Hülfe rufen und die Flucht ergreifen, doch in demselben Augenblick fingen seine Sinne an zu schwinden und er sank bewußtlos in die geöffneten Arme der zwei Gauner. Wie wahr: „Wer sich muthwillig der Gefahr aussetzt, kommt darinnen um!"

IV.

Ein trauriges Erwachen in der Polizeistation.

Soeben hatte die Glocke des Trinity-Kirchenthurms am unteren Broadway langsam und feierlich die Mitternachtsstunde verkündigt, als zwei verdächtig aussehende Subjekte mit wahren Galgengesichtern augenscheinlich einen recht schweren Gegenstand, von einer dunklen Hülle umgeben, geräuschlos und vorsichtig in einer wenig vom Gaslicht erhellten Straße dahinschleppten. Ihr Ziel schien der East River zu sein! —

Da tauchte plötzlich in geringer Entfernung von ihnen, die riesige Gestalt eines Polizisten mit dem gefürchteten Hickory Knüttel auf! Angst und Entsetzen überkam die zwei Strolche und wie auf's Kommando ließen sie ihre Last mit einem dumpfen Tone zur Erde fallen und suchten ihr Heil in schneller Flucht.

Nach kurzer aber vergeblicher Verfolgung der scheinbaren Diebe, kehrte der Schutzmann zurück, um den von den Ausreißern zurückgelassenen Gegenstand einer Inspektion zu unterwerfen. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er in demselben einen halb entkleideten, leblosen menschlichen Körper entdeckte.

Da er sofort auf einen Raubmord schloß, so gab er ein Signal mit seiner schrillen Pfeife und bald waren etliche seiner Kameraden an Ort und Stelle. Nach kurzer Berathung brachten die wackeren Männer den scheinbar unter die „Räuber" Gefallenen, so schnell als sie es vermochten, nach dem etwas entfernten Stationshause.

Dort angekommen, stellte der Polizei-Arzt mehrere Versuche an, den Scheintodten in's Leben zurückzurufen und zwar mit dem besten Erfolge. Puls- und Herzschlag wurden kräftiger und regelmäßiger und bald schlug der in der Gaunerhöhle durch den mit dem allerstärksten Opiate gemischten Wein besinnungslos gemachte Hern X., denn dieser bedauernswerthe Mann war es wirklich, — die Augen auf!

Er erwachte aus seiner gefährlichen Taumelei, aber welch ein Erwachen war es! Als sein Blick auf die ihn umgebende Polizisten fiel, da traute er seinen Augen kaum. Zuerst kam ihm die ganze Situation als ein wüster Traum vor, doch es war Realität. Allmählich ging ihm ein Licht auf in der Finsterniß und er erkannte es nur zu wohl, daß man ihn in eine Falle gelockt und vollständig ausgebeutet hatte.

Nicht nur seine goldene Uhr, seine ganze mit von Hause gebrachte Baarschaft und andere Werthsachen waren fort, die Hyänen in Menschengestalt hatten sich selber seiner Kopfbedeckung, seines Rockes und seiner Weste bemächtigt!

Er vergoß nun bittere Thränen über seine große Thorheit, die ihn in dies Unglück gebracht hatte, doch all sein Klagen brachte die verlorenen Sachen nicht zurück. Diesen Betrügern, denen er zum Opfer fiel, schien die Polizei mit all ihrem Scharfsinn nicht gewachsen zu sein, und so war in der That sehr wenig Hoffnung für ihn vorhanden, je wieder in den Besitz der geraubten Güter zu gelangen. Er sah auch nie wieder etwas davon.

Von dem Polizei-Kapitän, einem biederen Deutschen, dem das Unglück des leichtfertigen unvorsichtigen Mannes sehr zu Herzen ging, mit den nöthigen Kleidungsstücken und Kleingeld versehen, verließ X., als der Tag zu grauen anfing, das Stationsgebäude, um nach Hoboken zurückzukehren.

Als er in seinem Hotel ankam und seine „Geschichte" erzählte, da fand er wenig Sympathie; im Gegentheil, man erlaubte sich allerlei übel lautende Bemerkungen über ihn und der Wirth gab ihm zu verstehen, daß, wenn er seine Rechnung nicht auf der Stelle bezahlen würde, er ihn als einen religiösen Lump, der auf eine systematische Weise die Kosthäuser betrüge, verhaften lassen werde.

X. ersuchte ihn, thränenden Auges, sich doch bis zum kommenden Morgen zu gedulden, da er ihn, dann auf alle Fälle bezahlen würde, aber bis dahin mußten seine „Effekten" als Bürgschaft in die sichere Verwahrung des herzlosen Hoteliers wandern!

V.

Noch tiefer in Sünde und in's Elend hinein.

Pastor X. war nun, wie man sich denken kann, in der allergrößten Verlegenheit. Geld und Gut waren fort und seine Reisetasche in den habgierigen Händen eines unbarmherzigen Wirthes.

Was sollte er nun thun? Woher jetzt das nöthige Geld nehmen, um die Reisekosten nach der alten Heimath zu bestreiten, sowie auch um seine Hotelrechnung zu bezahlen?

An seine Gattin in A. zu schreiben, sie mit seiner bitteren Erfahrung in der Stadt New York bekannt zu machen und sie um die Zusendung der nothwendigen Gelder zu ersuchen, das schien ihm eine allzu große (?) Demüthigung zu sein.

Was würden auch seine Gemeindeglieder, seine Freunde und Feinde sagen, wenn ihnen die Geschichte zu Ohren käme? Würden nicht Viele von Ihnen denken und sagen: „X ist nicht um sein Geld beraubt worden, sondern er hat es verschwendet und wie, während sich Andere über ihn nur lustig machen würden.

Und gar zurückzukehren, ohne in Deutschland gewesen zu sein, — und noch genug Hohn und Spott da-

zu zu haben, — daran mochte er gar nicht denken. Gegen dieses Alles empörte sich der ihm eigene Stolz. Er wollte, wo möglich, seine New Yorker Erlebnisse vor seiner Frau, wie überhaupt all seinen Freunden und Bekannten im Hinterwalde geheim halten. Doch dieser Hochmuth kam ihm theuer zu stehen. —

Noch an demselben Tage besuchte der „Unglückliche“ etliche seiner ihm den Namen nach bekannter Glaubens-resp. Amtsbrüder in Hoboken und in New York in der Hoffnung, daß sie ihm bis zu seiner Rückkehr aus Europa das nöthige Geld leihen würden, doch vergeblich. Ueberall, wo er anklopfte, zeigte man ihm die kalte Schulter. Seine Noth rührte Keinen. Man wollte ihm nicht einmal ein paar Thaler borgen, um für Kost und Logis zu zahlen, viel weniger ihm gar das Reisegeld über den atlantischen Ocean vorstrecken. Freunde in der Noth sind bekanntlich rar; wer hätte das noch nicht erfahren?

Mit schwerem Herzen kehrte Herr X. nach seinem Quartier zurück und schloß sich in sein Zimmer ein. Nun war guter Rath theuer! Wenn er nur seinen Handkoffer hätte, dann wollte er sich heimlich aus dem Gasthause, das ihm jetzt wie eine Räuberhöhle vorkam, entfernen und irgendwo Beschäftigung suchen, bis er so viel beisammen hätte, um den Wirth zu bezahlen und nach A. zurückzukehren, denn nach Deutschland zu gehen, daran dachte er nicht länger.

Sollte es, dachte er, ein schweres Verbrechen sein, sich während der kommenden Nacht in den Besitz seiner Effekten zu setzen und heimlich das Hotel verlassen?

Der Versucher, dem er leider nur zu oft Gehör schenkte, flüsterte ihm zu: „Das ist kein Verbrechen; zudem willst du ja dem Gastgeber das Geld sobald als möglich zuschicken.“

X. hatte es bemerkt, daß Herr B. seine Reisetasche in ein kleines Zimmer in der Nähe des Speisesaals gebracht und nachdem er es verschlossen, den Schlüssel an einen Nagel oberhalb des Buchhalters Pult gehängt hatte. Wie, wenn er nun nach der Mitternachtsstunde, wenn der Herr des Hauses, sowie das ganze Dienerpersonal sich zur Ruhe begeben, sich leise hinabschliche, um wenigstens den Versuch zu machen, wieder in den Besitz seines Eigenthums zu kommen und dann das Weite zu suchen?

Er entschloß sich, es zu thun, ohne die etwaigen Folgen zu bedenken! Er konnte kaum die Zeit abwarten, bis die letzten Stammgäste sich entfernt, die Frontthür verschlossen, die Gas-Lichter im Trink- und Eßsaal herabgedreht und die Insassen des Hauses ihr Lager aufgesucht hatten.

Als Alles ruhig zu sein schien, da öffnete er leise seine Zimmerthür, schlich sich auf den Socken langsam die Treppen hinunter und eilte, unten angekommen, so schnell er es konnte nach des Geschäftsführers Schreibtisch, griff in die Höhe und faßte den Schlüssel —, aber in demselben Augenblick überraschte ihn der Wirth, der mit einem Licht in der Hand aus einem Nebenzimmer, wo er beschäftigt war, hervorkam.

Die Scene, die nun stattfand, kann man sich denken. Wie ein wildes Thier stürzte sich der Hotelier auf sein vor Angst und Schrecken gelähmtes Opfer und schrie, daß es durch das ganze Haus ertönte: „Was, Sie Pfaff, Sie Lump, Sie Landstreicher, Sie wollen mich bestehlen? Das soll Ihnen schwer zu stehen kommen!“

X. wollte den Wirth die Sache auseinandersetzen, doch dieser wollte natürlich nichts davon hören.

Ein Polizist war bald zur Hand und dieser führte den Unglücklichen sogleich geschlossen nach dem städtischen Kerker ab. Am nächsten Tage wurde er nach dem Untersuchungs-Gefängniß in Jersey City Heights gebracht.

Seine Angelegenheit wurde bald darauf vor den Großgeschworenen von Hudson County, New Jersey, die gerade in Sitzung waren, untersucht und da der Schein gegen ihn war, schuldig befunden und vom Richter zu viermonatlicher Gefängnißstrafe, bei schwerer Arbeit, verurtheilt. An etwas Derartiges hatte er sicher nicht gedacht!

VI.

In der Strafanstalt.

Zur Zeit, als diese Geschichte sich mit „Pastor“ X. zutrug, war der Schreiber dieses in Jersey City Heights als Prediger stationirt und daher genau über diesen Vorfall informirt.

Alle Tageblätter von New York und Umgegend nahmen Notiz davon und viele publizirten lange Artikel darüber für das sensationsliebende Publikum.

Daß dabei große Uebertreibungen und offenbare Entstellungen der Thatsachen stattfanden, liegt auf der Hand. Während die christliche Presse den Fall dieses Mannes tief beklagte und vor den Klippen des Leichtsinns, der Unmäßigkeit und des Stolzes warnte, an denen er zu Grunde ging, jubelten die Staatsbase — und andere im Dienste des Unglaubens stehende deutsche Journale besonders laut auf, daß einmal wieder ein „geistlicher(?) Herr“ entlarvt und an den Pranger gestellt worden sei! Das Unglück dieses Menschen schien ihnen ordentlich wohl zu thun und gab ihnen auf's Neue Gelegenheit das Christenthum und Predigtamt, da beides ihnen ein Dorn im Auge ist, mit Koth zu werfen.

Anfangs November begab ich mich, in Begleitung meines geschätzten Amtsbruders von Hoboken, nach dem etwa zwei Meilen von Jersey City Heights entfernten „Snake Hill,“ dem Sitz des County Gefängnisses, um dem „Gefallenen“ einen Besuch abzustatten.

Es war nicht eitle Neugierde, sondern christliches Mitgefühl, das uns zu diesem Gang veranlaßte.

Nachdem wir, kraft unseres Passes, die Schwelle der Strafanstalt überschritten, im Empfangszimmer angekommen und den Superintendenten mit dem Zwecke unseres Herkommens bekannt gemacht hatten, wurde uns bald darauf der Gefangene — nach vollendeter Mittagsmahlzeit — vorgeführt.

Es ist immerhin ein trauriger Anblick einen seiner Freiheit beraubten Menschen zu sehen, aber ganz besonders so, wenn der Betreffende früher ein Prediger des Evangeliums war oder sonst ein Ehrenamt einnahm.

Als X. erfuhr, wer wir waren und was uns bewog zu ihm zu kommen, da war er tief gerührt. „Sie sind die ersten Pastoren,“ sprach er, „die mich seit meinem Hiersein besuchten. Diese mir erwiesene Ehre und besonders ihre brüderliche Theilnahme thut meinem Herzen so wohl.“

Mit thränenden Augen erzählte er uns nun seine bitteren Erfahrungen und zwar die, welche er in New York und Hoboken wie auch die, welche er bereits im Gefängniß gemacht hatte. Er schien der Verzweiflung nahe zu sein. Ein paar Tage zuvor hatte er zwei Briefe erhalten, der eine kam von seiner betagten Mutter, die durch New Yorker Blätter von dem Mißgeschick ihres Sohnes zuerst in Kenntniß gesetzt wurde und deren Herz infolge dessen beinahe gebrochen war, und der andere kam von seiner Gattin, die ihm nicht nur



die heftigsten Vorwürfe machte, da er ihr Lebensglück für immer zerstört habe, sondern auch mit einer Ehescheidung drohte.

Um ihn einigermaßen aufzurichten, versprachen wir es ihm an beide zu schreiben, um erstere so viel als möglich zu trösten und letztere an ihre Gelübde vor dem Traualtar zu erinnern.

Da X. zu harter Arbeit verurtheilt worden war, so mußte er, gleich vielen Anderen, nun Tag für Tag im guten wie im schlechten Wetter in einem Steinbruch arbeiten. Seine Hände, die zarten, die nie an harte Arbeit gewöhnt waren, mußten jetzt den schweren Hammer führen und Steine klopfen.

Der irländische Kerkermeister sah dazu, daß er sein Quantum Arbeit verrichtete ohne im Geringsten Rücksicht auf ihn zu nehmen.

Doch nach Allem war die zu verrichtende Arbeit, so anstrengend sie auch war, des Gefangenen größtes Kreuz nicht, denn mit der Zeit gewöhnte er sich daran.

X. hatte, da Jedermann in der Strafanstalt es wußte, daß er dem Predigerstande angehörte, besonders deßhalb viel von Seiten seiner Mitgefangenen zu erdulden. An Spott und Hohn fehlte es nicht. „Du bist ein Narr gewesen," sprach der Eine, „daß du die Feder mit dem Hammer und den Talar mit der Zebra-Jacke vertauscht hast." Ein Anderer sagte: „Rev. X. wußte wohl, warum er hierher kam; er wollte 'Gefängnißprediger' werden." „Und er hat wohl gethan, daß er gekommen ist," ließ sich ein dritter vernehmen, „denn ohne einen 'Geistlichen' in unserer Mitte würden wir ja alle zu Grunde gehen." Selbst die hartherzigen Aufseher von der grünen Insel erlaubten es sich, ihn mit Stichelreden zu quälen.

Nachdem er uns seine mannigfaltigen Leiden geschildert und wir ihn, so gut wir es vermochten, aufgemuntert und zur Buße gegen Gott und zur Erneuerung seines Herzens und Lebens ermahnt hatten, nahmen wir Abschied von ihm, da die Zeit herbeigekommen war, wo er in Reih und Glied mit seinen „Collegen" zur Arbeit ausrücken mußte.

Etwas später besuchten wir ihn noch einmal und fanden ihn guten Muths. Das Gefängnißleben hatte ihn recht mürbe und demüthig gemacht und er bekannte es frei und offen, „daß ihn sein tiefer Fall wohl einerseits für immer in den Augen seiner Freunde und Amtsbrüder 'geächtet und gebrandmarkt' habe, dennoch andererseits sehr heilsam geworden sei." „Es ist eine harte Schule," fügte er noch hinzu, „in die ich infolge meiner Sünde, meiner laxen Moral gekommen bin, aber ich hoffe zu Gott, der das geknickte Rohr nicht zerbricht, daß ich wahrhaft gebessert und weise gemacht aus derselben hervorgehe." — —

Anfangs Februar 1884 verließ der arme X. die Strafanstalt als ein freier Mann. Wohin er sich dann begab und was aus ihm geworden ist, haben wir nie in Erfahrung gebracht. Doch wir geben uns der Hoffnung hin, daß er, wo immer er sich bewegt und welchen Lebensberuf er auf's Neue ergriffen haben mag, nun jedes starke Getränk meidet, jeglicher Versuchung zur Sünde aus dem Wege geht und nach den in der heiligen Schrift niedergelegten Prinzipien oder Grundsätzen vor Gott und Menschen wandelt. —

Möge Niemand, der diese Erzählung gelesen hat, denken: „So thöricht wie 'Pastor' X., werde ich niemals handeln." Das Wort Gottes sagt nicht umsonst: „Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle."

Herzog Karl und Fr. Schiller.

Mitgetheilt von J. J. K.

Soeben habe ich die interessante Beschreibung von dem schönen „Schwabenländle," in Haus und Herd nochmals gelesen, wie dieselbe im Jahrgang 1883 zu finden ist.

In jener Beschreibung wird auch Herzog Karl und seine Gattin, die „Fränzel" erwähnt. Es wird dort gesagt, wie dieser „fürstliche Schulmeister" in seiner Dressur-Anstalt, der „Karlsschule," Schiller veranlassen, ja zwingen wollte, sich als Mediziner auszubilden. Da ist mir nun eine kleine Geschichte eingefallen, die ich einmal gelesen, vom Herzog Karl und Schiller, während Letzterer auf der Karlsschule studirte.

Herzog Karl war ein eigener Charakter. Er war ein strenger und eigensinniger Herr, und hatte seine eigenthümlichen Launen.

Er war ja auch der Herzog Karl von Württemberg, somit konnte er schon seine absonderlichen Eigenschaften haben und sie da zur Geltung bringen, wo es ihm beliebt.

Dieser Herzog hatte unter Anderem auch die Gewohnheit von Zeit zu Zeit mit seiner Gemahlin, seiner geliebten „Fränzel," der Karlsschule einen Besuch abzustatten. Der erste beste Schüler, welcher ihm in den Weg kam, mußte vor ihm auf der Stelle eine Prüfung aus dem Stegreife ablegen; da half keine Entschuldigung.

Wenn ein solcher Student dem Herzog eine gute und schlagfertige Antwort geben konnte, so nickte er dem Schüler freundlich zu, klopfte ihm wohl auch auf die Schulter und sprach: „Gut gemacht, mein Sohn! Er hat was in seinem Kopf! Nicht wahr Fränzel?"

Ließ sich aber ein Schüler überrumpeln und verblüffen, verlor er die Geistesgegenwart, oder stotterte er etwas Unrichtiges hervor, oder blieb gar eine Antwort schuldig, dann sagte der Herzog gewöhnlich nichts, sondern kehrte ihm den Rücken und sagte zu seiner Gemahlin: „Komm, Fränzel, laß den Dummkopf stehen."

Daß solche „Dummköpfe" von ihren Kameraden dann geneckt und ausgelacht wurden, läßt sich denken.

Diese Gewohnheit des Herzogs hat den lustigen Studenten nicht nur viel Spaß gemacht, sondern sie haben auf ähnliche Weise wirkliche Lustspiele aufgeführt. Schiller mußte den examinirenden, und je nachdem den lobenden oder scheltenden Herzog vorstellen, und er spielte in Worten, Sprache und Haltung den Herzog so trefflich, daß ihm jedes Mal ein wahrer Beifallssturm zugejubelt wurde. Die Haushälterin der Karlsschule, eine ziemlich dicke Frauens-

person, mußte an Schiller's Seite die „Fränzel“ vorstellen.

Eines Tages kam der Herzog mit seiner Frau wieder in die Schule, und in der Vorhalle begegnete ihm Schiller.

„Nun wird's bei mir losgehen,“ dachte Schiller, blieb aber stramm vor dem Herrscher stehen.

Richtig, der Herzog nahm den Schiller scharf in das Examen. Schiller ließ sich aber nicht einschüchtern noch verblüffen, sondern antwortete ungezwungen und frisch weg.

Der Herzog nickte freundlich mit dem Kopf, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Brav, mein Sohn! Er hat den Kopf auf dem rechten Fleck.“

Aber anstatt beizufügen, wie gewöhnlich: „Nicht wahr, Fränzel,“ blickte er Schiller an, machte ein finsteres, grimmiges Gesicht und sagte: „Hör' Er einmal, Schiller, ich habe gehört, Er soll meine Handlungsweise vor den Schülern so gut nachäffen können? Ist das wahr? Mißbraucht Er meine Handlungsweise?“

„Da bist du nun in einer schönen Falle,“ dachte Schiller, da muß ein Student oder die Haushälterin geplaudert haben.

„Nun wird's bald? Heraus mit der Sprache!“ schnauzte ihn der Herzog an.

„Ew. Durchlaucht werden doch verzeihen,“ stotterte Schiller, „es war ein unüberlegter Scherz, ich würde gern abbitten und“ —

„Was sagt Er da? Ob es Spaß war oder Ernst ist mir einerlei. Ich will einmal sehen, wie Er das macht. Wer mir, dem Herzog, nachahmen will, der muß das verstehen, sonst mag es ihn theuer zu stehen kommen. Also vorwärts, ich will, ich muß das sehen, wie Er das macht.“

„Nun, wenn Ew. Majestät befehlen, so muß ich gehorchen. Dann muß ich aber Ew. Durchlaucht bitten, für einen Augenblick die Rolle eines Karlsschülers zu übernehmen, und mir, um den Herzog spielen zu können, dero Stock zu überlassen.“

„Meinetwegen, da hat Er ihn, aber nun vorwärts,“ herrschte ihn der Herzog an.

Schiller nahm nun die ganze Haltung des Herzogs an, und stellte sich, den Stock fest aufsetzend, vor den Herrscher hin.

Mit spöttischem Tone sagte nun der Pseudo-Herzog: „Hör' Er einmal Schiller, es ist mir gesagt worden, Er nehme sich heraus, mir, dem Herzog seine Handlungsweise, vor den Studenten nachzuahmen. Ist das wahr?“

Da der eigentliche Herzog nicht gleich antwortete, so schnauzte der unächte ihn an: „Nun, vorwärts! Heraus mit der Sprache, sonst mag es ihm theuer zu stehen kommen!“

Der ächte erwiderte launig: „Verzeihe Er, es war ein unüberlegter Scherz und“ —

„Was? Ein Scherz?“ rief nun Schiller, und warf dem Herzog einen grimmigen Blick zu. Er reichte nun der Gräfin seinen Arm und sagte spöttisch: „Komm, Fränzel, laß den Dummkopf stehen!“ und schritt mit ihr der Thüre zu.

Einen Augenblick schaute der Herzog dem Paare nach, brach dann in ein lautes Gelächter aus und rief: „Will Er mir mein Fränzel da lassen! Für dies Mal mag ihm das hingehen, Schiller,“ sagte er, „aber unterstehe Er sich nicht wieder den Herzog zu spielen.

Eins ist Noth.

Unser Herr sagt: „Eins ist Noth.“ Ein Passagier saß einmal auf dem Kutscherbock des Eilwagens, der in alten Zeiten nach Bath fuhr, und fragte den Postillon: „Wer wohnt in jenem Herrenhaus?“ Die Antwort war kurz, wenn auch nicht eben gut. „Ich weiß es nicht, mein Herr.“ Der Reisende fuhr ein wenig weiter und fragte dann: „Wohin läuft dieser Kanal?“ „Weiß nicht, mein Herr.“ Wiederum wollte der Passagier Belehrung und fragte: „Wo wohnt der Gutsbesitzer N. N.?“ „Ich weiß es nicht, mein Herr.“ „Nun, mein guter Mann,“ sagte der Reisende, „was wissen Sie denn?“ Die Antwort war eine sehr bestimmte. — „Ich weiß, wie ich Sie nach Bath fahren muß, mein Herr.“ Gewiß, das war das Hauptgeschäft eines Kutschers. Ebenso ist es in geistlichen Dingen die Hauptsache, zu wissen, wie ein Sünder begnadigt, wie ein Sünder gerechtfertigt und geheiligt wird. Es giebt tausend Dinge, die einem Menschen unbekannt sein können, ohne daß er deshalb um so schlimmer daran ist; aber den Herrn Jesum nicht kennen, das heißt, den Weg zum Leben nicht kennen! Wenn ein Mensch den Herrn Jesum Christum kennt, so kennt er den Weg zum ewigen Glück, und mag Gott sein Lebenlang für diese Kenntniß loben. Möge ein Jeder so Vieles lernen, wie er nur kann, aber möge er nicht denken, daß bloße Kenntniß ihm in himmlischen Dingen von großem Werth sein wird. Ich möchte mich mit Paulus entschließen, nichts zu wissen als Christum den Gekreuzigten allein. Laßt die Seifenblasen zerspringen und den Schaum zerfließen. Laßt das

Feuer die Vergoldung und den Flitter verzehren. Was ist dies gegen eine Barre des ächten Goldes der Erkenntniß von ihm, der uns geliebt hat und sich selbst für uns gegeben.

Zur Geschichte der Bäckerkunst!

Für Haus und Herd vom Dor'le.

Die Geschichte des Backens ist eine ziemlich einförmige. Im Alterthum gehörte die Brodbereitung zu den Arbeiten der Haussklavinnen. Bei Homer drehen die Sklavinnen die Handmühle, welche schon das noch ältere Instrument zum Zerdrücken des Getreides verdrängt hat.

Im Jahre 240 v. Chr. erhielt in Rom die erste Bäckerzunft ihre Rechte und Gesetze und die Mühlen waren zu dieser Zeit schon sinnreich genug eingerichtet, um ziemlich feines Mehl zu liefern. Brod, wie wir es kennen, wurde damals jedoch noch nicht hergestellt, sondern man bereitete einen gekochten und dann erkalteten Mehlbrei, dem man allerdings eine bestimmte Form gab und der später auch in mit Holzkohlen geheizten Oefen gebacken wurde. Bald führte das steigende Luxusbedürfniß in Rom dahin, auch Kuchen und Torten herzustellen.

Wohl gleichzeitig bei allen Völkern des Alterthums entwickelte sich die Kunst des Backens zu immer größerer Vollkommenheit, die in der Schmackhaftigkeit und Reinheit der Waare bestand.

Besondere Pflege erhielt die Bäckerei dann in den Klöstern für die Leckerzungen der Aebte und Mönche. Es entstehen damit, auch in den Städten, fertige Meister in ihrem Fach, denen man Knaben in die Lehre gab und welche eine Oberaufsicht über die andern Bäcker ausübten. So gliederte sich von selbst das Verhältniß von Meister, Gesell und Lehrling. War der Herr und Gebieter besonders mit den Leistungen des Meisters zufrieden, so gab er ihn wohl frei und so entstand der Anfang der Freisassenschaft eines Bürgerthums in den Städten.

Wie in Rom und bei andern Kulturvölkern brachte die Verfeinerung des Mehles und die Erfindungslust der Meister vom Backtrog es auch in Deutschland dahin, daß das gewöhnliche Nahrungsbrod für bestimmte Gelegenheiten durch ein Luxusgebäck ersetzt wurde.

Jeder bessere Bäcker verstand auch bald Kuchen zu machen und auf diesem Gebiet konnte er sogar einer gewissen Phantasie und künstlerischen Neigung sich hingeben.

Der Conditor ging aus dem Bäcker hervor und reichte zuweilen dem Garkoch die Hand, der für die feinen Tafeln Pasteten zu liefern hatte. Was diese Tafeln anbetrifft, so wurden sie bis zum Unglaublichen der Völlerei und verschwenderischen Lust zu Diensten.

Mit den Kreuzzügen zumal kam der Tafel-Luxus aus dem Orient nach Europa und bei fürstlichen Vermählungen, Krönungen, Kindtaufen, suchte einer den Andern darin zu überbieten. Diese Beispiele ahmten dann Edelleute und schließlich auch die wohlhabenden Bürger nach.

Bei solchen üppigen Schmäusen kamen Schauessen und riesige Auffäße auf die Tafeln. Ihre Erfindung und Herstellung bildete einen Verdienst der Bäcker, welche damit ihrem Handwerk einen höchst künstlerischen Charakter zu geben suchten. Bei den Rittern waren lange Zeit die sogenannten Pfauengerichte in Mode, ein Kuchen mit Fruchtfüllung und Zierrath in Form eines Pfauen. Dann kamen Thürme mit Schwärmern, als Folge der Verwendung des Schießpulvers zu Spielereien, in Aufnahme; Blumengärten mit Fontainen, die wohlriechendes Wasser sprudeln ließen, Statuen, Lauben und dergl., oft sehr ungethüme Dinge, mehr.

Nun waren die Nürnberger Bäcker besondere Meister in dieser Art und unter ihnen genoß Hans Schneider nach Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eines großen Rufes. Von weit und breit kamen ihm Bestellungen auf solche Schaugerichte zu und mit vielen Kosten wurden dann diese theuren Dinge in besondere Wagen nach den oft sehr entfernten Orten und Burgen hintransportirt. Eines Tages stellte sich in dem Laden Hans Schneider's ein putziges Männlein ein, hochfein gekleidet und in seinem Benehmen von spanischer Abkunft.

Er stellte sich als der Hofmarschall eines der reichen Grafen vor, die im Elsäßsischen ihren Hof hielten, und begehrte von Meister Schneider zur bestimmten Zeit die Lieferung eines ungewöhnlich prächtigen Schaugerichts für die Hochzeitstafel seines Herrn. „Etwas Neues!“ betonte er. „Noch nie Gesehenes; gleichviel was es kostet, aber bewunderungswürdig!“

„Der Bäcker legte dem Hofmarschall verschiedene Zeichnungen, Modelle und Probestücke vor, knüpft daran Vorschläge über Veränderungen, über die Füllung mit zahlreichen Gerichten an; doch dies Alles schien den Hofmarschall nicht recht zufrieden zu stellen, der immer dabei blieb, daß es etwas noch nicht Dagewesenes sein soll.

„Ihr müsset etwas zur Ueberraschung seiner Damen machen, deßhalb bin ich vom Rhein hierher nach Nürnberg zu euch gereist. Eine

Pastete, die nicht wie andere Pasteten sind, die springt, oder fliegt, oder tanzt; Ihr seid ein Genie und müsset mir etwas Neues in Eurer Kunst erfinden."

„Euer Gnaden," antwortete Schneider, „lasset mir Zeit, um darüber nachzudenken."

„Gut, ich will Euch vertrauen."

Einen Tag vor der Hochzeit des Grafen kam Hans Schneider von Nürnberg auf die Burg desselben. Er überbrachte die große Pastete selbst in einem eigens dazu hergerichteten Wagen und wollte Zeuge der Ueberraschung sein, die sie beim Hochzeitsschmause ausüben sollte.

Der Kunstbäcker erbat sich ein besonderes Zimmer für sich und seine Pastete, wo er bis zum andern Tag unbehelligt bleiben könne. Gerne gewährte der Hofmarschall diesen Wunsch.

Am andern Tage prangte auf der Tafel diese Pastete inmitten derselben. Sie war erstaunlich groß und auch schön in der Ausführung, insofern sie einen griechischen Tempel mit Säulen und Götterbildern darstellte.

„Wenn es Zeit ist, Herr Hofmarschall, so schneidet die Pastete an und beginnt damit an dem Dache des Tempels." Unter allgemeiner Spannung ergriff er endlich auf einen Wink seines Herrn das Messer und senkte es vorsichtig in den kunstvollen Pastetenbau. Kaum hatte er das erste mit edlem Fruchtsaft gefüllte Stück davon gelöst, als eine lebendige Taube hervor flatterte und dann noch eine.

Ein Ausruf fröhlichen Erstaunens entfuhr der Gesellschaft; der Hofmarschall strahlte vor Vergnügen.

Hans Schneider wurde mit Glückwünschen und Dank ausgezeichnet und meinte lächelnd zum Hofmarschall: Eine lebendige Pastete war noch nicht da.

Man machte nun diese neue Erfindung nach und ließ einen Schwarm Singvögel oder gar eine Kette Rebhüner zu allgemeiner Belustigung der Tafelgäste schwirrend aus solchen Pasteten hervorfliegen.

Diese Mode artete dann, wie gewöhnlich, zum Uebermaße aus. So war bei der Hochzeit des Pfalzgrafen beim Rhein mit Renata von Lothringen zu München im Jahre 1568 das einundzwanzigste Schaueſſen eine Pastete, in welcher des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich Zwerglein in einem ganz wohlgeputzten Küraß, mit seiner Rennfahne verborgen war, „sehr lustig anzusehen;" wie die Chronik berichtet, welcher Zwerg auch über drei Spannen lang nicht gewesen ist. Als nun solche Pastete auf die fürstliche Tafel gesetzet und geöffnet worden, ist vorgemeldetes Zwerglein herausgesprungen, ist auf der Tafel umhergegangen, hat gesungen und den fürstlichen Personen mit gar gebührender Reverenz die Hand geboten. In solcher Pastete sind auch bis an die vierzig wohlgekochte Speisen gewesen, welche des Herzogs Albrecht von Baiern Koch, insonderheit gemacht und zubereitet hat.

Die Sitte solcher riesigen Schaugerichte, wenn auch nicht mit einer Füllung von lebendigen Thieren und Menschen, ist auch noch nicht verloren gegangen. Namentlich wird sie in England vielfach in den Hochzeitskuchen gepflegt. Der erste Bäcker der Königin, E. Mareditt, erhielt 1840 zu der Hochzeit mit Prinz Albert von Coburg, wie Berlepsch auch in seiner Chronik des Bäckerwerks zitirt, den Auftrag, den eigentlichen Hochzeitskuchen zu backen. Er wog dreihundert Pfund und man erblickte auf demselben eine Allegorie in Zucker, darstellend einen Mann mit Schnurrbart in einer Tunica, der einer schönen Königin mit Scepter und Krone die Hand reicht, um sie zum Altar zu führen; daneben Minerva mit dem Dreizack und Speer Englands, den Bund segnend und weihend, ein Rosenkranz und eine hübsche Tucheinfassung umrahmte das Ganze.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Drei Erfordernisse zum Erfolg. (Luk. 9, 62.) Das erste Erforderniß ist ein ungetheiltes, vom heiligen Geiste erfülltes Herz. Jener Mensch, den der Herr abwies, war gewiß ein religiös angeregter, aber kein bekehrter Mensch. Sein Herz war getheilt, es schlug noch nicht allein für den Herrn Jesus und seine Sache. Solchen Mann konnte der Herr in jener schweren Zeit nicht brauchen; er wollte und mußte in seinem Dienste Männer haben, die sich ihm hingaben mit ungetheiltem Herzen. Solche Männer und Frauen will er auch jetzt. Er kann in seinem Weinberge keine Arbeiter brauchen, die sich nicht völlig für ihn entschieden haben, sondern er muß Leute haben, die im Glauben und in der Heiligung stehen, und sich die Losung in's Herz schreiben: „Um einen ew'gen Kranz, dies arme Leben ganz."

Hat Jemand noch mancherlei andere Ausstattung, wie z. B. Gesundheit, Klugheit, Welterfahrung, Kenntnisse, so ist's um so besser. Aber diese Sachen

machen's nicht aus; sie haben nur einen verhältnißmäßigen Werth und dürfen unter Umständen auch fehlen. Eins aber darf nicht fehlen: Ein ungetheiltes Herz.

Nun, meine Freunde, wie steht es mit uns? Haben wir ein ungetheiltes Herz; ist dasselbe vom heiligen Geiste erfüllt; wandeln wir im Lichte, und macht uns das Blut Jesu Christi rein von aller Sünde?

Ein zweites Erforderniß ist die Aufbietung aller Kräfte. Jener Mensch hoffte gewiß von der Nachfolge Christi einen geistlichen Gewinn; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herr ihm ansah, daß er wohl genießen und selig sein, aber nicht arbeiten, kämpfen und leiden wollte, und daß er bald sehnsüchtig zurückblicken würde auf das ruhige und bequeme Leben, das er zu Hause hatte.

Solch einen Arbeiter konnte der Herr nicht gebrauchen, und das kann er auch heute nicht. Der Arbeiter im Reiche Gottes findet, was er sucht: Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste; aber sein Leben soll kein geistliches Genußleben, sondern ein Arbeitsleben sein.

Viel Tausende unter uns haben zwar schwere irdische Berufspflichten zu erfüllen. Das tägliche Brod will verdient sein. Der Mann muß sein Geschäft besorgen, die Frau hat im Hause Arbeit die Fülle, dabei aber dürfen wir die Arbeit im Reiche Gottes nicht hintenan setzen.

Zunächst gilt's Fleiß und Treue an sich selbst zu beweisen, den eigenen Herzensacker umzupflügen und reinigen zu lassen von allem dornigen Unkraut. Sodann thue alles, was du vermagst in der Familie, in der Nachbarschaft, in der Sonntagschule und in der Kirche, dazu ist die Aufbietung aller Kräfte nothwendig.

Steht Jemand im Predigtamt, so hat er dieses Amtes mit Daranwendung aller seiner Zeit, aller Gaben und aller Kräfte zu warten. Da ist es nicht genug, daß man gutes Talent hat, sondern, daß es fortwährend, systematisch angewendet und ausgebildet werde, damit man andere Pfunde damit gewinne.

Ein drittes Erforderniß ist das unbedingte Vertrauen auf den endlichen Sieg des Herrn. Jener Mensch, der sich in Jesu Augen als untauglich erwies, hatte gewiß ein Gefühl davon, daß der Herr Jesu der Heiland sei und daß er über kurz oder lang würde das Reich Gottes aufrichten. Aber ein felsenfestes Vertrauen zu seiner Person und seiner Sache scheint er doch nicht gehabt zu haben, und es mag leicht sein, daß er sich durch vorherige Rücksprache mit seinen Hausgenossen den Rücken decken wollte.

Ein solcher Mensch ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Wer arbeiten will im Reiche Gottes, der muß von dem endlichen Sieg der Sache Christi fest überzeugt sein, der darf sich durch zeitweilige Erfolge der finstern Macht nicht irre machen lassen, der muß fest glauben, daß im Namen Jesu sich noch einmal aller Kniee beugen.

Laßt uns deßhalb, geliebte Mitarbeiter, unter allen Umständen daran festhalten, daß wir im Dienste eines Königs stehen, dem Niemand auf die Dauer widerstehen kann, weil er der König der Wahrheit ist. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Laßt uns Schulter an Schulter und Mann an Mann hochhalten das Panier des Glaubens, nämlich das Kreuz. Der Herr ist König. Nicht der Unglaube wird siegen, sondern der Glaube; nicht der Irrthum wird siegen, sondern die Wahrheit; nicht das Fleisch wird siegen, sondern der Geist; nicht der Antichrist wir siegen, sondern Christus, denn nicht umsonst stehet geschrieben: „Es sind die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Christus geworden, und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit." Also Muth, liebe Brüder und nicht rückwärts geblickt, sondern vorwärts! „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes."

Neuigkeiten aus Sonntagschulen in fernen Landen.

Aus Spanien. — In Escanan wird die einzige protestantische Sonntagschule in der Provinz von Herrn J. R. Lopez gehalten. Die Schule ist 9 Jahre alt. In der Bibliothek befinden sich blos 12 Bibeln und ebensoviele biblische Geschichtsbücher. Aus denselben werden jedoch 70 Schüler unterrichtet. Das ganze Dorf ist durch den Einfluß dieser Schule protestantisch geworden. Viele der Schüler kommen weite Strecken zu Fuß, um den Unterricht beiwohnen zu können.

In Seville zählt die Schule 45 Schüler. Eine Zweigschule in San Bernardino zählt 28 Schüler. Eine Mädchenschule unter der Aufsicht von Herrn Alonzo in Seville wäre wegen Mangel an Unterstützung beinahe in die Brüche gegangen, ist jedoch durch einen liberalen Beitrag einer deutschen Sonntagschule in Brooklyn wieder gerettet worden.

In Valencia betreibt ein schwedischer Missionar, Namens Hagland, eine Schule mit 34 Schülern. Vorurtheil und Fanatismus hindern hier das Werk bedeutend.

Aus Italien. — In Florence steht eine versprechende Schule unter der Leitung von Signor Ribetti. Während des Sommers wurde dieselbe von 100 Schülern, meistens Kinder von katholischen Eltern, besucht. Jedes Kind trägt von ½—1 Cent per Woche bei zur Bestreitung der Unkosten. Die 15 Lehrer versammeln sich jeden Freitag zu einer Lehrer-Versammlung.

In Riesi in Sicilien beaufsichtigt Herr Notarbartolo eine Schule von 140 Schülern. Dieselbe ist jedoch noch nicht in Klassen eingetheilt. Fast sämmtliche Schüler gehören katholischen Eltern an, die ihre Kinder gerne schicken.

Aus Belgien. — Hier hat das Sonntagschulwerk mit ungeheuren Hindernissen zu kämpfen; das größte ist die unbeschreibliche Armuth des belgischen Volkes.

Auf dem Jumet Distrikt sind die Leute fast alle Minenarbeiter, und zwar nicht nur die Erwachsenen, sondern auch die Kinder. Bis jetzt bestehen auf genanntem Distrikt 59 Schulen. Die Lehrer in diesen Schulen arbeiten die ganze Woche in den Minen und am Sonntage marschiren sie Meilen weit, um in einer armseligen Küche, wo die Schüler auf Brettern placirt sind, Sonntagschule zu halten. Die Bretter werden zu diesem Zweck von den Lehrern gebettelt.

Aus Böhmen. — In Kolen leitet M. Dutcheck eine recht versprechende Schule.

In Moravia, nahe Zadrarick, haben wir eine Anzahl Sonntagschulen. Dieselben können jedoch nur im Sommer gehalten werden, weil sich die Mittel zum Heizen nicht aufbringen lassen. Hülfsmittel fehlen hier fast gänzlich.

Aus Brünn berichtet Rev. Clark eine neue Sonntagschule. Er hat dort auch eine Lehrervorbereitungs-Schule in Angriff genommen. Wenn man bedenkt, daß das Sonntagschulwerk in Böhmen erst im August 1884 begonnen wurde, so muß man sich wundern über den mächtigen Erfolg.

Auf dem Prag Distrikt allein sind ihrer 16 Schulen mit 36 Lehrern und 400 Kindern. Die andern drei Distrikte zählen, der eine 21 Schulen, 60

Lehrer und 500 Schüler, der andere 17 Schulen, 125 Lehrer und 900 Schüler, der dritte 17 Schulen, 24 Lehrer und 700 Schüler. Summa in ganz Böhmen: 64 Schulen, 250 Lehrer und 2500 Schüler.

Aus Frankreich. — Auf dem Croix Distrikt befinden sich drei Sonntagschulen mit etwa 480 Kindern, von meistens ungläubigen Eltern.

Aus Persien. — In Tabreez betreibt Missionar Easton eine Schule aus 80 erwachsenen Schülern bestehend. Zehn Lehrer besorgen den Unterricht. Die meisten der Schüler sind Väter und Mütter und sind sehr lernbegierig.

Aus Armenien. — Die Ainstab Mission verfügt über 25 Sonntagschulen. Dieselben sind jedoch nur spärlich mit Hülfsmitteln versehen. Die Arbeit ist hier eine sehr mühsame; denn die meisten Kinder müssen den Tag über Vieh weiden, so daß sie höchstens in der Mittagsstunde eine kurze Zeit unterrichtet werden können.

Zur Marash Station gehören etwa 60 Schulen, 600 Lehrer und über 1000 Schüler. Die Missionare geben sich alle Mühe, ihre Lehrer heranzubilden. Der Anblick einer dieser türkischen Sonntagschulen ist für den Fremden höchst auffallend. Man denke sich mehrere Hundert Männer und Frauen auf dem Fußboden sitzend, in gebückter Stellung vor ihrem Lehrer, der sie eifrigst unterrichtet, während die ganze Schülerzahl die Lektion laut hersagt.

Aus Japan. — In Tokio wird schon seit 10 Jahren ein Sonntagschul-Blatt herausgegeben, das nunmehr selbsterhaltend ist.

In Jafua, Ceylon, betreiben zwei Schwestern eine Sonntagschule von 800 Kindern.

Jeder hat seine Arbeit. In den morgenländischen Ländern war es gebräuchlich, daß der Meister bei seinem Weggang den Knechten ihre Arbeit anwies, und bei seiner Rückkehr Rechenschaft von ihnen forderte. Von der bewiesenen Treue und Gewissenhaftigkeit des Knechtes hing seine künftige Stellung ab. Unser Herr und Meister ist für eine Zeit lang von hinnen gegangen. Einem jeden seiner Knechte aber hat er seine besondere Arbeit angewiesen.

Arbeit ist das gemeinschaftliche Erbgut Aller; es ist die göttliche Ordnung. Eden war zwar ein Garten Gottes, Adam und Eva wurden jedoch nicht hinein gesetzt, blos um die Frucht zu essen, oder sich an dem Duft der Blumen zu erfreuen, sondern denselben zu bauen. Das Gesetz der Arbeit gilt überall. Die Planeten kreisen in ihren Bahnen; die Säfte der Bäume und Pflanzen sind immer in Circulation; der Wind ist immer thätig, er treibt das Schiff, dreht die Mühle, reinigt die Luft. Selbst der unbedeutende Wurm im Staube vollbringt das Seine im Haushalt Gottes. Diejenige Gesellschaft, deren einzelne Glieder sich der ernstlichen Thätigkeit befleißigen, wird am meisten ausrichten. Eine Klasse träger Leute bildet einen Flecken, ein Geschwür am gesellschaftlichen oder kirchlichen Körper.

Würde das Christenthum, auf Gottes Wort gegründet, als der einzige Maßstab der persönlichen und gesellschaftlichen Verpflichtung anerkannt, so gebe es keine Männer, die blos den eitlen Vergnügungen nachhängen, und keine Frauen, die blos der Mode fröhnen würden. Niemand würde dann leben, blos um zu essen und zu trinken, zu stolziren und bewundert zu werden.

In dem Bereich des geistlichen Lebens gibt es keine Richtigkeit des christlichen Charakters, keine erhabene Gemeinschaft mit Gott, keine Macht Menschen zu erreichen, ohne Fleiß. Gott hat keine Günstlinge; er ist nicht parteiisch.

Was deine Arbeit als Christ sein mag, kann Niemand als Gott und du selbst feststellen. Er mag dich nicht berufen, die Säulen des Tempels niederzureißen, wie Simson; oder dich einer gottlosen Isebel entgegen zu stellen, wie Elias; oder der Botschafter einer neuen Dispensation zu sein wie Johannes; oder dich als Bahnbrecher unter die Heiden zu senden, wie Paulus; oder eine die ganze Welt bewegende Kirche zu gründen, wie Wesley; oder die Arbeit eines weltberühmten Evangelisten zu thun, wie Moody; oder mit der Botschaft von Christo in's Innere des dunkeln Afrika hinein zu dringen, wie Taylor; und doch hast du deine eigene Arbeit, die kein Anderer für dich thun kann.

Niemand kann zum Voraus wissen, was Gott ihm befehlen mag, denn Gott weiß besser, wozu wir brauchbar sind, als wir selber. Sei bereit und willig irgend etwas zu thun, was der Meister dir auferlegen mag. Mach's niemals wie Jonas: Deine Reisetasche zur Hand nehmen und nach fernen unbekannten Gegenden aufbrechen. Der Herr möchte dich doch herumholen, und du möchtest durch viel Schaden klug werden müssen. Sei treu in deinem Beruf. Ist die Sphäre deiner Wirksamkeit auch nur gering, fülle sie aus. Es ist ein großes Ding, recht zu leben. Vom Prinzen Karl von Oesterreich sagte Napoleon: „Er ist ein guter Mann, und das faßt Alles in sich." Laßt uns gut sein und Gutes thun, so werden wir unsere Aufgabe lösen und Gottes Wohlgefallen wird auf uns ruhen.

Sonntagschul-Lektionen.

Das Manna.

Sonntag, 5. Juni. 2 Mos. 16, 4—12.

4. Da sprach der Herr zu Mose: Siehe ich will euch Brod vom Himmel regnen lassen, und das Volk soll hinaus gehen, und sammeln täglich, was es des Tages bedarf: daß ich's versuche, ob es in meinem Gesetz wandele oder nicht.

5. Des sechsten Tages aber sollen sie sich schicken, daß sie zwiefältig eintragen, weder sie sonst täglich sammeln.

6. Mose und Aaron sprachen zu allen Kindern Israel: Am Abend sollt ihr inne werden, daß euch der Herr aus Egyptenland geführet hat.

7. Und des Morgens werdet ihr des Herrn Herrlichkeit sehen; denn er hat euer Murren wider den Herrn gehöret. Was sind wir, daß ihr wider uns murret.

8. Weiter sprach Mose: Der Herr wird euch am Abend Fleisch zu essen geben, und am Morgen Brods die Fülle: darum, daß der Herr euer Murren gehöret hat, daß ihr wider ihn gemurret habt. Denn was sind wir? Euer Murren ist nicht wider uns, sondern wider den Herrn.

9. Und Mose sprach zu Aaron: Sage der ganzen Gemeine der Kinder Israel: Kommt herbei vor den Herrn, denn er hat euer Murren gehöret.

10. Und da Aaron also redete zu der ganzen Gemeine der Kinder Israel, wandten sie sich gegen der Wüste; und siehe, die Herrlichkeit des Herrn erschien in einer Wolke.

11. Und der Herr sprach zu Mose.

12. Ich habe der Kinder Israel Murren gehöret. Sage ihnen: Zwischen Abend sollt ihr Fleisch zu Essen haben, und am Morgen Brods satt werden, und inne werden, daß ich der Herr, euer Gott bin.

Biblischer Grundgedanke: „Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brod des Lebens." Joh. 6, 35.

Einleitung. Unsere Lektionsereignisse geschahen im Maimonate 1491 v. Chr. Vier Wochen waren seit dem Auszuge verstrichen. Das Ziel der weiteren Wanderung Israels bildete zunächst der „Berg Gottes." Zwischen dem Durchzug durch's Meer und dem Sinai werden verschiedene Stationen genannt. Es waren das nicht einfache Nachtquartiere, sondern Rastorte, wie sie die ungleich vertheilten Oasen boten. An solchen Orten wurde für längere oder kürzere Zeit Halt gemacht. Zwischen denselben wanderte man oft Tag und Nacht.

Das Triumphlied (Kap. 15) wurde wahrscheinlich bei Ajun Musa gesungen. Von da aus durchzog man drei Tage lang die Wüste Schur, bis man nach Mara kam, wo das Wasser bitter war. Daher fingen die Kinder Israel an, wider Mose zu murren. Sie nannten den Ort Mara, d. h. Bitterkeit. Durch ein Wunder wurde das bittere Wasser trinkbar gemacht.

Der nächste Haltort war Elim. Hier waren zwölf Brunnen und 70 Palmen. Es war die beste Lagerstätte der Israeliten zwischen dem rothen Meer und Sinai. Dieses Elim ist in dem heutigen Wadi Gharandel zu suchen. Nach dem alten Stationsverzeichnisse 4 Mos. 33 lagerten die Israeliten zwischen Elim und der Wüste Sin noch einmal am Schilfmeer. Es war dies vermuthlich in dem schönen Wadi Tajibe. Von diesem Orte gings in die Wüste Sin.

Erklärung.

V. 4. Schon auf der ersten Strecke des Zuges durch die Wüste zeigte sich, wie geeignet dieser Aufenthalt für die göttliche Erziehung des Volkes war. Hier war es ganz auf seinen Gott angewiesen. Er mußte ihm den Weg zeigen. Er mußte Brod und Wasser schaffen. Dabei kam freilich auf Schritt und Tritt der Kleinglaube, die Ungeduld und das Mißtrauen der Menge zu Tage. So murrt auch hier die ganze Gemeinde wider Mose und Aaron. V. 2. Darum spricht der Herr zu Mose und zeigt ihm vor Allen den Ausweg. Der Ausdruck „Brod vom Himmel regnen" kennzeichnet den Vorrath als einen streng übernatürlichen. Mit einem Wunder haben wir's hier offenbar zu thun. Ohne einen solchen Vorrath hätte das riesenhafte israelitische Heer des Längeren auf der Halbinsel nicht leben können. Die Gabe des Mannas war eine Glaubensprüfung des Volkes. Ihre Geduld, ihr Glaube, ihr Abhängigkeitsgefühl und ihr Dankgefühl wurden in den gegenwärtigen Erlebnissen stetig auf die Probe gesetzt.

V. 5. Die Verordnung dieses Verses liefert den Beweis, daß der siebente Tag als Sabbath von den Israeliten gefeiert wurde. Jeden Morgen sollten sie nur genug sammeln für den betreffenden Tag. Am sechsten Tage jedoch mußte eine doppelte Quantität gesammelt werden. Denn am siebenten Tage, welcher heilig war, durfte nichts, konnte vielleicht nichts gesammelt werden.

V. 6. 7. Der Mannaspende soll eine Fleischspende vorangehen. Daran sollen sie erkennen, daß der Herr sie aus Egypten geführt habe. In den Wachteln will er ihnen einen Ersatz für die Fleischtöpfe Egyptens bereiten. Am folgenden Morgen sollen sie die Herrlichkeit des Herrn daran erkennen, daß er ihnen Brod in der Wüste, und zwar in der Gestalt des Mannas, bescheert.

V. 8. Mose erinnert das Volk daran, daß ihr Murren wider ihn und seinen Bruder ein Murren wider Gott selbst sei. Er bedeutet ihnen, Gott habe dieses Murren gehört. Er hört's auch, wenn wir murren. Die Vorgesetzten — Eltern, Lehrer Arbeitgeber und Regenten—hören's nicht immer, wenn die Untergebenen wider sie murren. Und es ist gut, daß sie es nicht hören. Sie könnten's wohl kaum ertragen. Gott aber hört jede Klage, jegliches Murren. Er aber ist so unendlich langmüthig und geduldig, daß er's oft lange erträgt.

V. 9. 10. Verse 6 bis 8 beschreiben eine Unterredung des Mose mit dem Volke, die etwas früher stattfand. Der Aufruf Aaron's an das Volk, sich vor dem Herrn zu versammeln, erging etwas später. „Vor dem Herrn" hier kann wohl nur meinen, in der Nähe der Wolken- und Feuersäule, in welcher der Herr seine Gegenwart offenbarte. Am Bestimmungsorte versammelt, gewahrte das Volk, daß Gott durch einen außerordentlichen Strahlenglanz in der führenden Säule seine majestätische Gegenwart bekundete. Dies geschah 1. um dem Volke zu zeigen, wider welch' ein hehres Wesen sie gemurret hatten; 2. um demselben zu veranschaulichen, welch' einen großen und herrlichen Führer es habe, der alle Feinde besiegen, alle Schwierigkeiten überwinden und dasselbe sicher durch die Wüste ins gelobte Land bringen könne; 3. um demselben klar zu machen, daß Fleisch und Brod, welche ihm nun zu Theil werden sollte, keine bloße Naturspende, sondern im engeren Sinne eine Gottesgabe seien.

V. 11. 12. „Zwischen Abend" meint 3 und 6 Uhr Nachmittags. Das Fleisch, welches sie zu essen bekamen, war nach V. 13 dasjenige der Wachteln. Diese Wachteln waren Feldhühner. Im Spätfrühlinge ziehen sie in ungeheuren Schaaren aus dem Süden nordwärts. Da sie ihres schweren Körpers wegen viel ausruhen müssen und nur wenige Fuß über der Erde hinfliegen, so werden sie auf dem Hin- und Herweg zu Tausenden gefangen. Ihr schmackhaftes Fleisch wird entweder frisch gegessen oder eingesalzen und geräuchert. Am nächsten Morgen gab Gott das Manna. Drei Ansichten herrschen in Betreff dieses Mannas. 1. Es sei dieselbe Wüstenspeise gewesen, welche noch heute auf der sinaitischen Halbinsel gefunden und von den Arabern, auf Brod gestrichen, gegessen werde. Das ist die Ansicht der Rationalisten, die jede Wunderwirkung Gottes zu beseitigen bestrebt sind. 2. Das Tamariskenharz bilde die natürliche Unterlage des Wunders. Das Wunderbare läge in der Vermehrung und Steigerung der Naturgabe. Das ist die Vermittlungstheorie. Allein nach dem Urtheile solcher Männer, wie Schubert, Robinson, Raumer, Lengerke und Graul, ist das Tamariskenmanna von dem biblischen dem Stoffe nach grundverschieden. Das Erstere kann nicht, wie das Letztere, mit Mühlen zerrieben, noch in Mörsern zerstoßen, noch gekocht und zu Kuchen verbacken werden. Es enthält auch keine solche Stoffe, die dem Menschen zur leiblichen Erhaltung nöthig sind. 3. Das Manna ist eine Wunderspeise. Es ist ein in Brod verwandelter Thau. Ganz der Mannaspende entsprechend ist der Hochzeitswein zu Kana, Joh. 2, 1—10. Die letztere Ansicht ist die unsere. Wie hätte Mose sich unterwinden können, das Volk zu überreden, Gott lasse das Manna vom Himmel regnen, es falle mit dem Thau herab, wenn das Volk tagtäglich sah, wie der Mannasaft aus den Tarfahzweigen hervorquoll, als Tropfen an den Zweigen hing und als erstarrte Körner auf die Erde fiel?

Praktische Gedanken.

Das Manna ein Vorbild auf Christum.

Im „biblischen Grundgedanken" spricht der Herr, unser Heiland: „Ich bin das Brod des Lebens." In

jenem 6. Kap. Joh. sagt er auch: „Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel gekommen." „Dies ist das Brod Gottes, das vom Himmel kommt und gibt der Welt das Leben." Er ist also das Gegenbild des in der Wüste von den Israeliten gegessenen Mannas. Betrachten wir etliche der wichtigsten Vergleichungspunkte.

I. In der Spende.

1. Beide kamen in Fülle. Gott sandte Manna genug, um 2,000,000 Israeliten zu speisen, während der ganzen Wüstenreise. Dasselbe fiel rings ums Lager her. Es wurde ihnen so nahe gebracht, daß sie nur die Hand auszustrecken brauchten, um es zu besitzen. Wenn ein Israelit Hunger litt, so war's nicht Gottes Schuld. Er spendete den Vorrath in Fülle. Welch' ein treffliches Bild der Heilsfülle in Christo. Wer kam je verlangend, Seelennahrung suchend zu ihm, den er hungrig, unbefriedigt weggesandt hätte? Er gibt sein Fleisch für das Leben der Welt. Joh. 6, 51. Er sagte: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen." In ihm ist die Fülle der Gnade, Weisheit, Vergebung und Seligkeit.

2. Beide kommen in der Stille. Das Manna kam geräuschlos, wie der Thau und mit dem Thau der Nacht. So zieht Jesus ohne äußerliche Geberden, geräuschlos in ein sich ihm erschließendes Herz ein. Nicht im Sturmwinde, noch im Feuer, noch im Erdbeben, sondern im stillen, sanften Säuseln kommt er. Wenn alle anderen Stimmen in uns und um uns schweigen, wenn wir in der Stille gläubig harren; dann kommt der treue Sünderfreund in die Seele und füllt sie mit seinem Frieden. Im Geschäftsgewühl, im Vergnügungsrausche und im Getobe der Leidenschaften findet Jesus keinen Raum, kann er sich nicht niederlassen.

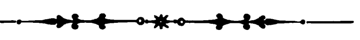
3. Beide sind ein freies Geschenk Gottes. Das Manna wurde ohne Geld und umsonst den Israeliten gespendet. Jedweder durfte, Jedweder sollte Gebrauch davon machen. Nicht ein Einziger war von dessem Genusse ausgeschlossen. So ist auch Jesus ein freies Gnadengeschenk des himmlischen Vaters. Joh. 3, 16; Tit. 2, 11. 12. Zu dem von Christo erworbenen Heil ist Jedermann eingeladen. Jes. 55, 1; Offb. 22, 17; 1 Tim. 2, 4; 2 Petr. 3, 9.

II. In dem Empfange.

1. Es mußte gesammelt werden. Es konnte den Israeliten nichts nützen, daß das Manna, wie Perlen in der Morgensonne glitzernd, rings um's Lager her lag. Sie mußten's sammeln, essen, ihren Hunger stillen und Lebenskraft daraus gewinnen. So hat sich's mit Christo und seinem Heil. Er bezeichnet sich selber als das „Brod des Lebens," nicht nur, um darzuthun, was er ist in Betreff des großen Seelenhungers der Menschen, sondern auch was wir mit ihm zu thun haben, wollen wir des geistlichen Lebens theilhaftig werden. Wir müssen durch den persönlichen Glauben ihn annehmen, innerlich ihn genießen und zu unserer geistlichen Nahrung machen; dann stillt er unsern Seelenhunger, dann ist er uns das Leben, dann gewinnen wir die nöthige Kraft, um im neuen Leben zu wandeln, in Leiden geduldig zu sein und im Tode zu triumphiren.

2. Das Manna mußte frühe gesammelt werden. Geschah dies nicht, so zerschmolz und verschwand es in den heißen Sonnenstrahlen. So ist es unsere Aufgabe, den Heiland frühe, d. h. in der schönen Jugendzeit zu suchen. „Die mich frühe suchen, finden mich." Spr. 8, 17. „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend." Pred. 12, 1. Wenn wir verziehen, mit der Welt liebäugeln und die Bekehrung auf eine gelegenere Zeit verschieben; so mögen wir zu spät aus unserem Sündenschlaf erwachen und zu unsrem Schrecken entdecken, daß Jesus von unsrer Herzensthüre verschwunden ist und wir die Gnadenzeit verscherzt haben.

3. Das Manna mußte täglich gesammelt werden. Kein Israelite konnte am Morgen des ersten Wochentages genug sammeln für den ganzen Wochenbedarf. That er's dennoch, so fand er am nächsten Morgen, daß das am vorhergehenden Tage Gesammelte ungenießbar geworden war. So bedürfen wir Christum, das wahre Lebensbrod, tagtäglich. Die gestern empfangene Gnade genügt nicht für heute, wie die gestern genossene Speise den heutigen Hunger nicht zu stillen vermag.



Sonntag, 12. Juni. **Die Gebote.** 2 Mos. 20, 1—11

1. Und Gott redete alle diese Worte:
2. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführet habe.
3. Du sollst keine andere Götter neben mir haben.
4. Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, daß unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist.
5. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen;
6. Und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.
7. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.
8. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.
9. Sechs Tage sollst du arbeiten, und alle deine Dinge beschicken;
10. Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.
11. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und alles, was drinnen ist; und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbathtag, und heiligte ihn.

Biblischer Grundgedanke: „Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen." Matth. 22, 37.

Einleitung. Die Gesetzgebung fand statt im Monat Mai des Jahres 1491 v. Chr., 50 Tage nach der Passahfeier und dem Auszuge. Das Gesetz wurde am Berge Sinai gegeben. Am Fuße dieses Berges lag eine Wüste, welche dem Volke Raum zur Lagerstätte bot. Die Wüste erstreckte sich bis unmittelbar an den Fuß des Berges. Das Volk mußte von der Berührung desselben durch ein Gehege zurückgehalten werden. Am Fuße des Berges gab es ein fließendes Wasser. Hier wurde durch Mose Vermittlung der Bund zwischen Gott und dem Volke geschlossen. Hier machte Israel auch des Längeren Halt.

Erklärung.

V. 1. Also Gott und nicht Mose ist der Urheber der zehn Gebote. Manche haben behauptet, Mose

hätte die zehn Gebote aus den Lehren der Egypter über die Pflichten des Menschen zusammengestellt. Unser Vers straft eine solche Behauptung der Lüge. Eine göttliche Offenbarung des Sittengesetzes war nothwendig: 1. Damit der Mensch mit dem Umfange und der Tragweite seiner Verpflichtungen genau bekannt werde. Das Gesetz, welches Gott ursprünglich in des Menschen Herz geschrieben hatte, war durch die Sünde gleichsam verwischt worden. Deßhalb mußte Gott es nun auf's Neue geben. Diesmal schrieb er's auf steinerne Tafeln. So wurde ihm eine positive Offenbarung seiner Pflichten gegen Gott und gegen die Mitmenschen zu Theil. 2. Damit eine zuverlässige Grundlage für die Sittenlehre gewonnen werde. Die Menschen waren von jeher bemüht, die vom Sittengesetz auferlegten Verpflichtungen hinwegzudeuteln. Die Gesetzgebung seitens Gottes aber macht allen solchen menschlichen Deuteleien durch ein „So spricht der Herr" ein Ende. 3. Damit das Ansehen des Gewissens gestärkt und vermehrt werde. Im gefallenen Zustande des Menschen ist's nothwendig, daß die innere Stimme des Gewissens verstärkt werde durch die äußere Stimme der Offenbarung.

V. 2. Um das Ansehen eines Gesetzes in den Augen des Menschen herzustellen, muß ihnen klar sein, daß der Gesetzgeber berechtigt und bemächtigt sei, Gesetze zu erlassen. Dieses Recht und diese Vollmacht begründet Gott in unserm Verse. Der Verfasser eines Buches setzt seinen Namen auf das erste Blatt desselben. So schreibt der Herr unser Gott seinen Namen seinem Gesetze voran, um demselben das gebührende Ansehen zu sichern. Hatte er ein Recht, Gesetze zu geben? Gott ist ein Herr und König. Hat ein Solcher nicht das Recht, in seinem Reiche Ordnungen zu treffen, Gesetze zu geben? Gott ist ein Vater; hat ein Solcher nicht das Recht, in seinem Hause eine Hausordnung zu treffen? Dieses Recht gründet sich aber nicht nur darauf, was Gott ist, sondern auch darauf, was er thut. Israel befreite er aus egyptischer Knechtschaft. Er erlöste sie aus den Händen der Frohnvögte. Er machte sie nicht zu seinen Sklaven, sondern zu seinem Volke. So hat er auch uns aus dem Elend und der Knechtschaft der Sünde durch seinen vielgeliebten Sohn erlöst. Deshalb sollen wir ihm dienen und seine Gebote halten.

Praktische Gedanken.

Die ersten vier Gebote.

Da die Gebote äußerst praktisch sind, so wollen wir sie von dieser Seite aus behandeln. Sollte da oder dort eine Erklärung nothwendig sein, so werden wir sie mit dem Praktischen verweben. Unter jedem Verbote oder Gebote werden wir immer ein Zweifaches betrachten, nämlich 1. die verbotene Sünde; 2. die auferlegte Pflicht.

I. Habe nur den einen Gott. V. 3.

1. Die verbotene Sünde. In 1 Kön. 16, 30—33 haben wir ein Beispiel von einem Könige, der den lebendigen Gott verließ. Ahab diente den Göttern anderer Völker. Durch die Anbetung falscher Götter übertrat er dieses Gebot. In Apstg. 7, 42 lesen wir, daß die Israeliten dem Himmelsheer dienten, d. h. Sonne, Mond und Sterne. Sie vergingen sich an diesem Verbot. Als Paulus, der große Heidenapostel, nach Athen kam, da fand er eine Stadt voller Götzentempel. In China, Indien und andern heidnischen Ländern sind die Bewohner meistens Uebertreter dieses Verbots. Andere dienen keinem Gott. Man nennt sie Atheisten. Vorgeblich glauben sie an keinen Gott. Von ihnen sagt schon der Psalmist: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott."

Auch wir können dies Gebot auf die eine oder die andere Weise übertreten. Manchen geht das Essen und Trinken über Alles. Paulus sagt, der Bauch sei ihr Gott. Phil. 3, 10. Andere verlassen Gott, um der Welt zu dienen, wie ein Demas. Oder wir können ohne Gott leben, Gebet und Gottesdienste vernachlässigen. Wir können Andere oder uns selbst mehr lieben als Gott. Das Alles ist Uebertretung dieses Verbots.

2. Die auferlegte Pflicht. Zwei Worte bezeichnen sie: Glaube und Liebe. In 1 Mos. 22, 1—9 haben wir in Abraham ein Beispiel von diesem Glauben, dieser Liebe. Er glaubte an Gott und bewies seinen Glauben durch Gehorsam. Er bewies seine Liebe, indem er willig war, das Theuerste Gott zu opfern—seinen Isaak. So sollen auch wir unsern Glauben beweisen, indem wir Gott in allen Lebensereignissen vertrauen. Wir sollen unsere Liebe beweisen, indem wir zu jeder Zeit bereit sind, ihm das Beste zu opfern.

II. Mache dir kein Bildniß oder Gleichniß. V. 4—6. Dieses Verbot verbietet nicht die Anfertigung oder den Besitz von Gemälden und Statuen. Die Stiftshütte, besonders der salomonische Tempel zeichnete sich durch Kunstwerke aus, welche der Herr selbst angeordnet hatte.

1. Die verbotene Sünde. Es ist der Götzendienst, welcher hier untersagt wird. Man soll Gott nicht unter irgend einem Bildnisse oder Gleichnisse, unter irgend einer äußeren Gestalt anbeten. Das erste Gebot verbietet die Anbetung anderer Götter; das zweite die Anbetung Gottes unter äußerer Form oder Gestalt. Jerobeam übertrat das letztere Gebot, indem er goldene Kälber machte und anbetete. Auch wir können dies Gebot übertreten. Wir thun's, wenn wir irgend etwas Aeußerliches an die Stelle Gottes setzen. Wir thun's, wenn wir unser Vertrauen auf's „Gebeteheresagen" setzen, anstatt wirklich zu beten; wenn wir uns auf den Besuch der Kirche verlassen, anstatt wirklich Gottesdienst zu pflegen.

2. Die auferlegte Pflicht. Diese besteht in der Anbetung des lebendigen Gottes. Wir müssen darauf achten, wen, wie und warum wir anbeten. Wir müssen Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4, 24. Das erste Gebot behauptet die Einheit Gottes und untersagt die Vielgötterei. Das zweite Gebot begründet die Geistigkeit Gottes. Es protestirt gegen den Götzendienst und den Materialismus. Auch der panteistische Gottesbegriff ist Gottes unwürdig.

III. Mißbrauche nicht den Namen Gottes.

1. Die verbotene Sünde. Der Name Gottes wird mißbraucht:

a. Durch dessen leichtsinnigen Gebrauch. Wie Spreu, aus der das Körnlein heraus ist, umherstäubet, so gehet der Name Gottes bei Vielen als leere Redensart über die Lippen. Wie der Herbstwind mit den welken Blättern, so spielen Viele mit dem Namen Gottes und Jesu.

b. Durch das Fluchen. In der Regel flucht der Mensch, wenn er zornig ist. Gott der Herr soll diesem Zorn den Arm leihen. Er soll gleich so züchtigen, wie Menschen es nicht können. Die Flüche sind wahnsinnige Gebete. Wie schrecklich wär's, wenn Gott sie alle beantwortete. Ein Fluch ist wie ein Stein, der gen Himmel geschleudert, auf den zurückfällt, der ihn hinaufwarf. Die Asche fliegt dem in's Gesicht, der sie wirft.

c. Durch den Meineid. Es ist das eine der schrecklichsten Sünden, die der Mensch begehen kann. In dem Herzen des Meineidigen muß der letzte Funke

wahrer Gottesfurcht erloschen sein. Bei den Egyptern wurde der Meineid mit dem Tode bestraft. Die Griechen glaubten, die göttliche Nemesis verfolge den Meineidigen und bringe Verderben auf ihn und seine Nachkommen. Die Römer betrachteten den Meineid als etwas Schmähliches und den Meineidigen als Gegenstand göttlicher Rache in der andern Welt.

2. Die auferlegte Pflicht. Von Gott und göttlichen Dingen sollen wir immer mit tiefer Ehrfurcht reden. Wir sollen z. B. Ehrfurcht bekunden:

a. Vor dem Namen Gottes. Die Juden pflegten eine Pause zu machen, ehe sie den göttlichen Namen nannten. Der große Newton pflegte immer sein Haupt zu entblößen, wenn er den Namen Gottes nannte.

b. Vor dem Hause Gottes. Das lehrt uns Jesus durch die Reinigung des Tempels. Man hatte denselben in ein Markthaus umgewandelt. Ochsen, Schafe und Tauben wurden da gekauft und verkauft, fremdes Geld um jüdisches ausgewechselt. Der Herr trieb die Käufer und Verkäufer hinaus, stieß der Wechsler Tische um und sprach: „Mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Auch wir sollen andächtig in's Haus Gottes kommen. Der irdischen, weltlichen Gedanken sollen wir uns daselbst entschlagen. Unser ganzes Benehmen im Hause Gottes muß von Ehrfurcht zeugen.

c. Vor dem Worte Gottes. In demselben redet Gott zu uns. In der Bibel haben wir die Offenbarung seines heiligen Gnadenrathschlusses. Wenn wir sie zur Hand nehmen, oder wenn sie in unserer Gegenwart gelesen wird, so sollen wir die Botschaft mit Andacht und Ehrerbietung vernehmen.

IV. Heilige den Tag des Herrn. V. 8. 11. Dieses Gebot galt zunächst dem jüdischen Sabbath. Es findet aber im neuen Bunde Anwendung auf den christlichen Sonntag. Wir feiern den Ruhetag nicht wie die Juden am siebenten, sondern am ersten Wochentag, weil dies der Auferstehungstag Christi und der Geburtstag der christlichen Kirche ist.

1. Die verbotene Sünde. Sie besteht darin, daß man den von Gott geheiligten Tag entheiligt. Der Sonntag aber wird entheiligt:

a. Durch Müssigung und Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes. Manche verschlafen den halben oder ganzen Sonntag. Es gibt leider Tausende in Christländern, die das ganze Jahr hindurch keine Kirche betreten. Was hält sie ab? Die tiefste geistliche Trägheit. Der Welt Freuden und Sorgen liegen wie ein Bann auf solchen Menschen.

b. Durch weltliche Arbeit und Geschäfte. Wer am Sonntage irdische Arbeit, weltliche Geschäfte verrichtet, der bestiehlt Gott. Denn Gott gibt dem Menschen sechs Tage in jeder Woche zur Verrichtung seiner Arbeit, den siebenten Tag aber hat er sich vorbehalten. Es ruht kein Segen auf der Sonntagsarbeit.

c. Durch weltliche und sündliche Vergnügungen. Für manche Menschen ist der Sonntag ein Tag der Lustbarkeiten, der Völlerei und der Unzucht. So feiert kein Jude seinen Sabbath, kein Muhammedaner seinen Freitag, wie viele getaufte Christen ihren Sonntag.

2. Die auferlegte Pflicht. Diese besteht in der Heiligung und Feier dieses Tages. Gott hat diesen Tag eingesetzt und geheiligt:

a. Zur Ruhe von der Arbeit. Ruhe braucht jede Creatur. Ruhe braucht selbst die Erde, um sich von ihrer Sommearbeit zu erholen. Ruhe braucht der Mensch.

b. Zur Stärkung auf dem Pilgerwege. Es ist der Seele Markttag. Wie die Bienen Honig sammeln aus den Blüthen der Bäume, so sammle du dir an diesem Tage Vorrath aus den Blüthen des Lebensbaumes.

c. Als Vorbild der ewigen Ruhe. Jeder Sonntag ist ein Vorbote der seligen Ewigkeit, der vollen Ruhe in Gott.

Sonntag, 19. Juni. **Die Gebote.** 2 Mos. 20, 12—21.

12. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott, gibt.
13. Du sollst nicht tödten.
14. Du sollst nicht ehebrechen.
15. Du sollst nicht stehlen.
16. Du sollst kein falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.
17. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, das dein Nächster hat.
18. Und alles Volk sahe den Donner und Blitz, und den Ton der Posaune, und den Berg rauchen. Da sie aber solches sahen, flohen sie, und traten von ferne.
19. Und sprach zu Mose: Rede du mit uns, wir wollen gehorchen; nnd laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben.
20. Mose aber sprach zum Volk: Fürchtet euch nicht: denn Gott ist kommen, daß er euch versuchte, und daß seine Furcht euch vor Augen wäre, daß ihr nicht sündiget.
21. Also trat das Volk von ferne; aber Mose machte sich hinzu in's Dunkel, da Gott innen war.

Biblischer Grnndgedanke: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." Matth. 22, 37.

In Betreff der Zeit, des Ortes und anderer mit der Gesetzgebung am Sinai verbundener Umstände ziehe man die „Einleitung" zur vorigen Lektion zu Rathe.

Erklärung.

Wir übergehen Verse 12 bis 17, welche die letzten sechs Gebote enthalten, unter „Erklärung" und geben, da dieselben ganz praktisch sind, eine Erläuterung derselben unter „praktischen Gedanken." Wir beginnen also die Erklärung mit dem 18. Vers.

V. 18. 19. Unter dem Getöse rollender Donner und schmetternder Posaune, von dem rauchumfangenen, blitzumzuckten Berge herab gab Gott seine Gesetze. Auf diese Weise offenbarte der Gesetzgeber seine Majestät und erzielte für seine Gebote die gebührende Ehrfurcht. Angesichts dieser furchtbaren Erscheinungen wich das Volk entsetzt vom Berge zurück. Es bittet Mose, sein Mittler zu werden und mit Gott zu reden. Ein Mittler ist Bedürfniß der gefallenen Menschen. Eine reinmenschliche Vermittelung aber genügt diesem Bedürfnisse nicht. Deßhalb haben wir einen Gott, und einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus. 1 Tim. 2, 5.

V. 20. Das Volk befürchtete, es müsse augenblicklich sterben, wenn Gott mit ihm rede. Mose beruhigt die Israeliten, daß sie nach dieser Richtung nichts zu befürchten haben. Es sei nicht Gottes Absicht, sie zu tödten, sondern ihnen eine heilsame Furcht einzuflößen, damit sie seiner göttlichen Majestät gegenüber sich ehrerbietig benehmen. Gott habe sich auf diese



majestätische Weise geoffenbart, um sie zu prüfen. Gott prüft auch uns fortwährend im Leben, bald auf diese, bald auf eine andere Weise. Gottes größtes Verlangen ist, uns von der Sünde zu erlösen; und Erlösung von der Sünde sollte unser größtes Verlangen sein.

V. 21. Aus dem ergänzenden Berichte, wie wir ihn in 5 Mos. 5, 28—30 finden, erhellt, daß Mose des Volkes Wunsch dem Herrn vortrug. Derselbe gewährte den Wunsch in Gnaden. Er nahm Mose als Mittler des Volkes an. Dem Volke gestattete er, sich in seine Hütten zurückzuziehen. Mose aber erstieg den Berg, um die Gebote, auf steinerne Tafeln eingegraben, von dem Herrn in Empfang zu nehmen. Er scheute sich nicht in jenes Dunkel emporzusteigen, weil er wußte, daß Gott in demselben sei.

Praktische Gedanken.

Die letzten sechs Gebote.

I. Ehre Vater und Mutter. V. 12. Das fünfte Gebot gehört noch zu der ersten Gesetztafel, welche unsere Pflichten gegen Gott aufzählt. Denn die Eltern erscheinen hier nicht als unsere Nächsten, die uns gleichstehen, sondern als unsere Vorgesetzten. Sie sind die Stellvertreter Gottes für das Kind. Daher soll das Kind sie nicht nur lieben, sondern auch ehren. Es steht aber das fünfte Gebot als letztes auf der ersten Tafel, weil es den Uebergang zu der zweiten Tafel bildet, welche die Pflichten gegen den Nächsten aufzählt.

1. Die auferlegte Pflicht. Ein dreifaches schließt diese Pflicht in sich.

a) Liebe. Was thaten und thun nicht die Eltern für ihre Kinder? Sie arbeiten für sie, pflegen sie in Krankheit und sorgen für sie. Sollte nicht die Liebe der Eltern die Gegenliebe der Kinder wecken? Der Trojaner Aeneas trug seinen alten Vater aus der von den Feinden eroberten Stadt. Ein junger Römer, Namens Oppius, trug seinen greisen Vater, den seine Feinde in die Acht erklärt hatten, auf den Schultern durch halb Italien. Das waren Heiden. Sollten Christenkinder dann nicht auch ihre Eltern lieben bis in's hohe Alter?

b) Gehorsam. Den von Gott über uns gesetzten Eltern schulden wir Gehorsam. Seht, das Jesuskind war seinen Eltern unterthan. Luk. 2, 51. Wir sollen unsern Eltern in allen Dingen gehorchen, z. B. in der Wahl der Freunde, der Lektüre, der Dauer unserer Schulzeit und des Lebensberufes. Fordern aber die Eltern vom Kinde, was wider Gottes heiligen Willen ist, wie z. B. zu lügen, zu stehlen; so hören sie auf Gottes Stellvertreter zu sein. Das Kind muß Gott dann mehr gehorchen als den Eltern. In allen andern Stücken sollen wir ihnen gehorchen.

c) Dienst. Kinder können den Eltern manchen Tritt ersparen, manchen Dienst leisten. Der berühmte holländische Arzt Boerhave hatte eine alte Stiefmutter, die er mit der kindlichsten Treue verpflegte. Als sie Gott abrief, da sprach er: „Ich freue mich, daß sie zur ewigen Herrlichkeit berufen ist; aber ich weine, daß ich nun keine Gelegenheit mehr habe, ihr meine kindliche Liebe durch die That zu beweisen."

2. Die verbotene Sünde. Geringschätzung oder Verachtung der Eltern, sowie aller Ungehorsam gegen dieselben. Absalom übertrat dieses Gebot gröblich. Er vergaß so ganz jede kindliche Pflicht, daß er seinem Vater vom Throne zu stürzen trachtete. Er setzte eine Rebellion in Scene, welche den Vater zur Flucht zwang. Doch Absalom nahm ein Ende mit Schrecken. Als sein Heer von dem königlichen Heer, unter dem Feldhauptmann Joab stehend, geschlagen wurde, da blieb er auf der Flucht mit seinen langen Haaren in den Aesten einer Eiche hangen. Joab nahm drei Spiese, und stieß sie ihm in's Herz. Die Muhammedaner, Juden und Chinesen haben den Ruhm, daß selten ein Kind den alten Eltern das Leben verbittert.

II. Du sollst nicht tödten. V. 13.

1. Die verbotene Sünde. Jede vorsätzliche Zerstörung eines Menschenlebens, durch eigene oder fremde Hand. Der selige Spener stellt in seinem Katechismus Angesichts dieses Verbotes die Frage: „Wie vielerlei ist der Todschlag?" Er beantwortet sie also: „Vielerlei mit dem Herzen, mit dem Gesicht und Geberden, mit der Zunge und der Faust." Haß, Zorn, Neid, Habgier und dergleichen sind die Väter des Mordes. Vom Zorne und Hasse sagt schon ein alter heidnischer Weise: „Du bist ein Mörder, ehe du die Hand mit Blut befleckst." Johannes sagt: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger." Aus Neid und Zorn hat Kain seinen Bruder Abel erschlagen. Aus Geldgier sind Tausende zu Mördern geworden. Aus Haß sind Viele zu Todtschlägern geworden.

2. Die auferlegte Pflicht. Wir sollen von unsern Nächsten abzuwehren suchen, was seinen Leib und Leben schaden kann. In aller Noth sollen wir bereit sein, ihm zu helfen. Wir sollen dem bedürftigen Bruder die helfende Hand nicht entziehen. Der Priester und Levit, welche an dem unter die Mörder Gefallenen kalt vorübergingen, waren vor Gott auch Mörder. Wer dieser Welt Güter hat und schließt sein Herz vor ihm zu, ist auch ein Mörder. An Jonathan, dem Sohne Sauls, haben wir ein treffliches Beispiel, wie man von seinem Nächsten abwehren soll, was seinem Leib oder Leben schaden könnte. Er wacht über David's Leben, als ob es sein eigenes wäre. Er bewacht den, der einst an seiner Statt die Krone tragen soll. Er bewacht ihn gegen seines eigenen Vaters Grimm.

III. Du sollst nicht ehebrechen. V. 14.

1. Die verbotene Sünde. Unser Katechismus sagt: „Alle unkeusche Gedanken, Geberden, Worte oder Werke in und außer der Ehe." Es gibt Blumen, die ziehen bei der geringsten Berührung ihre Blätter zusammen. Sie haben ein solch' feines Gefühl, wie es nur irgend ein Mensch haben kann. So hat sichs mit der rechten Keuschheit auch. Das Herz fühlt jedes unreine Wort. Es fällt auf die Seele wie ein Funke auf die Haut. Wie Joseph vor Potiphar's Weibe, so flieht der keusche Mensch vor der Versuchung.

2. Die auferlegte Pflicht. Hier sagt unser Katechismus wieder treffend: „Daß Mann und Weib treulich halten, was sie einander versprachen, als sie in den Ehestand traten." Von den Störchen wird erzählt, daß ein jeglicher sich zu seinem Neste halte. Wenn ein Storch seinen Gesellen verläßt und es mit einem andern hält, so fallen die Anderen über ihn her und raufen ihm die Federn aus, ja tödten ihn wohl gar endlich. Sollten vernunftbegabte Menschen hinter der unvernünftigen Creatur in der Keuschheit zurückstehen?

IV. Du sollst nicht stehlen. V. 15.

1. Die verbotene Sünde. Dieselbe schließt ein Mehrfaches in sich.

a) Diebstahl. Darunter versteht man das Nehmen dessen, was uns nicht gehört. Wenn man Geld, Kleider, Bücher oder sonstige Dinge sich aneignet, die Andern gehören, so heißt das stehlen. Die Kinder wähnen manchesmal, es schade nichts, Kleinigkeiten zu nehmen, wie z. B. Griffel, Bleistifte, Messer, Obst

und dergleichen. Allein in Gottes Augen macht die Quantität keinen Unterschied. Wer einen Apfel stiehlt, übertritt dieses Gebot ebenso gewiß wie der, welcher zehn Tausend Thaler raubt.

b) Unehrlichkeit. Gott sagt: „Ihr sollt nicht ungleich handeln am Gericht mit der Elle, mit Gewicht, mit Maß, rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein.“ Uebervortheilen im Handel, leichtsinniges Borgen, Verhehlung des Gestohlenen oder des Gefundenen, Veruntreuung anvertrauter Güter, Bestechlichkeit, Entziehung der Abgaben an die Obrigkeit, Vorenthaltung des verdienten Lohnes, Gewinnspiel, das Betteln aus purer Faulheit — das Alles gehört unter die Rubrik der Unehrlichkeit.

2. Die auferlegte Pflicht. Die ehrliche Erwerbung unseres irdischen Gutes. Was du dir mit ehrlicher Arbeit erwirbst, das ist dein. Darauf ruht auch Gottes Segen. Es hangen deine Gebete daran, denn man darf Gottes Segen auf die ehrliche Arbeit erflehen. Es klebt auch dein saurer Schweiß daran. Darum bleibt es dir und vermehret sich.

V. Rede kein falsches Zeugniß. V. 16.

1. Die verbotene Sünde. Alle Lüge und Verläumdung.

a) Die Lüge. Ein Lügner ist der, dessen Herz und Mund, Gedanke und Wort nicht mit einander übereinstimmen. Die Lüge will sich gern frühe im Kinderherzen einnisten. Hat sie sich aber in demselben festgesetzt, so weicht sie entweder nie oder unter schweren Kämpfen. Sie legt sich auf die Herzen wie Mehlthau auf die Pflanzen. In alle Verhältnisse dringt die Lüge ein. In jedem Stand und Berufe macht sie sich breit.

b) Die Verläumdung. Die alten sagten: „Der Verläumder ist ärger als ein Rabe; denn der Rabe verhackt nur die Todten, der Verläumder aber die Lebendigen.“ Wir können uns vor böser Nachrede nicht genug hüten. Das Menschenherz hat von Natur einen starken Hang dazu.

2. Die auferlegte Pflicht. Daß wir die Wahrheit lieben und reden. Sei wahr gegen dich selbst, wahr gegen deinen Nächsten, wahr gegen deinen Gott. Fürchte dich nicht vor dem, was aus der Wahrheit entspringt. Ein großer Kirchenlehrer sagt: „Wenn die Welt an einem Faden hinge, und der Faden wäre eine Lüge, und ich hätte die Schere, mit der er durchschnitten werden könnte, so wollte ich mich nicht besinnen.“

VI. Laß dich nicht gelüsten. V. 17.

1. Die verbotene Sünde. Die böse Begierde wird hier verboten. Aus der bösen Lust des Herzens gehen alle bösen Worte und Thaten hervor. Wenn die Gedanken ertappt werden könnten, wie viele würden dann als Diebe ertappt werden? Wie viele würden dann als Ehebrecher ertappt werden? Wie man den Rossen Zügel anlegt, wie der Jäger einem Falken eine Kappe überhängt; so sollen wir unserer Begierde auch den Zügel anlegen, und unsere Augen zuschließen, wenn die Verlockung durch dieselbe herein will.

2. Die auferlegte Pflicht. Nach einem reinen Herzen zu trachten. Mit David zu beten: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz.“

Sonntag, 26. Juni.

Missions-Lektion.

2 Mos. 35, 20—29.

20. Da ging die ganze Gemeine der Kinder Israel aus von Mose.

21. Und alle, die es gerne und williglich gaben, kamen und brachten das Hebopfer dem Herrn, zum Werk der Hütte des Stifts, und zu alle seinem Dienst, und zu den heiligen Kleidern.

22. Es brachten aber beide Mann und Weib, wer es williglich that, Hefte, Ohrenrinken, Ringe und Spangen, und allerlei gülden Geräthe. Dazu brachte Jedermann Gold zur Webe dem Herrn.

23. Und wer bei ihm fand, gelbe Seide, Scharlaken, Rosinroth, weiße Seide, Ziegenhaar, röthlich Widderfell, und Dachsfell, der brachte es.

24. Und wer Silber und Erz hub, der brachte es zur Hebe dem Herrn. Und wer Förenholz bei ihm fand, der brachte es zu allerlei Werk des Gottesdienstes.

25. Und welche verständige Weiber waren, die wirkten mit ihren Händen, und brachten ihr Werk von gelber Seide, Scharlaken, Rosinroth, und weißer Seide,

26. Und welche Weiber solche Arbeit konnten und willig dazu waren, die wirkten Ziegenhaar.

27. Die Fürsten aber brachten Onyx, und eingefaßte Steine, zum Leibrock und zum Schildlein,

28. Und Specerei, und Oel zu den Lichtern, und zur Salbe, und zu gutem Räuchwerk.

29. Also brachten die Kinder Israel williglich, beide Mann und Weib, zu allerlei Werk, das der Herr geboten hatte durch Mose, daß mans machen sollte.

Biblischer Grundgedanke: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ 2 Cor. 9, 7.

Einleitung. Die Ereignisse unserer Lektion fallen in den Herbst des Jahres 1491 vor Christi. Das Volk lagerte noch immer am Fuße des Sinai. Unsere Lektion schildert, wie und was das Volk zum Bau der Stiftshütte beitrug. Die Arbeit an diesem Bau wurde sodann in Angriff genommen und fortgesetzt bis Ende März im Jahre 1490 vor Christi. Luther hat den hebräischen Ausdruck ohel moëd mit dem Worte Stiftshütte übersetzt. Unter Stift versteht er ein zu gottesdienstlichem Zwecke gestiftetes Gebäude, welches aber in diesem Falle ein Zelt, eine Hütte ist. Der hebräische Ausdruck bedeutet Zelt der Zusammenkunft. Es sollte der Ort sein, wo Gott mit seinem Volke zusammentreffen würde, zum Zwecke der Offenbarung seinerseits, der Anbetung seitens des Volkes.

In dem ersten Theile des Lektionskapitels warnt Mose das Volk vor dem Sabbathbruch. Sodann zählt er die Gaben auf, die das Volk zum Bau der Stiftshütte nach göttlicher Anweisung beitragen sollte. Gott hatte diesen Bau nicht nur angeordnet, nicht nur den Plan dafür entworfen, sondern auch dem Mose Anweisungen in Betreff der Aufführung gegeben. So finden wir vom 4—9 Vers ein dem Volke verkündigtes Verzeichniß der Gegenstände, welche gebracht werden dürften. Von Vers 10—19 wird die Arbeit verzeichnet, welche durch Kunstbegabte freiwillig anzufertigen ist für den Bau der Stiftshütte.

Erklärung.

V. 20. 21. Nachdem Mose das Volk von den für den Bau nothwendigen Gegenständen in Kenntniß gesetzt hatte, entließ er dasselbe. Und dann beginnt die Schilderung der freudigen Opferwilligkeit, die das Volk an den Tag legte. Die Beiträge wurden nur von Solchen gebracht, die sie gern und williglich gaben. Aus der Menge der Weihgeschenke ergibt sich die schöne Thatsache, daß die große Masse des Volkes zu den freiwillig Opfernden gehörte.

V. 22. Männer und Weiber wetteiferten miteinander. Eine heilige Begeisterung hatte sich des Volkes bemächtigt. Sie brachten allerlei Goldgeräth und Schmucksachen, wie z. B. Nasenringe, Ohrringe, Fingerringe und Halsgehänge. Unter den Hebräern trugen nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer goldene Schmucksachen, wie aus Kap. 3, 22 und Kap. 32, 2 erhellt.

V. 23. 24. Zuerst wurden die körperlichen Schmucksachen geopfert. Dann kamen andere Schätze und Vorräthe an die Reihe. Die Letzteren werden in diesen zwei Versen aufgezählt: Blauer und rother Purpur, Koccus, Baumwolle, Ziegenhaare, rothe Widderfelle, Dachsfelle, Silber, Erz und Acacienholz.

V. 25. 26. Hier werden die von sachverständigen Weibern angefertigten Sachen namhaft gemacht. Das von ihnen Gewobene wird hier als ein Vierfaches bezeichnet: Purpurblaues, Purpurrothes, Karmesinrothes und Baumwolle. Nach den Talmudisten und Rabbinen sollen die ersten drei Stoffe Wolle gewesen sein. Dann hätte aber der hohepriesterliche Ornat Verschiedenartiges enthalten, was sich mit 3 Mos. 19, 19; 5 Mos. 22, 11 nicht verträgt. In Ezech. 44, 17 wird die Wolle für Priesterkleider untersagt. Sicherer aber nimmt man an, daß alle vier Webestoffe flächsenes Garn waren, die drei ersten gefärbt, das letzte gebleicht und weiß.

V. 27. 28. Hier werden die Kostbarkeiten aufgezählt, welche die Fürsten als ihr Opfer darbrachten. Diese Fürsten waren jedenfalls die Aeltesten, welche in Kap. 3, 16; 4, 29 erwähnt werden. Mose hatte sie auf Jethro's Rath hin zu Hauptleuten oder Fürsten gemacht. Kap. 18, 25. Diese Fürsten brachten Onyxsteine für den Leibrock des Hohenpriesters, Kap. 28, 9—12; Besatzsteine für das Brustschild, Kap. 28, 17—20; Olivenöl für den Leuchter, Kap. 27, 20 und für das heilige Salböl, Kap. 29, 24; und Gewürz zum Räucherwerk, Kap. 29, 24.

V. 29. Hier wird noch einmal die rühmenswerthe Thatsache betont, daß die Opfernden aus innerem Antrieb des Herzens und daher freiwillig ihre Gaben dem Herrn darbrachten. Es war nichts Gezwungenes. Das ist einer der herrlichsten Lichtpunkte in der Geschichte Israels.

Praktische Gedanken.

Die heilige Missionssache.

I. Ein offenes Auge. Das erste Erforderniß dieser heiligen Sache ist ein offenes, ein helles Auge. Israel sah, wie nothwendig der Bau einer Stiftshütte war. Es hatte ja keine Stätte der Anbetung. Es hatte keinen Ort, wo es sich vor dem Herrn als Gemeinde zum Gottesdienst versammeln konnte. Dieser Mangel machte sich fühlbar unter dem Volke. Als nun Gott durch Mose den Aufruf um freiwillige Gaben ergehen ließ, da fand derselbe ein fröhliches Echo; da zündete derselbe unter dem Volke, wie ein Funke im Zunder. Die Wogen der Begeisterung gingen hoch. Hätte aber das Volk kein Auge gehabt, um die Nothwendigkeit des Unternehmens zu sehen, es würde nimmer mit solcher Begeisterung Hand an's Werk gelegt haben, um ein Dreifaches zu erkennen.

1. W a s G o t t g e t h a n h a t. Das aber hier aufzuzählen, gestattet der Raum nicht. Es gilt ja auch nur, den Gedanken hier anzuregen. Was hat nicht der Herr Großes durch die Missionsbestrebungen seiner Kirche gethan, seitdem Paulus mit dem Evangelium in die Heidenwelt hineinzog? Wir sehen ihn, von Jerusalem ausgehend, über Kleinasien nach Europa, ja bis nach Rom vordringen. Wir sehen, wie das heidnische Rom der Siegesmacht des Evangeliums nach und nach erliegt, bis Constantin der Große im 4. Jahrhundert nicht nur selbst Christ wurde, sondern auch das Christenthum aus seinem bisherigen Märtyrerthum zur herrschenden Religion im großen Römerreich erhob. Wir sehen, wie die schottischen und fränkischen Glaubensboten bis in's 8. Jahrhundert hinein den alten Deutschen die Predigt vom Kreuze brachten. Dann folgte allerdings eine lange Zeit von vielen Jahrhunderten, wo die Missionsbestrebungen mehr oder weniger, wenn auch nie völlig ruheten. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts regte sich dann der Missionsgeist wieder kräftig. Missionsgesellschaft um Missionsgesellschaft ist in's Leben getreten. Eine Mission um die andere wurde in den Heidenländern gegründet.

2. W a s G o t t t h u t. Etliche Thatsachen müssen auch hier genügen. Durch den Schlüssel des Handels, der Diplomatie und Waffen, der Druckerpressen und des Telegraphen hat Gott nach einander die Thoren Indiens, der Türkei, Burmahs, Siams, Syriens, Japans, Chinas, Afrikas und Koreas aufgeschlossen. Sehet in Indien eine halbe Million Christen, eine ganze Anzahl selbsterhaltender Gemeinden am Euphrat. Betrachtet Japan mit seinen riesenhaften Fortschritten, die selbst das Pfingstfest nicht übertraf. Polynesien mit seinen tausend Kirchenthürmen; McAll's hundert Missionsstationen in dem ungläubigen Frankreich. Innerhalb 14 Jahren sind 700 protestantische Kapellen auf der Insel Madagaskar gebaut worden, so daß diese Insel jetzt im Ganzen 1200 Kirchen und Kapellen zählt. Die Protestanten zählen 8000 Mitglieder. In Lucknow, Indien, wo vor 30 Jahren während der Sepoy Rebellion so viele Christen ermordet wurden, marschirten neulich 2000 Kinder in einer Sonntagschul-Procession. Dr. Hunter, Generaldirektor der Statistik für die englische Regierung, sagt, über zwei Millionen der Bevölkerung Indiens seien Christen. Diese Zahl ist zwölfmal so groß wie diejenige der Anhänger Buddhas. Heinrich Martyn sagte einmal: „Wenn ich je einen bekehrten Hindu zu sehen bekomme, so werde ich etwas gesehen haben, was der Auferstehung eines todten Leibes ähnlicher ist, als was ich bis jetzt noch zu sehen Gelegenheit hatte." Heute jedoch gibt's eine halbe Million eingeborene Christen in Indien. Herrliche Siegesberichte kommen bereits von allen Missionsfeldern. Es wird berichtet, daß im Jahre 1886 auf dem gesammten Missionsgebiet 35,000 Seelen gewonnen wurden. Sollten wir da nicht singen: „Preist Gott, der allen Segen gibt!"

3. W a s n o c h z u t h u n i s t. Noch viel, sehr viel. Das Werk der Heidenmission ist so zu sagen erst begonnen. Trotz aller Missionsarbeit, trotz aller Gaben und Gebete für die Ausbreitung des Reiches Gottes, trotz aller Kämpfe und Siege sitzen heute noch 800 Millionen Heiden „in Finsterniß und Schatten des Todes." Noch gehen heidnische Greuel unter ihnen im Schwange, vor denen uns graut. Noch werfen die Chinesen ihre Kindlein tausendweis in den Pejofluß. Noch ist der Wigwam des Indianers und der Palast des Königs von Dahomey mit den Kopfhäuten erschlagener Feinde und mit den Schädeln ermordeter Diener geschmückt. Noch hängt der Fetichbaum der Bulloneger voll klappernden Menschengebeins. Darum sollen wir ein offenes Auge für den Jammer und das Elend der Heidenwelt haben. Wir sollen nicht lieblos und gleichgültig an den armen Heiden vorübergehen. Die Missionssache soll uns nicht fremd bleiben. Es ist die Sache unsers Herrn und Heilandes. Wir sollen in Fühlung mit derselben bleiben durch das Lesen der Missionsschriften und den Besuch der Missionsstunden.

II. Eine freigebige Hand. Die Missionare müssen unterstützt, Bibeln und Schriften gedruckt und Kapellen gebaut werden. Die Betreibung dieses heiligen Werkes kostet Geld, viel Geld. Von den Israeliten, wie sie uns in dieser Missionslektion geschildert werden, sollen wir lernen, wie wir für diese Sache beizutragen haben. Ihre Beiträge zeichneten sich durch folgende Merkmale aus.

1. Sie gaben willig. Ihre Gaben mußten nicht durch Reden, Ermahnungen oder gar Drohungen herausgeklopft werden. Mose hatte nur bekannt zu machen, was zum Bau einer Stiftshütte und zur Einrichtung des Gottesdienstes nöthig sei, und das Volk beeilte sich, es herbeizuschaffen. Was wir geben, sollen wir willig und fröhlich geben. Denn „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb."

2. Sie gaben nach Vermögen. Die Fürsten brachten Edelsteine und andere kostbare Sachen. Andere brachten Silber und Erz. Manche gaben Holz. Andere, welche vielleicht nichts zu geben im Stande waren, leisteten Arbeit. So sollen auch wir geben für des Herrn Werk nach unserm Vermögen. Gib, so viel du kannst. Hast du kein Gold, so hast du doch wohl Silber in den Gotteskasten der Mission zu legen. Selbst das Scherflein der Wittwe ist angenehm.

3. Sie gaben Alle. Die Fürsten und das Volk, die Männer und die Weiber, die Jungen und die Alten. So soll's in der christlichen Kirche auch sein. Im Geben sollten alle Klassen mit einander wetteifern.

4. Sie gaben reichlich. So reichlich flossen die Gaben, in solcher Fülle trugen sie die Sachen herbei, daß Mose sich schließlich genöthigt sah, den Israeliten Einhalt zu gebieten. Kap. 36, 5—7. Wann wird die Kirche Christi eine ähnliche Freigebigkeit für die Reichssache ihres Herrn an den Tag legen? Die einheimische und auswärtige Mission leidet Noth wegen Mangel an dem nöthigen Geld, um sie zu betreiben. Der Herr gebe seinem neutestamentlichen Volk den freigebigen Sinn, den sein alttestamentliches Volk offenbarte, als es den Bau der Stiftshütte galt.

Frauenzeitung.

Nicht dem, der gibt von seinem Ueberfluß,
Doch dem, der gibt, nur weil er geben muß,
Der Alles gibt und gern das Leben gibt,
Dem glaub ich's nur, daß er das Geben liebt.

Das Dor'le über das Kochen. Es wird in unserer Zeit viel geklagt über das unbefriedigende Kochen, das heut zu Tage so viel zu finden ist. Große Verwunderung kann das wirklich nicht hervorrufen, wenn man bedenkt, wie wenig Gelegenheit geboten ist, das Kochen gründlich zu lernen. Es sind in diesem Lande 8,000,000 Küchen, wo für 60,000,000 Personen gekocht wird. Auch sind in diesem Lande 20,000 Musiklehrer, und blos 20 Lehrer, die Kochen lehren. Ist es da ein Wunder, daß so Viele überspannt werden und jede dritte Person Dyspepsia hat!

Jedes Geschäft und jede Kunst hat Zeitschriften, die im Interesse des Geschäftes oder der Kunst herausgegeben werden. Dagegen gibt es keine einzige Zeitung in diesem Lande, die sich ausschließlich dem Haushalt widmet. Dienstboten, so unerfahren, wie man sich's nur denken kann, werden angestellt, das Kochen in der Familie zu thun, und es ist erstaunlich, wie in diesem Lande, wo alles die Hülle und Fülle vorhanden ist, so wenig gutes und gesundes Kochen gethan wird.

Nun wäre dieses Alles nicht so schlimm, wenn nicht so viel von gesunder und wohlgekochter Nahrung abhinge. Aber wir Menschen haben gesunde Nahrung nöthig. Es ist Nichts schädlicher für den Menschen, als ungenügende Kost. Die Wirkungen und Nachtheile erstrecken sich über Leib und Geist.

Wir haben deßhalb als deutsche christliche Frauen uns nicht von dem Zeitgeist stören zu lassen. Wenn uns der Muth sinken will, so laßt uns unsern Blick auf unsere Mütter richten. Wer von uns das Glück hatte, in Deutschland geboren und erzogen worden zu sein, wird sich gewiß mit einem gewissen Heimweh der heimathlichen Küche erinnern. Wie wurde da alles mit der größten Genauigkeit und Vorsicht gethan! Waren es auch blos 2—3 Gerichte, die das Mittagsmahl ausmachten—so wurden dieselben doch mit großer Sorgfalt zubereitet, und die gesunde Familie lohnte die Mühe der Mutter.

Wir können dasselbe für unsere Familien thun. In manchen Dingen ist es gut, daß wir nicht nur deutsch bleiben, sondern jeden Tag mehr deutsch werden, hauptsächlich im Kochen. Unsere Mütter haben uns gelernt, das Einfachste gut zu kochen, und daß die Kunst alles Kochens ist—dem Einfachen dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken, wie dem Feineren.

Eins der größten Uebel im Kochen in diesem Lande ist, daß man nur darauf aus ist, eine große Auswahl von Speisen auf den Tisch zu bringen. Die beste aller Mahlzeiten ist die einfache, wo alles gut zusammen paßt, nichts zu sagen von der Gesundheit, welche durch einfache Kost bewahrt bleibt.

Dieses Land ist so reich an Allem, was nur der arme Mensch verlangen mag, und es ist auch gesorgt, daß der Arme sein bescheidenes Theil haben kann. Kann man das Beste nicht kaufen, so ist vieles da, was billig ist und, wenn vorsichtig gekocht, dem gesunden Appetit gerade so gut schmeckt, wie dem Reichen seine Leckerbissen.

Auch ist es eine verkehrte Ansicht zu glauben, daß Fleisch unumgänglich nöthig ist. Ein Dutzend Eier sind besser als etliche Pfund Fleisch. Milch und Eier und Mehlspeisen sind nahrhafter als Fleisch, ebenso Bohnen und Linsen. Für Kinder sind die vielen verschiedenen Grützen, Hafergrütze, Weizen- und Welschkorngrütze 2c. das allerbeste Nahrungsmittel.

Die geringste Aufmerksamkeit wird in der amerikanischen Küche den Gemüsen geschenkt. Beinahe jedes Gemüse wird auf ein und dieselbe Weise gekocht und natürlich oft gänzlich verdorben. Jedes Gemüse hat seinen eigenen Geschmack und es lohnt sich gewiß der Mühe, ein jedes vorsichtig und schmackhaft zu kochen.

Eine andere Kunst im Kochen ist die Veränderung. Wie oft hört man die Klage, o, ich weiß nicht, was zu kochen, und doch wollen sie auch nichts Neues probiren.

Eine Frau soll immer lernen, und man kann in der Hausarbeit nie auslernen und sollte deßhalb gerne irgend etwas, was zur Veränderung und zum Besten der Familie bereitwillig angenommen werden.

Zum rechten Kochen gehört vor Allem auch gutes und zweckmäßiges Geschirr. Nichts ist besser als die patentirten Granit-Eisenwaaren von der St. Louis Stamping Co. Es ist noch Nichts dagewesen, was so die Arbeit in der Küche erleichtert, als dieses Geschirr. Es ist leicht rein zu halten und sieht immer gleich schön aus.

An ein junges Mädchen.

Sieh dir einmal im frühen Lenz den Schlehdorn an, du schöne Maid!
Wie steht er zart und zauberhaft im spitzenklaren Blüthenkleid! —
Doch wenn der Herbst nach Thaten fragt, hat er drei Früchtlein kaum bereit;
Und diese noch sind herb und scharf — dem mach's nicht nach, du junge Maid!

Handarbeit für die linke Hand. Das „Daheim" hat einen Preis ausgesetzt für die beste Beschreibung einer Arbeit, welche mit der linken Hand ausgeführt werden kann. Und da wir unseren Leserinnen in allerlei Dingen behülflich sein möchten, soll die preisgekrönte Arbeit eingerückt werden.

Eine leichte und lohnende Handarbeit läßt sich mittelst nachstehend beschriebenen Instruments ohne Mühe mit der linken Hand anfertigen. Man lasse sich zunächst von einem Tischler zwei ungefähr 30 Cm. lange Leisten machen, die an beiden Enden mit einander verbunden sind, wodurch in der Mitte ein Raum von vielleicht 2 Cm. Breite entsteht. In jede der Leisten wird nun eine Anzahl runder Zähne (ebenfalls aus Holz), die nach oben etwas spitzer zugehen, eingelassen. Sie haben eine Höhe von 3—4 Cm. und müssen ungefähr 1 Cm. von einander entfernt stehen. Diesen zweireihigen Kamm befestigt man nun so durch eine gewöhnliche, an jeden Tisch zu schraubende Holzschraube, daß man denselben mit Leichtigkeit hin und her bewegen kann. Alsdann mag die Arbeit beginnen. Man knotet die zu verarbeitende Wolle am ersten Stäbchen fest und schlingt diese nun herüber und hinüber in Form einer 8, vom ersten Stäbchen der vorderen Reihe zum zweiten Stäbchen der hinteren Reihe u. s. f., bis alle einmal umwickelt sind, dann dreht man den Kamm auf der Schraube um und beginnt von Neuem zu umschlingen, so daß sich auf jedem Stäbchen zwei Faden befinden. Nun zieht man mit Daumen und Zeigefinger die unterste Schlinge über die oberste, erst von der einen, dann von der anderen Seite. Ist dies geschehen, fängt man wieder an zu umschlingen 2c. Die fertige Arbeit hängt zwischen beiden Leisten herunter. Aus diesen Streifen, die der Patentstrickerei sehr ähnlich sehen, kann man alle Sorten Decken, Röcke, Shawls 2c. verfertigen, es geht bei einiger Fertigkeit sehr rasch und sieht wunderschön aus. Ich selbst habe Arbeiten auf diesem Instrument gesehen, die von einer Dame verfertigt waren, welche erst vor Kurzem die rechte Hand verloren und erst nachher diese Arbeit erlernt hat.—Von Herzen würde ich mich freuen, wenn diese meine Angaben von einigem Nutzen sein könnten für eine arme leidende Mitschwester, die nicht im Gebrauch sämmtlicher, uns so unentbehrlich erscheinender Gliedmaßen ist.

Alles zur rechten Zeit. Unter allen Sorgen der Hausfrauen stehe die, daß Alles zur rechten Zeit geschehe, obenan. Kommt das Mittagessen nicht zur rechten Zeit auf den Tisch, so zeigt das ganze Haus, vom Papa herunter, der seine Zeit genau eintheilen muß, bis zum kleinen Schulbuben ein verstörtes Gesicht. Ist man nie zur rechten Zeit zum Spaziergang fertig, muß erst Else, dann Mimi noch einmal zurücklaufen, weil sie dies oder das vergessen haben und Fritzchen schließlich vor dem Stadtthor noch einmal umkehren, weil die Mama etwas liegen ließ, — dann hat sich schon am ursprünglich heitern Gemüthshimmel der Familie ein Gewölk zusammengezogen, das sich leicht zu einem tüchtigen Gewitter entwickelt und bei nächster Gelegenheit entladet. Ist das Geburtstagsgeschenk nicht zur rechten Zeit fertig, so hat es seinen halben Werth verloren, und ist der Empfänger allenfalls auch über die nur halbe Arbeit erfreut, der Geber wird doch das niederschlagende Gefühl nicht los, daß er nicht Willenskraft genug besaß, seine Arbeit bis zu einer bestimmten Zeit fertig zu machen.

Ich will!

Ich will! — das Wort ist mächtig,
Spricht's Einer ernst und still,
Die Sterne weist's vom Himmel
Das eine Wort: „Ich will!"

Ich will! — Das Wort ist mächtig.
Ich soll! — Das Wort wiegt schwer;
Das eine spricht der Diener,
Das andre spricht der Herr.

Laß Eins Dir beide werden
Im Herzen ohne Groll;
Es gibt kein Glück auf Erden,
Als Wollen was man soll.

Ein gutes Brod von Graham Flour. Man nimmt von dem Vorteig, den man für das weiße Brod macht, je nachdem man von diesem Brod machen will. Für zwei Laib Brod nimmt man 1 Quart Vorteig, nimmt 2 Löffel voll Molasses oder auch braunen Zucker, dazu ½ Löffel voll Fett und so viel Graham Mehl, um einen steifen Teig zu machen, es braucht nur gemengt zu werden. Nachdem es wieder gegangen ist, formirt man es zu Laibe und läßt es abermals gehen, worauf es gebacken wird. Dieses Brod sollte auf keinem Tische fehlen, es ist sehr gesund und nahrhaft, weil die ganze Güte des Weizenkorns in diesem Mehl ist.

Spargel zu kochen. Nachdem er in Salzwasser gekocht ist, legt man ihn auf ein geröstetes Stück Brod und gießt eine gute Milchsauce darüber.

Spargelsuppe. Man schneidet den Spargel in kleine Stücke und kocht ihn in ein wenig Salzwasser weich, nun röstet man Brodwürfel in einem Löffel voll Butter schön gelb und gießt so viel kochendes Wasser daran als man Suppe haben will, zuletzt rührt man das Gelbe von einem Ei daran.

Erdbeer-Kuchen. Einen Tasse voll Zucker, 1 Löffel voll Butter, 1 Ei, 2 Theelöffel voll Backpulver, 1 Pint Mehl und so viel Milch, um einen gewöhnlichen Kuchenteig zu machen, zertheile den Teig auf 3 oder 4 niedere Kuchenteller und backe ihn. In der Zwischenzeit laß die Beere mit ein wenig Zucker darüber stehen. Sobald die Kuchen fertig sind, lege die Beere dazwischen und gib Milch, oder wo es zu haben ist, Rahm darüber mit Zucker.

Es gibt zweierlei Frauen. Ein immerwährendes Freudenfest ist der Umgang mit den Einen. Die An-



dern geben uns nichts als die Ueberzeugung, daß sie in ihrem Herzen einen Platz bewahren, wohin sich flüchten läßt, wenn das Leben uns verwundet hat. In Wirklichkeit sind die Einen da, um Schmerzen zu schaffen, die Andern, um sie zu heilen.

In der deutschen Reichshauptstadt gewinnt das weibliche Element ein immer größeres numerisches Uebergewicht über das männliche. Die Ursache hiervon ist, daß der Zustrom der weiblichen Landbevölkerung nach Berlin ein viel größerer als der der männ-

lichen ist, und daß im Gegensatz hierzu ein größerer Bruchtheil von Berlinern als Berlinerinnen die Provinz mit der Hauptstadt vertauscht. Heute gibt es in Spree-Athen 51,000 Frauen mehr als Männer, während vor fünfzehn Jahren das männliche Element 8000 Köpfe mehr zählte als das schöne Geschlecht.

Aus der Zeit.

Ist Bismarck nach Canossa gegangen? So wie der eiserne Kanzler auf dem Bilde abgezeichnet ist, so denke ich mir denselben, wenn er die Kämpfe im deutschen Reichstag aussicht. Richter und Windhorst, die Parteien nach rechts und nach links lauschen dem mächtigen Mann mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu, und wenn sie ihm öfters zu nahe kommen, so fordert er sie zur Zurücknahme gemachter Behauptungen oder zur Beweisführung mit solcher Wucht auf, daß es kein Entrinnen gibt.

Und doch wird von vielen Zeitungsschreibern behauptet, dieser gewaltige Mann sei „nach Canossa gegangen," und habe sich, wie Kaiser Heinrich IV. im Schloß zu Canossa, vor dem Papste gedemüthigt.

Er ist aber nicht dahin gegangen.

Als Bismarck während des Kulturkampfes das Wort sprach: „Nach Canossa geh'n wir nicht," da meinte er nicht, daß das deutsche Reich für alle Zeiten mit dem Papst im Streit sein wolle. Als Reichskanzler muß Fürst Bismarck vor Allem darauf bedacht sein, das Beste des deutschen Reiches zu wahren, und er darf nie vergessen, daß in demselben auch Millionen Katholiken wohnen.

Diese seine Stellung ist gewiß eine richtige, obgleich eifrige Protestanten viel daran auszusetzen haben. Der deutsche Reichskanzler ist als solcher nicht berufen, dem Papstthum den Krieg bis auf's Messer zu erklären, sondern das Wohl des ganzen Kaiserreichs zu fördern.

Als der Romanismus die Lebensaufgabe Bismarcks —die deutsche Staatseinheit gefährdete, da fuhr der Kanzler mit eiserner Faust dazwischen und zeigte dem Papst, daß Wilhelm der Siegreiche und nicht Heinrich IV. auf dem deutschen Kaiserthron sitzt.

Heute ist die Sachlage eine andere. Der Papst und die hohen Würdenträger der katholischen Kirche wollen die Einheit Deutschlands, und es ist die niedere katholische Geistlichkeit, die nebst den Sozialisten und Anarchisten zu bekämpfen ist.

Da dachte der deutsche Kanzler: Gut, da kann man etwas nachgeben, auch wenn die Leute sagen, ich sei nach Canossa gegangen.

Er macht einige Zugeständnisse, die beim rechten Licht betrachtet nachgerade nicht übermäß groß sind, und sagt in seiner Rede vor dem preußischen Abgeordnetenhaus, daß man diese Zugeständnisse wieder zurücknehmen könne, sobald die Sachlage dazu nöthige.

Das hauptsächlichste Zugeständniß besteht in der Zurückgabe des Vorrechts, die katholischen Priester in eigens dazu bestimmten Seminarien zu erziehen, anstatt in Staatsuniversitäten.

Solche Vorrechte genießt der Romanismus und andere kirchliche Bekenntnisse in den Ver. Staaten von Anfang an. Ist unsere Bundesregierung deswegen nach Canossa gegangen?

Wie kommt man im Leben vorwärts? Eine Anzahl Geschäftsleute kam jüngst auf den Gedanken, ein Rundschreiben an diejenigen ihrer Berufsgenossen zu schicken, deren Arbeit von namhaftem Erfolg gekrönt worden war, mit der Bitte, anzugeben, wie sie's eigentlich angefangen hätten. Eine große Anzahl Antworten lief ein, und, für derzeitige Verhältnisse kaum glaublich, in den meisten Antworten stand geschrieben das Bibelwort: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes! Der Nachsatz lautete: dann werdet ihr auch in der Welt die besten Erfolge haben; der kommt im Leben vorwärts, der nicht darnach trachtet, daß er vorwärts komme, sondern darnach, daß er Gott gefalle. In den Antworten heißt es weiter: Willst du Erfolg haben, so sei ein Charakter, sei Herr über alle deine Begierden; übe Selbstverleugnung; hüte dich vor zu langem Schlaf, zu viel Zerstreuungen und Vergnügen, vor jeder unnöthigen Ausgabe; siehe zu, daß du einen guten Magen behältst; sei im Kleinen und Kleinsten sorgfältig; was überhaupt werth ist gethan zu werden, ist auch werth gut gethan zu werden; habe eine genaue Kenntniß aller Kleinigkeiten deines Geschäfts und überwache auch das Geringfügigste. Erledige rasch und genau alle Geschäfte. Suche deine Erholung in der Abwechslung deiner Arbeit. Habe Ausdauer; was dir heute nicht gelingt, gelingt dir vielleicht über's Jahr, oder in 5 oder 10 oder 50 Jahren. Sei sehr vorsichtig in der Wahl aller deiner Leute. Zeige ihnen Festigkeit und Freundlichkeit. Verhalte dich gegen Jedermann so, als könne er dir noch einmal nützlich werden; thue es aber nicht aus Berechnung, sondern aus uneigennützigem Wohlwollen; halte dich nicht mit Nebendingen auf, habe immer dein Ziel vor Augen, meide unnützes Geschwätz &c. — Lauter Worte ächt praktischer Lebensweisheit, die jenen Amerikanern alle Ehre machen und der Beherzigung werth sind für Jedermann, er sei Geschäftsmann oder nicht.— Da möchten wir noch beifügen, daß Vater und Mutter ehren und deren Segen mit in's Leben hinaus- und hineinnehmen auch nicht das schlechteste Mittel ist, im Leben vorwärts zu kommen.

Das Eisengeschäft gilt hier zu Lande bekanntlich als sicherster Maßstab des allgemeinen Geschäftsstandes. Liegt jenes danieder, so sind die allgemeinen Geschäfts-Aussichten schlecht, florirt es, so ist ein allgemeiner „Boom" zu erwarten. In diesem Augenblick sind wir ganz entschieden in der letzteren angenehmen Lage. Für laufendes Jahr ist die Legung von nicht weniger als 21,347 Meilen neuer Eisenbahnen in Aussicht genommen, während mindestens 15,000 Meilen älterer Schienen neu gelegt werden sollen. Zur Befriedigung dieses immensen Bedürfnisses sind 3¼ Millionen Tonnen Stahlschienen erforderlich, deren Lieferung nicht nur alle vorhandenen Vorräthe völlig erschöpfen, sondern auch sämmtliche Eisenwerke des Landes in Nord und Süd für die Dauer eines vollen Jahres Tag und Nacht beschäftigen würde. Auch die Einwanderung ist gewöhnlich ein guter Barometer unseres geschäftlichen Gedeihens,

und für laufendes Jahr verspricht sie, wie unsere eigene Erfahrung lehrt und alle aus europäischen Häfen eintreffenden Berichte besagen, Dimensionen anzunehmen, die wahrscheinlich alles Dagewesene übersteigen. Natürlich wird der zu erwartende Geschäftsboom auch ein neues Spekulationsfieber hervorrufen, das weniger heilsame Wirkungen äußern mag. Glücklicherweise bleiben letztere lokal, während erstere der Gesammtheit zu Gute kommt.

Raubritter und Eisenbahndiebe. Die vielgepriesene, fortschrittliche Cultur der Neuzeit hat das Verbrechen keineswegs abzuschaffen vermocht. Es äußert sich blos in anderer, den Zeitverhältnissen angepaßter Form. Die alten Räuberbarone, die aus ihren Festen am Rhein den vorbeiziehenden Handelsmann ausplünderten, die Rinaldos der Schauerromane, die Dick Turpins und „Beau Brocades" und die Cartouches einer frühern Zeit sind alle vor einem kräftigen Polizeisystem zurückgewichen. Sogar die verwegenen westlichen Bahnplünderer und Wegelagerer haben sich überlebt. Diese Glücksritter sind indeß durch eine neue Art Diebesgesindel ersetzt worden, und wahrlich die öffentliche Moral hat durch den Umtausch nichts gewonnen. Durch die alten Wegelagerer und Raubritter ging immerhin noch ein gewisser „ritterlicher" Zug. Sie waren Räuber, die aus ihrem Geschäft kein Hehl machten, vielmehr eine gewisse „Ehre" hineinlegten. Mit den Leuten, die sie auf der Landstraße ausplünderten, standen sie in keiner nähern Beziehung, sie übten keinen Vertrauensbruch. Unsere heutigen Räuber hingegen besitzen nicht eine einzige mildernde Eigenschaft. Sie sind Schleichdiebe und — was das Schlimmste ist — Verräther an Treue und Glauben ihrer Mitbürger. Die Beute des Wegelagerers war meistentheils von geringem Werthe und seine Strafe, wenn er ergriffen wurde, war der Tod. Den Schleichdieben der Jetztzeit steht eine Zuchthausstrafe von drei bis fünf Jahren bevor, wenn es nämlich den zungenfertigen Advokaten nicht gelingt, durch irgend einen „Formfehler" deren Freilassung zu bewirken.

Diese Betrachtungen wurden veranlaßt durch die letzte Woche in Pittsburg, Pa., erfolgten Massenverhaftungen der diebischen Bediensteten der Pan Handle Eisenbahn. Aus den Berichten darüber erhellt, daß man es hier mit einer wohlorganisirten Diebesbande zu thun hat, die ihre Brodherren um Hunderttausende von Dollars bestohlen haben. Hoffen wir, daß keiner der Betheiligten der so wohl verdienten Strafe entrinnnen wird.

In der Legislatur zu Harrisburg ist bereits eine Bill eingebracht worden, welche bis zu vier Jahren Gefängniß und bis zu $500 Geldbuße auf das unbefugte Betreten, Oeffnen oder Erbrechen eines Güterwagens, Gepäckwagens oder einer Locomotive setzt. Diese Bill kann natürlich auf diese Verhafteten keine Anwendung mehr finden, wird aber künftighin die Bestrafung von Bahnräubern erleichtern.

Eine reiche Einwanderungs-Ernte scheint uns in Aussicht zu stehen. Das Jahr 1887 mag sich vielleicht den für die Einwanderung ergiebigsten Jahren an die Seite stellen. Die verwichene Woche gab eine darauf hinzielende Andeutung. Sechs Dampfer landeten an einem einzigen Tage an Castlegarden 4273 Einwanderer, ein zu dieser frühen Jahreszeit noch niemals dagewesenes Beispiel, da sich der Einwandererstrom gewöhnlich erst gegen Mitte laufenden Monats von den europäischen Häfen aus in Bewegung zu setzen pflegt. Die Zustände in Europa und unsere eigenen arbeiten sich in die Hände, um ein ausnahmsweise ergiebiges Einwanderungsjahr zu schaffen. Der während des ganzen Winters drohend über der alten Welt schwebende Kriegssturm kann nicht verfehlen, Tausende unseren sicheren Gestaden zuzutreiben. Der kommende Krieg wird ungeheure Opfer an Blut und Eigenthum fordern, gewaltige Stockungen des Handels und Erwerbs im Gefolge haben, und wer es irgend vermag, sucht wohl der Gefahr zu entrinnen. Andererseits stehen unsere hiesigen Geschäfts- und Erwerbsverhältnisse günstig genug, um starke Anziehungskraft zu üben. So große Mühe man sich auch drüben gegeben, die Begriffe der Massen über Amerika zu verwirren und irre zu leiten, daß es allen Fleißigen, Strebsamen und Friedfertigen ein Fortkommen bietet, hat man doch nicht zu verbergen vermocht und die Hoffnungen Tausender sind nach wie vor nach dem Lande der Freiheit und bürgerlichen Gleichheit gerichtet. Auch der Umstand, daß die Arbeiterorganisationen hier in einem, draußen nicht gekannten Maße gedeihen und, ohne dauernde Beeinträchtigung von Handel und Industrie, zur Hebung und Verbesserung der Verhältnisse des Arbeiterstandes schon so wesentlich beigetragen haben, kann natürlich nicht verfehlen, zur Anschwellung der Einwanderung beizutragen. Amerika ist und bleibt das gelobte Land der in Europa durch Verhältnisse und Herkommen benachtheiligten Klassen, und als solches wird es voraussichtlich noch für Jahrhunderte Millionen eine glückliche Heimath bieten können.

Das im New Yorker Staatssenat eingebrachte Gesetz, welches Hoteleigenthümer zwingt, in jedem Raum Vorrichtungen zur Rettung bei Feuersgefahr anzubringen, ist gewiß dringendes Bedürfniß, nur sollte doch etwas genauer angegeben werden, welcher Art diese Vorrichtungen zu sein haben, d. h. man sollte irgend einen als einfach und erprobt erkannten Apparat für obligatorisch erklären. Ein einfaches Seil ist z. B. eine solche Vorrichtung, aber Wenige würden im kritischen Moment im Stande sein, Nutzen davon zu ziehen. Eine gehörig befestigte, zweckmäßig eingerichtete Strickleiter würde dagegen dem Zweck schon bedeutend besser entsprechen. Vor allen Dingen aber sollte man für Hotels auch gewisse bauliche Anordnungen erzwingen, die den Bewohnern das Entkommen bei Feuersgefahr erleichtern. Solche Menschenfallen, wie sie jetzt in größeren Städten leider allenthalben im Schwunge sind, müßten energisch beseitigt werden.

Im südlichen Bundesgerichtsbezirk von Alabama belaufen sich die Gebühren der Bundes-Commissäre, des Bundesanwalts und der Bundesmarschälle für Verhaftung und Verfolgung von Negern wegen kleiner Holzdiebstähle auf Regierungsland und wegen anderer unbedeutender Vergehen gegen die Gesetze auf die Kleinigkeit von $125,000, ohne daß, außer in den allerseltensten Fällen, eine Verurtheilung und noch seltener eine Bestrafung erfolgt wäre. Der erste Hülfs-Comptroller Garrison hat Angesichts dieser enormen und höchst überflüssigen Kosten ein Schreiben an den Landcommissär Sparks gerichtet, worin er ganz unumwunden die Ansicht ausspricht, daß im südlichen Bezirk von Alabama die Herren Bundesbeamten sich Neger miethen, um Holzdiebstähle zu begehen, und sie dann dafür verfolgen, um von der Bundesregierung Sporteln einsacken zu können. Herr Sparks hat versprochen, sich nach der Sache umzusehen und diesem Treiben ein Ende zu machen.

In ganz ähnlicher Weise sollen—wie die Zeitungen behaupten — die Bundesbeamten im Nordwesten

Sporteln machen aus den Anklagen gegen Personen, die den Indianern Branntwein verkaufen. Es kommt nicht gerade selten vor, daß Personen, die irgend einem Indianer Schnapps verkauft haben, mit vielen Zeugen auf Hunderte von Meilen vor die Bundesgerichte geschleppt werden. Der die Verhaftung und die Vorladung besorgende Marschall erhält natürlich Reisekosten und Tagegelder, die Zeugen verursachen Uncle Sam auch bedeutende Kosten und der „Verbrecher" wird meist in eine Geldstrafe von einem Dollar oder zu vierundzwanzigstündiger Haft verurtheilt!

Offene Post.

Kinderfesttag. Keine Sonntagschule möge versäumen, den Kinderfesttag zu feiern. Solch ein Fest, wenn es gut ausgeführt wird, bringt reiche Früchte.

Hoffentlich senden die deutschen Lehranstalten Circulare aus, und haben auch für Programme gesorgt. Es ist vornehmlich Sache der Lehranstalten, diesen Kinderfesttag einzuführen, denn die an demselben erhobenen Collekten sind für die Unterstützung armer Studenten bestimmt. Jedes Lehrer-Collegium sollte darauf bedacht sein, diese Feier in dem betreffenden Territorium recht segensreich zu gestalten, nicht nur der Collekte halber, sondern der Erziehungssache wegen.

Aus der Schweiz erhielten wir aus Anlaß einiger Bemerkungen über das von dem schweizerischen Bundesrath ausgeübte Branntwein-Monopol eine Zuschrift, die wir aus zweierlei Gründen gerne publiziren.

Erstens ist dieselbe als Antwort eines Andersdenkenden musterglütig, und wir rauhgewordene Deutschamerikaner dürfen uns wohl ein Beipiel daran nehmen, so daß unsere Meinungsverschiedenheiten etwas höflicher ausgetauscht werden. Zweitens hat Haus und Herd kein Monopol auf die Unfehlbarkeit und sein Redakteur haßt nichts mehr, als wenn bei verschiedenen Ansichten die Billigkeitsrücksichten in einem Blatte hintenan gesetzt werden.

Wir danken unserem Freund und geehrten Leser für den guten Ton seiner Zuschrift, sowie für sein unserer Monatsschrift geschenktes Wohlwollen und lassen ihn nunmehr unverkürzt reden:

Au, Wädensweil, Zürich, 22. April 1887.

Herrn Liebhart!

In der letzten Nummer Ihres geschätzten „Haus und Herd," dessen treuer Abonnent ich seit mehr als 10 Jahren bin, haben Sie bezüglich des in der Schweiz einzuführenden Branntwein-Monopols, einige Bemerkungen gemacht, die ich als guter Bürger und als Christ nicht unerwidert hinnehmen kann. Ich begreife zwar recht gut, wenn Freunde gänzlicher Enthaltsamkeit sich mit diesem Gesetz nicht befriedigt erklären können; aber für uns in der Schweiz mit unsern von Amerika gänzlich verschiedenen Verhältnissen ist es wenigstens ein Schritt zum Bessern und zwar ein großer, wenn nur der Kleinverkauf des Branntweins und die Wirthschaftsfreiheit beschränkt und das Gift höher besteuert wird. Daß es ein Fortschritt in guter Richtung ist, beweist am schlagendsten der Umstand, daß die Schnappswirthe, Schnappsbrenner und Trinker sich gewaltig dagegen auflehnen, und daß schon jetzt die nöthige Unterschriften-Zahl beisammen ist, durch Verlangen des Referendums (oder der gesammten Volksabstimmung) dem Gesetz den Todesstoß zu geben. Hoffen wir, daß es ihnen nicht gelinge; soviel kann ich Ihnen sagen, daß alle Gläubigen und die Bessergesinnten jeder politischen Partei darin einig sind, für die Vorlage energisch einzustehen.

Halten Sie mir diese Bemerkungen zu gut, ich weiß Ihren Standpunkt ebenfalls zu würdigen; aber Ihre Auslassungen über die Weisheit der schweizerischen Räthe waren nach meiner Ansicht in dieser Frage übel angewandt und haben gewiß auch anderwärts bei Ihren Schweizerfreunden keinen Anklang gefunden.

Also — darum keine Feindschaft nicht! Ich bleibe Ihr treuer Abonnent und habe aus lauter Freundschaft Ihnen meine Meinung gesagt; kommen Sie wieder einmal zu uns nach Horgen, wollen wir weiter über diese Materie reden.

Der liebe Gott segne Sie und „Haus und Herd" soweit es hinkommt! Mit herzlichem Gruß

Casper Höhn, Unter Ort.

Welche Bibelausgabe enthält die ächt lutherische Uebersetzung? Wir haben früher den Bibeltext im „Bibelforscher" und „Haus und Herd" ausschließlich aus der Bibelausgabe der Am. Bibelgesellschaft setzen lassen, weil vorauszusetzen ist, daß diese Ausgabe hier zu Lande die verbreitetste ist.

Dagegen ward eingewandt, daß sich diese Ausgabe nicht in wünschenswerther Uebereinstimmung an die ächt lutherische Uebersetzung halte.

Deßhalb wurde die in der ganzen Welt als urlutherisch anerkannte Bibelausgabe von B. G. Teubner angeschafft und seither für den Bibelforscher benützt.

Nun aber sagt ein Beschluß der Redfield Sonntagschul-Convention, daß die benützte Ausgabe dem Wortlaut nach nicht in strenger Uebereinstimmung mit der Bibelübersetzung von Dr. M. Luther stehe, und wir werden ersucht, künftig die Ausgabe der Am. Bibelgesellschaft zu gebrauchen.

Letzteres wird vom 1. Juli an geschehen, nicht weil die Bibeln der Am. Bibelgesellschaft „lutherischer" sind als andere (viele Kenner behaupten gerade das Gegentheil), sondern weil die Ausgabe der Am. Bibelgesellschaft hier zu Lande die am weitetsten verbreitete ist.

Was die ächte, uralte, lutherische Ausgabe betrifft, so wird wohl keine einzige in der Gegenwart nach Dr. M. Luther's Uebersetzung gedruckte Bibel den ersten lutherischen Bibeln auf's Haar gleichen, schon deßhalb nicht, weil viele vor dreihundert Jahren gebräuchliche Ausdrücke heut zu Tage ganz unverständlich wären.

Das Mädchen aus dem Elsaß, welches der Künstler so treu und gut abgebildet hat und dessen Bild zwischen Seite 312 und 313 zu finden ist, sitzt so friedlich bei seinem Täßchen Kaffee, als ob es die Welthändel gar nichts angingen, und das Elsaß nicht der große Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich sei.

Und so ist es beim Volk im Allgemeinen. Die Mütter, die Schwestern und die Frauen—wollen den Frieden, sowie auch hunderttausende Männer. Zum Krieg und Rachezügen reizen nur die unruhigen Köpfe und vielleicht sind auch viele Offiziere der Armeen damit einverstanden, wenn es „los geht," denn alsdann blüht der Weizen des Offiziercorps.

Möge Friede und Eintracht die Völker beglücken und der Krieg mit seinen Schrecken ferne bleiben.

Aus Australien kommt die Nachricht, daß in der Nationalen Feldprobe der Bindemaschinen die von Aultman, Miller & Co. in Akron, O., hergestellte Maschine die goldene Medaille am 14. Dezember 1886 zu Shepparton, Viktoria, errungen hat. Die von dieser Firma angefertigte, leicht zu bewegende Buckey-Bindemaschine, welche man zusammenlegen kann schnitt die ihr zugewiesene Ernte auf einem zwei Acker großen Feld neun Minuten früher ab, als ihre englische, und sechszehn Minuten früher, als ihre amerikanische Rivalin. Dabei gebrauchte man für die Akron-Maschine nur zwei, für die andern aber drei Pferde.

„Auf und Nieder" — dies ist der Titel einer ausgezeichneten Erzählung, welche in diesem Hefte beginnt. Die Leser werden viel Genuß und Segen in derselben finden. Sie wird in 5 oder 6 Nummern beendigt.

Frau Anna Spörri in Winterthur hat unsern Auftrag, einen Hymnus zum achtzigsten Jahresfest unseres Dr. Nast zu schreiben, in so köstlicher Weise ausgeführt, daß wir nicht umhin können, öffentlich Dank abzustatten. Gott erhalte diese Dichterin von Gottes Gnaden noch viele Jahre, und mögen sich unsere Leser noch manchesmal an den ausgezeichneten Produkten derseben erquicken dürfen.

Für die mancherlei Einladungen, in den Monaten Juli und August an Lagerversammlungen und anderen Festlichkeiten Theil zu nehmen, sagt der Editor des Haus und Herd herzlich Dank. Es wird ihm in jener Zeit jedoch nicht vergönnet sein, diesen freundlichen Rufen zu folgen. Am 12. Juli dieses Jahres soll nämlich die letzte Sitzung des Gesangbuch-Committees in Chicago, Ill., beginnen. Dieselbe mag vier Wochen währen, obwohl wir hoffen in kürzerer Zeit die Arbeit zu vollenden. Somit wäre ein Sommermonat mit höchst erquickender Vakanzarbeit gefüllt, und ich könnte jedenfalls vom 12. Juli bis 12. August keinerlei Versprechungen machen.

Da jedoch eine längere Abwesenheit aus der Redaktionsstube Vorbereitung für diese Abwesenheit erfordert, und nach der Rückkehr eine Menge unerledigter Correspondenzen und Geschäfte besorgt werden müssen, so wird der Editor des Haus und Herd den kommenden Sommer kaum im Stande sein zu Festlichkeiten zu reisen, um mit seinen lieben Freunden stärkende Erquickungszeiten mitzumachen. Deßhalb — nochmals herzlichen Dank; aber den kommenden Sommer laben wir uns am „neuen Gesangbuch."

Angenommene Artikel: Schloß Windsor und seine Umgebung.—Der Kolibri.—Heldenmuth einer Frau. —Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.—Mädchenerziehung. — Gibt es auch Fälle, da man verweigern darf Gutes zu thun?

Im Schatten.

Die leibliche Bewegung ist nöthig zur leiblichen Gesundheit; geistige Arbeit ist nöthig zur Frische des Geistes; geistlicher Kampf mit der Sünde, Welt und Satan ist nöthig zur geistlichen Gesundheit.

„Alles ist euer"—das ist die Peripherie; „Ihr aber seid Christi"—das ist der Radius; „Christus aber ist Gottes"—das ist das Centrum. Halleluja.

Die unanfechtbarste und einzig richtige Antwort auf die jetzt auch in Amerika so vielfach ventilirte Frage: „Ob Krieg, oder Frieden?" gibt der Humorist des „Oil City Blizzard." Er beginnt seinen letzten Leitartikel über die Weltlage mit dem ebenso großen, wie gelassen niedergeschriebenen Wort: „Der nächste Krieg ist unvermeidlich!"

Mrs. Proudmother zeigt ihr acht Monate altes Baby einer Nachbarin, die wegen ihrer geringen Gabe, Komplimente zu machen, im ganzen Ort bekannt ist, mit den Worten: „Nun, das müssen doch selbst Sie zugestehn, daß der kleine Kerl seinem Vater, wie aus den Augen geschnitten ist,—nicht?"—„Gewiß," erwidert die Gefragte, „aber wenn das Kind nur gesund ist, würde ich mich an Ihrer Stelle nicht weiter darüber kränken."

In einem noch verhältnißmäßig jungen, westlichen Settlement wurde eine Collekte zur Einfassung und Verschönerung des Kirchhofs veranstaltet. Als man mit dem betreffenden Sammelbogen auch bei dem einzigen Arzt des Platzes vorsprach, lehnte es dieser ab, sich an der Collekte zu betheiligen, und motivirte diese Weigerung mit den Worten: „Ich denke, ich thue ohnehin schon mehr, als ein Anderer für den Kirchhof, indem ich ihn so schnell wie möglich auffülle!"

Ein in Europa reisender Yankee hatte in einem Badeorte das Glück, einem der vielen deutschen Fürsten, der sich ebendaselbst aufhielt, das Leben zu retten, als die Pferde desselben mit ihm durchgingen. Von der dankbaren Hoheit gefragt, was er zum Lohn für seine That lieber haben wolle, ob hundert Friedrichsdor oder eine große goldene Medaille, erkundigte sich der amerikanische Schlaumeier: „Wie viel die Medaille werth sei?" — „Oh, etwa fünf Friedrichsdor," lautete der Bescheid.—„Nun denn," erklärte der fürstliche Lebensretter, „so will ich fünfundneunzig Friedrichsdor und die Medaille nehmen."

Ueber den neuen, auf den ersten September als „Labor Day" für den Bereich des Staates New York festgesetzten, gesetzlichen Feiertag schreibt ein westlicher Spaßvogel: „Der Tag ist von der New Yorker Legislatur wahrscheinlich deßhalb 'Arbeits-Tag' getauft, weil sich an ihm sämmtliche 'Baarkeeper' im Staate überarbeiten werden."





Haus und Herd.

2. Treue und Wahrheit ist eine andere Ei=

Kampf für Gottes Ehre und Reich, für Volk und Vaterland und dessen höchste Güter klar heraustritt.

Das grausenhafte Behagen am Gemetzel einer

*) Cranston & Stowe halten vortreffliche Bilderbücher auf Lager.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. Juli 1887. Siebentes Heft.

Bild und Buch für das Kindesalter.

Editoriell.



Man hat von jeher Bilderbücher als ein zweckmäßiges Unterhaltungs- und Bildungsmittel für Kinder angesehen, und überaus reich vertreten in gerade dieser Richtung ist die Literatur. Fast kein Jahr vergeht, ohne daß nicht der eine oder andere Verlag neue Erscheinungen auf den Büchermarkt bringt. Freilich sind es in vielen Fällen nicht gerade mustergültige, empfehlenswerthe Schriften, im Gegentheil: die Bilder sind unwahr, unschön, enthalten kein bildendes Element, und der Text, welcher ihnen beigegeben wird, paßt zum Ganzen wie die Faust auf's Auge, d. h. gar nicht. Die erste Frage denn, welche unsere Beantwortung fordert, ist die:

Wie soll der Inhalt des Bilderbuches beschaffen sein? *)

1. Es enthalte nichts, was die Fassungskraft der Kinder übersteigt. Dahin gehören übersinnliche Gegenstände, Eigenschaften der Seele, sinnbildliche Gemälde.

Daß es aber schlechterdings nichts aufnehmen solle, was man täglich in der Natur um sich habe, ist unrichtig. Das Kind soll zu seiner Unterhaltung sich ja das Abwesende gerade durch sein Abbild als gegenwärtig denken; es soll z. B. beim Anschauen eines abgebildeten Thieres sich allerlei darüber merken; bei Bäumen, Wäldern, Gebirgen, Feldern, Gärten, Blumen ihre Farbe und Gestalt, ihren Nutzen und ihre Schönheit besprechen.

2. Treue und Wahrheit ist eine andere Eigenschaft, die man an ein gutes Bilderbuch zu stellen wohl berechtigt ist.

Gewiß ist die Schönheit und Feinheit der Bilder wünschenswerth, höher jedoch steht die Treue und Wahrheit des Dargestellten. Der Pinsel, sagt ein trefflicher Schulmann über diesen Punkt, darf so wenig lügen als die Zunge. Das Bild habe innere Wahrheit und äußere Möglichkeit, und meide, was dem Kinde eine falsche Vorstellung von Gott und Welt, von Natur- und Menschenleben beibringen müßte. Daher sind so wenige der gewöhnlichen Bilderbücher, weil ihr Preis ein außerordentlich niedriger ist, ohne jedweden bildenden Werth für das Kindesalter.

3. Des erziehlichen Zweckes wegen dränge man nicht zu viele und ganz ungleichartige Gegenstände auf einem Blatte zusammen. Solch' buntes Durcheinander verwirrt das Kind; es sieht die Menge höchst verschiedener Bilder, die alle zusammenstehen, auf einmal, springt mit seiner lebhaften Einbildungskraft von einem zum andern über, und kann deßhalb nicht seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand richten.

4. Endlich—und dies ist einer der wichtigsten Punkte—enthalte das Bilderbuch nichts Unsittliches, sondern nur Darstellungen, welche irgend eine gute, edle Empfindung wecken und nähren können. Wir lassen über diesen Punkt Dr. Schmidt reden. Das Bilderbuch soll und darf auch böse Gesinnung in Thaten heraustreten lassen, aber immer so, daß damit auch ein sittliches Urtheil nahe gelegt wird; das sittlich Unschöne werde nie verschönert, vergoldet. Schlachtenbilder z. B. sollten nur mit Vorsicht, nur dann etwa aufgenommen werden, wo der Kampf für Gottes Ehre und Reich, für Volk und Vaterland und dessen höchste Güter klar heraustritt.

Das grausenhafte Behagen am Gemetzel einer

*) Cranston & Stowe halten vortreffliche Bilderbücher auf Lager.

Schlacht ist so ziemlich dasselbe, mit dem die alten Römer ihren Gladiatoren- oder Thierkämpfen zusahen und die Spanier ihren Stiergefechten noch zusehen. Dasselbe gilt auch von den Hetzjagden; eine von den Quellen der Thierquälerei könnte sonst auch das Bilderbuch werden.

Ein Hauptbilderbuch dürfen wir nicht vergessen, es ist die Bibel. Eine gute Bilderbibel ist ein wahrer Schatz für eine Familie. Von Doré, dem berühmten französischen Maler, wird erzählt, daß er die Bibel deßhalb so lieb gewonnen und später illustrirt habe, weil seine Amme ihm, als er noch ein Kind war, die heiligen Geschichten daraus erzählte und die Bilder ihm erklärte. Indessen ist sein sehr theures Werk mit seiner raffinirten Effecthascherei unendlich weit vom Geiste biblischer Keuschheit entfernt, und schon aus diesem Grunde sollte es von uns Deutschen weniger berücksichtigt werden.

Allein wir sind von jeher Anbeter des Fremden gewesen, und Frankreich insonderheit war der Brennpunkt, in dem, nach unserer Meinung wenigstens, sich alles, was Bildung und Mode hieß, vereinigte. Gott sei Dank sind wir seit den ewig denkwürdigen Jahren von 1870 und 1871 davon geheilt. Auch bedürfen wir des Bettelns vor fremden Thüren nicht. Die deutsche Kunst kann sich mit irgend einem Kulturvolk heute messen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, hintenangesetzt zu werden. Die Schnorr'sche Bibel in Bildern ist ein Meisterwerk im vollsten Sinne des Wortes. Was Longfellow — so urtheilt Dr. Koegel — von Dürer sagt, gilt auch von Schnorr, er ist ein Evangelist der Kunst. Während Doré die heilige Schrift wie tausend und eine Nacht malt, während eine Reihe deutscher moderner Maler den Herrn theils krankhaft, theils niedrig auffassen, ist die Schnorr'sche Bibel in Fortsetzung ehrwürdiger Ueberlieferungen, geweihter Vorbilder keusche Theologie, Schnorr's Christus eine erhabene und erhebende Gestalt.

Von diesen Gesichtspunkten aus ließ sich auch unser Verlag in Cincinnati leiten, als er an die Herausgabe einer Bibel in Bildern ging. Es wurde aus der Menge des wahrhaft Guten und Schönen ausgewählt. So kommt es, daß die größte Anzahl der Bilder der Schnorr'schen Bibel entnommen ist, obschon auch die besten und reinsten von Doré Aufnahme darin gefunden haben. Wir möchten auf dieses Werk unser deutsches Volk hiermit nachdrücklichst hinweisen. Wer irgendwie die Kosten erschwingen kann — und sie sind in Wahrheit nicht so groß —, der kaufe diese Bibel. Er wird nicht nur für sich selbst einen unerschöpflichen Schatz reiner Freuden haben, sondern auch seinen Kindern eine ganze Welt des Schönen und Guten erschließen.

In Verbindung hiemit sei auch der guten, schön illustrirten und billigen von Cranston & Stowe herausgegebenen „Biblischen Geschichte," sowie des Bildersaals" (im selben Verlag) gedacht.

Man erkennt den Werth des letztgenannten, unschätzbaren Werkes lange nicht zur Genüge. In den Kleinkinderklassen beispielsweise ist der Bildersaal unentbehrlich. Ich wenigstens wüßte nicht, wie das Interesse an der Lektion besser geweckt und diese selbst zum bleibenden Eigenthum der Kleinen und Kleinsten gemacht werden könnte, als gerade durch dieses Hülfsmittel.

Zudem sind im Laufe der Jahre die Bilder so vervollkommnet worden, daß sie als mustergültige für ihren Zweck getrost hingestellt werden dürfen. Zartes, Reines, Schönes soll in den Spiegel der Kinderseele fallen. Wohlan! hier ist es. Man brauche es, wozu es bestimmt ist! Die geringe Mehrausgabe wird jeder Sonntagschule, die sich zur Anschaffung des Bildersaals entschließt, reiche Früchte tragen.

Wir wenden uns der zweiten Frage zu:

Welchen Werth hat das Bilderbuch für das Kindesalter?

Ein erfahrener Schulmann ergreife das Wort. Dr. Schmidt sagt darüber: Angenehme Unterhaltung zunächst. Das Bild hat für alle Kinder einen unerschöpflichen Reiz. Damit ist viel gewonnen für den allezeit regen Beschäftigungstrieb und gegen die dem Kinde so unnatürliche und darum so lästige und gefährliche Langeweile.

In der Beschäftigung mit dem Bilderbuch aber entwickeln sich allerlei im Kinde schlummernde und der Anregung und Bildung bedürftige Anlagen und Kräfte. Am Bilderbuch entwickelt sich der Gesichts- und Schönheitssinn. Es bildet und bereichert die Anschauung, belebt, ordnet und veredelt die Phantasie, erweitert den Gesichtskreis über die engen Grenzen der Heimath hinaus, es übt, bildet, bereichert namentlich auch die Sprache.

Schon die Benennung der verschiedenen Gegenstände im Bilderbuch ist für das Kind nicht unwichtig; mit den Namen der Dinge setzt sich der kleine Mensch geistig in den Besitz derselben. Und welche Sprechübung bereitet nun nicht weiter das Hören dessen, was dem Kinde, an den Bildern anknüpfend, erzählt wird und was es selbst dann wieder erzählt! Namentlich thun die Bilder auch für die Bildung des Gemüthes und der sittlichen Gesinnung ihre guten Dienste. Die guten und die bösen Handlungen der Men-

schen üben im Bilde ihr Recht, bald warnend, bald nachziehend und werden, mit dem passenden Worte verbunden, Samenkörner, die sich im Boden des Gemüthes niederlegen.

Wir haben den Worten dieses Schulmannes nichts Weiteres beizufügen und wenden uns daher der dritten Frage zu:

Wann ist das Bilderbuch zu gebrauchen?

In den ersten Kinderjahren ist der Gebrauch der Bilder nicht nur ganz entbehrlich, sondern auch an sich und für spätere Benützung derselben schädlich. Entbehrlich deßwegen, weil das Verständniß für Abbildungen dem Kinde noch gänzlich fehlt. Die feinsten Stahlstiche, die schönsten Oelgemälde oder das gewöhnlichste Zeug, wenn es nur recht bunt ist und in die Augen fällt; ihm ist's gleich. Es behandelt das Eine wie das Andere mit derselben Lust oder Unlust; kann jetzt sich daran recht ergötzen und es wenige Augenblicke später gleichgültig bei Seite legen oder wohl gar zerreißen.

Schädlich dagegen ist der zu frühe Gebrauch der Bilderbücher insofern, als sich an ihnen der Gesichtssinn weit weniger übt und bedeutend unsicherer, als an wirklichen Gegenständen. Zudem soll in den ersten Jahren der Beobachtungsgeist weit mehr, als die Einbildungskraft geübt werden. Bilder aber können, ohne Mithülfe der Phantasie, keine Vorstellung von körperlichen Gegenständen in der Seele erzeugen. Dagegen ist bei wirklichen Gegenständen weit mehr Beobachtungsgeist nöthig. Zu frühes bloßes Spielen mit den Bildern gibt der Aufmerksamkeit bei dem wirklichen Anblicke zu wenig Thätigkeit. Der Reiz dazu ist geschwächt; die Einbildungskraft hat im Voraus schon Besitz von der Seele genommen und der sinnlichen Wahrnehmung keinen Raum gelassen.

Man begnüge sich daher im frühesten Alter mit solchen Dingen, welche das Kind umgeben. Ist dagegen diese erste Bildungszeit, das 4. bis 6. Jahr vorüber; fangen die Kinder an auf Abbildungen zu merken, und wünschen sie ihren Sinn und ihre Bedeutung zu erfahren: so ist es Zeit, ihnen diese lehrreiche Unterhaltung zu gewähren.

Das bringt uns zur Schlußfrage:

Wie soll das Bilderbuch gebraucht werden?

Wer da meint, die bloße Anschaffung eines Bilderbuches, selbst eines guten, genüge, um die Kinder zu beschäftigen und zu bilden, der irrt ganz gewaltig. Kinder wünschen Belehrung. Darum ist's zunächst wichtig, daß man ihnen in faßlicher Weise Aufklärung gebe über das, was ein Bild ist und nur sein kann; was es mit dem wirklichen Gegenstande gemein hat, und worin es von ihm verschieden ist. Dann gebe man ihnen Anfangs nur das Bild eines Gegenstandes und bezeichne es mit dem bestimmtesten Namen, womit auch der Name der Gattung verbunden werden kann; z. B. dieser Baum heißt ein Eichbaum, dieses Thier ein Hund. Vor allen Dingen verhüte man das flüchtige Anschauen, das Forteilen von Einem zum Andern. Das kann man aber nur ereichen, wenn man sich mit ihnen darüber unterhält.

Es dürfte kaum nöthig sein, Eltern und Jugendfreunden die Methode vorzuschreiben, welche sie bei den Unterhaltungen über Bilder inne zu halten haben. Je kindlicher ihr eigenes Gemüth trotz der vorangeschrittenen Jahre geblieben ist; je sorgsamer sie die Kindercharaktere studirt und der Kinderherzen Fühlen und Wünschen belauscht und verstanden haben: um so natürlicher und wirksamer wird ihre Unterhaltung sein.

Schloß Windsor und seine Umgegend.

Für Haus und Herd von C. F. Morf.

Es ist anerkennungswerth, interessant und nützlich, daß Haus und Herd uns durch Wort und Bild auch das vorbringt, was gleichsam in der Luft liegt und zur Zeit die Menschen beschäftigt.

Erscheint eine neue Biographie Lincolns — gleich bringt Haus und Herd prächtige Auszüge aus derselben; wird Kaiser Wilhelms 90igster Geburtstag gefeiert, so bringt unsere Monatsschrift schon Wochen vorher eine Charakteristik des Monarchen, und im Juni-Hefte erhielten wir aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums eine treffliche Hinweisung auf Viktoria, der guten, frommen Familien- und Landesmutter Englands.

Da mag es auch am Platze sein, auch einmal etwas von dem englischen Königsschloß zu hören, woselbst sich die Viktoria am meisten aufhält.

Dieses große und prächtige Schloß, welches gegenwärtig einen Flächenraum von etwa zwölf Morgen bedeckt, war vor Jahrhunderten eine

starke Festung, zu welcher schon Wilhelm der Eroberer den Grund gelegt haben soll, und welche von dem nachfolgenden Regenten immer mehr vergrößert und verschönert wurde, bis sie den jetzigen Umfang erreichte.

Auf dem Bilde sind mehrere von den dreizehn Thürmen des Schlosses zu sehen, der alte, runde Thurm, der die Mitte des Schlosses bildet, und zur Rechten der Glocken- oder Cäsars Thurm.



Von der Galerie dieses Schlosses genießt man die Aussicht auf zwölf Grafschaften, da es auf einem ziemlich hohen und steilen Hügel liegt, der die Gegend weithin beherrscht.—Auf der Rückseite liegt ein 1800 Morgen großer, herrlich angelegter Park, mit Alleen und Gruppen von riesigen Bäumen, unter denen sich viele Rudel Hirsche und Rehe aufhalten.

Das Schloß besteht aus drei Theilen, dem oberen, mittleren und untern. Im oberen und größten Theil ist die Residenz der Königin Viktoria, welche viel zur Verschönerung derselben gethan hat.

Die Zimmer nach Norden wurden zeitenweise von dem unglücklichen König Karl I. bewohnt,

und später dienten sie ihm als Gefängniß, bis er nach dem Palast Whitehall gebracht wurde, um dort hingerichtet zu werden.

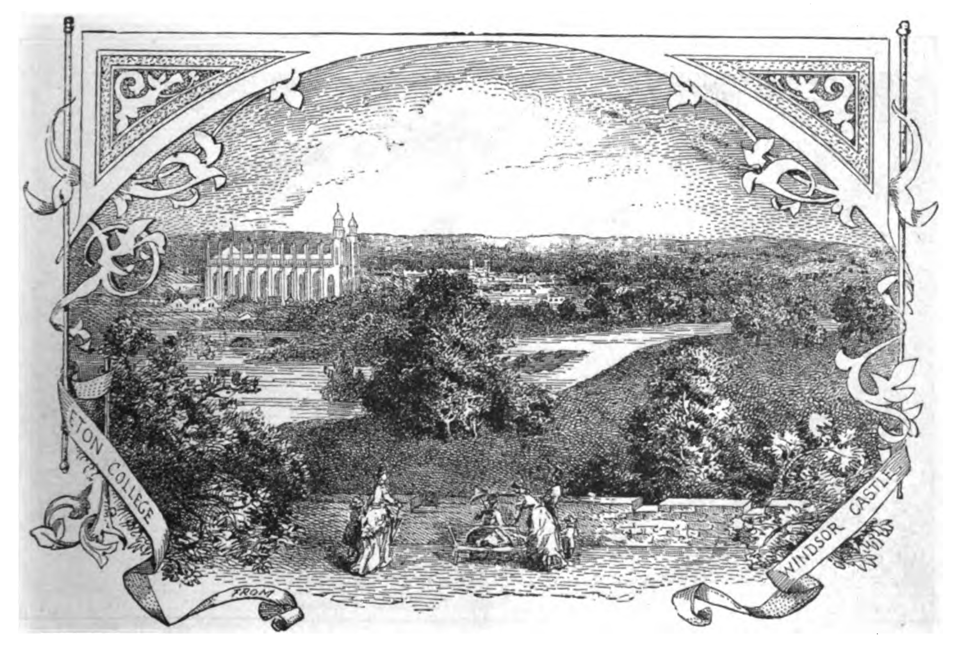
Die blutdürstige Maria hielt schon im Jahre 1545 einen feierlichen Einzug in Windsor nach ihrer Vermählung mit Philip II. von Spanien.

Im mittleren Theil, dem sogenannten runden Thurm, zeugen noch viele Wände von seiner früheren traurigen Bedeutung als Gefängniß für hohe, in Ungnade gefallene Personen, deren Namen, Wappen u. s. w. noch deutlich zu sehen und zu lesen sind.

Ein 520 Fuß langer Gang, der mit vielen Büsten und Gemälden geschmückt ist, verbindet die östliche und südliche Seite des Schlosses.

Der königliche Audienzsaal enthält berühmte Gemälde, unter Anderen auch das Bild der Maria Stuart. Die Wände sind mit schönen Gobelins geschmückt, welche die Geschichte der alttestamentlichen Königin Esther darstellen. Das Deckengemälde stellt die Königin Katharina (Gemahlin Karls II.), der als Britannia in einem von Schwänen gezogenen Wagen sitzend, begleitet von Flora, Ceres, Pomona und andern Göttinnen, auf ihrem Wege zum Tempel der Tugend. Das Deckengemälde in einem Empfangzimmer der Königin stellt ebenfalls die Königin Katharina dar, umgeben von Gestalten: Religion, Klugheit, Geduld und andern Tugenden. Die Wände sind ebenso mit Gobelins bedeckt, welche eine Fortsetzung der Geschichte Esthers bilden.

In der sehr großen Rüstkammer sind Waffen aller Art bis zu den ältesten Zeiten zurück aufbewahrt und in guter Ordnung aufgestellt. Am südlichen Ende stehen die Büsten von Marlborough und Wellington. In der Mitte einer großen Fensternische steht ein Theil des Vormastes der Viktory (das Schiff, auf welchem Admiral Nelson bei Trafalgar fiel), und darauf eine Colossalbüste dieses Helden. Rechts und links stehen zwei eherne Geschütze, die aus dem Krieg mit den Sikhs herstammen. Ueber dem Kamin steht ein Schild, den Franz I. von Frankreich Heinrich dem VIII. zum Geschenk machte. In der sehr großen Bankethalle, „St. Georgs Halle,“ ist die Decke mit Bannern und Wappen der Ritter vom Hosenbandorden geschmückt, und an den Wänden stellen die meisten Gemälde englische Könige dar.



Das große Empfangzimmer ist im Styl Louis XIV. mit verschwenderischer Pracht, Vergoldung und Schnitzwerk verziert. Die Wände sind mit Gobelins bedeckt, welche die Geschichte des goldenen Vließes darstellen. Das sogenannte Waterloozimmer zeichnet sich durch architektonischen Schmuck aus und enthält zahlreiche Porträts berühmter Größen, die sich bei Waterloo ausgezeichnet hatten, sowie auch das Bild von Pabst Pius VII., Alexander I. von Rußland, Franz I. von Oestreich, Friedrich III. von Preußen u. s. w. Das Staats-Vorzimmer hat eine sehr schön gemalte Decke, ein Göttermahl vorstellend, und sehr reiches, kostbares Schnitzwerk.

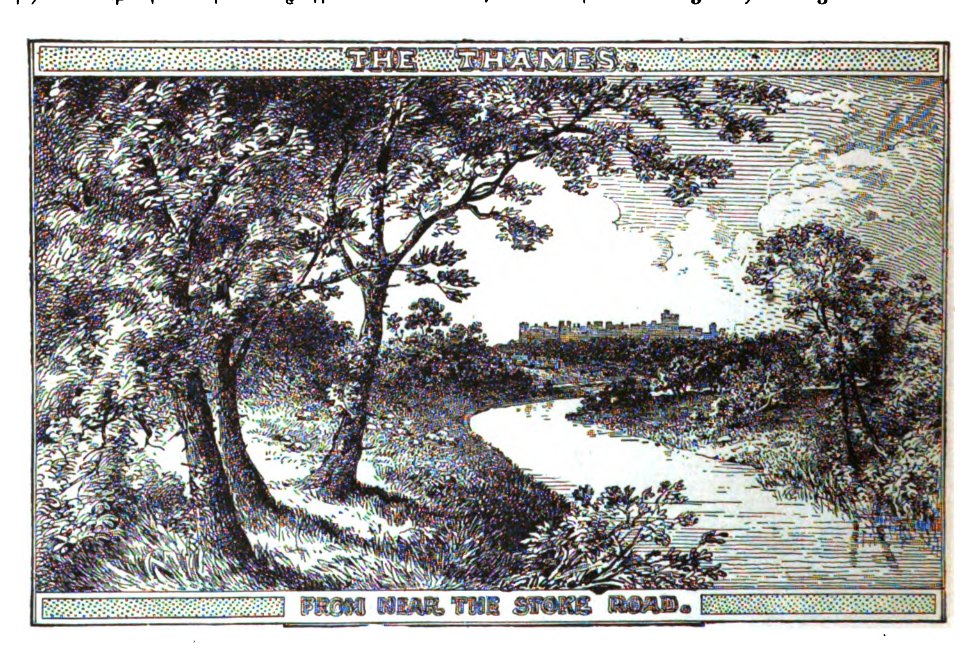
Ueber dem Kamin stand das Bild Georgs III. im Krönungsornat.

Die große Vorhalle bietet wirklich einen imposanten Anblick, sowohl durch ihre Bauart, als auch durch die vielen Trophäen und Rüstungen, die rings um die Statue der Königin Viktoria angebracht sind. Eine sehr hohe, breite Treppe führt direkt zu den Empfangsräumen. Das Zuccarelli-Zimmer enthält eine große Anzahl von Gemälden dieses Meisters; sie stellen alttestamentliche Scenen, sechs italienische Landschaften und Portraits englischer Könige vor.

Das Van Dyck-Zimmer enthält eine Reihe von Gemälden seiner Kunst, meistens Glieder der Familie Karls I., ihn selbst zu Pferd, und verschiedene Personen seines Hofstaates.

In dem Gewölbe unter dem Mittelpunkt des Chors wurden Karl I., Heinrich VIII. und seine Gemahlin Jane Seymour, welche von Westminster hierher überführt worden war, sowie ein Töchterchen der Königin Anna, beigesetzt; später wurde auch der unglückliche Heinrich VI. von der Chertsey Abtei hierher gebracht.

Unter den vielen schönen und interessanten Grabdenkmälern macht das Kenotaphium aus weißem Marmor der Prinzessin Charlotte, Tochter Georgs IV., den tiefsten Eindruck; es stellt die Prinzessin auf dem Paradebett dar, an jeder Ecke kniet eine trauernde Gestalt; im Hintergrund ist ein Mausoleum sichtbar, aus dem sich ihr Geist erhebt, geleitet von zwei Engeln, und einer derselben trägt ihr neugeborenes Kind.


THE THAMES.
FROM NEAR THE STOKE ROAD.

Im unteren Theil des Schlosses steht die St. Georgs-Kapelle. Hier wurden am Feiertag des heiligen Georg 1349 die ersten Ritter des Hosenbandordens ernannt; seitdem wurde diese Kapelle von den späteren Regenten immer mehr verschönert und vergrößert; und noch heute werden im Chor dieser Kapelle die Ritter dieses Ordens eingesetzt. Ihre Banner stehen an ihren Plätzen rechts und links, und ihre Reihenfolge richtet sich nach dem Datum ihrer Aufnahme; an jedem Sitz ist eine Messingplatte, auf welcher Namen und Titel des Inhabers stehen, und darüber Wappen, Helm und Schwert jedes Ritters angebracht. Die Königin mit Familie hat ihren Sitz unweit der Orgel, die wirklich einen majestätischen Ton hat.

Ein in der Nähe befindliches Fenster mit Glasgemälden wirft prächtige Farben auf dieses Denkmal. Im westlichen Theil der Kirche hat die Königin Viktoria ein sehr schönes Monument für ihren Vater, den Herzog von Kent, errichten lassen, und im südlichen Theil ein desgleichen für ihre Tante, die Herzogin von Gloucester. An die östliche Seite der Kapelle stößt ein hoher, steinerner Bau, die Kapelle des Kardinals Wolsey, die jedoch seit des Prinzen Alberts Tod diesen zu Ehren restaurirt, prachtvoll geschmückt und nach ihm Albert-Kapelle genannt wurde. Das Kenotaphium (Ehrengrab-Denkmal) ist von schwarzem Marmor mit Gold; rings herum sind kleine Nischen mit niedlichen Statuen, die Barmherzigkeit, Frömmigkeit, Hoffnung, Ge-

rechtigkeit, Ehre und Wahrheit darstellend. An der östlichen Seite steht eine sehr kleine trauernde Statue der Königin Viktoria. Die oben liegende Gestalt des Prinzen-Gemahls ist aus Marmor, und zu seinen Füßen liegt sein Lieblings-Hund Eos.—An diese beiden Kapellen stoßen klosterartige Gänge und Höfe, welche den Zugang zu den Wohnungen der Geistlichen und sonstigen Angestellten bilden.

Die Schatzgewölbe sind für das Publikum nur sehr ausnahmsweise zugänglich; es ist aber auch ein außerordentlicher Reichthum darin aufbewahrt. So hoch und groß das erste Gewölbe ist, so gehen doch rings herum Gestelle bis an die Decke, mit Silbergeschirr, theilweise vergoldet, und in allen erdenklichen Formen; in den Fensternischen stehen hohe Kommoden mit ziemlich flachen Schubladen, worin unzählige Bestecke und Löffel, viele der letzteren vergoldet, und in allen Größen sich befinden. Im anstoßenden Gewölbe steht eine lange Tafel mit lauter Salzfässern der kostbarsten Art, eine zweite mit vielen Tabacksdosen, Bechern, Kelchen, Vasen von den verschiedensten kunstreichsten Formen von Silber und Gold; der große silberne St. Greorgs-Kronleuchter; ein großer, silberner Schild; das Taufbecken nebst Kanne von vergoldetem Silber; ein sehr großer Goldklumpen, den eine Gesellschaft der Königin geschickt hatte; ein Reitsattel, den der Sultan der Königin Viktoria schenkte und der ganz mit Rubinen und Smaragden gestickt war u. s. w. u. s. w.



Einen Gegensatz zu diesem Reichthum bilden jedoch die einfachen Privatgemächer der Königin, deren Möbel nur mit geblumten Baumwollenstoff überzogen sind.—In kurzer Entfernung von Windsor liegt das Städtchen Eton, welches durch eine der angesehensten Lehranstalten Englands, das Eton Collegium, berühmt ist. Diese

Anstalt wurde anno 1440 von Heinrich IV. gestiftet und wird nicht nur von 70 Freischülern besucht, deren Kosten die Königin bestreitet, sondern auch noch von etwa 900 Söhnen meist reicher und vornehmer Eltern. Die jährlichen Kosten eines Studenten belaufen sich auf ungefähr $840! Die Disciplin ist streng und die Kost sehr einfach. Bedeutende Namen stehen auf der Liste der Alumni dieser Anstalt, als: Wellington, Walpole, Fox, Canning, Boyle und Halam, der Geschichtsschreiber. Die Collegiumsgebäude bilden zwei große, lange Vierecke, die mit Ausnahme der Kapelle, von Backsteinen aufgeführt sind.

fernte Dorf Stoke Pogis zu besuchen, wo der gefeierte Dichter Thomas Gray auf dem Gottesacker der kleinen Dorfkirche seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Derselbe wurde im Jahre 1716 in London geboren, wurde in Eton herangebildet und widmete sich dem Studium der Rechte und der alten Sprachen. Er starb im Jahre 1771 und wurde seinem Wunsche gemäß neben seiner Mutter beerdigt. Seine Gedichte, die zuerst in London anno 1768 erschienen, erlebten zahlreiche Ausgaben. In seinen Gedichten vereinigt sich poetisches Feuer und Würde des Gefühls mit Kraft der Gedanken und Eleganz des Stils und der Sprache.



Die Vorderseite ist gegen die Themse gekehrt und schöne Gärten erstrecken sich bis an das Ufer des Flusses. In der Mitte des Hofes erhebt sich eine Statue Heinrichs IV., des Gründers der Anstalt; dieselbe ist eine imposante Figur, den König im Staatsornat vorstellend, in einer Hand die Erdkugel mit Kreuz, in der andern das königliche Scepter tragend.

Wie aus dem beigefügten Bild zu ersehen ist, so bietet dieses großartige Gebäude mit seinen antiken Thürmen und seiner erhöhten Lage an der sanft dahinfließenden Themse dem Künstler reichliches Material zur Landschaftmalerei.

Wenige Reisende, die das Schloß Windsor besuchen, versäumen es, das fünf Meilen ent-

Sein berühmtestes Werk ist eine Elegie oder ein Trauergedicht über die Todten, deren Grabhügel sich um das schlichte, ländliche Gotteshaus herum erheben. Dasselbe berührt die zartesten Saiten des menschlichen Herzens, weßhalb es nicht zu verwundern ist, daß es in fast alle Sprachen Europas, selbst in's Griechische und Hebräische übersetzt worden ist.

Die köstlichen Gedanken, denen Gray in seiner Elegie Ausdruck gab, verdankte er großentheils der Inspiration, die er in der Umgebung der Dorfkirche von Stoke Pogis schöpfte, wenn er etwa in abendlicher Dämmerungsstunde da weilte, wo sein theuerstes Kleinod auf Erden, seine geliebte Mutter, im kühlen Schoß der Erde ruhte.

Die Kirche selbst, deren Bild beigefügt ist, ist ein alterthümliches, mit Moos und Epheu überwachsenes Gebäude, das aus dem 16. Jahrhundert stammt; der viereckige Thurm ist von Epheu, wie von einem Kleide, umrankt und die alten, großen Ulmen strecken ihre Aeste gleich Armen nach demselben aus.

Das Fremdenregister, welches an dieser vielbesuchten Stätte gehalten wird, weist unter Anderen viele amerikanische Namen auf; Hawthorne und Daniel Webster achteten es der Mühe werth, zu dem Grabe des Dichters zu pilgern. Letzterer verlangte noch auf seinem Sterbebett, daß ihm Jemand „Grays Elegie" vorlesen sollte.

Wie sehr dieselbe nicht nur von Personen niedrigeren, sondern auch höheren Standes geschätzt und empfunden wurde, geht hervor aus der Geschichte von der Eroberung der Stadt Quebec. An dem Tage vor dem Angriff auf die Stadt, wiederholte der berühmte General Wolfe mit viel Gefühl im Beisein seiner Offiziere eine Anzahl Verse aus derselben und machte dabei die Bemerkung, er wollte lieber der Verfasser des Gedichtes als der Eroberer von Quebec sein. Ehe der nächste Tag zu Ende ging, war für den tapferen General „die unvermeidliche Stunde" gekommen, und er erfuhr an seinem eigenen Geschick als siegreicher Kriegsheld die Wahrheit, welche Gray in seiner Elegie ausspricht: „Des Ruhmes Pfad führt doch nur hin zum Grab."

Pfingstrosen.

Von Ernst Evers.

I.

Knospen.

„Kind, wenn die Armen manches Mal
Vor deiner Thüre stehn:
Merk' auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei ungesehn."

Das war der Spruch der alten Dorthe-Mutter und danach hatte sie gelebt und ihre Kinder gelehrt. All' ihre Kinder hatten den Spruch von Kindesbeinen an auch gar gut auswendig gewußt, aber als später die Zeit immer geldgieriger geworden war, haben mehrere von ihnen ihn inwendig nicht mehr gewußt; und auch die Lina, die der Mutter sonst so ähnlich war, hat ihn verlernt.

Lina war mit dem Halbhufner Detlef Dorn verheirathet und hatte eine erwachsene Tochter, die nach der Großmutter Dorthe hieß; die hatte zwei Jahre bei Schulmeisters gedient, war aber jetzt, da ihre Herrschaft in eine ferne Gegend gezogen war, und sie nicht hatte mitwandern wollen, ohne Stelle zu Hause.

Dorthe-Mutter hielt viel von dieser Enkelin; das kam wohl daher, daß diese ein ebenso weiches Herz hatte wie sie selber. Dorthe-Mutters Herz aber war mit den Jahren immer weicher und immer weiter geworden; nicht blos, daß sie sich jedesmal, wenn eine magere Hand sich schüchtern durch die Thürspalte schob, von ihrem Heiland gesagt sein ließ: „Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan," sondern, weil so manche Hand in Krankheit und Schwachheit zu ihrer Thür nicht reichen konnte, darum wanderte die Alte, seitdem sie im Altentheil, oder, wie sie in jener Gegend sagen, auf der Abnahme, saß, hin und her in die Häuser, wo die Kranken und Gebrechlichen des Dorfs auf ihrem Lager seufzten.

Nun war Dorthe-Mutter selbst krank. „Der Herr pocht an, daß ich mich zur Heimfahrt rüste," pflegte sie zu sagen. Weil sie nun aber gar zu einsam und allein auf ihrem Lager lag und die Nachbarsleute nicht jeden Augenblick herumlaufen und nach ihr sehen konnten, darum mußte die Enkelin, die daheim gar wohl entbehrt werden konnte, zu ihrer Pflege herüberkommen.

„Mutter, wie soll ich es der Großmutter recht machen?" klagte die Dorthe. „So gut sie ist, so eigen ist sie doch auch wieder, und sie muß Alles so ganz nach der alten Weise haben, die ich nicht kenne. Und nun soll ich sie gar in ihrer Krankheit pflegen, ich, die ich nie einer Kranken die Kissen zurechtgezogen habe. Und wenn sie nun gar hart leiden müßte — wie sollte ich das mit ansehen können? Würde ich nicht stets an ihrem Bette stehen und weinen müssen?"

Ja, am ersten Tage stand es der Dorthe wohl linkisch an, die Kissen zurechtzulegen und den gebrechlichen, schwachen Körper zu heben und zu stützen, die Federn der Decke gleichmäßig zu vertheilen und der Krankensuppe die richtige Stellung zu geben. Aber am zweiten Tage ging's schon besser, und am dritten ging's so gut, daß die Großmutter ihr die Wangen streichelte und rühmte:

„Wie du mir das Alles so schön zurecht bringen kannst, mein Kind. Ja, was der gute Wille und die Liebe vermögen! Sie sagen Alle, Du habest nur für grobe Arbeiten eine Hand: nun laß sie mir mit solcher Rede wiederkommen!"

Die Großmutter lag viel mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen: aber sie schlief nicht; das waren vielmehr jene Augenblicke, wo sie die Seraphim und Cherubim um den Thron des Lammes hat stehen sehen und darum von der Welt hienieden nichts mehr hat sehen wollen. Dann murmelten auch wohl ihre Lippen, aber die Enkelin hat immer nur die Worte verstehen können: „Mein Heiland, Jesus Christ, Amen, Amen."

In den ersten Tagen hat das Mädchen sich an die vielen Sprüche und Lieder, welche die Großmutter oft mit lauter Stimme hersagte, nicht recht gewöhnen können; denn ob sie auch beten gelernt hatte bei der Mutter und ob auch der Vater alle Sonnabend Abend einen Gesang vorlas, so hatte dies Alles, was die Großmutter wußte, einen ganz eigenthümlichen Klang, etwa wie wenn wir in der Nacht erwachen und uns

ganz plötzlich ein krachender Donner durch die Seele fährt. Nachher sind ihr einige der Sprüche und Verse gar lieb gewesen und sie hat gedacht: „Die wirst du behalten, bis es auch mit dir einmal zum Sterben geht."

Mit dir zum Sterben — — — wer will daran jetzt schon denken — jetzt, da die Rosen der Jugend auf den Wangen blühen? — Auch hat sie nicht so recht begreifen können, wie die Großmutter es so recht aus tiefinnerstem Herzen einmal über's andere hat rufen können: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele."—Und gezittert hat sie, gezittert wie das Espenlaub, als die Alte ihre Hand fest umklammert, das Auge zu ihr aufgeschlagen und gesagt hat: „Dorthe, mein Kind, ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser ist."

Als dann das Mädchen zu weinen anhub, die Hand zurückziehen und sich abwenden wollte, hat die Großmutter sie noch fester an sich gezogen und hat gesagt: „Dorthe, nun sieh mich einmal recht an, Du bist ja mein Herzenskind! und denk' an die Stunde, da Du heut' oder morgen grad' so liegen sollst wie ich. Denk' dran, Dorthe; sie sagen, Du sähest mir ähnlich: so sieh Dir doch einmal die Lazarusgestalt an, der Du ähnlich siehst! Nein, weine nicht, mein Kind; steht denn nicht geschrieben: die Lazarusgestalt ward getragen von den Engeln in Abraham's Schooß? Sieh, ich freue mich, wenn die Stunde nun kommt; Du aber denk' daran, wenn Du heut' oder morgen so liegen solltest wie ich!"

„Heut' oder morgen — Du wie ich —" das wiederhallte an jenem Tage dem Mädchen immer von Neuem in der Seele, und als die Nacht gekommen war und die Großmutter ihr gesagt hatte: „Geh' ruhig in Dein Bett," da hatte die Dorthe sich wohl neben der Großmutter, wo ihr Lager aufgeschlagen war, niedergelegt, aber ihr war's immer gewesen, als ob sie von ferne die Glocken läuten hörte, dabei sie dann immer hatte denken müssen: die läuten über deinem eigenen offnen Grabe. Dabei war die Nacht so finster und so schaurig und die Großmutter seufzete und betete abwechselnd und sprach leise mit ihrem Heiland über's Sterben und ewige Leben. Die Dorthe aber hat Alles hören und hat nicht schlafen können, und ist erst ruhig geworden, als sie auch die Hände fest in einander gefügt, die Augen im Kissen geborgen und mit ihrem Heiland hin und her geredet hatte.

In den folgenden Tagen hat das Mädchen das „heute oder morgen" nicht los werden können, und wenn die Großmutter sie nur mit ihrer mageren Hand angefaßt und sie stille angeblickt hat, dann sind ihr die hellen Thränen über die Wangen gelaufen.

Nach vierzehn Tagen voll Geduld und Glauben, voll Lieben und Tragen, voll Beten und Hoffen kam jene Zeit, da sich der Kindlein Augen verklären im Licht aus der Höhe, und da auch die Alten mit den Engeln „Halleluja" singen über der Krippe und dem Kinde—da sich auch die alten, müden, abgelebten Augen verklären, daß die bebenden Lippen mit Simeon frohlocken: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen." In jener hellen und grünen Zeit, mitten im dunklen, todten Winter, an jenem Abend, dem sonderlich die Verheißung des Propheten gilt: „Am Abend wird es licht sein" — da lag die alte Dorthe-Mutter und schien gar zu lächeln, und großer Friede schaute aus all den Runzeln und Falten ihres Angesichtes heraus; das Dorthe-Kind stand daneben und weinte auch nicht mehr, hatte aber die Hände gefaltet und betete.

„Dorthe," sagte die Alte, „auf diesen heiligen Abend habe ich mich gefreut wie das Kind hinter dem Schlüsselloch, daß mir das Herz darob zittert. Nun lies mir das Alles vor von dem Engelsjauchzen und dem Frieden auf Erden, ehe all' die Kinder kommen, die nachher Christfest an Großmutters Sterbebett feiern wollen. Wenn Du es dann zum zweiten Mal liesest, wirst Du es besser können."

Aber die Dorthe konnte es auch schon dies erste Mal lesen, ohne zu schluchzen und zu stocken.

Großmutter legte sich dann auf die andere Seite, erhob beide Hände ein wenig, faltete sie noch fester und betete mit kräftiger Stimme:

„Auf meinen Jesum will ich sterben;
Ach, Jesu, hilf in letzter Noth;
Laß mich das beste Theil ererben;
Versüße mir den bittern Tod!
Du bist mein höchster Trost allein;
Dir leb' und schlaf' ich selig ein! Amen."

Nachher hat sich Frau Dorn nicht genug über die Umsicht und Festigkeit ihrer Tochter wundern können. Nach drei Tagen aber fühlte Dorthe-Mutter den Herrn mit seinen lieben Engeln näher und immer näher kommen. Am Morgen faßte sie noch einmal des Kindes Hand:

„Kind," sagte sie, „verlaß Deinen Heiland nicht."

„Nie, Großmutter," war ihre Antwort.

„So wird er Dich auch nicht verlassen," fuhr die Alte fort. —

„O Herr, o Herr, wie treu bist du!
Wie recht sind deine Worte!
Du bleibest meiner Seele Ruh'
Auch an der Todespforte.
Da steh' ich mit erhob'nem Haupt!
Ja, selig ist, wer an dich glaubt."

Darauf ließ sie die Kinder und Kindeskinder rufen, ermahnte und segnete sie, und dann starb Dorthe-Mutter.

Ihr Sterben ist dem Mädchen ein Lebensquell geworden. Schon in ihrem Aeußeren war es ersichtlich, daß eine Veränderung mit ihr vorgegangen sei: gewandt war sie geworden, und auf ihrem Antlitz lagerte wohl ein heiliger Ernst, aber auch eine milde Freundlichkeit.

Als der Herr Pfarrer von seinem Trostgang aus der Familie Dorn heimkehrte, empfing ihn seine Frau, die nicht hatte mitgehen können, mit den Worten: „Ach, wie werden wir Alle, und zumal die Familie Dorn, und am allermeisten all' die Armen und Kranken, die liebe Alte entbehren; solch' ein Sterben ist wohl Licht nach oben, aber Schatten nach unten. 'Ihre hellen Augen,' sagte gestern noch der alte kranke Hans Reimer, 'waren mir wie freundliche Sterne, aber nun ist der Tod gekommen, und hat sich wie eine finstere Wolke vor die Sterne gelagert.'"

„Frau," erwiderte der Pfarrer, „hast Du nicht einmal aus Volksmund das Wort gehört, daß jede Wolke einen silbernen Rand hat? Ich will nicht von der alten Dorthe-Mutter selbst sprechen, die so wohl aufgehoben ist, will auch nicht davon reden, wie ihr Sterben dem alten kranken Hans Reimer und manch' Anderem Beides, ein Stachel und Trost werden kann. Aber Gott sei gedankt, daß er aus dem Sterben der alten eine junge Dorthe uns hat erwachsen lassen, die er um die dritte Stunde sich in seinen Dienst genommen, daß sie nun noch einen ganzen langen Arbeitstag in seinem Weinberg sich mühen darf."

„Dorthe Dorn, meinst Du?"

„Dorthe Dorn ist des Herrn Magd; und schon habe ich Arbeit für sie in seinem Dienst. Sieh', da liegt die gnädige Frau auf Schloß Seeburg und hat nicht die rechte Pflege, weil sie keine christliche Dienst-

boten hat: dort wird die Dorthe an ihrem Platz sein. Und wenn der Gottesgeist aus dem Bette der Kranken in's Herz der Gesunden gezogen ist, so dürfen wir hoffen, daß er auch aus dem Herzen der Jungfrau in's Bett der vornehmen Kranken ziehen werde. Noch heute gehe ich hinüber, mit der Gräfin zu sprechen."

„Aber weißt Du denn, ob Dorthe, und zumal ihre Eltern, sich darauf einlassen werden?"

„Daran zweifle ich nicht, so wenig ich an den Herrn zweifle, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche."

Und nach kaum acht Tagen waltete und schaltete die Dorthe auf Schloß Seeburg, gerade wie sie bei der Großmutter geschaltet und gewaltet hatte: wo eine Falte im Betttuch, oder eine Wolke auf der Stirn der Kranken, oder ein lautes Wort in der Kinderstube war—überall war auch die Dorthe mit ihrer linden, sanften Hand, ihrem ernsten, treuen Auge, ihrem milden, herzlichen Wort.

Das war nun freilich eine ganz anders geartete Kranke, die hier zu pflegen war, als es die Großmutter gewesen war. Nicht nur, daß es eine gar feine Dame war, so fein und vornehm, daß Dorthe wohl nicht mit Unrecht zagend gefragt hatte, ob für solchen Dienst ihre Hände nicht viel zu rauh und hart und ihr Benehmen nicht viel zu ungeschickt sei, sondern, was schlimmer war: die Gräfin war eine recht ungeduldige Kranke, und dabei war ihr Leiden so schwer und so langwierig. Die Aerzte gingen ein und aus, flüsterten mit einander und gaben so viele Verhaltungsmaßregeln, daß Dorthe Noth hatte, das Alles zu behalten; gaben auch wohl drinnen in der Krankenstube gute Worte und viele Hoffnung und zogen draußen die Schulter in die Höhe und schüttelten den Kopf. — Wenn dann das Mädchen die Jammergestalt ansah und draußen die Kinderstimmen hörte, die nach der Mutter fragten, — ach, es waren vier Kindlein im Alter von sieben bis zwei Jahren — dann fühlte sie sich wieder stark genug, noch eine Nacht und immer noch eine bei der Kranken zu wachen. Die gnädige Frau war doch auch sogar verdrießlich, wenn Dorthe ihr nicht die Kissen zurechtlegte, oder wenn eine Andere ihr die Medicin reichte. Selbst der Herr Graf wußte niemals recht Bescheid und machte Vieles verkehrt. Ein recht zufriedenes Gesicht hatte die Kranke auch ihrer treuen Pflegerin noch nicht gezeigt, aber den andern Dienstboten gegenüber, so äußerte sie sich wohl zum Grafen, sei die Dorthe doch ächtes, edles Gold.

Die Gräfin hatte wohl mancherlei Aerzte, aber den einen Arzt, der allen Schaden heilen kann, hatte sie nicht. Sie kannte ihn wohl, aber sie hatte ihn nicht; sie wußte wohl, daß er um ihretwillen die Dornenkrone getragen hätte, aber daß sie das Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen sollte, das hatte sie vergessen. Sie ließ wohl ihre Kinder beten, aber sie selbst hatte das Gebet mit den kurzen Kleidern zusammen abgelegt; und wenn sie es nun auf ihrem Lager wie aus der Rumpelkammer hervorsuchte, da sollte es ihr Heil- und Wundermittel sein. So lag sie nun schon den ganzen Winter hindurch, klagte über ihr Geschick und haderte mit ihrem Gott. Dorthes gefalteten Hände hatte sie wohl gesehen, aber sie that, als hätte sie nichts gesehen; dann und wann hatte sie wohl auch ihre Sprüche und Gebete gehört, aber sie that, als hätte sie nichts gehört.

Schon wurden die Tage länger und die Hoffnungen der Menschen wurden größer, da saß Dorthe eines Tages vor dem Bette der gnädigen Frau; die letztere hatte in diesen Tagen oft einen erquickenden Schlaf gehabt und schlummerte auch jetzt wieder. Des Mädchens Gedanken hatten sich dahin gerichtet, wo die Großmutter und wo der Arzt aller Kranken war. Mit dem Letzteren hatte sie geredet, und allmählich hatte sich diese Rede in wirkliche Worte gekleidet: die zogen leise hinauf und redeten von der Gräfin und ihren Kindlein, und von Krankheit und Genesung, und von Leib und Seele.

Dann zog die Dorthe ein Neues Testament aus der Tasche; sie blätterte darin; hinten waren die Psalmen drangeheftet. Sie blätterte und las und sann— und las.

Sie hatte nicht bemerkt, daß die Gräfin die Augen aufgeschlagen hatte. Erst als sie die magere Hand über die Wimper legte, blickte Dorthe auf und sah die Kranke fragend an; ihr wollt's vorkommen, als ob sie zwischen den durchsichtigen Fingern hindurch eine klare Quelle sprudeln sehe.

Nach einer Weile ließ die Kranke die Hand von den Augen über die Decke gleiten und fragte ihre Pflegerin:

„Was lasest Du, mein Kind?"

Die Angeredete war von der Frage überrascht:

„Die Geschichte vom Cananäischen Weibe," antwortete sie.

„Warum lasest Du gerade die Geschichte?"

Förmlich erschrocken blickte sie die Gräfin an; doch war ihr jede Unwahrheit zuwider, und als sie noch einmal gefragt wurde, erwiderte sie:

„Ich wollte die gnädige Frau mit dem Cananäischen Weibe vergleichen."

„Findest Du Aehnlichkeit?"

„Ich dachte, — wenn die gnädige Frau nur einmal den Saum von meines Heilandes Gewand anrühren würde, dann würde von ihm eine Kraft ausgehen, die sie gesund und selig machen könnte."

„Ich weiß doch nicht, ob die Geschichte Dir solche Gedanken nahe legt; willst Du sie mir vorlesen?"

Dorthe las recht gut. Die Gräfin schwieg eine Weile; dann fragte sie wieder:

„Lasest Du noch mehr, als diese Geschichte?"

„Ich las auch noch den zweiundsechzigsten Psalm."

„Laß mich auch den hören."

Die Geschichte aber und der Psalm, oder vielmehr die Gotteshand, die durch Geschichte und Psalm und durch ihr Leben mächtig hindurchgegriffen hatte, sind ihr zu stark geworden, und als in den folgenden Wochen der schwache Körper wieder Kraft gesammelt hat, da ist das Herz erst recht krank geworden, und die Dorthe, oder vielmehr das Büchlein in ihrer Hand, hat Balsam in die Wunden träufeln und Verband anlegen müssen. Aber der Frühling war im Anzuge und wie da viel kaltes, starres Eis in den tiefen Fluthen zerschmolz, so trieben linde Lüfte manch grüne Knospe, und aus dem genesenden Herzen wiederhallte des Psalmisten Wort: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft; denn er ist mein Hort, meine Hülfe und mein Schutz."

„Nun lies mir noch einmal die Geschichte vom Cananäischen Weibe, Dorthe. Damals, als Du sie vor acht Wochen lasest, war ich nicht werth, jener Frau die Schuhriemen aufzulösen; auch heute noch werde ich einen Vergleich mit ihr nicht bestehen können; aber der Herr hat auch ihre Schwachheit angesehen, und nicht ihre Kraft: Das tröstet mich. Ja, Dorthe, Deine selige Großmutter, von der Du mir so viel Gutes erzählt hast, hat auch darin Recht, daß Gesundheit und Krankheit, Himmel und Erde ein ganz anderes Aussehen erhalten, wenn man sie mit Glaubensblicken ansieht. Wie anders bin ich mir früher vorgekommen, als jetzt: früher hätte der Vergleich mit jenem Weibe

mich verletzt und jetzt — — doch lies, mein Kind.“ — Dorthe las und ihre Herrin lauschte den Worten.

II.

Rosen.

Die Maienlüfte zogen vom Mittag herauf. Der Gärtner zu Seeburg hatte Oleander und Lorbeerbäume vor dem Herrenhause aufgestellt; die Schlinggewächse um die Veranda ließen ihre Knospen aufspringen, das Hyazintenbeet war im Verblühen und grüßte mit dem letzten Farbenschimmer und mit seinem Dufte vom Rasen herüber. Ein großer weicher Sessel war in die Veranda gestellt. Jetzt öffnet sich die Flügelthür: der Graf tritt heraus und führt am Arm die zarte, blasse Gestalt einer Genesenden; dann erscheint Dorthe mit einer Fülle weicher, warmer Decken. Die gnädige Frau läßt sich in dem Sessel nieder, sie beugt das Haupt und verhüllt das Angesicht. Der Frühling ist ihr viel zu groß geworden, sie muß vor seiner Macht und Pracht zusammensinken.

Und wieder öffnet sich die Flügelthür: Die vier Kindlein stürmen heraus; die beiden ältesten hängen der Mutter am Halse, die kleine Antonie legt ihr das Köpfchen in den Schooß und der zweijährige Otto sucht ihre Kniee zu erklettern. Da ist der reichen Frau der Frühling noch viel größer geworden. Was sollen jetzt die Zungen reden, wo die Herzen so mächtig schlagen? Aber das Auge hat Maienregen und schluchzende Lippen haben Frühlingsjubel.

Der Graf hat sich an eine Säule gelehnt, als ob er eine Stütze hätte suchen müssen; als er sich nach Dorthe umblickte, sah er sie in der anderen Ecke der Verande sitzen, ihr Angesicht tief im Tuche bergend. Er ging zu ihr hinüber, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte:

„Dorthe, was Du an uns gethan hast, ist zu viel, als daß wir es Dir lohnen könnten.“

„Der Herr,“ erwiderte sie, „hat das Beste gethan.“

„Freilich, aber er hat Dich gesandt als eine Diakonissin seiner Liebe.“

Ein helles Roth flog über ihr Antlitz. „Ich habe das Buch über die Diakonissenarbeit, das auf dem Schreibtisch der Frau Gräfin lag, gelesen —“

„Eduard,“ rief in diesem Augenblick die Gräfin, wenn ich in's Bad gehe, darf ich doch auch unsere Dorthe mitnehmen?“

„Gewiß, mein Kind.“

„Aber, gnädige Frau; Dorthe wischte bei diesen Worten die letzte Thränenspur sich aus den Augen und trat an die Gräfin heran, aber, es thut mir sehr leid, Ihnen das sagen zu müssen,—und grade heute sagen zu müssen — — aber — ich kann nicht mitgehen.“

„Du *kannst* nicht, Dorthe?“

„Gnädige Frau, ich will Diakonissin werden.“

Mit sprachlosem Erstaunen blickte die Gräfin eine Zeit lang ihre Pflegerin an, dann zog sie dieselbe an sich:

„Dorthe, gib mir Deine Hand, Du gutes Mädchen. Es wäre unrecht und selbstsüchtig von mir, Dich von solchem Entschluß abbringen zu wollen, aber sage mir, wie Du zu demselben kommst.“

„Wenn man zwei solche Kranke gepflegt hat, wie ich sie habe pflegen dürfen, *eine* in's selige Sterben hinein und eine in ein neues, seliges Leben hinein, dann weiß man, welch' hohes, heiliges, seliges Amt es ist, im Namen Jesu Kranke zu pflegen, und wer einmal solche Seligkeit geschmeckt hat, der kann nicht von ihr lassen.“

Die Gräfin ließ einige Tage darauf den Pfarrer rufen. Derselbe freute sich zwar des Entschlusses der Dorthe, aber er schüttelte doch auch den Kopf dazu.

„Der Beruf einer Diakonissin,“ sagte er, „fordert ein ebenso nüchternes, als entschiedenes und festes Christenherz und ein solches fehlt der Dorthe noch. Ich hätte lieber gesehen, daß das Mädchen auf anderem Wege zu diesem Entschluß gekommen wäre. Die Zeit von Weihnacht bis Pfingsten hat eine helle Flamme in ihrem Herzen entzündet, aber wenn's so rasch auflodert, wird's so leicht dem Strohfeuer ähnlich, das bald wieder erlischt.“

„Aber kam nicht auch der Pfingstgeist plötzlich auf die Jünger?“ fragte die Gräfin, „und ist's nicht herrlich, daß in unserer Zeit hie und da wieder allerlei Geistesgaben lebendig werden?“

„Ich freue mich sehr,“ erwiderte er, „daß in unserer Zeit ein neues Pfingsten in die Kirche Christi gekommen ist, und danke dem Herrn, daß auch auf die Töchter unseres Volkes die Flamme des Herrn gekommen ist und daß die Liebeswerke der alten Kirche wieder aufgewacht sind; aber je mehr wir uns dessen freuen, desto sorgfältiger müssen wir auf die Werkzeuge achten, die wir für die Werke des Herrn bestellen, daß nur keine Schwärmerei mit unterlaufe, die immer schadet, auch wenn die Absicht gut ist. Freilich kam die heilige Flamme auf die Pfingstjünger plötzlich, aber diese Jünger hatten schon drei Jahre lang im innigsten Verkehr mit ihrem Heiland gestanden, und waren wohl vorbereitet, als der Herr ihnen das heilige Amt übertrug.“

Die Gräfin schüttelte den Kopf zu solcher Rede. Sie hatte erwartet, daß der Herr Pfarrer mit Freuden und ohne jegliches Bedenken ihren Plänen zustimmen werde.

„Dorthe,“ fuhr der Pfarrer fort, „hat von dem Beruf, dem sie sich widmen will, bisher nur die Lichtseiten gesehen: sie ist eine Oberin geworden, ohne Probeschwester gewesen zu sein; nicht das Pflegen der Kranken ist die erste Pflicht einer Diakonissin — sondern das Dienen.—Es gilt zuerst und zuletzt, dem zu dienen, der auf die Erde gekommen ist, um Sünder selig zu machen. Uebrigens glaube ich, daß Dorthe dasjenige, was ihr fehlt, sich noch erwerben wird, wenn sie nur in die rechte Schule kommt, und es liegt mir sehr fern, Dorthe von dem Wege abzubringen, den sie betreten will. Ich bin meinem Gott herzlich dankbar, daß unter den mancherlei Geistesgaben auch die Diakonie wieder aufgewacht ist und als Pfingstrose den Garten Gottes schmückt. Aber bevor ein Kind handelt, muß es auch der Zustimmung seiner Eltern gewiß sein.“

„O,“ erwiderte die Gräfin im Tone heiligen Eifers, „Herr Pfarrer, Dorthe's Eltern werden selbstverständlich solchem ernsten, heiligen Willen ihrer Tochter nicht Steine in den Weg legen.“

Ein feines Lächeln spielte um die Lippen des Pastors. Er dachte an das vergangene Leben der Gräfin. Was hätte sie vor einem Jahre gesagt, wenn er ihr eine treue Dienerin hätte in's Diakonissenhaus führen wollen? Er kannte Dorthe's Eltern ganz genau; er wußte, daß sie dem Vorhaben ihres Kindes starken Widerspruch entgegensetzen würden.

Er verabschiedete sich von der Gräfin und von Dorthe, um die Angelegenheit mit den Eltern der Letzteren zu besprechen. Er hatte sich nicht getäuscht.

„Da seien doch noch viele Andere, als gerade ihr Kind, welche Diakonissinnen werden könnten,“ meinte die Mutter. „Ihre Tochter könne sie auf die Länge nicht aus der Wirthschaft entbehren. Und nun sollte sie dieselbe so gar weit vom Hause schicken, und dann — ach, all' den Nachtwachen und den ansteckenden Krankheiten werde das Mädchen schon in den ersten Wochen unterliegen müssen.“

„Frau Dorn," sagte der Pfarrer, „ich will heute nichts von Ihnen erreichen, als daß Sie den Wunsch Ihres Kindes in Erwägung ziehen und in's Gebet nehmen. Ich werde nach acht Tagen wiederkommen; dann wird auch die Dorthe hier gewesen sein; eine Antwort auf so große Fragen darf nicht übereilt werden."

Und nach acht Tagen — ja, da mußte die Mutter wohl einräumen, daß sie im Haushalt ihr Kind werde wohl entbehren können, und daß für die Kranken und Elenden, für die Verlassenen und Verlorenen noch allzuwenig Hände thätig seien; aber, ach, all' die Mühen und zumal all' die Gefahren!

„Frau Dorn," hub da der Pfarrer an, „Dorothea heißt Ihr Kind; kürzen Sie in Zukunft den Namen nicht wieder ab; Dorothea heißt das Mädchen: das heißt übersetzt 'Gottes Geschenk.' Seht, der Herr hat sie Ihnen gegeben, so haben Sie es selbst bei der Taufe bekannt; und nun wollen Sie ihm dies Geschenk seiner Hand nicht ein Paar Lebenstage oder Lebensjahre wiederleihen? Von Gefahren sprechen Sie? So sollte Gott, der Herr, sein Gnadengeschenk so wenig lieb haben, daß er es in Gefahr sollte umkommen lassen? Nein, Frau Dorn, Gottes Hand ist über seiner Gabe, und die Hand ist stärker, als Mühe und Gefahr, als Ansteckung und Sterben. Ein solches Kind fällt stets in Vaterarme zurück, selbst wenn es fallen sollte. Liebe Frau Dorn, Ihre Reden entspringen nicht jenem Gottvertrauen und jener Ergebung, die mit Hiob spricht: 'Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet.' Bedenkt, was wohl in dieser Stunde die gute, selige Dorthe-Mutter, die nun von oben her auf ihr Kind und Kindeskind herniederblickt, was sie wohl sagen würde. Bedenkt, was Euer Heiland sagt, und dann seht Eure Tochter an; ihre gefaltenen Hände bekennen es: 'Siehe, Mutter, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie der Herr gesagt hat.'"

Da weinte die Mutter, ergriff die Hand ihrer Tochter, die neben ihrem Stuhl stand und sagte:

„So geh' mit Gott, mein Kind!"

Und der Vater sagte: „Amen."

* * *

Jahre sind seitdem vergangen. Die Dorthe Dorn ist eine Probeschwester in der Diakonissen-Anstalt geworden, und hat noch Manches lernen und Manches verlernen müssen; Manches hat sie sich anders vorgestellt, und von mancher Höhe hat sie herabsteigen müssen. Manche Arbeit ist ihr sehr schwer geworden, zumal in der ersten Zeit, und manchmal hat an den Betten der Geduldsfaden reißen wollen. Manchmal hat sie das Auge abwenden müssen, hinweg von der Rohheit, die auch dann und wann ihnen in das Haus getragen ist, aber sie hat's immerdar hingewandt zu dem, der ihr gesagt hat: „Laß Dir an meiner Gnade genügen; meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Jahre sind seitdem vergangen. Aus der Dorthe Dorn ist eine Schwester Dora geworden; reich gesegnet sind ihre Hände und ihre Worte an den Kranken- und Sterbebetten. Alle Jahre kehrt sie eine Zeit lang heim in's Elternhaus. Ein reicher Segensstrom ist aus dem Herzen der Tochter auch in das Haus der Eltern geströmt, so daß nun längst schon Eltern und Geschwister der Großmutter Spruch auch wieder inwendig gelernt haben.

Ihre seligsten Stunden feiert die Schwester Dora natürlich immer in dem stillen Hause voll Krankheit und Schmerzen, voll Seufzen und Gebeten. Sie ist eine treue Magd ihres Herrn, und darum ist sie eine kräftige Stütze ihrer Oberin geworden. Wenn die Kranken seufzen: „Schwester Dora," und die Sterbenden flehen: „Schwester Dora," dann weiß sie die rechte Medizin für die tiefverwundeten Herzen, und die Kranken danken ihr die Gabe mit freundlichem Blick. Der Schwester Dora strömt Trost von den Lippen und Seligkeit aus den Augen; aber sie weiß, daß sie nichts Anderes geben kann, als was ihr selbst gegeben ist; und darum ist sie immer demüthiger geworden, je älter sie geworden ist, weil sie immer mächtiger erfahren hat — ihre eigene Machtlosigkeit und ihres Heilandes Macht. So ist die Schwester Dora ein seliges Schwesterherz geworden, das Anderen durch ihres Herrn Gnade viel selige Stunden schafft, weil sie selbst so viel selige Stunden hat.

Jene Tage zählt sie auch zu den allerseligsten im Jahr, da sie bei ihrem Besuch im Elternhause auch bei der gräflichen Familie einkehren darf. Wie drückt dann die liebe Gräfin ihrer „Dorthe-Pflegerin" die Hand! Und die vier Kinder hängen sich ihr an die weiße Schürze, und auch wohl um den Hals. Und als sie neulich im Schlosse war, legte Bertha, das älteste Mädchen, welches Palmarum eingesegnet werden soll, den Arm ihr um den Nacken und sagte: „Schwester Dora, weißt Du, was die Mutter mir erlaubt hat?"

„Nun, Bertha?"

„Wenn ich erwachsen bin, dann darf ich Diakonissin werden, grad' wie Du es bist."

„Gott segne Deine Mutter und Dich, und gebe, daß Du in dem Entschlusse immer mehr bestärkt werdest von dem, der allein die rechte Quelle für solche Entschlüsse ist, und die rechte Kraft gibt, sie auszuführen." —

Sieh', liebe Leserin, so zieht Schwester Dora ihre Straße, gesegnet und segnend. Neulich sagte mir ihre Oberin, man wolle sie sonderlich in die Familien hin und her in Stadt und Land schicken, weil sie sich in alle Verhältnisse so wunderbar gut hineinfügen könne. Wenn also Du, oder eins von den Deinen, Dein Vater oder Deine Mutter, Dein Bruder oder Deine Schwester, einmal krank wird: — sieh', da will die Schwester Dora auch Deine liebe Schwester sein. — Aber halt! Willst Du denn nicht auch ihre Schwester sein? Sie grüßt Dich heute. Du hast solcher Schwester vielleicht lange nicht in's Auge gesehen, hast lange ihren Händedruck nicht gefühlt; lange Trennung — selig Wiedersehen! Schwester Dora grüßet Dich! Dir werden unter dem Gruße wohl die Augen feucht; aber Schwester Dora hat es Dir nicht nur durch die Wimper zucken lassen wollen, sondern hat in Dein Herz hineingreifen, und es weit aufthun, und Dir tief, ganz tief hineinsenken wollen ihren mahnenden Gruß:

Du Schwesterherz, ich hab' gewacht
Bis an den Morgenstern;
Nun wache Du die nächste Nacht:
Du thust es für den Herrn.

Du Schwesterherz, ich pflege zehn
Zum Leben oder — Tod;
Hörst Du denn nicht das Hülfefleh'n
Viel And'rer in der Noth?

Kind, wenn die Kranken manches Mal
Nach Deiner Hülfe fleh'n,
O, fühl' es, daß in ihrer Zahl
Der Herr sei ungeseh'n.

Wach auf, du Geist der ersten Zeugen.

Für Haus und Herd nach Bogatzky — abgekürzt von J. A. R.

Wach auf, du Geist der ersten Zeugen,
Die fest auf Zions Mauern steh'n,
Die Tag und Nächte nimmer schweigen
Und kühn dem Feind entgegengeh'n,
Ja, deren Schall die Welt durchdringt,
Und Völkerschaaren zu dir bringt.

O, daß dein Feuer bald entbrennte,
Daß wir's in allen Landen seh'n,
Auf daß bald alle Welt erkennte,
Was zur Erlösung ihr gescheh'n!
O Herr der Ernte, sieh darein;
Der Schnitter Schaar ist noch so klein!

Dein Sohn hat ja mit klaren Worten
Uns dieses in den Mund gelegt.
O siehe, wie an allen Orten
Sich deiner Kinder Herz bewegt,
Dich brünstig darum anzufleh'n!
Drum hör, und sprich: Es soll gescheh'n!

Herr, gib dein Wort mit großen Schaaren,
Die in der Kraft Apostel sei'n!
Laß eilend Hülf' uns widerfahren
Und brich in Satan's Reich hinein!
Breit auf dem ganzen Erdenkreis
Dein Reich bald aus zu deinem Preis!

Laß schnell dein Wort die Welt durchlaufen,
Es sei kein Ort ohn' dessen Schein;
Ach, führe bald dadurch mit Haufen
Der Heiden Fülle zu dir ein.
Auch Israel weck' endlich auf,
Und segne deines Wortes Lauf!

Herr, beff're deines Zions Stege,
Und öffne deinem Wort die Bahn;
Was hindert, räume aus dem Wege,
Vertilg den falschen Glaubenswahn,
Mach' deine Kirche rein und frei,
Daß sie ein Garten Gottes sei!

Laß, jede hohe, nied're Schule
Die Werkstatt deines Geistes sein;
Ja, sitze du drinn auf dem Stuhle,
Drück' du dein Bild der Jugend ein,
Daß treue Lehrer wir stets sehn,
Die vor dem Riß der Kirche stehn.

Du wirst dein herrlich Werk vollenden,
Der du der Welt Erlöser bist;
Du wirst der Menschheit Jammer wenden,
So dunkel jetzt dein Weg auch ist.
Drum hören wir nicht auf zu fleh'n:
Thu' über Bitten und Versteh'n.

Gibt es im Gutesthun auch Grenzen?

Für Haus und Herd von D. G.

„Lasset uns aber Gutes thun, und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, ohne Aufhören."

Dies ist ein Wort des hocherleuchteten Apostel Paulus. Dennoch gibt es im Gutesthun auch Grenzen, die Niemand überschreiten darf, ohne daß das an und für sich Gute in Unrecht verwandelt würde.

Es kann überhaupt Niemand all das Gute thun, das zu thun ist. Kein Christ kann selbst das Gute alles thun, das er gerne thun möchte. Es gibt somit auch im Gutesthun, wie in allem Anderen, Grenzen, die selbst der Beste nicht überschreiten darf.

Es gibt Fälle, wo man zwischen dem Guten, das zu thun ist, zu wählen hat, wobei und wodurch die Verweigerung des einen Guten, sowohl als das Thun des Anderen uns zur deutlichen Pflicht gemacht wird. — Wenn wir uns zu irgend einer Zeit entscheiden, was wir thun wollen, so entscheiden wir zu gleicher Zeit, was wir nicht thun wollen, denn man kann nicht zwei Dinge zur gleichen Zeit thun; manche Dinge aber erleiden ihrer Natur nach keinen Aufschub. Somit wird oft die Pflicht der Verweigerung Gutes zu thun, so klar und bestimmt, als die Pflicht Gutes zu thun. Man hat kein Recht mehr Gutes zu thun, als man thun sollte.

Laßt uns nun den Versuch machen, das Gesagte durch Beispiele klar zu beleuchten.

Ein Arzt, von dessen geschickter Behandlung das Leben Mancher abhängen mag, ist eben zu einem schwer Verwundeten gerufen worden, dessen Behandlung seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Da kommt ein Bote, der ihn

in größter Eile zu einem andern Kranken, der auch in größter Lebensgefahr schwebt, rufen will. Gewiß wäre es im höchsten Grade wünschenswerth und gut, wenn er den Mann, der, wenn er stirbt, eine ganze Familie in Armuth und Elend stürzt, retten könnte. Aber er kann den Ersteren nicht verlassen, ohne dessen Leben im höchsten Grade zu gefährden. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich zu weigern, dem Hülferufenden No. 2 zu Hülfe zu kommen; und wenn auch Dieser stirbt, hat der Arzt doch seine Pflicht gethan.

Wiederum: Ein armer Arbeitsmann, der eine große Familie zu versorgen hat, ist Glied der Kirche. Mit knapper Noth ist er im Stande das Nöthige für seine Familie zu erringen. Nun werden Ansprüche für die Missionssache gemacht. Gewiß ist dies ein sehr gutes Werk, welches der freigebigsten Unterstützung würdig ist. Der arme Mann hat aber bei dem besten Willen nur sehr wenig übrig; so gerne er auch viel geben möchte, und so viel Gutes auch dadurch bezweckt werden könnte, ist es doch seine Pflicht, es nicht zu thun. Die Familie zu versorgen, geht allem Anderen voran.

Noch ein Beispiel: In einem kleinen Städtchen, wo nur eine Feuermannschaft vorhanden ist, brechen an zwei verschiedenen Orten Feuer aus. In dem einen Falle ist das Haus einer armen Wittwe in Brand, während im anderen Falle das Geschäft eines reichen Mannes mitten in der Stadt in Flammen steht. Was ist nun die Pflicht der Feuerleute? An beiden Plätzen können sie nicht helfen, so müssen sie denn das wählen, was ihnen am rathsamsten erscheint. All' das Flehen und all' die Thränen der armen Wittwe können sie nicht abhalten, wenn sie sich entschließen nach dem anderen Feuer zu eilen, weil ihnen das am wichtigsten dünken mag.

Wer eine öffentliche Stellung einnimmt, findet weit mehr Anforderung Gutes zu thun, als er zu thun im Stande ist. Er muß lernen, sowohl zur rechten Zeit nein zu sagen, als auch zur rechten Zeit zu handeln. Weigert er sich nicht öfters entschieden Gutes zu thun, so wird er nicht im Stande sein, das Gute, das er zu thun fähig ist, auszuführen.

Allerdings erfordert es viel Weisheit, zu entscheiden, wann es erlaubt oder Pflicht ist, sich zu weigern Gutes zu thun.

Sucht Jemand mehr Gutes nach verschiedenen Seiten hin zu thun, als Zeit und Kräfte ihm gestatten, so wird er um so weniger Gutes ausrichten können. In Wirklichkeit wird viel von dem Guten, das in der Welt gethan wird, auf Kosten von anderem Guten gethan, das zu thun ebenfalls nützlich wäre.

Die eigentliche Frage, betreffs welcher Jeder klar werden muß, ist nicht die: Was kann ich thun? sondern vielmehr die: Was soll ich thun? Nicht alles Gute, das für mich thunlich ist, sollte ich deshalb versuchen zu thun. Es könnte z. B. ein reicher Mann bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung oder Pestilenz alle seine Habe den Nothleidenden geben; dies jedoch ist keine Ursache, daß er es wirklich thun sollte. Oder es könnte ein Prediger seine ganze Zeit und Kraft zubringen, indem er solchen, die allerdings der Hülfe bedürfen, die aber größtentheils außerhalb dem ihm angewiesenen Wirkungskreis stehen, nachgeht, wobei er vielfach versäumen müßte, das ihm näher Liegende zu verrichten. Das Gute, welches ein Mensch thun sollte, soll er thun, das Gute aber, welches er nicht thun sollte, soll er auch nicht thun — selbst wenn er es thun könnte.

Wie es des Soldaten Pflicht ist, selbst im dichtesten Feuer des Feindes vorwärts zu dringen, wenn der Befehl dazu gegeben wird, so ist es auch seine Pflicht stille zu stehen, obgleich die Schlacht vor ihm beben mag, wenn er keinem Befehl zum Vordringen hat. Das wärmste Herz, das je in eines Menschen Busen schlug, war das Herz unseres Heilandes Jesu Christi, und doch fand er Zeit sich in die Einsamkeit der Wüste zurückzuziehen. Obwohl er Vielen half, half er doch nicht Allen, die seiner Hülfe bedurften. Er wußte genau, was er thun sollte und das that er; und was er nicht thun sollte, obwohl es auch gut gewesen wäre, das unterließ er. So sollten auch wir nie säumen, das Gute zu thun, das wir thun sollten, und nie eilen, das zu unternehmen, was wir unterlassen sollten.

Jeder Mensch hat auch die nöthige Zeit und Kraft, das zu thun, was Gott will, das er thun soll. Was man soll, das kann man, aber nicht alles, was man kann, soll man. Gottes Reichssache leidet auch nicht darunter, daß ein Kind Gottes sich weigert, Manches von dem zu thun, was es thun könnte, vorausgesetzt, daß es Alles thut, was es thun sollte.

Es ist wohl keinem Menschen vergönnt, all das Gute zu thun, das er gerne thun möchte, noch Alles zu vollenden, was er unternimmt. Das Gute, das der Eine verweigern muß, mag ein Anderer thun sollen, und das Gute, das der Eine beginnt, mag einem Anderen zur Ausführung übertragen werden. Hierinnen erfüllt sich das Wort der Schrift: Dieser säet, der Andere schneidet. Unsere Hauptsorge muß indessen die sein, daß wir von allem dem, das uns zu thun befohlen ist, nichts unterlassen. Dazu aber hat der Mensch den Beistand des heiligen Geistes von nöthen.

Heldenmuth einer Frau.

Für Haus und Herd von J. S.

Zur Zeit der ersten Revolutionskriege ward auch die Festung Ehrenbreitstein dem launenhaften Kriegsglück ausgesetzt.

Kurz zuvor, ehe der französischer General Hoche sein Heer über den Rhein führte (1797), wurde in Coblenz ein französischer Edelmann, Graf d'Aubigny, festgenommen. Aus seinen Papieren ersah man, daß er mit dem Pariser Direktorium in sehr nahen Verhältnissen stehe, und man beschloß sich seiner für einen etwaigen Nothfall als Geißel zur Sicherheit der Stadt zu bedienen. Er wurde mit seiner Gemahlin und seinem einzigen Söhnchen nach Ehrenbreitstein abgeführt, welches damals durch eine Kur-Mainzische Garnison unter dem Befehl des Obersten Faber vertheidigt wurde.

Wenn auch ungeduldig über den Verzug, der ihn an den Grenzen seines Vaterlandes zurückhielt, tröstete sich d'Aubigny doch mit der Hoffnung, daß der damals schon besprochene nächste Congreß in Rastadt sich seiner annehmen werde. War er ja doch von dem Direktorium aus dem freiwilligen Exil zurückgerufen, und auf die Stufe der Aemter und Ehren gestellt worden, die ihm früher seine Geburt und seine Talente verheißen hatten. Was aber Andern vielleicht die Hoffnung vermehrt hätte, das durchzuckte des erfahrenen d'Aubigny Herz mit Angst und Schrecken. Ein fränkisches Blockade-Heer nahte der Veste und der dürftige Zustand der Vorräthe, wie die feste Entschlossenheit des Commandanten ließen ihn das Schlimmste für Gattin und Kind befürchten.

Bald gab ihm die Verminderung der Mund-Rationen den Beweis, daß die äußerste Noth einbrechen werde. Vergebens kämpfte noch sein Stolz und ein Rest von Hoffnung gegen die finstere Ahnung, welche seine Seele befiel, er bezwang sich endlich, den Obersten Faber zu bitten, er möge seine Gattin und seinen Sohn unter einer Sicherheitsfahne nach Coblenz senden. Aber fruchtlos waren seine Bitten. Faber kannte kein anderes Gefühl, als dasjenige seiner Pflicht. „Eure französischen Damen," sagte er, „sind von zu beweglicher Zunge, als daß man ihnen im Lager eines Feindes trauen könnte, und Moritz Faber hat wenig Lust die schöne Gräfin in den Stand zu setzen, Nachrichten von dem entblößten Zustande der Festung unter ihren Landsleuten zu verbreiten, und eine königsmörderische Bande zu noch größerem Eifer zu entflammen. Nein, Sie verweilen in dem alten Adlerhorst. Unsere Galerien schützen Euch gegen Eure Freunde im Thale und wenn unsere Vorräthe zu Ende gehen—und das müssen sie, ehe ich mein Amt dem Feinde übergebe—so möge die Gräfin und ihr Sohn mit Ehren unsere Nahrung und unsere Entbehrungen theilen. Vielleicht zerstreut die Kenntniß von den Leiden einer Dame Eure braven Landsleute eher als Falkonet und Feldschlange.

D'Aubigny's Zureden half nichts und seine einzige Hoffnung war, daß entweder Faber's oder seine eigene Staffette vom Congreß den Befehl zu irgend einem Verständniß zwischen Belagerern und Belagerten bringen sollte; doch Tage auf Tage vergingen, und bald konnte d'Aubigny die Länge der vergangenen Zeit nach den regelmäßigen Verminderungen der Rationen abmessen. Mit stiller Ergebung ertrug seine Gemahlin Entbehrungen, zu welchem ihre Erziehung sie so wenig vorbereitet hatte; wohl weinte sie in der Einsamkeit, wenn ihr Gemahl nach dem fernen Boten ausschaute, bittere Thränen dem Schicksal ihres einzigen, geliebten Kindes; aber d'Aubigny sah ihre Stirn nur heiter, und nichts verrieth ihm die Abnahme ihrer Körper- und Seelenkräfte, als die immer zunehmende Bleiche ihrer Wangen und die Mattigkeit ihres sonst so ausdrucksvollen Auges.

Wer den Hunger nur von dem gelegentlichen Ausfallen eines gewohnten Mahles kennt, hat nur eine schwache Ahnung von den Qualen desselben, und mag es für Schwäche halten, seine Seele an so gemeinen Bedürfnissen unterliegen zu lassen. Aber das wirkliche Gefühl einer Hungersnoth, jenes ermattende und zugleich erregende Gefühl, welches die Ohren mit verworrenen Tönen, den Körper mit Qualen, das Herz mit Verzweiflung und den Kopf mit Wahnsinn erfüllt: das sind Empfindungen, welche in diesem Fall den Satz von der Ueberlegenheit der Seele über den Körper umwerfen können.

Graf d'Aubigny war der Erste aus der kleinen Familie, welcher seinem gepreßten Herzen in Klagen Luft machte.

„Eveline, mein theures Weib," sagte er, „konnt' ich es ahnen, als ich mich um Deine Hand mitten unter der Pracht und dem Ueberflusse deines hohen Standes bewarb, daß sie mir nur werden sollte, damit Du die Schrecken meines traurigen Schicksals mit theilen müßtest? Konnte ich träumen, als ich die erste Freudenthräne über dem Haupte dieses lieblichen Kindes weinte, daß ich ihn bald dahinwelken, ihn langsam, qualvoll würde sterben sehen!"

„Still, d'Aubigny! Er schläft; sein Haupt ist auf mein Knie niedergesunken."

„Nein," sagte der Knabe schwach, „ich schlafe nicht, ich lausche der Stimme meines theuren Vaters."

„Das ist Erschöpfung! Gott! Gott! Erschöpfung ließ seinen Kopf niedersinken!" rief der Graf aus; wie in Verzweiflung nahm er den Sohn auf seinen Arm und Raserei in den Mienen stürzte er zu Faber hin: „Sieh' ihn an," sagte er mit gebrochener Stimme, „er ist mein einziges Kind, sieh' ihn an, und wenn du menschlich fühlst, erhöre meine Bitte! Noch ist's nicht zu spät; sende ihn weg von der Festung!" „Es ist nicht möglich!" antwortete Faber, seine Rührung unterdrückend, mit Entschlossenheit: „Ich will mit Freuden, soweit es irgend möglich ist, meine eigene Nahrung mit ihm theilen, Herr Graf; aber keine lebende Seele verläßt die Veste. Ich bin in hohem Grade verantwortlich, und die elende Lage meiner Soldaten, meiner Kinder, möchte mich sonst noch eher zwingen, einen Eid zu brechen, den der Rastadter Congreß sich so wenig zu schützen beeilt. Meine Pflicht, Graf, ist eine harte: Ich kann Ihre Bitte nicht gewähren." „Weine nicht, Vater," lispelte schwach Eugen, „weine nicht meinethalben; es wird ja besser werden, ich will essen, was ich bekomme—weine nicht, Vater!"

Mit einer Anstrengung, die sein zartes Alter überstieg, zwang er sich zum Genusse der elenden Bissen, welche ihm zufielen; aber bald war jedes Hausthier innerhalb der Wälle getödtet, und das Fleisch von Hunden und Pferden eine Delikatesse geworden, welche dem Soldaten schon zu hoch im Preise stand. Und diese Speise genoß die zarte, die hochgeborne Eveline; sie zwang sich, dieselbe zu genießen, um ihres Sohnes Verlangen nach Nahrung nicht noch durch Ekel vor der vorhandenen zu verschlimmern.

Mancher von der Garnison war schon als ein Opfer des Nahrungsmangels gestorben, und die Kraftlosigkeit und die bleichen Lippen Eugen's und seiner Mutter zeigten deutlich, daß sie bald nachfolgen würden. Nochmals versuchte es der Graf, Faber's Entschlossenheit zu besiegen—und wieder ohne Erfolg. Aber nicht mehr entsagend nahm er die abschlägige Antwort auf. Er wüthete, drohte und vergaß sich so weit, Thätlichkeiten zu versuchen. Die Scene hatte Zeugen, und der Commandant fühlte sich verpflichtet, den Beleidiger mit einsamer Haft zu bestrafen. „So," dachte der ehrliche Krieger, „werde ich dem Unglücklichen wenigstens den Schmerz ersparen, Leiden ansehen zu müssen, die er nicht lindern kann."

Das schlechte Zimmer, welches die Gräfin bewohnte, lag in einem der höchsten und festesten Thürme der Burg. Als die Sonne am Tage nach d'Aubigny's Verhaftung durch die Schießscharten blickte, erhob sich Eveline sehr früh, um ihre schwachen, fieberhaft erregten Glieder an der Morgenluft zu stärken; ihr Haupt an die schmale Oeffnung legend, sah sie nieder auf die klaren, blauen schönen Gewässer des Rheins, die weit, weit wegflossen von der Veste, und der Wunsch wurde rege in ihr, sie möchten sich erheben und sie verschlingen. Aber bald bereute sie den Gedanken ebenso, wie sie schon früher des heftigen d'Aubigny's Absicht ihrem langsamen schrecklichen Tode entschlossen zuvorzukommen, verworfen hatte. „Dieses Kind," sagte sie, „ist ein heiliges, uns anvertrautes Pfand, und wir haben kein Recht, es seinem Elend verwaist zu überlassen. Und der Gedanke konnte doch wahrlich nicht in Dir entstehen, sein junges Leben enden zu wollen."

„Was siehst Du denn da unten, Mutter!" fragte matt Eugen, den ihre Bewegung geweckt hatte, der aber zu schwach war, sich zu erheben und der Oeffnung zu nahen.

„Ich sehe des Himmels herrliche Sonne aufsteigen, lieber Eugen, glänzend, als ob sie kein menschliches Elend beschiene, ich sehe die weiße Stadt Coblenz mit ihrem grünbelaubten Hintergrund, und den Rauch von tausend Heerden. An ihnen ist Glück, Eugen, Freude und Nahrung — und bei uns nichts als Vertrauen auf Gottes Gnade. Denke daran, mein theures Kind, denke daran, daß wir durch Gott bald alles Leidens und aller Noth überhoben sein werden."

„Ich kann nicht denken, Mutter, mein Kopf schwindelt so sonderbar. Aber noch ist Gefühl in meinem Herzen und nur Gefühl für Vater und Dich."

„Eugen, sollen wir diese Noth überleben — und für Dich ist ja die meiste Hoffnung in der Stärke der Jugend, — so laß diese Erinnerung eine Ermahnung zur Milde für dein ganzes Leben sein. Lasse von Armen und Hungrigen Dich nie umsonst bitten."

„Mutter, Deine Worte erreichen mein schwaches Ohr kaum; tritt näher! Es stärkt mich, wenn ich Deine Worte vernehme, Deine Hand in der meinen halte."

Eveline ging zu ihm und weinte still vor sich hin. Jetzt aber gewahrte sie, daß unten bei einer Kanone der Artillerist niedergesunken war — in einem plötzlichen im halben Wahnsinn kommenden Gedanken ergriff sie die Feder und schrieb auf ein Blatt Papier:

„Franzosen, in dieser Veste verschmachtet Graf d'Aubigny, sein Weib und einziges Kind,

sie sterben den Hungertod, wenn Ihr nicht schleunig Hülfe schafft. Es fleht Euch, ihre Landsleute, um diese Hülfe an eine verzweiflungsvolle Mutter

Eveline d'Aubigny."

Diese Schrift band sie an einen Stein, ihn noch mit Leinen umwickelnd, und da sie so oft gesehen hatte, wie die Kanonen geladen und abgefeuert wurden, wollte sie versuchen, den Stein in's Thal hinab zu schießen. Sie trat aus dem Thurm, sie überzeugte sich, daß der Artillerist todt war; sie versuchte es eine Weile erfolglos, ihren Vorsatz auszuführen, doch plötzlich donnerte ein Schuß und Alles auf der Veste, Alles im Thal kam in Bewegung.

Ihrer Sinnen nicht mehr mächtig, fand man Evelinen niedergesunken bei dem Geschütz. Man fragte, untersuchte, und als sie endlich wieder Worte hatte, gestand sie aufrichtig, was sie gethan und warum sie es gethan habe — ach, es war die That einer Mutter für ihr hungerndes Kind!

Thränen standen in den Augen des alten, sonst eisenfesten Obersten Faber, und er vermocht' es nicht, die harten Worte auszusprechen, die sein Pflichtgefühl ihm zuflüsterte gegen diejenige, welche zur Verrätherin des Zustandes geworden war, durch den die Uebergabe der Veste den Feinden als nahe bezeichnet sein mußte. Er ließ Evelinen nach dem Thurmzimmer bringen, er gab Zeichen, ihren Gatten aus der Haft zu holen und Keiner fand Worte in der Erschütterung, die jedes Herz ergriffen hatte.

Bald darauf kündigte sich ein Parlamentair des Feindes an, und Oberst Faber, von seinen Offizieren begleitet, trat ihm entgegen. Er überbrachte folgenden Brief:

„Herr Oberst!

Sie haben gethan, was menschliche Kraft irgend vermag, und da ich von dem tödtenden Mangel weiß, der in der Veste herrscht, ich auch Nachrichten habe, daß der Friede nahe ist, zu Folge dessen wir durch Convention Ehrenbreitstein erhalten, so wollen wir bis dahin alle Feindseligkeiten einstellen, und ich werde gern die Besatzung mit Allem versehen, was sie bedarf. Es steht ein Transport mit Lebensmitteln für sie bereit, und Sie können deren in Empfang nehmen, so viel Sie ihrer bedürfen. Vermelden Sie der Gräfin Eveline d'Aubigny den Gruß ihrer Landsleute, mit denen sie hoffentlich zufrieden sein wird, und nehmen Sie den Ausdruck der verdienten Hochachtung, die ich jedem braven Krieger zolle. Hoche."

General Hoche hielt sein Wort redlich, er versah noch beinahe fünf Wochen die Besatzung Ehrenbreitstein mit Allem, was sie bedurfte, und als die Franzosen durch Uebereinkunft die Veste in Besitz nahmen, wurde die kleine Garnison mit allen kriegerischen Ehren von den Belagerern empfangen. — Graf d'Aubigny aber trat mit seiner Gattin und seinem Eugen vor Hoche hin, ihm zu danken, und dieser wandte sich an Evelinen mit den Worten: „Nichts von Dank für meine Schuldigkeit; Sie aber hat das Muttergefühl zu einer Heldin gemacht, deren That unvergeßlich sein wird, und mir wär's eine Ehre, wenn unsre Namen dereinst einmal zusammen genannt würden!"

Der Kolibri.

Für Haus und Herd von J. Kern.

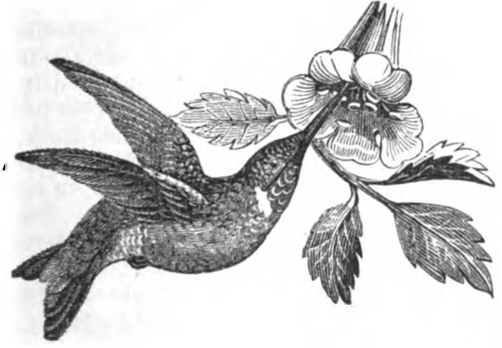
Diese kleinen, lebhaften Vögelchen, mit dem wundervoll glänzenden Gefieder, haben ihre Heimath hauptsächlich in Amerika, wo sie von einem Ende des Continents bis zum anderen gefunden werden. Am allermeisten jedoch halten sie sich in den tropischen Theilen, den Deltas und an den Uferlandschaften der großen Flüsse Nord- und Südamerika's auf.

Diese sehr interessante Vogelfamilie zählt nahezu 300 Arten und 75 Untergattungen, wovon die Kleinsten nur 20 Gran wiegen.

Buffon, der Naturforscher, sagt in einer Beschreibung dieser Vögelchen: „Unter allen belebten Wesen besitzt der Kolibri die eleganteste Form und den schönsten Farbenschmuck. Künstlich polirte Edelsteine und Metalle können diesem 'Juwel der Natur' niemals gleichgestellt werden. Vom Schöpfer in die Klasse der Vögel gesetzt und in Bezug auf Größe auf die unterste Stufe gestellt, hat derselbe aber dieses kleine Geschöpf doch reichlich beschenkt mit Fähigkeiten, welche bei allen Anderen immer nur einzeln zu finden sind — Flinkheit, zierliche Bewegung, Munterkeit, Schnelligkeit und wundervoll glänzender Federschmuck. Auf seinen Federn prangen die Farben des Smaragt, Saphir und Topaz, und weil derselbe ein Bewohner der Luftregionen ist, und nur selten den Erdboden berührt, wird sein Gewand auch nicht vom Erdenstaub befleckt. Wenn derselbe von Blume zu Blume flattert und Nectar trinkt, sieht er in seiner Munterkeit und Glanz, selbst fast einer Blume



ähnlich. Der tropische Süden, wo die Blumen in beständiger Aufeinanderfolge blühen, ist seine Heimath, nur Wenige wandern aus, und diese nur während den schönen Sommertagen. Sobald der Herbst naht, kehren Alle wieder nach dem sonnigen Süden zurück."



Der Kolibri.

Audubon, der amerikanische Naturforscher, vergleicht die Kolibri mit einem „Stückchen des funkelnden Regenbogens," während der indianische Name dieses schmucken Vögelchens „Sonnenstrahl" bedeutet.

Der Flug dieses kleinen Vogels ist außerordentlich schnell, fast feenhaft und pfeilschnell eilt es durch die Luft. Die Flügel sind, im Verhältniß zur Körpergröße, sehr lang und schmal, und die Federn in denselben so gestellt, daß die Luft nicht zwischen denselben hindurch dringen kann. Da manche von ihnen während den Sommermonaten nach nördlicher gelegenen Gegenden auswandern leisten ihnen ihre langen, aber leichten Flügel ausgezeichnete Dienste.

Von diesen wanderlustigen Kolibri, sagt Buffon: „Sie folgen dem Lauf der Sonne, rücken vorwärts und kehren zurück, mit dieser, genießen daher beständig Frühlingsluft." Ausnahmsweise aber verweilen doch sie in den kälteren Gegenden, bis sie durch Schneestürme verscheucht werden.

Ihre Nahrung besteht aus dem Honigsaft der Blumen und Blüthen, sowie aus kleinen Insekten. Wundervoll ist, wie sie bei der Sammlung ihrer Nahrung, von fast pfeilschnellem Flug, augenblicklich inne halten und in den Zustand freischwebenden Gleichgewichtes sich versetzen können. Buffon schildert diesen kleinen Honigsaft-Sammler auf folgende Weise: „Kaum daß die Sonne durch ihre Rückkehr den Frühling eingeleitet hat, und Millionen von Pflanzen anfangen unter ihren wohlthuenden Strahlen, Blätter und Blüthen zu treiben, so besucht auch schon der kleine Kolibri jede sich öffnende Knospe und entfernt die schädlichen Insekten, welche sonst sehr bald das Verwelken der Blume herbeiführen würde. Während er in der Luft schwebend, durch die schnelle Bewegung seiner Flügel die Blume befächelt und durch das summende Geräusch die Insekten in Schlummer wiegt, dringt sein scharfer Blick in die innersten Winkel des Blumenkelches hinein. Sobald sein Auge ein Ungeziefer entdeckt, steckt er den langen, dünnen Schnabel in den Blumenkelch, schnellt die mit einem klebrigen Speigel belegte Zunge hervor und fängt auf diese Weise seine Nahrung. Alles dieses nimmt nur einen Augenblick in Anspruch, und obgleich die Blume einen kleinen Verlust an Honigsaft erlitten, so war doch der Besuch, in Anbetracht der entfernten Insekten, eine Wohlthat für die Blume. Seine Wanderungen erstrecken sich über Wald und Flur, Prairie und Gärten, und überall findet der kleine Vogel Vergnügen und Nahrung. Seine Bewegungen von einer Blume zur andern gleichen denen des Lichtstrahls, aufwärts, abwärts, nach rechts und nach links"

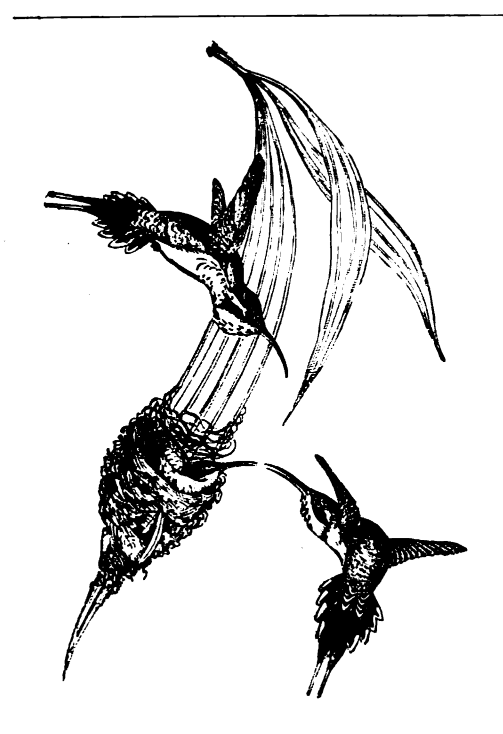


Flügel des Kolibri.

Damit es diesem kleinen Geschöpf möglich sei, aus den oft langen Blumenkelchen seine Nahrung zu holen, war es nothwendig, das dasselbe vom



Wie der Kolibri sich ernährt.

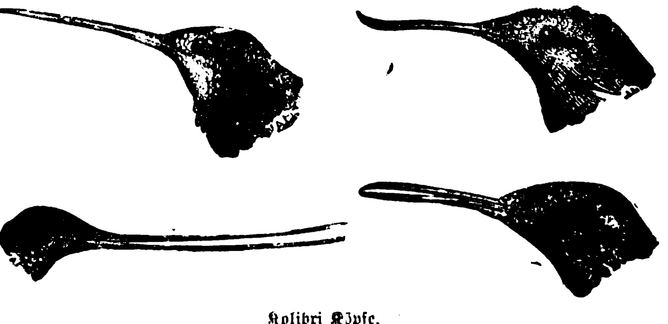


Das Nest des Kolibris.

Schöpfer mit noch einer eigenthümlichen Einrichtung versehen werde, nämlich einem langen Schnabel. Wenn wir den Kolibri betrachten, so scheint sein langer Schnabel ebenso unverhältnißmäßig zur Körpergröße zu sein, wie seine langen Flügel. Die beigefügten Illustrationen zeigen, wie auch in dieser Beziehung der gütige Schöpfer diese kleinen Thierchen mit Allem versehen hat, was zur Erlangung ihrer Nahrung nöthig ist. Erstaunlich ist die Fertigkeit, welche sie im Gebrauch desselben besitzen, und wie sicher sie mit demselben zielen. Sei es beim pfeilschnellen Flug, oder sei es schwebend vor einer Blume, sobald ihr scharfblickendes Auge ein Insekt entdeckt, fährt auch schon der wohlgezielte Schnabel nach demselben aus und erhascht dasselbe. Doch bilden Insekten nicht den Haupt-Nährstoff der Kolibri, sondern auch sie ziehen das Süße vor. Daher sind sie gerne bereit, die Blumen von ihren lästigen Kunden zu befreien, wenn diese dafür mit Honigsaft bezahlen. Aber auch hierin sind sie wählerisch und ziehen gewisse Blumen, z. B. Jelängerjelieber und Waldwinde vor. Zur Erlangung dieser Nahrung ist auch die Zunge derselben sehr praktisch eingerichtet; dieselbe ist sehr lang, fadenförmig, an der Spitze getheilt und kann mit großer Kraft hervorgeschnellt werden. Ohne dieses eigenthümlich construirte Glied wäre es ihnen nicht möglich ihre Lieblings-Nahrung zu gewinnen, und würden sehr wahrscheinlich darben müssen.

„Das Nest des Kolibri ist aus Baumwolle, Wolle oder Pflanzenfasern kunstvoll gebaut, schön mit Federn durchwoben und mit Dunen austapezirt; beinahe alle Arten legen zwei Eier, welche bei einigen Varietäten außerordentlich klein sind." Kunstvoll ist die Art und Weise, wie sie diese Nester an der Oberfläche eines Blattes, einen kleinen Baumzweig oder an die Seite eines Felsen zu befestigen verstehen. Das beigefügte Bild stellt dar, wie der „kleine Einsiedler," eine der gewöhnlichsten Arten der Kolibri, sein Nest baut. Dasselbe ist von der Größe einer kleinen Tasse, und durch ein Spinngewebe ähnlichen Fäden an die Oberfläche eines Blattes befestigt, so daß die junge Brut vom Wind geschaukelt wird. Während der Brütezeit sind neugierige Besucher sehr unwillkommene Gäste, und erfüllen diese kleinen Wesen nicht nur mit Mißtrauen, sondern macht sie oft sehr böse. Bei der Vertheidigung ihrer Brut zeigen sie große Dreistigkeit, stürmen auf den Herannahenden ein, und zum Zeichen ihres Mißfallens fliegen sie pfeilähnlich, und so nahe wie möglich an seinem Kopfe vorüber, bis er es für weise findet, den Rückschritt anzutreten. Als zu solcher Zeit besonders unerschrocken und sehr erregbar wird der kleine „mexikanische Star" bezeichnet, der im Kampf gegenüber größeren Vögeln, stets auf das Auge des Gegners losgeht und mit seinem nadel-ähnlichen Schnabel dasselbe zu verletzen versucht. Im Kampf mit anderen Kolibri hingegen versucht er seinen Gegner durch Ueberwältigung zu erlegen und setzt den Kampf so lange fort bis entweder der Gegner, oder er selbst, ermattet zu Boden fällt.

Wir beschließen diese Skizze mit einer Frage des berühmten Naturforschers Audubon: Wo wäre eine Person zu finden, welche eine dieser



Kolibri Köpfe.

bezaubernd schönen Geschöpfe, feenhaft schwebend erhalten, durch kleine Schwingen durch die Luft getragen, von Blume zu Blume flatternd, mit Bewegungen, die eben so anmuthig als auch leicht und flüchtig sind, seine Bahn über unser ausgedehntes Festland verfolgend, Freude bereitend wo immer er erscheint — wo ist die Person, frage ich dich lieber Leser, welcher dieses „schimmernde Stückchen Regenbogen" beobachtend, nicht stille stehen, bewundern und augenblicklich seine Gedanken anbetend zu dem allmächtigen Schöpfer erheben würde, die Wunder von dessen Hand wir bei jedem Schritt entdecken, und dessen erhabene Gedanken aus seiner bewunderungswürdigen Weltordnung bei einer Schöpfung uns entgegen leuchten?

Auf und Nieder.

Eine Lebensgeschichte aus Amerika. Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

(Fortsetzung.)

Einen Monat später standen sie beide an dem stillen Grabe, wo sie täglich gestanden hatten im Zwielicht. Am andern Morgen wollten sie weit fort dem Westen ziehen.

Enoch wußte recht gut, daß er sein Herzeleid mit sich nahm; aber er dachte, was manche trauernde Seele schon vor ihm gedacht, er und Paul würden es an einem fremden Orte leichter ertragen können. So war es denn beschlossen, sie wollten fort, obwohl Hester's Tante, die einzige Verwandte, die ihnen blieb, bedenklich den Kopf schüttelte und mehr als einmal fragte: „Was soll in dem fremden Lande aus dem Jungen werden, wenn Du krank wirst, oder wenn Dir etwas Menschliches geschieht, Enoch?"

Aber Enoch war gesund und stark und jung, er fürchtete nichts für sich und lehnte sogar Frau Jones' Güte ab, die eines Tages, von mütterlicher Sorge für den kleinen Paul getrieben, das Anerbieten machte:

„Ich will ihn zu mir nehmen und für ihn sorgen, als ob er mein eigenes Kind wäre, wenn Ihr mir den Jungen lassen wollt, Nachbar Foster."

Aber Enoch konnte sich nicht dazu verstehen.

„Ich danke Euch herzlich," erwiderte er, „es ist mir unmöglich; nur Gott kann mich und den kleinen Paul trennen. Ich werde ihn nie verlassen, bis Gott einen von uns abruft."

Die alte blaue Kiste, welche Hester's Mutter gehört hatte, nahm alles in sich auf, sogar die wenigen Schätze, welche Vater und Kind mit in die Ferne nehmen wollten. Die alte Bibel, einige Bücher, welche Hester gehört hatten, ein blaues Band, das sie an Feiertagen getragen, ein Arbeitskörbchen mit halbabgenähten Zwirnrollen und die Nadeln, durch die sie selbst die Faden gezogen. ein angefangener Strickstrumpf für Paul, das waren die Schätze, welche Enoch als Heiligthümer verwahrte und deren Werth eben nur in liebreich gepflegten Erinnerungen bestand.

Paul's Schätze beanspruchten mehr Raum als diejenigen seines Vaters. Frau Jones wollte ihn ein paar Mal abweisen, wenn er auf's Neue beladen zu der Kiste heran trat, aber Enoch vermittelte immer wieder.

„Laßt ihn alles mitnehmen, was Ihr unterbringen könnt," bat er, indem er vor der blauen Kiste kniete und einen Winkel für Pauls Kieselsteine und Schieferplatten frei machte, die dem Knaben lieb waren, weil er sie mit der Mutter zusammen gesucht hatte. Dann kam das A-B-C-Buch und die kleine Fibel, und die Schiefertafel, welche sorgfältig in Papier gewickelt war, damit die Linien nicht verwischt wurden.

„Du weißt doch, Vater," flüsterte Paul leise, damit Frau Jones es nicht hören sollte, „es ist das Bild, das ich den letzten Tag malte — wir nannten es: die grünen Auen und die frischen Wasser. Du weißt es doch, Vater?"

O ja, Enoch wußte es.

Endlich war alles gepackt, die Kiste geschlossen und mit einem Strick umwunden, und die Karte aufgenagelt, auf welcher Enoch mit großen Buchstaben die Adresse gemalt hatte. Frau Jones ging mit dem Versprechen, gegen Abend noch einmal wieder kommen zu wollen, und Enoch hatte etwas im Dorfe zu besorgen; so blieb Paul allein.

Er kletterte auf die Kiste und suchte sich damit zu unterhalten, daß er die Adresse buchstabirte: „Tompkinsville." Was mochte das für ein Ort sein? Tompkinsville — er buchstabirte und las den Namen wieder und wieder und brach plötzlich in ein leidenschaftliches Schluchzen aus. Er hörte nicht, daß Frau Jones in's Zimmer trat und bemerkte es kaum, als sie ihre Hand auf seine Schulter legte; sie mußte ihn erst empor heben und wiederholt fragen, was ihm fehle. Paul wußte es nicht zu sagen, er weinte nur noch kläglicher und es währte lange, bis seine Thränen versiegten; aber die Ruhe, die diesem Ausbruch folgte, war noch ergreifender, als sein lauter Schmerz. Er ruhte in den Armen der guten Frau und befreite sich erst aus denselben, als er seinen Vater kommen hörte. Muthig verbarg er seinen Schmerz, weil er sich erinnerte, daß seine Mutter immer gelächelt hatte, wenn der Vater heim kam.

„Ich habe einige Pfeffernüsse im Dorfe gekauft," sagte Frau Jones, „damit Paul auf seiner Reise etwas Süßes zu essen hat, aber ich komme morgen früh vor der Abfahrt noch einmal."

Sie ging und bald darauf machten Enoch und Paul ihre letzten Besuche am Grabe.

Es war sehr früh, die Dämmerung war noch nicht gewichen, da weckte das Rollen des Wagens, welcher Enoch und Paul und die blaue Kiste über die Berge führte, hier und dort einen Schläfer, dem es aber zum Aufstehen noch zu früh war. Enoch sah nicht zurück nach dem Hause, in welchem er so glücklich gewesen; sein Auge starrte hinaus in den Nebel, aber

Paul hatte den Kopf rückwärts gedreht und in dieser Stellung verharrte er, bis die Berge ihm die Aussicht verschlossen. Das niedrige Haus war seine Geburtsstätte, die glückliche Heimath seiner frühesten Kinderjahre, die er an diesem Morgen verließ — für immer.

Der Wagen, welcher sie führte, wurde in der ganzen Umgegend der „Postsack" genannt; er fuhr den einen Tag nach der benachbarten Stadt M— und kehrte den folgenden Tag zurück, um W— in einem zweispaltigen Zeitungsblatt, welches wöchentlich erschien, die kleinen Neuigkeiten der Außenwelt zuzutragen. Dieses Blatt, einige wenige Briefe und hin und wieder einmal ein Passagier, das war die „große Ladung," wie der alte Phil, der Fuhrmann und Besitzer des Wagens sich auszudrücken pflegte.

Phil war ein rauher, gebräunter, siebenzigjähriger Mann. Die scharfen Züge seines Gesichtes hatten manche Sorge und manchen Kummer verzeichnet; seine tiefliegenden Augen waren von grauen, buschigen Brauen beschattet; er hatte eine harte, etwas abstoßende Weise zu sprechen und sich zu benehmen, aber ein kindliches, liebreiches, menschenfreundliches Herz; Kinder und Thiere, mit denen er in Berührung kam, liebten ihn trotz seiner rauhen Sprache.

Er war etwas von einem Geschäftsmann, denn er hatte stets einen Sack auf seinem Wagen, welcher die wundersamsten und verschiedenartigsten Dinge enthielt, die er zum Verkauf ausbot und auch zu verkaufen pflegte. In jedem Frühling und in jedem Herbste, dessen sich Paul zu erinnern wußte, hatte er auf Phil's Ankunft gewartet. Hester's Versicherung, daß sie diesmal nichts Neues bedürfe, hatte Phil stets mit einem gelassenen: „Wir wollen sehen, Frau Foster, wir wollen sehen," beantwortet und dann war das Aufbinden und Auspacken des geheimnißvollen Sackes erfolgt, dessen Inhalt mit offenbarem Vergnügen gezeigt und auch gesehen wurde. So war es denn gekommen, daß Hester's ihre wenigen Einkäufe stets bei dem alten Phil machte.

Er war nie gekommen und nie gegangen, ohne irgend eine Süßigkeit aus seinen Taschen heraus zu langen, die Paul wahrhaft unergründlich zu sein schienen. Aber der alte Mann hatte auch stets für Hester etwas zurück gelassen. Er war in seiner Weise eine Art Gelehrter; wenn er auch von der Weisheit der Schulen nicht viel wußte, so hatte er doch reiche Erfahrungen gesammelt und die Worte, welche er Hester zu hinterlassen pflegte, bewiesen sich dauerhafter als die Süßigkeiten, welche Paul erfreuten.

An diesem Morgen begnügte sich der alte Mann mit einem Gruße, denn er erkannte mit dem Takte eines warmen Herzens, daß er Enoch und Paul seine Theilnahme durch Schweigen am besten bezeigen könne. Sie hatten das Dorf bereits erreicht. Vor dem Wirthshause hielt er still.

„Hallo, sage ich!" rief er mit klirrender Stimme. „Sind Leute für mich heute Morgen? Heran ohne Verzug, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Zwei Holzhacker meldeten sich als Passagiere. Sie wollten, sagten sie gleichsam entschuldigend, nach einem Orte gehen, wo es noch nicht so viele Lichtungen gäbe, als um W—.

„Immer lustig herein!" war der Willkommen Phil's; er knallte mit der Peitsche und rief seinen Pferden zu: „Munter und wohlgemuth, alte Burschen, munter und wohlgemuth sage ich, wohlgemuth." Die Thiere zeigten sich gehorsam und in einer halben Stunde lag das ruhige Dorf, das sich so behaglich an die Füße der Berge schmiegte, weit hinter den Reisenden.

Die Landstraße führte lange Zeit durch einen dichten Tannenwald, in welchem es fast dunkel war, und als sie dann plötzlich für einige Minuten die Lichtung durchschnitt, war Paul ganz verwundert, die Sonne schon so hoch am Himmel zu sehen.

„Sieh Vater," rief er; „es ist heller Tag und die Sonne scheint ganz prächtig!"

Enoch antwortete mit einem leisen: „Ja," aber er machte eine Anstrengung, um sich zu blicken — dem Knaben zu Liebe.

Gegen Mittag waren die Reisenden fast auf der Höhe.—„Ein wirklicher Berg," sagte der alte Phil, „vor dem die Menschen Respekt haben und der den Pferden zu schaffen macht. Wir sind fast oben."

Diese letzte Bemerkung galt Paul und war von einem wohlwollenden Lächeln begleitet.

„Siehst Du die Heuschuppen und das Haus dort drüben?" fragte der alte Mann nach einer Weile wieder. „Das ist der Ort, wo wir zu rasten pflegen, und wo es eine Erfrischung gibt für Menschen und Thiere."

Paul war auf den Vordersitz hinüber geklettert. Phil's Wort: „Wir sind fast oben," hatte das geheimvolle Verlangen nach den wundersamen Dingen wieder in dem Kleinen erweckt, welche er sich stets „auf der andern Seite" gedacht hatte.

Er drängte sich fest an den alten Mann und wagte endlich, die Frage auszusprechen, die er seinem Vater so oft vorgelegt hatte:

„Was ist auf der andern Seite, Phil? Werden wir es jetzt sehen, jetzt gleich?"

„Du meine Güte," rief der alte Mann verwundert, „was soll auf der andern Seite sein? Nichts Besonderes, Junge, eine Ebene und dann wieder ein Berg, den wir hinauf müssen und so geht es fort bis zum Abend. Was hast Du Dir denn Wunderliches gedacht? Heraus damit! He!"

„O, ich weiß nicht," stammelte Paul zögernd, „aber ich dachte — ich dachte — oben auf dem Berge — ganz oben, da müsse eine Stelle sein, von welcher die schönen Sachen hervorkommen—Vater sagte, es seien viele Leute und viele Häuser an der andern Seite."

„Nun ja, mein Junge, das ist auch wahr — eine Masse Menschen und eine Masse Häuser, aber sie sehen doch meistens gerade so aus, wie die Menschen und Häuser in W—, und sie sind meistens auch so. Die schönen Sachen, von denen Du sprichst—siehst Du sie nicht, Kind? Was verlangst Du noch Schöneres, als Du hier hast?"

Der alte Mann blickte um sich und nickte zufrieden, fast stolz, als er auf die hohen stattlichen Tannen und die benachbarten Felsstücke zeigte.

„Aber," fragte Paul kleinlaut, „müssen wir denn immerfort den Berg hinan steigen?"

Es war die Frage eines Kindes und die sie aussprechen hörten, waren nur ungebildete Männer der Arbeit—aber ein tiefes Schweigen senkte sich auf alle herab.

Das Mittagessen war aufgetragen, als die Reisenden das einsame Wirthshaus betraten.

„Wir wollen uns ganz gehörig ausruhen," sagte Phil, „und der Sonne einen guten Vorsprung lassen, damit die Hitze sich erst ein wenig mildert. Es ist besser, wir kommen etwas spät nach M—, als daß wir unterwegs zerschmelzen.

Und sie ruhten sich gehörig. Die Schatten der Bäume waren bereits länger geworden, und ein kühles Lüftchen brachte Erquickung, als Phil zum Aufbruch rief. Paul war fast betrübt, daß er fort sollte; wie begierig er auch war, zu sehen, was nun kommen werde, so hatte er doch so große Freundschaft mit dem

alternden Ehepaar in dem einsamen Hause geschlossen, daß ihm der Abschied schwer wurde. Den guten Leuten ging es ebenso; Paul hatte sie plötzlich daran erinnert, daß sie einst auch ein Söhnchen gehabt.

„Warte nur ein wenig, Du Goldmann," rief die alte Frau, als Paul nach dem Wagen ging, in welchem sein Vater und die andern Männer bereits Platz genommen; „warte ein wenig!"

Mit diesen Worten verschwand sie hinter einer der vielen Thüren, welche in die große Küche mündeten, kam aber gleich wieder mit einer Schürze voll rothwangiger Aepfel zurück. Mit großer Freude füllte sie Paul's Taschen und ein Weidenkörbchen, daß sie ihm gab.

„Ich denke, die schmecken Dir auf Deiner Reise," sagte sie gutmüthig.

Die sonst nicht weiche Frau zeigte sich sehr bewegt. Phil hatte ihr erzählt, daß der Knabe seine Mutter verloren, und das rührte ihr Herz. Mit ungewohnter Zärtlichkeit beugte sie sich zu ihm nieder und küßte ihn.

„Sei immer ein guter Junge, immer," flüsterte sie. „Vergiß es nicht, daß Gott Dich sieht, wo Du auch sein magst, und was Du thust, und—wer weiß—vielleicht kann Deine Mutter Dich auch sehen."

„Heran Junge, heran, sage ich!" rief Phil und Paul blieb keine Zeit zu antworten; aber er sah sich noch einmal um und winkte mit der Hand, als der Wagen schon fortrollte.

„Vater," sagte er dann mit warmem Eifer, „die Leute, welche oben auf den Bergen leben, gefallen mir, sie sind so gut."

Hätte Paul bei diesen Worten Phil angesehen, so würde er in dem alten Gesichte ein Aufleuchten der Augen bemerkt haben, vielleicht würde er auch verstanden haben, was der alte Mann murmelte: „Eine Stadt, die auf dem Berge erbaut ist, kann sich nicht verstecken."

„Ich denke, Herr Foster," sagte Phil laut, indem er sich zur Seite bog, „die Nachfolger des Herrn, wie unser Pastor sie nennt, leben da oben. Meint Ihr nicht auch?"

Die Sonne war lange zur Ruhe gegangen, als die Reisenden M— erreichten. Paul schlief seit einer Stunde; er konnte sich kaum zu der Frage ermuntern, wo sie jetzt seien, als Enoch ihn in die Dorfschenke trug, in welcher sie die Nacht verbringen wollten.

„Keine Ritze und kein Loch frei," entgegnete der Schenkwirth, als Enoch nach einem Zimmer fragte. „Der Wahltag ist nahe," fügte er hinzu, „da ist der Zulauf groß. Wenn Ihr die Bank dort benutzen wollt; weiter vermag ich nichts zu geben."

Enoch zeigte sich zufrieden. Wenn er nur einen Platz für Paul hatte, an sich dachte er nicht.

Sanft legte er den schlafenden Knaben nieder und zärtlich, wie eine Mutter, bedeckte er ihn mit dem Tuche, daß der Herberghalter brachte; denn dem heißen Tage war eine kühle Nacht gefolgt.

Enoch zog sich einen Stuhl dicht an Paul's Lager. Er war müde und erschöpft und nicht geneigt, sich zu den Männern zu gesellen, welche um den langen Tisch im Hintergrunde des großen Zimmers saßen. Er hatte sich den ganzen Tag über mit aller Anstrengung bemüht, das tiefe Heimweh zu bekämpfen, das ihm am Herzen nagte. Die Sehnsucht nach Hester regte sein ganzes Wesen auf, und nun der Abend sich geneigt, erfaßte es ihn mit doppelter Stärke. Es glich dem rauschenden Gießbache im Frühling, der dahin stürmt, ohne die Blumen und Blüthen zu beachten, welche er überfluthet—denn er will nur das eine—fort, fort, sich ergießen in das unendliche Meer.

Und die ganze lange, dunkle Nacht saß Enoch allein mit seinem Schmerz, den er nicht zur Ruhe bringen konnte und in dem tiefen Dunkel, das in ihm und um ihn herrschte, dachte er gar nicht an den Einen, welcher bei ihm war und dem es so leicht wurde, seinen Schmerz in Freude zu verwandeln.

Das Morgengrauen zeichnete bereits einen silbernen Streifen am östlichen Horizont, als Enoch endlich leise einschlummerte, aber nur für ein halbes Stündchen. Es war noch dunkel im Zimmer, da fühlte er Phil's Hand an seiner Schulter und hörte, wie der alte Mann ihn mit rauher, aber doch freundlicher Stimme anrief:

„Hier bin ich, Herr Foster, um Euch Lebewohl zu sagen, und Euch und dem kleinen Burschen Glück zu wünschen. Ein prächtiger Junge, ein wahrer Schatz für Euch!" Der alte Mann schwieg einen Augenblick, und fügte dann fast bewegt hinzu: „Der Herr segne Euch beide, Mann! Vergeßt es nicht, daß er Euch an der Hand hält und Euch führt, im Dunkeln sowohl, als im Licht. Er bleibt derselbe und er ist Euch immer nah; Ihr könnt ihn im Dunkeln nur nicht so genau sehen, als im Licht—das ist der Unterschied."

Der Alte ging und der Gastwirth kam.

„Kommt hierher, wenn Ihr frühstücken wollt, bevor Ihr geht; langer Verzug ist nicht gestattet."

Der Vater neigte sich über das schlummernde Kind und weckte es. Paul schlug die Augen auf und sah verwirrt umher; das fremde Zimmer und der unbekannte Mann flößten ihm Furcht ein, er suchte die Hand seines Vaters und hielt sie fest, aber Enoch's Erklärung, daß sie in der Herberge seien, zu welcher der alte Phil sie gestern Abend gebracht, beruhigte ihn.

Das Frühstück war ein eiliges Mahl; es war noch nicht ganz hell, als die Reisenden M— verließen.

Ereignißvolle Tage folgten; sie brachten Paul immer neue Abwechselungen.

Und doch—sie bildeten nur ein verworrenes Chaos in des Kindes Geist, diese Tage. Ueberfüllte Postkutschen, holprige Landstraßen, Dörfer, Flüsse und Berge, alles wogte in buntscheckiger Unordnung durch- und übereinander. Nur der erste Tag, der Tag, an welchem sie die Heimath verlassen und mit Phil über das Gebirge gefahren waren,—und der letzte Tag der Reise hafteten mit bestimmter Deutlichkeit in Paul's Erinnerung und standen abgesondert von der dazwischen liegenden Zeit.

Nach einem trüben Tage, welchem ein sonniger Abend folgte, nahmen sie Abschied von dem Postwagen und dem Kutscher, welcher in den letzten zwei Tagen ihr Begleiter gewesen.

Ein Fuhrmann sollte sie hinüber nach Tompkinsville bringen.

Mit Enoch's Hülfe wurde die blaue Kiste auf den Hintersitz gehoben, er selbst fand seinen Platz neben dem Fuhrmann, und Paul saß auf seinen Knieen. Die Fahrt ging gemächlich von Statten. „Der Himmel muß ganz hell sein, wenn man ihn sehen kann," bemerkte Paul, auf den Sonnenschein zeigend, der über den Weg fiel.

Enoch lächelte bei den Worten—es war ein trauriges Lächeln. Er bemühte sich so sehr, „hinauf zu blicken zum Himmel," aber es gelang ihm nicht, obwohl er es seiner und des Knaben wegen für nöthig hielt.

„Was fehlt Dir, Vater, gefällt es Dir hier nicht?" fragte Paul leise.

Aber er wartete nicht auf die Antwort; ein seltsames Geräusch erregte seine Aufmerksamkeit.

„Was ist das? Hört doch! Was kann es sein?"

Ein mit jeder Minute stärker werdendes Getöse verwirrte ihn fast.

„Was ist es? Was ist es nur?" fragte er athemlos, „der Fluß kann es nicht sein."

„J du meine Güte," entgegnete Jack, „was soll es denn sein? Es ist der Wasserfall, weiter nichts, wir werden ihn gleich sehen. Hast Du nie einen Wasserfall gehört? Hier zu Land sind die Wasserfälle wie die Bienen."

Ein tiefer Abhang der Straße verhinderte weiteres Sprechen. Der Wagen bog um eine Felsenecke und — da war er, der rauschende Wasserstrom. Schnell und unaufhaltsam fiel er über das hoch emporragende Felsgeklüfte, in unzähligen, gebrochenen Strömen, wie silberne Bänder herunter.

Es war ein Durcheinander von Wellen und Wogen. Einige kletterten über moosbedecktes Geklüfte, das sich dunkel aus dem Bett des Flusses aufthürmte; andere stürzten über jedes Hinderniß hinweg und nahmen das lose Steingeröll mit sich, das ihrer Kraft nicht widerstreben konnte. Ueberall war Bewegung, Leben, nirgends Stillstand.

„Es steht ja nirgends still, nicht einen Augenblick, Vater!" rief Paul ganz erstaunt. „Selbst die kleinsten Tropfen laufen fort von denen, die weiter her kommen, und suchen sich den eigenen Weg."

„Nein, Wasser steht nie still, wenn es etwas zu thun hat," entgegnete Enoch.

Die Worte seines Vaters verstand Paul nicht, dennoch machten sie Eindruck auf ihn. Daher kam es wohl, daß er den Wasserfall mit seinen schaumgekrönten Wellen niemals wieder vergaß, und daß er sich in spätern Jahren der Worte seines Vaters erinnerte: „Wasser steht nie still, wenn es etwas zu thun hat," so oft er einen Wasserfall sah. Ja, die berühmte und herrlichste Cascade, welche Dichter besungen und Künstler auf der Leinwand abgebildet haben, erregte ihm immer die alte Verwunderung, die er bei diesem ersten Wasserfall empfunden.

„Warum," so fragte er sich, „steht das Wasser nie still, warum wird es gezwungen, immer weiter zu gehen, wenn es auch ruhen möchte; warum wird es vorwärts getrieben wie der Mensch, ohne Rast und ohne Ruhe?"

Diese Fragen beschäftigten ihn; er erwog sie nach allen Richtungen hin, bis der Gedanke an das nie rastende Wasser zu einem zarten, schönen Lebenssymbol für ihn wurde, das ihm zeigte, wie sein Leben sein, wie er unaufhaltsam weiter streben, vordringen müsse, und die tosenden Wellen und felsigen Pfade nicht achten dürfe, die es ihm schwer machten und ihn vielleicht verwundeten.

Die letzte Strecke ihres Weges führte durch eine waldlose Ebene, aber die Abendschatten hatten sich bereits so tief gelagert, daß Paul nur einige Schritte weit sehen konnte, und bald auch das nicht mehr. So war er fast gezwungen, zum Himmel hinauf zu blicken.

Paul's Kopf ruhte an der Schulter seines Vaters, sein Blick war unverwandt und ernst auf den Himmel gerichtet.

„Vater," rief er plötzlich, „was sagen die Sterne? Sprechen sie mit einander?"

Der Kleine zeigte mit dem Finger hinauf und neigte den Kopf ein wenig zur Seite, um das Schwirren der Insekten deutlicher aufzufangen, das sein kindlicher Sinn mit den Sternen in Verbindung brachte.

„Sieh," rief er wieder und zeigte nach einer bestimmten Stelle, „wie sie blinken! Hörst Du das Geschwirr?"

„Nein, nein," entgegnete der Vater, „die Sterne machen kein Geräusch, es sind die Grillen."

„Sie sind ganz ausgelassen diese Nacht," fiel Jack ein.

„Was sind die Sterne?" fragte Paul, der seinen Gedankengang beharrlich verfolgte.

„Was die Sterne sind, Du dummer Junge?" sagte Jack verweisend; „ich möchte es selber gern wissen. Sie sind die keckſten, glänzendsten, kleinen Dinge, die man sich nur denken kann, und sie blinken und zwinkern in einer klaren Nacht, wie die heutige, und sehen auf einen Burschen, wie unsereins herunter, daß er sich schämen muß, wenn er etwas gethan hat, was nicht ganz in der Ordnung ist. Es gibt Leute, welche sich einbilden, die Sterne seien eine Art kleiner Erde, wie die unsrige, aber das glaube ich nicht; sie sehen viel eher aus, wie die Augen der Menschen, die gestorben sind, und die auf uns hernieder blicken."

Paul war ganz erstaunt. War das alles wahr, was Jack sagte? Wußte er es gewiß, daß die Sterne die Augen der Verstorbenen sind, die in den Himmel gekommen, und zu denen niederschauen, die sie lieb haben? Hatte das die Bauerfrau auf dem Berge auch gewußt, als sie gesagt hatte: „Vielleicht kann Deine Mutter Dich auch sehen?"

Seine Mutter hatte ihm einst gesagt, daß die Sterne während des Tages ebenso hell schienen, wie des Nachts, daß ihr Schein aber durch das hellere Sonnenlicht verdeckt werde. „Nun," dachte er, „kann meine liebe Mutter mich zu jeder Zeit sehen. Wenn die Wolken den Himmel bedecken, wird sie Gott bitten, einen kleinen Riß zum Durchsehen für sie zu machen."

„Vater," fragte er flüsternd, „ist Mutter ein Stern und kann sie uns jetzt sehen? Mir gefällt es so, was der Mann sagt. Hat ihm Gott das alles erzählt?"

Während Jack und Paul mit einander redeten, dachte Enoch an die Bibelverse, die er gelesen hatte, und sagte sie leise vor sich hin, um in denselben eine Antwort auf Paul's Fragen zu finden. Er erinnerte sich einer Stelle, in welcher es heißt, daß sie „wie Sterne" leuchten, und dann fiel ihm der Vers des Briefs an die Hebräer ein: „Dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben." Warum sollten diese Zeugen nicht die Sterne sein? In der Offenbarung werden doch diejenigen, die im Himmel sind, „eine große Schaar" genannt, welche Niemand zählen konnte. Enoch erhob seine Augen zu den zahllosen Sternen der Himmelswelt, und ein Friede zog in sein Herz ein, so tief und köstlich, wie er ihn nicht empfunden hatte, seit Hester von ihm gegangen war. „Ich kann mich nicht mehr so vereinsamt fühlen," dachte er, „wenn ich glauben kann, daß sie mich sieht und hört." Ein freudiges Lächeln verklärte sein Gesicht, als er nach Jack hin sah. „Wie hätte ich denken können, daß dieser Mann mich so trösten würde?" fragte er sich.

Aber dieser Gedanke beruhte auf einem Irrthum, denn es war nicht der Mensch, der ihn getröstet hatte, sondern der Geist Gottes, der durch den Menschen gesprochen.

Sie hatten die letzten Häuser des sich lang hin streckenden Dorfes erreicht.

„Ist dies der Ort, Vater?" flüsterte Paul verwirrt.

„Ja, wir sind in Tompkinsville," lautete die Antwort.

Die Reise war also beendet. Eine Stunde später schlief der Kleine.

Es war ein traumloser Schlaf, mit welchem Paul in dieser Nacht gesegnet wurde; und das war gut, denn dieser Schlaf schloß sein vergangenes Leben ab, aber er ließ ihm eine klare und deutliche Erinnerung an seine sorglose Kindheit, welche mit dieser Nacht endete, und er ließ ihm den lebhaften Eindruck, daß

die Blumen, der Gesang der Vögel, das helle Sonnenlicht, der milde Sternenschein, und der würzige Duft der Heufelder und Wiesenkräuter, das liebreiche Lächeln des Herrn, seines himmlischen Vaters sei, — des Vaters, von welchem seine Mutter ihm erzählt, wenn sie mit ihm in der Thür des Landhauses gesessen und ihm gesagt hatte: „Vergiß es nie Paul, 'Gott ist Liebe.'" (Fortsetzung folgt.)

Altes Gold.

Es hat einmal einer mit Kreide an ein Scheunenthor geschrieben:

Ich habe Kreuz und Leiden,
Dies schreib' ich hin mit Kreiden;
Und wer kein Kreuz und Leiden hat,
Der wische diesen Reim nur ab.

Es ist aber von Niemandem abgewischt worden. Es hat ja Jeder sein Päcklein zu tragen und wenn's zum Tauschen käme, wer weiß, ob dann am Ende nicht Jeder das Seine behalten wollte. Dabei ist es ja gewiß, daß Leid und Trübsal dem Menschen von Natur ebensowenig gefallen können, als die Taube sich in einen Sperber verlieben mag, oder Wasser und Feuer eine Ehe eingehen können. Ebenso gewiß ist es aber, daß wir alle unter der Regel stehen:

„Das Gold wird auf dem Feuerheerd,
Der Christ in mancher Noth bewährt."

Darum wäre es eitel Thorheit, mit Gott rechten zu wollen, wenn er uns etwas schickt, was wir lieber nicht haben wollen, oder wenn er uns etwas nimmt, was wir gern behalten möchten. Jedesmal, wenn das Schaf blökt, verliert es einen Mund voll Futter, und jedesmal, wenn wir klagen, entgeht uns ein Segen. Wird eine Thür zugethan, so kann Gott dafür eine andere aufthun. Gerathen die Erbsen nicht, so gerathen dafür wohl die Bohnen. Gerathen aber beide nicht, so sind immer noch die Kartoffeln da. In Irland soll es Familien geben, bei welchen über dem Tische ein Häring hängt, an dem jeder seine Kartoffel hin- und herstreicht. Ist der Häring aufgebraucht, dann streicht man die Kartoffeln am Faden, oder deutet bei jedem Bissen nach der Stelle, wo einst ein Häring hing, und doch ist man froh und dankbar, wenn man nur seine Kartoffeln hat, die man dann „Kartoffeln mit Hinzeigen" nennt. Ob das nun wirklich ganz so ist, wie ich es vor Zeiten in einem Buche gelesen habe, das mag dahingestellt bleiben. Auf alle Fälle ist es aber richtig, daß derjenige, welcher viel begehrt, ärmer ist als solcher, der wenig hat. Item:

Wer trocken Brod mit Lust genießt,
Dem wird es gut bekommen;
Wer Sorge statt des Bratens ißt,
Dem wird das Mahl nicht frommen. Nachbar.

Wie die erste Schillerbüste entstand.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga.

In der Bibliothek zu Weimar findet sich die bekannte Schillerbüste, die von Dannecker geschaffen wurde und hundertfach nachgebildet, schon längst die Reise um die gebildete Welt gemacht hat: jene Büste ist nicht nur die bekannteste, sie ist auch die erste, und Dannecker war es, der es unternahm, die Züge des deutschesten Dichters aus dem Marmor zu meißeln und es mag gerade in unserer Zeit, wo ein Schillerdenkmal nach dem andern auftaucht, interessant sein, aus der Entstehungsgeschichte jenes ersten Schillerdenkmals Einiges zu erfahren.

Zunächst Einiges über des Künstlers Persönlichkeit. Sein Leben bewegt sich ganz in den Grundzügen der althergebrachten Künstlerlegende: dunkle Herkunft, harte Jugend, mühevolle Lehr- und Wanderjahre, schließlich etwas Sonnenschein und zuguterletzt Ueberfluß an Orden, Titeln und Verehrung—das sind die Grundzüge seiner Laufbahn.

Dannecker wurde 1758 als der Sohn eines herzoglich würtembergischen Stallknechtes geboren, kam 1771 in die sogenannte Karlsschule, wo zwei Jahre später auch der Knabe Schiller zum Medicus gezüchtet werden sollte. Da man auf dieser Schule bekanntlich wenig nach der persönlichen Befähigung fragte, sollte der kleine Dannecker zunächst Tänzer werden und kam erst später in seinem 15. Lebensjahre, zur Bildhauerei, in der er aber dann rasche Fortschritte machte.

Im Jahre 1780 verließ Dannecker die Schule mit dem Titel und Gehalt eines Hofbildhauers, ging 1783 nach Paris zu Fuß, 1785 nach Rom von Paris aus — ebenfalls auf Schusters Rappen, kehrte 1790, trefflich ausgebildet, nach Schwaben zurück, wo er Professor an der Karlsakademie und im Laufe der Zeit Hofrath, Director der Kunstschule und ein allerwärts berühmter Künstler wurde. In späteren Jahren pflegte er wohl darüber zu scherzen, daß es ihm so große Mühe gekostet habe, den „Herrn" vor seinen Namen hin-, aber noch viel größere, ihn wieder wegzubringen.

Als Schiller im März 1794 Stuttgart besuchte, war Dannecker sein liebster Umgang. „Ich lerne viel von ihm," sagt Schiller. Ohne es zu wollen, erhöhte Dannecker die geistige Kraft des Dichters, indem er sein äußeres Bild verewigte, und dieser wußte, was er meinte, wenn er die Stunden, die er zu seiner Büste saß, unter die genußreichsten seines schwäbischen Aufenthaltes rechnete.

Die Büste war ein Meisterstück. Der Künstler selbst aber scheint von seinem Werke keine volle Befriedigung gehabt zu haben; wenigstens erzählt Schiller's Schwägerin, daß er nach der letzten Feile zu ihr in's Nebenzimmer trat und mit Thränen in den Augen sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe." Doch wich später die Unzufriedenheit einem glücklichen Behagen. Ein Brief Dannecker's an Schiller sagt es uns. Es heißt darin unter Anderem: „Es ist sonderbar, als ich's vollendet hatte, da bist Du Zeuge, so gefiel es mir nicht, jetzo bin ich wie ein Narr verliebt darein. Ich muß Dir aber auch sagen, daß Dein Bild einen unbegreiflichen Eindruck auf die Menschen macht: die Dich gesehen, finden es vollkommen ähnlich, die Dich nur aus Deinen Schriften kennen, finden in diesem Bild mehr als ihr Ideal sich schaffen konnte. Ich gestehe meine Eigenliebe, mir kommt nun auch vor, als wenn dieses, meine beste Arbeit, die ich gemacht habe, wäre."

Auch die übrigen Briefe dieses Freundschaftsbundes zeigen uns die große Liebe und die hohe Verehrung, die Dannecker seinem Freunde gegenüber hegte. Gerne würde ich deren mehr anführen, allein es würde mich zu weit von meinem Ziele abführen.

Bei der Kunde vom Tode des Dichters erwacht in dem Künstler zum ersten Male der Gedanke, sein Bild kolossal auszuführen, und er schreibt darüber, niedergedrückt durch die Trauerpost, die er anfänglich nicht glauben wollte: „.... Ihr Brief erschreckte mich nun ganz und ich fürchtete mich ihn zu lesen, fing an und warf ihn bei der ersten Zeile weg .... ich wollte weiterlesen und konnte nicht .... ich glaubte, die Brust müsse mir zerspringen und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen ....da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebendig machen, aber der kann nicht anders lebendig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben."

Aus keinem andern Munde hat die Trauer über den Verlust des deutschen Dichters so wahr, so heftig und so schön gesprochen und deßhalb kann ich es nicht lassen, den Künstler auf einige Augenblicke bei der Ausführung seiner aus Schmerz und Begeisterung geborenen Idee zu überraschen und zu zeigen, mit welchem Eifer er dieselbe gegen die allerhöchste Begriffsstützigkeit zu schützen wußte. In seiner lebhaften, anschaulichen Weise schreibt Dannecker im Januar 1806: „Vor sechs Wochen war mein König bei mir im Atelier. Wie er Schiller sah, sagte er: Potztausend wie groß!—Aber warum so groß? — Ich: Ihr Durchlaucht, Schiller muß so groß sein.—Aber was wollen Sie damit machen? — Ich: Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen."—Zwei Antworten, die so einfach und edel sind, so ganz eines Meisters werth, dessen Kunst nicht lange nach Bestellung fragte, sondern dem Rufe des Herzens gehorchte, nur um das Eine besorgt: der Freundschaft ein würdiges Denkmal zu setzen.

Und es ist ein schönes Denkmal, diese Danneckersche Marmorbüste, ein bleibendes Denkmal einer Freundschaft zwischen Dichter und Künstler.

Und seitdem ich die Geschichte — ich möchte sagen die Biographie—dieser Schillerbüste kenne, ist auch das steinerne Denkmal in meinen Augen zu einem lebendigen geworden. Es erinnert mich stets an die Freundschaft zweier großer Männer.

Daß auch du, lieber Leser, in dem Denkmal mehr als kalten Stein finden mögest, darum habe ich dir erzählt, wie diese erste Schillerbüste entstand.

Das Kreuz.

Ich habe einmal in einer recht schweren Zeit ein Geschenk erhalten: ein einfaches, unpolirtes Holzkreuz. Auf der Vorderseite war es mit einem phosphorartigem Firniß bestrichen. Bei Licht besehen, sah es nach gar nichts aus, aber als ich es Nachts in mein dunkles Zimmer trug, da fing das Kreuz an zu leuchten in einem so milden, klaren Licht, daß ich mich gar nicht satt sehen konnte. Seitdem leuchtet es mir jede Nacht, und es ist mir ein gar lieber Freund geworden. Wie oft hat mich das strahlende Licht in der dunkeln Nacht getröstet und mich hingewiesen auf den, der gesagt hat: Ich bin das Licht der Welt! Und wie viel gibt es zu denken!

Am Tage geht man vorüber und bemerkt es gar nicht; Nachts bleibt man stehen, und die Hände falten sich. Ja, so ist's im Leben auch. Wenn die Schatten über uns kommen, Krankheit, Sorge, Herzeleid, Sündennoth—dann erst erscheint uns das Kreuz des Herrn Jesu in hellem Licht, wir freuen uns darüber und getrösten uns seiner.

Und je dunkler die Nacht, desto heller strahlt mein Kreuz. Das ist wieder wahr. Wenn alles irdische Licht in trüben Stunden für uns erbleicht, und wir merken, die Menschen können alle nicht helfen, ach, dann wenden wir uns so gern zu unserm Gott. Dann läßt uns der Barmherzige sein Gnadenlicht leuchten, und wir genesen.

Es freut mich, daß das Licht gerade in der

Form des Kreuzes leuchtet. Wie oft, wenn ich in meiner Finsterniß keinen Rath mehr wußte, sprach mir das Kreuz Muth ein, zum Vater im Himmel zu gehen und um des Gekreuzigten willen mir Gnade und Kraft zu erbitten. Darum wünsche ich oft allen meinen Lieben so ein Lichtkreuz. Aber ich glaube, sie sind noch viel besser daran, wenn sie eins im Herzen tragen. Ich las neulich das schöne Wort: „Ein Jünger Jesu muß auch im Schatten leben können." Das scheint ihm oft so schwer. Ich glaube, er kann es nur, wenn in seinem Herzen auch ein klares, friedliches Licht strahlt, und wenn er aus persönlicher Erfahrung sprechen kann:

In meines Herzens Grunde
Dein Nam' und Kreuz allein
Funkelt zu aller Stunde —
Deß kann ich fröhlich sein.

Alle Finsterniß muß weichen vor dem Kreuz des Herrn, in dem allein unser ganzes Heil ruht und in dessen Lichte wir getrost der Ewigkeit zuwandern können. Gott gebe uns allen dieses Licht in's Herz!

Die Mütter.

Die meisten Menschen sind das, wozu ihre Mütter sie gemacht haben. Der Vater ist den ganzen Tag vom Hause weg und hat nicht halb den Einfluß auf die Kinder, den die Mutter hat.

Eine Mutter hat darum große Verantwortlichkeit, ob sie auch die ärmste im Lande sein mag, denn sehr viel hängt von ihr ab, ob ihre Knaben und Mädchen schlecht oder gut werden. Wie der Gärtner, so der Garten; wie die Frau, so die Familie. Samuels Mutter machte ihm jedes Jahr einen kleinen Rock; aber sie hatte vorher sehr viel für ihn gethan: Samuel wäre nicht Samuel geworden, wenn Hanna nicht Hanna gewesen wäre. Wir werden nie ein besseres Geschlecht von Männern sehen, ehe die Mütter besser sind. Die Gnade liegt nicht im Blute; aber wir finden meist, daß Jünglinge wie Timotheus gottesfürchtige Mütter haben.—

Kleine Kinder verursachen ihrer Mutter Kopfweh, aber wenn sie ihnen ihren eigenen Willen läßt, so werden sie ihr Herzweh verursachen, sobald sie zu großen Kindern heranwachsen. Thörichte Zärtlichkeit verdirbt viele, und Nichtbestrafung der Fehler verdirbt noch mehr. Gärten, die nie gejätet werden, erzeugen wenig, das des Einsammelns werth ist; nur begießen und nicht hacken, wird eine schlechte Ernte geben. Schwachherzige Mütter ziehen schwachköpfige Kinder auf; sie schaden ihnen für's ganze Leben, weil sie fürchten, ihnen weh zu thun, während sie jung sind. Seid in eure Kinder vernarrt, und ihr werdet Narren aus ihnen machen. Ihr könnt ein Kind so überzuckern, daß es jedem zuwider ist.

Die Jacken der Knaben haben dann und wann ein wenig Ausklopfen nöthig, und die Kleider der Mädchen werden um so besser, wenn man sie gelegentlich abstäubt. Kinder ohne Züchtigung sind Felder ohne Pflügen. Nicht, daß wir übertriebene Strenge wünschten; grausame Mütter sind gar keine Mütter; die, welche immer schlagen und tadeln, sollten selbst geschlagen werden. Gute Mütter sind ihren Kindern sehr theuer. Es ist keine Mutter in der Welt, wie unsere eigene Mutter. Mein Freund Sanders sagt: „Der Hauch der Mutter thut so wohl!" Wenn fromme Frauen ihre Kleinen zum Heiland führen, so segnet der Herr Jesus nicht nur die Kinder, sondern auch ihre Mütter. Selig sind unter den Weibern, die ihre Söhne und Töchter in der Wahrheit wandeln sehen. Wer es für leicht hält, Kinder zu erziehen, hat nie eines gehabt.

Es ist klar: Was für Fehler auch unsere Kinder haben, wir sind doch ihre Eltern und können nicht den Stamm tadeln, dem sie entsprossen. Wilde Gänse legen keine zahmen Eier... Wenn wir schwarz sind, können wir unsere Sprößlinge nicht tadeln, weil sie dunkel sind. Laßt uns unser Bestes an ihnen thun und den mächtigen Herrn bitten, seine Hand an's Werk zu legen! Gebetskinder werden zu Dankeskindern heranwachsen; Mütter, die vor Gott über ihre Söhne geweint haben, werden eines Tages ein neues Lied ihrethalben singen.

Gott kann diejenigen zurechtbringen, die wir nicht bessern können, deßhalb sollen Mütter nie an ihren Kindern verzweifeln, so lange sie leben. Sind sie weg von euch über See? Gedenkt daran: Der Herr ist dort wie hier. Verlorene Söhne mögen umherirren, aber sie sind niemals dem großen Vater aus dem Gesicht, selbst wenn sie noch „ferne von dannen" sind.

Laßt die Mütter streben, das Haus zum glücklichsten Ort der Welt zu machen. Wenn sie immer mäkeln und murren, so werden sie ihre Macht über die Kinder verlieren, und die Knaben werden in Versuchung kommen, ihre Abende auswärts zuzubringen.

Das Haus ist der beste Platz für Knaben und Männer, und eine gute Mutter ist die Seele des Hauses. Das Lächeln auf dem Gesicht der Mutter hat schon viele auf den rechten Pfad gelockt; die Furcht, eine Thräne in ihr Auge zu bringen, hat manchen Mann von bösen Wegen zurückge-

rufen. Der Knabe mag ein Herz wie Eisen haben, aber seine Mutter kann ihn wie ein Magnet halten. Der Teufel rechnet nie darauf, daß ein Mann verloren sei, so lange er eine gute Mutter hat. O Weib, groß ist deine Macht! Siehe zu, daß du sie für den brauchst, der an seine Mutter selbst in den Kämpfen des Todes dachte. Spurgeon.

Aus Lincoln's politischer Laufbahn.

Für Haus und Herd von Memoria Gratia.

II.

In der Wahlcampagne im Jahre 1843 spielte Lincoln eine hervorragende Rolle. War **er** es doch, der in seinem Staate die Whig-Partei neu organisirte, ihr eine Platform gab und in jeder Beziehung den Parteiführer machte.

In Folge dieser seiner Stellung war es dann kein Wunder, daß er als der möglicherweise zu nominirende Congreß-Candidat genannt wurde. Er hatte jedoch mit einem starken Mitbewerber, Namens Baker, zu thun, der einerseits der gegenwärtige Repräsentant des Distrikts war und nebenbei keine Mühe scheute, die Nomination auf's Neue zu bekommen.

Da Lincoln jedoch ebenfalls bedeutenden Anhang hatte, und die Gefahr einer Parteispaltung drohte, so nominirte die Convention einen gewissen Hardin, der denn auch siegreich aus der Wahl hervorging.

Im folgenden Jahre gelang es Baker Hardin wieder zu verdrängen und Lincoln wurde Präsidenten-Wähler (Presidential-Elector), eine Stellung, die er lange Zeit inne hatte und für die er sich, seiner „stumpf" rednerischen Fähigkeit wegen ganz besonders eignete. Henry Clay war zu dieser Zeit Präsidentschafts-Candidat der Whigs.

Einen stärkeren Candidaten hatte die Partei nie in's Feld geführt. Auf der National-Convention wurde kein anderer Name genannt und seine einstimmige Nomination erfolgte ohne eine einzige Ballotirung. Lincoln schwärmte förmlich für Henry Clay, in welchem er das Ideal eines großen Staats- und Ehrenmannes erkannte. Sein Eifer für die Durchsetzung eines Wahltickets war nie so groß gewesen wie diesmal. Anfänglich schien auch alles hoffnungsvoll.

Der Demokrat Polk machte gar kein Aufsehen und hatte im Norden rein gar nichts zu hoffen. Allein, was die Demokraten im Anfange der Campagne wohl selber nicht geahnt und Clays Freunde nie befürchtet hatten, geschah. — Clay wurde geschlagen. Ob seine erklärte Ansicht bezüglich der Annexion Texas oder seine verkehrt gedeutete Auffassung der Sklaven-Angelegenheit ihn stürzte, ist schwer zu sagen. Gewiß ist, daß die übereilten Abolitionisten, die sogenannte Freiheitsfaktion der Whigs ihm ihre Hülfe versagte und Polk erwählen half.

Lincoln ist wohl nie in seinem Leben durch einen politischen Mißerfolg so sehr aus dem Geleise gekommen wie bei dem Sturze Clays. Seine persönliche Verehrung des Mannes, sein unermüdlicher aber vergeblicher Eifer für Clays Sieg und endlich die unabwendbare Thatsache der Erwählung Polks übten einen unbeschreiblich herabstimmenden Einfluß auf ihn aus.

Zwei Jahre später (1846) machte Lincoln einen entschiedenen Versuch die Congreß-Nomination zu bekommen. Hardin, der bisherige Repräsentant, sah auch bald ein, daß Lincoln's Nomination unabwendbar sei und zog seinen Namen zurück. In Folge dessen wurde Abraham Lincoln am 1. Mai 1846 auf der Convention zu Petersburg zum Congreß-Candidaten nominirt.

Die Demokraten begegneten ihm mit einem seltsamen Opponenten — Peter Cartwright, dem berühmten Erweckungsprediger und Reformator des Hinterwaldes. Die beiden standen sich übrigens nicht zum ersten Mal gegenüber. War doch Lincoln im Jahre 1832, kurz nach dem Blackhawk-Krieg in der Legislatur-Wahl dem Bezirksprediger unterlegen.

Diesmal sollte es anders kommen. Freilich so ganz leicht war auch in diesem Fall der Sieg nicht zu bewerkstelligen. Denn Cartwright, obwohl kein bedeutender Staatsmann, noch vielmehr ein hervorragender Gelehrter, war durch seine Bezirksreisen als Prediger nicht nur der bekannteste und populärste Mann auf dem Distrikt, sondern er wurde als ein entschiedener Gottesmann von seinen vielen Freunden und Anhängern geradezu verehrt. Dabei war er ein unbeugsamer Jackson-Mann und hatte als solcher die Sympathie der herrschenden demokratischen Partei.

Allein als die Wahlschlacht geschlagen, zog Lincoln als Sieger mit einer bedeutenden Mehrheit aus dem Kampfe. Die Campagne selbst hat ihm keinerlei Unkosten gemacht. Es wird gesagt, daß ihm mehrere Whigs einen Wahlfond von $200.00 sammelten, um seine Reiseunkosten zu bestreiten. Als die Wahl vorüber war, gab Lincoln $199.25 davon wieder zurück, mit der Weisung, die Summe den Unterschreibern wieder zu erstatten. Er habe blos 75 Cents davon für ein Faß Cider verausgabt. Seine Reisen hätten ihm keinerlei Unkosten gemacht, da er dazu sein Pferd benutzt und sich bei seinen Freunden einquartirt habe.

Der 30. Congreß wurde am 6. Dezember 1847 eröffnet. Lincoln war zum ersten Mal ein Mitglied desselben und zwar als einziger Whig von Illinois. Seiner melacholischen Naturanlage zufolge hatte die neue Würde für ihn wenig Schmeichelhaftes. Er schreibt darüber an seinen Freund: „Obgleich ich meinen Freunden danke für ihre Mühe, so gewährt mir doch meine Erwählung in den Congreß lange nicht die Befriedigung, die ich erwartete."

Dabei ging er jedoch mit allem Ernste an die Arbeit und entledigte sich seiner Pflicht mit einer außerordentlichen Entschiedenheit und Gewissenhaftigkeit. Gleich im Anfange versuchte er sich denn auch hie und da in einer kleinen Rede. Er sagt darüber in einem Brief an seinen Freund: „Was das Redenhalten betrifft, so habe ich mich auch schon darin versucht, um mich

einigermaßen einzubrechen. Mir däucht die Sache hier nicht schwerer als irgendwo anders. Ich war ungefähr so beklommen, als wenn ich vor dem Gericht spreche, aber auch nicht mehr. Etwa in einer Woche gedenke ich eine längere Rede zu halten, die lesenswerth sein mag."

Die Hauptarbeit der damaligen Session scheint die Besprechung des mexikanischen Krieges gewesen zu sein, der gerade im Gange war. Präsident Polk,—so erklärten die Whigs,—habe denselben unnöthigerweise heraufbeschworen; er habe, so behauptete Lincoln, ohne allen Grund eine friedliche Gegend mit Krieg überzogen und habe keine Berechtigung dazu gehabt. Darüber entstand nun zwischen den Demokraten, die den Krieg wünschten und den Whigs die bitterste Entzweiung, wobei die Letzteren von den Ersteren schlechtweg als Vaterlandsfeinde bezeichnet wurden. Lincoln suchte diesen Vorwurf in seinen kräftigen Reden von der Whig-Partei abzuwälzen. So äußerte er unter Anderem einmal: „Die Behauptung, daß wir immer 'Gegner des Krieges' seien, ist wahr oder nicht wahr, je nachdem man die Bezeichnung 'Gegner des Krieges' versteht. Wenn das dem Krieg opponiren heißt, wenn man denselben für unnöthig und unconstitutionell erklärt, dann sind wir die Opposition. Wenn aber, nachdem der Krieg nun einmal an der Tagesordnung ist, die Dahingabe unserer Habe und unseres Blutes eine Kriegsunterstützung ist, dann ist es auch nicht wahr, daß wir die Gegner sind."

Die Sklaverei-Frage scheint zu dieser Zeit noch kein außerordentliches Interesse wachgerufen zu haben. Wenigstens war sehr wenig Opposition zur Sklaverei vorhanden. Die südlichen Whigs waren mit den Demokraten darin eins, daß die Einrichtung beibehalten werden müsse; und die nördlichen Whigs waren getheilt. Berührte ja einmal der eine oder andere Congreßmann die Angelegenheit vom Standpunkte des Abschaffens, so galt das für eine Beleidigung des Hauses. Behauptungen, wie die des Congreßmann Clingman machten kein Aufsehen. Er sagte nämlich: „Es ist eine Verirrung, wenn man unsere südlichen Zustände 'eigenthümlich' findet. Unser System ist die herrschende Regel und das Freiheitssystem ist das 'eigenthümliche.'" Worauf Herr Palfry noch ganz trocken hinzusetzte: „Die Sklaverei ist etwas ganz Natürliches, gerade so, wie bei den Barbaren Feigenblätter und Bärenhäute die natürliche Kleidung sind."

Die nächste Präsidenten-Wahl bot Lincoln wieder Gelegenheit, sein Talent als „Stumper" zu verwerthen. Anfänglich hegte er den Plan für Clay zu arbeiten; doch war er bald von der Unmöglichkeit seiner Nomition überzeugt. In einem Brief an einen Freund bemerkt er daher: „Herrn Clay's Aussicht auf Erwählung ist einfach—gar keine Aussicht." Der Mann jedoch, dem am Schlusse des mexikanischen Krieges Alles zujubelte, der bedeutendste Löwe des Tages war kein Anderer als der Sieger von Buena Vista — General Taylor. Was Wunder, daß er die Nomination erhielt.

Taylor war gerade keiner von den "Free soil Whigs." Er selber nannte sich einen "Non ultra Whig"; war er doch selber ein südstaatlicher Sklavenhalter, verstand es aber, während des Wahlkampfes, mit seinen Ansichten über die Sklaverei-Frage so hinter dem Berg zu halten, daß ihm daraus keine bedeutende Whig-Opposition erwuchs. Uebrigens theilte er mit seinen Whig-Brüdern die Opposition zum mexikanischen Kriege, dessen ruhmvoller Held er allerdings geworden war, und erklärte sich auch gegen die Ausdehnung der Sklaverei.

Lincoln, weitherzig wie er immer war, opponirte nicht nur nicht seiner Kandidatur, sondern zog mit fliegenden Fahnen in den Wahlkampf. Die Wahl Taylor's wurde übrigens mit einer kleinen Majorität erreicht.

In der nächsten Congreß-Sitzung, der Lincoln noch beiwohnte, bekam die Sklaverei-Frage schon eine andere Färbung. Was in keiner früheren Sitzung möglich gewesen wäre, geschah—Lincoln reichte eine Vorlage zur Abschaffung der Sklaverei im Distrikt of Columbia ein.

Durch die bedeutende Betheiligung mehrerer Congreß-Mitglieder an der Besprechung dieser Vorlage wurde ein für allemal festgestellt, daß der bis dahin eingenommene Standpunkt, die Sklaverei habe ihre Berechtigung, nicht so ohne Weiteres festzuhalten sei. Trotz der wärmsten Vertheidigung dieser Vorlage, wurde sie allerdings abgeschlachtet. Dies war im Jahre 1849. Zwölf Jahre später wurde Präsident Lincoln eine ähnliche Vorlage zur Unterzeichnung unterbreitet und von ihm zum Gesetz erhoben.

Am 4. März des vorerwähnten Jahres endete sein Congreßtermin und damit seine legislative Carriere. Er wurde nie wieder gewählt. Einmal, während Taylor's Präsidentschaft ließ er sich bewegen, beim Präsidenten um einen Subalternposten in Washington anzuhalten, den er jedoch zum Heil der Nation nicht erhielt.

Nach Beendigung seines Congreß-Termins legte sich Lincoln mit doppeltem Eifer auf die Rechtspraxis. Ein Chicagoer Advokat machte ihm denn auch bald den Antrag, mit ihm in Compagnie zu gehen. Er zog jedoch vor, in seiner ländlichen Springfield-Heimath zu verbleiben. In Chicago, so meinte er, wo er seine Zeit in enger Abgeschlossenheit zubringen müsse, werde seine Gesundheit leiden.

In seinem Umgang mit den größten Geistern in Washington hatte er jedoch manchen Mangel an sich entdeckt. Als er sich daher wieder in seiner Advokaten-Klause in Springfield wußte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als diesem Uebelstande durch eifriges Studium abzuhelfen.

Zudem war der Advokatenstand nun nicht mehr was er früher gewesen war. Die Rechtsanwälte in Jagdhemden und „Moccasins" hatten aufgehört; die Zeit, als die Richter noch, nachdem sie das Urtheil gesprochen, mit dem Deliquenten darüber Rücksprache nahmen, eventuell sich entschuldigten, denn die Geschworenen seien ja schuld — die Zeit war vorüber. Andere Anforderungen wurden an den Advokaten sowie an den Richter gestellt.

Daß Lincoln sich auf der Höhe seiner Zeit behauptete, ja daß er einer der bedeutendsten damaligen Juristen im Staate Illinois war, ist außer Zweifel. Richter David Davis, der dem achten Gerichtsbezirk, innerhalb welchem Lincoln praktizirte, viele Jahre als Richter diente, läßt sich folgendermaßen über ihn aus:

„Im Besitze all' der Eigenschaften, die einen bedeutenden Juristen ausmachen, habe ich kaum je seinesgleichen gekannt. Er war ausgezeichnet als Vertheidiger vor einem Geschworenen-Gericht und ebenso unübertrefflich vor dem Appellations-Tribunal. Er packte die Hauptpunkte eines Rechtsfalles und präsentirte sie durch eine außerordentlich klare, compacte Darstellungsweise. Seine Denkweise war logisch und zum Punkt. Dabei ließ er sich nie in Discussionen ein über Dinge, die nicht zur Sache gehörten. Sein sprudelnder Mutterwitz ließ ihn nie im Stich, so daß er oft einen an sich langweiligen Fall in einen höchst interessanten verwandeln konnte. Seine meisterlich

gewählten Anekdoten kamen ihm übrigens außerordentlich zu statten. Freilich, eine ungerechte Sache fand in ihm einen schlechten Vertheidiger. Wenn seine ganze Kraft zur Entfaltung kommen sollte, so war nothwendig, daß er einer gerechten Sache vorstand. War er davon überzeugt, so gewann er auch fast in jedem Fall seinen Prozeß. Freilich auf die sophistische Art und Weise, d. h. auf die Ränke und Schliche vieler seiner Advokaten-Brüder verstand er sich schlecht. Er konnte nicht gut aus Unrecht Recht machen. Er war daher aber auch sehr vorsichtig in der Uebernahme seiner Rechtsfälle. Sehr oft, wenn ihm ein zweifelhafter Fall vorkam, suchte er seinen Mann von der Ungerechtigkeit seiner Angelegenheit zu überzeugen. Sein Compagnon, Herr Herndon, erzählt folgende Erwiderung, die Lincoln einem Manne gab, der seine Dienste in einem zweifelhaften Fall begehrte. Er sagte:

„O ja, ich zweifle gar nicht, daß ich Ihnen die Sache gewinnen helfen könnte. Ich könnte eine ganze Nachbarschaft uneins machen, eine Wittwe und ihre sechs vaterlosen Kinder in's Elend stürzen und Ihnen $600 sichern, die meiner Ansicht nach eher ihr als Ihnen gehören. Ich werde den Fall nicht annehmen, aber ich will Ihnen einen Rath geben, wofür ich Ihnen nichts berechne. Sie scheinen ein recht energischer, thatkräftiger Mann zu sein, gehen Sie und erwerben Sie sich die $600 auf eine andere Weise."

Hie und da traf es sich, daß er im Laufe der Gerichtsverhandlung die Ueberzeugung gewann, daß sein Klient schuldig sei. Einmal, als ihm das vorkam, wandte er sich an seinen Collegen mit der Bemerkung: „Swett, der Mann ist schuldig. Vertheidigen Sie ihn; ich kann nicht." Selbstverständlich ging er seines Antheils an den Gebühren verlustig. Einmal entdeckte er, daß sein Klient Gaunereien getrieben habe. Unmuthsvoll verließ er den Gerichtssaal und begab sich in sein Hotel und als der Richter nach ihm schickte, gab er zur Antwort: „Sagen Sie dem Richter, ich hätte schmutzige Hände und wäre fortgegangen, um sie zu waschen."

Ob Lincoln der fähigste Advokat seines Distrikts oder gar des Staates Illinois gewesen sei—wer wollte darüber entscheiden. Gewiß ist jedoch, daß er der beliebteste und verehrteste von Allen war. Seine Ankunft im Countysitz veranlaßte jedes Mal eine Art Festlichkeit. Jeder wollte ihn hören und sehen. Im Gerichtssaal, in dem er sowohl durch seine herkulische Gestalt, wie durch seine würzigen Reden die hervorragendste Persönlichkeit war, stellten sich massenweise Zuhörer ein, um seinen Reden zu lauschen. So hatte er es denn nach und nach zu einer tüchtigen Praxis und auch zu einem anständigen Einkommen gebracht. Allerdings, unsere heutigen Advokaten würden über seine Forderungen ein Lächeln nicht unterdrücken können, doch ihm genügte dabei. Seine größte Forderung, die er je machte, war $5000, die er sich aber von der Illinois Central Eisenbahn-Gesellschaft gerichtlich einkassiren mußte.

Wie in seinem öffentlichen, so war er auch in seinem Privatleben der bescheidene anspruchslose Mann, der gerne austheilte und selten einnahm. In seiner Häuslichkeit fehlte jeder Luxus unserer modernen Zeit. Dagegen aber gebrach es nicht an nothwendigem Comfort und vor Allem war der unvergleichliche Hausherr selbst für alle möglichen Besucher, die im Lincoln'schen Hause vorsprachen die Seele des Interesses.

So vergingen denn die Jahre seiner stillen, aber nützlichen Thätigkeit in Springfield bis zu dem Zeitpunkt, von der Körner schreibt: „Eine große Zeit will große Herzen." Daß er aber auch den Stürmen, die über ihn, sowie über unser Volk hereinbrachen, gewachsen war, das hat die Geschichte gelehrt und dadurch den Namen Lincoln unsterblich gemacht.

Liebhaberei und Neigung als Hinderniß des Erfolges.

Editoriell.

Ein Mann, der nicht mit Kopf und Herz in seinem Werke lebt, wird in der Welt nur wenig ausrichten. Er muß das, was er ist, ganz sein, wenn er Erfolg haben will.

Wir können jedoch nicht Alle in dem gleichen Wirkungskreise arbeiten. Der Eine findet in diesem Berufe Befriedigung und Freude, der Andere in jenem; ein Jeder kann sich nur einem besonderen Werke widmen, und wäre, wenigstens zum Theil, erfolglos in der Stellung des Andern. Ihr beiderseitiger Erfolg wird durch ihre Stellung im Leben bedingt.

Es ist deshalb für Jedermann von hoher praktischer Bedeutung, den rechten Platz und die rechte Aufgabe im Leben zu finden, nicht allein für sich, sondern auch für die, welche unter seiner Leitung und Fürsorge stehen, denen er rathen und helfen soll. Viele Leute hegen die irrthümliche Ansicht, man müsse seinen Neigungen folgen, um Erfolg zu haben und Großes in der Welt zu leisten; in Wirklichkeit aber sind diese Neigungen weit häufiger ein Hinderniß als ein Hebel zum Erfolg, und wahrhaft erfolgreich ist gewöhnlich nur der, welche sie bemeistert anstatt ihnen zu fröhnen.

Unter Neigung verstehen wir einen angeborenen oder angeeigneten Hang, eine gewisse Gemüthsrichtung, keinen wohlüberlegten Entschluß, keine durch Nachdenken gewonnene Ueberzeugung.

Die Neigungen und Liebhabereien des Menschen, werden von Selbstinteresse und Eigenliebe beeinflußt. Er liebt Behaglichkeit und Wohlsein im Leben und scheut Unannehmlichkeiten und Verdruß. Persönliche Befriedigung seiner Wünsche ist ihm angenehmer als Zwang und Entsagung. Er ist weit eher geneigt, das zu thun, was ihm die wenigste Mühe und Anstrengung kostet, als das, was er nur unter gro-

ßen Schwierigkeiten erreichen kann; und je länger er diesen seinen Neigungen folgt, desto schwerer wird es ihm später, ihnen zu widerstehen und einen anderen Weg einzuschlagen.

Und doch weiß ein Jeder, daß Widerstand den Menschen stählt, daß Thatkraft, Anstrengung und Selbstverleugnung zur Entwickelung und Ausbildung der Fähigkeiten und des Charakters, sowie zum wahren Erfolge im Leben unumgänglich nothwendig sind. Daher kommt es, daß die Neigungen oft unserem Streben nach Erfolg hindernd in den Weg treten und selbst im besten Falle unsere Laufbahn gefährden.

Daß üble und verkehrte Neigungen ausgerottet werden müssen, ist Allen klar. Hat z. B. ein Knabe Neigung zur Völlerei oder zur Trägheit, liebt er es, die kostbare Zeit zu verträumen, oder ohne Zweck und Ziel in der Welt umherzuschwärmen, so weiß jeder Vater und jeder Lehrer, daß diese Neigungen unterdrückt werden müssen, und daß es Sünde wäre, ihn darin zu bestärken. Dasselbe gilt, wenn er zur Verschwendung oder zum Geiz oder zu unüberlegten Worten und Handlungen geneigt ist. Da geben Alle zu, daß die Neigungen in diesem Falle ein Hemmschuh des Erfolges sind und daß man sich auf das Ernstlichste bemühen muß, sie zu überwinden.

Hat dagegen ein Knabe Neigung zum Lesen und Studiren oder zum Zeichnen und Malen, so hegen die Eltern leicht die Idee, es stecke in ihm ein Gelehrter oder ein Künstler. Arbeitet er gern mit Meißel und Bohrer und allerlei Handwerkszeug, oder legt ein Interesse für Maschinerie an den Tag, so gilt ihnen das als Beweis, der Junge sei zu einem Handwerker oder Maschinisten bestimmt und werde vielleicht noch einmal ein berühmter Erfinder. Hat er Geschmack und Gefallen an dem Wohlklang der Töne, so erblickt man in ihm einen künftigen Musiker oder Componisten. Zeigt sich bei ihm von Kind auf eine Neigung zum Disputiren und Beweisführen, so heißt es: „Der macht einmal einen tüchtigen Advokaten.“ Schreibt er einen guten Styl und weiß er kleine Geschichten und moralische Betrachtungen in entsprechender Form wiederzugeben, so hegt man hohe Erwartungen von seinen späteren Erfolgen als Schriftsteller, Redakteur oder Prediger. Und dasselbe gilt von jedem andern Wirkungskreise, in welchem der Mensch möglicherweise Erfolg haben kann.

In der Regel aber sind die Neigungen mehr ein Hinderniß als ein Hebel zum Erfolg, denn ein Mann, der nur das thut, wozu er Lust und Neigung hat, besitzt nur einen geringen Grad von Männlichkeit.

Große Leistungen erfordern Mühe und Anstrengung, Ausdauer und Beharrlichkeit, und diese wiederum bedingen einen festen Charakter. Ein fester Charakter aber, der uns befähigt, beharrlich und erfolgreich nach einem hohen Ziele zu streben, wird nur unter dem Druck der Verhältnisse im Leben gebildet, und Niemand bekommt ihn, ohne seinen persönlichen Neigungen entgegenzuarbeiten, und die unwillkommenen Hindernisse auf seinem Wege muthig zu überwinden.

Ein Mann, der nur seinen Neigungen folgt, treibt willenlos und müssig mit den Wogen des schnell dahin rauschenden Stromes, aber es erfordert den sehnigen Arm und den scharfen Blick des kundigen Bootsmannes, stromaufwärts zu rudern,—gegen den Strom der eigenen Neigungen. Niemand wird in irgend einem Berufe besondere Erfolge erzielen, ohne viel Arbeit zu thun, die er seinen Neigungen zufolge, weit lieber unterlassen hätte, oder mit anderen Worten, ohne seinen Neigungen zu widerstehen, anstatt ihnen nachzugeben.

So leicht ist es den eigenen Neigungen zu folgen und so unvermerkt geräth man auf diesen Abweg, daß man Gefahr läuft, allen Gewinn, der aus einem redlichen Kampf mit den Hindernissen im Leben entspringt und sich besonders in vermehrter Charakterfestigkeit und Männlichkeit äußert, in dieser nachtheiligen Lieblingsbeschäftigung zu verlieren.

Der, welcher beständig das studirt oder das malt, was seinen Neigungen entspricht, wird schwerlich ein erfolgreicher Student oder ein berühmter Künstler werden. Ihm mangelt der wohlgeschulte Geist, und die Fähigkeit, seine eigenen Gaben und Talente zu meistern, welche man sich nur durch treue Pflichterfüllung erwirbt, gleichviel ob diese Pflichten unseren Neigungen entsprechen oder nicht, und ohne sie ist kein wahrer Erfolg möglich. Der erfolgreiche Schriftsteller besitzt von Natur nur selten die Gabe, ohne besondere Mühe in einem klaren und anziehenden Style zu schreiben. Wäre das der Fall gewesen, so hätte er sich vielleicht zu seinem Nachtheil darauf verlassen und gründliche Arbeit versäumt. Besonderes Rednertalent mag einem Manne in Fällen hindern, ein tüchtiger Advokat oder ein hervorragender Prediger zu werden, weil er Gefahr läuft, im Besitz dieser Gabe die Mittel zu versäumen, die ihm allein beibenden Erfolg in seinem Wirkungskreise sichern.

Und umgekehrt, ein fester Entschluß, nach Erfolg zu ringen auf einem Gebiete, welches den persönlichen Neigungen nicht entspricht, ist schon an und für sich eine Bürgschaft des Erfolges.

Und in dieser Weise mag der Widerstand gegen unsere Neigungen anstatt uns hinderlich zu sein, zu unseren Erfolgen beitragen.

Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob Jemand zu einem Berufe Neigung fühlt, oder ob er ihm vor anderen den Vorzug gibt. Im ersten Falle folgt er einem angeborenen Hang, einer Liebhaberei, im letzten trifft er eine wohlüberlegte Wahl.

Bei einem ächten Manne gehen Neigung und Pflichtgefühl oft weit auseinander. Ein Soldat im feindlichen Feuer mag geneigt sein, rechtsumkehrt zu machen und davon zu laufen, aber als Soldat zieht er es vor, auf seinem Posten zu stehen, trotz Kugeln und Gefahr.—Eine sorgliche Pflegerin am Krankenbette mag eine Neigung zum Schlafe fühlen und doch mag sie es vorziehen, wach zu bleiben. So mögen in jedem Berufe Pflicht und Klugheit Manches gebieten, was den persönlichen Neigungen zuwider ist, aber der weise Mann gibt Pflicht und Klugheit Gehör und sie allein bestimmen seine Handlungsweise.

Die Neigung eines Mannes kommt bei der Wahl eines Berufes weniger in Betrachtung, als die Frage: „Welchem Berufe sollte ich den Vorzug geben?"

Um eine gute Wahl zu treffen verdienen besonders folgende drei Fragen nachdenkende und betende Berücksichtigung: In welchem Berufe kann ich meinen Gott und Meister am besten ehren und verherrlichen? — In welchem Berufe kann ich meine Gaben am besten verwerthen und meinen eigenen Charakter am meisten ausbilden und veredeln? — Und schließlich: „In welchem Berufe kann ich den zeitlichen und ewigen Interessen meiner Mitmenschen am besten dienen?"—In der Beantwortung dieser drei Fragen sollten natürlich die angeborenen und erworbenen Fähigkeiten jedes Einzelnen berücksichtigt werden. In den meisten Fällen wird das Kind Gottes, welches sich aufrichtig und redlich bemüht, Gottes Willen zu wissen und zu thun, erfahren, daß die Antwort auf diese drei Fragen einen Fingerzeig in der rechten Richtung gibt und daß diese Richtung den persönlichen Neigungen nicht entspricht.

Hat aber Jemand auf solche Weise seinen Wirkungskreis erkannt, so sollte Gewissen und Pflichtgefühl ihn bestimmen, treu und wacker darin zu arbeiten, — trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten, welche ihm seine Neigungen bereiten mögen.

Zwei Geschichten zum Nachdenken.

1. Ich bin todt.

Es gibt eine wohlbekannte Geschichte aus der Zeit Napoleon I. In einer der Conskriptionen während seiner vielen Kriege wurde ein Mann ausgehoben, der keine Lust hatte zu gehen. Er hatte indeß einen Freund, der sich anbot, für ihn zu gehen. Derselbe stieß zum Regimente in seinem Namen, ward in den Krieg geschickt, in einer Schlacht getödtet und auf dem Schlachtfelde begraben. Später wurde der erste Mann aus Versehen zum zweitenmale ausgehoben, aber er weigerte sich mitzugehen. „Ihr könnt mich nicht nehmen." — „Warum nicht?" — „Ich bin todt," erwiderte er — „Du bist nicht todt; du bist am Leben und gesund."—„Aber ich versichere euch, ich bin todt," sagte er. — „Hör', Mann, du mußt nicht recht bei Verstande sein. Wo bist du denn gestorben?" — „In der und der Schlacht, und begraben habt ihr mich auf dem und dem Schlachtfelde." — „Du redest wie ein Verrückter," riefen sie; aber der Mann blieb dabei. — „Schlagt eure Bücher auf und sehet, ob es nicht also ist." Sie schlugen nach und fanden, daß er recht hatte. — „Ah," sagten sie, „die Sache verhält sich so, du bist nicht selber gestorben; aber du hast wahrscheinlich Jemand bekommen, der für dich ging; es muß dein Stellvertreter gewesen sein." — „Ich weiß das wohl, er starb an meiner Statt. Ihr könnt mir nichts anhaben; ich starb in jenem Manne und gehe daher frei aus. Das Gesetz hat keinen Anspruch an mich." — Sie wollten dies nicht gelten lassen, und die Sache kam vor den Kaiser. Aber dieser sagte, der Mann habe recht; er sei in den Augen des Gesetzes todt und begraben, und Frankreich habe keinen Anspruch an ihn.

Die Geschichte mag wahr sein oder nicht: aber eins weiß ich: Es ist wahr, daß der König des Himmels die Lehre der Stellvertretung anerkennt. Christus ist für mich gestorben, darauf baue ich die Hoffnung meines Lebens. „Es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind." Fragst du mich, was du thun müssest, um dieses Segens theilhaftig zu werden, so antworte ich: „Geh' und mach es persönlich mit Christo ab. Wirf dich als Sünder unter's Kreuz. Entkleide dich aller eigenen Gerechtigkeit und ziehe die Gerechtigkeit Christi

an. Hülle dich in sein reines, vollkommenes Kleid, und nimm ihn in kindlichem Glauben als deinen Heiland auf, so wirst du die köstlichen Schätze ererben, die Christus mit seinem Blute dir erkauft. „So viele ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ Ja, Gottes Kinder, Macht, die Welt, das Fleisch und den Teufel zu überwinden; Macht, jede anklebende Sünde, Leidenschaft und Lust zu kreuzigen; Macht, zu triumphiren über jede Drangsal und Prüfung des Lebens. „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“

2. **„Ich kenne sie nicht.“** (Matth. 26, 72.)

Eine Wittwe hatte eines Morgens ihr Haus und ihre fünf Kinderlein verlassen, um einige nöthige Einkäufe zu besorgen. Nach etwas mehr als einer Stunde kehrte sie eiligen Schrittes zurück und freute sich schon, die fröhlichen Kindergesichter am Fenster zu erblicken. Als sie aber um die Ecke ihrer Straße bog, gewahrte sie zu ihrem Entsetzen, daß ihr Haus in hellen Flammen stand. Beinahe im gleichen Augenblicke kam ihr ein Nachbar mit den vier ältesten Kindern entgegen. „Gottlob!“ rief die arme Mutter, „seid doch ihr, meine Kleinode gerettet! — Aber wo ist die Kleinste?“ fuhr sie im gleichen Athemzuge fort.

In der allgemeinen Bestürzung war das jüngste Kind vergessen worden.

„O, mein Kind, mein Kind!“ rief die Mutter und eilte dem brennenden Hause zu. Hinein durch die prasselnden Flammen stürzte sie. Man wollte sie gewaltsam zurückhalten. Es war vergebens, die Liebe ist stärker als der Tod. Sie verschand in dem brennenden Hause; aber schon nach wenigen Augenblicken erschien sie wieder mit dem Kindlein in den Armen und konnte als ein wahres Wunder noch gerettet werden. Kaum hatte sie das geliebte Kind, das beinahe ganz unversehrt geblieben war, in die Arme einer Freundin gelegt, so stürzte sie besinnungslos zusammen und mußte in's Spital getragen werden. Ihr ganzer Körper war eine Wunde, und der Tod schien unvermeidlich. Allein nach monatelangem Leiden und treuer Pflege genas sie allmählich wieder und wurde ihren Kindern auf's Neue geschenkt. Doch behielt sie die Narben jener schrecklichen Wunden; namentlich war ihr Angesicht durch dieselben so sehr entstellt, daß sie auf Fremde einen widerlichen Eindruck machte, wiewohl alle, die sie kannten, die innere Schönheit durch die äußere abstoßende Hülle hindurchschimmern sahen. —

Es vergingen Jahre, und das so wunderbar gerettete Kind war zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Einst befand sie sich mit ihrer Mutter in einer fremden Stadt in größerer Gesellschaft. Sie stand in einem Kreise junger Mädchen, die in ihre ganze Umgebung witzelnde Bemerkungen machten. Plötzlich sagte eins derselben mit spöttischer Miene zu ihr: „Sehen Sie doch einmal jene häßliche Frau mit den entsetzlichen Narben. Kann man etwas Garstigeres sehen? Wissen Sie, wer sie ist?“ Und die leichtfertigen jungen Mädchen brachen in ein liebloses Gekicher aus. Eine dunkle Röthe flog über das Gesicht der Tochter. Einen Augenblick kämpfte Eitelkeit mit Liebe, falsche Scham mit Dankbarkeit; endlich sagte sie leise: „Nein, ich kenne sie nicht!“ — Du wendest dich mit einem Ausruf des Abscheus von diesem unnatürlichen, undankbaren Kinde ab, geliebter Leser; aber halt — sollten nicht etwa dir die Worte gelten: Du bist der Mann? Wie oft, o wie oft hast du nicht den auf gröbere oder feinere Weise verleugnet, der für dich in ein viel schrecklicheres Feuer ging, um dich aus einen Brand herauszureißen! Den von welchem es heißt: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne! wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, darum haben wir ihn nichts geachtet. Ja, wenn man von seiner Macht und Weisheit, von seiner Vorsehung und Herrlichkeit sprach, da konntest du mit einstimmen. Aber wenn es galt, mitten unter ungläubigen oder halbgläubigen Genossen zu zeugen von Jesu dem Gekreuzigten, von dem liebreichen Heilande, der dich, verlorenes Schäflein, gesucht und gefunden, wie waren deine Lippen so stumm, deine Worte so klug und berechnend! Wenn es eine Ehre vor der Welt war, wenigstens vor der christlichen Welt, in diese Versammlung zu gehen, oder jenen Vortrag zu hören, dann wandtest du deine Schritte auch hin, aber wenn Jesus in seiner Knechtsgestalt vor dich trat, wenn es galt, mit ihm vor's Lager hinauszugehen und seine Schmach zu tragen — da bliebst du zurück. Denke an jene Tochter! Was müßte das heiß liebende Herz der Mutter gefühlt haben, wenn sie die eisigen Worte ihres Kindes gehört hätte. Und wie muß es deinen Retter betrüben, wenn du durch Reden oder durch Schweigen, durch Thun oder durch Unterlassen von ihm sprichst: „Ich kenne ihn nicht!“ O, laßt uns alle lernen, die Schmach Christi für größeren Reichthum zu halten, als die Schätze der Welt und uns freuen, wenn wir geschmähet werden, so es um seines Namens willen geschieht. (Mark. 8, 38. Römer 8, 17.) (Nachbar.)



Der Rosenstrauch.

Das Kind schläft unter dem Rosenstrauch,
Die Knospen schwellen im Maienhauch;
Es ruht so selig, es träumt so süß
Und spielt mit Engeln im Paradies:
Die Jahre vergehen.

Die Jungfrau steht vor dem Rosenstrauch,
Umspielt von der Blüthen duftigen Hauch.
Sie preßt die Hand auf die klopfende Brust,
Erglühend in wunderseliger Lust:
Die Jahre vergehen.

Die Mutter kniet vor dem Rosenstrauch.
Die Blätter säuseln im Abendhauch;
Sie denkt an vergangene Tage zurück,
Es schwimmt in Thränen ihr trüber Blick:
Die Jahre vergehen.

Entblättert trauert der Rosenstrauch,
Die Blüthen verwehten im Herbsteshauch.
Die Blätter welkten und fielen ab,
Und deckten flüsternd ein stilles Grab:
Die Jahre vergehen.

E. Ferrand.

Mädchenerziehung.

Für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

Bei jedem Unternehmen sollte man ein gewisses Ziel im Auge haben, und die zur Erreichung nöthigen Mittel ergreifen.

Auch bei der Heranbildung der Jugend sollte die künftige Bestimmung wohl erwogen, und der Erziehungsgang darnach eingehalten werden.

Die Anlagen des Mannes weisen darauf hin, daß er von Natur hauptsächlich für den Kampf des Lebens bestimmt ist, während die körperliche und seelische Beschaffenheit des weiblichen Geschlechtes auf die ruhige Stätte des Hauses hindeutet, als den für dasselbe bestimmten und geeigneten Wirkungskreis.

Als Hüterin der häuslichen Sitte, als Mutter und Gebieterin soll sie hier den Mittelpunkt bilden, und ihre segensreichste Thätigkeit entfalten.

Ausnahmsweise haben Frauen auch in andern Berufen sich mit Erfolg hervorgethan, aber die Geschichte und tägliche Erfahrung beweisen unwiderlegbar, daß im Familienkreis, der Schulstube, im Krankenzimmer ihr eigentlicher Wirkungskreis ist, da sie zu allen Zeiten Großes, Segensreiches geleistet haben.

Es liegt ganz außer ihrem Beruf an politischen Parteikämpfen Theil zu nehmen, in Gesetzeshallen mit schlauen Politikern zu streiten, in öffentliche Aemter einzudrängen, oder gar im Lande umherzureisen, Brandreden gegen die bestehende Ordnung und die Tyranei der Männer zu halten. Dadurch streift sie ihre Weiblichkeit, die zarten, erfurchtgebietenden Seiten ihres Wesens ab.

Das Ziel, welches deßhalb bei der Mädchenerziehung im Auge behalten werden sollte, ist die Tüchtigmachung für den häuslichen Wirkungskreis, für das Leben in der Familie.

Die überwiegende Mehrheit des weiblichen Geschlechtes hat natürliche Anlagen und Neigung dafür, und nur ein verschwindend kleiner Theil würde eine andere Wahl treffen, wenn es in ihrer Macht läge nach Geschmack wählen zu können.

Nach den amtlichen statistischen Berichten gibt es in diesem Lande nicht weniger als drei Millionen weiblicher Personen, welche außerhalb des Hauses thätig sind.

In Fabriken sind 640,000, in Waschanstalten 530,000, in Putzläden 280,000, im Kleidermachergeschäft 200,000, in Schneiderwerkstätten 60,000, im ärztlichen Fach 2500, als Verkäuferinnen, Lehrerinnen, Telegraphistin, Buchführerinnen und Aufwärterinnen 670,000. Die übrige Zahl vertheilt sich auf verschiedene Beschäftigungen, besonders auf die im Süden auf den Plantagen beschäftigten Negerinnen.

Die Ursache dieser gewiß alarmirenden Erscheinung liegt hauptsächlich in der verkehrten Erziehungsmethode des weiblichen Geschlechtes, wodurch die Liebe zu ihrem eigentlichen Berufe nicht geweckt, oder sie nicht tüchtig dafür gemacht werden.

Sie scheuen sich in die Häuslichkeit einzutreten, weil ihnen Lust und Tüchtigkeit dafür fehlt, und junge, verständige Männer sehen wohl ein, daß sie mit solchen Weibern schlecht bestellt wären. Daher die vielen alten Jungfern und einseitigen Hagestolze.

Früher wurde bei der Mädchenerziehung, selbst der Vornehmsten und Reichsten, das häusliche Ziel mit im Auge behalten. Neben der intellektuellen Bildung mußten sie sich auch die Geschicklichkeit aneignen, das Hauswesen zu führen und mit der edlen Koch- und Backkunst vertraut sein, ehe sie in die Ehe treten durften.

Viele von uns erinnern sich noch der ehrwürdigen Mütter und Großmütter, die im Hause und auf dem Hofe so vortrefflich zu schalten und walten verstanden. Es mag sein, daß sie mit ihrer Bildung heute etwas hinter der Zeit wären, aber gewiß waren sie bessere Haushälterinnen und glücklichere Mütter, als die jetzigen Damen des Hauses, welche mit Notenheften, Geigenbogen, Palleten und sonstigen Adelzeichen weiblicher Bildung so fix umzugehen wissen und dabei vom Hauswesen so wenig als möglich verstehen.

Die Verrichtung der häuslichen Arbeiten ist heutzutage die Beschäftigung der Mütter und Großmütter, diesen Ueberbleibseln aus der alten Zeit, während die künftige Hausmutter am Klavier, Stickrahmen, Tuschkasten sitzt, im Schaukelstuhl oder der Hängematte sich wiegt.

Geklimpert und gestrichen muß werden, selbst wenn alles Talent dazu fehlt.

Mit der Erziehung der Mädchen sind wir in diesem Lande in eine Richtung gerathen, die vom eigentlichen Ziele ableitet.

Man gönnt ihnen kaum mehr die fröhliche Jugendzeit, in der sie im Freien spielen, und ungenirt im häuslichen Kreise mithelfen sollten. So schnell als möglich müssen sie durch alle Klassen in der Schule, um als junge Ladies fungiren zu können. Das Kindliche und Naive wird ihnen vorzeitig abgestreift, und ein afficirtes

Wesen beigebracht, das an's Lächerliche grenzt. Man sehe nur, wie sie daher trippeln, die Arme schwingen, das Köpfchen steif halten, den ganzen Körper hin- und herbalanciren, als wären sie nach der Hofetiquette eines Gewaltigen einexerzirt.

Man lasse sie doch den schönsten Theil ihres Lebens genießen, und lege nicht durch frühzeitiges Schulreglement den Grund, sie für ihren künftigen Beruf unfähig zu machen. Eine Frau mag noch einmal ein Engel werden, ein Mädchen wird sie nie wieder.

Auf diese Weise werden tausende und abertausend Mädchen verbildet, daß sie weder Freude noch Geschick für den künftigen häuslichen Beruf haben, oder denselben gar als eine Art Sklaverei ansehen.

Eine Amerikanerin besuchte auf ihrer europäischen Tour auch den Palast des Fürsten Bismarck, und sah daselbst die Fürstin mit einem Schlüsselbund an der Seite, den Haushalt inspiziren. Darüber riß die Amerikanerin die Augen gar gewaltig auf, und meinte in einer Correspondenz in einem New Yorker Blatte, das sei einer so hochstehenden Dame doch ganz unwürdig. Der Fürst Bismarck aber sah den Schlüsselbund seiner Frau lieber, als den Diamantenschmuck, mit welchem er sie beschenkt hatte. Wenn sein Hauswesen unter der Aufsicht dieser Amerikanerin, welche wahrscheinlich vom Haushalt sehr wenig verstand, gestanden hätte, wäre er ohne Zweifel in früheren Jahren bankerott geworden.

Wenn ich an den Beruf denke, welcher von Gott und der Natur dem weiblichen Geschlechte angewiesen ist, so scheint es mir, ein kräftiger gesunder Körper und die Geschicklichkeit das Hauswesen zu führen, seien nützlicher und nöthiger, als wenn die Mädchen die Namen der alten Philosophen, die Nebenflüsse des Ganges, die Ausläufer der Alpen, die sieben Wunder der alten Welt an den Fingern herzählen, oder gar die Werke der alten Meister präzis abspielen können. Damit will ich nicht verstanden sein, als ob die geistige Ausbildung gering geschätzt oder versäumt werden sollte, denn sie ist heute nöthiger und auch leichter zu erlangen, als in früheren Jahren, weil überall regerer Verkehr herrscht, und die Fabrikindustrie das Spinnrad, den Webstuhl und selbst das Stricken überflüssig gemacht hat. Aber das meine ich: Zuerst nähen, flicken, backen, kochen, waschen, bügeln lernen, dann musiciren, zeichnen, Malerei und Schriftstellerei treiben.

Und eine Mutter, welche ihre erwachsenen Töchter nicht soweit in den häuslichen Arbeiten unterrichtet hat, daß sie dem Hauswesen vorstehen können, macht sich einer Versündigung theilhaftig gegen ihre Kinder, Schwiegersöhne und künftigen Nachkommen.

Eine eben aus der höheren Töchterschule kommende junge Dame legte ihrem Vater ihr Zeugniß mit großer Selbstbefriedigung vor, indem sie sagte: „Nun Papa wirst Du gewiß mit mir zufrieden sein. Volkswirthschaft, sehr gut; Sternkunde, gut; Malen und Musik, befriedigend.“ Nachdem der Papa das Papier eine Weile ernst angeblickt hatte, sagte er: „Schön, sehr schön, mein Kind! Wenn nun dein Zukünftiger etwas von der Haushaltung versteht, tüchtig kochen und nähen kann, werdet ihr eine glückliche Ehe führen.“

Wenn das Mädchen zur Jungfrau herangewachsen ist, sollte sie das Hauswesen gründlich verstehen, damit sie sich nicht später gleich einem unwissenden Kinde von den Dienstboten schulmeistern, bespötteln oder gar abblitzen lassen muß. So erging es jener jungen Frau, die im Institut erzogen, eines Morgens zu der vom Markte heimkehrenden Magd in vorwurfsvollem Tone sagte: „Warum bringen Sie so kleine Eier? Lassen Sie dieselben doch im Neste liegen bis sie ausgewachsen sind!“ Daß sie zur Zielscheibe des Spottes wurde, braucht kaum erwähnt zu werden.

Jede Frau muß ja doch einmal den Haushalt und die Küche kennen lernen, ob sie sich gern oder ungern dazu versteht. Hinkt, hapert und fehlt es dann an allen Enden und Ecken, so verliert auch die beste Musik die Harmonie, wenn der Mann den Baß nach den Noten der ungeflickten Hosen dazwischen brummt, und die feinkolorirten Bilder verlieren den Reiz in seinen Augen, während er das wetzsteinartige Brod unter den Zähnen zerarbeitet.

Die Flitterzeit, in welcher viele Männer mit offenen Augen nicht sehen, verfliegt gar schnell, und wenn sie dann die Unkenntniß und Untauglichkeit ihrer Frau, das Hauswesen zu führen, wahrnehmen, werden sie verdrießlich und es kommt zu unangenehmen Auftritten. Ist die Kost zu Hause schlecht, so sucht der Mann Ersatz im sogenannten Lunch oder gar im Glase. Verschleudert die Frau den sauer erworbenen Lohn des Mannes, so wird auch er leichtsinnig und bringt seine Freistunden in Gesellschaften zu, die er sonst meiden würde.

Das ist der Anfang der Elendsgeschichte so vieler ruinirten Familien. Die Schuld liegt nicht an den Töchtern, sondern an den Eltern, besonders an den Müttern und dem einseitigen Bildungsgange auf unsern Hochschulen. Wer könnte von einer jungen Dame, die 4—6 Jahre meistens mit Büchern umging, erwarten, daß sie viel Lust zur häuslichen Beschäftigung habe.

Vor noch nicht langer Zeit sagte ein erfolgreicher Kaufmann, mit welchem ich über diesen Gegenstand sprach: „Die meisten Mädchen sind in Grund und Boden hinein für den Haushalt verdorben, wenn sie von den Hochschulen heimkommen.“ Daß dieses Urtheil von einer überaus großen Anzahl amerikanischer Dämchen nur zu wahr ist, lehrt die Erfahrung. Natürlich gibt es auch viele rühmliche Ausnahmen unter ihnen.

Die Töchter der Deutschamerikaner werden gewöhnlich schon in früher Jugend von tüchtigen Müttern im Hauswesen unterrichtet, und legen deßhalb bei ihrer Rückkehr von der Schule ebenso große Fertigkeit in der Küche an den Tag als im Prachtzimmer. Deßhalb blüht unter ihrem Regimente gewöhnlich Wohlstand und häusliches Glück.

Es ist zu verwundern, daß in diesem sonst so praktischen Lande von den Leitern der größeren höheren Töchterschulen noch nie ein ernster Versuch gemacht wurde, ein Departement für häusliche Arbeiten einzurichten, in welchem die jungen Damen im Kochen, Waschen, Bügeln u. drgl. m. unterrichtet und für ihren künftigen Beruf vorbereitet würden. Da könnten sie das bischen Chemie und Geometrie am Brodbacken, Kleiderzuschneiden und Flicken praktisch ausüben.

Ein reicher, wohlthätiger Onkel würde ein segensreicheres Werk stiften, wenn er Hunderttausende für den Küchenunterricht in einer Anstalt dotirte, als für einen Lehrstuhl fremder Sprachen. Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, wurde vor Jahren ein derartiger Versuch in Boston gemacht, aber derselbe muß im Sand verlaufen sein, denn man hört und liest nichts mehr davon.

Noch einige Gedanken über ein kirchliches Gesangbuch.

Editor.

Es ist höchst erfreulich, daß die „Gedanken über ein kirchliches Gesangbuch“ (Mai-Nummer Haus und Herd) so vielfach zur Anregung gedient haben. Der Editor erhielt nicht blos eine Anzahl meistens zustimmender Mittheilungen, sondern der werthe College vom Christl. Apologeten hat auch einen brüderlichen Meinungsaustausch veröffentlicht. Da nun eine wichtige Sache gewißlich der Besprechung würdig ist, so fügen wir, ohne das Gebiet der Controverse zu betreten, noch einige Gedanken zu den bereits publizirten.

Erstens: Mit dem Satz des geschätzten Apologeten, daß das Committee nicht nöthig habe, „gereimte Prosa, Wortgeklimper oder irgend welche Lieder aufzunehmen, die keinen wahren poetischen Gehalt haben,“ brauchen wir uns nicht zu befassen.

„Haus und Herd“ enthält in dem Artikel der Mai-Nummer keine einzige Sylbe, die auch nur im leisesten andeutete, daß sich das Committee mit Wortgeklimper 2c. zufriedenstellen solle.

In Haus und Herd wurde vielmehr folgender Maßstab aufgestellt: „Das Kirchenlied ist mustergültig, welches bei **literarisch-poetischer Brauchbarkeit** dem betreffenden Zweck entspricht, Herz und Gemüth des Volkes erfaßt, und von demselben gesungen werden kann.“

Da es nun rein unmöglich ist, daß alle brauchbare, mustergültige Originallieder Perlen erster Klasse sind, so wäre es eine Uebertreibung, wollte man Uebertragungen aus andern Sprachen an vereinzelten deutschen Liederschätzen messen, und sagen, diese Uebertragungen sind nichts werth, wenn sie den Vergleich mit einigen „hochklassischen“ Originalprodukten nicht aushalten.

Dies ist der vom Editor des Haus und Herd eingenommene und in der Mai-Nummer klar erörterte Standpunkt.

Hier sei noch beigefügt, daß es sich bei Herstellung eines Gesangbuches nicht blos um die Erreichung eines literarisch-poetischen Ideals handelt, sondern auch darum, daß der Standpunkt, die Bedürfnisse, die Erfahrungen und Anschauungen des Volkes Berücksichtigung finden, für welches das Werk bestimmt ist.

Woher kommt es denn zum Beispiel, daß die deutschen Methodisten an dem mangelhaft übertragenen Lied „Es ist ein Born gefüllt mit Blut“ sich wohl zehnmal warm singen, bis sie einmal zu dem hochklassischen „Befiehl du deine Wege“ greifen? Die Melodie kann dies doch nicht bewerkstelligt haben, denn es lassen sich auf das deutsche Lied sehr bewegliche und leichte Melodien finden.

„Das aus dem Englischen übertragene Lied,“ antwortet man, „ist eben zum Eigenthum des Volkes geworden, und deßhalb wird es viel öfters gesungen.“

Ja wohl. Aber warum ward es in diesem Maße zum Volkseigenthum? Deßwegen, weil es trotz seiner literarischen Mangelhaftigkeit die specielle charakteristische Erfahrung und Anschauung des betreffenden Volkes darstellt, und in dem bestimmten Kreise sich zehnmal die Gelegenheit bietet, dasselbe zu singen, bis das hochklassische deutsche Lied einmal an die Reihe kommt, obgleich letzteres jedem Deutschen von Jugend an bekannt ist.

Zweitens: Auch auf das, was der geschätzte Apologete über die auf Bestellung verfertigte Uebersetzungen sagt, hat Haus und Herd keine Antwort zu geben, denn es steht kein Wörtchen davon im Artikel unserer Mai-Nummer.

Da die Sache aber einmal angeregt ist, so wollen wir doch nachweisen, wie leicht man sich, nicht etwa ausnahmsweise, sondern sehr oft betreffs der „freigewählten,“ sowie der „bestellten“ Sachen täuscht.

Es ist ja wahr, daß zur Herstellung eines Liedes Inspiration, Begeisterung gehört. Aber damit ist noch lange nicht bewiesen, daß die Inspiration auch ein gutes Lied hervorbringt, oder daß bei freier Wahl

immer Besseres entsteht, als wenn man tüchtige Kräfte auf Vorhandenes zur Bearbeitung hinweist.

Meine langjährige Erfahrung in diesem Fach beweist mir absolut das Gegentheil.

Seitdem das neue Gesangbuch unterwegs ist, habe ich wohl (und zum Theil von ganz tüchtigen, literarischen Kräften) einen Handkorb voll freigewählte, übersetzte Lieder erhalten. Viele der Einsender sagen, sie seien zur Arbeit getrieben, also inspirirt worden; aber nach genauer, unparteiischer Prüfung ist das Urtheil nicht zu unterdrücken, daß die meisten dieser durch freie Wahl entstandener Uebertragungen keinen Vergleich aushalten können mit andern, die aufgegeben wurden.

Dahingegen bin ich in der Lage nachzuweisen, daß die meisten der anerkannt besten Uebersetzungen, die wir in den letzten fünfzehn Jahren erhielten, auf Bestellung entstanden.

Aus Dutzenden Beispielen seien nur einige herausgegriffen: Das wirklich gelungene „Hüter ist die Nacht schier hin" in Concordia wurde von Rev. P. Häring auf meine Bestellung gedichtet, wie er überhaupt manche sehr gute deutsche Uebertragungen und Originallieder in gleicher Weise lieferte. Welche der besten Umarbeitungen von Rev. G. Weiler, sowie anderer wurden auf Bestellung geliefert. Der prächtige Hymnus auf das achtzigste Jahresfest unseres Dr. Nast ist die Lösung einer genau fixirten Aufgabe.

Doch—genug der Beispiele, die ich auch aus der allgemeinen Literatur vermehren könnte.

Da dieselben so häufig sind, daß sie nicht als bloße Ausnahmen gelten dürfen, so lehren sie uns wenigstens das, daß wir nicht fragen sollen, **wie** ein Lied entstanden, sondern ganz objektiv—**was** es ist, und man in Irrthümer und Inconsequenzen verfiel, wollte man mit Vorurtheil deßwegen an ein Lied herantreten, weil es die Lösung einer gestellten Aufgabe enthält.

Was die Art und Weise der Aufgabestellung betreffs der Uebertragungen englischer Lieder betrifft, so geschah dieselbe auf Beschluß **des Committees.** Persönlich hatte ich ursprünglich einen andern Plan, ging aber auf die Meinung des Committees fröhlich ein, und bin jetzt fest überzeugt, daß dieser Modus unter Umständen recht gut ist. Jedenfalls aber hätten wir im Ganzen nicht halb so Tüchtiges erreicht, wenn wir anstatt Auswahl zu treffen, Jedermann eingeladen hätten, ad libitum und ad infinitum darauf los zu dichten.

Es wurde jedoch wiederholt die Bitte ausgesprochen, freigewählte Lieder einzusenden, und das Resultat dieser Bitte ist oben angegeben.

Auch ging das Ersuchen an jeden Beauftragten, „falls er glaube nicht im Stande zu sein, das eine oder das andere bezeichnete Lied gut übertragen zu können, die Nummer desselben wieder zurückzusenden," was so viel heißt als — wenn dir das Original keine Anregung bringt, keine Inspiration einflößt, so unterlaß die Bearbeitung. Dies geschah auch in nicht wenigen Fällen.

Drittens: Was Uebersetzungen und Uebersetzer betrifft, so klingt es ganz schön, wenn man sagt, „die Uebersetzungen sollten dem Original an poetischem Werth und geistlichem Gehalt durchaus nicht nachstehen;" und — „daß es einen weit größeren Grad von Dichtergabe erfordert, um eine dem Original an poetischem Werth gleich kommende Uebersetzung herzustellen, als ein Originalgedicht zu verfassen."

Wer jedoch Zeit und Fleiß darauf verwendet, sich unter Uebersetzern umzusehen, und die allerbesten Uebersetzungen kritisch zu betrachten, der wird bald zur Ueberzeugung kommen, daß obige Sätze viel Täuschung und Ansprüche enthalten, die noch nie erfüllt worden sind.

Jede Sprache hat ihren eigenthümlichen Geist, ihre Idiome, Feinheiten, Schattirungen und Wendungen, die in einer andern Sprache, namentlich in gebundener Rede, nicht wiederzugeben sind.

Vor mir liegen z. B. 23 englische Uebersetzungen von „Eine feste Burg ist unser Gott." Kräfte erster Klasse, wie Carlyle, Bischof Wittingham, H. Harbough und Andere haben sich daran versucht. Aber keine einzige dieser Uebertragungen kommt dem Original an poetischem Werth gleich. Deßwegen aber sind welche dieser Uebersetzungen doch ausgezeichnet, und die englische Hymnologie ist durch dieselben bereichert worden.

An diesen und hundert anderen Beispielen, die uns zu weit führen würden, ist nachzuweisen, daß ein treffliches Originallied in vollem Sinn des Wortes in der Uebersetzung nie erreicht wird, denn ein solches Lied ist eine eigenartige Schöpfung, die, aus dem innersten Wesen des Dichters herausgewachsen, in ihrer ganzen Eigenartigkeit nie vollständig reproduzirt werden kann. Deßwegen aber sind gute Uebersetzungen in gewissen Fällen für ein Gesangbuch doch unentbehrlich und bereichern das Werk.

Wenn ein Uebersetzer die Reproduktion annähernd zu Stande bringt, so hat er sehr Gutes geleistet. Er bedarf zu solcher Arbeit viel poetische Begabung und bedeutende Formgewandtheit, nicht aber des eigentlichen dichterischen Schaffens. Der Uebersetzer erhält Grundidee, sowie den Gedankengang vom Original, welches ihn entweder anregt, oder auch nicht.

Ist das Letztere der Fall, so kann die Reproduktion nicht gelingen. Wird er aber vom Original erfaßt, so wird, bei andern gegebenen Bedingungen, die Uebersetzung gut werden, ob die Aufgabe eine gestellte oder frei gewählte ist.

Seitdem Johann Heinrich Voß betreffs der Uebersetzung fremdländischer Dichter in der deutschen Literatur die Bahn gebrochen hat, haben eine Menge Uebersetzer die lateinischen und griechischen Klassiker und namentlich Shakesspeare in's Deutsche umgegossen, und zwar öfters in sehr gelungener Weise — auf Bestellung. Wer aber wollte behaupten, daß die Wiederproduktion Shakesspeares größere Dichtergabe erfordere, als dieser sie hatte! Oder wer behauptet, daß die Uebersetzung von Milton's verlorenem Paradies einen weit größeren Grad von Dichtergabe erfordere, als Milton gehabt?

„Das muß der Fall sein," mag geantwortet werden, „wenn die Uebersetzung völlig so gut sein soll als das Original."

Was aber im letzten Grunde nie möglich sein wird, mein Freund. Dies ist nicht blos unser, sondern das Urtheil der tüchtigsten Literaturkritiker, obwohl sie manche Uebersetzungen als mustergültig und unübertrefflich bezeichnen, und jede gute Uebertragung als Bereicherung der Literatur anerkennen, in deren Sprache eine fremdländische Dichterschöpfung übertragen wurde.

Viertens ist wiederholt darauf hinzuweisen, wie leicht man sich hinsichtlich des „überaus reichen Schatzes guter aus dem Herzen zum Herzen sprechender deutscher Lieder, die sich auf alle Lebensverhältnisse und jeden Stand christlicher Erfahrung beziehen," täuschen kann.

Wer die großen deutschen Liedersammlungen oberflächlich ansieht, und sich von den unzähligen Gesangbüchern in Deutschland sagen läßt, mag die Meinung hegen, daß der deutsche Baum geistlicher Dichtung je-



benfalls für alle Fälle ausreiche und jedesmal ein deutsches Lied zu finden sei, welches ein gegebenes englisches vollkommen „decke."

Wer aber einmal Monate und Jahre lang die dickleibigen deutschen Sammlungen Blatt für Blat durchsucht, in den vielen deutschen Gesangbüchern Rubrik nach Rubrik durchforscht, und gewogen und gesichtet hat; wer sich bei solcher Forschung oft fragte: „wird denn diese und jene entdeckte Herrlichkeit auch je von der Gemeinde **gesungen** werden können, oder—erhalten wir auf eine und dieselbe deutsche Choral-Melodie nicht so viele Lieder, daß die praktische und handliche Herstellung des Text-Melodienbuchs fast zur Unmöglichkeit wird?" Wer sich also durch den „überaus reichen deutschen Schatz" hindurchgearbeitet, der weiß, daß trotz des ungeheuren Reichthums gar manche Lücke betreffs der speciellen Anschauung, Auffassung und Erfahrung im Gesangbuch entstünde, wenn diese Lücken nicht durch Uebertragungen aus dem Englischen gefüllt werden.

Oder—um wieder Beispielsweise zu reden—wo sind die deutschen geistlichen Originallieder, die auch nur annähernd folgende Lieder aus dem Englischen „decken": "Rock of ages;" "Just as I am;" "When I can read my title clear;" "Abide with me;" "Forward be our watch-word;" "Take the name of Jesus;" Ever fainting with desire" 2c. 2c.?

Gold, ächtes Gold zu Tage zu fördern, das war von Anfang an, und ist heute der ernste Entschluß des Committees. Haus und Herd will nichts Anderes. Aber es muß nicht blos Gold für den Literatur-Kritiker oder die Bibliothek des Gelehrten, sondern in erster Linie Gold für's Volk sein. Wir müssen das in bestmöglichster Form bieten, was das Volk braucht, was es zur Nahrung und für die verschiedenen Gottesdienste nöthig hat, und — was es auch singen kann.

Dazu bedürfen wir an Text und Melodie viel Altes sowohl, als **viel Neues**, sofern es gut ist, und — nicht blos „einige der gediegenen, aus der Erfahrung geflossenen englischen Lieder unserer Kirche," sondern, wie es gleich im ersten anno 1880 von den deutschen General-Conferenz-Delegaten angeordneten, und von Dr. Nast, Dr. Krehbiel und mir unterzeichneten Rundschreiben heißt: „gar manche Schätze englischer Hymnologie."

Die Aufgabe ist groß und schwer. Aber wir sind der festen Zuversicht, daß mit Gottes Hülfe und unter allgemeiner reger Theilnahme ein neues Gesangbuch entsteht, welches allen billigen und gerechten Anforderungen entsprechen wird.

Die Arbeiter = Colonien in Deutschland.

Für Haus und Herd von H. Mann.



Eine Arbeiter = Colonie, was ist das? fragt der Leser. Es sind nun 5 Jahre verflossen seit die erste dieser Colonien mit dem Namen „Wilhelmsdorf" von dem Menschenfreund und thätigen Pastor Dr. von Bodelschwing bei Bielefeld eröffnet worden ist. — „Arbeit statt Almosen," das war der Gedanke, der zunächst auf die Gründung von Colonien hinlenkte und das Ziel derselben ist, wie v. Bodelschwing sagt: „Die Rettung und Bewahrung unserer versinkenden Mitbrüder." Es gibt nämlich in Deutschland ein wahres Heer—man spricht von über 100,000 — herumziehender, beschäftigungsloser, bettelnder Männer und Jünglinge. Vielen von ihnen ist leider dieses Bummlerleben zum Handwerk, oder wie man sagt, zur zweiten Natur geworden. Viele aber auch sind dadurch, daß sie, namentlich im Winter, keine Arbeit finden, der Gefahr ausgesetzt, durch den Verkehr und den näheren Umgang mit den bereits Gesunkenen, ebenso tief und noch tiefer zu sinken, oder aber, sie fallen wegen Bettelei der Polizei in die Hände, kommen in's Gefängniß, wieder heraus und wieder hinein und so geht's fort, bis sie Verbrecher und lasterhafte Menschen geworden sind.

Eine Arbeiter = Colonie hat daher den doppelten Zweck: 1. Arbeitslustige und arbeitslose Männer jeder Confession und jeden Standes, soweit sie wirklich noch arbeitsfähig sind, so lange in ländlichen und anderen Arbeiten zu beschäftigen, bis es möglich geworden ist, ihnen anderweitig lohnende Arbeit zu beschaffen, und ihnen so die Hand zu bieten, vor dem Vagabundenleben bewahrt zu bleiben, oder von demselben los zu kommen. 2. Arbeitsscheuen Vagabunden jede Entschuldigung abzuschneiden, daß sie keine Arbeit fänden.

Seit Jahren hat man schon versucht durch allerlei Mittel dem Uebel der immer anwachsenden Wanderbettelei entgegen zu treten. Man gründete Antibettelvereine mit Centralstellen, von denen die Bedürftigen ihr Almosen abzuholen hatten; man eröffnete Arbeitsnachweisbureaus 2c., bis man endlich zur Sammlung der Arbeits- und Obdachlosen zum zeitweiligen Aufenthalte in Arbeiter = Colonien gekommen ist.

Eine Arbeiter-Colonie bildet meist einen abgeschlossenen Gutsbezirk, auf dem theils die vorhandenen Baulichkeiten, Wohngebäude, Scheunen, Ställe benutzt, theils neu aufgeführt worden sind. Dieselben enthalten vor allem geräumige und luftige Schlaf-, Speise-, Wohn- und Betsäle, sowie ein Amtszimmer, Vorrathszimmer, Küche nebst Wohnung des Hausvaters, dem die Leitung der Colonie anvertraut ist. Außerdem befinden sich in allen Colonien, die so unbedingt nothwendigen Bade- und Desinfektions-Einrichtungen, Waschküchen, Krankenzimmern und kleinere Werkstätten, in denen ein Theil der Colonisten, soweit es die, für die Colonie erforderlichen Bedürfnisse bedingen, jeder möglichst in seiner eigenen Profession als Schneider, Schuhmacher 2c. thätig ist. Die Mehrzahl der Colonisten wird jedoch, so weit es die Jahreszeit irgend gestattet, mit land- und forstwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigt. In allen Colonien wird täglich Hausandacht gehalten. Außer den Colonien selbst, bestehen als Unterstützung und Ergänzung derselben ein Netz von Verpflegungsstationen durch ganz Deutschland (über 1000), wodurch es jedem Wanderer ermöglicht wird, die in den einzelnen Provinzen gelegenen Colonien, ohne betteln zu müssen, aufzusuchen.

Wird nun z. B. ein Arbeiter arbeitslos und findet trotz aller Bemühung, wie das namentlich im Winter oft geschieht, keine Beschäftigung, ist dabei brodlos



und in Bezug auf Kleidung „heruntergerissen," so findet er, soweit der Platz reicht, freundliche Aufnahme in einer solchen Colonie. Hier empfängt er Arbeit, Beköstigung und hie und da auch einen kleinen Verdienst, mit welchem er sich wenigstens eine ordentliche Kleidung anschaffen und sich wieder als Mensch sehen lassen kann.

Dann wandert er wieder weiter, bis er schließlich Arbeit bekommt, oder aber ein Arbeitgeber, ein Fabrikant oder Gutsbesitzer kommt auf die Colonie und bietet ihm Arbeit an, resp. holt ihn in sein Etablissement. Mancher, der's Arbeiten gar nicht mehr gewohnt war, hat es auf der Colonie wieder gelernt. Leider gibt es auch viele, die, nachdem sie aus der Colonie ausgetreten sind, ihr Bummelleben weiter führen, besonders solche, welche durch den übermäßigen Alkoholgenuß ruinirt sind. Einzelne werden auch Colonie-Bummler, d. h. sie wandern von einer Colonie zur andern. Die Aufenthaltsdauer in derselben beträgt durchschnittlich 4 Monate, höchstens ein Jahr.

Nach den bisher stattgehabten Ermittlungen über den Besuch der Colonien, fällt das Hauptcontingent auf die Altersgruppe von 30—40 Jahren, also auf das kräftigste Alter; dann folgt die Altersklasse von 20—30, und dann erst die von 40—50 und 50—60 Jahren. Die Monate, an welchen sich die meisten Colonisten einstellen sind die Monate November und Dezember.

Eine der interessantesten Colonien ist die seit dem 1. Mai 1883 bestehende Arbeiter-Colonie im äußersten Norden Berlins gelegen.

Unter den Freunden der Sache herrschte Anfangs fast allgemein der Grundsatz, „in große Städte darf man keine Arbeiter-Colonien hineinlegen." Seit dem Bestehen und Gedeihen der Arbeiter-Colonie in Berlin ist man aber im Wesentlichen anderer Ansicht geworden. Wie nothwendig es ist, gerade in einer großen Stadt, wo die Noth und die Arbeitslosigkeit am größten, wo die sittliche Verkommenheit und religiöse Verwahrlosung so ungeheuer sind, eine Zufluchtsstätte bereit zu halten, in welcher der Bedürftige Obdach und Nahrung, Arbeit und Verdienst, und neben dem leiblichen Brod auch das geistliche findet, das hat die Berliner-Colonie gezeigt.

Sie unterscheidet sich von den ländlichen Colonien wesentlich dadurch, daß sie hauptsächlich auf die Industrie angewiesen ist. Die Beschaffung von Arbeit für diese Colonisten ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Man hat's schon mit mancherlei probirt; Tischlerarbeiten, besonders Kisten, Brettchen für Spielwaarenhandlungen, Präsentirteller, Eckbrettchen, Fußbänke, Strohflechtereien, Bürstenfabrikation, Aussendung der Arbeiter zu Tagelohn arbeiten in Fabriken u. s. w. Nach dem letzten Berichte, den die Colonie herausgegeben hat, erwarben aber blos ⅔ der Colonisten das, was sie kosteten und darüber, ⅓ der Leute verdiente ihre Kost nicht. Es muß daher Anspruch auf die Liebesthätigkeit gemacht werden, wie das überhaupt bei allen Colonien der Fall ist. Die Kosten werden durch Jahresbeiträge der Mitglieder, durch Sammlungen und durch den Verdienst der Colonisten aufgebracht.

Im verflossenen Jahre suchten 595 Colonisten die Berliner Arbeitercolonie auf. Unter diesen waren 276 Handwerker; 105 sonstige Arbeiter; 88 Kaufleute; 35 Schreiber; 15 Diener; 10 Kellner; 8 Künstler; 7 Lehrer; 5 Beamte; 11 Ingenieure; 10 Apotheker; 25 Diverse.

So jung nun diese Einrichtung noch ist, so hat sie doch bereits im Segen gewirkt. In der am 23. Februar 1887 in Berlin gehaltenen 4. Jahresversammlung der Vorstandsmitglieder wurde festgestellt, daß gegenwärtig in Deutschland 16 solcher Arbeiter-Colonien und zwar in den verschiedensten Gegenden Deutschlands (nur in Baiern besteht noch keine) mit 2350 Plätzen sich befinden. In allen Colonien sind bis April 1886, 12,151 Männer aufgenommen und 11,632 wieder entlassen worden. Gegen 80 Prozent waren unter den Aufgenommenen bereits polizeilich bestraft. Trotz der Unvollkommenheit der bisherigen Einrichtungen geht aus den Mittheilungen, welche die Provinzial- und Landesvereine machten, hervor, daß die Wanderbettelei entschieden abgenommen hat. So bezeugen z. B. westphälische Kreise: „Mit vereinzelnden Ausnahmen hat die Bettelei in unserm Kreise so gut, wie gänzlich aufgehört! In einem Kreise wurde nachgewiesen, daß die von der Polizei verhafteten Bettler um 50 Procent, in einem andern um 80 Procent seit Errichtung der Colonien mit Verpflegungsstationen abgenommen hat."

Die Arbeiter-Colonien sind ein Werk der sogenannten „inneren Mission" in unserm Lande. Letztere sucht durch allerlei Arbeiten der christlichen Liebe, dem Verderben einen Damen entgegen zu setzen, so z. B. auch durch die Herbergen zur Heimath, die auf christlicher Basis errichtet sind, durch christliche Männervereine, u. s. w.

Bei aller Anerkennung, die wir diesen Werken zollen, können wir nicht umhin mit Bezug auf die Arbeiter-Colonien, es als höchst wünschenswerth zu bezeichnen, daß mehr Gewicht gelegt werden möchte auf die gründliche Bekehrung der Colonisten zu Gott. Nur durch eine solche wird aus einem durch sündliche Leidenschaften gefesselten Sklaven, ein freier glücklicher Mensch, der durch Fleiß und Sparsamkeit sich mit seinen eigenen Händen ernährt. Leider geschieht in geistlicher Hinsicht für die Colonisten nur wenig. Die Berichte berühren auch diesen Punkt nur nebenbei. Es harmonirt das ganz mit den kirchlichen Zuständen in Deutschland überhaupt. Wenn einer nur einigermaßen ein ordentlicher Mensch ist, dann ist man zufrieden. Die erneuernde und seligmachende Kraft des Wortes Gottes und des heiligen Geistes kennt man bei uns nur im geringen Grade. Dennoch ist das Werk der Arbeiter-Colonie ein großes Gotteswerk und von Herzen wünschen wir ihm ein fröhliches Gedeihen.



Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Moody's Verfahren. In meiner Nachbarschaft wohnt ein außerordentlich gottloser Mann, ein Saloonhalter, dessen Kinder ich sehr gerne in meiner Sonntagsschule gesehen hätte. — So besuchte ich ihn eines Tages und sagte: „Herr Bell, ich wünschte, Sie würden Ihre Kinder in meine Sonntagschule schicken." Ueber diese Zumuthung war er höchst aufgebracht; er erklärte mir, er glaube weder an Bibel, Sonntagsschule, noch sonst Etwas, und befahl mir sein Haus zu verlassen. Bald nachher ging ich wieder zu ihm und lud ihn zur Kirche ein, und wieder wurde er sehr zornig. Seit 19 Jahren, — sagte er, — habe er keine Kirche besucht und würde nie wieder gehen. — Er sehe es weit lieber, daß sein Sohn ein Trunkenbold und seine Tochter eine Hure würde, als daß sie zur Sonntagsschule gingen. Und zum zweiten Male sah ich mich genöthigt, das Haus zu verlassen. — Zwei oder drei Tage später sprach ich wieder bei ihm vor. — „Ich denke," sagte er im Laufe der Unterhaltung, „Sie sind ein ganz guter Mann, — ganz verschieden von den Christen im Allgemeinen, sonst wären Sie nicht wieder gekommen." — Da ich ihn bei so guter Laune traf, so fragte ich ihn, was er denn eigentlich gegen Christum einzuwenden und ob er je sein Leben gelesen habe? Als Antwort fragte er mich, was ich gegen Paine's Zeitalter der Vernunft einzuwenden, und ob ich es je gelesen habe? und fügte hinzu, er sei bereit, das Neue Testament zu lesen, wenn ich „das Zeitalter der Vernunft" lesen wollte, was ich ihm sogleich versprach, obgleich er bei diesem Uebereinkommen offenbar im Vortheil war. — Was ich versprochen, that ich. — Mir gefiel das Buch nicht besonders und ich würde Keinem empfehlen, es zu lesen. — Ich lud Herrn Bell zur Kirche ein, aber er erklärte, die Kirchengänger seien lauter Heuchler. Doch eins wolle er erlauben; ich dürfe in sein Haus kommen, wenn ich wolle, und predigen.

„Hier in diesem Saloon?" —

„Ja, aber merken Sie wohl; Sie dürfen nicht alles Sprechen allein thun: Er sagte dann, er und seine Freunde wollten ihre Meinung so gut äußern als ich. Wir kamen überein, daß sie die ersten fünfundvierzig Minuten und ich die letzten fünfzehn der bestimmten Stunde aufnehmen sollten; er dachte, das sei recht und die Sache war abgemacht.

Der Tag kam und ich ging hin, um auf meinen Posten zu sein, aber in meinem ganzen Leben bin ich noch keinem solchen Haufen begegnet als an jenem Tage in dem Saloon. Solch eine Sammlung von Ungläubigen, Deisten und verkommenen Leuten aller Art habe ich noch nie zuvor beieinander gesehen. Ihr Fluchen und die Reden, die sie führten, waren schrecklich. Manche von ihnen schienen direkt aus der Hölle zu kommen, — auf Urlaub. — In meinem Leben war ich der Hölle noch nie so nahe. Sie begannen auf eine gotteslästerliche Weise zu reden, die einen hatten diese, die anderen jene Ansicht. Manche glaubten, es gäbe einen Gott, andere nicht; manche meinten, es habe einmal einen Menschen Jesum Christum gegeben, andere verneinten es, und viele glaubten rein gar nichts. Sie konnten nicht eins werden, sondern widersprachen sich gegenseitig und hätten sich beinahe geprügelt, ehe die Zeit abgelaufen war.

Ich hatte einen kleinen Waisenknaben mitgenommen und als ich ihre Gotteslästerung sah und hörte, so machte ich mir Vorwürfe darüber, daß ich ihn hierher gebracht hatte. Als ihre Zeit verstrichen war, bemerkte ich ihnen, daß Christen ihre Versammlungen immer mit Gebet zu beginnen pflegten. —

„Halt," — sagten sie, — „zu einem solchen Vorschlag nimmt es zwei." —

„Gut," erwiderte ich, — „wir sind unserer zwei." —

Und so betete ich und nach mir der kleine Waisenknabe. In meinem ganzen Leben vernahm ich kein Gebet, wie seines. Es schien, als ob Gott durch den Mund des Kleinen redete. Unter strömenden Thränen bat er Gott, um Christi Willen, sich dieser armen Leute zu erbarmen, und das ging ihnen durch's Herz. Ich vernahm da und dort ein Schluchzen im Saal, und ein Ungläubiger verschwand durch diese Thüre, der andere durch jene; und dann kam Herr Bell zu mir und sagte: „Sie können meine Kinder haben, Herr Moody." Und der beste Freund, den ich heute in Chicago habe, ist eben dieser Josua Bell und sein Sohn ist ein Nachfolger Christi und ein Arbeiter in seinem Weinberge geworden. —

Wie Knaben verloren gehen. Hie und da kommt es vor, daß Eltern ein Kind verloren geht. Der Schmerz in solchem Falle ist fast unerträglich; mancher Mutter ist darüber schon das Herz gebrochen. Bei Tag und Nacht schweben ihr die schrecklichsten Bilder von dem verlorenen Kinde vor den Augen. Da heißt es denn auch: „Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen."

Aber warum malen wir uns solche einzelne Fälle vor: Gibt es nicht unzählig viele Knaben, die sich auf den verführerischen Wegen der Sünde verloren haben. In den großen Städten gibt es Hunderte und Tausende, die das Elternhaus nur selten betreten oder doch nur wenig Zeit dazu bringen. Einst waren solche Knaben ihrer Eltern Freude, jetzt sind sie ein Sorgenstein auf ihren Herzen geworden. Manche mögen einst auf der frommen Mutter Schooß ihre Gebete gesprochen haben. Meistens sind es, jedoch, Kinder gleichgültiger Eltern, die ihnen ungebührliche Freiheit erlaubten.

Kinderzucht will auch verstanden sein; allzu lax und allzu streng ist beides nicht gut. Am Ende ist es einerlei, ob das Kind wegen allzu großer Strenge oder wegen allzu großer Schlaffheit in der Erziehung verloren gegangen ist. Wem Weisheit mangelt, der bitte sie von Gott. Viele Eltern beten aber nie; wo sollen solche ihre Hülfe herbekommen, ihre Kinder recht zu erziehen. Oder sollen die Kinder ohne christliche Erziehung wohl erzogen werden! Laßt uns sehen, was einige der Ursachen sind, wodurch so viele Knaben verloren gehen.

1. Ist zu befürchten, daß ihnen zu viel Freiheit in der Wahl ihrer Gesellschaft erlaubt wird. Wohl könwir unsere Kinder nicht zwingen, Diese oder Jene sich als Freunde zu wählen, denn wahre Freundschaft beruht auf gegenseitiger Zuneigung. In jedem Falle aber sollten wir den Charakter derjenigen Personen einigermaßen kennen, mit denen unsere Kinder Gesellschaft pflegen. Wir sollen etwas von dem Knaben wissen, mit dem unser Knabe so intim befreundet ist. Es ist nicht genügend zu sagen: Unser Fritz wird schon auf sich selbst Acht geben, er ist ein gutes Kind. Eben

weil er ein gutes Kind ist, sollst du sorgen, daß er nicht verführt werde. Auch ist es nicht genügend, daß unser Knabe mit den Knaben reicher und angesehener Leute Umgang pflegt. Die Sünde ist nicht nur unter den Armen zu suchen; da, wo man es nicht erwartet, lauert oft das größte Verderben. Hab Acht auf die Gesellschaft deines Knaben.

2. Knaben schlagen oft eine verkehrte Richtung ein, weil ihnen erlaubt wird zu lesen, was sie wollen. Ein schlechtes Buch ist einer der kürzesten Wege zum Verderben.. Weißt du, was dein Knabe liest. Wirf es in's Feuer, wenn du es für gefährlich hälst und sag' ihm offen und frei, warum du es gethan hast. Zu gleicher Zeit versorge ihn mit gutem Lesestoff. Freue dich, wenn der Knabe gerne liest, denn dadurch kann er Vieles lernen. Es kommt aber auf die Bücher an, was er lernt. Mit den täglichen Zeitungen muß man ebenfalls sehr behutsam sein, denn die meisten sind für Kinder untauglich. Es werden allezeit so viele Räubereien und Scandalgeschichten berichtet, daß es für manche Knaben verhängnißvoll sein würde, es zu lesen. Hab Acht auf den Lesestoff deines Knaben.

3. Knaben gehen oft verloren, weil die Väter und die Mütter es vernachlässigen persönlich aber liebevoll mit ihren Kindern über das Heil ihrer Seelen zu reden. Betest du beides für und mit deinen Knaben? Es ist ein Anderes m i t dem Kinde zu beten, als blos f ü r es zu beten. Letzteres werden christliche Eltern sicherlich thun, aber thun sie auch das Erstere? Du selbst mußt in deinem Knaben mehr Interesse haben, als irgend Jemand sonst. Gott wird ihn von deiner Hand fordern. Es gehört oftmals zu den schwersten Pflichten persönlich mit seinem Kinde über das Heil seiner unsterblichen Seele zu reden; über alles Andere spricht man ungenirt mit ihm, warum nicht auch darüber. Warum sollte uns eine falsche Scham davon abhalten, ist doch das, das Allerwichtigste. Die Eltern des kleinen Samuel weihten ihn von Jugend auf durch ihr Gebet dem Herrn, thue deßgleichen.

Eltern sind Haushalter Gottes. Das theuerste Gut, das ihnen anvertraut ist, sind ihre Kinder. Die wird der Herr vor allem Andern von ihnen fordern. Mögest du treu erfunden werden, wenn einst der Tag der Abrechnung kommen wird.

Kinderversammlungen. Die große Aufgabe der Sonntagschule unter der Jugend kann unmöglich während des anderthalbstündigen Unterrichts am Sonntage gründlich geschehen.

„Macht die Kinder mit der Mäßigkeitsbewegung bekannt," ermahnt ein wohlmeinender Freund. „Die Zeit ist zu kurz," entgegnet der Sonntagschullehrer achselzuckend. „Unterrichtet sie im Katechismus," räth ein Anderer. „Es mangelt an Zeit," lautet die Erwiderung. „Lehrt die Kinder das Wort Gottes mit Interesse und Nutzen zu lesen," meint ein Dritter; aber der Lehrer erklärt: „Wie kann ich? ich habe kaum Zeit die Lektion durchzunehmen und oft läutet die Glocke des Superintendenten, ehe ich zur Hälfte fertig bin." „Gebt ihnen Anweisungen zum Beten;" macht sie mit den Einrichtungen und den Sakramenten der Kirche bekannt."—Auf diese und ähnliche Rathschläge erfolgt von Seiten des Lehrers immer die nämliche Antwort: „Ich möchte gern, aber ich bekomme keine Gelegenheit dazu, die Zeit ist zu kurz."

Der Superintendent selbst ist verlegen. „Ich weiß," sagte er, „es wäre wünschenswerth alles dies und noch mehr in der Sonntagschule einzuführen; ich wünsche die Schüler würden die Bibel als ein Buch gründlich kennen lernen, so daß sie sich mit Leichtigkeit darin zurecht finden könnten; sie sollten mit der wunderbaren Geschichte der Bibel selbst vertraut sein, aber—woher die Zeit nehmen?" Wenn der Prediger die Sache übernehmen könnte.—Aber der Prediger erwidert: „Ich versuche in dem wöchentlichen katechetischen Unterricht von diesen Dingen so viel als möglich einzuflechten, aber, aber—die Zeit ist zu kurz, daß ich kaum den Anfang mache mit dem, was gethan werden sollte. Ich bin überzeugt zu Hause, in der Familie muß das Fehlende ersetzt werden und die Arbeit geschehen, von deren Nothwendigkeit wir Alle überzeugt sind. Aber ach, da sind die vielen kleinen Kinder unchristlicher Eltern, welche unsere Sonntagschulen besuchen und selbst in vielen christlichen Familien fehlt die rechte gründliche und betende Unterweisung."

Die Mutter seufzt: „Die Zeit von einem Sonntage zum andern ist lang und ich fürchte meine Kinder vergessen das Gute, was sie in der Sonntagschule lernen. Ich würde sie Abends mit in die Betstunde nehmen, aber sie werden so müde und schläfrig, daß sie nicht den geringsten Nutzen davon haben. Außerdem sind die Ermahnungen dort ihren Fassungsvermögen nicht immer angemessen.—Ich habe schon oft gewünscht, es würde eine Kinderversammlung mitten in der Woche gehalten."—

Ja eine Kinderversammlung oder ein Kindergottesdienst mitten in der Woche würde den Mangel an religiöser Unterweisung der Kinder, den alle christlichen Arbeiter und Arbeiterinnen beklagen, zum großen Theil abhelfen. Aber ist der Plan ausführbar? Hat man je den Versuch gemacht? Werden die Kinder kommen?—Kinder besuchen gern einen Ort, dessen innere Einrichtung und Ausstattung ihnen gefällt und an dem sie etwas Interessantes hören. Schon der Gedanke, daß sie eine eigene Versammlung haben, begeistert sie. In der North Ave. Congregational-Kirche, Cambridge, Mass., besteht seit Jahren eine solche Versammlung, weche durchschnittlich von 110 Knaben und Mädchen besucht wird. Die meisten derselben kommen natürlich aus den eigenen Familien der Glieder, aber sie bringen ihre Freunde und Bekannten mit ohne Rücksicht auf kirchliche Unterschiede und Alle sind willkommen. Aehnliche Einrichtungen bestehen in manchen anderen Gemeinden. An etlichen Plätzen werden diese Versammlungen am Mittwoch Nachmittag, etwa eine Stunde nach dem Schluß der öffentlichen Schulen gehalten. Die Kinder kommen in ihrer Werktagskleidung, mit ihren Büchern und Eßkörbchen unter dem Arm. Christen, welche die Aufgabe der Kirche, diese Kleinen dem Herrn zuzuführen, recht erkennen, nehmen ein reges Interesse an solchen Versammlungen.

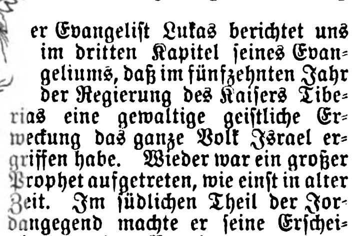
Wie sollte eine solche Versammlung geführt werden?—In der obenerwähnten Congregational-Gemeinde in Cambridge, Mass., verfährt man folgendermaßen. In einem hellen freundlichen Lokale, dessen Fußboden mit Teppichen bedeckt ist, und dessen Wände hübsche Bilder zieren, ladet eine Reihe von Stühlen halbkreisförmig aufgestellt, zum Sitzen ein. Der Führer der Versammlung ist bei Zeiten anwesend und benutzt die Zeit vor dem Beginn des Gottesdienstes, sich mit etlichen der Kindern freundlich zu unterhalten. Gewöhnlich haben sie einige biblische Fragen zu beantworten, und diese Antworten werden schriftlich eingehändigt. Die vorderen Sitze sind für die unruhigsten Knaben bestimmt. Sobald der Führer sagt: „Es ist Zeit unsere Versammlung zu beginnen," folgt tiefe Stille.—Nach dem Singen und Beten stellt der Führer eine Reihe von Fragen über biblische Gegenstände auf, welche von den Schülern beantwortet werden. Dann behandelt kurz und praktisch ein biblisches Thema z. B. Absalom der eigenwillige Knabe. Er

entwirft eine lebendige Schilderung von seiner Laufbahn und von dem Kummer, den er seinem Vater David bereitet hat. Daran knüpfen sich manche beherzigenswerthe Lehren und eine ernste dringende Mahnung, im Leben die rechte Wahl zu treffen. — Kurze kindliche Gebete abwechselnd mit lebhaften Gesängen bilden den Schluß der Versammlung. —

Ob eine ähnliche Einrichtung in unseren deutschen Gemeinden zweckentsprechend und praktisch ausführbar wäre, ist eine Frage, die der ernstesten Erwägung derer bedarf, die mit Gebet und Eifer an der Rettung der Jugend arbeiten. Obige Bemerkungen sollen den Gegenstand nur anregen, nicht eingehend erörtern. Gewiß ist es, daß sich in unserem deutschen Zion der Mangel an gründlichem religiösen Unterricht täglich fühlbarer macht, und daß sich die Kirche mit Ernst darnach umthun muß, auf die eine oder andere Weise, diesem Uebelstand abzuhelfen.—

Israels letzter Prophet.

Für Haus und Herd von G. Guth.


Der Evangelist Lukas berichtet uns im dritten Kapitel seines Evangeliums, daß im fünfzehnten Jahr der Regierung des Kaisers Tiberias eine gewaltige geistliche Erweckung das ganze Volk Israel ergriffen habe. Wieder war ein großer Prophet aufgetreten, wie einst in alter Zeit. Im südlichen Theil der Jordangegend machte er seine Erscheinung in der Tracht der alten Propheten und hatte das Volk zu sich gerufen, das von fern und nah in Massen zusammenströmte. In überwältigender Weise verkündigte er die Nähe des großen und schrecklichen Tages des Herrn, wie ihn einst die Propheten verkündet hatten. Siehe Jos. 13, 9.; Zeph. 1, 14—18, und Joel 2, 1—13. — Er rief das Volk zur völligen Sinnesänderung auf, die sie durch die Taufe im Jordanfluß versiegeln sollten. Das Gewissen erwachte in Vielen, welche, nachdem sie ihre Sünden bekannt, in die Fluthen des Jordan hinab stiegen, um als ein dem Herrn bereitetes Volk wieder hervorzugehen. Eine feierliche Erwartung bemächtigte sich des Volkes betreffs des großen Propheten, ob er nicht Christus sei. Aber er lenkt alle auf ihn gerichteten Blicke auf einen nach ihm Kommenden, welchem er nicht würdig sei die Schuhe zu tragen. Dann, sobald dieser Nachfolger erscheint, zieht er sich in den Hintergrund zurück und spricht seine lebhafteste Freude darüber aus, daß er in Schatten gestellt wird.

Wir kennen diesen Propheten bereits. Auf dem Gebirge Juda war er geboren, und schon über das neugeborne Kind erging das Weissagungswort, daß dieser Johannes der Wegebereiter der messianischen Zukunft sein werde. Schon in seiner Jugend scheint ein damals in Israel nicht ganz seltener Zug zur Einsiedelei, zur Flucht aus einer verderbten Welt ihn in die Einöde östlich vom Jordan geführt zu haben (Luk. 1, 80). Ein tiefes Vorgefühl der Verlorenheit seines Volkes und der demselben nahenden Gottesgerichte machte ihn zum einsamen Faster und Beter um Errettung desselben, den die Wüste mit ihren kärglichen Gaben, von Heuschrecken und wildem Honig, erhielt. Das trauernde Gebet um sein Volk fand zuletzt Gewißheit der Erhörung; höhere Erleuchtung zeigte ihm das Heil Israels nahe, und so ward aus dem Einsiedler ein Prophet, der aus der Wüste bis an den Rand derselben heraustrat, um in das Volk hineinzurufen: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“

Warum aber mußte der Amtsthätigkeit des Messias die eines andern göttlichen Gesandten vorhergehen?

Wir antworten, weil in Israel der Heilsbegriff selbst gefälscht war und daher vor der Verwirklichung des Heils berichtigt werden mußte. Ein fleischlicher, leidenschaftlicher Patriotismus hatte sich des Volkes und seiner Oberen bemächtigt und das Ideal einer rein politischen Befreiung sich an die Stelle einer geistlichen Erlösung gesetzt. Wäre der Heilsbegriff nicht vorher, ehe der Messias an seine Ausführung ging, auf seine schriftmäßige Reinheit zurückgeführt worden, so hätte dieser nicht nur einen großen Theil der ihm angewiesenen Zeit auf diese vorläufige Arbeit verwenden müssen, sondern man hätte ihm auch unfehlbar den Vorwurf gemacht, er mache sich selbst eine Heilstheorie, weil er eine andre durchzuführen nicht die Macht habe. Daher war eine andere göttlich beglaubigte Persönlichkeit nöthig, welche dem Volk zum Bewußtsein rief, daß das Verderben nicht in der Unterwerfung unter die Römer bestehe, sondern in der göttlichen Verdammniß, und folglich das Heil nicht in zeitlicher Befreiung, sondern in der Vergebung der Sünden. Dem Volk den Begriff eines in der Sünden-Vergebung bestehenden Heils wieder beizubringen, hieß also in der That dem den Weg zu bahnen, welcher dieses und kein anderes Heil bringen sollte. Diesem Volk, welches nur Erhebung zu bedürfen glaubte, mußte Johannes zeigen, daß es nicht weniger unrein sei als die Heiden und so sehr, als sie, der göttlichen Vergebung bedürfe; und dies war eben die Bedeutung der Taufe, zu welcher er die Juden aufforderte.

Aber worinnen lag die besondere Kraft des Vorläufers Christi?

1. In der Botschaft, die er zu bringen hatte.

„Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen,“ das war der Schwerpunkt seiner Verkündigung. Das Himmelreich, d. h. das verheißene messianische Reich dachte sich Johannes offenbar nach Art der alten Propheten als mit einem Schlage kommend, und zwar mit Heil und Gericht, hier den heiligen Geist, dort ewiges Feuer austheilend (Matth. 3, 10 — 12). — Welch einen Eindruck müßte nicht heut zu Tage die Predigt eines Mannes machen, welcher mit der ihm durch seine Heiligkeit innwohnenden Vollmacht die nahe Zukunft des Herrn und sein bevorstehendes Ge-

richt laut verkündigte! So trat Johannes in Israel auf. Um nun an dem Heil theilzunehmen und nicht dem Gericht zu verfallen, war das Volk zur Sinnesänderung, zur Bekehrung und zu sittlicher Erneuerung von Grund aus aufzurufen.

Es wäre gewiß ein Irrthum, wenn man annehmen wollte, daß Johannes durch strenge Bußübung und harte Entsagungen die Sinnesänderung erzwingen wollte. Ueberhaupt wäre es verfehlt, wenn man Jesum dadurch erhöhen wollte, daß man die Buße, welche Johannes predigte, noch als eine mehr äußerliche, nicht das Opfer des ganzen Menschen fordernde betrachtete. Nicht nur ist es thatsächlich dieselbe völlige Sinnesänderung, die er verlangt, wie sie später Jesus forderte, und nicht etwa nur eine Besserung des Lebenswandels, sondern Jesus selbst hat auch ausdrücklich seine Bußforderung als die Bedingung der wahren Umkehr anerkannt, was aus folgendem Ausspruch des Herrn hervorgeht: „Johannes kam zu euch und lehrete den Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Hurer glaubten ihm.“ Matth. 21, 32.

2. In der Art und Weise, wie er seine Botschaft brachte.

Die Aussprüche des Täufers, welche Luk. 3, 10—14 mitgetheilt werden, zeigen uns, wie er den einzelnen Klassen im Volke den Weg wies, ihre Umkehr zu bethätigen, in welchen sich aber keine Spur irgend welcher äußerlichen Uebungen findet, die er dem Volke auferlegt hätte. Von den Zöllnern verlangte er, daß sie ihre unredliche Gewinnsucht, von den Kriegsleuten, daß sie ihre gewaltthätige Habgier ablegen, von Allen, daß sie die Barmherzigkeit üben sollten, die Kleidung und Speise mit dem Bedürftigen theilt. Die scharfe Anrede „Otterngezüchte“ hebt namentlich die Bosheit und Hinterlist der Pharisäer und Sadducäer hervor. Otternbrut nennt er sie, d. h. ein Geschlecht, das von dem Gift der Sünde durch und durch verderbt ist. Johannes sieht diese nach einander zu seiner Taufe kommenden Schaaren von Zuhörern unter dem Bilde von einer fortlaufenden, lebendig aus dem Bauch ihrer Mutter auskriechenden Schlangenbrut. Diese schauerliche Bezeichnung bildet den Gegensatz gegen den von Abraham's Kindern, den sie sich beilegten, und ist zugleich eine Anspielung auf einen andern Vater, welchen Jesus Joh. 8, 37—44 ausdrücklich nennt. Der Unwille des Täufers wird so gewaltig erregt durch den Anblick von Leuten, welche die Pflicht der Buße durch das äußerliche Zeichen derselben zu umgehen suchen, daß seine Strafrede keine Rücksicht kennt. Aber daß er Buße predigte und völlige Wandlung der Gesinnung und des Lebens verlangte, war nicht allein das Außerordentliche in seinem Auftreten, sondern die Art und Weise, wie er sie verlangte, der Grund, durch welchen er das Volk dazu bewegen wollte. Er erklärte nämlich: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt;“ das Holzfällen soll bald beginnen. Wie, wenn der Landmann, der den Ertrag seiner Ernte auf der Tenne gedroschen hat, die Wurfschaufel zur Hand nimmt und das Worfeln beginnt, das die Spreu vom Weizen sondert, — so naht unaufhaltsam das Gericht Gottes, um die große Scheidung zu vollziehen, die über das Schicksal eines Jeden im Volke entscheidet. Das Gericht also ergeht zuerst und vor Allem über das jüdische Volk selbst, jeder unfruchtbare Baum wird abgehauen und in's Feuer geworfen, die Spreu wird vom Weizen gesondert werden. Wenn aber das Geschlecht bleibt, wie es ist, und also das ganze unbußfertige Volk im Gericht zu Grunde geht, dann ist die Wunderhand Gottes immer noch mächtig genug, sich ein neues Israel zu schaffen, um an ihm seine Verheißungen zu erfüllen; und müßte er aus den rohen Steinen, wie sie dort am Jordanufer umherlagen, eine neue Generation in's Leben rufen. Wollen sie daher dem Zorngericht entrinnen, so muß eine völlige Sinnesänderung stattfinden, deren Frucht im gesammten Leben und Wandel zu sehen ist, wie es sich's geziemt.

3. In seiner Stellung zum verheißenen Messias.

Als das Volk den Täufer drängte, sich über seine messianische Verheißung auszudrücken, weil das Volk, messianischer Erwartung voll, vielfach vermuthete, aus ihm selbst werde schließlich der Messias hervorgehen, antwortete er ebenso demüthig als zuversichtlich, daß er nicht der Messias sei, daß derselbe ihm aber auf dem Fuße folge. Er sei nur nach Jes. 40, 3 die Heroldsstimme, die dem kommenden König vorangehe und die Wege bahnen heiße. Diesem Größeren sei er nicht werth, die Schuhriemen aufzulösen. Als nun Jesus zur Taufe kam, wollte ihn Johannes zuerst davon zurückhalten, indem er sprach: Ich bedarf es, von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir? Johannes war sich's klar bewußt, trotz seines hohen Berufes, ein sündiger Mensch zu sein, und daß es ihm daher geziemet, von diesem Sündenreinen die Taufe sich zu erbitten. Er fügt sich jedoch der göttlichen Ordnung und ruft in der Taufhandlung, wie auch am nächsten Tage Jesus als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, dem Volke aus. Damit erfüllt er seinen Heroldsberuf. Später weist er aus der Zahl seiner eigenen Jesu die ersten Jünger zu. Wie ein Freund des Bräutigams sich neidlos freut über den Jubel des Glücklichen, der die Braut gewonnen, so konnte er nur sich freuen über den Zudrang des Volks zu Jesu (Joh. 3, 23—36).

Betrachten wir schließlich den Ausgang seiner Wirksamkeit.

Im Ganzen genommen wird die Amtsthätigkeit des Vorläufers Christi nicht über ein Jahr gedauert haben und ward ihr durch den Vierfürsten Herodes Antipas ein gewaltsames Ende gemacht. Die Verhaftung erfolgte wegen des von Johannes über das ehebrecherische Verhältniß des Vierfürsten zur Herodias ausgesprochenen Tadels, welcher der Grund der späteren Hinrichtung wurde. Er wurde in Machärus, der Grenzfestung Peräa's, gefangen gehalten, Anfangs in milder Haft, so daß seine Jünger mit ihm verkehren durften, und so erklärt sich seine Botschaft aus dem Gefängniß an Jesum. Die Antwort Jesu auf die Frage: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“ bezeichnet den Täufer ausdrücklich als einen an Jesum Irregewordenen, und dies Irrewerden nach anfänglich freudigem Glauben begreift sich vollständig, wenn man die messianische Erwartung des Täufers bedenkt. Nach dem Vorgang aller Propheten, erwartete der Täufer eine sofortige, sichtbare und herrliche Herstellung des Gottesreiches, ein Zugleicheintreten von Weltheil und Weltgericht. Je weniger nun Jesus hierzu Anstalt machte, je weiter er in seinem sanftmüthigen und demüthigen Wirken hiervon abzukommen schien, um so mehr konnte und mußte der in der Haft des Tyrannen den Tag des Herrn ungeduldig erharrende Prophet an der Angehungsweise des Herrn irre werden.

Wohl bald, nachdem der Herr den Täufer betreffs

der Art und Weise seiner Wirksamkeit näher in Kenntniß gesetzt und getröstet hatte, fand im Gefängniß jene verbrecherische Scene statt, in welcher die feige Schwäche des Herodes dem gottlosen Haß seines Weibes das Leben des Gottesmannes zum Opfer brachte. Jesus nennt ihn den Engel, den Gottgesandten, der vor ihm her gesandt sei, ihm den Weg zu bereiten, den Mann, der mehr als ein Prophet, den Abschluß des alten Bundes und den Anbruch des neuen bezeichne, den Größten aller von Weibern Geborenen, und doch noch nicht in's Himmelreich hineingeboren, sondern nur erst an der Pforte desselben stehend, darum ist der Kleinste im Himmelreiche, der neuen Bundesverfassung, größer denn er.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Juli. Die Weisen aus dem Morgenlande. Matth. 2, 1--12.

1. Da Jesus geboren war zu Bethlehem im Jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande gen Jerusalem, und sprachen:
2. Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande, und sind gekommen ihn anzubeten.
3. Da das der König Herodes hörete, erschrak er, und mit ihm das ganze Jerusalem;
4. Und ließ versammeln alle Hohepriester und Schriftgelehrten unter dem Volke; und erforschete von ihnen, wo Christus sollte geboren werden.
5. Und sie sagten ihm: Zu Bethlehem im Jüdischen Lande. Denn also stehet geschrieben durch den Propheten:
6. Und du Bethlehem im Jüdischen Lande, bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda, denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei.
7. Da berief Herodes die Weisen heimlich, und erlernete mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erschienen wäre;
8. Und wies sie gen Bethlehem, und sprach: Ziehet hin, und forschet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr es findet, so saget mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete.
9. Als sie nun den König gehöret hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war.
10. Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreuet;
11. Und gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder, und beteten es an, und thaten ihre Schätze auf, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.
12. Und Gott befahl ihnen im Traum, daß sie sich nicht sollten wieder zu Herodes lenken. Und zogen durch einen andern Weg wieder in ihr Land.

Biblischer Grundgedanke. „Sein Name sollst du Jesus heißen; denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden." Matth. 1, 21.

Zeit. Jesus Christus wurde geboren um das Jahr der Welt 4000; vier Jahre vor unserer Zeitrechnung. Er ist vor 1891 Jahren geboren und nicht vor 1887 Jahren, wie wir rechnen. Der Irrthum wurde gemacht vom Mönch, welcher im Jahre 526 eine Zeittafel ausfertigte, nach welcher man seither die Jahre zählte.

Ort. Bethlehem in Judäa, einem Dorf, fünf bis sechs Meilen südlich von Jerusalem gelegen.

Regenten. Augustus, Kaiser zu Rom; Herodes, genannt der Große,—der erste der sieben Herodusse, die im Neuen Testameut namhaft gemacht sind — König über Judäa. Herodes war im 34. Jahre seiner Regentschaft; ein alter Mann, der sich dem Ende seines Lebens näherte.

Erklärung.

V. 1. u. 2. Unter diesen Weisen, eigentlich Magier nach dem Griechischen, d. h. Wahrsager, haben wir eine hochgestellte Priesterkaste der Meder und Perser zu verstehen, welche den geheimen Rath des Königs bildete und sich mit Astrologie, Medizin und geheimer Naturkunde befaßte. Die Art, wie hier von ihnen die Rede ist, läßt sie augenscheinlich als „Sternkundige" erscheinen.

Ihre Zahl wird nicht angegeben. Die Tradition aber setzt die Zahl auf drei, nach der Zahl der Geschenke, der Personen in der Gottheit und der Aemter Christi. Ihre Namen sollen sein Caspar, Melchior und Balthasar. Die mittelalterliche Kirche hat das Gedächtniß der sogenannten heiligen drei Könige mit dem kirchlichen Epiphanienfeste verschmolzen, welches den Cyklus der christlichen Feste eröffnet und zunächst der Taufe Christi gewidmet war.

Das Morgenland sind die Gegenden hinter dem Euphrat und Tigris, wo einst die assyrischen und chaldäischen Reiche mit den Hauptstädten Ninive und Babylon blühten. Zur Zeit Jesu war Persien das Herrscherreich, ungefähr dasselbe Land, das jetzt noch so heißt.

„*Wir haben seinen Stern gesehen.*" Der berühmte Astronom Kepler hat nachgewiesen, daß im Jahre 747 nach Rom's Erbauung, d. h. zur Zeit der Geburt Jesu, sich eine sehr merkwürdige dreifache Zusammenstellung des Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische ereignet habe; daß im Frühling des folgenden Jahres noch der Planet Mars hinzugekommen sei, und hat es als wahrscheinlich bezeichnet, daß zu jenen 3 Planeten noch ein außerordentlicher Stern hinzugekommen sein könne, wie dies im Jahre 1603 der Fall gewesen. Kepler hielt diese Conjunktion für den Stern der Weisen. Ob dies wirklich der Fall war, ist schwer mit Bestimmtheit festzustellen. Weit ungezwungener und natürlicher ist es, wenn wir unter diesem Stern eine Himmelserscheinung annehmen, die den Weisen im Morgenlande erschien und auf ihrem Wege von Jerusalem nach Bethlehem *plötzlich wieder* leuchtete und zwar so, daß sie in mäßiger Höhe über der Erde in einiger Entfernung von den Weisen sich zeigte und so vor ihnen hinging, „bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war," V. 9, — was gewiß kein Himmelsstern thun kann.

„*Ihn anzubeten,*" d. h. vor ihm niederzufallen und ihm nach morgenländischer Sitte zu huldigen.

V. 3—6. Herodes und das ganze Jerusalem erschraken, wurden erschüttert im Sinne der bösen Furcht. Ein plötzliches Kommen des Messias erschreckte an und für sich schon, weil man ihn auch als einen Boten des Gerichts sich dachte. Hier aber wurde der Schrecken um so größer, weil man gleich den argwöhnischen und grausamen König Herodes fürchtete,

der solche Kunde nur mit dem bittersten Ingrimm aufnehmen würde.

Herodes versammelte den hohen Rath, um sich näher zu befragen über das Kommen Christi. Herodes war ein grausamer Fürst, ein gottloser Mensch, aber er fürchtete sich vor einem Nebenbuhler und er glaubte gewissermaßen an Gottes Wort. Er sann sofort auf Böses — Mordgedanken — und um desto sicherer zu seinem Ziele zu kommen, befragte er sich mit den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, die er feierlich zusammenberief. Es währte auch wohl nicht lange, bis man dem König aus dem Buche der Propheten vorlas, wo Christus sollte geboren werden.

V. 7. u. 8. Herodes verkehrt nun mit den Weisen ganz im Verborgenen, um über die Zeit der Erscheinung des Sternes die genaueste Erkundigung einzuholen, damit er auf das Alter des Kindes schließen kann, welches zu tödten er schon bei sich beschlossen hatte. Sich auf die unbefangenen Weisen verlassend, die er sicher gemacht zu haben glaubte, versäumte er es, Kundschafter mitzusenden, und der Raub, auf den er lauerte, entging ihm. So wird die größte Schlauheit oft im Augenblicke der Entscheidung mit Blindheit geschlagen.

V. 9. u. 10. Hier wird erzählt, wie die Weisen, nachdem sie sich vom König Herodes verabschiedet hatten, um nach Bethlehem zu wandern, den Stern auf's Neue erblicken, der sie sicher zum ersehnten Reiseziel führte. Wie mag ihr Herz gejubelt haben, als sie mit einem Male des Sternbildes wieder ansichtig wurden! Sie folgen dem Stern nach, und als dieser sich in die Höhe hob und über einem Hause stehen blieb, wußten sie, daß sie gefunden hatten, was sie suchten. Sie sind sicher, daß der Herr sie zum rechten Ort geführet hat.

V. 11. „Gingen in das Haus." Die Eltern befanden sich also nicht mehr im Stalle, in welchem Jesus geboren wurde. Die Ankunft der Weisen muß wenigstens 40 Tage nach der Geburt erfolgt sein. Nach Sitte des Morgenlandes ist die festliche Begrüßung, zumal die Huldigung mit der Darbringung von Geschenken verbunden. Das Gold deutet auf Reichthum. Weihrauch und Myrrhen auf den Orient, zunächst Arabien. Der Weihrauch ist ein Baumharz von bitterem Geschmack, aber wohlriechendem Duft. Daher der Name. Reiner Weihrauch bestand aus von Natur walzenförmigen Stückchen eines weißen, spröden, inwendigen fetten Harzes, das auf glühende Kohlen gelegt, sofort mit klarer Flamme brannte. Die Myrrhe ist ein ähnliches Harz von einem Strauche, der besonders in Arabien und Aethiopien heimisch war, aber auch in Palästina wuchs. Die Myrrhe diente besonders zu einer sehr kostbaren Salbe.

Das Gold könnte den Glanz des Königs, Weihrauch das Amt des Hohenpriesters und Myrrhe das Werk des heilenden Propheten bezeichnen.

V. 12. Gott vereitelte die Mordgedanken des Tyrannen Herodes dadurch, daß er den Weisen im Traume die genaue Anweisung betreffs ihrer Rückkehr gab.

Praktische Gedanken.

Jesus, der Heiden Heiland.

I. Wie sie sich nach ihm sehnen.

Im fernen Morgenlande, unter den Persern und Medern, die eine verhältnißmäßige reine heidnische Religion besaßen, war eine brennende Sehnsucht nach dem Heiland der Welt. Wir sehen in diesem Abschnitt, wie es unter den Gelehrten redliche Seelen gab, die ein höheres Streben, ein Sehnen nach wirklichen göttlichen Offenbarungen hatten, und Solches wurde durch die Schriften der Propheten, welche sie durch gefangene Israeliten erhielten, in ihnen angeregt und erhalten. Das Verlangen nach Erlösung war der stärkste Zug ihrer Sehnsucht.

Wie stellen doch diese Heiden so viele Menschen, jung und alt, unserer Zeit in den Schatten! Die Sehnsucht der Menschen heut zu Tage hat eine andere Richtung eingeschlagen. Vergnügungssucht, Modelust, weltlicher Besitz sind Gegenstände der Begierde. Luther sagt in seiner Parabel vom Naturreich, daß zu einer gewissen Zeit alle herrlichen Früchte der Erde zusammengebracht worden waren, damit die Thiere dieselben prüfen möchten. Unter den Thieren befand sich auch das Schwein, welches an den schönsten Früchten herumschnüffelte und zuletzt frug: „Sind auch Kleien da?" Laßt uns von diesem heidnischen Weisen lernen, nach dem besten Kleinod und herrlichsten Schatz — Christus — zu sehnen.

II. Wie sie ihn suchen.

Sie folgen dem Licht, das der Herr ihnen leuchten lässet. Wie gnädig ist doch der Herr, daß er sich auf die Stufe des Menschen herabläßt und in seine Denkungsweise eingeht, um ihn zu sich ziehen zu können! Den Fischern offenbarte sich Jesus durch Wunder an den Fischen, den Kranken durch Heilung ihrer Gebrechen, den Schriftgelehrten durch Auslegung der Schrift, seinen Zuhörern im Allgemeinen durch Bilder und Gleichnisse aus dem täglichen Leben und diesen Weisen durch Herablassung zu ihrer Naturwissenschaft! Paulus erklärte auf dem Areopag zu Athen den Weisen dieser Welt, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar, er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns (Apstg. 17, 27).

Jesus kommt jedem Menschen,—jedem Kinde—auf eine leicht faßliche Weise nah, erweckt das Sehnen nach ihm und läßt sich finden. Folgst du dem Licht der Gnade, daß der heilige Geist dir durch sein Wort und den göttlichen Unterricht aufgesteckt hat?

III. Wie sie ihn finden.

1. Trotz der langen, beschwerlichen Reise nach Jerusalem und der ersten Täuschung, die ihnen dort widerfuhr.
2. Trotz des gottlosen, weltlich gesinnten Tyrannen auf dem Thron, welcher die Frage der Weisen durchaus nicht verstand.
3. Trotz der Theilnahmlosigkeit der jüdischen Vertretung des Heiligthums, die vom außerordentlichen Ereigniß nicht einmal eine Ahnung haben.
4. Trotz dem gleichgültigen Verhalten Aller, mit denen sie in Berührung kamen, von den es auch nicht einer der Mühe werth hielt, diese Weisen zu begleiten und mit ihnen anzubeten.

Gottes Wort ertheilt ihnen näheren Aufschluß und wird ihr Wegweiser. So steht es geschrieben; das gilt. Willst du Jesum finden, richte dich nicht nach dem, was du vor Augen siehst, die Kirche mag dich täuschen, Menschen mögen dich beirren. Gottes Wort aber führt dich sicher.

„Irrst du, Pilger, hier im Dunkeln,
Suchst du reiner Wahrheit Licht,
Sieh doch, ihre Strahlen funkeln
In dem Wort, das Jesus spricht."

IV. Wie sie ihm huldigen.

1. „Sie fielen nieder und beteten es an." Sie ehren dieses Kind nicht nur als ihren Kö-



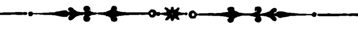
nig, sondern als Gott. Diese Weisen sind ein würdiges Beispiel für alle Gelehrte auf Erden; sie sollen sich nicht schämen, Jesum zu suchen und sich vor ihm zu beugen. Und wer Jesum einmal gefunden hat, stößt sich nicht mehr an seiner Niedrigkeit und Knechtsgestalt. Die redliche Weltweisheit kann nicht umhin, zu Christo zu führen. Die Wissenschaft soll dem Christenthum dienen; denn Gelehrsamkeit und Wissenschaft sind verträglich mit einander.

2. Sie brachten ihm ihre Schätze dar. Durch diese Gaben huldigen die Weisen Christo als ihrem Priester und Mittler vor Gott. Sie leisteten aber auch einen wirklichen Dienst. Bald mußte das Kindlein fliehen. Da kam das Gold, das ihm die Weisen geschenkt hatten, als Reisegeld trefflich zu Statten, und für die flüchtige Familie und das Weilen in Egypten war gesorgt. Sprich nicht: ich kann dem Heiland nichts bringen, denn ich besitze keine Schätze. Schon recht. Hast du nicht ein Herz, daß er von dir begehrt. Sprich:

„Mein Gott, das Herz ich bringe dir
Zur Gab' und zum Geschenk:
— — — — — — — — —
Ich gab's so gut ich's geben kann.
Kehr' zu mir dein Gesicht!"

V. Wie der Herr sie wieder heimführt.

„Sie zogen einen **andern Weg** wieder in ihr Land." Sobald der Mensch den Heiland gefunden, wird er einen andern Weg geführt, als er gekommen ist. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege." Gottes Wege sind höher, denn die unseren, sie sind aber auch sicherer. Laßt uns ihm vertrauen auf dem Pilgerpfad. „Du leitest mich nach deinem Rath und nimmst mich endlich mit Ehren an."



Sonntag, 10. Juli.

Die Flucht nach Egypten.

Matth. 2, 13—23.

13. Da sie aber hinweg gezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traume, und sprach: Stehe auf, und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir, und fliehe in Egyptenland, und bleibe allda, bis ich dir sage; denn es ist vorhanden, daß Herodes daß Kindlein suche, dasselbe umzubringen.

14. Und er stand auf, und nahm das Kindlein und seine Mutter zu sich, bei der Nacht, und entwich in Egyptenland;

15. Und blieb allda bis nach dem Tode Herodis, auf daß erfüllet würde, das der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: Aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen.

16. Da Herodes nun sah, daß er von den Weisen betrogen war, ward er sehr zornig, und schickte aus, und ließ alle Kinder zu Bethlehem tödten, und an ihren ganzen Grenzen, die da zweijährig und drunter waren, nach der Zeit, die er mit Fleiß von den Weisen erlernet hatte.

17. Da ist erfüllet, das gesagt ist von dem Propheten Jeremia, der da spricht:

18. Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehöret, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.

19. Da aber Herodes gestorben war, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traume in Egyptenland,

20. Und sprach: Stehe auf und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir, und ziehe hin in das Land Israel; sie sind gestorben, die dem Kinde nach dem Leben standen.

21. Und er stand auf, und nahm das Kindlein und seine Mutter zu sich, und kam in das Land Israel.

22. Da er aber hörete, daß Archelaus im Jüdischen Lande König war, anstatt seines Vaters Herodes, fürchtete er sich dahin zu kommen. Und im Traume empfing er Befehl von Gott, und zog in die Oerter des Galiläischen Landes.

23. Und kam, und wohnete in der Stadt, die da heißt Nazareth; auf daß erfüllet würde, das da gesagt ist durch die Propheten: Er soll Nazarenus heißen.

Biblischer Grundgedanke. „Und er führete mich aus in den Raum, er riß mich heraus, denn er hatte Lust zu mir." Ps. 18, 19.

Einleitung. Die Geschichte dieser Lektion wird nur vom Evangelist Matthäus erzählt und muß sich ohne Zweifel bald nach der Rückkehr der Weisen vom Morgenlande zugetragen haben. Es ist sehr möglich, daß Joseph sich mit dem Gedanken trug, Bethlehem fortan zu seinem Heimathsorte zu machen, war ja doch Jesus daselbst geboren nach der alttestamentlichen Verheißung, und hatte seine Vaterstadt Nazareth in keinerlei Weise Vorzüge aufzuweisen, die in der Erziehung des Kindes hätten von Nutzen sein können. Nach V. 21—23 zu schließen, beabsichtigte Joseph überhaupt nicht nach Nazareth zurückzukehren, bis er vom Herrn deutlichen Bescheid bekommen hatte. Wie wurden doch alle seine Pläne auf die Zukunft vereitelt! Auch Joseph und Maria wurden vom Herrn einen **andern Weg** geführt.

Erklärung.

V. 13—15. Es ist anzunehmen, daß die Weisen vom Morgenlande und die Eltern Jesu von Herodes gesprochen hatten, und daß sie seiner Absicht, auch zu kommen und das Kindlein anzubeten, mit dem höchsten Mißtrauen gedachten. Sie mochten sich aber dadurch beruhigt haben, daß die Weisen sich nicht wieder zu Herodes lenkten, sondern durch einen andern Weg wieder in ihr Land zogen. Joseph konnte daher nicht ahnen in welcher Gefahr das Jesuskind sich befand. Der schreckliche Tyrann, dessen Dolch sonst nie gefehlt hatte, war nun fest entschlossen, das Kindlein zu suchen, um dasselbe umzubringen. Diesmal aber sollte es ihm nicht gelingen.

Der Engel des Herrn erschien dem Joseph im Traume. Wir haben hier ein Zeugniß für die treue Hingebung Joseph's für das Kind, daß er auch jetzt wieder durch ein Traumgesicht sich belehren und bestimmen läßt, betreffs der Sicherheit des Kindes. Wenn der liebe Gott durch Engel zu den Menschen im Traume spricht, dann wahrlich sind Träume keine Schäume. Dies war Joseph klar. Er besann sich daher nicht, gleich nach seinem Erwachen die Flucht mit der Mutter und dem Kinde zu unternehmen.

Fliehe nach Egyptenland. Egypten war der einzig mögliche Zufluchtsort. Es lag den südlichen Strichen von Judäa nahe. Bekannte Wege führten durch eine weite Wüste dahin, und im Lande selbst fand sich eine zweite, freiere Judenwelt für Joseph unter dem Schutze eines civilisirten Regiments. Nach der Sage hat sich Christus zu Egypten in Matarea aufgehalten, in der Nähe von Leontopolis, wo der israelitische Tempel des Onias stand.

Auf daß erfüllet würde hat nicht den Sinn, daß Joseph die Reise nach Egypten machen mußte, um die Prophezeihung zu erfüllen, sondern es wurde von Hosea prophezeiht als eine Begebenheit, die stattfinden würde in der Wirklichkeit.

Die Eltern in ihrer Angst um das Jesuskind mußten weit davon entfernt sein, eine Reise vorzunehmen, um einen Prophetenspruch zu erfüllen, zumal einen solchen, der sich im buchstäblichen Sinne auf die Ausführung Israels aus Egypten bezog. 2 Mos. 4, 22; Jer. 31, 9. Als aber die Flucht und Wiederkehr wirklich erfolgt war, da konnte der Evangelist, der überall

die Erfüllungen in's Auge faßte, die Bemerkung machen, daß auch dieser Spruch sich erfüllt habe.

V. 16—18. Herodes sah sich von den Weisen betrogen. Es ist dies vom Standpunkt des Herodes ausgesagt. Daß er übermeistert worden war, entflammte ihn zur Wuth der Raserei. Sein Jähzorn kannte keine Grenzen.

Zweijährig und darunter. Daraus erfolgt, daß die Weisen den Stern seit ungefähr zwei Jahren erscheinen sahen. In dem kleinen Ort war die Anzahl der Kinder, die der Mordbefehl traf, jedenfalls gering; daher es nicht auffallen kann, wenn aus der Regierungszeit des grausamen Herodes dieser Kindermord sonst nicht erwähnt wird.

Auf dem Gebirge. Hier citirt der Evangelist eine Prophetenstelle, die schon bei der babylonischen Gefangenschaft eine theilweise Erfüllung gefunden hat. Der Sinn ist wohl dieser: Das Herzeleid jener Wegführung war so groß, daß es bis in das Herz der Stammmutter Benjamin's zurückgriff. Dort war Rahel's Klage der Ausdruck des großen Herzeleids der Mütter unter den Verbannten. Hier aber erfüllt sich jene Geschichte in ihrer höchsten schauerlichen Bedeutung. Rahel ist hier die Stellvertreterin der bethlehemitischen Mütter in ihren Wehklagen. Wie treffend ist daher die Anwendung ihrer Klage und das Herzeleid, das so unerwartet über Bethlehem hereinbrach!

V. 19—23. Herodes gestorben. Die letzten Jahre dieses Wütherichs sind, wie die ersten, befleckt durch Mord in seiner eigenen Familie. Er lag bereits schwer erkrankt darnieder, als er seinen letzten Mordbefehl zur Hinrichtung seines Sohnes, Antipater, gab. Fünf Tage später starb er an einer ekelhaften Krankheit, in welcher das Volk eine Strafe des Himmels für seine Gottlosigkeit erblickte.

Archelaus, König im jüdischen Lande. „Nach dem Tode des Herodes theilte Augustus das Reich desselben unter seine drei Söhne. Archelaus erhielt Judäa, Idumäa und Samaria; Herodes Antipas Galiläa und Peräa; Philippus Batanea, Trachenitis und Auranitis." Lange. Archelaus war seinem Vater Herodes an Argwohn und Grausamkeit ähnlich, daher fürchtete sich Joseph, sich mit dem Jesuskinde in Judäa niederzulassen. Er wandte sich im Gebet zum Herrn und durch ein Traumgesicht erhielt er den Bescheid, sich in Galiläa niederzulassen.

Er soll Nazarenus heißen. Da sich keine Stelle im Alten Testament findet, in der der Name „Nazarener" zur Bezeichnung des Messias steht, weist der Evangelist in diesen Worten auf Jes. 11, 1 und Sach. 6, 12 hin, in welchen Stellen der Messias als ein schwaches, unansehnliches Reis dargestellt wird. Das hebräische Wort für Nazareth ist Zweig oder Reis. Da nun Nazareth eben wegen seines armen verachteten Charakters diesen Namen empfangen hat, wies der Herr ihm diesen Wohnungsort an, auf daß die Weissagung von dem Messias als dem „Verachtetsten und Unwerthetsten, der aufschießen soll, wie ein Reis, wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich," erfüllt, und die Erfüllung schon durch den Namen seines Wohnortes angezeigt würde.

Praktische Gedanken.

Wege der göttlichen Vorsehung.

I. Die Flucht mit dem Kinde. V. 13—15.

Dieselbe Hand der göttlichen Vorsehung, welche die Weisen vom Morgenlande auf ihrer langen Reise beschützte und endlich sicher nach dem Ort, da das Jesuskindlein lag, leitete, hat sich deutlich zu erkennen gegeben in den Wegen, die Joseph und Maria mit dem Kinde geführt wurden. Noch hallt der Engelgesang, wie die Hirten ihn berichtet hatten, in ihrer Brust wieder; noch gehört der Besuch der Weisen zu den merkwürdigen Ereignissen der letzten Tage, da erscheint der Engel des Herrn mit dem Befehl: fliehe in Egyptenland und bleibe allda, bis ich dir sagen werde! Wie gar unbegreiflich sind des Herrn Wege, und wie unerforschlich sind seine Gedanken; wer hat des Herrn Sinn erkannt und wer ist sein Rathgeber gewesen? Gott führt die Seinen wunderbare Wege. Nach der Erscheinung und der Verehrung der Weisen kommt die Flucht. Freude und Leid sind nahe Nachbarn. Wenn der Herr deinen Glauben besonders stärkt, mache dich auf schwere Prüfungen gefaßt, denn vom Verklärungshügel geht es hinab in's Thal, in den Ernst des Lebens; in's Leiden und in den Kampf. Kaum sind wir als selige Kinder Gottes geboren, so erheben sich schon Verfolgungen wider uns. Aber der Herr weiß die Seinen aus der Trübsal zu erlösen. Wirst du gehasset um des Namens Jesu willen und wollen die Deinen dich nicht leiden, so hat Gott auch unter Fremden eine Bleibstätte für dich. Der Herr ist auch in Egypten und wird dich zu seiner Zeit herausführen.

II. Der Kindermord. V. 16—18.

Es ist selten, daß die Fürsten dieser Welt der Reichssache Gottes günstig sind. Sie verfolgen die Kirche, weil sie nicht erkennen, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Von Anfang an stieß die Kirche auf blutige Verfolgungen. Herodes will das Jesuskind tödten. Seine Anschläge sind schlau erdacht, aber—„Beschließet einen Rath und werde nichts daraus. Beredet euch und es bestehe nicht; denn hier ist Immanuel." Jes. 8, 10. Gott läßt die Absichten des Bösen nur soweit ausgeführt werden, als sie seine eigenen Absichten nicht hindern. Daß Gott die Ermordung dieser Kinder zuließ, dürfen wir gewiß nicht der Ungerechtigkeit zuschreiben. Er ließ diesen Mord zu, weil dadurch das Werk der Erlösung und die Kinder selbst keinen Schaden erlitten. Jedes Menschenleben ist von der Geburt an dem Tode verfallen. Der Tod so vieler kleiner Kinder ist ein Beweis der Erbsünde. Diese Kinder starben für Jesus, nur um für ihn zu leben; während er für sie am Leben blieb, um für sie zu sterben. Kein Preis von Blut und Thränen ist zu theuer für die Rettung des Lebens Jesu, denn sein Leben ist der Preis, durch welchen die ganze Welt erkauft wird vom Verderben.

Obwohl diese Kinder nicht unter die eigentlichen Märtyrer Christi zu rechnen sind, weil sie ohne eigenes Zeugniß und eigene Wahl starben, sind sie doch als Vorbilder des christlichen Märtyrerthums dargestellt worden, denn sie starben in ihrer Unschuld,—als bethlehemitische Kinder der Verheißung, — durch den Haß gegen Christum, — zur Deckung der Flucht des Jesuskindes und seiner Bergung in Egypten.

Warum aber es Gott zugelassen hat, daß bei der Geburt Christi, der als der Trost Israels verkündigt worden war, so viele Mütter in so tiefes Leid gestürzt werden sollten, ist eine Frage, die wir zu unserer vollen Befriedigung nicht beantworten können. Es bleibt eben nichts Anderes übrig, als daß wir unsere Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen. Obwohl Gottes Gedanken und die Wege seiner Vorsehung uns oft dunkel und unbegreiflich scheinen mögen, sind sie nichts destoweniger Gedanken des Friedens und der tiefsten Weisheit. Wir sind selten im Stande, Gottes Wege völlig zu verstehen,

weil wir uns auf dem Standpunkt des Zeitlichen befinden, Gott aber handelt stets im Lichte der Ewigkeit.

III. Von Egypten nach Nazareth. V. 19—23.

Wenn wir bedenken, daß Jesus bereits 28 Jahre seines Lebens in Nazareth verweilte, so erscheinen uns Gottes Wege auf's Neue geheimnißvoll. Gewiß war es den Eltern wie eine erste Enttäuschung, daß der Sohn, dem eine so glänzende Zukunft beschieden war, zuerst sich nach Egypten flüchten mußte, und dann in jenem entlegenen Winkel der in der Königsstadt des Landes recht verächtlich angesehenen Nordprovinz aufwachsen mußte. Nazareth ist für immer ein Bild der äußeren Niedrigkeit und Knechtsgestalt Christi. In der Stille lebt Jesus im Familienkreis, anstatt in der rauschenden Stadt Jerusalem. Nicht der Lärm der großen Welt, sondern die stille Heimath, nicht eitle Macht und stolze Pracht, sondern die Einfachheit und Bescheidenheit hat Gott erwählt. Aus Kleinem Großes machen, aus Demuth zur Ehre und Ansehen, daß ist Gottes Weg. Zuerst niederwärts, dann aufwärts. So führte der Herr Jakob, Joseph, Moses, David und Daniel. So führt er die Seinen heute noch.

Andeutungen für Klassen.

1. Greife zurück in die vorhergehende Lektion von den Weisen. 2. Laß die Schüler ausfindig machen, wie oft der Engel des Herrn Joseph im Traume erschien. 3. Schildere die Flucht und das Wohnen in Egypten. 4. Erzähle von der Grausamkeit des Herodes als Regent. 5. Betone die Bedeutung der Zurückgezogenheit der Jugendzeit Jesu und seine Unterthänigkeit unter seine Eltern.

Sonntag, 17. Juli. **Johannes der Täufer.** Matth. 3, 1—12.

1. Zu der Zeit kam Johannes, der Täufer, und predigte in der Wüste des Jüdischen Landes,
2. Und sprach: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen.
3. Und er ist der, von dem der Prophet Jesaias gesagt hat, und gesprochen: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste, bereitet dem Herrn den Weg, und machet richtig seine Steige.
4. Er aber, Johannes, hatte ein Kleid von Kameelshaaren, und einen ledernen Gürtel um seine Lenden; seine Speise aber war Heuschrecken und wilder Honig.
5. Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusalem, und das ganze Jüdische Land, und alle Länder an dem Jordan;
6. Und ließen sich taufen von ihm im Jordan, und bekannten ihre Sünden.
7. Als er nun viele Pharisäer und Sadducäer sah zu seiner Taufe kommen, sprach er zu ihnen: Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen werdet?
8. Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße.
9. Denket nur nicht, daß ihr bei euch wollt sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken.
10. Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, der wird abgehauen, und in's Feuer geworfen.
11. Ich taufe euch mit Wasser zur Buße: der aber nach mir kommt, ist stärker, denn ich, dem ich auch nicht genugsam bin, seine Schuhe zu tragen; der wird euch mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen.
12. Und er hat seine Worfschaufel in seiner Hand: er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheune sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer.

Biblischer Grundgedanke: „Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße." Matth. 3, 8.

Zeit. Im Sommer und Herbst des Jahres 26.

Ort. In der Wüste Judäa's, welche sich an der westlichen Küste des todten Meeres hinzog und im Jordanthal sich nördlich bis nach Jericho erstreckte.

Jesus war in seinem dreißigsten Lebensjahre und wohnte immer noch zu Nazareth.

Johannes der Täufer war sechs Monate älter als Jesus.

Parallelstellen: Mark. 1, 1—8; Luk. 3, 1—18; Joh. 1, 6—28.

Einleitung. Zwischen der letzten Lektion und dieser liegt ein Zeitraum von 29 Jahren. Von dem Leben Jesu in Nazareth ist nichts berichtet. Joseph, der Pflegevater, wird wahrscheinlich gestorben sein, weil seiner nirgends gedacht wird. Große politische Veränderungen hatten stattgefunden, die in Luk. 3, 1 genau verzeichnet sind. Jesus ist bald bereit vor dem Volk zu erscheinen. Es ist die Vorbereitungszeit eingetreten. Die Bedeutung Johanni als Wegbereiter ist so wichtig, daß alle Evangelisten sein Auftreten eingehend geschildert haben. Man lese daher sämmtliche Parallelstellen.

Erklärung.

V. 1. 2. Zu der Zeit, da Jesus noch in Nazareth wohnte, siehe Kap. 2, 23. W ü s t e, ein felsiger Landstrich. (Siehe oben.)

T h u t B u ß e. Wörtlich: Aendert euren Sinn, kommt zu einer andern, einer besseren Einsicht und Gesinnung; kehrt um, vom Bösen zum Guten, von der Welt und Sünde zu Gott. Diese Sinnesänderung schließt in sich a) Erkenntniß der Sünden; b) Bekenntniß der Sünden; c) Entschlossenheit von der Sünde zu lassen und d) das aufrichtige Verlangen von der Sünde erlöst zu werden.

H i m m e l r e i c h n a h e h e r b e i g e k o m m e n. D. h. das Reich Gottes, bestehend aus dem Reich der Gnade in diesem Leben und dem Reich der ewigen Seligkeit in jenem Leben.

V. 3. 4. S t i m m e. Die hier angeführte Prophetenstelle — Jes. 40, 3—enthält einen Aufruf, dem Herrn, welcher sein Volk aus der Gefangenschaft zurückführt, die Bahn zu bereiten, wie es im Morgenlande bei der Reise der Fürsten üblich war. Die rufende Stimme ist die Stimme eines Heroldes. So ist Johannes ein Ausrufer des Herrn.

B e r e i t e t. Macht euch zum würdigen Empfang des verheißenen Messias bereit; räumt alle Hindernisse aus dem Weg.

E r s e l b s t, J o h a n n e s in seiner Kleidertracht und Lebensweise war ein lebendiges Bild der Weltentsagung und Buße, wie seiner Zeit Elias. Sein Gewand war kein Kameelfell, sondern aus den Haaren eines Kameels bereitet, aus welchem man grobes Tuch zu Kleidern und Zeltdecken machte.—Heute noch werden mehrere Arten von Heuschrecken von den ärmsten Leuten gegessen. Flügel und Beine werden ausgerissen, das Uebrige mit Salz bestreut und entweder gekocht, oder gebraten genossen.

V. 5. 6. G i n g e n h i n a u s. Nicht jeder einzelne Bewohner der Stadt und des Landes, sondern die M a s s e der Menschen; ganze Volkshaufen eilten herbei, wurden von der Predigt ergriffen, bekannten ihre Sünden und ließen sich taufen. Diese Taufe sollte

nichts Anderes sein, als ein äußeres Sinnbild einer innerlichen Reinigung, die durch den Messias an ihnen vollzogen werden sollte.

V. 7. Die Pharisäer und Sadducäer waren die Leiter des Volkes in's Verderben. Darum griff sie der Täufer so derb an und nennt sie eine Schlangenbrut. Sie erscheinen ihm als Unberechtigte, welche sich auf die Taufe warfen, um sie sich ihren scheinheiligen Zwecken dienstbar zu machen.

V. 8. 9. Sehet zu. Wollt ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen, so bringet die rechten Früchte wahrer Buße. An der Frucht erkennt man den Baum. Siehe Matth. 7, 17—19.

Glaubet ja nicht, daß ihr selig werdet, weil Abraham euer Stammvater ist. Gott ist an kein äußerliches Gesetz gebunden. Er kann euch als unächte Kinder Abraham's verwerfen und aus diesen Steinen, d. h. aus wilden, rohen, menschlichen Stoffen sich ächte Glaubenskinder erschaffen. Offenbar ist dieser Ausspruch ein Hinweis auf die Berufung der Heiden.

V. 10. Axt an den Baum gelegt. Das Gericht über die unächten Abrahamskinder ist nicht blos nahe bevorstehend, sondern es hat schon begonnen. Die Axt liegt schon an den Wurzeln der Bäume zum Einschlagen. Das Gericht ist ein durchgreifendes. 44 Jahre nach dieser Warnung kam das Gericht über die Juden durch die Zerstörung Jerusalems.

V. 11. 12. Taufe mit Wasser. Hier erklärt Johannes, daß nicht er der Richter sei, daß seine Taufe ihnen das Heil nicht zusichere, sondern sie nur zur Buße auffordert.

Nach mir kommt der Messias, dem ich in meiner Stellung zu ihm nicht werth bin, die Sandalen zu tragen oder sie an- oder abzubinden — das geringste Geschäft der Sklaven.

Heiliger Geist und Feuer. Wasser reinigt das Metall nur von außen; Feuer brennt die Schlacken aus. Wassertaufe können sich die Heuchler gefallen lassen, denn sie schmerzt nicht. Die Geist- und Feuertaufe aber verzehrt den Heuchler im Gericht.

In V. 12 wird das erste und zweite Kommen Christi zusammengefaßt in einem Bilde, das den Zuhörern deutlich erscheinen mußte.

Praktische Gedanken.

Johannes der Täufer als Prediger des Evangeliums.

I. Er war zu seinem Amte berufen. V. 3.

Das göttliche Predigtamt zeichnet sich vor allen andern Lebensbestimmungen dadurch aus, daß Gott seine Knechte mit einem besonderen Rufe beruft. Von Saulus heißt es: „Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug.“ Zu Hesekiel sprach der Herr: „Ich habe dich zum Wächter über das Haus Israels gesetzt.“ Siehe den Ruf Samuel's, Jesaia's, Jeremia's u. A. m. Johannes trat auf im Geist und der Kraft des Elias. Er erklärte: „Ich bin nicht Christus, sondern vor ihm hergesandt.“ „Er ist der, von dem der Prophet Jesaias gesagt hat und gesprochen.“ Heute noch ist dieser klare Ruf zum Predigtamte absolute Bedingung für das Amt. Dieser Ruf ist ein klarer Eindruck des heiligen Geistes auf das Herz und Gewissen eines bekehrten Menschen, daß er das Evangelium predigen muß.

II. Er war selbstverleugnend. V. 4.

Welch' eine außerordentliche Erscheinung war Johannes! Alles an, um und aus ihm zeugte von seinem selbstverleugnenden Geiste. Sein Auftreten in der Wüste, seine rauhe Kleidung, seine spärliche Nahrung — Alles war ein lebendiges Bild der Selbstverleugnung und Weltentsagung, gerade wie bei Elias, weßhalb der Prophet Maleachi den Charakter des Vorläufers des Herrn im Bilde des Elias anschauend, ihn den Elias selbst nennt. Johannes hat sich von dem Glanz und den Bedürfnissen seiner Zeit und seines Volkes in heroischer Weltentsagung frei gemacht, daher konnte er das Strafamt an den Pharisäern und Sadducäern und an den Fürsten des Volks mit der großartigsten Freiheit verwalten.

III. Er war ein Volksprediger. V. 5.

Schaarenweise strömte das Volk aus Stadt und Land in die Wüste, diesen wunderbaren Mann zu sehen und zu hören. Die Pharisäer und Sadducäer fühlten sich von ihm angezogen. Das Volk im Allgemeinen, die Zöllner, die Soldaten,—kurz aus allen Lebensständen und Gesellschaftskreisen kam die Menge mit der Frage: Was sollen denn wir thun? Er war ein Mann seiner Zeit; aus dem Volk für das Volk. Gott beruft und befähigt stets seine Knechte zur besonderen Aufgabe der Zeitverhältnisse, in der sie sich befinden. Johannes war ein brennendes und leuchtendes Licht seinem Volk und seiner Zeit.

IV. Er war furchtlos in seinem Auftritt. V. 7.

Er hielt den Menschen ihre Sünden vor. Er nannte die Sünde bei dem rechten Namen. Den Zöllnern, die bußfertig waren, predigte er: „Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist,“ d. h. „du sollst nicht stehlen.“ Den Kriegsleuten: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch begnügen an eurem Solde,“ d. h. „laß dich nicht gelüsten.“ Dem Volk überhaupt: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also.“ Dem Unverbesserlichen und Scheinheiligen: „Ihr Otterngezüchte!“ Er predigte von Buße und Vergebung, vom Weizen und Spreu, vom drohenden Gericht und vom ewigen Feuer. Er forderte keine bloße Blätter, sondern Früchte. Er bemühte sich seine Zuhörer zu überzeugen von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer sich durch rechtschaffene Früchte beweisenden Sinnesänderung.

V. Er war demüthig und anspruchslos. V. 3.

Jede Ehrenbezeugung und Amtsauszeichnung lehnte er entschieden ab. Als das Volk im Wahn war und dachten Alle in ihrem Herzen, ob er vielleicht Christus wäre und ihn geradezu fragte, da bekannte er und leugnete nicht; und er bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Er sprach: Ich bin es nicht. Bist du ein Prophet? Und er antwortete: Nein. Was bist du denn? Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste; ich bin nicht Christus, sondern vor ihm hergesandt.

VI. Er war erfolgreich.

Er erfüllte seine Mission, indem er Gott diente und seinem Volk sich opferte. Es ist die wunderbarste Wirkung der göttlichen Geistesmacht des Johannes, daß er das selbstgerechte und scheinheilige Judenthum seiner Zeit der Wassertaufe zur Buße unterwerfen konnte. Chrysostomus sagt: „Siehest du, wie mächtig die Erscheinung des Propheten wirkte? Welchen Schwung er dem ganzen Volk mittheilte? Wie er sie zur Erkenntniß ihrer Sünden brachte? Sie hörten hier nichts von den gewöhnlichen Reden von Kriegen, Schlachten und irdischen Siegen, von Pest und Hungersnoth, von Babyloniern und Persern und der Er-

oberung der Stadt, — sondern vom Himmel und dem Reich Gottes und den höllischen Strafen. Ungeachtet daher erst kürzlich mit Judas und Thundas Viele in der Wüste umgekommen waren, strömte doch Alles zu ihm heraus; denn er rief sie nicht zu Aufruhr und Neuerungen, sondern zum Himmelreich. Darum behielt er sie auch nicht bei sich in der Wüste, sondern, nachdem er sie getauft und durch seine Reden auf den rechten Weg geleitet hatte, ließ er sie von sich."

Andeutungen für Klassen.
Man schildere Johannes den Täufer. — Die Zeitverhältnisse, unter welchen er auftrat. — Die Wüste Juda. — Die Pharisäer und Sadducäer. — Man erkläre den Kindern die Bedeutung von Buße, Himmelreich, Zukünftiger Zorn, Abrahamskinder. Man erläutere das Bild des Dreschens als Illustration des jüngsten Gerichts. Man kann auch Johannes als evangelischen Prediger schildern nach dem Leitfaden der praktischen Gedanken.

Sonntag, 24. Juli. **Die Taufe Jesu.** Matth. 3, 13—17.

13. Zu der Zeit kam Jesus aus Galiläa an den Jordan zu Johanne, daß er sich von ihm taufen ließe.
14. Aber Johannes wehrete ihm, und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde; und Du kommst zu mir?
15. Jesus aber antwortete, und sprach zu ihm: Laß es jetzt also sein; also gebühret es uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Da ließ er es ihm zu.
16. Und da Jesus getauft war, stieg er bald herauf aus dem Wasser; und siehe, da that sich der Himmel auf über ihm. Und Johannes sah den Geist Gottes, gleich als eine Taube, herab fahren, und über ihn kommen.
17. Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.

Biblischer Grundgedanke: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe." Matth. 3, 17.

Einleitung. Nach Luk. 3, 23. ging Jesus in das dreißigste Jahr, als er zu Johannes, dem Täufer, am Jordan in der Wüste kam, sich taufen zu lassen. Das Verhältniß zwischen Johannes und Jesus gleicht dem von zwei in kleiner Entfernung auf einander folgenden und ähnliche Wandlungen durchlaufenden Gestirnen. Die Ankündigung und Erscheinung des Einen folgt sofort auf die der Erscheinung des Andern. So war es bei der Geburt Beider, bei dem Antritt ihrer Amtsthätigkeit und zuletzt bei ihrem beiderseitigen gewaltsamen Ende. Und doch kommt in ihrem ganzen Lauf blos eine persönliche Begegnung zwischen Beiden vor, die bei der Taufe Jesu. In diesem Augenblick durchschreitet das eine Gestirn rasch die Bahn des andern, dann trennen sie sich, und jedes verfolgt wieder den ihm vorgeschriebenen Weg. Diesen Augenblick der unmittelbaren Berührung schildert unsere Lektion.

Erklärung.

V. 13. Indem Jesus zu Johannes kam, sich taufen zu lassen, gab er sich mit der Bewegung hin, welche in diesem Augenblicke das ganze Volk zu seinem Gott hinzog. Hätte er es nicht gethan, so hätte er die gemeinsam verpflichtende Verbindung gelöst, in welche er durch seine Menschwerdung mit der Menschheit und durch seine Beschneidung mit Israel eingetreten ist.

V. 14. Johannes wehrete ihm. In diesen Worten liegt, daß Johannes, der trotz seines hohen Berufes sich doch bewußt war, nur ein sündhafter Mensch zu sein, den, der vor ihm stand, erkannte als den einzig Sündenreinen, der keiner Bußtaufe bedürfe. Daher geziemte es ihm, der als der gottgesandte Täufer die auch von ihm geforderte Sinnesänderung noch nicht hatte in der Taufe besiegeln können, vor diesem Sündenreinen seine Beichte abzulegen und von ihm die Taufe zu erbitten. Diese Erkenntniß von Jesu weckte in ihm die Ueberzeugung, daß kein anderer als dieser Sündenreine werde der von ihm erwartete große Nachfolger sein. (Siehe V. 11.) Johannes fühlte sich als der Kleinere dem Größeren, als der Sünder einen Sündenreinen gegenübergestellt. Darum konnte er, bestürzt über diesen großen Gegensatz, nicht einsehen, warum sich auch Jesus seiner Taufe unterziehen sollte.

V. 15. Laß jetzt also sein. Jesus verlangte von Johannes, daß trotz dem großen Gegensatz zwischen ihnen, derselbe ihn doch zur Taufe zulassen solle, weil es sich für sie beide gezieme, dem Willen Gottes sich unbedingt zu unterwerfen. Hier wird angedeutet, daß Jesus mit dem klaren Bewußtsein seiner Messianität zur Taufe kam; denn die Aufforderung, für jetzt eine Handlung zuzulassen, welche eine Unterordnung unter Johannes auszudrücken schien, schließt nothwendig den Blick in sich auf eine Zukunft, wo seine wahre Würdestellung über ihn zum Ausdrucke kommen werde. Für jetzt aber galt es, „alle Gerechtigkeit zu erfüllen," d. h. alles den Willen Gottes Entsprechende zu thun, auch wo derselbe, menschlich angesehen, schwer begreiflich erscheint. Denn der durch den Propheten verkündigte Gottes Wille verlangte in der Gegenwart, daß ganz Israel durch Johannes getauft werde. Ihm mußte Jesus sich unterwerfen, weil er auch ein Sohn Israels war, und ihm mußte Johannes sich unterwerfen, auch wenn er nicht ohne Grund in diesem einzigartigen Fall sich weigern zu dürfen glaubte.

V. 16. That sich der Himmel auf, ist so zu verstehen, wie Apstg. 7, 55., d. h. als ein Sichtbarwerden der Herrlichkeit des Herrn. Gleich als eine Taube. Lukas sagt: „Der heilige Geist fuhr hernieder in leiblicher Gestalt auf ihn, wie eine Taube." Es war also keine wirkliche Taube, welche aus dem geöffneten Himmel herabflog und sich auf Jesum niederließ, sondern das Herabsteigen des Geistes wird mit dem Herabschweben einer Taube verglichen, um anzudeuten, daß derselbe nicht blitzartig auf ihn herabzuckte oder ihn sturmartig ergriff, wie die Propheten des alten Bundes, die darum nur momentaner Inspiration gewürdigt wurden, sondern sich sanft auf ihn herabsenkte, um dauernd über ihn zu weilen.

V. 17. Eine Stimme. Nichts ist so ein unmittelbarer Ausfluß des persönlichen Lebens als das Wort, die Stimme. Hier ertönt die Stimme Gottes selbst zugleich in dem Ohr und in dem Herzen Jesu, und schließt ihm auf, was er für Gott ist — das geliebte Wesen, geliebt, wie ein einziger Sohn vom Vater — und was er für die Welt sein soll, das Organ der göttlichen Liebe gegen die Menschen. Hier erfolgt mit der Offenbarung des heiligen Geistes auch die Offenbarung des Vaters und des Sohnes. Der erste Schimmer der bestimmt hervortretenden Dreieinig-

keit, welcher bei der Taufe Jesu hervorbricht, entfaltet sich in der Einsetzung der heiligen Taufe Matth. 28, 19. zum vollen Glanze; im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Praktische Gedanken.

Die Taufe Jesu.

I. Die Wassertaufe.

Um die Bedeutung der Wassertaufe richtig auffassen zu können, ist es nothwendig, daß wir die Bußtaufe durch Johannes in's Auge fassen.

Für das sündhafte Volk war die Bußtaufe der Abschluß seines bisherigen Sündenlebens, der Beginn eines neuen sündenreinen und damit die Besiegelung völliger Sinnesänderung. Für Jesus konnte das gewiß nicht sein. Aber auch ihm versiegelte die Taufe im Jordan den Abschluß seines bisherigen Lebens und den Beginn einer völlig neuen. Freilich war sein bisheriges Leben, das gleichsam in den Fluthen des Jordan begraben wurde, kein sündiges, aber es war ein seinem natürlich menschlichen Berufe und seiner persönlichen Ausbildung gewidmetes. Das neue Leben aber, zu dem er auftauchte, war nicht durch seine Sündenreinheit von seinem früheren unterschieden, sondern nur dadurch, daß er fortan ganz seinem höchsten göttlichen Berufe geweiht war. In diesem Sinne sah Jesus in dem Befehle Gottes, der auch ihn zur Taufe rief, eben dem lange erwarteten Wink seines Vaters, daß es Zeit sei, nunmehr seine Messiaslaufbahn zu beginnen.

II. Die Geistestaufe.

Für Jesum verband sich mit der Wassertaufe zugleich die Geistestaufe. Das war ja nach Joh. 1, 33 das Zeichen, das dem Täufer verheißen war und dessen Erfüllung er bezeugt, wenn er spricht: „Ich sahe, daß der Geist herabfuhr, wie eine Taube und blieb auf ihm.“

Obwohl Jesus in einem ununterbrochenem Umgange mit seinem Vater stand und sein ganzes Leben vor und nach seiner Taufe ein Empfangen des heiligen Geistes gewesen ist, dürfen wir doch nicht vergessen, daß sein ganzes Leben sich in einem Entwicklungsgange befand. Allerdings hatte sich Jesus auch schon vor seiner Taufe als den Sohn Gottes und als den Messias erkannt. Bei der Taufe aber wurde ihm zum ersten Mal auch ein sinnlich wahrnehmbares Zeichen und Unterpfand zur Besiegelung seiner Messianität von Gott gegeben.

Als wahrhaftiger Mensch war Jesu Lauf in dieser Welt ein Glaubenslauf und bedurfte er solche Bestätigung vom Vater im Himmel, wie sie ihm bei der Taufe gegeben wurde. Diese Auffassung wird durch den Evangelisten Lukas bestätigt, welcher berichtet, daß Jesus während der Taufhandlung betete. Somit war die Geistesmittheilung Frucht seines Gebetes zu Gott. Von nun an soll er unter der beständigen Einwirkung des Geistes stehen, die ihn befähigt zu reden und zu thun, was er in seinem Messiasberuf zu reden und zu thun hat. Darum war sein ganzes Leben ein Gebetsleben. In der Apostelgeschichte wird dieser Geistessalbung Jesu folgendermaßen gedacht: „Sie haben sich versammelt über dein heiliges Kind Jesum, welchen du gesalbet hast“ (4, 27), und „Wie Gott denselben Jesum von Nazareth gesalbet hat mit dem heiligen Geist und Kraft; der umhergezogen ist und hat wohlgethan und gesund gemacht Alle, die vom Teufel überwältigt waren, denn Gott war mit ihm“ (10, 38). Damit stimmt, daß wir überall in seinem amtlichen Wirken einem einzigartigen Handeln begegnen, welches wir nur durch den Geist Gottes, unter dessen stetigen Einflüssen er von der Taufe an stand, vermittelt denken können. Darum ist von einem Planmachen Jesu, von einem Schwanken und Zweifeln, von einem Suchen nach den Mitteln und Wegen zur Ausrichtung seines Werkes nirgends die Rede. Wie der Geist es ist, der ihn nach der Taufe in die Wüste treibt, so ist er es überall, der seine Wege lenkt, seine Entschlüsse bestimmt. Er kann nicht handeln, wenn seine Stunde noch nicht gekommen — Joh. 2. 4; — aber er weiß, wenn sie da ist. Er ist sich in jedem Augenblick des göttlichen Willens klar bewußt, der höheren Nothwendigkeit, die ihn auf Schritt und Tritt leitet; und der Geist, der ihn zu seiner Berufserfüllung ausrüstet, ist es, der ihm diese Gewißheit gibt.

Andeutungen für Klassen.

V. 13. Jesu Gehorsam unter das Gesetz. Sein weiter Weg zur Taufe. Sein Bekenntniß in der Taufe. V. 14. Jesu Demuth und Unterwürfigkeit unter Johannis. Johannes schreckt zurück vor Jesus, den er taufen soll. V. 15. Beide, Jesus und Johannes, übten unbedingten Gehorsam. V. 16. Sind unsere Herzen empfänglich für den heiligen Geist? Laßt uns, wie Christus, um diese Gabe herzlich bitten. V. 17. Gottes Wohlgefallen ruht auf seinen Kindern, die seinen Willen thun und alle Gerechtigkeit erfüllen.

Biblische Bilder des heiligen Geistes. Wasser, Wind, Feuer, Regen, Thau, Oehl, Stimme, Siegel, Taube. Der Lehrer schildere diese Gegenstände und zeige, in welchen Stücken sie die Eigenschaften und Wirkungen des heiligen Geistes versinnbildlichen.

Sonntag, 31. Juli. **Die Versuchung Jesu.** Matth. 4, 1—11.

1. Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versuchet würde.
2. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn.
3. Und der Versucher trat zu ihm, und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden.
4. Und er antwortete, und sprach: Es stehet geschrieben: Der Mensch lebet nicht vom Brod allein; sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gehet.
5. Da führete ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt, und stellete ihn auf die Zinne des Tempels,
6. Und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab; denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.
7. Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn nicht versuchen.
8. Wiederum führete ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit;
9. Und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst, und mich anbetest.
10. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir Satan: denn es stehet geschrieben: Du sollst anbeten, Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.
11. Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm, und dieneten ihm.

Biblischer Grundgedanke: „Denn darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden.“ Ebr. 2, 18.

Einleitung. Die Geschichte von der Versuchung Jesu knüpft sich unmittelbar an die von der Taufe an. Während andere Getaufte nach der Handlung in ihre Wohnungen zurückkehrten, begibt sich Jesus in die Wüste und zwar nicht aus eigenem Antrieb; er wird vom Geiste dahin geführt. Markus sogar berichtet: Er wurde vom Geiste getrieben. Ohne Zweifel würde die menschliche Willensregung Jesu gewesen sein, nach Galiläa zurückzukehren, und sofort mit dem Lehren anzufangen. Aber der Geist, den er bei der Taufe empfing, hielt ihn zurück und führte ihn in die Wüste, — um versucht zu werden.

Die Versuchung war nothwendig, weil jedes freie, vernünftige und mit mancherlei Gaben von Gott geschaffene Wesen eine Prüfung zu bestehen hat, in welcher es sich entscheiden muß, ob es seine Kräfte nach eigener Willkühr verwenden oder den Gebrauch derselben ganz und gar dem Willen Gottes anheimstellen will. Dies war der Fall mit dem Engel, mit Adam und Eva im Paradies, und Jesus, als wahrer Mensch, befand sich unter demselben Gesetz und konnte einer Prüfung nicht enthoben werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Versuchung Jesu nicht als Gleichniß, Traum, Vision, oder Komödie, sondern als ein thatsächlicher Vorgang zu betrachten, welcher auf's Engste mit seinem messianischen Laufe zusammenhängt.

Erklärung.

V. 1—4. Die Geistesmittheilung bei der Taufe geschah zu dem bestimmten Zweck, Jesum in seiner Amtsverwaltung zu führen nach dem Willen seines Vaters im Himmel.

Die Wüste wird nicht näher bezeichnet, man denkt aber gewöhnlich an die sogenannte Wüste Juda, eine felsige Gegend im östlichen Theile von Judäa, die sich bis gegen das todte Meer hin erstreckt, eine schauerliche Einöde.

Die vollständige Enthaltung Jesu von aller Nahrung während seines vierzigtägigen Aufenthaltes in der Wüste ist Beweis seines andächtigen Nachdenkens, in welches er so sehr versunken war, daß er den Stachel des Hungers nicht empfunden hatte. Nach Lukas war Jesus während dieser ganzen Zeit von ununterbrochenen Anläufen des Feindes verfolgt, d. h. seine innere Arbeit des Geistes wurde durch fremdartige, den heiligen Gedanken, mit denen er beschäftigt war, entgegen gesetzten Einflüsterungen gehemmt.

Der Hunger war natürliche Folge seines langen Fastens. Das Bedürfniß der Nahrung machte sich wieder bei ihm geltend, denn der erschöpfte Körper fühlte sich ganz ohnmächtig. In einer solchen großen Schwachheit mag Jesus sich befunden haben, daß der Teufel einen günstigen Augenblick zu haben glaubte, den entscheidenden Anlauf zu machen.

Obgleich der Ausdruck: der Versucher trat zu ihm den Gedanken einer leiblichen, sichtbaren Erscheinung in sich zu schließen scheint, geht doch aus dem ganzen Zusammenhang, wie auch aus der Erzählung des Ev. Lukas hervor, daß die Auffassung eines inneren Vorgangs bei der Versuchung den Vorzug verdient. Zudem liegt es weder in der Gewalt Satans, noch wird irgendwo in der Bibel ein Fall berichtet, wo sich der Satan sichtbar gemacht habe.

In der ersten Versuchung fordert der Teufel den Herrn auf, in seiner Person als Sohn Gottes zu handeln. Da du, nach der Stimme vom Himmel bei deiner Taufe, der Sohn Gottes zu sein scheinst, ist doch nicht nöthig, daß du hier in der Wüste länger hungerst! Liefere den Beweis deiner Gottessohnesschaft, indem du zu diesen Steinen sprichst, daß sie sich augenblicklich in Brod verwandeln! Sobald aber diese Einflüsterung stattfand, erkannte sie der Herr und wies sie mit dem Schriftwort entschieden ab, in welchem die Lehre enthalten ist, daß das menschliche Leben nicht allein auf Nahrungsmitteln beruht, nach denen das natürliche Bedürfniß verlangt, sondern auf Allem, was Gott den Menschen thun heißt.

V. 3—7. In der zweiten Versuchung handelt es sich um das Werk der Erlösung, das Jesus in Ausführung bringen soll. Während er sich nun mit diesem Gedanken beschäftigte, flüsterte der Teufel ihm ein; wie, wenn du bei einer Volksversammlung in Jerusalem dich von der Zinne des Tempels herablassen würdest? Jedermann würde dann glauben, daß du vom Himmel gekommen bist. Zu Schaden könntest du bei einem solchen Sprunge nicht kommen; denn es steht ja geschrieben: Er wird seinen Engeln 2c. Wie fein gesponnen und schlau ausgedacht! Jesus aber weist diese Versuchung entschieden ab. „Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen,“ d. h. du sollst nicht durch tollkühnes Wagen den göttlichen Wunderschutz eigenliebig herausfordern. Auch den Messias schützt auf selbsterwählten Wegen die göttliche Verheißung so wenig, wie ihm zu selbsterwähltem Thun die göttliche Wunderhülfe zu Gebote steht.

V. 8—11. In der dritten Versuchung handelt es sich um das Verhältniß Jesu zu seinem Vater. Satan wirkt auf Jesu Vorstellungsvermögen ein und zeigt ihm in einer Vision alle Reiche der Welt. — Lukas fügt hinzu: „in einem Augenblicke,“ und versprach ihm den Besitz, falls er vor ihm niederfällt in ehrerbietiger Anerkennung. Hier maßt sich der Teufel an Weltbesitzer zu sein. Als Mensch gehörte Jesus demnach in das dem Satan übergebene Gebiet, welcher bei förmlicher Anerkennung, Christus als seinen Nachfolger berufen wollte. Wie listig ersonnen! Aber Jesus erkennt den Satan ohne Schwierigkeit in diesem Fall und gebietet ihm ihn zu verlassen. Jesus konnte und wollte nicht auf dem Wege der Unterordnung unter den Widersacher Gottes zur irdischen Macht gelangen. Er verzichtete auf alle äußeren, politischen Machtmittel, er brach mit der Messiasidee in der unter dem Volk eingebürgerten Form irdischer Macht. Darum seine Erklärung: „Hebe dich weg Satan.“

Satan jedoch verließ den Herrn nach Lukas nur eine Zeitlang; sein späteres Leben war voll der ernstesten Versuchungen. Die Engel dienten ihm. Er hatte nöthig, in eigener Willkühr für sich selber zu sorgen. Gott führte und versorgte ihn zur rechten Zeit.

Praktische Gedanken.

Die Versuchung Jesu.

In seiner Taufe wurde Jesus als der Messias geweiht. (Siehe vorige Lektion.) In der Versuchuung bestand er die Probe für seine Person und Amtsstellung. Jesu Weg führte von der Höhe der göttlichen Anerkennung in die Tiefe der schwersten Kämpfe und Anfeindungen. Vom Berge der Verklärung mußte er in das Thal der Leiden und Zähren hinabsteigen. Auch für uns geht der Weg zum Paradies durchs finstere Thal und über Golgatha.

Christus ist uns in Allem gleich geworden; er wurde versucht, von außen her, ohne daß er eine Erfahrung im Sündigen machte. Nun kann er aber auch helfen,

denen, die versucht werden. (Siehe biblischer Grundgedanke.)

I. Jesu Stellung zur menschlichen Noth.

Der Teufel will den Herrn nicht blos zum Zweifel an seiner Gottessohnesschaft zwingen; er will ihn auch bewegen sein Schicksal in seine eigene Hand zu nehmen und gegen Gottes Ordnung Steine in Brod zu verwandeln versuchen. Gottes Sohn darf nicht leiden, nicht bedrängt sein und hungern; er muß in seiner Allmacht sich helfen können und selbstständig sein. So will der Satan auch in uns Zweifel an Gottes Wort erregen und uns anleiten, dem Leiden zu entrinnen durch eigenmächtige Selbsthülfe. Aber wie der Herr, so siegen auch wir durch unsere Berufung auf Gottes Wort und seine Allmacht, den es nur ein Wort kostet, den Menschen nach Leib und Seele zu erhalten. Hier lernen wir, wie unbedingtes Vertrauen auf Gott die zeitliche Noth besiegt und zuletzt Engelsdienst zum Lohne hat. Der Mensch lebt ja nicht vom Brode allein; wer daher am Munde Gottes hängt im Glauben, dessen Mund wird nicht darben.

II. Jesu Stellung zur weltlichen Ehre.

Der Teufel will, daß Jesus durch ein Aufsehen erregendes Schauwunder das Herz und den Beifall des ganzen israelitischen Volkes sich mit einem Schlage sichern soll. Er weiß Gottes Wort auszudeuten und zu verdrehen, um seinen Zweck zu erreichen. Jesus aber kennt auch Gottes Wort und weiß, daß sein Weg zum Thron der Herrlichkeit der langsamere und schwerere Weg der Selbstverleugnung der Kreuzesaufnahme und des tiefsten Leidens ist. Nur nach treuer Arbeit und heißem Ringen darf er den Sieg erwarten. Das ist genau unser Weg. Um zu Auszeichnung und Ehren zu kommen, muß man zuvor leiden. Es ist gut für den Menschen, daß er in seiner Jugend das Kreuz trage. Unser Sieg liegt, wie bei Jesu, in der Berufung auf Gottes Wort, trotz der willkührlichen Anwendung desselben von Seiten des Satans, der stets dasselbe zu verdrehen sucht, um seinen Zweck zu erreichen.

III. Jesu Stellung zum irdischen Besitz.

Satan spiegelt dem Herrn den irdischen Besitz in seiner höchsten Fülle—die ganze Welt—und glänzendsten Pracht—ihre Herrlichkeit—vor und will ihn überzeugen durch eine großartige Beweisführung, daß er das Alles durch ein einziges Wort sich zueignen kann.

Aber Jesus wußte wohl, daß er nicht auf diesem Wege das Reich Gottes bauen werde, und daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, daß er als König im Reiche der Wahrheit auftreten werde. Zudem weist Jesus auf die Thatsache hin, daß es nur einen wahren, lebendigen Gott gibt, dem allein Anbetung gebührt. Damit erreicht die Versuchung ihre Spitze und der Satan tritt unverrichteter Sache ab. Christus hat den Feind geschlagen; er muß das Feld räumen und die Engel sind ihm dienstbereit.

Andeutungen für Klassen.

Schildere deiner Klasse den Contrast zwischen Jesus am Jordan und Jesus in der Wüste; dort zeichnet er sich aus, wird vom Himmel her bestätigt, wird mit Preis und Ehre gekrönet; hier ist er unter wilden Thieren in schauerlicher Einöde vom Satan versucht und in leiblicher Noth. Wie oft wechselt Freude mit Leid in diesem Leben.

Zeige wie wachsam Jesus war über seinen Feind, wie rasch in der Entdeckung der Versuchung, wie vertrauensvoll in seiner Noth, wie treu und gewissenhaft in der Anwendung des Wortes Gottes. Sind wir ihm darin gleich?

Ziehe den Vergleich zwischen der Versuchung Adam's und Eva's und Jesus, oder zwischen Jesus und uns, nach 1 Joh. 2, 16. Die drei Hauptformen aller Sünden besteht in Fleischeslust, Augenlust, hoffärthigem Wesen, oder Sinnlichkeit, Selbstsucht und Hochmuth.

Als Anwendung des Ganzen: Keinen Kampf, keine Krone.

Frauenzeitung.

Wirf in den Brunnen, wo du trankest, keinen Stein,
Sag' Uebles dem nicht nach, bei dem du kehrtest ein.

Das Dor'le über den Sonntag. Um die Segnungen aufzuzählen, die der Sonntag für das wahre Kind Gottes hat, und die Gefühle zu beschreiben, die sein Innerstes durchwehen bei dem Wort, Sabbathtag, um dieses zu beschreiben, müßte man die Feder in das Meer der ewigen Liebe Gottes tauchen, denn der Sabbath ist eins der größten Segnungen, die Gott dem Menschen gab.

Es ist die Station, wo wir wöchentlich anhalten, um unsern inwendigen Menschen zu speisen; es ist die Oase in der Wüste, wo wir uns mit dem Lebenswasser erquicken; es ist die Ruhebank an der staubigen Straße, bei dem Wegweiser, wo wir uns ausruhen, und nach Oben blicken.

Wo ist der Christ, der sich seinen Sabbath rauben ließ? Und doch geschieht dies in unsern großen Städten von Jahr zu Jahr immer mehr. Hauptsächlich tritt die jetzige Sabbathentheiligung mit ihrem ganzen Greuel in den Sommermonaten vor das Angesicht. Schon am Sonntag des Morgens geht es mit Musik und Bier hinaus zur Lustbarkeit. Wie blutet einem das Herz bei solchem Treiben.

Unsere einst so stille Stadt, wie wird es jedes Jahr schlimmer in derselben. Anstatt Sabbathstille, das Geräusch der Sünde.

Was ist schöner und erhabener in einer Stadt, als ein ruhiger und stiller Sonntag. Ich erinnere mich eines solchen Sonntags — und wollte Gott unsere Stadt hätte lauter solche Sonntage. — Vor ungefähr sechs Jahren hatte eine unserer Kirchen ihre große Conferenz hier. Es war im Mai. Am Sonntag waren alle Kanzeln mit den Predigern der Conferenz besetzt. Den Winter zuvor ging eine mächtige religiöse Bewegung durch beinahe alle Kirchen, und ich werde den herrlichen Anblick nie vergessen, den dieser schöne Maisonntag bot. Auf allen Wegen zu den verschiedenen Kirchen wimmelte es mit andächtigen Kirchengängern. Es gab keine leeren Sitze an diesem Tage.

Es ist sehr zu bedauern, daß gerade unser deutsches Volk, sich so der Sonntagsentheiligung schuldig macht,

ein Volk, das des Schäfers Sonntagslied nicht nur im Liede hat, sondern Viele von ihnen kennen aus ihrer Jugend einen solchen Tag des Herrn.

Wer das Glück hatte in Deutschland je auf einem Berg zu stehen, an einem hellen lieblichen Sonntagmorgen, und in den Thälern die kleinen Dörfchen und Städte sah, während das Glockengeläute zu ihm empordrang—wer kann dies je vergessen! Wenn er dann die Kirchengänger, still und andächtig, durch das wogende Feld dahin wandeln sah — den Vater voraus mit dem Dreimaster auf dem Haupt und dem Knotenstock in der Hand, — die Mutter bescheiden nachkommend, mit dem großen Gesangbuch im Arm und die Kinder fröhlich folgend.

Viele von den Kindern dieser Eltern, wollen in diesem Lande durchaus gar nichts von einem Sonntag wissen. Lieber Gott erbarme dich über unser deutsches Volk.

Und hilf uns als Christen uns zu befleißen, mit Wort und Wandel zu beweisen, weß Sinnes wir sind.

Laßt uns in unsern Familien, den Tag heilig halten im wahren Sinn des Wortes. Um dieses zu thun, ist es nothwendig, daß wir am Anfang der Woche uns befleißen, unsere Arbeit zu thun, und nicht so viel auf die letzten Tage in der Woche aufschieben. Wir lassen uns in diesem Lande so viel rauben, was wir als heiliges Erbgut unserer Eltern aufbewahren sollten.

Eines dieser geraubten Güter ist die Dämmerstunde. Wer von uns erinnert sich dieser Dämmerstunden im elterlichen Hause, wo man so traulich beisammen saß, und der Vater oder die Mutter uns Geschichten erzählte! In diesem Lande hat man keine Zeit dazu. Und am Samstag—wie wurde am Samstag Nachmittag die Wochenarbeit auf die Seite gesetzt, das Spinnrad und anderes, und wie fing die Sabbathstille schon an sich fühlbar zu machen!

Dieses Fertigsein und dieses Ruhigwerden am Sonnabend ist eigentlich unumgänglich nöthig, wollen wir den wahren Genuß vom Sonntage erhalten. Es sollte deßhalb eine jede Hausmutter darauf sehen, daß man es im Hause fühlen kann, der Sonntag beginnt, und die Kinder anleiten, keine Arbeit, die am Samstag gethan werden kann, auf den Sonntag zu verschieben.

Wir müssen alles Gute, was wir unsern Kindern beibringen wollen, ihnen vorleben. Das Beispiel wirkt viel besser wie das viele Reden. Wie oft hört man eine arme Mutter klagen, daß der Sonntag der härteste Tag für sie ist und daß sie nie so müde wird. Das braucht nicht also zu sein, falls eine jede Mutter es sich zur Aufgabe macht, alles was nur immer möglich, am Samstag zu thun, und es von ihren Kindern ebenfalls verlangt.

Das Beispiel der christlichen Familie ist von großer Wichtigkeit. Wir müssen unserer Umgebung mit unserem Wandel predigen. Was ist erhabener als eine fromme, gottgeweihte Familie, hauptsächlich am Tage des Herrn, wenn alle, Groß und Klein, andächtig zum Hause Gottes wallen. Eine solche Familie ist jeden Sonntag eine stille Predigt für die Nachbarschaft.

Auch sollte das viele Kochen am Sonntag durchaus nicht sein, der Hauptsache nach sollte Alles am Samstag gekocht werden, und dann ist das Nöthige am Sonntag bald gethan. Auch alles u n n ö t h i g e Besuchen sollte nicht stattfinden. Laßt uns die Zeit, in welcher wir nicht im Hause Gottes sind, unsern Kindern widmen, und vor allem darnach sehen, wo unsere Kinder am Sonntag sind. Wie manches hat sich schon auf sündliche Plätze verlaufen. Es ist unsere Aufgabe unsere Augen offen zu haben und mit aller Macht, die uns zu Gebote steht, gegen dieses Uebel unserer Zeit zu kämpfen.

Etliche nützliche Anweisungen. 1. Versäume ja Niemand zu dieser Zeit Gebrauch zu machen von den jungen Gemüsen. Man hört oft, daß Manche glauben, Gemüse wären nicht gesund im Sommer. Gemüse sind immer gesund. Man muß nur dazu sehen, daß man sie so frisch als möglich bekommt und sie dann im Salzwasser weich kocht. Dann macht man eine angenehme Milchsauce und läßt das Gemüse in derselben ein wenig kochen. Gemüse auf diese Weise gekocht, schaden Niemand.

2. Ein gutes Getränk für Erkältung oder Fieberkranke. Man nimmt eine Hand voll Iceland Moß, nachdem es etliche Mal gewaschen, gießt man 2 Quart kochendes Wasser daran und läßt es stehen, bis es kalt ist, dann gießt man den Saft von 2 Citronen daran und Zucker, um es angenehm süß zu machen. Im Sommer thut man ein wenig Eis daran.

3. Für kleine Kinder. Das Folgende ist für kleine Kinder, wenn sie die Sommerkrankheit haben, sehr gut. Man nimmt gutes Brod und röstet es gut braun. Nun gießt man kochendes Wasser daran, zwei Stücke Brod rechnet man zu einem Quart Wasser. Nachdem es eine Zeit lang gestanden hat, gießt man es ab und thut einen Löffel voll süßem Rahm dazu.

Im Morgengrauen. Als Mädchen hatte ich eine Leidenschaft, die mir noch über den Eislauf und manche andere Jugendfreuden ging, nämlich den Morgenschlaf mit seinen bunten Träumen.

Mühsam brachte ich nach meiner Verheirathung der Ordnung des Hauses diese Passion zum Opfer. Ist es nun Macht der Gewohnheit oder hat meine Natur sich geändert, kurz, seit mehr als zehn Jahren bin ich nicht mehr im Stande, länger als bis ½6 Uhr in den Federn zu bleiben. Nicht mit meinem Mann und den Kindern, sondern lange vor ihnen aufzustehen, ist mein Vergnügen.

Wie ich diese frühen Morgenstunden einst missen konnte, begreife ich jetzt nicht. Sie sind die köstlichste Zeit des Tages, wahre Glücksstunden für mich. Mit klarem Kopf, wie es im Wirbel des Tages nicht möglich ist, überdenke ich die Ereignisse des Gestern und die Pflichten des Heute, erwäge, rechne, notire, was nöthig ist. Dieses stille Freuen auf meiner Lieben Erwachen gibt dabei ein Glücksgefühl, wie es mir, wenn die ganze liebe Schaar mich tagsüber umstürmt, selten zum Bewußtsein kommt.

Was das Uebergewicht der Hausfrau den Dienstboten gegenüber, was das Triebwerk des Haushaltes gewinnt, wenn erstere „vor Thau und Tag" das Wohl des Ganzen überdenkt, liegt zu nahe, um es zu erörtern. Ich möchte mehr auf den unsichtbaren höheren Vortheil hinweisen.

So lange die Blondköpfchen sich noch in die weichen Kissen schmiegen, ist die beste Zeit, ihre Büchertaschen einmal durchzumustern. Gretel's Ehrgeiz ist es, fehlerlose Aufgaben abzuliefern. Da finde ich in der sauberen, französischen Arbeit eine soeure statt soeur. Beim Haarflechten frage ich dann gelegentlich ein paar Dutzend Vokabeln ab, die soeur natürlich darunter. „Mit oder ohne e, Gretel?" „Mit!" „I bewahre. Das wäre ein schöner Schnitzer. Sieh' gleich noch einmal deine Arbeit durch." — Welche Dankbarkeit dann, wenn sie den Fehler findet!

Bei den Jungen ist das Verfahren direkter. Da heißt's einfach vor der gewöhnlichen Zeit: „Aufstehen! Die Rechenaufgabe muß noch einmal abgeschrieben werden!" oder dergl. So habe ich mein Theil daran, daß die Kinder nicht die Schlechtesten in der Klasse sind.

Ueberhaupt imponirt es ihnen gewaltig, daß die Mutter überall im Hause thätig ist, während sie noch träumen. Am meisten ist dies nun vor Weihnachten und den Geburtstagen der Fall. Diese Puppenkleidchen, Schmetterlingsnetze, Schürzchen und Anzüge, deren Entstehen spurlos für sie bei Lampenlicht im Morgengrauen vor sich ging, machen die Mutter zu einer Art guter Fee, an der sie mit verehrungsvoller Liebe hängen, die — Gott gebe es! — für's ganze Leben ausdauern möge!

Notizen. In Cincinnati arbeiten 10,000 Frauen für ihren Lebensunterhalt.

In Paris gibt es 490,000 unverheirathete Mädchen und 380,000 Junggesellen.

Eine Mutter in Florida hat ihre beiden Kinder Jefferson Davis und Abraham Lincoln genannt.

Mrs. Isabella Beecher-Hooker verlangt, daß die Hälfte der Polizei in jeder größeren Stadt aus Frauen bestehe. Kommentar ist überflüssig.

Die Gräfin Hammersmith in England wurde von ihren Nachbarn verklagt, durch den abscheulichen Lärm, den ihre 41 Hunde und Katzen machten, ihre Ruhe in empfindlichster Weise gestört zu haben. In Zukunft darf die arme Gräfin nur 20 Hausbestien halten.

Etwas über Kirchen und Kirchen-Möbel.

Für Haus und Herd von J. C. Marting.

Die ersten Kirchengebäude unseres Landes machten wenig Anspruch auf architektonische Eigenschaften.

Die Leute waren meistens arm. Den Baumeistern fehlte die Erziehung und dem Volke der Geschmack für das Kunstvolle.

In den letzten 40 Jahren ist jedoch ein anderer Geist über „Land und Leute" gekommen. Ein gesundes Gefühl macht sich in den ernstlichen Versuchen kund, dem dreieinigen Gott zweckentsprechende Häuser, die seines großen Namens würdig sind, zu errichten. Es ist geradezu erstaunlich, welch großartige, dauerhafte und kunstvolle Dome manche Gemeinden in jüngster Zeit errichtet haben.—Und die Zukunft wird noch viel schönere und zweckentsprechendere Kirchen aufzuweisen haben.



Es muß dem denkenden Leser auffallen, wie die verschiedenen kunstvollen Bauarten anderer Länder in den früheren Jahrhunderten dem Auge Rechnung trugen. Alles mußte reizend, schön, geschmackvoll und in's Auge fallend sein. Daß äußere und innere der Kirchen sollte imponiren. Die Akustik kam weniger in Anschlag. Mit der Zeit, als in den Gottesdiensten die Predigt den ersten Platz einnahm, mußte der Akustik mehr Rechnung getragen werden und man versuchte das Schöne mit dem Praktischen zu vereinigen.

Aber wie verhielt es sich mit der inneren Ausstaffirung der Kirchen der früheren Zeiten? Wurde auch Sorge getragen, das Haus Gottes dem Besucher angenehm und gemüthlich zu machen? Es scheint, daß man wenig daran dachte, gepolsterte Sitze oder Stühle, wie das heute oft der Fall ist, zur Bequemlichkeit der Zuhörer in das Haus Gottes zu stellen.

Die Kirchen hatten ihren Altar, ihre Kanzel und ihre Sitze für hervorragende Personen, aber die versammelte Menge mußte stehend der Predigt lauschen. Müßten unsere Kirchengänger heutzutage während der Predigt stehen, so stünde zu befürchten, daß viele daheim blieben. Die früheren Christen konnten unermüdet einem etliche Stunden dauernden Gottesdienst stehend beiwohnen. — Aber „die Zeiten haben sich geändert" und — die Leute auch. — Wie der Berliner sagt: „Das jinge jetzt ouk noch wohl, aber es jeit nich mehr." —

Es ist auch noch zu wünschen, daß jene „guten alten Zeiten" wieder kehren. Wir haben doch im Manchem Fortschritte gemacht. Die ersten Kirchenstühle unseres Landes bestanden aus Bretter, die aus Baumstämme gespalten wurden; denn zum Sägen fehlten noch meistens die Werkzeuge.

Dann kam eine zweite verbesserte Auflage— steif aussehende, unbequeme, gerade Bretterbänke. Diese haben seither auch weichen müssen. Andere, die dem Auge besser gefallen, die mit der ganzen inneren Einrichtung der Kirche in Harmonie stehn, und die praktischer, bequemer und besser sind, haben ihren Platz eingenommen. Diese neumodischen Sitze sind so gemacht, daß sie der Form des menschlichen Körpers angepaßt sind. Deshalb sitzt man so bequem auf denselben. Der ganze Körper kann wirklich ruhen. —

Die langen, geraden Reihen von Bänken sieht man heutzutage selten in den Kirchen. An deren Statt werden die Bänke so angefertigt, daß sie im Cirkel aufgestellt werden können, so daß das Auge eines jeden Zuhörers direkt auf den Redner gerichtet ist, und der Zuhörer sich nicht erst im Sitze umdrehen muß, um den Redner anzuschauen.

Früher hat man nur eine Sorte Holz für die Zubereitung der Sitze genommen, und sie dann, nach Belieben, gefärbt. Jetzt wird Holz von den verschiedensten Farben und Schattirungen verwandt und so zusammen gesetzt, daß der Urwald sich in seiner Verschiedenartigkeit an Farben und Fibern auf's Schönste zeigen kann.

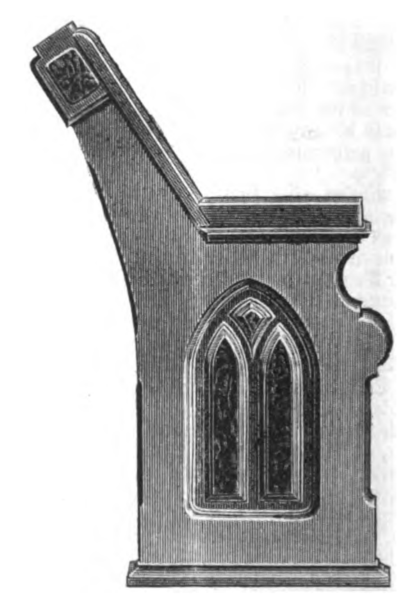
Zwei Gefahren sehe ich in dieser dritten Auflage der Kirchenbänke. Erstens, bieten sie dem Kirchengänger viel Augenweide, so daß er in Gefahr steht, sich durch sie in der Andacht stören zu lassen. Zweitens, bieten sie dem von der schweren Arbeit der Woche ermüdeten Kirchengänger solche angenehme Ruhe, daß er versucht ist sich zurück zu lehnen und während der Predigt ein Schläfchen zu machen, so daß er nicht nur die Predigt verschläft, sondern auch durch häßliches Schnarchen Andere in der Andacht stört.

Diese zwei Gefahren können, nach meinem bescheidenen Dafürhalten, durch gute, bündige und gesalbte Predigten und lebendigen Gesang vermieden werden. Diese neumodischen Kirchenmöbel predigen dem Prediger, bündiger und besser zu predigen. Thut er dieses, so werden die heutigen Kirchengänger an Leib und Seele gestärkt vom Hause Gottes heim kehren.

In den letzten Jahren sind in verschiedenen Theilen unseres Landes Fabriken entstanden, in welchem ausschließlich Kirchen- und Schul-Möbel fabrizirt werden.

Wohl ist keine Stadt im Lande zu finden, in welcher dieser Zweig einer großen Industrie so bedeutend geworden ist, als die Quäkerstadt, Richmond, Indiana. Dort befinden sich etliche Firma's, die sich ausschließlich mit der Fabrikation von Kirchen-Möbeln beschäftigen. Unter diesen ist die von den Herren Haynes, Spencer & Co. besonders nennenswerth. In den letzten zwanzig Jahren haben diese Herren sich mit Fleiß und Geschäftstakt dieser Sache gewidmet. Von ihren Möbeln sind im Norden, Süden, Osten und Westen unseres Landes zu finden. Viele der besten Kirchen des deutschen Methodismus haben ihre Kanzeln, Kanzel- und Altarstühle und Bänke von dort her. Die genannte Firma eignet großartige Gebäude und besitzt alle Einrichtungen, die zur Herrstellung guter Waare nöthig sind. Diese Herren haben an Arbeitslohn in den letzten zehn Jahren, im Durchschnitt über $60,000 per Jahr ausbezahlt.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte das Vergnügen und das Vorrecht vor etlichen Jahren die Fabriken dieser Firma zu durchstöbern. Denn als er Prediger unserer Gemeinde in jener Stadt war, erhielt er von Zeit zu Zeit Aufträge von Predigern unserer Gemeinden an diese Herren.



Meines Wissens wurde die Firma in unseren Kirchenblättern noch nie erwähnt, wiewohl ihre Arbeit viele unserer Kirchen zieren. Warum nicht, hie und da, wenn man Kircheinweihungen berichtet, auch mittheilen wer die Möbeln gemacht hat? Prediger und Gemeinden haben ein Interesse daran.

Und nun, lieber Leser, sehe dir einmal dieses Bild, das wir hier geben, an. So lange man „für Geld und gute Worte" solche Kirchenmöbeln bekommen kann, sollte das Haus Gottes einer der angenehmsten und anziehendsten Plätze sein. Natürlich sollte alles innerhalb den Grenzen des Praktischen und Nothwendigen bleiben. Wir empfehlen nichts Uebertriebenes.



PAINTED BY WM H. DE HAAS

DAS LOTSEN-BOOT.



Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. | August 1887. | Achtes Heft.



Erntesegen.

Zum Deckenbild.

Dich, Gott zu Zion, lobt man in der Stille,
Damit man heilige Gelübd' erfülle,
Und Salems Psalter und Gesäng' erschallen,
Dir zu gefallen.

Du suchst das Land heim; die Gefilde lachen;
Du wässerst sie mit Thau, sie reich zu machen,
Dein Strom ist voll; durch dich reift das Getreide
Zu unserer Freude.

Die tief gepflügten Furchen füllt dein Segen,
Und das zerlechzte Land erfrischt dein Regen;
Du machst es weich und segnest seine Saaten,
Daß sie gerathen.

Du krönst das Jahr mit deiner milden Gnade;
Gedeih'n und Wachsthum folgen deinem Pfade
Und träufeln, wo du wandelst, daß die Erde
Befruchtet werde.

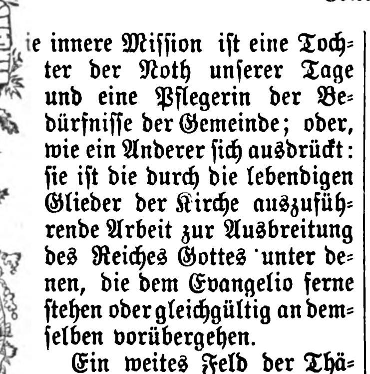
Und Dank und Freud' und Jubel jauchzt aus Allen,
Und Hain und Auen und Gefild erschallen
Von lautem dir frohlockendem Getümmel
Bis in den Himmel.

Nach dem 65. Ps. von
Johann Cramer.



Wie können wir unsere Jugend für die Arbeit der inneren Mission interessiren und heranbilden?

Editoriell.



Die innere Mission ist eine Tochter der Noth unserer Tage und eine Pflegerin der Bedürfnisse der Gemeinde; oder, wie ein Anderer sich ausdrückt: sie ist die durch die lebendigen Glieder der Kirche auszuführende Arbeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter denen, die dem Evangelio ferne stehen oder gleichgültig an demselben vorübergehen.

Ein weites Feld der Thätigkeit fürwahr! Manches ist in dieser Hinsicht wohl gethan, doch viel, sehr viel, bleibt noch zu thun übrig. Suchen wir deßhalb unserer Frage, die eine zeitgemäße ist, näher zu treten, indem wir der Familie zunächst uns zuwenden und fragen:

Was kann die Familie thun, um die Kinder für die innere Mission zu interessiren und heranzubilden?

Unsere ganze Pflege des religiösen Lebens, so sagt Funke, muß auf der Grundanschauung der vollendeten Erlösung beruhen. Wir sollen unseren Kindern das Christenthum darstellen in seiner idealen Herrlichkeit; ihnen nicht sowohl einen starren Gesetzgeber, als vielmehr das leuchtende Vaterantlitz Gottes vorhalten, und ihnen überall und immer zeigen, daß frommsein gleich ist frohsein. Erkennen sollen wir unsere Kinder als solche Wesen, die durch Christum Gottes Kinder geworden sind; und ein himmlisches Standesbewußtsein sollen wir in ihnen wecken, indem wir ihnen es nie zu oft vorhalten können: ihr seid Gottes Kinder!

Bewahren wird sie solch Erinnern vor vielen Fehltritten. Wichtiger aber noch und in seinen Folgen nachwirkender bleibt das Beispiel der Eltern selbst. An ihnen, an Vätern, Müttern und Erziehern, müssen sie's verstehen lernen, was für ein selig und heilig Ding es ist, ein Kind Gottes zu sein; wie da die Freude niemals stirbt, auch mitten im tiefsten Leiden nicht; wie da immer Zucht und Selbstbeherrschung bleiben, auch wenn die Wogen der Trübsal noch so hoch gehen. Das wird der Kinder Herz himmelswärts ziehen, wenn sie erfahren, daß ihre Eltern Menschen sind, die nach oben schauen und durch solchen Aufblick stark und glücklich sind. In der Regel werden die Kinder den Weg der Eltern gehen. —

Freilich geht das so ohne Weiteres nicht. Thorheit steckt dem Knaben im Herzen — darum muß Zucht, muß Gehorsam sein.

Nun gibt's, wie Jedermann weiß, aber nicht Jeder genug darauf achtet, einen doppelten Gehorsam: den Gehorsam aus Zwang und den Gehorsam aus Liebe. Daß dieser letztere der bessere, und das es das höchste Ziel aller wahren Erziehung ist, ihn zu erreichen, leuchtet ein.

Wie das geschieht? frägt man begierig. Ich antworte auch hier mit Funke's Worten: Kinder werden in Gehorsam, Vertrauen und Liebe ihr Herz uns nur dann geben, wenn sie fort und fort spüren, daß unser Herz ihnen gehört, daß es uns Lust und Wonne ist, ihnen Liebe zu beweisen und Freude zu bereiten, daß wir auch dann nicht aufhören, auf Liebe und Freude für sie zu sinnen, wenn es uns schwer, wenn es mit Selbstverleugnung verbunden ist. Die Eltern müssen stets den Kindern als gute Engel erscheinen, die für Alles, was der Kinder Herz in Lust und Leid bewegt, ein volles Verständniß haben; und die Kinder müssen es merken, daß Vater und Mutter immer Zeit für sie haben und daß ihnen nichts gleichgültig ist, was der Kinder Geist bewegt. Freue dich mit deinen fröhlichen, weine mit deinen weinenden Kindern. Laß sie spüren, daß ihr Schmerz dein Schmerz und daß es deine Lust ist, ihre Freude zu erhöhen.

Auf Grund dieser Liebe, wodurch Eltern den Kindern das Herz geben, muß der Gehorsam sich entwickeln. Ist er vorhanden, dann folgt das Andere naturgemäß wie von selbst, und dieses Andere heißt: Arbeiten und Dienen.

Mögen Eltern reich oder arm sein, auf jeden Fall tragen sie zu dem Glück ihrer Kinder nur dadurch bei, daß sie dieselben zur Einfachheit und Einfalt erziehen. Auf Jesum sollen wir sie stets hinweisen. Seinem Beispiele der vollendeten Selbstverleugnung und Liebe sollen sie folgen.

Solches Aufsehen auf ihn und solches Bilden nach ihm, wird zur Demuth zwingen, zu jener Demuth, meine ich, die auch dem Nächsten gerne

hülfreiche Hand leistet, d. h. gerne dient. Solche Dienelust in die Herzen der Kinder zu pflanzen, das ist der rechten Erziehung großer Endzweck. Und das ist im letzten Grunde so schwer nicht, wenn Eltern es nur recht verstehen.

Kinder erfahren es bald, daß Nichts die Seele heiterer stimmt, und daß Nichts die Angesichter der Menschen um uns her sonniger macht, als freudige, freundliche Dienelust.

Als Erläuterung des Gesagten mögen hier zwei Fälle aus Funke's Leben ihren Platz finden. Wir, so sagt der treffliche Mann, gingen durch einen Wald, und der Vater erzählte etwas, was mich sehr interessirte. Am Wege stand eine alte, schmutzige Frau und mühte sich vergeblich ab, eine schwere Bürde Holz auf ihren Kopf zu heben. Der Vater sah, daß ich diese vergeblichen Bemühungen ganz gut bemerkte, und da ich doch keine Miene machte, der Frau zu helfen, so gab er mir eine Ohrfeige.

Mich verdroß jene Züchtigung, aber nicht lange. Bald mußte ich dem Vater Recht geben, der zu sagen pflegte: „Es ist unmenschlich, einem Menschen nicht zu helfen, wenn man ihm helfen kann."

Auch sonst, so fährt Funke an einer andern Stelle fort, wurden wir zum Dienen angehalten. Wir Söhne mußten Töpfchen mit Suppen zu den Kranken tragen und zwar am Tage. Die Folge war, daß wir von unseren Kameraden Spott und Hohn ernteten. Unsere Bitten um Abstellung dieser Gänge waren vergeblich. „Ihr werdet es einst einsehen," so hieß es bei den Eltern. Und wir haben es eingesehen. Wir lernten gerade auf diesem Wege den ächt christlichen Satz verstehen: Der Höhere soll dem Niedern dienen, eben weil er der Höhere ist. Und was für ein Segen war es für mich, so früh zu erfahren und mit Augen zu schauen, wie oft ein Topf warmer Suppe ein ganzes Trauerhaus voll Sonnenschein machen kann! Welch' ein Segen war es für die Charakterbildung, daß wir lernten dem albernen Spott zu trotzen!

Wir verlassen die Familie und wenden uns der Sonntagschule zu.

Was kann die Sonntagschule thun, um die Kinder für die innere Mission zu interessiren und heranzubilden?

Ich schreibe für Methodisten. Sie sind Christen, die aus Erfahrung wissen, wie selig es ist, ein begnadigtes Kind Gottes zu sein. Je tiefer und gründlicher nun diese Erfahrung ist, um so mehr werden sie auch bestrebt sein, ihre Kinder auf denselben Weg zu führen und zu rechten Missionaren, zu tüchtigen Arbeitern im Weinberge ihres Gottes heranzubilden. Aber leider ist das nicht allenthalben der Fall. Ein Geist der Trägheit und Bequemlichkeit hat hier und da die Alten ergriffen. Man läßt die Sachen eben gehen, wie sie gehen; was nützt es denn auch, große Anstrengungen zu machen!

Darf es uns da Wunder nehmen, wenn solcher Geist wie ein tödtendes Gift auf die Jugend fällt und sie nur gar zu bald in die breit getretenen Geleise des trägen Sichgehenlassens führt?

Es soll nicht, lieben Brüder, also sein! Schaut um euch! Tausende eurer Mitmenschen gehen neben euch her; ihr wißt's, es sind nicht Friedenswege, die sie wandeln; die breite Straße ist es, die in's Verderben führt. Und ihr könnt gleichgültig sein solchem Elend gegenüber? Ihr habt kein freundlich Wort der Mahnung für den irrenden Bruder, keine herzliche Bitte zur Umkehr für die irrende Schwester? Auf — und ermannt euch! Hinweg mit der faulen Redensart: Wir können's doch nicht ändern! Ihr könnt, wenn ihr wollt!

Es sollte — und dies besonders für die Glieder der Kirche in den großen Städten—in jeder Gemeinde ein Verein für innere Mission existiren, der es sich zur speciellen Aufgabe macht, unter den Deutschen zu wirken und zum Besuche der Gottesdienst einzuladen.

Und zwar sollte die Sache systematisch betrieben werden. Jedes Glied dieses Vereins, der aus Männern und Frauen besteht, sucht sich sein Feld der Thätigkeit und arbeitet treu und unermüdlich. Eine große Hülfe bei dieser Arbeit bietet ihm die Literatur der Kirche dar. Sie ist so reichhaltig und in so vortrefflicher Auswahl vorhanden, daß es Keinem schwer fallen dürfte, das Zweckförderliche gar bald herauszufinden und für etwaige Vorkommnisse in Bereitschaft zu haben.

Da sind in erster Linie die Traktate. Welch' ein Segen ist nicht von ihrer betenden Vertheilung schon ausgegangen! Da ist das Wochenblatt, der Apologete. Nimm ihn, wenn du ihn gelesen, getrost mit auf deine Wanderung durch die Straßen und trag ihn in die Häuser der unkirchlich Gesinnten, was gilt's? du kannst vielleicht durch ihn manches Herz für Gott und seine Sache gewinnen!

Da ist unsere Monatsschrift, Haus und Herd. Exemplare zur Vertheilung stehen Jedem, der sie wünscht, zu Gebote. Man benutze solch' freundliches Anerbieten! Gewiß, Mancher, der wohl noch dem alten Vorurtheil huldigt: Die Methodisten sind ja ungebildete Leute, was können die uns lehren? wird durch diese Schriften anderer Meinung werden!

Allmonatlich dann, an einem bestimmten Abende, kommen die Glieder dieses Vereins zusammen und berichten über ihre Erfolge oder Mißerfolge, tauschen ihre gemachten Erfahrungen aus und stärken so Einer sich am Andern.

Sind nun die Gemeindeglieder ernst und immer in der heiligen Arbeit begriffen, Andere zu retten, so haben sie der Sonntagschule schon eine bedeutende Anleitung für innere Mission gegeben.

Aber—wie kann man denn die Sonntagschule für die Arbeit der inneren Mission gebrauchen?

In verschiedener Weise.

Die Sonntagschüler solcher Eltern, die noch draußen stehen, öffnen gleichsam die Thüren zu mancher Heimath. Wer will in das offene Thor eintreten, ihr Lehrer, Beamte und Prediger?

Die Schüler können, namentlich zu gewissen Zeiten, vortrefflich zur Traktat- und Zeitschriftenvertheilung gebraucht werden.

Wenn man arme Schüler hat — und wo wären dieselben nicht zu finden — so leite man die andern an, zu helfen, und viele junge, fleißige Hände werden sich bereitwillig anbieten.

In den Sonntagschul-Missionsfesten rede man oft und viel von der Mission unter den Deutschen, und stelle Feste an, die nur allein der inneren Mission gewidmet sind.

Das Herbeiführen neuer Schüler werde weniger zur Ehren- und Belohnungs- als zur Missionssache gemacht.

Die Sonntagschul-Bibliothek, das Christtagsfest und selbst das Pic-Nic kann der Sache der inneren Mission dienlich gemacht werden.

Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, die ihr Glieder der Kirche und in der Sonntagschule thätig seid, hat's euch noch nie schwer auf dem Herzen gelegen, daß Gottes Werk nicht so gedeihen will unter euch, wie ihr es wohl gern sähet? Habt ihr auch wohl schon darüber nachgedacht, an wem es denn eigentlich liegt, daß es nicht besser steht? Es gibt ein schönes Lied, das mit den Worten schließt: Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein!

Das merkt euch! Werdet ihr einmal recht durchglüht von dem heiligen Feuer der Liebe zu Jesu, und ihr werdet gar bald die Thätigkeit entfalten, welche nothwendig ist, um neues Leben zu erzielen und die Grenzen eures Gebietes zu erweitern. Schließt eng euch zusammen zum heiligen Bunde für Jesu Sache! Sagt's euch immer wieder: Wir sind des Herrn Streiterschaar—und als solche tretet hinaus in's Leben und hinein unter die Menschen und gehet aus und suchet und nöthiget hereinzukommen, wen ihr findet.

So viel über die zweite Frage. Es folge die dritte und letzte:

Was kann der katechetische Unterricht thun, um die Kinder für die innere Mission zu interessiren und heranzubilden?

Ich weiß sehr wohl, daß der Prediger in diesem Lande gerade auf diesem Gebiet mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Da fehlt zunächst der gründliche Religionsunterricht, wie ihn die deutsche Schule zu ertheilen pflegt; es fehlt die gründliche Kenntniß der deutschen Sprache, wie sie in Deutschland's Schulen gelehrt wird. Unsere Kinder haben ausschließlich englische Schulbildung genossen, das wenige Deutsch, welches sie kennen, hat die Sonntagschule ihnen beigebracht.

Da ist's oft schwer für die Kinder, auf die im Katechismus vorgeschriebenen Fragen die Antwort richtig zu lernen, und es muß vielfach elterliche Hülfe eingreifen, um nur einigermaßen befriedigende Resultate zu erzielen.

Und doch wäre das eine klägliche Lehrweise, wollte der Prediger sich mit dem mechanischen Auswendiglernen begnügen. Er hat, will er seiner Aufgabe gerecht werden, die Lektion mit den Kindern durchzugehen, schwierige Stellen zu erläutern, und das Ganze auf Herz und Leben anzuwenden.

Nehmen wir, um die Sache zu veranschaulichen, die Gebote des Herrn zur Hand. Da tritt uns im ersten Gebote der Götzendienst vor Augen. Nicht nur vom groben Götzendienst der Heiden wird da zu reden sein, sondern vielmehr von dem feinen Götzendienst der Christen, wie er im Heiligendienst der katholischen Kirche, und im Mammonsdienst und in Selbstvergötterung der Menschen sich zeigt. Geldliebe, Menschenverehrung, Selbstvergötterung sind die drei gewaltigen Feinde, gegen welche die Thätigkeit der inneren Mission sich zu richten und die sie zu bekämpfen hat.

Beim dritten Gebot ist auf den leichtsinnigen Gebrauch durch gedankenloses Nennen Gottes, den frechen Mißbrauch durch Fluchen, den freventlichen durch Schwören, den abergläubischen durch Zauberei und den heuchlerischen durch Lügen und Trügen hinzuweisen.

Es folgt das vierte Gebot. Die Heiligung des Sonntags bildet seinen wesentlichen Inhalt. Hier werde zuerst der Werth des Sonntags auf Grund seiner heiligen Geschichte betont. Dann werde die Entheiligung dieses Tages gezeichnet, wie sie sich zeigt durch Verachtung des göttlichen Wortes, durch Besuch des Theaters und der

Biergärten. Neben dem vierten steht als zweiter großer Pfeiler eines gottseligen Volkslebens das fünfte Gebot mit seiner Aufforderung, die Eltern zu ehren. Hier besonders hebe man hervor, was Kinder ihren Eltern schuldig sind und zeichne in kurzen Zügen die Ehrfurchtslosigkeit unserer Zeit im Gegensatze zu der Ehrfurcht, welche die Schrift in Lehre und Vorbildern uns nahe legt.

Doch es würde zu weit führen und hieße die engen Grenzen dieses Artikels überschreiten, wollte ich ausführlicher noch darthun, welchen Gang der Unterricht im Katechismus zu nehmen hat, um das Interesse für innere Mission zu wecken und zu fördern.

Aus dem Angedeuteten geht zur Genüge hervor, daß es dem Prediger nicht schwer fallen dürfte, seine Nutzanwendungen an geeigneter Stelle anzubringen und auf die Herzen der Kinder einzuwirken.

Fassen wir das Ganze kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes: Den Grund zu missionirender Thätigkeit hat die Erziehung in der Familie zu legen. Was hier versäumt wird, das kann oft schwer nachgeholt werden. Darum, Eltern und Lehrer, haltet eure Kinder frühe zum wahren Glaubensleben an, lehrt sie durch Wort und Wandel, ein wie selig Ding es ist, zu arbeiten für den Herrn und zu dienen den miterlöseten Brüdern und Schwestern.

Die Sonntagschule, als die eigentliche Pflanzstätte des religiösen Unterrichts, pflege neben ihrer unterrichtenden Thätigkeit das praktische Gebiet und halte ihre Zöglinge zu geordneter Arbeit in dieser Richtung an.

Man versuche es nur einmal recht. Kinder arbeiten gern und mit Lust, und es spornt sie zu regerem Thun, wenn es ihnen gelingt, neue Schüler der Schule zuzuführen. Solches Thun verdient Lob und Anerkennung. Man scheue sich nicht, das öffentlich zu sagen. Ein Sporn wird's für Andere werden, ein Gleiches zu thun.

Der katechetische Unterricht vertiefe die in der Sonntagschule empfangenen Eindrücke, ziehe neue Gesichtspunkte herbei und lasse die Kinder erkennen, daß auch sie, obgleich noch jung an Jahren, doch schon viel beitragen können zum Aufbau von Schule und Gemeinde.

Ueber dem Allen aber, ihr Eltern und Lehrer, vergeßt eure Pflicht nicht! Das Beispiel wirkt kräftiger als das Wort. Geht ihr voran, die Jugend wird eurem Vorgehen folgen.

Etwas von der "niederen Geistlichkeit."*)

Von Emil Frommel.

Sie gehört auch mit zum Amt, zu den „Leiden und Freuden" eines Pfarrers, und es kommt nicht wenig darauf an, wie wir uns zu ihr und sie sich zu uns stellt. Ist doch schon mancher sonst sehr geduldige Amtsbruder fast aus der Haut gefahren über seinen Organisten, Kantor, Küster, Meßner oder Kirchendiener, Leichenträger und Todtengräber, und wie im deutschen Reiche sonst die Titulatur aller derer „vom Pfarrer abwärts" sich schreibt.

Aber ob der Herr Amtsbruder nicht hierbei auch die vierte Bitte im Vaterunser nöthig hat? Hat selbst ein Pfarrer seine liebe Noth, daß er allewege auf der Höhe des Amtes bleibt und liegt ihm das „Handwerk" oft in gefährlicher Nähe—wie vielmehr denen, die nur am Heiligen, aber nicht mit dem Heiligen beschäftigt sind, wie er? Nun, es soll in unserem Blatt keine Pastoraltheologie getrieben werden; das möchte einem am Ende schlecht bekommen, dieweil dabei jeder auf seine eigene Faust studirt hat. Bei aller Friedfertigkeit sind wir Pastoren mitunter auch ein ziemlich streitlustig Volk, das auch an der Unfehlbarkeit krankt. Ich will nur erzählen von allerlei Volk unter dem Kirchenhimmel, das ich im Heiligthum angetroffen in meinen jungen und alten Tagen, von Guten und Bösen, von Kraut und Unkraut auf dem Kirchenacker.

Früh in die Kinderzeit fallen die beiden Gestalten des Stadtmeßners und des Hofmeßners. Tief sah der Hofmeßner auf seinen Kollegen, den Stadtmeßner, herab. Mich zog's mehr zum Stadtmeßner, was wohl mit meiner plebejischen Ader zusammenhängt. Aber der vierschrötige, backenbärtige Mann kam mir doch „geistlicher" vor, als der glattrasirte Hofmeßner. Er ging dem alten Kirchenrathe, der noch Kniehosen und Strümpfe, Schnallenschuhe und ein seidenes Mäntelein trug, ehrerbietig voran und machte, ehe die „Hochwürden" die Kanzeltreppe bestieg, seine Reverenz, und ebenso, wenn er ihn wieder

*) Dies Stücklein fanden wir in einem Wechselblatt. Es ist so urwüchsig und paßt so gut dahin und dorthin, daß wir's hersetzen.

herabgeleitete. Wenn er mit dem Klingelbeutel —den ich von Jugend an gehaßt habe—herumging, begrüßte er meinen Vater respektvoll und nickte mir freundlich zu, wenn ich mit einiger Kunst meinen Kreuzer, den ich krampfhaft bis dahin, die halbe Predigt durch, in der Hand gehalten, richtig hineinbugsirt hatte. Erst von da ab konnte ich einigermaßen zuhören. Bis dahin schaute ich auf die Leute, ob keiner mit der großen Stange des Klingelbeutels einen Puff bekäme, und ob die Klingel unten ordentlich läutete, am meisten aber, ob die Leute opferten oder nur ein „achtungsvolles Kopfnicken“ machten, was ich in späterer Zeit erst recht in seiner tiefen Bedeutung zu würdigen wußte.

Ich habe es einst einmal meinen Bauern ausgelegt bei St. Jakobi Wort; daß nämlich solch Kopfnicken beim Klingelbeutel zumeist auf deutsch heißt: „Gott tröste dich und kleide dich — aber geben thu ich nichts.“ Denn wenn man ihnen Barmherzigkeit predige, so sei das gerade so viel, als wenn man einen Ochsen in's Horn kneife. Worauf sie mir die Anerkennung nicht versagten, daß sie mich diesmal richtig verstanden hätten.

Also dieser heillose Klingelbeutel — der ahnungsvoll schon in der Kindheit mir als einer der Vögel erschien, die nach Matthäi am 13. das Wort, das auf den Weg gesäet ist, wegfressen — war vorüber und ich konnte mich der Predigt des Kirchenraths hingeben, von der ich aber wenig verstand. Denn der Mann hatte trotz seinen seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen keinen Zahn mehr im Munde. Was ich aber verstand, war für mich kaum die Schuhsohle werth, die ich auf dem Kirchgang zerrissen. Er sprach nämlich viel und oft vom „Ideal,“ und das verwandelte sich in dem Schädel des achtjährigen Jungen flugs nur in das bekannte „Lineal,“ womit der Schulmeister am Montag die Däbslein austheilte. Ich konnte nicht begreifen, wie der Mann davon in der Kirche eine halbe Stunde lang reden könne. Der Stadtmeßner mußte auch wohl dieselben Gedanken gehegt haben wie ich, denn er setzte sich oft nach Vollendung seiner Klingelbeutelei schweißtriefend unter die Kanzel und schaute dann und wann so wehmüthig hinauf zur Kanzel und schüttelte auch manchmal den Kopf, wenn er sich unbemerkt glaubte.

Ganz anders war's aber, wenn „der Herr Stadtvikar,“ ein junger, feuriger Prediger des Evangeliums, zur Kanzel kam. Da lebte alles an ihm, er machte, daß er schnell mit Einsammeln fertig ward, hielt auch zwischen drin einmal inne, um auf einen Satz der Predigt zu hören (denn das ist ja auch der erste Schaden dieser Leute, daß sie kaum eine Predigt hören, und kein Wunder, wenn sie schließlich auch zur Verachtung des Wortes kommen). Ich selbst verstand auch da nicht gerade viel, aber ich vergaß doch die kalten Füße und paßte nicht mehr auf das schönste Wörtlein der Predigt, das eine fatale Aehnlichkeit mit dem Wörtlein „Amen“ hat. Ich dachte, wenn man so lebendig reden könne, daß den Leuten die Thränen in die Augen kämen und keiner seinen Kirchenschlaf hielte, das müßte doch was Schönes sein.

Nach solcher Predigt kam der alte Meßner oft, als er meine großen Augen sah, die den Prediger fast verschlingen wollten, auf mich zu und sagte mir still in's Ohr: „Gelt, Büble, das war wieder was!“ Was es war, sagte er nicht, aber ich fühlte auch so, daß es „was war.“

Ich habe später von ihm gehört, daß er ein stiller, frommer Mann gewesen, schlicht und recht und Gott fürchtete und das Böse mied, wie Hiob, der Mann im Lande Uz.

Der Hofmeßner war anders. Er hatte kurzgeschorenes, schneeweißes Haar und, wie gesagt, ein glattrasirtes Gesicht, aus welchem zwei stechende, graue Augen schauten. Ich fürchtete mich vor dem Manne, wenn er mit seinem Beutel kam, und mir fiel immer „der Judas, der den Beutel trug,“ ein. Als ich einmal diese biblische Anwendung meiner seligen Mutter vortrug, bekam ich eine Ohrfeige, weil ich einen redlichen Mann im Verdacht hätte. Aber ich konnte mir nicht helfen; mir war's doch, als ob er unterwegs rechnete, wie schwer der Beutel sei; er lauerte auch dabei so scharf mit seinen Augen, daß keiner ihm durchginge. Wenn er an den Sitz der „höheren Staats- und Hofbeamten“ kam, dann grinste er höflich die Leute an, als wollte er sagen: „So, Sie sind auch hier! Habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen.“ Kurz, bis der richtig vorüber war, dauerte es eine Ewigkeit, er hörte nie auf die Predigt und war nur froh, wenn der Vers kam:

Nun, gottlob, es ist vollbracht
Unser Singen, Hören, Beten, —

(ein Vers, der, beiläufig gesagt, auch sein „zweischneidiges“ hat).

Er setzte sich während der Predigt in den Großvaterstuhl in der Sakristei und schlief da still, bis die Orgel ging und sein obbesagter Leibvers kam. — Vor der Predigt zog er ruckweise die Gardine auf am Sakristeifenster und schaute, wer kam, und meldete das pflichtschuldigst dem Kirchenrath oder Oberhofprediger. „Sind noch wenig da“ — „jetzt kommen der Herr Oberforstmeister mit Frau Gemahlin“ — „heut ist nichts Vornehmes da“ und wie seine Reden weiter gingen.

Einmal hatte er sich böse verschnappt. Ein sehr gesuchter Prediger stand auf dem Kirchenzettel. Der aber war erkrankt, und der wenig gern gehörte Herr Dekan, — ein wohlbeleibter Herr, (dem die böse Welt nachsagte, daß er bei einem Schauspieler Vortragsstunde genommen) mußte predigen. Die Kirche war übervoll—da entfuhr dem Hofmeßner das geflügelte Wort: „Aber diesmal sind die Leute angeschmiert, Herr Dekan, alle glauben, der Herr ** käme und nun kommen Sie!" Das Gesicht des Dekans hat leider keiner in diesem Augenblick gemalt.

Kurz, der Hofmeßner ist eines Tages verduftet, und ich glaube, ich hatte mit meinem ahnungsvollen Kindergemüthe das Richtige getroffen. Diese beiden Kirchengestalten ließen mich ahnen, daß in der Kirche doch nicht alles fromm sei, weder unter den Geistlichen, noch unter den Meßnern. Und das ist immerhin ein Schade für's Kinderherz.

Ich übergehe die weiteren Erinnerungen der Jugend und komme zu meinem Kirchendiener in meiner ersten Gemeinde.

Ja, der schlichte Jakob — er war nicht glattrasirt und ließ sich nur Sonnabend Abends seinen Stoppelbart nothdürftig scheeren, er hatte auch keine weiße Halsbinde noch Frack, sondern trug große, stehende Vatermörder, die als Hemdkragen sauber aufgestülpt waren, einen himmelblauen Rock mit silbernen Tressen und ein Beinkleid mit einem Silberstreif—aber das war doch ein anderer Mann. Die Haare waren spärlich auf dem Kopfe vertheilt, und am Sonntag mußte ihm seine Frau eine „Zwangsanleihe" in Haaren machen von der Rechten zur Linken, um einigermaßen den kahlen Schädel zu decken. Aber zwei freundliche, hellblaue Augen schauten aus den buschigen Brauen und der Mund, der nur noch einen einzigen großen Zahn beherbergte, war so beredt und hatte für jeden ein gutes Wort.

Seines Zeichens war der „Kirchenjakob" eigentlich ein ehrlicher Schuster, der mit Weib und Kindern und einem halblahmen, einäugigen Gesellen arbeitete. Die Schusterei aber gestattete ihm noch nebenher das Amt eines Todtengräbers zu versehen und zugleich Blasbalgtreter, Klingelbeutler und Kirchendiener zu sein. Kurz, er war alles und ertrug mit Glück diese beneidenswerthe Aemterkumulation, was man nicht von allen seinen beneidenswerthen Collegen in diesem Fach sagen kann. Freilich strebte er auch nach Höherem noch, und es zeigte sich bei ihm, daß der Mensch irrt, so lange er strebt. Er meinte nämlich, er könne so ziemlich „alles" in der Kirche, als da ist: Orgeltreten, Buben in Zucht halten, Altar decken, Lichter anstecken, ja selbst ein Bischen Orgelspielen habe er dem Herrn „Hauptlehrer" abgeguckt; dann auch Todte begraben — nur das eine fehle noch: das Predigen. Das müsse er freilich dem Herrn Pfarrer überlassen, aber es sei doch schade d'rum, daß er das nicht könne und vielleicht könne er auch da noch etwas lernen.

Lebensrettungsdienst an den Küsten der Vereinigten Staaten.

Hierzu der Stahlstich.

Für Haus und Herd von einem alten Seemann.

Kein Theil der mehr als 10,000 Meilen langen See- und Binnensee-Küsten der Vereinigten Staaten ist für die Schifffahrt verderblicher als das langgestreckte, sandige Ufer zwischen Cap Cod und Cap Hatteras; dessen gefährlichster Theil wiederum die Küste von New Jersey ist. Man sagt, daß die Wracks aller Schiffe, welche zwischen Sandy Hook und Barnegat auf dem Meeresboden liegen, eine Linie bilden könnten, die von dem einen dieser Punkte bis zum andern reichte.

Hier errichtete die Regierung im Jahre 1848 einige rohe Hütten, welche die ersten Anfänge des Systems zur Rettung Schiffbrüchiger bildeten. Sie sollten denselben Obdach gewähren, und enthielten Boote und andere damals bekannte Rettungsapparate. Die Fischerbevölkerung jener Küste stellte Freiwillige, welche das Rettungswerk im Falle eines Schiffbruches übernahmen. Der Congreß erlaubte von Zeit zu Zeit kleine Geldbewilligungen, so daß auch bald darnach die Küste Long Islands mit Hütten versehen war. Die Versuche englischer und anderer europäischer Gesellschaften zur Vervollkommnung des Lebensrettungsdienstes wirkten günstig auf ähnliche Versuche Amerikas ein. Die Organisation und das gegenwärtige System des Dienstes, wurde aber erst im Jahre 1871 von dem jetzigen Generalsuperintendent Summer J. Kimball bewirkt.

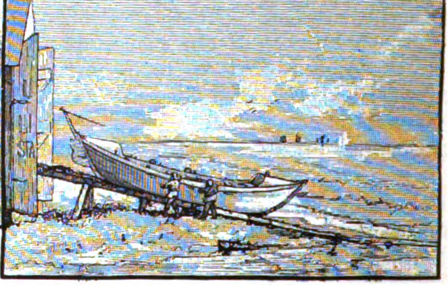
Gegenwärtig bestehen an den Meeres- und Binnensee-Küsten des Landes ungefähr 200 Lebensrettungsstationen, deren größere Anzahl sich natürlich an den gefährlichsten Punkten befindet. Die Abbildung auf nächster Seite zeigt die Einrichtung eines solchen Gebäudes. Diejenigen an Häfen oder Einfahrten sind versehen mit einem Bootwagen, Träger eines sich selbst aufrichtenden und selbst Wasser entleerenden Rettungsbootes. Dieses kann aber von keiner flachen Küste in's Wasser gelassen werden, wegen seines enormen Gewichtes und Größe; Eigenschaften, welche noth-

wendig sind, um hinreichende Sicherheit und Brauchbarkeit zu erzielen.

Das Hauptgebäude hat unten einen Bootraum, eine Küche und Schränke, oben aber noch zwei Schlafräume und eine Vorrathskammer. Der Bootraum enthält das Rettungsboot, welches an flachem Ufer und in seichtem Wasser zur Anwendung kommt. Auf einem leichten Wagen wird es an das Ufer befördert. In demselben Raum befindet sich auch der Mörserwagen mit dem Geschütz zum Werfen der Leinen nach dem bedrohten Schiffe, dessen Beschreibung weiter unten gegeben werden soll. In dem Vorrathsraum werden Taue, Reserve-Ruder und ähnliche Utensilien aufbewahrt. — Die Bemannung besteht aus einem Capitän und sechs Matrosen. Dieselben sind aus der Strandbevölkerung mit großer Sorgfalt gewählt, da ihre Verantwortlichkeit und die Anforderungen an ihre Hingabe und Geschicklichkeit sehr groß sind. Die Ausbildung derselben wird von Offizieren der Zollschiffe geleitet, deren Kenntniß der Küsten — erlangt auf langen Kreuzfahrten, zur Verhinderung des Schmuggels, und Uebung im Unterstützen nothleidender Schiffe—sie zu diesem Amte vorzüglich geeignet erscheinen lassen.



Lebensrettungsstation.



Das sich selbst aufrichtende Boot.

Das Leben der Mannschaft ist ein sehr einförmiges. Uebungsfahrten und das Reinigen und Instandhalten der Geräthe füllen ihre Tage aus, wogegen bei Nacht ihre Pflichten oft schwer und gefährlich sind. Die Zeit der Dunkelheit ist in drei Wachen getheilt, welche je von zwei Mann versehen werden. Ist das Wetter schlecht, so werden dieselben auch bei Tage fortgesetzt. Dieselben sind von großer Wichtigkeit, und eine Nachlässigkeit in diesem Theil des Dienstes wird mit Ent-



Uebungen mit dem Rettungsboot.

Fortschaffen des Mörserwagens.



lassung bestraft. Oft ist das Amt dieser, vier bis fünf Meilen hin und her wandernder Küstenwächter sehr beschwerlich. Schutzlos stehen dieselben, der Gewalt des Windes, dem Regen, Schnee, Hagel oder gar den Wolken des harten, glasartigen Sandes preisgegeben — welche der Wind aufwirbelt, und die die Haut zerschneiden und unerträgliche Schmerzen verursachen — auf ihrem Posten. Bei einem Schneesturm aber ist die Küste des Oceans die pfadloseste Wildniß der Welt. Selbst bei Tage gibt nur der Schaum der an's Ufer schlagenden Wellen dem Wächter die einzige Richtschnur seines einsamen Weges; bei Nacht aber vermag nur seine genaue Kenntniß des Bodens und langjährige Uebung ihn in den Stand zu setzen, sich auf seiner Wanderung durch die aufgewirbelten Massen von Schnee und Sand zurecht zu finden.

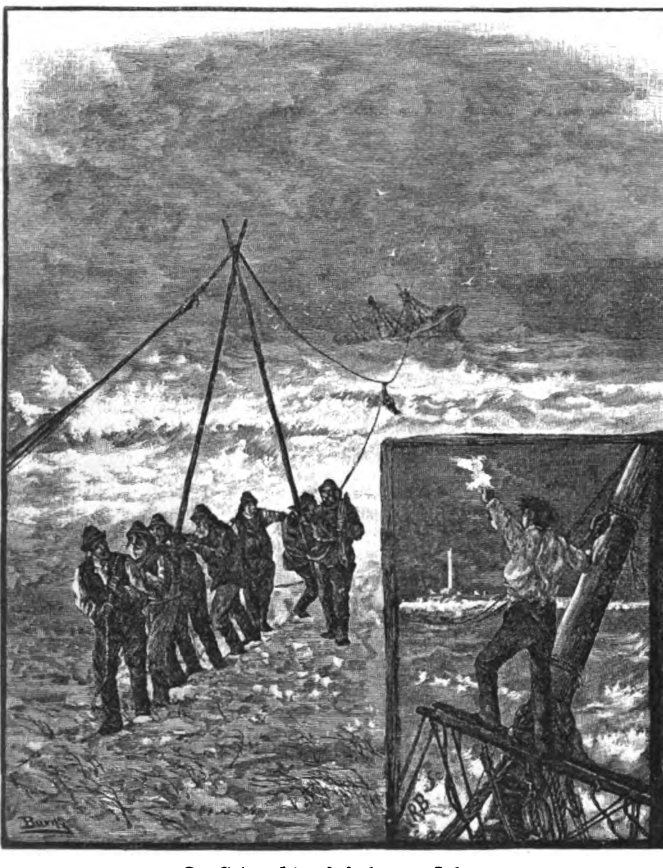
Bemerkt er, daß ein Schiff an's Ufer getrieben wird, so brennt er ein Signal ab, welches er außer der Laterne bei sich trägt, und das, durch eine Schlagvorrichtung entzündet, eine weithin leuchtende rothe Flamme gibt. Das leiseste Anzeichen genügt dem Wächter, die Nähe eines Schiffes wahrzunehmen; mag es der Schimmer eines Lichtes, der Schein eines Segels oder die an's Ufer geschwemmten Trümmer sein, welche sein Fuß berührt. Das Signal warnt die Bedrängten vor der gefahrvollen Nähe der Küste, oder gibt den Gestrandeten die freudige Gewißheit von der

Nähe der Hülfe. Hat der Wächter sich überzeugt, daß das Schiff gestrandet ist, so eilt er zurück nach dem Stationshause. Sein kurzer athemloser Bericht ist hinreichend, um die Mannschaft zur rührigsten Thätigkeit anzufeuern. Bedarf man des Rettungsbootes so wird dasselbe auf Befehl des Capitäns auf dem Wagen an den Strand gezogen. Sind keine Pferde zur Hand, so muß die Bemannung selbst die schwere Last — ca. 180 Pfund auf die Person — nach dem angegebenen Orte ziehen. Dort wird das Boot in die See geschoben, und vorwärts geht es zu dem Werke der Rettung.

Der Capitän steht und steuert das Boot mit einem Riemen, die Ruderer schauen mit gespanntem Auge auf ihn, und seinen Befehlen gehorchend, merken und verstehen sie selbst seine leisesten Bewegungen im Kampf mit den entfesselten Elementen. Nicht immer geht die Abfahrt glücklich von Statten; eine Woge mag das Boot mit Wasser füllen, und die Mannschaft in die hochlaufende Brandung schleudern, wo sie, durch ihre Korkgürtel unterstützt, mit derselben kämpfen, bis sie Fuß fassen, und das Boot an's Ufer zurückziehen können. So gelingt der Versuch oftmals erst nach wiederholten Anstrengungen.

Bei dem Wrack angelangt, ist die größte Vorsicht nöthig, um einen verderblichen Zusammenstoß zu vermeiden, oder fallenden Spieren und umhertreibenden Schiffstheilen auszuweichen. Die von den hochgehenden Wellen in das Takelwerk des Schiffes hinaufgescheuchten Schiffbrüchigen, werden, so gut es gehen will, in das Boot gebracht; und nun handelt es sich darum auf die sicherste Weise das Ufer zu erreichen.

Zuweilen mag es thunlich erscheinen, unmittelbar hinter einer Welle abzufahren, um mit derselben die Küste zu erreichen, bevor die nächste folgt; oder man mag auf eine Welle warten, welche das Boot dem Strande zuträgt. Geht die See sehr hoch, so mag man rückwärts dem Ufer zufahren, um, wo nöthig, gegen eine gefahrdrohende Welle ansteuern zu können. Ist die See aber sehr wild, dann vermittelst eines Taues, welches am Schiffe befestigt wird, um den Fortgang des Bootes in der Gewalt zu behalten, damit nicht eine unerwartet ankommende Welle dasselbe auf ihr schäumendes Haupt nehme, und in die Gefahr des Umschlagens oder der des Kopfüber-Stürzens bringe.



Der Gebrauch der Hosenboje am Kabeltau.

Hat dagegen der Wächter die Nachricht gebracht, daß das Boot nicht verwendbar sei, so wird der Mörserwagen an den Strand gebracht. Hier geht es sogleich an die Arbeit; der Apparat wird aufgestellt und zur Benutzung vorbereitet. Einige laden das Geschütz, Andere setzen die Schußleine in Bereitschaft und machen die Ziehleine und Kabeltaue *) fertig, befestigen die Hosenboje, legen die Taljes †) klar und werfen mit Hacke und Spaten einen Graben aus zur Aufnahme des Ankers, während die Küstenlaterne die Scene beleuchtet.

Nun wird der Schuß abgefeuert. Die Schußleine fliegt über das Schiff, wo die Schiffbrüchigen sich derselben bemächtigen. Ihr Freudengeschrei verkündigt den Rettern, daß sie ihr Ziel nicht verfehlt haben. Nun befestigt man an der Schießleine einen einscheibigen Stertblock mit einem durchgeschorenen Seil, deren Enden mit einander verbunden sind, nebst einem Brett, auf welchem Gebrauchsanweisungen geschrieben sind. Sobald die Mannschaft des Schiffes sich den Stertblock an Bord gezogen haben, befestigen sie denselben nach gegebener Anweisung, und geben den Männern am Ufer abermals ein Signal. Vermittels dieses Stertblocks, mit seinem ringartigen, endlosen Seil, ist nun die fernere Verbindung zwischen Ufer und Schiff hergestellt. Jetzt befestigt man an einem Theil des endlosen Seils ein starkes Kabeltau und ein zweites Brett mit Gebrauchsanweisungen, welches durch Ziehen an einem anderen Theil des ringartigen Seils an Bord befördert wird. Nachdem nun das schwere Kabeltau am Schiff befestigt worden, schlägt ‡) man einen Talje, der am Sandanker befestigt ist, an dem Kabeltau und

*) Das schwerste Tau des Schiffes.
†) Ein mit Blöcken versehenes Seil.
‡) Befestigen.

zieht es so stramm wie nur möglich. Um dasselbe nun aus dem Wasser und in die Höhe zu heben und noch strammer zu machen, errichtet man unter dem Kabeltau zwei kreuzweise über einander befestigte Stangen. Dieses Kabeltau bildet nun die Rettungsbrücke für die Schiffbrüchigen. Nun wird die Hosenboje hin und her an dem Kabeltau gezogen, und vermittelst derselben werden die Schiffbrüchigen sicher an's Ufer gebracht.

Diese Methode ist erfolgreich, wenn sie richtig befolgt wird; aber nicht selten ereignet es sich, daß die Schiffsmannschaft, in leicht begreiflicher Verwirrung, die Anweisungen mißversteht und so die Rettung erschwert. Auch können durch den Einfluß des Sturmwindes, der Strömung und der hochlaufenden See die Seile in Unordnung gerathen oder bei kaltem Wetter mit Eis überzogen werden. Zuweilen zerreißt auch das Kabeltau von der Macht des sich hin und her bewegenden Schiffes, so daß die Schiffbrüchigen vermittelst des leichten, endlosen Seiles an's Ufer gezogen werden müssen.


Die Hosenboje.

Die Hosenboje, so vortheilhaft sie auch für Männer ist, ist sie doch kaum zweckentsprechend für die Beförderung von Frauen und Kindern, noch für eine große Anzahl von Menschen oder für alte und kränkliche Leute. Für solche Fälle ist aber ein sogenannter Rettungswagen im Gebrauch. Derselbe wird ebenfalls auf die beschriebene Weise befördert, zuweilen aber auch — da er ein einfaches gedecktes Boot ist—mit einem an jedem Ende befestigten Seil zwischen Schiff und Ufer über das Wasser hin und hergezogen.

Der Rettungswagen hat Raum für fünf bis sechs Insassen. Völlig wasserdicht und so eingerichtet, daß den Insassen beständig frische Luft zuströmt, brauchen diejenigen sich keinen großen Unbequemlichkeiten zu unterwerfen, welche sich demselben anvertrauen. Sein Nutzen ist ein großer. In einem Falle, wo kein anderes Mittel anwendbar war, nämlich bei dem Schiffbruch des Dampfers Tyreshire an der Küste von New Jersey, wurden 201 Personen dadurch in Sicherheit gebracht. Bei einer andern Gelegenheit rettete man dadurch außer den Postsachen eine große Summe in Goldbarren, welche Eigenthum der Ver. Staaten waren.

Die eigenthümliche Beschaffenheit der Binnenseeküsten und der Ufer des stillen Oceans, gestatten die Anwendung des sich selbst aufrichtenden und selbst entleerenden Bootes, das jedoch an den seichten, sandigen Küsten des atlantischen Oceans, seiner großen Schwere halber, nicht anwendbar ist. Dasselbe ist ein Wunderwerk der Erfindung auf nautischem Gebiete, und hat sich schon in vielen Fällen als äußerst nützlich erwiesen. Es ist das Resultat eines hundertjährigen Studiums und Experimentirens. Nicht immer kommen die Geretteten wohlbehalten an's Land. Oft kommen Verletzungen vor, und die Rettungsstation verwandelt sich in ein Hospital und die rauhen Seemänner in sorgsame Krankenpfleger. Medicin, sowie andere Mittel zum Beistande solcher Leidenden, wie auch Betten und Verbandzeug sind zur Hand; und es gehört mit zum Dienste der Mannschaften mit der rechten Anwendung derselben vertraut zu sein. Auch schließt die Ausbildung der Rettungsmänner, die sanitären Maßregeln zur Wiederbelebung Ertrunkener in sich, die Entfernung des etwa verschluckten Wassers aus dem Körper, sowie die Belebung der Athmungsthätigkeit. Natürlich gibt es noch viele Hülfsgeräthe, mit welchen die Rettungsstationen versehen sind, doch der Raum gestattet uns nur die wesentlichsten zu beschreiben.

Eines der wichtigsten ist der Rettungsanzug, welcher aus Kork bestehend, den Träger desselben über Wasser hält und ihm das Schwimmen wesentlich erleichtert. Derselbe wurde mehrfach benutzt, wo es sich darum handelte, den auf dem Wrack befindlichen Personen beizustehen in der richtigen Anwendung der Geräthe, die ihnen durch die Schußlinie übermittelt waren, und in deren Gebrauch sie sich nicht gleich hineinfinden konnten. Auch haben die Rettungsmänner vermittelst dieses Apparates mehrfach Ertrinkende gerettet, welche von den Schiffen herab in die Brandung gespült worden waren, und ohne diese Hülfe verloren gewesen wären.

Die Organisation des Dienstes ist einfach, aber zweckentsprechend. Die Küstenlinie ist in zwölf Distrikte getheilt, von welchen acht am atlantischen Ocean, drei an den Binnenseen und eine an dem stillen Ocean liegen. Jeder dieser Distrikte hat seine durch Nummern bezeichneten Stationen und steht unter einem Superintendenten, welcher seinen Wohnort dort haben und bekannt sein muß mit dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten der ihm anvertrauten Strecke. Er ernennt die Capitäne, sorgt für stäte Erneuerung der Vorräthe alles Nothwendigen, und zahlt die Löhne





Das sich selbst aufrichtende Rettungsboot unter Segel.

an die Mannschaften aus. Ebenso ist ein Inspektor für jeden Distrikt ernannt, welcher zugleich Kommandant des an der Küste stationirten Zollkutters ist. Die Offiziere, unter der Botmäßigkeit eines Hauptinspektors stehend, führen die Aufsicht über die Stationen und bilden die Mannschaften aus. Der ganze Lebensrettungsdienst und seine Verwaltung steht unter einem Generalsuperintendenten.

Aber welche Erfolge hat denn der Lebensrettungsdienst aufzuweisen, möchte man fragen. In dem Fiskaljahre 1878, endend am 30. Juni, fielen 171 Schiffbrüche vor, bei welchen 1557 Menschen in Noth geriethen. Gerettet wurden von diesen 1331, während 226 Personen um's Leben kamen. Von diesen gingen 183 mit den Dampfern Huron und Metrapolis zu Grunde, von welchen der erstere vier Tage vor der Bemannung der Stationen, und der andere in einer so weiten Entfernung von der nächsten Station scheiterte, daß augenblickliche Hülfe unmöglich war. Vierzehn andere verloren das Leben, wo die Hülfe wegen der Entfernung oder Nichterrichtung der Station unterbleiben mußte, so daß die Anzahl der Umgekommenen im Bereiche der Rettungsoperationen sich nur auf 29 beläuft.

Vom Jahre 1871 bis 1878 betrug die Zahl der Unfälle im Bereiche der Stationen 578. Durch diese geriethen 6287 Personen in Lebensgefahr, aber 5981 wurden gerettet, während nur 306 umkamen. Die Schiffbrüchigen fanden 3716 Tage Verpflegung und Hülfe auf den Stationen. Freilich ist nicht gesagt, daß alle diese Geretteten ohne die Hülfe der Rettungsleute hätten umkommen müssen; ein Theil von ihnen wäre jedenfalls durch eigene Anstrengungen entkommen, aber der Segen der Stationen ist ersichtlich ein großer. — Ein etwas unvollkommener Bericht, der bei Weitem nicht alle stattgefundenen Schiffbrüche, während des Zeitraums von 1850 bis 1870 an den betreffenden Küsten Long Islands und New Jersey einschließt, liegt vor. Ein Vergleich zwischen damals, da nur die rauhen Hütten standen und der Gegenwart mit ihrem seit 1871 eingeführten System, zeigt, daß die Zahl der jährlich durch Schiffbruch Umgekommenen sich im Durchschnitt um ungefähr 87 Prozent vermindert hat.

Darum Ehre den braven Männern, die sich mit solcher Selbstlosigkeit und Ausdauer ihrem gefährlichen Berufe hingeben. Oft genug setzen sie ihr Leben auf's Spiel bei ihrem kühnen Rettungswerke, wie es zahlreiche Fälle bewiesen haben. Ein braver Mann, dessen Name auf der Liste der Rettungsmänner steht, sagte einst: „Wenn ich einen Menschen in Todesgefahr auf einem Wrack erblicke, so sehe ich nichts Anderes in der Welt; ich vermag nicht an Familie und Freunde zu denken, bis ich ihn gerettet habe." Dies ist der Geist, welcher diese Männer erfüllt; alle Berichte bezeugen es, und jeden Winter geben ihre Thaten eine neue Illustration des göttlichen Ausspruches: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde."

Robert W. McAll, der Evangelist von Paris.

Für Haus und Herd von J. G. Hildenstein.

Der Mann unseres Artikels ist bisher ein auserwähltes Rüstzeug Gottes zur Evangelisation Frankreichs gewesen. Durch Gottes Vorsehung wurde sein Auge nach dem Lande gerichtet, wo einst die Hugenotten bluteten, wo die Guillotine in der Revolution ihre Rolle spielte, wo anno 70 und 71 die Deutschen den Franzmännern die rothen Hosen gerbten, und wo die Commune Brandfackeln in die Paläste warf.

In jener Zeit kam der einfache, schlichte Engländer mit der Botschaft des Heils nach Paris. Gott segnete dies Unternehmen reichlich.

Robert Whitaker-McAll ist der Sohn des berühmten Predigers R. St. McAll, L. L. D., in der Congregationalkirche von Manchester, England. Er wurde geboren 1827, ist somit 60 Jahre alt. Schon frühzeitig lernte er Gott kennen. Im Jahre 1846 weihete er sich Gott auf's Völligste, und ging ins Collegium, sich für das Predigtamt vorzubereiten. Mehr denn

20 Jahre wirkte er als Congregationalisten-Prediger in den Großstädten. Seine Predigtweise war aggressiv. Nicht zufrieden mit den 99 suchte er nach dem Hundertsten, den Verlorenen, außerhalb seiner Gemeinde.

Einst war er zu Besuch bei einem Amtsbruder, und selbstverständlich mußte er für diesen predigen. Als in der Zwischenzeit (Nachmittags) Jemand auf der Straße predigte und man frug, wer er sei, antwortete man „R. McAll."

Es war im August des Jahres 1871 als McAll durch Anstrengung körperlich heruntergekommen, Erholung suchte. Er lenkte seine Schritte Frankreich zu. Kaum war er in Paris und sah das Thun und Treiben, da wurde sein Herz mit Mitleiden erfüllt. Sich selbst vergessend, nahm er Bibeln und Traktate und ging zu den Aermsten der Armen, die Blätter zu vertheilen. Er besuchte Weinhäuser, Restaurationen und wo immer eine offne Thür war, kehrte er ein.

Bald ergingen Einladungen die Menge an ihn. Dies als Gottes Fügung ansehend, kehrte er nach England zurück, reichte seine Resignation ein und reiste nebst Familie nach Frankreich zurück.

Belleville, eine Vorstadt Paris' von 100,000 Einwohnern, wählte er zu seinem Wirkungskreis. Hier waren die Communisten bekanntlich am stärksten. Hier, im nord-östlichen Paris, wohnen die Aermsten—aber ein gesunder und hochgelegener Platz ist es doch. Die Häuser sind schmutzig, die Straßen enge. Durch Schandthaten ist Belleville längst berüchtigt, so daß die Eisenbahnbediensteten sich wundern, wenn Leute nach Belleville fahren.

Hier unter diesen Leuten „mit blutigen Händen" arbeitet McAll schon 16 Jahre lang. Ein Reisender sagt von der Arbeit: „Jeden Abend ist in einer oder mehreren Stationen Versammlung. Mit Gesang wird eröffnet, dann folgt Verlesen eines Bibelabschnittes, dann Gesang, dann eine 12 Minuten lange Rede, Lied, wieder eine kurze Ansprache, Gebet und Schlußgesang. Es dauert etwa eine Stunde. Der Styl der Rede ist sehr einfach. Controversen und Knotenpunkte werden vermieden. Seelen für Christum zu gewinnen, ist die Aufgabe. Nicht in Redeweisheit ist ihre Kraft, denn als Ausländer fiel es ihnen anfänglich doch schwer, das Französische zu bemeistern, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft von oben. Zudem wiesen die Zuhörer auf Einfachheit hin, da es meist Unwissende und Ungebildete sind. Eine hochstudirte Predigt ist ihnen ein „böhmisch Dorf." Die Liebe Gottes, Christi Leben und Wirken können alle verstehen lernen."

In ganz Frankreich sind Stationen. Paris hat allein 30. Sogar in Corsika und Algier hat McAll angefangen. Die Lokale sind renovirte Weinstuben und Hallen, mit Bänken und einem kleinen Tisch versehen. Die Versammlungen werden gut besucht. Nicht nur öffentlich, sondern auch privatim von Haus zu Haus wird gearbeitet.

McAll führt selbst das Commando und ist sehr eifrig. Er schreibt: „Noch nie waren Leute so willig, uns zu hören, als gerade jetzt. Anfangs blieben wir lange unbeachtet. Nun aber ist es anders. Selbst während den heißen Sommermonaten haben unsere Versammlungen eher zu als abgenommen.

Als McAll 14 Monate lang gearbeitet hatte, bekam er Mittel von Amerika und 7 Jahre später 1880 erhielt er $88.70. Nebstdem zahlt eine Dame die halben Auslagen für Station "Boulevard Voltaire." Grenelle wird ganz von der Amerikanischen Episkopal-Kirche in Paris unterhalten, und die American Chapel unterhält Les Ternes. In den Vereinigten Staaten sind Vereine gegründet, diesen wichtigen Posten, innere Mission, zu unterstützen. Frau R. B. Hayes, Expräsidentin, ist Präsidentin von der Gesellschaft.

Im Juni 1883 waren die Gaben zu $16,755 angewachsen. Die Ausgaben für alle Stationen betrugen $51,175. McAll wird auch zeitweilig durch amerikanische Besucher in der Arbeit unterstützt.

Dies ein Beispiel dafür, was mit Gottes Hülfe ein einziger Mann leisten kann.

Dies ist der einzige Weg Frankreich zu retten. Gesetze und Vereine helfen wenig, wenn nicht das Evangelium ein Neues schafft. Fast alle Klassen wurden erreicht, Soldaten, Polizisten, Straßenfeger, Conducteure u. s. w. Alle freuen sich, wenn McAll mit Bibeln, und Traktaten und Zeitungen umher geht. Sogar die Knaben gehen gerne in seine Bibelklasse. Herr, rief einer, in diesem Zimmer fand ich meinen Heiland. (Grenelle.) Ich danke ihnen von Herzen, sagte ein Arbeiter von Montmatre, als er Paris verließ, diese Reunionsversammlung bleiben mir unvergeßlich. Ich bin ein anderer Mann.

In einer Familie wurden drei Generationen unter dem Einfluß des Evangeliums gebracht. Die Dankbarkeit der 90jährigen Großmutter war rührend und herzbewegt. La Chappele-Station ist von kleinen Häusern umgeben. Neben der Kirche lag ein 76jähriger Greis im Sterben. Nur ein Arzt, Jesus, kann mir helfen,

rief er. Befragt, wie er das wisse, antwortete er: Ich war in McAll's Versammlung. —

Während der Ausstellung 1878 wurde die La Salle Evangelique eröffnet. Hier wurde gepredigt und die Bibel in 22 Sprachen vertheilt und verkauft. Unter den Besuchern waren Türken, Japanesen und Perser.

Denkt nun der Leser, es sei alles Licht in Betreibung dieser Mission, so irrt er, denn die Mönche und Priester sind noch nicht ausgestorben. — Sie eifern gegen die Protestanten. Doch wird ihnen oft die Kehrseite gezeigt, statt Beifall zu ernten, singen manche „Marseilaise" und rufen „es lebe die Commune!" und „nieder mit den Priestern!"

Gott gebe, daß Frankreich mit seiner Modesucht und Hierarchie bald vom Evangelium erfüllt und Christum dienen möge im heiligen Schmuck!

Wer ist für den Mangel an Geselligkeit in kirchlichen Kreisen verantwortlich?

Von C. C. Magaret.

Ein charakteristischer Zug der christlichen Kirche, seit ihrer Gründung, war die innige Gemeinschaft ihrer Glieder unter einander. Er wurzelte in dem „neuen Gebote," welches Christus den Seinigen hinterlassen hatte, daß sie sich unter einander lieben sollten, mit einer besonderen Liebe. Die Glieder der apostolischen Gemeinden „hielten, laut der Bibel, alle Dinge gemein" und waren täglich einmüthig im Tempel beisammen. Die heilige Schrift selbst ist voll Ermahnungen an die Gläubigen, ihre gegenseitigen Pflichten anzuerkennen und sich mit herzlicher Theilnahme und Liebe zu begegnen.

„So sind wir viele ein Leib in Christo, aber unter einander ist Einer des Andern Glied." „Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." „Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist." Diese und ähnliche Ermahnungen wurden von den ersten christlichen Gemeinden so treulich befolgt, daß einer ihrer hervorragenden Vertreter am Ende des zweiten Jahrhunderts die Welt auf diese innige Verbindung der Gläubigen hinweisen und triumphirend sagen konnte: „Sehet, wie sie sich unter einander lieben!"

Je mehr eine christliche Gemeinde in der Gegenwart mit diesem Geiste der Liebe zu Christo ihrem Haupte und ihren Brüdern beseelt ist, desto besser erfüllt sie ihre Bestimmung auf Erden und genießt das Wohlgefallen und den Beifall ihres Meisters. Jedem Christen sollte das Wohl und Wehe seiner Geschwister am Herzen liegen; er sollte bereit sein, sein Interesse für sie durch die That zu beweisen. Alle anderen Bande auf Erden, — der Verwandtschaft, der Zuneigung, des Patriotismus, der Freundschaft, des Geschäftslebens und der Politik, — gut und recht an ihrem Platze, — kommen nicht im Entferntesten denen gleich, welche Menschen in liebender Hingabe, für Zeit und Ewigkeit, an einem gemeinsamen Heiland fesseln. Die, welche mit einander das Gedächtniß- und Liebesmahl ihres sterbenden Erlösers feiern, — dürfen sich nicht fremd gegenüber stehen, denn das Gebot ihres Heilandes lautet, „daß sie sich unter einander lieben sollen, gleich wie er sie geliebet hat." —

Leider besitzen manche christliche Gemeinden diesen Geist der Liebe nicht. Das Interesse und die Theilnahme für das leibliche und geistliche Wohl der Geschwister fehlt und die Glieder begegnen sich in und außer der Kirche ohne ein freundliches Wort der Aufmunterung oder Begrüßung. Es mangelt ihnen das Bewußtsein ihrer Verpflichtungen ihren Mitchristen gegenüber, denen sie in Versuchung und Gefahr rathend und hülfreich zur Seite stehen und mit denen sie Leid und Freude theilen sollten. Der Fremdling, welcher ihre Versammlungen besucht, wird nicht bewillkommt, sondern man geht jahraus jahrein kalt und gleichgültig an ihm vorüber. So sollte es gewiß nicht sein. — Es ist eine Schande, daß solche Zustände in der Kirche überhaupt möglich sind. — Aber an wen liegt die Schuld? — Wer ist für diesen Mangel an Geselligkeit und Theilnahme unter den Christen verantwortlich? —

In den meisten Fällen tragen die Beamten und Glieder der Gemeinden selbst die Schuld und deßhalb sollten beide ihre persönliche Verantwortlichkeit recht erkennen. Der Prediger sollte den Gliedern die Ausübung dieser Pflichten besonders einschärfen und ihnen in Gastlichkeit und herzlichem liebreichen Entgegenkommen mit einem guten Beispiel vorangehen. Alle übrigen Beamten sollten ein Gleiches thun und jedem Gliede und Fremdlinge freundlich und zuvorkommend begegnen. Und jedes Kirchenglied sollte in Wort und Wandel die Liebe bethätigen, welche die Herzen aller wahren Christen erfüllt; denn Christus hat diese Pflichten nicht nur dem Vorstande oder der Gemeinde im Großen und Ganzen, sondern den einzelnen Gliedern auferlegt und hält sie für

die treue Erfüllung derselben persönlich verantwortlich, gleichviel ob Andere sie vernachlässigen, oder nicht. —

Wer die Wichtigkeit dieser Aufgabe recht erkennt, wird sich gedrungen fühlen, in seinem Theil das Möglichste zu leisten. — Und wer sich einer Gemeinde anschließt, in welcher sie vernachlässigt wird, sollte sich bemühen, daß wenigstens ein Glied, und sei es auch das jüngste, diese heilige Pflicht erfüllt. Am allerwenigsten hat der Mann ein Recht, sich über die Vernachlässigung dieser göttlichen Anforderung in der Gemeinde zu beklagen, der trotz dieses fühlbaren Mangels sich nicht bestrebt, selbst einen besseren Zustand unter den Gliedern herbeizuführen. Und doch, wie viele gibt es, welche etliche Monate oder Jahre zu einer Gemeinde gehören, und sich dann eine andere kirchliche Heimath suchen, weil sich, laut ihrer eigenen Aussage, Niemand um sie kümmert, — weil Keiner sie willkommen heißt, sich nach ihren Verhältnissen erkundigt und ihnen freundlich und zuvorkommend begegnet.

Welch ein Bekenntniß eigener Pflichtversäumniß liegt in einer solchen Aeußerung. Der Mann selbst ist, seiner eigenen Aussage gemäß, ein Nachfolger Christi und als solcher bekannt mit den Anforderungen, welche Christus an seine Jünger stellt. Es sieht mit eigenen Augen, daß es der Gemeinde an gegenseitiger Theilnahme und Aufmunterung fehlt und daß Andere, gleich ihm, diesen Mangel schmerzlich empfinden. Aber weil die übrigen Glieder an ihm nicht ihre Pflicht thun, glaubt er sich berechtigt, die seinige Anderen gegenüber zu unterlassen. — Und was ist die Folge? Die Glieder, welche vor seinem Eintritt in die Gemeinde vernachlässigt wurden, sind jetzt um kein Haarbreit besser daran, und die, welche nach ihm kamen, finden auch bei ihm die Theilnahme und das Entgegenkommen nicht, welche er bei Anderen vergeblich suchte. Und der Mann wagt es über Lieblosigkeit und Kälte unter den Gliedern zu reden." —

Angenommen, Jemand beklagt sich über die Ungeselligkeit amerikanischer Reisenden. „Ich wurde," erzählt er, „auf meiner Reise durch den Continent in einem der prachtvollen Pullmann-Schlaf-Wagen bei einem anderen Herrn einquartirt. Als ich neben ihm Platz nahm, grüßte er mich nicht und während der vier Tage und Nächte, die wir miteinander zubrachten, würdigte er mich keines Wortes. Solch ein Benehmen ist abscheulich."

„Aber haben Sie ihn angeredet?" wagst du einzuwenden. —

„Ich? — Nein! — Ich spreche mit Niemand, der mich nicht anredet." —

„Aber vielleicht fühlte ihr Reisegefährte gerade wie sie?"

„Mag sein, aber er hatte bereits Platz genommen, als ich eintrat, und ich meine, es kam ihm zu, den Anfang zu machen."

„Gesetztenfalls es wäre so und er hätte seine Pflicht versäumt, denken Sie, Sie hätten unrecht gethan, wenn Sie ihm ein freundlich Wort gegönnt hätten?" — „Ich denke nicht."

„Nun denn, mein Freund, wenn laut Ihrer eigenen Aussage sich alle Reisenden höflich und zuvorkommend begegnen sollten, so haben Sie, wie es scheint, diese Pflicht versäumt, gleichviel was Ihr Gefährte that." Und ganz ebenso würde das Urtheil über den lauten, der den Sommer über mit anderen Gästen in einem Badeort dasselbe Hotel bewohnen und mit ihnen aus- und eingehen würde, ohne auch nur seinen nächsten Tischnachbar freundlich zu grüßen. —

Oder, nehmen wir an, ein Mann hat einen Alarmruf „Feuer" vernommen und eilt geschwinden Schrittes nach der Brandstätte. Die Flammen haben gewaltig um sich gegriffen und alle Bewohner des Ortes legen Hand an's Werk, zu löschen und so viel wie möglich zu retten. Etliche tragen Möbel, Teppiche und Bilder aus der brennenden Wohnung, Andere kommen mit Eimern Wasser, um die Dächer der benachbarten Häuser zu begießen. Jeder, scheint es, hat etwas zu thun mit Ausnahme dieses einen Mannes; er regt keinen Finger. Nach dem Brande ladet der Eigenthümer des Nachbarhauses Alle ein, die an der Rettung seiner Wohnung mitgeholfen, einzutreten und einige Erfrischungen zu nehmen; und unser Müssigänger schlendert verdrießlich seiner Wohnung zu und brummt: „Hm,' mich hat Niemand aufgefordert, zu helfen; ich hätte es so gut gekonnt, wie die Anderen, aber man fragte mich nicht. Und der Nachbar lud nur die ein, welche geholfen hatten; somit war ich ausgeschlossen. Einen solchen Mangel an Geselligkeit und freundlichem Entgegenkommen findet man sonst nirgends." Wahrlich, ein solcher Mann sollte über die Vernachlässigung, welche ihm widerfuhr, kein Wörtchen verlieren, denn er selbst legte die Hände in den Schooß, anstatt seinen Mitbürgern in der Stunde der Bedrängniß zu helfen. Und dasselbe gilt von dem, der Monate und Jahre lang eine Kirche besucht und dabei beständig über den Mangel an Liebe, Theilnahme und Geselligkeit klagt, ohne das leiseste Bestreben von seiner Seite, diesen Uebelstand zu beseitigen.

In jeder Gemeinde gibt es mehr Arbeit als Arbeiter; in jeder findet man wenigstens etliche Personen, welche von den älteren und hervorragenden Gliedern übersehen werden. Und darum bietet sich

auch Jedem eine Gelegenheit, diese Liebesarbeit zu thun, und denen, die Theilnahme bedürfen, mit herzlicher Theilnahme zu begegnen.

Ein Solcher mag in Gottes Hand ein Werkzeug werden, die Gemeinde zum Bewußtsein ihrer Pflicht zu bringen und sie auf einen höheren Standpunkt christlicher Wirksamkeit zu erheben. In den meisten Fällen haben die, welche sich über den Mangel an freundlichem Entgegenkommen in der Kirche beklagen, ihre eigene Pflicht versäumt, und tragen selber die Schuld, daß sie Monate und Jahre lang zu einer Gemeinde gehören, ohne als Geschwister anerkannt und behandelt zu werden. —



Der Lokomotivführer.

Von Th. Hempel.

Seit drei Tagen regnet es, regnet ohne Unterlaß, einzelne Schneeflocken mischen sich unter die Tropfen, als ein Zeichen des Ueberganges vom Herbst zum Winter. Trotz des ungemüthlichen Wetters mangelt es nicht an Reiselustigen, welche an einer Zwischenstation die Ankunft des Eilzugs erwarten, um nach der Residenz zu gelangen. — Im grellen Gegensatz zu der tiefen Dunkelheit draußen, ist die Abgangshalle hell erleuchtet. Bahnbedienstete stehen in Erwartung, Mitreisende schauen ungeduldig dem Geleise entlang, der Ankunft des Zuges entgegen.

Zwei junge eben ankommende Mädchen plaudern abwechselnd in großer Erregung:

„Wie reizend, wie liebenswürdig vom Onkel, an uns zu denken, es hat ihm gewiß viel Mühe gemacht, uns Billets zu verschaffen, um den berühmten Künstler zu sehen."

Eine ältere Dame, welche mit ihnen auf dem Perron auf- und abgeht, meint freilich:

„Mir wäre es lieber, Kinder, ihr bliebet bei solchem Wetter ruhig zu Haus, hoffentlich erkältet ihr euch nicht."

„Aber, liebe Mutter, wir sind ja nicht so verzärtelt, denke dir nur das Glück, den größten Sänger unsrer Zeit zu hören, wir freuen uns schon darauf, dir recht viel zu erzählen von all' dem Herrlichen, was wir zu hören und zu erleben hoffen."

„Wie, Herr Professor, bei diesem schrecklichen Wetter wollen Sie heut Abend noch auf Reisen gehen?" Mit diesen Worten hörte ein älterer, stattlicher Herr sich von einem Bekannten angeredet.

„Weit lieber bliebe ich heute zu Haus, aber Sie wissen, der Arzt ist so wenig Herr seiner Zeit, man berief mich telegraphisch zu einem Kranken nach der Hauptstadt. Käme ich erst morgen und dann vielleicht zu spät, würde ich mir Vorwürfe machen, es ist eine ernste Sache um ein Menschenleben. Kann ich heute nicht helfen, that ich wenigstens meine Pflicht."

Er hüllte sich fest in seinen Pelz, um sich möglichst vor den Unbilden der Witterung zu schützen und überlegte, daß er noch einen Krankenbesuch hätte machen können, anstatt hier den Zug zu erwarten.

„Wie, Anna, Thränen im Auge? Bereust du bereits dein Versprechen, mir freudigen Muthes zu folgen, mir zuliebe, ohne Kummer, die Heimath zu verlassen?" So fragte ein Herr seine erst heute ihm angetraute Gattin, sich zärtlich zu ihr herabbeugend.

„Verzeihe mir, Alfred, es bewegte mich heute so viel Ernstes und Frohes. Der Abschied vom Vaterhaus ist ein wichtiger Abschnitt im Leben, ich gehe mit dir von ganzem Herzen, sei es auch in den Tod."

„Nein, meine Geliebte, nicht zum Tode, zu Glück und Leben führ ich dich hin in den sonnigen Süden, hinweg aus Regen und Schnee."

Arm in Arm suchen sie ein einsames Plätzchen, sie haben sich so viel zu sagen, sie sind ja zum erstenmale so ganz allein.

Da erscheint noch ein Geschäftsreisender, welcher einem Kollegen mit lauter Stimme seine Noth klagt.

„Ich fahre nach Hause, es ist kein Geschäft zu machen, miserable Zeit, nicht die Spesen verdient man, kein Geld unter den Leuten, keine Unternehmungslust, Stockung wohin man blickt."

Er läßt sich des andern Erfahrungen über den Gang des Geschäftes mittheilen, beide bemühen sich mit starken Farben aufzutragen, grau in grau zu malen.

Die Zeit kommt heran, in welcher man die Ankunft des Zuges erwarten kann. Noch in der letzten Minute fährt ein Landauer vor, dem ein schlanker junger Herr von gewinnendem Aeußern und sein militärischer Begleiter entsteigt. Ein Diener, welche Reisedecken trägt, folgt ihnen. Mit verbindlichem Lächeln erwidert der junge Mann die ehrerbietigen Begrüßungen der Bahnbeamten und anderer Anwesenden, an den oder jenen ein freundliches Wort richtend.

„Das ist unser Erbprinz, welcher hier studirt, er fährt mit nach der Residenz," — berichtet ein Bahnwärter die Umstehenden.

Es flüstert von Munde zu Munde: der Erbpinz, die Hoffnung des Landes! Sein jugendfrisches Gesicht flößt Vertrauen ein, möge er erfüllen, was man von ihm hofft, wenn er einst die Zügel der Regierung in die Hände nimmt.

Signale ertönen, donnernd fährt der Zug in die Halle ein. Ein buntes Durcheinander der Aus- und Einsteigenden, denn der Eilzug hält nur kurze Zeit, schnell ist alles geordnet. Auf der Lokomotive steht ein bewährter Führer, welcher schon manches Jahr Züge führt, er ist sich seiner verantwortlichen Stellung klar bewußt, er weiß von ernsten schweren Stunden zu erzählen, da er dem Tod in's Auge geschaut, da Gefahren den eilenden Bahnzug bedrohten, von denen diejenigen nichts ahnten, welche sie sorglos seiner Führung anvertrauten, Gefahren, die nur er erkannte und nur mit der größten Kraftanstrengung und Geistesgegenwart vermied.

Im Vertrauen auf Gott, auf seine Erfahrung und Sicherheit in ernsten Augenblicken ist er bis heute immer glücklich an's Ziel gelangt.

„Aber, Willmann, wie sehen Sie denn aus?" fragt der Bahninspektor den Zugführer, — „hat Ihnen das schlechte Wetter die Laune verdorben?"

„Sie wissen wohl, Herr Inspektor, daß ich mich vor ein bißchen Regenwetter nicht fürchte, ich habe noch andern Stürmen getrotzt, aber ich weiß nicht, heute liegt es mir schwer in den Gliedern und auf dem Herzen."

„Ei, ei, sind Sie abergläubisch, ein so langjährig treu erprobter Führer sollte doch mehr Vertrauen in seine eigene Kraft setzen!"

„Aberglaube ist es nicht, Herr Inspektor, aber Sie wissen ja auch, zwischen hier und der Hauptstadt ist der Damm, welcher so viel schon ausgebessert, doch keine Festigkeit bekommt. Wenn das Erdreich von Neuem nachgiebt und die Brücke ihren Halt verliert, so kann ein unübersehbares Unglück geschehen, der kleine Fluß ist schon mehr als einmal zum reißenden Strom geworden noch anhaltendem Regenwetter."

„Sie sind ein Schwarzseher, Willmann, auf Ihre ausgesprochenen Befürchtungen hin ward ja kürzlich erst die bedenkliche Stelle von Sachverständigen untersucht und in völlig gutem Zustand gefunden."

„Bei dem anhaltend trockenen Wetter hatte es keine Gefahr, aber der Regen kann dort gerade viel Schaden angerichtet haben."

Das Abfahrtssignal ertönte, die Wagenthüren werden geschlossen, die Billets koupirt, die Schaffner nehmen ihre Plätze ein. Noch einmal wendet sich der Bahninspektor zu dem Zugführer:

„Nun, Willmann, den Kopf oben, den Zug sicher nach der Residenz gebracht, unser Erbprinz fährt mit."

„Der Erbprinz fährt mit," murmelte Willmann für sich und seine Züge werden noch ernster.

„Nun, es ist ja gleich, ein Menschenleben ist so viel werth, wie das andere, alle Mitreisenden sind mir anvertraut, ich habe die Verpflichtung, sie wohlbehalten an Ort und Stelle zu bringen, aber daß der Prinz gerade heut Abend mitfährt, ist mir doch recht peinlich."

Nun tritt er an seinen Platz, alle Sorge hat ihm nicht die Fähigkeit genommen, fest und sicher seinen Posten zu versehen, seinem Gehülfen mit kurzen, klaren Worten seine Befehle zu ertheilen. Zischend wirbelt der Dampf auf, noch ein Nicken und Grüßen zwischen Abreisenden und Zurückbleibenden und mit lautem Dröhnen verläßt der Eilzug die Halle und eilt hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Es wird still und menschenleer in der Wartehalle, nur der Bahninspektor steht noch und schaut den rothen Lichtern nach, bis sie scheller und schneller in der Ferne entschwinden.

„Hat mich doch der Willmann beinahe angesteckt mit seiner Kopfhängerei, daß ich dastehe und sehe dem Zuge nach, wie auf Nimmerwiedersehen," sagt er.

Da tritt ihm mit hastigen Schritten ein Telegraphenbeamter entgegen und übergibt mit zitternder Hand eine eben aufgenommene Depesche. Der Inspektor überfliegt sie, bringt sie dem Gaslicht näher und liest sie wieder. Es kann ja nicht sein, gewiß sein Auge trügt ihn, und es ist doch, es läßt sich nicht wegleugnen, da steht es mit klaren Worten: „Brücke nicht befahrbar, Eilzug zurückhalten bis auf Weiteres."

Der Befehl kommt zu spät, nur um wenige Minuten zu spät und sie hatten doch so schwere Bedeutung, diese wenigen Minuten, sie verschulden vielleicht das traurige Ende vieler, die noch vor Kurzem frisch und gesund in das Leben hineinschauten. Nur einen Augenblick sehen sich die beiden Beamten tief erschrocken an, dann beginnt der Inspektor, seine Gedanken sammelnd:

„Wir müssen Vorkehrungen treffen, eine geheizte Lokomotive steht, Gott sei Dank, bereit, ein Zug mit allen möglichen Hülfsmitteln muß sofort nachgehen, vielleicht ist ein Arzt in der Restauration, dann bitten Sie ihn, uns zu begleiten, ich fahre natürlich selbst mit. Er winkt noch einen Unterbeamten herbei, ertheilt ihm Aufträge, mit dem Hinzufügen: „Besorgen Sie alles möglichst ohne Aufsehen, vielleicht verhütet Gott das Schlimmste." —

Der Eilzug verfolgt seinen raschen Lauf; ohne anzuhalten fliegt er an kleinen Nebenstationen vorüber. Durch Tunnel, an Bergesabhänge, durch friedliche Thäler und dicke Wälder führt ihn sein Lauf.

Das Toben der Elemente beruhigt sich, der klare Vollmond erkämpft sich sein Recht, er durchbricht siegreich die Wolken, er beleuchtet hell den vom Zugführer so sehr gefürchteten Damm. Das von der Nässe aufgeweichte Erdreich rutscht langsam, einzelne kleine Steine kommen in's Rollen, das Wasser schwemmt sie schnell hinweg. Der kleine Fluß ist zum reißenden Strom geworden, er umspült schon die Brücke und versucht seine Kraft an den Schienen.

Da braust um eine scharfe Biegung der Eilzug heran, fest steht der Führer auf seinen Posten, scharf ausspähend nach allen Seiten, die innere Angst, welche sein Herz bedrückt, darf ihm die Klarheit nicht rauben und doch droht ihm der Athem zu stocken, als ihm hier die traurige Genugthuung wird, daß sich bestätigt, was er längst gefürchtet. Scharf und grell beleuchtet der Mond das Bild, er darf sich keiner Täuschung hingeben. Ach, und keine Minute Zeit zu überlegen! Den schnell fahrenden Zug anzuhalten an der gefährlichen Stelle ist nicht mehr möglich. Langsam fahren, nach Vorschrift, das kann das Unglück nur um so sicherer herbeiführen. Schnell über die wankende Brücke, so schnell, als nur immer möglich, das scheint ihm die einzige schwache Möglichkeit zur Rettung. Er kann ja Niemand um Rath fragen, er hat keine Zeit sich zu besinnen, auf sich, auf sein Gewissen ganz allein muß er sie nehmen, alle die Menschenleben, welche ahnungslos vielleicht einem furchtbaren Ende entgegengehen, auch ihn, dessen Wohl man ihm ganz besonders an's Herz gelegt mit den Worten: Der Erbprinz fährt mit!

Seinen Dienst verliert er sicher, wenn er, dem strengen Befehl entgegen, schnell über die Brücke fährt.

Ob ihn nicht ein höherer, als alle seine Vorgesetzten in wenigen Sekunden aller irdischen Arbeit, aller Verantwortung entzieht? Er hat nicht Zeit, noch einmal an seine Lieben daheim, an Weib und Kind zu denken, nicht einmal Zeit zu beten und er ist doch daran gewöhnt, in Freud' und Leid sich an seinen himmlischen Vater zu wenden. Einen Blick noch nach oben, dann geht es mit voller Dampfkraft, mit haarsträubender Geschwindigkeit hinein in die tosende Fluth.

In den verschiedenen Wagen haben sich's die Reisenden bequem gemacht, jeder sucht sich die Zeit zu kürzen nach seiner Weise. Hier haben sich mittheilsame Seelen zu gemüthlichem Plaudern zusammengefunden, dort lehnt eines, seinen Gedanken nachhängend, schweigend in einer Ecke. Der Erbprinz tauscht mit seinen Begleitern Erzählungen der jüngsten Jagdabenteuer aus. Die beiden jungen Schwestern freuen sich der raschen Fahrt, welche sie bald dem ersehnten Ziele zuführen wird, der junge Ehemann hat die Thränen des geliebten Weibes getrocknet und heiter lächelt sie ihn an. Aber daß es schnell, furchtbar schnell geht, das empfinden alle, sogar der

Geschäftsreisende fährt aus süßem Schlummer empor: „Ist der Kerl toll," murmelt er und sinkt wieder zurück. Keiner ahnt, was die rasche Eile bedeutet, keiner ahnt die Gefahr, in welcher er schwebt, nicht was der schlichte Mann dort auf der Lokomotive in seinem Innern durchkämpft.

Das Wagniß ist gelungen, der Zug ist glücklich, ohne Wanken über die überflutheten Stellen hinweggeführt. Hinter ihm rutscht und rauscht das Erdreich, krachen die Balken und werden in den Wirbel der schäumenden Fluth gezogen, zum letztenmal hat ein Bahnzug die Brücke befahren. — —

Der Bahnhof in der Residenz liegt still und leer, nur noch von einigen Laternen matt erhellt. Man kann ja keinen Zug mehr erwarten, da die Brücke nicht mehr zu befahren ist. Da fährt plötzlich der Eilzug donnernd in die Halle ein. Erschrecken und Staunen der wenigen anwesenden Bahnbeamten, bis das Räthsel sich löst.

Die Reisenden sind sehr befriedigt, daß die Gefahr so ungeahnt an ihnen vorüberging, daß sie erst jetzt davon hören, wo sie sich im süßen Gefühl der Sicherheit wiegten. Sie müssen sich aber ohne den üblichen Empfang Verwandter und Befreundeter ihren Weg suchen, sogar der Erbprinz muß sich einer in der Nähe haltenden Droschke bedienen, die Hofwagen sind längst in's Schloß zurückgekehrt, nachdem bekannt gemacht war, daß der Eilzug nicht ankommen könne.

Der Zug hat hier eine halbe Stunde Aufenthalt. Der Lokomotivführer steigt von der Maschine, aber mühsam nur kann er sich fortbewegen, die Füße sind ihm bleischwer, er geht wie im Traume. Ein Bahnbeamter nähert sich ihm, um Aufklärung über das unerwartete Ereigniß zu erhalten, da die Telegraphenleitung an einer Stelle zerstört war.

„Um des Himmels willen, was ist Ihnen geschehen?" — ruft er erschrocken aus, — Willmann näher betrachtend. Er hat wohl ein Recht zu dieser Frage, des Zugführes sonst frisches Gesicht ist verfallen und als er die Pelzmütze abnimmt, um den rinnenden Schweiß von der Stirn zu trocknen, da sieht der Beamte mit Entsetzen, daß sein dunkles Haar ganz weiß geworden ist. Auch die Bemühungen Willmanns, die Schrecknisse der Fahrt zu schildern, erweisen sich als vergeblich, er muß sich erst sammeln, ehe er im Zusammenhang zu erzählen vermag. — Dann muß er ausführlich berichten, seine Aussagen werden zu Protokoll genommen, um nachträglich alles genau zu ermitteln. Der Bahndirektor ist selbst anwesend und wendet sich an Willmann mit den Worten: „Ihr Stellvertreter mag den Eilzug weiter führen, Sie müssen sich erst erholen und ruhig werden."

„Herr Direktor, wenn das Pferd seinen Reiter abwirft, sehnt er sich um so mehr, es wieder zu besteigen, ich glaube, ich komme am ersten wieder zum Frieden, wenn ich auf meinem Posten stehe, hier in der Ruhe finde ich mich nicht zurecht. Erlauben Sie, daß ich meine Lokomotive weiter führe. Wer weiß, ob es nicht ohnedies zum letztenmale ist," — fügt er mit zitternder Stimme hinzu, — „ich kann ja nicht leugnen, daß ich wissentlich gegen meine Instruktion handelte, indem ich mit der größtmöglichen Schnelligkeit über die Brücke fuhr, ich wußte mir nur nicht anders zu helfen."

„Gehen Sie mit Gott," — entgegnete der Direktor, — „Sie sind ein braver Mann, ich denke, von Ihnen wird man am wenigsten eine Verantwortung Ihres Thuns fordern. Sie handelten nach bestem Wissen und Gewissen und ein reichgesegneter Erfolg hat Ihr kühnes Beginnen gerechtfertigt."

Willmanns Sorge, daß ihm eine Strafe bevorstehe, bestätigt sich nicht. Im Gegentheil, er erhält eine öffentliche Anerkennung seines Verhaltens, von seinem Landesherrn wird ihm ein Ehrenzeichen verliehen; der Erbprinz sucht ihn auf der Stätte seiner Wirksamkeit auf, dankt ihm mit freundlichen Worten und überreicht ein reiches Geldgeschenk. Wenn seine Freunde den wackeren Mann wegen aller dieser Auszeichnungen beglückwünschten, da sagte er kopfschüttelnd: „Ich habe kein Verdienst dabei, nach meinem Gewissen konnte ich nicht anders handeln, wußte ich auch, daß es gegen den Befehl war und ich meine Stelle auf das Spiel setzte. Ein Menschenleben ist so viel werth als das andre, aber daß der Erbprinz gerade mitfahren mußte, hat mir doch den Kopf noch wärmer und das Herz noch schwerer gemacht."

Noch manches Jahr hat der alte Willmann sein weißes Haar in Ehren getragen, noch manchen Bahnzug glücklich von Station zu Station geführt, eine so grausige Nacht hat er aber nicht wieder erlebt und dafür dankt er Gott aus Herzensgrunde!

Gesang und Gesang-Bücher in der Sonntagschule.

Editor.

Ein bekannter Schriftsteller nennt die französische Reformationskirche die **blutende**, die englische, mit ihrem Gebetbuch, die **betende** Kirche, und die deutsche die **singende**.

Obwohl wir diesen Satz in seiner ganzen Tragweite nicht unterschreiben möchten, so freuen wir uns doch namentlich darüber, daß das deutsch-amerikanische Sonntagschul-Volk ein singendes ist, und von Herzensgrund in das Lied einstimmt:

„Da bin ich gern, wo fromme Sänger weilen,
Und frommer Sang im Chor erklingt;
Die frohen Stunden rasch vorüber eilen,
Und jede neue Freude bringt.
Beim frommen Sang da fühlt sich froh bewegt das Herz,
Bei Liederklang schon halb geheilt ist jeder Schmerz."

Die beiden letzten Zeilen enthalten die Ursache, weßhalb die Musica auch in der Sonntagschule ein mächtiger Hebel ist. Zur Erreichung unseres Schulzweckes bedürfen wir bei

Jung und Alt bewegte Herzen, während die Arbeiter in ihrem oft so schwierigen Wirken Belebung des Muthes nöthig haben.

Nächst dem Worte Gottes und dem Gebet kenne ich zur Erreichung dieser Ziele kein besseres Mittel, als ein gutes schön gesungenes Lied. Und wie ein solches in der Sonntagschule zum ächten Förderungsmittel werden kann, so ist es im ganzen Leben ein Schatz, welcher sich in allen Lagen und Umständen geltend machen wird. Ist es uns deßhalb möglich, unsere Jugend mit einem reichen Vorrath schöner, frommer Lieder in's Leben zu senden, so haben wir ihr eine Ausstattung beschafft, die ihr, sowohl als dem Missionswerk unter den Deutschen, zu gut kommen wird.

Wenn wir deßhalb vom **Gesang** in der Sonntagschule reden, so sei

1. festgestellt, daß derselbe nicht bloß zur Unterhaltung, Abwechslung und Verschönerung dient, sondern vor Allem ein Hebel zur Beförderung unseres Hauptwerkes ist, welcher darin besteht, mittelst des Wortes Gottes, die Schüler zu Jesu zu führen, und tüchtige Christen heranzubilden.

Der Gesang ist also weder etwas ganz Nebensächliches, gleichgültig und schauderhaft zu Betreibendes, noch ist andererseits die Sonntagschule eine Gesangstunde, in welcher nur so wie per Zufall das Wort Gottes gelesen wird.

Beide Extreme sind mir schon oft vorgekommen, können jedoch vermieden werden, wenn man die Sonntagschule auch als einen Gottesdienst betrachtet, und den Gesang als wesentlichen Theil dieses Gottesdienstes behandelt.

2. Selbstverständlich muß jedoch, soll schön gesungen werden, auch Gesang*übung* in der Sonntagschule vorkommen.

Am besten wäre es, wenn diese Uebung außerhalb der Sonntagschule mit den Schülern vorgenommen werden könnte. Da jedoch nur sehr wenige Schulen in der glücklichen Lage sind, solche Extra-Uebungen vornehmen zu können, so entstehen die praktischen Fragen: *wann* und *wie* üben wir die Sonntagschulen, bei der kurzgemessenen Zeit und mit oft sehr geringen Kräften, im Gesang.

Betreffs der Zeit lassen sich Viertelstunden finden, wenn man pünktlich ist, mit den Minuten hauszuhalten versteht, und die allsonntäglichen, bandwurmartigen Ermahnungen unterlassen kann. Wenn von *Viertel-* und *Halben*stunden die Rede ist, welche abwechselnd der Gesangübung gewidmet werden können, so ist hiemit der eigentliche Kunstgesang aus der Sonntagschule ausgeschlossen, und Singvögel, wie die Patti, werden auf diesem einfachen Boden kaum zur Geltung kommen können. —

Ist ein großer Theil der Lehrenden auch zugleich im Kirchengesang-Verein bethätigt (und das sollte eigentlich also sein), so könnte sich dieser, anstatt Mont-Blanc-*Ver*steigungen zu unternehmen, hie und da herunter halten zu den Niedrigen, und, zur nach jeder Seite hin nützlichen Vorbereitung, Sonntagschul-Lieder einüben, wodurch jedenfalls viel Zeit in der Sonntagschule erspart würde.

Bezüglich der Art und Weise dieser Gesangübungen, gibt es so viele Sorten von Schulen und Menschen, und so viele gute, bessere und beste Methoden, daß ein armes, einzelnes Menschenkind nur einige allgemeine Andeutungen wagen kann und Eingehendes den Schulen überlassen muß nach dem bekannten Wort Göthe's:

„Ein Jeder sehe, wie er's treibe,
Ein Jeder sehe, wie es geh',
Und Eines schickt sich nicht für Alle."

Vor Allem sei bemerkt, daß ein gutes Instrument und ein geübter Spieler außerordentlich schätzbare Hülfsmittel sind, denn obwohl die menschliche Stimme die beste Flöte der Welt ist, so flöten doch nicht alle Stimmen richtig und gut; auch wird die beste Menschenstimme in dem oft wirren Sangesbrausen einer hundertköpfigen Jugendschaar oft gar bald schachmatt.

Wer jedoch kein Instrument hat, der singe doch—gut, mittelmäßig oder schlecht, und strebe nach der Vollkommenheit.

Wichtiger noch als ein Instrument ist ein verständiger, frommer Singführer. Ich sage nicht—Sing*lehrer*, denn das wird ein solcher Leiter im eigentlichen Wortsinn doch kaum sein können. Auch sind die Eigenschaften *verständig* und *fromm* betont, denn es wird vorausgesetzt, daß ein solcher Führer einigermaßen musikverständig ist. Hat er dabei auch noch die Gabe des gesunden Menschenverstandes und ist er ein frommer Mensch, so wird er die Schule nicht zu einem musikalischen Tummelplatz machen wollen, und das ächt religiöse Element im Gesang immer zu betonen wissen. Er wird dem Text und der Aussprache desselben die nöthige Aufmerksamkeit schenken und sich so zu stellen wissen, daß die Gesangübung nicht eine Frohnarbeit, sondern eine Erholung für die Schule wird.

Freilich, falls eine Schule gar Niemand hätte, welcher einigermaßen nach dem Gehör oder nach Noten singen kann, so stünde es ziemlich schlimm. Sollte aber deßhalb der Versuch, Gott im Liede zu loben, aufgegeben werden? „Ach, nein," antwortete während einer Sonntagschul-Convention ein alter Sonntagschul-Lehrer auf diese Frage. „Ich erinnere mich einer Zeit, da wir in unserer Sonntagschule oft drei- bis siebenmal in ein

und derselben Melodie stecken blieben. Der heilige Geist hat's doch gesegnet. Wir haben gelernt und jetzt singt unsere Schule so schön, daß die Engelein im Himmel sich darob freuen werden."

3. Gilt es, zwischen der fieberischen Hast nach Neuem und dem fortwährenden Ableiern alter Melodien die rechte Mitte zu treffen.

Unsere mit Dampf arbeitende Zeit überstürzt sich auch in der Sonntagschule, und hat es zum allseitigen Schaden selbst dahin gebracht, daß man auf jede Sonntagschul-Lektion ein neues Lied dichtet und ganz merkwürdige Musik componirt. Obwohl dieses Fieber namentlich im englischen Lager haust, so hat dasselbe doch auch in deutsch-amerikanischen Kreisen Wurzel gefaßt. Kaum ist ein Lied ordentlich eingeübt, so wird es unter's alte Eisen gezählt und man ruft nach Neuem.

Solche Sucht nach neuen Sachen thut der Ausbildung des musikalischen Geschmacks, dem religiösen Zweck des Liedes, sowie dem Schönsingen Abbruch, und verhindert, daß Text und Melodie wirkliches Eigenthum des Einzelnen werden und ihn durch's Leben begleiten.

Durch Nichts hat der Sonntagschul-Gesang mehr Segen gestiftet als dadurch, daß derselbe das christliche Volkslied geschaffen, welches so zu sagen in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen und in Hütte und Palast, auf der Prairie und in der Großstadt gesungen wird. Wenn man jedoch von einer Sangesblume zur andern flattert, so kann von solchem Aufnehmen des Liedes in Gemüth, Gehör und Gedächtniß keine Rede sein.

So sehr wir jedoch aus diesen Gründen für die Wiederholung guter alter Lieder eintreten, ebenso ernstlich haben gegen das abstumpfende, fortwährende Ableiern ein und desselben Textes und ein und derselben Melodie Einsprache zu thun.

Daß solcher Mißbrauch da und dort sonntäglich vorkommt, davon kann man sich beständig überzeugen. Und hie und da bedarf es sehr drastischer Mittel, um so ein bis zum Ueberdruß abgehaspeltes Leibliedlein von der Bildfläche verschwinden zu lassen. So zum Beispiel hatte es ein sonst recht guter Sonntagschul-Superintendent im Brauch, Sonntag nach Sonntag zum Schluß das Lied singen zu lassen, dessen Chorus also lautet:

„Alle gute Gabe kommt oben her von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab."

Einst hauste draußen in der Natur ein tüchtiges Hagelwetter. Drinnen in der Schule aber sangen die Lieben vom blauen Himmel, bis Sturm und Hagel eine Anzahl Fensterscheiben zertrümmerten. Da konnten die geduldigen Sänger nicht mehr länger an sich halten; sie brachen in unwiderstehlichen Lachkrampf aus, und unter buchstäblich hageldichter Beweisführung erkannte der liebe Superintendent endlich, daß auch die beste Liedergabe durch fortwährendes Ableiern ungenießbar werden kann.

Deßhalb:

„Zwischen dem Neuen und Alten
Ist gehörig Maß zu halten."

Das Sonntagschul-Gesangbuch hat sich nach dem Zweck und Endziel des Sonntagschul-Gesangs zu gestalten, und muß

1. Ein ächtes, christliches, volksthümliches Jugendbuch sein.

Es unterscheidet sich von andern für die Jugend verfaßten Singbüchern durch seinen positiv christlichen Inhalt. Es ist vornehmlich für die Jugend und solche alte Herzen verfaßt, die noch jugendlich schlagen. Wem dieser frische Pulsschlag abhanden gekommen, der muß sich anstatt an's Sonntagschul-Gesangbuch an den deutschen Choral und die schottische Psalm-Melodei halten.

Die Jugend braucht volksthümliche, jugendliche Lieder und Musik. Zwar ist der Einwand schon oft gemacht worden, daß gerade der deutsche Choral außerordentlich volksthümlich, und es sehr wünschenswerth sei, wenn die Jugend zur Vorbereitung für den öffentlichen Gottesdienst die Choralmusik, das eigentliche Kirchenlied erlerne. Bei solchem, sich meistens auf europäische Verhältnisse stützenden Einwand vergißt man jedoch gewöhnlich, daß wir in der amerikanischen Sonntagschule nicht alles durchführen können, was der Schulmeister in Deutschland zuwege bringt, und daß selbst nebst dem Choral auch noch reichlich anderweitig für das jugendliche Sangbedürfniß gesorgt ist.

Es wäre ja sehr wünschenswerth, wenn wir jede einzelne Choralmelodie in der Sonntagschule vorbereiten könnten; aber viel nothwendiger ist es, daß wir vor allem das jugendliche Herz mit den Liedern und Melodien unserer Singbücher erfassen und dazu ist der Choral nicht immer passend. Ja, ächt deutsche Männer und gute Musikanten, wie z. B. Dr. Wilhelm Bode, sagen sogar, daß heut zu Tage das protestantische Kirchenlied unter dem deutschen Volk ohnmächtig sei, und namentlich die Kirchenmelodie Veränderung zu erfahren habe.

Als vor fünfundzwanzig Jahren die ersten deutschen Sonntagschul-Gesangbücher mit fröhlichen, lebhaften Weisen herauskamen, da wurden hundert Bedenken laut. Heute hat mehr oder weniger jede deutsche Kirchengemeinschaft

diese Bahn betreten, und selbst die lieben Altlutheraner haben ein Singbuch für die Jugend, in welchem sich Lieder finden, die nachgerade nicht vor dem Hochaltar zu singen sind.

2. Ist aber diesem gegründeten Anspruch des jugendlichen Gemüthes, welcher durch Einwirkung der englisch singenden Sonntagschule noch verschärft wurde, in unseren Sonntagschul-Gesangbüchern Rechnung zu tragen, so gilt es auch hier die Scheidelinie zu finden und nicht jede eintägige Tra la ra lera-Fliege etwa deßhalb vorzüglich zu nennen, weil sie etwa zwei Stunden lang in der nächsten englischen Sonntagschule surrte und schnurrte.

Es wäre thöricht, wenn wir, die wir auf amerikanischem Boden wirken, unsere Sonntagschul-Gesangbücher nicht bereicherten mit dem Besten, was unsere englischen Freunde uns bieten. Noch thörichter aber wäre es, wollten wir ihnen in allen Sprüngen einfach nachäffen. Uns stehen verschiedene, weite Gebiete offen, und aus allen diesen Gebieten die schönsten Blumen und besten Früchte zu sammeln und sie zu einer nützlichen, segensreichen Sammlung zu vereinen, das ist mein Ideal eines Sonntagschul-Gesangbuchs.

3. Die beste Sammlung hilft jedoch wenig, wenn man nicht damit bekannt ist. Und in dieser Beziehung sieht es selbst bei Superintendenten oft wunderbar ärmlich aus. Wie aber kann man ein Buch nützlich gebrauchen, das man nicht zum vierten Theil kennt?

Zum Bekanntwerden mit dem Sonntagschul-Gesangbuch rathe ich das Anschaffen desselben für's Haus an. Es wird ein Segen sein für die Familie. Die Jugend wird frohsinnige Frömmigkeit daraus schöpfen, das Alter wird sich daran ergötzen, und ehe du dich versiehst, bist du bekannt mit deinem Sonntagschul-Gesangbuch.

4. Wie bald die schöne Idee, welche da und dort schon auftauchte, ein gemeinschaftliches Sonntagschul-Gesangbuch für verschiedene deutsche Benennungen herauszugeben, sich verwirklichen wird, weiß ich nicht.

Dazu gehören Nummer eins — in Einheit verbundene Christenmenschen, was in unserer Zeit ja immer mehr und mehr angestrebt wird. Nummer zwei aber gehören dazu — in Einheit verbundene Musiker. Es sind ja gar liebe, nützliche Menschen diese Musiker. Wenn ich mir aber etwa sechs Musiksterne erster Größe denke, die aus den verschiedenen Lagern zusammengekommen, um ein überall gültiges Sonntagschul-Gesangbuch zu verfassen, so wünsche ich demjenigen, der sie unter einen Hut zu bringen hat, den Genius des Bethoven, Geduld, wie Moses sie hatte, und die Kraft des Herkules.

Einstweilen, ihr lieben Mitarbeiter, laßt uns unsere Sonntagschul-Singbücher gut gebrauchen; laßt uns singen, daß das Herz im Kampfe muthig bleibe, und im Schmerze nicht unterliege; und einst stimmen wir im Vaterhaus in den tausendstimmigen Chor ein, empfangen den Lohn der Treue, und ruhen von unserer oft so schweren Arbeit.

Das verkannte Genie.

(Zum Bilde.)

Für Haus und Herd von Oculeus.

Was ein Häkchen werden will,
Krümmet sich bei Zeiten,
Und entwickelt in der Still'
Eigenthümlichkeiten,
Die, wenn sie auch nicht sofort
In die Augen fallen,
Sind sie doch, kommt Zeit und Ort,
Augenfällig Allen.

Mutter, kannst es nicht verstehn,
Wilhelm's Musiciren.
Möchtest ihn viel lieber sehn,
Seinen Griffel führen,
Denkst: ich will dir Dur und Moll
Mit der Ruthe zeigen,
Wenn's Musik ja geben soll
Will ich dir 'was geigen.

Ob du auch im Zorn entbrennst,
Spare deine Hiebe;
Wilhelm, den du so verkennst,
Folgt nur einem Triebe,
Dessen er sich selber kaum
Rechenschaft kann geben;
Was jetzt nur ein süßer Traum,
Wird ein reiches Leben.

Wilhem, pfeife nur d'rauf los,
Nütze wohl die Stunden,
Ist jetzt deine Noth auch groß,
Bald ist's überwunden.
Mutter, die dich jetzt verkennt,
Wird einst selber lauschen,
Wenn von deinem Instrument
Melodien rauschen.

Ja, sie wird sich königlich
Ihres Sohnes freuen,
Wenn sie einstens siehet dich
In der Künstler Reihen,

Und wie Alles sich beeilt,
Dir den Kranz zu reichen,
Der mit Recht wird zugetheilt
Dir und deinesgleichen.



Christliche Zufriedenheit und Lebensfreude.

Für Haus und Herd von Gregorius.

„Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch."
Phil. 4, 4.

Christliche Zufriedenheit und wahre Lebensfreude sind so innig mit einander verwoben und verwachsen, daß der Besitz des einen ohne den Genuß des andern sich rein gar nicht denken läßt. Es gibt Menschen, die sich schmeicheln, daß sie zufrieden sind — zufrieden mit ihrer Lebenslage und Errungenschaften, zufrieden mit ihrer Stellung zu ihren Nebenmenschen und ihren Aussichten für die Zukunft, — allein es mangelt ihnen der Beweis ihrer Zufriedenheit, die wahre Lebensfreude. Andere wieder bemühen sich fröhlich zu sein und das Leben wirklich zu genießen; sie handeln nach dem Motto: „Freut euch des Lebens, weil noch das Blümlein blüht. Pflücket die Rosen, eh' sie verblüh'n." Zu Zeiten hat es auch den Anschein, als ob sie sich königlich freuten, leider aber fehlt ihnen der rechte Grund und Boden der Freude,—die christliche Zufriedenheit. Ihre Freuden sind Seifenblasen, die wohl zum inneren Entzücken aufsteigen und in allen Farben des Lichtes prangen, aber ach — der erste starke Windhauch des Lebens in seinem Ernste zerstört dieselben ohn' Erbarmen und läßt ihnen nichts als Tropfen der Bitterkeit zurück.

Da es der Täuschungen im menschlichen Leben so viele gibt und nur wenige Hoffnungen der Freude sich verwirklichen und sogar diese einen bittren Nachgeschmack der Sünde mit sich führen, wollen manche Menschen sich auf den Grundsatz der alten heidnischen Weisheit stellen, welche fordert, daß der Mensch sich selber genug sein soll; daß er unter allen Umständen eine unerschütterliche Selbstgenüge behaupten soll, um so die Quelle der Zufriedenheit und Freude in seiner eigenen Brust zu tragen.

Erfahrung aber hat gelehrt, daß das Ideal der Selbstgenüge einfach illusorisch ist: Kein Mensch kann in sich selber die Quelle der Zufriedenheit und Freude schaffen; die Erklärung des Herrn bleibt unverbrüchlich fest stehen: „Die Gottlosen haben keinen Frieden" Jes. 48, 22.

Eines der schlagendsten Beispiele, wie der Mensch im Besitz vieler Vorrechte und Genüsse sich befinden mag, ohne Zufriedenheit zu genießen, weil die Seele nicht in Gott ruht, liefert Johann Wolfgang Goethe. Dieser Fürst der deutschen Dichter war vom weltlichen Standpunkt aus betrachtet, einer der glücklichsten Menschen, den die Erde je getragen. Der Sohn reicher Eltern, mit den herrlichsten Gaben des Leibes und des Geistes ausgerüstet, bald auch der intime Freund des Fürsten Karl August von Weimar und ein gefeierter Dichter seines Volkes, genoß er an Ehre und Ruhm, an Freude und Lust, an Einfluß und Macht in einem achtzigjährigen, in der Fülle von Gesundheit und Kraft verbrachten Leben, was nur ein Sterblicher wünschen kann. Sein Name lebte auf Aller Lippen, sein Ruhm war in ganz Europa verbreitet, er hatte kaum einen Wunsch, den er nicht auch hätte befriedigen können. — Und doch hat dieser große geistreiche Mann am Abend seines Lebens einst bekannt, daß er bei aller Fülle von Glück in seinem ganzen Leben nicht zwei auf einander folgende Stunden wisse, in denen er das beseligende Gefühl wahrer und vollkommener Befriedigung gehabt habe. — Als Goethe noch jünger war und mit seinem Freunde, dem Herzog, den Becher der Freude noch mit vollen Zügen trank und im Strom des Vergnügungslebens dahintrieb, da rang sich einst in einem Augenblick der Stille aus seinem Herzen wie ein zum Himmel emporsteigender Seufzer los:

„Der du vom Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Dem, der doppelt elend ist.
Doppelt mit Erquickung füllest;
Ach, ich bin des Treibens müde —
Was soll all' der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede, süßer Friede,
Komm, ach komm, in meine Brust!"

Es wird ferner erzählt, daß Gräfin Julianna diesen Vers vom großen Dichter auf einem Zettel geschrieben fand, dessen Rückseite unbeschrieben war. Sie schrieb als Antwort darauf die köstlichen Worte des Heilandes: „Den Frieden hinterlasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch wie die Welt" Joh. 14, 27. In diesen Worten finden wir die rechte Antwort auf die Frage, wo ist Zufriedenheit und Freude zu finden? Bei Jesu allein findet das müde Herz Ruhe und Erquickung.

Somit beruht die Zufriedenheit und der Frohsinn eines Christen vor Allem darauf, daß er ein Kind Gottes ist, und daß bei allem Wechsel der Dinge dieser Zeit, welcher ja nicht ausbleiben kann, Gott und Gottes Reichssache ihm genug ist, und daß er sich selber nur in soweit genügen kann, als sein Leben in Gott gewurzelt ist. Aus diesem Grunde kann ein begnadigtes Kind Gottes zufrieden sein und sich allewege freuen.

Hier handelt es sich also nicht um einen gewissen Besitz, oder um ein gewisses Thun, sondern um das S e i n.

Als die Jünger frohlockend dem Herrn die Mittheilung machten, daß auch die Teufel ihnen unterthan seien, erwiderte Jesus: „Doch darüber freuet euch nicht, daß euch die Teufel unterthan sind in meinem Namen; f r e u e t e u c h a b e r, d a ß e u r e N a m e n i m H i m m e l g e s c h r i e b e n s i n d."

Nur Wenigen ist es gegeben, sich in diesem Leben durch außerordentliche Thaten auszuzeichnen. Hinge nun die Lebensfreude vom besonderen Thun ab, wie Viele müßten freudenleer einhergehen! Aber ein wahres Kind Gottes zu sein, ist Vorrecht Aller ohne Ausnahme. Sich in dem Herrn zu freuen allewege und unter allen Verhältnissen zufrieden zu sein, ist jedem Einzelnen in Aussicht gestellt. Die Grundsprache im Herzen des Kindes Gottes bilden die Worte Asaph's: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil" Ps. 73, 25. 26.

Die biblische Anweisung zur wahren und bleibenden Freude ist sehr einfach und bestimmt. Christus hat die Bedeutung der christlichen Zufriedenheit in folgendem Ausspruch scharf bezeichnet: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles (zum Leben Zugehörige) zufallen" Matth. 6, 33. Dieses Wort Jesu begreift nicht allein die Forderung der Liebe zu Gott und den Menschen in sich, sondern bezeichnet zugleich auch die Lebensregel, ohne welche wir in einen inneren Widerspruch, der alle Gemüthsruhe unmöglich macht, verwickelt werden.

Ganz in demselben Sinn sprach der Herr zu Paulo: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig" 2 Cor. 12, 9. Dieses

Wort bringt uns zum Bewußtsein, daß, sowie wir an nichts Anderem uns können genügen lassen, als an Gott, dem höchsten Gut, dieses höchste Gut, seine Gnade, uns auch wirklich genügen soll.

Bringen wir nun diesen Grundsatz, sich an Gottes Gnade genügen zu lassen, in Anwendung auf unser wirkliches Leben und seine mannigfachen Zustände, so besagt er, daß ein jeder Christ sich soll an seinem Berufe und an seiner Lebenslage genügen lassen. Seine Zufriedenheit und Freude soll er nicht in dem Fernliegenden und Außerordentlichen suchen, sondern in dem, was nahe liegt. Man soll sich also an das halten und an dem erquicken, was man überall haben kann, nämlich: an dem reichen Menschenleben und an dem wundervollen Leben der Natur rings umher.

Es gibt gewiß der Lebensmusik genug in allen Lagen, wenn wir nur stille wären und ein geneigtes Ohr zum Hören hätten, ihre Harmonie würde in unser Herz dringen und uns erfreuen!

An der Gnade Gottes uns genügen lassen, bedeutet aber auch, daß wir uns üben in der Hingabe an Gott, und uns in das Bewußtsein hineinleben, daß eine vollkommene Glückseligkeit einmal in dem gegenwärtigen Dasein unmöglich ist, und daß wir das vollkommene Gut nur in der Hoffnung besitzen.

Aber mitten in aller Ergebung sollen wir eine unbegrenzte Dankbarkeit lernen für das unaussprechlich Viele und Mannigfache, was Gott uns geschenkt hat und noch schenkt, welches ohn' all' unser Verdienst und Würdigkeit aus seiner väterlichen Güte und Barmherzigkeit uns zufließt. An diese Pflicht der Dankbarkeit erinnert Paulus in den Worten: „Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch“ 1 Thess. 5,18. Bekümmerniß, Sorge und Unzufriedenheit mit dem Lebensschicksal haben sehr oft ihren Grund in Undankbarkeit, in einer Gesinnung, welche nur immer Ansprüche machen, nicht aber danken will. Dankbarkeit dagegen ist ein still quellender Born der Freude, ja ein schirmender und helfender Engel. „Wer Dank opfert, der preiset mich, und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes“ Ps. 50, 23.

Wenn ein Christ einer traurigen, verzweiflungsvollen Stimmung nachhängt, die ihn in seiner Trübsal überfällt, wenn er dabei nicht Gnade erfleht von Gott zum männlichen und muthigen Kampf wider die Anfechtung; wenn er seinen himmlischen Vater nicht bittet, ihm Kraft und Trost zu schenken, damit er im Stande sei, zu allen Zeiten fröhlich zu sein in seinem Herrn; dann verunehrt er die erhabenen und gewaltigen und edlen Kräfte, die wahres Christenthum gewährt und die dazu angethan sind, einen Menschen aufzurichten und ihn in den Zeiten der schwersten Heimsuchung glücklich zu machen. Daß ist der Ruhm der Gnade Gottes, daß dieselbe das Herz über alle Betrübniß erhebt, daß man mit dem Propheten ausrufen kann: „Ob der Feigenbaum gleich nicht wird grünen, und wird kein Gewächs sein an den Weinstöcken; ob die Arbeit am Oelbaum fehlet, und die Acker keine Nahrung bringen; ob die Schafe werden gerissen aus den Hürden, und werden keine Rinder in den Ställen sein, so will ich mich dennoch freuen des Herrn, und fröhlich sein in dem Gott meines Heils, denn der Herr Herr ist meine Kraft, daß ich singe auf meinem Saitenspiel“ Hab. 4, 17—19.

Viele Menschen würden vor dem Abgrund der Schwermuth, in welchen sie sich versenken, bewahrt sein, hätten sie nur ein Herz fassen können, Gott zu danken.

Aus dem Gesagten ergibt es sich, daß die wahre und wesentliche Freude eines Christen in dem Herrn besteht. Wir unterscheiden allerdings zwischen Friede und Freude in der Gemeinschaft des Herrn. Friede ist das innere Zeugniß dafür, daß die Versöhnung mit Gott in unserm Herzen vollzogen ist, und wir Heil und Gnade bei ihm gefunden haben. Freude dagegen bedeutet nicht allein, daß der Gegensatz aufgehoben und der innere Widerspruch gelöst ist, sondern auch, daß wir leben und weben in der neuen beseligenden Lebensfülle.

Ein Herz, das den Herrn kennt; ein Wille, der dem Herrn unterworfen ist; ein Geist, der in Gott, der Quelle aller wahren Freude und Glückseligkeit, ruht, bildet ein Königreich in sich selber. Die Freude eines solchen Charakters hängt nicht von irdischen Verhältnissen ab, sondern ist über alle wechselvollen Ereignisse dieses Lebens so erhaben, daß sie nicht auf die Dauer gestört werden kann. Wo diese Freude in Gott das Gemüth durchdringt, da hat der Mensch die reelle Empfindung, nicht blos seiner Versöhnung mit Gott, sondern seines Lebens in Gott. Allerdings kann sich diese Empfindung auch in Thränen aussprechen, weil solche Freude so Vieles in dem Innern des Menschen schmilzt und auflöst, was bisher in demselben noch spröde und verhärtet war. „Als die Traurigen aber allezeit fröhlich,“ ist eine Bezeichnung, die der Apostel Paulus gibt. Und er selbst liefert davon den schönsten Beweis. In seiner wiederholten Aufforderung an die Philipper, sich im Herrn zu freuen, thut sich seine gehobene Stimmung kund, die auch die schwersten Schicksalsschläge in seinem Gottvertrauen nicht zu erschüttern vermögen. Das Freudengefühl, das ihn erfüllt, ist das Gefühl des dem Märtyrertode entgegen gehenden christlichen Helden, der die Sache, für die er gekämpft hat, im Tode gewonnen weiß.

Wie ist es doch etwas Großes um diese Zufriedenheit und Freude! Wer wollte sie nicht besitzen! Wir rufen daher Allen, die da klagen, daß sie nicht zur rechten Freude gelangen können, wieder und wieder zu: Versenket euch nur tiefer und tiefer in den Frieden Gottes; lernet nur inniger und herzlicher danken; bewahrt euch ein gläubiges, fröhliches, harmloses Herz; sucht auf eurem Wege die kleinen Blumen des Glückes zu finden, erfüllet eure Seelen immer mehr mit staunender Anbetung der Liebe und Huld Gottes — und ihr werdet fröhlich werden.

Wahre Religion ist eine Religion der Freude. Sie beseelt nicht blos unser Innerstes, sondern verklärt in einem gewissen Maße auch das Aeußere und Irdische. Mit Recht hat man den sehr merkwürdigen Umstand hervorgehoben, daß Johann Calvin so im Ernst des Christenthums aufging, daß der Zug der Freude, der sich nach Außen offenbart, fast gänzlich fehlte. Obgleich Calvin wiederholt größere Reisen gemacht, obgleich er seinen Wohnsitz in der schönsten und prachtvollsten Umgebung gefunden hatte, am Genfersee, in der Nähe der Alpen, dennoch findet sich in seinen vielen Briefen nicht eine einzige Stelle, in welcher die Schönheiten der Natur auch nur erwähnt werden. Es ist als wäre für ihn die Natur gar nicht da.

In Luther dagegen tritt uns ein rechtes Bild christlicher Zufriedenheit und Lebensfreude entgegen. Wie zahlreich und heftig die Anfechtungen auch sein mochten, dennoch blieb die Freude am Herrn seine Stärke, und der jederzeit durchschlagende, siegende Grundton seines Lebens. Und diese tiefinnerliche Freudigkeit breitete sich auch über sein ganzes Leben aus nach allen Seiten hin. Mitten unter seinen weltgeschichtlichen Arbeiten und Kämpfen war er im Stande im häuslichen Kreise mit seinen Kindern zu scherzen und

zu spielen. Das kleine Hänschen durfte oft auf des Vaters Rücken reiten. Seinem Käthchen und den Kindern schrieb er auf seinen Reisen Briefe, die von Humor und Witz sprudelten. Die Freudigkeit und Frische seines Geistet trat auch zu Tage in seiner Liebe zu den schönen Künsten, namentlich zur heiligen Musika, in welcher er ein Vorspiel der Wonne des ewigen Lebens zu vernehmen glaubte. Ebenso erfüllte seine kindliche Liebe zur Natur sein Herz mit Freude. Der Anblick des Sternenhimmels konnte ihn begeistern und erheben. An seinem Garten hatte er große Freude. Es war ihm eine Lust den blühenden Apfelbaum zu betrachten oder eine schöne Blume zu pflücken. In allen diesen Dingen hatte er eine reine Freude, weil sein Herz zufrieden in Gott ruhte.

Oft bemerkte er, alles dieses würde doch noch weit schöner sein, wenn nicht die Sünde dazwischen gekommen wäre. Wohl dem, der diese Zufriedenheit und Lebensfreude kennt und unter allen Umständen des Lebens durch Gottes Gnade zu bewahren weiß.

Warum der Teufel Manchen in Ruhe läßt.

Ein angesehener Richter in Virginia hatte einen treuen Sklaven, Harry, der mit Pferden gut umzugehen wußte. So kam es, daß Harry fast auf allen Amtsreisen den Richter kutschirte, wenn dieser in verschiedenen Städten zu Gericht sitzen mußte. Unterwegs ließ sich der Herr gern in ein Gespräch mit dem schwarzen Kutscher ein; und gar oft kam dieser auf einen Gegenstand, über den der Richter seine eigenen Gedanken hatte, nämlich auf den G l a u b e n.

Harry war ein einfältiger Christ, der frischweg von Christo zeugte. Einmal aber sagte er zu seinem Herrn, welch ein schwacher Jünger er noch immer sei und wie ihn der Teufel oft versuche und ihm Netze stelle.

Darüber lächelte der Richter. „Was? mit dir gibt sich der Teufel so viel ab, und du bist ein so frommer Mensch? Da ist's bei mir anders. Ich bin ja kein sehr Gläubiger, aber mit mir macht er sich gar nichts zu schaffen. Erkläre mir das, wenn du kannst.“ Harry fragte bedenklich: „Sind Sie ganz gewiß, mein Herr, daß der Teufel ihnen nichts thut?“

„Ganz gewiß,“ sagte der Richter. „Der hat mir noch nie die geringste Noth gemacht. Eben deßwegen weiß ich auch gar nicht, ob es nur einen Teufel gibt.“

Harry blieb dabei: „Ich weiß, daß es einen Teufel gibt, und er macht mir oft nur gar zu heiß.“

Nach ein paar Tagen ging des Richters Reise zu Ende. Auf dem Heimwege ließ er wiederholt den Wagen halten, um an einem Bach wilde Enten zu schießen. Dazu schlich er sich leise hinter den Uferdamm, feuerte mit Schrot und tödtete zwei oder drei, während vielleicht ebenso viele nur verwundet wurden. Dann warf er die Büchse weg und griff nach Steinen oder Stecken, um die verwundeten Vögel vollends todt zu schlagen. Die todten ließ er mittlerweile unbeachtet liegen.

Harry saß die ganze Zeit auf dem Bock und sah der Jagd zu, während er die Pferde festhielt. Als der Richter endlich wieder einstieg, und die Beute unterbrachte, kam dem Kutscher ein guter Gedanke. Er hub an:

„Herr, wie Sie so im Wasser herumtappten, den verwundeten Enten nach, fiel mir ein, warum der Teufel m i r so arg nachstellt und I h n e n nicht. Sie sind wie die todten Enten; der Jäger weiß, die laufen ihm nicht davon, darum läßt er sie in Ruhe. Ich bin wie ein angeschossener Vogel und suche, wie ich ihm entkomme, deßwegen ist er hinter mir her und wirft und schlägt darauf los, daß er mich fange. Warten Sie nur! Wenn Sie einmal die Flügel lüpfen und zeigen, daß Sie von ihm wegkommen möchten, dann wird er sich so viel mit Ihnen zu schaffen machen, wie mit mir. Nichts für ungut.“

Der Richter war sehr still auf dem übrigen Heimweg. Er besann sich auf allerlei Erfahrungen und kam am Ende zu dem Schluß, sein armer Sklave werde wohl den rechten Grund gefunden haben. Er machte sich nun an die Bibel und las sie mit andern Augen als bisher. Der arme Sklave wurde dem hochgebildeten Richter ein einfältiger Wegweiser.

Ein kleiner Held der Krankenstube.

Dr. Ernst Brand, der bekannte Stettiner Arzt, der sich durch seine Kaltwasserbehandlung des Typhus einen Namen weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus gemacht hat, veröffentlicht in der „Deutschen medizischen Wochenschrift“ in einer Reihe von Aufsätzen seine in den letzten Jahren gewonnenen Erfahrungen. Aus denselben geht unwiderleglich hervor, daß die Wasserbehandlung des Typhus nach wie vor die beste Voraussicht für einen günstigen Verlauf der Krankheit bietet. Dr. Brand hat unter 342 Typhuskranken seiner hausärztlichen Praxis nur einen verloren,

und er läßt sich durch keine Schwierigkeiten abhalten, die Wasserbehandlung überall anzuwenden. Zum Beweise, daß selbst das häufigste Hinderniß, die Armuth, kein unüberwindliches ist, erzählt er folgende rührende Geschichte, die in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

Am 14. Juli 1875 wurde Brand nach der engsten Straße Stettins, der Splittgasse, zu einem sechsjährigen typhuskranken Kinde in eine vier Treppen hoch gelegene Wohnung, die aus einer Stube und einer dunklen Kammer bestand, gerufen. Ein altes, taubes, verkrüppeltes Mütterchen, die Großmutter, dann ein schwächlich, aber intelligent aussehender Knabe von elf Jahren, und eine eben solche Schwester von zwölf Jahren waren um die Kranke, die Eltern außer dem Hause auf Arbeit. „Ich machte," so erzählt Brand, „die Kinder mit der Krankheit ihrer Schwester bekannt und verlangte, sie solle nach der Kinderheilanstalt gebracht werden, da die Eltern, weil genöthigt, außer dem Hause ihr Brod zu verdienen, sich um die Pflege nicht bekümmern könnten und die Wohnung zum Krankenzimmer nicht geeignet sei. Da kam ich aber schlecht an. Der elfjährige Knabe erklärte mit einer Entschiedenheit, die mir imponirte, seine Schwester solle unter keinen Umständen in's Krankenhaus; er, der kleine Bursche, wünsche, daß sie mit Wasser behandelt würde, und nur deßhalb habe man mich und keinem andern gerufen. Die Situation amüsirte mich; doch machte ich ihn auf die Schwierigkeit der Pflege, des Temperaturmessens, des Badens 2c. aufmerksam. „Schadet alles nichts," war die Antwort; zeigen Sie nur, was meine Schwester und ich zu thun haben, Sie sollen mit uns zufrieden sein!" Und wahrlich, ich war zufrieden. Niemals ist ein Kind besser gepflegt worden als dieses Kind aus dem Arbeiterstande von seinen elf- und zwölfjährigen Geschwistern! Es wurde regelmäßig gebadet, gemessen, ernährt, das Krankenbuch geführt — durch Tag und Nacht. In Wochen kam der kleine Mann nicht aus den Kleidern. Unglücklicherweise erkrankte Ende Juli auch die Schwester, die bis dahin treu bei der Pflege geholfen, ebenfalls am Typhus, mit Temperaturen über 41 ° C. Er hatte also zwei zu pflegen! Und nun kommt, was wohl noch nie dagewesen, daß, als auch er am 8. August mit einer Abendtemperatur von 40 ° C. erkrankte, er sich doch nicht zu Bette legte, sondern, mit dem Typhus in den Adern, seine Geschwister und sich weiter badete — alle drei Stunden — und nur zur Nacht zwischen den Bädern sich niederlegte. Glücklicherweise war bei ihm der Typhus nur ein leichter. Am 20. August war er entfiebert, die beiden andern Geschwister am 25. Der kleine Held — es ist wohl in der Ordnung, daß sein Name genannt wird — heißt Franz Witte und ist heute Buchdrucker.

Dr. Brand hat sich die Krankenbücher zum Andenken aufgehoben — fürwahr ein schönes Erinnerungsblatt aus einer gesegneten Thätigkeit!

Erdbeben, aber nicht Herzbeben.

Ps. 46, 1—3. Gottes Kinder haben eine feste Zuversicht. Andere Menschen bauen so gut sie können, aber wahre Gläubige gründen sich auf den Fels des Heils. Ihre Zuversicht liegt ganz und gar außerhalb ihrer selbst. In diesem Psalm steht nichts von ihrer eignen Tugend, Tapferkeit oder Weisheit. Der heidnische Moralist rühmte sich, wenn auch die Erde selber in Stücke zerbräche, so würde er furchtlos unter den Trümmern stehen. Aber der Gläubige hat ein demüthigeres, obwohl wahreres Vertrauen. Ob auch die Welt unterginge, so ist er unverzagt; und dies rührt nicht von seiner eignen Selbstgenügsamkeit her, sondern von Gott, der seine Zuversicht und Stärke ist. Er ist furchtlos, nicht aus angeborner Herzhaftigkeit oder natürlicher Festigkeit des Willens, sondern weil er einen Gott hat, der ihn schützt und aufrecht hält. Wenn er das Unglück nicht fürchtet, so ist es, weil er Gott fürchtet, und Gott allein. Unser Psalm beginnt mit Gott und endet mit Gott — „Der Gott Jakobs ist unser Schutz." Wir mögen von Natur so schüchtern wie die Kaninchen sein, aber Gott ist unsere Zuversicht, wir sind von Natur so schwach wie ein zerbrochenes Rohr, aber Gott ist unsere Stärke. Wir wissen nie, was Stärke ist, bis unsere eigene Schwachheit uns dazu treibt, der Allmacht zu vertrauen; wir verstehen nie, wie sicher unsere Zuflucht ist, bis es an jeder andern Zuflucht fehlt. Wenn die Erde erbebt und das Meer wüthet und wallet, und wir sowohl vom Lande wie vom Meer fortgetrieben werden, so verbergen wir uns in Gott. Ihr, die ihr stark in euch selber seid, träumt von Stärke, wo nur Schwäche sich findet; ihr sucht den Lebendigen bei den Todten und feste Zuversicht unter der „Eitelkeit der Eitelkeiten." Wenn wir den Muth in uns selber suchen, so wird er uns in der Stunde der Prüfung fehlen. Wenn die Erde sich bewegt, so sind die mächtigsten Männer die ersten, die schaudern; die größten Prahler werden die ärgsten Feiglinge. Unsre Zuversicht und unser Friede müssen beide vom Herrn kommen.

(Spurgeon.)

Auf und Nieder.

Eine Lebensgeschichte aus Amerika. Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

II.

„Sag' nicht vom Leben, daß ein Glück es sei,
Auch nicht ein Unglück, oder eine Last;
Wenn du es sagst, bist Du in Dir nicht frei
Und weißt noch nicht, was Du am Leben hast.
Das Leben, das in Wahrheit so zu nennen,
Ist eine Arbeit, die Dir aufgegeben;
Als solche wag' es freudig zu erkennen
Und Dich zum Meister würdig zu erheben.
Julius Hammer.

Es war kaum eine Woche vergangen, seit Enoch und Paul nach Tompkinsville gekommen waren und schon hatten sich beide vollständig eingewöhnt. Es war Enoch noch nicht schwer geworden, in einer der größesten der vielen Mühlen Arbeit zu finden, welche den Fluß meilenweit besetzten, der die Stadt in zwei Theile theilte; und Paul war als Schüler in der Dorfschule aufgenommen. Sein liebenswürdiges Wesen gewann ihm das Herz des Lehrers und machte ihn beliebt bei seinen Mitschülern.

„Er ist ein prächtiger Bursche, obwohl er ganz anders ist, als alle andern Jungen," sagte der Sohn des Gutsherrn, ein krausköpfiger, kleiner Unhold, der die kleine Welt der Schule nach seinem Gefallen regelte.

Paul machte große Fortschritte, als er aber das zwölfte Jahr erreicht hatte, stand er an der Grenze des Wissens, welches der alte Lehrer, der sich Jahr für Jahr in demselben Rundlauf bewegte, seinen Schülern vermitteln konnte.

„Wenn man seine Schule besucht, Vater," sagte Paul, „dann fühlt man etwa so, als ob man auf einem Waldpfade hingeht, welcher urplötzlich an einem Abgrunde endet, der jedes Weiterkommen unmöglich macht."

Dies entschied. Enoch nahm Paul fort aus der Dorfschule.

Einen Monat später stand Paul's Name auf der Liste der neuen Schüler der Akademie. Wir überspringen einen Zeitraum von drei Jahren. Nach Ablauf dieser Zeit war der kleine, lernbegierige Knabe, welcher vor fünf Jahren mit dem alten Phil über das Gebirge gefahren, zu einem großen schlanken Jüngling herangewachsen. In Enoch's Augen war er immer noch ein Kind, obwohl er sich innerlich und äußerlich so sehr verändert hatte. In seinem Gesichte stand es deutlich geschrieben, daß er über den Berg der Kindheit hinüber war und gesehen hatte, daß es auf „der andern Seite" nicht nur schöne sonnige Partien, sonauch dunkele, düstere Plätze gab. Aber die geheimnißvollen Linien, mittelst deren die Seele Reinheit der Gedanken auf die Stirn und Aufrichtigkeit des Herzens in den furchtlosen, offenen Blick der Augen gezeichnet, ließen es auch erkennen, daß der Jüngling doch das Licht im Auge behalten und nicht vergessen hatte, von wannen es kommt, wenn sich auch die „Schatten des Gefängnisses" um ihn lagerten.

Paul war ein aufgeweckter, lernbegieriger Knabe und seine natürliche Eigenthümlichkeit war der Art, daß er mehr geneigt war, zu hören, als zu sprechen. Sein großes Zeichentalent, das sich mit jedem Jahre mehr entwickelt hatte, erregte die Aufmerksamkeit Aller, die mit ihm in Berührung kamen. Er wurde es nicht müde, immer neue Skizzen zu entwerfen. Jedes freie Blatt in seinen Schulbüchern, alles Papier, daß er erhaschen konnte, bedeckte sein Bleistift mit den Skizzen von Blattpflanzen und alten, von Moos überzogenen Felsengruppen. Die hohe unangestrichene Holzwand, welche den Mühlenhof umschloß, trug in kühnen Kohlenstrichen Bäume, Hügel, und die Ufer der Bucht von Tompkinsville. In der letzten Zeit war noch ein Kunstwerk hinzu gekommen, das die Bewunderung aller Beschauer erregte — das Abbild der neuen Fabrik, die sich am Ende des Dorfes erhob.

„Wie hast Du es nur angefangen," fragten die Mühlenarbeiter immer wieder, „daß das winzige Ding da genau so aussieht, wie die große Fabrik?"

Paul wußte es nicht zu erklären; das Geheimniß, wie das anzufangen ist, war ihm selbst noch nicht klar geworden.

Die Mühlenarbeiter betrachteten diese ungeschulten Anfänge Paul's mit großem Stolz. Sie hatten eine gewisse rauhe Anhänglichkeit für den mutterlosen Knaben, der ihnen Allen zu gehören schien. Jeder neue Preis, den Paul in der Akademie gewann, rief ein gemeinsames Frohlocken hervor; sie triumphirten laut, daß „ihr Knabe es wieder einmal den vornehmen Leuten zuvor gethan habe."

Paul's Gefährten zu dieser Zeit seines Lebens, waren die achtungswerthesten der Mühlenarbeiter. Seine fein angelegte, edle Natur hielt ihn von der Vermischung mit allem, was unfein oder gemein war, zurück; deßhalb wirkte der böse Einfluß nicht so tief auf ihn ein. Dahingegen war er nicht verwahrt vor manchem Wort, das gesprochen wurde. Er mußte die Feuerprobe der Zweifel in Fragen und Bemerkungen durchmachen. Er hörte oft, wie die Existenz Gottes, als eines liebreichen Vaters, von den Männern der Arbeit, die mit der Sorge um das tägliche Leben kämpften angefochten wurde; aber tief in seinem Herzen hafteten die Worte seiner Mutter: „Vergiß es nie, Paul, „Gott ist die Liebe."

Und doch — trotz der lebhaften Erinnerung an diese Worte und trotz des tiefen, unerschütterlichen Vertrauens seines Vaters auf diesen liebreichen Gott, regte sich immer und immer wieder die Frage in dem Knaben:

„Wie kommt es, daß Gott die Menschen so viel leiden läßt, wenn er sie wirklich liebt?"

Die Mühlenarbeiter, welche jahrelang in dem roth angestrichenen Holzschuppen am Ufer der Bucht gearbeitet hatten, betrachteten mit großem Stolz die massive Fabrik mit dem thurmgleichen Schornsteine, welcher seinen rauchenden Mund auf den friedvollen Himmel richtete, der, wie Paul sich ausdrückte, „doch gerade so blau und leuchtend blieb, als ob gar kein Rauch zu ihm aufstiege."

Der Bau dieser Fabrik und die für ihren Beruf auf Schulen herangebildeten Leiter derselben, hatten Tompkinsville aus einem ruhigen Dorfe zu einer geräuschvollen Stadt umgeschaffen. Morgens, Mittags und Abends ertönte die gewaltige Glocke mit scharfem Klang, welche die Arbeiter zu ihrer Arbeit rief, oder den Feierabend verkündete. Der schrille, mißtönende Laut erstickte fast das leisere Geläute der kleinen Methodistenkapelle, die in der Nähe stand.

Unter den neuangekommenen Arbeitern befanden sich Männer aus allen Gegenden des Landes; einige

waren sogar über das Meer herüber gekommen, und wenn der hohe Schornstein an den babylonischen Thurm erinnerte, so brachten die verschiedenen Sprachen, welche gesprochen wurden, und die verschiedenen Confessionen der Männer eine Verwirrung hervor, die mit Recht eine babylonische genannt werden konnte. Von dem „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen," den die kleine Gemeinde, welche Sonnabends und Mittwochs in der Methodistenkapelle zusammen kam, erflehte, konnte sehr wohl gesagt werden: „Der Wind bläset, wo er will."

„Wir müssen warten, es wird sich mit der Zeit schon machen," sagte Enoch zu Paul, als beide an einem trüben Herbstabend von der Betstunde zurückkehrten und durch die unruhigen Straßen schritten, in welchen streitende Männer, lärmende Kinder, bellende Hunde und weinende Frauen durcheinander schrieen und hin und her liefen, um die dürftige Mahlzeit zu kaufen oder zu verzehren, die auf morgen noch hätte ausreichen sollen.

„Ja, ja," fuhr Enoch fort, — aber seufzte tief bei den Worten — „wir müssen warten und wachen, und wenn es auch lange währt, wie der Wächter in den langen Winternächten auf den dämmernden Morgen wartet, denn es stehet geschrieben: „Es ist Zeit, den Herrn zu suchen, bis daß er komme und regne über euch Gerechtigkeit, das ist eine Verheißung, Paul."

Paul sprach die Worte, als sie in das Haus traten. Ein Mann, der mit lauter Stimme in der Hausflur sang:

„Das Leben auf Erden ist so schwer,
Viel besser, wer nicht geboren wär',"

ging vor ihnen über die Schwelle.

Es war der neue Aufseher in der Fabrik, ein Mann, der das Seinige wohl gelernt hatte und in Büchern wohl Bescheid wußte. Er trat in das offene Vorderzimmer, dessen Thür nur angelehnt war.

Paul blieb unentschieden stehen; er hatte offenbar Lust, auch in das Zimmer zu gehen.

„Ich würde es nicht thun," sagte sein Vater. „Es bringt Dir keinen Vortheil, zu hören, was der Mann sagt."

Paul zögerte. Er war kein Kind mehr. Warum wollte sein Vater ihn zurückhalten? Was konnte es ihm schaden, wenn er sich ein Weilchen mit dem Manne unterhielt?

Sein Herz lehnte sich einen Augenblick gegen seinen Vater auf. Er fühlte sich versucht, seinem Vater nicht zu gehorchen. Enoch sah sich nicht nach ihm um, er rief ihm nicht zu, daß er ihm folgen möge, als er den Sohn so unentschlossen sah. Und Paul? — Es war vielleicht auf seinem Gesicht zu lesen, denn er hatte ein sehr ausdrucksvolles Gesicht, und er stand in dem vollen Scheine der Lampe, so daß der Mann, der vorhin zu ihm gesprochen hatte, ihn sehen konnte.

„Warum bleibst Du draußen stehen, Bursche?" fragte dieser, „nur herein! Denkst Du, wir essen von der verbotenen Frucht des „Baumes der Erkenntniß," daß Du Dich so besinnst? Du kommst ja eben von der Kirche her, wo Dir das „Gute" präsentirt wurde, wagst Du es nun nicht, auch einmal von dem Verbotenen zu naschen?"

Diese Worte forderten Paul heraus; dennoch stand er unentschlossen. Ach, er wußte nicht, daß die Entscheidung der nächsten Minuten seinem ganzen nachherigen Leben seine Färbung geben sollte, aber bevor sich am andern Tage die Sonne geneigt hatte, hatte er es erfahren.

„Herein, Paul!" rief eine andere, weniger rauh klingende Stimme. „Wir bereden uns eben über einen Streit mit den Fabrikleuten und wollen die Frage entscheiden. Sie sagen, es gibt keinen Himmel und keine Hölle, aber wir Mühlenarbeiter sind geneigt, uns einstimmig auf die andere Seite zu schlagen."

Paul horchte begierig. Er stieß die Thür ganz auf und trat in das Zimmer, das von Tabacksrauch erfüllt war, und in welchem alte und junge Männer auf einander einredeten.

„Der Rauch ist kaum zum Aushalten," sagte ein Mann. „Oeffne das Fenster, Paul; Du bist ja gerade auf dem Wege."

Paul that, wie ihm geheißen war. Er lehnte sich eine Minute lang hinaus, denn der Rauch that seinen Augen weh. — Unwillkürlich blickte er empor, über den hohen Schornstein hinweg. Ein kleiner Stern blickte durch die Wolken. Die Worte, welche die Bauerfrau auf dem Berge zu ihm gesprochen, schien er vergessen zu haben, denn er hatte seit langer Zeit nicht mehr daran gedacht; nun glaubte er sie wieder zu hören: „Vielleicht kann deine Mutter Dich auch sehen!" — Er glaubte wieder durch die dunkle Nacht zu fahren, wie vor langen Jahren; glaubte wieder seinen Kopf an die Schulter seines Vaters zu lehnen und hinauf zu blicken zu den funkelnden Sternen, von denen Jack, der Fuhrmann gesagt hatte: „Sie sehen aus, wie die Augen der Menschen, die gestorben sind und die auf uns hernieder blicken." —

Schnell, ohne sich zu besinnen, bahnte sich Paul seinen Weg zu der Thür und verließ das Zimmer.

„Wo willst Du hin, Paul?" ertönte es von mehreren Seiten; aber er antwortete nicht. In zwei Sätzen sprang er die Treppe hinauf.

Er nahm sich nicht Zeit zu fragen, warum er jetzt der Versuchung auswich, die ihm noch vor einigen Minuten so verlockend erschienen war; und wenn er sich gefragt hätte, so würde er es nicht gewußt haben. Wenn aber die „dort oben" wissen, was hier unten auf Erden vorgeht, dann hatte Hester an jenem Abend eine große Freude, dann wußte sie, daß das Gebet: „Erlöse uns von dem Uebel," das sie vor langen Jahren an der Wiege ihres Säuglings für denselben gebetet, in dieser Stunde Erhörung gefunden.

Paul und Enoch redeten an diesem Abend lange mit einander. Der Sohn gestand seinem Vater ohne Rückhalt den halben Ungehorsam der That und den ganzen Ungehorsam des Herzens, und Enoch wurde es plötzlich klar, daß Paul kein Kind mehr sei. Er erwiderte die Bekenntnisse Paul's, die ihm das Unrecht nicht verschwiegen, das er während der letzten Wochen in Gedanken und Thun begangen, wie ein Mann dem andern zu antworten pflegt, dessen Reife er anerkennt; aber er unterließ es nicht, väterliche Worte des Rathes und der Ermuthigung einzuflechten, die Paul nie wieder vergaß.

„Hast Du schon daran gedacht, daß Du morgen sechszehn Jahre alt wirst?" fragte Enoch dann.

Er holte die alte Bibel herbei und schlug das Blatt um, das die Familiennachrichten enthielt, und Vater und Sohn lasen zusammen Paul's Namen und Geburtstag, der unter dem Namen von Vater und Mutter geschrieben war. Während Paul die Schriftzüge aufmerksam betrachtete, flog Enoch's Auge hinüber auf die andere Seite des Blattes. Wie deutlich erinnerte er sich der Stunde, in welcher er den Namen auf diesem Blatte verzeichnet, in welcher er Hester als seine junge Gattin in sein Haus eingeführt hatte.

Eine einsame Talgkerze brannte auf dem Tische und gab dem Zimmer ein ungewisses Zwielicht; und Vater und Sohn saßen lange zusammen und sprachen von vergangenen Zeiten. Enoch erzählte Paul viel aus seinem früheren Leben, viel von seiner Mutter,

das der Knabe vergessen hatte. Es war ein tiefernstes Gespräch und es währte so lange, bis die Talgkerze niedergebrannt war. Das letzte, kleine Dochtende, das noch in dem flüssigen Talg des Leuchters schwamm, flackerte hin und her, als ob es sich gegen das Verlöschen wehrte und Enoch schlug das andere Blatt um, auf welchem Hester's Name allein verzeichnet war; — das Blatt, das noch auf die Namen von Vater und Sohn wartete, bevor die Familienchronik ihren Abschluß fand.

Sie blickten beide hin; — das Flämmchen flackerte wieder empor, und Enoch bückte sich nieder, um es mit der linken Hand vor dem Luftzuge zu schützen, der durch das geöffnete Fenster drang, während er mit der rechten Hand die Bibelblätter umschlug, bis er das vielgelesene Kapitel der Epistel St. Johannis fand.

„Sieh, Paul," sagte er, „hier ist die Spur Deiner kleinen Finger; dies pflegtest Du uns an jenen längst vergangenen Sonntag-Nachmittagen vorzulesen, — uns—Deiner Mutter und mir."

Ja, Paul sah den schmutzigen Fleck auf dem weißen Rande des Blattes, dicht neben den Worten: „Gott ist die Liebe."

Aber nun flackerte das kleine Lichtchen noch einmal hell auf und das Zimmer war in tiefes Dunkel gehüllt.

„Ich denke, wir finden unsern Weg," sagte Enoch. Vorsichtig tastete er mit den Händen vor sich hin, bis er das Bett erreicht hatte, daß in einer Ecke stand. Paul folgte ihm.

Sie schliefen lange am andern Morgen; so lange, daß Enoch kaum noch Zeit fand, nach gewohnter Weise ein Kapitel aus der Bibel zu lesen und ein Gebet zu sprechen, bevor er an seine Arbeit ging. Die große Fabrikglocke fiel mit scharfem Klang in die Morgenandacht und mahnte Enoch zur Eile. Paul hatte mehr Zeit. Nach beendigtem Frühstück ging er noch einmal hinauf in das kleine Zimmer; nicht um seine Lektion zu überhören, sondern, um ein wenig zwischen den Schätzen herum zu kramen, die in der alten, blauen Kiste ruhten.

Er zog die alte Schiefertafel mit den krummen Linien hervor, die seine kleine Hand gezogen hatte, und die nie abgewischt worden waren; und während er sie betrachtete, traten ihm die hellen Thränen in die Augen. Sein Herz war noch bewegt von den guten Vorsätzen, die er gefaßt und von der Unterredung am gestrigen Abend, die so viele, halb vergessene Erinnerungen wieder wach in ihm gerufen hatte.

„Ich möchte etwas thun," dachte er, „das meinem Vater angenehm wäre, und möchte es ihm behaglicher machen können!"

Er sah sich um, und zum ersten Male fiel es ihm auf, wie unbehaglich das Zimmer war, wie verschieden von dem Wohnzimmer des kleinen Landhauses!

„Es kann nicht anders sein, dachte Paul, weil mein Vater jeden Pfennig seines schwer verdienten Lohnes hingibt, um mir eine gute Schulbildung zu verschaffen."

Er nahm den Rock seines Vaters auf und hing ihn wieder an den Nagel in dem Cabinet auf, von welchem er ihn heruntergenommen hatte, um Platz für den aufgeschlagenen Deckel der alten Kiste zu finden. Es war der Sonntagsrock seines Vaters, aber er war so abgetragen, so fadenscheinig an den Ellenbogen und an der Taille.

Paul wurde ganz traurig. Langsam und mit viel schwererem Tritt, als sonst, ging er die Treppe hinunter und durch die Vorhalle, langsamen Schrittes der Akademie zu.

Der alte Ofen in dem Saale der Akademie war geheizt; die Schüler und Schülerinnen hatten sich in seiner Nähe gruppirt, um die Wärme aufzufangen, die er ausströmte. Sie riefen Paul zu, auch zu kommen, als er in das Zimmer trat.

Nein, es war ihm nicht möglich. Er wußte sich nicht zu erklären, was ihn drückte, aber er konnte an diesem Morgen nicht scherzen, nicht vergnügt sein.

Er dankte und ohne sich umzusehen, ging er nach seinem Pult.

Etwas später kam der Lehrer — ein junger Mann, der erst vor wenigen Jahren seine Studien vollendet hatte und kaum älter aussah, als viele seiner Schüler. Die Glocke ertönte und Alle nahmen ihre Plätze ein; ein Kapitel aus der Bibel wurde gelesen und ein kurzes Gebet gesprochen. Nun wurden die Aufgaben überhört. Ein unterdrücktes Gemurmel erfüllte das Zimmer. Die feineren Stimmen der Mädchen hoben sich von den tieferen Kehllauten der Knaben ab, in dem Kampf mit der Conjugation eines Verbs oder in der Zusammenzählung einer langen Summe.

So ging es wohl länger als eine Stunde. Die Stadtglocke hatte bereits zehn geschlagen, da wurde laut und hastig an das Schulzimmer geklopft.

Paul fuhr von seinem Sitze empor, obwohl er sonst nicht nervös war, und war über sein Pult hinweggesprungen, bevor der ungebetene Ankömmling, ein Mühlenarbeiter, noch gefragt hatte, ob Paul Foster hier sei.

Todtenbleich trat er dem Manne entgegen.

„Schnell, schnell!" rief er athemlos, „ist meinem Vater ein Unfall zugestoßen?"

Die Aufregung in dem Schulzimmer hatte sich nach wenigen Minuten gelegt. Paul war fort. Er hatte nicht gewartet, bis der Mann die einstudirte Rede gehalten, die er sich auf dem Wege von der Mühle bis nach der Akademie überhört hatte, und mittelst deren er Paul vorbereiten wollte.

„Erschrecke Dich nicht," hatte er gesagt, „eine Fallthür in dem neuen Anbau ist eingebrochen. Dein Vater — ging gerade — darunter weg und — und — weißt du—nun ja—die Last preßte ihm fast den Athem aus; aber ich denke, es wird sich alles machen — erschrecke Dich nur nicht."

Der, dem diese Worte galten, war schon die Straße hinunter und der Lehrer und die erschrockenen Schüler waren die Zuhörer. Mit einem ungeschickten Neigen des Kopfes verabschiedete sich der Sprecher, als er seinen Irrthum gewahrte, und trat seinen Rückzug an.

Bevor Paul das Haus erreichte, hatten sie den blutenden und zerquetschten Mann die Treppe hinaufgetragen, die er vor wenigen Stunden im vollen Besitz seiner männlichen Stärke und Kraft hinunter gegangen war.

Liebreich und sanft hatten die rauhen Arbeitsmänner ihre hülflose, stöhnende Bürde auf das Bette gelegt und sich geräuschlos entfernt, um sich der besorgten, angstvollen Gruppe beizugesellen, die sich vor dem Hause angesammelt hatte. Es war eine bunte Gesellschaft. Frauen liefen händeringend hin und her, Kinder drückten sich mit angstvollen Gesichtern in die Ecke, und die Männer flüsterten sich mit gedämpften Stimmen die Einzelheiten des Falles zu.

Sie wichen alle zurück und machten einen Weg frei, als sie Paul kommen sahen. Selbst der alte Arzt, der mit harter Stimme alle aus dem Zimmer des Kranken getrieben, hieß Paul mit sanfter Stimme „herein zu kommen" und scheuchte ihn auch nicht zurück, als er so nahe an das Bett trat, daß die rothen Tropfen, die von den Wunden flossen, seine Hand berührten.

„Vater, Vater," sagte Paul leise, „kennst Du mich nicht,—Deinen Paul?" Aber es kam keine Antwort; die weißen Lippen blieben fest geschlossen; die schweren Augenlieder hoben sich nicht empor.

Die Stunden zogen langsam vorüber und der trübe Herbsttag voll Regen und Wind näherte sich dem Abend. Tiefe Stille herrschte in dem Krankenzimmer; nichts störte sie, als die keuchenden, schweren Athemzüge des Sterbenden und das leise Ticken der Uhr, die so unbarmherzig das unaufhaltsame Weiterschreiten der Zeit anzeigte.

Paul hatte das Bett nicht verlassen, er hatte kein Wort gesprochen nach der ersten, flehendlichen Frage, und Niemand hatte es versucht, ihn hinweg führen zu wollen, denn der Arzt hatte dem Kranken nur noch ganz kurze Lebensfrist zugesprochen. Aber das Leben war noch nicht gewichen, als die Thurmuhr die Mitternachtstunde verkündete.

„Er ist besser," dachte Paul, als der Arzt das Licht nahm und so hielt, daß der volle Schein desselben auf das Gesicht des Leidenden fiel, denn Enoch öffnete seine Augen und bewegte seine Lippen, als ob er sprechen wollte. Es kostete ihm große Anstrengung und es dauerte eine Weile, bis die abgebrochenen, fast unverständlichen Worte kamen:

„Ein Vater—der—Vaterlosen," sagte er. — Wieder kämpfte der Kranke; und immer schwächer und angestrengter kamen die Athemzüge, endlich flüsterte er mit einer Stimme, die so leise und fremd klang, als ob sie aus weiter Ferne käme:

„Ruhe—Heimgehen—Herr Jesus — Schneeflocke — und—der kleine Paul."

Er lächelte. — Es war ein seliges Lächeln, — und flüsternd, mit weniger Anstrengung kamen die Worte:

„Ein Vater—der Vater—losen."

Ein Schatten—ein tiefer Schatten schlich über das Gesicht. Die kalte Hand, welche Paul in der seinen hielt, wurde noch kälter. Die Finger, welche Paul's Finger schwach umschlossen, lösten sich, und lautlose Stille folgte.

Eine halbe Stunde später führten sie Paul hinaus.

„Er ist todt — Paul Foster ist nun ein Waise," sagten die Männer zu den ängstlich Versammelten vor der Hausthür.

Der Arzt, der eben die Treppe herunter kam, hörte die Worte, und laut und deutlich, so laut, daß Paul sie in dem Zimmer verstehen konnte, in welchem er sich befand, — sagte der Mann der Wissenschaft:

„Nein, Paul Foster ist keine Waise, denn Enoch Foster's Gott ist ein Vater der Vaterlosen."

Und die Hausthür schloß sich hinter dem alten Doctor, denn seine Arbeit in diesem Hause war gethan.

„Die Nacht bringt uns die Sterne und das Leid läßt uns treue Theilnahme erkennen."

Auch Paul empfand das in den ersten schweren Stunden. Wohin er blickte, streckten sich ihm bereitwillig helfende Hände entgegen, vernahm er theilnehmende, liebevolle Worte. Aber, ach, sie konnten ihn nicht trösten. Selbst die letzten Worte, die sein Vater gesprochen hatte: „Ein Vater der Vaterlosen," waren ihm ein leerer Klang.

Schweigend, bewegungslos stand Paul neben dem weiß überdeckten Bette, in welchem der kalte Leib seines Vaters lag.

Er hielt die alte Familienbibel in seiner Hand. Er schlug die Blätter um, die er vor so wenigen Stunden noch mit seinem Vater gelesen hatte, und er las die Verse, welche, wie er sehr wohl wußte, seinem Vater und seiner Mutter theuer und werth gewesen waren. Ihm erschienen sie kalt und bedeutungslos, denn es ist Christus, nicht die Bibel, welcher tröstet, und Paul sah nicht zu dem Herrn empor. Wie so mancher mühselige und beladene und herzenskranke Mensch, der des Trostes bedurfte, so suchte Paul Trost, indem er die heilige Schrift zur Hand nahm; aber wie jene, so vergaß auch er, daß die Hand des Glaubens sich an den Herrn halten muß, bevor die Worte der Schrift ihre Macht üben können.

Wer von uns hätte das nicht schon an sich erfahren? Wer hätte noch nicht die Bibel aufgeschlagen in seiner Noth, und sich dann zagend gesagt: „Andere, Leidtragende, Sündige und Nothdürftige haben hier Trost gefunden, warum finde ich ihn nicht? Ich lese doch dieselben Worte, aber sie trösten mich nicht!"

Ach, es ist nur die eine Antwort: — „Nicht die heilige Schrift, Christus selbst thut uns noth, er, der der Schrift erst ihren Werth, ihre Weihe gibt."

So ging es Paul; äußerlich war er ruhig; seinen tiefen Schmerz schloß er fest in sein Herz ein. Nur einmal ließ er sich von demselben übermannen, und das war an dem Tage, an welchem er die gedämpften Tritte der Männer auf der Treppe hörte, die das hinweg trugen, was ihm in dem kleinen Zimmer oben heilig war.

Am Morgen nach dem Unglück gab es kaum einen Frühstückstisch in Tompkinsville, an welchem die traurige Geschichte nicht erzählt und theilnehmend an Paul Foster gedacht wurde. Aber wie verschieden waren diese Worte!

Squire Ludlow, der Präsident der Bank von Tompkinsville, schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Es ist ein schlimm Ding für den Jungen, er kennt keinen Mangel, wenn auch sein Vater nur ein Mühlenarbeiter war. Enoch Foster's Rechnung wird bald abgeschlossen sein; er hat keine großen Ersparnisse in der Bank, weil er alles für Paul's Unterricht hingegeben hat. Der arme Bursche ist über seinen Stand erhoben, es wird ihm nun um so schwerer werden." Und wieder schüttelte der Squire seinen Kopf und sah noch ernster aus, als zuvor.

Frau Blake, die Frau des Advokaten, der gerade gegenüber wohnte, blickte ihre eigenen Kinder der Reihe nach an und wischte sich die immer wieder hervorquellenden Thränen ab. „Der arme Junge!" seufzte sie, „er ist so einsam und verlassen."

Liebkosend strich sie mit der Hand über die Stirn ihres Mannes. „Lieber Mann," bat sie schmeichelnd, „könnten wir ihn nicht die ersten Wochen wenigstens zu uns einladen?"

Sie küßte die Falten, die sich auf der Stirn des Advokaten bildeten, und sie küßte die Lippen, um die Antwort zu verhindern, die er hastig geben wollte. „Er hat weder Vater noch Mutter," sagte sie weich. „Lieber Mann, sieh doch Deine Kinder an!"

Schluchzend hing sie an seinem Halse und der Advokat blickte sie an, seine Söhne und Töchter, und erwiderte freundlich: „Thue, was Du nicht lassen kannst, liebe Frau. Gott segne Dich!"

Der Aufseher in der Mühle zögerte nicht, die Anordnung für das Begräbniß zu treffen.

„Sagt dem Jungen, daß ihm keine Kosten angerechnet werden sollen," bestimmte er. „Enoch Foster war immer ein guter, ehrlicher Mann und ein tüchtiger Arbeiter; das Geringste, was wir für ihn thun können, ist, ihn anständig zu begraben."

Damit glaubte der Aufseher seine Pflicht gethan zu haben und frühstückte mit gutem Appetit.

Der Geistliche des Ortes kehrte an diesem Morgen nach einer mehrtägigen Abwesenheit nach Hause zurück; seine Gattin trat ihm mit ihrem Kinde auf dem



Arm in der Hausthür entgegen und theilte ihm die traurige Nachricht mit.

„Du wirst Dich doch erst ausruhen wollen?" sagte sie sanft aber doch etwas empfindlich, daß der Vater sich nicht Zeit nahm, sein Kind zu begrüßen.

„Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse," und „der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr," entgegnete der würdige Mann und ging zu Paul.

Zur Mittagszeit versammelten sich die Mühlenarbeiter auf dem Mühlenhofe, besprachen das traurige Ereigniß und die Zukunft Paul's.

„Nun werden wir sehen, was in dem Jungen steckt," sagte einer. Ein zweiter erzählte Züge von Enoch's Herzensgüte und ein dritter, welcher Gewalt über die Menge hatte, rief alle zusammen und sprach:

„Hört mich an, Ihr Männer! Ich meine, dieser Tod muß uns veranlassen, den langen Streit mit den Fabrikleuten ein für allemal aufzugeben. Enoch behauptete immer, es sei eine Sünde, zu denken, wie sie; es lasse sich nicht bezweifeln, daß es einen Himmel und eine Hölle gäbe und einen Gott, der den Seinen beistehe in ihrer Todesstunde. Wir haben nicht auf ihn gehört, als er lebte, laßt ihn uns hören, nun er todt ist; das heißt — ich meine — ein Blick in sein Gesicht muß uns überzeugen, denn es ist friedlich, wie das Gesicht eines Säuglings."

Auch der junge Lehrer der Akademie suchte Paul auf; er sagte nicht viel, aber er drückte ihm warm die Hand.

Die liebreiche, sanfte Frau Blake trat ihm näher, als irgend Jemand. Sie brachte ihm Herbstblumen, schöne, schneeweiße Astern. „Hier, Paul, schmücke ihn damit," sagte sie, und dann ging sie fort, denn sie hatte ein richtiges Verständniß für Paul's Wunsch, allein zu sein. Aber spät am Abend kam sie noch einmal, setzte sich neben ihn und ergriff mütterlich seine Hände. Sie forderte ihn nicht auf, „sich zu erheitern," wie Frau Jenkins gethan hatte. Sie sprach liebevoll, ernst zu ihm.

„Lieber Paul," sagte sie, „bedenk, wie lange Dein Vater auf dem rauhen, winterlichen Meere umher geworfen wurde—allein, ohne Deine Mutter—und dann freue Dich, daß er plötzlich in einem Hafen landen durfte, der von Sonnenschein gesättigt und mit den köstlichsten Frühlingsblumen übersäet ist."

Das Bild gefiel Paul. Sein Schönheitssinn erquickte sich daran; seine künstlerische Natur sog die Worte begierig ein, aber Trost gaben sie ihm nicht.

„Trösten kann nur Christus," sagte der Pastor, als er mit Frau Blake zusammen die Straße hinab ging, auf welcher die braunen, trockenen Blätter hin und her flogen, die der gestrige Sturm von den Zweigen gerissen.

Die beiden langen Tage, welche dem Begräbniß voran gingen, gaben Paul Muße zum Nachdenken. Zuerst blickte er rückwärts und erinnerte sich lebhaft und deutlich an verschiedene kleine Umstände aus seiner Kindheit — aus der glücklichen Zeit, in welcher seine Mutter noch lebte; und so versunken war er in diese Erinnerung, daß er einige Male ganz nahe bei sich, in dem stillen verdunkelten Zimmer ihre Stimme zu hören glaubte, die ihm leise zuflüsterte: „Gott ist die Liebe." Verwirrt, fast erschrocken fuhr er jedesmal zusammen, denn er hatte das traurige Bewußtsein, diese Worte nicht mit ganzem Herzen sprechen zu können. Und doch — „Mutter sagte, sie seien wahr, und sie wußte es," dachte er. „Mein Vater ermahnte mich oft, an diesen Worten fest zu halten, wenn es auch noch so dunkel um mich sei, und — mein Vater wußte, „an wen er glaubte."

Von der Vergangenheit gingen Paul's Gedanken schnell zu Plänen für die Zukunft über.

Was sollte er nun thun, allein in der Welt? diese Frage drängte sich ihm immer und immer in angstvoller Sorge wieder auf.

Seine Sorgen waren nutzlos, denn „der Vater der Vaterlosen" hatte ihm schon den Weg bereitet, den er gehen sollte. Das erfuhr Paul bald nachher.

Der Aufseher ließ ihm sagen, es sei eben ein Platz in der Mühle für ihn frei; er könne genug verdienen, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, und die Mühlenarbeiter drängten ihn, die Stelle anzunehmen. In der Fabrik konnten sie einen Burschen brauchen, der fähig genug war, die Rechnungen zu führen, und sie machten Paul das Anerbieten, sogleich zu kommen. Squire Ludlow nannte dies „ein seltenes Glück für Paul." Die gute Frau Blake lud ihn auf's Freundlichste ein, zu ihrem Manne zu kommen und versprach ihm hinreichende Beschäftigung, da der Advokat beständig Dokumente habe, die abgeschrieben werden müßten. Auch der alte Doktor zeigte sich willig, ihn bei sich aufzunehmen. „In dem Jungen steckt das Zeug zu einem tüchtigen Manne," sagte er. Er hatte eine gewisse Zuneigung zu Paul gefaßt, dessen Selbstbeherrschung und verständiges Verhalten in den langen, schweren Stunden der Krankheit seines Vaters, er wohl bemerkt hatte.

Paul wußte, daß er sich gleich nach dem Begräbniß entscheiden mußte. Bis dahin verlangte Niemand eine Antwort von ihm. Er war dankbar für alle diese gütigen Anerbietungen, aber — konnte er eine derselben annehmen? War es ihm möglich, die Hoffnung, ein Maler zu werden, aufzugeben?

O, diese Hoffnung! Dieses sehnsüchtige Verlangen. —Wie konnte es sich verwirklichen, da er weder Geld noch Freunde hatte, ihm zu helfen.

Paul machte sich keine Illusionen. Er wußte, daß weder Squire Ludlow, noch der Aufseher, der Advokat und der Doktor ihn verstanden; wußte, daß sie weder Verständniß für Kunst und Malerei hatten. Und wenn er nun ablehnte, was sie ihm gütig anboten —wie würden sie es aufnehmen? Was sagen, wenn er, der Sohn eines Mühlenarbeiters, danach strebte, ein Künstler zu werden?

Es war ein unfreundlicher Tag, als sich der lange Zug der schwarzgekleideten Männer durch die Straßen bewegte, um ihren todten Kameraden das letzte Ehrengeleite zu geben, und dort, an dem kahlen Bergabhange, der heute noch öder aussah als sonst, zur Ruhe zu betten bis zum großen Auferstehungsmorgen. Von der Rede des Predigers vernahm Paul nichts, als die Worte: „Gott ist die Liebe."

Sollte er diese Worte immer hören, ohne sie selbst von ganzem Herzen sagen zu können?

Er dachte und dachte und plötzlich sah er empor und fand, daß er fast allein an dem frischen Grabe stand.

Nein, noch nicht allein. Herr Gray, der junge Lehrer der Akademie, war bei ihm geblieben. Jetzt ergriff er Paul's Hand und führte ihn hinweg.

Herr Gray führte Paul auf einen Seitenweg, der von der Straße abbog und durch Felder und Wiesen neben der Bucht hinlief, denn er konnte es Paul nachfühlen, daß er sich allein in der Natur augenblicklich wohler fühlte, als unter dem Zuspruche der Menschen. Aber er versäumte es nicht, gelegentlich ein Wort von dem Wirken Gottes in der Natur zu reden.

„Sieh Paul," sagte er unter anderm, „wenn Gott die Lilien auf dem Felde und die Vögel in der Luft versorgt, sollte er Dich vergessen?"

Er wartete nicht auf eine Antwort; er stellte nur

die trostreiche Frage und fing dann an, von Paul's Zukunft zu reden.

Paul wußte nicht, wie es geschah, aber so ganz natürlich und wie von selbst verständlich erzählte er dem Freunde von seinem Künstlertraum und von der kleinen Schiefertafel mit den krummen Linien, deren Meinung seine Mutter gleich erfaßt und die sie das Bild von den „grünen Auen und den frischen Wassern" genannt hatte.

So leicht wird es der wahrhaftigen Theilnahme, das Vertrauen der Jugend zu gewinnen.

„Ich glaube, ich kann Dir helfen, Paul," sagte Herr Gray, als jener schwieg; und was er nun erzählte, nannte Paul ein merkwürdiges Zusammentreffen, der junge Lehrer aber eine liebreiche Fürsorge Gottes.

Herr Gray hatte an diesem Morgen einen Brief von einem Universitätsfreunde erhalten, einem kunstverständigen und kunstliebenden Manne, der ihm mittheilte, daß er einen jungen Mann suche, der Lust, Kenntnisse und Genie besitze, um in das Atelier eines Xylographen (Holzbildner und Schriftenschneider) einzutreten, und daß er ihm dankbar sein wolle, wenn er ihm einen Schüler zuweisen könne.

Herr Gray las Paul die Stelle des Briefes vor, sagte, daß er sich morgen eine Antwort holen wolle und verabschiedete sich, als sie das Haus der Frau Jenkins auf Umwegen erreicht hatten.

Paul stieg die Treppe hinauf und betrat das einsame Gemach, das nun so öde, so verlassen war. Er saß die halbe Nacht im Dunkeln. Kaum verständlich flüsterte er die Worte seines spätern Glaubensbekenntnisses, die er in dieser Nacht und in vielen nachfolgenden Nächten nur zu stammeln vermochte:

„Gott ist die Liebe." — „Ein Vater der Vaterlosen."

Aber selbst die zögernd, kaum verständlich gesprochenen Worte der Verheißung trösteten ihn. Er schlief ein und schlief friedvoll wie ein Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Gesammteindruck der fünften internationalen Sonntagschul-Convention,

— gehalten in —

Chicago, vom 1. bis 4. Juni 1887.

Für Haus und Herd von Joh. J. Keller.

Solche, welche das Sonntagschulwerk noch als eine kleinliche, unbedeutende Anstalt und als Nebensache anschauen, und die sich zu jung oder zu alt, zu reich oder zu gelehrt dünken, um als Lehrer in der Sonntagschule zu arbeiten und das Werk fördern zu helfen, würden von solcher Einbildung wahrscheinlich kurirt worden sein, wenn sie einigen Versammlungen der internationalen Sonntagschul-Convention, welche hier in Sitzung war, beigewohnt hätten.

Es haben in Chicago schon viele Conventionen getagt, aber wohl noch keine, welche in Bezug dem Zweck und dem Ziel, der Harmonie und der Begeisterung, mit dieser Sonntagschul-Versammlung einen Vergleich aushalten könnte.

Es machte auf Jedermann einen gesegneten und fast überwältigenden Eindruck, tausende Sonntagschularbeiter in der geräumigen Halle Battery D. versammelt zu sehen. Delegaten waren anwesend aus allen Staaten unseres gesegneten Landes, sowie aus den brittischen Provinzen. Die Delegaten repräsentirten 106,084 Sonntagschulen, 1,159,438 Sonntagschul-Lehrer und 8,471,416 Sonntagschüler.

Es hat sich wohl selten ereignet, wo die Hohen und Niedern, die Reichen und Armen, die Gelehrten und Ungelehrten, die Jungen und Alten, so einig und brüderlich beisammen saßen, wie es hier der Fall war. Aus den berühmtesten Predigern dieses Landes, aus Gouverneuren und Generälen, aus Universitätspräsidenten und Professoren, aus Advokaten und Aerzten, aus allerlei Geschäftsleuten, aus alten und jungen Männern aus dem Arbeiterstande, sowie aus Müttern und Jungfrauen, bestand diese denkwürdige Versammlung. In heiliger Begeisterung und in schönster Eintracht saßen die Tausende beisammen, und jedes Herz schlug für eine große Sache. In den Gebeten und Gesängen, in den Reden und Beschlüssen hatte man nur einen großen Zweck im Auge und gab sich eine wunderbare „Einigkeit im Geiste" kund. Das Glück und Wohlergehen—die Rettung und Bewahrung der Jugend von Sünden und Laster aller Art, war das herrliche Ziel und der edle Zweck, den ein Jeder im Auge hatte.

Ein anderes erfreuliches Zeichen war die Thatsache, daß diese delegirte Versammlung aus Repräsentanten der verschiedenen kirchlichen Denominationen zusammengesetzt war. Hier einigten sich alle und standen zusammen auf einer gemeinsamen Plattform, nur einen Zweck und ein Ziel im Auge habend.

Durch die Sonntagschule, oder durch die internationalen Sonntagschul-Lektionen, ist der Weg und das Mittel gefunden worden, die christlichen Denominationen einander näher zu bringen, und sie unter dem großen Haupte der Kirche zu vereinigen. Dieses ist unstreitig ein großer Sieg und Fortschritt auf kirchlichem Gebiete. Auf diese Weise lernen sich die früher von ein-

ander getrennten und abgeschlossenen Christen nun kennen, achten und lieben, und man darf wohl, nachdem der Weg nun gebahnt, noch größere Dinge in dieser Beziehung in Zukunft erwarten. Bei dieser Versammlung fand das Schriftwort doch einmal seine Anwendung: „Es wird ein Hirt und eine Heerde sein."

Ein anderes erfreuliches Zeichen der Sonntagschularbeiter, ist ihre Selbstverläugnung und Opferwilligkeit, mit welcher sie das uneigennützige Werk betreiben. Gerade dieser Punkt ist ein schlagender Beweis, wie ernst es ihnen ist mit der Arbeit und wie sehr ihnen das Wohl der Jugend am Herzen liegt. Nicht nur verrichten diese 1,159,438 Sonntagschul-Lehrer, wie allgemein bekannt, ihre Arbeit in der Sonntagschule frei und umsonst, sondern sie lassen es sich noch nebenbei gar manchen Dollar kosten, um die Kinder zu beschenken, und das Sonntagschulwerk auf andere Weise zu fördern.

Wer zahlt die großen Kosten, welche durch eine Convention, wie diese, verursacht werden? Das Geld kommt hauptsächlich aus den Taschen der Sonntagschul-Arbeiter. Es ist erstaunlich, mit welcher Freudigkeit die Versammlung eine Kollekte von $12,000 erhob, um in Zukunft das Sonntagschulwerk noch besser und erfolgreicher treiben zu können.

Der Zweck, die Wichtigkeit und Nothwendigkeit dieses Werk zu fördern und auszubreiten, wurde von allen Seiten betrachtet und zu ernster, treuer Arbeit aufgemuntert. Es läßt sich auch kaum eine andere Bewegung und Arbeit auf sittlichem Gebiete denken, welche an Wichtigkeit der Arbeit, die in der Sonntagschule geschieht, gleich gestellt werden könnte.

Der Sonntagschul-Lehrer befaßt sich mit den wichtigsten Dingen und Wahrheiten, welche überhaupt erklärt werden können.

Er legt Grund und streut Samen für die Zukunft. Er sucht durch seine Arbeit das zu bezwecken, was einen jungen und alten Menschen wahrhaft glücklich, friedlich und lebensfroh machen kann. Das Sonntagschulwerk, wie es in den letzten Jahren in ein Stadium getreten und eine Ausdehnung erreicht hat, übt ohne Zweifel heut zu Tage einen großen, wenn nicht den größten Einfluß aus auf dem socialen, moralischen und religiösen Gebiete. Kaum sind es 100 Jahre, seitdem diese Institution durch Gottes gnädige Führung in's Leben gerufen worden ist, und heute ist dieses Werk fast der mächtigste Faktor, die Menschheit sittlich zu beeinflussen und zu bessern. Wenn dieses gottgefällige und der Menschheit so segensreiche Institut in den nächsten Jahren solche Fortschritte macht, wie das in den letzten fünfzehn Jahren der Fall war, dann dürfen wir große Dinge in der Zukunft erwarten.

Durch diese denkwürdige Convention wurde so schön dargestellt und konnte der Schlüssel gefunden werden, wie die große sociale oder social-industrielle Frage, welche in unserer Zeit fast alle Gemüther beschäftigt, am besten gelöst werden kann. Hier saßen tausende Menschen, verschieden in Alter und Geschlecht, in Stand und Amt, in Erziehung und von verschiedenen Nationalitäten abstammend, wie Brüder friedlich beisammen. Der Tagelöhner saß neben dem Kapitalisten, der Soldat neben dem General, der Landmann neben dem Geschäftsmann; alle sind gekommen, um eine edle Sache fördern zu helfen.

Was hat dieses aber alles möglich gemacht? Erstens hat die Selbstsucht, dieses Grundübel auf dieser sündigen Erde, keinen ergiebigen Boden bei dieser Convention gefunden. Weder die Reichen noch die Armen kamen, um zu gewinnen, sondern nach Vermögen zu geben. Zum Andern kamen die Leute zu einem edlen Zweck zusammen. Einander zu helfen, waren sie bereit, damit ein guter Grund gelegt werden kann, auf dem das wahre Glück der Armen und der Reichen allein beruht. In dieser Beziehung ist die Sonntagschulsache, wie sie heute betrieben wird, ein gar mächtiger Faktor auf socialem Gebiete. Der Geschichtsschreiber, welcher über sociale Wissenschaft in Zukunft schreibt, verfehlt in der Hauptsache sein Ziel, wenn er der Sonntagschul-Bewegung diesen Platz nicht einräumt. Die socialen Uebel und Schäden unserer Zeit können nur dann gründlich geheilt werden, wenn die Menschen auf sittlich-religiösem Gebiete einander begegnen, an christlichen Altären sich die Hände reichen, und mit einander für einen großen sittlichen Zweck leben und arbeiten. — So lange Jeder nur für sich selbst lebt, die Selbstsucht im Herzen groß zieht, den besser Bemittelten beneidet oder gar bitter haßt, wird es auf socialem Gebiete nicht besser, wohl aber schlimmer. Sich für Andere zu verläugnen, um ihr wirkliches Wohl sich zu bekümmern und dabei Gott fürchten und lieben, das allein bildet den Kitt, durch welchen die Menschheit verbunden und verbrüdert werden kann. Nur dann und so, können Reiche und Arme einander duldend, liebend, friedlich und einig zusammen leben. Alle andern Wege und Mittel, die große sociale Frage zum Besten der Menschheit zu lösen, werden sich auch in Zukunft als ein Fehlschlag erweisen, wie dies in der Vergangenheit jedesmal der Fall war.

Durch anarchistisches Wühlen, durch Auflehnung gegen den Arbeitsgeber und das Kapital,

wird die Kluft nur immer größer, die sociale Frage nur verwickelter und daher die Lösung immer schwieriger. Ein Geist, wie der, welcher in dieser Convention wehte, muß über die Leute kommen, wenn es in den gesellschaftlichen Kreisen besser werden soll.

Es ließ sich auch gar nichts Anderes erwarten, als daß Leute, welche so uneigennützig und mit solcher Selbstverleugnung und Ausdauer der sittlich-religiösen Erziehung der Jugend sich hingeben, daß solche Menschen auch in allen andern moralischen Fragen gesund sind. Wenn man die Liste der Delegaten durchliest, da findet man eine Menge Namen von Männern und Frauen, welche in der Erziehungssache, in der Sonntags- und Temperenz- und andern moralischen Fragen schon längst eine hervorragende Stellung eingenommen haben. Ganz besonders schien die Versammlung auch ein Herz und eine Seele in der Temperenzfrage zu sein. Der Jubel und Enthusiasmus, welcher in der Versammlung losbrach, als General Clinton B. Fisk, (ein Methodist), als einstiger Gouverneurs-Candidat der Prohibitionisten in New Jersey der Versammlung vorgestellt wurde, war einem Sturmwind ähnlich. Nicht ohne Grund nimmt und muß der Sonntagschul-Lehrer eine solche Stellung in dieser Frage einnehmen, denn die Unmäßigkeit ist bekanntermaßen ein schrecklicher Verderber, nicht nur der Alten, sondern auch der Jungen.

Daß das Committee von den besten Rednern des Landes seine Auswahl traf, mußte Jedem einleuchten, welcher den Reden lauschte. Mit Geschick und Takt und mit einer großen Begeisterung wurde die wichtige Frage der Sonntagschularbeit behandelt und dargestellt. Wie das Theoretische mit dem Praktischen verbunden, bei Großen und den Kleinsten anzuwenden sei, wurde gründlich erörtert und durch Beispiele dargestellt. Dem Rev. M. Wharton von Alabama seine Rede „über die Wichtigkeit des internationalen Sonntagschulwerkes," dem Dr. Hurlbut (Methodist) aus New Jersey sein Vortrag über „die Nothwendigkeit der Erziehung und Vorbereitung der Sonntagschul-Lehrer," und dem Prof. Schauffler von New York seine Rede über „Klassenunterricht" waren allein werth, eine lange Reise zu machen, wenn einem nämlich die Sonntagschulsache am Herzen liegt.

Den Gesang darf ich auch nicht vergessen zu erwähnen. Welch' eine Macht und Segen liegt doch im Singen, wenn man von Herzen zum Herzen, und im Geist und in der Wahrheit geistliche Lieder singt und singen hört! Prof. Excell leitete den tausendstimmigen Gesang, welcher mit Orgel und Klavier begleitet wurde. Der Gesang rauschte und brauste durch den weiten Raum der Halle wie großes Wasserrauschen. Wenn auch ein junger, schwarzer Herr neben mir so begeistert wurde, daß er zuletzt im „höhern," ja im „allerhöchsten Chor" mitsang, so störte das weder die Harmonie noch mir den Segen.

Wer dieser Convention beiwohnte, wer die Berichte und Reden hörte, auf den muß der Eindruck gemacht worden sein, daß das Sonntagschulwerk eine herrliche, segensreiche, wichtige und nothwendige Bewegung ist, welches werth ist, daß sich jeder gute Mensch auf irgend eine Weise daran betheiligt, indem er durch Gebet, Arbeit und Geld der großartigen Bewegung zu immer größeren Siegen verhilft.

Der Ritt am Pfingstfeste.

Für Haus und Herd bearbeitet von A. Gröbe.

Der Sonnabend vor Pfingsten war angebrochen; aus dem Fenster des finstern Amthauses blickte der junge Actuarius in den frischen Morgen hinaus, der erquickend über die Erde aufging. In den nahen Gärten ertönten die Lieder der Nachtigallen; auf dem Strome spielte der Morgenwind mit den Wimpeln der vorüberziehenden Schiffe. Die Landstraße entlang eilten Wanderer dem heiteren Tage entgegen und sangen ihr Morgenlied; von den Kirchenthürmen der benachbarten Dörfer hallte das Glockengeläute zur Verkündigung des morgenden Festes und hoch über diesen Lebensbildern hinweg zogen glänzende Wolken ruhig ihre unbekannte Bahn, als wollten sie die Gipfel der blauen Berge des Hintergrundes festlich schmücken.

„Sei mir gegrüßt, du schönes, heiliges Fest," sprach der Actuarius leise, „zu welchem die Natur sich selbst mit Blüthen und Maien schmückt, die milde, würzige Luft, wie der Hauch Gottes, alle Wesen erquickt, und Alles, was Odem hat, den Herrn der Herrlichkeit lobt. O, dürfte ich doch nur diesmal die dunkle Stube hinter mir verschließen und hinausziehen in die schöne Außenwelt, so weit mich meine Sehnsucht trägt!"

Während der junge Mann sich mit diesen Gedanken beschäftigte, trat der Oberamtmann in's Comptoir, wünschte seinem Gehülfen einen guten Morgen und sagte: „Freund, Sie haben lange und fleißig hinter dem Schreibpult gesessen; legen Sie jetzt die Feder aus der Hand, die Akten bei Seite und feiern Sie morgen zu Ihrer Erholung das Pfingstfest in der freien Natur. Ihre Blicke haben oft schon sehnsüchtig hinausgeschaut; ich habe Sie beobachtet und verstanden.

Besteigen Sie mein Pferd und nehmen Sie überdies noch dies Gespann Füchse mit auf die Reise, — es wird Sie nicht stecken lassen!" und hiermit zählte er ihm sechs glänzende Augustd'or auf den Tisch und rief zum Fenster hinaus: „Johann, sattle den Braunen, und gib auch die Halfter mit; der Herr Actuarius soll in einer Stunde auf einige Tage verreisen!"

Der junge Mann nahm Geschenk und Anerbieten des gütigen Oberamtmanns, wie man sich leicht denken kann, sehr dankbar an, bestieg bald darauf den stattlichen Braunen und ritt fröhlich der sächsischen Schweiz zu. O, wie erfreute ihn der Anblick der erwachenden Natur, wie konnte er sich nicht satt sehen an Thal und Berg, an Feld und Wald und Strom! „Ja," rief er mit inniger Erhebung aus, „das ist das heilige Fest, wo du, Vater im Himmel, deinen Geist immer noch über die Welt ausgießest!"

Er entwarf in Gedanken einen Reiseplan, er überlegte, wo er übernachten, wo er Freunde aufsuchen und sie zur Begleitung mitnehmen wolle, denn getheilte Freude sei doppelte Freude. „Auf der Bastei," dachte er, „wirst du mit ihnen stehen, versunken in das Anschauen der reizenden, erhabenen Naturbilder, dann willst du den Amselngrund allein hinabsteigen und in der tiefen Einsamkeit dort selig sein, willst endlich in Schandau die lieben Geschwister, die du schon so lange nicht mehr gesehen hast, wiederfinden und in ihrem trauten Kreise gar fröhliche und herrliche Stunden verleben."

So war er schon einige Stunden weit geritten, als er an einem kleinen, einzeln liegenden Gasthause anhielt, damit auch der Braune — sein edles Roß — bei dem Pfingstfeste wohl gepflegt werden möge. Ein junges Mädchen fragte höflich nach seinem Begehr, brachte ihm dann Brod für das Pferd, und schöpfte selbst Wasser aus dem Brunnen. Während sie den Eimer dem Braunen vorhielt, bemerkte der Actuarius, daß bei aller scheinbaren Freundlichkeit dennoch Thränen in ihren Augen standen, die sie zu verbergen suchte.

„Du bist ja betrübt, mein liebes Kind," sprach er sanft und theilnahmsvoll, „bringt Dir denn das Pfingstfest keine Freude?" Das Mädchen konnte nicht antworten. Da fuhr der Jüngling fort: „Sieh', wie schön und heiter ist der Tag — ich bin froh und möchte auch gerne Alles um mich fröhlich sehen. Schenke mir dein Vertrauen, nenne mir Deine Noth, vielleicht kann ich dir helfen."

Das Mädchen schüttelte leise mit dem Haupte, und fing laut an zu weinen. „Ach," sprach sie endlich, „dort schleicht mein armer blinder Vater an Krücken; er sieht das Licht nicht mehr, das ihn erwärmt; für ihn gibt es kein Fest, denn auch die nothdürftigste Erquickung fehlt. Die Zeiten sind drückend, die Menschen sind hart; und ob ich gleich zur möglichsten Ersparniß sogar die Magd verabschiedet habe und nun selbst alle ihre Dienste verrichte, es hilft mir doch nichts. Schuld häuft sich auf Schuld, eine Noth folgt der andern, und heute früh haben sie uns sogar die letzte Kuh abgepfändet. Der Vater weiß noch Nichts davon; eben als Sie kamen, verlangte er etwas warme Milch — ich kann ihm nur das kalte Brunnenwasser reichen."

„Du lieber Gott," sprach der Actuarius für sich, „dein Himmel ist voll heitern Sonnenglanzes, deine Erde voll Blüthe und Gesang und dieses fromme Herz soll in Kummer, ihre Augen in Thränen aufgehen und ihr alter, blinder Vater soll darben? — Ich bin zur rechten Stunde gekommen! Lebt wohl, ihr blauen Berge! lebe wohl, du mächtiger Strom! Hier ist meine Pfingstreise beendigt, und hiemit drückte er der erstaunten Jungfrau die sechs Goldstücke in die Hand und ritt fröhlich von dannen.

Gewiß ein edler, selbstsuchtsloser Jüngling, der, um im Stande zu sein ein paar arme Menschenkinder zu erfreuen, sofort bereit war, auf ein lang erwartetes Vergnügen Verzicht zu leisten. „Was tausend," rief der Chef des Hauses, als er den Actuarius am andern Morgen in der Kirche traf, „woher denn schon wieder? Sie sollten ja reisen in Gottes freie, schöne Welt und nicht hier zu Hause sitzen!"

„Ei, ich bin auch gereist," erwiderte der junge Mann, „ich habe viel Schönes und Herrliches gesehen, weit mehr, als ich geglaubt und gehofft hatte. Nehmen Sie meinen Dank für diese Reise," und bei diesen Worten schlug er sein Gesangbuch auf und stimmte froh und andächtig mit der versammelten Gemeinde in das Pfingstlied ein:

„Komm, heil'ger Geist, auf uns herab,
Du bist die schönste Himmelsgab'
Und aller guten Gaben Quell,
Du machst die Herzen rein und hell."

Der Prozeß um des Esels Schatten.

Für Haus und Herd von W. F.

Prozessiren ist so thöricht und albern, als „Bürge gehen," zumal für Letztere geschrieben steht: „Wer Bürge geht, muß bezahlen," und — „Ein Narr ist, wer Bürge geht." So spricht die Schrift, und so war's schon in Salomo's Zeiten.

Was nun obigen Prozeß betrifft, so ist, wie's oft geschieht, die Sache heute noch nicht ganz beigelegt. Denn die Griechen verstanden den Handel so gut, als die berühmten Yankees, mit Geduld und — Geld zu beendigen.

Der Streit entstand, wie gewöhnlich, aus der geringfügigsten Veranlassung. Der Zahnarzt Struthion, gebürtig aus Megara, hatte sich schon vor Jahren unter seinen Landsleuten in Abdera häuslich niedergelassen. Auf seinen Reisen führte er Zahnpulver, Tinkturen und verschiedene Geheimmittel mit sich, die allem Unheil der Menschen abhalfen — freilich für schweres Geld. Dazu hatte er eine Eselin, welche den gewichtigen Griechen, die Apotheke und Lebensmittel tragen mußte. Da dieselbe aber kürzlich erkrankte, miethete er einen Esel sammt dem Eseltreiber Anthrax.

Nun beabsichtigte der Doktor nach Geranien zu Markte zu reiten. Da die Sonne ihm unterwegs aber gewaltig zusetzte, stieg er ab, und setzte sich ein wenig in des Esels Schatten.

Aber Anthrax protestirte dagegen und sprach: „Doctor, ich vermiethete ihnen den Esel, aber nicht seinen Schatten. Ich verlange dafür, was Recht ist." — Da der Streit sich in Thätlichkeiten zu wandeln schien, und eben beide Hitzköpfe waren, war deren Vernunft rasch zur Neige gegangen. Somit wurde von der Reise abgestanden und beide marschirten nach Abdera zurück. Da der Treiber stärker schien als der Gelehrte, kam's zu keiner Schlägerei. Aber Anthrax eiferte: „So wahr mir Priazus und meinem Esel gnädig ist, ich will sehen, wer mir den Schatten meines Esels abtrotzen will!"

Nun stürmten sie vor den Richter Philippides und beide erschienen als Kläger. Da aber das Würdighaupt sich zuerst auf des Doktors Seite zu neigen schien, und den Schatten als ein „Accessorium" erkannte, fiel ihm Anthrax in's Wort, und schrie, daß er nichts von ihren Arien und Orien verstehe, daß er aber, beim Zeus, sein Recht verlange.

Der Richter wollte nun, der Doktor solle dem Eseltreiber eine halbe Drachme für den Genuß des Schattens bezahlen. Der Gelehrte machte es aber noch schlimmer, und schrie sich heiser, daß er ihm nichts schulde und deßhalb nichts geben werde.

Während dieser Fechterei kamen zwei Sykophanten (Rechtsverdreher), welche die Streitenden noch unverträglicher stimmten, zumal sie merkten, daß hier „etwas zu machen" sei. Da es aber inzwischen Dunkel geworden, wurde der Esel in den städtischen Marstall gebracht, und gemäß den Privilegien Abdera's einstweilen gefüttert.

Bald sprach die ganze Stadt von dem denkwürdigen Prozeß, denn der besagte Esel hatte bereits seinen Schatten ganz auf Abdera geworfen. Jedermann hielt's mit einer Partei, die Einen mit dem Doktor, die Andern mit Anthrax, die Indifferenten aber hielten's sogar mit Meister Langohr!

Nun kam der Streit vor die „20 Ehren-Männer" in der Halle der Nemesis. Diese weisen Väter saßen vier Monate ob des Esels Schatten, und Morgens sollte die Sache endgültig beigelegt werden. Die ganze Stadt lief herbei.

Struthion gehörte zur damaligen Schustergilde, weil man die Wund- und Zahnärzte als Menschenflicker hielt. Der Zunftmeister erklärte: Daß er sich eher mit seiner Ahle ersteche, als daß er die Rechte seiner Zunftverwandten so gröblich verletzen lasse, und das von einem Eseltreiber!

Anthrax aber wußte, durch Weiberlist und Ränke, den Oberpriester für seinen Schatten zu gewinnen.

Miltias, der Gerichts-Referent, faßte nun das „Dafür und das Dawider" zusammen, und schloß nach längerer logischer Rede also: „Daß der Beklagte des besagten Schattens sich zu bedienen befugt gewesen; der Kläger aber sei abzuweisen und habe die Gerichtskosten zu zahlen."

Aber der klägerische Sykophant empörte sich gegen dies Urtheil und nannte es ungerecht und wollte derowegen an den löblichen Senat appelliren.

Somit trat der Prozeß in sein drittes Stadium. Die Sache wurde ernst. Die Stadt theilte sich nun in zwei Parteien, und deren Witzeleien waren endlos. Jedermann mußte zur einen oder zur andern Partei gehören. „Wenn es ja Eines von Beiden sein soll," sprachen die Indifferenten, „so wird doch jeder brave Kerl lieber ein Esel, als nur ein Schatten sein." Daher fragten sich die auf der Straße Begegnenden: „Bist du ein Schatten oder ein Esel?"

Das Schlimmste aber war, daß die lieben Weiber sich auch zu den beiden Parteien schlugen, und die Gatten zu Hause entweder zur Esel- oder Schatten-Partei gehörten. Und — junge Damen, welche es mit dem Schatten hielten, wiesen oft, aus Anthipathie, ihre Liebhaber ab, weil sie — „Esel" seien!

Die Kanzlei von Abdera hatte nichts Derartiges in den alten Protokollen finden können. Und auch der Senat landete bald am Ende seiner Weisheit an. Die Sonne schien still zu ste-

hen und den „Geliebten“ schien der Mond am Erbleichen, denn es kamen „weder Hochzeiten noch Heirathen“ mehr vor. Es waren das schlimme Zeiten.

Nur der Esel fraß unbekümmert sein Futter, denn er wurde auf Staatskosten gefüttert und pflegte seiner Muße; und doch war er noch kein verbrecherischer Anarchist, sondern nur ein schuldloser, dummer Socialist.

Das erhitzte Volk wollte nun sogar das Rathhaus stürmen. Da beschloß der Senat, den Prozeß dem Rath der 400 zur Entscheidung vorzulegen.

Der Prozeß um des Esels Schatten hatte der ganzen Republik die Ruhe geraubt, denn alle Geschäfte kamen in's Stocken. List, Klugheit und Geld zerstoben in Nichts vor der hohen Brandung der platzenden Geister. Endlich nahte der Tag der Entscheidung. Aber Jedermann trug seinen Dolch unter der Tunica, andere hatten sich mit Stöcken bewaffnet, und die Weiber hatten sogar den Besenstiel im Auge! „Wenn uns nicht Recht zugesprochen wird,“ schrien Anthrax „Schatten“-Freunde, „dann werden wir uns Recht zu schaffen wissen.“ Was aber die erhitzten Leute vor 2000 Jahren thaten, hat sich auch schon, zu verschiedenen Malen, hier zu Lande ereignet. Die Vergangenheit spielt sich oft in der Gegenwart.

Die 400 nahmen ihren Platz vor dem Tempel des Apollo, umgeben von dem müssigen Volk. Der denkwürdige Tag der Entscheidung wurde mit Musik eingeleitet. Die Priester-Partei machten darüber allerlei Witze, wie: „Dies Adagio tönt ja, als ob es dem Zahnbrecher Struthion und Meister Knieriemen seinem Schutzpatron zu Grabe singen sollte.“ „Die ganze Musik,“ meinte ein Anderer, „verdiene vom Schatten gemacht und vom Esel gehört zu werden.“ Solche trockenen Witze hielten dem jovialen Völklein das Blut warm, und stimmten das ganze Publikum in eine natürlich komische Laune, und benahmen zugleich der Parteiwuth den giftigen Aerger und Zorn.

Nachdem der Präsident die Sitzung eröffnet, redete Struthon's Sachverwalter zuerst; er schrie gewaltig, und hielt unter allerlei Grimassen und lächerlichen Geberden seine lange Rede, wofür ihm das Volk großen Beifall zuklatschte. Anthrax's Vertheidiger sprach kurz und verblüffte das Volk, indem er ihnen sagte, daß alle, die es mit dem Zahnflicker hielten, von den Segnungen des Tempels ausgeschlossen seien.

Der hohe Rath mußte schlimme Dinge hören, wie: „Der Kläger hat gefehlt, der Verklagte hat gefehlt, die Sykophanten haben am Meisten gefehlt, und ebenfalls das erste bis auf das letzte Gericht;—darum überlasse ich es euch zu urtheilen, wie es euch die Götter eingeben werden.“ Also rief des Zahnarztes Vertheidiger.

Ach, auch der hohe Rath, saß unter des Esels Schatten! Und selbst der Esel war auch noch nicht fetter geworden. Der Stallmeister striegelte und bekränzte den Langohr und führte ihn dem Apolloplatz entgegen. Die Gassenbuben machten einen Heidenlärm, wie üblich, also daß der hohe Gerichtshof stutzte und gestört wurde.

Mit bedächtigem Schritt näherte sich die Ursache dieses Prozesses. „Da,“ rief Einer, „da kommt der Esel selbst!“ — „Er wird den Richtern wohl zu einem Ausspruch verhelfen,“ bemerkte ein Anderer. Und ein Dritter schrie: „Der hat uns zu Grunde gerichtet! Ich wollte die Wölfe hätten ihn gefressen! Auf, der soll uns die Zeche bezahlen!“ Und im Sturm fiel alles über den unschuldigen Esel her, bis er bald in mehr als hundert Stücke zerrissen war.

Unterdessen blitzten die Dolche der Sykophanten, verbargen sie aber schnell, als ihr Esel so rasch vertheilt war. Damit war der „gordische Knoten“ gelöst.

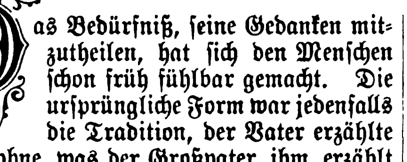
„Dank dem Himmel,“ rief der Vorsitzer lachend, „mit aller unserer Weisheit hätten wir der Sache keinen schicklicheren Ausgang geben können. Der unschuldige Esel, der Anlaß dieses endlosen Prozesses, ist nun das Opfer geworden. Das Volk hat sein Müthchen an ihm abgekühlt.

„Da nun der Esel selbst nicht mehr ist, so ist auch sein Schatten nicht mehr. Daher trage ich nun darauf an, daß die ganze Eselssache hiemit abgethan sei; daß die Kosten aus der Stadtrente bezahlt; daß den beiden Theilen ewiges Schweigen auferlegt, und dem Esel auf Staatskosten ein Denkmal errichtet werde, uns und unsern Nachkommen zur ewigen Erinnerung: wie leicht eine große und berühmte Republik sogar um eines Esels Schatten zu Grunde gerichtet werden könne.“

Dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Und von da an lebte das Volk von Abdera ohne Prozesse in großem Frieden. Und wer klug ist, mache es auch also. Denn durch Schaden sollten ja die Menschenkinder gewitzigt, wenn auch nicht reich werden. Möchte es Onkel Sam's Knaben besser ergehen und damit Punktum!

Die Schriftsprache.

Für Haus und Herd von Otto Niederhuth.



Das Bedürfniß, seine Gedanken mitzutheilen, hat sich den Menschen schon früh fühlbar gemacht. Die ursprüngliche Form war jedenfalls die Tradition, der Vater erzählte seinem Sohne, was der Großvater ihm erzählt hatte.

Aber selbst bei sehr rohen Völkern findet man fester stehende Mittel zu einer Ueberlieferung, ohne das lebendige Wort. Die alten Norweger und Isländer hatten eine Schrift, die Runenschrift, welche in der Regel dadurch gebildet wurde, daß sie auf viereckig geschnitzten Stäben Einschnitte verschiedener Art machten, gerade oder schräg, ganz querüber laufend oder nur zum Theil, oder sich an einander schließend, sich verbindend in zusammen gesetzten Zeichen.

Auf solche Weise brachten sie 15 oder 18 dieser Zeichen hervor, welche den Buchstaben entsprachen, wobei natürlich die ihrer Sprache fremden, wie x und y und die Unterschiede zwischen harten und weichen, wegblieben.

In diesen Runen schrieben die alten Dichter ihre Sagen sowohl als die Geschichte ihrer Herrscher nieder, und sie schnitten sie nicht bloß in Holz, sondern sie meißelten dieselben in Stein, und wir haben der ältesten Urkunden von Island manche, welche auf diese Weise verfaßt sind.

In Nord-Amerika hatte man unter den Eingeborenen ein Hülfsmittel anderer Art; eine Verbindung von Korallenschnüren verschiedener Farbe und Größe, welche Wampum genannt wurde, machte es möglich, vielerlei Nachrichten mitzutheilen, Versammlungen zu berufen und Anordnungen zu treffen, welche in weiten Kreisen Geltung haben sollten.

Sämmtliche Häuptlinge und Medizinmänner, die Aerzte oder Zauberer, waren in die Verfertigung und in die Lösung dieser Wampums eingeweiht.

Noch viel zusammengesetzter, aber auch viel reichhaltiger, war ein anderes System von Mittheilungen, welche man auf dem Gebirgslande von Süd-Amerika kannte und brauchte, soweit das Reich der Inkas ging.

Es war ein starker, mehr als zollbreiter Streifen festen Bastzeuges, an welchem eine große Anzahl von ellenlangen, verschiedenfarbigen und nach einer gewissen Regel geordnete Schnüre herabhing, man nannte sie Quipos; die Schnüre waren bestimmt, eine jede wieder einfach geschlungene Knoten aufzunehmen. Sie wurden in Gruppen auf einer Schnur vertheilt, und je nachdem sie durch einen größeren oder geringeren Zwischenraum von anderen Knoten auf derselben Schnur getrennt waren, je nachdem sie ferner in Farbe mit anderen übereinstimmten, oder davon abwichen, war das, was sie bedeuteten, vielfältig verschieden.

Das Mittel war bei aller Schwierigkeit in der Zusammensetzung doch so vollkommen, daß die sämmtlichen, das Reich betreffenden Anordnungen und Nachrichten, auf diese Weise verzeichnet waren; die Seelenzahl, die ganze Statistik, die Zahl der Verbindungen, der Geburten, der Todesfälle, die Zahl der Ortschaften und die Bevölkerung derselben, die Besteuerung und außer diesem Allen noch die sämmtlichen historischen Nachrichten, welche irgendwie die Priesterschaft oder das Herrscherhaus interessiren konnten, oder überhaupt für den Staat von irgend welcher Wichtigkeit waren, zeichnete man in dieser Weise auf.

Die Mexikaner waren darin noch weiter vorgeschritten: sie hatten eine allgemein verständliche Bilderschrift; es waren nicht Hieroglyphen wie die egyptischen, welche einen Sperber zeichnen und damit einen König meinen: es waren gemalte Darstellungen der Thatsachen in einer solchen Reihenfolge aufeinander, daß man daraus die Geschichte herlesen konnte.

Es läßt sich Jemand auf einem Bilde Geld auszahlen, auf dem daneben Stehenden schüttet er es in einen Beutel und steckt ihn in seinen Gürtel. Auf einem Dritten sieht man ihn am Wanderstabe nach Hause eilen; auf einem vierten Bilde wird er von Männern beraubt; das fünfte Bild zeigt, daß man ihn beraubt, erschlagen, denn er liegt todt am Boden. Seine Söhne kommen dazu, erkennen ihn und tragen ihn nach Hause. Die Söhne begehen die Leichenfeierlichkeiten; hierbei sehen sie einen Mann, der des Vaters Kleid, und einen anderen, der des Vaters Wanderstab trägt.

Ein neues Bild zeigt sie gefangen, und wieder ein neues zeigt sie um ihr Leben bittend, sie haben also die That eingestanden.

Dies ist die Klageschrift, welche den ganzen Hergang der Sache getreulich darstellt; diese Klageschrift wird nun dem Richter nebst den beiden Gefangenen übergeben, und er hat nach Ermittelung der Beweisstücke und nach Abhörung der Zeugen das Urtheil zu sprechen. Eine zwar schwierige, aber doch auch vollkommene klare und faßliche Darstellungsweise, bei Weitem besser, als die räthselhafte der alten Egypter.

welche eine Reihe von Combinationen nöthig macht, von denen möglicherweise manche falsch sein können, jedenfalls aber viele zweideutig sind.

Die Erfindung unserer Schriftsprache, die Erfindung der Buchstabenschrift, ist ein Triumph oder der Triumph des menschlichen Geistes. Man muß sich vorstellen, was das für eine Aufgabe ist. Die Gesammtmasse aller Töne und Laute, die Gesammtfülle aller der Silben und Worte mit vierundzwanzig einfachen Zeichen zu geben, ist keine Kleinigkeit; es gehört ein wunderbarer Scharfsinn dazu, um die verschiedenen und doch so sehr einfachen, so sehr wenigen Töne, welche das Wort bilden, herauszuhören.

Jetzt, wo wir wissen, daß sich alle Sprachen in solcher Weise behandeln lassen, ist das nicht weiter schwierig, und wenn man einem jungen, aufgeweckten Manne, der niemals lesen gelernt hat, den Begriff der Buchstaben beibrächte und ihm aufgäbe, die Zahl und den Klang der Buchstaben aus der ihm geläufigen Sprache herauszufinden, so würde er das mit einiger Mühe wohl thun können, vielleicht ein paar zu viel oder zu wenig, das Ganze aber doch wohl ziemlich richtig angeben.

Aber in jener alten Zeit, welcher muthmaßlich jene Erfindung angehört, lautete die Frage anders, und wie schwierig sie sei, erfahren wir eben aus den egyptischen Hieroglyphen, den assyrisch-babylonischen Darstellungen und aus der Schrift der Chinesen, die keine Ahnung davon haben, daß man alle Worte durch so wenige und so einfache Zeichen geben kann. Sie haben deßhalb auch nicht für jeden Buchstaben, sondern für jede Silbe und den damit gegebenen Begriff ein besonderes Zeichen festgesetzt, daher ihre Schriftsprache auch so viele Zeichen als Worte, und da diese Sprache sehr wortreich ist, gegen oder über 80,000 haben soll.

Was am sichersten vor dem Untergange einer Sprache schützt, scheint ihre Literatur zu sein; wenig oder gar nichts wissen wir von der Literatur der Egypter nnd Assyrer. Die zweifelsohne viel ältere indische Sprache, die sogenannte heilige, hat sich erhalten, denn sie hat eine Literatur.

Wir sind nun noch viel weiter; wir haben nicht nur eine solche, sondern wir haben auch gleich den Chinesen ein Mittel sie zu vervielfälgen; wir haben den Bücherdruck.

Dieser hindert den Untergang der literarischen Werke beinahe vollständig—beinahe, nicht ganz, wie es scheinen möchte—denn die berühmten Elzevirschen und Aldinischen Drucke (Manutio, mit Vornamen Aldus, legte 1488 in Venedig eine Druckerei an; nach diesem Vornamen werden seine Drucke aldinische genannt) sind so selten geworden, daß sie die kostbarsten, theuersten Zierden der größten Bibliotheken sind. Die Vervielfältigung durch den Druck hat also scheinbar nichts weiter bewerkstelligt, was die Vervielfältigung durch das Abschreiben nicht auch gethan hätte; im Gegentheil achtete man damals, als die Bücher, d. h. die abgeschriebenen, ein nur schwer zu erringender Schatz waren, diese Bücher höher und bewahrte sie besser.

Die Literatur aber hat die Sprache erhalten. Die hebräische Sprache ist uns durch die Bibel und einige wenige andere Schriften erhalten geblieben.

Die sämmtlichen lateinischen Dichter findet man häufig in einem einzigen Bande versammelt, welcher den Titel: "corpus omnium poetarum latinorum" (Werke aller lateinischen Dichter) führt.

Auch ohne den Druck sind diese Schriften und mit ihnen die lateinische Sprache uns erhalten worden, und aus diesen Werken, sowie aus den uns hinterlassenen historischen Schriften—alles zusammengenommen noch nicht so umfangreich, als die Werke mancher einzelner Schriftsteller neuerer Zeit—lernt unsere Jugend die klassische Sprache, sowie aus den viel seltener gewordenen Schriften der Griechen die Sprache der alten Hellenen.

Es ist bewunderungswürdig, daß bei den geringen Mitteln, welche man zur Vervielfältigung hatte, die klassische Literatur sich überhaupt hat erhalten können. Man schrieb nur ab, und zwar schrieb man mit lauter Anfangsbuchstaben, welche ihrer Eckigkeit wegen nur langsam zu bilden sind.

Man schrieb auf hölzerne Tafeln, die mit Wachs überzogen waren, oder auf Thierhäute, welche besonders in der Stadt Pergamos gut und zweckmäßig zubereitet wurden, daher der Name Pergament.

Die Egypter hatten schon Pflanzenpapier, welches allerdings keine Aehnlichkeit mit dem hatte, was wir jetzt so nennen, wohl aber denselben Zweck erfüllte, nämlich den, eine Farbe in bestimmten Zügen aufzunehmen und zu bewahren.

Das Papier wurde aus dem Bast des Papyrus-Schilfes gemacht.

Dieses Material war es vorzugsweise, dessen man sich in späteren Zeiten bediente. Man findet es am häufigsten in den Gräbern der alten Egypter, doch auch die Griechen und Römer benutzten es in späterer Zeit.

Während nun das Material wechselte, blieb die Kunst der Vervielfältigung auf ihrem ursprünglichen Standpunkt. Man verstand nur abzuschreiben; ein Volk jedoch, welches Jahr-

tausende lang ganz unbekannt war, und welches noch jetzt für geistig beschränkt gehalten wird, ist allen anderen hierin bei Weitem vorangegangen, das Chinesische, welches die Vervielfältigung durch den Druck schon sehr lange gekannt hat, nur allerdings nicht mit beweglichen Typen, sondern mit Tafeln, welche eine ganze Seite füllen.

Der Vortheil unserer Druckmethode liegt darin, daß wir nicht Tafeln mit einer so und so großen Anzahl von Worten, sondern daß wir einzelne Buchstaben, welche zu Worten zusammengefügt und dann zu Seiten vereinigt werden, kurz, daß wir bewegliche Typen besitzen.

Diese Erfindung ist erst etwa 400 Jahre alt, obwohl das Abdrucken von Siegeln auf Wachs und von Stempeln auf Metall schon Tausende von Jahren vorher in Europa bekannt war.

Daß unsere Sprachen untergehen, scheint, aus allem diesem zu urtheilen, nicht wahrscheinlich und nicht möglich; der Bücherdruck schützt dagegen viel sicherer als die Vervielfältigung durch Abschriften.

Wenn auch zur Zeit des Cicero eine runde Blechkapsel, im Stande 10—12 Rollen (diese Form hatten damals die Bücher) aufzunehmen, schon eine Bibliothek (Büchersammlung) hieß, so ist ein Gelehrter, der 1000 Bücher besitzt, noch immer bescheiden genug, das Wort Bibliothek zu vermeiden, und es als einen zu pomphaften Ehrentitel abzulehnen, wenn Jemand diesen Ausdruck gebrauchen sollte.

Die 1000 Bücher kosten jetzt wahrscheinlich nicht so viel als dem Tacitus seine 10 oder 12 Pergamentrollen und sind doch ein bei Weitem größerer Schutz gegen den Untergang einer Literatur und ein viel größerer Schatz in Betreff des Gebrauches, als eben jene Rollen damals waren.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Der gute, aber unangenehme Mann. Er war ein guter Mann, und er hätte ein guter Lehrer sein können, denn er besaß hinlängliche Kenntnisse der heiligen Schrift. Aus irgend welcher Ursache jedoch liebten ihn die Knaben in der Klasse nicht. Die Schüchternen fürchteten sich vor ihm, während die Frechen thaten, was sie konnten, um ihn zu quälen. Dies suchte er als einen Theil der ihm zuerkannten Leiden geduldig zu ertragen.

Oft seufzte er laut und schwer in der Gegenwart seiner Klasse und warnte sie ernstlich vor den schrecklichen Folgen ihrer bösen Handlungen. Die einzige Wirkung aber war die, daß die Furchtsamen noch ängstlicher und die Frechen noch ungenirter wurden. Er hatte noch nie ihre Liebe gewonnen.

Der gute Mann faßte die Pflichten des Lebens in sehr trübseliger Weise auf. Selten nur lächelte er und wenn es je vorkam, so geschah es auf eine so gefühllose Art, daß es eher einem auferlegten Zwang, als dem lebhaften Ausdruck freudiger Gefühle gleich kam. Eines recht herzhaften Lachens hatte er sich seit den Tagen seiner Kindheit nicht mehr erfreut. Von den eigentlichen Freuden des Christenlebens genoß er nur wenig, während er den Ernst des Lebens im höchsten Grade empfand. Die Ermahnung des Apostels: „Freuet euch, und abermal sage ich euch, freuet euch," konnte er nie recht verstehen; er konnte sich da nie recht hineinfinden. Diese Welt war ihm, wie er oft bezeugte, ein wahres Jammerthal, während er selbst viel beitrug, dieselbe in seiner Umgebung unfreundlich zu machen.

Sein Prediger erkannte ihn als einen sehr würdigen und ernstlichen Charakter, fühlte jedoch in seiner Umgebung nie recht bequem. Konnte es doch auch nicht anders sein, denn jedes Mal, wenn er ihm begegnete, wußte er von einem traurigen Vorkommniß, das sich nicht hätte ereignen sollen, zu erzählen. Entweder war ein guter Bruder irre gegangen, oder die Gemeinde litt an der Schwindsucht, oder die Versammlungen wurden kleiner, oder die Kirche hatte das Feuer verloren, das sie vor vierzig Jahren hatte, als er sich derselben anschloß. Er ließ es jedes Mal den Prediger gut genug merken, daß er an diesen traurigen Zuständen viel Schuld sei; wenn der Prediger dies und jenes thäte, so würde es besser werden.

Seine Besuche in der Predigerwohnung waren wolkenreiche Zeiten. Der Prediger mochte sich eben freuen über deutliche Zeichen von zunehmendem Ernst, im Geiste mochte er schon eine Auflebung des Werkes Gottes nahe bevorstehend erblicken, da kam gerade dieser gute Bruder mit der dunklen Brille wieder, und brachte es mit seinem „Grabgeläute" auch wieder fertig, daß aus dem Herzen des armen Predigers die Freude verschwand. Oft blieb er an der Kirchenthür stehen, um dem Prediger etwas in's Ohr zu flüstern, wobei aber selbstverständlich nie ein Wort der Anerkennung gesagt wurde, es war immer das altgebackene Jammerlied. Manche dunkle Stunde wurde auf solche unüberlegte und unnöthige Weise dem Prediger verursacht.

Es ist möglich für einen sonst guten Mann schrecklich unangenehm zu sein. Es erfordert auch viel Geduld, Takt und Gnade, mit solchen Leuten zurecht zu kommen, und um sie selbst vor dem gänzlichen „Versauern" zu bewahren.

Wollen und Können. Unser Können im Leben hängt in großem Maße von unserm Wollen ab. Daher das oft gebrauchte Sprichwort: Willenskraft — Wege schafft. Entschlossenheit ist eine der Hauptbedingungen alles Erfolges. Man kann mit einer Talgkerze durch ein dickes eichenes Brett schießen, wenn

das Gewehr scharf genug geladen ist; und ein unscheinbarer Wurm kann ein solches Brett durchboren, wenn er lange genug fortfährt. Selbst eine stählerne Spitzkugel wird wirkungslos von dem Brette abprallen, wenn die Kraft fehlt, welche die Talgkerze treibt oder die Ausdauer, welche der Wurm entwickelt. Hohe Begabung, angeborene Talente gleichen der stählernen Spitzkugel. Entschlossenheit und Thatkraft in einem Manne von geringen Gaben und schwächlichem Körperbau sind wie die Kerze, welche die Kraft des Pulvers treibt; der schlichte, hart arbeitende Mann gleicht dem nagenden und bohrenden Wurm. Keiner hat so wenige und so geringe Fähigkeiten, daß er auf Erden nichts Großes zu leisten vermöchte, wenn er nur Thatkraft und Beharrlichkeit besitzt an die Arbeit zu gehen, selbst wenn ihm Gaben und Talente mangeln.

Schule und Kirche. Die Sonntagschule steht in direktem Verhältniß zur Kirche. Sie ist das Mittel, wodurch die Kinder für die Kirche vorbereitet werden sollen. In der Sonntagschule wird die Bibel gelehrt, und religiöse Eindrücke werden auf die Herzen der Kinder gemacht. Die Kirche ist der aus Gläubigen bestehende Leib des Herrn. Oftmals fehlt es aber an der rechten Vermittlung zwischen der Schule und der Kirche; es fehlt oft daran, die Kinder, welche die Wahrheit der Religion in der Schule kennen gelernt haben, zu der praktischen Erfahrung dieser Wahrheit zu bringen, damit sie als bekehrte Glieder in die Kirche aufgenommen werden können.

Es gibt Tausende von jungen Leuten, welche in der Sonntagschule aufwachsen und wieder aus der Sonntagschule hinauswachsen, ohne in nähere Verbindung mit der Kirche zu kommen. Viele Kinder der Sonntagschule bleiben der Kirche gänzlich unbekannt. Die Beamten in der Kirche sind oftmals ganz andere Personen, als die Beamten und Lehrer der Sonntagschule, weßhalb ihnen die Kinder ganz unbekannt bleiben mögen. Es wird auch oft von Seiten der Beamten der Schule und der Eltern nicht genug darauf gedrungen, daß die Kinder dem Gottesdienste der Kirche beiwohnen, auch versäumen oft die Lehrer das Eine, was noth ist, genügend hervorzuheben und ihren Kindern an's Herz zu legen.

Eine Hauptursache, warum so viele Sonntagschüler der Kirche verloren gehen, liegt ohne Zweifel darin, daß die Kirche in ihren sogenannten „Extraanstrengungen" es versäumt, den Kindern der Sonntagschule das gebührende Interesse zu schenken. Die besonderen Versammlungen werden meistens Abends gehalten, wenn die Mehrzahl der Kinder der Schule wegen nicht beiwohnen kann. Auch verwendet die Kirche oftmals ihre ganze Kraft, die unbekehrten Massen und die noch unbekehrten Kirchenglieder zu erreichen, während die Kinder fast gänzlich außer Acht gelassen werden.

Es gibt in den Sonntagschulen oft solche, die in der Bibel wohl unterrichtet und auch vom heiligen Geiste erleuchtet sind, die aber nie unter den direkten Einfluß der Kirche, der Predigt des Worts, der Gebete und Bekenntnisse der Glieder der Kirche gebracht werden. Sie sind nicht fern vom Reiche Gottes und doch werden sie nicht hineingeführt. Wir möchten hier ganz besonders darauf dringen, daß man sich solcher Schüler mit besonderem Interesse und auf ganz direkte Weise annehme. Vor Allem sollten die Lehrer selbst unbedingt bekehrte Personen sein. Dann dürften auch einmal im Monat die gewöhnlichen Uebungen abgekürzt werden und eine kurze Zeit mit kurzen Gebeten zugebracht werden. Auf diese Weise könnte man die Auflebung der Kirche auch in die Sonntagschule verlegen. Die Kleinsten möchten entlassen, oder, wo es angeht, in abgeschlossenen Zimmern behalten werden, so daß man seine volle Aufmerksamkeit Denjenigen schenken kann, die sie am meisten bedürfen. Auf solche Weise möchte man Manche zu Christo führen, die sonst nie erreicht werden mögen.

Dann bleibt aber noch eine wichtige Pflicht übrig. Sobald solche Personen bekehrt sind, sollten sie unter die besondere Pflege der Kirche gebracht werden. Sie sollten mit erfahrenen Christen in Gebets- und Bekenntstunden zusammen kommen dürfen, man mag ihnen ihre eigene Jugendversammlung anberaumen, wo sie mehr ungenirt Theil nehmen werden, dabei ist es aber äußerst heilsam auch mit älteren Personen zusammen zu kommen, deren reichere Erfahrung den jungen Christen zu großem Nutzen gereichen wird.

Neigungen. Ist es sicherer und vortheilhafter, seinen Neigungen zu folgen, anstatt ihnen zu widerstehen und sich selbst zu verleugnen? Die meisten Menschen handeln, als ob sie es glaubten. Neun Personen aus zehn werden behaupten, einen persönlichen Genuß oder eine Lieblingsgewohnheit brauche man nicht ohne besondere Gründe aufzugeben, während vielleicht nur Einer erklärt, man müsse seinen Neigungen nicht folgen, ohne zu wissen, warum. Gewiß erfordert es mehr Charakterfestigkeit, sich selbst zu verleugnen, als seinen Neigungen zu fröhnen; und doch geben sich die meisten Menschen mit der Erklärung zufrieden, sie würden ihre Lieblingsgewohnheiten ja gerne aufgeben, wenn sie nur eine Nothwendigkeit dafür einsehen könnten, während es ihnen nicht im Traum einfällt, das zu begründen, was *sie gerne thun*. Neigung und Pflicht stimmen nur selten in ihren Anforderungen überein, und wer seine Pflicht erfüllen will, kann nicht immer seinen Neigungen folgen. Freilich ist es weit leichter, das zu thun, was man *wünscht*, als das, was man *soll*, aber gerade deßhalb sollte man um so gewissenhafter zu Werke gehen und Zweck und Grund seiner Handlungsweise auf das Genaueste prüfen, ehe man seinen Neigungen folgt.

„Bin ich überzeugt, daß es meine Pflicht ist, Wein und Taback aufzugeben, so sollte es augenblicklich geschehen. Dasselbe gilt vom Kartenspiel, vom Tanz, vom Theaterbesuch und manchen anderen ähnlichen Lieblingsgewohnheiten der Menschen.

Wie verschieden würde sich das Leben der meisten Christen gestalten, wenn sie ein für alle Mal nur das thäten, was ihnen Pflicht gebietet, anstatt sich zu weigern, dem zu entsagen, was sie ihrer Meinung nach, nicht aufzugeben brauchen. Aber—aber—seinen Neigungen folgen ist so leicht und sich selbst verleugnen ist so schwer. *Da liegt der Haase im Pfeffer.*

Zur Beachtung in der Sonntagschule. Folgende Punkte sollten in der Betreibung des Sonntagschulwerkes im Auge behalten werden.

1. Der Zweck der Sonntagschule ist nicht nur die Kinder zu Christo zu führen, sondern auch durch entsprechende Anleitung bei Christo zu erhalten.

2. Jede Lektion sollte den Kindern Christum und seine Liebe zu den Menschen offenbaren.

3. Die Sonntagschule und die Kirche sollten auf's Engste mit einander verbunden sein.

4. Zweckdienliche Neuerungen sollten eingeführt werden, dabei hat man sich jedoch vor zweifelhaften Verbesserungen, wodurch die Schule in ihrer regelmäßigen Arbeit gehindert werden möchte, zu hüten.

5. Das geistliche Leben der Schüler muß immer die Hauptsache sein, dann soviel Methode und Maschinerie als nothwendig sein mag.

6. Die ganze Familie, Eltern und Kinder, sollen,

so weit wie möglich, beides der Sonntagschule und dem Gottesdienst beiwohnen. Die Kinder sollten unbedingt mit in die Kirche genommen werden.

7. Suche auch die Kinder für die Betstunde zu interessiren. Es fängt Niemand zu früh an zu beten.

8. Die Lehrer sind die Gehülfen des Predigers und sollten als solche die Verantwortlichkeit ihrer Stellung fühlen.

9. Der Prediger als Hirte, beides der Lämmer und der Schafe, sollte es als ein Theil seiner Arbeit betrachten, in der Sonntagschule gegenwärtig zu sein, um mit Rath und That dem Werk voranzuhelfen.

10. Große Vorsicht sollte gebraucht werden in der Anstellung von Lehrern. Man habe lieber weniger Klassen und gute Lehrer, als viele Klassen mit unfähigen und weltlich gesinnten Lehrern.

11. Man thue bekehrte Kinder mit Erwachsenen zusammen zu besonderen Klaßversammlungen. Alte und Junge ergänzen sich gegenseitig.

12. Man gebrauche den Bibelforscher und die übrigen Hülfsmittel hauptsächlich zu Hause; in der Sonntagschule gebrauche man die Bibel.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. August. **Jesus in Galiläa.** Matth. 4, 17—25.

17. Von der Zeit an fing Jesus an zu predigen: und zu sagen: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbei gekommen.
18. Als nun Jesus an dem Galiläischen Meere ging, sah er zween Brüder, Simon, der da heißt Petrus, und Andream, seinen Bruder; die warfen ihre Netze in das Meer, denn sie waren Fischer.
19. Und er sprach zu ihnen: Folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen.
20. Bald verließen sie ihre Netze, und folgten ihm nach.
21. Und da er von dannen weiter ging, sah er zween andere Brüder, Jakobum, den Sohn Zebedäi, und Johannem, seinen Bruder, im Schiffe, mit ihrem Vater, Zebedäo, daß sie ihre Netze flickten; und er rief sie.
22. Bald verließen sie das Schiff und ihren Vater, und folgten ihm nach.
23. Und Jesus ging umher im ganzen Galiläischen Lande, lehrete in ihren Schulen, und predigte das Evangelium von dem Reiche, und heilete allerlei Seuche und Krankheit im Volk.
24. Und sein Gerücht erschallete in das ganze Syrienland. Und sie brachten zu ihm allerlei Kranke, mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, die Besessenen, die Mondsüchtigen, und die Gichtbrüchigen; und er machte sie alle gesund.
25. Und es folgete ihm nach viel Volks aus Galiläa, aus den zehn Städten, von Jerusalem, aus dem jüdischen Lande, und von jenseit des Jordans.

Biblischer Grundgedanke: „Das Volk, das in Finsterniß saß, hat ein großes Licht gesehen." Matth. 4, 16.

Zeit. Im Frühling und Sommer des Jahres 28. Ueber ein Jahr seit der letzten Lektion.

Einleitung. Nach der Versuchung kehrte Jesus zurück nach Bethabara, wo Johannes der Täufer noch wirkte. Hier wurden Johannis Jünger mit Jesum bekannt. Einige derselben besuchen Jesum, werden gläubig und folgen ihm nach Galiläa. Zu Kana verrichtet er sein erstes Wunder an der Hochzeit. Im April des Jahres 27 besucht er das Passahfest zu Jerusalem, reinigt den Tempel und hat eine Unterredung mit Nikodemus. Im Sommer und Herbst weilt er in Judäa. Im Dezember ist er wieder in Galiläa; auf dem Wege trifft er das Weib am Jakobsbrunnen. In Galiläa heilt er den Sohn des Hauptmanns von Kapernaum. Im März 28 wohnt er dem zweiten Passahfeste in Jerusalem bei und heilt den Mann in Bethesda. Um diese Zeit wird Johannes der Täufer ins Gefängniß gelegt. Jesus eilt zurück nach Galiläa, wird in Nazareth verworfen (Luk. 4, 14—30), worauf er Kapernaum zu seinem Heimathsorte wählt (Matth. 4, 13).

Erklärung.

V. 17. Die Niederlassung Jesu zu Kapernaum in Obergaliläa wird mit Recht als ein neuer Abschnitt in seiner öffentlichen Wirksamkeit bezeichnet. Nach diesem Verse zu schließen, beginnt jetzt das eigentliche Verkündigen des Himmelreichs, wozu er nun auch seine Apostel beruft. Die Aufforderung: Thut Buße, hat einen höheren Sinn, als in der Predigt Johannes, und mit dem Ausruf: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, ist das Messiasreich verkündigt, in welches man nur durch wahre Buße — Sinnesänderung — und lebendigen Glauben an Christum eingehen kann.

V. 18—22. Das galiläische Meer, auch See Genezareth genannt, ist nach Josephus sechs Stunden lang und etwa zwei Stunden breit und wird vom Jordan durchströmt. Ovale Gestalt, gesundes, frisches, klares Wasser, Reichthum an Fischen, von 500 bis 2000 Fuß hohen Bergen bekränzt und seine tiefe Lage, 535 Fuß unter dem Mittelländischen Meer; das Alles zeichnet ihn aus; noch mehr der Gegensatz seiner jetzigen Verödung zu dem Städte- und Fischerleben, das ihn zur Zeit Jesu schmückte; vor allem aber das ewige Gedächtniß der Wirksamkeit des Herrn an seinen belebten Ufern.

Simon. Dieser Name ist abgeleitet von Simeon und ist gleichbedeutend mit Erhörung. Petrus bedeutet Fels. Andreas heißt auf deutsch männlich. Ihr Heimathsort war nach Joh. 1, 44 Bethsaida.

„Ich will euch zu Menschenfischern machen," d. h. ihr sollt mit Hingebung, Klugheit und Ausdauer Menschenseelen aus dem Meer des weltlichen Verderbens für mein Reich gewinnen. Jakobus und Johannes sind ebenfalls augenblicklich bereit Alles, Vater, Schiff und Netz zu verlassen und Jesum nachzufolgen. Welch' ein Beispiel des unbedingten Gehorsams! Daß Jesus Fischer zu seiner Jüngerschaft beruft, anstatt Gelehrte, beweist, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, und nicht durch Potentaten fortgepflanzt und erhalten wird. Diese ungelehrten Fischer waren ohne Zweifel am empfänglichsten für die erhabenen Lehren vom Messiasreich.

V. 23. 24. Diese Stelle hat etwas Uebersichtliches und gibt uns eine Gesammtanschauung der Wirksamkeit Jesu in Galiläa überhaupt.

Jesus ging ein in die jüdische Ordnung und Sitte, indem er in der Weise eines reisenden Rabbi in den Schulen auftrat. Der Ursprung dieser Synagogen kann nicht genau bestimmt werden. Bekannt ist jedoch ihr eigentlicher Zweck. An jedem Orte, wo Israeliten auch nur in mäßiger Zahl beisammen wohnten, bildeten dieselben eine Gemeinde. Die Gemeinde kam nicht nur zusammen, um anzubeten, sondern es sollten durch diese sabbathlichen Zusammenkünfte hauptsächlich auf die religiöse Erziehung des Volkes hingewirkt werden. Es wurden Gesetz und Propheten vorgelesen und erklärt, damit das ganze Volk, Männer und Frauen, Vornehme und Geringe in beständiger Kenntniß des göttlichen Willens erhalten und immer auf's Neue darin unterwiesen wurden. Die gottesdienstlichen Handlungen selbst: Gebet, Schriftlesen und Predigt, wurden nicht von ständigen Beamten, sondern in freiem Wechsel von allen hierzu befähigten Gemeindegliedern ausgeübt. Daher sehen wir Jesus an allen Orten, wohin er nur kommt, in den Synagogen sofort das Wort ergreifen, um zu „lehren."

Die Ankündigung, daß das Reich Gottes gekommen sei, war ein entscheidendes Wort Jesu, dem die prophetische Beglaubigung nicht fehlen durfte. Daher heilte er alle Kranke und Behaftete. Durch diese Wunderthaten bewies Jesus, daß er jeder Krankheit und jedem Gebrechen gewachsen sei und bekräftigte damit sein Wort. Diese menschenfreundliche Handlungen waren Beweis seiner göttlichen Sendung.

V. 25. Schon jetzt bilden sich eigentliche Wanderzüge von solchen, die dem Herrn äußerlich nachfolgen. Die ersten kamen begreiflicherweise aus Galiläa selbst, aber auch aus den zehn Städten (Dekapolis), ja selbst aus Jerusalem, und aus dem jüdischen Lande und aus Peräa. Zur Zeit Christi war die Dekapolis ein zwar nicht geographisch, wohl aber politisch eine Einheit bildender Bund solcher Städte, mit überwiegend griechischer Bevölkerung, unter denen Gadara und Pella die wichtigsten waren.

Praktische Gedanken.

Jesus in Galiläa.

I. Er predigte das Evangelium.

Jesus beginnt sein Werk nach V. 16 unter einem in Unwissenheit und Lastern versunkenen Volke. Wie aber begann er sein wichtiges Werk? Ueberall predigte er jetzt das Evangelium vom Reiche Gottes. Ueberall wird die Botschaft, daß eine neue geistliche Reichsordnung da sei, vernommen.

Kein Amt auf Erden ist so wichtig, als das des evangelischen Predigers; ihm widmete der Herr sein ganzes öffentliches Leben. Er war ein unvergleichlicher Prediger; er predigte gewaltig, wie einer, der Autorität hat, und nicht wie die Schriftgelehrten. Es hat nie ein Mensch geredet, wie dieser Mensch. Die Predigt ist immer noch das Mittel, dessen Gott sich stets am meisten bedient hat, um Seelen zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen und Gläubige zu stärken.

Der Inhalt seiner Predigt ist kurz und treffend. Die Nothwendigkeit der Buße ist das erste, was allen Menschen eingeschärft werden muß. Alle sind schuldig vor Gott. Alle müssen sich zu ihm bekehren, wollen sie selig werden. Aehnlich Paulus zu Athen. Gott hat zwar die Zeit der Unwissenheit übersehen, nun aber gebietet er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun. Wahre Buße ist der unzertrennliche Gefährte des seligmachenden Glaubens.

II. Er beruft seine Nachfolger.

Gottes Gnadenruf ergeht an jeden Menschen. Alle sollen zu Jünger Jesu gemacht werden. Christus berief sich einen weiteren und engeren Jüngerkreis. Zum weiteren Kreis seiner Jünger gehörten alle, die an ihn glaubten; zum engeren Kreis gehörten die Apostel. In der Lektion werden einige derselben namhaft gemacht. Daß Jesus ungelehrte Leute und Laien zu Apostel beruft, zeigt, wie er durch schwache, vor der Welt verachtete Werkzeuge seine Reichssache ausbreitet. Wenn gleich diese Jünger mit fleischlichen Vorstellungen vom Himmelreiche erfüllt waren, welche sie abthun mußten, um die Lehre Christi recht begreifen zu können, so waren diese doch vermöge ihrer Lernbegierigkeit und kindlichen Hingebung an Christus, als ihren Meister und Führer, kein so unüberwindliches Hinderniß, wie eine schon fertige Bildung. Da sie dem Göttlichen, in dessen täglichem Umgange sie sich entwickelten, in kindlicher Liebe sich hingaben, war dies auch das beste und sicherste Mittel für sie, durch den überwiegenden Einfluß seines in ihr inneres Leben aufgenommenen Bildes in ihrer ganzen Denkweise immer mehr verklärt zu werden.

Gott beruft seine Knechte, die das Evangelium verkündigen sollen, mit einem direkten Ruf des heiligen Geistes. Wären die Lehren, die Christus und seine Apostel verkündigten nicht von Oben her, würde die christliche Religion sie nie auf Erden haben ausbreiten können. „Eine Religion, die den Reichen, Großen, Gelehrten nicht schmeichelte, eine Religion, welche den fleischlichen, sündlichen Neigungen des Menschen keinen Vorschub leistete, eine Religion, deren erste Lehrer arme Fischerleute, ohne Reichthum, ohne Rang, ohne Macht waren, — eine solche Religion hätte nie Eingang und Fortgang auf Erden erhalten können, wäre sie nicht von Gott gewesen.

III. Er heilt allerlei Kranke unter dem Volk.

Die Wunder des Herrn, die hier berichtet werden, sind Wunder der Gnade und Liebe. Jesus ist umher gezogen und hat Gutes gethan. Diese Wunder zeigen uns die Macht unsers Herrn. Er hat sich kräftiglich bewiesen in den Tagen seines Fleisches, als der Sohn Gottes durch Zeichen, Wunder und mancherlei Kräfte. Er konnte Kranke durch eine bloße Berührung heilen. Er konnte böse Geister durch ein Wort austreiben. Aussätzige konnte er gesund machen und Todte erwecken. Der Arzt, dem kein körperliches Leiden zu schwer zu heilen war, hat aber auch die Macht, alle und jede Krankheit der Seele zu heilen. Es gibt kein zerschlagenes Herz, noch gedehmüthigten Geist, das er nicht heilen, es gibt kein verwundetes Gewissen, das er nicht gesund machen kann. Diese Wunder zeigen uns das Erbarmen und Mitgefühl unseres Erlösers. Er stieß keinen von sich, der sich ihm nahte. Er machte Alle gesund ohne Ausnahme. Er hatte ein lauschendes Ohr, eine hülfreiche Hand, ein mitleidiges Herz für alle Leidenden und Beladenen. Gottlob. Er ist derselbe, gestern, heute und in alle Ewigkeit! Er ist heute so willig und bereit zu helfen, wie er war, als er in Knechtsgestalt einherging. Ist er dein Arzt und Helfer nach Leib und Seele? Vertraust du dich ihm und hat er dich von deiner Sündenkrankheit geheilt?

Andeutungen für Klassen.

1. Schildere Jesu Wirken seit seinem Auftritt bis zu dieser Lektion nach der Oben gegebenen Einleitung.
2. Ziehe einen Vergleich zwischen dem Auftritt Jo-

hannes des Täufers und Jesus. 3. Gehe auf den Inhalt der Predigt Jesu von der Buße ein. 4. Weise darauf hin, wo Jesus seine Nachfolger fand und berief und wie diese augenblicklich Folge leisteten. 5. Erkläre, warum es nöthig war, daß Jesus seine Predigt mit Wundern begleitete. 6. Mache eine Anwendung von der Unveränderlichkeit Jesu, der heute noch heilen kann.

Sonntag, 14. August. **Die Seligpreisungen.** Matth. 5, 1—16.

1. Da er aber das Volk sah; ging er auf einen Berg und setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm.
2. Und er that seinen Mund auf, lehrete sie, und sprach:
3. Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.
4. Selig sind, die da leidtragen; denn sie sollen getröstet werden.
5. Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.
6. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.
7. Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.
8. Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.
9. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.
10. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr.
11. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinet willen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen.
12. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. Denn also haben sie verfolget die Propheten, die vor euch gewesen sind.
13. Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte, und lasse es die Leute zertreten.
14. Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein.
15. Man zündet auch nicht ein Licht an, und setzt es unter einen Scheffel; sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen allen, die im Hause sind.
16. Also lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen, und euren Vater im Himmel preisen.

Biblischer Grundgedanke. „Die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.“ Joh. 1, 17.

Einleitung. Ein anderes Jahr der Wirksamkeit Jesu ist bereits verschwunden seit der letzten Lektion. Das Evangelium vom Reiche Gottes ist ohne Unterbrechung verkündigt worden. Hie und da geschahen große Wunder. Aussätzige wurden gereinigt, Gichtbrüchige geheilt. Matthäus war vom Zollamt zum Jünger Jesu berufen worden. Die Pharisäer fingen an, sich gegen Jesum aufzulehnen. Veranlassung hiezu wurde das Aehrenausraufen am Sabbath und die Heilung der verdorrten Hand, was gegen die öffentliche Meinung von der Bedeutung des Sabbaths ging. Von Jerusalem, wo Jesus dem zweiten Passahfest beigewohnt, kehrte er nach Galiläa zurück, wo er seine zwölf Apostel öffentlich berief und einsetzte. Auf seiner Reise durch Galiläa folgt ihm eine große Volksmenge, vor welcher er auf einem Berge, nicht weit von Kapernaum, seine wunderbare Bergpredigt hielt.

Erklärung.

V. 1. 2. Wiederholt sah Jesus Volkshaufen um sich her versammelt, seinen Reden zu lauschen. Hier aber war dies im besonderen Sinne der Fall. Er setzt sich daher nach morgenländischer Sitte, um seinem besonderen Jüngerkreis in vertraulicher Weise die entwickelte Lehre vom Himmelreiche vorzutragen. Auf dem Berg Sinai, dem Berg des Gesetzes, wurde allen Uebertretern der Gebote Gottes Fluch und Verdammniß gepredigt. Auf diesem Berge aber, dem sogenannten Berg der Seligkeiten, verheißt Christus allen heilsbegierigen Herzen die Seligkeit.

V. 3. Geistlich arm, d. h. arm im Geiste, nicht an zeitlichen Gütern. Nicht der Mangel an geistlichen Gütern, sondern das Bewußtsein und Gefühl dieses Mangels ist Gegenstand der Seligpreisung. Arm ist, wer nicht so viel hat, als er durchaus braucht. Geistlich arm ist, wer nicht hat, was er braucht, um vor Gott bestehen zu können. Wer seine Sünden erkennt und einsieht, daß ihm Alles fehlt, was ihn vor Gott gerecht machen könnte, der ist selig zu preisen, weil er bereit und willig ist, Christum im Glauben zu ergreifen, wodurch er ein Bürger im Gnadenreiche Gottes wird.

V. 4. Leidtragende sind diejenigen, die über ihre Sünden trauern, die den Widerspruch des seligen Lebens in Gott, das sie führen könnten, mit dem unseligen Zustand, zu welchem sie die Sünde verurtheilt hat, schmerzlich empfinden. Sie sind selig gepriesen, weil ihre Reue sie zur Empfängniß der durch den Glauben erreichbaren Gnade führt. Um solcher Leidtragenden willen kam Jesus in die Welt, welcher sie tröstet mit Vergebung der Sünden und Kraft ihr Leid tragen zu können.

V. 5. Sanftmüthig ist, wer durch erlittenes Unrecht nicht zu leidenschaftlichen Worten und Handlungen gereizt wird — also keine Rache übt. Sanftmüthig ist ferner, wer Geduld hat mit den Schwächen und Gebrechen seiner Mitmenschen und seinen Willen nicht um jeden Preis durchsetzen will. Sanftmüthig ist, wer auf barsches Reden gelinde erwidern kann. Sanftmüthig ist, wer seinen eigenen Willen in Gottes Willen gefangen gibt, und sein von Natur trotziges Herz durch Gottes Gnade umschaffen läßt. Sanftmüthige besitzen das Erdreich durch Genügsamkeit. Sie genießen, was Gott ihnen schenkt, in weit höherem Sinn als die Kinder dieser Welt. Alles ist ihnen, und Sanftmuth besitzt zuletzt die Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnet.

V. 6. Hunger und Durst sind die stärksten Triebe unserer Natur, welche, einmal erregt, immer heftiger auftreten, bis sie gestillt werden. Unter diesem Bilde schildert Jesus das Verlangen des erweckten Herzens nach Gott. Es gibt sich nicht zufrieden, bis es in Gott seine Ruhe gefunden hat. Christus stillt alles Verlangen der Seele nach ihm. „Ich werde satt sein, wenn ich erwache nach deinem Bilde.“

V. 7. Barmherzig ist, wer beim Anblick der Noth, nicht blos innerlich bewegt wird, sondern bereit ist, alles, was in seinem Vermögen liegt, zu thun, um der Noth zu steuern. Wer so leiblich und geistlich Barmherzigkeit erzeiget, der wird auch Barmherzigkeit erlangen am Tage des Gerichts.

V. 8. Reines Herzens ist, wer die vergebende und von aller Befleckung reinigende Kraft des Blutes Jesu Christi an sich erfahren hat. Solche schauen Gott in der Schöpfung in den Wegen der göttlichen Vorsehung, in den Gnadenmitteln und einst von Angesicht zu Angesicht im Himmel.

V. 9. *Friedfertig* ist, wer zwischen Streitenden Frieden zu stiften bereit ist. Es meint mehr, als friedsam sein; es meint Frieden machen und erhalten, wo demselben Gefahr droht. Diese heißen *Gottes Kinder*, weil sie sein Ebenbild sind.

V. 10—12. *Um Gerechtigkeit willen verfolgt werden*, wie Jesus Christus verfolgt worden ist, sich in Leiden, Noth und Tod nicht von Jesu abwendig machen lassen, hat den Himmel zum Lohn. Wenn man über euch Lügen aussagt, freuet euch, seid fröhlich und getrost! Der Lohn bleibt nicht aus. Es wartet euch, wenn ihr treu bleibt, ein herrlicher Gnadenlohn.

V. 13. Wie das *Salz* die Speisen schmackhaft macht und vor Fäulniß bewahrt, so sollen Kinder Gottes durch die ihnen geschenkte Kraft des heiligen Geistes Leben und Wahrheit um sich her verbreiten und die dem sittlichen Verderben anheimgefallene Welt vor dem gänzlichen Untergang bewahren, wie das bei Sodom's Untergang ersichtlich ist.

Dumm werden heißt die Kraft und Würze verlieren und ist gleichbedeutend mit dem Verlust der Gnade Gottes und der Kraft des heiligen Geistes. Wo dies stattfindet, wird der Christ von der Welt verachtet und gleichsam mit Füßen getreten.

V. 14—16. *Licht der Welt* nennt Jesus seine Jünger, d. h. sie sind Lichtträger, von Jesu angezündet. Sie sollen also nicht in ihrem eigenen Lichte glänzen, sondern in Christo, der Sonne der Gerechtigkeit, die sich in ihnen, wie die natürliche Sonne in den Thautropfen, spiegelt. Wie eine auf dem Berge liegende Stadt weithin gesehen werden kann, so sollen die Kinder des Lichts leuchten in ihrer Umgebung. Ein Licht wird nicht angezündet, um unter ein Gefäß, sondern auf einen Leuchter gestellt zu werden; dann strahlt es Allen, die im Hause sind. Also hat es sich auch mit dem Christen; er soll sich nicht von der Gesellschaft der Menschen zurückziehen, sondern mitten unter ihnen sein Licht leuchten lassen zum Segen der Menschen und zum Preise Gottes.

Praktische Gedanken.

Die Seligpreisungen.

I. Der Stufengang.

Unsere Lektion berichtet, wie die Jünger Jesu und das Volk gekommen waren, um aus dem Munde des großen Propheten von Nazareth vom Gottesreiche zu hören. Ihre Erwartung wurde nicht getäuscht. Sobald er seinen Mund öffnete, floß derselbe über von Seligpreisungen derer, die an diesem Reiche Theil haben. Er sagt nicht, daß seine Zuhörer diese seligen Menschenkinder seien; aber er beschreibt die Eigenthümlichkeit derer, welche es sind, damit sie sich prüfen, ob sie es seien, die an dem Gottesreich Antheil haben. Er kämpft nicht gegen ihre Vorstellung vom Gottesreich, er erörtert nicht, ob die Fülle irdischen Segens und zeitlicher Güter, die sie sich von demselben versprechen, kommen werde oder nicht; aber er nennt die geistlichen Güter, die das Wesentliche in demselben sind, damit sie sich fragen, ob sie an dem Reich, daß diese Güter bringt Theil haben wollen und sich selig fühlen in ihrem Besitz, wie er die selig preist, die sie besitzen.

Christus zeigt uns hier den ganzen Inhalt der christlichen Religion, oder den Charakter des wahren Christen, und zwar nach seiner stufenweisen Entwickelung, doch so, daß in jeder folgenden Stufe die erste Stufe sich wieder in einer neuen Gestalt findet, in jeder nachfolgenden alle vorigen aufbewahrt und in der letzten alle gesammelt sind in der Gestalt des vollendeten Lebens. Der Gedankengang der Seligpreisungen läßt sich folgendermaßen zusammenstellen: Aus dem Bewußtsein der inneren *Armuth* geht der Schmerz des *Schuldbewußtseins* hervor. Daraus die Gesinnung einer *sanftmüthigen Demuth*. Dann erst hat die Seele den rechten *Hunger und Durst nach Gerechtigkeit* und in dem Maße, als dieses Verlangen befriedigt ist, wird die *erbarmende Liebe* gegen Andere erzeugt; er wird *reines Herzens* und bestrebt sich den *Frieden*, den er selbst genießt, auch Andern mitzutheilen. Aber die Welt versteht dieses Streben nicht, darum fügt der Herr hinzu, daß jene Friedfertigen, welche die Gerechtigkeit bereits besitzen, um der Gerechtigkeit und um seiner selbst willen von der Welt verschmäht würden und durch solche Verfolgung hindurch in den Besitz der ewigen Seligkeit gelangen werden.

II. Der hohe Beruf der Seliggepriesenen.

1. Jesu Jünger und Nachfolger sollen ein *Salz der Erde* sein, welches der Sündenfäulniß derselben aufhält. Durch Verfolgungen der Welt sollen die Kinder Gottes gleichsam recht zubereitet werden als erhaltendes Salz, um „den Tod zu verzehren, der Fäulniß zu wehren und das Leben zu mehren." Das Salz hat etwas Beißendes und Angreifendes an sich, aber auch etwas Liebliches und Schmackhaftes, daher dieser Vergleich.

2. Sollen Jesu Nachfolger ein *Licht der Welt* sein, welches die Sündenfinsterniß derselben aufhält. So wie der Vergleich der Kinder Gottes mit Salz auf die mehr nach Innen hin wirkende und Leben erhaltenden Einfluß des Evangeliums auf die Welt anspielt, so wird unter dem Vergleich mit Licht, die mehr nach Außen gehende, Leben erweckende Wirkung ihres Wortes und Wandels angezeigt, wodurch nicht sie, als Lichtträger, sondern der Vater im Himmel als Lichtspender gepriesen werden soll. Das Licht hat etwas Eindringendes und Aufdeckendes, aber auch etwas Erquickendes und Belebendes; so auch die vom Herrn ausgerüsteten Werkzeuge und Arbeiter in seinem Weinberg.

Andeutungen für Klassen.

1. Verfolge den Gang der Wirksamkeit Jesu bis zur Bergrede. Siehe Einleitung dieser und der letzten Lektion.

2. Ziehe den Vergleich zwischen den Lehren Jesu und der Welt: Jesus lehrt: Erkenne deine Armuth. Die Welt; Trage den Kopf hoch! Jesus: Trage Leid um deine Sünden. Die Welt: Iß, trink, sei fröhlich. Jesus: sei sanft, demüthig, kindlich in deinem Benehmen. Die Welt: behaupte dein Recht, stehe vor Niemand zurück. Jesus: suche Gerechtigkeit. Die Welt: Suche Geld!

3. Zeige den unbewußten Segen der Kinder Gottes für die Welt nach den Bildern von Salz und Licht.

Sonntag, 21. August. **Jesus und das Gesetz.** Matth. 5, 17—26.

17 Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, daß Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.

18. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe.

19. Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöset, und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmel-

reiche; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreiche.

20. Denn ich sage euch: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

21. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten: wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein.

22. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha, der ist des Raths schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig.

23. Darum, wann du deine Gabe auf dem Altare opferst, und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe:

24. So laß allda vor dem Altare deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder; und alsdann komm, und opfere deine Gabe.

25. Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß dich der Widersacher nicht vermaleins überantworte dem Richter, und der Richter überantworte dich dem Diener, und werdest in den Kerker geworfen.

26. Ich sage dir: Wahrlich, du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest.

Biblischer Grundgedanke. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Matth. 5, 17.

Erklärung.

V. 17. In den Worten: „Ihr sollt nicht wähnen," liegt offenbar, daß gewisse falsche Ansichten über die Stellung Jesu zum Gesetz unter dem Volke vorhanden waren. Viele mochten die falsche Hoffnung hegen, der Messias werde sie von der strengen Beobachtung und schweren Pflicht des Gesetzes frei machen und das Messiasreich in seinem irdischen Glanz, ohne Forderung von Buße, herbeiführen. Andere mochten ihm vorgeworfen haben, er wolle das Gesetz abschaffen, weil er ihre zum Gesetz hinzugefügten Menschensatzungen nicht anerkannte.

Der Ausdruck: „Daß ich gekommen bin," ist ein Hinweis auf seine Ewigkeit mit dem Vater. Denn, wer kommt, ist schon vorher dagewesen. Unter „Gesetz und Propheten" ist das ganze alte Testament zu verstehen, welches in die zwei Hauptbestandtheile von Gebot und Verheißung zerfällt. „Aufzulösen" heißt zu nichte machen, abzuschaffen. Dazu war Jesus nicht gekommen, sondern zu „erfüllen," d. h. bestätigen und in Ausführung zu bringen durch Wort und That im vollkommenen Sinne des Wortes.

V. 18. 19. „Wahrlich." Zum ersten Mal hören wir diese eidliche Erklärung, womit Christus die unwandelbare Dauer des Gesetzes versichert. Moses und die Propheten durften nur sagen: „So spricht der Herr." Aber hier spricht der Herr selbst, als der einige Gesetzgeber und Richter, der den Zugang in das Himmelreich öffnet oder verschließt. „Bis daß Himmel und Erde vergehen," will sagen, bis zum Untergang der Welt wird das göttliche Gesetz nicht im Geringsten seine Gültigkeit verlieren. Das kleinste Pünktchen vom Gesetz, ja nicht ein Häkchen eines Buchstabens, d. h. nicht eine einzige Forderung, die Gott im alten Testament gestellt hat, wird zergehen. Das Gesetz wird also seine bis zur endlichen Verwirklichung aller seiner Vorschriften hinausreichende Verbindlichkeit nicht verlieren, so lange Himmel und Erde bestehen.

Steht die Gültigkeit des göttlichen Gesetzes unveränderlich fest, so muß auch demnach gelehrt werden. Wer das nicht thut, sondern „Eins von diesen kleinsten Geboten auflöset — der wird der Kleinste heißen im Himmelreiche, d. h. der ist ein ungeschickter Lehrer. Hier handelt es sich nicht um das Seligwerden, sondern um die Fähigkeit zu lehren. „Wer es aber thut und lehret," d. h. wer in der Kraft eines neuen Lebens die Gebote alle hält und die Leute halten lehrt, der wird „Groß heißen," d. i. ein rechter Lehrer sein.

V. 20. In diesen Worten will Jesus sagen: Die Gerechtigkeit, von der ich rede, ist nicht die der Pharisäer und Schriftgelehrten, weder diese mit ihrer Wissensheuchelei, noch jene mit ihrer Selbstgerechtigkeit kommen in das Himmelreich. Gott schauet nicht auf das Aeußerliche, sondern auf's Herz.

V. 21. 22. „Ihr habt gehöret" durch das Vorlesen aus dem Gesetz, „daß zu den Alten" von Alters her, „gesagt ist; du sollst nicht tödten." Wer tödtet, fällt dem Gericht anheim, d. h. dem aus sieben Personen bestehenden Untergericht, 5 Mos. 16, 18. „Ich aber sage euch": 1. Wer seinem Bruder zürnet, der ist der göttlichen Strafe verfallen. 2. Wer in seinem Zorn seinen Bruder Racha, d. h. Taugenichts nennt, der ist des hohen Raths schuldig und verdient aus der Gemeine vor Gottes Angesicht ausgestoßen zu werden. 3. Wer aber seinen Bruder als Narren, d. h. Unsinniger, leerer Kopf, schilt, der muß an den Ort der Verdammniß kommen.

V. 23. 24. Hier macht der Herr eine praktische Anwendung von dem, was er in dem vorigen Verse gesagt hat. Wenn also ein solches schweres Urtheil derer wartet, die Zorn und Haß hegen, mit welcher Sorgfalt sollte dann Jeder über sich wachen, um Andern keine Veranlassung zum Zorn zu geben und jede gerechte Klage, die irgend Jemand gegen uns hat, zu entfernen! Die heiligste Handlung soll unterbrochen werden, um die Verschuldung ohne Verzug wieder gut zu machen. Fällt dir beim Opferaltar ein, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß Alles stehn und liegen, gehe hin und versöhne dich mit deinem Bruder und komme dann mit deinem Opfer, das vor Gott Werth haben wird.

V. 25. 26. Hier führt der Herr den Gedanken des vorigen Verses weiter aus. Nach römischen Recht konnte der Kläger den Verklagten vor das Gericht führen, damit über diesen der Urtheilsspruch gefällt werde, aber unterwegs war eine Vergleichung zwischen beiden möglich. So, will der Heiland lehren, sei du auf dem Wege zum Gericht stets bereit zur Ausgleichung und zur Stiftung und Haltung des Friedens mit deinem Nebenmenschen. Denn: einmal vor dem Gericht Gottes angekommen, ist kein Vertrag mehr möglich.

Praktische Gedanken.

Die Stellung Jesu zum alttestamentlichen Gesetz.

I. Ist er nicht gekommen das Gesetz aufzulösen.

Wie es das Grundgesetz jeder gesunden geschichtlichen Entwickelung ist, nicht auflösend und revolutionär aufzutreten, sondern neuschaffend und umbildend, so kann vor Allem Christus, der Vollender der göttlichen Heilsoffenbarung, der vorbereitenden Offenbarungsstufe gegenüber nicht ein Neues bringen, wodurch das Alte abgeschafft, sondern nur eines, wodurch es in seinem wahren Wesen realisirt wird. Feierlich verbürgt Jesus die unverbrüchliche Gültigkeit des göttlichen Gesetzes, von dem nicht der kleinste Theil eines Buchstabens vergehen darf, so lange die Welt steht. So wichtig ist ihm die Erfüllung des ganzen Gesetzes, daß er die Bedeutung, welche der Einzelne

im Gottesreiche erlangt, darnach bemißt, wie er sich zu den scheinbar kleinsten Geboten im Gesetze stellt. Das Gesetz ist ein organisches Ganze, und nur der versteht die Erfüllung desselben, welche das Gottesreich bringen soll, der das Einzelne und Kleinste im Zusammenhang des Ganzen zu würdigen weiß. In Vers 17—19 zeigt der Herr, daß derjenige, der diesen Zusammenhang verkennt, und, wenn auch im Einzelnen und Kleinsten, mit Zerstören beginnt, der zeigt eine geistige Unreife, welche auch im Gottesreiche ihn nur eine sehr geringe Bedeutung erlangen läßt; „der ist der Kleinste im Himmelreiche." Wer aber die Vergangenheit versteht, der versteht auch die Gegenwart, und weiß auch in ihr in Lehre und Leben das Rechte zu treffen. Ein Solcher „wird groß heißen im Himmelreich." Es ist einfach undenkbar, daß Jesus in seiner Amtsthätigkeit damit hätte anheben können, sich gegen das alttestamentliche Gesetz zu erklären. Als ihn z. B. der reiche Mann frug, was er thun müsse, um des ewigen Lebens gewiß zu sein, hat Jesus ihn an die Gebote Gottes verwiesen und lauter alttestamentliche Gesetzesworte aufgezählt (Luk. 10, 25. 28). Und als er am Ende seines Lebens seine furchtbarsten Weherufe den Gesetzeslehrern seiner Zeit in's Angesicht schleuderte, hat er seine Anhänger angewiesen, Alles, was sie als Ausleger Mosis lehren, zu thun und zu halten (Matth. 23, 2. 3).

II. Jesus ist gekommen, das Gesetz zu erfüllen.

Jesus war sich bewußt, nur die tiefsten Absichten des göttlichen Gesetzgebers zu verstehen, wenn er mit seinem „Ich aber sage euch," die Art, wie sein heiliger Wille im Gottesreich erfüllt sein will, ganz entschieden zur Geltung bringt (Vers 22).

Diesen Gegensatz seiner Auffassung des Gesetzes zu der der Schriftgelehrten bringt Jesus Vers 21—26 zur Anschauung. Das Rechtsgesetz des alten Bundes verbietet den Mord, weil das eine Thatsünde ist, die es allein bestrafen konnte. Wenn die traditionelle Gesetzeslehre dem fünften Gebote die Anmerkung hinzufügte, daß der Mörder dem Lokalgerichte zu überweisen sei, welches die Gerichtsbarkeit übte, so war dagegen durchaus nichts einzuwenden. Wenn man aber diesem Verbot nichts Anderes hinzuzufügen wußte, als diese Verweisung vor die richterliche Behörde, so nährte man den Wahn, als ob das Verbot Gottes nur gegen diese äußere Thatsünde gerichtet sei. Jesus aber erklärt, daß im Gottesreich, wo alle durch die väterliche Liebe Gottes, die sich zu ihnen herabläßt, Brüder geworden sind, schon die Zorngesinnung, aus welcher der Mord hervorgeht, ebenso strafbar sei, wie dieser selbst. Hatte Moses, nach jüdischer Auffassung des Gesetzes nur den Mord verboten, so hat Christus auch schon seine Quelle, den Haß und Zorn, als strafbar und verdammungswürdig in den Augen Gottes dargestellt.

Ebenso veranschaulicht Jesus es an dem menschlichen Rechtsgange, der Verbrechen gleichen Grades vor dieselbe Gerichtsbarkeit verweist, und schwerere Verbrechen vor ein höheres Gericht, wie der, welcher dem Zorne Raum gibt und sich dadurch zum Schimpf- und Schmähwort hinreißen läßt, noch viel strafbarer sei.

Jesus erfüllt das Gesetz, indem er auf den tiefsten Sinn desselben eingeht. Er will nicht zwischen Vergehungen unterscheiden, für welche die menschliche Strafe genügt, und welche der göttlichen verfallen, sondern er will zeigen, wie das von Menschen oft so leicht genommene Zorneswort vor Gott noch strafwürdiger sei, als die noch vor dem Ausbruch bewahrte Zorngesinnung, obwohl diese schon an sich der schwersten Thatsünde des Mordes gleich zu achten ist und damit der schwersten Strafe verfällt. Der Vergleich des V. 25 mit Luk. 12, 58 zeigt, wie, eben weil der Zorn so strafbar ist, der, welcher ihn erregt hat, alles thun muß, um den zürnenden Bruder zu besänftigen. Wer das versäumt, wird zuletzt dem göttlichen Zornesfeuer in der Hölle verfallen.

Andeutungen für Klassen.

1. Das Gesetz des alten Bundes war auf steinerne Tafeln geschrieben, Christus schreibt sein Gesetz auf die Tafel des Herzens durch den heiligen Geist. 2. War Jesus so beflissen das Gesetz zu erfüllen, so sollten wir es nicht weniger sein. 3. Schärfe besonders den Kindern die Bedeutung der Versöhnlichkeit und Liebe ein. 4. Schildere den Zorn als Erregung des Herzens, die sich durch Miene Wort und Geberde kund thut.

Illustration: Unter bitteren Thränen sagte einmal ein Mädchen: „Ich habe vieles vergessen, was in den vergangenen Jahren vorgefallen ist, die zornigen Worte aber, die ich zu meiner lieben, seligen Mutter gesprochen habe, werde ich niemals vergessen können."

Sonntag, 28. August. **Frömmigkeit ohne Schauentfaltung.** Matth. 6, 1—15.

1. Habt Acht auf eure Almosen, daß ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß ihr von ihnen gesehen werdet: ihr habt anders keinen Lohn bei eurem Vater im Himmel.
2. Wann du nun Almosen gibst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gepriesen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin.
3. Wann du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut,
4. Auf daß dein Almosen verborgen sei, und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich.
5. Und wann du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen, und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin.
6. Wann aber du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließ die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen: und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.
7. Und wann ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen.
8. Darum sollt ihr euch ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet.
9. Darum sollt ihr also beten: Unser Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiliget.
10. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel.
11. Unser täglich Brod gib uns heute.
12. Und vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben.
13. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.
14. Denn so ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben.
15. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.

Biblischer Grundgedanke. „Ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an." 1 Sam. 16, 7.

Erklärung.

V. 1. „Almosen" heißt nach dem Grundtext eigentlich Gerechtigkeit, weil die Juden unter we-

rechtigkeit besonders Almosen geben, verstanden, kam dieses Wort in den Text. Jesus will damit sagen: „Achtet wohl darauf, daß ihr nicht vor den Leuten Gutes thut, um von ihnen gesehen zu werden; sonst habt ihr keine Belohnung von eurem Vater im Himmel."

Auf die Verderbnisse der falschen Auslegung des Gesetzes—siehe vorige Lektion — folgen die Verderbnisse des religiösen Thuns, das sich blos im Aeußeren kundgeben will. Almosengeben und Beten waren die Hauptformen, in welchen die Pharisäer ihre Frömmigkeit zur Schau trugen, vor welcher Jesus in diesem Abschnitt entschieden warnt.

V. 2—4. Ohne die Pharisäer zu nennen, hat Jesus doch diese eigentlich im Sinn, die bei aller Beweisung ihrer Frömmigkeit, welche doch scheinbar das Wohlgefallen Gottes erzielen wollte, nur darauf sahen, daß sie von den Menschen gesehen werden. Wie der Schall der Posaune vor dem Posaunenbläser hergeht, sein Kommen ankündigend, so suchen sie Geräusch und Aufsehen zu machen mit ihrem prahlerischen Almosengeben in den Synagogen und auf den Gassen, während die wahre Wohlthätigkeit im Verborgenen gibt, so daß die Linke nicht einmal weiß was die Rechte thut. Der himmlische Vater aber, der in das Verborgene siehet, wird die Wohlthätigkeit, die aus wahrer Nächstenliebe entspringt, überschwenglich segnen und offenbar vergelten mit zeitlichen sowohl, als geistlichen und ewigen Segnungen.

V. 5. Eine andere Seite dieser falschen Gerechtigkeit der Pharisäer war ihr Gebet. In den Synagogen, wo Vieler Augen auf sie sahen, stellen sie sich hin, um die Inbrunst ihrer Andacht schauen zu lassen, und an den Straßenecken, wo der Verkehr am lebhaftesten, lassen sie sich von der Gebetsstunde überraschen, um ihre Pünktlichkeit in der Einhaltung derselben vor Aller Augen zu beweisen. Welch' ein schändlicher Mißbrauch dieses Gnadenmittels!

V. 6—8. Der Herr will hier sagen, der ächte Beter hat es mit seinem Vater im Himmel zu thun, er verschließt sich daher in sein Kämmerlein, um auch nicht von der Neugier überrascht zu werden. Das öffentliche und gemeinschaftliche Gebet wird hier nicht untersagt; es ist hier von der Stellung des Einzelnen zu Gott die Rede. Der ächte Beter macht auch nicht viel Worte, noch plappert er in seinem Gebet wie die Heiden, die den Werth des Gebets nach der Länge und dem Lärm bemessen. Im Gebet handelt es sich nicht um viele Worte: — „Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet," — sondern um die Hingabe an Gott und den Glauben, der da empfängt.

V. 9—13. Im „Unser Vater" zeigt der Herr den Jüngern, wie man eine ganze, unendliche Fülle von christlichen Anliegen in wenige, schlichte Gebetsworte zusammenfassen kann. Es spricht alle möglichen Anliegen eines Beters, eine ganze Welt von Bedürfnissen aus in der gedrängtesten, einfachsten und reinsten Fassung, und ist so einer Perle vergleichbar, in welcher sich das Licht des ganzen Himmels spiegelt. Es ist der zusammengezogenste Gesammtausdruck 1. aller göttlichen Verheißungen; 2. aller menschlichen Bedürfnisse und Seufzer; 3. aller christlichen Lebensregungen und 4. aller priesterlichen Lebensweihungen. Als Ganzes betrachtet, enthält das Gebet des Herrn nur einen Gedanken, die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, in dem alle Gebete der Kinder Gottes aufgehen. Aber dieser Gedanke wird nach zwei Seiten hin aufgefaßt; einmal in Beziehung auf das Verhältniß Gottes zu den Menschen (Bitte 1—3), sodann in Beziehung auf das Verhältniß der Menschen zu Gott (Bitte 4—7). In der Lobpreisung spricht sich die gewisse Hoffnung der Erhörung des Gebets aus, die in dem Wesen des unveränderlichen Gottes selber begründet ist. In diesem Gebet gibt uns Jesus nicht ein bestimmtes, unter allen Gebetsumständen festzuhaltendes Formular, obwohl es als Mustergebet eine bleibende Anwendung findet in der Kirche. Es ist vielmehr eine göttliche Belehrung, welche Bitten im Gebet allgemein gut, allgemein nöthig und allgemein erhörlich sind.

V. 14. 15. Welches Gewicht Jesus darauf legt, daß die Gesinnung der Erbarmung, welche Gott gegen den Sünder offenbart, auch von dem Menschen gegen den Menschen gehegt werde, zeigt dieser Ausspruch. Ein unversöhnliches Herz hat nie auf Vergebung von Gott zu hoffen. Ist es möglich, daß du deinen Nächsten nicht wieder vergeben wolltest, während du doch so oft und viel der Vergebung von Gott bedürftig bist!

Praktische Gedanken.

Das Gebet.

I. Was ist das Gebet.

1. Es ist eine Erhebung des Herzens zu Gott im Himmel.

Der ächte Beter erhebt sich über den Kreis des Sichtbaren und Vergänglichen und versetzt sich in die Welt des Geistes, in die Gemeinschaft des Unsichtbaren und Ewigen. Im Gebet sucht das Herz unmittelbare Vereinigung und Lebensgemeinschaft mit Gott. Das Gebet ist eine Begegnung der Seele mit der ewigen Liebe. Darum lehrt uns Jesus beten: „Unser Vater in dem Himmel." Im Gebet nahen wir uns Gott, vergessen alles Andere für die Zeit und versetzen uns im Geist in seine unmittelbare Nähe. Wie feierlich und ergreifend muß uns im Gebet der Gedanke werden: Gott ist nahe, er sieht uns, er kennt unser Herz, er weiß, was wir begehren und wie wir es vor ihm meinen!

2. Es ist ein Gespräch des Herzens mit Gott.

Das Gebet ist mehr als ein bloßes Denken an Gott, es ist ein Reden mit ihm, wie ein Mann mit seinem Freunde redet. Wir schütten unser Herz vor ihm aus; wir danken ihm für empfangene Wohlthaten; wir flehen zu ihm in bestimmten Worten, die dem Zustand des Herzens Ausdruck verleihen. Wir haben ihm ein Herzensanliegen zu sagen, wir machen unser Sündenbekenntniß in aller Demuth vor ihm. Das Gebet ist eine positive Sache und nicht ein unbestimmtes Denken an ihn ohne Zweck und Ziel.

„Gebet ist unser tiefstes Sehnen,
Ob lautlos oder ausgedrückt
In Worten, Seufzern, Blicken, Thränen;
Ein heilig Feu'r, das uns durchzückt.
Gebet ist Klageton im Wehe,
Ein Hülferuf aus tiefer Noth,
Ein Sehnsuchtsblick zur Himmelshöhe,
Wenn Niemand sieht und hört als Gott."

3. Es ist ein Aneignen und Ergreifen Gottes.

Das Gebet ist ein Opfer, eine direkte Uebergabe an Gott. Darum lehrt uns Jesus beten: „Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel." Ohne Hingabe an Gott kann dieses nicht stattfinden. Wer in seinem Gebet kein Opfer bringt (siehe obige Bitten), der betet nicht wirklich. Wer sich

in das Meer der ewigen Liebe versenken will, muß aus sich selbst heraustreten. Nur dann können wir Gott in uns aufnehmen, wenn wir uns ihm zugleich hingeben. Aber dieses Opfer der Hingabe und des Gehorsams ist nur dann ein lauteres, wenn es ein Opfer der Liebe ist. Weil uns aber dieses Vermögen der Liebe abgeht, kommen wir im Gebet zu Gott durch Jesum Christum, der unser Fürsprecher bei dem Vater ist und durch den wir Erhörung finden.

II. Warum beten wir?

1. Weil das Gebet eine natürliche Sache ist.

Es ist ebenso natürlich für den Menschen unter gewissen Verhältnissen das Herz zu Gott zu erheben, als es für unsere Lungen ist, sich auszudehnen, um die frische Luft, welche wir zum Leben so nothwendig bedürfen, einzuathmen. Wie leicht ist es für das unschuldige Kind, ein Gebet zu lernen, und wie gewissenhaft ist es in der Erfüllung dieser Aufgabe! Instinktmäßig fast erkennt der Mensch die Existenz eines höheren Wesens an, zu welchem er in Zeiten der Drangsal und Noth um Hülfe und Trost naht. Wenn sich auch der Mensch in seinem verkehrten Sinn über die Existenz eines wahren und lebendigen Gottes hinausphilosophirt, und das Dasein desselben frech leugnet, so bleibt es dennoch wahr, daß das Gebet eine natürliche Sache ist.

2. Weil das Gebet ein Bedürfniß ist.

Das Kind Gottes muß beten. Es hebt unwillkürlich seine Augen auf zu den Bergen, von wannen Hülfe kommt. Es hat leibliche Bedürfnisse: „Unser täglich Brod gib uns heute.“ Es hat geistliche Bedürfnisse: „Vergib uns unsere Schulden“ rc. Es steht in großer Gefahr: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.“ Darum nimmt es seine Zuflucht zu Gott. Was das Wasser dem Fisch, was die Luft dem Vogel, was der Odem dem Menschen, das ist das Gebet dem Kinde Gottes. Gott ist den Seinen die einzige Quelle des Segens, des Lebens, des Lichtes und der Liebe; aus dieser reichen, unerschöpflichen Quelle zu nehmen Gnade um Gnade, ist Bedürfniß.

3. Weil das Gebet eine Pflicht ist.

Wie leicht vergessen wir im Gewühl und Getümmel unserer irdischen Verhältnisse die Pflicht des Gebets! Darum ermahnt Jesus, daß man allezeit beten und nicht laß werden soll, und Paulus will, daß wir an allen Orten heilige Hände zu Gott emporheben, ohne Zorn und Zweifel. Selbst da, wo im Glauben gebetet wird, bleiben gewisse Hindernisse zu bekämpfen, die das Anhalten am Gebet zur Pflicht machen. Unsere verdorbene Natur ist dem Gesetz der Schwere gleich, das uns immer zur Erde herabziehen und den Aufschwung der Seele zu Gott hindern will. Ununterbrochen steigen Nebeldünste aus unserm sündlichen Fleische auf, welche die Sonne der Gerechtigkeit vor unserm inneren Auge verhüllen. Die Sonne steht in gewohnter Klarheit am Himmel, aber unsere irdische Atmosphäre ist es, welche sie unsern Augen verbirgt. Ebenso hier; da muß das Gebet als ernster Wille sich erweisen, welcher hindurch dringt und den Nebel der Zweifel zerreißt. Die Lerche steigt singend dem Himmel zu, aber wenn sie aufhört, ihre Flügel zu rühren, fällt sie zur Erde nieder. Ebenso hier: Gebete sind die Schwingen der Seele, die uns himmelwärts tragen, aber ohne Gebet versinken wir in Zerstreuung, in irdische Wünsche und sinnliche Genüsse.

III. Was nützt das Gebet?

1. Wir haben Zutritt zu den Gnadengütern Gottes.

Darum spricht Jesus: „Bittet, so wird euch gegeben. Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgethan. Das Gebet ist der Schlüssel zur Schatzkammer Gottes. Es ist das Telephon, die Verbindungslinie zwischen der Erde und dem Himmel. Wer gläubig bittet, empfängt reichen Segen von Gott.

2. Wir werden anders, als wir vorher gewesen sind.

Wer im Himmel wohnt, wird himmlisch gesinnt. Wer oft mit Jesu im Gebet verkehrt, empfängt Christi Charakter und Geist. Wer im Heiligthum Gottes wohnt, auf dessen Antlitz strahlt der Glanz der unsichtbaren Welt wieder. Wer oft mit Gott redet, wird ein Vertrauter des Herrn; da fließen die inneren Quellen der anbetenden Bewunderung in frommer Dankbarkeit. So wird das Gebet zu einem Prozeß, wodurch der Wandel heilig und die Seele rein und reif wird für den Himmel.

3. Wir wirken bestimmend auf Gott ein.

Die Grenze des erhörlichen Gebets, sofern man nach dem Willen Gottes betet, ist der Glaube. Durch das Gebet wird auf das Leben des einzelnen Menschen sowohl, als auf die göttliche Weltregierung eingewirkt. Der göttliche Rathschluß ist kein unbeugsames Schicksal, sondern ein Rathschluß, welcher in seiner Ausführung bedingt ist durch die freien Handlungen der Menschen. Zu den menschlichen Handlungen aber, welchen der göttliche Rathschluß Rechnung trägt, gehört auch das gläubige Gebet. So wie der Christ durch das Gebet ein anderer wird, als er vorher gewesen war, so werden auch seine Umgebungen und Verhältnisse mehr oder weniger verändert. Auf diese Weise wird eine neue Basis, eine andere Grundlage geschaffen, auf welcher der allmächtige Gott operiren und Dinge thun kann, die ohne das Gebet des Kindes Gottes nicht ausführbar wären.

Frauenzeitung.

Durch Höflichkeit in Wort und Mienen,
Kommt auch der Aermste durch die Welt,
Die dieser Münze sich bedienen,
Die kaufen vieles ohne Geld;
D'rum möge Jeder höflich sein,
Es kostet nichts und bringt viel ein.

Ein ernstes Wort an die Frauen über Missionsarbeit. (Eine Ansprache am Jahresfest des Minneapolis Zweig der Auswärtigen Frauen-Missions-Gesellschaft der M. E. Kirche von der Vorsitzerin Mrs. Emily Huntington Miller. Frei ins Deutsche übertragen von Fr. Kopp.)—„Während wir uns freuen

über den Fortgang der Frauen-Mission im Allgemeinen, möchten wir fragen: Wo finden wir die Kirche, deren Glieder alle zu ihrer Pflicht erwacht, alle Gott geweiht und alle wohl unterrichtet sind über diesen so wichtigen Theil christlicher Thätigkeit? Wo finden wir die Gemeinde, in welcher die Heidenmission sich des Gebets, des Nachdenkens und der Opferwilligkeit der Glieder in gleichem Maße, wie andere kirchlichen Unternehmungen erfreuen kann, und wo das Missionsgeld nicht mit Widerstreben, sondern mit Freudigkeit gegeben wird, und wo selbst persönliche Genüsse gerne entbehrt werden, um die Noth der Heiden zu lindern?

Wo finden wir die Gemeinde, deren weibliche Mitglieder für die Missionssache mit derselben Begeisterung arbeiten, wie für eine Kirchenorgel, einen neuen Teppich oder einen mit Frescomalerei gezierten Kirchensaal?

Was können wir thun, diese unthätigen Frauen in der Kirche für diese wichtige Sache zu begeistern? Denn diese sind es, welche dem Kommen des Reichs Gottes im Wege stehen, und nicht die, welche sich außerhalb der Kirche Christi befinden. Es sind nicht die harten Märsche und die gegenüberstehenden mächtigen Feinde, die den Sieg der Armee Christi unmöglich machen, sondern die unentschiedenen und halbherzigen Soldaten.

Um die lauen Kirchenglieder zu überzeugen und für die Missionsarbeit zu gewinnen, müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt, und sie müssen mit heiligem Ernst und mit großer Geduld und Langmuth bearbeitet werden. Ein mächtiges Hülfsmittel zu diesem Zweck ist die Sonntagschule. Unter einer weisen Anordnung könnten die vierteljährlichen Sonntagschulfeste zu Vorträgen und Uebungen benützt werden, durch welche mehr Herzen erreicht und erweicht würden, als durch die Anstrengungen auf der Kanzel. Männer und Frauen, die nicht in die Kirche gebracht werden können, selbst wenn die beredtesten Missionspredigten gehalten werden, sitzen mit feuchten Augen und bebenden Lippen da, wenn ihre eigenen Kleinen Fürbitte einlegen für die, welche noch in Finsterniß und Todesschatten des Heidenthums sitzen.

Sollen zu Hause und in der Ferne Erfolge erzielt werden, so müssen die Zehnten und Dankopfer reichlich und regelmäßig von jeder christlichen Familie auf den Altar des Herrn gelegt werden, und nicht nur von einzelnen liberalen Gebern. Jene Frauen, die sich bis jetzt noch nicht für eure Missionsversammlungen und Missionsnachrichten interessiren, können durch eure Gebete und persönliche Arbeit erreicht werden. Unermüdliche Anstrengung von eurer Seite mag die Eine und die Andere nach und nach zum Lesen, Hören, Nachdenken und Geben bewegen. Ein Buch oder ein Blatt in ihre Hand gelegt, mag die Saat einer reichen Ernte werden; nur darf sich unser Eifer durch die verschiedenen Hindernisse, welche der Feind in den Weg legen mag, nicht dämpfen lassen. Blicken wir mit Nachdenken etliche Jahre zurück in die Vergangenheit, und bedenken, welche Schwierigkeiten bereits überwunden sind, so werden wir mit neuem Muth erfüllt. Denn obwohl wir immer noch reden von der „andern Seite der Welt," so muß es jedem Beobachter des Fortschritts der Civilisation klar werden, daß es bald keine „andere Seite" mehr gibt; denn Völker und Nationen, die früher einander fern standen, sind nahe zusammen gerückt durch die wunderbaren Bande gemeinschaftlicher Interessen. Japan, Indien, China und die Inseln des Meeres sind nicht länger mehr Regionen dunkler Sage. Die Thore ihrer heiligen Städte sind heute für die ganze Welt geöffnet. Von dem Mittelpunkt bis an die äußersten Grenzen beeinflußt der Handel und der Fortschritt der Civilisation jene mächtigen Länder, und überall, wo das Evangelium so wunderbaren Eingang fand, öffneten sich die christlichen Frauen für ihre Mission die Thüren.

Die Familie, die in christlichen Ländern die Hauptstütze der Kirche und der Civilisation ist, muß dieses in allen Ländern werden. Denn was früher durch Predigten und Unterricht in diesen Ländern gewirkt wurde, vernichteten in der Familie unwissende heidnische Mütter wieder, da sie ihren Kindern ihr eigenes Bild aufprägten. Die Abschließung der Frauen seit vielen Generationen macht schon den Gedanken an eine Verletzung dieser Sitte zu einem entsetzlichen für jede Empfindung des Zartgefühls einer orientalischen Frau, und nur ihre christliche Schwester vermag in jene abgeschlossene Behausung zu dringen, um ihr das Brod des Lebens zu brechen und Licht in jene finstere Klause zu bringen. Ihre Hand kann diese verschlossene Thüre öffnen, ihr Fuß darf über jene verbotene Schwelle treten, ihre Lippen können dort die Botschaft von der Liebe Gottes in Christo erzählen; und ihr inniges Mitgefühl, ihre unerschöpfliche Geduld, ihr unerschütterlicher Glaube füllt—indem sie ihrer heidnischen Schwester den Segen des Evangeliums bringt — ihre eigene Seele mit neuem Segen, ihre Einsicht und Erfahrung nimmt bei dieser Liebesarbeit zu, und sie tritt in immer innigere Gemeinschaft mit ihrem Meister, für den und mit dem sie treulich arbeitet. Aehren lesend hinter den Schnittern, zufrieden mit dem Zuspruch des Meisters: „Ei, du fromme und getreue Magd!" Gesegnet unter den Frauen ist die ihrem Beruf getreue Arbeiterin in der Frauenmission. Und die Frauenmissions-Vereine sind gestiftet, um diese selbstverleugnenden Frauen und Jungfrauen durch ihre Arbeit und Gaben, durch ihr Mitgefühl und Gebet zu unterstützen.

Laßt uns nicht ängstlich sein, daß die christlichen Frauen um dieser erweiterten Thätigkeit willen ihre Heimath und ihre Kinder vernachlässigen werden.

Aber „das Leben ist mehr denn die Speise, und der Leib mehr denn die Kleidung." Unsere Kinder werden leben, wenn wir längst im Grabe ruhen. Ihr Leben ist für etwas Höheres bestimmt als für Vergnügen, Essen, Trinken und feine Kleidung; und während in dieser Beziehung die Fürsorge der liebenden Mutter nie ermüdet, sollte sie nicht durch ihr eigenes Beispiel ihre Lieblinge zu einem höheren, edleren und besseren Leben anleiten? Wie herrlich ist es, wenn sich Kinder erinnern, daß die Sympathie ihrer Mutter so umfassend war wie das Weltall, daß ihre Hände zu jedem guten Werk bereit, und sie in aufopfernder Liebe stets willig war, die Lasten der Schwachen zu tragen.

Die Zeit ist gekommen, wo verständige Menschen die alte von Dickens erborgte Spottrede:—„Die ihre eigenen unglücklichen Familien vernachlässigen und ihre Sympathie an Heidenmissionen verschwenden"—entschieden zurückweisen. Ich sah viele Familien jämmerlich vernachlässigt von leichtsinnigen, modesüchtigen Frauen, die Kinder unwissendem Gesinde überlassen, während ihre Mütter sich im Theater und der Oper vergnügten;—Knaben unbeaufsichtigt dem Verderben anheimfallend in der rohesten Gesellschaft der Straßenjungen, während die Mütter gänzlich und ausschließlich mit ihrem eigenen Putz und Besuchen beschäftigt waren;—aber noch nie eine Mutter, die ihre häuslichen Pflichten vernachlssigte, um Missions-Versammlungen beizuwohnen. Die verwahrlosesten und unglücklichsten Familien, welche ich je fand, sind die, wo die Mütter es als ihr natürliches

Recht betrachteten, auf oben angeführte Weise ihre Zeit zu vergeuden. Ich bin für nichts mehr dankbar zu Gott, als für christliche Familien, in denen die Kleinen von Anfang an gelehrt werden: „Wir Alle sind Gottes Mitarbeiter.“ Es ist nicht der Wille Gottes, daß einige Personen Alles aufopfern und andere Nichts; wir Alle haben Arbeit und sollten einander aufmuntern, dieselbe zu thun.

Auch habe ich Kinder von Missionaren beobachtet, die voll zärtlicher Anhänglichkeit — wahrscheinlich in Folge ihrer abgeschlossenen Stellung inmitten des Heidenthums—herzlich für einander sorgten, und in inniger Liebe an einander hängend, mit großem Fleiß studirten, und die herzbrechende Trennung von ihren Eltern mit dem Muth ächt christlicher Helden ertrugen. Bei dieser Beobachtung schmerzte es mich tief, annehmen zu müssen, daß diese Opfer zum Theil nothwendig sind, weil christliche Mütter oft Jahre lang ihre Kraft und Zeit und Tausende von Dollars in thörichtem Kleiderputz an sich und ihren Kindern nutzlos verschwenden; so auch für kostbare Ausschmückung ihrer Häuser und das Beladen ihrer Tische mit köstlichen Speisen und Leckerbissen, die vor und nach dem Genuß nur den Leib beschweren, sich gar zu viele Arbeit und Kosten machen. Stellen wir uns bei dieser Lebensweise unserem Gewissen vor, so müssen wir uns eingestehen, daß wir einen großen Theil dieser Arbeit und Mühe um der eigenen Ehre und der guten Meinung unserer Nachbarn willen uns auferlegt haben.

Traurig für das Christenthum, das in dem Nahen des Tages, den die heiligen Propheten, Apostel und Märtyrer zu sehen begehrten, so trägen Herzens ist zu glauben und zu arbeiten, und so geneigt ist, zu zweifeln und sich zu entschuldigen.

Man hört häufig den Einwand; „Wir haben so viel zu thun!“ Können wir denn von unserer täglichen Kunde nicht etwas entbehren? Wie nahe müssen wir der Ewigkeit kommen, ehe wir stille stehen und ernstlich fragen: „Was ist das Ziel und der Zweck unseres Lebens?“ „Von welchem Nutzen sind diese Dinge, die unsere Zeit und Gedanken so sehr in Anspruch nehmen?“ „Würde unser Leben ein wirkliches Glück entbehren, wenn wir weniger für uns selber leben würden?“

Wir finden doch Zeit für Dinge, an denen wir Lust und Freude haben. Zum Lesen, wenn wir uns mehr ausbilden wollen, oder wenn es uns Vergnügen macht. Für die schönen Künste, wenn wir dafür begeistert sind. Für Vergnügungen, wenn unsere Herzen sich darnach sehnen. Darum, o Seele, höre auf die Stimme, die dir eines Tages die ernste Frage vorlegen wird:

„Wo ist die Frucht von deines Lebens Saat?
Verloren hast du deine Zeit,
Versäumt hast du die Ewigkeit,
Was hast du zum Gewinn davon?“

O, ihr Frauen, in diesen Tagen eures Einflusses, in diesen Tagen der schönsten Aussichten für die Ausbreitung des Reiches Christi über die ganze Erde, in diesen Tagen eurer großen Verantwortlichkeit spielet nicht, träumet und säumet nicht, legt nicht die Hände in den Schooß, vertändelt nicht eure Zeit mit Nebendingen; gehet muthig an die Arbeit, thue jede in ihrem Theil nach besten Kräften ihre volle Pflicht, daß wenn der Herr kommt, und eine nach der Andern von der Arbeit abruft, er ihr das Zeugniß geben kann: „Sie hat gethan, was sie konnte.“

Das Dor'le über die Knaben. Der Knabe und seine Mutter. Jemand sagte, daß wenn Gott einen großen Mann braucht, so sieht er sich erst nach der Mutter um. Der Einfluß der Mutter auf ihren Sohn ist kaum zu beschreiben. Die christliche Mutter, die weiß, daß der Charakter und die Gemüthsanlagen ihres Kindes sehr viel von ihr abhängen, wird mit weislicher Vorsicht und unter viel gläubigem Gebet so auf das Gemüth des Kindes einwirken, daß es gar nicht schwer ist, es zu erziehen.

Mütter klagen oft, daß die Knaben so schwer zu erziehen sind, und sie legen deßhalb die Knabenerziehung beinahe ganz in die Hände des Vaters. Eine Mutter, die das rechte Verhältniß zwischen ihr und ihrem Sohne kennt, wird das nie nöthig haben. Es besteht eine besondere Liebe des Sohnes zu der Mutter und der Mutter zu dem Sohne. Und wohl der Mutter, die diese Macht der Liebe kennt, und weiß diese Liebe in dem Sohne zu erhalten.

Dies geschieht dadurch, daß man den Sohn verhätschel und ihm den Willen läßt; im Gegentheil —während die Mutter mit der einen Hand die Zügel des Gehorsams scharf hält, führt sie ihn mit der andern mit zärtlicher Liebe. Ich bedaure eine Mutter, welche die Strafe, die der Junge verdiente, aufschieben mußte, bis der Vater heimkommt. Eine Mutter gibt sich damit eine große Schwäche. — Gib ihm die Strafe selbst, und nach der Strafe rede mit ihm allein, und die Thränen, die folgen, werden sein, wie der Regen. Es wird die gewünschte Frucht bringen.

Um einen guten Knaben zu erziehen, ist es vor Allem nöthig, sehr frühe anzufangen. Im ersten Erwachen des kindlichen Auffassens ihm von der Liebe Jesu zu erzählen, Wahrheitsliebe und alle schönen Tugenden in das junge Gemüth zu pflanzen, sich an seinen Spielen zu interessiren, und wenn er älter wird, ihm mit seinen Lektionen zu helfen, ihm leiblich die nöthige Pflege zu geben, und ihm zu rathen in der Wahl seiner Freunde. Das Allerwichtigste jedoch ist, viel zu beten, und ich glaube, es wird einer betenden Mutter gelingen, einen guten Knaben zu erziehen.

Solch gut erzogener Knabe wird seine Mutter über alles lieben. Ich kann mir auf dieser Welt kaum etwas Schöneres denken, als die Liebe des Sohnes zu seiner Mutter. Es ist ein Stück Himmelblau auf dieser armen Welt.

Solche Liebe wird eine Schutzwehr für ihn sein in den Stürmen und den Versuchungen des Lebens. Die Lehren und Eindrücke der Mutter auf sein Gemüth werden nie ganz verwischt werden.

Der liebe Gott helfe uns Müttern, denn, wo ist die Mutter, die nicht ihre große Schwachheit fühlt! Doch wissen wir, wo wir Kraft bekommen können.

Kalbfleischlaib. Laß dir beim Fleischer 3 Pfund gutes Kalbfleisch mit einem halben Pfund gesalzenen Schweinefleisch fein hacken. Rolle ein Dutzend Cräcker fein und menge es in das Fleisch nebst zwei Eiern und Salz und Pfeffer. Formire einen Laib daraus, bestreiche denselben oben mit Butter ziemlich dick und streue fein gerollte Cräcker darüber. Gieße etwas kochendes Wasser in die Pfanne und laß es eine Stunde backen. Man muß es öfter begießen. Dieser Laib ist gut—heiß oder kalt.

Eine gute Erbsensuppe. Man setzt den Suppenknochen oder Suppenfleisch zu der gewöhnlichen Zeit auf das Feuer. Binde das Suppgrün und eine gelbe Rübe in einen kleinen Bündel und lasse es mit dem Fleisch kochen. Nehme es dann heraus, wenn man das Uebrige in die Suppe thut. Etliche gute Nelken und eine Mußkatenblüthe geben der Suppe guten Geschmack. Eine Stunde, ehe man die Suppe fertig haben will, setzt man die grünen Erbsen auf, ungefähr

ein Pint und läßt sie in ein wenig Salzwasser allein kochen. Wenn sie weich sind, gießt man das Wasser ab und thut sie in die Suppe, dann nimmt man Brosamen ein Pint und mengt etwas Butter hinein und zwei Eier, Salz und Pfeffer, und macht dann ganz kleine Klößchen daraus, ungefähr so groß wie eine kleine Nuß und thut sie auch hinein in die Suppe und läßt es 5 Minuten kochen.

Griesklößchen. Man setzt ein Pint Milch auf das Feuer mit ein klein wenig Salz. Wenn die Milch am Kochen ist, rührt man so viel Griesmehl hinein, bis es so dick ist, daß es sich von dem Geschirr los schält; nun nimmt man es ab vom Feuer und läßt es ein wenig abkühlen. Alsdann rührt man vier Eier daran, eins nach dem andern, bis man alle vier gut hineingerührt hat, nun formirt man mit dem Kochlöffel kleine Klöße, die man in das kochende Wasser legt. Man thut ein wenig Salz in das Wasser und läßt sie zehn Minuten kochen. Man kann diese Klößchen auch in die Suppen brauchen.

Um das Waschen zu erleichtern. Wenn man kann, ist es gut, die Wäsche den Abend zuvor einzuweichen. Man schneidet gute Seife in den Kessel und nimmt etliche Stücke Borax dazu, so groß wie eine große Wallnuß und läßt es mit der Seife aufkochen. Nachher vertheilt man dieses in so viel Regenwasser als nöthig ist, die Wäsche einzuweichen. Man kann auch etwas Borax in den Kessel thun, wenn man die Wäsche kocht. Borax ist das allerbeste Waschpulver. Es schadet der feinsten Wäsche nicht und macht sie hell und weiß.

Die neue deutsche Rechtschreibung.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga in Berlin.

Das Goethe'sche Wort: „Da steh' ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor," läßt sich in gewissem Sinne auch auf die neue deutsche Rechtschreibung anwenden. Ich habe mich—aus naheliegenden Gründen—lange mit derselben beschäftigt und so oft ich am Schluß einer Prüfung der ihr zu Grunde liegenden Regeln angekommen bin, war Mancherlei übrig geblieben in der neuen Schreibung, — die als vereinfachte bezeichnet wird — das ich in die verschiedenen Absätze der Regeln nicht einreihen konnte.

Eben wegen dieser Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der neuen Rechtschreibung ist schon manches scharfe Wort hinüber und herüber gepflogen aus dem Lager der Vertreter der Wissenschaft und doch ist kein Fortschritt geschafft worden.

Die neue Rechtschreibung soll eine vereinfachte sein; doch glaube ich, daß wir das Recht haben, diesen Satz, trotzdem ihn der Minister Puttkamer seiner Zeit ausgesprochen, auf seine Haltbarkeit hin zu prüfen. Vor mir liegen die im Auftrage des Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten herausgegebenen Regeln für die neue deutsche Rechtschreibung, wo ich auf Seite 4 lese: „Grundsatz der deutschen Rechtschreibung: Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen."—Das wäre ganz einfach; aber geschieht es auch? Lesen wir einige Zeilen weiter unten: „Zuweilen wird auch ein Laut nicht durch den Buchstaben bezeichnet, der ihm zunächst zukommt. So schreibt man **Abt**, **Hand**, obwohl man **Apt**, **Hant** spricht." Wir sehen die einfache Geschichte fängt an, schwierig zu werden. Ich könnte eine ganze Reihe von solchen Ausnahmen von der Regel anführen, denn fast jede dieser Regeln besitzt Ausnahmen. Indessen so lange sich dieselben auf derartige Fälle, wie die angeführten beschränken, geht es noch. Schwierig, sehr schwierig wird es hingegen, wenn wir uns an die Durchmusterung der Fremdwörter machen. Da lesen wir zum Beispiel: Benefiz, Novize, Polizei, Terzett—und daneben Concept, Auspicien, Docent, präcis. Und wie erklärt die neue Rechtschreibung diesen Wechsel des z und c?—Es heißt: „In vielen Fällen schwankt der Gebrauch," und „durchgehende, einfache Regeln lassen sich nicht aufstellen."

Unpraktisch ist sie, diese neue Rechtschreibung, zu diesem Resultate sind auch die meisten unserer deutschen Sprachforscher gekommen. Allerdings erkennen wir dieselbe immer als einen Schritt nach vorwärts an, aber trotz all dem Guten, das wir an ihr rühmen können, ist sie doch das nicht, was so vielfach ihr nachgesagt worden ist; sie ist nicht einfach.

Ist nun diese Rechtschreibung allgemein im Gebrauch in Nord und Süd, in Ost und West? Keineswegs. Das unter dem officiellen Titel: neue deutsche Rechtschreibung gehende Wörterverzeichniß ist nur in Preußen gültig.

Als vor einer Reihe von Jahren—es mögen reichlich 12 Jahre her sein—der Ruf nach Vereinfachung der Schreibung erscholl, war es Preußen gewesen, daß die Frage zuerst zu erledigen suchte. Es stellte eine Reihe Regeln fest. Unterdessen hatten die bairischen Schulmänner ebenfalls eine Rechtschreibung ausgearbeitet, die

nach mancherlei Aenderungen ausgegeben wurde. Sie war im Großen und Ganzen der preußischen ähnlich, und wies nur einige Aenderungen auf von geringerer Bedeutung, wie z. B. Moriz statt Moritz, Literatur statt Litteratur. Die Verschiedenheiten waren so unbedeutend, daß durchaus kein Hinderniß für Benutzung bairischer Lehrbücher in Preußen vorhanden war und umgekehrt.

Etwas weiter in der Aufstellung einer vereinfachten Schreibung gingen die Schweizer, wenigstens in einzelnen Kantonen. So wird an einigen Orten—tun statt thun (preußisch), Berta statt Bertha geschrieben, wie überhaupt das Bestreben war, das th ganz auszumerzen und ein einfaches t dafür zu setzen.

Manchen ging aber auch diese Rechtschreibung nicht weit genug, und da allbekannt in unserer Zeit so viel durch Vereine geschafft wird, so entstand auch ein Verein — für vereinfachte Rechtschreibung, der auch bald sein eigenes Organ besaß. Diese Leute gingen nun radikal zu Wege; das v wurde ganz abgeschafft, das th auch; ebenso ie für ein langes i; kurz Alles wurde einfach: man schrieb fater, fane (für Fahne), fereinsfane (Vereinsfahne), Dib (für Dieb), lib (lieb) und so fort. — Eine Zeit lang machten die Leutchen großes Aufsehen; indeß — es ging vorüber. Ob der Verein heute noch existirt, weiß ich nicht.

Das größte Ansehen besitzt trotz ihrer Mangelhaftigkeit, die neue deutsche Rechtschreibung für Preußen. Sie ist im Vergleich zum Uebrigen doch noch das Beste, was geleistet worden ist.

Allerdings werden keine Regeln im Stande sein, eine Sprache, die sich historisch im Laufe der Jahrhunderte zur heutigen Schreibung ausgebildet hat, plötzlich in der Schreibung zu ändern. Bis die wenigen Veränderungen, die bisher gemacht wurden, dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen sind, werden schon wieder neue nothwendig sein.

Aus der Zeit.

Ein schweigender Denker. Man sollte nicht denken, daß der Mann auf dem Bilde, welcher so ruhig und nachdenkend dasitzt, wie ein Pastor in der Studierstube, schon so große Schlachtenpläne ausgedacht habe, deren Ausführung Ströme Bluts kosteten!

So sitzt der Schweiger im deutschen Reichstag, Sitzung nach Sitzung, Jahr ein und Jahr aus — bis etwas aufkömmt, das ihn anregt und in sein Fach schlägt. Dann erhebt er sich ruhig, tritt langsam und bedächtig, wie es einem beinahe 90jährigen geziemt, zum Platz der Redner und beginnt mit schwacher Stimme sein Argument. Im Saale wird es mäuschenstille. Die Abgeordneten drängen sich lautlos um den Sprecher Moltke, der Schweiger und Denker redet, der muß etwas zu sagen haben. — Jedes seiner Worte findet Aufnahme; selbst die politischen Gegner wägen seine Argumente und zollen dem Manne die größte Achtung.

Er ist in seinem Auftreten das gerade Gegentheil von Bismarck, welcher seinen Gegnern gegenüber steht, wie ein Löwe. Wer indessen daraus schlösse, daß Moltke weniger entschiedener sei, als der Eiserne, der täuscht sich. In dem pastormäßig aussehenden Reichs-Feldmarschall lebt ein unbeugsamer Wille und hämmert ein nie rastender Geist, der gewiß schon jetzt manch' zukünftigen Kriegsplan ausgedacht hat.

Hoffentlich wird der Friede noch lange erhalten. Seit General Boulanger nicht mehr Kriegsminister in Frankreich ist, haben auch die Aengstlichen mehr Zutrauen, daß des Krieges Waffen schweigen werden. Gott gebe es in Gnaden.

Was Stöcker über die Verständigung zwischen Bismarck und dem Papst sagt.

Es ist in letzter Zeit so viel unreifes Zeug über den deutschen Systemwechsel und das Verhältniß zwischen Rom und Kirche geschrieben und gedruckt worden, daß es interessant und wichtig ist, einen Mann zu hören, welcher mitten im Kampfe steht, und die Fähigkeit, sowie Gelegenheit hat, die Sachen zu beurtheilen, und dem man wahrlich nicht nachsagen kann, er sei nicht gut evangelisch.

Stöcker hat kürzlich in Berlin vor den Christlich-socialen einen Vortrag über das Thema gehalten: Deutschland und Rom.

Der Redner glaubt nicht, wie so manche hochweise Zeitungsschreiber, daß der deutsche Reichsbaumeister nach Canossa gegangen sei, sondern wünscht nur, daß die evangelische Kirche sich fortan ebenfalls ohne Staatseinmischung selbst regieren dürfe.

Jedoch — lassen wir Stöcker selbst reden:

„In dem langen vielhundertjährigen Kampf zwischen Rom und Deutschland — so führte der Redner ungefähr aus—ist wieder einmal ein größeres Ereigniß eingetreten, über welches sich ein Urtheil zu bilden schwer ist, besonders für den schlichten Mann; es sieht aus wie kirchlicher Streit, aber sieht man näher zu, so steckt dahinter die Politik, nicht nur die deutsche, sondern auch die europäische. Eine spätere Zeit wird erst voll erkennen, worum es sich handelte, warum unsere Regierung einen so schnellen Systemwechsel vollzogen hat. Man sah wohl schon im vorigen Jahre die Schatten voraus, in der äußeren Politik wie von den Ereignissen in Baiern, und da suchte man zu einem schnellen Frieden mit Rom zu gelangen. Daß die Sache so schnell vorwärts ging, verdankt man dem Ereigniß in Baiern. Fürst Bismarck hat es ja selbst ausgesprochen, daß die große Politik dabei im Spiele



Graf Moltke im Reichstag

ist. Die Erneuerung des Bündnisses mit Oesterreich und Italien spielte wohl auch mit. Das eigentlich treibende und drängende Motiv aber war, dem Kulturkampf, wie er war, ein Ende zu machen, wogegen auch der eifrigste Protestant nichts haben kann. Einen wirklichen dauernden Frieden mit Rom werden wir ja nicht haben, der ist unmöglich, es sei denn, daß Deutschland ganz katholisch würde, aber doch einen Waffenstillstand, und auch dieser ist erwünscht. Es sind auf beiden Seiten viel Fehler gemacht worden. Der Syllabus, das Unfehlbarkeitsdogma — es waren immer kirchliche Dinge, die aber doch auch ihre Wirkungen auf das politische Leben äußerten, und das war bedenklich! aber es war schwer für den Staat, diese unsichtbaren Wirkungen zu kontrolliren und einzugreifen, ohne zu verletzen. Seitens des Staats aber ist der große Fehler gemacht, daß er viel zu sehr in das innerkirchliche Leben eingriff. Jedenfalls hat der Staat die Verpflichtung, erlassene Gesetze so zu handhaben, daß sie nicht unnöthig die Gewissen verletzen. Daß das aufhören soll, kann uns nur freuen.

Weniger erfreulich aber ist nun die Art, wie der

Kampf aufhört. Wir haben immer gewünscht, man möge die ganze Maigesetzgebung aufheben und ein neues Gebäude von Grund aus aufbauen. Ein Stück nach dem andern abzubrechen, so daß schließlich nur Trümmer übrig bleiben und man kaum auch recht weiß, was gilt, das ist nicht angenehm. Fürst Bismarck, der als Diplomat es lieber mit den Kabinetten als mit dem Parlamentarismus zu thun hat, hat sich auch lieber mit dem Papst als mit dem Parlament eingelassen, und darin hat er ja Recht, wenn er sagt: Was helfen kirchliche Gesetze, mit denen der Papst nicht einverstanden ist? Habe ich ihn erst, so wird auch das Centrum, wird auch das katholische Volk nachfolgen. Und darin hat sich Fürst Bismarck in der That auch nicht verrechnet.

„Es ist aber nicht recht, mit dem Falk'schen System der katholischen Kirche gegenüber zu brechen, der evangelischen Kirche gegenüber aber nicht. Das sieht so aus wie eine Niederlage des Staates gegenüber Rom, wie ein Canossa, was es übrigens nicht ist, denn beide Theile haben nachgegeben, sondern ein bewußter Systemwechsel. Es ist ein glücklicher Umstand, daß Papst und Kanzler das Bedürfniß haben sich zu verständigen; das Interesse des Papstes ist dabei ebenso groß wegen der immer mehr hervortretenden Zügellosigkeit und Unbotmäßigkeit der Centrumspresse. Das Centrum hat dabei eine schwere Niederlage erlitten, und der Umstand, daß der Papst sie ihm bereitet, macht sie bedeutend. Verschwinden wird das Centrum aber nicht, denn es hat geschmeckt, wie süß es ist, durch das Zusammenfassen aller katholischen Kräfte einen Einfluß in Preußen und Deutschland zu üben, und es wird sich dieses Vergnügen weiter gönnen, wenn auch in etwas anderer Weise. Gedemüthigt aber ist es doch, und das ist gut. Ob es auch sonst besser werden wird? Redner zweifelt daran. Das Verhältniß zwischen Deutschland und der römischen Kurie ist nicht allein durch die Uebereinstimmung des Papstes und des Fürsten Bismarck bedingt, sondern mehr noch durch das Verhältniß der Evangelischen und Katholiken. Und so lange dieses Verhältniß kein besseres wird, so lange wird von Frieden im Volksleben wenig zu spüren sein."

Offene Post.

Zur großen Ermuthigung gereicht es uns, durch viele Zuschriften zu erfahren, daß unsere Leser nie zufriedener mit Haus und Herd gewesen sind, als in gegenwärtiger Zeit. Wir sind namentlich dankbar, zu wissen, daß unsere Monatsschrift nicht mehr als angenehmer Nachtisch angesehen wird, sondern als ein Bedürfniß, welches in der Familie, in der Sonntagschule und in sonstiger kirchlicher Arbeit eine Mission erfüllt.

Auch für die Winke und Rathschläge sind wir aufrichtig dankbar. Ob wir sie alle in Ausführung bringen können, wissen wir nicht. Aber überlegt und durchdacht soll jeder verständige Rath und Vorschlag werden. Wir sehen es als einen Freundschaftsdienst an, wenn ein guter, brüderlicher Wink gegeben wird, und haben durch solche Winke schon gar Manches gelernt.

„Der neue Süden als Missionsfeld" (Juni Heft) vom Editor ist sorgfältig und mit Begierde gelesen worden. Es sind nicht nur allein wahre, sondern zeitgemäße und wichtige Worte. Worte, in welchen der Herr dem Schreiber die Hand geleitet hat. Jene Beleuchtung zeigt Wahrheiten und Thatsachen, die nicht zu früh aufgenommen werden können.

Das weitere Betreiben des Missionswerkes im Süden fühlen wir recht herzlich. Die Frage ist nun —wann und wie soll das Werk Gottes über den großen Süden ausgedehnt werden?

Auf diese Frage findet nun mancher der lieben Leser wohl bald eine Antwort, indem man sagt: „Ihr Brüder, ihr müßt es eben thun," und das ist auch soweit recht. Nur kann sich der Schreiber eines Seufzers nicht erwehren. Dieses Unternehmen bedarf tüchtige Kräfte, Männer voll heiligen Geistes und voll von Missionseifer; es bedarf Missionare und Missionarinnen, die eben um Jesu willen hingehen in's weite, weite Erntefeld. Zwar ist es ja kein Hinausgehen als wie in fremde Länder, aber immer verlangt es große Selbstverleugnung, um neue Missionsgebiete aufzunehmen, um Seelen für den Herrn zu gewinnen und neue Gemeinden zu gründen. Wenn ich an dieses Werk im neuen Süden denke, so steigen die Heldengestalten und Pioniere des deutschen Methodismus vor mir auf, und die Frage steht dahinter: Haben wir denn auch heute noch solche Männer, die die Plätze der Väter einnehmen, wenn es an den Mann geht? Ich glaube, wir dürfen die Frage mit ja beantworten, so daß, wenn dieses Werk aufgenommen werden soll, der Herr auch die Werkzeuge dazu hat, die willig sind, hinzugehen mit dem Vorsatz und Entschluß—für Jesum geb ich Alles hin.

Dieses Vorwärtsdringen fordert aber auch Mittel, ja viele Ausgaben sind damit verbunden. Da muß nun die Kirche helfen und eingreifen, sonst geht es nicht, und das Gebet der Kinder Gottes darf nicht fehlen, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen.

Ohne Gefahr zu gehen in dieser Sache, wäre es vielleicht der beste Weg, wenn die südliche deutsche Conferenz einen New Orleans Distrikt organisiren würde, um die Staaten Louisianna, Mississippi und Alabama aufzunehmen.

Die Central Conferenz hat schon eine alte Gemeinde in Nashville, Tennessee. Das könnte für die nächstliegenden Staaten das Centrum werden. Von dort könnten ein oder zwei Conferenz-Missionare ausgehen, die Städte und Settlements besuchen würden, wo sich unsere deutschen Landsleute niederlassen. Die St. Louis Conferenz könnte für den Staat Arkansas einen Missionar aussenden. So würde wenigstens ein Anfang gemacht in dieser guten Sache.

Daß der Aufschwung der südlichen Staaten jeden Tag größer wird, zeigte Dr. H. Liebhart's Beleuchtung, und daß die deutsche Emigration sich mehr und

mehr den Südstaaten zuzieht, ist ganz naturgemäß und einfach, denn das Land kommt erst seit kurzer Zeit so recht in den Markt und überall verlangt man den deutschen Farmer und bietet ihm unter den günstigsten Bedingungen das Land zum Kauf an.

Fabriken werden gebaut, Bergwerke werden geöffnet, und unsere Kirche thut wohl, wenn sie in Zeit das Missionswerk mit Ernst in diesen Staaten betreibt. Der Herr unser Gott helfe seinem Zion.

Brenham, Tex. Wm. Pfäffle.

An J. G. Z. und Andere. Die Tiara, die dreifache Krone des Papstes, ist das Symbol der dreifachen Herrschaft der Päpste über die leidende, streitende und triumphirende Kirche! Also eine päpstliche Anmaßung.

Quälgeister. Es ist weit leichter im Leben, einen Irrthum zu begehen, als seine Sache recht zu thun, denn es gibt nur einen richtigen Weg, aber sehr viele verkehrte Wege. Das gilt auch von den leidigen Druckfehlern, der Qual der Setzer und dem Schrecken der Editoren. Von den Tagen des alten deutschen Bundes, in den einmal eine „eilende Reichsarmee" aufgeboten wurde, welche die Oberflächlichkeit oder der Witz des Setzers in eine „elende Reichsarmee" verwandelte, bis auf die Gegenwart, in welcher der unglückliche Herausgeber eines Provinzial-Blattes in einem rührenden Nachrufe einen einflußreichen Abonnenten an „allgemeiner Liebesschwäche" sterben läßt, war die sorgfältigste Correctur nicht im Stande, sie gänzlich zu verbannen. — Auch „Haus und Herd" beansprucht in diesem Sinne — keine Vollkommenheit. Trotz der größten Sorgfalt und der genauesten Durchsicht werden sich hier und da Fehler einschleichen. Doch wird es unser Bestreben sein, unsere Monatsschrift auch in dieser Richtung zu einem Musterblatt zu machen, welches in ächt deutscher Ausdrucksweise und in klarer, fehlerfreier Schrift seinen Lesern die größte Mannigfaltigkeit an unterhaltenden, erbaulichen und belehrenden Artikeln bietet. — Sollte uns trotzdem hier und da einmal „etwas Menschliches" begegnen, so bitten wir unsere freundlichen Leser, zu bedenken, daß Irren menschlich ist, und daß es auch dem redlichsten Bemühen nicht immer gelingt.

Der Familienfreund für St. Paul und Minneapolis hat es schon mit der fünften Nummer auf acht Seiten gebracht. Und—hübsch gedruckte und inhaltsreiche Seiten sind es. Glück und Gottes Segen!

Gebrauch des Bibelforschers. Schon oft hat Haus und Herd erklärt, daß der Bibelforscher am Nützlichsten und Besten gebraucht werde, wenn Lehrer und Schüler zu Hause darin forschen und in der Sonntagschule die Bibel gebrauchen.

Dies ist das Ideal, das Ziel.

Wenn man es jedoch nicht auf einmal erreichen kann, muß man das Kind auch nicht gleich mit dem Bade ausschütten und es als eine Art Todsünde erklären, wenn der Bibelforscher in der Schule benützt wird. Derlei Deklamation mag im Augenblick recht schön klingen, reicht aber im praktischen Leben nicht weit.

Zum Beispiel: Sonntagschul-Lehrer und Schüler sollten die Lektion zu Hause so gut durchforschen, daß sie in der Schule kein ander Hülfsmittel nöthig haben als die Bibel. Aber wie — wenn nun nicht oder nur sehr oberflächlich geforscht wird, ist es in diesem Fall denn nicht besser, wenn man ein Hülfsmittel in der Hand hat, anstatt mit der Bibel in der Hand vom Hundertsten in Tausendste zu fahren?

Das Lehren und Fragestellen ist eine Kunst, die sich zwar jeder einigermaßen aneignen kann, wenn man sich die gehörige Mühe gibt. Wird jedoch nicht Fleiß angewandt, so ist es gewiß besser, wenn man wenigstens die gedruckten Fragen vor sich hat.

Auch über den Vorwurf, daß das internationale Sonntagschul-System die Bibel aus den Sonntag-Schulen verdränge, ist schon oft Erklärung gegeben worden. Das System verdrängt die Bibel nicht, sondern die Leute verrichten diese Arbeit. Trotzdem aber ist nie mehr wirkliche Bibelkenntniß unter allem Volk verbreitet worden, als seitdem dieses System besteht. Und obgleich es nicht vollkommen ist, so hat es sich doch schon Jahre lang bewährt, und die Einwendungen dagegen werden immer geringer.

Die neue deutsche Rechtschreibung. Haus und Herd ist schon zum Oeftern gefragt worden, warum die neue deutsche Rechtschreibung nicht eingeführt werde, und einige Freunde haben sogar gedacht, das sei ein Zeichen, daß unser Magazin weit hinter der Zeit sei.

Wir sind aus guten Gründen nicht mit Meilenstiefeln vorangeschritten. Die neue deutsche Rechtschreibung ist keineswegs eine in Deutschland allgemein gültige. Preußen hat eine Methode, Baiern, Würtemberg, die Schweiz und Oesterreich eine andere.

Hier zu Lande wird Haus und Herd von Nord- und Süddeutschen sowohl, als von vielen Schweizern und Oesterreichern gelesen, die dazu noch fast insgesammt in der alten Rechtschreibung unterrichtet wurden.

Aus diesem Grunde ist Haus und Herd beim Alten geblieben. Um uns aber ganz genau zu überzeugen, wie es draußen mit der berühmten neuen deutschen Rechtschreibung steht, haben wir einen unserer Mitarbeiter in Berlin, welcher die „Sprache" studirt, beauftragt, einen unparteiischen Artikel über die neue deutsche Rechtschreibung zu verfassen. Dieser Artikel steht in dieser Nummer, und stimmt mit unsern guten Gründen.

Wenn ganz Deutschland, Deutsch-Oesterreich und die deutsche Schweiz einmal eine allgemein gültige deutsche Rechtschreibung eingeführt haben, dann ist es für die Deutschen in den Ver. Staaten an der Zeit, nachzumachen, was alsdann nicht blos in den Zeitungen, sondern auch in Schul-, Lese- und Gesangbüchern zu geschehen hat. Bis zu dieser Zeit aber thun die Deutschen in den Ver. Staaten wohl daran, die Rechtschreibung beizubehalten, die für sie die allgemein gebräuchlichste ist.

Angenommene Artikel: Religiöse Erziehung. — Die Pioniere Ohio's. — In wie weit ist Christus uns ein Vorbild?—Schwäbische Chronika.—Der Kirchengesang. — Stanton. — Inselgruppe im St. Lorenz. — Macht und Segen der Gewohnheit.—Pic-Nic.—Plaudereien über Mailand. — Cyprische Alterthümer. — Frauenbildung. — Lebendiger Glaube und Seelenrettung.—Die deutsche Sprache und die Reformation.—Gesellschaftliche Bedürfnisse unserer Jugend.—Spielmann's Poesie. — Winona.—Bewillkommnungsgruß.

In dem Artikel über Kirchen und Kirchen-Möbel (Juli Nummer) steht—„es ist noch zu wünschen, daß jene guten. alten Zeiten wiederkehren;" sollte gerade umgekehrt heißen—„es ist **nicht** zu wünschen."

Schon zum tausendsten Mal haben wir gewünscht, daß die Druckfehler einmal im Grund des Meeres wären; aber immer noch wünschen wir.

E. E. EDWARDS, DEL. ENG'D BY F. E. JONES.

KAMIN-FELSEN AM MISSISSIPPI

=

n=

Berlin
and be=
u halten.
e Glieder,
„Majestät,
ing' er bei

„In der
denburg?"
nland;
– auf der

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. September 1887. Neuntes Heft.

Wird die Welt besser oder schlechter?

Editor.



Noch nicht lange her traf ich auf der Eisenbahn einen interessanten Schottländer, welcher mir um so interessanter vorkam, weil er ein ausgesprochener Schwarz = Gucker (Pessimist) ist. Nichts war ihm recht in dieser Welt.

Wir fuhren an der Univesität Delaware in Ohio vorbei: „Sehen Sie," sagte er, „hier wie drüben in Europa werden literarische Hungerleider (Proletarier) erzogen, die vom Wissen leben wollen, das sie nicht besitzen und vom Gehirn zehren möchten, von welchem Artikel sie nicht viel haben."

Der Zug sauste an einem Waldkirchlein vorbei. „Sehen Sie," sprach der Schotte, „so unbedeutend ist die Kirche in Europa. Sie ist das Aschenbrödel, während ihre Stiefschwester, der Staat, zum Tanze geht. Und in den Vereinigten Staaten wird's bald auch nicht viel besser sein, die Groß- und Kleinpolitiker werden die Kirche bald in die Ecke gedrückt haben." Als er darauf aufmerksam gemacht wurde, wie das unscheinbare Kirchlein im Licht der Sonne herrlich glänze, da antwortete er gefaßt (es war also): „Ja, das ist das Abendroth, Morgenroth und Mittag sind längst vorbei, die Menschheit fährt gen Mitternacht, und mit der Welt geht es schief."

Hat der Mann, haben seine Gesinnungsgenossen Recht? Ja und nein. Sie hätten vollkommen recht, wenn auf dem Blatt der Weltgeschichte nur Sünde geschrieben stünde. Da Gott, der Herr, jedoch quer über das Sündenblatt mit goldiger Schrift Gnade geschrieben hat, und die Gnade mächtiger geworden ist, als die Sünde, so werden die schwarzgalligen Philosophen schließlich doch nicht recht behalten.

Sie begehen den Fehler, immer nur die Sünde, oder eigentlich das daraus entsprungene Elend anzuschauen, und sehen die Gnade Gottes und ihre Wirkungen gar nicht oder nur im Dämmerlicht.

Daß dies eine schiefe Weltansicht ist, braucht man nicht zu beweisen. Aber Gutes haben diese Schwarzgalligen doch bewirkt. Sie sind dem Dusel entgegengetreten, in welchen uns manche sehr gescheidte Leute wiegen wollen, und in welchem man träumt, daß diese Welt die denkbar beste sei, und dieselbe nichts Weiteres bedürfe, als der natürlichen, fortschrittlichen Entwickelung, um die Erde zum unerreichten Paradiese umzuschaffen.

Wir sehen—die einen meinen, die Welt sei in der Hand des Bösen und darum müsse es immer schlechter mit derselben gehen. Die Andern wähnen, die gütige Fee-Entwickelung habe die Welt in der Hand und darum müsse es mit derselben von einer Rosenlaube in die andere gehen.

Fehlgeschossen.

Die Welt ist weder dem Bösen anheimgegeben, noch liegt sie in der Hand der rosigen Entwickelungs-Fee.

Ein preußischer Schulbub hat einst auf die diesbezügliche Frage eine bessere Antwort gegeben, als viele dieser schwarzgalligen oder rosenlaunigen Philosophen.

Kommt 'mal der alte Fritz nahe bei Berlin nach seiner Gewohnheit in eine Schule und befiehlt dem Schulmeister eine Prüfung zu halten. Dem fährt's wie das Zipperlein in die Glieder, er ermannt sich jedoch und frägt: „Majestät, was ist gefällig?" „Geographie, fang' er bei Berlin an," antwortet der König.

„Also—wo liegt Berlin, Kinder?" „In der Provinz Brandenburg." „Und Brandenburg?" „In Preußen." Preußen — in Deutschland; Deutschland — in Europa; Europa — auf der Erde; die Erde—in der Welt.

„Gut gemacht," sagt der alte Fritz; aber jetzt sagt mir noch eins: „Wo liegt die Welt?"

Dem Schulmeisterlein wird's angst und bang. Aber seine Jungens sind gut eingexerzirt. Einer derselben, ein prächtiger Lockenkopf, steht auf, faltet die Hände, schaut dem Monarchen frisch in's Angesicht und sagt mit klarer Stimme: **„Herr König, die Welt liegt in Gottes Hand."**

Da leuchtet ein Strahl der Rührung im Aug' des alten Fritz. Er legt seine Hand auf des Knaben Haupt, schaut den Schulmeister eine Weile an und geht schweigend hinaus.

Seine Voltair'sche Weisheit hatte auf diese Antwort auch keine triftige Entgegnung.

Wir aber sagen: Gott sei Dank, daß die Welt in Gottes Hand liegt! Da lag sie, da dieselbe als die denkbar beste Welt aus seiner Hand hervorging; da lag sie, als die Sünde die denkbar schlechteste Welt daraus gemacht hatte; da liegt sie heute, da das Heil mit der Sünde, Finsterniß mit Licht streitet, und eben deßwegen, weil die Welt in Gottes Hand liegt, wird das Ende nicht Weltvernichtung, sondern Weltauferstehung sein.

1. Von diesem, dem Offenbarungsstandpunkt aus, ist zu beurtheilen, ob die Welt schlechter oder besser wird. Alle Anschauungen und Rechnungs-Exempel, die den großen Weltenlenker außer Acht lassen, machen die Rechnung ohne den Wirth und müssen sich jedesmal in's Wirrsal verlieren.

2. Um die Frage, ob die Welt schlechter oder besser wird, einigermaßen richtig beantworten zu können, müssen wir uns vor Allem fragen: Welches sind die Gedanken, die Absichten Gottes mit der Welt; was ist Gottes Weltplan?

Erschrick nicht, lieber Leser. Es soll keine verwickelte Auseinandersetzung folgen. Gottes Absicht mit den Menschen ist eine ganz einfache; sie steht gleich auf den ersten Blättern der Heil. Schrift geschrieben und heißt: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Das ist also der Zweck Gottes, daß der erste Mensch und alle seine Nachkommen nach Oben, zu Gott gerichtet seien. Ihm, dem Allmächtigen und Heiligen ähnlich, sollten sie mit himmlischen Kräften ausgestattet, immer tiefer in die Geheimnisse Gottes eindringen und stets innigere Beziehungen zu ihm anknüpfen.

Die Thatsache, daß die Sünde mit ihrem Elend und ihrer Noth die Menschen aus dieser Bahn schleuderte, hat Gott nicht von seinen Gedanken gebracht. Er hat die Erlösung geschaffen und in Jesu Christo ist den Menschen die Möglichkeit geboten, ihre Bestimmung zu erreichen.

Dieser Bestimmung gemäß soll der Mensch mit dem Menschen ächt brüderliche Gemeinschaft haben. Er soll ein Glied einer großen durch Liebe verbundenen Familie sein. „Gott will," so sagt Martensen in seiner christlichen Sittenlehre, „einen Tempel aus lebendigen Steinen haben, einen Tempel, der in tiefer, heiliger Verborgenheit durch die Zeiten hindurch wächst, aber erst alsdann, wenn die Gestalt dieser Welt vergeht, wenn der Tag anbricht, in unveränderlichem Glanze, in ewiger Herrlichkeit aufgehen wird. Daß wir in vollem Sinne des Wortes, statt blinde Werkzeuge zu sein, vielmehr Gottes Mitarbeiter an diesem Tempelbau werden, darin besteht unsere letzte und höchste Bestimmung."

Zu dieser Bestimmung gehört allerdings auch, daß der Mensch Herr werde über die Natur, und fortschreite in Erkenntniß derselben, denn es stehet geschrieben: „Machet sie euch unterthan und herrschet über sie."

Jedoch ist Letzteres eigentlich Mittel zum Hauptzweck.

3. Nach diesen großen Grundgedanken Gottes haben wir also zu bemessen, ob die Welt im Rückschritt oder Fortschritt begriffen ist.

Die Welt mag in Erforschungen, Erfindungen und Wissenschaften noch so sehr voranschreiten, und somit das „machet sie euch unterthan" erfüllen, und im letzten Grunde doch schlechter werden.

Das Christenthum mag äußere Fortschritte machen und die Welt doch im Rückschritt begriffen sein. Letzthin sah ich eine Tabelle, auf welcher mittelst Farben, Zahlen, Strichen und Barren der ungeheure (!) Fortschritt des Christenthums vom zweiten Jahrhundert bis auf unsere Zeit dargestellt war. Na — dachte ich, da könnte ja Einer nach Adam Ries ganz gut ausrechnen, wann das tausendjährige Reich kommt. Ja wohl — wenn zwei Dinge nicht wären: Zum Ersten der Unterschied zwischen äußerlichem Wachsthum und innerlicher Gottebenbildlichkeit. Zum Zweiten — die gährenden Mächte der Hölle, die schon mehr als einmal einen Pfuhl aus einem scheinbaren Paradiese machten.

Die zu beantwortende Frage lautet: Ist wahrzunehmen, daß die Menschen in Wirklichkeit in innigere Beziehungen zu Gott treten; wird der Name Jesu Christi erhöhet; ist der lebendige Glaube im Wachsen; gedeiht die ächte Menschenliebe und verbinden sich die Menschen zu gemeinsamer gottwohlgefälliger Thätigkeit; machen wir uns die Fortschritte in Entdeckun-

gen und Wissenschaft im Geiste Gottes nutzbar?

Wenn so — so ist die Welt im großartigen Fortschritt begriffen.

Aber Alles, was von Gott abzieht, was das göttliche Ebenbild trübt oder zertrümmert, den Namen Christi erniedrigt, den Glauben [illegible], die Bande der Menschenliebe lockert, [illegible] Menschen dahin führt, des Weltalls G[illegible] vermeintlicher Alleinherrscher zu mißbr[illegible] das ist Rückschritt.

4. Wie steht es nun — wird die We[illegible]ter oder besser?

Es ist von Jeher gar langsam gegangen mit der Verwirklichung der Gottesgedanken. Einmal — weil der große Gott Niemanden die Zwangsjacke anlegt, sodann — weil das Böse eine so furchtbare Macht ist, daß wohl kein Mensch einen rechten Begriff von der Größe dieser Macht hat.

Viertausend Jahre wurde der Eintritt des Heils in die Menschenwelt vorbereitet, und heute geht's mit dem Sieg desselben noch so langsam, daß mancher Einer bereit ist, die Flinte in's Korn zu werfen und zu sagen: „Was nützt denn all' die Mitarbeit in Gottes Reich, laßt uns zuwarten, was der Herr thun wird.“

Und doch sind — wenn wir in der Geschichte der Menschheit blättern, heute die verwirklichten Gottesgedanken klarer in derselben zu lesen, als vor Jahrhunderten. Es stehen verhältnißmäßig mehr Menschen und Völker in inniger Beziehung zum lebendigen Gott als je; der Name Christi wird in der ganzen Welt gepredigt und erhöhet; es giebt verhältnißmäßig mehr Menschen, die den lebendigen Glauben besitzen als je; die Menschenliebe thut trotz den teuflischen Ausbrüchen der Selbstsucht und des Hasses Großthaten wie nie zuvor.

Jesus Christus ist heute nicht bloß „Dogmatik,“ sondern eine Macht, die sich überall im gesellschaftlichen Leben kund thut. Praktisches Christenthum ist die Loosung unserer Zeit. Das Menschenleben gilt etwas, während es noch vor wenig Jahrhunderten nur etwas galt, wenn es ein „hochwohlgeborenes“ war. Tausend und abertausend der Besten aus den christlichen Völkern bethätigen sich für das Wohl der ärmeren Volksklassen, der Gefangenen, der Kranken, der Gefallenen und Heruntergekommenen.

Persönliche Freiheit, diese Grundanlage des Menschen aus der Hand Gottes, wird heute von den Gesetzen der meisten christlichen Völker anerkannt. Wo war sie vor fünfhundert Jahren?

Und mit derselben Hand in Hand geht Gewissens- und Glaubensfreiheit.

[illegible]

[illegible] Geister des Abgrunds, die den Boden unterwühlend, Tod und Verderben verbreiten möchten. Wir erkennen namentlich, daß ein gar finsterer, umstürzender Geist durch das Haus unserer Gegenwart geht, der recht wohl einen fürchterlichen Ausbruch hervorbringen kann.

Und gerade die von Gott gewollte persönliche Freiheit wird in wahrhaft furchtbarer Weise in ihr Gegentheil — in Frechheit und Willkür verkehrt. In die Arbeiterfrage ist der satanische Geist eingedrungen. Die sittlichen Volksschäden sind groß. Laster und Verbrecherthum machen sich breit, und der Unglaube untergräbt in mancherlei Gestalt den christlichen Boden.

Diese Erscheinungen machen uns nicht irre. Das Wort Gottes zeigt dieselben an. Das Gute, wie das Böse kommt zur Reife; das Gute durchläuft den geistigen Entwickelungsgang der Verklärung, das Böse den teuflischen Entwickelungsgang der Vernichtung.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Scheidung und Entscheidung. Weil im Reiche der Wahrheit, im Ausbau des Reiches Christi, großer Fortschritt zu finden ist, weil die wahren Jünger Christi nicht vergeblich arbeiten, eben deßwegen zeigt sich eine starke Bewegung der Geister der Unterwelt.

Was ist unsere Aufgabe? Sie liegt klar auf der Hand. Wir haben unablässig zu arbeiten, so lange es Tag ist. Der Blick auf die trotzige Gegnerschaft darf uns nicht schrecken; das Fortschreiten des Guten soll uns ermuthigen, und im Aufblick zu Ihm, dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, wissen wir, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.



Der Schulunterricht unserer Predigerkinder.

Editor.



Es soll hier nicht von der christlichen Erziehung die Rede sein. Die wird meistens im Hause besorgt und zwar in den Predigerhäusern wenigstens so gut als anderswo, oder auch noch um ein paar Grad besser. Gelingt es dann nicht immer, wie Vater und Mutter es wünschen, so muß man das nicht mir Nichts, dir Nichts auf die Predigerrechnung schreiben.

Aber, wie gesagt, wir reden heute nicht von der christlichen Erziehung, sondern vom Schulunterricht der Predigerkinder.

Könnten unsere Prediger in einer Ortschaft, oder nur in ein und demselben County oder Staat so lange verweilen, bis ihre Kinder den nothwendigen Unterricht in den Freischulen genossen haben, so böten sich nicht größere Schwierigkeiten, als bei andern Leuten. Oder wenn unsere Prediger betreffs des Einkommens so gestellt wären, daß sie ihre Kinder eine Zeit lang in Lehranstalten unterhalten könnten, so wäre hierdurch gesorgt.

Aber es wird auch bei der größten, aufopferndsten Sparsamkeit nur wenigen unserer Prediger-Familien gelingen, ihre Kinder in Lehranstalten zu unterhalten, wenn sie die Kosten dafür ganz zu bestreiten haben.

Dem erfolgreichen Unterricht unserer Predigerkinder in den Publikschulen stellt sich das beständige Ziehen hindernd in den Weg.

Dieses Hinderniß ist beim deutschen Reisepredigtamt ein viel bedeutenderes als beim englischen. Die englischen Conferenzen liegen jetzt meistens innerhalb der Grenzen eines Staates, und oft finden sich drei und mehr Conferenzen in einem und demselben Staate. Die Kinder der englischen Reiseprediger erfahren deßhalb bei Umzügen keinen bedeutenden Wechsel im Schulsystem, Schulbüchern 2c.

Betreffs der deutschen Conferenzen ist es anders. Die Grenzen der Central deutschen Conferenz berühren z. B. nicht weniger als acht Staaten. Aehnlich verhält es sich mit der östlichen und andern deutschen Conferenzen.

Das System des Schulunterrichts, die Schulbücher, die Lehrmethode sind in den verschiedenen Staaten durchaus nicht gleich. Die Erfordernisse des Reisepredigtamtes gebieten aber öfters Umzüge, die den Schul-Unterricht bedeutend stören. Man kommt mit 4—6 schulpflichtigen Kindern plötzlich in einen andern Staat, wo ganz andere Schulverhältnisse herrschen, andere Methoden üblich sind, und andere Schulbücher gebraucht werden. Ohne Verschuldung von irgend einer Seite kann es da leicht vorkommen, daß Kinder eine oder zwei Klassen zurückgesetzt werden. Geschieht dieses durch die Umzüge zwei oder dreimal während der Schulzeit, so trifft es sich leicht, daß Kinder der Reiseprediger 15 oder 16 Jahre alt werden, ohne das gelernt zu haben, was man dem Alter nach erwarten sollte.

Ich habe kein Phantasiebild gemalt, sondern nach dem Leben gezeichnet.

Niemand ist wohl im Allgemeinen mehr darauf bedacht, als der Reiseprediger und seine Gattin, ihren Kindern den bestmöglichen Schulunterricht zu verschaffen. Von keinen andern Kindern erwartet die Welt mehr Erkenntniß, als von den Kindern der Prediger. „Was," rief einer meiner alten Lehrer oft spottweise einem Predigersohn zu, dessen Lektion öfters „hinkte," „was, eines Pfarrers Kind, und doch so dumm!"

Die Menschen erwarten, daß Predigerkinder tüchtig unterrichtet seien, und sind zu dieser Erwartung der landläufigen Ansicht nach berechtigt, obwohl auch hier wie überall viel unberechtigte Ansprüche geltend gemacht werden.

Wie jedoch sollen die Reiseprediger unter den gegebenen Verhältnissen für tüchtige Schulbildung ihrer Kinder sorgen? Mir ist's wie ein Wunder vor den Augen, daß verhältnißmäßig so viele derselben sich recht gute Kentnisse aneignen und ich kann dies nur der barmherzigen Gnade Gottes und der Treue der Eltern zuschreiben.

Daß jedoch bedeutende Lücken vorhanden sind, und sich Mangel offenbart, wer wollte es leugnen?

Wie diesem Mangel abzuhelfen sei, diese Frage hat schon manchen weitsichtigen, warmherzigen Mann beschäftigt.

Eine der ersten Unternehmungen Johannes Wesley's war die Gründung einer Schule. „Ich muß nicht blos," schreibt er, „ein christliches Collegium für's Volk gründen, sondern dazu sehen, daß die Kinder meiner Prediger, dieser armen Wanderer, gut unterrichtet werden."

Und er sah dazu und gründete die Kingswood Schule. Sie war viele Jahre lang die Last seines Lebens, und er gab lange Zeit Alles, was er erübrigen konnte, dieser Schule. Später halfen die reichgewordenen Wesleyaner mit großartigen Gaben. Heute ist Kingswood eine Schule, wie man ihresgleichen in England so

leicht nicht findet. Von zwei bis dreihundert Predigerkindern werden daselbst unentgeltlich erzogen, indem selbst die Kost bezahlt wird, und von den tüchtigsten Lehrern in allen Fächern des Wissens, in alten und neuen Sprachen, in Musik und Malerei in unübertrefflicher Weise unterrichtet. Diese Kingswood-Schule ist für die Wesleyaner in England zum großen Segen geworden. Nützliche Laien, mächtige Prediger, getreue Missionare, schlagfertige Redakteure und tüchtige Professoren sind in Schaaren aus ihr hervorgegangen. Der Wesleyanische Methodismus wäre ohne diese Schule kaum das geworden, was er jetzt ist, und wenn Wesley nichts vollbracht hätte, als die Gründung dieser Schule, so hätte er sich allein dadurch als weitsichtiger General im Kirchenlager bewiesen.

In den Ver. Staaten liegen die Verhältnisse zwar etwas anders als in England. Und doch bieten manche englische Lehranstalten Kindern der Reiseprediger aus oben angegebenen Ursachen besondere Vortheile.

Auch mehrere unserer deutschen Lehranstalten thun meines Wissens dasselbe, und zwar mit vollem Rechte.

Doch, sollte nicht noch mehr geschehen? Schreiber dieses huldigt zwar keineswegs dem Ansinnen, Jedermann guten Schulunterricht gleichsam auf dem Präsentirteller umsonst und für Nichts aufzudrängen, sondern ist der Meinung, daß Kenntnisse viel höher geschätzt werden, wenn Eltern und Kinder auch Opfer dafür bringen.

Doch — auch diese Opferdarbringung hat ihre Grenzen, und ich werde dabei immer an den alten Vater Taylor in Boston erinnert, welcher einmal über dieses Thema redend, sagte: „Die Neu-Engländer haben es mit ihren Opferstudenten so weit gebracht, daß in den Advokaten- und Doktorstuben, sowie auf der Kanzel, behautete Geistlein stehen, die so „veropfert" sind, daß sie kaum einen lauten Ton von sich geben können."

Im vorliegenden Falle handelt es sich um Schulbildungs-Gelegenheit solcher Kinder, deren Eltern um des Herrn und der Kirche willen ein aufopferndes Wanderleben von Staat zu Staat führen, und deßhalb nicht in der Weise für den Unterricht ihrer Kinder Sorge tragen können wie Andere, die beständig an einem Platze wohnen.

Wird, kann Jemand etwas Triftiges einwenden, wenn die Kirche unsern Reisepredigern, in dem edlen Bestreben, ihre Kinder gut zu unterrichten, etwas hülfe? Mir däucht, es sollte sich Jedermann darüber freuen. Laßt uns diese wichtige Frage in Trusteesversammlungen der Anstalten, sowie sonstig privatlich und öffentlich frisch und frank besprechen; laßt uns auf Mittel und Wege sinnen, damit bald jedem unserer deutschen Reiseprediger — nicht ohne jegliches Opfer von seiner Seite — wenigstens die Möglichkeit geboten ist, seinen Kindern den gehörigen Schulunterricht zu verschaffen.

Wäre solche Hülfe ein entwürdigendes Almosen? Keineswegs. Es ist ein Tribut, welchen wir den gegebenen Verhältnissen bringen, eine weise Maßregel, die in mancherlei Hinsicht viele gute Frucht bringen wird.



Federskizzen aus dem Nordwesten.

Für Haus und Herd von Carl F. Allert.

Nicht nach hoher Alpenfirm, wo die schneegekrönten Bergriesen wie Wachposten des Weltalls stehen; nicht zu den Merkwürdigkeiten des Yosemitethals mit seinen mächtigen Felswänden und Wasserfällen, führen diese Zeilen und Bilder den Leser. Warum so weit, wenn das Schöne, Erhabene und Merkwürdige so nahe liegt? Findet man nicht überall etwas für Geist und Herz? Ja, wenn man nur immer der Natur und dem Geiste etwas ablauschen könnte! Umsonst horcht man nicht, wenn man Empfindung hat für des Weltalls großen Meisters Werke.

„Schweigt, ihr Sinne! Diese heil'ge Stätte,
Wo mein Geist, entbunden seiner Hülle,
Sich der reinsten Seligkeit erfreut;
Wo er auf der Andacht leisen Schwingen
Strebt zum Vater der Natur zu dringen,
Sei durch keinen Erdentand entweiht."

„Sorgenlos, sich selbst zurückgegeben,
Nimmt er aus dem engen, dumpfen Leben
Unverdorben seinen stillen Sinn;
Voll Vertrau'n, vergessend seiner Schranken,
Schwingt er sich im Reiche der Gedanken
Bis zum Höchsten aller Geister hin."

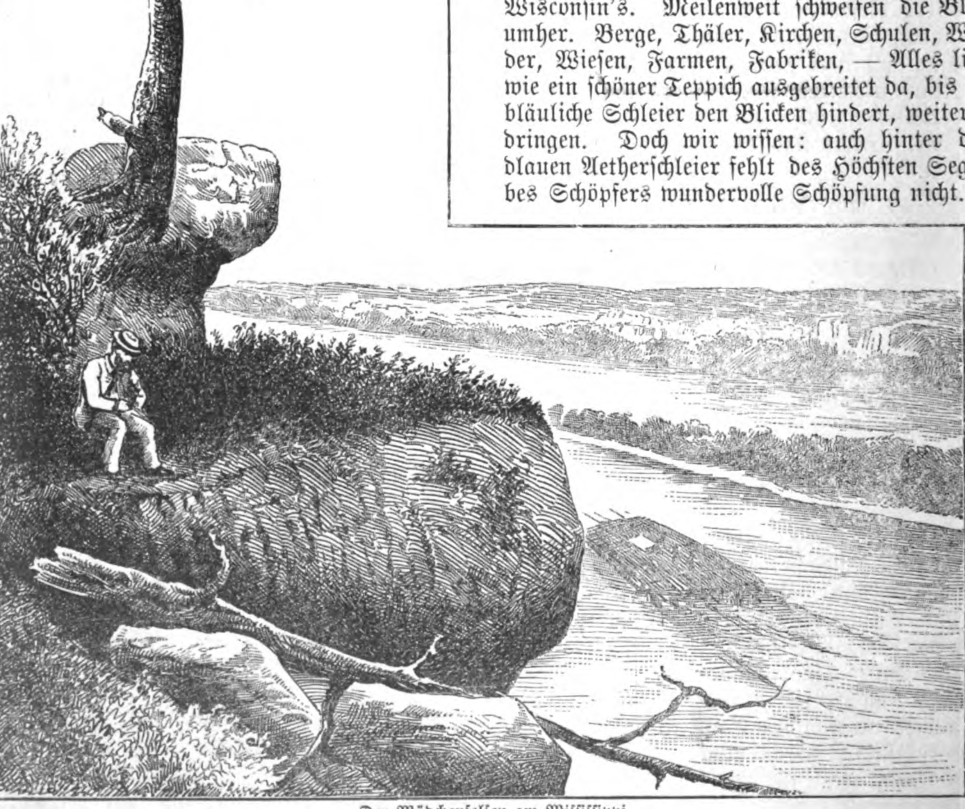
So denkt man mit dem Dichter, wenn man hier auf hoher Felsenburg, an 300 Fuß über

den Wasserspiegel des mächtigen Mississippi-Stroms, der Einsamkeit in die Arme fällt.

Hier, in der Heimath der rothen Ceder, die auf flechtenbedeckten Felsen blüht, und, mit Wurzeln in den Klüften und Rissen festgeklammert, den Stürmen der Jahrhunderte Trotz geboten — hier ist ein Ruheplätzchen für den sinnenden Geist. Nichts stört die Stille. Nur muntere Vögel hüpfen hie und da in den Zweigen der lebenszähen Ceder; ein Schmetterling im bunten Gewande sucht die Süßigkeit im Kelche der Blume; zu den Füßen regen sich Eidechsen, die sich in den Sonnenstrahlen baden. Sonst ist Alles ruhig umher, als feiere die Natur ihren Sabbath.

Wie die Gedanken eilen! Zurück zur Zeit de Soto's, welcher mit seinem ritterlichen Gefolge zum ersten Mal in 1541 diesen Riesenstrom, der zu unseren Füßen fließt, bewunderte. Er bleibt bewundernswerth! Ist er nicht, mit seinen Nebenflüssen, 35,000 Meilen schiffbar? Noch vor zwanzig Jahren konnte man den eintönigen Ruf des Flößers hören, der, im Einklang mit dem Geplätscher des großen Lenkruders, in den Schluchten der Berge wiederhallte. Das war dem Leben am Mississippi eigen. Doch das ist Alles anders geworden. Der rastlose Geist der Gegenwart hat Langeweile auf dem Floß mit der Strömung zu gehen; es muß mit Dampfkraft getrieben werden. Daher sieht man nun das keuchende Dampfschiff das Floß vor sich herschieben.

Hier ist man auf der rechten Seite des Flusses. Mitten im Strom liegen die friedlichen Inseln. Drüben weidet sich das Auge an den Gefilden Wisconsin's. Meilenweit schweifen die Blicke umher. Berge, Thäler, Kirchen, Schulen, Wälder, Wiesen, Farmen, Fabriken, — Alles liegt wie ein schöner Teppich ausgebreitet da, bis der bläuliche Schleier den Blicken hindert, weiter zu dringen. Doch wir wissen: auch hinter dem blauen Aetherschleier fehlt des Höchsten Segen, des Schöpfers wundervolle Schöpfung nicht.

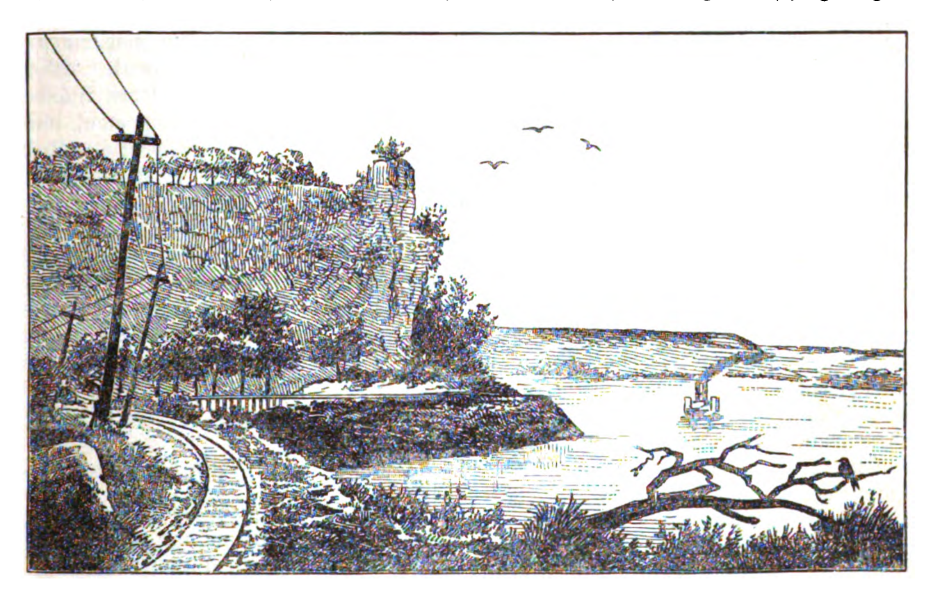


Der Mädchenfelsen am Mississippi.

Fährt man stromab- oder aufwärts, welch' ein seltsames Bild entrollt sich vor den Augen! Ein Panorama ohne Ende! Inseln, reich an Ahorn und Weiden; Sandbänke hoch aufgespült oder betrügerisch unter dem Wasserspiegel verdeckt; auf beiden Seiten hohe Felsenufer, abwechselnd mit tiefen Schluchten, wo das Dunkel unter dichtem Laubdach selten vom Licht verscheucht wird. Die Hütte des biedern Ackermanns, Städte, in denen reges Leben entfaltet wird, die aus dem Laubwerk hervorragenden Kirchthürme, Heerden von Rindern und Schafen, ruhig grasend — Alles deutet auf die Gegenwart des civilisirten Menschen, auf die Segnungen des Evangeliums. Welche Umwälzungen ziehn an unserm Gemüth vorüber! Noch ungestört. Viele seiner Brüder waren schon weiter westwärts gerückt.

Ob ihm nicht die Wawa — die wilde Gans — auf ihrem jährlichen Fluge daran erinnerte, daß auch er bald weiter müsse, weil das Bleichgesicht ihn gar hart drängte? Wie wehmüthig mag's ihm gewesen sein, das Land seiner Jugend und die Gräber seiner Väter verlassen zu müssen. Wär's Manchem nicht ebenso lieb, wenn Pauguck — der Tod — in's Wigwam geschaut hätte, um ihn nach dem seligen Jagdgebiet zu bringen?

Diese Wildniß ist zum Garten geworden. Das Wigwam hat der Blockhütte des Ansiedlers, und hernach dem gemüthlichen Heim des weißen Mannes Platz machen müssen. Wie verändert Alles! Durch einen Zauberschlag? Ja, durch



Am Mississippi.

vor fünfzig Jahren schaute der „rothe Mann" von dieser Felsenburg hinab.

Das Land um ihm her und jenseits des Flusses war sein Jagdgebiet. Ungestört konnte er seiner alten Weise nach leben. Noch störte ihn der schrille Pfiff der Lokomotive nicht. Noch konnte er sein Mondamin — Mais — pflanzen, welches er als eine besondere Gabe des Gitsche Manito — des großen Geistes — ansah.

Das waren wohl für ihn erwünschte Zeiten, in welchen er bei stiller Nacht dem unheimlichen Ruf der Kokokoho — Eule — lauschte; oder am kühlen Juni-Abend die Wamathetsie — Feuerfliege — bewunderte; oder auch in dem Lispeln des Abendwindes — seinem Minnewawa — die Stimme des großen Geistes zu vernehmen dachte. Doch lange blieb er nicht den Zauberschlag ernster harter Arbeit, geduldigen Harrens und industrieller Thätigkeit!

Die Gedanken eilen von Ort zu Ort, von Gegenstand zu Gegenstand. — Hie und da sieht man noch das einsame Grab eines Pioniers, der vor vierzig Jahren eine Heimstätte im Westen aufsuchte. Ob er wohl sein Ziel erreicht? Oder hat er seine Hoffnungen müssen mit in's Grab nehmen? Wer weiß! Das Grab hält Geheimnisse, die es nicht hergiebt. Dann denkt man, allein ruhen, ist auch ruhen, wenn nur wahr ist, was so viele Grabsteine sagen: „Hier ruht in Gott." Hat nicht einer der ersten Pioniere des Methodismus, der regsame Dr. Coke, seine Ruhestätte in der Tiefe des Meeres gefunden?

Man findet sich kaum noch zurecht. Und doch

sind der Jahre nicht viele, die zwischen „Anno Dazumal“ und dem Jetzt liegen. Gewisse Merkmale haben sich dem Gemüthe so eingeprägt, daß ein Blick auf jene Gegend genügt, um tausend Gedanken wachzurufen. — Dort steht noch das leibhafte Blockschulhaus, in welchem der Knabe saß und versuchte, sich durch das Labyrinth des „Einmaleins“ hindurch zu arbeiten. Der Nordostwind pfiff durch die Oeffnungen der Wände, daß die Haare um den Kopf flogen. Das ging Alles — ging's jetzt noch? — Jugendliche Traumbilder, wo seid ihr? Wie viele sind verwirklicht? — Wie viele nicht?

Sollte eine Blockhütte eine Geschichte haben? Warum nicht? Sind denn die großen — und kleinen Geister allein an Paläste gebannt?—

Dort, unweit im Walde, steht eine einsame Hütte mit einer Thür und einem halben Fenster. Was, wenn der enge Raum reden könnte? Den Namen des ehemaligen Besitzers wollen wir mit dem Mantel des Schweigens zudecken, aber die Moral möchte nützlich sein. Hier ist das Bibelwort erfüllt: „Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels“ und „Sie sammeln, und wissen nicht, wer es haben wird.“

Der Seltsame war ein Junggeselle von etwa 50 Jahren. Trotzdem ereignete sich hier das Unerhörte, daß er wenigstens drei oder vier Jahre stillstand, und 36 Jahre alt war! Die kleine zusammengeschrumpfte Gestalt quälte sich jahraus jahrein wie ein Sklave. Die Preise für sein Holz waren nie hoch genug, bis er endlich den niedrigsten Preis für das ausgewitterte Material nehmen mußte. Sagte man: das ist weiß, so behauptete er steif und fest, es sei schwarz. Mißtrauen gegen alle Menschen. So verschrumpft sein Aeußeres, so eingeschrumpft sein Inneres. Von Gott mochte er nichts wissen. Einladung zum Gottesdienst im obigen Schulhause, schlug er ab. „Die Leute wollen nur mein Geld — sind alle Heuchler.“ So vergingen Jahre. Durch Entbehrungen geschwächt, ging's schnell mit dem Greis bergab. Mühsam schleppte er sich dahin.

„Mancher Hund lebt besser als er,“ pflegte man zu sagen. Man hat ihn, eine Woche wohl, nicht gesehen. Neugierige Schulkinder wollen in der Mittagsstunde den alten — mal besuchen. Die Thür ist von Innen leicht verbarrikadirt. Einer zwingt den Kopf durch die Oeffnung und sieht, wie er auf seinem elenden Lager liegt.

Es war spät am Nachmittage als einige Nachbarn herbeieilten, um nachzusehen. Die Thür wird aufgebrochen. Welch' ein Anblick! Sprachlos lag der Elende da, scheinbar in dem letzten herben Todesringen. Er stöhnt und zerrt. Was der gelitten, weiß Gott allein. Die rauhen Wände sind blutig, und die abgerissenen Fingernägel zeugen von einem schrecklichen Kampf und Ende. Es war noch Tag, aber hier war's vollends Nacht geworden.—Es war noch Licht, aber hier lagerte sich eine dicke Finsterniß — „das Dunkel der Finsterniß in Ewigkeit.“

Auf seinem Gut von vierzig Ackern, auf welchem Mancher hätte bequem leben können, ist er wohl in der letzten Krankheit verhungert. Unter seinem Lager fand man einen Kasten mit Gold, Silber und anderen Geldarten. Hier und dort versteckt, fanden Nachbarn Gegenstände, die ihnen abhanden gekommen. Welch' eine Lehre! Urtheilen wollen wir nicht, aber — ist es nicht schrecklich?

Gerne wenden wir uns hinweg von dieser Schreckensstätte und weilen noch einen Augenblick in einem anderen Blockhause. Wie oft erscholl Gottes Lob innerhalb jenen Wänden! In den Erbauungsstunden sang man, nach einer Melodie, ein englisches und deutsches Lied. Wer nicht in englischer Sprache beten konnte, der betete in der Muttersprache.

Und Gott segnete seine Kinder. — In meinem Gedächtniß lebt noch frisch die stille, freundliche, fromme Hausmutter. Die Leidenszeiten blieben auch diesem anspruchslosen Heim nicht fern. Langsam siechte sie dahin. Ruhig und gelassen harrete sie auf den Ruf ihres Meisters. Das Leidenslager war zum Himmelsvorhof geworden. Die Sehnsucht wuchs mit jedem Leidenstage.

„Ich möchte heim, mich zieht's zum Vaterhause!“

Endlich hieß es: „Es ist genug.“ Dann war's Mittagshelle in der Seele, als sie die Hülle verließ, um ewig in jenem obern Lichte für immer den Herrn zu loben.

Ja, dachte ich, ob in der Blockhütte oder im Palast — das Sterben ist doch unterschiedlich.

Das sind so Gedanken, die, wie Geister aus vergangenen Tagen, auf der Felsenburg mir zuflogen.

Winona, eine Indianer-Legende.

Für Haus und Herd mitgetheilt vom Dor'le.

Winona war ein indianisches Mädchen, und gehörte zu dem Stamme Dakota. In jedem Zeitalter und unter allen Völkern finden wir ächte Frauen, die sich durch Unschuld und Reinheit ihres Charakters auszeichnen, und nach Höherem suchen, welche Charakterzüge keine Macht des Heidenthums auslöschen kann.

Eine solche Jungfrau war Winona, die bild-

schöne Winona. Sie hatte viele Bewerber. Da war kein Krieger, welcher nicht stolz gewesen wäre, die schöne Winona in seinen Wigwam einzuführen.

Aber Keiner fand Gunst in ihren Augen. Sie sah es ja täglich, daß die Frauen ihres Volkes bloße Sklavinnen waren. Nebst der Frauenarbeit mußten sie die ganze Arbeit der Männer thun, das Feld bestellen, die Häute gerben, das Holz hacken, Wasser tragen, so daß ihr armer Rücken gekrümmt war von den schweren Lasten. Währenddem lagen die Krieger im Schatten und pflegten der Ruhe.

Winona war ein Kind der Natur. Sie liebte es, die Blumen auf den Prairien zu suchen und in ihrem leichten Kahn sich auf dem Mississippi zu schaukeln. In der Nacht liebte sie es, nach dem sternbesäeten Himmel zu blicken, und sie glaubte, die Sterne wären Augen der Engel.

Winona, obgleich ein Indianermädchen, war doch keine Heidin. Sie war die treue Schülerin Osseo's, des ältesten Propheten ihres Stammes. Er belehrte sie über den alleinigen Gott, und liebte sie wie ein Vater.

Als Osseo noch sehr jung war, kam ein alter, weißer Mann zu seinem Stamme, um diesen armen, in der Wildniß lebenden Indianern von dem alleinigen Gott und dem Sünderheiland zu sagen. Die Meisten wollten Nichts davon hören und Viele mißhandelten den guten Mann, allein der junge Osseo liebte ihn und nahm seine Lehre zu Herzen.

Der weiße Mann blieb bei ihnen, bis er stärb, und nachdem er zur Ruhe gelegt war, wurde Osseo der Lehrer seines Volkes. Als Winona mit Osseo bekannt wurde, war er alt und schwach; er hatte nie an den Kriegen seines Stammes Theil genommen, deßhalb verachteten ihn die Krieger und haßten ihn in ihrem Herzen. Die armen Frauen liebten ihn, denn er sagte ihnen von einem Lande, wo sie erlöst von allen Leiden und Drangsalen dieses Lebens für immer frei und glücklich sein sollten.

Hauptsächlich nahm Winona diese Lehren mit großer Begierde auf, denn ihr geistiges Sehnen ging weit über das Irdische hinaus. Wenn er ihr das Glück der Seligen vormalte, so weinte sie vor Freuden, und wenn er ihr erzählte von den glücklichen Weißen, die in einer anderen Himmelsgegend wohnten, und die den alleinigen Gott anbeteten, so sprang sie voller Begeisterung auf und rief: „Laß mich zu ihnen gehen, mein Vater."

Sie saß täglich zu den Füßen ihres Lehrers und kümmerte sich nicht um ihre vielen Bewerber.

Aber einer fand Gnade bei ihren Eltern und sie befahlen Winona, daß in dem Mond der fallenden Blätter, wenn der ganze Stamm sich aufmachen würde nach den westlichen Plains, um dort den Buffalo zu jagen, daß sie dann müßte die Hand des Toopunkah nehmen als seine Frau.

Die Zeit kam, alles war beschäftigt sich auf die große Jagd vorzubereiten. Osseo wurde mit den Alten und Kranken zurückgelassen. „Ich verlasse dich nicht, mein Vater," rief Winona, als er ihr den Segen zum Abschied geben wollte. Die Stunde zum Aufbruch war gekommen.

„Stern der Prairie," riefen hundert Stimmen, „wo bist du?" Ueberall wurde Winona gesucht, aber vergebens.

Zuletzt sagten die Suchenden: „Unktaha, der Gott des Flusses, nahm sie hinüber in das Land der Seligen." Und ein allgemeines Weinen und Wehklagen erfolgte.

Toopunkah, der stolze Krieger, war wie umgewandelt, der stolze Schritt verwandelte sich in einen langsamen und die Luft wiederhallte von seinem kläglichen Geheul: „Winona, Winona, wollte ich wäre auch todt, wie du."

Winona war nicht todt, von einem Felsen im Mississippi sah sie ihren Stamm fortziehen nach dem fernen Westen. Als die letzte Gestalt in der Ferne verschwand, stieg Winona herab und ging zu dem Wigwam Osseo's.

„Warum verzogest du, meine Tochter," rief der gute Mann, „ich bin zu Nichts mehr nütze, als zu sterben."

„Verdenke es mir nicht," sagte sie, „ich muß bei meinem Vater bleiben."

Ein schrecklich kalter Winter war es, der von den Eispalästen des Nordens herniederblies. Die Alten und Kranken starben eins nach dem andern, bis zuletzt nur Osseo und Winona übrig blieben.

Es nahm die ganze Kraft dieses starken Mädchens, ihrer beider Leben zu erhalten. Sie behing den Wigwam mit Thierhäuten, welche sie mit eigenen Händen gegerbt hatte. Mit ihrer steinernen Axt spaltete sie das Holz, welches sie vor dem Erfrieren bewahrte. Sie machte Oeffnungen in das hart gefrorene Eis, um die Fische mit ihrem Knochenhaken heraus zu holen, welche ihr tägliches Nahrungsmittel waren.

Es war selbst für ein Indianermädchen ein sehr hartes Leben und doch klagte sie nicht. Im Gegentheil war sie sehr froh, daß ihr ein paar Stunden blieben, wo sie bei dem Feuer zu den Füßen ihres Lehrers sitzen und hören konnte von dem Lande, wo die Blumen nicht verwelken, wo ewiger Frühling ist.

Aber Osseo war am Sterben. Der schwache Lebensdocht war am Erlöschen; sein Herz hing an seinem geistlichen Kinde; er dachte an ihr

Schicksal und er weinte, denn er wußte, daß wenn ihr Vater zurückkehren und sie am Leben finden würde, daß ihre Strafe schrecklich sein würde.

„Mein Kind," sagte er, „wenn ich nicht mehr bin, so sei nicht traurig, denn ich werde um dich sein. So bald du siehst die Erdbeeren blühen, gehe der aufgehenden Sonne entgegen, gehe zu dem weißen Manne, dort wird man dir von dem alleinigen Gott sagen."

Osseo starb. Eingehüllt in ihr bestes Pelzwerk legte ihn Winona in den Schnee zur Ruhe.

So bald sie die ersten Blüthen der Erdbeere sah, machte sie sich auf die Reise, der aufgehenden Sonne entgegen. Sie wanderte mit einem verklärten Lächeln dahin. Plötzlich hört sie einen schrecklichen Schrei. Ihr Herz stockt ihr in dem Leibe, denn sie kennt nur zu gut die Stimme. Der stolze Toopunkah kommt im Schnellschritt auf sie zu. Winona stand am Ufer des Mississippi, nahe dabei ragte ein hoher Felsen empor. Sie sah, daß Toopunkah immer näher kam. „Erbarme dich meiner, o Vater im Himmel," rief sie, und mit ausgereckten Armen ließ sie sich hinunter in die dunkle Fluth. —Gerade als Toopunkah seinen Preis erreichen wollte, verschwand sie vor seinen Augen. Wilder wie je erscholl sein Ruf: „Winona, Winona." Er erzählte dem heimkehrenden Stamm ihr Schicksal. Toopunkah war von nun an ein finsterer Mann und tapferer Krieger.

Winona ertrank nicht. Als sie sich sicher glaubte, schwamm sie an das Ufer und wanderte der aufgehenden Sonne entgegen, bis sie die Ansiedlungen der Weißen erreichte.

Ihr lieblicher Charakter und die Reinheit ihrer Seele, sowie ihre große Lernbegierde gewannen ihr überall die Herzen.

Sie wurde eine ausgezeichnete Schülerin und nachher Lehrerin ihres eigenen Volkes. Sie kehrte nie zu ihrem eigenen Stamm zurück. Sie unterrichtete die Stämme in der Gegend des großen Niagara, wo ihr Andenken lange verehrt wurde.

Alle, die den nördlichen Mississippi hinauffahren, werden den Jungfrauenfelsen sehen, und auch die schöne Stadt Winona, die zu Ehren des Indianer-Mädchens also heißt.

Das Testament eines „Träumers."

Machet nicht viel Federlesen,
Schreibt auf seinen Leichenstein:
„Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!"

Ich kannte ihn seit einigen Jahren. Er wohnte auf einem Flur mit mir, fast Thür an Thür. Ich hörte ihn jeden Morgen langsam, mit festem Schritte, die Treppe hinabsteigen, und jeden Abend, kurz nach sechs Uhr, hörte ich, wie er wieder in sein kleines Zimmer trat.

Ein Mann, im Beginn der Fünfzig, hoch, breitschulterig, mit ausdrucksvollen, energischen Zügen, deren entschlossener Ernst durch melancholische, träumerisch blickende Augen anziehend gemildert war. Dazu ein kleiner, zarter weiblicher Mund und eine verschleierte Stimme, wie sie Menschen mit traurigen Erinnerungen eigen ist.

Ob er solche Erinnerungen hatte, wußte ich nicht. Ich wußte überhaupt wenig oder vielmehr gar nichts von ihm. Begegneten wir uns im Treppenhause, was nicht eben häufig vorkam, so wechselten wir, wie es unter Nachbarn gebräuchlich ist, ein paar gleichgültige, banale Redensarten. Aber seine stille, in sich gekehrte Art, welche so seltsam mit seiner Persönlichkeit kontrastirte, zog mich immer von Neuem und immer stärker an. Ich hätte gern mehr von ihm erfahren, aber er wich allen Anknüpfungspunkten aus, und ich mußte mich mit der Hoffnung begnügen, daß irgend ein Zufall den Schleier, der über dem einsamen, einsiedlerischen Leben und Treiben des Mannes lag, lüften würde.

Der Zufall, welcher ihm die Lippen erschloß und mir den Einblick in das Innere eines der edelsten Menschen, denen ich je in meinem Leben begegnet bin, gewährte, trat in der vorigen Woche ein. Er wird ihn mit dem Leben bezahlen, und Das, was er mir in der stillen Abendstunde, die ich, an seinem Bette sitzend, verbrachte, von dem Ringen und Streben seiner Jünglings- und Mannesjahre erzählte, ist sein Testament.

Ein plötzlicher, heftiger Schlaganfall hatte den Mann zu Boden gefällt, und die Aerzte geben keine Hoffnung, daß er dem Leben erhalten bleibe. Im Gegentheil, sie geben genau die Zahl der Tage an, nach deren Ablauf das Uhrwerk still stehen wird. Er wird den nächsten Sonntag nicht erleben.

Er hat nur wenige Bekannte, und wenn ich in den letzten Tagen in sein Zimmer getreten bin, habe ich ihn allein, nur in Gesellschaft eines mürrischen Krankenwärters, gefunden. Er fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht. Er sieht der Katastrophe mit der ruhigen Gefaßtheit des Weisen entgegen. In den ersten Tagen, nachdem das tückische Leiden ihn ergriffen hatte, lag er still mit geschlossenen Augen in den weißen Kissen seines dürftigen Lagers. Aber gestern, als ich wieder an sein Bett herantrat und ihn nach seinem Befinden fragte, winkte er mir, mich zu setzen.

„Sie waren sehr freundlich zu mir," sagte er, nachdem ich seiner Bitte Folge geleistet hatte, mit leiser, kaum verständlicher Stimme zu mir, „und ich will Ihnen heute zum Dank für das Gute, was Sie mir, dem Fremden, erwiesen haben, Etwas sagen, das Sie oft an mich zurückdenken lassen wird. Der Kampf scheint für mich vorüber zu sein,—und ich danke Gott dafür!"

Es war schon fast ganz dunkel im Zimmer. Schnee und Regen klatschten an die Scheiben; die Worte des

sterbenden Mannes rangen sich mühsam und in langen Pausen von seinen bleichen Lippen.

* * *

„Mein Vater war ein alter, ehrlicher Abolitionist,“ sagte er, „jeder Zeit bereit, für die große Sache der Sklavenbefreiung mit seinem Blute einzustehen und dafür Geld herzugeben, so viel er, und oft mehr, als er konnte. Ich habe in meiner Kindheit oft heiße Thränen über die armen Negerkinder vergossen, und manchen Strumpf gestrickt, damit die kleinen schwarzen Kerle nicht barfuß laufen sollten.

„Aber als ich acht Jahre alt war, da wurde mir klar, daß es noch viel schlimmere Sklaverei auf dieser Erde gibt, als diejenige, unter welcher die Neger litten, und daß meine arme, gute Mutter unter Fesseln litt, welche sie zu Boden drückten. Mein Vater war ein Farmer und sie mußte das ganze Jahr sich abplagen und quälen, bis ihr Rücken krumm und ihre Hände lahm wurden. Nie nannte sie auch nur einen Cent ihr Eigen, jedes Ersparniß wurde der großen, heiligen Sache geweiht, und sie gab es gerne. Mein Vater war von Chrakter aus nicht bösartig. Er war nur, wie zwei Drittel aller mir bekannten Farmer sind, ängstlicher um seine Thiere als um sein Weib besorgt. Meine Mutter war eine große, schlanke Frau, mit einem leichten Schritt und Augen, so klar wie ein Bach.

„Als ich achzehn Jahre alt war, starb sie. Ich wollte nicht Farmer werden, und besorgte den kleinen, meinem Vater gehörenden Store. In der Stunde, in welcher ich zum letzten Male ihre Stimme hörte, sagte ich zu ihr: „Was ich nicht für Dich thun konnte, Mutter, will ich versuchen, für die arbeitenden Frauen im Allgemeinen zu thun, so lange ich lebe.“

„Ich habe, was ich meiner sterbenden Mutter in die erkaltende Hand gelobt habe, zu halten versucht und bin darüber ein bettelarmer Mann geworden. Ich wußte, es ist oft genug der eigene Fehler der Frauen, wenn sie ihre Jungen nicht lehren, unselbstsüchtig und rücksichtsvoll zu sein, aber in vielen Fällen ist Gewohnheit, Tradition und das Gesetz gegen sie und macht es ihnen unmöglich, die Ketten zu zerbrechen, die sie selbst geschäftig für die kommende Generation schmieden.

Trotz all' meiner Träume und philantropischen Thorheiten lebte doch der Drang in mir, möglichst viel Geld zu verdienen. Ich verließ das Heimathdorf in meinem einundzwanzigsten Jahre und ging nach Philadelphia. Als meine kleinen Ersparnisse aufgezehrt waren, gelang es mir, in einer Seifenfabrik Unterkunft zu finden. Der Eigenthümer, ein alter Quäker, war ein guter Bekannter meines inzwischen verstorbenen Vaters gewesen. Er gewann Zutrauen zu mir, gab mir Gelegenheit, mich heraufzuarbeiten; nach wenigen Jahren war ich Theilhaber an dem großen Gewinn abwerfenden Geschäfte und hatte, wenn ich nur wollte, für mein ganzes künftiges Leben ausgesorgt.

Aber jener Schwur, den ich meiner Mutter gelobt hatte, ließ mir keine Ruhe. Der Quäker war ein ehrenhafter Mann. Er glaubte nach ehrlichem Gewissen seine menschlichen wie geschäftlichen Pflichten ganz und voll zu erfüllen. Wenn Sie je in einer Seifenfabrik waren, wissen Sie, wie es da aussieht. Die Räume, in welchen die Seife abgekühlt und geschnitten wird, sind dicht mit Mädchen gefüllt. Die Unserigen bezogen ein Gehalt von drei bis fünf Dollars die Woche und mußten von sieben Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends arbeiten. Die Aufseherin war ein prächtiges Geschöpf; sie hatte Kopf und Herz auf dem rechten Flecke. Es war, Sie dürfen es mir glauben, keine leichte Aufgabe, unter den fortwährend plappernden, schwätzenden, lärmenden Mädchen Ordnung zu halten, aber der gelang es.

Und gegen Abend wurden auch die wildesten und ausgelassensten dieser jungen Geschöpfe still und lenksam. Sie waren eben bis auf den Tod ermüdet. Sie sollten wohl nicht müde sein nach einer Arbeit, wie sie ihnen täglich aufgebürdet wurde! Zehn Stunden lang ohne Aufhören zehn Pfund schwere Seifenmassen von einem Tisch zum andern schleppen über einen Boden, der von den Abfällen so glatt war, wie eine blanke Eisfläche, das macht müde, glauben Sie mir! Sobald die Seife abgekühlt war, mußte sie mit Papier umwickelt und in Schachteln eingepackt werden, fünf Pfund in der Minute, 300 Pfund in der Stunde. Die ätzende Soda in der Seife färbt zuerst die Nägel orangegelb, und frißt sich dann in die Fingerspitzen ein, bis dieselben zu bluten anfangen.

„Hier und da schrie Eine auf, das kam aber nur selten vor. Es waren tapfere, beherzte Mädchen. Mein Herz that mir weh, wenn ich sie Abends aus dem Arbeitsraum herausschleichen sah, so müde, so gebeugt, als wenn gar kein Leben in ihnen wäre. Nur Wenige hielten längere Zeit aus. Die Gewandteren suchten irgend einen Beruf, der ihnen einen größeren Erwerb sicherte, die Unfähigen, welche wir entlassen mußten, gingen nur zu oft unter. Ich fühlte, wir hatten eine moralische Verpflichtung gegen die armen Dinger, ich sagte mir Tag und Nacht, wir müssen ihnen, die für uns arbeiten, ein besseres, menschenwürdigeres Loos bereiten; kürzere Arbeitszeit, bessere Löhne, irgend ein Antheil an dem Verdienste, welches ihrer Hände Arbeit uns einbringt.

„Freund Peter, mein Partner, schüttelte den Kopf, als ich ihm von meinen Gewissensbissen sprach. 'Sie leben gut genug,' war die Antwort, 'Du mußt Dir keine sozialistischen Grillen in den Kopf setzen.“

'Ich weiß Nichts von Sozialismus,' sagte ich. 'Ich will nur Gerechtigkeit und Du willst sie auch. Für die menschliche und gerechte Behandlung der schwarzen Brüder und Schwestern hast Du gekämpft, warum willst Du den weißen Schwestern ihr Recht vorenthalten?'

„'Das ist Unsinn,' erwiderte Peter.

„Ich hielt noch eine Zeit lang aus, ich lief mit meinem Kopfe gegen diese Mauer von Unverstand und Eigennutz, bis Kopf und Herz wund und krank waren. Dem alten Quäker war es genug, daß er pünktlich bezahlte und seinen Kunden gute Waare lieferte. Und als ich ihm eines Tages sagte, daß, wenn er seinen armen, unterjochten Arbeiterinnen keinen Antheil am Verdienst gewähre, derselbe gleichsam auf Raubsystem beruhe, antwortete er ruhig: 'Ich will Dich nicht zwingen, länger an dem Raube Theil zu nehmen. Gehe Deine Wege und suche Dir einen Narren, der nach Deiner verrückten Melodie tanzt.'

* * *

Der Kranke schwieg erschöpft einige Minuten, ich rückte ihm das Kissen zurecht. Das grelle Licht einer Lampe blitzte in diesem Augenblicke in das dunkle Zimmer, ich sah bei ihrem Scheine, wie die Augen aus dem bleichen Antlitz des Sterbenden in wunderbarem Glanze herausleuchteten. Nach einer kurzen Pause, deren Stille nur durch das leise Tick, Tack der Uhr und die schweren Athemzüge des Kranken unterbrochen wurde, fuhr er fort:

„Ich ging und suchte. Ich kam nach New York und da ich das Geschäft genau kannte, fand ich bald Jemanden, der mich gern als Associé in seine Firma aufnahm. Der Mann war ein wenig älter als ich

und schien über das Cooperativsystem wie ich zu denken. Es schien aber nur so, denn als ich meine Ideen verwirklichen wollte, stieß ich auf denselben Widerstand wie in Philadelphia.

„Ich lebte wie ein Einsiedler. Des Tages über im Geschäfte, benützte ich die Nächte, um die ganze social-ökonomische Frage durchzustudiren und immer klarer wurde mir, daß eine Mitbetheiligung der arbeitenden Kräfte am Gewinne unvermeidlich sei. Ich war in keiner Eile. Ich begriff, daß die Leute auch für die cooperative Idee erst erzogen werden müssen. Aber ich sagte mir, Probiren geht über Studiren. Ich versuchte einige andere Seifenfabrikanten für meine Pläne zu gewinnen, aber vergebens, ich predigte überall tauben Ohren.

„Einige Arbeiter waren mir von Philadelphia nach New York gefolgt. Sie mußten in Tenementhäusern wohnen, da die Genossenschaftshäuser, wie sie dort jedes Gewerk hat, hier fehlten. Um dem abzuhelfen, miethete ich ein großes Haus und richtete dasselbe behaglich ein; ich selbst bewohnte nur ein kleines Zimmer, während ich alle anderen Räume den Arbeitern und Arbeiterinnen zur Verfügung stellte. Ein Zimmer wurde zum Lesesaal bestimmt, und zweimal in der Woche hielt ich dort Vorlesungen über allgemeinbelehrende Gegenstände.

„Für die Frauen und Mädchen richtete ich ein kleines Speisezimmer ein, damit sie nicht auf die Restaurants angewiesen waren. Ein wärmender Ofen, einfache Tische und Stühle, aber gutes, nahrhaftes Essen zu den billigsten Herstellungskosten.... Aber es ging nicht. Wenn den Mädchen etwas nicht schmeckte, so warfen sie es auf den Boden, ergingen sich in Schimpfereien und ich sah bald ein, daß ich so nicht weiter kommen würde. Was ich ihnen sagte, war in den Wind gesprochen und nur selten fand ich in ihnen den Sinn und das Verständniß dafür, daß ich es gut und ehrlich mit ihnen meine. Sie wollten kürzere Arbeitszeit und mehr Geld, das war Alles. Mit den Männern ging es besser und sie sprachen oft ernstlich mit den Frauen. Aber als ein schlechtes Geschäftsjahr kam, sagte mein Partner: 'Es ist ein verlorenes Spiel, es ist besser, Du gibst es auf.“

„Er trat aus dem Geschäfte aus und ich versuchte mein Heil allein. Die besten Leute blieben bei mir, wir arbeiteten hart, die Seife, welche wir lieferten, war gut, und mit einigen Sorten machte ich viel Geld. Aber auf die Dauer konnte ich mit Jenen, welche Schundwaare lieferten, nicht konkurriren. Mein Geld schmolz und ein Brand,—angelegt durch einen Arbeiter, welchen ich wegen jahrelanger Unehrlichkeit entlassen hatte—machte Allem ein Ende. Mein Unglück stieß nur auf Schadenfreude. Ich hatte den Ruf, ein Feind der Fabrikanten zu sein, weil ich mich bemühte, meinen Arbeitern die Prinzipien der Cooperation zu lehren und hierfür zu wirken, wo immer ich konnte. Ich hatte dafür mit solcher Anstrengung aller meiner Kräfte, meines ganzen Wesens gearbeitet, daß ich für irgend eine andere Freude des Lebens keine Zeit gefunden hatte. Ich hatte weder Weib noch Kind, ich wollte es nicht leicht haben und suchte mein ganzes Glück nur darin, meine Mitarbeiter glücklich zu machen. „Der Träumer," höhnten Alle, die mich kannten, achselzuckend, wenn die Rede auf mich kam.

„Nach dem Brand war ich ein Schiffbrüchiger. Ich nahm eine Stellung in einer Seifenfabrik an, verließ sie aber schon wieder nach einem Monat, denn ich konnte dem Betruge nicht zustimmen, und Betrug war in jedem Pfund Seife, welches verkauft wurde. Ich versuchte es anderswo, mit demselben Resultat. Ein Freund sagte zu mir:

„'Sei kein Narr, Du kannst nicht gegen ein System ankämpfen.'

„'Ich werde kämpfen und wenn ich verhungern sollte. Ich verkaufe meine Seele nicht um einen Judaslohn. Die Zeit kommt, wenn diese Verrottung aufhört. Und ich habe es meiner sterbenden Mutter gelobt.'

„'Du verscherzest Dein Glück,' riefen mir meine Bekannten zu. 'Höre auf unsere vernünftigen Rathschläge. Wir leben in der Welt, nicht in Utopien.'

'Wir leben in der Hölle, die wir selbst für Jedermann gemacht haben,' sagte ich, 'die einzige, wirkliche Welt ist die Welt, welche auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet ist. Alles Andere wird sich als falsch erweisen.'

„Um meine Grundsätze zur That werden zu lassen, habe ich weiter gekämpft, rastlos unentwegt; ich habe Alles verloren und in einem Armensarge werden sie mich hinausschleppen. Ich habe die letzten Jahre gedarbt, und ich danke Gott, daß der Kampf nun vorüber ist."

Seine Stimme nahm einen festen, fast freudigen Klang an, der bleiche Mann sah in dem gerade seine dunklen Augen treffenden Lampenschein wie ein Prophet aus, der mit Seherblicken in eine glückliche Zukunft schaut.

„Sagen Sie ihnen," fuhr er fort, „mein Leben sei nur scheinbar ein verfehltes gewesen, ich habe meinen Nachfolgern den Weg gebahnt. Cooperation wird kommen. Sie muß kommen. Es ist das Naturgesetz. Es ist der einzige Pfad, welcher aus dem Gestrüpp herausführt, in welchem wir wandern und kämpfen und sterben. Ich würde tausend Leben freudig dahingeben, wenn ich die Männer und Frauen, die es leicht und gut im Leben haben, lehren könnte, wie wehe, wie bitterwehe die Armuth thut. Ihre Unwissenheit ist ihr Fluch. Lehrt es ihnen, so viel sie können, für die Armen, die Heimathlosen zu sorgen, fleht sie an, zu ihrem eigenen Segen, zu bessern, zu helfen! Fleht sie an, zu studiren, wie Hülfe gebracht werden kann, fleht sie an, nicht einfach zu sagen, daß Hülfe unmöglich ist, sondern zu denken, zu studiren, zu grübeln, und dann zu thun, was in ihrer Macht liegt. Es ist mein letztes Wort,—ein armes Wort, aber hört es! Arbeitet dafür, sterbt dafür, wenn es nöthig ist, denn die Hoffnung eines Mannes, das Leben eines Mannes, wenn immer er weiß, was wahres Leben ist, kann nur auf diesem Streben ankern!"

Tief erschüttert drückte ich ihm die Hand. Er sprach kein Wort mehr. Ich sah, wie er die Augen schloß, und nach wenigen Augenblicken hörte ich an seinen Athemzügen, daß er eingeschlafen war.

Ich stand leise auf und ging, ihn der Sorge des Wärters überlassend, in mein Zimmer. Ich setzte mich an das Fenster und blickte hinaus. Das Unwetter hatte aufgehört, und ein paar Sterne blickten, freundlich grüßend, auf die Stadt herab. Es war still und friedlich um mich her,— aber mein Herz war voll zum Zerspringen. Wird das Vermächtniß des sterbenden Mannes dort in dem Nebenzimmer verhallen in der weiten Oede, — fruchtlos, ungehört, wie die Stimme des Predigers in der Wüste? Oder wird das Samenkorn auf einen fruchtbaren Boden fallen und eine köstliche Saat zeitigen, segenbringend für kommende Generationen? Wer kann es sagen? Hoffen wir, daß der Mann nicht umsonst gekämpft und gestrebt hat. Und der Glaube an die Zukunft der Menschheit flüstert uns zu, daß er nicht in einer Täuschung von hinnen gehen wird!

Bell. Journ.

Aus Stanton's Leben.

Für Haus und Herd von R. Plüddemann.

Wie der Name Lincoln mit der Bekämpfung der Rebellion auf das Innigste verbunden ist, so auch der Name Stanton; daher ist eine Skizze seines Lebens aus jener bedrängten Zeit gewiß willkommen.

Er war damals ungefähr fünfzig Jahre alt, dis Grau des Bartes und Haares ließ ihn aber älter erscheinen. Er war von kleiner, gedrungener Gestalt. Die Stirne war voll, die Farbe der Augen, die man fast immer mit einer Brille bewaffnet fand, war braun. Seine Sprache war langsam und gemessen, und seine Stimme hatte er so vollkommen in seiner Gewalt, daß er zu jeder Zeit irgend ein Gefühl in sie hinein legen konnte. Seine ganze Erscheinung war stolz und würdevoll, und gar mancher hochmüthige Besucher, der in gebieterischem Tone vor den Minister trat, schlich sich kleinlaut aus seiner Gegenwart hinweg.

Es kam häufig vor, daß Boten vom Präsidenten sich geberdeten, als ob die Präsidenten-Würde auf ihnen ruhe. Nun, solche Herren kamen beim Kriegsminister übel an. Da entspann sich wohl ein Zwiegespräch wie das folgende:

„Mein Herr, die Sache wird ihre Erledigung finden."

„Wann, Herr Minister?"

„Kann's noch nicht sagen, werde Sie aber davon in Kenntniß setzen, wenn ich es für nöthig finde."

„Aber ich verstand den Präsidenten, die Sache solle sofort erledigt werden."

„Ich habe kein solches Verständniß empfangen."

„Was! Gehorcht man in diesem Departement nicht den Befehlen des Präsidenten?"

„Ich werde nicht mit Ihnen das Verhältniß dieses Departements zum Präsidenten erörtern."

„Sehr wohl, ich werde dem Präsidenten mittheilen, daß seine bestimmten Befehle keine Beachtung finden."

„Machen Sie, daß Sie ...." brauste dann Stanton auf.

Meistens genügte ein Wort, ein Blick,. um Herrn Stanton in Harnisch zu bringen. Dann flog die Brille die Stirn hinauf. Das Auge flammte und die Gesichtsmuskeln zuckten. Der Klang der Stimme war schärfer, ohne daß sie lauter wurde. Aber schnell wie er gekommen, legte sich der Sturm auch wieder. Hatte er in der Erregung Jemand Unrecht gethan, dann war er auf's Aeußerste bemüht, es so viel als möglich wieder gut zu machen. Und sein erfinderisches Herz fand Mittel und Wege, den Beleidigten auszusöhnen.

Diese Reizbarkeit läßt sich wohl zumeist auf seine zerrüttete Gesundheit zurückführen. Er litt schwer und beständig an Asthma, woran er auch starb. Zweimal hatte er bei seiner Arbeit einen Erstickungsanfall, dennoch wollte er nichts von Urlaub wissen. „Barnes," sagte er gewöhnlich, „erhalte mich am Leben, bis die Rebellion vorüber ist, dann will ich mir Ruhe gönnen." Und manchmal fügte er traurig hinzu: „vielleicht eine recht lange."

Des Ministers Zimmer war im zweiten Stockwerke gelegen. Es war höchst einfach ausgestattet. Es stand mit einem Zimmer, das Lincoln vielfach benutzte, in Verbindung. Wie so manches ernste und düstere Gespräch, wie so manchen Seufzer, haben diese Zimmer vernommen. Hier beriethen die zwei Männer über Mittel und Wege, das drohende Verhängniß abzuwenden. Ob Herr Stanton an jene Tage dachte, da er, über den Sarg des Präsidenten gebeugt, in die schmerzlichen Worte ausbrach: „Ach, theurer Freund, es ist nun keiner, der mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, keiner, welcher der Welt sagen könnte, welch' bange Stunden wir mit einander durchlebt haben."

Um neun Uhr begann die Arbeit im Departement, und da Niemand wußte, wie bald der Minister da sein würde, befleißigte sich Jeder der Pünktlichkeit. Vor dem Gebäude schon harrte seiner ein ganzes Heer von Bittstellern. Mit geübtem Blick wählte er die heraus, deren Fall besonders Eile zu haben schien. Ihnen ertheilte er sofort Bescheid, die Andern mußten im Empfangszimmer warten. Die Bevorzugten waren in der Regel kranke Soldaten, oder Frauen und Mütter, welche verwundete Soldaten pflegten. Gegen das Alter zeigte er stets kindliche Ehrfurcht.

Herr Stanton war leutselig, dennoch war es ihm unmöglich, die vielen hunderte von täglichen Gesuchen persönlich entgegen zu nehmen. Die minder wichtigen hatte Colonel Hardin abzufertigen. In schwierigeren Fällen hatte er sich des Ministers Befehle zu holen.

Punkt elf Uhr trat dieser in's Empfangszimmer. Zunächst musterte er die Anwesenden, hörte dann den Bericht des aufsichthabenden Offiziers und sodann winkte er die Einzelnen zu sich heran. Zuerst die Soldaten, dann die einfach gekleideten Frauen, die Anverwandte von

Soldaten zu sein schienen. Ging ein Soldat an Krücken oder zeigte er sonst Zeichen von Schwäche, dann trat der Minister zu ihm. Wenn ihm ein Fall von besonderer Auszeichnung vorkam, dann sprach er sich darüber mit einigen treffenden Worten lobend aus, und forderte zur Nachahmung auf.

Dreimal jede Woche machte er auf dem Markte Einkäufe. Die Verkäufer waren in ihrer Sympathie getheilt, Herr Stanton verstand es aber, sein Gespräch Jedem anzupassen. Es machte ihn Vergnügen mit den südlich Gesinnten zu streiten. Auf alle mögliche Weise suchten sie ihn auszufragen, um sodann die Nachricht in's Rebellen-Lager zu senden. Der geriebene Advokat war jedoch diesen Leuten zu überlegen und gar manches folgenschwere Geheimniß hat er ihnen abgelockt. Dies war auch wohl die Ursache, warum er sich gern mit diesen Leuten abgab.

Im Jahre 1864 befahl Stanton, daß feindliche Fahnen fortan nur von dem, der sie eroberte, in Washington überreicht werden sollten. Zur festgesetzten Stunde traten die Tapfern in den Saal, woselbst sie den Minister mit einer Anzahl hervorragender Persönlichkeiten versammelt fanden. Die Fahne in der Hand, trat Einer nach dem Andern vor und erzählte die Geschichte der Erbeutung. Stanton unterließ es nicht, wiederholt seiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Hatte der Soldat geendet, dann drückte der Minister ihm warm die Hand und stellte ihn jedem der Anwesenden vor. Nachdem alle Fahnen überreicht worden waren, erhielt der General-Adjutant Befehl, jedem der Männer einem Urlaub auf dreißig Tage mit freier Beförderung in die Heimath und zurück, auszustellen. Dann abermaliges herzliches Händeschütteln und die Sieger, verwirrt und verschämt und begeistert, eilten der Heimath zu.

In der Beurtheilung anders Denkender war er weitherzig; nicht eines Mannes politische Anschauungen, sondern dessen Fleiß und Tüchtigkeit gaben bei ihm den Ausschlag. So z. B. ersuchte ihn im Jahre 1869 einer seiner früheren Clerks, Herr Stanton möchte sich doch für ihn beim Präsidenten Grant um eine Anstellung verwenden. Die Bitte wurde sehr herzlich aufgenommen. Da platzt der Bittsteller treuherzig heraus: „Sie wissen ja, daß ich immer ein warmer Anhänger des McClellan war.“ Man konnte deutlich bemerken, daß Herr Stanton unangenehm berührt wurde; dennoch erwiderte er ruhig: „Das ist Ihre Sache. Sie haben mir treu gedient, und wann immer ich es kann, werde ich Ihnen behülflich sein.“ Dann nahm er lebhaft den abgebrochenen Faden des Gesprächs wieder auf und bald hatte jeder den unangenehmen Zwischenfall vergessen.

Den Advokaten konnte er niemals verleugnen. Tüchtigkeit als Rechtsgelehrter war ihm gegenüber die bestmöglichste Empfehlung. Er hörte es gerne, wenn man des kleinen Blechschildes vor seiner ehemaligen Geschäftsstube gedachte.

Da stürmt eines Tages ein hervorragender Senator in sein Zimmer, kochend vor Zorn gegen den General-Quartiermeister. „Stanton,“ donnert er, „wie können Sie, als Advokat, diesen Meigs in seinem Amte lassen! Er achtet weder Gesetz noch Gerechtigkeit.“

Stanton entgegnete trocken: „Lassen Sie's gut sein. Kein Wort gegen Meigs. Er ist der nützlichste Mann meiner Umgebung. Er thut allerdings gar manche Dinge, die ich nicht thun würde, aber er ist ja auch kein Advokat.“

„Warum denn, in aller Welt, lassen Sie ihn diese Dinge thun?“

„Weil irgend Jemand sie thun muß,“ lautete die lakonische Antwort.

Das Haschen und Jagen nach leeren Titeln konnte er nicht verstehen. Er konnte sich keinen Brevet Brigade-General denken, (einen General, der weder Autorität, noch Verantwortlichkeit, noch Gehalt als solcher hat).

Als gegen das Ende des Krieges der Druck zu stark wurde, da öffnete er die Thüren zu diesen Ehren, so weit er konnte. Er sagte gewissermaßen: „Meine Herren, hier ist Etwas, das keinen Werth hat und nichts kostet; man nehme so viel, es beliebt.“ Ein Clerk besorgte die Arbeit des „Brevetirens.“

So leicht wurde es damit genommen, daß einige Clerks sich anheischig machten, einen Kameraden, der seine Entlassung als Lieutenant genommen, zum Brigade-General avanciren zu lassen. Schon hatte er seine Patente als Brevet-Capitain, -Major und -Oberst-Lieutenant in der Tasche, als dem Helden Angst wurde, die Geschichte möchte heraus kommen. Als reiche Verwandte ihn so mit Ehren überhäuft sahen, griffen sie in die Tasche, kauften ihm ein blühendes Geschäft und verhalfen ihm zu einer reichen Heirath. Er seinerseits hat sich immer seinen hohen Ehren würdig benommen.

Stanton hatte sich durch eigene Kraft emporgerungen und seine Laufbahn als Advokat wies glänzende Erfolge auf, deßhalb kann man es nur natürlich finden, daß er solche Energie, solches Selbstvertrauen und solchen Ernst zeigt. Der Krieg war ihm gleichsam ein riesiger Prozeß, den er um jeden Preis für seinen Klienten siegreich zu Ende bringen müsse. Trotzdem grollte er nur wenigen der Rebellenhäuptlinge. Wie so manchen Conföderirten hat er geholfen!

Einem verarmten Manne in südlichen Diensten gestattete er, eine werthvolle Bibliothek nach dem Norden zu bringen, ja er verhalf ihm noch zu einem vortheilhaften Verkauf derselben. So könnten viele ähnliche Beispiele angeführt werden.

Er war tief religiös angelegt. Sein Glaube an Prädestination und specielle Vorsehung ging so weit, daß man ihn hätte des Fatalismus zeihen können, wäre sein Leben minder thätig und kräftig gewesen. Er war davon fest überzeugt, daß Gott die Union in's Leben gerufen habe, um durch sie seine Pläne in Ausführung zu bringen. Und während er deßhalb einerseits nie an dem endlichen Sieg der Union zweifelte, so betrachtete er die Rebellion anderseits als ein Kämpfen gegen Gott, daher auch wohl sein furchtbarer Ernst gegen die Urheber dieses Unglücks. Aber auch in Sachen der Religion, trotz seines religiösen Eifers, war er duldsam und weitherzig gegen Andersgläubige. Die katholische Kirche, die durch den Krieg im Süden hart mitgenommen wurde, verdankt ihm sehr viel.

Politik war ihm zuwider, die Bürden seines Amtes lasteten schwer auf ihn. Er hoffte auf eine Richterstelle im Supreme-Gericht und ohne Zweifel hätte er dort Großes geleistet. Der Präsident Lincoln starb jedoch zu früh, und überhaupt war zu der Zeit sein körperlicher Zustand so gebrechlich, daß er sich um seine irdische Zukunft wenig bekümmerte. Als die Anklage gegen Präsident Johnson ohne Wirkung blieb, verließ Herr Stanton das Kriegs-Departement, gebrochen an Gesundheit und arm an Geld. Selbst das eine Haus, daß er besaß, war schwer verschuldet, aber erst bei seinem Tode wurde dies offenbar. Gerne hätten seine Freunde ihm früher geholfen, sein stolzes Schweigen hatte es nicht zugelassen.

Plauderei über Mailand von Einem, der nie dort war.

Geehrter Herr Dr.!

Mailand?! Einen Artikel über Mailand?! Sie wissen, ich bin sonst kein Unmensch und gern zu allen literarischen Großthaten bereit, aber — Mailand?! Was weiß ich Aermster von Mailand. Ich hatte, als ich Ihren Brief mit der ehrenden Aufforderung gelesen, ein Gefühl der Beklommenheit, ähnlich dem des weiland Sekundaners, der im Examen aufgefordert wurde, eine pragmatische Darstellung der Hussitenkriege zu geben und der von diesem weltgeschichtlichen Ereigniß auch nichts, absolut nichts weiter wußte, als die rührende Schulmeister- und Kindergeschichte, die sich durch das mnemotechnische Hülfsmittel des unsterblichen Volksliedes: „Die Hussiten zogen vor Naumburg &c." seinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt.

Mir ging's fast noch schlimmer. Ich durchwühlte die geographische Rumpelkammer meiner Schul-Erinnerungen — und fand nichts als: „Mailand, Stadt in Oberitalien, weiland Haupt des lombardischen Städtebundes, durch Kaiser Rothbart dem Erdboden gleichgemacht und mit Salz bestreut. Später, d. h. um 1200 'rum, wieder aufgebaut und der zweifelhaften Ehre theilhaftig, Hauptstadt des von Kaiser Wenzel begründeten Herzogthums gleichen Namens zu sein. Heute schlechtsinnige Provinzialhauptstadt des Königreichs Italien."

Das ist das ganze Knochengerüst meiner in Schuljahren erworbenen Weisheit. Wie aber sollte ich Aermster aus diesen mageren Substanzen ein schmackhaftes Ragout bereiten, das Sie Ihren Lesern in Form eines „populären Artikels" vorsetzen könnten?

Ich lief zur Bibliothek, um bei „Dempwolf," „Gottschall" und all' den anderen gelehrten Herren, die je über diesen Gegenstand geschrieben, nachzulesen. Aber Alles, was besagte gelehrte Herren über Mailand geschrieben, war so unsterblich langweilig, daß es wirklich Wasser in den Rhein, was sag' ich, Eulen nach Athen, was sag' ich, Heiligenbilder in den Dom von Mailand tragen hieß, wollte ich versuchen, dieser Unsterblichkeit durch Veröffentlichung in „Haus und Herd" noch einer Elle zuzusetzen.

Aber die Noth blieb und — woher nehmen und nicht stehlen!

Da endlich, wie die Noth am Größten, kam die Hülfe in Gestalt eines alten Freundes und Studiengenossen. Zufällig, so sagt man, aber es giebt ja für den in gläubigen Gottvertrauen Wandelnden keinen Zufall, war dieser Freund, der eben erst von Deutschland zurückgekommen, auf der Durchreise bei mir eingekehrt, und da wir uns so viel zu erzählen, willig meiner Einladung gefolgt, etliche Tage bei mir zu bleiben. Im Lauf der Unterhaltung erwähnte er auch ganz beiläufig einer Fahrt durch den Gotthardts-Tunnel, die er gemacht. Das fuhr mir wie ein Blitz durch die italienische Nacht meiner Gedanken.



Mailänder Dom.

„Gotthardts-Tunnel! potz tausend, so warst Du auch in Italien?" frug ich erregt. „Versteht sich, am Rande," war die lakonische Antwort. „Auch in Mailand?" forschte ich weiter. „Kolossaler Dom, mit tausend Statuen besetzt, sieht aus wie ein Stachelschwein aus Marmor, Triumphbogen, Corso, berühmte Farbenklexerei von Leonardo da Vinci, selbstredend, Alles gesehn, brillante Erinnerung, aber — theuer; Beefsteak miserabel, 3 Lire ohne, 4 Lire mit Zwiebeln."

„Mensch, Engel in Menschengestalt, berichte, erzähle, soll einen populären Artikel über Mailand schreiben und weiß noch nicht einmal, wieviel eine Lire nach unserem Gelde ist. Berichte, erkläre.

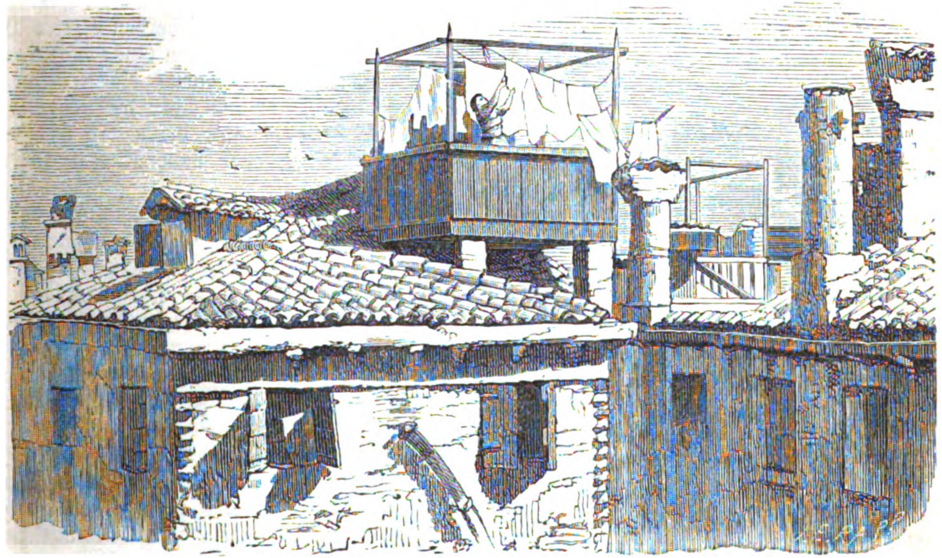
So, werther Herr Dr., jetzt wissen Sie und die Leser Ihres geschätzten Blattes, wie die seltsame Ueberschrift dieses "Articulo" zu verstehen. Was ich noch weiter zu berichten habe, ist den mündlichen Mittheilungen meines Freun-

des entnommen, der die „populären Verhältnisse" Mailand's aus eigener Anschauung kennt.

Mailand macht ganz den Eindruck einer modernen Großstadt. Sie contrastirt vortheilhaft gegen die mittel- und süditalienischen Raubnester, selbst gegen das ewige Rom, dessen gewaltiger Petersplatz ringsum von Schmutzwinkeln jeder Art umgeben ist. Die Straßen sind nicht von langweiliger Geradlinigkeit, aber meistens breit und reinlich. Nur um den Domplatz herum giebt es noch ein Labyrinth von Gassen, Gäßchen, Winkeln und Plätzen, in welchen sich der Fremde leicht verirren kann. Dagegen ziehen sich vom Dom nach allen Thoren die Hauptverkehrsadern der Stadt. Der mittlere Theil dieser Straßen wird in der Regel „Corso," der nach den Thoren liegende, „Borgo" genannt.

ist es, Abends nach der Hitze des Tages vor dem großen chinesischen Kaffeehause zu sitzen, eine Granita zu schlürfen, den Klängen der Musik zu lauschen und die bunte Welt zu sehen, die hier traumhaft vorüberwandelt, während die untergehende Sonne die fernen Tannen und die näheren waldartigen Gruppen hoher Kastanienbäume vergoldet.

„Ist es wahr," unterbrach ich hier meinen Freund, „daß die italienischen Mädchen und Frauen in der Regel hübscher sind, als die unserer Zonen?" „Als Regel möchte ich das kaum behaupten," war seine Antwort, die lieblichen Gestalten, die wir auf den Genrebildern der Maler antreffen, sind, wenn sie überhaupt dem wirklichen Leben entnommen, doch nur die Ausnahmen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß sich vor Allen die Mailänderinnen durch ein graciö-



Auf den Dächern Mailands.

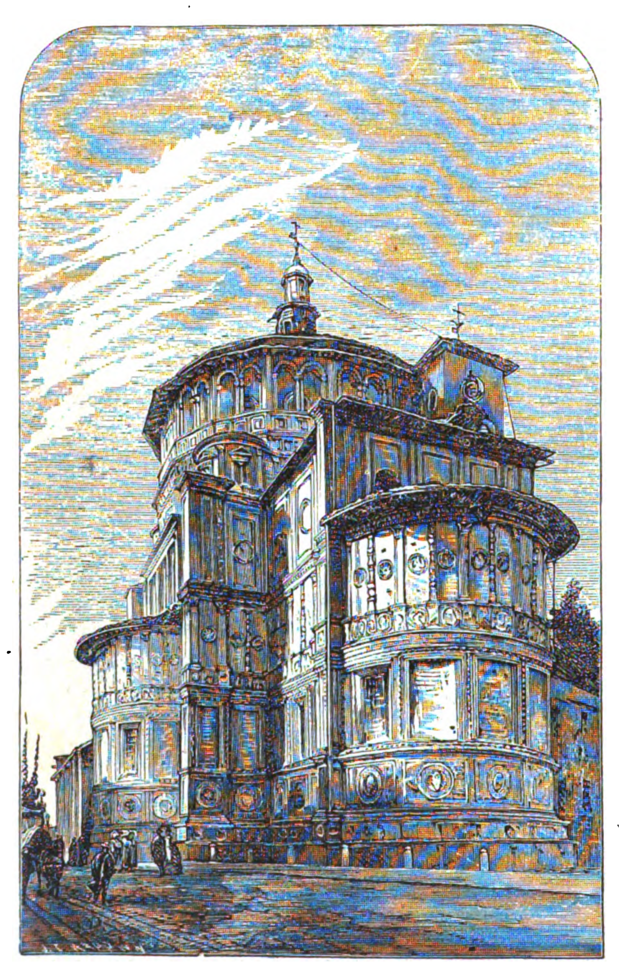
Der glänzendste, das modern-italienische Leben zumeist zur Schau tragende, ist entschieden der Corso Vittorio Emanuele. Hier rasseln die eleganten Zwei- und Vierspänner, in denen die feine Welt „spazieren liegt"; hier drängt sich das Publikum in die öffentlichen Gärten; hier bieten die in malerische Lumpen gekleideten Blumenmädchen ihre duftende Waare feil; hier deklamirt oder singt der wettergebräunte, verschmitzt lächelnde Gassenbarde seine zweideutigen aber immer willkommenen Weisen. • Kurzum, wie die bunten Scherben im Kaleideskop, so drängt sich hier das buntfarbige Leben der Stadt in stetem Wechsel zu immer neuen, interessanten Gruppen zusammen.

Ein im höchsten Grade eigenartiger Genuß

ses Wesen auszeichnen — sie haben meist feingeschnittene Gesichter und eine hohe, schlanke Gestalt, auch wissen sie auf die aller einfachste Weise, ohne die meist nur entstellenden Hülfsmittel der Mode, das Anziehende ihrer Erscheinung zu erhöhen. Anstatt der suppenteller- und blumentopfartigen Formen, die man hier zu Land Damenhüte nennt, trägt die Mailänderin einen einfachen schwarzen Schleier, der je nach Vermögen mehr oder weniger reich und schön ist. Aber selbst der Aermsten steht ihr baumwollener Schleier, der von einer Rose oder Camelie im üppigen blauschwarzen Haar festgehalten wird, wahrlich ganz anders, als die meist so albernen Formen, mit denen unsere Damen ihren Scheitel bedecken. Deckel, die meist

um so mehr mit sinnlosem Zierrath beladen, je hohler der Topf ist auf dem sie liegen.

Auch den unvermeidlichen Appendix, das Schooßkind, oder besser das enfant terrible unserer Modewelt, habe ich in Mailand wohl bei Fremden, nicht aber bei ächten Mailänderinnen getroffen. Welchen Eindruck vielmehr dies schauerliche Institut auf den unverdorbenen Natursinn der Mailänderinnen macht, wurde mir klar, als ich einst eine Mutter zu ihrer Tochter sagen hörte, da gerade eine Fremde mit großem Appendix vorbeiwedelte: „Danke Du den Heiligen, Kind, daß Du Deine Gesundheit hast.“



Die Kirche Santa Maria della Grazia.

„Doch nun, um mit einem Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, oder besser umgekehrt, zu kommen, so sag mir jetzt, was Du vom Dom weißt,“ frug ich.

Der Dom, ei der Dom ist offenbar eine „kolossale Erfindung,“ aber unpraktisch. Ganz aus Marmor gebaut, leuchtet er mit seinen 4000 Heiligen-Statuen ganz gespensterhaft in die mondhelle Nacht hinein. Ein Riesen-Mausoleum unter dunkelen Grabhügeln. Am Tage ist der Eindruck ein etwas freundlicherer. Denke Dir Mailand als braunen, saftigen Fruchtkuchen, so stellt der Dom gleichsam die in Zuckerguß ausgeführte Verzierung dar. Menschen, die für derlei Süßigkeiten Geschmack haben, können sich denn auch für den Dom ganz schrecklich begeistern — doch ist es mir immer vorgekommen, als sei diese Begeisterung mehr eine vom Kunst-Konditor gemachte, als eine natürlich gewachsene.

Viele Besucher studiren sich vorher im Hotel alle Begeisterungsrufe und Entzückungsausbrüche nach Bädeker's Reisehandbuch gründlich ein und die stumme Andacht, die man auch in den Mienen und Geberden Vieler zu lesen glaubt, ist am Ende nichts weiter als der Ausdruck einer resignirten Verstimmung über die hohen Trinkgelder, zu deren freiwilliger Spende man überall genöthigt wird.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Innere des Doms großartige, ja wahrhaft bezaubernde Partien hat, aber das Ganze macht doch den Eindruck eines kreisenden Berges, der ein Mäuslein geboren. Einen genial-angelegten Menschen, der anstatt seine reichen Gaben und Anlagen zur Schöpfung eines seiner würdigen Meisterwerks zu gebrauchen, dieselben in tausend nichtssagenden Spielereien verzettelt und zersplittert, kann ich nur bedauern, nicht aber aus vollem Herzen bewundern. So geht's mir mit dem Dom von Mailand.

Die 4000 Zacken, die man vom Dach aus gen Himmel ragen sieht, sind 4000 Bildsäulen wunderlicher Heiliger, die man aber von unten ohne Bewaffnung des Auges gar nicht als Solche erkennen kann. Seltsamer Widerspruch. Ein Pantheon für Künstler, die unbekannt und unberühmt bleiben wollen.

Ich konnte mich des ketzerischen Gedankens nicht erwehren, daß es doch viel gescheidter sein würde, diese Figuren herunter zu nehmen — der Dom würde dadurch nur gewinnen — und sie nach Amerika zu exportiren, wo sie anstatt der gräulichen Indianer- und Neger-Fratzen vor unseren Cigarrenläden aufgestellt und ge-



Denkmal des Leonardo da Vinci.

bührend bewundert werden könnten. — „Du bist ein Spötter erwiderte ich, und scheinst dem Grundsatz des ächten Amerikaners zu huldigen, der seine weltmännische Ueberlegenheit dadurch zu zeigen sucht, daß er sich von Nichts imponiren läßt."

„Sag das nicht, Eduard," war seine Antwort, „ich bin von Natur ebenso bewunderungslustig und begeisterungsfähig, wie jeder Andere, nur muß mir auch die Schönheit, der ich meine Verehrung darbringen soll, als eine naturwüchsige, ächte, ungekünstelte entgegentreten. Der Mailänder Dom aber kommt mir vor wie ein altes Mädchen, in dessen Zügen man allerdings noch Spuren ehemaliger natürlicher Schönheit entdecken kann, das aber nun darauf aus ist, durch

sinnlosen Schmuck und albernen Modetand seine Runzeln zu verbergen."

Zwischen wunderlich und bewunderungswürdig ist in meiner Anschauung eine große Kluft befestigt, die ich nicht so ohne Weiteres überspringen kann. Ich kann mir nicht helfen. Wunderlich sind die hochberühmten Sehenswürdigkeiten Mailands allerdings — aber entzückt, erfreut, begeistert haben sie mich nicht.

Nimm „zum Bleistift" den berühmten Triumphbogen, den Arco della pace, den Napoleon I. aus lauter Freude über die Vollendung der Simplonstraße zu bauen anfing und den Kaiser Franz vollendete, — er erschien mir nach näherer Betrachtung und aufmerksamem Studium der Inschriften nur als ein höchst merkwürdiges Denkmal menschlicher Niedertracht und des Wechsels aller Dinge. Kaiser Franz hatte sich als Bauherr eine schöne lateinische Inschrift, die natürlich für alle Ewigkeit reichen sollte, darauf meißeln lassen, als aber die Herrschaft der Oesterreicher in Mailand gebrochen, da wurde sofort die alte Schrift abgekratzt und eine neue italienische darauf gesetzt, welche den pomphaften Eintritt der Sieger, Napoleon III. und Victor Emanuels, auf das Servilste feiert. Von dem armen Franz ist keine Rede mehr. Die verbündeten Monarchen und sonstigen Helden des Reliefs jedoch, die schon seit dem Fall Napoleon I. hier in Marmor ausgehauen, waren zu solide gearbeitet, als daß man sie ebenso hätte beseitigen können. So bleibt es denn dem denkenden Beschauer überlassen, Metternich, Kaiser Franz, die Sieger von Leipzig u. s. w. mit den neuen Inschriften in Einklang zu bringen. Glücklicher Weise ist die Sprache der Sculptur etwas undeutlich und das für alles Unverstandene erst recht schwärmende Publikum erblickt auf den Reliefs nichts Anderes, als Soldaten, die sich in den Haaren liegen und kluge Männer, welche debattiren und Papierbogen in den Händen halten.



Mailänder Dame.

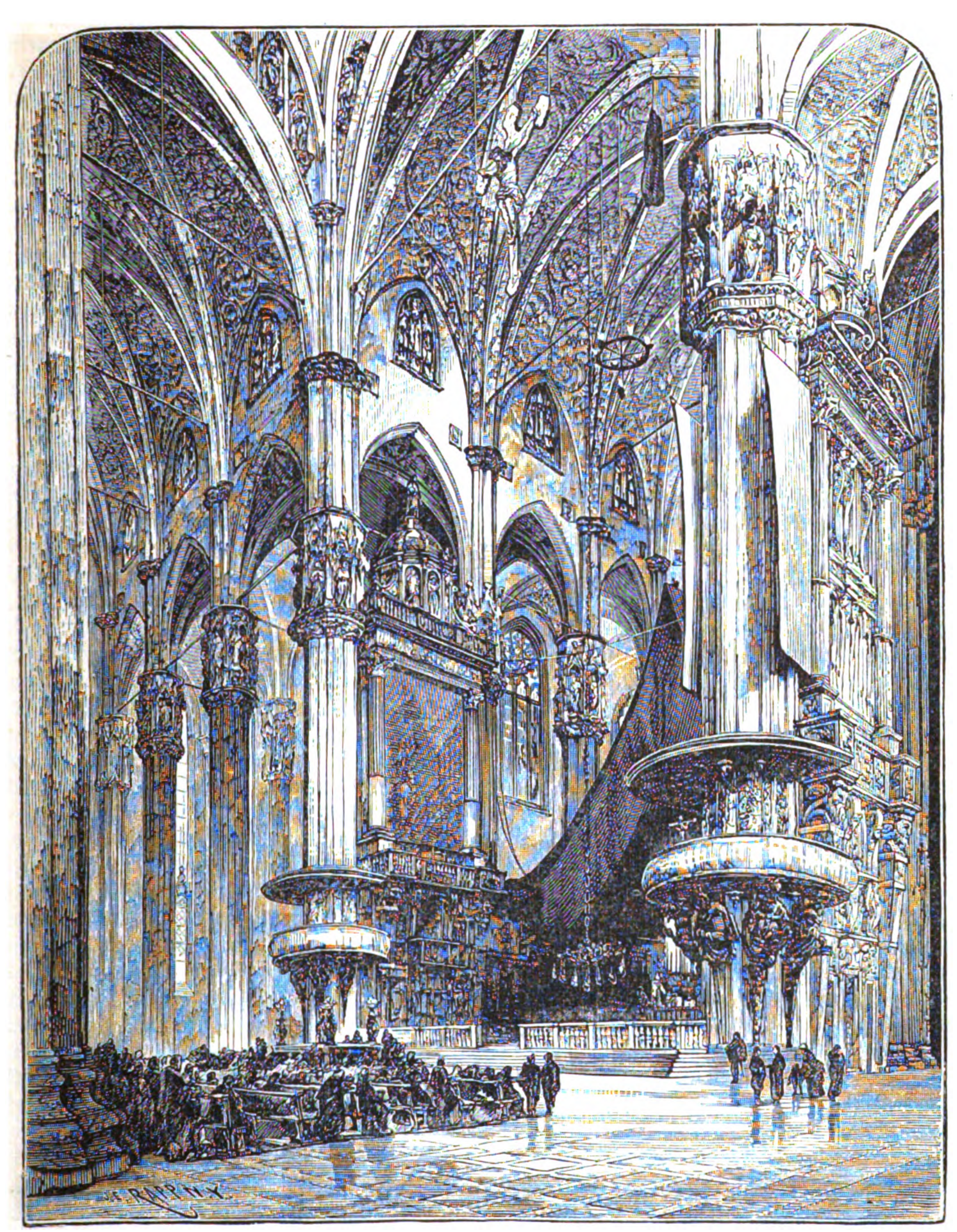
Zu den besonderen Wunderlichkeiten dieses Triumphbogens gehört außerdem noch, daß derselbe, ringsum von eisernen Gittern umzogen, jeden Durchgang unmöglich macht. Lucus a non lucendo.

„Wie gefiel Dir denn das weltberühmte 'Abendmahl' des Leonardo da Vinci?"

Im höchsten Grad bedauerlich, ganz Hartmann-Schopenhauerlich, mit einem Wort — ganz schauerlich!

„Was, wie! Nun hört aber doch die Gemüthlichkeit auf. Das herrliche Gemälde, von dem uns schon jede, einigermaßen ausgeführte Copie entzückt; und die Kenner behaupten, daß sie alle miteinander dem Original noch nicht das Wasser reichen?!"

Gemach Freund, das thun sie auch nicht. Mir aber fehlt gänzlich die kühne Künstlerphantasie, die aus diesen traurigen Resten, die Du in dem stallähnlichen Refectorium der Santa Maria della Gracia Kirche erblickst, die ehemalige Herrlichkeit, wenigstens in abstracto, wieder aufzubauen versteht. Ebensowenig wie ich es vermag, mir aus einer abgebrochenen Marmornase mit einer Warze d'rauf, mittelst der Phantasie einen ganzen Cicero-Kopf zu konstruiren.



Das Innere des Mailänder Doms.

Ich empfand beim Anblick dieser traurigen Berühmtheit nichts als einen großen Zorn, einmal über die Barbarei der verständnißlosen Mönche von Anno dazumal, welche dies einzige Kunstwerk so verfallen ließ, andererseits über das hohe Entree, wofür man nun doch nichts Rechtes zu sehen bekam.

Nicht viel besser erging es mir in den beiden Hauptgallerien Mailands, der s. g. Brera und Ambrosia. Es befinden sich hier allerdings die Gemälde eines Luini, Garofalo, sogar das seinem biblischem Charakter ganz unähnliche Bild des Paolo Veronese von der Hochzeit zu Cana. Sassoferatos mütterliche Madonnen, Bonifacios Findung Moses — kurzum Werke, bei deren Beschreibung sich die Kunstkenner von Fach noch heute vor Entzücken auf den Kopf stellen. Ich verspürte jedoch, ehrlich gestanden, durch-

aus keine Lust ein Gleiches zu thun. — Das Einzige, was mir in diesen heiligen Hallen einigermaßen imponirte und Interesse erweckte, war die 60,000 Bände und über 10,000 Manuscripte starke Bibliothek der Ambrosiana. Darunter sind einige sehr werthvolle Palimpseste, ein Virgil mit Petrarcas Handschrift, Fragmente der alten Gothenbibel des Ulfilas. Auch von zwei der berühmtesten Frauen Italiens finden sich hier Reliquien: Briefe der Lucretia Borgia an den Cardinal Bembo und eine „blonde" Locke der meist schwarz gemalten Sünderin. Welchen Werth aber hat schließlich der alte Plunder für den wissensdurstigen Beschauer, da die strenge Regel heißt: „Allens beseh'n, aber nischt anfassen."

„Da haben wir's," erwiderte ich, „Du bist eben doch ein ächter Sohn unseres enorm praktischen Amerikanervolkes, das, wie Dr. S. in seinem 'Michel und Jonathan' so richtig sagt, bei jedem Genuß sofort den Gewinn berechnet, den es daraus ziehen kann. Was nicht "useful" ist, hat auch Dir, wie es scheint, keinen Werth, und darum fürchte ich, ist Dir auch von Deiner ganzen italienischen Reise, in Sonderheit von allen Herrlichkeiten Mailands, nichts weiter geblieben, als ein großer Aerger über das kostspielige und von Deinem Standpunkt aus höchst fragwürdige Vergnügen."

Doch nicht, war seine Antwort, ich habe allerlei Nützliches gelernt, bin innerlich reicher geworden und ein praktischer Nutzen meiner Reise ist ja schon der, daß ich Dir Stoff zu Deinem „populären Artikel" geben konnte. Aber wäre das auch Alles nicht, Mailand wird mir doch stets unvergeßlich bleiben, ich habe dort Etwas gesehen, was mich wahrhaft begeistert und entzückt und was mir, so lang ich lebe, unvergessen bleiben wird.

„Und das wäre?" frug ich begierig.

Die aller Beschreibung spottende, paradiesisch schöne Aussicht, die man von der Zinne des Doms aus hat.

Ich könnte keine Worte finden, um Dir diese Landschaft zu beschreiben. Wenn ich die Augen schließe, taucht das unendliche Panorama groß, schweigend, überwältigend wieder vor meinem Geiste auf. Wieder schießen von allen Seiten lange Straßenreihen weit hinaus in den lieblichen Garten der Lombardei, wieder erheben sich stolze Kuppeln und Zinnen, riesige Thürme über dies Häusermeer, wieder fahren und rennen die Menschen, Ameisen vergleichbar, hastig da unten durch einander, in ängstlichem Jagen nach Genuß und Gewinn, während wir uns frei fühlen von aller Sorge und Kümmerlichkeit.

Da thürmen sich drüben im Norden die schneegekrönten Häupter der Alpen. Da sind jetzt alle die Träger der Namen, die mein Gemüth von Jugend auf mit Sehnsucht erfüllt. (N. B. Meine Mutter stammt aus der Schweiz und ich glaube, das „Schweizerheimweh" ist erblich.) Da ist der Nestor unter den Bergen, der alte Mont Blanc, da der Simplon, der Mònte Rosa, der Mont Cenis und der drei Ströme nährende Gotthardt, dessen crystallreichen Bau sie durchgraben haben, um ihre Lokomotiven durch das Innerste der Alpenwelt zu jagen.

Zwischen Mailand und den Trägern des ewigen Schnees dehnt sich die herrliche Brianza, der paradiesische Garten der Lombardei, die doch selbst ein Paradies ist. Im Süden siehst Du die Certosa von Pavia und die Thürme dieser Stadt und hinter ihnen wieder in unendlicher Kette ein rauhgezacktes, blaues Gebirge, die Räuber bergenden Apeninen.

„Halt Freund, keine weitere Kritik," rief ich, als ich plötzlich wieder das spöttische Zucken um seine Mundwinkel bemerkte, „diese Schilderung wirkt versöhnend; ich werde sie meinem articulo als gemüthliche "back porch" anbauen, damit sich der geneigte Leser nach des Lesens Last und Hitze darauf ausruhe, meinetwegen auch einschlafe und träume von den Herrlichkeiten Mailands, dem Paradiese der lombardischen Ebene, das er wohl so wenig, wie der Verfasser je gesehen hat noch sehen wird.

Mit aller Hochachtung Ihr

Heinr. W. Seibert.

Frauen-Bildung.

Ein Vortrag, gehalten vor dem Bund der Vereaner von Fräulein Louise Rothweiler und dem Editor auf Ansuchen für Haus und Herd überlassen.

Wir leben in einem Land und in einer Zeit der rastlosen Thätigkeit. Die Menschheit ist in einem intensiven Ringen und Jagen begriffen. Bei der großen Mehrheit ist es ein Jagen nach dem Irdischen und Vergänglichen. Nur Wenige in der großen Masse streben nach wirklich hohen, edlen Zielen. Unter diesen Wenigen sollten sicherlich die sein, die bekennen, nicht nur dem Namen nach, sondern in der That, Christi Jünger zu sein. Ihre Ziele sollten

hohe sein, solche, die sie selbst und mit ihnen Andere emporziehen werden. Anstatt mit dem Zeitgeist fortgezogen zu werden, sollten sie denselben bekämpfen.

Die Jugend ist auch in dieser Beziehung unsere Hoffnung, und es ist unsere Pflicht, sie auf's Beste auszurüsten für den Kampf um das Recht.

Es gilt hier, daß Alle, Frauen wie Männer, Hand anlegen, und die Frage tritt nun auf: Was für eine Ausrüstung—Bildung—bedürfen unsere Mädchen? Wir antworten: So viel sie erlangen können, je mehr, je besser.

Nur zu viele Deutsche meinen, es sei genug, wenn ein Mädchen die Hausarbeit versteht, wenn sie nur arbeiten kann. Das ist aber nicht genügend. Wir wollen jedoch nicht eine Bildung, die sie nur zur Modepuppe macht, die sie nur befähigt den Körper zu schmücken, nur das zu bieten, was dem Aug' und dem Ohr gefällt, sondern eine Bildung, die sie fähig macht, ihren Beruf im Leben recht zu erfüllen, eine Gehülfin zu sein, die da hilft, die Menschheit zu bessern, zu erheben.

Damit ist nicht gesagt, daß sie die alten und neuen Sprachen, die höhere Mathematik 2c. verstehen muß, obwohl solche Kenntnisse selbst bei einem Mädchen nicht zu verachten sind, noch die Zeit in Aneignung derselben zugebracht, als verloren zu betrachten ist, aber jede deutsche Jungfrau unserer Kirche in diesem Lande, sollte, wenn möglich, den vollen Nutzen unserer öffentlichen Schulen genießen; eine Gewandtheit im Gebrauch, sowie Kenntniß von der deutschen und englischen Sprache haben, sowie, wenn irgendwie möglich, einige Bekanntschaft mit den Wissenschaften der Welt- und Literaturgeschichte, und wenn dazu begabt, auch etwas der feinen Künste, aber über Alles einen ächt christlich gebildeten Charakter.

Nun kommt aber die Frage: Wozu das für ein Mädchen? für eine Frau? Wozu Zeit und Geld verschwenden für das, was ihr später Nichts nützen wird? Ein Mädchen soll Kochen, Backen, Waschen, Nähen lernen. Das soll sie auch, und angenommen, jede Frau hätte nur solche Arbeit zu thun, was aber nicht der Fall ist, brauchte sie bei guter Bildung deshalb eine schlechtere Köchin oder Haushälterin zu sein? Würde sie nicht dieses mit mehr Verstand und Umsicht thun können? Nach derselben Regel müßte der ein schlechterer Kaufmann sein, der mehr denn eine rein kaufmännische Bildung hat.

Obwohl in den letzten Jahren viel gesagt wurde in Bezug auf Frauenrechte, obwohl heute Tausende von Frauen ihren Lebensunterhalt in Stellungen finden, die ihnen vor Kurzem noch ganz verschlossen waren, so ist und bleibt dennoch ihr höchster und wichtigster Beruf der der Erziehung, ob daheim oder draußen. Dazu ist sie von Gott bestimmt; und ist sie in diesem treu, so wird ihr Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht stärker, bleibender und wirksamer sein, als alle andern. In ihrer Hand liegt zum großen Theil die Macht den Charakter zu bilden.

Was geht über den Eindruck, den der Umgang einer frommen, gebildeten Mutter auf das kindliche Gemüth macht, und den besänftigenden, mildernden Einfluß, den sie ausübt auf den lebensfrohen, erwachenden Sinn der Jugend.

Es ist die frühe Umgebung, die dem Charakter einen unverwischlichen Stempel aufdrückt.

Geht in die Strafanstalten für junge Verbrecher, und ihr findet 95 Prozent der Sträflinge kommen aus Heimathen, wo Müssiggang, Trunkenheit und Unwissenheit herrschten.

Durch Vorbild und Erziehung oder besser durch Mangel an Erziehung sind sie geworden, was sie sind.

Denken wir den Unterschied, den die Gegenwart einer christlich gebildeten Mutter gemacht hätte in diesen Heimathen!

Aber nicht nur der häusliche Kreis bietet der Frau Gelegenheit als Erzieherin zu wirken; als Lehrerin findet sie ein weites Feld. In den Freischulen unseres Landes arbeiten über 300,000 Lehrer, wovon mehr denn 60 Procent Damen sind. In den zehn Städten ersten Ranges sind mehr denn 90 Procent der Lehrer Damen. Sollten wir als deutsche Methodisten nicht stärker vertreten sein unter den Besten dieser Arbeiter als wir es sind? Welche Macht liegt nicht in der Hand einer treuen Lehrerin? Wie manches Herz wurde nicht schon durch eine Solche auf ganz andere Lebenswege gebracht?

Ist nun die Frau ein solch' großer Factor in den Erziehungskräften, beides in Heimath und Schule, von welch' unberechenbarer Wichtigkeit ist es, daß sie dazu auf's Beste ausgerüstet sei! Es ist gesagt worden, die Frau lege das Fundament und erbaue die Wände des Charakters. Bedarf es nun eines sachkundigen Meisters, um einen Bau aus Kalk und Stein so aufzuführen, daß er fest stehe und dem Auge gefalle, wie viel mehr bedarf es Fähigkeit und Verstand, um solchen Bau aufzuführen? Wie nothwendig, daß nicht nur unsere Lehrerinnen, sondern die Mütter, die Schwestern, Alle, unter deren Pflege das Kind steht, nicht nur Schulbildung, sondern eine christliche Schulbildung gepaart mit festem Charakter besitzen, so daß ihr Einfluß ein veredelnder, ein erhebender sein wird.

Der Charakter **muß** gebildet, entwickelt aufgebaut werden. Er ist nicht

ein Erzeugniß der Natur, und mit Einprägung der ersten Grundsätze kann nicht zu früh angefangen werden. Auf dem Schooß der Mutter, in der Heimath, erhält das Kind die ersten Lehren, die es entweder aufwärts führen werden, einem hohen, göttlichen Ideal entgegen strebend, oder abwärts, hinweg von dem, was der Mensch sein sollte—ein Ebenbild Gottes. Die Grundsätze, die Lebensgewohnheiten der Familie bilden die Atmosphäre, die das geistliche Wachsthum des Kindes befördert in der einen oder andern Richtung.

Glücklich das Kind, das Mutter, Schwester, Lehrerin hat, die als hohes Ideal dienen. Ich sage als hohes, denn ein Ideal muß ein hohes, ein immer höher werdendes sein, um dem Zweck zu dienen.

Da sagt aber Jemand, ja einen festen, christlichen Charakter sollen unsere Töchter haben,—aber dazu braucht man keine besondere Schulbildung.

Es ist wahr, man kann ohne dieselbe einen solchen Charakter besitzen; aber die Aneignung von Kenntnissen ist ein Mittel zur Befestigung desselben. Schon die Disciplin, der ein Schüler unterworfen ist, ist ein Mittel dazu, und sobald die Studien den engen Kreis der Kinderjahre überschritten haben, dienen sie dazu, den Blick zu erweitern, hinter dem Buchstaben den Geist zu vernehmen; die Bereicherung des Wissens erweckt Hunger nach mehr; die innere Gedankenwelt anderer wird aufgethan; man lernt, daß es noch eine andere, größere Welt gibt, als die, in der wir uns bewegten und die uns so allumfassend erschien; man lernt handeln, nicht so viel auf Ansporn des Gefühls, als nach Ueberlegung und Grundsatz; man lernt nachdenken, ein richtigeres Urtheil fällen, Ursachen und Folgen in Betracht ziehen. Alles dies gehört zur Bildung, und wer dies besitzt, ist besser im Stande, Andere recht anzuleiten in Erlangung ihrer Bildung.

Hätten wir in unserem Lande mehr solche ächt christlich gebildete Frauen, so würde die jetzige Generation stärker und erfolgreicher sein im Bekämpfen mancher Uebel des Tages, und die kommende Generation würde eine reinere und bessere sein, als die jetzige.

Laßt uns als deutsche Methodisten hierin unsere Pflicht erkennen und thun, nicht müssig dastehen, zufrieden, wenn nur unser Schiff nicht untergeht im Strudel des uns umgebenden Verderbens.

Wir haben eine Mission an unser Volk; wenn wir derselben gerecht werden wollen, müssen wir wohl gerüstet in den Kampf treten, denn der Feind in Form der Gottvergessenheit, des Unglaubens rückt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in's Feld.

Dieser Kampf wird nicht in einem oder zehn Jahren beendet sein. Er wird währen so lange die Sünde Macht hat am Menschen. Es gilt um die Reinigung, den Aufbau einer Nation. Es ist die Pflicht der Kirche nicht nur selbst jetzt zu kämpfen, sondern ihre heranwachsende Jugend so zu erziehen, daß sie wie ein Mann in die Schranken treten wird. Und dies muß vielfach von der Frau geschehen.

Aber das Werk der Jugenderziehung ist nicht das einzige Feld, wo Frauen von Bildung nöthig sind. Fragt unsere Prediger, ob ihnen in dem Mangel an solchen Frauen nicht ein großes Hinderniß in der Gemeindearbeit in den Weg tritt? Wie oft hören wir nicht die Klage: Wir können keinen Missions- oder Schwesterverein haben, wir haben Niemand voranzugehen; in wie vielen Sonntagschulen ist nicht ein gänzlicher Mangel an intelligenten Lehrkräften. Dies sollte nicht so sein. Wir müssen die nöthigen Kräfte erziehen, heranbilden.

Dann, welchen Einfluß sehen wir oft von einer einzigen belesenen, intelligenten Frau, die den Geist Christi besitzt, auf einen ganzen Kreis anderer ausgehen? Ein weites Feld des Wirkens breitet sich vor der Frau aus. In der Heimath, der Schule, der Kirche und Gesellschaft soll sie eine Macht sein, empor zu ziehen, zu bessern, zu helfen, zu retten.

Will die Kirche nun zurückstehen? Ihre Töchter ohne die nöthige Rüstung hinaussenden? Oder will sie ihre Pflicht erkennen und thun?

Ihr, meine früheren Mitstudenten, ihr Prediger und Lehrer, ihr Väter und Mütter, wollt ihr es nicht meinen Schwestern klar machen, daß sie nicht nur eine geschickte Hand und ein warmes Herz, sondern auch einen festen Charakter, einen gebildeten Geist nöthig haben, um die Stellung einzunehmen, die Arbeit zu thun, die der Herr der Ernte für sie hat? Zeigt ihnen die Höhe und die Größe dieses göttlichen Berufs; zeigt ihnen wie Gott sagt: Handelt mit eurem Pfund, bis ich komme. Sie werden dann schon sehen, was ihnen mangelt und sehen sie dies, so kommt das Streben, dies Mangelnde zu ersetzen und sie werden fragen: „Wo und wie kann ich dies thun?“ Das Wo sollte für uns deutsche Methodisten keine schwere Frage sein, sind wir doch glücklich im Besitz mehrerer Lehranstalten.

In diesen Anstalten finden wir ein fähiges Lehrerpersonal, einen Unterricht im Deutschen, wie er in englischen Schulen nicht zu finden ist. Diese Anstalten sind ein Theil der Kirche, und der methodistische, christliche Geist sollte sicherlich

hier zu Hause sein, wie wir ihn nicht finden können in Staatsschulen, oder in denen anderer Benennungen.

Aber bei Vielen wird das Wie eine wirklich schwierige Frage sein.

Mancher Vater könnte wohl seine Tochter auf 2, 3 oder mehr Jahre in die Anstalten senden, wenn er nur wollte, und er würde schon wollen, wenn er nur den Nutzen einsähe.

Es gilt der Kirche die Ueberzeugung beizubringen, daß eine gute Bildung nicht nach Thalern zu schätzen ist, daß dies eine bessere Aussteuer ist, als Geld und Geldeswerth für die Tochter.

Dann aber sind Viele gänzlich auf sich selbst angewiesen und werden sagen: Es ist mir unmöglich eine Schule zu besuchen.

Aber warum sollten unsere deutschen Mädchen zurückschrecken vor dem, was schon Tausende ihrer englischen Schwestern gethan haben, d. h. sich selbst die Mittel erwerben? Sind sie nicht ebenso fähig? Besitzen sie etwa weniger Willenskraft, von der es heißt, daß sie Wege schafft? O nein, und was gethan wurde, kann wieder geschehen. Was durch Sparsamkeit und Selbstverleugnung erworben wurde, wird desto höher geschätzt und besser verwerthet werden. Unsere deutschen Mädchen sind nicht weniger fähig ihren Brüdern ebenbürtig zur Seite zu stehen, als andere. Warum sollten sie zurückstehen? Warum nicht sich vorbereiten, die ihnen gebührende Stellung im Leben einzunehmen? Möge die Zeit bald kommen, daß nicht nur das deutsche Wallace Collegium, sondern auch die übrigen Anstalten unserer Kirche, die Zahl ihrer weiblichen Zöglinge verzehnfacht sehen und noch mehr.

Loyola und der Jesuitenorden.

Für Haus und Herd bearbeitet von Gregorius.

In keinem Lande Europa's hat sich so lange wie in Spanien die Gesinnung erhalten, welche die zweite Hälfte des Mittelalters charakterisirt. In Folge der gewaltigen, mehrhundertjährigen Bewegung der Kreuzzüge hatte im Abendlande sich eine mystische, schwärmerische Frömmigkeit auf das Engste mit dem kühnen, unternehmungslustigen Geiste des Ritterthums verbunden.

Diese eigenthümliche Kultur, die nicht ohne Größe und Reiz war, und der wir die schönsten Schöpfungen des Mittelalters verdanken, war allerorten unter dem Einflusse des mächtig sich entwickelnden bürgerlichen Gewerbslebens und vor den Erfolgen einer kühlen fürstlichen Interessenpolitik verschwunden.

Anders in Spanien. Dies Land, durch seine geographische Lage dem Mittelpunkt europäischer Bildung weit entrückt, durch den hohen Wall der Pyrenäen von derselben geschieden, war wenig von jenen neuernden Bewegungen berührt worden. Bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war es unablässig mit dem Kampfe gegen die mohammedanischen Mauren und Araber beschäftigt, der, Rassen- und Glaubenskrieg zugleich, allen Unternehmungen und Interessen der Spanier eine starke religiöse Färbung verlieh.

Durch eine eigenthümliche Fügung, in der die Hand der göttlichen Vorsehung nicht zu verkennen ist, fiel die Einnahme von Granada, die endgültige Austreibung der Moslemin vom Boden der Halbinsel und damit die Beschließung der Araberkriege zusammen mit der Entdeckung Amerika's, mit dem Beginn einer Reihe von Fahrten und Eroberungen, die besonders dazu bestimmt waren, die Heiden einer neuen Welt zum Christenthum zu bekehren.

Indem der Edelmann, der Soldat, der Entdecker, der Eroberer für seine eigene Ehre, für die Ehre seines Königs und seines Vaterlandes kämpfte, stritt er zugleich für die Ehre Jesu und der heiligen Jungfrau.

Wie treu spiegelt sich doch diese katholische und mystische Richtung des ritterlichen Geistes bei den Spaniern ab in der Literatur der damaligen Zeit! Ist es nun unter diesen Umständen verwunderlich, daß ein Hauptmann Karl's V. der Stifter eines religiösen Ordens geworden ist, der dazu bestimmt war, das Kriegerthum mit der Religion zu verbinden und mit allen Waffen die Gegner des Glaubens zu bekämpfen?

Don Innigo (Ignaz) Lopez von Recalde wurde im Jahre 1491 auf dem Schlosse Loyola in der baskischen Provinz Guipuzcoa geboren. Seine Familie war eine der angesehensten des Landes. Sie genoß mit einem anderen Geschlechte des ausschließlichen Privilegs, bei der Thronbesteigung eines neuen Monarchen und andern außerordentlichen Gelegenheiten, namentlich zu dem feierlichen Akte der Lehnshuldigung, einberufen zu werden.

Ignaz, der Jüngste von dreizehn Kindern, sollte sich als Soldat und Höfling durch die Welt helfen; seine literarische Erziehung wurde deßhalb gar sehr vernachlässigt. Wirklich diente er zuerst als Page dem Könige Ferdinand, dem katholischen, dann als Knappe dem Herzoge von Najara.

Sein romantischer Geist und sein junges Herz waren zumeist von ritterlichen Ideen erfüllt; Liebesabenteuer, Waffenthaten, Kriegsruhm, persönliche Eitelkeit, der Wunsch, mit seinen Waffen und Pferden zu glänzen — das waren die Gegenstände, die seine Einbildungskraft beschäftigten. Ein lebhafter Ehrgeiz trieb ihn an, sich in allen diesen Dingen vor seinen Genossen auszuzeichnen.

Die Dame seines Herzens wählte er unter den Prinzessinnen des Königshauses; sie war mehr als Gräfin oder Herzogin, gestand er viele Jahre später einem seiner Vertrauten.

Der Amadis von Gallien mit seinen glänzenden

Ritter- und Liebesthaten war seine bevorzugte Lektüre. Zugleich aber war er eifriger Katholik. Er dichtete eine Romanze zu Ehren des heiligen Petrus, den er als seinen besonderen Schutzpatron betrachtete.

Als im Jahre 1521 die Franzosen Navarra angriffen, sicherte der Herzog von Najara die Hauptstadt Pampelona durch eine kleine Besatzung, in der auch Loyola eine Kompagnie befehligte. Er zeichnete sich hier durch seinen zähen Muth aus. Als nach Einnahme der Stadt, die Franzosen die halb eingeschossene Citadelle stürmten, stand er heldenkühn auf der Bresche, bis ihm eine Kugel das rechte Bein zerschmetterte und zugleich ein Steinsplitter den linken Fuß traf.

Die Spanier streckten die Waffen. Uebrigens behandelten die Sieger den Tapfern mit großer Schonung und ließen ihn auf sein nahes väterliches Schloß bringen.

Leider befand sich damals die Wundarzneikunst noch in ihrer Kindheit. Die Behandlung von Ignaz' Wunden war sehr ungeschickt; die Knochen wurden so schlecht zusammengefügt, daß man den Fuß zweimal wieder brechen mußte! Diese Marter verhinderten nicht, daß der Aermste auf immer hinkend blieb. Er litt unsagbare Schmerzen, die er jedoch mit heroischer Geduld ertrug.

Während der langen Monate seiner Krankheit suchte er im Lesen ein Mittel die Langeweile zu verscheuchen und so viel als möglich seine Leiden zu vergessen. Selbstverständlich forderte er zunächst Ritterromane; da aber solche sich nicht in dem Schlosse vorfanden, so gab man ihm das „Leben Christi" und die „Blumen der Heiligen" in spanischer Sprache.

Mehr und mehr fesselten ihn diese für ihn neuen Stoffe. Die Martyrien und wunderbaren Thaten der Heiligen, zumal des Dominikus und des Franz von Assisi, erschienen bald seinem abenteuerlustigen und durch Schmerz und Fieber erregten Geiste nicht minder ruhmvoll und nachahmungswerth, als die Helden der fahrenden Ritter.

Sein stets starker und lebendiger Ehrgeiz wandte sich also nach dieser Richtung. Anfangs stritten noch in seinem Herzen die früheren Eindrücke, die ritterlichen Vorstellungen, die Liebe zu seiner Dame mit den neuen Ideen; aber diese siegten doch mehr und mehr ob. Er glaubte, daß St. Peter, an den er sich besonders mit seinen Gebeten gewandt, ihn durch unmittelbare Dazwischenkunft von dem Tode gerettet habe.

Auch mußte er sich wohl überzeugt haben, daß seine schlecht geheilte Wunde, die ihn für den Rest seines Lebens zum Hinken verurtheilte, ihm die militärische Laufbahn für immer verschloß. So entschied er sich, der geistliche Soldat Christi, der Jungfrau, des heiligen Petrus zu werden; aber nicht ein gewöhnlicher Soldat, sondern ein Hauptmann der christlichen Miliz.

Er hoffte, indem er durch Mühen, Fasten und Wachen im Namen Gottes Satan und Hölle bekämpfe, im Himmel jenen Glanz und jene Reiche zu gewinnen, die Amadis und seines Gleichen durch ihre Ritterthaten sich auf Erden eroberten.

Man sieht hier, daß wiederum die enge Verschmelzung des ritterlichen Wesens mit dem Mystizismus, befruchtet von brennendem Ehrgeiz, den Entschlüssen Loyola's ihren Ursprung gab. Nicht Reue, nicht das Bedürfniß, durch das Opfer seines ganzen Wesens Annäherung an Gott zu suchen, führten Ignaz zum Einsiedlerleben—sondern der Wunsch, sich unter allen Menschen durch Thaten auszuzeichnen gleich den Wundern der Heiligen, deren Biographien er soeben studirt hatte, ihnen an Ruhm und Verdiensten ähnlich zu werden.

Ohne Wissen seiner Familie beeilte er sich, im März 1522, seinen Entschluß unwiderruflich zu machen, indem er die Gelübde der Keuschheit und Enthaltsamkeit ablegte.

In dem Dominikanerkloster des Städtchens Manresa unterzog er sich den härtesten Prüfungen. Er geißelte sich täglich drei Mal, er betete kniend ununterbrochen sieben Stunden lang, er wehrte Nachts gewaltsam den Schlaf ab. Er nährte sich ausschließlich von Brod und Wasser.

So hoffte er es den Heiligen gleich zu thun, in deren Zahl dereinst aufgenommen zu werden, er inbrünstig begehrte. Aber je ärger er seinen Körper peinigte, um so kränker wurde seine Einbildung. Er fühlte keine Genugthuung, keinen Trost; im Gegentheil, er verzweifelte daran, jemals die göttliche Gnade und den himmlischen Ruhm erlangen zu können, da die Last seiner Sünden allzu groß sei. Er weinte Tag und Nacht und endlich fühlte er sich versucht, sich aus dem Fenster seiner Zelle zu stürzen; nur der Gedanke hielt ihn zurück, daß er damit eine neue Sünde begehen würde.

Es ist gewiß von hohem Interesse, in wie verschiedener Weise Luther und Ignaz von Loyola sich aus dieser trüben Lage befreiten.

Der Deutsche, der mit kühlerer Einbildungskraft ausgerüstet und zugleich Theologe von Beruf war, tröstete sich mit der Lehre von der vollkommenen Erlösung durch Christus, die er in der Bibel fand.

Der fanatische und ehrgeizige Spanier, dessen Gehirn mit abenteuerlichen Ritter- und Heiligengeschichten vollgepfropft war, hatte Visionen. Er meinte zu bemerken, daß die finstern Gedanken ihm vom Teufel und seinen Dämonen, die guten Vorstellungen aber von Gott und seinen Engeln eingeflößt würden. Er glaubte Jesus und die Jungfrau zu sehen. Er sah auch den Teufel unter der Form einer schillernden Schlange, aber je mehr er betete, desto blasser und häßlicher wurde das Reptil.

Welch' tiefgreifender Unterschied zwischen dem Wesen des Wittenberger Mönches und dem des Asketen von Manrasa!

Luther begnügte sich damit, sich auf Gottes Wort zu stützen, das aller Welt offenbar war. Ignaz verlangte mystische Visionen, die nur in seiner eigenen Einbildungskraft lebten und die aus ihm ein bevorrechtetes und unter Millionen auserwähltes Wesen machten.

1523 reiste Ignaz nach Jerusalem. Da er sich jedoch dort von den Häuptern der Kirche abgewiesen sah, kehrte er zurück. Er hatte sich überzeugt, daß er, um irgend einen Zweck zu erreichen, vorher umfassende Kenntnisse erwerben müsse, und so widmete er sich dem Studium.—Zwei Jahre hindurch arbeitete er in Barcelona; dann besuchte er die philosophischen Vorlesungen an der Universität Alcala und endlich die theologischen Curse in Salamanca.

Dieser Mann mit eisernem Willen, mit einer Entschlossenheit, die nichts entmuthigte, setzte sich auf die Schulbank im Alter von 33 Jahren!

Aber noch inmitten dieser vorbereitenden Beschäftigung gab er Kindern, sowie Männern und Frauen aus dem Volke Katechismusstunden und predigte auf öffentlicher Straße. Schon handelte er wie ein Sektenhäuptling. Er wußte fromme Personen, besonders Damen für sich zu gewinnen, die, von seinem Mystizismus und seiner warmen, hinreißenden Beredtsamkeit gefesselt, ihn mit Geschenken überhäuften.

Endlich hatte Loyola seinen nächsten Zweck erreicht;

am 15. August 1534 gründeten seine Gefährten mit ihm den neuen Orden.

Sie legten das dreifache Gelübde der Keuschheit, Armuth und eines geistlichen Kreuzzuges nach Palästina zur Bekehrung der Moslemin und zur Unterstützung der armen, syrischen Christen ab. Später wurde das Gelübde unbedingten Gehorsams beigefügt.

Der militärische Geist, der in Loyola nicht erloschen war, ließ ihn den vollkommenen, grenzenlosen, blinden Gehorsam als die vorzüglichste aller Tugenden betrachten. Loyola wurde auf Lebenszeit als General des Ordens erwählt und ihm eine unbegrenzte Gewalt übertragen. „Sie sollten in dem General Christus wie anwesend und personifizirt verehren.“ Zu den drei gewöhnlichen Gelübden fügten sie noch ein viertes: „Ihr Leben dem beständigen Dienst Christi und der Päpste zu widmen; ausschließlich dem Herrn und dem römischen Pontifex als Stellvertreter Gottes auf Erden, zu frohnden, so daß sie verpflichtet seien, soweit es möglich, unmittelbar und ohne irgend eine Zögerung auszuführen, was der gegenwärtige Papst oder später seine Nachfolger ihnen befehlen würden.“

Endlich, am 27. September 1540 wurde der Orden zur Gesellschaft Jesu päpstlich bestätigt.

Loyola war in der That dazu geeignet, dem Jesuitenorden vorzustehen. Man sehe nur seine ausdrucksvolle Physiognomie, das hagere und doch kräftig gebaute Gesicht, die breite, schön gewölbte Stirn, die kleinen, aber listigen Augen, die kräftig gebogene Nase, den energischen Mund, dessen voll hervortretende Unterlippe noch die mühsam gebändigte Sinnlichkeit anzeigte. Ignaz von Loyola besaß die vor allem nöthige Tugend, um ein großes und wichtiges Unternehmen glücklich zu leiten; er war fest von der Güte der Sache überzeugt, die er vertheidigte.

Er glaubte sich von Gott erwählt, um dessen Feinde zu vernichten und die Macht und das Ansehen der Kirche wieder herzustellen. „Das Vertrauen auf Gott muß so groß sein, daß man nicht zögern dürfte, das Meer auf einem Brette zu durchfahren, wenn man kein Schiff hat.“

Er hatte in sich jeden andern Wunsch, jedes andere Interesse erstickt, als den, Gott, d. h. der römischen Kirche, zu dienen. In dieser Sache entfaltete er eine Ausdauer, eine Thatkraft, die sich durch nichts ermüden ließen. „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn dürfen stets nur einen Fuß auf dem Boden haben, der andere muß erhoben sein zur Fortsetzung der Reise.“

Er ertrug mit stolzer Geringschätzung alle Anstrengungen und Entbehrungen, den Spott und die Beleidigung der Welt. Neben dieser großen Aufgabe gab es für ihn kein anderes Interesse, aber eben deßhalb opferte er ihr jede andere Rücksicht. „Der Verzicht auf seinen eigenen Willen ist mehr werth, als Todte wieder zu beleben.“

Ein bewunderungswerther Grundsatz, fruchtbar an wichtigen Folgen! In einem solchen Streite kannte er keine Furcht: „Kein Sturm ist so übel wie die Windstille und kein Feind so gefährlich, als keinen Feind zu haben.“

Aber diese Sache schien Ignaz so heilig und dabei von so unvergleichlicher Wichtigkeit, daß er alle Mittel für gut hielt, um ihr zu dienen und sie zu befördern. „Vorzügliche Klugheit,“ sagt er selbst, „vereint mit mittelmäßiger Heiligkeit, ist mehr werth, als größere Heiligkeit mit niederer Klugheit.“

Sind nicht alle moralischen Irrthümer, in welche die Jesuiten verfallen, im Keime in diesen Worten enthalten, die so verwunderlich von Seiten eines Mannes klingen, der sich ehemals mystischer Frömmigkeit ergeben hatte?

Man weiß, daß die Jesuiten stets ausgezeichnete Seelenfänger gewesen sind. „Ein guter Seelenjäger muß zuerst viele Sachen stillschweigend hingehen lassen, als wenn er sie gar nicht bemerkte; später, wenn er sich erst des Willens bemächtigt hat, kann er den Tugendschüler lenken, wohin er will.“ „Man muß nicht gleich zuerst den in weltlichen Interessen versunkenen Leuten von geistlichen Angelegenheiten sprechen; das hieße ohne Köder und Lockspeise fischen zu wollen.“

Loyola sah bei denen, die sich anboten, weniger auf die natürliche Güte, als auf die Festigkeit des Charakters und Geschicklichkeit für die Geschäfte, denn er war der Meinung, daß die, welche nicht für die öffentlichen Angelegenheiten sich eigneten, auch nicht für die Gesellschaft paßten.

Kein Wort von religiösem Beruf, von ächter Frömmigkeit als Bedingung für die, welche beizutreten verlangten; Verstand und Lebensklugheit, ein hübsches Aeußere—das ist Alles, was Loyola fordert! Gewiß sehr bezeichnend für den Charakter des heiligen Ignaz und der Gesellschaft, die er gegründet hat.

Eine solche aus Religiosität, Entsagung, Fanatismus, List, wilder und unbedenklicher Thatkraft zusammengesetzte Persönlichkeit wird uns heut zu Tage wenig sympathisch sein, wo wir Freimuth und Geradheit als die wichtigsten moralischen Erfordernisse eines Mannes betrachten.

Welch' Gegensatz zwischen Ignaz und der rauhen Ehrlichkeit seines von ihm verabscheuten Gegners, jenes niedersächsischen Bauernsohnes Luther, dessen ganzes Werk er hätte zerstören wollen!

Luther's Seelenkampf ging von dem tiefen Gefühl der Sünde und der Verdammniß aus, daß sich mit vernichtender Energie aufdrängte, der des Ignaz von dem eitlen Drange, in glänzender Nacheiferung die berühmtesten Heiligen zu überbieten; selbst sein Sündenschmerz hatte keinen tieferen Grund. Luther rang sich durch seine Anfechtungen mit der Waffe des göttlichen Wortes, Ignaz schwelgte in Visionen und Phantasien; Luther's Gewinn war die Gerechtigkeit und der Friede des Glaubens, der unerschütterlich auf Gottes Wort und dem Verdienst Christi stand; Ignaz' Bestrebungen liefen in der unbedingten Unterwerfung unter die Autorität des römischen Stuhles aus und seinen Frieden fand er in der Selbstgerechtigkeit des eigenen Verdienstes.

Es ist von unberechenbarer Bedeutung, daß gerade in dem Zeitpunkte, wo der Protestantismus nach allen Seiten sich ausbreitete, ein kirchlicher Verein in der römischen Kirche entstand, der von *einem* Geiste durchdrungen, von *einem* Willen gelenkt, von gleichem Gehorsam im Denken wie im Handeln beseelt, die Vertretung der katholischen Interessen zum einzigen Zweck seiner Thätigkeit wählte und sich unbedingt dem römischen Stuhle unterordnete.

Ignaz starb am 30. Juli 1556 im Alter von 65 Jahren. Er hatte sich auf seinem Sterbebette sagen können, daß sein Werk über alles Erwarten hinaus gelungen war. Kein Stifter eines religiösen Ordens hatte noch während seines Lebens seine Schöpfungen so gedeihen sehen. Seine Schüler waren schon über die vier Erdtheile verbreitet und aller Orten in rühriger Thätigkeit.

Allein, wenn er geglaubt hatte, hauptsächlich auf die Ketzer wirken zu können, so hatte er sich doch getäuscht. Die Gesellschaft Jesu blühte vorzüglich in den südlichen Ländern, deren Rechtgläubigkeit nie

mals ernstlich gefährdet worden. In Italien befand sich der Mittelpunkt des Ordens, von der heiligen Stadt aus verbreitete sich derselbe über die Erde und hat sich bereits in allen Ländern fühlbar gemacht. — In die Einzelheiten der Geschichte der Jesuiten einzugehen, ist unseres Orts nicht.

Das ist also das Werk Ignaz von Loyola; eine bewundernswerthe, großartige, einheitliche und furchtbare Schöpfung, eine kriegerische Maschine, die Jahrhunderte hindurch niemals ihre Dienste versagt, vielmehr stets auf das Kräftigste gewirkt hat wider jede Reform der Kirche, wider jede Duldsamkeit in den Anschauungen und im Leben, wider jede Geistesfreiheit. Bald mit den Königen gegen die Völker, bald mit den Völkern gegen die Könige verbündet, haben die Jesuiten nur einen Zweck gekannt, der katholischen Kirche in der ganzen Welt zum Siege zu verhelfen.

Sklave seiner Gesellschaft gegenüber, fühlte sich der Jesuit nach Außen gestützt und vertheidigt durch die Tausende seiner Brüder. Er wußte, daß ein Heer hinter ihm stand, ihm beizustehen, und ihn aus jeder Noth zu retten. Er scheute sich vor keiner Aufgabe, und war bereit auf irgend einem erlaubten oder verbotenen Wege sein Ziel zu erreichen, denn er handelte nach dem schrecklichen Grundsatz: Der Zweck heiligt das Mittel.

Lebendiger Glaube und Erfolg in der Seelenrettung.

Die Nothwendigkeit lebendigen Glaubens an die Wahrheiten der heiligen Schrift ist ein so einleuchtendes Erforderniß zum Erfolg in der Seelenrettung, daß der Beweis auf der Hand liegt.—Unter Seelenrettung aber verstehen wir das Wirken, wodurch die Seelen von der Sünde, dem Fluch, der Lust und Macht der Sünde errettet werden. Und da nur Einer ist, der von Sünden retten kann — nur Einer, deß Name Jesus heißt, weil er sein Volk selig macht von der Sünde, daher ist Seelenrettung zunächst das Bekanntmachen der Seelen mit Jesu und das zu ihm Leiten und Führen, daß sie durch Buße zu Gott und Glauben an Jesum die Vergebung und Reinigung von der Sünde erlangen; und daß sie sodann angeleitet werden, durch den Glauben bei Christo zu bleiben, in seiner Erkenntniß und Gnade zu wachsen, um zubereitet und erhalten zu werden zum ewigen Leben.

Die Seelenrettung ist wohl zunächst das Werk des dreieinigen Gottes — und doch hat es ihm gefallen, Menschen als Werkzeuge, als Mitarbeiter zu gebrauchen—Menschen durch Menschen zu retten. Und die gesammte Kirche, ein jedes Glied derselben soll ihm hierin behülflich sein. Zu ihr spricht der Herr: „Ihr seid das Licht der Welt—darum lasset euer Licht leuchten vor den Leuten. Das Himmelreich ist gleich einem Netz, das in's Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt. Der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wer es höret, der spreche: Komm!" Und doch hat der Herr seine Knechte, die Prediger des Evangeliums, speziell dazu berufen. Zu ihnen spricht er in Sonderheit: „Ich will euch zu Menschenfischern machen. Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Darum gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur."

Doch, wer ist hierzu tüchtig. Nur wer des lebendigen Glaubens theilhaftig geworden und in demselben steht und wirkt.

Ferne sei es freilich von mir, verstanden sein zu wollen, als ob dem Prediger des Evangeliums Nichts sonst, als lebendiger Glaube nöthig sei; oder als ob ich, auf Kosten des lebendigen Glaubens, etwa der Unwissenheit oder Dummheit das Wort reden wollte; denn der Grundsatz der römischen Kirche: „Die Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit," ist eine große Lüge und das Gegentheil ist die Wahrheit. Das wahre Christenthum ist ja göttliches Licht, das Licht der Welt, und je mehr es um sich greift, je mehr erweckt es den Wissensdurst und erleuchtet die Völker. Daher sind auch die evangelischen Völker die Völker der Wissenschaften; und daher kommt es, daß auch die Forderungen an das Predigtamt immer größer werden, ja, daß eine wissenschaftliche Bildung fast zu der unentbehrlichen Ausrüstung gehört. Viele unsers Geschlechts haben das Wissen, da sie aber durch Sophistereien irre geleitet sind, so gilt es, daß der Prediger den Griechen ein Grieche werden kann, damit er ihrer etliche selig mache. Denn nur, indem z. B. das deutsche Heer Anno '70 sogleich über den Rhein marschirte und ein jeder Offizier eine Karte Frankreichs hatte, thatsächlich mit dem Terrain der Schlachtfelder besser bekannt war, als die Franzosen selbst, konnten sie so herrliche Siege feiern.

Für den Prediger des Evangeliums ist eine gründliche Ausbildung nöthig, um ihn vor Einseitigkeit und Verirrungen zu bewahren; denn Frömmigkeit ohne Wissenschaft artet leicht in Gefühlsduselei und Schwärmerei aus, sowie Wissenschaft ohne Frömmigkeit in Rationalismus und Unglauben sich verirrt.

So ist aber ganz besonders für den Prediger unserer Zeit eine reine, gründliche Theorie der Wahrheiten der heiligen Schrift nöthig, denn unser Volk nimmt zu an Erkenntniß derselben, wenn auch leider oft nicht in dem Grade an Gnade. Wie soll aber der Prediger als Hirte seiner Gemeinde vorstehen, sie auf grüne Auen führen und weiden, wenn er selbst nicht tiefer eingedrungen ist in die Geheimnisse des Reiches Gottes und als Hausvater Altes und Neues aus dem guten Schatze seines Herzens hervorbringen kann. Kein Prediger wundere sich daher, wenn die Predigten, womit er vor zehn oder zwanzig Jahren große Erfolge erzielte, jetzt seinen Zuhörern, als abgedroschenes Stroh, nicht munden wollen, wenn er dieselben nicht wenigstens umgegossen und durch neuentdeckte Fundgruben, mit neuen Schätzen göttlicher Erkenntniß bereichert hat.

Doch so nothwendig alle Erkenntniß, sonderlich die der Wahrheiten der heiligen Schrift zum Erfolg in der Seelenrettung ist, so ist es doch ganz besonders und vor Allem der lebendige Glaube an diese Wahrheiten. Denn der lebendige Glaube ist ja das eigentliche Erkennen der göttlichen Wahrheit. — Oder was anders ist der lebendige Glaube, als ein in sich eindringen und sich durchdringen lassen vom Lichte der göttlichen Wahrheit; ein Ergreifen und sich Aneignen der durch diese göttliche Wahrheit angebotenen Gnade; ein in sich und durch sich wirken lassen der göttlichen Kraft der Wahrheit. Denn die Wahrheiten der heiligen Schrift bestehen nicht nur in Worten, sind nicht bloß schöne Theorien, sondern sind göttliche Weisheit

und göttliche Kraft; sind göttliche Realitäten, die aber nur durch den lebendigen Glauben erfaßt und erfahren werden können.

Somit muß ein Jeder, der Erfolg in der Seelenrettung haben will, vor Allem die beiden Großmächte, die Sünde und die Gnade an sich erfahren und gleichsam durchlebt haben. Das meint nun freilich nicht, daß Jemand vor seiner Bekehrung, sonderlich wenn er Erfolg als Seelenretter haben soll, ein Ausbund der Sünder gewesen sein müsse.—Im Gegentheil, die Geschichte der Kirche beweist, dünkt's mich, zur Genüge, daß der Herr nur ausnahmsweise einen Menschen, der ein verludertes Leben hinter sich hat, zum Menschenfischer beruft, vielmehr seine Rüstzeuge aus der unverdorbeneren Klasse, die ein gewissenhaftes, sittliches Leben geführt und „ein gut Zeugniß haben von denen, die draußen sind," auserwählt.

Aber dennoch, ob sie, wie Saul von Tarsen, nach dem Gesetze unsträflich gelebt, müssen sie auch, wie er, durch gründliche Erleuchtung und Erweckung des heiligen Geistes, die Sündhaftigkeit und Macht der Sünde, in der Verdorbenheit des eigenen Herzens, gründlich erkannt und erfahren haben; müssen, wie er, in göttlicher Traurigkeit über die Sünde und mit herzlichem Verlangen nach Errettung von derselben aber im Bewußtsein des eigenen gänzlichen Unvermögens, zu dem Angstschrei aus tiefstem Herzen gekommen sein: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?"

Nur solch' gründliche Erweckung führt auch zu gründlicher Bekehrung und ist daher bei Allen nöthig, sonderlich aber bei Solchen, welche Andere von der Sünde überzeugen und retten sollen. Oder wie soll ein Blinder einem Blinden den Weg zeigen? Wir können ja nur Licht geben, in soweit wir selbst Licht haben.

Dann gilt's aber auch, daß ein Seelenretter wirklich erfahren hat: „Wo aber die Sünde mächtig geworden, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden." Daß er durch den Glauben an Jesum Christum eine deutliche, klare und lebendige Erfahrung von der erlösenden und reinigenden Gnade in seinem Blute an seinem Herzen gemacht hat, und daß durch die Mittheilung und Taufe des heiligen Geistes das Alte vergangen und Alles neu geworden ist. Daß er nun mit Paulo freudig bekennen kann: „Ich kenne ihn, dem ich geglaubt habe; denn er ist auch mir erschienen, hat sich auch mir geoffenbaret. So wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum. Wir haben den kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Derselbe Geist gibt Zeugniß unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind."

Diese gründliche Erfahrung von der reinigenden und erneuernden Macht der Gnade Gottes in Christo ist die Grundbedingung zum Erfolg in der Seelenrettung. Daher auch mit Recht unsere Kirche dies zur ersten Frage bei der Prüfung derer macht, welche da glauben vom heiligen Geiste zum Predigtamte angetrieben zu sein: „Kennen sie Gott als einen Sünden vergebenden Gott? Wohnt die Liebe Gottes in ihnen?" Und wohl unserer Kirche, wenn sie auf das Eifersüchtigste darüber wacht, daß ein jeder Predigtamtscandidat aus gründliche Erfahrung deutlich Zeugniß hierüber geben kann. Wehe ihr, wenn je irgend etwas Anderes, und wäre es das Wissen aller Geheimnisse, oder das Reden mit Engelzungen, diese Stelle einnehme. Denn, wie der Hirte, so die Heerde. Nur wahrhaft bekehrte Prediger werden auch auf gründliche Bekehrung ihrer Zuhörer dringen und werden auch solche als Siegel ihres Amtes vom Herrn empfangen.

Doch gilt's für jedes Kindlein in Christo, daß es bei ihm bleibe, ja daß es begierig sei nach der vernünftigen lautern Milch, auf daß es durch dieselbe zunehme und wachse in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi. Und macht ein solch' beständiges und gleichmäßiges Wachsen und Völligerwerden nur einen normalen und wahren Christen aus, wie vielmehr ist solcher für uns zum Erfolg in der Seelenrettung erforderlich? Oder wie können wir Andere tiefer hineinführen in die Höhen und Tiefen der Gnade und Erkenntniß Gottes, so sie nicht uns selbst durch Erfahrung erschlossen sind? Wie wollen wir Andere zum Jünglings- und Mannesalter in Christo anleiten, so wir selbst Zwerggestalten sind und bleiben?

Und ist wohl nicht hier oft der Hauptgrund des so beklagenswerthen Mangels am Erfolg der Seelenrettung zu suchen? Ja, ist dieses nicht meist der Grund zu allen Einseitigkeiten und Verirrungen — sonderlich auch zu der sogenannten modernen, oder Fortschritts-Theologie? Ist doch die Religion vornehmlich Herzenssache—und der Mensch kann im letzten Grund glauben, was er will, wonach sein Herz gelüstet. So kommt es vor Allem darauf an, ob unser Herz richtig, einfältig, redlich ist; ob wir uns von der Wahrheit der heiligen Schrift immer mehr durchdringen und heiligen lassen, damit das Herz fest werde. Wo nicht, so leiden wir Schiffbruch am Glauben und Schaden an unserer Seele, und werden von positiven Wahrheiten der Schrift auf speculative verfallen und wenn wir nicht am Ende in gräuliche Irrthümer gerathen und der Lüge glauben, so wird doch unsere Posaune einen undeutlichen Ton geben — und wer wird sich dann zum Krieg rüsten? Haben wir z. B. durch anklebende Sünden, die wir nicht ablegen wollen, oder durch neue Verschuldungen, die wir nicht reumüthig bekennen und uns reinigen lassen wollen, in etwas die Hölle zu fürchten, so werden wir geneigt fühlen, wenigstens die Ewigkeit derselben zu leugnen, und wenn nicht die Wiederbringung aller Dinge, so doch ein modernes Fegfeuer, noch einen Vorbereitungsort im Jenseits zu glauben — und da wir nicht mehr wissen, weil wir's eben nicht wissen wollen, daß der Herr zu fürchten ist, so fahren wir, wie Luther hier zweideutig sagt, schön mit den Leuten—und das meint sodann fein sanft, predigen ihnen, wonach ihnen die Ohren jücken. Doch so wollte Paulus offenbar nicht verstanden sein, sondern entschieden im Gegentheil. Hatte er ja auch soeben ein ganz andres Evangelium verkündet, 2. Cor. 5, 10 lesen wir: „Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein Jeglicher empfange, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse." Und fährt nun fort: Dieweil wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten ist, so dringen wir in die Leute; oder wie es die englische Uebersetzung hat: "we persuade men." Und er will damit sagen: Dieweil wir diese göttliche Wahrheit durch den Glauben als Realität erkannt und erfaßt haben, daß dieses Leibes Leben unsere einzige Gnadenfrist und Vorbereitungszeit ist; daß dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben und darnach das Gericht, vor dem wir alle offenbar werden müssen, und welches die ewige Entscheidung für einen Jeglichen geben wird; so suchen wir auch die Leute von dieser Wahrheit zu überzeugen und zu überführen.

Und gerade hierin lag das Geheimniß seines so wunderbaren Erfolgs in der Seelenrettung. Indem er sagen konnte: „Dieweil wir denselben Geist des Glaubens haben (nachdem geschrieben steht: 'Ich

glaube, darum rede ich), so glauben wir auch, darum so reden wir auch." Daher konnte er auch sagen: „Aber, o ein treuer Gott, daß unser Wort an euch nicht Ja und Nein gewesen ist." „Denn wir sind nicht wie etlicher Viele (oder, als so Viele), die das Wort Gottes verfälschen; sondern als aus Lauterkeit, und als aus Gott, vor Gott, reden wir in Christo."— Und daher konnte er auch sagen: „Ich vermag Alles, durch den, der mich mächtig macht, Christus." Vermag Alles zu thun, zu verleugnen, zu leiden, ohne müde zu werden; achte selbst mein Leben nicht theuer, damit ich mein Amt ausrichte und als treuer Zeuge Gottes erfunden werde. Und siehe, deßhalb konnte er dann auch rühmen: „Aber Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo, und offenbart den Geruch seiner Erkenntniß durch uns an allen Orten."

Der Glaube, der lebendige, war es und ist es, der der Sieg ist, der die Welt überwunden hat und überwindet; der Glaube, der das Evangelium zu einer seligmachenden Gotteskraft macht; nur das im Glauben verkündete Evangelium wird auch in den Herzen der Hörer den Glauben wecken und stärken. Man wird uns ja gar bald abhören und abfühlen, ob wir wirkliche Augenzeugen sind, oder ob wir nur vom Hörensagen reden. Darum nur, wenn wir „als aus Gott, vor Gott in Christo reden, Gott offenbar sind," können wir auch hoffen in den Herzen unserer Hörer offenbar zu sein.

Und ob auch hie und da ein lebloser Wegweiser, der noch zur Noth den rechten Weg anzeigt, Einige veranlassen mag, denselben zu betreten—und ob es Gott gefallen mag, ausnahmsweise und zeitweilig durch einen halbgläubigem Bileam zu weissagen und sein Volk zu segnen—ei, kann er doch, wenn's ihm gefällt, selbst eine Eselin reden machen—so sind es im Allgemeinen doch nur die durch den Glauben dem Hausherrn zu Ehren gereinigten und geheiligten Gefäße, die ihm bräuchlich und zu allem guten Werk bereit sind.

So steht doch als Regel seines Reiches fest, daß er nur dem Bekenntniß: „Wir haben erkannt und geglaubt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," die Schlüssel seines Reiches übergibt; nur dem Bekenntniß: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt auch, daß ich dich lieb habe," das Weiden seiner Lämmer und seiner Schafe anvertraut, daß er nur Augenzeugen zu Verkündigern seines Evangeliums beruft, und daß nur solcher Zeugniß, die da sagen können: „Wir haben nicht den klugen Fabeln gefolgt, da wir euch kund gethan haben die Kraft und Zukunft unsers Herrn Jesu Christi; sondern wir haben seine Herrlichkeit selbst gesehen. So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnete durch uns, so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott," den Hörern durch's Herz gehen wird.

Daß nur das Wort Gottes, das aus dem Herzen kommt, in welchem es durch den Griffel des heiligen Geistes mit Flammenschrift geschrieben steht, auch zu den Herzen der Hörer dringen wird und zwar lebendig und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein und ein Richter der Gedanken und Sinne der Herzen wird.

Es bleibet dabei: Nur, wo wir solches thun, im lebendigen Glauben die Wahrheiten der heiligen Schrift verkünden, werden wir uns selbst und die, so uns hören, selig machen.

Der Trommlerjunge von Antietam.

Aus dem Englischen für Haus und Herd.

„Ich werde mit Ruhm bedeckt zurückkehren, theure Mutter," sagte Robert Delmar. „Denke nur, die ganze Compagnie, auch Kapitän Harrison, sagt, daß ich ein ausgezeichneter Trommler bin. Du würdest die alte Trommel kaum wieder erkennen."

„Sie sieht nicht mehr sehr schön aus," entgegnete die Mutter, mit einem Versuche zu lächeln. „Du hättest sie anstreichen sollen, Robert."

„Mir ist es gleich, wie sie aussieht. Was wohl Großvater sagen würde, wenn er sie hören könnte? Ich denke, er würde sich in die Schlacht von Germantown zurückversetzt glauben. Als dort die Britten den Sieg fast schon in Händen hielten, kroch Großvater hinter die Stellung der Feinde und fing an, seine Trommel so laut als möglich zu schlagen. Die Britten wähnten sich im Rücken angegriffen und begannen zu fliehen. Großvater aber erhielt von General Washington eine goldene Medaille. Sieh, hier ist sie. Ich denke sie an diesem Bande, so lange ich lebe, zu tragen. Aber ich muß jetzt fort. Lebe wohl, Mutter."

Eine flüchtige Umarmung, ein Kuß, begleitet von einem kurzen „Gott segne Dich, mein Sohn," und der Sohn schied von seiner Mutter, um seine Pflicht in dem Kriege zu erfüllen.

So vergingen Wochen und Monate. Anfangs kamen häufig Briefe aus dem Lager an die einsame Wittwe, angefüllt mit den Schilderungen der Kämpfe und Märsche.

In einem derselben hieß es:

„Du hättest unser Regiment in der Schlacht bei Antietam sehen sollen. General McClellan ritt an der Linie vorbei. Er lobte die Tapferkeit der Soldaten. Da kam er auch zu mir, der ich müde an einem Baum lehnte.

'Wie heißt Du, mein Sohn?' fragte er. Als ich ihm meinen Namen nannte, lächelte er. 'Wie, Du bist Oberst Delmar's Enkel? Ich hörte oft von Deinem Großvater, und noch nie hat ein besserer Mann unter dem Sternenbanner gefochten.'

Ich sah, wie der General nach meiner Trommel blickte, und erzählte ihm, daß mein Großvater sie in der Schlacht bei Germantown getragen hatte. 'Ich habe Dich heute beobachtet, Robert, Du wirst dem Namen, den Du trägst, keine Schande machen.' Als er wegritt flogen alle Mützen in die Luft, und die Hochrufe der Soldaten schienen die Bäume und Büsche ringsum zu erschüttern."

Später aber blieben die Briefe aus, und Unruhe ergriff das Mutterherz.

* * *

Schon seit zwei Tagen und Nächten lagerte das vierte Regiment der feindlichen Stellung gegenüber in einer Reihe von Erdlöchern. Zwischen beiden Parteien lag ein offenes Feld, auf welchem die einzige Wasserquelle der Gegend sprudelte. Die Kugeln der Feinde flogen unablässig herüber, so daß es ein gewagtes Unternehmen gewesen wäre, den freien Raum zu überschreiten. Die Leute versuchten das trübe Wasser eines Sumpfes zu trinken, welches sich bei ihrer Stellung befand, aber sie wandten sich bald mit Ekel von demselben weg. Einige Kranke und Verwundete wälzten sich auf dem Boden und jammerten nach Wasser. Auch die Gesunden hatten die Qualen des Durstes zu ertragen; denn die Feldflaschen waren geleert und lagen überall zerstreut umher.

„Ich hatte mir vorgenommen, dem Brandy zu entsagen," murmelte ein Soldat, welcher kraftlos und erschöpft im Grase lag, „aber ich kann es nicht mehr aushalten. Gib mir meine Feldflasche, Bill; es ist guter Rum darin. Ich will selbst trinken, und dann reiche sie bei den Leuten herum. Es wird den Durst wohl für eine Weile stillen."

Da ließ sich eine klare Knabenstimme hören: „Würden Sie nicht einen Trunk frischen Wassers diesem brennenden Stoffe vorziehen, Korporal?"

„Das würden wir Alle, wenn wir's haben könnten," war die Antwort.

„Ich will Ihnen Wasser genug verschaffen, wenn Sie mir dafür erlauben wollen mit dem Brandy zu thun, was ich will," sagte Robert nähertretend.

„Gern, mein Junge," entgegnete der Soldat. „Ich will mich gern davor bewahren lassen meinen Schwur zu brechen und das Herz meiner alten Mutter."

Die Flasche ergreifend, goß Robert den Inhalt auf den Boden aus. Dann schleuderte er das Gefäß von sich, indem er vor sich hin murmelte:

„O Vater, Vater, daß ich's jemals vergessen könnte!" Die Erinnerung war in ihm aufgestiegen an den Tag, da man seinen Vater als Leiche heimgebracht hatte, welcher von einem Genossen beim Trinkgelage niedergeschlagen worden war und gestorben war mit einem Fluche auf den Lippen.

„Ich mag nicht denken, daß Vater sollte von uns ausgeschlossen sein im Himmel. Ich will beten für ihn, Tag und Nacht; vielleicht wird Gott ihn dann—"

„Wasser! Wasser!" unterbrach ihn eine ungeduldige Stimme.

Da wandte Robert sich um und ergriff so viele von den Flaschen, wie er tragen konnte. Dann, ehe noch Jemand durchschaute, was er beabsichtigte, verließ er die Linie und rannte über das Feld auf die Quelle zu. Ein Schauer von Kugeln, von der feindlichen Seite her, begrüßte ihn. Seine Freunde versuchten, durch lebhaftes Feuer auf die Stellung der Feinde, die Aufmerksamkeit derselben von dem Knaben abzulenken, ohne indessen glücklich in ihrem Versuche zu sein. Robert aber erreichte wohlbehalteen die Quelle, deren Umwallung ihm für den Augenblick Schutz gegen die Kugeln der Rebellen gewährte.

Bald hatte er die Flaschen gefüllt und trat den Rückweg an. Auf's Neue scholl das Krachen der Schüsse über das Feld. Angstvoll beobachteten die Unionssoldaten den wackeren Knaben, und aus manchem Herzen stieg ein inbrünstiges Gebet auf für seine Rettung. Da plötzlich stockte Robert und fuhr mit der Hand nach dem Kopfe.

„Es ist aus mit ihm!" ließ sich eine Stimme hören. Aber nein; langsam kam der Knabe näher und erreichte die Stellung seiner Freunde. Die Blässe seines Antlitzes und das aus einer Wunde an der Schläfe niederrinnende Blut verkündeten deutlich, daß er sein Leben für seine Kameraden geopfert hatte.

„Robert, Robert, warum hast du das gethan?" sagte der Kapitän mit zitternder Stimme, indem er an der Seite des Sterbenden niederkniete.

„Ich konnte sie nicht leiden sehen — konnte nicht sehen, wie gierig sie das Gift trinken," sagte der Knabe, indem er auf den Kranken zeigte, der mit Wohlbehagen das kühle Wasser trank und die Hand segnete, die es ihm verschafft hatte.

„Sehen Sie, Kapitän, dort ist der Fleck, wo ich den Stoff weggoß, der ihn getödtet haben würde," fuhr Robert nach einer Weile fort. „O, ich bin glücklich, daß ich das Wasser wohlbehalten herbrachte. Meine Mutter wird um mich weinen; ich bin ihr einziges Kind, aber sie wird nicht tadeln, was ich that. Meine Trommel,

Ben!" wandte er sich zu einem sonnverbrannten Soldaten, der mit thränenden Augen neben ihm stand. Er lächelte, als seine Hand die geliebte Trommel berührte.

„Richten Sie mich ein wenig auf, Kapitän," flüsterte er. Dann ergriff er die Schlägel und schlug den Anfang der Reveille. Bald aber ließ er die Hände sinken und lehnte sich mit müdem Seufzer an des Kapitän's Schulter.

„Liebe, alte Trommel," sagte er leise. „Der Großvater nannte mich immer seinen Trommlerjungen. Ich komme Mutter!" fuhr er fort, als antworte er einem fernen Ruf. Dann auffahrend, rief er: „Vater! Vater! Sicherlich, das ist mein Vater! Bist Du hier, Mutter? Ich kann Dich nicht sehen — ich bin so kalt und müde. Küsse mich, damit ich schlafe," schloß er flüsternd.

Der Kapitän küßte mit bleichem Antlitz und thränenden Augen die Lippen des sterbenden Knaben, welcher lächelte, als fühle er den Kuß seiner Mutter.

„Er schläft," sagte der Kapitän leise.

Schweigend standen die Soldaten im Kreise, dann aber reichten sie sich die Hände über der Leiche und gelobten, daß in Zukunft nie wieder ein Tropfen berauschendes Getränke über ihre Lippen kommen solle.

Sie haben ihren Schwur gehalten, und der Trommlerjunge, welcher sein Leben für sie opferte, hat in ihrer Standhaftigkeit ein Denkmal, das für immer stehen wird.

Die weiße Rose.

Für Haus und Herd von A. St.

Ach, Großmutter, erzähl' mir doch, warum der alte, freundlich aussehende Mann, der hier drüben in dem großen Hause so einsam wohnt und den man nur sieht, wenn er zum Hause Gottes geht, warum er wohl so einsam geworden oder geblieben ist.

Das will ich thun, sagte Großmütterchen, der hat schwere, trübe Tage hinter sich, der hat viel lernen und beten müssen; aber er hat den Sieg davon getragen.

Ich entsinne mich jener Zeit noch so gut, wie heute. Der Herr Rath war ein stolzer und harter Mann, der es nicht gelernt hatte, sich vor Gott zu beugen und deßwegen wurde er in eine harte Schule geschickt. Er hatte sehr große Pläne mit seiner einzigen, wunderschönen Tochter, deren Herz eben so gut war, wie ihre Gestalt schön, und die ihr Herz einem armen Studenten, dem Sohn einer Wittwe, geschenkt hatte, und wie Hermes um die Hand seiner Ella anhielt, da fluchte und wetterte der Herr Rath, daß es solch' ein Schwarzrock sich erlaubt habe, seine Augen zu seiner Tochter zu erheben.

Wenn er nur arm gewesen, das wäre noch zu verzeihen; aber Jemand, der das Wort Gottes verkünden wollte—das war unerhört. Er, der Rath, der an keinen Gott glaubte, der nie betete, der von göttlichen Dingen nichts hören konnte, er sollte der Schwiegervater eines solchen werden—unmöglich!

Und so wurden Beide geschieden. Student Hermes ging fort. Jedoch hatte er Ella versprochen, über's Jahr wiederzukehren. Sie hatten Abschied genommen auf der Bank im Garten, wo die vielen weißen Rosen blühten, wo sie so oft gesessen und erzählt von zukünftigen Zeiten und von deß Alles noch gut werden könnte. Sie gab ihm zum Abschied eine weiße Rose, die sie Beide so sehr geliebt und so sind sie geschieden.

Und dann war Hermes über's Jahr wieder gekommen, um seine Ella zu sehen und suchte zuerst die Bank im Garten auf. Er hörte leise sprechen. Jene Bank war fortgenommen, ein kleiner Hügel erhob sich, wo sie gestanden. Dort kniete ein Mann und betete leise. Seine Wangen waren eingefallen und sein Haar war weiß geworden. Leise und unbemerkt beugte auch Hermes seine Kniee, er wußte, daß unter dem Hügel sein Liebstes und Bestes ruhte.

Ein Blick hatte genügt und beide Männer hatten sich erkannt. Sie hielten sich umschlungen und leise flüsterte der Aeltere: Ach, mit so furchtbarem Mittel hat mich Gott beten gelernt. Doch ich will nicht klagen. Sie ist geschieden mit einem Segen für mich auf den Lippen und Dir sollte ich sagen, daß es dort ein Wiedersehen gibt, wo keine Thränen mehr sein werden. Ihren Sarg habe ich mit lauter weißen Rosen schmücken müssen, als Andenken an den, den ihre Seele geliebt.

* * *

Nun, mein liebes Kind, habe ich Dir erzählt, wer jener alte, freundliche Mann ist, der Gutes thut, wo er kann, und hilft, wo es fehlt. Er hat Frieden gefunden, er ist bereit einzugehen in jenes bessere Land. Mögen auch wir Alle beten gelernt haben.

Auf und Nieder.

Eine Lebensgeschichte aus Amerika. Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

II.

Gray schrieb an seinen Freund Elliot. Die Stelle war noch nicht vergeben, und die Antwort setzte gleich die Bedingungen fest. Paul's Stellung sollte nicht die eines gewöhnlichen Lehrlings sein, aber er sollte sich verpflichten, bis nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Jahre bei seinem Lehrherrn zu bleiben und eine jährliche Vergütung haben, die bei der größten Sparsamkeit vielleicht für seinen Unterhalt und seine Kleidung ausreichen würde. Dahingegen sollte er neben der praktischen Ausübung seines Berufes frei Unterricht in allen für die Kunst erforderlichen Zweigen haben, ein Vortheil, der durch Geld gar nicht aufzuwiegen war.

Herr Gray eilte sogleich mit dem Briefe zu Paul, besprach den Inhalt mit ihm von allen Seiten und versäumte nicht, es ganz besonders hervorzuheben, daß die Annahme dieser Stellung angestrengte Arbeit und große Selbstverleugnung in sich schließe.

„Aber Paul," fügte er lächelnd hinzu, „dasjenige, was werth ist, gewonnen zu werden, ist auch des Kampfes werth. Um etwas Rechtes zu erlangen, muß etwas Rechtes eingesetzt werden. Vergiß das nicht, wenn Du das Anerbieten annehmen willst, denn diese Wahrheit, die sich bei jedem Streben geltend macht, gilt ganz besonders in dem Streben des Kunstlebens. Und noch eins:—Unsere Mitmenschen können uns nur nach dem beurtheilen, was wir thun, in den Augen unsers Herrn und Meisters hat unser Thun, als solches, keinen Werth; er schätzt es nach dem, was wir sind; denn unser Thun ist die Wirkung unseres innern Sein's."

Paul sah so eifrig zu Herrn Gray empor, daß der junge Lehrer ein Blatt aus seiner Brieftasche riß und seinen Bleistift hervorzog.

„Ich will Dir den ganzen Satz aufschreiben," sagte er; „vielleicht geben Dir die Worte Trost und Ermuthigung, wenn es Dir eines Tages begegnen sollte, daß die Unterschätzung Deiner Arbeiten Dich verzagt macht."

Paul legte das Blatt sorgfältig zusammen und schob es in die alte Brieftasche, die seinem Vater gehört hatte.

Seine Absicht, Tompkinsville zu verlassen, rief von allen Seiten großen Widerspruch hervor.

Squire Ludlow nannte es eine beklagenswerthe Thorheit, leichte Arbeit und guten Lohn für eine Stellung hinzugeben, in welcher schlechte Bezahlung und schwere Arbeit an der Tagesordnung zu sein scheine.

Der Aufseher in der Mühle machte ein finsteres Gesicht und zog die Augen zusammen.

„Du wirst es bereuen, laß Dir von verständigen Leuten rathen."

Aber Paul blieb standhaft.

Die Mühlenarbeiter sprachen hin und her; sie konnten gar nicht begreifen, was in der fremden, großen Stadt aus ihm werden solle.

„Weßhalb willst Du gehen?" fragten sie vorwurfsvoll, „die Mühle war doch gut genug für Deinen Vater."

Aber wenn ihre Stimmen auch rauh und verdrießlich klangen, ihre Herzen waren doch freundlich gesinnt. Am Abend vor Paul's Abreise versammelten sie sich alle in dem besten Zimmer der Frau Jenkins. Sie hatten eine kleine Sammlung veranstaltet; Niemand hatte sich gescheut oder auch nur gezögert, von seinen schwer errungenen Ersparnissen dazu beizutragen.

„Es ist nicht viel," sagten sie, als sie Paul die Gabe überreichten, „aber wir meinen, Du wirst es doch gebrauchen können."

Paul weigerte sich entschieden, das Geschenk anzunehmen, obwohl er tief gerührt war und es nach seinem Werth zu schätzen wußte.

„Kein Wort mehr, Junge," sagte ein alter Mann mit weißem Haupthaar, der ein besonderer Freund seines Vaters gewesen war, „Du mußt es nehmen. Wir geben es Dir um Deines Vaters willen, und da darfst Du Dich nicht weigern. Er würde Dich auch nicht hinaus geschickt haben in die weite Welt und in die große, fremde Stadt ohne einen Nothpfennig."

Paul konnte sich nicht länger weigern.

Es war ein trüber Morgen, der den Abschied brachte. Die Mühlenarbeiter waren sämmtlich an das Gitter gekommen, um Paul noch einmal die Hand zu schütteln, als er sich nun anschickte, nach dem Bahnhofe — denn der Fortschritt der Zeit hatte sich auch hier geltend gemacht — zu gehen.

Paul wagte es nicht, den Blick nach dem kahlen Bergabhange zu wenden, an welchem sich das neue Grab befand, das vor kaum einer Woche gegraben war.

Er bemühte sich auch, nicht zu sehen, wie hier und da ein Arm empor gehoben wurde, und der grobe Rockärmel über ein Paar Augen fuhr, das der Thränen nicht mehr gewohnt war.

Die alte blaue Kiste hatte er Frau Blake, der Frau des Advokaten, in Verwahrung gegeben. Er nahm nur seine Kleider mit sich, die alte Familienbibel, die kleine Schiefertafel, einige Bildchen, die er gemalt, und zwei oder drei Bücher, welche ihm seine Mitschüler geschenkt hatten, um ihm ihre Theilnahme zu beweisen; denn die Jugend und Alle, die noch kein Leid erfahren, scheuen sich, ihr Mitleid in Worten zu zeigen.

Ein alter Tornister, den Herr Gray für ziemlich unbrauchbar erklärte, umschloß seine ganzen Besitzthümer, und das Geschenk der Mühlenarbeiter war alles, was Paul sein nennen konnte an Geld.

Das Dunkel des Abends war bereits angebrochen, als der Expreßzug die Stadt erreichte. Paul war durchaus nicht verwirrt, wie man hätte annehmen sollen, als er den großen, gebieterischen Mann anredete, den er nach Herrn Gray's Beschreibung als einen Polizisten erkannte, und der sogleich bereit war, ihn zurecht zu weisen.

Er führte Paul durch mehrere, tageshell erleuchtete Straßen. Auf einem freien Platze blieb er stehen.

„Gehen Sie von hier bis an die erste Ecke," sagte er, „dann biegen Sie links, und wenn Sie noch an zwei oder drei Ecken vorüber sind, wird eine Art Allee kommen; da fragen Sie, denn da wird wohl das Haus ungefähr sein."

Der Polizeidiener hatte seine Pflicht erfüllt und wandte sich um zu anderweitigen Leistungen.

Länger als eine Stunde war Paul umher gelaufen, da stand er endlich vor einem hohen, rothen Steinhause, das ihm wie ein Gefängniß vorkam. Er zog

die Glocke. Eine nachlässige Frau mit zerrissenem Kleide öffnete die Thür.

„Wohnt hier Frau Forbes?" fragte Paul.

„Ich bin Frau Forbes," entgegnete sie. „Sind Sie der junge Herr vom Lande, für welchen hier im Hause ein Zimmer gemiethet wurde?"

Paul bejahte die Frage. Sie blickte verächtlich auf den kleinen Tornister, den er trug.

„Ist das das ganze Gepäck, was Sie bei sich führen?" fragte sie. Paul begnügte sich mit einem Kopfnicken. „Das Erkerzimmer ist für Sie bestimmt," fuhr die Frau fort; „folgen Sie mir, ich will Sie hinauf führen."

Sie nahm eine Lampe von dem Tische in der Hausflur und schritt voran. Die Treppen wollten kein Ende nehmen. Endlich öffnete Frau Forbes eine Thür, und Paul trat auf die Schwelle des kleinen, nicht einladend aussehenden Zimmers. Die dumpfe Atmosphäre, die ihm aus demselben entgegen drang, drohte ihn fast zu ersticken.

„Dies ist das Gemach," sagte Frau Forbes, indem sie sich auf den einzigen Stuhl setzte, um Athem zu schöpfen. „Ich habe mich verpflichtet, Ihnen, wie den übrigen Bewohnern dieses Hauses, das Frühstück zu liefern; auf weitere Mahlzeiten lasse ich mich niemals ein. Wenn Sie aber heute Abend etwas zu essen wünschen, dann will ich eine Ausnahme machen. Kommen Sie hinunter in die Küche, die all' diesen Treppen zu Füßen liegt; da in der Tiefe werden Sie mich finden; ich bin nur selten abwesend."

Die Frau lachte, aber ohne Fröhlichkeit; es war ein hohler, kurzer, scharfer Ton. Dann erhob sie sich, um zu gehen; aber sie drehte sich noch einmal um, um Paul's Gesicht zu prüfen, das an diesem Abend recht ernst und traurig war, und die Verlassenheit wiederspiegelte, die er innerlich empfand. Frau Forbes erkannte dies und war gerührt.

„Sie müssen nicht so traurig sein," sagte sie dann; „es wird Ihnen schon gefallen, wenn Sie sich gewöhnt haben."

Wieder lachte sie. Es war derselbe kurze, scharfe und hohle Ton, aber dieses Mal lag etwas wie ein unterdrückter Seufzer in demselben.

„Nein, es ist nicht so," antwortete Paul; und nun sah er die Frau an, wie sie ihn zuvor angesehen hatte, und er fand etwas in ihrem Gesicht, das ihm Theilnahme einflößte. Ohne sich zu besinnen, nahm er das schützende Papier von den Blumen, die er in der Hand trug, und die ihm Frau Blake beim Abschiede von Tompkinsville gegeben hatte.

„Mögen Sie die Hälfte haben?" fragte er.

Sie streckte ihre beschmutzte Arbeitshand aus, die Blumen in Empfang zu nehmen. Freundlich, liebreich besah sie dieselben. Etwas Glänzendes, das einem Thautropfen glich, fiel auf die reine weiße Aster. Es war eine Thräne.

Es hatte noch nicht sieben geschlagen, als Paul am andern Morgen am Tische saß und ein Kapitel aus der alten Familienbibel las. „Wenn ich auch nicht das empfinde, was mein Vater und meine Muttter empfanden, so will ich doch das Lesen nicht unterlassen," dachte er. Dann ging er hinunter, um mit sechs oder sieben jungen Herren, das Frühstück zu theilen, das Frau Forbes in ihrem Vorderzimmer servirt hatte. Als er sich vom Tische erhob, trat einer der Herren, dessen Gesicht ihn angezogen hatte, auf ihn zu.

„Wenn Sie," sagte er freundlich, „wie ich annehme, der junge Mann sind, den Herr Gilbert, der Xylograph, erwartet, dann wird es mir Freude machen, in Ihrer Gesellschaft nach dem Etablissement zu gehen. Ich bin in demselben beschäftigt."

Paul dankte und nahm seine Skizzen, die er, Herrn Gray's Rath zufolge, bei sich führte und folgte seinem Begleiter.

Sie hatten nicht weit zu gehen. Paul's neuer Freund schritt ihm durch die Hausflur voran und öffnete die Thür zu einem kleinen Empfangszimmer.

„Warten Sie hier, bis Herr Gilbert kommt," sagte er, „er pflegt pünktlich um neun Uhr hier zu sein."

Er reichte die Hand zum Gruß und eilte hinweg.

Paul blickte neugierig umher und fragte sich verwundert, ob es wirklich möglich sei, daß die schönen Illustrationen in einem düstern Hause hinter Steinmauern entworfen sein könnten. Nein, es war nicht denkbar.

Paul's Grübeleien wurden durch den Eintritt des Herrn Gilbert unterbrochen. Er war ein ältlicher Herr, mit angenehmem, ausdrucksvollem Gesicht, dessen leutseliges, freundliches Wesen Paul augenblicklich anheimelte und ihn doch den großen Unterschied der gesellschaftlichen Stellung keinen Augenblick vergessen ließ, der ihn von seinem Brodherrn trennte.

Herr Gilbert besprach alles Nöthige mit Paul, aber die Unterhaltung war in wenigen Minuten beendigt.

„Folgen Sie mir," sagte er dann, „ich will Ihnen Alles zeigen, Foster."

Es war das erste Mal, daß Paul sich „Foster" nennen hörte. Das Wort legte sich wie ein Frosthauch über sein Herz.

„Wird mich Niemand je wieder Paul nennen," dachte er, als er Herrn Gilbert durch den langen Corridor folgte, der zu den Arbeitsräumen des Hauses führte.

„Paul — kleiner Paul!" so hatte ihn seine Mutter genannt. Seine Erinnerung trug ihn plötzlich weit hinweg — nach dem kleinen Landhause am Ufer des Sees und von dort in das alte, kleine Zimmer im Hause der Frau Jenkins. Wieder stand er neben seinem Vater am Tische, sah, wie derselbe mit der Hand das niedergebrannte Licht vor dem Luftzuge schützte und las in dem unruhig aufflackernden Lichtschein die Liebesworte:

„Paulus, ein Knecht Jesu Christi."

Es war nur eine Minute. Die Fluthen des Gemüthes pflegen immer so schnell zurück zu weichen, wie sie heran rauschen. In voller Sammlung ging Paul wieder neben Herrn Gilbert durch den Corridor, beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit fester Stimme und hörte aufmerksam auf die Erklärung der verschiedenen Zweige der Arbeit, welche in den verschiedenen Räumen ausgeführt wurden.

Es war so vieles, das Paul interessirte. Sein ausdrucksvolles Gesicht war dunkel geröthet, als er mit Herrn Gilbert in das Empfangszimmer zurückkehrte.

„Sind das Ihre Skizzen?" fragte Herr Gilbert, indem er die Hand nach dem kleinen Paquet ausstreckte, das Paul auf den Tisch gelegt hatte. „Es ist recht, daß Sie sie mitgebracht haben."

Gerade, als er sie durchsehen wollte, wurde die Thür geöffnet und Herr Elliot trat ein. Er wechselte einige freundliche, aber eilige Worte mit Paul und trat dann zu Herrn Gilbert, um mit demselben die Blätter zu prüfen. Beide schienen Paul's Gegenwart völlig vergessen zu haben.

„Ihr Freund Gray hat Recht," sagte Herr Gilbert; diese ungeschulten Zeichnungen weisen auf ein bedeutendes Talent hin. Der Jüngling hat in sich, was den Künstler macht."

„Ja," entgegnete Herr Elliot, indem er ein Blatt empor hielt, „sehen Sie dies verrätherische kleine Ding! Unfertig und flüchtig wie es ist, sagt es doch

viel aus." — Es war ein Versuch, den Paul an einem glücklichen Tage des verflossenen Jahres gemacht hatte. Ueppige Epheuranken schlangen sich, eine Stütze suchend, um eine vom Blitz getroffene Eiche, deren Stamm mit Birkenmoos und Rindenflechte bedeckt war. Die grüne Decke legte sich so fest um den gespaltenen Theil, als wolle sie mit liebreichem Bemühen die Todeswunde bedecken, die der Blitz geschlagen.

Die beiden Herren betrachteten die Skizze lange und schweigend, aber plötzlich erinnerte sich Herr Gilbert an Paul, sah sich nach ihm um und sagte:

„Sie können jetzt gehen. Kommen Sie morgen früh, um Ihre Arbeit anzufangen. Der Herr dort im Hinterzimmer"—er gab mit dem Finger die Richtung an—„wird Sie anweisen."

Mit freundlichem Kopfnicken verabschiedete er Paul und wendete sich wieder den Skizzen und Herrn Elliot zu.

Am andern Morgen that Paul Foster mit gutem Ernst und Lust und Liebe den ersten Schritt auf der schwer zu ersteigenden Stufe eines Künstlerlebens.

Es ist nicht unsere Absicht, ihm während der nächsten fünf Jahre Schritt für Schritt zu folgen; wir begnügen uns, das Nöthigste zu berichten.

Schon nach Ablauf der ersten zwölf Monate hatte Herr Gilbert die Ueberzeugung gewonnen, daß Paul's Skizzen nur leise Fingerzeige des Zeichentalentes seien, mit welchem er so überreich begabt war, und daß er ihm durch seine Zeichnungen auf Holzplatten größere und werthvollere Dienste leisten könne, als durch Graviren. So mußte Paul alle seine Kräfte und seine ganze Zeit während der nächsten sechs Monate dem Studium der Perspective und Form widmen. Herr Gilbert wußte, daß das Kapital, welches er auf diese Weise anlegte, ihm reiche Zinsen tragen werde; denn Regeln und Anmuth des Striches war alles, was Paul bedurfte. Natur, diese Mutter der Kunst, hatte ihn von der frühesten Kindheit an auf's Beste unterrichtet und er war ihr gelehriger Schüler gewesen. Das geringste Kleeblatt und das kleinste Gänseblümchen fand den rechten Platz in den anmuthigen Skizzen, welche er zeichnete.

Es war ein mühseliges, einförmiges Leben, das er führte, aber sein Entschluß, ein Maler zu werden, wankte nicht einen Augenblick.

Diese langen Jahre der Arbeit auf Holzplatten, wo er nur mit dem Bleistift bemooste Felsstücke, grüne Waldwinkel, graziöse Ulmen, stattliche Fichten und zarte Blumen hervor zauberte, welche die Wonne aller Beschauer waren, obwohl kaum einer je nach der Hand fragte, welche die zarten Zeichnungen entworfen, waren eine gute Vorschule für Pauls künftigen Beruf.

Paul blieb im Hause der Frau Forbes wohnen und zwar in demselben kleinen, hochgelegenen Zimmer, in welches sie ihn am ersten Tage seiner Ankunft geführt hatte; und er frühstückte mit den übrigen Bewohnern in Frau Forbes Vorderzimmer, wie er es am ersten Morgen gethan hatte.

„Wenn Sie ein anderes Zimmer zu haben wünschen," hatte sie im Laufe des Jahres mehr als einmal gesagt, „ein größeres, als das Ihrige, oder eine Treppe niedriger liegendes, so sollen Sie es für denselben Preis haben, weil Sie so ruhig sind und mir so wenig Mühe machen."

Aber Paul hatte es jedesmal dankend abgelehnt.

„Ich wünsche keine Veränderung; ich fühle mich recht behaglich oben."

Er hatte sich an das kleine Zimmer gewöhnt; es war ihm heimathlich und lieb geworden, und er konnte den Himmel sehen, wenn er am Fenster stand. Wie oft war er während der ersten Jahre frierend und hungrig unter die dürftige Bettdecke in das harte Bett geschlüpft, hatte stundenlang ohne Schlaf gelegen und sich doch nicht halb so einsam gefühlt, als unten in der Hausgesellschaft. Denn er konnte ja die Sterne von seinem Bette aus sehen und konnte immer und immer wieder die Worte wiederholen, welche die Bauernfrau auf dem Berge zu ihm gesagt, und welche der Anblick des Sternenhimmels in ihm wach rief: „Wer weiß, vielleicht kann Deine Mutter Dich auch sehen,"—„und mein Vater auch," pflegte er jedesmal hinzu zu setzen.

Als er älter wurde, saß er oft, bis tief in die Nacht hinein bei Büchern und Flugschriften, welche die unklaren Forschungen behandelten, mit denen der Unglaube in kecker Großsprecherei und ohne die geringste Scheu Geistern eines gewissen Schlages zu imponiren pflegt. Paul's nach Erkenntniß ringender Geist hatte schon als Knabe mit größter Begierde gelauscht, wenn die unwissenden Mühlenarbeiter in Tompkinsville sich über dieselben Fragen hin und her stritten.

Die „neuen Theorien" zogen ihn an — die neuen und doch so alten; die ihm so verlockend entgegen leuchteten, aber nicht „einen Vater der Vaterlosen" sondern — — eine Leere zeigten! So reizend diese Theorien waren, so wurde er doch durch die goldene Kette der Gebete seiner Mutter immer wieder fest gehalten an dem Ankergrunde „Gott ist Liebe."

Paul hatte nicht viele Freunde in der Stadt. Herr Gilbert, Herr Elliot und der Prediger der Kapelle, deren sonntägliche Gottesdienste und Abendbetstunden er gelegentlich zu besuchen pflegte, machten den ganzen Kreis aus. Aber er hatte noch einige Bekannte, denen er und die ihm freundlich gesinnt waren. Die alte Frau, an deren Verkaufstisch er täglich gegen Mittag trat, um sich sein zweites Frühstück zu holen, war immer erfreut, wenn sie ihn sah und es war eine Art Bekanntschaft zwischen Beiden entstanden. „Er hat einen so offenen Blick und ein so gutes Gesicht; in seinem Herzen kann nichts Böses wohnen," pflegte sie zu ihrer Nachbarin zu sagen, wenn sie die größesten und schönsten Aepfel für ihn aussuchte und die ausgebackensten Brödchen für ihn zurecht legte. Das kleine, lahme Mädchen, das unter dem Portal eines Hotels stand, im Frühling und Sommer Veilchen verkaufte und im Herbst und Winter baumwollene Spitzen und Stecknadeln, freute sich täglich auf sein Kommen. Er mußte Morgens und Abends an ihr vorüber und erlaubte sich mitunter das Vergnügen, einige Veilchen zu kaufen. Die Kleine wußte nicht, wie sauer er die Pfennige verdient hatte, die er ihr mit freundlichen Worten und freundlichem Lächeln gab, und Paul konnte es nicht wissen, welche Ermuthigung seine Worte für das kleine, lahme Mädchen waren.

Seine Mitarbeiter in Herrn Gilbert's Etablissement und seine Mitbewohner in Frau Forbes' Hause liebten ihn alle, und wenn wir sie zu seinen Freunden zählen wollen, dann dürfen wir auch Frau Forbes nicht vergessen.

Sie hatte sich seit jenem Abend, an welchem Paul sie zuerst gesehen, sehr zu ihrem Vortheil verändert. Von Nachlässigkeit war nichts mehr an ihr zu sehen; sie trug nicht länger zerrissene Kleider. Sie war sauber und nett; ihre schrille Stimme hatte sich gesänftigt und das kurze, trockene, scharfe Lachen ertönte nicht mehr. Sie sang zuweilen ein halb vergessenes und schwer wieder erinnertes Lied ihrer Kinderjahre oder einen Gesangbuchvers, den sie in der Abendbetstunde gelernt, welche sie auf Paul's Rath besuchte,

und in welcher sie von unserm Herrn und Heiland gehört und es sehr zu Herzen genommen hatte, daß er nicht nur zu seiner auserwählten Jüngerschaar gesagt, sondern es allen Menschen ohne Unterschied, auch den Geringen und Sündigen zurief: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete."

„Ich bemühe mich," sagte sie eines Abends zu ihm, „eine bessere Frau zu werden, und Ihnen, Herr Foster, muß ich dafür danken, denn Sie erweckten zuerst den Wunsch in mir. Wissen Sie noch," setzte Sie dreister hinzu, „als Sie an jenem Abend kamen, schenkten Sie mir auch Blumen. Die kleinen, zarten Dingelchen sahen mich so freundlich an, und als ich die Treppe herunter ging, glaubte ich, in meinem Herzen eine Stimme zu vernehmen, die mir zurief: „Gott schickt sie dir!" Ich hatte seit Jahren keine Blume gesehen, welche draußen in freier Luft und im Sonnenschein gewachsen war. Eine Woche lang erhielt ich sie frisch und schön, und Tag für Tag sprachen sie zu mir und führten mich zurück in die Tage meiner Jugend; und als sie dann welkten, bemühte ich mich vergeblich, die Gedanken zu verscheuchen, welche sie in mir angeregt hatten. Da kam der Winter, ein kalter, frostiger Winter. Eines Abends—ich erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre — fragten Sie mich, ob ich nicht einmal in die Abendbetstunde gehen wollte, die in der Kapelle an der Ecke der Straße gehalten werde; ich mochte nicht „Nein sagen, deßhalb ging ich. Ich ging oft und immer öfter, länger als ein Jahr, und jedesmal wurde mir die Stunde lieber. Sie wissen, Herr Foster, was ich dort hörte. Dort wurde mir zum ersten Mal von unserem Herrn Jesu Christo erzählt, welcher die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft und ihnen Erquickung und Ruhe für ihre Seelen verspricht."

Frau Forbes schwieg plötzlich, aber nach einigen Augenblicken fügte sie mit seltsam klingender Stimme und fast flüsternd hinzu:

„Ich bemühe mich, zu ihm zu kommen, aber—ach, Herr Foster, ich bin eine große Sunderin."

Paul setzte sich zu ihr. Obwohl er noch außerhalb der Thür des Glaubens stand, war er doch sehr bewegt. Er erzählte ihr die alte, alte Geschichte von Christo und seiner vergebenden Liebe, die ihm seine Mutter so oft erzählt hatte, wenn er an ihrem Knie gelehnt, und die er in spätern Jahren von seinem Vater gehört.

„Alles, was Sie zu thun haben, Frau Forbes, so sagt man," — sie war so eifrig, zu hören, was er sagen wollte, daß sie die beiden unsichern Worte gar nicht beachtete, die so schwer auf Paul's eigenes Herz fielen und gegen ihn zeugten—„ist, daß Sie ihm vertrauen und ihn lieben, wie ein Kind seinen Eltern vertraut und sie liebt."

Diese letzten Worte sprach Paul fest und mit Ueberzeugung, denn er wußte nur zu gut, wie man seinen irdischen Eltern vertrauen und wie man sie lieben kann.

Aber—plötzlich kam es mit Macht über ihn, daß er es ja blos vom Hörensagen wußte. Er stand auf und ohne sich umzusehen, eilte er hinauf in sein Zimmer. Sein Kopf schmerzte und sein Herz klopfte unruhig. Viele Fragen drängten sich in seinem Geiste, die er nicht beantworten konnte. Welches Recht hatte er, so zu Frau Forbes zu reden,—er, der sein Herz nie wirklich seinem Heilande gegeben, obwohl er sein Lebenlang von der Liebe und Barmherzigkeit desselben gehört hatte? Wie konnte er ihr sagen, daß sie nichts zu thun habe, als nur dem Herrn vertrauen?

„Nein, ich kann es nicht länger aushalten!" rief er laut und heftig; „ich muß endlich wissen, was ich glaube."

Eilig verließ er das Zimmer, dessen Einsamkeit ihm noch vor wenig Minuten so begehrenswerth geschienen und ging fort in dem heißen Verlangen nach menschlicher Gemeinschaft.

Mit seinen Gedanken beschäftigt und ohne seinen Schritten ein Ziel zu setzen, ging er durch die Straße und fand sich plötzlich vor der kleinen Kapelle wieder. Durch die halbgeöffnete Thür drangen die Klänge eines Kirchenliedes, das seine Mutter oft zu singen pflegte. Er fühlte sich freudig bewegt; sein Herz erweiterte sich; es war, als ob ein Mondstrahl durch die mitternächtliche Dunkelheit bricht. Es kam ihm fast vor, als ob er von einer gütigen Hand hierher geführt sei. „Ein Vater der Vaterlosen," flüsterte er unwillkürlich. „Ich will hineingehen," dachte er dann, „vielleicht finde ich, was ich suche; vielleicht ist Jemand da, der mir helfen kann."

Ach, die ganze Zeit über hatte ja der Eine neben ihm gestanden, der ihm helfen konnte; hatte der Eine gewartet — auf das leiseste, kaum verständliche Flüstern: „Herr, hilf mir!"

Die Predigt war fast zu Ende, als Paul eintrat. Die Gemeinde saß lauschend. Er schlich sich auf den Fußspitzen zu einem leeren Sitz in der Nähe der Thür; dann blickte er auf. Es war ein fremder Prediger, den Paul nie gesehen; er sprach eben die Schlußworte:

„Kein Sonnenstrahl kann einen todten Gegenstand bescheinen, ohne mehr oder weniger von demselben zurückgeworfen zu werden. Alle Farben der Welt — die tiefe Bläue des Aethers, die herrlichen Farben der Blumen, das bunte Gefieder der Vögel, die glänzenden Flügeldecken der Insekten, sind nichts, als Antworten, welche die Schöpfung dem Gotte gibt, der seine Sonne schickt, sie zu bescheinen. Die Seele antwortet Gott in einer Weise, welche ihrer eigensten Natur angemessener, höher als der Aether, herrlicher als Blume, oder Vogel, oder Insekt ist, denn sie ist der Abglanz der Heiligkeit Gottes, — seines Bildes, das zwar gebrochen und geschädigt, wie der Lichtstrahl der Sonne auf den Gewässern, immer aber ein wahrhaftiger Wiederschein der Glorie des Herrn in dem Angesichte Jesu Christi ist. Diese Verpflichtung ist keine Härte, keine ungerechte Zumuthung, sondern nur Liebe. Sie ist die liebreiche Antwort, die herzenswarme Erwiderung, welche die Seele dem Gott gibt, der sie erlöset hat. „Ihr sollt mein Antlitz suchen — darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz."

Ein Gebet folgte, dann wurde der Segen ertheilt und darauf zerstreute sich die Gemeinde.

Paul folgte der Menge. Mit unruhigem, stürmischem Herzen hatte er das Gotteshaus betreten; nun hatten sich die Wogen gelegt und Ruhe und Frieden waren eingekehrt.

Er eilte in sein Zimmer zurück, trat an das Fenster und öffnete es. Er stand lange und blickte hinaus,— hinauf nach dem Himmel; und die Sterne sahen freundlich zu ihm hernieder. Leise, aber deutlich, flüsterte er seinen Namen,—den Namen, den seine Mutter in der heiligen Schrift für ihn gesucht hatte:

„Paulus, ein Knecht Jesu Christi."

Der milde, von Düften durchwürzte Lufthauch des jungen Frühlings strich leise über seinen Scheitel und wehte das Haar von seiner Stirn zurück. Es war ihm, als empfange er die Taufberührung des heiligen Geistes, welcher ihm an diesem Abend das Herz Gottes offenbart hatte.

Paul stand lange am Fenster, und als er es endlich verließ, waren Wolken herauf gezogen, die das Licht der Sterne verhüllten. Der leise Lufthauch war zu

einem kalten Nachtwinde angeschwollen, aber in seinem Herzen herrschten Ruhe und Friede—,der Friede, welcher höher ist als alle Vernunft. Er war eingezogen, als die Stimme des Herrn durch das Dunkel seiner Seele gebrochen war, mit dem Gebot: „Es werde Licht!"

Und — es ward Licht.

Paul erwachte am andern Morgen mit einem leichteren Herzen, als er seit Jahren gehabt hatte, obwohl er sich vielleicht noch nie so heiß nach Vater und Mutter gesehnt, als an diesem Morgen.

Er las das Kapitel in der Bibel, welches sie in jener glücklichen Zeit, als sie noch alle zusammen in dem kleinen Landhause wohnten, am häufigsten gelesen hatten, und er legte seine Manneshand auf den Fleck, welchen, wie ihm sein Vater erzählt, seine Kinderfinger zurück gelassen, und dann durchlebte er sie im Geiste noch einmal, diese Jahre,—diese, von der Sünde befleckten Jahre, in welchen er sich menschlicher Weisheit zugewendet hatte und nicht dem Worte des Herrn. Hinterließen sie auch einen Fleck in der Geschichte seines Lebens, wie die Berührung seiner Kinderhand auf dem Bibelblatt? — Diese Frage verscheuchte für einen Augenblick das Licht und den Frieden aus seinem Herzen. — Aber nur für einen Augenblick, denn der verheißene Tröster, der Geist Gottes, welcher ein Geist alles Trostes ist, führte ihm, dem neuen Ankömmling in der Hürde des guten Hirten, das Trostwort zu: „Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, so soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, so soll sie doch wie Wolle werden."

„Weiß wie Schnee, welch' ein Versprechen
Für das schwerbelad'ne Herz!
Kann's die Seel' im Glauben fassen,
Kommt der Friede, weicht der Schmerz."

Einige Minuten später ertönte die Frühstücksglocke und Paul eilte hinunter. Er wechselte ein fröhliches Lächeln mit Frau Forbes, als er seinen Sitz einnahm, ein Lächeln, welches beredter als alle Worte verrieth, daß er im persönlichen Glauben dem Herrn Jesus vertraute.

Aber Paul wußte sehr wohl, daß das neue Leben ein Leben des Kampfes sein mußte; daß er von äußern, und vielmehr noch von den schlaueren Feinden im Innern angegriffen werden würde; er wußte auch, daß er immer von sich selbst ab- und zu seinem Heilande aufsehen, daß er sich in seiner großen Schwachheit und Herzensnoth immer neue Kraft von dem Herrn holen mußte.

Ein Haufen Manuscripte, die illustrirt werden sollten, lag auf dem Tische in seinem Arbeitszimmer, welches seine Gefährten halb scherzend, halb spöttelnd sein „Atelier" nannten. Es war ein kleiner Raum, kaum sechs Fuß im Quadrat, der durch eine leichte Holzwand von dem Vorzimmer getrennt wurde; ein Tisch, ein hoher Arbeitsstuhl, verschiedene Mappen mit Zeichnungen, einige Skizzen und Ansichten von Tompkinsville, — das war die ganze Ausstattung.

Paul nahm ein kleines Blatt Papier und suchte die Manuscripte durch, um etwas zu finden, daß besser mit seiner Stimmung harmonirte, als die fröhlichen bedeutungslosen Bilder eines Bilderbuches, an welchem er gestern gearbeitet hatte. Es war ein bunt durcheinander gewürfelter Haufen, den sein Bleistift verzieren sollte:—ein Kindermärchenbuch, ein zartes Liebesgedicht, eine einfache Ballade, eine bändereiche Reisebeschreibung und mehrere Hefte eines Geschichtswerkes lagen auf einander gethürmt. Ganz unten fand er die Collecte der englischen Kirche, von einer schönen, festen Hand geschrieben. Ein Begleitschreiben gab die Anweisung, daß die Gebete mit symbolischen Blumen und Blättern umgeben werden sollten, während die entgegengesetzten leeren Seiten mit passenden, auf die Gebete bezüglichen Illustrationen zu versehen seien. Anordnung und Ausführung waren dem Genius des Künstlers überlassen, denn der Geist, welcher das ganze Werk geplant, und die Hand, welche es bis dahin gefördert hatten, „ruhten nun aus von ihrer Arbeit." Paul wählte den „Ostermorgen" zu seiner ersten Illustration. Er hatte eben einige Striche auf das Papier geworfen, als eine Botschaft von Herrn Gilbert kam, die ihn in das Sprechzimmer beschied. Er folgte derselben ohne Zögerung und ohne zu ahnen, was diese Morgenstunde für ihn bereit hielt.

„Ich habe meine Bücher nachgeschlagen," sagte Herr Gilbert nach der Begrüßung, „und finde, daß Ihre Lehrzeit Mitte November abgelaufen sein wird; jetzt sind wir im Mai, also haben wir bis dahin noch sechs Monate."

Paul verbeugte sich zustimmend und Herr Gilbert fuhr fort:

„Es macht mir ein Vergnügen, Foster, Ihnen mein volles Lob aussprechen zu können. Ich habe Sie die Jahre über schärfer beobachtet, als Sie sich denken, und ich weiß, wie tapfer Sie gestrebt, keine Schulden zu machen, wie fleißig und getreulich und sorgfältig Sie Ihre Pflichten erfüllt haben. Wenn ich Sie dessenungeachtet ohne jegliche Unterstützung von meiner Seite kämpfen ließ, so geschah das nicht aus Gleichgültigkeit, sondern in Folge des bestimmten Bewußtseins, daß es Ihnen förderlicher sein, Sie zu einem tüchtigeren Mann und Künstler machen würde, wenn Sie erkämpfen mußten, was Sie begehren, als in einen für Sie bereit gehaltenen Platz gemächlich hinein zu schlüpfen. Jetzt liegt die Sache anders. Sie haben mir bewiesen, daß ich Ihnen jetzt helfen kann, ohne Ihnen zu schaden. Nun sagen Sie mir offen, welche Pläne Sie für die Zukunft entworfen haben."

Der alte Herr sah freundlich zu dem jungen Manne hinüber, der ihn noch durch den offenen, gewinnenden Ausdruck seines Gesichtes, das freundliche Lächeln und sprechende Auge, an den rothwangigen Jüngling erinnerte, welcher vor fünf Jahren auf derselben Stelle gestanden hatte. Paul antwortete in wenigen, aber gut gewählten Worten, daß er im Herbst, wenn er das Recht habe, über seine Zeit zu verfügen, in den Morgen- und Abendstunden Bücher zu illustriren gedenke und einige Schüler zum Unterrichten im Zeichnen zu bekommen hoffe. Bei einiger Sparsamkeit werde er damit die Mittel gewinnen, selbst den nöthigen Unterricht in der Oelmalerei nehmen zu können, der ihn befähigen werde, ein Oelgemälde zu beginnen. Durch Herrn Elliot's Einfluß und Güte hoffe er, dasselbe in die nächste Frühlingsausstellung zu bringen, und" — fügte er mit einem Lächeln hinzu, das aus Hoffnung und Furcht zusammengesetzt zu sein schien— „vielleicht einen Käufer zu finden."

Die Freundlichkeit und Theilnahme, welche Herr Gilbert ihm zeigte, ließen Paul die ihm naturgemäße Zurückhaltung vergessen und offen sprechen von dem Traum seiner Jugend, einige Jahre nach Europa zu gehen, um in dem Geburtslande der Malerei, in der Stadt der Kunst, seine Studien vollenden zu können. Aber er fuhr erschrocken zusammen, als er ausgesprochen, was er innerlich genährt. Die Farbe wich aus seinem Gesichte und die Lebhaftigkeit aus seiner Stimme; es legte sich wie Nebel über seine Augen. Wie die Berührung einer eisig kalten Hand, so traf ihn die Frage: „Was dann?"—Wenn er nun zurückkehrte in sein Vaterland, — mit Erfolg gekrönt, zurückkehrte, — denn Paul war jung und den Jugend-

träumen fehlt der Erfolg niemals! — wer war da, ihn zu bewillkommnen, sich seines Erfolges zu freuen?

Seine Gedanken trugen ihn—leicht und schnell, wie Gedanken zu fliegen pflegen — hin zu dem einsamen Grabe an dem öden Bergabhang, und zu dem andern in dem geschützten Winkel neben dem murmelnden Bache, und tief und schmerzlich empfand er es, daß diese beiden stillen Hügel die einzige Heimath waren, die er in der weiten, weiten Welt hatte. Aber er empfand es auch mit seligem Beben, daß er, wohin er auch gehen und wo er auch weilen mochte, er eine geistige Heimath hatte, seit er sein Herz dem Herrn Jesu gegeben.

Herr Gilbert ahnte vielleicht etwas von dem, was in Paul's Seele vorging, denn er war ungewöhnlich gütig und freundlich.

„Das ist ein guter Plan, Foster," sagte er, „ich prophezeihe Ihnen Erfolg, wenn Sie so fortfahren, wie bisher; und wenn Sie dann zurückkehren mit einem Namen, den die Welt kennt und ehrt, dann werden Sie in Amerika freundlich willkommen geheißen werden, und—wie viele Sie auch freudig begrüßen mögen — Niemand wird es herzlicher thun, als ich. Aber nun Vertrauen um Vertrauen. Auch ich habe Pläne für Sie gemacht, die im Ganzen mit den Ihrigen übereinstimmen. Hören Sie, ob Sie zufrieden sind. Die sechs Monate, in denen Sie mir noch verpflichtet sind, schenke ich Ihnen; von nächster Woche an bezahle ich die Arbeit, die Sie für mich thun."

Herr Gilbert machte eine Pause und zog eine noch versiegelte Papierrolle hervor.

„Dies Manuscript," sagte er, „soll illustrirt werden. Ich vertraue es Ihrem Genius und Ihrer Sorgfalt an, und zahle Ihnen die Summe von — — —. Auf diese Art werden Sie im Stande sein, den begehrten Unterricht in der Anwendung der Oelfarben schon jetzt zu nehmen und — wer weiß, ob Sie nicht schon ein Bild für die Herbstausstellung fertig haben können!"

Paul stammelte verwirrt seinen Dank, aber Herr Gilbert unterbrach ihn.

„Ich bin noch nicht zu Ende, warten Sie. Meine Nichte, Fräulein Murray, wünscht einigen Zeichnenunterricht zu nehmen, und ich habe Sie als Lehrer empfohlen. Ich gebe Ihnen heute Nachmittag frei, damit Sie Muße haben, sich der Mutter vorzustellen. Hier ist die Adresse." —

Er reichte Paul eine Visitenkarte hin. — „Was nun Ihre Zukunft betrifft, so behalte ich mir vor, später weitläuftiger mit Ihnen darüber zu reden. Jedenfalls wird es mir Freude machen, Ihnen die Mittel zur Erfüllung Ihres europäischen Traumes vorschießen zu dürfen." — Er lächelte freundlich. — „Zuvor aber müssen wir sehen, wie Ihr Gemälde in der Ausstellung aufgenommen wird, denn, wer Geld leiht, begibt sich in Sclaverei; ich darf Ihnen deßhalb nur dann etwas vorstrecken, wenn ich sehe, daß Sie es zurückerstatten können. Dazu kommt, daß Sie in der Handhabung des Pinsels und der Palette noch keine Uebung haben und möglicher Weise unerwartete Schwierigkeiten finden."

„Ja," entgegnete Paul, „es ist möglich." Aber er glaubte nicht an diese Möglichkeit, er war vielmehr überzeugt, daß die Farben ihn zum Schaffen begeistern würden.

„Gehen Sie jetzt an Ihre Morgenarbeit zurück," sagte Herr Gilbert mit einer verabschiedenden Handbewegung, als Paul es noch einmal versuchte, seinen Dank in Worte zu kleiden.

Er war kaum mehr als eine halbe Stunde von seinem Arbeitstische entfernt gewesen, aber wieviel hatte ihm die kurze Zeit gebracht! Ein Augenblick — wie beladen kommt er mit Gaben, die für ein Menschenleben aushalten! Ein Augenblick—er drückt der Seele den Stempel des Glückes oder des Schmerzes auf, daß keine spätern Jahre im Stande sind, ihn zu verwischen, und doch ist es nur — ein Augenblick!

Als Paul diesen Gedanken nachhing, wurde er so bewegt, daß er mit unsicherer Hand seinen Kranz um die Ostercollecte zu winden begann. Es war vielleicht auch das Andenken an die einsamen Gräber in der Ferne, das wieder mächtig in ihm wurde, als er die Worte des Auferstehungsmorgens las—Worte, welche ihm wie ein blumiger Pfad erschienen, der von der Sonne erleuchtet, zu dem Lande führt, in welchem —

„Das Kind die Mutter wird finden
Und die Mutter auch das Kind."

Paul's Bleistift hatte die Ostercollecte mit einem Kranz von Epheublättern und Märzblümchen umgeben, mit den kleinen, unbedeutenden Blümchen, welche sich besser zu einem Sinnbilde des geduldigen Wartens als der frohlockenden Freude eignen, welche dem Ostermorgen angehört. Er sah das ein, als er den fertigen Kranz betrachtete und beeilte sich, großäugige Krokus hineinzustecken; die tapfern, kleinen Blüthen, welche sich in den frühesten Lenztagen ihren Weg durch die gefrorene Erde bahnen und den Menschenkindern zurufen, sich zu freuen, weil die bunte Welt der Blüthen und Blumen bald wach sein wird vom Winterschlaf.

„Sie haben Ihren Kranz für Stadtbewohner gemacht," sagte Herr Elliot, der unbemerkt eingetreten war und über Paul's Schulter auf die Zeichnung blickte. „Er trägt den Stempel der letzten fünf Jahre, Foster; eine Zeit, in welcher Sie die Frühlingsblumen nur durch eiserne Gitterstangen gesehen, welche einige enge Blumenbeete umschließen und den unvermeidlichen Hintergrund von Hausmauern haben. Haben Sie die süßen Kinder des Frühlings vergessen, deren zarte Farben den glänzenden Hauch der Perlen haben, die der Ocean uns schenkt; — die wilden Blumen, welche Wiesen und Felder schmücken zur Auferstehungszeit? Haben Sie vergessen, daß unter den welken Blättern am Bergabhang und an der Landstraße lieblich duftende Blümchen wachsen?"

„Vergessen? O nein, gewiß nicht," antwortete Paul. Er schloß die Augen eine Secunde lang, um die Schneeglöckchen und Veilchen besser zu sehen, die er vor langen Jahren in Wald und Flur gesucht.

„Wer sie jemals gesucht hat, kann sie nicht vergessen," fuhr er fort. „Ich glaube es jetzt zu hören, wie der Lufthauch durch die Zweige der Waldbäume streift, die sich in wenigen Tagen schon mit der zartgrünen Robe bekleiden sollen. Ich glaube die kühle, feuchte Berührung der vorjährigen Blätter zu fühlen, welche wir zur Seite schoben, wenn wir die süß duftenden Blümchen suchten."

„Kennen Sie den Vers, der das ausdrückt, was Sie da sagen?" fragte Herr Elliot weicher, als Paul ihn je hatte sprechen hören.

Paul machte eine verneinde Bewegung und Herr Elliot sagte:

„O, geh getrost des Lebens dunkle Pfade,
Die Liebe doch kann ahnungsvoll es seh'n:
Wo Menschenaug' nur welke Blätter findet,
Läßt Blum' und Blüthe Gottes Gnad' ersteh'n."

Beide schwiegen einige Zeit lang, dann begann Herr Elliot ein Gespräch über Paul's Unterredung mit Herrn Gilbert.

Paul's Bleistift hatte während dem nicht geruht. Mit raschen Strichen zeichnete er das Bildchen auf die leere Seite, welche der mit den Frühlingsblumen umwundenen Ostercollecte entsprach. Es war ein

einfaches Bildchen. Ein Knabe wandelte zur Nachtzeit über eine einsame Ebene; aber er blickte lächelnd zum Himmel empor nach dem hellen Stern, dessen Lichtstrahl auf die Blume fiel, welche er in der Hand hielt und den Blättern derselben einen gewissen Glanz verlieh. Ja, es war ein einfaches Bildchen — ein so einfaches, daß sich Herr Elliot über den eifrigen Ausdruck in Paul's Gesicht wunderte, der sich über seine Arbeit hinab beugte. Er wußte es nicht, daß Paul in dieser Skizze—nur halb verständlich und ihm selbst nicht bewußt—die Empfindungen auszudrücken strebte, welche sein Herz bewegten; und Herr Elliot begriff auch nicht, was Paul veranlaßte, in die Ecke des Blattes, in welche der Künstler seinen Namen zu schreiben pflegt, mit ganz feinen Buchstaben die Worte hineinzumalen: „Ein Vater der Vaterlosen."

Herr Elliot war an diesem Morgen nicht ohne Sympathie mit Paul, obwohl er von denen, welche ihn kannten, ein Mann der Welt genannt wurde. Aufmerksam verfolgte er Paul's Bleistift, bis der letzte Strich beendigt war. Es war gerade zu rechten Zeit, denn in diesem Augenblick verkündigte eine benachbarte Thurmuhr mit zwölf scharfen Schlägen, daß die „Ruhestunde" angebrochen sei. Paul legte Bleistift und Papier zur Seite.

„Heute arbeite ich nicht mehr," sagte er; „aber fügte er mit einem Lächeln auf das Bildchen hinzu: „das ist keine Arbeit, sondern Vergnügen."

Er begleitete Herrn Elliot hinaus auf die Straße und bis auf den freien Platz, an welchem sich ihre Wege trennten.

„Sie müssen Ihrem alten Freunde und Lehrer Ihre guten Aussichten melden," sagte Herr Elliot beim Abschiede.

„Ihrem alten Freunde!"—Wie angenehm klangen die Worte in Paul's Ohren! Er hatte so wenige Freunde und es machte ihn oft so traurig, denken zu müssen, wie wenige; denn die Zeit hatte in Tompkinsville viele Veränderungen hervorgebracht.

„Sie würden kaum ein bekanntes Gesicht treffen, wenn Sie durch unsere Straßen gingen," schrieb Frau Blake—die ihr freundliches Interesse an ihm bewahrte — in ihrem letzten Briefe. „Viele der Mühlenarbeiter sind gestorben und an dem Bergabhange zur Ruhe gebettet, einige sind weiter gezogen, um einträgliche Stellen zu finden. Auch unser Prediger und seine Frau sind in eine größere Pfarre übergesiedelt, ob in ein glücklicheres Daheim, weiß ich nicht zu entscheiden."

Herr Gray hatte die Akademie schon vor Jahren verlassen, aber Paul wußte, daß er sich freuen würde, von ihm zu hören.

„Ich will Beiden schreiben, Frau Blake und Herrn Gray, will ihnen meine Pläne und Aussichten mittheilen—die große und herrliche Nachricht, daß ich endlich Frieden gefunden habe."

„Ob sie wohl," dachte er weiter, „sich deßhalb für mich, den einsamen verlassenen Waisenknaben, so interessirten, weil Christi Worte in ihren Herzen lebten: „Was ihr gethan habt einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan?" Es war ihm ein lieber Gedanke. Die Güte und Freundlichkeit, welche sie ihm erwiesen, war ihm noch nie so theuer gewesen, als jetzt, wo er sie als einen Tribut ihrer Liebe zu dem Herrn erkannte.

Von diesen Gedanken erfüllt, erreichte er Frau Forbes Haus. Die würdige Dame war sehr erschrocken, ihn so früh zurückkommen zu sehen, und er hatte ihr die Geschichte seiner Unterredung mit Herrn Gilbert und seine Absicht, Frau Murray einen Besuch machen zu wollen, noch nicht halb erzählt, als sie in geschäftlicher Frauen-Weise schon die Treppe hinauf eilte, um seinen Halskragen und Handmanchetten einen mütterlichen Blick zu schenken.

Paul erkannte es dankbar an, versicherte aber, daß Alles in bester Ordnung sei, dennoch erregte es vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben etwas Bedenken, daß sein bester Rock etwas abgetragen war.

Forts. folgt.

Sehen.

Sieh nicht Alles, auch wenn du Alles siehst. Dein Sehen sei aber eine Hand, die in verschiedene Fächlein verschiedene Sächlein fleißig sammelt, und das Resultat davon zur rechten Zeit und am rechten Ort entweder unter vier Augen oder vor der ganzen Familie oder Schule auf's Tapet bringt. Jene Fächlein müssen dir Aufschluß über den Charakter des Kindes, das Verhältniß dieser oder jener Handlung geben; und wenn du als Lehrer fleißig siehst und fleißig merkst und fleißig sammelst, und das auch über die Schule und die Schuljahre hinaus thust, kannst du einen Schatz von Kenntnissen, Erkenntnissen und selbst göttlicher Weisheit sammeln.

Aber wir sagten: Sieh nicht Alles, auch wenn du Alles siehst: will sagen: Schlage nicht nach jeder Mücke; thue als ob du dies und das unbedeutend Verfehlte nicht wissest, nicht gesehen habest. Der Lehrer macht sich lächerlich, der Alles will gesehen haben, was er nicht gesehen hat oder das er nicht recht gesehen hat; alsdann thun, als ob er richtig gesehen, thut ihm, seiner Autorität und seinem Ansehen ungeheuren Eintrag. Man kann, sagte uns einmal ein Lehrer, nicht alle (Knaben) in ein Bockshorn jagen.

Uebrigens je schärfer und wacher dein Auge, desto besser. Viele Lehrer und Väter sehen freilich gar nichts; sie gehen mit verbundenen Augen durch die Schule und das Haus, und es ist oft unfaßlich, wenn man solche spricht, wahrzunehmen, wie wenig sie gesehen haben. Daß ein Solcher von den Kindern zehnmal über die Ohren gehauen, hinter's Licht geführt wird, das ist gewiß, und daß die Ungezogenheit da wird überhand nehmen, ist auch gewiß. Scharfes Gesicht und scharfer Merks ist eine Gabe Gottes für jeden Lehrer, und jeden Hausvater, und man sollte sie beide haben.

Als ein vielschwatziger Schüler in eine andere Schule versetzt wurde, erzählte derselbe nach wenigen Tagen zu Hause: „Der Lehrer hat überall Augen: an den Ellbogen, an dem Rücken; er sieht Alles." Uns erzählte ein Freund eine interessante Geschichte, die bei Pfarrer Blum-

hard sich zugetragen. Demselben wurde ein verwilderter Knabe übergeben, in der Hoffnung, er möchte ihn zurecht bringen. Bald seien nun die Leute des Hauses gekommen und hätten berichtet, man habe alle Stühle auf den Kopf gestellt im Saal gefunden; dann wieder, die Eier im Hühnerstall seien fort und ein Gesangbuch liege an deren Stelle. Blumhard antwortete: „Laßt doch sein. Ist nicht etwas von diesem bübischen Geist auch in Euch, das sich ein wenig freut über solche Dinge. Macht man die Sache interessant und wichtig, so ist der Kitzel, den die Sünde wollte, befriedigt und die Wiederholung ist sicher. So aber wird's ihm von selbst verleiden"—und so geschah es auch.

Ch. Tischhauser.

Tägliche Anfechtungen, und wie sie zu tragen!

Für Haus und Herd aus dem Englischen übersetzt vom Dor'le.

In einem stillen, ländlichen Dorfe, an den Ufern eines prächtigen Stromes, wohnte Anna Jeffries, eine arme und mehr als verwittwete Frau, denn ihr Mann verlor kurz nach ihrer Heirath den Verstand.

Da sie keine Verwandte hatte, so war sie sich selbst überlassen und es ging ihr zu Zeiten sehr hart, denn sie war eine schwächliche Person und mußte oft Tage lang im Bette liegen, in welcher Zeit sie dann ganz von der Hülfe ihrer Nachbarn abhängig war.

Als ich sie kennen lernte, war sie alt und gebrechlich und lebte ganz von der Mildthätigkeit christlich-gesinnter Freunde. Obwohl sie arm war, so konnte man doch nicht leicht einen dankbareren und freudigeren Christen finden, als sie. Nie hörte man sie klagen, im Gegentheil war die stündliche Sprache ihres Herzens: Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Sie hatte in ihrer Jugend eine ziemlich gute Schulbildung erhalten, auch hatte sie gute natürliche Anlagen.

Aber das Beste von Allem war ihr tief christlicher Sinn und ihr unerschütterliches Gottvertrauen. Dies verursachte, daß man sie gerne besuchte, und ich selbst fand es oft gut, in die bescheidene Hütte einzutreten, und zuzuhören, wie gütig sie der liebe Gott geführt hatte.

Als ich einmal meine Verwunderung aussprach, wie sie in ihren Verhältnissen immer so glücklich und zufrieden sein könne, gab sie mir die Antwort: „Siehe, ich vertraue einfach auf Gottes Hülfe, und er ist so gut wie sein Wort, seine Verheißungen sind Ja und Amen. Alle meine Sorgen werfe ich einfach auf den Herrn und er sorget für mich."

„Konntest Du immer so Deine Zuflucht zum Herrn nehmen," fragte ich sie.

„O nein, weit entfernt," sagte sie, „es währte eine lange Zeit und durch harte Proben ging es, bis ich dahin kam, völliges Vertrauen in Gott zu setzen. Wenn es Dir lieb wäre, die Geschichte einer armen Frau zu hören, so will ich Dir erzählen, wie ich dazu kam."

Natürlich war ich begierig zu hören und munterte sie auf, mir zu erzählen.

„Nun denn," begann sie, „ich hatte gute und fromme Eltern, welche mich in der Furcht des Herrn erzogen und mich anhielten, das Wort Gottes zu lesen. Der Geist Gottes wirkte auch in meiner frühen Jugend an meinem Herzen. Meine Eltern waren nicht reich an irdischem Gut. Meine Mutter jedoch lebte ein wahres Glaubensleben, und überwand alle Hindernisse des Lebens und starb selig und triumphirend. In ihrem Leben hatte ich einen klaren Beweis, wie gnädiglich der liebe Gott denen hilft, die auf ihn vertrauen.

„Jedoch, in meiner Jugend war ich oft krank und hatte viel zu leiden, was mich sehr verdrießlich und unzufrieden machte. Ich denke jetzt öfters, daß meine Mutter zu solchen Zeiten nur zu gut war; aber es war ihr liebreiches Herz, und so wurde ich verzogen. Ich konnte mich über jede Kleinigkeit ärgern und über jedes Ungemach klagen, ja ich besann mich öfters, etwas zu finden, worüber ich meinen Unwillen auslassen konnte.

„Meine Mutter dachte ohne Zweifel, dies rühre von meiner Krankheit her, und trug es mit der größten Geduld. Manchmal jedoch machte sie mich in aller Güte aufmerksam auf mein sündliches Benehmen und meine Undankbarkeit gegen Gott und ermunterte mich, die kleinen täglichen Anfechtungen als mein tägliches Kreuz, um Jesu willen, geduldig zu tragen.

„Zu dieser Zeit war es, wo Gott, um Jesu willen, mir meine Sünden vergab; Gott hatte mir meine Sünden gezeigt, und ich fand Jesum, den Sünden vergebenden Heiland. Ich sah, wie ich mich gegen Gott versündigt hatte mit meinem unzufriedenen Wesen, und strebte nun mit aller Macht von diesem Uebel erlöst zu werden. Ich hielt an mit gläubigem Gebet. Wenn wirkliche Leiden kamen, versuchte ich sie mit Geduld zu tragen, und an den zu gedenken, der sie mir geschickt hatte.

„In diesem Bestreben fand ich großen Frie-

den und Ruhe. Bald darauf kamen große und schwere Leiden über mich, die mich früher ganz zerdrückt hätten.

„Mein lieber Vater starb plötzlich, und wir waren auf uns selbst angewiesen. Kurze Zeit nachher machte mir James Jeffries, ein junger Mann von tadellosem Charakter, Heirathsanträge. Wir wurden verheirathet. Bald nachher verlor er seinen Verstand und mein Glück verwandelte sich in den größten Schmerz. Meine liebe Mutter erkrankte zu derselben Zeit und ich mußte meine öde Heimath verlassen, um ihr abzuwarten. Ich rief zum Herrn um Kraft, und er gab sie mir. 'O Anna,' sagte meine Mutter zu mir, 'siehst Du, dies ist, was ich Dir immer sagte. Nun kommen die Leiden wie Wasserfluthen über Dich; aber sei nur getrost, der Herr wird mit Dir sein, verherrliche seinen Namen dadurch, daß Du Dich geduldig in seinen Willen ergibst. Er hat mir gnädiglich durch alle Widerwärtigkeiten dieses Lebens hindurch geholfen und nun nimmt er mich heim zur ewigen Ruhe.'

„Als mein Mann und meine Mutter so auf einmal von mir genommen wurden, hätte man meinen sollen, daß ich ganz von meinem Schmerz überwältigt worden wäre, aber fremd, wie es scheinen mag, ich fühlte mich wunderbar getragen und genoß einen großen Frieden. Meine Mutter hatte viel für mich gebetet in ihren letzten Tagen, und ich fand großen Genuß im Gebet, und es schien, als ob der starke Glaube meiner Mutter über mich käme. Ich fühlte die gewisse Versicherung, daß der Herr mir helfen werde.

„Und so geschah es auch, die Hülfe kam immer und der Herr schickte mir Freunde und Gönner und es hat mir an Nichts gemangelt. Der liebe Gott gab mir so viel Gesundheit, daß ich mich für lange Zeit selbst versorgen konnte und noch etwas übrig hatte für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Nun seit ich alt und gebrechlich bin, sorgt der Herr für mich. Ich finde täglich großen Genuß darin, dem lieben Gott täglich meine Sorgen, groß oder klein, vorzubringen und er hilft mir. Ich fühle ganz sicher in seinen Händen.

„Liebe Freundin," sagte diese betagte Christin, „gehe meinen Weg, mache Dir selbst keine Sorgen und suche sie auch nicht und mach' die wirklichen Anfechtungen nicht größer, als sie wirklich sind. Nimm die, die Dir von Gott gesandt sind, zu Deinem Besten, frage ihn um Weisheit und Kraft, sie zu tragen. Traue auf Gott und er wird helfen, daß Dir Alles zum Besten dienen muß."

Es sind schon Jahre vergangen, seitdem die irdische Hülle von Anna Jeffries zur Ruhe gebracht wurde und ihr erlöster Geist zu den Wohnungen der Seligen einging. Mögen wir die Lehren, die sie uns durch ihr Leben gelehrt, nicht vergessen, sondern uns befleißen, unsere Anfechtungen mit Geduld zu tragen und uns im Glauben und Gottvertrauen üben.

Auf der Brücke.

Eingesandt von G. F.

Es war an einem schönen Maimorgen. Auf der großen Brücke in London herrschte reges Leben. Eine Menge Fuhrwerke fuhren hin und her, und die Fußgänger arbeiteten sich mit großer Mühe durch's Gedränge und waren froh, wenn sie mit heiler Haut und unbeschädigten Taschen davongekommen waren.

In den Nischen, die durch die vorstehenden Pfeiler gebildet wurden, hatten sich eine Menge Krämer niedergelassen, die mit großem Geschrei den Vorübergehenden ihre Waaren anpriesen; hier verkaufte ein altes Weib Orangen, da ein junges Mädchen Blumensträuße, dort handelte ein Mann mit Fingerhüten, Scheeren und Messern.

In einer der Nischen stand ein Mann, der Goldstücke anbot.

„Hier, meine Herren," rief er, so laut er konnte, „kaufen Sie gute Goldstücke, das Stück zu zehn Pfennigen — nur zehn Pfennige das Stück gute Goldstücke, direkt von der königlichen Münze. Benutzen Sie doch die Gelegenheit und kaufen Sie Goldstücke, jedes Stück zwanzig Mark werth, hundert Zwanzigmarkstücke für zehn Mark."

Aber Alle eilten vorbei und nahmen wenig Notiz von der verlockenden Einladung, höchstens lachte hie und da ein Vorübergehender den dummen Hausirer aus, der auf so plumpe Weise das kluge Publikum zu prellen suchte.

„Ihr habt da Eure Pfennige hübsch glänzend gemacht," sagte der Eine, „wenn Ihr vier Stück für zehn Pfennige geben wollt, macht Ihr vielleicht bessere Geschäfte."

„Nehmt Euch vor der Polizei in Acht," meinte ein Anderer, „es kann Euch noch schlecht gehen, wenn Ihr diese Kupferwaare öffentlich für Gold ausgebt."

Der Krämer hörte diese Bemerkungen mit großem Gleichmuth an. Er fuhr fort, seine Waare anzupreisen, und hatte dabei wohl Acht

auf seine sogenannten Goldstücke, die er auf einem Tragbrett ausgebreitet hatte.

Endlich schien ein Käufer zu kommen.

„O, Vater," sagte ein kleiner Junge, „sieh, das sind die Dinger, die Mutter immer haben will. Ich habe vierzig Pfennige bei mir, die ich für meine gute Censur bekam; für die könnte ich der Mutter nun gerade vier Goldstücke kaufen."

„Bist ein guter Junge, Hans," entgegnete der Vater, „aber sieh, mit solchen Goldstücken könnte die Mutter nicht viel anfangen. Sie sind nur nachgemacht. Man bekommt wohl oft für gutes Geld schlechte Waare, aber nie für wenig Geld gutes Gold. Komm, kaufe etwas Anderes für unsere Mutter."

Die Beiden gingen vorüber, und ein anderer Mann näherte sich und schaute verlangend nach den Goldstücken.

„Wenn sie doch nur ächt wären," seufzte er, „zwanzig Stück würden mir aus der Noth helfen; ja, wenn mir Jemand zwanzig Goldstücke geben wollte! Aber wenn auch Mancher mehr als so viel übrig hat, denkt er doch nicht daran, sie wegzuschenken." Seufzend ging er weiter.

Dann näherte sich ein feingekleideter junger Mann und besah die Stücke aufmerksam.

„Sind gut nachgemacht," murmelte er, „ob ich's wohl wagen soll? Vielleicht, daß es nicht bemerkt würde und ich könnte damit wieder all das Verlorene gewinnen. Aber nein, die Augen des Bankhalters sehen scharf, und wenn es entdeckt würde, würde ich ein für allemal vom Spieltisch weggejagt."

So sprechend, schlenderte er weiter, um irgend einen Wucherer um Geld zu ersuchen.

„Wie spät ist's?" fragte nun der Hausirer einen Mann, der schon lange Zeit in seiner Nähe stand und ihn, die Uhr in der Hand, aufmerksam beobachtete.

„Ein Viertel vor zwölf Uhr," war die Antwort. „Sie haben nun noch genau fünfzehn Minuten Zeit. Aber ich glaube, da kommt doch endlich ein Käufer."

Wirklich blieb ein gut gekleideter Arbeiter vor dem Hausirer stehen und nahm eines der Goldstücke in die Hand, indem er es von allen Seiten betrachtete.

„Das heiße ich gut betrogen," bemerkte er, „ich will ein Stück für meinen kleinen Jungen mitnehmen."

Er legte seine zehn Pfennige hin, erhielt dafür ein Goldstück und ging weiter. Aber immer und immer wieder mußte er seinen Kauf betrachten. Das glänzende Ding sah wirklich einem ächten Goldstück zu ähnlich.

„Es ist ja natürlich nicht ächt, aber ich will es doch im nächsten Goldladen dem Goldschmied zeigen."

Der Goldschmied nahm das Geldstück in die Hand, wog es und sagte: „Das ist ein gutes Zwanzigmarkstück."

„Warum nicht gar," schrie der Arbeiter fast entsetzt, „besehen Sie's doch ein Bischen genauer."

„Meint Ihr wohl, ich könne kein wirkliches Gold unterscheiden?" entgegnete der Goldschmied verletzt, „auf der Stelle gebe ich Euch zwanzig einzelne Markstücke dafür."

Aber der Arbeiter hörte schon nichts mehr. Schnell wie der Wind eilte er aus dem Laden durch die Straße, die er eben gekommen war, bis er athemlos bei dem Pfeiler anlangte, wo der Hausirer gestanden hatte. Aber der war fort, und an seiner Stelle stand ein Mädchen, das Honigkuchen verkaufte.

„Wo ist der Mann, der soeben hier Goldstücke verkaufte?"

„Weiß nicht," war die Antwort, „als ich vor fünf Minuten herkam, war ein Mann hier mit einem Tragbrett, aber er ging gleich weg mit seinem Freunde, eben als es zwölf Uhr schlug."

Vielleicht haben unsere Leser die Erklärung dieser seltsamen Geschichte schon errathen. Zwei reiche Müssiggänger hatten eine Wette gemacht, was der Erfolg sein würde, wenn man hundert Goldstücke, das Stück zu zehn Pfennigen, zur lebhaftesten Tageszeit auf der Londoner Brücke verkaufte. Der Eine glaubte, sie würden Alle im ersten Moment gekauft werden, der Andere, das Publikum würde gar keine Notiz davon nehmen. Wir haben das Resultat bereits gehört: ein einziges Stück wurde gekauft und dies von einem Manne, der selbst keinen Glauben an den Werth seines Kaufes hatte.

Es mag uns seltsam erscheinen, daß die Leute so wenig Unterscheidungsgabe besaßen. Aber wir machen ja leider noch immer dieselbe traurige Erfahrung. Der Herr bietet uns in seinem Wort das köstlichste Gold an, aber Viele achten gar nicht darauf. Andere haben ihren Spott damit, höhnen und lästern: es ist gar kein Gold. Was ihr Gottes Wort nennt, das sind menschliche Schriften, wie andere auch. Manche haben ein Gefühl davon, daß dieses Gold sie vom Verderben erretten könnte, und doch greifen sie nicht zu, weil es ihnen am rechten Vertrauen fehlt. Die es aber annehmen, lernen erst nach und nach den unermeßlichen Werth der empfangenen Gabe recht erkennen. Doch die Zeit, in der uns die himmlischen Schätze angeboten werden, ist eine kurze! wer gleichgültig daran vorbeigeht, wird dereinst auch noch zur Erkenntniß ihres Werthes gelangen, aber — o schrecklicher Gedanke! — erst wenn es zu spät ist, sie zu erlangen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Sept. **Gottvertrauen.** Matth. 6, 24—34.

24. Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen, und den andern lieben; oder er wird einen anhangen, und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

25. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung?

26. Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen: und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?

27. Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget?

28. Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht auch spinnen sie nicht.

29. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine.

30. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen!

31. Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?

32. Nach solchem allem trachteten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet.

33. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches alles zufallen.

34. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Biblischer Grundgedanke: „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch." 1 Petr. 5. 7.

Einleitung. Die Verbindung unserer Lektion mit den vorhergehenden Versen ist klar; Jesus hatte das Schätzesammeln im Himmel dem Schätzesammeln auf Erden gegenüber gestellt und gezeigt, daß das Herz vom Schatze, dem Erfolg des Strebens und dem Gegenstand der Liebe nicht getrennt sein kann. Ist der Schatz etwas Irdisches, so wird das Herz daran hängen und irdisch gesinnt sein. Ist aber der Schatz himmlischer Natur, so wird auch das Herz himmlisch gesinnt sein. Wer nun seinen Sinn blos auf das Sammeln irdischer Schätze richtet, deß Auge, als des Leibes Leuchte, wird verfinstert werden, daß er die Güter im ewigen Licht weder erkennen, noch dieselben für sich sichern kann.

Erklärung.

V. 24. Durch ein Gleichnißwort stellt Jesus die Unausführbarkeit zwei Herren dienen zu wollen, hin. Ein Sklave, will er sagen, dessen Herz bei seinem Herrn sein muß, kann zugleich nicht zweier Eigenthum sein, weil seine Zuneigung, sobald sie sich einem Andern zuwendet, in Haß gegen den Ersten sich verwandeln muß. Das Festhalten an der Anhänglichkeit für den Einen, müßte zur Verachtung des Andern führen, der Dienst ohne Liebe begehrt. Die Anwendung liegt auf der Hand. „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon." Mammon soll nach Einigen der Name des Gottes des Reichthums bei den Syrern gewesen sein. Gott gegenüber erscheint der irdische Reichthum, als Person gefaßt, wie ein Götze, unter welchem Gold, Silber und Alles, was man damit erwerben kann, wie z. B. Ruhe, Ehre, sinnliches Vergnügen ꝛc. verstanden wird. Wir müssen uns entscheiden, welchem wir dienen wollen.

V. 25—27. Wie leicht taucht unsrerseits der Einwand auf: Aber wir müssen doch leben — Nahrung und Kleidung haben—und sollen keine Sorge für das irdische Auskommen tragen? Diesem Einwand begegnet der Herr, indem er unter Geltendmachung seiner Authorität — „Ich aber sage euch" — das würdige Verhalten wahrer Kinder Gottes näher zeichnet.

„Sorget nicht." Christus verbietet nicht die gewissenhafte Fürsorge und treue Arbeit, welche der rechtmäßige Beruf fordert, sondern die Qualsorge, die immer grübelt und ängstlich nachdenkt und das Herz in Bekümmerniß hin- und herzieht mit der bangenden Frage über Speise, Trank und Kleidung.

Wir sollen nicht ängstlich bekümmert sein um unser Dasein, als ob Gott nicht sorge. Der das Größere, Leib und Leben, gegeben, wie sollte der nicht auch das Geringere, den dazu nöthigen Unterhalt, gewähren? Das Leben ist mehr denn die Speise. Wir bekümmern uns nicht, ob wir am andern Morgen auch noch leben und unsere Glieder haben werden. Wir setzen es getrost voraus. Wie thöricht also, über viel untergeordnetere Dinge sich so zu bekümmern! Was hülfe nns denn die Nahrung und Kleidung ohne das Leben?

„Sehet die Vögel." Zur Stärkung unsers Glaubens weist Jesus auf die in der Schöpfung offen vorliegende Fürsorge Gottes für die Vögel, die nichts für ihren Unterhalt thun, die so zu sagen abgelöst von der Erde und ihren Nahrungsquellen erscheinen und doch so heiter und singend durch die Lüfte schweben. Der Mensch ist viel mehr werth als ein Vogel. Darum sorget nicht. Ihr könnt doch nicht eures Lebens Länge, d. h. Zeit, keine Elle, d. h. auch nur einen kleinen Theil, hinzufügen. So bestimmt gemessen das Leben in seiner Länge ist, so bestimmt gemessen ist auch die Versorgung desselben.

V. 28—30. Verwerflicher noch als die Nahrungssorgen sind die Kleidersorgen. Wie eitel ist der Mensch, will Jesus sagen, der aus dem Kleide, der demüthigenden Decke seiner Blöße, einen Gegenstand des Prunkes macht!

Salomo's Herrlichkeit, welche als Ideal des Kleiderschmuckes galt, kommt der Schönheit der Lilie nicht gleich. Die Blumen wachsen mit ihrem nicht blos angehängten Kleid; darum ist die Natur in der Blume schöner, als der prächtigste Putz, den man erst aufheften muß. Und doch, wie schnell vergeht diese Herrlichkeit! Weht in Palästina der heiße, von der Wüste kommende Wind nur zwei Tage lang heftig, so verdorrt Alles auf den Wiesen, was nicht tiefe Wurzel hat, es wird zu Heu, und bei dem Holzmangel in einigen Gegenden sogleich zur Feuerung benützt.

V. 31. 32. Es ist Grundsatz des Heidenthums nur nach dem zu trachten, was zur Befriedigung der sinnlichen Begierden gereicht. Die Pharisäer rühmten sich alles Heidnische rein abgestoßen zu haben. Aber Jesus zeigt, daß sie auf ihren extremen Wegen, wozu die Qualsorge zu rechnen ist, wieder in das Heiden-

thum zurückkommen. Sollten wir mit der wahren Erkenntniß Gottes und mit der Bibel in der Hand es den Heiden nachthun?

V. 33. 34. „Trachten am ersten," d. h. vor allem anderen. Frühe im Leben, in der schönen Jugendzeit, mit Anwendung aller Kräfte und Gelegenheiten, die Gott gibt, nach dem Reiche Gottes und der Gerechtigkeit, die vor Gott durch Jesum Christum gilt. Das Trachten nach dem Reiche Gottes schließt das Trachten nach dessen Segnungen in sich. Siehe die Bergpredigt überhaupt. Weil die Gottseligkeit die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, wird Alles sonst Nöthige zufallen.

Zum Schluß der wiederholten Untersagung der Sorge in Richtung auf den kommenden Tag, wird noch bemerkt, daß es Sache jedes weiteren Tages sei, die ihm eigenthümlichen Sorgen selbst zu tragen und daß für jeden vorhandenen Tag das eigene Unheil, Plage, sein hinreichend Theil sei. Es wird also die Sorge nur, sofern sie Mißtrauen in Gottes fürsorgliches Liebeswalten, nicht aber sofern sie rechtmäßige Bekümmerniß über das zu tragende Uebel ist, untersagt.

Praktische Gedanken.

Gottvertrauen.

Vertrauen auf Gott ist ein Hauptbestandtheil des christlichen Glaubens und offenbart sich in völliger Zuversicht auf seine Weisheit, Macht und väterliche Fürsorge. Die Begriffe von Glauben und Vertrauen sind nah' verwandt. Das Vertrauen auf Gott könnte als wartender Glaube bezeichnet werden. Der Glaube ist die Grundlage des Vertrauens und geht demselben voran. Der Glaube ist aktiv, thätig; das Vertrauen verhält sich passiv. Der Glaube nimmt, greift zu; das Vertrauen gibt sich hin und harrt auf Gott.

1. Gott vertrauen heißt ihn kennen. Ohne nähere Bekanntschaft kann man keiner Person Vertrauen schenken. Wir müssen entweder durch persönlichen Umgang und Erfahrung oder durch gute Empfehlung mit einer Person bekannt werden, ehe wir derselben unser Vertrauen schenken können. Ein Kind vertraut sich nur seinen Eltern und Freunden an, die es kennt. Ebenso hier. Wer Gott vertrauen will, muß ihn kennen gelernt haben. Durch die Vergebung der Sünden im Blute Christi wird der Grund zur rechten Bekanntschaft mit Gott gelegt. Wo Vergebung der Sünden ist, hat die Seele Bekanntschaft mit Gott.

2. Gott vertrauen heißt ihn lieben. Wir mögen mit einer Person bekannt werden und von ihrer Rechtschaffenheit überzeugt sein, fehlt aber die Zuneigung und Liebe zu ihr, so ist es nicht möglich, ihr volles Vertrauen zu schenken. Ebenso hier. Wir mögen Gott kennen gelernt haben durch sein Wort, ohne in ein Verhältniß der Liebe zu ihm eingetreten zu sein. Nur wer den Herrn kennt und liebt, besitzt wahres Gottvertrauen. Darum sollen wir Gott lieben über Alles. „Die Liebe ist von Gott und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist die Liebe." Seelenbekanntschaft und Seelenverwandtschaft sind daher Grundbedingungen des Gottvertrauens.

3. Gott vertrauen heißt sich ihm ohne allen Rückhalt ergeben. Nur wo die Seele in die Ruhe des tieferen Glaubenslebens eingedrungen, ist das Vertrauen zu Gott in einem richtigen Verhältniß. „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft." Wahres Gottvertrauen gründet sich somit auf die richtige Erkenntniß des Verhältnisses zu Gott, das wir einnehmen sollen. Wir sollen in der Gemeinschaft Gottes durch Christum bleiben. Das kann aber nur, wer sich dem Herrn völlig ergibt.

4. Gott vertrauen heißt zufrieden sein mit seiner Führung. Daß wahres Gottvertrauen nicht blos Bezug hat auf das Heil der Seele, sondern auch auf alle Verhältnisse des Alltagslebens, sehen wir in unserer heutigen Lektion. Oft bildet man sich fälschlich ein, man habe Vertrauen auf Gott in geistlichen Angelegenheiten, während es außerordentlich schwer hält, ihm in den Vorkommnissen des gewöhnlichen irdischen Lebens Vertrauen zu schenken. Offenbarlich ist dies ein Irrthum. Wie können wir Gott vertrauen für das Wichtigste, wenn wir ihm das Minderwichtige nicht anvertrauen (siehe Lektion). Gottvertrauen schließt durchaus nicht in sich, daß wir frei sein müssen von Mangel, Krankheit und Leiden, sondern blos, daß wir von aller peinlichen Sorge in Bezug auf die Zukunft frei seien, indem wir unsere Hoffnung ganz auf Gott setzen und zufrieden sind mit seiner Führung.

5. Gottvertrauen schließt alles Selbstvertrauen aus. Selbstvertrauen hat seinen Grund in der Selbstsucht. Der Eigenwille führt uns in viele Thränenpfade und dunkle Thäler hinein. Verzagtheit des Herzens hat Taktlosigkeit im Dienste Gottes zur Folge. Ungehorsam macht uns strafbar und Murrsinn führt zum Abfall von Gott. Wer Gott vertraut, leistet Verzicht auf alles Selbstvertrauen.

Zu diesem Gottvertrauen kommen wir nur durch den Gehorsam des Glaubens, dessen Anfänger und Vollender Jesus Christus ist.

„Leer dich aus!—Er wird dich füllen;
Blick auf ihn!—Er wird dich stillen;
Schweig'!—So sagt er seinen Willen;
Wisse nichts!—So lernst du ihn."

Zinsendorf.

Andeutungen für Klassen.

Warum sollen wir nicht sorgen?
1. Weil es thöricht ist. V. 25—30.
2. Weil es heidnisch und sündlich ist. V. 31. 32.
3. Weil wir uns für Gottes Reich vorbereiten sollen. V. 33. 34.

Sonntag, 11. September.

Goldene Regeln.

Matth. 7, 1—12.

1. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.
2. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maße ihr messet, wird euch gemessen werden.
3. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balken in deinem Auge?
4. Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen? Und siehe, ein Balke ist in deinem Auge.
5. Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge: darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.
6. Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen, und sich wenden und euch zerreißen.
7. Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden klopfet an, so wird euch aufgethan.



8. Denn wer da bittet, der empfängt; und wer da suchet, der findet: und wer da anklopft, dem wird aufgethan.
9. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein biete?
10. Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete?
11. So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben; wie vielmehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten?
12. Alles nun, daß ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen: das ist das Gesetz und die Propheten.

Biblischer Grundgedanke: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen." Matth. 7, 12.

Einleitung.

In dieser Lektion begegnet Jesus dem aus selbstgerechten Uebermuth hervorgehenden falschen Thun der Pharisäer in einigen seiner hauptsächlichsten, der Erweiterung des Reiches Gottes hinderlichen Gestalten. Dazu gehörend rechnet der Herr das Richten über Andere V. 1—5. Man lese Luk. 6, 37—42, und das unüberlegte und vorschnelle Verfahren mit den Gütern des Reiches Gottes, V. 6, welches nur schlimme Folgen nach sich ziehen kann. Durch Gebet zu Gott sollen wir vor beiden Irrthümern bewahrt bleiben und in den Stand gesetzt werden, den Nächsten zu behandeln wie uns selbst. V. 7—12.

Erklärung.

V. 1. und 2. „Richtet nicht." Das hier untersagte Richten ist nicht die Anwendung der menschlichen Fähigkeit zu beurtheilen, wovon Jesus Joh. 7, 24 spricht: „Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein rechtes Gericht," oder Paulus 1 Cor. 2, 15: „Der Geistliche aber richtet alles, und wird von Niemand gerichtet." Hier handelt es sich zunächst um jenes auf Selbstüberschätzung beruhende, abschätzige Verurtheilen, wie es im Urtheil der Pharisäer über das nicht so gesetzeskundige Volk — siehe Joh. 7, 49, sowie in der landläufigen Vergleichung der Heiden mit Hunden und Unreinen hervortrat, V. 6. Damit ist also nicht das bescheidene Privaturtheil gemeint, auch nicht das pflichtmäßige oder amtliche Gutachten, das man auf Befragen abzugeben hat; am allerwenigsten das Urtheilsprechen des Richters, sondern vielmehr das unbefugte Aburtheilen, welches ohne Pflicht und Beruf, sowie ohne Liebe geschieht.

Wer richtet, wird gerichtet werden. Wer lieblos und schonungslos in seinem Urtheil über Andere ist, kann nichts Besseres von ihm erwarten, und setzt sich der Gefahr aus, dem Gerichte Gottes anheim zu fallen. Wie vorsichtig sollten wir daher sein in unserm Urtheil über Andere!

V. 3—5. Splitter oder Spruntheilchen meint so viel als ein kleiner Fehler. Balke ist ein großer Fehler. Jesus erweist die Nichtberechtigung zu Richten daraus, daß bei dem ihm eigenen Aufhebensmachen von kleinen Fehlern und Mängeln ein schwerer Schade, wie z. B. die gegen sich und andere blind machende Lieblosigkeit, nicht als Unrecht erkannt wird. Jesus zeigt, daß das Traurige am lieblosen Richten darin besteht, daß es blind macht gegen eigene Fehler, die oft groß sein mögen, und scharfsichtig gegen die Fehler Anderer. Man bleibt aber nicht bei dem ungerechten Urtheil stehen, sondern fährt sogar selbstgerecht zu, um seinen Bruder zu strafen und ihn von seinem kleinen Fehler zu befreien, ohne auf sich selbst zu schauen. Das erklärt Jesus als ächt pharisäische Heuchelei. Als rechtes Verfahren gibt Jesus an: Zuerst überwinde deine Selbstgerechtigkeit, laß dein Herz von Bruderliebe erfüllt werden, dann—besiehe, d. h. überlege, wie du den Bruder vom Irrthum seines Weges zurecht führen kannst.

V. 6. Während Jesus liebloses Richten verbietet, fordert er ein gesundes Urtheil in unserm Umgang und Verhalten Gottlosen und Verächtern der Wahrheit gegenüber, welche er als unrein darstellt, daher der Vergleich mit Hunden und Säuen. Wer mit dem Perlenschatz des göttlichen Wortes, welcher im Heiligthum Gottes gefunden wird, unbedacht umgeht und sich unnöthigerweise groben Sündern preisgibt, wird von ihnen zerrissen, d. h. Gottes Reichssache und Gottes Kinder werden Schaden leiden.

V. 7. Die Verbindung mit den vorhergehenden Versen liegt darin, daß man die große Gefahr erkennt, in falsches Richten zu verfallen. Wer aufrichtig ist, fühlt sich schwach und rathlos gegenüber derselben. Darum die Anweisung: „Bittet, suchet, klopfet an!" Diese Worte drücken eine Steigerung aus, worin die Nothwendigkeit des Anhaltens am Gebet betont wird. Wen wir bitten sollen, versteht sich von selbst, ebenso um was — das zeigen die vorhergehenden Verse, um den Geist der Liebe. Das Bitten drückt einen Mangel aus, der gefühlt wird. Dem Suchen liegt ein Verlorenes und dem Anklopfen ein Verschlossenes zu Grunde.

V. 9—11. Zur Beseitigung jedes Zweifels an der Fruchtbarkeit des Gebets wird nicht allein die Zusage der Erhörung unter ausdrücklicher Beziehung auf jeden einzelnen Beter wiederholt: „Denn, wer da bittet" 2c., V. 8., sondern auch auf die Unmöglichkeit hingewiesen, daß Gott, als der in aller Beziehung über die Menschen erhabene, vollkommene, himmlische Vater dem Beter etwas Anderes, als gute, zum Ziele führende Gaben geben könne. Denn selbst kein menschlicher Vater, würde trotz seiner Sündhaftigkeit seinem Sohne einen Stein statt Brod, oder eine Schlange statt Fisch zur Nahrung entbieten. Eltern wissen also Gutes und Böses für ihre Kinder zu unterscheiden und sie geben ihnen nur das Gute. — Wie viel mehr wird der Vater im Himmel nur Gutes geben denen, die ihn bitten!

V. 12. In Bezug auf unser Verhalten gegen den Nächsten sollen wir das Maß der Behandlung am eigenen Liebesbedürfniß abnehmen. Alles, was ihr wollt. Diese „goldene Regel" ist gewiß leicht verständlich, anerkannte Weise billig und vernünftig und höchst heilsam. Oberflächlich erscheint sie leicht, und ist doch so schwer! In allen Lagen und Verhältnissen sich in die Umstände des Nächsten zu versetzen und ihn dann so zu behandeln, wie wir uns selber behandeln würden, wahrlich, daß ist göttlich groß. Das ist die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten, denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Praktische Gedanken.

Ueber das Richten.

Von Heinrich dem Sechsten und seinen Räthen wird erzählt, daß sie am Todesbett des Kardinals Beaufort sich befanden, als derselbe sein Geständniß machte, an der Ermordung von Gloster mitschuldig zu sein. Schaudererregend sollen die Enthüllungen des Kardinals gewesen sein. Der König bot Alles auf, vom sterbenden Kardinal ein Zeichen der Reue und der von Gott empfangenen Vergebung zu empfangen.

Allein es war vergeblich. Er starb ohne Reue und ohne Hoffnung auf Gnade. Einer der Räthe rief aus: „Ein solches verstocktes Herz in der Stunde des Todes ist Beweis eines schrecklichen Lebenswandels!" Der König aber antwortete: „Enthalten wir uns jedes Urtheils; denn wir sind alle Sünder!" Dieser Ausspruch des Königs illustrirt den Hauptgedanken, der sich wie ein rother Faden durch das ganze Gewebe dieser Lektion hindurchzieht. Es handelt sich nicht allein darum, daß wir uns des Urtheils enthalten sollen; denn kein Urtheilsspruch wäre zu hart gewesen über den Kardinal ausgesprochen zu werden, sondern darum handelt es sich, daß wir stets bedenken sollen, daß wir Sünder sind. Diesen Gedanken wollte Jesus den Pharisäern klar machen, welche die Sünderin zu ihm brachten. Sie war gewiß schuldig und bedurfte der Vergebung, den Klägern aber rief Jesus zu: „Welcher unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!" Die Hauptwurzel aller wahren Religion ist die Erkenntniß, daß wir Sünder sind vor Gott und seiner vergebenden Liebe stets bedürftig sind. Diese Erkenntniß führt uns zum Kreuze Christi, wo allein Gnade und Kraft erlangt werden kann zu einem Wandel in der Liebe gegen Gott und den Nebenmenschen. Nur von diesem Standpunkte aus sind wir im Stande die goldene Regel des Herrn zu befolgen. Erkenntniß der eigenen Sündhaftigkeit und Dankbarkeit gegen Gott für Vergebung der Sünden ist das Geheimniß in der praktischen Ausführung derselben.

Gehen wir auf den Inhalt der Lektion ein.

I. Wer richtet, wird gerichtet werden.

Wie traurig ist es doch, in hochmüthiges Richten Anderer zu verfallen, wobei man wohlgefällig auf ihre Sünden und Fehler herabblickt, um dadurch seinen Wandel in's höchste Licht zu stellen, wie z. B. der Pharisäer im Tempel. Jesus nennt das unberufene Aufspüren fremder Fehler und das lieblose Aburtheilen über den sittlichen Werth des Nächsten ein Richten, dem er mit gleichem Gerichte droht. — Er erinnert daran, wie der Gedanke, hier von Menschen, und einst von Gott mit gleichem Maße gemessen zu werden, dem seiner eigenen Schwächen Bewußten alles Richten gründlich verleiden muß. Denn es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat!

II. Es ist höchst schwierig, recht zu richten.

In einer Eisenwerkstatt kann es vorfallen, daß ein Arbeiter zum nächsten Arbeiter eilt mit der Bitte, ihm in der Entfernung eines Eisenstückchens aus dem Auge behülflich zu sein. Gesetzt den Fall, dieser Arbeiter hat ein noch größeres Stahlstück in seinem Auge — was kann er in diesem Falle thun? Gewiß ist, daß er zuerst für die Reinigung seines Auges sorgen muß! Erst, wenn dieses geschehen ist, kann er seinem Mitarbeiter behülflich sein. So lehrt Jesus, daß wir nicht im Stande sind Anderer Fehler zu beseitigen, so lange wir an noch größeren Schäden leiden.

III. Recht zu richten kann zur Pflicht werden.

Es ist ein großer Unterschied zu ziehen zwischen falschem und rechtem Richten. Wenn wir also den Balken aus unserm Auge gezogen haben, wird es zur Pflicht, uns umzusehen, wie wir den Splitter aus des Bruders Auge entfernen mögen. Man lese zur näheren Erklärung folgende Stellen: Matth. 18, 15; 1 Cor. 9, 22; 1 Tim. 4, 16; Jak. 5, 19. 20; Gal. 6, 1; Röm. 15, 1. 2.

IV. Maßstab des rechten Gerichtes ist die goldene Regel.

Diese enthält das rechte Verhalten gegen den Nächsten und könnte folgendermaßen umgeschrieben werden: Was du nicht willst, das man dir thue, das thue du einem Andern auch nicht. Unser Begehren soll Maßstab sein für unser Gewähren. Das Recht der Menschen an uns hat seinen Anwalt in unserer Brust.

Es ist doch etwas Großes um diese goldene Regel! In ihrer genauen Beobachtung erfüllen wir Gottes Gesetz. Aber wie schwer ist ihre Aufgabe! Willst du es genau verstehen, so merke dir Folgendes: Wenn du deinen Bruder beleidigt und dich gegen ihn verfehlt hast, so versetze dich einfach an seine Stelle und frage, was du wohl in einem solchem Falle erwarten würdest. — Stelle dieselbe Forderung an dich und thue Abbitte; oder: Wenn du deinem Nächsten Böses nachgeredet hast, was möchtest du wohl, daß er dir thun soll? — Gehe hin und thue deßgleichen. Oder dein Nächster ist in großer Noth. Was würdest du in einer solchen Lage erwarten? Gehe hin und leiste dasselbe!

V. Durch das Gebet erlangen wir Kraft nach der goldenen Regel zu handeln und zu wandeln.

Bitte! Suche! Klopfe an! Der himmlische Vater kann und wird uns nur Gutes geben, wenn wir anhalten am Gebet.

Sonntag, 18. Sept. **Feierliche Warnungen.** Matth. 7, 13—29.

13. Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet; und ihrer sind viele, die darauf wandeln.

14. Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führet; und wenige sind ihrer, die ihn finden.

15. Sehet euch vor, vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen: inwendig aber sind sie reißende Wölfe.

16. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?

17. Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte.

18. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen.

19. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und in's Feuer geworfen.

20. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

21. Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel

22. Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan?

23. Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!

24. Darum wer diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauete.

25. Da nun ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam, und weheten die Winde, und stießen an das Haus; fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet.

26. Und wer diese meine Rede höret, und thut sie nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete.

27. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer und weheten die Winde, und stießen an das Haus, da fiel es, und that einen großen Fall.

28. Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seiner Lehre.

29. Denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten.

Biblischer Grundgedanke. „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen, und ins Feuer geworfen." Matth. 7, 19.

Erklärung.

V. 13 u. 14. „Gehet ein." Unter „Pforte" verstehen wir den Anfang des christlichen Lebens, die Buße und Bekehrung. Sie wird „eng" genannt, weil sie schwer zu finden ist, und wir nur hindurch kommen können, wenn wir alles Eigene, die Sünde, Selbstsucht und Weltlust zurücklassen, denn wer nicht Allem absagt, kann nicht Jesu Jünger sein. „Schmal" wird der „Weg" genannt, weil die Pilger auf demselben nicht nach ihrem eigenen Gutdünken, sondern nach Gottes Geboten wandeln sollen. Gottes heiliger Wille ist gleichsam der Zaun, der den Weg begrenzt. Dieser Weg ist der Weg der Selbstverleugnung und Kreuzesaufnahme, auf welchem es nicht ohne Kampf abgeht. Es ist der Weg, auf welchem Jesus uns voranging.

Der Weg zum Verderben aber ist weit und geräumig, ohne alle Einschränkung.

In dieser Schilderung des Herrn mögen wir uns zwei Städte einander gegenüber denken. Aus der einen geht man aus, in die andere soll man eingehen. Die Stadt des Ausgangs ist die alte Welt, über welche das Gericht kommt; die Stadt des Eingangs ist das Himmelreich, in welches sich die Seelen hinein retten sollen. Wer das thun will, darf nicht mit der Menge auf dem breiten Wege gehen, sondern muß durch die enge Pforte der Buße und Weltentsagung in das Reich Gottes eindringen.

V. 15. Nichts hält die Leute mehr vom rechten Anfang des christlichen Lebens ab als falsche Propheten oder falsche Lehrer, die dem Sünder schmeicheln, das Gewissen einlullen und der Wahrheit widerstreben. Sie kommen in „Schafskleidern" d. h. sanft, nachsichtig und mit dem Schein großer Heiligkeit, in Wirklichkeit aber sind sie „reißende Wölfe" d. h. voller Bosheit und lauern darauf, Schaden anzurichten. Dieser Ausdruck bezeichnet nicht blos die milde, sanfte Außenseite, sondern bestimmt auch die Christlichkeit— das Lammesgewand, während die reißenden Wölfe inwendig, nicht blos die verderbliche Gesinnung bezeichnen, sondern die alte Feindschaft, den inneren Widerspruch gegen wahres Christenthum.

V. 16—20. Zur Durchschauung des täuschenden Aussehens und Verhaltens dieser falschen Propheten in ihrem äußeren Eifer um Gott, gibt Jesus ein sicheres Erkennungszeichen in den Früchten an. An ihren Werken und dem Einfluß, den sie ausüben, sind sie zu erkennen. Die Zulänglichkeit dieses Maßstabes erläutert Jesus aus der Unmöglichkeit auch von dem der Weinrebe an Gestalt nahekommenden, in Palästina vielfach angetroffenen Dornarten Trauben zu ernten, oder von der den Feigen nach der Gestalt ihrer Frucht vergleichbaren Distel Feigen zu pflücken. Jesus will sagen: Wird man auch von einer Dornenfrucht auf den Weinstock schließen? Trauben und Feigen sind edle Früchte. Im Verhältniß zu solcher Frucht aber verhalten sich die falschen Lehrer wie Dornen und Disteln. Wie Früchte eines guten Baumes gut, die eines faulen Baumes schlecht und verkrüppelt sind, so muß es auch mit dem Wandel und Einfluß eines Lehrers und jedes Menschen überhaupt sein. Die Drohung in's Feuer geworfen zu werden, schließt den Verlust der ewigen Seligkeit in sich.

V. 21—23. Es genügt aber nicht, durch die enge Pforte einzugehen und zu Jesus zu sagen: Herr, Herr. Dazu gehört ferner, den Willen des Vaters im Himmel zu thun. Viele werden es einst in diesem Stück verfehlt haben. Unter diesen werden solche sein, die geltend machen werden, daß sie die von ihm ausgehenden Gnadengaben und Kräfte in seinem Namen benutzt und sich dienstbar gemacht haben zur Verrichtung vieler Thaten. Und doch kennt der Herr diese nicht. Warum nicht? Weil man den Wunderglauben und die Gabe der Weissagung besitzen und üben kann, ohne seligmachenden Glauben zu haben. Man lese 1 Cor. 13, 1—3. Unter diesen Vielen haben wir besonders Solche zu verstehen, welche einmal den seligmachenden Glauben besaßen und sich der Kraft wahrer Gottseligkeit erfreuten, aber diese Gnade wieder verloren hatten, dessenungeachtet aber hofften selig zu werden. Wir schrecklich ist der Gedanke, Jesum einmal erkannt zu haben und in seinem Namen erfolgreich gewesen zu sein im Reiche Gottes und zuletzt dennoch verloren zu gehen!

V. 24—27. Durch eine höchst packende Gleichnißrede von den zwei Bauherrn führt Jesus das damit angekündigte künftige Geschick derer, die seine Worte wirklich hören und thun und derer, die sie nur äußerlich aufnehmen, vor.

Zur geschmeidigen Ausmalung der großen Entscheidung des letzten Tages benutzt er nämlich das Bild eines in Folge von Gewittern anschwellenden Gebirgsstromes, dessen Fluthen die Neubauten an seinen Ufern bedrohen. Er zeigt, wie Wind und Wasser dem auf den Felsen festgegründeten Hause nicht gefährlich wird, wohl aber den völligen Ruin des leichtfertig auf wegspülbaren Sand erbauten Hauses herbeiführt. Ersterer ist in der Anwendung dieses Bildes der wirkliche Vollbringer des Wortes Gottes, während Letzterer der bloße Hörer desselben ist. Der „Fels" ist Jesus Christus selbst. „Sand" ist Ausdruck äußerlicher Werkgerechtigkeit oder flüchtiger religiöser Gefühle. Das „Bauen" ist die Sorge für das jenseitige Leben. Wer „hört und thut" hat lebendigen Glauben, der durch die Liebe thätig ist. Wer „hört und nicht thut" hat einen gewissen Glauben ohne neues Leben. „Platzregen, Wind und Gewässer" sind die Trübsale und Versuchungen, die das auf Sand erbaute Haus unterwühlen und bedrohen, bis es zuletzt stürzt und von seiner Stätte weggeschwemmt wird, während das auf den Fels errichtete Haus allen Gefahren und Stürmen Trotz bietet.

V. 28. 29. Der Eindruck dieser Rede war ein überwältigender, denn er redete als einer, der Autorität hatte.

Praktische Gedanken.

Ernste Warnungen.

I. Vor falschem Wege. V. 13. 14.

Es gibt eine weite Pforte und einen breiten Weg, auf dem viele Menschen wandeln. Diesen falschen Weg hat der Mensch nicht erst zu betreten; er befindet sich leider durch den Sündenfall schon auf demselben und eilt dem ewigen Verderben entgegen. Vor diesem Wege warnt Jesus. Laß euch nicht von dem Strom der Menge fortreißen und hinwegschwemmen. Durch Sinnesänderung und die Neugeburt im Geist dringt durch die enge Pforte auf den schmalen Weg, der zum ewigen Leben führt.

II. Vor falschen Lehrern. V. 15—20.

Wie wir uns schon hüten sollen vor dem mächtig ergreifenden Einfluß, der von dem großen Haufen der Verirrten ausgeht, so noch vielmehr vor dem Einfluß

der zwar kleinen, aber doch mächtigen Schaar von falschen Lehrern, die zwar den Schein der Gottseligkeit haben, aber die Kraft derselben verleugnen. Wir sollen die Geister prüfen, ob sie von Gott sind. Untrügliches Kennzeichen ist die Frucht, die sie hervorbringen. An der Frucht erkennt man den Baum.

III. Vor falschem Bekennen. V. 21—23.

Aber es kommt nicht nur darauf an, daß wir uns vor falschen Lehrern hüten und uns den einzigen rechten Lehrer und Leiter wählen, den Gott gesandt hat und ihn als solchen in Worten anerkennen, sondern es gilt, ihm auch zu folgen und den Willen des Vaters im Himmel zu thun, wie er ihn erfüllen lehrt. Das falsche Bekenntniß, das auf leeres, wenn gleich noch so fromm klingendes Geschwätz hinausläuft, kann nichts nützen. Es ist nicht genug immer „Herr, Herr," gesagt zu haben. Es ist nicht genug, im Namen Jesu viele Thaten gethan zu haben. Nur die Kraft wahrer Gottseligkeit, nur das treue, geduldige und stille Werk eines beständigen Gehorsams gegen den Willen des Vaters, nur das rechte Thun, der Gottesdienst des ganzen Lebens; nur das treue Beharren in der Gnade bis an das Ende sichert den Eingang in das Himmelreich.

VI. Vor falscher Sicherheit. V. 24—27.

In einigen Stücken waren sich beide Baumeister gleich; beide hörten Gottes Wort; beide erkannten die Nothwendigkeit zu bauen; beide führten ein Gebäude auf; beide fühlten sich sicher in ihrem Gebäude. Der große Fehler aber war, daß der eine Baumeister ohne Vorsicht und Ueberlegung zu Werke ging.

Andeutungen für Klassen.

1. Der Lehrer gebe zuerst eine Uebersicht des Zusammenhangs. 2. Erkläre die Bedeutung eines Warnungszeichens. 3. Gehe auf die verschiedenen Warnungen der Lektion näher ein. 4. Mache eine Anwendung nach „Praktischen Gedanken" in dieser Lektionsbearbeitung.

Sonntag, 25. Sept. **Mäßigkeits-Lektion.** Röm. 13, 8—14.

8. Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet, denn wer den Andern liebet, der hat das Gesetz erfüllet.
9. Denn das da gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht tödten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugniß geben; dich soll nicht gelüsten; und so ein ander Gebot mehr ist; das wird in diesem Worte verfasset: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.
10. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.
11. Und weil wir solches wissen, nämlich die Zeit, daß die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlafe; sintemal unser Heil jetzt näher ist, denn da wir es glaubten;
12. Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbei gekommen: So lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß, und anlegen die Waffen des Lichts.
13. Lasset uns ehrbahrlich wandeln, als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid;
14. Sondern ziehet an den Herrn Jesum Christ, und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde.

Biblischer Grundgedanke. „Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung." Röm. 13, 10.

Zeit. Die Epistel an die Römer wurde um das Jahr des Herrn 58 oder 59 geschrieben.

Ort. Korinth.

Autor. Der Apostel Paulus.

Bestimmung. An die Gläubigen zu Rom.

Erklärung.

V. 8. „Seid Niemand nichts schuldig" will so viel sagen: Werdet Jedermann gerecht in eurem Handel und Wandel. Es handelt sich hier um die Stellung des einzelnen Menschen zum Nächsten, den er im privatlichen Verkehr und Umgang gebührend berücksichtigen soll. Einer Schuldigkeit aber können wir uns nie völlig entledigen; es ist die Pflicht der Nächstenliebe. Die Erfüllung des Gesetzes besteht darin, daß wir den Nächsten lieben.

V. 9. 10. In diesen Versen wird der Inhalt der zweiten Gesetzestafel wiedergegeben, welche von unsern Pflichten gegen den Nebenmenschen handelt. Paulus hält sich in der Schilderung der Liebe gegen den Nächsten streng am Worte Gottes. Um deutlich hervorheben zu können, was die Liebe praktisch aufgefaßt in sich schließt, zeigt er, was sie nach dem Gesetz nicht thun darf. Nämlich: Sie thut dem Nächsten nichts Böses. Positiv betrachtet ist das Gesetz Gottes in dem einen Wort verfasset: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Darum wiederholt Paulus: „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung."

V. 11. „Weil wir solches wissen," nämlich die Pflichten der Liebe und Gerechtigkeit, nach Kap. 12 und 13, sowie die Kürze der Zeit und die Wichtigkeit des Augenblicks. Wir haben keine Stunde zu verlieren; es ist hohe Zeit aufzuwachen und den Ernst der Zeit zu erkennen. Warum? Das Heil, die Heilszeit ist jetzt näher, als wir ahnten. Der „Schlaf" ist ein Zustand der Ruhe und falschen Sicherheit, der Trägheit und der Träumerei. „Aufwachen" heißt hier, zum Bewußtsein seiner Aufgabe und Pflicht zu gelangen und seine Verantwortlichkeit gegen Gott zu erkennen. Manche Schriftausleger beziehen diese Stelle auf das zweite Kommen Christi, dem man schon zu der Apostel Zeit sehnsüchtig entgegensah.

V. 12. „Die Nacht ist vergangen," d. h. die Zeit der Unwissenheit, die Gott übersehen hat, ist vorbei. Das Reich der Gnade Gottes ist auf Erden angebrochen. Darum die zwiefache Schlußfolgerung. Mit dem Anbruch des Tags des Heils sollen die Werke der Finsterniß abgelegt werden. „Es ist genug, daß wir die vergangene Zeit des Lebens zugebracht haben nach heidnischem Willen, da wir wandelten in Unzucht, Lüsten, Trunkenheit, Fresserei, Sauferei und greulichen Abgöttereien" (1 Petr. 4, 3). Unter „Waffen des Lichts" ist beides, der Harnisch Gottes zum Kampf und die Kleider des Heils und der Bereitschaft zu verstehen, wenn der Herr kommen wird.

V. 13. „Ehrbarlich wandeln" meint, wie sich's geziemet im vollen Licht des Evangeliums. Denn: „Die Nacht der Sünde ist vergangen und der volle Tag des Heils scheinet jetzt." Das Licht, das den einzelnen Menschen erleuchtet, soll als Licht

dienen, Andern den Weg zu Christo zu zeigen. Der Wandel des Christen soll ehrbar sein im vollen Sinn des Worts. Man soll sich nicht der Welt gleich stellen, sondern erneuert sein im Geiste des Gemüthes. In Heiligung und Ehren soll man wandeln und seine Würde bewahren. Dies schließt drei Dinge aus: 1. Alles Sinnliche: „Fressen und Saufen;" 2. Alles Unreine: „Kammern und Unzucht;" 3. alles Leidenschaftliche: „Hader und Neid."

V. 14. Das Ablegen der Werke und Waffen der Finsterniß ist der einleitende Schritt zu einem gottgefälligen Leben. Wer gute Tage haben will, der behüte seine Zunge vor Bösem und seine Lippen, daß sie nicht falsch reden; er lasse vom Bösen und thue Gutes, er suche Frieden und jage ihm nach. Wir sollen den Herrn Jesum Christum anziehen, nicht als unsere Rechtfertigung, dies ist geschehen, da wir an ihn gläubig wurden, sondern in der Heiligung. Denn Christus ist uns nicht allein gemacht zur Weisheit und Gerechtigkeit, sondern auch zur Heiligung und Erlösung (1 Cor. 1, 30). Wir ziehen Christum an, wenn wir gesinnet sind, wie er auch war. Unser Denken, Wollen, Reden, Thun und Lassen muß sich nach dem Vorbild gestalten, das er uns hinterlassen hat. Dies schließt den weiteren Gedanken in sich, in wie weit wir den Anforderungen des Leibes Rechnung tragen dürfen. Wir sollen des Leibes warten, ihn pflegen und nähren, dabei ihn aber in bestimmte Schranken halten, damit er nicht geil, d. h. übermüthig, wollüstig werde. In diesem Sinne schrieb Paulus: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht Anderen predige und selbst verwerflich werde."

Praktische Gedanken.

Mäßigkeit wird gefordert durch das Gesetz der Liebe.

I. Der richtige Grundsatz. V. 8—10.

„Seid Niemand nichts schuldig," d. h. bezahlet alle eure Schulden, kommt allen euren Verbindlichkeiten nach und löset sie auf, bis auf die Eine, der ihr euch nie entledigen könnt: „Daß ihr euch unter einander liebet." Dies ist stehende Pflicht durch das ganze Leben hindurch. Einen ähnlichen Gedanken drückt derselbe Apostel in seinem Schreiben an die Corinther aus: „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert," 1 Cor. 8, 1. Das Wissen allein thut's nicht, die Liebe bessert. Wir mögen wissen, daß diese Speise oder jenes Getränk uns persönlich nichts schadet, aber um der Liebe zu den Menschen, denen es großen Schaden bringt, haben wir es einfach zu lassen, und uns zu enthalten. Paulus sagt: „Ich habe es Alles Macht, aber es frommet nicht Alles." Ich dürfte mir selbst gegenüber erlauben, Wein und Bier zu trinken. Aber diese Freiheit möchte gerathen zu einem Anstoß der Schwachen und der schwache Bruder möchte Schaden leiden oder gar umkommen.

Das wäre nicht nur ein Sündigen gegen den Bruder, sondern ich würde dadurch an Christo sündigen, der für ihn gestorben ist.

II. Die wichtige Zeitperiode. V. 11. 12.

1. Es ist Zeit, daß wir zum völligen Bewußtsein des schrecklichen Lasters der Trunksucht erwachen. Siehe die Frucht derselben in der Familie, unter der Jugend, unter dem Volk des Landes. Wie viele Verbrechen erwachsen der Trunksucht; wie viel Eigenthum wird zerstört, wie manches Leben verkürzt, wie manches Talent ruinirt, wie manche Leidenschaft geweckt, wie viele Leiden erzeugt!

2. Es ist Zeit, daß wir erkennen, von welcher Tragweite die Saloons und Wirthschaften unseres Landes sind.

Siehe ihren Einfluß im politischen Wesen des Landes, auf die Gesellschaft und auf die Kirche.

3. Es ist Zeit, daß wir die Aufgabe der Kirche und der Sonntagschule erkennen, der Unmäßigkeit entgegen zu wirken. Kein Christ, kein Sonntagschüler sollte einen Saloon betreten. In den Saloon gehen heißt im Rathe der Gottlosen zu wandeln und zu sitzen, wo die Spötter sitzen. Die Nacht ist vergangen. Zeit und Umstände in der Politik des Landes, in den Geschäftsverhältnissen, in den Folgen der Trunksucht im Allgemeinen hat sich so gestaltet, daß es nicht länger geht für den Christen, sich der Welt gleich zu stellen. Rein ab! sei Aller Motto!

III. Die Ermahnung. V. 12—14.

1. Lege ab die Werke der Finsterniß. Habe nichts zu schaffen mit Unmäßigkeit und Trunksucht. Gehe in keinen Saloon. Vermiethe dein Grundeigenthum nicht zu Zwecken der Trunkenheit.

2. Lege an die Waffen des Lichts. Ziehe an den ganzen Harnisch Gottes, um diesen bösen Feind bekämpfen zu können. Stehe fest auf der Seite des Rechts, des Lichts und der Wahrheit. Tritt entschieden auf gegen den Feind der Enthaltsamkeit.

3. Wandle ehrbarlich, wie sich's geziemet am vollen Tage des Heils. Mache dich deines Bekenntnisses und deines hohen Berufes würdig. Sei ein Mann! Sei consequent im Wort und Wandel!

4. Meide alles Böse. Wo Völlerei getrieben wird, „Saufen und Fressen," wo Wollust zu Hause ist, „Kammern und Unzucht," wo Leidenschaften herrschen, „Hader und Neid," da sei deines Bleibens nicht. Bedenke stets: „Böse Gesellschaften verderben gute Sitten."

5. Ziehe an den Herrn Jesum Christum. Laß es dein Bestreben sein, in ihm erfunden zu werden. Die Freude am Herrn sei deine Stärke. Warte zwar deines Leibes, aber so, daß Alles, was du thust, ob du issest oder trinkest, oder was du thust, zur Ehre Gottes gereichet.

Anmerkung. Wenn eine Sonntagschule eine Missions-Lektion vorzieht, mag eine solche nach Matth. 4, 12—16 ausgeführt werden.
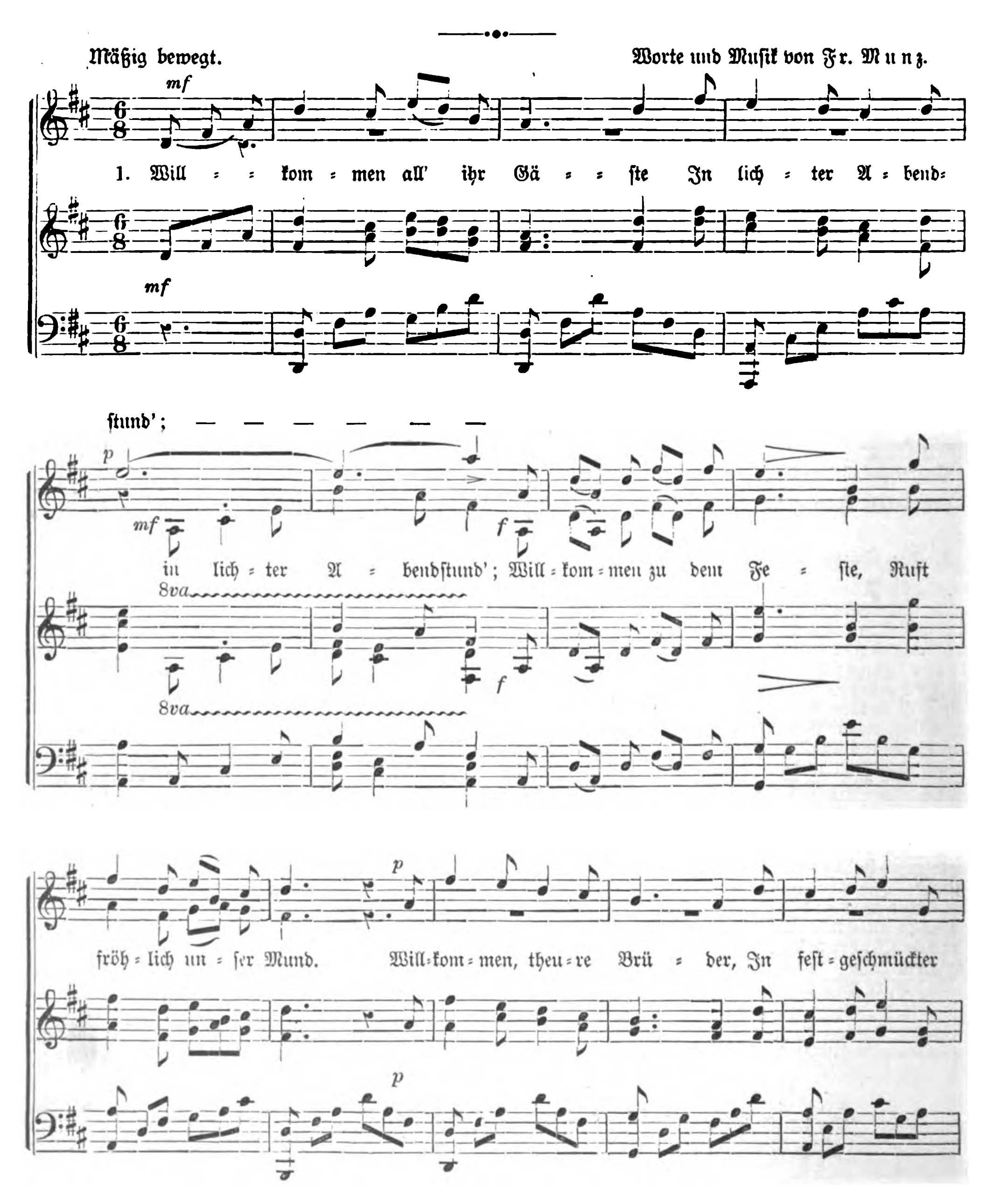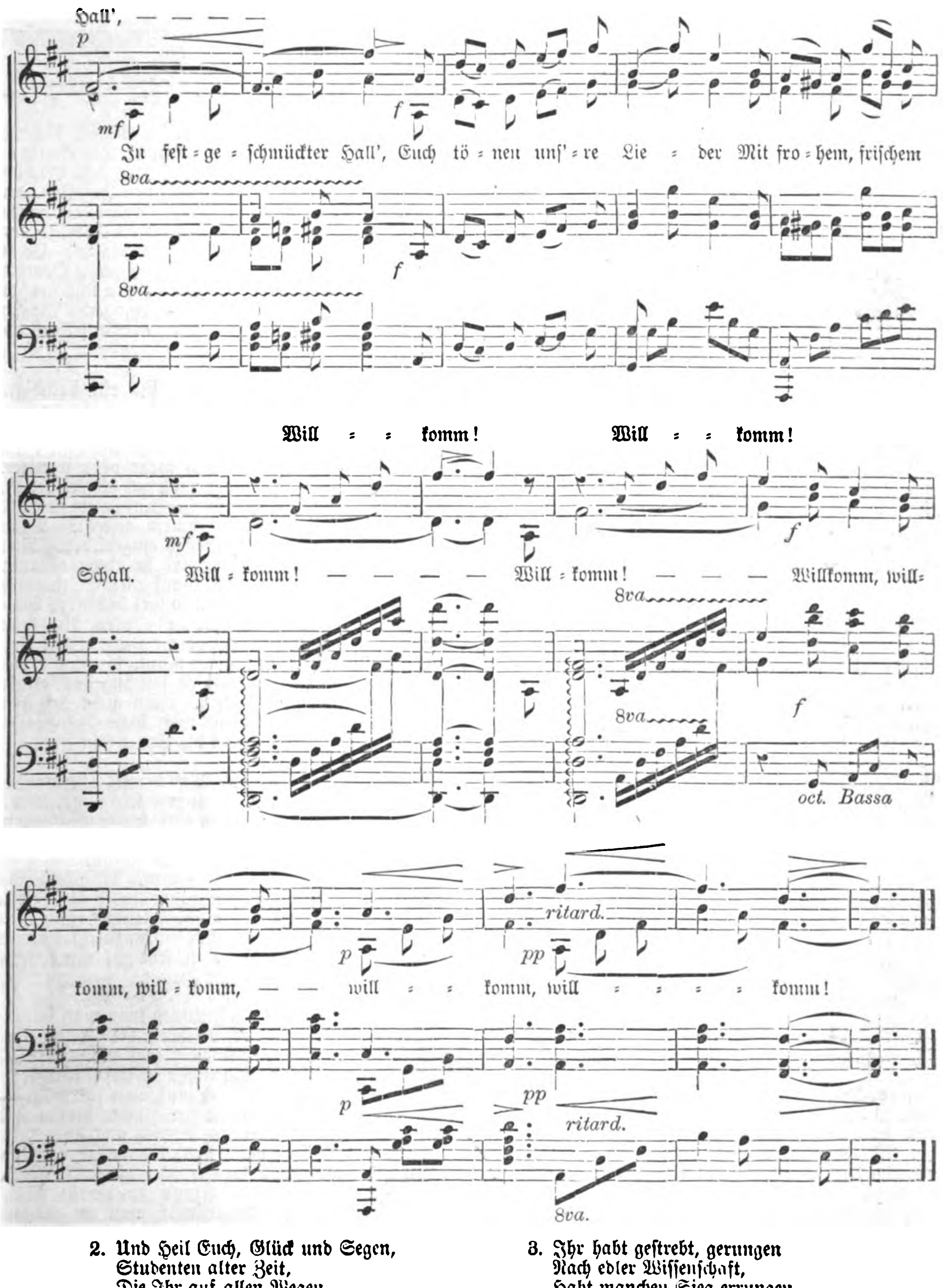


Bewillkommnungsgruß

für die Exstudenten vom Mt. Pleasant Collegium.

(Duett für Tenor und Baß oder Sopran und Alt.)

Mäßig bewegt. Worte und Musik von Fr. Munz.





2. Und Heil Euch, Glück und Segen,
Studenten alter Zeit,
Die Ihr auf allen Wegen
Hierhergekommen seid.
Gar längst entschwund'nen Zeiten
Begegnet Euer Blick,
Der Schule Glück und Freuden,
Ihr denkt an sie zurück. —

3. Ihr habt gestrebt, gerungen
Nach edler Wissenschaft,
Habt manchen Sieg errungen
Durch feste Willenskraft.
Willkommen d'rum, ihr Brüder
Der Schule Ehr' und Zier,
Euch tönen unsre Lieder,
Willkommen seid ihr hier.

Frauenzeitung.

Ein Frauenaug', aus welchem nimmer
Ein Strahl der reinen Liebe bricht,
Der Muschel gleicht's ohn' Perlenschimmer,
Dem Himmel ohne Sonnenlicht.

Das Dor'le über Musik. Wer liebt nicht Musik! Gewißlich ist der Mensch zu bedauern, der den Genuß, den die liebe Musika für den Menschen hat, nicht schätzen kann. Musik ist eine Himmelsgabe, etwas, das der liebe Gott dem Menschen gab, um die Reise durch dieses Thränenthal zu erheitern. Den Genuß zu beschreiben, welchen die Musik manchem Menschen bietet, ist geradezu unmöglich. Denke nur an den armen Blinden in seiner ewigen Nacht, kann Jemand beschreiben, was Musik für ihn ist?

Nun ist es aber eine traurige Erfahrung, daß die edelsten Genüsse, die der liebe Gott dem Menschen bereitet, oft sehr mißbraucht werden, und so wird auch die Musik leider nur zuviel im Dienst der Sünde entweiht.

Ein anderer Mißbrauch der Musik ist in unsern Tagen, Nichts wird so übertrieben getrieben, als Musik. Vor Jahren zurück waren es die wohlhabenden Leute, die sich's erlaubten, die liebe Musika zu erlernen.

Heut zu Tage ist es so weit gekommen, daß es eine Lebensaufgabe zu sein scheint, Musik zu erlernen. Wenn wir die Erziehung unserer Töchter heut zu Tage betrachten, so sind es namentlich zwei Dinge, welche die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: 1) einen feinen Cake backen zu lernen, und 2) Klavier zu spielen. Es wird sehr oft gar nicht nach dem Talent des Kindes gefragt, die gute Sitte verlangt es einmal, daß unsere Töchter Klavier spielen, Talent oder kein Talent. Wie manche Mutter ladet sich Jahre lang eine Last auf. Die Töchter müssen spielen lernen, ob sie wollen oder nicht, und das muß täglich getrieben werden, so daß die arme Mutter mehr wie einmal wünscht, sie hätte nie ein Klavier gesehen und das Kind auch. Warum sich und die Kinder so zu quälen, nur daß man in der Mode ist, und — was wird wirklich damit bezweckt? Vielleicht machen die Töchter etliche Jahre Gebrauch davon, und wie viele, nachdem sie verheirathet sind, rühren oft keine Note mehr an.

Wo kein natürliches Talent vorhanden ist, und man es so zu sagen erzwingen muß, ist das Klavierspielen weiter Nichts wie Zeitverlust und Geldverlust. Auch ist es für schwächliche Kinder eine höchst schädliche Uebung. Das Geradesitzen und das Bewegen der Arme schadet dem Rückgrat sehr. Wenn euer Töchterlein kein besonderes Talent zeigt, so treibt sie nicht an's Piano; laßt sie lieber spielen in der frischen Luft, so daß ihr Körper stark wird. Das kommende Geschlecht hat Gesundheit viel nöthiger wie Musik.

Natürlich, wo Talent vorhanden ist, und ein Kind ein großes Verlangen hat, Musik zu lernen, wäre es gewiß Unrecht, solches Talent nicht zu entwickeln, denn es ist etwas sehr Schönes, eine junge Dame zu treffen, die etwas Rechtes gelernt hat, und die es versteht, mit Geist und Leben vorzutragen. Auch ist es schön, wenn die weniger Talentvollen sich damit begnügen würden, Kirchenmelodien und Sonntagschul-Lieder zu lernen, so daß man in der Familie singen kann, denn Nichts ist schöner und erheblicher, als Gesang in der Familie.

Dann gibt es noch eine Musik, die Musik, die das geschulte Ohr in der Natur vernimmt: Das Rauschen des Blattes, das Murmeln der Quelle, das Geplätscher des Baches, das Gesumme der Insekten, der Gesang der Vögel und noch tausend andere Stimmen mehr. Welch' ein Genuß ist das für ein Gemüth, das empfänglich ist für die Schönheit der Natur! Es ist die Aufgabe einer jeden Mutter das junge Gemüth aufmerksam zu machen auf die schönen und großen Werke Gottes. Ein auf diese Weise erzogener Mensch wird Musik haben und hören, wenn er auch selbst keine Note kennt.

Rindfleischbraten. Man läßt sich ein fleischiges Stück geben. Es braucht das theuerste nicht zu sein, denn Fleisch auf die folgende Weise gekocht, wird weich und gut, wenn es auch das Beste nicht ist. Man kann 3—4 Pfund nehmen, auch mehr oder weniger. Nachdem es mit einem reinen Tuch gut abgerieben ist, werden mit einem scharfen Messer Einschnitte gemacht und längliche Speckstückchen hinein gesteckt. Dann wird es gut mit Salz und Pfeffer eingerieben. Nun thut man Fett und etwas Butter in einen eisernen Kessel und läßt nun das Fleisch auf allen Seiten gelb braten, dann gießt man schnell so viel kochendes Wasser daran, um das Fleisch halb zu bedecken. Nun kann man nach Belieben Gewürze daran thun, etliche Nelken, Lorbeerblätter, eine gelbe Rübe, die Rinde von schwarzem Brod. Man läßt es fest zugedeckt etliche Stunden ganz langsam kochen. Man gießt das Fett von der Sauce ab und gießt noch kochendes Wasser daran. Süßer Rahm macht die Sauce sehr gut.

Gebackene Weckschnitten. Man nimmt altgebackene Bäckerweckchen und reibt die äußere Kruste ab, schneidet sie entzwei und legt sie in eine breite Pfanne, in welcher man zuvor ein Pint Milch und ein Ei und ein wenig Salz verrührt hat. Es ist gut, wenn sie eine Stunde in diesem liegen können. Nun setzt man reichlich Fett auf in der Bratpfanne und läßt sie schön gelb backen. Ehe man sie in das Fett thut, tunkt man sie erst in die abgeriebenen Brosamen, zuletzt bestreut man sie mit Zucker. Dieses ist sehr gut mit frischer Frucht oder auch getrockneter Frucht.

Fruchtmuuß. Aus allen Früchten kann man folgendes Fruchtmuuß machen: Nachdem die Frucht oder Beeren bereitet sind zum Kochen, setzt man sie ohne Zucker mit nur dem nöthigen Wasser auf und läßt sie ganz weich kochen. Natürlich muß man fortwährend rühren. Nun thut man erst den Zucker hinein und läßt es unter fortwährendem Rühren noch eine halbe Stunde kochen, manchmal auch länger, je nach der Art der Frucht. Man kann Zucker hineinthun nach Geschmack, oder auch ½ Pfund zu einem Pfund Frucht. Dieses Eingekochte muß man in gläserne Kannen thun und zusiegeln.

Etwas für Kranke. Ein Pfund Lammfleisch, ein Quart Wasser; laß das Fleisch ungesalzen in dem Wasser kochen bis es in Stücke zerfällt, nimm das Fleisch heraus und thue etliche Löffel voll eingeweichten Reis hinein. Laß es eine halbe Stunde langsam kochen, rühre vier Löffel voll Milch mit ein wenig Salz und Pfeffer und fein gehackter Petersilie daran

und laß es fünf Minuten kochen. Dies ist gut mit frischen Crackers.

Getränk von eingekochten Fruchtsäften für Kranke. Himbeer-, Johannisbeer- oder Kirschsaft mit Wasser vermischt, ist besonders in Fieberkrankheiten ein angenehmes, dem Kranken sehr zuträgliches Getränk.

Krankenbesuche. Einer der ersten Aerzte Deutschlands, Dr. Paul Sick, in Stuttgart, hat ein gehaltvolles Buch über „Krankenpflege" geschrieben, dem wir den nachstehenden Artikel entnehmen, weil er auch auf unsere Verhältnisse paßt.

„Die häufigste Ursache zu innerer, gemüthlicher Beunruhigung für den Kranken sind leider die Krankenbesuche. Diese vom Krankenzimmer fern zu halten, ist in unzähligen Fällen die Hauptaufgabe, wenn Friede und Ruhe in demselben wohnen soll. Man kann wohl sagen, daß weitaus in der Mehrzahl der Fälle der Besuch einem ernstlich Kranken mehr Schaden als Nutzen bringt. Selbstverständlich gilt dieser Satz nicht bei leichteren, besonders bei lange sich hinziehenden Erkrankungen, bei Augenübeln, äußerlichen Leiden u. dgl.

Hierbei ist der Kranke seiner geistigen Beschaffenheit nach wenig vom Gesunden verschieden, kann oder darf sich nicht beschäftigen, wie er gerne möchte; da sind dann Besuche von Freunden, die neue geistige Anregung bringen, über manche schwere Stunde hinüberhelfen, von großem Werthe, und zwar um so größerem, je verlassener und vereinzelter ein solcher Kranker sonst ist, wie dies bei Armuth gewöhnlich der Fall. Aber auch solche Besuche wirken nur wohlthätig, wenn man eine Krankenunterhaltung wirklich zu führen versteht. Anders liegen die Sachen bei Fieberkranken, überhaupt bei Leuten, welche von ihrer Krankheit auch geistig erfaßt und niedergeworfen sind. Hier gilt ohne Zweifel der Satz, daß ein Krankenbesuch — ich spreche hier nicht von solchen, die ihr Beruf an's Krankenbette führt — in vielen Fällen mehr Schaden als Nutzen bringt. Ist der Besuch dem Kranken unangenehm — und wie selten sind Besuche, die nur angenehme Eindrücke zurücklassen! — dann liegt der Schaden auf der Hand; ist aber der Besuch in der That nur willkommen und ist derselbe nicht von einem dem Kranken am nächsten Stehenden ausgeführt, so strengt er denselben unwillkürlich an; der Kranke hält sich schon ganz anders im Bette, richtet sich auf, hört und spricht ganz anders, als wenn er nur mit den ihn Pflegenden verkehrt — alles Dinge, die einen störenden und schwächenden Einfluß hinterlassen.

Namentlich Abendbesuche, etwa von 5 Uhr an, sind strenge zu meiden; spricht der Kranke auch kein Wort, hört er nur zu, so ist doch die Nachtruhe gefährdet und für diese muß eine Pflegerin vor allen Dingen sorgen. Schlaf ist für viele Kranke die beste Arznei und das beste Stärkungsmittel. Ein Berliner Arzt sagt darüber: „Während kein Unberufener zu einem Kranken eintreten sollte, wird gegen diese erste Regel der Achtung, welche wir unsern kranken Mitmenschen schuldig sind, nur zu oft gefehlt.

Noch viel mehr aber, als durch ihr Erscheinen, versündigen die Menschen sich an den Kranken durch ihr Gespräch. Statt ihnen ihre Theilnahme geräuschlos und in wenigen Worten auszudrücken, setzen sie sich zu ihnen und schwatzen Stundenlang nicht über gleichgültige Dinge, sondern über Krankheiten: wie viele Menschen ähnliche Krankheiten gehabt, wie viele daran gestorben, wie viele der Arzt verloren, der ihn behandelt, wie schlecht die Medizin wirkt, wie ganz anders das wirke, was der und der Arzt gethan, u. s. f. Haben sie den armen Kranken auf diese Weise um seine Gemüthsruhe und um sein Vertrauen zu dem Arzt, um seine Hoffnung und um seinen stärkenden Schlaf gebracht, dann haben sie das am nächsten Tage alles vorausgewußt, und so wird schmählich vernichtet und zerstört, was der Kranke mühsam aufzubauen sucht.

Woher das kommt? fragt man vielleicht. Nun eben davon, daß es zu viele Leute gibt, die vor Langeweile nicht wissen, was sie anfangen sollen und zu wenig gelernt haben, um sich wie verständige Menschen zu betragen.

Was bei Erwachsenen der Besuch, ist bei Kindern das Spielzeug. Die Eltern wollen oft in guter Absicht ihr krankes Kind unterhalten und bringen ihm allerlei Spielsachen, aber da das Kind nur aufgeregt wird, wenn die gebrachten Spielsachen so viel Reiz haben, daß sie das Gefühl des Krankseins betäuben, andere bekannte Sachen aber nicht berücksichtigt, so geht schon daraus hervor, daß man sich davor zu hüten hat. Nicht minder vor Bilderbüchern und den sie erklärenden Geschichten. Einige Mütter liebkosen ihre kranken Kinder immer, streicheln sie, küssen sie und zwar um so häufiger und anhaltender, je größer die Gefahr ist, da kann man nun wohl sagen, daß nicht das kranke Kind die Hauptperson ist, sondern die Mutter mit ihrer Angst und Bekümmerniß um ihr geliebtes Kind.

Es ist in der That für einen, der es nicht miterlebt hat, unglaublich, welche Tiefen von Thorheit und Lieblosigkeit sich bei Besuchen am Krankenbett offenbaren, von den oben besprochenen Dingen an bis herab zu den Trostgründen: „Ja, ja, solche Schmerzen hat meine Base auch gehabt und es ist dann der Krebs daraus entstanden," oder: „Diesen Husten kenne ich, mein Vater hat Jahre lang so gehustet, bis er dann schwindsüchtig geworden ist." Nicht leicht ist eine Stelle der heiligen Schrift so häufig in das Gegentheil von dem verkehrt worden, was sie bezweckt, wie das Wort: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan." Von was für Krankenbesuchen ist da die Rede, und wie verhalten sich zu diesen Worten die große Mehrzahl der Krankenbesuche, wie sie jetzt gemacht werden! Ist in Bezug auf Letztere nicht viel eher an das andere Wort der Schrift zu denken: „Die Menschen müssen Rechenschaft geben von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben?"

Vor ungefähr 6 Jahren ging eine Annonce durch viele westliche Zeitungen, in welcher Nancy Wacaconah, eine hübsche, junge Squaw von der Miami Reservation, einen weißen Gatten suchte. Als ihre Mitgift gab sie 200 Acres an, welche sie dem glücklichen Gemahl überschreiben würde. Unter den vielen eingegangenen Offerten wählte sie Charles Hall, einen charakterlosen Burschen, der sie gleich nach der Hochzeit mißhandelte und ihr Geld vergeudete. Jetzt hat die Indianerin die Scheidungsklage gegen ihn eingereicht.

Aus der Küche. Ein Unglück, das in den besten Familien vorkommen kann, ist das Anbrennen der Speisen. Die junge Köchin hüte sich ja in diesem Falle den Schaden wieder gut machen zu wollen durch Hinzugießen von Flüssigkeit, wodurch sich der brenzliche Geschmack der ganzen Masse mittheilt. Das Gericht muß sofort in einen anderen Topf und dann erst wieder mit der entsprechenden Flüssigkeit zum Feuer kommen. — Betrifft das Geschick einen Braten,

so gilt das gleiche Verfahren, nur muß wieder etwas Fett dazu genommen werden und von dem braunen Ansatz an der Pfanne so viel als möglich gerettet werden, um den Beiguß zu einem schmackhaften zu machen. Vom Braten selbst müssen alle verbrannten Stellen entfernt werden.

Bei manchen Speisen kann das Anbrennen verhütet werden, wenn sie nicht gerührt werden, wie z. B. bei dem Reis, der erst dann geneigt ist, sich an den Topf anzusetzen, wenn durch öfteres Umrühren die Körner zerfallen und die dichte Masse sich zu Boden setzt.

Dienstboten vor 100 Jahren! Meine Großmutter war plötzlich Wittwe geworden; sie hatte vier unerzogene Kinder, davon 2 Söhne in B. auf der Schule. Eine alte Magd, welche die Kinder alle schon vom ersten Tage an gekannt und gepflegt, gehörte sozusagen mit zur Familie. Allein der plötzliche Tod des Familienoberhauptes änderte gar Vieles, und vor allem gebot es Großmutters Kasse, sich nun ohne Magd behelfen zu lernen. Eines Tages, es war schon dämmerig und Kathrin, die Magd, spann in der Stube — begann die Großmutter: „Kathrin, es wird nun Manches anders werden müssen.“ — „Ja, ja, glaub's wohl,“ erwiderte diese, emsig weiterspinnend. „Ich muß mich recht einschränken, die Jungen kosten viel und ich muß sehen, wie ich was verdiene.“—Kathrine nickt nur mit dem Kopfe, immer spinnend.

Da rafft sich Großmutter auf, das entscheidende Wort zu sprechen: „Kathrin, ich kann Euch auch nicht mehr behalten, ich erübrige nicht soviel, um Euch den Lohn zu bezahlen.“ Mit einem Ruck hielt nun das Spinnrad still und überrascht, ja fast zürnend, sieht die alte Magd zur Herrin hinüber: „So,“ sagt sie, „und wer soll denn den Haushalt besorgen, den Jungen die Wäsche waschen und nach B. tragen? Glaubt Ihr denn, daß ich meine Kinder verlasse? Das werd' ich wohl bleiben lassen. Ihr braucht mir nichts zu geben, ich werde spinnen und damit verdienen, was ich brauche, will's Gott, noch etwas mehr.“

Gerührt nahm Großmutter die Getreue bei der Hand, und sie blieben zusammen, bis an ihr seliges Ende.

Aus dem Palais des deutschen Kronprinzen. Die Frau Kronprinzessin ist ganz Hausfrau, die trotz ihrer Repräsentationspflichten und ihrer Neigung zur Kunst, die sich ja in einem umfassenden eigenen Schaffen und im häufigen Besuch unserer Museen und Ateliers zu erkennen gibt, noch immer Zeit findet, ihrem Haushalt in musterhafter Weise vorzustehen. Der Zuschnitt dieses Haushaltes ist durchaus bürgerlich. Als ächte Hausfrau achtet die Frau Kronprinzessin besonders darauf, daß peinlichste Sauberkeit in ihrem Hause herrscht. Die Dienerschaft weiß, daß ihre Herrin scharf und genau prüft und es nicht verschmäht, hier und da mit den Fingern über Möbel und Wände zu fahren, um zu prüfen, ob auch der Staub gehörig abgewischt sei. Ist das Reinigungswerk nicht zur Zufriedenheit ausgefallen, so folgen Strafpredigten wie in jeder anderen Wirthschaft.

Die Leinwandkammer steht unter der besonderen Aufsicht der Schloßherrin, welche ihre diesbezüglichen Schätze nach rechter deutscher Art hütet und erhält. Küche und Keller werden besucht und die Diners genau festgestellt. Den Zettel, nach welchem der Hoffourier jeden Morgen die Bedürfnisse für die kronprinzliche Familie in Potsdam einholt, pflegt die hohe Frau jeden vorhergehenden Abend selbst aufzustellen und die Dinge, welche auf demselben verzeichnet sind, verrathen, daß sich die zukünftige deutsche Kaiserin sogar mit den internsten Küchenangelegenheiten befaßt. Selbst über den Verbrauch von Kaffee und Zucker hat die Herrin des neuen Palais ein wachsames Auge, denn auf jenem Zettel spielen auch die Neubestellungen in den vorerwähnten Artikeln keine unbedeutende Rolle. Grundsätzlich wird übrigens während des Potsdamer Aufenthalts nur von dortigen Kaufleuten gekauft, so daß diese die Anwesenheit der hohen Herrschaften im Neuen Palais ganz besonders zu schätzen wissen. Am 30. bezw. 31. eines jeden Monats werden die Rechnungen eingereicht und schon am nächsten Tage, dem 1. des folgenden Monats, folgt die Bezahlung.

Süß-sauer Eingemachtes oder Sweetpickels. Zu 7 Pfund Frucht 3 Pfund Zucker, 1 Pint guten Essig, 1 Unze Nelken, 1 Unze ganzen Zimmt, 1 Unze Muskatblüthe; nimm den Zucker und Essig und das Gewürz, binde in ein dünnes Tuch, koche dieses in einem porzelanenen Hafen zu einem Syrup, natürlich verdoppelt man den Zucker und Essig und Gewürz nach der Menge der Frucht, die man hat. Nachdem nun der Syrup gut gekocht, ungefähr 5 bis 10 Minuten, so thut man die Frucht hinein, das schönste ist die Frucht ganz hineingethan. Birnen und Pfirsiche schält man sehr schön, läßt an den Birnen den Stengel d'ran; Pflaumen und Holzäpfel braucht man natürlich nicht zu schälen. Man läßt die Frucht kochen, bis man ein Besenreis durchstecken kann, nun thut man die Frucht in gläserne Einmachekannen, packt sie vorsichtig hinein und läßt den Syrup noch eine Weile kochen, dann füllt man ihn über die Frucht und siegelt es zu. Die Pflaumen und Holzäpfel sind ganz ausgezeichnet im Winter mit Geflügel oder irgend welchem Braten.

Grüne Gurken einzumachen. Die Hauptsache bei allem Einmachen ist, die Frucht oder das Gemüse so frisch wie möglich zu bekommen, dann guten Essig und dann alles vorsichtig gethan.

Sehr viele Leute kaufen all ihr Eingemachtes und glauben, es wäre gerade so billig, wie man es selbst machen kann. Das mag vielleicht Alles so sein, aber bei den vielen Fälschungen und Gift, das jetzt so häufig gebraucht wird, ist man es seiner Familie schuldig, wo immer möglich, das Einmachen selbst zu thun, und wo möglich den Essig auch selbst zu machen. Also zu den Gurken jetzt.

Nimm die Mittelkleinen, lege sie etliche Stunden in kaltes Wasser, dann wasche sie mit einer Bürste oder Tuch ganz rein, lege sie in große, steinerne Hafen und gieße eine starke Salzbrühe darüber, es muß ein Ei tragen; laß sie in diesem 24 Stunden liegen. Nun leg sie in frisches Wasser einen halben Tag, dann nimm deinen porzellanenen Hafen, lege den Boden und Seiten voll frischer Weinblätter, dann fülle über halb voll guten Essig. Nun wer viel Gewürz liebt, kann nehmen und das Gegentheil wenig. Man kann nehmen Dill, rothen Pfeffer, Meerrettig, Seleriesamen, ganzen Zimmt, Nelken, Muskatblüthe. Man bricht und hackt das Gewürz fein zusammen, und thut welches davon in den Kessel hinein mit zwei Tassen braunem Zucker. Nachdem nun dieser Essig kochend heiß ist, füllt man ihn an mit Gurken, deckt sie mit Weinblätter zu und läßt sie tüchtig heiß werden, läßt sie aber nicht kochen. Das Weichwerden wird dadurch verhütet, daß man ein kleines Stückchen Aloe hineinthut.

Nachdem sie durchhitzt sind, bringt man sie in Einmachkannen und füllt den Kessel wieder auf. So fährt man fort, bis man sie alle durch hat.

Nun gießt man diesen Essig weg, und setzt frischen

mit etwas Zucker und Aloe auf. Das übrige Gewürz vertheilt man in die Gläser, füllt dann jedes Glas mit kochendem Essig und siegelt es zu. Dies ist ein wenig mühsam; aber es lohnt sich, denn die Pickles sind ausgezeichnet. Ich siegle alles Eingemachte zu. Die Einmachkannen sind billig. Es verdirbt einem Nichts und man hat dann auch nicht die Mühe, immer nachzusehen.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Kinderversammlungen. In der Juli-Nummer von Haus und Herd wird ein Gegenstand angeregt, der Werth ist, daß er weiter besprochen und Versuche angestellt werden. Von Kinderversammlungen oder Extra-Kindergottesdiensten ist dort die Rede. Das Bedürfniß wird wohl allgemein erkannt und gefühlt, daß in religiöser Beziehung noch mehr für unsere Kinder gethan werden sollte. In der Sonntagschule hat man und findet man nicht die nothwendige Zeit, wie richtig bemerkt wurde, um alles das zu lehren, was nöthig ist, sowie die Kinder an die Kirche zu gewöhnen.

Es wird in besagtem Artikel auf eine englische Gemeinde hingewiesen, welche in der Woche Extra-Gottesdienste für die Kinder habe. Es wird nun gefragt, ob eine ähnliche Einrichtung in unsern deutschen Gemeinden zweckentsprechend und praktisch ausführbar wäre — das sei eine Frage, die der ernsten Erwägung bedürfe.

Ich will hiermit den Sonntagschul-Arbeitern und Jugendfreunden mittheilen, daß die Portland Ave. Gemeinde in Chicago den Versuch gemacht hat, Extra-Kinderversammlungen zu halten. Seit Februar d. J. ist ein solcher Kindergottesdienst bei uns eingeführt und wird bis jetzt jeden Freitag Abend gehalten. Die Versammlung besteht aus Sonntagschülern von 8 bis 14 Jahren. Dieser Kindergottesdienst wird geleitet ähnlich, wie es in jener englischen Gemeinde geschieht, auf welche in dem Artikel hingewiesen wird.

Die Brüder Rau und Zeller, welche als Führer solcher Versammlungen geeignet sind, leiten abwechselnd die Versammlungen. Natürlich muß der Prediger an solchen Versammlungen auch ein Interesse zeigen, beiwohnen und Theil nehmen, so oft es ihm möglich ist.

Wir beginnen mit Gesang und Gebet. Ein Bibelabschnitt wird gelesen und hauptsächlich in einer kurzen Rede biblische Charaktere geschildert. Lange und trockene Erklärungen und Auslegungen müssen vermieden werden. Kurze und interessante Kindergeschichten, von guten oder bösen Kindern, dürfen gewöhnlich bei solchen Versammlungen nicht fehlen, wenn Alle aufmerksam bleiben sollen. Es wird den Kindern bei jeder Versammlung ein oder einige wichtige Bibelverse zum S u c h e n während der Woche aufgegeben; solche, welche die betreffende Stelle gefunden, reichen es schriftlich ein, welches abgelesen wird. Häufig wird dann auch an diese Schriftstellen die Rede angeknüpft. Eine kurze Zeit wird auch zum Beten angewandt. Eine Anzahl Kinder beten so gut sie können. Die Gebete sind kurz, aber herzlich. Natürlich wird öfters gesungen. Ueber eine Stunde wird die Versammlung nicht gehalten. Wir haben solches Bedürfniß besonders nach unserer anhaltenden Versammlung empfunden, daher haben wir den Versuch gemacht, und bisher ging es gut und wurde uns zum Segen. Sollten andere Gemeinden solche Versammlungen haben, sollten sie von sich hören lassen, damit man von einander lernen kann.

J o h. J. K e l l e r.

Was eine Auflebung bedeutet. Sie bedeutet:
Eine tiefere Erkenntniß von Gott.
Ein vollkommeneres Verständniß in Bezug auf unser Verhältniß zu ihm.
Ein größeres Verlangen seinen heiligen Willen zu thun.
Ein innigeres Gefühl von der göttlichen Gegenwart.
Eine größere Liebe für Gottes Wort.
Einen stärkeren Glauben an seine Verheißungen.
Eine willigere Unterordnung unter seine Lehren.
Eine größere Liebe zu all den verordneten Gnadenmitteln.
Ein größeres Verlangen Nutzen aus denselben zu ziehen.
Größeren Genuß im verborgenen Gebet.
Mehr Glaube und Freiheit im Gebet.
Eine größere Gewissenhaftigkeit hinsichtlich der kirchlichen Verpflichtungen.
Eine größere Liebe zu und innigere Gemeinschaft mit den Geschwistern.
Eine völligere Weihe zu der uns angewiesenen Arbeit.
Ein größeres Verlangen die Unbekehrten zu Christo zu führen.
Ernstlicheres Gebet für das Kommen des Reiches Gottes.
Eine Sehnsucht nach einer völligeren Geistestaufe.
Größere Liebe und größeren Ernst für das Werk des Herrn Jesu Christi im Allgemeinen.

Pläne machen. Ein Mann ist mit Papier und Bleistift beschäftigt, ein Haus zu zeichnen. Er mißt die Größe der Zimmer und überschlägt die Kosten und die erforderliche Zeit zur Herstellung des Gebäudes. Er macht Pläne.

Ein Landmann geht gedankenvoll über das Land und bestimmt über die Art des zu ziehenden Getreides, wählt seine Sämereien, sowie den entsprechenden Boden für dieselben. Auch er macht Pläne.

Ein General, umgeben von seinen Truppen, studirt in seinem Feldquartier die Karten, die ihm die Kenntniß des feindlichen Landes vermitteln. Er macht ebenfalls Pläne. Was könnte er auch wohl ohne Pläne in einer entscheidenden Schlacht ausrichten!

Der Winter naht heran, mit ihm kommt die Zeit der speziellen Arbeit im Reiche Gottes. Wie rathsam ist es da, den Dezember-Erfolg von Novemberplänen abhängig zu machen! Eine Stunde gesunde Ueberlegung mag die Ernte verdoppeln, die man in den nächsten drei Monaten erwartet.

Sei es nun eine neue Lehrmethode oder ein spezieller Angriff in der Arbeit der praktischen Seelenrettung, sei es eine Reihe von Versuchen, die Einzelnen deiner Klasse zu retten, oder doch für eine gewisse Arbeit besser zu befähigen—was immer es ist—irgend einen Plan sollte sich jeder Arbeiter in der Sonntagschule und Kirche machen. Wie die oben citirten Beispiele, so lege Pläne für erfolgreiche Arbeit. Lege ein gutes Geleise und dann laß die Dampfkraft nicht fehlen—der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Manche Leute glauben etwas Großes zu thun, wenn sie ihre Schulden pünktlich bezahlen, während sie in Wahrheit doch nur ihre Pflicht erfüllen. Und die nämlichen Leute, (und andere mit ihnen) glauben noch größere Anerkennung zu verdienen, wenn sie fleißig zur Kirche gehen und im Weinberg des Herrn thätig sind, oder mit anderen Worten — „dem lieben Gott das Seine geben."

Diese Neigung, welche dem menschlichen Charakter so eigen ist, wird treffend illustrirt in der Erzählung von einem kleinen Knaben, der eines Abends, nachdem er sein Gebet gesprochen, von seiner Mutter gelobt wurde: „Du bist ein guter Junge," sagte sie zu ihm, „ein recht guter Junge!"—Leider blieb an den folgenden Abenden das erwartete Lob aus zum großen Mißvergnügen des Kleinen. Doch er wußte sich zu helfen und fügt jetzt aus eigenem Antriebe seinem Gebete regelmäßg einen kleinen Anhang bei: „Amen. Du bist ein guter Junge, ein recht guter Junge! Ja Mamma!"

Leider beschränkt sich diese Neigung zum Selbstlob und zur Selbstgefälligkeit nicht nur auf die Kleinen. Könnte man die Empfindungen mancher älterer Leute nach einer reich gesegneten Betstunde oder nach einem guten Beitrag zur Missions-Collekte genauer prüfen, so würden sie sich in vielen Fällen nur wenig von dem Selbstlobe des Kindes unterscheiden: „Du bist ein guter Junge, — ein recht guter Junge! Ja, Mamma!"

Jesus will Arbeiter für seinen Weinberg, Knechte und Mägde für seinen Dienst. Jesus weiß, wen er haben will und zu welchem Dienst. Er will, daß alle seine Diener Gemeinschaft mit ihm haben und von seinem Geist beseelt sein sollen. Wir sollen wissen, wozu uns Jesus beruft und was er haben will, daß wir thun sollen; und diesem Beruf sollen wir uns widmen, und das sollen wir thun. Wir sollen wissen, wo er uns haben will, und dort sollen wir sein. Ob wir dann fest und unbeweglich stehen sollen wie ein Fels, oder wie ein Donnerskind vorandringen in reformatorischer Thätigkeit, oder so geräuschlos wirken, daß nur der Herr unsere Treue und Nützlichkeit kennt—wir werden den Antheil am Aufbau seines Reiches und seines endlichen Sieges haben, den er uns zugedacht hat.

Wer hier im Leben Erfolg haben will, muß sich seinem Berufe gänzlich widmen und weihen. — Hingabe an eine Sache macht einen Mann mächtig und erfolgreich. Betrachte z. B. den Knaben, der mit seinem Kameraden Kreisel spielt. Während er den seinigen mit der Hand hoch empor hält, beobachtet er mit scharfem Blick den wirbelnden Kreisel seines Gegners, den er treffen will. In einem Sinne zielt er nicht, ja er schaut nicht einmal auf den Kreisel in seiner Hand, aber seine ganze Aufmerksamkeit ist auf die Bewegungen des Kreisels vor ihm gerichtet und Hand und Arm werden von dem Verlangen seines Innern beherrscht—zu treffen. Sein Erfolg richtet sich nach dem Ernst, mit dem er die Sache angreift, und der Entschlossenheit, mit der er, ohne Furcht vor Mißlingen, den Hindernissen begegnet.—Dieselbe Regel gilt in jedem Wirkungskreise.

Seinem Berufe leben, gänzlich und ausschließlich leben, das ist es, was uns in unserer Arbeit Freudigkeit, Geschick und Kraft verleiht. Wer mehr an sich und sein Interesse denkt, als an die Aufgabe, die er in der Welt zu lösen hat, wird nur wenig Erfolg aufzuweisen haben, sei er ein öffentlicher Redner, der eine wichtige Sache vertritt, oder ein einfacher Privatmann, der in einem geselligen Kreise zur Unterhaltung der Gesellschaft beitragen will. Einem getheilten Herzen mangelt Geschicklichkeit und Kraft. — Hingabe und Weihe ist der Preis alles wahren Erfolges im Leben.

Des Kindes Liebeswerk. Herr A. besuchte eines Tages eine kranke Frau, welche in der Vorstadt einer großen Stadt lebte. Beim Eintreten in's Zimmer sah er ein kleines Mädchen am Bett der armen Frau knieen; doch stand es sogleich auf, als es den fremden Herrn hereinkommen sah und verließ das Zimmer.

„Wer ist dies Kind?" fragte Herr A.

„Ach," sagte die kranke Frau, „sie ist ein kleiner Engel, und kommt oft zu mir, um mir aus ihrer Bibel vorzulesen und mich zu trösten. Soeben hat sie mir achtzehn Kreuzer mitgebracht."

Herr A. gewann durch diese Mittheilung ein Interesse für das kleine Mädchen. Er fragte, wie sie mit dem Worte Gottes bekannt geworden sei, und wer sie gelehrt habe, so freundlich gegen arme Leute zu sein. Er erfuhr nun, daß sie eine Schülerin der Sonntagschule in jenem Stadttheile sei. Da er in seinem Herzen das Mädchen lieb gewonnen hatte, ging er eines Sonntags in die Schule und fragte nach seiner kleinen Freundin. Sie war ganz furchtsam, als sie gerufen wurde. Aber Herr A. redete sie freundlich an und erkundigte sich, ob sie das kleine Mädchen sei, welches manchmal die kranke Frau besuche und ihr aus der Bibel vorlese? Sie sagte ja, und Herr A. fragte weiter: „Wie bist du denn zu dem Gedanken gekommen, mein Kind?"

„Es steht ja in der Bibel: 'Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der, die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen!'" erwiderte die kleine Sonntagschülerin.

„Hast Du der Frau auch Geld gebracht?" fragte Herr A. weiter.

„Ja," erwiderte sie.

„Und woher hattest du dieses?"

„Das habe ich als Belohnung für einen Botengang erhalten," war die schüchterne Antwort.

Kennst du in deiner Schule auch ein kleines Mädchen, das es ebenso macht? Und da fange mit der Frage an: Bin ich's? und kann ich's? Wenn dann die erste Antwort „Nein" ist, so laß die zweite ein freudiges „Ja" sein!

Du willst deine Kinder sorgfältig und gewissenhaft erziehen; aber warum benimmst du dich so gewissenlos gegen deine Dienstboten? Dein ganzes Haus muß dem Herrn dienen, wenn es ein christliches sein soll. Schon Abraham befahl seinen Kindern und seinem ganzen Hause, des Herrn Wege zu halten, und zu thun, was recht und gut ist. Selbst dem Aeußern des Hauses sieht man es oft schon an, weß Geistes Kind der ist, der darinnen wohnt.

Nur der kann Gott recht loben, der sich selber schilt.



[illegible] MOTHER.

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. | Oktober 1887. | Zehntes Heft.

Wenn du noch eine Mutter hast.

Hierzu der Stahlstich.

Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden!
Dir ist die allerbeste Rast
In Freud' und Leid ja noch beschieden:
Trägt sich doch leichter Leid und Harm
So lang' dich noch ihr Arm umschließet;
An ihrem Herzen liebewarm
Die bitt're Zähre sanfter fließet.

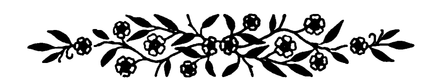
Es giebt kein Herz auf dieser Welt,
Daß dir so treu und fest ergeben.
Es liebt dich mehr, als Gut und Geld,
Es liebt dich mehr, wie's eigene Leben.
O Kind, schlägt dieses Herz dir noch,
So mag die ganze Welt dich fliehen,
Der beste Schatz verbleibt dir doch:
D'rum danke Gott auf deinen Knieen.

Wenn dieses Herz einst stille steht,
Wenn taub im Tod der Mutter Ohren:
Dann wirst du wissen, ach, wie viel
Du an der Mutter hast verloren.
Wenn hinter ihrem Sarge du
Einst senkst den Blick, den thränennassen,
Hinab, hinab in Grabes Ruh', —
Dann, Kind, dann bist du erst verlassen.

Die Scholle sinket dumpf hinab. — — —
Weh', wenn sie spräch' mit lautem Tone:
Du grubst der Mutter selbst das Grab!
Für Liebe gabst du Haß zum Lohne!
Doch selig, wenn's im Herzen spricht:
Ich trug die Mutter auf den Händen
Nun wohnt sie wohl in Gottes Licht
Und wird von dort mir Segen senden.

O, hast du noch dein Mütterlein,
So danke Gott auf deinen Knieen,
Und möge Liebe wahr und rein,
Für sie in deinem Herzen glühen.
Und hast ihr Herz so liebewarm,
Je du berührt mit rauhem Fuße,
Geh' hin und schling' um sie den Arm,
Versöhn dich ihr mit einem Kusse.

X.



Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

I.

„Wer kann das Glück erhaschen, wer es finden?
Und wer bewahrt es, wenn er's hat?
Es schwebt ein Athem in den Winden,
Und schwimmt im Strom ein grünes Blatt."

Ungewöhnliche Aufregung herrschte am 19. April 1861 in der Stadt Baltimore, Maryland.

Der Nigger-Präsident, wie Lincoln von dem Baltimorer Pöbel genannt wurde, hatte 75,000 Mann einberufen, um die Bundeshauptstadt zu beschützen und die ausgetretenen Südstaaten zur Bundespflicht zu zwingen. Der Telegraph hatte gemeldet, daß das verhaßte Massachusetts bereits drei Regimenter unter Butler nach Washington abgesandt habe.

Heute, am 19. April 1861, sollte eines dieser Regimenter durch Baltimore von einem Bahnhof zum andern ziehen, und per Eisenbahn weiter fahren.

„Wir werden's den Yankees heiß machen," rief am Morgen des genannten Tages ein stämmiger, deutscher Metzger im Eutaw-Markt seinen Genossen zu. „Die Yankees sollen sich um ihre hölzernen Mußkatnüsse, aber nicht um die Nigger bekümmern. Wenn aber Washington beschützt werden soll, so sind die Marylånder auch noch da, und wir brauchen die Yankees nicht."

Der Stämmige sprach in seiner rauhen Weise die Gesinnung vieler tausend Baltimorer aus allen Ständen und Klassen aus. Das heißblütige Maryland war in Wallung gerathen. In der Baltimore Straße, am Broadway, und namentlich in den an die Bai grenzenden schmutzigen Gassen, standen an allen Straßen-Ecken Gruppen, die mit heftiger Gestikulation die Tagesereignisse besprachen und einander durch Drohungen gegen die Yankees erhitzten.

Und es blieb nicht bei Drohungen. Jener Tag sah, wie empörte Volkshaufen auf die muthigen Männer Neu-Englands stürzten, und sie, die ihrer Pflicht genügt und dem Ruf des ersten Staatsbeamten folgten, mit Steinen und Schüssen empfingen. Hier floß das erste Blut im großen Rebellionskriege. Es war die Aussaat einer schrecklichen Todes-Erndte.

Drüben aber, vom Fort Mc Henry herab, wehte hehr und majestätisch das Sternenbanner, und wies von blutigem Aufruhr hinaus in's große Land der Freien — hinauf zum Himmel.

Unter denen, die in jener Nacht des Aufruhrs in den damals noch spärlich erleuchteten Straßen ihren Heimweg suchten, treffen wir einen jungen Mann, und da er gerade an einem Laternenpfosten am Broadway stehen bleibt, um sich die wogenden Menschenhaufen anzusehen, so ist uns gestattet, ihn ein wenig näher zu betrachten.

Er hat ein fremdländisches Aussehen. Der kurze, einfache Rock und das Käppchen, das er schief auf dem Lockenkopf trägt, sind gewiß nicht in Amerika entstanden, so wenig wie der andere Anzug. Der Jüngling steht in Gedanken verloren da, bis er durch die Schimpfworte einiger Vorübereilenden aus seinen Träumereien geweckt wird. Er hat nichts davon verstanden als „dutsch." Aber die Schimpfrede ward mit so grimmiger Verachtung ausgestoßen, daß er eiligst weiter ging. Die Schimpfenden gehörten zu jenen berüchtigten freiwilligen Feuerleuten, die damals fast sämmtlich zur Knownothingspartei hielten und jeden Eingewanderten gründlich haßten.

In der Bank Straße, in die er eingelenkt, tritt der junge Mann in seinen „Gasthof" ein. Es ist ein kleines Haus mit einer schmutzigen Bierschenke und einigen Zimmern, die zu vermiethen sind. Es ist das beste Hotel, das er für billiges Geld finden konnte, denn weder damals noch heute hat es die sonst so großartige amerikanische Wohlthätigkeit dazu gebracht, die so nothwendigen christlichen Herbergen in großen Städten zu gründen.

In der Bierstube geht es bunt zu. Alle Tische sind dicht besetzt. Dichter Tabacksqualm füllt den niederen Raum, und der Kampf mit den Yankees ist Gegenstand des hitzigen Gesprächs.

„Halloh Christian," so begrüßt Meister Ruprecht, der Wirth, den neuen Ankömmling, „auch draußen gewesen, wo die blauen Bohnen flogen? das ist für einen Grünen ein muthig Stücklein."

„Bin weit vom Schuß geblieben, Meister Ruprecht, und habe nichts gewagt," sagt Christian bescheiden und setzt sich in eine leere Ecke, denn zu Bett mochte er noch nicht, und die Bierstube war das einzige erwärmte Zimmer, daß ihm offen stand.

Die Gäste waren in den Zeitläuften allgesammt gar wohl bewandert und wußten ganz genau, wo und wie Alles enden würde.

„Jetzt geht der Tanz los," schrie der große Metzger, der des Morgens das Wort auf dem Markt geführt, „und ich sag' euch, wenn unsere Jungens hinter diese Yankees kommen, so ist's als ob ein großer Stier ein dummes Schaf packt."

„Ja," meinte ein verschmitzt aussehender Winkeladvokat, der sich in dieser Kneipe seine Kundschaft suchte, „aber unser Maryland muß auch mit. Es muß zu den Südstaaten hinüber. Dort gehört es hin, dort wird es und seine Bürger groß werden. Und wenn es einmal drüben ist, dann werdet ihr was zu sehen bekommen. Maryland muß der Eckstein im neuen Südbund werden, und gar mancher Einer, der bisher nur den Dornenpfad gewandelt, wird dann zu Glück und hohen Ehren kommen." Und dabei blickte der Herr Advokat wohlgefällig an sich hinab.

„Ja," so nahm der behäbige Bäcker der Nachbarschaft das Wort, „und Baltimore muß die Hauptstadt des neuen Bundes werden. Ich sag' euch, Montgomery in Alabama, wo jetzt die südlichen Herren zusammen kommen, ist nur ein elendes Nest im Vergleich mit unserer Stadt, bin dagewesen. Auch Richmond und New Orleans sind nichts dagegen. Wartet nur, wir erleben's noch Alle, und unser Weizen wird blühen."

„Recht gemacht, Herr Bäckermeister," sprach Isaak, der Handelsjud, welcher mit Aufgebot seines ganzen Muthes zur Schenke gegangen war, weil er dachte, in der Erhitzung der Gemüther sei vielleicht ein Handel zu schließen. „Recht gemacht; zu machen a Geschäftche, ist doch das best; was geht uns an die Politik; kann ma davo lewe? Awer ebbes zu verdiene, dazu sin da die arme Leit. Sie solle raufe, die Herra, für uns ist komme die Zeit, zu sorge für unsre alte Tage."

„Potz tausend," fuhr der riesigstarke Schmiedjakob dazwischen, „was seid ihr für ein Geschlecht? Der Eine will den Yankees den Garaus machen, der Andere ein großer Politikus werden, der Dritte mit Maryland und Baltimore groß sein und unser Jud' will, wie immer, mache a Geschäftche. Wo aber bleibt denn das Land und die Union und das ganze Volk? Ich sag' euch, ihr werdet euch in die Finger schneiden. Ich aber und viel andre ehrliche Deutsche in der Stadt und im Land, bin für Uncle Sam, und wenn die alte Schmiede darüber zu Grund geht."

Damit stand er auf, stemmte die mächtigen Fäuste in die Hüfte, stellte sich vor die Herren hin, um zu sehen, ob sich Einer rühre, und ging hinaus, als sie ihn bloß verdutzt anguckten.

Christian Heß, dem Einwandererjungen in der Ecke, aber wirbelte es im Kopf ob dieser Reden. Er war über's große Wasser gekommen, um das Glück zu suchen und hatte es bis jetzt nicht gefunden. Und — wie sollte er es finden, da so Viele darnach jagen! Im Kriegssturm zwar hat schon Mancher sein Glück gemacht, aber auch Alles verloren.

„Wird wohl lang' währen, bis du's Glück findest," sagte Christian zu sich, als er hinauf zu seiner Kammer ging, „und am End' kommt's gar nicht zu dir."

Er war ehrlicher Leute Kind. Draußen im Rheinthal in einem Dörfchen, nahe der badischen Hauptstadt, stand seine Wiege. Dort war der Vater wohlbestallter Schul-Lehrer, und waltete seines Amtes mit gewissenhaftem Eifer. Aber als Liberaler kam er mit den Behörden nicht gut aus. In seiner Jugend hatten's ihm die „Lichtfreunde" angethan, in den Sturmjahren achtundvierzig und neunundvierzig kam er mit knapper Noth ohne Gefängniß davon, wurde aber im Consistorium „markirt," und seither gehörte er zur Widerspruchs-Partei, die so ziemlich mit Allem unzufrieden ist.

Die stille und fromme Frau Schul-Lehrerin litt unter den amtlichen Maßregelungen ihres Mannes nicht wenig. Aber sie hatte eine Arzenei für allen Kummer. Die fand sie in ihrem Gebets-Kämmerlein, das gar fleißig benützt wurde, einmal, weil sie immer wieder zu Gott kommen mußte, und sodann, weil sie gemeinschaftlich mit ihrem Manne nicht beten konnte, noch durfte, denn der war ja ein „Freisinniger," der in der „Schule" und dem „Fortschritt" die Welterlösung suchte.

Als die Frau Schul-Lehrerin noch Bürgermeisters Elsbeth war, da kannte sie das Bet-Kämmerlein auch noch nicht. Aber die Sorgen der Zeit und die Trübsal richteten ihre Augen himmelwärts. Pfarrer Henhöfer, der damals in jener Gegend gewaltig predigte, wurde ihr zum himmlischen Wegweiser. Beim Herrn Schul-Lehrer wirkte das Wort dieses mächtigen Volkspredigers gerade das Gegentheil. Er ward immer ingrimmiger und radikaler. So geht's eben; dem Einen wird's ein Geruch zum Leben, dem Andern ein Geruch zum Tode.

Sie liebten sich, diese Eheleute, trotz dieses inneren Zwiespalts und erzogen ihre Kinder so gut sie's verstanden. Viel Federlesens wurde dabei nicht gemacht und Leckerbissen gab es keine. Wenn Christian mit Schwester Bertha und den Eltern dann und wann nach dem Oertchen Wolfertsweier durfte, wo es Sauermilch und schweres Schwarzbrod gab, das war ein hoher Gedenktag; ging's aber einmal nach Stupferich

oder Langensteinbach in's „Gebirg," so wuchs der Christian in einer Nacht um einen ganzen Zoll.

Einst durfte er mit dem Vater, des Pfarrers Christoph und des Bürgermeisters Michel über Ettlingen und Rastatt in's Murgthal nach Gernsbach, und von da über's Ebersteiner Schlößchen nach Baden-Baden wandern. Davon zehrte und redete er wenigstens fünf Jahre lang, obwohl die „Reis" per Kopf nicht mehr als einen preußischen Thaler kosten durfte. Die Mutter hatte sechs Monate lang für den Christian gespart, und war wie verjüngt, als die Reisenden per Stehwagen von ihrer großen Tour zurückkamen.

Sie hätte es gar zu gern gesehen, wenn ihr „Einziger" Pfarrer oder lateinischer Lehrer, oder wenigstens doch Dorfschulmeister hätte werden können. Der Vater jedoch fuhr hart zwischen diese Wünsche und sagte: „Nix da. Was Ordentliches können wir ihn nicht studiren lassen, wir haben ja kaum genug, um das Leben zu fristen. Und so ein Hungerleider von einem Dorfschulmeister soll Christian nicht werden. Handwerk hat goldnen Boden; ist's nicht hier, so ist's drüben in Amerika, wo Jeder sein Glück machen kann, wenn er will. Wir aber haben Vettern und Basen drüben, so kann's dem Christian nicht fehlen."

So kam der Junge zu einem Tischlermeister in die Residenzstadt, wo es für die Lehrjungen die bekannten dünnen Brodschnitten, die feinsten Wurstscheibchen und recht viele Püffe giebt; wenigstens damals; vielleicht ist's jetzt anders, vielleicht auch nicht.

Nachdem der Christian aus der Lehre war, kam das Glück noch nicht sogleich angerückt. Schulmeister Heß aber redete immer deutlicher und bestimmter von dem Glücksland Amerika. Er war in seinen jungen Tagen im Dörfchen Walldorf bei Heidelberg angestellt gewesen, wo Jakob Astor geboren wurde, der nachmals in New York so viel Reichthum gesammelt, daß er selbst nicht wußte, wie viel er hatte. Das konnte dem Christian auch gelingen. Warum denn nicht?

Der Herr Schulmeister Heß besaß die Unabhängigkeits-Erklärung der Ver. Staaten und die Constitution der Union in guter deutscher Uebersetzung und wußte darin mehr Bescheid als gar mancher Amerikaner. „Das sind Schriftstücke," sagte er öfters seiner Elsbeth in's Ohr, „gegen welche so ein Erlaß vom großherzoglichen Consistorium ein recht hölzern Ding ist."

Der Mutter aber wurde es immer weher um's Herz, denn sie sah die Zeit kommen, da sie ihren „Einzigen," den Christian, werde über's Meer ziehen lassen müssen. Auch ihn hatte das Amerika-Fieber erfaßt. Es zog ihn heraus aus dem Kleinstaat, hinüber in's große Reich der Freien.

So kam es denn, daß er eines Morgens gerüstet stand, die Reise über's große Wasser anzutreten.

Die Mutter hatte beinahe die ganze Nacht auf den Knieen zugebracht. Und als sie nun heranschritt, dem Sohne den Segen zu ertheilen, da war sie viel gefaßter als man hätte erwarten können. Sie hatte vom himmlischen Vater das nöthige Maß der Kraft erhalten.

„Ziehe mit Gott, mein Sohn," sagte sie, indem sie segnend die Hände auf Christians Haupt legte; „der Mutter Gebet wird dich begleiten, und ich habe vom Herrn das Versprechen, daß du glückselig werden wirst."

Schon beinahe ein Jahr war Christian in den Ver. Staaten umher gereist und hatte das Glück immer noch nicht gefunden.

Jetzt saß er oben in seinem Kämmerlein in der Bank Straße zu Baltimore mit heißem Kopf, und suchte Erfrischung in den Briefen der Eltern, die er vor ein paar Tagen erhalten.

Der Vater schrieb:

Lieber Christian!

Sei guten Muths! Dem Muthigen gehört die Welt. Du hast zwar schlimme Erfahrungen gemacht mit den pennsylvanischen Vettern und Basen, welche dir nicht sogleich helfen wollten, den Weg zum Glück zu finden. Es soll ein gar zähes, langsames Geschlecht sein, das Geschlecht der deutschen Pennsylvanier, sagen meine geographischen Handbücher. Vielleicht dachten die Vettern, der Christian ist uns ja nicht nah genug verwandt und will uns am Ende schröpfen.

Ich lobe deinen Entschluß, von Baltimore nach Philadelphia zu gehen und dort nochmals bei einem andern Vetter anzufragen, ob er dir nicht ein Wenig behülflich sein will.

Du kannst und willst ja arbeiten. Der Vetter soll nur helfen, daß es schnell vorwärts geht, und das muß doch ein Leichtes sein in einem so großen, reichen Lande wie Amerika.

Nun, gehab dich wohl. Ich bin recht froh, daß die Mutter so ruhig ist, und so gefaßt von dir sprechen kann. Sie wird es ja noch einsehen, welch' großes Glück es war, daß du hinüber gingst. Dein liebender

Vater.

Die Mutter schrieb:

Mein theurer Sohn!

Sei ganz unbesorgt um mich. Dein Abschied hat mir zwar tiefen Schmerz verursacht, der Herr stärkte mich jedoch so mächtig und wunder-

bar, daß ich es beinahe nicht begreifen und fassen kann. Ich verstehe die Worte der Bibel vom Sorgen und von der Hülfe in der Trübsal tausend Mal besser als je, und kann so kindlich zu Gott beten, wie ein Kind mit dem Vater spricht, der vor ihm steht.

Gestern hatte ich das Glück, ein wenig mit Pfarrer Henhöfer sprechen zu dürfen. Er ist hochbetagt und schwach nach dem Leibe. Aber seine Augen leuchten wie Sterne. „Seid nur getrost, Fraule," sagte er, „unser Herrgott führt das Buch mit jeder Seele, und er führt es gut und unfehlbar. 'S ist alles pünktlich aufgeschrieben, was Ihr wollt. Und weil Ihr nix wollt, als daß euer Christian selig werde, so müßt es arg her gehen, wenn's nicht so käm."

Ach ja, Christian, das ist das Glück, das ich von Gott für Dich und uns Alle erflehe. Und denke Dir, Deine Schwester Bertha hilft mir dabei. Kürzlich, als ich wieder in's Kämmerlein ging, faßte sie mich bei der Hand und sagte: „Mutter, darf ich manchmal auch mit?"

Wie gern ich sie mitgenommen habe! Seit Deinem Abschied ist sie ganz stille geworden, und liest viel mehr als sonst im Bibelbuch. So flehen wir zusammen zu Gott und hören jedes Mal das Amen vom Himmel.

Der liebe Vater leidet viel, will es aber nicht merken lassen. Es drückt ihm fast das Herz ab, daß Du fort bist; er meint jedoch, das Glück müsse in der weiten Welt gesucht werden und da gebe es eben Trennung. Ich jedoch weiß, daß es tief im Herzen drinnen sein muß, sonst sucht man es vergeblich in allen Welttheilen.

Deine betende Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Pflege und Erziehung des Leibes als christliche Pflicht.

Editor.

„Aber der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche, darnach der geistliche." 1 Cor. 15, 46.

Niemand befürchte, daß Haus und Herd den zimpferlichen Leuten das Wort reden wird. Es sind gar bedauernswerthe Menschenkinder, diese Zimpferlichen, die sich immer einbilden, es fehle ihnen etwas — im Bein, im Kopf, im Magen. Sie machen sich und Andern das Leben gar sauer. Sehen sie ein paar Wölkchen am Himmel, dann sagen sie: „Jetzt kommt wieder die dunstige Luft, und dann krieg ich die Migräne." Kommt ein frisches Lüftchen herangezogen, so schreien sie nach sieben Halstüchern, und sollen sie mal ein wenig extra Vorspann leisten, so meinen sie, da solle man nur gleich ihren Sarg bestellen, denn das könne ein schwacher Sterblicher gewiß nicht aushalten. Am liebsten sehen sie's, wenn ein Anderer ihre Arbeit thut und noch ein Anderer ihr Gejammer anhört.

Solchen Leuteplagern redet Haus und Herd das Wort nicht; sie vergällen sich und andern das Leben und wer eine Generalkur für sie erfindet, der ist ein großer Doktor, auch wenn er das Diplom nicht hat.

Die meisten dieser Art Jammerer aber wären heute frischen Muths und frohen Sinns, wenn sie gelernt hätten, ihren Leib nicht blos zu pflegen und zu schützen, sondern auch zu erziehen und abzuhärten. Und wüßte ich nicht, daß die Liebesmühe vergeblich ist, so würde ich sagen, mein Kapitel gilt namentlich ihnen. Sie werden sich aber mit tiefer Entrüstung wegwenden und sagen: So ein Redakteur hat gut sprechen; er kennt eben die Leiden der Menschheit nicht.

Nun—meinetwegen. In aller Demuth schreib' ich doch. Vielleicht wird Eines vor der Zimpferlichkeit bewahrt und das wäre schon etwas.

Dann aber gibt es nebst vielen Zimpferlichen auch Tausende, die ohne Acht und Aufmerksamkeit mit ihres Leibes Gesundheit hausen, als wäre sie ein Ambos, mit dem man irgend was anfangen kann; als wäre in unserem irdischen Haus eine unversiegliche Kraft- und Gesundheitsquelle aufgestapelt, die man nur immer so anzapfen könne, ohne sie zu schützen und zu nähren. Für die will ich ein paar Paragraphen schreiben.

Von den Lasterhaften, die, wie in toller Tobsucht ihres Leibes Kraft verschleudern, sei nicht die Rede, sondern von Christenmenschen, die in der Erziehung ihrer Kinder, oder in ihrer eigenen Behandlung gegen den Leib auf die eine oder andere Weise sündigen, und denselben — den Tempel Gottes—nicht pflegen und nicht erziehen.

I.

Jeden Abend, wenn ich von meiner Amtsstube nach Hause gehe, begegnet mir eine Schaar Knaben und Mädchen, die aus den Fabriken kommt. Es sind noch ganz junge Menschenkinder. Vielen derselben aber schaut schon die Lebensmüdigkeit und Mattigkeit aus den trüben Augen und dem gelblichen Angesicht, und nicht wenigen auch der Leichtsinn und das Laster.

Woher kommt diese Mattigkeit, diese geringe Entwickelung des Körpers? Von allzu frühzeitiger Fabrikarbeit, daher, daß dieser junge Körper nicht Zeit hatte, sich zu kräftigen und zu entfalten. Manchen besonders [illegible] Kindern geschieht kein körperlicher Schade durch solche Arbeit; andere aber verkümmern und verbutten. Und dies ist eine Sünde. Jedes jugendliche Leben hat das Recht zu solcher Entfaltung und Kräftigung, als zur Erfüllung künftiger Pflichten nöthig ist.

„Hat gut reden,“ höre ich sagen, „jene Kinder gehören eben zu den Armen und müssen um das tägliche Brod ringen; ihre Eltern können den Lebensunterhalt für die schwere Familie nicht mehr erschwingen, und manche dieser Kinder ernähren auch die verwittwete, schwach gewordene Mutter.“

Zugegeben, daß in gewissen Fällen die Noth gebieterisch die Kinder allzu frühe zur schweren, den Körper schädigenden Arbeit treibt, so liegt es doch auch auf der Hand, daß solche Arbeit häufig gefordert wird, nur um immer und immer wieder Geld zur Sparkasse oder in den Bauverein tragen zu können.

Eine ungeschicktere, weniger lohnende, sündlichere Kapitalanlage aber gibt es nicht, als die, welche auf Kosten der Entwickelung eines Menschenleibes geschieht, der vom Schöpfer bestimmt ist, Tüchtiges in der Welt und für's Reich Gottes zu leisten.

So wenig Eltern ein Recht haben, ihre Kinder zu verwöhnen und zu verzärteln und sie somit für's Leben untauglich zu machen, so wenig haben sie ein Recht aus ihren Knaben und Mädchen Lastthiere zu machen, die von keinerlei Jugend etwas wissen, nicht etwa um das Nothwendige herbeizuschaffen, sondern, wie es in vielen Fällen geschieht, um die Thaler zu vermehren.

II.

„Pflege des Leibes,“ das sollte man mancher Mutter mit großer Schrift an alle vier Wände des Hauses schreiben, damit sie's immer vor Augen habe.

„Warum des Leibes pflegen,“ sagen die guten, aufopfernden Mütter, „wir leben für unsere Kinder und Männer, für den Haushalt und das Reich Gottes; die Frau darf nicht selbstsüchtig sein, sonst ist sie keine ächte Frau.“

Wohlgesprochen. Aber sie hat auch kein Recht in fortwährendem Bürsten, Putzen, Kehren, Sorgen, Waschen und Abmühen ihre Leibeskraft vor der Zeit zu verzehren, daß sie endlich trotz des besten Willens nicht mehr kann und den Ihrigen keine Stütze mehr ist.

Es ist ein Gräuel vor Gott und den Menschen, daß so manche junge und ältere Mütter ihre Zeit im Schaukelstuhl und mit Visitenmachen vertändeln; es ist aber auch wahrhaft sündlich, daß so viele andere, namentlich deutsche Frauen in unersättlichem Wirthschaften ihre Gesundheit untergraben, anstatt durch vernünftiges Haushalten mit den Leibeskräften sich ihren Kindern zu erhalten.

„Die Nacht ist eine heilige Ruhezeit,“ so sollte der Engel der Gesundheit manchem Nachtschwärmer immer wieder in's Ohr blasen, welcher zwar nicht draußen herumflunkert, aber bis 1 Uhr und 2 Uhr Morgens bei der Lampe sitzt, studirt oder auch eine Novelle liest.

„'S ist so still,“ sagt er, „die Gedanken kommen ungerufen und man kann so ungestört lesen.“

Ja wohl, diese Stille und Ungestörtheit hat Gott in Gnaden geschenkt, daß dein Leib ruhe, dein Auge sich erhole, Gehirn und Nerven sich stärken. Du aber verkehrest Gottes Ordnung, und machst die Nacht zum Tage, zündest ein elend Nachtlämplein an und lässest dich, wenn du's vermagst, vom großen Sonnenlicht bis 9 Uhr Morgens im Bett beleuchten! Wie werden deine Augen, Nerven und Muskeln dadurch gestärkt werden!?

„Deine Stimm-Organe sind nicht aus Messing,“ schrieb Wesley einst einem Prediger, „sondern gar zarte Gebilde. Handhabst du sie ordentlich, so kannst du recht wohl zweimal des Tages predigen, schreist du aber Wochen lang darauf los und hämmerst die Kanzeln entzwei, so wirst du bald wenig mehr taugen für's Reich Gottes.“

In gegenwärtiger Zeit arbeiten viele Menschen unter Hochdruck und mit Dampf nur um des Erwerbes willen. Hier in den Ver. Staaten gönnen sich selbst wenige derer, die es zu etwas gebracht, die gemüthliche Ruhe des von den Zinsen lebenden Europäers. „Vorwärts,“ heißt die Losung, ob das Gehirn aus einander reißt, die Nerven lahm und die Muskeln matt werden, immer nur Vorwärts—dem Erwerb zu.

Ist solche Hetzjagd vernünftig, sittlich, christlich? Muß solch' nervenaufreibendes Treiben schließlich nicht die Nation entkräftigen, und kann eine entkräftete Nation die ihr gestellten Aufgaben in rechter Weise erfüllen?

III.

Wer seinen Leib gehörig pflegt, der wird denselben auch richtig erziehen, denn dies gehört zur rechten Pflege.

Der Körper ist kein gleichgültig zu behandelnder Theil des Menschen; der Leib ist aber auch nicht das Höchste. Er ist Werkzeug des Geistes, das Haus des geistlichen Leibes; ein Diener für höhere Zwecke und darf deßhalb nie der beherrschende Großmeister werden, sonst ist's weit gefehlt.

Der Vater, welcher sein Kind nicht gewöhnt, den Leib zu zähmen und zu ziehen, sondern es zur Feinschmeckerei, zum Prassen und Faulenzen erzieht, thut womöglich noch größere Sünde, als der, welcher des Kindes Körper unter der Fabrik-Arbeitslast verbutten läßt. Es ist wunderbar, welch' williges und höchst brauchbares Werkzeug der Körper unter vernünftiger Erziehung und Gewöhnung werden kann!

Tausende werden zum Beispiel von Schlaflosigkeit geplagt, die sich recht wohl eines guten Schlafes erfreuen könnten.

Damit ist nicht gesagt, daß jede Art Schlaflosigkeit einfach durch einen Willensakt oder Gewöhnung gebannt werden kann.

Die Erziehung des Körpers thut jedoch auch in dieser Beziehung sehr viel. Ich kenne z. B. Prediger, die sich früher nach aufregender Sonntagsarbeit bis Montag Morgen wachend auf dem Lager wälzten. Heute schlafen sie jeden Sonntag Abend um 10 Uhr ruhig und im Frieden. Sie lernten, die Gedanken und Gefühle, die sie während des Sonntags tief bewegten, am Abend auf die Seite zu legen. Sie rufen Gott um Ruhe an; sie helfen dem erregten Leib vielleicht durch kaltes Wasser, und siehe da — der Körper hat sich in den Gehorsam des Geistes und des Willens begeben und legt sich zur Ruhe.

Sam Jones sagt, er habe genug zu denken und zu sorgen des Tages, und wenn er sein Lager aufsuche, so habe er sich daran gewöhnt, all sein Denken in die Ecke zu legen und in Gottes Arm zu schlafen.

Nur dadurch ist es ihm und andern möglich, das zu leisten, was sie vollbringen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Schmerze, der uns oft aus der einen oder andern Ursache durchzuckt. Das ist ein Kapitel, über welches ich nur mit dem größten Zartgefühl sprechen kann, denn ich weiß, wovon ich rede. Aber so zusammen zu brechen braucht unser Leib auch vom größten Schmerze nicht, daß derselbe zu der uns gestellten Aufgabe untauglich wird. Der von Gott durchdrungene Geist wird Meister, und kann die Leibeskräfte stählen, daß sie aushalten.

Anders kann ich mir das Beharren und den Triumph der Märtyrer unter den furchtbarsten Qualen nicht denken.

Derjenige Mensch nun, welcher also seinen Leib rechtmäßig pflegt und erzieht, kann ihm, wenn die Anforderung herantritt, auch manchmal ganz Außerordentliches zumuthen. Denn das Werkzeug ist durch die gehörige Pflege tüchtig gemacht und mittelst der Erziehung unter den Geist gestellt.

Als Goethe einst in fabelhaft kurzer Zeit eine schwere Arbeit vollendete, und gefragt wurde, wie dies zugegangen, da antwortete er: „Ich hab' einen gesunden Leib erhalten, den pflege ich. Mein Geist hat dem Leib gesagt, es seien 24 Stunden im Tag und der Leib war gehorsam. Freilich — muß ich auch wieder pflegen."

Jakob Astor, der zu Zeiten der Nothwendigkeit wunderbare Ausdauer und Arbeitskraft im Geschäft entfaltete, sagte: „Gewöhnlich gehe ich um 10 Uhr zu Bett, esse genügend und halte meine Kräfte zusammen, warum sollte ich dann nicht auch ein wenig davon einsetzen können, wenn der Anspruch herantritt?"

Wesley, ein wahres Muster in dieser Beziehung, konnte mit staunenswerther Zähigkeit ausdauern, so oft es nothwendig war, weil er den Leib pflegte und erzog.

Freilich sind nicht alle Menschen mit so guter Gesundheit ausgerüstet wie die eben Genannten. Es wird immerhin Schwächlinge und Kranke geben. Dahingegen kann Jedermann seinen Leib pflegen und erziehen, und wenn es mehr Leute gäbe, die sich im Ernste die Pflege, die Erziehung und Zähmung des Leibes angelegen sein ließen, so gäbe es auch mehr gesunde, fröhliche und zum Lebensberuf ausgerüstete Menschenkinder.



Zur goldenen Hochzeit der Großeltern.



Mein Mütterchen schickt flink mich her
Zum heut'gen Festestage,
Weil Eure gold'ne Hochzeit wär',
Daß ich Euch Grüße sage.

Ach, Großmama! nun seh' ich ja
Den Goldkranz Dir im Haare,
Und auch beim lieben Großpapa
Solch' Sträußchen ich gewahre.

Und sehet beid' so freundlich aus —
Das thut Ihr freilich immer —
Doch heut', meint Eure kleine Maus,
Sei's so ein eigner Schimmer!

Das kommt wohl, weil Euch diesen Tag
Der liebe Gott wollt' schenken!
O fünfzig Jahre! ich vermag
So lange nicht zu denken!

Nun lebet fröhlich immerzu
Wie heut' in unsrer Mitte,
Du liebes, goldnes Brautpaar Du! —
Das ist Klein-Elschens Bitte.

L. P.

Macht und Segen der Gewohnheit.

Für die jungen Leser des Haus und Herd von W. L. Völkner.

„Gewohnheit" ist eigentlich ein sehr gewöhnliches Wort. Wer aber weiß, was damit alles gesagt wird? „Frömmigkeit" ist auch ein gewöhnliches Wort; doch, daß viele Leute sie oft im Munde führen und gar nicht wissen, wovon sie eigentlich schwatzen, haben wir Alle schon oft beobachtet. Und so geht's mit vielen andern Wörtern. Aber manchmal ereignen sich im Menschenleben Dinge, die einem solche unbegriffenen Begriffe recht klar und begreiflich machen. Und ich möchte die freundlichen Leser ersuchen, mir zu gestatten, ihnen einmal zum Besten zu geben, wie ich begreifen lernte, was eigentlich das Wort „Gewohnheit" bedeute. Wenn's ein Bischen lang wird, verliert die Geduld nicht.

Es sind nun ein halb Dutzend Jahre her, als der liebe Gott in seiner Weisheit mich in die

Schule nahm und in's Brush-College schickte. Dasselbe war nichts mehr und nichts weniger als eine amerikanische Farm, und hatte bedeutend andere Einrichtungen als das Gymnasium, welches ich in Deutschland besucht hatte.

Hier ging's Lernen nun wieder los, aber in anderem Styl als „draußen." Mein erstes Studium war Haferbinden. Wie geistreich dasselbe ist, will ich hier nicht erörtern, aber Uebung bietet es genug, wenigstens für Knochen und Muskeln und besonders für's Rückgrat. Zu meinem großen Leidwesen mußte ich bald eine traurige Entdeckung machen; und die war, daß mir für meine neuen praktisch-ökonomischen Studien die unentbehrlichste „Vorbildung," die nothwendigste Qualification fehlte,—und die besteht meinem bescheidenen Dafürhalten nach in nichts Geringerem, als recht dickem Fell für die Hände und derben Schwielen dazu. Die fehlten mir leider — leider. Und so kam es denn, daß meine Hände schon am ersten Tage anfingen, in recht schmerzhafter Weise sich zu häuten, wohl erkennend, daß deutsches Gymnasiasten-Handleder für diese amerikanischen Exercitien nicht tauge. Das war ein unliebsamer Proceß und verursachte das Vergießen mancher Bluts- und — verzeiht meine Aufrichtigkeit — auch einiger Thränentropfen.

Es ward auch diesmal aus Abend und Morgen wieder ein Tag, wenn gleich auch ein sehr langer, und zwar der erste meiner Farmerei. Aber schon an diesem ersten ging ich zagend und klagend zu meinem lieben Lehrmeister, dem betagten Farmer, und ließ ihn einen Einblick thun in meine Hände und damit in meine Leiden. Wunderbar — an jenem Abend gedachte ich lebhaft der vergangenen Zeiten, der vorigen Jahre, vielleicht ebenso lebhaft wie Assaph Ps. 77, 6. Dabei seufzte ich einmal über's andere: „Ich kann's nicht aushalten, ich kann's nicht ertragen; ich denke, ich muß wieder fort von euch," und zwar vom tiefsten Herzensgrund.

Zum Glück gehörten die Ohren, die diese Seufzer hörten, nicht einem hartherzigen Manne, sondern einem barmherzigen Christenmenschen an. Der schaute mich unter seinen buschigen, schon ergrauten Augenbrauen hervor gar treuherzig an, so daß mir schon der Blick ein gut Theil meiner Schmerzen nahm, und dann begann er in seinem böhmisch-deutsch-amerikanischen Dialekt mich zu trösten: „Das ist eben ungewohnte Arbeit, mein Junge; doch halt nur aus, du wirst das schon gewohnt werden. Paß nur mal auf, wie die Gewohnheit dir deine Hände zurecht stutzen wird."

Dabei nahm er mich beim Arm und führte mich hinaus, um mir die wunden Hände zu verbinden. Das verstand er vortrefflich. Seine Salbe war primitiv und billig. Er hatte sie weder vom Arzt noch Apotheker. Das Labaratorium, in welchem sie täglich in großen Quantitäten frisch fabrizirt wurde, befand sich auf der Farm. Doch werde ich den landläufigen Ausdruck dafür nicht Jedem verrathen. Jedenfalls besaß jene Salbe eine herrliche lindernde Wirkung.

Wie weich mir an jenem Abend mein Lager dünkte, gehört ja wohl nicht hierher; auch das nicht, daß ich trotz der Hitze schlief, wie selten zuvor. Ebenso dürfte ich von rechtswegen, dem Thema nach zu urtheilen, verschweigen, daß sich ein alter Bibelspruch an jenem Abend mir wieder und immer wieder so lebhaft in's Gedächtniß und vor die Seele drängte, daß ich schließlich nicht mehr widerstehen konnte, sondern seiner dringenden Mahnung nach langer, langer Zeit zum ersten Male wieder Folge leistete; das war der alte Spruch Psalm 50, 15: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen."

Auch wollte ich eigentlich nicht Jedermann wissen lassen, daß ich am nächsten Morgen meinen armen Händen ihr Loos noch 'mal zu lindern suchte, indem ich aus meinem Koffer ein Paar Glacehandschuhe hervorsuchte, die „draußen" als Schutz gegen Sonnenbrand gedient hatten, um sie jetzt das Haferbinden zu lehren. Doch schon um Mittag hingen sie als Fetzen an den Händen. Ich warf sie fort und griff energisch, allen Schmerz verbeißend, in die Garben ein, und philosophirte über—Gewohnheit: „Wirst du das je gewohnt werden, wie der Alte sagt? Dann muß die Gewohnheit Wunder wirken können."

Und sie hat Wunder gewirkt. Der „Alte" (verzeih' mir, mein lieber Bruder, diesen burschikosen Ausdruck, 's ist nicht bös gemeint) hat Recht bekommen. Nach wenig Monaten war dickes Fell sammt Schwielen in den Händen; ich war die Arbeit gewohnt, war die Lebensweise gewohnt, war die Leute gewohnt und war ein regelrechter Farmer und hatte viel gelernt.

Ja, ich wurde noch viel mehr gewohnt. So z. B. das Kirchlein, in welches ich am nächsten Sonntag mit meinen Hausgenossen ging, und in welchem mir Anfangs Alles so armselig und ungewohnt erschien, mitsammt den Predigern, die dort ohne Talar und Bäffchen ihres Amtes warteten, und Anfangs meine Sympathie gar nicht recht genossen; ich wurde Alles gewohnt. Letztere gewannen sogar derart mein Vertrauen, daß ich mich von ihnen führen ließ, wohin sie mich führen wollten — nämlich zu Christo. Hab' daher schon oft gedacht: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt."

Das ist meine Geschichte, und das sind die Umstände, die mir auf den Begriff „Gewohnheit" etwas Licht werfen. Seither habe ich über dieses Wort öfters ein wenig nachgedacht und bin zu der Einsicht gekommen, daß in der Gewohnheit eine große Macht und ein großer Segen liegt.

I.

Ihre Macht dehnt die Gewohnheit über jeden Menschen aus. Schon in seinem zartesten Kindesalter schlägt sie ihn in seine Fesseln. Wer das bezweifeln wollte, der beobachte einmal die Babywelt. Ist es nicht Thatsache, daß viele aus ihr z. B. stets auf der rechten, andere dagegen nur auf der linken Seite liegen wollen; daß Viele schlafen beim größten Lärm, während Andere die tiefste Stille fordern; daß ein großer Theil der Kinderwelt nur einschlafen will, sanft geschaukelt in einer Wiege, während Andere das Angenehme, respective Unangenehme eines solchen Schaukelinstrumentes nie kennen lernen?

Was hat diese kleinen Weltbürger schon so anspruchsvoll gemacht? Die Gewohnheit hat's gethan. Die Gewohnheit ferner lehrt die Kinder weder einschlafen noch den Eßlöffel ergreifen, ohne vorher ihre Händchen gefaltet und gebetet zu haben; weder etwas verlangen noch empfangen, ohne darum zu bitten und dafür zu danken. Die Gewohnheit macht sie gehorsam und ungehorsam.

Welche andere Macht ferner als die Gewohnheit könnte manchem kleinen Heißsporn die Schule wohl erträglich oder gar lieb machen? Wie protestirt er zuerst gegen den Schulbesuch. Wie wehmüthig wird ihm zu Muthe, wenn er auf den Schulbänken seiner kleineren, glücklicheren Geschwister daheim oder im Freien gedenkt, oder wenn ihr heiterer Jubel gar zum Schulfenster herein an sein Ohr schlägt. Weder Freundlichkeit noch Strenge des Lehrers vermag ihn die geraubte Freiheit vergessen machen. Doch bald

ist er gezähmt und getröstet—durch die Gewohnheit. Die Gewohnheit macht seine Finger geschickt und lehrt ihn das Schreiben; sie übt sein Gedächtniß und bildet in erzieherischer Weise seine Sitten. Sie lehrt ihn ein Handwerk oder Geschäft. Sie arbeitet an der Bildung seines Charakters. Kurz, sie trägt viel dazu bei, aus dem Menschen das zu machen, was er wird.

In den allergeringfügigsten Dingen und Verrichtungen unseres Lebens sucht sie ihr Wort mitzureden. Achten wir z. B. auf unsere Vorliebe für manche Speisen. Wie hat sie uns da in ihrer Gewalt! „Wat de Bur nich kennt, dat ett hei nich," sagt das Sprichwort, und in der That nahm's uns lange Zeit, uns an manche Gerichte zu gewöhnen. Und — schmeckt's an Mutter's Tisch nicht immer noch am besten?

Las da neulich ein kleines Geschichtchen, das ich hier als Beleg dafür zum Besten geben will. — Ein Mann heirathete die zweite Frau; diese kochte ihm alles nach Wunsch, nur Grütze konnte sie ihm nie zu Dank bereiten. Jedes Mal, wenn diese Speise auf den Tisch kam, seufzte er: „Wenn ich doch einmal wieder solche Grütze bekäme, wie meine selige Frau gekocht hat." Das verdroß die gute Hausfrau sehr; sie brachte alle Variationen an, deren eine rechtschaffene Grütze fähig ist, aber die Klage blieb dieselbe. Einst, als sie wieder einmal einen neuen Versuch machte, wurde sie vom Kochen abgerufen, und als sie zurück kam, war die Grütze angebrannt. Zaghaft setzte sie das Gericht auf den Tisch. Des Mannes Angesicht aber verklärte sich, und er rief freudig aus: „Endlich einmal solche Grütze, wie meine selige Frau immer gekocht hat!"

Doch weiter. Um die Macht der Gewohnheit noch ferner zu verfolgen, machen wir eine kleine Beobachtungstour durch verschiedene Existenzsphären.

Tritt mit mir ein in einen fürstlichen oder königlichen Palast. Man wird überrascht von dem, was das Auge sieht. Tausend Hände waren thätig, Kunst und Wissenschaft wirkten zusammen, um eine herrliche menschliche Residenz zu schaffen. Es ist gelungen. Die Diener laufen ab und zu. Die Ordonanzen und Würdenträger empfangen ihre Audienzen. Jede Begrüßung, jede Unterhaltung, ja jede Bewegung geschieht nach den genauen Vorschriften der Etiquette. Alles steif und formell. Könntest du dich wohl fühlen, du Kind des Landes, in der Stellung, in der Umgebung, in dem Rock so hoher Persönlichkeiten? Nimmermehr! Wir würden uns bald sehnen nach unsern Bergen, nach unserer Freiheit, nach der behaglichen Ruhe unseres traulichen Heims. — Doch jene hohen Herren sind ganz zufrieden mit ihrem Loos. Die Gewohnheit hat sie geschult.

Und könnten wir aus solchem Palast uns versetzen lassen in die Urwälder unseres Westens und könnten eintreten in eine jener historischen Blockhütten, die in ihrem einzigen Zimmer eine große Familie nebst allerlei vierfüßigem Gethier beherbergen, deren Möbel, aus Klötzen und behauenen Baumstämmen bestehend, so gar primitiv sind, deren Wände und Decke Sommer und Winter einen freien Ausblick zum Himmel gestatten, deren Speisekammer jahraus und jahrein kaum etwas Anderes zu sehen bekommt als Wild, Fische und grobgeschrotenes Welschkornmehl, und würden die Bewohner solcher Hütten mitleidig fragen, was ihnen eine so armselige Existenz denn eigentlich erträglich mache, so würden wir der Antwort entnehmen: Es ist die Gewohnheit. Ja, die Gewohnheit ist selbst für solche Hütten die Thür, durch welche Glück und Zufriedenheit ihren Einzug halten.

Wir treten mit einander ein in die Studierstube eines Gelehrten. Alle Wände sind mit Büchern bedeckt. Papierberge thürmen sich in jeder Ecke. Welch' ein Wirrwar von gelehrt aussehenden Instrumenten und Apparaten! Dicke Folianten sind auf dem Tische aufgehäuft und verstecken fast den Geist dieses Himmelreichs, den Gelehrten, der in gebückter Stellung, die Brille auf der Nase, seine Freude daran hat, von früh bis spät die knarrende Feder über vergilbtes Papier gleiten zu lassen. Er sieht weder die lachende Sonne noch den blühenden Frühling durch das Fenster, noch riecht er den duftigen Braten durch die Eßstubenthür. Seine Sinne sind auf Edleres gerichtet. Aber was macht dem armen Manne solch' Büchermurmleben so angenehm?—die Gewohnheit.

Wo soll ich euch noch hinführen? Vielleicht in das Cabinet des Zahnarztes N. N. Er ist bekannt als ein wohlwollender, zartfühlender Herr. Und doch waltet er hier in seinem Sanctum wie ein Unmensch. Kaltblütig geht er mit dem Jammergeschrei seiner Patienten um, als wär's ihm eine angenehme Musik. Was stumpft ihn so gegen die Aeußerungen menschlichen Schmerzes ab?—die Gewohnheit.

Wir weilen jetzt ein wenig an irgend einer beliebigen Straßenecke unserer Großstadt, die da fast ohne Ausnahme besetzt sind von jenen traurigen Lokalen, die wie Eitergeschwüre unser Volksleben vergiften Was sind das für Gestalten, die dort hineinwanken und heraustaumeln? Es sind Menschen, die körperlich und geistig bereits ruinirt sind durch den Besuch jener Lasterhöhlen. Aber was zieht sie denn wieder und immer wieder dort hinein trotz tausend Warnungen, trotz der Thränen ihrer Weiber und Kinder und vielleicht trotz ihrer eigenen bessern Ueberzeugung?—Es ist die Macht der Gewohnheit.

II.

Doch diese große Macht der Gewohnheit schließt auch einen großen Segen in sich. Wie das zum Theil schon aus dem Gesagten erhellt, so zeugt unser tägliches Leben von diesem Segen.

Die Gewohnheit hat unserer Arbeit, unserem Beruf das Harte und Schwere genommen und uns gelehrt, Alles mit einer gewissen Leichtigkeit und Lust zu thun; und ist das nicht ein Segen? — Sollte ich z. B. jeden Sonntag zwei Mal mit einem solchen Zittern und Zagen, mit einer solchen Furcht, stecken zu bleiben, auf die Kanzel gehen, wie das das erste Mal der Fall war, so hätte ich entweder das Predigen schon längst aufgeben müssen, oder ich hätte mich nach gerade krank geängstigt. Aber die Gewohnheit war so freundlich, mir diese Angst zu nehmen. So ist's in jedem Beruf.

Wäre der Gelehrte, überhaupt der schreibende und geistig arbeitende Mensch seine Lebensweise, das Sitzen rc., nicht gewöhnt, so hätten wir keine Wissenschaft. Wäre der Arzt nicht die Leiden der Menschheit gewohnt, wir hätten keine ruhige, sichere Helfershand. Ginge der Zahnarzt nicht so kaltblütig mit seiner Zange und mit dem Geschrei der Patienten um, es würden noch mehr Zähne abgebrochen, die eigentlich heraus sollten. Und würde der Arbeiter sich nicht an seine Arbeit gewöhnen können, sein Loos wäre ein unerträgliches.

Doch der volle Ernst, die ganze Tiefe des Segens der Gewohnheit, oder besser der Gewöhnung kommt erst dann zur Geltung, wenn wir ihr Licht auf unsern Kummer und Schmerz fallen lassen.

Wie herbe wüthet der Schmerz Anfangs, wie blutet die frisch geschlagene Wunde. Er scheint sein Opfer niederdrücken, es allmählig verzehren zu wollen. Doch die Zeit gewöhnt an Schmerz und Kummer. Die Wunde vernarbt. Wohl vergißt man die uns Entrissenen nie, wohl zieht eine stille Trauer auch bei späterer Erinnerung an sie durch unser Gemüth, aber ihr ist das Herbe, das Bittere genommen. Wohl weiß ich ferner, daß Gott es ist, der unsern Kummer stillt.

Doch ist nicht die Gewöhnung mit ein Mittel, wodurch er es thut?

Und womit sollte er, der liebreiche Gott, die trösten, die nicht an ihn glauben, bei denen daher der Trost des Evangeliums nicht haftet? Läßt er sie ohne Linderung? O nein! Die Gewöhnung ist bei ihnen das segensreiche Tuch, mit welchem Gott ihre Thränen trocknet.

Fast mehr noch als das männliche scheint mir das weibliche Geschlecht oft den stillen, reichen Segen der Gewöhnung erfahren zu dürfen. Es ist eine traurige Wahrheit, daß das erhoffte Glück von unzähligen weiblichen Personen nicht verwirklicht wird. Tausende und aber Tausende treten jährlich an den Traualtar, vertrauensvoll ihre Hand dem Erwählten gebend, beseelt von den schönsten, berechtigtsten Hoffnungen. Doch sie hatten sich getäuscht in ihrer Wahl. Nicht gar lange, so kommt der Gatte eines Abends heim in berauschtem Zustande. Die ersten Wermuthstropfen fallen in ihren Glücksbecher, aber nicht die letzten. Jeder andere Rausch des Gatten tropft neue hinein. Die Herzen entfremden sich. Armuth und Elend ziehen ein. Trostlosigkeit und das Gefühl der tiefsten Unglückseligkeit bemächtigen sich des armen Weibes. Was ist es aber, das sie im Laufe der Zeit noch zurückhält vom Schlunde der Verzweiflung? Es ist Gottes Hand. Aber er thut es, — wenigstens bei Denen, die ihn noch nicht näher kennen, durch ein unsichtbares Bändchen, durch den „Segen der Gewohnheit.“

Ihren Segen gewährt die Gewohnheit dem Knaben und Jüngling in seinem Streben nach hohen und erhabenen Zielen. „Jung gewohnt, alt gethan.“ Ist er frühe gewöhnt an Fleiß, an Eintheilung der Zeit, an stete Gedankenthätigkeit, an Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, an Treue und Wahrhaftigkeit, an Sittsamkeit, Bescheidenheit und Mäßigkeit, welch' ein Segen das für ihn! Unbehindert kann er sich dann seiner großen Arbeit hingeben; seine Hände sind frei und ungebunden, ja sie sind gestützt und gestählt durch den Segen solch' edler Gewohnheiten; und wie im freien Fluge der Adler der leuchtenden Sonne, so mag er seinem hohen, ihm entgegenstrahlenden Ziele zustreben.

Doch ein Gebiet gibt es, auf dem die Gewohnheit nicht zu Hause ist, einen Kampf, eine Arbeit, worin sie unsere Hände nicht zu üben, einen Lauf, wozu sie unsere Füße nicht zu stählen vermag. Das ist das Gebiet des wahren Christenthums; das ist der Kampf wider die Sünde und alle Feinde unserer Seele; das ist die Arbeit am eigenen Herzen und im Weinberge unseres Gottes; das ist der Lauf nach dem vorgesteckten Ziele, nach dem himmlischen Kleinod.

Diese geistlichen Thätigkeiten lernen wir nie gewohnheitsmäßig verrichten. Sie erfordern die gleiche Sorgfalt, die gleiche Wachsamkeit von der ersten Stunde unseres Christenthums bis zur letzten. Ein Mensch, der ein und dieselbe Arbeit 20, 30 oder 50 Jahre gethan hat, er thut sie schon mechanisch. Ein anderer, der ebenso lange täglich denselben Weg gegangen wäre, er fände ihn schon im Schlafe. Einem Christen aber gilt die Mahnung des Herrn bis zum letzten Momente seiner Erdenwallfahrt, die die Jünger in Gethsemane erhielten; und dieselbe lautet: „Wachet!“ und eine andere Mahnung: „Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.“ Diese höchste, diese edelste Thätigkeit des Menschen allein entzieht sich dem Gewohnheitsmäßigen. Sie erfordert unsere volle Kraft und Energie.

Kann man nun wohl den Segen berechnen, der daraus entspringt, wenn auch für diesen unsern ersten und höchsten, für diesen geistlichen Beruf unsere Hände ungebunden sind, d. h. wenn wir frei sind von allen Lastern und übeln Gewohnheiten? Haben wir's doch schon oft bemerkt, wie die alten schlechten Gewohnheiten, wie die frühere Unmäßigkeit, der Leichtsinn oder die Unsittlichkeit schon manchem Läufer nach dem himmlischen Kleinod wie Netze auf seinem Wege waren, in die sein Fuß sich täglich zu verwickeln drohte. Groß dagegen ist die Hülfe für ihn, wenn er schon von Jeher gewohnt war an's Gebet, an den Kirchenbesuch, an eine religiöse Denk- und Handlungsweise u. s. w. Solche edeln Gewohnheiten sind wie freundliche Hände, die ihm manchen Stein des Anstoßes aus dem Wege werfen.

Scheint uns dieser Umstand nicht zuzurufen: „Siehe, achte auf deine Gewohnheiten!?“ Jawohl! Angesichts unserer vielen irdischen Aufgaben und Pflichten, Angesichts unseres zeitlichen Glückes und Wohlergehens, Angesichts des Glückes der theuren Personen, deren Leben vielleicht mit dem unsrigen zusammengeknüpft sein und werden mag, Angesichts ferner unseres geistlichen Berufes, unserer himmlischen Aufgabe: Gott unsere Herzen zu heiligen und ihn zu verherrlichen, ja Angesichts unserer ewigen Seligkeit lasset uns achten auf unsere Gewohnheiten,—lasset uns darauf sehen, daß die Macht der Gewohnheit für uns sich wandle zum — Segen.

Tausend Inseln im St. Lorenzstrom.

Für Haus und Herd von A. Flammann.

Auf der ganzen Erde gibt es Nichts, welches der erhabenen Schönheit der „Tausend Inseln“ gleichkäme,“ sagte der durch seine Vorlesungen so wohlbekannte Redner und Forscher, Joseph Cook, unlängst, nachdem er gerade von einer Reise um die Welt zurückgekehrt war.

Und ein Anderer, der viel gereist ist, schreibt von den „Tausend Inseln“: „Nachdem ich den Ocean verschiedene Male durchkreuzt habe, ist Europa mit seinen Seen und Flüssen, Bergen und Thälern mir sehr bekannt geworden. Aber nach Jahre langem Reisen in unserm eigenen Lande, wie in andern Ländern der Erde, nachdem ich ihre Pracht und Herrlichkeit gesehen, habe ich Nichts gefunden, welches die vollkommene Schönheit der „Tausend Inseln“ über-

trifft. Weder Luzern noch Lugano kann sich vergleichen mit dieser lieblichen Gruppe von siebenzehn Tausend Inseln, welche wie Edelsteine auf dem Busen dieses crystallhellen Wassers glänzen."

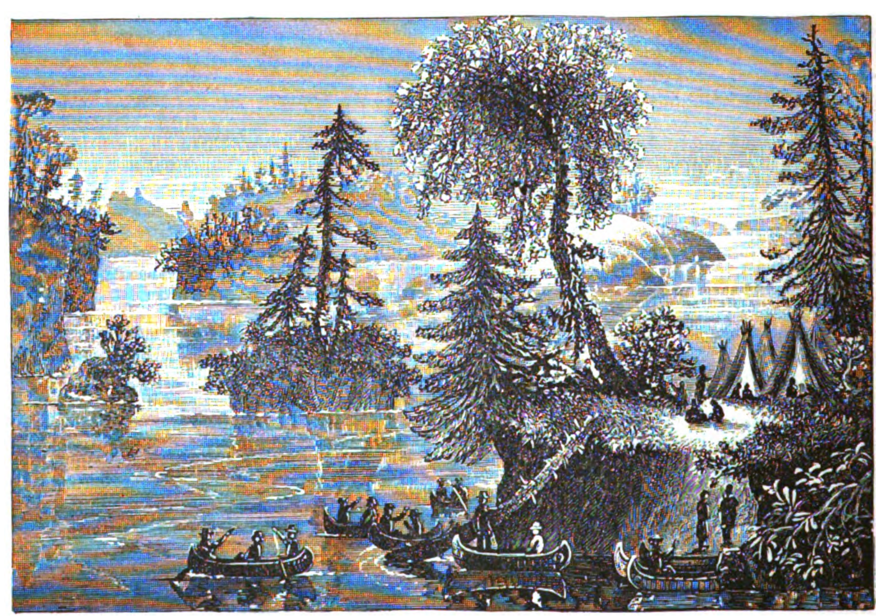
„Wo sind denn die 'Tausend Inseln'?" höre ich einen meiner Leser fragen.

Nun, sie sind gar nicht weit von uns entfernt. Nicht in einem andern Welttheile, so daß man eine kostspielige, lange Reise zu Wasser und zu Land, mit mancherlei Beschwerden verbunden, machen müßte, um dahin zu gelangen. Sie gehören zum Theil zu unserm eigenen Lande. Und weil so Viele, die Erholung bedürfen und suchen, nicht über die Mittel oder die Zeit zu verfügen haben, weite, überseeische Reisen zu machen, so mögen sie es einrichten können, wie nach andern Erholungsplätzen, so auch einmal eine Reise nach den „Tausend Inseln" zu machen. Auch hier findet das Wort Anwendung:

„Warum in der Ferne schweifen,
Wenn das Gute liegt so nah!"

Hoch oben an der nordöstlichen Grenze der Vereinigten Staaten bildet für eine lange Strecke der große St. Lorenzstrom die Scheidelinie zwischen unserem Lande und den brittischen Besitzungen. Entspringend im nördlichen Theile des Staates Minnesota, nimmt er seinen Lauf unter verschiedenen Namen und verbindet unsere berühmten großen Inlandseen Superior, Huron, Erie und Ontario mit einander.

Nicht allein ist der St. Lorenz ein großer, sondern auch ein sehr eigenthümlicher Strom. Ueber 2000 Meilen lang, hat er einen Fall von durchschnittlich mehr als sechs Zoll per Meile, was die Schifffahrt auf einzelnen Strecken des Stromes sehr erschwert, ja zum Theil ganz unmöglich macht. Da ist zum Beispiel die Strecke zwischen dem Erie- und Ontario-See, wo er unter dem Namen Niagara Fluß bekannt ist, und wo er auf einer Länge von 35 Meilen einen Fall von 350 Fuß, also durchschnittlich gerade 10 Fuß per Meile hat. Nicht weit von seinem Einflusse in den Ontario See bildet der Strom auf dieser Strecke die weltbekannten Niagara-Fälle, woselbst er mit einem Mal etwa 150 Fuß unter großem Getöse in die jähe Tiefe hinabstürzt.



Eine Inselgruppe im St. Lorenz.

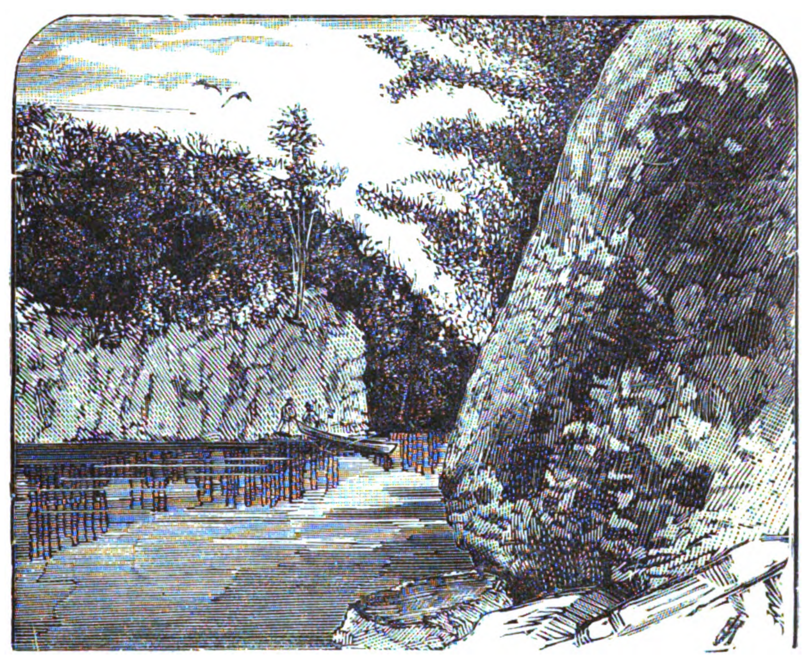
In seinem oberen Laufe ist der St. Lorenzstrom an manchen Stellen viele Meilen breit, während weiter unten, und besonders nahe seiner Mündung in die St. Lorenz Bai, das Strombett manchmal sehr eng und schmal ist. Ebenfalls ist auch die Tiefe des Stromes sehr unregelmäßig und verschieden.

Gerade da, wo er aus dem Ontario See heraustritt und von wo aus er dann unter dem bestimmten Namen St. Lorenzstrom dem Ocean entgegenfließt, gerade da befinden sich die „Tausend Inseln."

An dieser Stelle ist der St. Lorenz etwa zehn Meilen breit; und diese schöne Inselgruppe erstreckt sich über diese ganze Breite vom amerikanischen bis zum canadischen Ufer, bis zu einer

Entfernung von über vierzig Meilen stromabwärts.

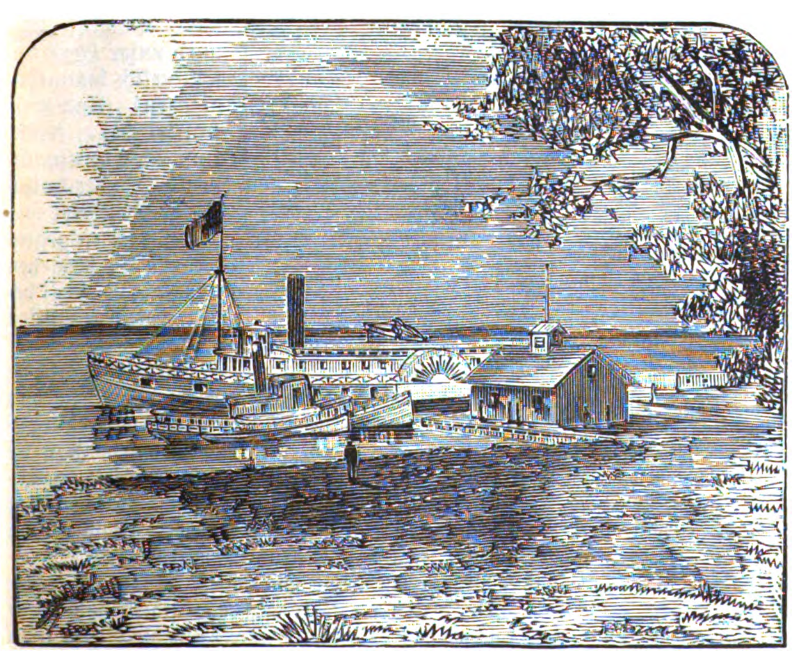
Es muß von vornherein verstanden werden, daß die Zahl dieser Inseln sich keineswegs auf eintausend beschränkt, und daß der Name „Tausend Inseln" nur ein unbestimmter Begriff ist. Thatsächliche Zählung hat ergeben, daß sich im Ganzen auf dieser Strecke 1692 große und kleine Inseln befinden.



Der Insel = See.

Nirgends bietet die Natur eine größere Mannigfaltigkeit und erhabenere Schönheit als in diesem Labyrinthe von Land und Wasser, Felsen und Bäumen, Gebüsch und Blumen. Der erholungsuchende, müde Städtler findet hier Ruhe und Genuß in der Zurückgezogenheit von dem Lärm und Treiben des Lebens. Dem Bewunderer der großen Werke Gottes in der Natur zeigt sich hier eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit, daß er Wochen und Monate lang sich daran erbauen und ergötzen kann.

Natürlich sind diese Inseln sehr verschieden. Hier gibt es große Inseln und kleine Inselchen aller Art und Form. Einzelne haben einen Meilen weiten Flächenraum, andere dagegen sind nur wenige Fuß groß. Manche zeigen den herrlichsten Baum- und Pflanzenwuchs, während andere ihre ganz nackten und kahlen Köpfe aus der großen Wassermasse hervorstrecken. Die Oberfläche vieler derselben besteht aus Sand oder Erde, während viele wiederum nur eine mehr oder minder feste Felsformation bilden. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit und Verschieden-



Landungsplatz am „Tausend Inseln-Park."

heit ist es, die uns immer auf's Neue fesselt und interessirt, während wir auf den weiten und schmalen Wasserstraßen zwischen den Inseln dahinfahren und gelegentlich einer oder der andern derselben einen kurzen Besuch abstatten.

Mit Recht hat man oft die Tausend Inseln „das Venedig Amerika's" genannt. Ohne Boot geht es nicht. Gewöhnlich ist die Entfernung zu weit oder das Wasser ist zu tief, als daß man von einer Insel zur andern gelangen könnte, ohne ein Schiff zu benutzen. Und Fahrzeuge aller Art gibt es ja die Menge.

Hier sind die großen Dampfschiffe, welche regelmäßige Fahrten machen vom Landungsplatze am Ufer nach verschiedenen Inseln. Sie sind auf's Bequemste eingerichtet und haben genügend Raum für mehrere Passagiere. Dort wiederum liegen niedliche kleine Yachten, die theils Privatpersonen gehören, theils für einen mäßigen Preis zu vermiethen sind. Und drüben sind allerlei Segel- und Ruderboote bis zum leichten Canoe herab.



Ansicht von der Friedrich-Insel.

Da es stellenweise in Folge der Stromschnellen, Klippen und Sandbänke für den in diesen Wasserstraßen Unkundigen gefährlich ist, so engagirt man besser einen Mann, der mit geübter Hand uns sicher von einem Platze zum andern fährt. Auch ist Gefahr da, daß, wenn wir nicht genau bekannt sind mit der Gegend, wir uns von unserer Entzückung hinreißen lassen, bis wir so weit in diese Inselwelt uns hinein verirrt haben, daß wir den rechten Weg nicht mehr finden können.

Wer sich mit Fischfang vergnügen will, der hat hier die beste Gelegenheit. Selbst der Neuling im Fischen wird nicht ganz erfolglos einen Versuch machen. Hier gibt's große und kleine Fische aller Art. Man muß natürlich die Plätze suchen und die verschiedenen Methoden des Fischens kennen, um eine recht große Beute heimzubringen.

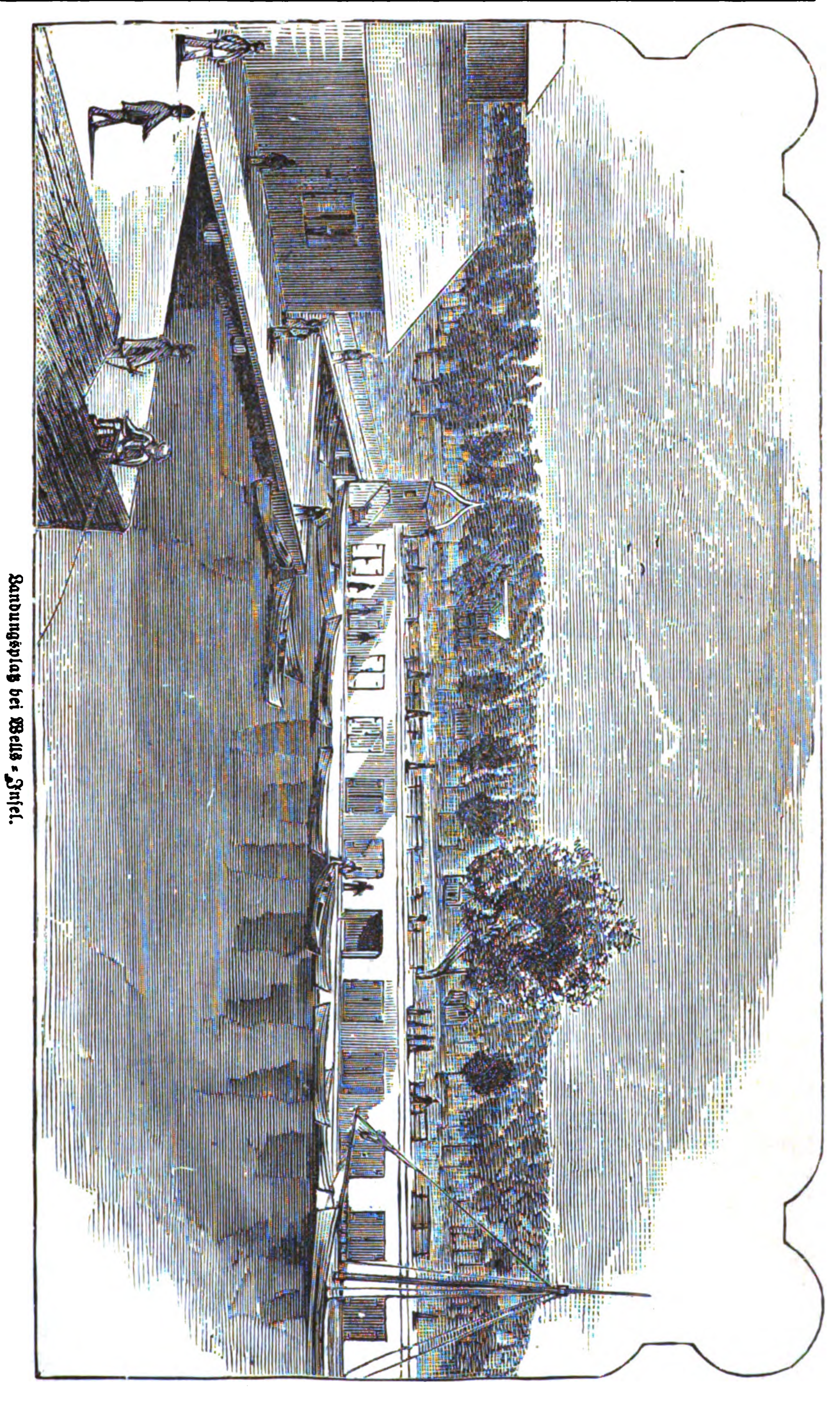
Von größtem Interesse ist es für den Naturforscher, wahrzunehmen, wie im Wasser und auf dem Grunde überall Leben sich zeigt, sowohl animalisches wie vegetabilisches Leben. Das Wasser ist crystallhell und durchsichtig, so daß wir von unserm Boote aus beobachten können, wie dort unten in der Tiefe Alles lebt und webt.

Oder ziehen wir vor, an einer Insel anzulegen und in dem Schatten der Bäume uns niederzusetzen? Welche Stille hier überall um uns her! Welch' herrliche Gelegenheit bietet sich uns, Betrachtungen anzustellen über die Größe, Weisheit und Liebe des Schöpfers aller Dinge! Wie wird unser Herz unwillkürlich himmelan gezogen! Und diese kräftigende, frische Luft, die wir einathmen! Dieser balsamische Duft, der uns überall entgegenweht! Da vergehen die Tage nur zu schnell, so daß wir es fast bedauern, wenn wir uns wieder trennen müssen von diesem lieblichen, stillen Platze.

Kein Wunder, daß diese wild-romantische Gegend mit ihren herrlichen Jagdgründen und ihren fischreichen Gewässern von den Ureinwohnern unseres Landes so geschätzt wurde, daß sie dieselbe den „Garten des großen Geistes" nannten, und daß sie sich nur nach verzweifelten Kämpfen mit den eingewanderten Weißen von dieser lieblichen Gegend trennen konnten.

Obgleich dieser Theil des St. Lorenz schon vor mehr als 350 Jahren entdeckt wurde, so vergingen doch viele Jahre, bis die Weißen sich in dieser Gegend ansiedelten. Noch viel länger

dauerte es bis man die Naturschönheiten dieser Inselgruppe recht schätzen lernte und Gebrauch davon machte. Manche der Inseln sind jetzt bebaut und während der Sommermonate bewohnt. Viele derselben, mit den darauf errichteten prächtigen Villas, ausgestattet mit allem Luxus und allen Bequemlichkeiten, sind das Eigenthum der Reichen. Andere Inseln sind von Gesellschaften erworben, welche durch den Betrieb von Hotels oder durch den Verkauf von Bauplätzen sich dadurch bereichern.



Landungsplatz bei Wells-Insel.

Doch ist es, Gott sei Dank, nicht allein leibliche Erholung, die den hier weilenden Besuchern geboten wird. Einige Zweige der christlichen Kirche benutzen schon seit längeren Jahren die Vortheile, die diese Gegend bietet, um auch hier für den Herrn zu wirken. Unter diesen nimmt gegenwärtig die „Tausend Inseln-Lagerversammlungs-Gesellschaft" den ersten Platz ein. Der Platz, bekannt als „Tausend Inseln-Park," ist gelegen auf Wells Insel, einer der größten und schönsten Inseln dieser Gruppe.

Hier werden während der Sommermonate religiöse Versammlungen aller Art gehalten. Sonntagschul- und Mäßigkeits-Conventionen, wissenschaftliche Versammlungen und Lagerversammlungen wechseln mit einander ab. Die

Gesellschaft steht in Verbindung mit der Methodistenkirche. Der Park umfaßt volle tausend Acker Land. Viele schöne Gebäude für den allgemeinen Gebrauch sowohl als auch viele größere und kleinere Privatwohnungen sind errichtet worden.

Jedes Jahr benützen viele Tausende der Glieder der Kirche und Andere diese schöne Gelegenheit, hier leiblich und geistlich erquickt und gestärkt zu werden.

Und wir freuen uns, daß solch liebliche Plätze auf Erden in Anspruch genommen werden von der Kirche Christi zur Betreibung des Werkes Gottes, so daß man von ihnen mit Recht und in Wahrheit erfahren und sagen kann: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts Anderes, denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels!"

Die deutsche Sprache und die Reformation.

Für Haus und Herd von Theodor Odinga.

Seit der Einführung des Christenthums hatte die deutsche Sprache manche Wandlung durchlebt; die wichtigste dieser Wandlungen ist der Uebergang des Altdeutschen in das Mitteldeutsche. Unter Letzterem haben wir aber nicht etwa eine große, das ganze Deutschland umfassende Schriftsprache zu verstehen; durchaus nicht, wir unterscheiden auch hier mittelhochdeutsch und mittelniederdeutsch, mit ihren verschiedenen dialektischen Abstufungen. Freilich faßt man die großen Gruppen der Minnesänger, wie Reinmar, Walther von der Vogelweide, Nithart, Tannhäuser und der Epiker, wie Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue 2c., als mittelhochdeutsche Dichter zusammen, indessen schreibt doch jeder in seinem Dialekt, er gebraucht die seinem Volksstamm eigenthümlichen Wendungen und Redensarten. Die Zeit der genannten Dichter, ca. 1100—1250 nach Christo, können wir als die Blüthezeit mittelalterlicher Poesie und Dichtkunst bezeichnen; nach 1250 tritt eine Art Verfall ein, das Epigonenthum beginnt seine Herrschaft. Das einfache und natürliche — und eben darum schöne — der Minnesänger wird von diesen noch zu übertreffen gesucht; da sie keine neue Weisen finden können, modeln sie an den alten herum und ihre Dichtungen werden gekünstelt und daher geschmacklos und unschön. Das volksliedmäßige, daß immer das Schönste ist, schwindet. —

Zu gleicher Zeit fangen die Bürger an, sich mit der Dichtkunst zu beschäftigen, und die Ritter und Geistlichen, die bis daher fast ausschließlich dichteten, zu verdrängen, überall, in ganz Deutschland, entstehen die Schulen der Meistersinger, deren bekanntester Vertreter Hans Sachs ist. —

Mit den Meistersingern nähern wir uns dem Ausgange des 15. Jahrhunderts und haben hier eine Bewegung zu betrachten, die als besondere Förderin der deutschen Sprache zu betrachten ist: den Humanismus. Viele sprechen dem Humanismus jegliche Bedeutung für die deutsche Literatur ab und halten ihn sogar für antinational. Dies ist indessen keineswegs der Fall, im Gegentheil verhilft er gerade durch sein Hochhalten des Lateinischen der deutschen Sprache zum Siege. So widerspruchsvoll dieser Satz auch klingen mag, er ist wahr. Es ist kein Zweifel, daß Luther bei den Humanisten in die Schule gegangen ist. — Die deutschen Humanisten treten von vornherein mit nationalen Ansprüchen auf und dies nationale Streben rief das scheinbar antinationale hervor: es war das Streben, das Deutschthum vom Vorwurfe des Barbarenthums zu reinigen. Und das war unseren Gelehrten der damaligen Zeit nur dadurch möglich, daß sie lateinisch schrieben, da sonst ihr Ruf und ihre Mühe umsonst gewesen wäre. Sie mußten die Sprache wählen, in der die gelehrte Welt damaliger Zeit aus allen Nationen sich unterhielt, und diese Sprache war das Lateinische. Hierin haben sie auch geleistet, was sie zu leisten vermochten, und sie riefen eine große Bewegung hervor. Einer ihrer bedeutendsten Vertreter, der bekannte Ulrich von Hutten, eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes, war der erste der Humanisten, der in deutscher Sprache schrieb. Er gab die meisten seiner Schriften lateinisch und deutsch heraus: lateinisch für die Gelehrten, die nicht deutsch verstanden; deutsch für das Volk, um es über die brennenden Fragen der Zeit aufzuklären.

Wir betreten nun, nachdem wir kurz die Vorläufe betrachtet haben, das eigentliche Gebiet unseres Themas und betrachten die deutsche Sprache und die Reformation. Zuerst fassen wir die verschiedenen Flugschriften Luther's in's Auge. Auch diese sind bedeutend für die Entwickelung der Sprache: sie gelangten in viel tausend Exemplaren unter das Volk, ebenso wie sein Katechismus und seine Bibel-Erklärungen. Doch verschwinden alle diese kleinen Schriften ganz vor dem großen Meisterwerk Luther's, seiner Bibelübersetzung.

Es ist eine durchaus falsche — wiewohl viel verbreitete — Ansicht, als ob Luther's Ueber-

setzung die erste war: es existirten schon lange vor Luther verschiedene Uebersetzungen einzelner Theile, eine Uebersetzung des Psalters, der Schriften des neuen Testamentes u. s. w., aber alle diese Uebersetzungen enthielten nur Theile der Bibel und waren nicht im reinsten Deutsch geschrieben. Luther's Verdienst bei seiner Bibelübersetzung für die deutsche Sprache beruht vor Allem darauf, daß sie in mustergültigem Deutsch geschrieben und sämmtliche Theile der Bibel umfaßte. Luther hat bei seiner Uebersetzung bekanntlich die sächsische Kanzleisprache gebraucht und hierbei doch zugleich alle Ausdrücke vermieden, die für andere Volksstämme vielleicht schwer verständlich waren. Die ganze Bibel erschien zuerst 1534 unter dem Titel: „Biblia, d. i. die gantze heilige Schrifft Deudsch. Martin Luther Wittenberg, Hs. Lufft 1534." in sechs Bänden; — dann folgten Ausgaben von 1535, 1536, 1539 und 1540. — Und seitdem erschien die Bibel in unzähligen Auflagen.

Bedeutend für die Sprache ist ferner Luther's Thätigkeit für die Schulen. Schon die Humanisten hatten eine Schul-Reform angebahnt, Luther griff thätig ein und reformirte auch im Schulwesen gründlich. Damals war die Schulpflege ganz mit dem religiösen Leben verbunden; die meisten Schulen lagen in den Händen von Theologen. Luther sorgte in Sachsen dafür, daß solche Lehrerstellen mit gutgeschulten, tüchtigen Männern besetzt werden; und glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß auch der Umstand viel zur Verbreitung der Sprache, die in der deutschen Bibel gegeben war, beitrug und sie, — ohne daß es damals eines Regierungserlasses bedurfte, wie es heute der Fall wäre — zur allgemein anerkannten machte.

Und seitdem hat sich die deutsche Sprache fortentwickelt bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe. Wir haben das, was Luther noch nicht hatte, wozu er erst den Grund legte, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, eine allgemeine deutsche Schriftsprache. Daneben aber — und das erwähne ich mit Freuden — blühen die verschiedenen Dialekte fort als die Blumen und Blüthen des großen Gartens unserer Sprache. Freilich giebt es Viele, die lächeln mitleidsvoll, wenn ein Schwob', wie sie den biedern Süddeutschen nennen, sein gut Schwöbisch spricht, oder wenn der Sachse sein „gemiedliches" Sächsisch redet, sie bespötteln den Schweizer, wenn er in Schwyzerdütsch seiner Sehnsucht nach den heimathlichen Bergen Luft macht, oder den biedern Niederdeutschen oder Friesen, wenn er in heimathlichen Lauten sich nach dem Meeresstrande sehnt; laß dich nicht irre machen, rede munter und vergnügt im heimathlichen Dialekt, schreib aber fein hochdeutsch, und wisse, daß die verschiedenen heutigen Dialekte dem Gelehrten viel bieten zur Erklärung alter Formen und alter Worte, die er ohne das oft nicht erklären könnte und die ihm sonst noch mehr Kopfzerbrechen verursachen würden, als es so schon der Fall ist.

Absichtlichkeit.

Es ist doch eine dehmüthigende Wahrheit für uns Eltern und Lehrer, daß die besten und nachhaltigsten Samenkörner unserer Erziehung unabsichtlich in die Herzen unserer Pflegebefohlenen gefallen sind, gerade in Momenten, da wir es nicht beabsichtigten, ja nicht ahnten, während dagegen, wenn wir meinten, einen recht klugen Staatsstreich ausgeführt zu haben, dasselbe für die gemüthliche Entwicklung des Kindes durchaus spurlos vorüberging, oder vielleicht gar das Gegentheil wirkte.

Ja, wir glauben, daß Unabsichtlichkeit im Benehmen, in Mienen, mit einem Worte, eben das stille Dasein der Persönlichkeit des Erziehers viel mehr thut, als die Ermahnungen und Worte. Die Jugend hat ein scharfes Auge auf die kleinsten Dinge ihrer Vorgesetzten und ein Mißton zwischen Wort und Wandel enttäuscht bitter das Gemüth des Kindes. Es ist daher ein nicht zu fassender Unsinn, einer gewissen gegenwärtig sich breitmachenden Schule, auch ohne den Glauben an einen persönlichen Gott mit dem Kinde zu beten, da das Gebet eine sittlich stärkende Kraft an sich besitze. Diese Absichtlichkeit beim Gebete mit dem Kinde wird bald genug entdeckt, zum wenigsten vom Kinde herausgefühlt sein und es wird entweder am Gebet, oder im glücklicheren Falle am Erzieher, der mit seinem Heiligthum spielt, einen Ekel bekommen.

Religion im Munde eines religionslosen Lehrers oder Vaters ist die gemeinste Verachtung der Jugend, ungefähr wie Zucht von einem zuchtlosen Lehrer und Vater nur der Faustschlag des Stärkeren gegen den Schwächeren ist. So schlägt die absichtliche Weisheit solcher Leute, die keine sie selbst erziehende, heiligende und durchleuchtende Grundsätze haben, in die hohlste und bodenloseste Thorheit und Geschmacklosigkeit um.

Ein von sittlichen und religiösen Grundsätzen getragener und durchdrungener Lehrer verhält sich zu seinen Kindern, wie eine Henne zu ihren

Küchlein. Wo er außer der Schule in ihrer Nähe erscheint, da sammeln sie sich gleich näher um ihn, und wenn er kaum zehn Worte gesprochen, so bilden sie schon einen engen Kreis um ihn und lauschen auf jedes derselben. Alles ist schön und interessant am Lehrer; keine Bewegung, kein Mienenspiel, keine Stellung entgeht ihnen, Alles wirkt auf sie. Wie die Küchlein bei der Henne, so fühlen sie sich Alle wohl in des Lehrers Nähe. Still und geistig — keusch und doch mächtig wirkt sein Dasein auf sie ein. So entsteht schließlich ein ziemlich richtiges Bild in der Seele des Schülers vom Lehrer, ein Bild, daß viel tiefer erfaßt ist, als ein Erwachsener es erfaßt hat; und uns würde es nicht gleichgültig sein, was die Mehrzahl unserer Schüler von uns denken und sagen; das ist meist zutreffender als das, was der Schul-Inspektor sagt.

Wenn die Menschheit doch nur einmal zur Einsicht käme, daß man das, was man ist, auch wirkt, daß Ursache und Wirkung einander entsprechen und oft genau entsprechen. Ein ganzer Mann macht einen ganzen Eindruck und ein halber macht eben einen halben Eindruck. Und so ist's beim Lehr- und Hausvater-Amt. Ein hohler Lehrer macht einen hohlen Eindruck, magst meinetwegen sagen einen Eindruck der Hohlheit, und ein eitler, geckiger und haltloser Lehrer hinterläßt in den Seelen seiner Schüler eben das Bild der Eitelkeit und Haltlosigkeit, und mag er sie hundertmal des Gegentheils überzeugen wollen; wie eben im Gegentheil ein sittlich reiner charakterfester Mann den Eindruck und die Einsicht des sittlich reinen charakterfesten Wesens macht; und dessen Schüler bekommen einen besseren Begriff sittlicher Reinheit und Festigkeit, als die beste Katechese ihnen beizubringen vermag.

„Nichts," sagt ein Weiser, „erzieht besser, als die Gegenwart eines trefflichen Menschen, er braucht nicht zu doziren und zu predigen, sein stilles Dasein ist eine Sonne, die wärmt und leuchtet." O Lehrer, o Väter, schlagen wir an die Brust! Merken wir uns, was wir vor den Augen Gottes sind, das säen wir.

So läge denn zuletzt das Geheimniß der Erziehung in unserer Gesinnung und der innersten Art unseres Seins.

Chr. Tischhauser.

Auf und Nieder.

Eine Lebensgeschichte aus Amerika. Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

II.

Es war ein weiter Weg zu Frau Murray's Hause, ein weiterer, als Paul geglaubt hatte, dennoch flößte es ihm ein halbes Bedauern ein, als er bei einem Vergleich der weithin scheinenden Hausnummern mit der Adresse auf der Visitenkarte, die er empfangen, sah, daß er sein Ziel bald erreicht hatte.

Er hatte wohl selten einen längeren Spaziergang zu dieser Tageszeit gemacht. Die kurzen Mittagsstunden und die Sonntage waren seine einzige freie Zeit, deßhalb hatte er die volle Schönheit eines Frühlings-Nachmittags noch nicht im Freien genossen. Nun war ihm jeder Schritt ein Vergnügen. Es war ein köstlicher Tag; — einer jener frühen Lenztage, welche selbst der Stadt den Heiligenschein eines milden Glanzes geben, der alles Unschöne ausschließt.

„Ich freue mich," dachte er, „daß der Himmel so klar ist, obwohl ich weiß, daß Wolken kommen werden."

Er stand vor Frau Murray's Hause, das einem Palaste glich. Das Oeffnen der Thür, der Klang seiner Stimme, als er nach Frau Murray fragte und dem Diener seine Karte gab, und der Blick desselben, der sogleich den abgetragenen Rock, die geflickten Stiefel und gestopften Handschuhe zu bemerken schien, die Frau Forbes für regelrecht erklärt hatte, rief Paul etwas unangenehm in die Gegenwart zurück.

Aber der Einfluß alles dessen was er geschaut und was seine Seele mit liebreicher Bereitwilligkeit in sich aufgenommen; — der blaue Himmel, die knospenden Bäume und sprossenden Grashalme — hatten ihre Wirkung auf Paul nicht verfehlt. Er war gleichsam gestählt und in der rechten Stimmung, Alles freundlich aufzunehmen und sich durch Nichts stören zu lassen.

Paul glaubte einen Blick in ein Zauberland zu thun, als er dem leise auftretenden Diener durch die lange Halle folgte und Blicke in die zu beiden Seiten geöffneten Zimmer fallen ließ, die ihm eine Ausstattung zeigten, von deren Pracht er nie auch nur geträumt hatte. Das gemilderte Licht, daß durch die reichen Vorhänge fiel, der süße Duft von Blumen, der Gesang von Vögeln in vergoldeten Käfigen, erhöhte den magischen Reiz. Ja, es war eine Welt, welche keine Aehnlichkeit mit jener hatte, in der er lebte und arbeitete. Aber er wußte, daß er nur um eine Straßenecke zu biegen brauchte, um aus dem Bereiche dieser Schönheit, dieser Pracht und dieses Glanzes zu sein, und elende, dunkle, traurige Häuser zu finden, in welchen arme, kranke Leute kümmerlich lebten und litten und starben, in deren armseliges Dasein kaum je eine Blume gekommen und ein Vogel gesungen hatte.

Dieser Vergleich war ihm unvermuthet gekommen; er zitterte vor Angst. Konnte die alte, zweifelvolle Frage: „Ist Gott ein Gott der Liebe?" in seine Seele zurückkehren? —

Frau Murray war eine zarte, bleiche Dame, die eine weiche Stimme hatte und leise sprach; eine jener feinen Erscheinungen, welche wir nur in den Häusern der Vornehmen und Reichen finden. Alles, was sie umgab, von den seidenen Hausschuhen und den schweren Falten ihres hellgrauen Seidenkleides — das viel zu kostbar war, um zu rauschen — und den blaßrothen Bändern, welche durch das ächte Spitzengewebe ihres Häubchens schimmerten, paßte zu der graziösen Anmuth ihrer Bewegungen und bildete jenen Reiz, der eben so unerklärbar ist, wie der Duft der Blumen.

Sie erhob sich von ihrem Sitze, als Paul eintrat und bot ihm die Hand mit jener namenlosen Anmuth, welche das Eigenthumsrecht vollendeter Herzensbildung ist, die sich durch Geld und Pracht und Glanz niemals erwerben läßt. Wir Alle wissen das und wir erfahren es immer von Neuem, wenn sie uns ohne die Umgebung schöner Kleider und Perlen und Juwelen entgegen tritt. So stand auch Paul vor Frau Murray — ein wahrer gentleman in seiner Art und Weise und trotz seiner Armuth und Niedrigkeit; ein gentleman durch die Reinheit seines Denkens und Thuns, die tiefe Wahrheit seines Empfindens und die Bildung seines Herzens und Gemüths, mit eben dem Recht, mit welchem sie, die reiche, an allen Luxus des Lebens gewöhnte Frau eine lady war.

„Bitte, setzen Sie sich, Herr Foster," sagte sie freundlich, indem sie sich in den rothen Plüsch-Armsessel niederließ, dessen purpurne Färbung die Anmuth ihrer Figur noch mehr hervortreten ließ. Obwohl sie Paul nicht zu beobachten schien, entging ihr in Wirklichkeit doch keine seiner Bewegungen, als sie nun eine Unterhaltung über Kunst, Musik und Poesie einleitete. Paul hörte ihr wie verzaubert zu. Was sie sagte, war ihm nicht neu, aber wie sie es sagte, das entzückte ihn. Er glaubte einen reizenden Vogel singen zu hören, und wenn dem melodischen Tonfall auch vielleicht die tieferen Noten fehlten, welche dem vollen Klang Halt geben, so war das Ganze doch wunderbar süß und entzückend.

Die Kunst bildete den Uebergang zu dem eigentlichen Zwecke von Paul's Besuch.

„Es ist so freundlich von Ihnen, Herr Foster," sagte sie, „daß Sie sich der Mühe unterziehen wollen, meine Tochter zu unterrichten."

Paul war verwirrt. „Freundlich von Ihnen." Er fand es freundlich und gütig von Frau Murray, daß sie ihm den Unterricht ihrer Tochter anvertraute und er sprach das auch aus; aber sie schüttelte beharrlich das Haupt in jener besondern Weise, welche das Privilegium feiner, an Geselligkeit gewöhnter Damen ist und ließ es nicht zu, daß er ihr seinen Dank aussprechen durfte. Dann wurden die Stunden festgesetzt, das Honorar nur leicht berührt und Alles verabredet.

„Es wird gut gehen, ich zweifle nicht daran, Herr Foster," sagte Frau Murray. „Sie erlauben uns also, Sie nächsten Montag, elf Uhr, erwarten zu dürfen. Meine Tochter, Fräulein Agnes, wird sich freuen, Sie zu sehen. Wenn Sie nun," fuhr die Dame fort, „noch eine Stunde von Ihrer kostbaren Zeit zur Verfügung haben, — was ich nicht recht weiß, da Sie so beschäftigt sind, die reizenden kleinen Skizzen zu entwerfen, welche die Wonne der müssigen Leute sind —, dann möchte ich Sie bitten, sich einmal unsere Gemäldegalerie anzusehen. Darf ich Sie bitten, die Glocke zu ziehen?"

Paul erhob sich wie im Traume. Instinktmäßig folgte er der Anweisung, welche ihm die Augen der Dame gaben; aber er wagte es kaum, die kostbare Schnur, welche von Gold und Purpurseide gedreht war, zu berühren. Der alte Diener erschien sogleich mit einer tiefen Verbeugung.

„Führen Sie Herrn Foster in die Gemäldegalerie, Benjamin," sagte Frau Murray. „Ich denke," fügte sie lächelnd zu Paul hinzu, „Sie werden das Alleinsein meiner Begleitung vorziehen; die Gemälde werden Ihnen die angenehmste Gesellschaft sein." Sie reichte ihm wieder die weiße, mit Juwelen geschmückte Hand zum Abschiede, bat ihn, die Verabredung für nächsten Montag elf Uhr nicht zu vergessen, und — seine Unterredung mit der vornehmen Dame hatte ihr Ende erreicht.

Sie hatte recht, er vermißte keine Gesellschaft, als er zwischen den Gemälden hin und her ging und eine Stunde verlebte, die nicht genußreicher hätte sein können.

Die Tage, welche zwischen seinem Besuch und dem Montage lagen, an welchem Paul Fräulein Murray die erste Unterrichtsstunde ertheilen sollte, gingen schnell vorüber. Als er die breiten Sandsteinstufen hinaufschritt, die zu dem Hause führten und dem alten Benjamin durch die große Vorhalle folgte, vermochte er kaum zu glauben, daß eine Woche vergangen war, seit er hier gewesen. Er wurde in dasselbe Zimmer geführt, wie damals, so fand er auch jetzt Frau Murray, welche sich mit der ihm schon bekannten Freundlichkeit und Anmuth von ihrem Sitze erhob, um ihn zu begrüßen.

Nach einer kurzen Unterhaltung bat sie Paul, ihr in das Bibliothekzimmer zu folgen.

„Meine Tochter erwartet uns dort," sagte sie.

Paul mochte es sich selbst nicht gestehen, wie sehr er sich vor der Begegnung mit Fräulein Murray fürchtete. Mit halbem Widerstreben folgte er ihrer Mutter, die voranging. Es war ihm etwas so Neues, so Ungewohntes, mit Damen verkehren zu sollen. Er hatte die Bewohner und Bewohnerinnen dieser Prachtgebäude an der Alleestraße für so sonnige, feenhafte Erscheinungen gehalten, daß er es kaum gewagt aus ehrerbietiger Ferne zu ihnen empor zu schauen, wenn sie in ihren glänzenden Equipagen durch die Straßen gefahren und hier und dort vor einem Putzladen ausgestiegen waren, dessen Schaufenster die Produkte der Feenwelt ausgehängt hatten. Nun sollte er in so nahe Berührung zu einigen derselben treten! Er vergaß es keinen Augenblick, daß Fräulein Murray nur ihren Zeichenlehrer in ihm sah, dennoch hatte er den ganzen Morgen mit peinlicher Aufregung an seinen schäbigen Rock und an seine unfeinen Manieren gedacht.

Aber das Fräulein half ihm über seine Verlegenheit weg, indem sie ihn freundlich begrüßte und theilnahmsvoll ansah.

Der Unterricht nahm seinen Anfang. Es wurden nur wenige Worte zwischen Lehrer und Schülerin gewechselt, und auch Frau Murray, welche lesend in der Fensternische saß, blickte nur zuweilen von ihrem Buche auf, um eine unbedeutende Bemerkung zu machen.

Paul entdeckte schon in dieser ersten Stunde, daß sich Agnes Murray nicht nur in der äußern Erscheinung, sondern auch im Charakter wesentlich von ihrer Mutter unterschied, aber sie besaß denselben feinen Takt und dasselbe demuthsvolle Wesen, welches es Armen und Reichen, und Vornehmen und Geringen, leicht machte, mit ihr zu verkehren, obwohl sie nicht viel sprach und fast zurückhaltend war. Nach Beendigung der Unterrichtsstunde grüßte sie Paul freundlich und sagte leise: „Sie wollen so gütig sein, Mittwoch wieder zu kommen, Herr Foster?"

Er ging zurück nach Herrn Gilbert's Etablissement,

in welchem er noch immer sein kleines Arbeitszimmer hatte; und als er durch die Straßen schritt, in welchen sich die Menschen drängten, und die Wagen hin und her fuhren, fragte er sich immer und immer wieder: „Wem gleicht sie doch?“

Er wußte es nicht — er, der es gewohnt war, mit schnellem Blick Umriß und Form der Gestalt und den leisesten Farbenwechsel des Gesichts in sich aufzunehmen. Hatte sie blaue oder braune Augen? Er konnte es nicht sagen. Er wußte nicht einmal, von welcher Farbe das schöne wellige Haar war, wie die Lippen geformt waren, welche Bildung die Stirn zeigte; aber das wußte er mit Bestimmtheit, wenn er sie ansah, wünschte er ein besserer Mensch zu sein, wünschte, daß jene Jahre des dunkeln Zweifels und des Mißtrauens in die Liebe Gottes aus seinem Leben weggewischt werden könnten, weil ihre jungfräuliche Unschuld und Reinheit die Sehnsucht nach einem hohen, edlen Streben in ihm weckte.

So kam es ganz von selbst, daß Agnes Murray schon nach kurzer Zeit als königliche Herrin in der heiligen Citadelle seines ernsten jungen Herzens thronte, in welchem sie bis an das Ende seines Lebens, neben der Erinnerung an seine Mutter, lebte und regierte. —

„Bekleidet mit den Reizen, die sie hatte
Und mit den Tugenden, die er ihr lieh.“

Es war ein neues, köstliches Leben, das Leben, welches Paul Foster während der nächsten Monate führte. Es war ein Leben, das rein und voll mit dem lieblichen Frühling und mit der tiefen friedvollen Schöne des Sommers harmonirte; denn die Unterrichtsstunden wurden nicht abgebrochen, als Frau Murray und ihre Tochter, gleich ihren Standesgenossen und Freunden, die heiße, staubige Stadt mit der erquickenden Frische ihres Landsitzes vertauschten.

„Nicht wahr, Herr Foster, Sie setzen die Stunden fort und haben die Güte, zweimal die Woche nach unserer Villa zu kommen?“ bat Frau Murray in ihrer gewinnendsten Weise. Sie legte eine Kassenanweisung in seine Hand, die mehr als hinreichend war, die kurzen Eisenbahnfahrten zu decken.

Paul hatte kein Verlangen, die Bitte abzulehnen. Er war jung, und das neue Leben war so reizvoll, so verlockend, daß er den Kampf nicht ahnte, welcher sich einstellte, wenn —

„— — Es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar.
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend, wunderbar.
— — — — — — — — — — —
Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.“

Paul arbeitete in jener Zeit angestrengt, aber er empfand nicht, daß es eine Anstrengung war, denn die Arbeit machte ihm Vergnügen. In den Morgen- und in den Abendstunden entwarf er die Bleistiftskizzen zu den Illustrationen der Bücher, und die Tageszeit verwendete er, um sein Gemälde für die Herbstausstellung zu beendigen. Die Unterrichtsstunden, welche er Agnes Murray gab, warfen einen Lichtschein auf die angestrengte Arbeit, welche sie unterbrachen.

Agnes war eine sehr gelehrige Schülerin.

„Sie werden bald Alles wissen, was ich Sie lehren kann“ sagte Paul an einem Vormittage des August's zu ihr.

„O nein,“ entgegnete sie eifrig, „nicht Alles.“

Paul wußte, was sie sagen wollte, denn er hatte ihr außer dem Zeichnen noch andere Unterweisung gegeben.

Ganz natürlich und ohne es selbst zu wissen, hatten sie die Fragen berührt, welche den Menschengeist so vielfach beschäftigen. Sie hatten von Poesie und Geschichte gesprochen, und das hatte sie ganz unvermerkt zu dem gebracht, das wie eine waldbedeckte Anhöhe in der sandigen Ebene oder wie ein grünes Eiland in den Fluthen des Weltmeeres, Augen und Geist erquickt und jede nach Wahrheit und Erkenntniß ringende Seele zur Ruhe bringt unter dem „Schatten eines mächtigen Felsen.“ Wenn sie von diesen tieferen Bedürfnissen des Geistes geredet, pflegte Agnes, welcher es leichter wurde, von dem Einen zu dem Anderen über zu gehen, ein Lied zu summen, das Paul den Weg bahnte, von dem zu reden, was seine Seele erfüllte.

Das junge Mädchen lauschte eifrig und mit Interesse auf die einfache Geschichte des bethlehemischen Hirten, oder auf die Erzählung von dem verlornen Sohne, der reuevoll zu seinem Vater zurückkehrte und von demselben bewillkommnet wurde, „als einer, der todt war, und wieder lebendig geworden ist;“ oder auf den Bericht von dem Hausvater, der in ein fernes Land zog, nachdem er zuvor seine Güter den getreuen und ungetreuen Knechten anvertraut hatte. Und Paul erzählte gut. Es war wunderbar, mit welcher Begeisterung er sprach, und welcher Wortreichthum ihm zu Gebote stand, wenn er von dem Herrn Jesu oder von der Bibel erzählte, während er im Allgemeinen so sparsam mit Worten umging. Zuweilen sprach er auch wohl von dem Lande, in welchem seine Mutter und sein Vater nun bei dem Herrn waren; aber von der himmlischen Schönheit sprach er nicht oft, denn er empfand, was wir Alle empfinden, wenn wir uns bemühen, einen unserer Mitmenschen zur Erkenntniß des Herrn zu bringen: — die Gefahr, Seelen für den Himmel zu gewinnen, um des Himmels willen, statt sie zu den Füßen Dessen zu bringen, der gesagt hat: „Kommet!“ nicht um die Herrlichkeit und den Frieden zu erlangen, sondern: „Kommet!“ weil Er gebietet: „Kommet her zu mir!“ — zu dem Gekreuzigten, dem Verachteten und Ausgestoßenen der Menschen.

Es war wunderbar, wie diese beiden jungen, so verschieden erzogenen und in so verschiedenen Verhältnissen lebenden Wesen einander halfen und förderten, wie ihre Seelen zu einander sprachen und sich in einander fanden. Wurden ihre Geschicke durch einen goldenen Faden an einander geknüpft und war diese Verknüpfung nothwendig, um die besondere und eigenartige Entwicklung ihrer Charaktere zu vollenden? — Wir wissen es nicht, denn keine Theorie kann das „Warum“ der Freundschaft und Liebe ergründen, und keine Philosophie vermag es, die seltsamen Hieroglyphen der Seele zu entziffern, welche dem Einen ein unlösbares Räthsel, und dem Andern die einfachste und naturgemäßeste Thatsache sind.

Sie waren viel allein. Frau Murray fühlte ihre Tochter geborgen hinter der bestimmten Grenze der Gewohnheit und gesellschaftlichen Stellung, die so oft den wolkenlosen Horizont der Liebe begrenzt; sie war fest überzeugt, daß ihre Tochter Paul Foster nicht einen Augenblick in einem anderen Lichte als in dem eines Zeichenlehrers, der ihr ein gütiger hülfreicher Freund geworden, sehen könne. Und sie irrte sich auch nicht. In Bezug auf Agnes hatte sie recht, und an Paul dachte sie nicht. Agnes sah wirklich nicht mehr in ihm; sie ahnte nicht einmal, daß seine Gefühle für sie anderer Art seien, bis es zu spät war, ungeschehen zu machen, was sie unwissentlich gefehlt hatte. Es

war Paul's Eigenthümlichkeit, von dem, was ihn am tiefsten berührte, nur wenig zu reden, deßhalb vergingen Wochen, bevor Agnes den wenigen, nur halb verständlichen Worten, welche er zuweilen fallen ließ, größere Bedeutung beilegte. Dennoch wurde sie instinktmäßig ernst und gedankenvoll, wenn sie über diese, ihr unverständlich bleibenden Hindeutungen leicht hinwegging und das Gespräch auf andere Gegenstände leitete. Dies hätte Paul erkennen lassen müssen, daß sie ihn nicht liebte; aber er war zufrieden in der Gegenwart und ließ sich ohne Furcht oder Hoffnung auf den glatten Gewässern der Glückseligkeit hintragen.

Der Sommer näherte sich seinem Ende, wie jeder andere Sommer. Paul hatte Agnes die letzte Unterrichtsstunde ertheilt. Es war ein schöner sonniger Nachmittag und Frau Murray lud Paul ein, mit ihr und ihrer Tochter einen Spaziergang zu machen. Sie gingen hin und her in den breiten, schöngepflegten Wegen, welche die Blumenbeete durchschnitten und um den grünen Rasengrund liefen, oder sie ruhten sich aus auf den kunstlosen Bänken, die hier und dort im Schatten herrlicher Ulmen und Eichen Erquickung boten. In der Ferne erblickten sie die Thürme und Kuppeln der Stadt und die blaßblaue Linie des noch entfernter sich hinziehenden Oceans; aber der Vordergrund zeigte grüne Felder, bewaldete Anhöhen und terrassenförmige Gärten, durch welche sich schmale Landwege schlängelten und an denen die breite Landstraße vorüberführte. Ueberall grüßten geschmackvolle Villen, hochgiebelige Landhäuser und hell angestrichene Gebäude durch die grüne Umhüllung.

Es war ein glücklicher Nachmittag für Paul, obwohl er keinen Augenblick vergaß, daß es der letzte war, den er in Gesellschaft der Damen und in dieser Umgebung verlebte.

„Kommen Sie," bat Agnes, „ich will Ihnen etwas zeigen, daß Ihnen besser gefallen wird, als diese Fernsicht."

Frau Murray that keinen Einspruch und Paul folgte der Jungfrau, die in ihrem weißen Mousselinkleide vor ihm auf dem schattigen Seitenpfad hinschritt, welcher sich neben grünen Weinranken unter dem schützenden Laubdache der Bäume hinschlängelte.

Paul sprach nicht. In seinem Herzen bewegten sich Erinnerungen an seine Mutter.

Unwillkürlich fuhr er zusammen, als sich Agnes plötzlich nach ihm umsah, und in dem eigenthümlichen Tone sprach, den sie anzunehmen pflegte, wenn sie sich Belehrung von ihm erbat.

„Herr Foster," sagte sie, „flößen Ihnen die Bäume eine ähnliche Empfindung ein, als mir? Ich finde es so traurig, denken zu müssen, daß sie früher oder später unter den Schlägen der Art fallen, oder in einen andern Boden verpflanzt werden, der verschieden von demjenigen ist, in welchem sie ihr ganzes Leben hindurch gewurzelt haben. Es flößt mir ein tiefes Bedauern ein, denn ich kann mir nicht denken, daß der neue Boden ihnen je heimathlich wird. Was sagen Sie dazu, Herr Foster?"

Sie lächelte, aber ihr Lächeln schwand, denn Paul's Stimme hatte einen scharfen, fast bittern Klang, als er antwortete:

„Sie haben recht, Fräulein Murray," sagte er, „ein neuer Boden muß der Blume wie dem Baume fremd bleiben."

Er schwieg einige Augenblicke, dann sprach er wieder, aber es schien ihm einige Anstrengung zu kosten.

„Ich kenne nichts in der ganzen Natur," sagte er, „das sich so sehr als ein Symbol ernsten Strebens eignet, wie der Baum. Er zeigt gleichsam in nachdrücklichster Weise das Verlangen, seine Zweige so weit als möglich über den Bereich seiner Wurzeln auszustrecken, die eng begrenzt in der Erde fest gehalten werden. Ist das nicht ein Bild des Menschen, der bei aller scheinbaren Freiheit des Willens doch ebenso festgehalten wird?"

In dem Tone und in der ganzen Weise Paul's lag wieder eine gewisse Bitterkeit, als er diese Frage aufwarf. Aber Agnes berührte sie gar nicht; ihre Aufmerksamkeit war anderweitig in Anspruch genommen.

„Sehen Sie, o, sehen Sie dies verborgene Plätzchen, Herr Foster!" rief sie eifrig. „Können Sie sich ein entzückenderes Erdenfleckchen denken?"

Eine Biegung des Weges hatte sie plötzlich in die wilde Abgeschiedenheit eines Thales gebracht, in welchem die Natur nach Willkür zu herrschen schien. Buschwerk und Unkraut aller Art wucherte in üppigster Fülle auf einem Boden, der in den frühesten Lenztagen von Blumen übersäet war. Ein seichter Fluß schlich träge und mit kaum vernehmbarem Geräusch in seinem Bette fort. Weiden und Fichten, um welche sich wilde Weinranken schlängelten, besetzten das Ufer. Hellleuchtende Lilien ruhten auf ihrem runden, grünen Blättergrunde auf der Oberfläche der Wassers, das stellenweise durch üppiges Schilf und schilfartige Gräser verdeckt war. Ueber den Fluß hinaus lag eine grüne Wiese, auf welcher gelbe Ringelblumen und Maßliebchen in reicher Fülle blühten. Ein großer Felsblock, welcher als Erinnerung an das ferne Jahrhundert der Steinperiode dienen konnte, lag mitten in dem Flusse und streckte seine zerklüfteten Ecken weit über den Wasserspiegel empor. Kein grünes Blatt lehnte sich Schutz suchend an das altersgraue Gestein; keine Spur von Moos war zu sehen. Kahl und nackt und öde, ein trauriges Bild der Verlassenheit, lag der Stein wie angewurzelt. Aber in der Spalte seiner Spitze, welche in früher Morgenstunde von der Sonne geküßt wurde, hatten der Herbstwind und die Gewitterstürme des Sommers von zusammen gewehten, welken Blättern und Staub ein Nestchen bereitet für das Samenkorn, das vielleicht aus dem Schnabel der Vogelmutter gefallen war, die ihren hungernden Kindern das Futter heimgetragen. Regen und Sonnenstrahl hatten das Körnlein gepflegt und zum Keimen gebracht, und nun sproßten aus der Spalte auf der Höhe des Felsens grüne, glänzende Blätter, in deren Mitte sich eine bläulichrothe Glockenblume, in vollendeter Schönheit, auf schlankem Stengel wiegte.

„O, sehen Sie, sehen Sie, Herr Foster," rief Agnes, ganz entzückt die Hände zusammenschlagend, „selbst der öde, unfruchtbare Felsen hat eine Blume!"

Ja, Paul sah es, und über sein Gesicht flog dasselbe verschleierte Lächeln, das Agnes am ersten Tage ihrer Bekanntschaft gesehen hatte.

Die Dämmerstunde war nahe, als Paul Foster und Agnes Murray den Heimweg antraten. Der rosige Anhauch, der den Horizont verschönte, erblich mehr und mehr; schimmernde Leuchtkäfer verließen ihre Verstecke in dem Buschwerk und schwirrten hin und her; immer tiefere Schatten legten sich über das Grün der Wiesen; ein duftiger Schleier senkte sich über die nahe Landschaft und die Ferne verbarg sich unter dem violetten Mantel des Zwielichtes.

Frau Murray kam ihnen entgegen und schalt sie scherzend wegen ihres langen Ausbleibens. Als sie mit eiligeren Schritten die Villa erreicht hatten, war es hohe Zeit für Paul, nach der Stadt zurückzukehren.

„Nun werde ich Sie nicht wiedersehen, bis Ihr Gemälde seinen Platz in der Herbstausstellung gefunden hat," sagte Agnes mit ihrem lieblichsten Lächeln, als er sich verabschiedete. Und Paul? —

Langsam und nachdenklich schritt er durch die sich immer tiefer senkende Dämmerung auf dem Wege nach der Stadt hin. Ein stiller Frieden herrschte in seinem Herzen, obwohl er eben erst von Agnes geschieden war und noch vor kurzer Zeit bittere Gedanken in sich beherbergt hatte, denn — — —

Es war sehr spät, als er sein Erkerstübchen erreichte, aber er ging nicht zur Ruhe. Er zündete sein Licht an, nahm ein großes Blatt Papier aus seiner Zeichenmappe und zeichnete, bis das erste Morgengrauen den östlichen Horizont erhellte und die schlafumfangene Stadt begrüßte. Aber wie er sich auch bemüht und gearbeitet hatte, — es war kein Gemälde unter seiner Hand entstanden. Nur ein einsamer, kahler Felsen war zu sehen, der öde und nackt im Schatten lag, während ein Sonnenstrahl auf seiner Spitze ruhte, und die herrliche Blume küßte, die auf grünen Blättern in der Spalte des Felsens thronte.

„Morgen," sagte Paul halblaut, „morgen will ich es coloriren."

Und als er noch sprach, war der Morgen schon gekommen.

Wenn Paul wußte, daß an jenem sonnigen Nachmittage, den er mit Agnes Murray in der schönen Natur unter duftenden Blumen und in einer von dem Summen der Insekten und dem Gesange der Vögel belebten Luft verbracht hatte, ein Etwas in sein Leben gekommen war, das ihn nie wieder verlassen sollte, so hatte er wenigstens keine Muße, darüber nachzudenken und den Traum einer goldigen Zukunft zu träumen, denn die Sonne hatte am folgenden Mittag noch nicht die Höhe ihrer Bahn erreicht, als er sich von unerwarteten Begebenheiten umringt sah.

Als er zum Frühstück hinunter kam, fand er unter seiner Serviette ein Billet von Herrn Gilbert, der ihn nach seinem Hause beschied, und zwei Briefe, einen von Frau Blake in Tompkinsville und den andern von Herrn Gray.

Diese Briefe waren die Antworten auf Paul's Zuschriften, welche er vor einigen Wochen abgeschickt hatte, und in welchen er den Freunden von dem Frieden geschrieben, der sein Herz erfüllte, seit er sich ganz Christo ergeben und in demselben die Gewißheit hatte, daß Gott sein Vater war. Beide drückten ihm ihr Bedauern aus, erst so spät auf eine Nachricht antworten zu können, die sie so herzlich erfreut habe. Frau Blake schrieb, wie sie zu sprechen pflegte,—gütig, mütterlich, voll warmer Theilnahme.

Herrn Gray's Brief war sehr eng geschrieben und umfaßte mehrere Blätter. Paul steckte ihn in seine Tasche und dachte: „Ich will ihn in der Mittagsstunde lesen, wenn ich mehr Zeit habe."

Es war noch früh am Morgen, als er die Glocke an Herrn Gilbert's Hausthür zog. Er wurde sogleich in das elegante Eßzimmer geführt, in welchem er Herrn Gilbert allein fand, da seine Familie, wie alle Bewohner dieses Stadttheils, die Stadt bereits verlassen und ihren Landaufenthalt genommen hatte.

„Sie werden sich gewöhnen müssen, Foster," sagte er nach freundlicher Begrüßung, „meine Aufforderungen, zu mir zu kommen, als bedeutungsvolle Vorgänge für Ihre Zukunft zu betrachten. Lesen Sie dies; es wird Ihnen erklären, weshalb ich Sie zu sprechen wünschte."

Er reichte Paul einen Brief, der eine fremdländische Postmarke trug, und beobachtete mit Interesse sein ausdrucksvolles Gesicht während des Lesens.

Der Brief war aus Rom, von einem Freunde und Kunstgenossen Herrn Gilbert's. Er hatte einige beschädigte und halb verblichene Gemälde aus früheren Jahrhunderten erstanden, die zu copiren einen geschickten Maler und geduldigen Arbeiter erforderte, welcher mit Lust und Liebe an die Arbeit ging und seine ganze Kraft und sein Herz hineinlegte; nicht um viel Geld zu verdienen, sondern um der Kunst einige werthvolle Darstellungen aus den frühesten Zeiten zu erhalten und wieder zu schenken.

„Was denken Sie?" fragte Herr Gilbert, als Paul den Brief gedankenvoll zusammen faltete und zurückgab; „haben Sie Lust, die Arbeit zu übernehmen?"

Paul zögerte mit der Antwort, und Herr Gilbert bemerkte es.

„Ich lasse Ihnen bis heute Abend sechs Uhr Bedenkzeit. Ich werde dann immer noch Muße haben, meine Antwort zu schreiben, die mit dem morgenden Dampfschiff abgehen muß. Wenn Sie den Auftrag ablehnen, will ich meinem Freunde einen Künstler empfehlen, der bereits in Rom ist; wenn Sie sich zur Annahme entschließen, brauchen Sie vor Anfang November nicht abzureisen; Sie haben also genügend Zeit, Ihr Gemälde für die Ausstellung zu beendigen, und sein Schicksal zu erfahren. Ueberlegen Sie die Sache ernstlich, Foster, es ist ein Anerbieten, welches nicht alle Tage gemacht wird, vom künstlerischen Standpunkte betrachtet, obwohl die Bezahlung Angesichts der mühevollen Arbeit nicht glänzend zu nennen ist. Was Sie zu Ihrer Ausstattung und Reise bedürfen, will ich mit Freuden vorschießen."

Paul verabschiedete sich. Er konnte sein kleines Atelier nicht betreten, in welchem er die Morgenstunden bei der Arbeit zu verbringen pflegte; es zog ihn nach der Abgeschiedenheit seines Erkerzimmers. Er wunderte sich über sich selbst, wie er auch nur einen Augenblick lang zögern konnte, ein Anerbieten anzunehmen, das ihm die Verwirklichung seines lebenslänglichen Traumes verhieß. Wie kam das?—Würde er gezögert haben, wenn er Agnes Murray nie gesehen hätte? so fragte er sich.

Sein Blick fiel auf die Bleistiftskizze, die er in der letzten Nacht von dem öden Felsen und der einsamen Blume gemacht hatte, die auf der Spitze desselben blühte. War dies Bild ein Symbol seines Lebens? Waren der kurze Sommer und die schnell verpflogenen Unterrichtsstunden, welche er mit Agnes verlebt, die einzigen Herzensblüthen, die er kennen sollte? Mußte er den weiten Ocean durchkreuzen, und sie nie — nie wiedersehen?

Paul war jung, und die Jugend seines Herzens und Geistes malte ihm eine andere Zukunft aus: — die Rückkehr nach Amerika, mit Ehren und Erfolgen beladen und freundlich von Agnes willkommen geheißen.

„Aber," rief er plötzlich, „das Leben ist ernster, als diese knabenhaften Phantasien!" — Er bemühte sich, der Unmöglichkeit entschlossen in's Auge zu sehen, daß er Agnes jemals mehr sein könne, als er ihr jetzt war. Dennoch — — wann wäre es der Jugend schon leicht geworden, sich selbst ein einsames Leben zuzusprechen? Wann wäre es ihr leicht geworden, von einem süßen Traume umfangen, zu sagen: „Nein, es kann nicht sein?"

Es war Paul's ganzer Eigenthümlichkeit entgegen, lange unentschieden zu bleiben. „Warum kann ich mich nicht entscheiden?" rief er laut und ungeduldig. „Hier wird mir geboten, was ich mein Leben lang so heiß begehrt habe, — wie kann ich zögern, es anzunehmen?"

Ach, Paul war in seiner Unentschiedenheit nur wie wir Alle sind, wenn es sich um unsere irdischen Wünsche handelt! Wie Kinder, so strecken wir die Hand aus nach einem neuen Schatz, und wenn unser himmlischer Vater uns denselben reicht, dann haben wir uns wie

die Kinder, vor Eifer erglühend, schon einem andern Schatze zugewendet, der uns begehrenswerther erscheint, als der, welcher uns unschätzbar dünkte, so lange er außerhalb unseres Bereiches lag.

In diesem Augenblick erinnerte sich Paul an Herrn Gray's Brief. „Er hilft mir vielleicht," dachte er. Er achtete nicht darauf, daß das Sonnenlicht von seinem Fenster wich und ihn an die schnelle Flucht des Vormittages erinnerte; er dachte nicht an seine Arbeit, und vergaß sogar für eine kurze Stunde die fünfjährige Trennung. Er fühlte sich wieder dicht neben seinem frühern Lehrer, als er die eng beschriebenen Blätter las, welche das alte Sprichwort wahr machten: „Ein Brief ist ein halber Besuch."

Herr Gray hielt ihm keine Predigt, dennoch wußte er Paul die Pflicht einzuschärfen, die Gaben, welche ihm Gott gegeben, durch den richtigen Gebrauch von Geist und Herz und Hand zu weihen und zu heiligen, und im Dienste des Herrn Jesu Christi und zu seiner Ehre zu verwenden.

„Sie können ihn in dem von Ihnen erwählten Beruf," so schrieb Herr Gray, „als Ihren Herrn und Meister bekennen, denn selbst die geringste Skizze, welche Sie entwerfen, legt ein Zeugniß ab von der Wahrhaftigkeit und Reinheit Ihres Denkens und Handelns. Erwägen Sie wohl, welchen Einfluß die Malerei seit Jahrhunderten auf Herz und Geist der Menschen hatte. Seit die Leinwand lebendig wurde von den Darstellungen heiliger Gegenstände, war sie ein leicht verständliches Schriftwort, das Gelehrte und Ungelehrte zu lesen verstehen." Und wie Herrn Gray's Gespräche mit Paul stets ein leuchtendes Wort von tiefer geistiger Bedeutung zu enthalten pflegten, so fehlte dasselbe auch seinen schriftlichen Mittheilungen nicht. „Wissen Sie wohl," so fragte er, „daß die erste Darstellung unseres Heilands, die in den Annalen der Kunstgeschichte verzeichnet ist, ihn als den guten Hirten erscheinen ließ?"

Paul legte den Brief nieder; er glaubte das Flüstern des guten Hirten zu vernehmen: „Ich bin die Thür zu den Schafen; so Jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein- und ausgehen und wird Weide finden."

„Ein- und Ausgehen" — hinaus in die weite, in die unruhige, geschäftige Welt, in welcher der Kampf der Leidenschaften, der Tumult widerstreitender Bestrebungen und selbstischen Ehrgeizes sich an einander reiben, einander drängen, — konnte er da „Weide finden?" Beruhigend, wie die Berührung einer kühlen Hand auf die brennende Stirn, so kam Paul die Erinnerung an das Wort des Psalmisten: „Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang." Ja, der Herr wird dich weiden auf einer frischen, grünen Aue;—er wird dich „auf die beste Weide führen, auf den hohen Bergen in Israel"—dich, den müden Pilger, der auf sein Geheiß „ausgeht."

„Eingehen"—Paul konnte sich von den Worten nicht trennen; leise wiederholte er sie immer wieder. Dieses „Eingehen" mußte das Eintreten in die Gemeinschaft mit dem Herrn bedeuten, der die Menschenseele sanft und sicher zu den „frischen Wassern und grünen Auen" geistiger Ernährung führt.

Paul dachte lange und ernstlich nach, und als er dann Herrn Gray's Brief wieder in die Hand nahm, hatte er sich entschlossen, „hinaus zu gehen" auf dem Weg, der ihm gezeigt war.

Der Schluß des Briefes lautete:

„Jedenfalls ruht eine hohe Würde auf dem von Ihnen gewählten Beruf. Er trägt den bedeutungsvollen „bunten Rock," den die Liebe des Vaters dem Jünger der Kunst umhängt; der Kunst, die sich bemühte, seine Lehren zu verbreiten, seit die ersten Darstellungen des christlichen Glaubens von den Wänden und den Decken der römischen Katakomben niederblickten, welche in späteren Tagen Klöster und Kirchen schmückten."

„Aber vergessen Sie es nicht, nur der wahrhaftige Genius kann den Genius begeistern."

Der Brief schloß mit der ehrerbietigen Hinweisung auf das beständige Empfinden der Gemeinschaft mit dem „Geiste," welches in Paul geweckt worden war, als der Herr seiner Seele die Fähigkeit verliehen, das Schöne zu sehen.

„Sie können sich nie einsam fühlen," schrieb Herr Gray; „das frühe Morgengrauen und die Abendschatten sind Ihnen Gefährten. Die Blüthen und Knospen des Frühlings, die fallenden Blätter und die erbleichenden Blumen des Herbstes, die goldigen Lichtstrahlen des Hochsommers, und die ernsten Farben des winterlichen Himmels, werden zu Ihrem Herzen sprechen, wenn Sie in Allem ihn sehen und durch Alles zu ihm emporblicken."

„Ach," sagte Paul laut, als ob er durch das Aussprechen der Wahrheit das Siegel auf den Brief seines Freundes drücken wollte, „wenn ich immer so fühlen kann, dann muß mein Leben ein „Aus- und Eingehen" an der Hand Jesu Cnristi sein, dann kann ich sagen:

„Wie ein Eiland in dem Strome,
Von den Wogen wild erschreckt,
Am geheiligten Gestade,
Das mit Blumen rings bedeckt,
Inn're Ruhe stets bewahret:
So in Gott das Herz auch ruht:
Und das Leiden, das vergehet,
Mehrt den Frieden, hebt den Muth."

„Ein Vater der Vaterlosen!" — „Ein Gott der Liebe!" — „Ja, ich bin gewiß, er wird mich nicht verlassen, er wird mir helfen, diesen Frieden zu bewahren," flüsterte Paul. Ein Lächeln flog verklärend über sein Gesicht, aber es verzog sich bald und ein Schatten folgte ihm nach. Paul war jung; das Leben erschien ihm so reizend, und die Liebe — seine Liebe für Agnes Murray — klagte laut und schmerzvoll: „Warum willst Du fortziehen in ein fremdes Land?"

Aber seine Entscheidung war getroffen; — er wollte „Hinausgehen." Bevor die Thurmuhr die sechste Stunde verkündigte, hatte Paul Herrn Gilbert seinen Entschluß mitgetheilt.

Später in den Abendstunden sprach er mit Frau Forbes.

„Es ist mir," sagte er, „als ob ich heute für immer meine Jugend abgestreift habe. Das kommt wohl daher, daß ich nun daran denken muß, mein Vaterland zu verlassen und ein neues Leben unter fremden Menschen anzufangen."

Ja, das war es; und—es war noch etwas Anderes.

Fortsetzung folgt.



Der Geduld's-Engel.

Zum Bild.


Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld,
O folg' ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch Alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
Den herbsten Seelenschmerz,
Und taucht in stille Demuth
Das ungestüme Herz.
Er macht die finst're Stunde
Allmählig wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen.
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
Du murrend fragst: warum?
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit,
Sein Wahlspruch heißt: ertrage,
Die Ruhstatt ist nicht weit!
So geht er dir zur Seite
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite,
An's schöne, große, Ziel.

Spitta.

Die Spielmann's Poesie des Mittelalters.

Für Haus und Herd bearbeitet von A. G.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte sich auf den Heerstraßen und Wegen des Abendlandes ein bewegtes Leben entfaltet. Neben den Wagen des Handelsmannes, der seine Waaren von einer Stadt zur anderen führte, zog der Ritter auf stolzem Rosse oft in Fehde, doch auch im friedlichen Dienste der Minne (Liebe) und Poesie. Fromme Schaaren von Pilgern und Wallfahrern waren ebenfalls keine seltene Erscheinung. Oder es begegneten dem Wanderer eine Schaar anderer Pilger, an der Spitze edle Herren in einfacher Tracht, auf den Mantel ein rothes Kreuz geheftet, hinter ihnen Knappen, Mönche und Leute aller Art, die von der Heimath nach dem fernen Osten ziehen. Es sind die Kreuzfahrer.

Gar oft mag dem Reisenden eine Schaar froher, lebenslustiger Gesellen begegnet sein, Alt und Jung in wunderlichster Mischung. Man nannte sie die „varnde liute," fahrende Leute. Sie zogen von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster, singend und spielend, ungefähr so wie die fahrenden Künstler, Seiltänzer &c. in Mitteleuropa von Ort zu Ort wandeln, um ihre Künste sehen zu lassen.

Sie waren die Gründer des deutschen Volksgesangs. Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes war der Stoff ihrer Lieder. Namenlos tritt meist ihre Poesie auf, die frisch und lebendig, kernig und kräftig war. Diese „varnde liute" waren weit herumgekommen, sie folgten den Kreuzheeren und brachten orientalische Sagen und Abenteuer heim aus dem Morgenlande. Das bedeutendste Gedicht ist das Lied vom König Rother.

Neben diesen wandernden Sängern gab es auch wandernde Geistliche. Und wer weiß noch jetzt etwas von ihnen? Wer kennt ihre Lieder und Weisen? Der Gelehrte, vielleicht auch der



Geduld.

Student, der sich dafür interessirt, einmal etwas von seinen Ahnen zu hören; den Anderen aber ist der Name eines Vaganten, eines Goliarden, wie diese Geistlichen sich nannten, kaum bekannt.

Die fahrenden Geistlichen dichteten und sangen in lateinischer Sprache. Sie blickten auf die fahrenden Volkssänger verächtlich herab. Ihr Orden war viel höher und edler; in ihm fanden sich die fein gebildeten Scholaren zusammen, die ihre Weisheit in allen Landen gesammelt hatten.

Es waren Leute aus allen Nationen des Abendlandes. Berühmte Lehrer der Hochschule verschmähten es nicht, sich dem Orden beizuzählen; dazu noch ein buntgemischter Anhang von entlaufenen Mönchen, Priestern und Magistern.

In ihrem Lebenswandel hatten sie es zu einer solchen Freiheit und Ungebundenheit gebracht, daß endlich die Concilien ein kräftiges Veto gegen ihr zügelloses Treiben einlegen mußten. Becher, Würfel und Liebe waren ihre Leidenschaften. Wie konnte auch bei ihrem unstäten Wandern ein ruhiger und frommer Lebenswandel möglich sein?

Nachdem sie in Frankreich die Wissenschaft gesucht, in Paris die Theologie, in Orleans und Rheims die weltlichen Wissenschaften studirt hatten, zogen sie ohne Sorge und ohne Kummer umher, kein anderes Besitzthum bei sich, als einen kecken, unverwüstlichen Frohsinn und ihre Lieder. Mit diesen beiden Gütern ausgerüstet, klopften sie an bei den Höfen der Bischöfe und Aebte, und suchten die Gunst und Freigebigkeit ihrer Hörer selten vergebens. Wehe dem, der ihnen etwa eine gute Aufnahme versagte, denn bald verbreitete ein freches Lied weithin die Kunde von seinem Geiz und Stolze. So wanderten sie denn manches Jahr umher, bis sie des unruhigen Lebens überdrüssig oder durch Alter und Krankheit gezwungen, Aufnahme in den stillen Räumen eines Klosters suchten, um hier den ermatteten Körper und die reuige Seele zu pflegen.

Nicht wenigen aber trat das Bild ihrer Vergangenheit in so reizvollen Zügen immer wieder vor Augen, daß sie, von Sehnsucht nach der süßen Freiheit erfaßt, eines schönen Tages ärgerlich die Kutte von sich warfen und entflohen.—Aus ihren Gedichten weht ein kräftiger Hauch unverfälschter Natur, eine Fülle ächt dichterischen Geistes, der nie in der dumpfigen Schulstube gedeiht, sondern den nur das wirkliche Leben mit seinem bunten Wechsel entfalten kann. Für Scherz und Ernst, für Freude und Trauer, für ausgelassenen Uebermuth und Zorn finden sie die rechten, stets voll und rein klingenden Töne. Vor Allem wenden sie sich mit einer derben Satire gegen die Geistlichkeit, der sie unsittlichen Lebenswandel und Schlemmerei vorwarfen, ja selbst gegen Rom.

Unter diesen Strafgedichten steht die „Apokalypse des Golias" oben an. Der Dichter wird im Traum in den Himmel versetzt. Dort läßt ihn ein Engel das Buch der Offenbarung mit den sieben Siegeln schauen. Das erste Siegel des Buches thut sich auf und der Dichter liest das erste Kapitel vom Leben der Bischöfe. Statt das Volk zu führen, verführen sie es; statt treue Hirten ihrer Schafe zu sein, verzehren sie dieselben. Darauf ziehen die Wolken sich finster zusammen, der ganze Himmel erbebt und unter Donner und Blitz thut sich das zweite Siegel auf. Es enthält die Sünden der Erzbischöfe. Und so geht es weiter in den sieben Siegeln, in welchem die Laster des Klerus ohne Scheu genannt werden.

In einem kernigen Liede über den Untergang Rom's klagt der Dichter: Wehe dir Rom! Ich flehe um deinen Untergang bis Gerechtigkeit und Frömmigkeit neu erstehen. O, ihr Pfaffen! Judas hat die Hölle verdient, weil er Christus ein Mal verkauft hat; ihr aber, die ihr täglich seinen Leib verschachert, wie werdet ihr gestraft werden.

Sie waren daher Vorarbeiter der Reformation.

Nebst diesen Strafgedichten verfaßten die Vaganten eine Anzahl weltlicher Lieder, die reich sind an guten Gedanken und von poetischem Werthe. Begleiten wir einmal einen unstäten Vaganten auf seiner Wanderung. Dürftig bekleidet, halb erfroren kommt er zu einem Abt und singt sein trauriges Bettellied:

„Werthgeschätzter Herr N. N.
Dürft' ich wohl mit Sitten
Um ein klein Viaticum
Euer Gnaden bitten?

Von St. Martin's Vorbild laßt
Euren Sinn erwecken:
Reicht dem Fremdling ein Gewand
Seinen Leib zu decken."

Ein Anderer kehrt reuig bei einem Prälaten ein, seinen Schutz und seine Gunst zu erflehen, und enthüllt in der Beichte seine Vergangenheit:

„Heißer Scham und Reue voll,
Wildem Grimm zum Raube,
Schlag' ich voller Bitterkeit
An mein Herz, das taube:
Windgeschaffen, federleicht,
Locken wie von Staube,
Gleich' ich loser Lüfte Spiel,
Gleich' ich einem Laube!"

Ohne mich um die Zukunft zu kümmern, bin ich durch die Lande gestreift, immer nach Ju-

gendart auf dem breiten Wege der Sünde. Auch dem Spiel hab' ich gefröhnt:

„Doch so oft vom Spieltisch ich,
Blank und bloß geschieden,
Hob im Frost des Leibes mir
An den Geist zu sieden:
Vers und Lieder kann ich traun,
Dann die besten schmieden."

Und nachdem er sich noch einmal von ganzem Herzen der trauten Erinnerung hingegeben, gibt er seinen festen Willen kund, ein neues Leben zu beginnen.

Viele dieser Lieder leben auch jetzt noch, wenn auch mannigfach geändert, in den deutschen Studentenliedern fort. Die kurze Darstellung dürfte gezeigt haben, wie in den Dichtungen der Vaganten nicht nur manche für den Geschichtsschreiber bedeutsame Züge sich finden, sondern wie auch ein guter Theil ächten, dichterischen Geistes in ihnen niedergelegt ist. Die deutsche Literaturgeschichte ist ein reicher Schatz für Geist und Herz.

Aus der schwäbischen Chronika zur Zeit der Bauernkriege.

Für Haus und Herd mitgetheilt vom Dor'le.

Württemberg war in dem fünfzehnten Jahrhundert ein glückliches Ländchen. Vielfach durchkreuzt von kleineren Herrschaften, zog sich das Land an beiden Ufern des Neckars hinab, wie ein schöner, mannigfaltiger Garten.

Doch dieses Glück währte nicht lange und in diesem Garten der Natur war der arme Mann gedrückt und mißhandelt. Glücklich war das Volk unter der Regierung Eberhard's im Bart, doch ihm folgte sein ungleichartiger Vetter, der jüngere Eberhard, welchen wegen seines übeln Regiments, „weil er nur mit liederlichen, schlechten Buben haushielt," und solch Unwesen trieb, daß, wie Kaiser Max sich ausdrückte, „davon zu reden erbärmlich wäre," schon nach zwei Jahren seine Landstände absetzten, daß er im Elend umkam. An seiner statt kam ein Verwandter, ein Kind, in dessen Namen sechs Jahre lang eine Hand voll Familien-Aristokraten regierte.

Wider die Verträge, wider die weise Ordnung Eberhard's im Bart, dem die Liebe zu seinem Volk den Blick in die Zukunft schärfte, und der noch zuletzt die Regierungsfähigkeit vom achtzehnten auf das zwanzigste Jahr hinaufgesetzt hatte, wurde Ulrich, ein sechzehnjähriger Knabe, vom Kaiser und der Landschaft für volljährig erklärt und in seine Hand das Ruder des Landes gelegt. Seufzend gab ihm das Volk das Lob, daß er in Luxus und Glanz seinen Vorgänger weit hinter sich lasse. Bankettiren und Turnieren, Fastnachtspiele und Mummereien, Bärenjagen und Kriegszüge, Reisen in's Ausland und Lustbarkeiten jeder Art waren der Zirkel, in dem er sich bewegte.

Es schmeichelte ihm, große Grafen und Herren in kostspieligem Sold und großer Zahl als seine Räthe und Diener, mächtige Reichsfürsten als seine Gäste an seinem kleinen Herzogshofe zu sehen. Nicht minder kostspielig waren seine Sänger und Pfeifer, seine Jäger und Falkner, sein Marstall und Hunde.

Als Ulrich die Nichte des Kaisers, die Baiernfürstin Sabina, heimholte, im Jahre 1511, zählte man über 7000 vornehme Hochzeitsgäste, und die vierzehntägigen Festlichkeiten waren so außerordentlich prachtvoll, daß Viele dafür hielten, man sollte mit diesen unmenschlichen Kosten ein ganzes Land verthan haben. Aber dieser ungeheure Aufwand war nur der Anfang zu einem noch verschwenderischem Hofleben, das einen Tag in den andern fort lärmte und praßte.

Solchem Hof und solcher Regierung war das Volk preisgegeben. Alle Kosten mußte es allein tragen, die Hofdiener, Forstmeister und Forstknechte hatte der Herzog altem Herkommen und Vertrag zuwider von allen Steuern, Wachten und Frohnen befreit, und zudem, daß das Volk alle Lasten allein trug, sah es sich täglich noch an seinem Eigenthum und seiner Ehre mißhandelt. Feldeinwärts durchhetzten mit Rossen und Hunden die Reisigen und Waidleute die Aecker und Weinberge des Bürgers und des Bauern, welche schon unter der Unzahl des Wildes, besonders der wilden Schweine empfindlich litten.

Der Weingärtner, dessen Weingarten im Herbste von den Vögeln den größten Schaden litt, wurde, wenn er einen Vogel fing, ohne Nachsicht gestraft; unbarmherzig, wenn er ein schädliches Wild schoß. In Wald und Holz, in Weide und Fischwasser wurden den Gemeinden ihre alten Rechte verkümmert, und fürstliche Diener und Höflinge eigneten sich selbst zu, was an Nutzungen den Gemeinden gehörte. Die frommen Stiftungen für die Dürftigen zogen

herzogliche Amtleute für sich ein. Selbst das Abholz, das von Alters her den Armen gehörte, versteigerten die Forstmeister und zogen das Geld in ihre Beutel. In die Gemeindeämter, welche die Gemeinden selbst zu besetzen das Recht hatten, setzten, ohne sich um die Einsprache zu kümmern, die Höflinge oder die obersten Kanzleiherren ihre Diener oder Solche, die es ihnen mit Geld zahlten, und alle Gemeindebeamten, vom Schultheiß und Rathsschreiber bis zum Büttel, Thorwart und Meßner herab, wurden am Hof oder in der Kanzlei gemacht. Die herzoglichen Beamten aber betrachteten ihre Aemter blos als Erwerbsquelle. Sie waren nicht nur bestechlich, sondern sie forderten Geschenke und waren hochfahrend und grausam hart gegen das Volk. Wurde gegen sie von dem armen Mann bei der Kanzlei in Stuttgart geklagt, so hörte man die Klage nicht an oder ertheilte keinen Bescheid darauf.

Zwölf Jahre schon dauerte solches Treiben im Württemberger Lande. Alle Kassen waren geleert, alle öffentlichen Getreidekästen, alle Keller. Für einen Krieg oder eine Hungersnoth wäre Nichts mehr vorhanden gewesen. Und dazu hatte Ulrich noch eine baare Million Schulden gemacht. Unermeßlich für seine Zeit und sein Land! Die letzte gewöhnliche Einkommensquelle war ausgeschöpft, der Kredit dahin. Seine Günstlinge erfanden neue Steuern und Abgaben: ehe er das Geringste von seinem Aufwand sich abbräche, sollte lieber das Land ausgesaugt werden.

Das Volk, welchem diese und andere Schatzungen aufgelegt wurden, pflegte von seinem ersten Herzog zu sagen, wenn Gott nicht Gott wäre, so müßte ihr Eberhard Herrgott sein, und seine Hingebung an seine Fürsten hatte dasselbe zur Zielscheibe des Witzes der Nachbarvölker gemacht. Aber dieses Volk mußte in dieser Zeit erkalten, und der mißhandelte und hungernde Bauernstand Württembergs mußte in diesen letzten sieben Jahren Ulrich's für Männer und Pläne, die sich mit der Aufregung und Befreiung dieses Standes beschäftigten, ein anziehender und empfänglicher Boden werden; waren doch ganze Strecken des Landes, wie das Zabergau und das Remsthal, schon mit den Bruchrainern in Verbindung.

Wenn man von dem Hohenstaufen herniedersteigt, gelangt man in ein wildes, fast düsteres Thal, das die Rems durchfließt. Wenige Stunden weiter heben sich an seinen Ufern die freundlichsten Rebenhügel hin. Hier im Remsthale war es nun, wo sich seit dem Jahre 1503 eine geheime Verbrüderung der Bauern zu bilden angefangen hatte. Sie bestand fort unter der Maske eines Bauernscherzes, und war unter dem Namen „der arme Konrad" bekannt. Nur Arbeiter wurden aufgenommen, die es sich von Tag zu Tag sauer werden ließen; Männer, die noch ein Gefühl dafür hatten, daß sie am Abend nach des Tages Arbeit keinen Lohn ihrer Mühe fanden, als den Anblick ihrer Kinder, die nach Brod schrieen, ihre Weiber, die mit hohlem Auge sie anstarrten, und manchmal ihrer Herren, die mit Stolz und Hohn auf sie herab sahen.

Durch einen Handschlag ließ der Hauptmann in die Verbrüderung angeloben. Auch ein Fähnlein hatte die Brüderschaft im Remsthal; das Fähnlein aber, wie ihre Losung und Pläne, waren geheime Artikel der Eingeweihtesten. Sie wuchs von Tag zu Tag an Zahl und breitete sich bald über mehrere Aemter aus.

Jahre lang vernahm die Regierung keine Kunde von diesem Spiele, zu sehr mit Anderem beschäftigt, um ein aufmerksames Auge auf dasselbe zu richten. Und doch hörte man bereits weit und breit die Redensart: „Der ist auch mit uns ein armer Konrad."

Der Hauptsitz der Verbindung war Beutelsbach, die bedeutendsten Eingeweihten aber saßen zu Schorndorf. Wie an andern Orten eine feste Stadt, so sollte den Remsthalern diese als Stützpunkt ihrer Entwürfe dienen, wenn es an der Zeit wäre.

Ihr Hauptmann wohnte zu Beutelsbach, ein aufgeweckter Kopf, Vater von vier Kindern, sein Name war Peter Geiß.

Als darauf jene Blume der Finanzkunst, die Verbrauchssteuer, welche man zuerst bei dem Fleische probiren wollte, in Flor treten sollte, schlug der Geißpeter in der Versammlung vor, mit dem verringerten Gewicht die Wasserprobe zu machen. „Schwimme es oben, so solle der Herzog Recht haben, sinke es unter, so haben sie Recht." Der Vorschlag fand großen Anklang in dem versammelten armen Konrad

Es war gerade Samstag vor Ostern, am 15. April in der Morgenstunde. An diesem Tage sollte das neue Gewicht zum ersten Male gebraucht werden. Einhellig zog der Haufen nach dem Rathshaus und holte die daselbst aufbewahrten Trommeln und Pfeifen. Von da ging es zur Mezig. Der Geißpeter nahm daraus die neuen Gewichte und hing sie ein paar seiner Gesellen um. Die Trommeln wurden geschlagen, die Pfeifen erklangen, so ging es hinaus an die Rems. Mit jedem Schritt schwoll der Haufen an. Am Flusse nahm der Geißpeter seinem Gesellen das Gewicht ab und warf es in das Wasser mit den Worten: „Haben die Bauern Recht, so fall zu Boden, hat der Herzog

Recht, so schwimm empor!" Die Gewichtsteine sanken nach ihrer Art zu Boden, und alles Volk jubelt: „Wir haben gewonnen!" Noch jetzt heißt der Ort in der Rems die Wage.

Auf solchen Finanzwitz gehörte ein solcher Volkswitz, dessen Sarkastisches man nicht übersehen darf, über dem täuschenden Scheine des Drolligen. So ist der Humor des schwäbischen Volkes. Dieser scheinbar tolle Schwabenstreich war von den Verbündeten wohl berechnet. Unverweilt zog auch der Geißpeter und sein Anhang über die Rems nach Heppach und wiederholte die Wasserprobe, und während er das Thal hinab ging, zog Schlechtlins Claus, ein anderer Eingeweihter der Verbindung, das Thal hinauf und that dasselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Christlicher Eltern Schuldigkeit.

1. Im Ehren. Es sollen alle christlichen Eltern ihre Kinder hoch, theuer und werth achten, nämlich für Gottes Gaben und Geschenke, wie sie David Ps. 127 nennt und der Patriarch Jakob dafür erkennt, wenn er dem Esau auf seine Frage: Wer sind diese? antwortet: Es sind Kinder, die Gott deinem Knecht bescheeret hat. Hält man nun dasjenige hoch, was einem der römische Kaiser oder sonst ein hoher Herr verehret hat, wie viel höher soll man dann die Kinder halten, dieweil sie ein Geschenk des allerhöchsten Herrn sind. Dies vergessen diejenigen Eltern, die gar ungeduldig werden, wenn ihnen Gott viel Kinder bescheert; sie halten dafür, daß ihnen die Kinder das Brod vor dem Mund hinwegnehmen. O ihr lieben Eltern! wer weiß, wer einem das Brod vor dem Mund hinwegnimmt. Es essen ebenso bald die Eltern mit den Kindern, als diese mit den Eltern. Was Gott bescheert, giebt er um der Kinder willen, sagt Herr Lutherus. Ja, wo viele Kinder sind, nämlich fromme Kinder, da sind viele Beter; wo viele Beter sind, viele Vaterunser; wo viele Vaterunser, da ist auch viel Segen.

2. Im Nähren. Es sollen alle christlichen Eltern ihren noch unerzogenen Kindern Nahrung und Unterhalt verschaffen. Wer die Seinigen nicht versorgt, ist ärger als ein Heide und hat den Glauben verleugnet, spricht Paulus 1 Tim. 5. Ja, er ist nicht nur ärger als ein Heide, sondern ärger als ein unvernünftiges Vieh, denn die Vögel ernähren nicht nur ihresgleichen, wie die Störche, die Tauben und andere Vögel ihren Jungen Speise zutragen und sie ätzen, sondern sie haben auch je zu Zeiten die kleinen Kinder ernährt, wie denn Cyrus, der hernach der Perser König geworden, als man ihn in einen Wald getragen, von einem Hirtenhund soll ernährt worden sein. Dies vergessen diejenigen liederlichen Eltern, die ihre Kinder viel lieber andern Leuten vor die Thür schicken und sie das Bettelbrod sammeln lassen, als daß sie begehrten, dieselben mit Ehren zu ernähren. Christliche Eltern sollen ihren Kindern die nothwendige Nahrung und Unterhaltung verschaffen, doch aber zuschauen, daß sie dieselben nicht stracks an gute Bißlein gewöhnen, sondern folgen der Mutter Kaiser Maximilians, die gesagt: „Gewöhne mir meine Kinder nicht zu guten Tagen; will Gott sie ihnen bescheeren, so werden sie sich ihrer bald gewöhnen können;"— und jenem alten Vater, der zu seinen Kindern, als er ihnen Anfangs Schwarzbrod auflegen ließ und sie weißes haben wollten, gesagt: „Esset das Schwarzbrod vor, wie ich auch gethan, das Weißbrod wird im Alter desto besser schmecken, wenn Gott es euch bescheeren wird."
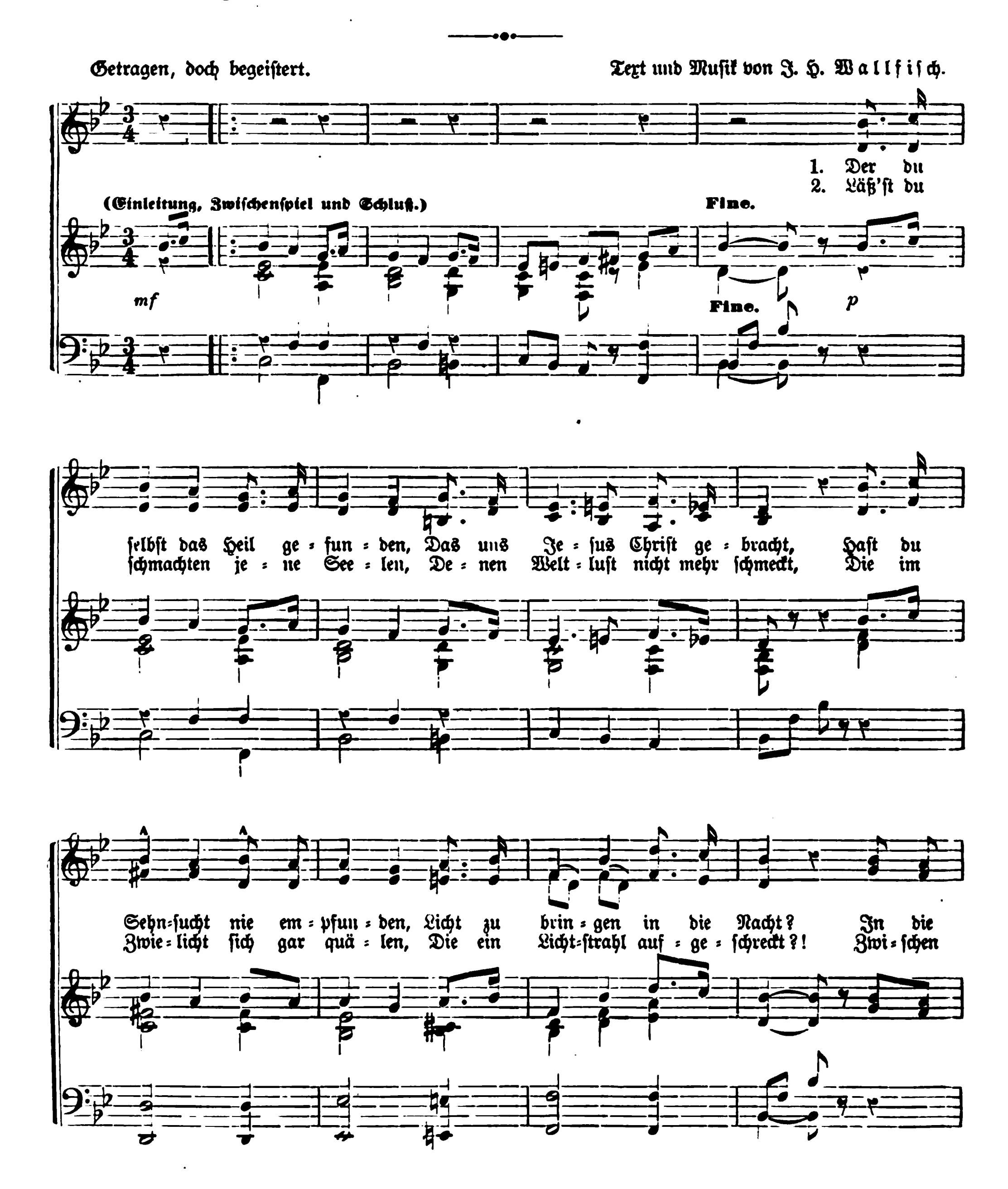
3. Sollen die Eltern ihre Kinder lehren. Eines Kindes Herz ist wie eine Schreibtafel, auf welche man schreiben kann, was man will, und was man drein schreibt, das bleibt. Schreibt man Gutes oder Böses in der Kinder Herztäflein, so bleibt's auch darin. Wie man einen Knaben gewöhnt, so läßt er nicht davon. Sprüche 22. Da sollen nun die Eltern ihre Kinder lehren, theils selbst, und zwar mit Worten und Werken. Mit Worten: Sobald die Kinder anfangen zu lallen, soll man sie auch zum Beten angewöhnen, weil ihm Gott aus der unmündigen Kinder Mund ein Lob zurichten will. Ps. 8, 2. — Mit Werken: Daß sie ihnen mit gutem Exempel vorgehen, weil, wie die Alten sungen, auch zwitschern lernen die Jungen. Und weil durch gottloses Leben die Jugend geärgert wird, so das Weh verursacht. Matth. 18. O darum: Wenn ja die gottlosen Eltern ihrer selber nicht schonen wollen, sollen sie doch ihrer Kinder verschonen. Thun sie, was sich gebührt und schlägt ein Kind darüber um, so haben sie dabei ein gutes Gewissen, daß sie das Ihre gethan. Theils sollen die Eltern ihre Kinder lehren lassen andere, und sie fleißig in die Schule und Kinderlehre schicken; das ist ihnen viel nützlicher, als wenn sie ihnen groß Geld und Gut hinterlassen. Und können es die Eltern, die hierin lässig sind, nimmermehr bei Gott verantworten. Und hat Herr Lutherus hiervon also geurtheilt: Ein Kind in seinem Katechismus versäumen, sei ja eine so große Sünde als eine Jungfrau schänden.
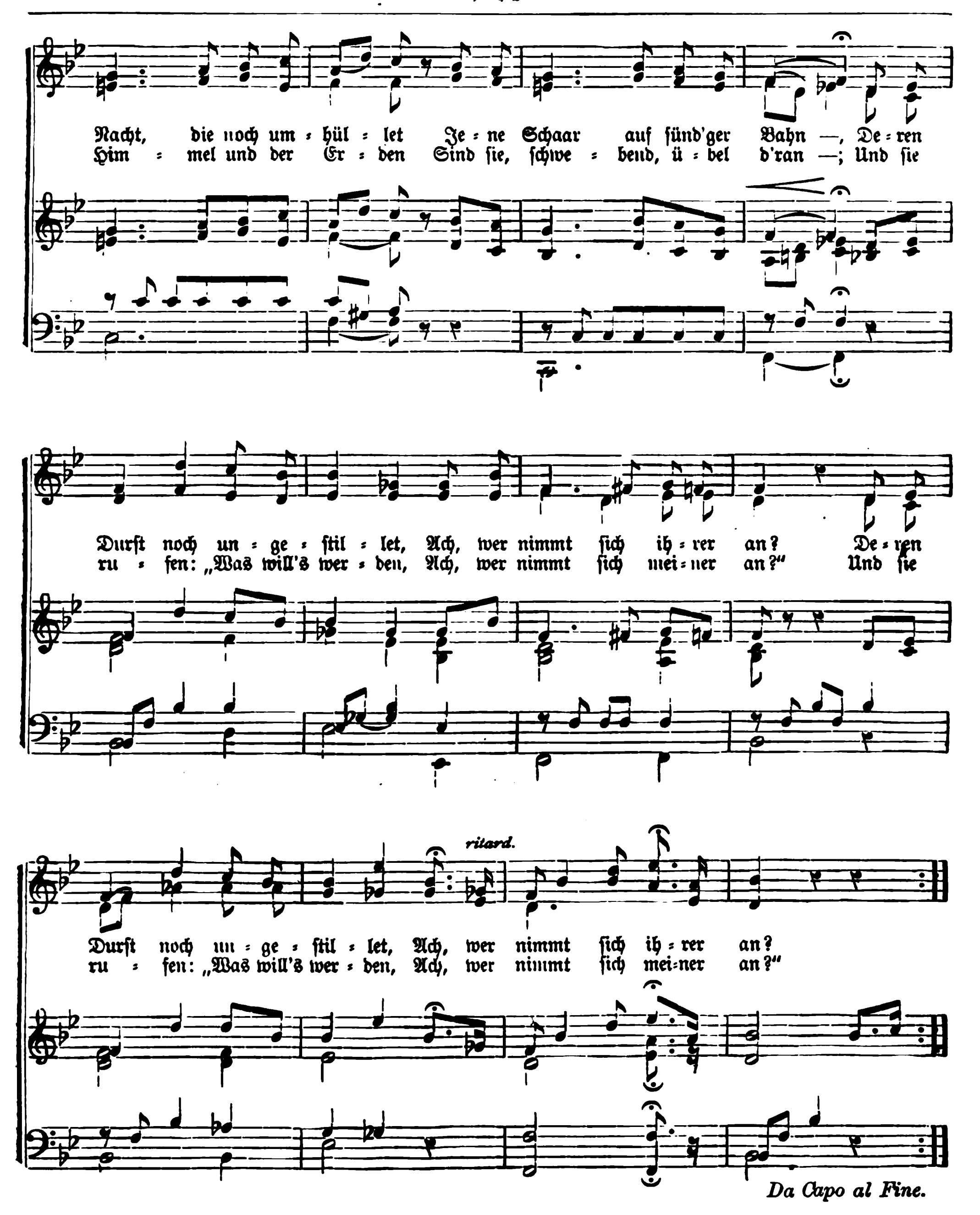
4. Sollen die Eltern ihren Kindern das Böse wehren. (Nachbar.)

Barmherzigkeit.

(Matth. 5, 7, 9, 39. Ps. 142, 5.)

Duett mit Piano- oder Orgel-Begleitung.





3. Sag', gedenkst du nicht der Leute,
Die — erlöst — einst liefen fein,
Doch — von Neuem Satans Beute —
Sind jetzt voller Seelenpein?!
„Auf den Fall giebt's kein Erstehen,"
— So heißt ihrer Seele Wahn —
:,: Und verzweiflungsvoll sie flehen:
„Ach, wer nimmt sich meiner an?!" :,:

4. Seele, kannst du da noch schweigen,
Kannst du stumm vorübergeh'n,
Hörst du nicht den Jammer-Reigen
Derer, die das Heil nicht seh'n?
Hab' Erbarmen, hab' Erbarmen,
Wie dein Heiland dir gethan;
:,: Möchtest du, gleich Ihm erwarmen,
Nimm der Sünderwelt dich an! :,:

Wer ist der Größeste!

Mitgetheilt von Fr. Pr.

Ich war heute sehr mißgelaunt aufgestanden. „Karl!" rief ich meinem Diener, „jetzt sag' ich dir zum dritten Mal, du sollest mir eine Schuhbürste kaufen. Dummkopf! dummes Thier!" so brummte ich laut. Er erwiderte kein Wort, — das ist so seine fromme Art, die mich oft noch am meisten ärgert. Gestern schon hatte er geschwiegen, heute wieder. Er ist doch sonst so pünktlich, dachte ich, was treibt er nur? „Geh," polterte ich, „und hol' ein Tuch, ich muß geputzte Stiefel haben." Mein Zorn verging, als ich sah, mit welcher Sorgfalt er sich mühte, den Staub von meinen Stiefeln wegzureiben, und zum Zeichen der Versöhnung legte ich die Hand auf seine Schulter. Der Gedanke überkam mich dabei, wie sonderbar es doch sei, daß es Leute gebe, die für Geld Anderen die Schuhe putzen. — Beim Worte „Geld" fuhr mir's wie ein Blitz durch den Sinn, daß ich meinem Diener schon lange kein Geld mehr gegeben habe. „Johann," frug ich, und zog meinen Fuß zurück, „hast du Geld?"

Ein leises Lächeln zog um seine Lippen. „Nein Herr," erwiderte er, „seit acht Tagen habe ich keinen Kreuzer mehr, und Alles was mein war, für Ihre kleinen Ausgaben verbraucht."

„Und die Bürste?" hast du sie darum nicht geholt?"

Er lächelte wieder. Er hätte sagen können: „ich bin kein dummes Thier, kein Dummkopf, wie Sie es hundert Mal zu Ihrem treuen Diener sagen. Zahlen Sie mir die 23 Thaler, 10 Groschen, 4 Pfennige, die Sie mir schuldig sind, und ich hole gleich die Bürste." Aber mein Johann schwieg, um seinem Herrn zu ersparen, über sich erröthen zu müssen. Gott segne ihn! Ihr Philosophen! ihr Christen! habt ihr das gelesen?

„Da, Johann," sagte ich, „hol' nun die Bürste."

„Aber wollen Sie denn mit einem schwarzen und einem weißen Stiefel stehen bleiben?"

„Geh," befahl ich, „hol' die Bürste und laß einstweilen den Staub auf dem Stiefel."

Als die Thüre hinter ihm in's Schloß gefallen, nahm ich das Tuch und putzte sorgfältig den linken Schuh, auf welchem Thränen der Reue glänzten.

Maëstre.

List gegen List, oder des Papstes Hochzeitsreise.

Für Haus und Herd von W. Fotsch.

Papst Clemens VII. schwärmte aus Politik für die Idee, seine junge Nichte, Katharina von Medici, an Franz I. von Frankreich zu verheirathen. Dies verursachte dem Reformationsfeind, Karl V., viel Kummer und Aerger, und der Spanier gab sich alle erdenkliche Mühe, diese unglücksschwangere Heirath zu verhindern.

Aber es war Alles umsonst. Nachdem Karl und Clemens sich lange gebalgt, bat der Kaiser zum Abschied für drei seiner Prälaten um den rothen Hut, aber der heilige Vater geruhte ihm nur einen zu gewähren. Sogleich nahte der französische Gesandte mit derselben Bitte für den Bischof von Orleans, was rasch gewährt wurde. Hierdurch ermuthigt, erbat er zugleich den Kardinalshut für den Bischof von Worcester. Das war aber Karl zu viel, daß der Franzose für den ketzerischen Britten bat, und reiste voll Zorn nach Spanien zurück.

Franz wünschte eine Unterredung mit dem Papste auf französischem Boden. „Wohlan," sprach Clemens, „ich werde nach Toulon, Marseille oder über die Säulen des Herkules hinausgehen, — eben um seine Familie auf Frankreichs Thron zu heben. Marseille, die Stadt der Phokäer, sollte der Tummel-Platz der Ceremonie werden. Der heilige Vater war überglücklich, und seine kleine Nichte, die Braut, strahlte vor Freude, indem sie sich bald auf Frankreichs Thron zu setzen gedachte. Der Würfel fiel, — aber nach 40 Jahren folgte jene berüchtigte Bartholomäus-Nacht und deren lange Leichen-Prozessionen, schrieen, wie Abels Blut, um des Himmels Rache. —

Die Zusammenkunft des Papstes mit dem König (Oktober 1533) wurde für das Evangelium verderblicher, als sämmtliche Pfeile der Sorbonne. Als Heinrich des VIII. Heirath mit Anna Boleyn bekannt geworden, forderte der Kaiser Karl, voll Stolz, daß seiner Tante, der Königin (Heinrichs voriges Weib), Gerechtigkeit widerfahre. Aber Clemens hatte die englische Angelegenheit schon Jahre lang hingeschleppt, und vertagte eine eilig zusammen gerufene Consistorial-Versammlung mit den

Worten: „Meine Herren, wer die Fahrt nach Marseille mitmachen will, mag sich zur Abreise rüsten." —

Die rhodischen Galeeren standen schon bereit. Aber die Spanier versuchten mit List und Gewalt den Papst von dieser gefährlichen Hochzeitsreise abzuhalten. Als aber der listige Clemens die Ueberlistung merkte, und er eben absolut zur Hochzeit wollte, nahm er sich einfach vor, auf französischen Schiffen nach Frankreich zu fahren. Nun wandte sich der Kaiser an die damals gefürchteten Schweizer, welche mit Waffengewalt des Papstes Projekt aufhalten sollten. Aber des Papstes List und Franzens klingende Münze, verursachte die Helvetier ruhig zu bleiben, um die „Kappeler Wunden" ausheilen zu lassen.

Karl's Minister kannten des Papstes Zaghaftigkeit, und raunten dem heiligen Vater in's Ohr: „Eure Heiligkeit nehme sich in Acht, daß Sie nicht unter Mauer'schen Piraten gerathen." Das brachte den Lebemann außer Fassung; denn schon sah er sich im Geiste nach Algier entführt, und das wäre für einen Papst ja fürchterlich! —

Dazu kam ganz Rom in Aufruhr. Die Welfen und Ghibellinen wurden vor St. Peter beinahe handgemein. In Klöstern, Kirchen und öffentlichen Plätzen wurden Stimmen laut, den heiligen Vater ja nicht in's verrätherische Frankreich gehen zu lassen. Ein Franciskaner entflammte das bewegliche Volk von einer Stein-Bank herab: „Luther, Zwingli und Oekolamgad sind Soldaten des Pilatus; sie haben Christum gekreuzigt! Und, o Unglück, dies Verbrechen wiederholt sich in Paris durch Schüler des Erasmus!" — Nun wollte Clemens mit der „kleinen Käthe" dorthin eilen, wohl um jene Kreuzigung zu verhüten. —

Der Papst reiste nach Pisa. „Ich gehe hin, um Europa den Frieden zu geben, und den König von England wieder auf den rechten Weg zu bringen." Offenbar hatte Clemens, wie der Wolf in der Fabel, sich in geborgte Kleider vermummt. In Nizza stieg er und das „junge Mädchen" auf's Schiff. „Seht," rief das Volk, „das ist die Ursache dieser sonderbaren Reise eines Papstes nach Frankreich! Wenn es sich um das Wohl der Kirche handelte, würde Clemens nicht so viel thun; aber es handelt sich darum, eine Medici auf den Thron zu setzen!"

So segelte die französische Flotte mit dem Papst und der „jungen Frau" ab, geführt von dem Herzog von Albany. Ihre Zauber-Mittel und Liebes-Tränke waren das feine Gift, worauf das Papstthum rechnete, um die vorgeschrittene Reformation in Frankreich zu ertödten. Die vierzehnjährige Königs-Braut hüpfte auf dem Verdeck, bei dem Gedanken, an ihre große Zukunft. — Der Tod, womit dies Geschöpf einen geheimnißvollen Vertrag gemacht zu haben schien, sollte sie auch bald auf den Gipfel der Macht führen.

Die päpstliche Flotte hatte eine sehr günstige Fahrt. Unterdessen planirte der „Unfehlbare," die Welt wieder in den rechten Gang zu bringen. Denn Deutschlands Luther und Englands achter Heinrich hatten ihm schon viel Sorgen gemacht. Nun aber wird er seine Katharina mit dem Sohn des Königs von Frankreichs verheirathen, mit Franzens Hülfe dem Conzil trotzen, als auch den Reformations-Gelüsten Halt gebieten. „Und damit Punktum!" Diese Gedanken erfüllten während der Fahrt des Papstes Seele. Als Hochzeits-Geschenk hatte er eine Bulle gegen Frankreichs Ketzer in der Tasche, welche Franz vollstrecken soll. Und also glitt die Mord schwangere Flotte in den Hafen von Marseille ein. —

Ganz Europa war in Hangen und Bangen ob dieser Zusammenkunft. Der schlaue Erasmus zuckte die Achseln und machte darüber lauter Fragezeichen. „Was mich betrifft," schrieb Bucer an Sturm, „so wünsche ich vom Herzen, daß das Papstthum über den Haufen geworfen würde; aber .. ich fürchte sehr, daß es sich wieder aufrichtet." —

Am 2. Oktober zog Clemens in der Stadt der Phokäer ein. Das Volk war in fieberhafter Aufregung, Gottes Stellvertreter in ihren Mauern zu sehen. „Das ist derjenige, der nie irrt," lispelte man sich in die Ohren. Der Papst lächelte ob solcher Huldigung. „O Frankreich," rief er entzückt, „du bist in der That die älteste Tochter der Kirche."

Aber Franz ließ sich nicht sehen. Es wurde Abend. Clemens wollte sich eben zur Ruhe legen, da erschien der König, — verkleidet und ganz allein. Wollte er Clemens sondiren? Wie dem auch sei. Franz kehrte zufrieden zurück; denn Clemens versprach ihn Alles, um — nichts zu halten. —

Am nächsten Tage ließ sich der Papst unter großem Pomp in die Kathedrale tragen. Der Bischof von Paris hielt die Bewillkommnungs-Rede. Dann begannen die Conferenzen.

Weder König noch Papst sparten Betheuerungen, Ränke noch Lügen. „Der hl. Vater verfuhr mit so viel Arglist," schreibt Guiccardini, „daß der König das größte Vertrauen in ihm setzte." Um die Mißheirath zu entschädigen, bedurfte Franz eine Kleinigkeit, er forderte die Herzogthümer Urbino und Mailand, Pisa

und Genua und noch fünf kleinere dazu. Der Italiener versprach ihm Alles. Als Clemens sah, daß Franz seinen Versicherungen so leicht glaubte, die er vor vier Wochen dem Kaiser Karl versprach: „Nie halten zu wollen," war seine Heiligkeit sehr erfreut, und ließ seine Nichte Katharina holen.

Doch, damit man dem Papst nicht vorwerfe, er sei etwa nur wegen einer Hochzeit nach Frankreich gezogen, ließ er, um sein Spiel zu decken, die Bulle öffnen und schleuderte sie gegen die Ketzer Frankreichs. Mit diesem Hochzeits-Geschenk wollte Clemens seiner Nichte die Weihe geben und Franz zum Kreuzes Ritter schlagen. Du Bellay disputirte mit dem Papst und beschwor ihn, die Reformation nicht mit Gewalt zu bekämpfen. Aber man ließ ihn schwatzen. Denn es hieß, diese Bulle sei nur eine bloße Form und weiter nichts. So täuschten einander Papst und König und Alles wurde eine lose Phrase. Und des Papstes Nichte war ein „Danaer Geschenk." "Timeo Danaos et dona ferentes."

Endlich war die Diplomatie fertig. Das Bräutchen kam. Die Minister beiderseits hatten den Ehe-Contrakt aufgesetzt. Als so nebenbei noch von einem Brautschatz von 100,000 Thalern gehandelt wurde, bemerkte Franzens Schatzmeister: „Das ist sehr wenig für eine solche Verbindung!" „Sicherlich," entgegnete Strozzi, ein Diener des Clemens, „aber bedenken Sie wohl, daß die Frau Herzogin von Urbino drei Ringe von unschätzbarem Werthe als Mitgift mitbringt: Genua, Mailand und Neapel." Doch glänzten diese Ringe nie an Heinrichs II. Krone. —

Endlich, — endlich begann die pompöse Ceremonie. Die junge, vor Freude strahlende Braut, trat vor mit sanftem Lächeln auf ihren Lippen, ihr Haupt war mit Blumen, Gold und Perlen geschmückt; — aber — in ihrem Gefolge war der **Tod**, der Mord von zehn Tausend Protestanten Frankreichs. Der Tod bediente sie selbst dann, als sie seine Schläge aufzuhalten wünschte, der, indem er den Dauphin traf, sie zur Gemahlin des Thron-Erben machte, indem er ihren Schwieger-Vater ereilte und sie zur Königin krönte, indem er rasch ihren Gatten und ihre Söhne dahinraffte und sie damit zur unumschränkten Herrin von Frankreich erhob; — um dann als Isabell gegen die Protestanten mit Folter, Qual und Tod zu wüthen. — Voll Dankbarkeit gegen diesen unseligen Alliirten sollte ihm daher die Florentinerin, 40 Jahre später, in einer Augustnacht, auf den Straßen zu Paris, eine satanische Lustbarkeit veranstalten, ein Blutbad der Protestanten, das zu Ehren des Todes gefeiert werden sollte. —

Doch stand Katharina von Medici noch als unschuldig Mädchen am Altar, zwar etwas zitternd, denn sie war noch sehr jung. Der Papst vollzog selbst die Trauung. Frankreichs Adel war zugegen, von zahllosen Kerzen beleuchtet. Die Medicierin legte ihre blasse Hand in die Krallenhand Heinrichs von Valois, welcher der Reformation bald jegliche Freiheit, und Frankreichs Ruhm und Eroberungen durch einen unglücklichen Frieden entreißen sollte. Dann gab Clemens VII. diesen beiden tragischen Gatten seinen apostolischen Segen. —

Die Ehe war geschlossen. Ein Blitz glänzte in ihrem Blick. Aber er war der Freude einer Hyäne gleich, welche von Ferne Gräber entdeckt, um sich an deren Leichnamen zu sättigen; oder einer Tigerin, die von ihrer Höhle aus Reisende entdeckt, auf welche sie losstürzt, um ihren verzehrenden Blutdurst zu stillen. Und das war des Papstes Nichte, die Frankreich vergiftete.

„Clemens Freude war unbegrenzt," schreibt Guiccardini, „und aus Dankbarkeit beschloß er, den König „Cardinalshüte für vier französische Bischöfe zu verleihen." Der elfjährige Odet de Chatillon war einer der mit dem rothen Hut Geschmückten, er war ein Bruder des unsterblichen Coligny, der Hort des französischen Protestantismus. Voll Dank für diese Cardinal-Begünstigung schrieb der König an den Bischof von Paris: „Daß man, da das Verbrechen des lutherischen Ketzerthums zunehme, den Prozeß der Ketzer beginnen und zu Ende führen müsse." — Es scheint, dies war der Nachtisch der Basilisken-Hochzeit und die erste Wirkung des Clementinischen Segens.

Des Königs Schwester Margaretha, war bisher die Nährerin des Protestantismus. Aber die versteckten Zusammenkünfte gefielen ihr nicht recht, sie wollte, daß die evangelische Lehre durch die Kirchen, und nicht durch Scheunen oder Speicher in's Königreich dränge. Sie wünschte für Frankreich eine Reformation, wie etwa in England, mit Beibehaltung der Erzbischöfe, Kathedrale und Kulte. Aber Jesu Reich ist nicht von dieser Welt.

Alle Welt war sehr gespannt, welche Früchte der geheime Vertrag von Bar le Duc zwischen Franz und Philipp von Hessen an's Licht bringen werde. Es wurde bald klar, daß Württemberg seinen Herzog wieder bekam und damit das Heil der Reformation im Gefolge. Wie wohl der Astrologe Lichtenberg an Melanchthon schrieb: „Dem Löwen (Hessen) wird es an Hülfe fehlen, und er wird von der Lilie (Frankreich) verlassen werden." — Melanchthon freute sich herz-

lich, daß der Macedonier Philipp (von Hessen) der Reformation so gute Dienste leistete; aber von Franz und Karl erwartete er für Deutschland nie etwas Gutes.

Als Franzen's Ketzer-Edikt in Paris bekannt wurde, kraft dessen ein Jeder, der durch die Aussage zweier Zeugen des Lutherthums überführt wurde, augenblicklich verbrannt werden sollte, da floh John Calvin verkleidet nach Straßburg. Und wer nicht von den Protestanten floh, wurde von den Schergen der Sarbonne ergriffen. Und als Roussel, Margarethas Kaplan, auch ergriffen wurde, zog sie sich nach Béarn, an die Pyrenäen zurück. An einem Abend wurden 300 in die Conciergerie abgeführt. Und bis auf Ludwigs Dragonaden wurden 140,000 Protestanten getödtet und 500,000 der besten Unterthanen aus dem Lande vertrieben, um des Evangeliums willen. Und das Blut von Abertausenden von Märtyrern drückt heute noch das schöne Frankreich, Spanien und Italien. Während Länder, welche Gottes Wort annahmen, in „den Hütten Sems wohnen" und „den Frieden Jesu" genießen. Denn „Wer mich ehrt, den will ich wiederehren, spricht der Herr!"

Der Kirchengesang.

Für Haus und Herd von Friedrich Munz.

Es gibt wohl auf Erden keine menschliche Kunst, auf die in unsern Tagen mehr Zeit und Kraft verwendet wird, als auf die Tonkunst. Sie ist die Modekunst unserer Zeit, der verzogene Liebling unserer heutigen modernen Gesellschaft, denn überall finden sich ihre begeisterten Jünger und Verehrer. Mit Recht nennt sie Goethe die „schönste Offenbarung Gottes."

Als solche hat sie auch das Christenthum seit seinen Uranfängen in Diensten gehabt und sie zu einer heiligen Kunst geadelt. Lenken wir unsere Blicke nur auf einen Zweig der Kirchenmusik — auf den Kirchengesang und betrachten:

1. sein Wesen,
2. seine Bedeutung und
3. seine Pflege.

Also erstens: Was der Kirchengesang ist und was er sein soll.

Wir Menschen sind fähig die uns beherrschenden und treibenden Empfindungen und Gefühle auf mannigfache Weise auszudrücken. Die mehr oder minder treue Wiedergabe derselben hängt ganz von dem Reichthume und der Mannigfaltigkeit der uns zu Gebote stehenden Sprachmittel ab. Unser gewöhnlicher Verkehr wird durch Worte vermittelt.

Greift jedoch Lust oder Schmerz stärker in die zarte Saite unseres Gemüthes, schwellen die Wogen unserer Empfindungen höher und höher, dann hebt sich und senkt sich unsere Stimme in rythmischen und melodischen Tönen. In die leeren Wortformen gießt sich das Feuer unserer Gefühle und durch schöpferischen Odem scheinen sie belebt und beseelt zu werden. Von dieser gehobenen Sprache ruft Schiller begeistert aus: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein!" Und ein anderer Dichter singt ebenso war wie schön:

„Vögel haben nichts als Töne,
Worte hat der Mensch allein."

Ihm nur ist's möglich, Wort und Ton in ein unzertrennliches Ganze zu verbinden und aus der innigen Vermählung beider fließt des Sängers lebenathmender Gesang.

Schon in dem eben ausgesprochenen Wesen des Gesanges liegt sein göttlicher Ursprung und seine heilige Bestimmung. Aus den überströmenden religiösen Empfindungen wuchsen jene alten Urgesänge hervor, deren Denkmäler wir in Mirjam's Siegesgesang, in den herrlichen Psalmen rc. finden.

Die jüdischen Tempelgesänge mit ihren feierlichen, recitativen Wechselchören waren es auch, die das Christenthum herübernahm in seine stillen Gottesdienste und in die alten Formen neues Leben goß. Ihnen entsproß der christliche Kirchengesang, der sich uns darstellte als der begeisterte Ausdruck des christlichen Gemüthes in seinem Glauben und Hoffen, Dulden und Sehnen.

In seinem Wesen und in seiner Entwicklung im Lauf der Jahrhunderte, zeigt sich uns der Kirchengesang als ein Volksgesang und das muß er sein, wenn er Gemeindegesang sein soll. Aber damit noch nicht genug, er ist vor allem ein heiliger Volksgesang, ein religiöser Gesang. Seine Bestimmung ist: für das Volk und für den christlichen Gottesdienst.

Hiermit sind schon seine Haupteigenschaften bestimmt. Wie alles Lautere, Wahre und Er-

habene immer in einfachem, prunklosem Gewande erscheint, so soll auch der geistliche Volksgesang ebenso einfach, schlicht, natürlich und ungekünstelt sein, wie das Gepräge kirchlicher Würde und Weihe an sich tragen.

Zum Beispiel jene alten Reformationslieder. Kaum waren sie gedichtet, so wurden sie schon vor allen Thüren und in allen Häusern gesungen, wie auf Flügeln des Windes eilten sie durch alle Lande und eroberten die Herzen. Sie waren volksthümlich und durchglüht von dem Geist jenes weltüberwindenden Glaubens, der Papst und Hölle trotzte im Vertrauen zu dem, der das Feld behalten wird. Im edelsten Sinn des Wortes waren jene Reformationslieder geistliche Volksgesänge und noch bildet unser deutscher Choral die Krone im Kirchengesange. Treffend charakterisirt ihn ein Musikkritiker: „Bei aller Einfalt und Unschuld, von welcher Erhabenheit und Wahrheit im Ausdruck! Sie haben oft wahre Heiligengesichter diese Choräle."

2. Die Bedeutung des wahren Kirchengesanges im Gottesdienste.

Im Gemeindegesange, dem eigentlichen Kirchengesang, tritt uns die Verwirklichung jenes hohen, christlichen Gedankens entgegen, daß wir Alle Priester und Hausgenossen Gottes sind. In sanften, einleitenden Tönen beginnt die Orgel und führt das Lied vor unser Inneres, dann fällt die Gemeinde ein und in brausenden Akkorden gleich einem mächtigen Strome fließt der Gesang majestätisch dahin. Groß und Klein, Reich und Arm, Herr und Knecht sind durch die Macht der Töne an einander gekettet, Bruderbande umschlingen sie, „ein Herz und eine Seele," so dringt die Gemeinde auf Flügeln des Gesanges empor vor des Allmächtigen Thron.

Die vielen Stimmen in eine vereinigt lodern wie eine mächtige Flamme himmelwärts; Sorgen und Grämen, Kummer und Schmerzen werden vergessen; göttliche Begeisterung erfüllt die Seelen und die Herzen öffnen sich wie die geschlossenen Blumenknospen in den Strahlen der goldenen Morgensonne.

Nun ist der Boden vorbereitet, der Säemann mag jetzt seinen edlen Samen streuen.

Wunderbar ist der Einfluß, den ein solch' inniger, wahrer, feuriger Gesang im Hause des Herrn ausübt. Von ihm kann man voll und wahr des Dichters Worte in Geltung bringen:

„Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersteh'n?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz."

Und das gilt nicht allein vom Gemeindegesange, auch die höhere Kunst hat Theil daran. Was die lieblich duftenden Blumen Haus und Garten sind, das ist der christliche Kunstgesang im Heiligthume des Herrn. Hat er sich einer tüchtigen Leitung zu erfreuen, welche die herrlichen Schätze der protestantischen Kirchenmusik zu würdigen versteht, so ist der Einfluß, der von hier ausgeht, ein tiefer und weitgreifender. Nicht nur gewinnen die Gottesdienste an Anziehungskraft und Lieblichkeit, sondern auch Geist und Herz von Sänger und Gemeinde werden veredelt, der Sinn für das Hohe, Erhabene und Schöne wird geweckt und das Wichtigste: wir gewinnen die Jugend.

Durch diese anmuthende, die Jugend erfreuende Thätigkeit erwecken wir in ihr Lust und Liebe zu den Gottesdiensten, sie wird dadurch zur Pflege der Muttersprache angehalten, und die Folge ist die Erhaltung der Jugend für die Kirche und darauf ist die Zukunft unserer meisten Gemeinden gebaut.

Aus dieser großen Bedeutung des Kirchengesangs fließt unser dritter Punkt:

Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer sorgfältigen Pflege desselben.

Wenn auch der Untergrund für einen gesunden, geistlichen Volksgesang schon vorhanden ist, nämlich ein gesundes, wahres Christenthum, trotzdem bleibt immer als seine erste Bedingung: Pflege. Gott hat das herrliche Werkzeug zum Gesang in uns hineingelegt; tief im Verborgenen schlummert die göttliche Gabe. Unsere Pflicht ist es nun sie zu wecken und auszubilden zu des Schöpfers Lob und Preis.

Wir Deutsche dürfen ein wenig stolz sein, denn das deutsche Volk ist vor Allem ein singendes Volk, und diesen unbestrittenen Ruhm haben wir unsern deutschen Schulmeistern und ihrem allzeit thätigen Taktstock zu verdanken. Wie aber Dr. Liebhart in seinen „Gedanken über ein Gesangbuch" richtig bemerkt, so haben wir in unsern Gemeinden hier zu Lande keine solchen Schulmeister hinter uns und sind darum gezwungen, wollen wir den Kirchengesang nicht verkommen und verkümmern lassen, seine Pflege selbst in die Hand zu nehmen, denn in nur wenigen Fällen dürften wir eine geeignete Person hiezu vorfinden.

Jeder Prediger sollte deßhalb mehr oder weniger musikalische Bildung haben und kein theologischer Student unserer Zeit sollte in's praktische Leben hinaustreten, ohne eine genügende Ausbildung in dieser Richtung erlangt zu haben. Sie sollen keine Künstler werden, aber fähig sein

den geistlichen Gesang in einer würdigen Weise pflegen zu können, wie die Kirchenordnung es uns zur heiligen Pflicht macht.

Wollen wir irgendwie etwas erreichen, so haben wir mit der Jugend zu beginnen. Schon in den Unterrichtsjahren vom 10. bis zum 15. Jahre sollte der Grund zu einem guten Gesange gelegt werden. Es sind dann sowohl die heiteren, lebensfrischen Gesänge der Sonntagschule zu üben, wie auch der einfach ernste Gesang der Gemeinde. So herangezogen und herangebildet, werden wir nicht nur einen ausgezeichneten Gemeindegesang bekommen, sondern auch in den Jünglingen und Jungfrauen genügend tüchtiges Material finden, um die höhere Kunst zu berücksichtigen. Ort und Umstände, eigene Ausbildung und Fähigkeiten müssen hier selbst wissen, „was und wie."

Nie sollten wir aber die wichtige Bedeutung der heiligen Musika gering schätzen. Sie ist eine Macht im Leben geworden. War die Kirchenmusik die Mutter der weltlichen, so ist nun das Kind über die Mutter hinausgewachsen. Die Welt verwendet viel mehr Zeit und Kraft und Vermögen, um diese herrliche Kunst für sich auszubeuten, während die Kirche heutigen Tages betteln gehen muß, Opernarien und frivole Gassenmelodien entlehnt zum Dienste im Tempel des Allmächtigen.

Jene alten, feurigen Melodien, die in den Blockhütten und Kirchen und Lagerversammlungsgründen unserer Väter erschallten, wo sind sie? Sie sind verstummt. Unsere Jugend kennt sie kaum mehr, sie kann dieser kräftigen Hausmannskost keinen Geschmack mehr abgewinnen, weil ihr musikalischer Magen verwöhnt und verzogen ist durch jene süßen Leckereien und Zuckerwaaren, jenen saft- und kraftlosen Gesängen, die wie eine Flut unser Land überschwemmt haben. Hinweg eilen die flüchtigen Töne über die tiefsten Wahrheiten und erhabensten Gedanken, um ja dem Zeitalter des Dampfes gerecht zu werden.

Froh, herzlich froh dürfen wir zwar sein, daß unser kräftigerer deutscher Geist sich noch nicht so weit verirrt hat, obwohl der verflachende, leichte Geist unserer Zeit auch auf unsern Kirchengesang tiefe Schatten geworfen hat.

Sinniger Dank.

Aus dem Leben von Otto Schultze.

Die Geschichte, die ich erzählen will, ist durchaus anspruchslos und weder aufregend noch spannend. Aber sie hat zwei Vorzüge, welche sie interessant zu machen außerordentlich geeignet sind; nämlich einmal ist sie wahr und genau so passirt, wie ich sie hier erzähle, und ferner ist sie passirt vor gar nicht langer Zeit. Den Namen der Stadt, wo sie sich zugetragen hat, muß ich leider verschweigen; aber es ist sehr leicht möglich, daß auch du, lieber Leser, solche Leute kennst, wie den Doktor D. und den Herrn K. und vielleicht gar obenein solche jugendliche Herren wie Erich und Walter D. und Reinhold K., die in dieser Geschichte eine so sehr bedeutende Rolle spielen. Und somit darf ich denn hoffen, daß du immerhin einigermaßen begierig bist zu erfahren, was ich zu erzählen habe.

Es ist Nachts zwölf Uhr. An Reinholds Krankenbette wachen die Eltern. Aengstlich lauscht die Mutter auf die leisen Athemzüge des leidenden Kindes und wechselt die Eisumschläge auf die fieberheiße Stirn; bange zählt der Vater die Pulsschläge und Athemzüge, die immer schneller und immer schwächer werden, bis ein neuer Ausbruch des Phantasirens die vereinten Kräfte beider Eltern aufbietet, die kaum im Stande sind, das sich windende Kind auf dem Schmerzenslager zu erhalten.

Soeben ist wieder ein solcher Anfall von Gehirnkrämpfen vorüber, da flüstert die geängstete Mutter dem Manne zu: „Unser Letztes von den sieben! Und sei gewiß, es stirbt; es stirbt uns unter den Händen noch diese Nacht. Wollen wir nicht noch einmal zum Doktor schicken?"

„Er wird nicht kommen," antwortete der Mann. „Er hat mir ausdrücklich gesagt: schicken Sie diese Nacht nicht; ich habe Alles gethan, was in meinen Kräften steht."

„So lassen wir einen andern rufen. Ich werde zu Doktor D. schicken. Der Mann hat selbst Kinder und weiß, wie es thut, wenn Eltern vor Angst um ein sterbenskrankes Kind nicht aus nicht ein wissen; der ist noch stets gern zu jedem Armen und Kranken gekommen bei Tag und Nacht. Nicht wahr, ich schicke sofort zu ihm?"

Wenige Minuten später wird die Nachtglocke bei Doktor D. gezogen und wieder wenige Minuten später tritt der Gerufene in das Kranken-

zimmer. Zwar ist er den ganzen Tag über wenig vom Wagen gekommen; die Landpraxis, die ihm zum großen Theil zugefallen ist, hat ihn dahin und dorthin meilenweit geführt und müde und mürbe gemacht. Aber jetzt ist ihm keine Müdigkeit anzusehen. Vor zehn Jahren gehörte er der Studenten-Verbindung „Rugia“ in Greifswald an, bei deren Paukereien er die tiefe Narbe auf der Stirn davon trug. Die damals bewährte Frische und Thatkraft eignet ihm noch heute, sie ist ihm in den ärztlichen Beruf gefolgt und läßt ihn heute im Dienste leidender Menschen fast ebenso leicht den Schlaf vergessen, wie ehedem im Kreise lustiger Burschen.

Mit gewohnter Gründlichkeit erforscht er die Vorgeschichte der Krankheit; er erfragt jeden Umstand, der irgend von Bedeutung sein kann, um sich ein Urtheil über den Kranken zu bilden. Der Athem wird belauscht, der Puls gezählt, die Brust beklopft, die Temperatur gemessen, die letzten Rezepte, welche sein Herr College verschrieben hat, durchgesehen. Bange harrend hangen vier Augen an seinen Lippen.

Und es ist Gutes, was diese Lippen zu sagen haben: „Die Krisis ist vorüber; er wird hoffentlich nicht sterben.“ O welch' ein tröstliches Wort! wie bewegt und belebt es Herz und Sinn! Was thut es, daß noch lange Wochen vergehen werden, bevor das Kind völlig genesen sein wird; was thut es, daß noch einige Nachtwachen vorauszusehen sind, daß die äußerste Vorsicht, die pünktlichste Befolgung der Vorschriften gefordert wird; was thut es, daß in Aussicht steht, die schwere Doppelkrankheit werde das Kind zum Schatten abmagern lassen; „er wird hoffentlich nicht sterben,“ dies eine Wort genügt der Mutter, um es in hundertfacher Wiederholung im Herzen wiederklingen zu lassen. Sie eilt hinweg, damit der längst versiegte Thränenstrom sich ungesehen ergießen kann: ein Dank ohne Worte für den Mann, der das gute Wort gesagt hat, zugleich ein Dank für einen Höheren, der gesagt hat: „Ich bin der Herr, dein Arzt.“

Des Doktors Wort erfüllte sich. Von Tage zu Tage, von Woche zu Woche schritt die Genesung vor. Er sah fortan den Knaben des Tages zwei Mal. In den geisterhaften Augen regte es sich allmählig wieder wie Lebenskraft, es rundeten sich schon ein wenig die dürren Finger, auf den eingefallenen Wangen konnte man schon einen leichten Anflug von Röthe wahrnehmen. Geduldiger, als sonst wohl achtjährige Knaben es zu thun pflegen, ertrug Reinhold sein Krankenlager und besonders die Langeweile der ihm auferlegten Ruhe; und dankbarer als andere Knaben seines Alters begrüßte er jedes Mal den Doctor, wenn auch noch lange sein Lächeln so aussah, als wollte er zu weinen anfangen. Aber noch lebhafter als ihn selbst bewegte seinen Vater die Frage: Wie kannst du dem Manne eine ganz besondere Freude machen, der eine so ganz besondere Mühe an uns gewendet hat.

Nach etlichen Wochen erschien der erste frohe Tag, als der Doctor das Aufstehen erlaubte; bald darauf ein zweiter mit einer freilich wehmüthigen Freude, als der Tischler die beiden Krücken brachte, an denen Reinhold das Gehen wieder lernen mußte. Er lernte es und stellte bald die eine Krücke in die Ecke und einige Zeit später auch die andere. Der Doctor fing an seltener zu kommen.

Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß Genesende häufig einen lebhaften Appetit auf irgend eine besondere Speise bekommen. So war es auch bei Reinhold; er verspürte ein unwiderstehliches Verlangen, Krebse zu essen. Aber woher Krebse nehmen im März? Vergeblich war alle Mühe der Mutter, solche aufzutreiben.

Der Doctor wurde zu Rathe gezogen. Er mußte laut lachen über den seltsamen Einfall seines Reconvaleszenten. „Jungchen,“ sagte er, „der Fischer Pieske hat wundervolle Zander im Kasten. Wir haben heute welche davon gegessen. Wie wäre es mit Zandern?“

Reinhold lächelte wehmüthig. „Auf Zander habe ich keinen Appetit.“

„Aber, Junge, Zander sind doch eben so gut Wasserthiere wie Krebse, und schmecken genau ebenso, wenn sie mit Kümmel und Petersilie gekocht werden. Du solltest es doch einmal probiren.“

„Ja, Wasserthiere sind Zander, natürlich, und schmecken werden sie wohl ebenso wie Krebse; aber ich habe doch bloß auf Krebse Appetit.“ Dabei blieb er. Und was ist zu thun gegen Idiosynkrasie? Nichts. Es kam also Alles darauf an, die begehrten Kerbthiere anzuschaffen, wollte man anders dem unwiderstehlichen Triebe des Kranken genügen. Und was thut man nicht, um ein der Todesgefahr soeben entronnenes Kind zu erfreuen!

Und sonderbar, es sollte dem Knaben glücken. Denn nächsten Tages wird wirklich die ersehnte Delikatesse in Gestalt von fünfzehn Krustenthieren an der Thür der Frau Doctor angeboten, wenn auch freilich diese Wesen höchstens auf den Namen Krebslein Anspruch machen konnten.

Auch die Frau Doctor hatte von dem Patienten und von seinem Appetit auf Krebse erfahren; und jetzt waren sie auf einmal da. Sie werden selbstredend sofort gekauft, in ein Körbchen gelegt und Walter und Erich werden be-

auftragt, an der Hand der Kindsmagd stehenden Fußes die Krebse zu Reinhold zu tragen.

Du müßtest Walter und Erich gesehen haben. Sie sind ja nun zwar immer prächtige Kerle, die beiden kleinen Doctoren, aber diesmal, durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Auftrags, sind sie prächtiger als je. Sie machen sich sofort auf den Weg, bestellen ihre Complimente, staunen in gebührendem Maße über Reinholds freudestrahlende Augen, fragen und erzählen, was ihnen sonst einfällt, und würden zweifelsohne nicht verfehlt haben, auch sogleich zu berichten, wieviel die Krebse gekostet haben, wenn sie das nur selbst gewußt hätten. Zu Hause wieder angekommen, fragt sie die Frau Doctor vergeblich, wie „es denn war," und ob der Reinhold sich auch gefreut und ob er sich auch bedankt habe. Aber seltsam, die Jungen scheinen absolut keine Zeit zu haben, auf solche Fragen zu hören; sie plaudern und schwatzen immerfort von einer ungeheuren Masse von lauter Kanarienvögeln und demonstriren voller Entzücken mit Gesten, wie der wirkliche, lebendige Affe würde gesprungen sein, wenn er aus dem Kasten herausgekommen wäre. „Mutter, es war doch zu schade, daß er nicht heraus kam." Die Mutter aber ihrerseits ist außer Stande, das kleine Geschwätz der Jungen zu begreifen und ihm das mindeste Interesse abzugewinnen, und ehe der Vater wieder von seinen Krankenbesuchen zurückgekehrt ist, sind Krebse und Vögel und Affe längst vergessen.

Am andern Morgen, als der Doctor wieder zu Reinhold kommt, reicht dieser ihm, dankend für die schönen Krebse, mit freudig erregtem Antlitz ein Couvert entgegen.

„Deine Photographie, mein Junge, zum Andenken?" sagt der Doctor, die Visitenkarte fühlend; „das ist ja sehr liebenswürdig von dir."

Er zieht das Bildchen heraus. Und — wie er es ansieht, ist er vor Ueberraschung keines Wortes mächtig; und wie er es länger und länger ansieht, fühlt er etwas seit lange Ungewohntes zwischen den Augenlidern sich regen. Denn was er vor sich hat, ist das Bild seiner beiden Jungen in einer so trefflichen Photographie, wie sonst kein Bild von diesen beweglichen Buben herzustellen gewesen ist. Und nicht das allein ist das Schöne, sondern — so, wie sie täglich umherschweifen in Haus und Hof und Garten, der eine mit dem Lederschurz, der andere, der gerade etwas Halsweh gehabt hatte, mit einem ziemlich nonchalant umgelegten Halstuche, so stehen sie Hand in Hand da, die Gesichtszüge lebhaft erregt, vor allem die Augen in unvergleichlicher Lebendigkeit wiedergegeben; das ganze Bildchen in sauberster Arbeit ausgeführt.

Der Doctor wendet sich zu Reinholds Vater und sagt: „Eine größere Freude, mein lieber Herr K., hätten Sie mir nicht machen können. Aber sagen Sie mir doch nur, wie in aller Welt haben Sie es angefangen, die Jungen zu bändigen und noch dazu in aller Stille?"

Hören wir, was Herr K. vom vorigen Tage zu erzählen hatte.

Als die Knaben mit den Krebsen zu Reinhold gekommen waren, hatte Herrn K. der Gedanke durchzuckt: Jetzt oder nie ist der Augenblick, auf den du lange gewartet hast. Ohne seine eigene freudige Aufregung zu verrathen, sagt er zu den Jungen: „Ich werde euch etwas Schönes zeigen; kommt einmal mit! Ich habe einen ganzen Vogelbauer voll Kanarienvögel." Er zeigt ihnen die Nester. „Seht hier, diese haben Eier gelegt, diese brüten und jene haben schon ausgebrütete Junge." Die Doctorskinder bewundern Alles mit begreiflichem Erstaunen.

„Kannst du uns nicht noch etwas Anderes zeigen?" fragt auf einmal Erich.

„Gewiß," sagt Herr K., die gute Gelegenheit 'bei der Stirnlocke' ergreifend, „ich habe noch etwas viel Schöneres; in der Oberstube habe ich einen lebendigen Affen, der sitzt in einem schwarzen Kasten. Den werde ich 'mal herauslassen, und ihr sollt staunen, wie der klettern und springen kann."

Die Angesichter der Jungen glänzen. „Ja, den wollen wir sehen." Man steigt die Treppe hinauf und kommt oben an. Da steht auch schon der schwarze Kasten, worin der Affe sitzt. „Jetzt stellt euch nur hier an diese Wand und paßt genau auf. Aus diesem Loch kommt er heraus. Ich werde ihn jetzt herausjagen."

Die Knaben stehen wie die Bildsäulen und verwenden kein Auge von dem schwarzen Loch am Kasten. Herr K. manipulirt derweilen an dem Kasten herum. Aber kein Affe kommt heraus.

„Es ist zu schade," beginnt Herr K. nach einer Weile, daß das ungezogene Thier nicht herauskommen will. „Aber wartet nur, das nächste Mal sollt ihr ihn ganz bestimmt sehen. Und du, Marie," so wendet er sich an die Magd, welche die Knaben wieder in Empfang nimmt, „du hälst den Mund."

Nachdem Herr K. dies berichtet hat, fährt er fort: „Ich mußte die Jungen diesmal so nehmen, wie sie eben kamen. Aber Sie sollen von ihnen im Sonntagsanzug so viele Bilder haben, wie Sie nur irgend wollen."

„Nein," entgegnet der Doctor, „das muß ich entschieden ablehnen. Gerade so, wie sie hier

sind, sollen sie mir eine schöne Erinnerung an Ihren liebenswürdigen Dank sein, und gerade so sind sie mir am liebsten. Und du, lieber Reinhold, sollst auch meine Photographie haben, sobald ich Zeit habe, mit deinem Vater auf das Atelier zu gehen und mir gleichfalls den Affen anzusehen."

Die Geschichte ist aus. Sie zeigt dreierlei: einmal, daß es noch immer Aerzte giebt, die von Herzen Menschenfreunde sind, sodann, daß es noch immer Menschen giebt, die von Herzen dankbar sind, und endlich, daß es in allen Ständen Leute giebt, welche die Kunst verstehen, ihrem Dank eine feine, sinnige Form zu geben. Und wenn du mich einmal besuchst, lieber Leser, so kannst du auch in meinem Album das Bild des Brüderpärchens paradiren sehen.

Sonntagschul-Lektionen.

Des Hauptmanns Glaube.

Sonntag, 2. Oktober. Matth. 8, 5--13.

5. Da aber Jesus einging zu Capernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn,

6. und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause, und ist gichtbrüchig, und hat große Qual.

7. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen, und ihn gesund machen.

8. Der Hauptmann antwortete, und sprach: Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund.

9. Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte; doch wenn ich sage zu einem: Gehe hin, so gehet er; und zum andern, komm her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er's.

10. Da das Jesus hörete, verwunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.

11. Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Morgen und von Abend, und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreiche sitzen.

12. Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen.

13. Und Jesus sprach zu dem Hauptmanne: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubet hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.

Biblischer Grundgedanke: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Matth. 8, 10.

Einleitung. Das Ereigniß unserer Lektion fällt in den Sommer des Jahres 28 n. Chr. Es reiht sich unmittelbar an die Bergpredigt an. Kaiser Tiberius regierte zu dieser Zeit im großen Römerreiche. Pontius Pilatus war Landpfleger in Judäa und Herodes Antipos Regent in Galiläa. Nach Beendigung der Bergpredigt, welche uns sechs Sonntage im dritten Viertel beschäftigte, kehrte Jesus nach Kapernaum zurück. Dann fand die Heilung des kranken Knechtes auf die gläubige Bitte seines Herrn hin statt. Die Parallelstelle, Luk. 7, 1—10, berichtet das Ereigniß ausführlicher.

Erklärung.

V. 5. 6. Kapernaum war eine der Hauptstädte Galiläas. Hier schlug Jesus seinen Wohnsitz auf, nachdem die Leute von Nazareth ihn verworfen hatten. Die Stadt ist schon längst eine Ruine. Die Frage in Betreff der Oertlichkeit dieser ehemaligen Stadt entscheidet man in der neuern Zeit zu Gunsten Tel Hum's. Auf dieser in den See vorspringenden Landspitze, etliche englische Meilen von der Mündung des Jordan entfernt, soll sie gestanden haben.

Dieser Hauptmann war ein römischer Offizier, welcher eine Abtheilung von hundert Mann befehligte. Wahrscheinlich bildeten seine Truppen die römische Besatzung in Kapernaum. Ein geborener Heide, war er zum Judenthum übergetreten. Auf eigene Kosten ließ er den Juden eine Synagoge zu Kapernaum bauen. Luk. 7, 8. Robinson und Wilson fanden bei Tel Hum auf basaltischer Grundlage die Reste einer großen Synagoge, die aus weißem Kalkstein erbaut und mit Säulen korinthischen Styls geschmückt war. Es ist dies wahrscheinlich die Ruine der von diesem Hauptmanne erbauten Synagoge.

Trat ein Hauptmann zu ihm. Lukas berichtet, er habe die Aeltesten der Juden zu ihm gesandt. Ist dies ein Widerspruch? Durchaus nicht. Wenn des Königs Botschafter kommt und spricht, dann kommt und spricht der König; denn der Botschafter vertritt den König. Was er als des Königs Vertreter thut, das thut der König. Von diesem mag dann der eine Berichterstatter ganz wahrheitsgemäß sagen, es sei durch den König geschehen. Ein anderer Berichterstatter mag ebenfalls wahrheitsgetreu mittheilen, es sei vom Könige durch seinen Botschafter geschehen. Der Letztere ist nur etwas ausführlicher als der Erstere. Der ersteren Redeweise bedient sich Matthäus, der letzteren Lukas. Matthäus sagt, wer bittend zu Jesu trat; Lukas, ausführlicher berichtend, sagt nicht nur, wer bittend kam, sondern auch wie es geschah, nämlich durch die Aeltesten der Juden als des Hauptmanns Vertreter. Die zwei Evangelienschreiber widersprechen sich also nicht.

V. 7. Dieser Hauptmann war ein barmherziger Herr. Er hatte Mitleid mit seinem kranken Sklaven. Eine Nervenlähmung hatte denselben befallen. Unsägliche Schmerzen litt er. Noch unendlich barmherziger aber ist Jesus. In den Worten „ich will kommen und ihn gesund machen" spiegelt sich nicht nur die Willigkeit der Liebe, sondern auch das Bewußtsein der Macht. Er wollte und konnte gesund machen. Deßhalb begleitet er die Aeltesten sofort.

V. 8. 9. Etliche der Abgesandten, wie's scheint, eilten rascher voran und kündeten dem Hauptmann das Kommen Jesu an. Als er dies vernahm, da fer-

tigte er eine zweite Gesandtschaft an Jesu ab. Durch diese redete er die hier verzeichneten Worte. In denselben giebt er zunächst dem Gefühle seiner Unwürdigkeit Ausdruck. Demuth, nicht Hochmuth erfüllt ihn. Dann bekundet sich ihnen auch ein unerschütterlicher Glaube an Jesum als den unumschränkten Beherrscher geistiger Kräfte. Er betrachtet ihn augenscheinlich als ein höheres Wesen, dem dienende Geister zu Gebote stehen. Dem Befehle des Hauptmanns gehorchen seine Soldaten und Diener. So werden auch, meint er, des Herrn Diener, seien sie Wesen oder Naturkräfte, seinem Befehle gehorchen. Wie wahr und schön ist das doch gesprochen! Wie der Hauptmann seine Diener oder Krieger da- oder dorthin sendet, und sie folgen ihm, so kann der Herr Leben oder Tod, Gesundheit oder Krankheit senden und sie gehorchen ihm.

V. 10. Dreimal steht in den Evangelien, daß Jesus sich verwundert habe. Einmal verwunderte er sich über den Unglauben seiner Landsleute in Nazareth. Zweimal verwunderte er sich über den Glauben, dem er begegnete, nämlich bei dem kananäischen Weibe und hier beim Hauptmanne. Jesus war vornehmlich zu dem jüdischen Volke gesandt. Bei ihnen aber fand er solch' starken Glauben nicht, wie bei dem Hauptmanne.

V. 11. 12. Den Glauben des römischen Hauptmanns deutet der Herr als ein Vorzeichen der gläubig werdenden Heidenwelt. Aus allen Ländern und Völkern werden die Heiden kommen und in Christo Heil finden. Wenige Jahre später schon gingen diese Worte herrlich in Erfüllung. Durch den Heidenapostel und seine Mitarbeiter wurden in Kleinasien, Griechenland und Rom die Heiden in Schaaren für den Herrn gewonnen. Die Juden aber, welche den Herrn verwarfen, verfielen dem Gericht. Seitdem ist das die Reichsordnung Gottes. Wer an Christum glaubt, er sei, wer er wolle, der hat Theil am Heilsmahle auf Erden und am Hochzeitsmahle im Himmel. Wer aber des Heilandes Gnade verschmäht, der verfällt dem Gerichte.

V. 13. Des Hauptmannes Glaube wird mit Erfolg gekrönt, seine Bitte gewährt. Es geschah, wie er's im Glauben an Jesu Allgewalt gesprochen hatte. Sobald der Herr das Wort sprach, wurde der Knabe gesund. Es war eine Fernheilung.

Praktische Gedanken.

Der gläubige Hauptmann.

I. Wer er war.

1. Ein geborner Heide. In der Nacht des Heidenthums hatte er das Licht der Welt erblickt. In der heidnischen Religion wurde er erzogen. Er hatte nicht die Vorrechte genossen, welche den Juden von Jugend auf zu Theil wurden. Auch wir, die wir in Christenländern das Licht der Welt erblickten, genießen weit größere Vorrechte als die Heiden. Gott wird uns für den Gebrauch derselben verantwortlich halten.

2. Ein römischer Hauptmann. Trotzdem war er ein gottesfürchtiger Mann. In Kapernaum wurde er mit der jüdischen Religion bekannt. Durch dieselbe kam er zur Erkenntniß des wahren Gottes. Diesem Gott diente er nun, obschon er ein Offizier war, der im Dienste des römischen Kaisers stand. In jedem Stande können wir Gott dienen. Obwohl die Soldaten im Allgemeinen irreligiös sind, so gab's doch immer rühmliche Ausnahmen. Man denke an Cromwell und seine Soldaten, an Gustav Adolph und dessen schwedische Streiter, an Ziethen, Havelock und Hedley Vicars.

3. Ein wohlthätiger Mann. Wie es scheint, besaß er bedeutendes Vermögen. Er wandte es zur Verherrlichung Gottes und zum Wohl seiner Mitmenschen an. Er baute den Juden ein Gotteshaus. Er ließ sich seine Religion etwas kosten. Wenn wir nicht bereit sind, für unsere Religion Opfer zu bringen, so hat dieselbe weder für uns noch für Andere Werth. Was wir für Gott und sein Reich thun, das kann uns nicht verloren gehen. Ein Kaufmann, der sein ganzes Vermögen verloren hatte, wies auf eine schöne Kirche und sagte: „Die zehntausend Dollars, welche ich in dieser Kirche anlegte, werde ich nie verlieren."

4. Ein barmherziger Herr. Er war nicht hartherzig und gefühllos dem kranken Diener gegenüber. Ihn jammerte dessen Zustand. Er wollte demselben Hülfe verschaffen, wenn irgend möglich. Das Wesen der wahren Religion ist Liebe. Diese Liebe aber ist barmherzig gegen nothleidende Menschen. Sie kann nicht einmal grausam sein in der Behandlung der Thiere. Sie wird nicht Fliegen fangen und ihnen die Flügel ausreißen. Sie spricht:

„Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz."

II. Was er suchte.

Er sucht Hülfe beim Herrn, aber nicht für sich selbst. Viele kamen zum Herrn, um persönliche Wohlthaten zu empfangen. Andere kamen im Interesse ihrer nächsten Anverwandten. Dieser Hauptmann sucht Hülfe für seinen kranken Sklaven. Der Beweggrund war also kein selbstsüchtiger.

1. Er bediente sich der Aeltesten der Juden. Er that dies, weil er Jesum noch nicht näher kannte. Er dachte jedenfalls, dieser jüdische Wunderthäter theile die Vorurtheile seines Volkes gegen die Ausländer. Er wähnte, die jüdischen Aeltesten würden leichter Gehör finden als er. Er kannte die Huld des Heilandes noch nicht, der jeden Hülfesuchenden freundlich ansieht.

2. Er suchte demüthig. „Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehst." Das die Botschaft, welche der Hauptmann dem nahenden Heiland sendet. Wie bescheiden denkt er von sich, wie erhaben aber von Jesu. Der Mann, in dessen Nähe sich Hunderte drängen, achtet sich nicht würdig, daß der in sein Haus komme, welcher nicht hat, wohin er sein Haupt lege. Wie selten ist diese Demuth! In Calvin's Commentar findet man keine Erklärung der Offenbarung Johannis. Gefragt, warum er diese nicht erklärt habe, erwiderte er: „Ich habe das Buch nicht ausgelegt, weil ich's nicht verstehe." Picinelli sagt: „Aus dem Schatten schließt man auf die Höhe, und aus der Demuth auf die Größe des Mannes."

3. Er suchte gläubig. Er glaubte, wie gefährlich auch sein Knecht erkrankt sei, Jesus könne ihn heilen. Er glaubte, er könne ihn heilen, ohne an dessen Lager zu treten, er glaubte, wenn Jesus nur das Wort spreche, so genüge es; wenn er nur den Befehl ertheile, so werde es geschehen. Wundervoller Glaube, besonders seitens dessen, der ein Heide und Götzendiener gewesen war! Auch wir können nur dann etwas vom Herrn erlangen, wenn wir im Glauben darum bitten. Das gläubige Gebet ist der Schlüssel zur Vorrathskammer Gottes. Wer diesen Schlüssel hat und gebraucht, dem wird kein Gutes mangeln.

III. Was er fand.

1. Jesus preist seinen Glauben. Er verwundert sich über dessen Größe und bezeugt, daß er

solchen Glauben in Israel nicht gefunden habe. Bei den Pharisäern fand Jesus Unglauben. Beim Volke fand er einen Zeichenglauben. Bei den Jüngern fand er Kleinglauben. Was für einen Glauben findet er bei dir? Vielleicht ein gar schwaches Pflänzlein, das in jeder Sonnenhitze der Trübsal verdorret, das ein paar Regentage ersäufen können. Wie selten ist der kühne, starke Glaube, der wie ein Adler gerade im Wetter am höchsten fliegt, wie die Eiche gerade im Sturme die Wurzeln am tiefsten schlägt.

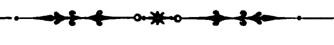
2. Jesus gewährt seine Bitte. Sein Knecht wird gesund. Solchen Glauben läßt der Herr nicht zu Schanden werden. Wer so an den Herrn glaubt, der erfährt dessen gnadenreiche Durchhülfe in jeder leiblichen oder geistlichen Noth.

Andeutungen für die Kleinkinderklasse.

1. Schildere die edlen Charakterzüge dieses Hauptmanns. Halte sie den Schülern als nachahmungswürdige Muster vor die Augen, nämlich seine dem Knechte erwiesene Güte; seine Liebe zum Volke Gottes; seine Demuth; sein Glaube; seine Freigebigkeit.

2. Der Charakter Christi, wie derselbe in diesem Ereigniß zu Tage tritt. Seine Bereitwilligkeit zu helfen; seine Macht, gesund zu machen; nicht engherzig, wie die Juden.

3. Ein Bild des Heilsweges. Müssen zu Jesu kommen; müssen demüthig um Vergebung bitten; müssen herzlich an ihn glauben; müssen fest auf seine Verheißungsworte vertrauen.



Sonntag, 9. Oktober.

Jesus stillet den Sturm.

Matth. 8, 18—27.

18. Und da Jesus viel Volks um sich sah, hieß er hinüber jenseit des Meeres fahren.
19. Und es trat zu ihm ein Schriftgelehrter, der sprach zu ihm: Meister, ich will dir folgen, wo du hingehest.
20. Jesus sagte zu ihm: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.
21. Und ein anderer unter seinen Jüngern sprach zu ihm: Herr, erlaube mir, daß ich hingehe, und zuvor meinen Vater begrabe.
22. Aber Jesus sprach zu ihm: Folge du mir, und laß die Todten ihre Todten begraben.
23. Und er trat in das Schiff, und seine Jünger folgten ihm.
24. Und siehe, da erhob sich ein groß Ungestüm im Meere, also, daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und er schlief.
25. Und die Jünger traten zu ihm, und weckten ihn auf, und sprachen: Herr! hilf uns, wir verderben.
26. Da sagte er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stand auf, und bedrohete den Wind und das Meer: da ward es ganz stille.
27. Die Menschen aber verwunderten sich, und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?

Biblischer Grundgedanke. „Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?“ Matth. 8, 26.

Einleitung. Die Geschichte unserer Lektion spielt im Herbste des Jahres 28 n. Chr. Schauplatz derselben ist der See Genezareth und dessen Ufer in der Nähe Kapernaums. Matthäus berichtet die geschichtlichen Ereignisse im Leben Jesu nicht in ihrer chronologischen Ordnung. Daher finden wir Ereignisse in seinem Evangelium an einander gereiht, die der Zeit nach nicht auf einander folgen. In seiner Vorbereitung für den Klassenunterricht sollte der Lehrer die Parallelstellen in Verbindung mit der Lektion lesen. Er findet sie Mark. 4, 35—41; Luk. 8, 22—25; Luk. 9, 57—60.

Erklärung.

V. 18. Es war ein thatenreicher Tag für den Herrn gewesen. Er hatte Wunder gewirkt, vom Schiffe aus die große Volksmenge durch Gleichnißreden belehrt. Er bedurfte der Ruhe. Auch sollte das Volk Gelegenheit haben, über das Gehörte nachzudenken. Daher befahl er, daß die Jünger nach der entgegengesetzten Seite des galiläischen Meeres fahren sollten.

V. 19. Die Schriftgelehrten waren nicht sowohl Theologen, als vielmehr Juristen oder Gesetzesgelehrte. Dieser Stand trat erst nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft im jüdischen Volke hervor. Ihre Aufgabe bestand darin, den Buchstaben des Gesetzes zu erforschen und so zu deuten, daß er auf möglichst viele Verhältnisse der Gegenwart Anwendung fände. Die Lehrthätigkeit war ein Theil ihres Amtes. Der Unterricht war mündlich. Die Schriftgelehrten gehörten der Partei der Pharisäer an. Gehalt für ihre richterliche oder lehrende Thätigkeit bekamen sie nicht. Ein solcher Gesetzesgelehrter war's, der hier zu Jesu kam.

V. 20. Der Schriftgelehrte hatte sich die Nachfolge Jesu zu leicht vorgestellt. Während Jesus ihn nicht abweist, so macht er ihn doch in starken Ausdrücken auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche man in seiner Nachfolge finde. Wenn er, der Meister, nicht hat, wo er sein Haupt hinlegen kann, so dürfen seine Jünger nichts Besseres erwarten. So lebendig schildert der Herr die Armuth, in welche er sich freiwillig begab, daß dem Schriftgelehrten wahrscheinlich alle Lust, als Jünger mit ihm zu ziehen, verging.

V. 21. 22. Ein Anderer unter seinen Jüngern. Es war dies offenbar ein Jünger im engeren Sinne des Wortes. Die Sage nennt den Philippus. Dagegen wendet Dr. Lange mit Unrecht ein, Philippus sei schon viel früher gewonnen worden. Es handelt sich ja hier nicht um die Gewinnung, sondern um die Bewahrung eines schon gewonnenen Jüngers. Die Sage mag also doch Recht haben. Dieser Jünger war ein Melancholiker; jener Schriftgelehrte hingegen war ein Sanguiniker. Die Nachricht vom Tode seines Vaters, welche er wahrscheinlich eben erst empfing, stimmt den Melancholiker sehr traurig. Von dem Herrn erbittet er sich die Erlaubniß, hinzugehen und seinen Vater zu begraben. Die Antwort des Herrn klingt scharf und hart. Wahrscheinlich hatte er einen besonderen Grund, daß er eine solche Sprache führte.

Die in derselben enthaltene Lehre ist eine höchst wichtige. In dem Gehorsam gegen den Befehl Christi gehen alle andern Pflichten auf; d. h. jede Handlung muß in ihr richtiges Verhältniß zum höchsten Lebenszweck treten.

V. 23. 24. Jesus war ein Lehrer, der nicht auf dem Katheder einer lokalen Universität saß, sondern eine wandelnde Schule hatte. Dieselbe war für die Jünger lehrreicher als der Besuch des besten theologischen Seminars. Hier führt sie der Herr auf's Meer und in den Sturm. Sie sollen da eine andere Lektion lernen. Es war Abend, als sie in's Meer stachen. Jesus war von der anstrengenden Arbeit des Tages müde. Im Hintertheil des Schiffes legte er

sich zum rastenden Schlummer nieder. Sein Haupt ruhte auf einer niederen, mit einem Lederkissen versehenen Bank. Bald lag er im tiefen Schlaf, den auch Sturmgeheul und Wogengebrause nicht störten.

Plötzlich und mit großem Ungestüm brach der Sturm herein, wie's auf solchen Bergseen zu geschehen pflegt. Gewöhnlich ist der See Genezareth ruhig und spiegelglatt. Wenn aber die kälteren Luftschichten vom Hermon und Libanon auf die wärmere Seeluft durch die Schluchten herabstürzen, entstehen Stürme, welche dann in dem eingeschlossenen Wasserspiegel desto heftiger wüthen. Furchtbar tobte auch hier der Sturm. Die Wogen schlugen über das Schifflein hin. Den Jüngern, welche größtentheils erfahrene Seeleute waren, wurde es angst.

V. 25. 26. Klein war der Glaube der Jünger noch. Deßhalb bemächtigte sich ihrer diese panische Furcht. Vor Kurzem hatten sie gesehen, wie der Herr dem Knechte des Hauptmanns auch aus der Ferne half. Daraus hätten sie den Schluß ziehen sollen, daß er auch schlafend über die Seinen wache und sie beschirme. So weit aber waren sie noch nicht. Sie kamen zu ihm gestürzt und weckten ihn mit dem Nothschrei: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Jesus läßt sich wecken. Er steht auf und straft sie ihres Kleinglaubens wegen. Dann aber hilft er auch, indem er Sturm und Wogen stillt.

V. 27. Staunen erfüllt Alle, die auf dem Schiffe waren. Sie ziehen die Lehre aus dem Ereignisse, daß Jesus Macht über Wind und Meer habe. Die Lehre selbst ist recht. Und doch ist es nicht die rechte Lehre, die sie aus der Geschichte ziehen. Denn sie verwundern sich, daß Jesus diese Macht habe. Sie hätten sich vielmehr wundern sollen, daß sie Wind und Meer so viel, hingegen Jesu so wenig zutrauten.

Praktische Gedanken.

Die Fahrt mit Jesu über's Lebensmeer.

I. Was sie kostet.

Vers 18. Eine Menge Volks sah Jesus um sich. 1,400,000,000 sieht er um sich in unsern Tagen. Sie alle bedürfen zu ihrem Heil der Ueberfahrt über das brandende Meer der Sündenschuld. Die Menschheit hatte kein Schiff mehr. Am Morgen der Ausfahrt, im Paradiese schon hatte sie Schiffbruch gelitten. So oft ihr auch von Gott Baumeister gesandt wurden, die einen Nothkahn für ein Geschlecht zimmerten oder für ein Volk, so oft zerschellte er auch wieder an den Klippen. Da erscheint endlich der große Schiffsbaumeister vom Himmel und zimmert ein Rettungsschiff für die schiffbrüchige Menschheit. Auf weitem Meere fährt's einher. In der Fahne trägt's das Zeichen des Kreuzes. Von heiligem Wind sind die Segel gefüllt. Jesus selbst kommt in dem Schiffe, zu sammeln, zu bergen, zur Heimath zu bringen, die nach Rettung begehren. Aber das Fährgeld muß entrichtet werden. Was kostet's?

1. Selbstverleugnung. V. 19. 20. Der Schriftgelehrte wollte sofort Passage nehmen. Als er jedoch hörte, daß er nicht in erster Kajüte reisen könne, sondern mit dem Zwischendeck vorlieb zu nehmen habe, da verging ihm die Lust. Das Fährgeld dünkte ihm zu hoch. Ja, wer mit Jesu Rettungsschiff fahren will, der muß sich am Zwischendeck genügen lassen, d. h. er muß Selbstverleugnung üben. Er kann nicht in erster Kajüte bequem zur Himmelsküste fahren. „Drum ist hier kein Ruhetag, wie's Fleisch gern haben mag."

2. Opfer. V. 21. 22. Der Jünger mußte um des Herrn willen auf das Kindesrecht, seinen gestorbenen Vater zu begraben, Verzicht leisten. Wer mit Jesu zum Friedenshafen fahren will, der darf die vom Herrn geforderten Opfer nicht scheuen. Abraham war bereit, seinen Isaak zu opfern, als der Herr es forderte. Matthäus, der Zolleinnehmer, war bereit seine einträgliche Stelle dem Rufe des Herrn zufolge zu opfern. Petrus, Johannes und Andere der Apostel verließen ihr Alles, als der Herr sie zu seiner Nachfolge berief. Auch wir können ohne Opfer ihm nicht folgen.

3. Stürme. V. 23. 24. Als die Jünger dem Herrn folgten, da führte er sie, wenigstens diesmal, auf's stürmische Meer. Wollen wir mit Jesu zum Friedenshafen fahren, so müssen wir der Stürme gewärtig sein. „Wir müssen durch viel Trübsal in's Reich Gottes eingehen" (Apstg. 14, 22). Soll unser Glaube erstarken, so muß er geprüft werden. Bei den Schiffern in den nördlichen Meeren erbt sich die Sage fort, sobald ein Prediger oder Priester das Schiff betrete, habe man Sturm zu erwarten. In wieweit diese Sage auf Wahrheit beruhe, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Wahr aber ist's, sobald ein Mensch mit Jesu in's Schiff tritt, muß er Stürme erwarten. Der Apostel sagt: „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden."

II. Was sie sichert.

1. Jesu Gegenwart. V. 24. Jesus, der Steuermann, war dort im Schifflein bei seinen Jüngern. Wenn wir mit ihm fahren, so sind wir bei ihm und er ist bei uns. Wenn der Sturm braust und die Wogen tosen, so dürfen wir getrost jubeln: „Jesus ist bei uns im Schifflein; er wird's nicht untersinken lassen." Er sitzt am Steuer und lenkt des Schiffleins Lauf. Er kennt alle Klippen, Strudel und Sandbänke. Einst wurde ein Schiff von einem furchtbaren Sturm auf hoher See ereilt. Die Passagiere zitterten vor Angst. Sie glaubten schon, das wüthende Meer werde sie verschlingen. Und diese Furcht war nicht unbegründet. In der Kajüte aber saß ein Knabe ruhig da, als ob keine Gefahr drohe. „Fürchtest du dich denn nicht," frug ihn der Passagiere einer. „Nein!" entgegnete der Kleine. „Warum denn nicht?" „Mein Vater steht am Steuer," lautete die Antwort. Zuversichtlicher noch dürfen wir in den geistlichen Stürmen sprechen: „Jesus steht am Steuer." Und ob der Trubsal Wellen bis an die Seele schwellen, er findet doch die Bahn."

2. Gebetszugang. V. 25. Als die Noth am höchsten gestiegen war, als die Jünger sich nicht mehr zu rathen wußten, da hatten sie Jesum ganz in der Nähe. Zu ihm riefen sie: „Herr, hilf uns, wir verderben!" Haben wir uns mit Christo eingeschifft, so ist er uns allezeit nahe, kann unsere Bitten hören und gewähren. Gebetszugang sichert uns die Fahrt mit Jesu.

3. Rettung. V. 26. Als die Jünger um Hülfe baten, da beeilte sich der Herr sie aus der Angst und Gefahr zu retten. Das haben die Gläubigen beinahe neunzehn Jahrhunderte hindurch erfahren. Wenn du mit Jesu zum ewigen Friedenshafen fährst, so darfst auch du solche Gnadenrettungen reichlich erfahren.

„Wenn auch in manchen Stürmen
Dein Lebensschifflein schwankt;
Dein Heiland wird dich schirmen,
Wenn nur dein Glaub' nicht wankt."

4. Sichere Landung. Im 28. Vers heißt's: „Und er kam jenseits des Meers." Die Wogen des

galiläischen Meeres konnten die Jünger nicht verschlingen. Der treue Herr brachte sie wohlbehalten an's Land Die Fahrt mit Jesu sichert auch dir endlich eine glückliche Landung in der himmlischen Friedensbucht. Behalte ihn nur in deinem Schifflein. Traue ihm, auch wo du nicht siehest. Er steuert dann auch deine Barke über das wogende und tobende Meer dieses Lebens hinüber in den Hafen der ewigen Ruhe.

Sonntag, 16. Oktober. **Die Macht der Sündenvergebung.** Matth. 9, 1—8.

1. Da trat er in das Schiff, und fuhr wieder herüber, und kam in seine Stadt.
2. Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.
3. Und siehe, etliche unter den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott.
4. Da aber Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr so Arges in euren Herzen?
5. Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben; oder zu sagen: Stehe auf und wandle?
6. Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bett auf, und gehe heim.
7. Und er stand auf, und ging heim.
8. Da das Volk das sah, verwunderte es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Biblischer Grundgedanke. „Des Menschen Sohn hat Macht auf Erden die Sünden zu vergeben." Matth. 9, 6.

Einleitung. Das Evangelium Matthäi ist systematischer als die übrigen Evangelien. Es ordnet die Ereignisse im Leben Jesu klassenweise. Darum finden wir dieselben in diesem Evangelium nicht in ihrer chronologischen Ordnung, d. h. in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge. So greift unsere heutige Lektion in den Frühsommer des Jahres 28 n. Chr. zurück. Ihre Geschichte ereignete sich noch ehe die Bergpredigt gehalten wurde. Schauplatz derselben war Kapernaum.

Erklärung.

V. 1. Dieser Vers gehört noch zum vorigen Kapitel. Er bildet den Schluß des dort zuletzt erzählten Vorfalls. Derselbe steht mithin in keinem Zusammenhang mit unsrer diesmaligen Lektion. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kapitel- und Verseintheilung der Bibel ein rein menschliches Machwerk ist. Wie alles Menschliche, so trägt auch dieses Werk die Spuren der Unvollkommenheit an sich. Die Eintheilung ist, wie wir's hier sehen, oft eine sehr willkürliche, dem Inhalte nicht entsprechende. Hier wird die Rückkehr des Herrn aus dem Lande der Gergesener nach Kapernaum berichtet.

V. 2. Markus, welcher auch dieses Wunder mit größerer Ausführlichkeit erzählt, berichtet, daß Jesus sich zur Zeit in einem gewissen Hause befand. Es stand irgendwo in Kapernaum. Wem es gehörte, wird uns nicht gesagt. Manche sind der Ansicht, es habe dem Petrus gehört. Eine Menschenmenge umdrängte ihn, daß man nicht Raum hatte auch draußen vor der Thür. Da kamen vier Menschen und brachten einen Gichtbrüchigen getragen. Seine Krankheit bestand in einer Lähmung mehrerer, vielleicht aller Theile unterhalb des Kopfes in Folge eines Halbschlages. Daher rührte seine offenbare Hülflosigkeit.

Der lag auf einem Bette. Dieses Bett war eine Matratze, wie man sich derselben gewöhnlich als Ruhekissen beim Essen bediente. Es mag auch ein gepolstertes Gestell gewesen sein. Jedenfalls war's ein tragbares Ruhebett. Das Gedränge in und vor dem Hause war jedoch so groß, daß die Träger mit dem Kranken nicht zu Jesu kommen konnten. Deßhalb ließen sie ihn durch's Dach hinab zu seinen Füßen. Auf die platten Dächer der morgenländischen Häuser konnte man durch eine von außen führende Treppe kommen. Sie deckten nun das Dach ab, d. h. sie brachen eine größere Oeffnung durch die Ziegel, wie Lukas bemerkt, gerade oberhalb, wo Jesus war Wir müssen uns Jesum im Oberzimmer des Hauses vorstellen. Dieses Zimmer, weil es das größte war, wurde zu derartigen Versammlungen benutzt. (Apstg. 9, 39; 20, 8; 1, 13.)

Ihren Glauben sahe. Zunächst sah er den Glauben des gichtbrüchigen Mannes. Hätte er nicht persönlich geglaubt, so würde der Glaube der Träger ihm nichts genützt haben. Der Gichtbrüchige hatte jedoch Glauben, deßhalb ließ er sich zu Jesu tragen. Sein Glaube aber wurde vom Glauben der Freunde unterstützt. In diesem Glauben überwanden dieselben alle Hindernisse, welche sich ihnen in den Weg stellten.

Deine Sünden sind dir vergeben. Dieses Wort war das erste, welches Jesus an ihn richtete. Vielleicht befremdet's dich. Du hättest wahrscheinlich eher das Wort im 6. Vers erwartet. Aber Jesus sah tiefer. Die Krankheit war entweder eine Folge oder eine Strafe seiner Sünde. Der Herr sah, daß derselbe nach der Vergebung seiner Sünde schmachtete. Deßhalb spricht er zuerst dieses Wort. Nach Leib und Seele will er ihn gesund machen.

V. 3. In Betreff der „Schriftgelehrten" siehe die Erklärung unter V. 19 der vorigen Lektion. Vielleicht verriethen sie auf ihrem Gesichte oder durch ihre Geberden, was sie bei sich selbst sprachen, nämlich: „Dieser lästert Gott." Sie erkannten demnach, daß Macht und Recht Sünden zu vergeben Gott allein zukämen. Jesus jedoch nahm sie für sich in Anspruch. Im Wahne, der Herr sei nur ein Mensch, folgerten sie, er habe sich der Gotteslästerung schuldig gemacht.

V. 5. Jesus ist der Herzenskündiger. Er sah ihre Gedanken. Mancher sündigt, indem er Andere der Sünde beschuldigt. Auch in Gedanken, mit dem Herzen kann man sich versündigen.

V. 6. Eine merkwürdige Frage dies! Natürlich meint der Herr ein Sagen mit dem Erfolge, den die Worte erwarten lassen. Sie hatten offenbar die Ansicht, der Herr habe das Leichtere gethan anstatt des Schwereren. „Mache den Kranken gesund, so wollen wir glauben, daß du Sünden vergeben kannst." Dies ist der Gedanke, welchen auch die Besseren unter den Murrenden hatten. Das wäre in ihrer Lage noch kein so Arges gewesen. Aber es gab unter ihnen Solche, die nicht einmal dann glauben wollten, sondern Christi Wunder als satanische Wunder lästerten. Die Lästerung Gottes war also auf ihrer Seite.

Der Herr sagt ihnen nun: Kranke heilen ist das Leichtere; das haben auch Propheten und andere Wunderthäter gethan. Aber die Sünden vergeben,

wer kann das, dem nicht die Macht Gottes innewohnt? Jesus aber besaß diese Macht. Und damit selbst seine Feinde ein Zeichen haben, daran sie dieselbe erkennen, spricht er zu dem Gelähmten: „Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim!"

V. 7. Der Gelähmte stand ganz gesund und kräftig auf und ging heim. Damit ist die Macht Jesu Christi, Sünden zu vergeben, vor allem Volk klar bewiesen.

Praktische Gedanken.

Vergebung der Sünden.

I. Der Sündenvergebung bedürftige Mensch.

1. Er war ein Gelähmter. Er konnte seine Glieder nicht gebrauchen. Seine Krankheit machte ihn gänzlich hülflos. Mit seiner Thätigkeit war's aus. Welch' ein Bild das des geistlichen Zustandes aller Menschen. Die Sünde ist eine lähmende Krankheit der Seele. Sie verdunkelt das Erkenntnißvermögen; sie lähmt das Willensvermögen; sie verhärtet das Gefühlsvermögen. Durch die Sünde wird der Mensch sittlich unvermögend, das Gute zu vollbringen. Von Haus aus sind wir alle solche Gelähmte. Wenn wir unser Elend erkennen, so seufzen wir: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" (Röm. 7, 24). Deßhalb sind alle Menschen Sündenvergebung bedürftige Wesen.

Diese Sündenlähmung muß geheilt werden oder sie endet mit dem ewigen Tode. Wie die feurigen Schlangen die Leiber der Israeliten bissen, so hat die Sünde unsere Seele tödtlich verwundet. Das Gift rollt durch alle Theile der Seele, wie das Blut durch die Adern unsers Körpers. Bei dem Einen treten die traurigen Folgen dieser sittlichen Vergiftung deutlicher zu Tage als bei dem Andern. Der Eine macht sich gröberer Sünden schuldig als der Andere. Bei den Israeliten starben alle Gebissenen, welche sich des göttlichen Heilmittels nicht bedienten. So sterben unrettbar des ewigen Todes alle die, welche das sündentilgende Blut Christi verschmähen.

2. Er war heilungsverlangend. Er ließ sich deßhalb zu Jesu tragen. Er erkannte seine Krankheit und suchte Heilung. Wahrscheinlich seufzte er unter seiner Sündenlast und schmachtete nach Erlösung von derselben. Jedenfalls hat er dem Herrn nicht widersprochen, als derselbe von seinen Sünden redete, die ihm vergeben seien. Auch wir müssen unsere Sünden erkennen und bekennen, sollen sie uns gnädig vergeben werden (1 Joh. 1, 8. 9). Pfarrer Heinold in Weißenburg wurde zu einem kranken Schuhmacher gerufen, welcher ein ausschweifendes Leben geführt hatte. Als er denselben frug, wie es um seine Seele stehe, da antwortete der Schuhmacher: „Gut." „Das freut mich," sprach der Pfarrer, „aber habt ihr denn auch euern Taufbund von Jugend auf gehalten?" „Ich habe von Jugend auf ein gutes Herz gehabt," sprach der Kranke, „und ich hab's noch." „Habt ihr denn nicht gesündigt?" „Nein!" „Dann seid ihr frommer als ich. Darum bitte ich euch, mir doch zu sagen, wie ich's machen muß, um selig zu werden," entgegnete der Prediger. Das brachte den Kranken außer Fassung. Er erkannte seine Sünden, und Heinold konnte nun weiter mit ihm reden.

3. Er war gläubig. Er glaubte an den Herrn Jesum, darum ließ er sich zu ihm hinbringen. Hätte er nicht geglaubt, so würde der Glaube der Träger ihm nichts genützt haben. Der persönliche Glaube an Jesum ist die Bedingung der Sündenvergebung. Er ist der Funke, aus dem die Flamme eines neuen Lebens wieder im Menschen angefacht werden kann. Willst du Vergebung deiner Sünden erlangen, so mußt du im persönlichen Glauben zum Heilande kommen. Wie du durch eines Andern Auge nicht sehen, durch eines Andern Lungen nicht athmen kannst, so kannst du auch nicht durch eines Andern Glauben gerecht und selig werden.

4. Er hatte gläubige Freunde. Sie nahmen sich seiner an. Sie halfen ihm, die in den Weg tretenden Schwierigkeiten überwinden. Was thun wir für unsere unbekehrten Freunde? Tragen wir sie zu Jesu hin auf den Armen des Gebets? Im Glauben sollen und wollen wir am Heile unserer Kinder, Schüler, Verwandte und Freunde arbeiten. Wir sollen's mit demselben Ernste thun, den die Träger des Gichtbrüchigen an den Tag legten. In der Arbeit der Seelenrettung gibt's ja auch der Entmuthigungen viele. Aber sie sollen nicht uns, sondern wir sie überwinden.

II. Der Sündenvergebung ertheilende Heiland.

Er erscheint hier als ein rechter Arzt des Leibes und der Seele. Oberhofprediger Gerok sagt schön: „Die alten Maler stellten den Heiland oft dar, umgeben von einer leuchtenden Glorie von Engeln und Heiligen. Ein neuerer Maler hat's anders angegriffen und wohl noch besser getroffen. Er hat den Weltheiland gemalt sitzend auf seinem Stuhle in milder Majestät, aber rings um ihn her ein Kreis von Elenden aller Art, die hülfeflehend zu ihm aufblicken. Da ist eine Mutter zu seinen Füßen niedergesunken mit ihrem todten Kinde; da ist eine Wittwe im Trauerschleier; da wendet ein blinder sein starres Auge zu ihm empor; da steht ein zitternder Greis am Stabe gebückt; da hebt ein Gefangener seine Fesseln, ein Neger seine Ketten zu ihm auf." Ja, Jesus ist ein mächtiger Arzt, Helfer und Heiland.

1. Er hat Macht, das Menschenherz zu lesen. Er las im Herzen des Kranken, im Herzen der Träger und im Herzen der Schriftgelehrten. Eine wichtige Lehre dies auch für uns! „Und ist keine Kreatur vor ihm unsichtbar, es ist aber alles bloß und entdeckt vor seinen Augen" (Ebr. 4, 13). Was denken wir in der Einsamkeit, wo kein Mensch uns sieht? Was denken wir in der Kirche, wo wir oft so andächtig zu sein scheinen? Was denken wir in diesem Augenblicke? Jesus weiß, sieht und merkt es. Nicht nur für unsre Worte und Handlungen, sondern auch für unsere Gedanken sind wir verantwortlich.

2. Er hat Macht, die Sünden zu vergeben. Aber er hat diese Macht nur auf Erden, wie er selber V. 6 sagt. Auf Erden werden die Sünden begangen, auf Erden müssen sie vergeben werden. „O, in den Sünden sterben ist ewiges Verderben; denn dort vergibt Gott keine mehr."



Sonntag, 23. Oktober. **Drei Wunder.** Matth. 9, 18—31.

18. Da er solches mit ihnen redete, siehe, da kam der Obersten einer, und fiel vor ihm nieder, und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben; aber komm, und lege deine Hand auf sie, so wird sie lebendig.

19. Und Jesus stand auf, und folgte ihm nach, und seine Jünger.

20. Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre den Blutgang gehabt, trat von hinten zu ihm, und rührete seines Kleides Saum an.

21. Denn sie sprach bei ihr selbst: Möchte ich nur sein Kleid anrühren, so würde ich gesund.

22. Da wandte sich Jesus um, und sah sie, und sprach: Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund zu derselbigen Stunde.

23. Und als er in des Obersten Haus kam, und sah die Pfeifer und das Getümmel des Volks,

24. Sprach er zu ihnen: Weichet, denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn.

25. Als aber das Volk ausgetrieben war, ging er hinein, und ergriff sie bei der Hand; da stand das Mägdlein auf.

26. Und dies Gerücht erschallete in dasselbige ganze Land.

27. Und da Jesus von dannen weiter ging, folgten ihm zween Blinde nach, die schrien und sprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich unser!

28. Und da er heim kam, traten die Blinden zu ihm. Und Jesus sprach zu ihnen: Glaubet ihr, daß ich euch solches thun kann? Da sprachen sie zu ihm: Herr, ja.

29. Da rührete er ihre Augen an, und sprach: Euch geschehe nach eurem Glauben.

30. Und ihre Augen wurden geöffnet. Und Jesus bedrohete sie, und sprach: Sehet zu, daß es Niemand erfahre.

31. Aber sie gingen aus, und machten ihn ruchtbar in demselbigen ganzen Lande.

Biblischer Grundgedanke. „Euch geschehe nach eurem Glauben.“ Matth. 9, 19.

Einleitung. Die hier berichteten Wunder wurden im Herbste 28 n. Chr. gewirkt. Sie geschahen an dem Tage, welcher auf die Sturmesnacht und die Rückkehr des Herrn aus dem Lande der Gergesener folgte. Schauplatz: das Haus des Matthäus; auf dem Wege zum und vom Hause des Jairus; im Hause des Jairus. Das Ganze spielt in Kapernaum. In Betreff derzeitiger Regenten siehe erste Lektion.

Erklärung.

V. 18. 19. Jesus befand sich zur Zeit im Hause des Zolleinnehmers Matthäus, des späteren Apostels, welcher dem Herrn zu Ehren ein Gastmahl veranstaltet hatte. Während dem Mahle hatte der Herr eine Unterredung mit den Pharisäern und Johannisjüngern, wie wir aus V. 10 bis 17 ersehen. Diese Unterredung wurde unterbrochen durch die Ankunft eines Synagogen-Vorstehers. Derselbe hieß J a i r u s. (Mark. 5, 22; Luk. 8, 41.) Ihn führte die Noth zu Jesu. Seine einzige Tochter, ein zwölfjähriges Mädchen, war soeben gestorben.

Dieser Mann nahm eine hervorragende Stelle ein. Als Vorsteher der Synagoge zu Kapernaum mußte er den ganzen Synagogendienst überwachen und leiten. Er war daher auch Vorsitzer des Presbyteriums der Synagogenältesten. Hier sehen wir ihn als b e d r ä n g t e n V a t e r. Daher fällt er offen und rückhaltslos Jesu zu Füßen. Er scheut sich nicht, vor dem ganzen Volk als Bettler zu erscheinen und den Herrn dringend zu bitten, doch in sein Haus zu kommen und zu helfen. Er scheut sich nicht, dadurch sein unbedingtes Vertrauen zum Herrn an den Tag zu legen, daß er vom Tode erretten und seine Noth stillen könne. Jesus erhebt sich sofort, verläßt die Gastgesellschaft und begleitet den Jairus.

V. 20. 21. Auf dem Wege nach dem Hause des Jairus drängt sich eine kranke Frau an Jesum heran. Seit zwölf Jahren war sie leidend. Menschliche Mittel hatte sie nicht unversucht gelassen. Ihr ganzes Vermögen hatte sie den Aerzten geopfert. Trotz alledem ward es immer ärger mit ihr. Der Aerzte Kunst war erschöpft. In Christo glaubt sie endlich den rechten Helfer zu erblicken. Das levitische Gesetz verbietet ihr, Andern nahe zu kommen, damit sie Niemanden unrein mache. Doch glaubt sie, die Anrührung seines Kleides oder auch nur dessen Saums würde ihre Heilung bewirken. Dieser S a u m war eine Quaste oder Troddel, welche die Juden, je eine an den vier Zipfeln des Kleides, zur Erinnerung an das Gesetz trugen (4 Mos. 15, 38 ff.).

So groß auch der Glaube des Weibes war, so haftete demselben doch etwas Aberglauben an. Denn die heilende Kraft, die in dem Erlöser selbst ruhte, schrieb sie schon seinem Gewande zu. Aber der Herr tadelt diesen Aberglauben der kranken Frau nicht. Wer will sie also verurtheilen?

V. 22. Jesus wandte sich um und sah, als der Herzenskündiger, das unerschütterliche Vertrauen ihrer Seele. Um die irrige Vorstellung des Weibes in Betreff seiner Heilkraft zu beseitigen, frägt der Herr nach Markus und Lukas, wer ihn angerührt habe. Als Petrus ihn auf das Gedränge hinwies, erklärte er bestimmt, daß ihn Jemand angerührt habe, denn er merke, e i n e K r a f t s e i v o n i h m (also nicht von seinem Kleide) a u s g e g a n g e n. Als der Herr sie mit seinem gnädigen Blicke ansah, da überwand sie alle falsche Scham, warf sich ihrem Helfer zu Füßen und legte vor allem Volk ein offenes Zeugniß von der ganzen Wahrheit ab. Der Herr entließ sie mit dem Trostworte: „Dein Glaube hat dir geholfen.“

V. 23. 24. Als sie Jairi Haus erreichten, läßt der Herr Niemand in dasselbe eintreten als Petrus, Jakobus und Johannes. Er will vor dem Blicke der neugierigen Menge kein Schaustück aufführen. Zeichen und Wunder bekehren nicht. In's Haus tretend, findet der Herr, daß die Todtenklage bereits begonnen habe. Im Talmud heißt's: „Auch der ärmste Israelite bestellt seiner Frau, wenn sie stirbt, nicht weniger als zwei Flötenspieler und eine Klagefrau.“ Es herrscht großes Getümmel im Trauerhause. Jesus spricht zu den Klageweibern und Flötenspielern: „Weichet, denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft.“ Um dieser Rede willen v e r l a c h e n sie ihn. Noch heute sind die Wunder des Herrn für die Kinder dieser Welt eine Thorheit.

V. 25. 26. Das Mägdlein lag wahrscheinlich im obern großen Zimmer, das zu solchen Zwecken gewöhnlich benützt wurde. Der Herr treibt alle Anwesenden hinaus. Nur der Vater, die Mutter und die drei Jünger waren zugegen. Dann bringt der Lebensfürst das Mädchen wieder in's Leben zurück, aus dem sie vor Kurzem erst geschieden war. Die Kunde des Wunders durchlief die ganze Stadt und Umgegend. Nebst der Tochter des Jairus hat der Herr noch den Jüngling zu Nain und den Lazarus auferweckt. Dadurch bewies er unwidersprechlich, daß er „die Auferstehung und das Leben“ ist.

V. 27. Das Wunder der Blindenheilung, welches den Schluß unserer Lektion bildet, wird von Matthäus allein berichtet. Dr. Lange sagt: „Die Blindheit ist ein sehr verbreitetes Leiden im Morgenlande, na-

mentlich in Egypten, Arabien, Palästina. Die Ursachen: Grelle Lichtreflexe, Blitze, Staub, Flugsand, heiße Tage, kalte Nächte, häufiges Schlafen im Freien." Diese Männer waren wahrscheinlich Blindgewordene und nicht Blindgeborene. Die Blinden rufen Jesum laut als den „Sohn David's," d. h. den Messias an.

V. 28. 29. Um ihren Glauben zu prüfen, antwortet der Herr ihnen nicht sogleich. Erst als er „heimkam," d. h. das von ihm bewohnte Haus erreicht hatte, willfahrt er ihrem Wunsche. Durch Anrührung ihrer Augen macht er sie sehend.

V. 30. 31. Jesus verbot den Sehendgewordenen auf's Ernstlichste, öffentlich von der Heilung zu reden. Dies geschah, theils um nicht von Kranken dermaßen überlaufen zu werden, daß er keine Zeit behielte, das Heil zu verkündigen; theils um die Gegner nicht vor der bestimmten Stunde zu Gewaltmaßregeln zu treiben.

Praktische Gedanken.

Des großen Arztes Kunden.

I. Ein Synagogenvorsteher. V. 18. 19; 23 bis 26.

Dieser erste Kunde ist ein reicher und angesehener Mann. Er heißt Jairus. In Demuth aber sucht er den schlichten Jesus auf.

1. Ein herber Schmerz beugt ihn danieder. Sein einziges Kind, ein zwölfjähriges Mädchen, lag in den letzten Zügen, als er das Haus verließ und war während seiner Abwesenheit gestorben. Jedes Haus, sei es ein Palast oder eine Hütte, hat sein Kreuz. Jedes Herz hat seine Plage. Kreuz und Leiden machen keinen Unterschied zwischen Hoch und Nieder. Sie dringen ein in die prachtvollen Gemächer der Reichen und in die dürftigen Räume der Armen. Durch sie meldet der Herr sich bei uns an. Sind die guten Tage von ihm, welche uns zur Buße leiten sollen, so die bösen nicht minder.

2. In seiner Noth sucht er den Herrn. Als er ihn fand, fiel er nieder vor ihm, bat ihn, daß er komme und die heilende Hand auf das Kind lege. So sollen wir's machen. Die Noth soll uns lehren, nach dem Herrn zu blicken. Durch Freude oder Leid sollen sich auch unsre Herzen und Häuser ihm erschließen.

3. Der Herr begleitet ihn. Nicht vergeblich läßt er diesen Kunden flehen. Er ist sofort bereit, ihn zu begleiten. Jesus ist heute noch derselbe mitleidsvolle Heiland. Er will mit uns gehen in's Krankenzimmer, in's Trauerhaus und an's Sterbebett. Seine Gegenwart aber erleichtert des Leidenden Last und lindert dessen Schmerzen. Sie tröstet des Trauernden Herz. Eine Dame besuchte eine kranke Jungfrau. Dieselbe lag im Nordzimmer des Hauses. Die Dame sagte: „Du hast ja hier die Sonne nicht; kein Strählchen dringt durch diese Fenster; der Sonnenschein ist so wohlthätig für Kranke." Die Kranke antwortete: „O, meine Sonne strömt zu jedem Fenster herein, ja, sogar durch die Spalten." Die Dame schaute verwundert auf. „Ich meine Jesum," sprach die Kranke erklärend weiter, „er ist die Sonne der Gerechtigkeit, welche hier herein scheint und alles erhellt." Auf ihrem Angesichte lag ein solcher Friede, aus ihren Augen strahlte solch' selige Freude, daß die Besucherin die Wahrheit ihrer Aussage nicht bezweifeln konnte.

4. Der Herr erweckt die schon verschiedene Tochter. Er ergreift die Hand des todten Mädchens und führt sie aus der Nacht des Todes in den Sonnenschein des Lebens zurück. Wie wenig vermögen wir zu thun beim Eintritt in ein Kranken- und Trauerhaus! Wie schwer hält's oft, daß wir das rechte Wort finden, um ein betrübtes Herz zu trösten! Ein Händedruck ist gewöhnlich alles, was wir vermögen. Des Herrn Händedruck jedoch macht lebendig. Königlich ist all sein Thun. Königlich ist's auch hier. So wird er alle Todten einst erwecken durch seine Gotteskraft. Nur die Glaubenden werden Augenzeugen derselben sein. Die Ungläubigen werden seine Herrlichkeit hier und dort nicht schauen.

II. Eine zwölfjährige Kranke. V. 20—22.

1. Ein Bild menschlichen Leidens. In dem Volksgedränge gab's Personen in den verschiedensten Lagen mit den verschiedensten Bedürfnissen. So gibt's in allen Menschenkreisen Leute, deren Leiden nur Jesus heilen kann, deren Bedürfnisse nur Jesus befriedigen kann. Aber er kann's nur, wenn man sich, wie dieses Weib, direkt an ihn wendet. Diese sieche Frau, von Krankheit entkräftet, von Armuth gedrückt, mit Schmach belastet, welche sich nur schüchtern im Volksgedränge dem Herrn naht, ist sie uns nicht ein Bild jener verschämten Armen und bescheidenen Kreuzträger, die ihre Sorgenlast in der Stille tragen? Mahnt sie uns nicht an so viel verborgenes Elend und unbekannten Jammer, von dem die Welt nichts erfährt?

2. Ein Bild des schüchternen Glaubens. Ihr Glaube ist stark aber schüchtern. Die Schüchternheit will sie zurückhalten, der Glaube aber an Jesu Heilkraft zieht sie zu ihm hin. Der Glaube siegt endlich über die Schüchternheit. Soll Jesus uns ein Retter aus leiblicher oder geistlicher Noth werden, so muß unser Glaube alle falsche Scham und Menschenfurcht überwinden.

3. Ein Bild der Heilkraft Jesu. Beim Anrühren ging wirklich eine Kraft von Jesu aus, durch welche die Kranke sofort geheilt wurde. Ebenso strömt uns von Jesu eine Kraft zu, von der Sünde zu reinigen und zu heilen. Wer ihn nur im Glauben anrührt, auf den strömt sie über.

III. Zwei Blinde. V. 27—31.

1. Sie rufen öffentlich den Herrn als Messias an. Obschon leiblich blind, so erkennen sie in ihm, was die sehenden Pharisäer nicht erkannten—den Messias.

2. Sie bestehen die Glaubensprobe.

> „Geduld erhält ein gnädig Ohr;
> Wer standhaft bittet, dringt empor."

3. Sie empfangen nach ihrem Glauben. „Euch geschehe nach eurem Glauben" — das ist das Gesetz des geistlichen Empfangens. Nur mit der Glaubenshand können wir ergreifen, was der Herr uns an Gnade, Heil und Leben anbietet. Der Glaube ist der Verbindungskanal zwischen Gottes Fülle und des Menschen Leere.

Sonntag, 30. Oktober. **Ernte und Arbeiter.** Matth. 9, 35—38; 10, 1—8.

35. Und Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrete in ihren Schulen, und predigte das Evangelium von dem Reich, und heilete allerlei Seuchen, und allerlei Krankheiten im Volk.

36. Und da er das Volk sahe, jammerte ihn desselbigen; denn sie waren verschmachtet und zerstreuet, wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

37. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.

38. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

1. Und er rief seine zwölf Jünger zu sich, und gab ihnen Macht über die unsaubern Geister, daß sie dieselben austrieben, und heileten allerlei Seuche, und allerlei Krankheit.

2. Die Namen aber der zwölf Apostel sind diese: Der erste Simon, genannt Petrus; und Andreas, sein Bruder; Jacobus, Zebedäi Sohn; und Johannes, sein Bruder;

3. Philippus; und Bartholomäus; Thomas; und Matthäus, der Zöllner; Jacobus, Alphäi Sohn; Lebbäus, mit dem Zunamen Thaddäus;

4. Simon von Cana; und Judas Ischarioth, welcher ihn verrieth.

5. Diese zwölf sandte Jesus, gebot ihnen, und sprach: Gehet nicht auf der Heiden Straße, und ziehet nicht in der Samariter Städte;

6. Sondern gehet hin zu den verlornen Schafen aus dem Hause Israel.

7. Gehet aber und predigt, und sprechet: Das Himmelreich ist nahe herbei gekommen.

8. Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch.

Biblischer Grundgedanke. „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch." Matth. 10, 8.

Einleitung. In dem Bibelabschnitte, welcher unsere diesmalige Lektion bildet, haben wir einen Bericht über die Aussendung der Apostel. Die Schlußverse des 9. Kapitels geben die Gründe an, welche den Herrn zu dieser Aussendung veranlaßten. Die hier berichteten Ereignisse fallen in den Spätherbst des Jahres 28 n. Chr. Nachdem Jesus den Taubstummen (Matth. 9, 32. 33) geheilt hatte, verließ er Kapernaum, ging zunächst nach Nazareth, wurde zum zweiten Mal von dessen Bewohnern verworfen, machte dann eine Reise durch Galiläa, dessen Städte und Dörfer besuchend.

Erklärung.

V. 35. Welch' ein Bild von der rastlosen Thätigkeit Christi entwirft Matthäus in diesem Verse! Wir erblicken ihn auf seinem großen Arbeitsfelde. Er reist von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf durch's ganze galiläische Land. Ueberall umlagern den göttlichen Lehrer Schaaren von Zuhörern, welche seinem Worte lauschen. Ueberall umdrängen den himmlischen Arzt die Leidenden, welche dessen Hülfe erfahren wollen.

V. 36. Auf dieser Rundreise durch Galiläa, durch die glänzenden Städte und Gewerbsorte, gewahrte Jesus den Jammer des Volkes. Der geistliche Zustand desselben war ein verwahrloster. Es glich einer hirtenlosen, durch irren Lauf abgematteten Heerde. Es fehlte derselben an treuen Hirten, um sie auf gute Weide zu führen und sie vor den Wölfen zu schützen. Das Volk hatte wohl seine Schriftgelehrten und Priester. Sie sollten Hirten sein. Allein sie führten die Leute nicht zum Heil. Sie sorgten nicht für Seelennahrung. Dies geistliche Elend des Volkes weckte des barmherzigen Heilandes Mitleid.

V. 37. 38. Angesichts dieses jammervollen Zustandes aber verzweifelt der Herr nicht an der Menschheit. Er erblickt in derselben vielmehr ein g r o ß e s E r n t e f e l d, wo es nur fleißiger Hände und rüstiger Arbeiter bedürfe, um viel Frucht zu schneiden, viel Garben zu binden, viele Seelen zu retten für den Herrn der Ernte. Aber die Ernte ist groß, namentlich in unsern Tagen. Bereits der ganze Erdkreis harrt der Schnittersicheln. Der Völker Thüren stehen offen. Der Arbeiter, die mit der Seelenrettung ernst machen, sind verhältnißmäßig wenige. Darum sollen alle Gläubigen ernstlich um weitere Arbeiter bitten.

V. 1. Schon vor der Bergpredigt hatte die Berufung der Zwölfe stattgefunden. Seitdem befanden sie sich in seiner Gesellschaft, in seiner Schule. Jetzt sendet er sie aus an die Arbeit. Dies geschah 1. weil e i n Prediger das immer größer werdende Verlangen des Volkes, die Botschaft des Heils zu hören, nicht befriedigen konnte; 2. weil das nahende Ende des Herrn es nothwendig machte, die Apostel in der praktischen Arbeit zu schulen. Ehe Jesus sie aussendet, verleiht er ihnen Macht, d. h. beides Vermögen und Vollmacht, Wunder zu wirken.

V. 2. Z w ö l f A p o s t e l. Jesus hatte sich bekanntlich einen weiteren und engeren Kreis von Anhängern gebildet. J ü n g e r (Schüler) im weitesten Sinn heißen alle die, welche seiner Lehre Gehör gaben und nach dem Tode Jesu den ersten Kern der christlichen Gemeinde bildeten. So redet schon Paulus (1 Cor. 15, 6) vor mehr als fünfhundert Brüdern, denen der Herr nach seiner Auferstehung erschien. In einem engeren Sinne werden die S i e b e n z i g als Jünger des Herrn genannt. In einem noch engeren Sinne werden die Z w ö l f e namhaft gemacht. Ihnen wird der Name A p o s t e l beigelegt. Hier werden die Namen dieser Zwölfe genannt. Wir haben im neuen Testament vier Apostelverzeichnisse: das hier gebotene; eines in Markus 3, 16; ferner in Lukas 6, 14; endlich Apstg. 1, 13.

Etliche Andeutungen über jeglichen der Apostel werden hier am Platze sein.

S i m o n ist besser bekannt unter dem ihm vom Herrn beigelegten Namen Petrus, d. h. Fels. Er stammte aus Bethsaida, war ein Fischer, missionirte unter den Juden, schrieb zwei Episteln (1. und 2. Brief Petri), erlitt den Märtyrertod am Kreuze, das Haupt nach unten gekehrt. A n d r e a s, Petri Bruder, war ein Sohn des Jona. Er war einer der Ersten, die an Jesum glaubten und führte seinen Bruder zum Herrn. Der Sage gemäß predigte er unter den Scythen (deshalb verehren die Russen ihn als ihren Apostel), in Griechenland und Kleinasien. Er starb an einem Kreuze, welches die Form eines × hatte, deshalb das St. Andreas Kreuz genannt.

J a k o b u s d e r A e l t e r e stammte aus Bethsaida und war Fischer. Sein Bruder Johannes und er empfingen bei ihrer Berufung vom Herrn den Beinamen B o a n e r g e s, d. h. Donnerssöhne. Er predigte in Jerusalem und Judäa. Herodes ließ ihn enthaupten im Jahre 44. J o h a n n e s, des Letztgenannten Bruder, war ein Sohn des Zebedäus und der Salome. Er wirkte in Kleinasien, namentlich in Ephesus. Geschrieben hat er das vierte Evangelium und drei Episteln. Im Jahre 95 wurde er auf die Insel Patmos verbannt. Später zurückkehrend, starb er laut der Sage eines natürlichen Todes.

V. 3. P h i l i p p u s, den man nicht mit dem in der Apostelgeschichte erwähnten Philippus, Evangelist genannt, verwechseln darf, stammte ebenfalls aus Bethsaida. Er predigte in Phrygien und soll in ho-

hem Alter in Hierapolis den Märtyrertod erlitten haben. Bartholomäus, in den Evangelien auch Nathanael genannt, stammte aus Kana in Galiläa. Er soll in Indien gewirkt haben. Die Tradition sagt, daß er lebendig geschunden und in verkehrter Stellung gekreuzigt wurde.

Matthäus, auch Levi genannt, war, als der Herr ihn berief, Zöllner in Kapernaum. Er schrieb das seinen Namen führende Evangelium. Der Sage nach wirkte er zuletzt in Aethiopien und fand daselbst den Märtyrertod. Thomas, auch Dydimus genannt, war zweifelsohne ein Galiläer. Die syrischen Christen nennen ihn den Gründer ihrer Kirche. Er starb als Märtyrer. Jakobus, der Jüngere, predigte in Palästina, war Bischof in Jerusalem, wirkte zuletzt in Egypten und wurde daselbst gekreuzigt. Lebbäus, mit dem Zunamen Thaddäus oder auch Judas, war ein Bruder Jakobi des Jüngeren. Er schrieb die Epistel Judä.

V. 4. Simon von Kana, bei Lukas „Zelotes“ genannt, war nach Eusebius identisch mit dem Bischof der Judenchristen Simeon, welcher nach der kirchlichen Tradition Jakobo, dem Jüngeren, nach dessem Märtyrertode gefolgt sein soll. Judas, mit dem Beinamen Ischarioth, kam aus dem Orte Kariot in Judäa, verrieth seinen Meister und beging Selbstmord.

V. 5. 6. Den Juden soll vor Allem das Evangelium gepredigt werden. Deshalb schließt der Herr seinen Aposteln das Gebiet der Heiden und Samariter hier zu.

V. 7. 8. Das Himmelreich war noch nicht da, aber es war nahe herangerückt. Erst nachdem Jesus das große Erlösungswerk auf Golgatha vollbracht hatte und der heilige Geist ausgegossen war, konnten sie das Himmelreich als ein Gekommenes verkündigen. Dessen Thüre war dann für alle Heilsverlangende geöffnet.

Praktische Gedanken.

Ein Blick auf's Erntefeld.

I. Auf die Ernte.

1. Um unser Mitleid zu wecken. Als Jesus über das wogende Fruchtfeld des Judenvolkes hinschaute, als er sah, wie die Frucht der armen Seelen zu Grunde gehe, weil die jüdischen Schnitter dieselbe verwahrlosten; da brach ihm schier das große Heilandsherz vor Jammer und Mitleid. Wie viel leibliches Elend gibt's doch auch in unsern Tagen! Wie viel Sündennoth herrscht in der Welt! Wie viel Seelenfrucht geht aus Mangel an treuen Erntearbeitern auf dem Ackerfeld der Welt zu Grunde! Wer noch Aug' und Herz hat für Andre um sich her, der wird nicht weit zu gehen haben, um Manches zu erblicken, was ihm das Herz schwer und das Auge feucht macht. Solch' gewecktes Mitleid aber ist nothwendig, um mit Ernst am Heile der Menschheit zu arbeiten.

2. Um uns die Größe der Ernte zu zeigen. „Die Ernte ist groß,“ wie zur Zeit Christi, so noch heute. Denke an die Menge der Ungläubigen, welche von Gott, der Bibel, dem Erlöser und der Kirche nichts mehr wissen wollen. Denke an die Schaaren der Namenchristen, die sich mit einer äußerlichen Kirchlichkeit, mit einer todten Form des Christenthums, mit dem bloßen Schein der Gottseligkeit begnügen lassen. Denke an die wimmelnden Millionen armer Heiden, welche noch in grauenhafte Nacht des Aberglaubens gehüllt sind. Denke an die 1400 Millionen Bewohner unserer Erdkugel, von denen noch 1000 Millionen Heiden, Muhammedaner und Juden sind. O wie groß ist doch die Ernte!

3. Um uns zum Gebete anzuspornen. Der Befehl Jesu lautet: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Nicht im kleinsten Kreis kann der Mensch ohne Gebet recht arbeiten, kann er etwas wirken, ohne daß der Herr ihm treue Mitarbeiter sendet. Das Gebet gehört zwar zu den unwägbaren Stoffen, zu den unberechenbaren Kräften; aber das Eine steht doch unbestreitbar fest, es ist eine Hülfsmacht für das Gottesreich auf Erden. Der Herr lehrt uns ja, um Arbeiter für die Ernte beten, um das Kommen seines Reiches flehen. Das Gebet ist nicht nur eine Waffe, sondern eine ganze Rüstkammer mächtiger Geschosse gegen die Heere der Finsterniß.

II. Auf die Arbeiter.

1. Die Arbeiter müssen Jünger sein. Wir finden hier, daß der Herr seine Jünger in die Ernte sandte. Sind wir Jünger des Herrn, so müssen wir Mission treiben. Der Unglaube baut keine Missionshäuser, weil er keinen Glauben an seine Sache hat, und weil ihm der Muth der Begeisterung fehlt. Die Jünger des Herrn aber müssen dessen Werk betreiben. Sie nur könnens auch. Nur Gerettete können Andere retten. Nur ein bekehrter Prediger kann den Unbekehrten den Weg zu Jesu weisen. Nur ein bekehrter Lehrer kann die Schüler seiner Klasse auf die rechte Weise zu Jesu führen. Wenn ein Blinder es wagen sollte, einen Blinden zu führen, so werden beide in die Grube fallen.

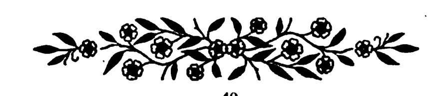
2. Die Arbeiter müssen vom Herrn ausgerüstet sein. Wir finden in unsrer Lektion, daß Jesus seinen Jüngern eine gewisse Macht verlieh, ehe er sie aussandte. So müssen auch wir angethan werden mit Kraft aus der Höhe, wenn wir als tüchtige Arbeiter in des Herrn Ernte eintreten wollen. Die rechte Ausrüstung ist die Taufe des heiligen Geistes. Dadurch gewinnen wir Muth und Kraft zur Arbeit.

Andeutungen für Klassen.

1. Schildere Jesum als Mustermissionar. Als Missionar kam der Herr aus dem Himmel auf die Erde. Lange Reise, länger als von den Ver. Staaten nach China, Japan oder Indien. Brachte große Opfer. Sah die Noth der Menschen. Sah den Abgrund des Verderbens, in den sie unrettbar stürzten. Die unergründliche Liebe seines Herzens bewog ihn, zur Rettung herbeizueilen. Er predigte ein schlichtes Evangelium. Zeigte in einfachen Worten, worin das Reich Gottes bestehe und wie man hineinkomme. Erwies den Menschen auch leibliche Wohlthaten. Heilte ihre Krankheiten. Ein Sinnbild des zeitlichen Segens, den das Christenthum immer im Gefolge hat. Macht die Menschen liebevoller, ehrlicher; verbessert ihre Lage.

2. Die Ernte. Sie ist groß. (Siehe „praktische Gedanken“ erster Theil.)

3. Die Arbeiter. Ihrer sind im Verhältniß zur Arbeit wenige. Wir sollen dazu beitragen, daß sich ihre Zahl vermehre. a) Durch's Gebet; b) Arbeiter werden; c) Arbeiter werben.



Frauenzeitung.

Frag' nicht erst lang: Was sagt die Welt dazu?
Was du als recht erkannt, entschlossen thu!
Willst in die Menge du ängstlich schielen,
Wirst du wohl schwerlich was Recht's erzielen.

Das Dor'le über Frauenvereine. Es kam mir schon oft der Gedanke, warum man wohl so wenig hört von dem Wirken der Frauenvereine, denn daß sie beinahe in allen Gemeinden bestehen, ist eine Thatsache, und es wäre gewiß von großem Nutzen, von Zeit zu Zeit Berichte zu lesen, wie und auf welche Weise diese Vereine wirken und welchen Erfolg sie haben.

Daß diese Vereine zum großen Segen für eine Gemeinde sind, wird Niemand leugnen. Wenn es je eine Zeit gab, wo Arbeit die Fülle in der Kirche für die Frau zu thun ist, so ist es jetzt, und durch diese Vereine kann hauptsächlich die Missionsarbeit auf das Beste betrieben werden.

Der erste Genuß, den die rechte Theilnahme jeder Schwester bietet, ist das gesellige und geschwisterliche Verhältniß, das in dem Verein befördert werden kann. Sodann gibt derselbe uns eine gute Gelegenheit, unsere Freunde und Nachbarn einzuladen, was oft mit gutem Erfolg belohnt wird.

Auch ist der Verein eine gute Schule, hauptsächlich da, wo derselbe auf richtige Weise geführt wird.

Die Constitution des Frauen-Missions-Vereins für auswärtige und einheimische Arbeit ist das Beste, was man als Constitution für Frauen-Vereine nur wünschen kann. Diese Constitution schließt alles in sich, was ein Verein wirklich leisten soll und auch kann: Die Unterstützung und Fürbitte für die Heiden-Mission, die Arbeit in der Gemeinde und hauptsächlich die Verschönerung des Gotteshauses.

Die Krankenpflege ist ein sehr wichtiger Punkt. Wer hat es nicht schon in schweren Krankheiten erfahren, wie mangelhaft unser Verfahren zu solchen Zeiten ist? Wir fühlen alle inniges Mitgefühl und gehen und besuchen auch die Kranken, was aber oft mehr schadet, wie gut thut.

Ein Committee für Krankenbesuch kann viel Gutes thun, indem es darnach sieht, daß man die nöthige Hülfe sendet und abwechselnd der Familie hilft in der Pflege der Kranken, oder auch sonst, wie es nöthig sein mag.

Die einheimische Mission! Welch' ein großes Feld für Arbeit ist hier, hauptsächlich in den großen Städten. Man liest oft viele und gelehrte Artikel mit der Ueberschrift: Wie sind die Massen zu erreichen? Einfach dadurch, daß man den Einzelnen erreicht. Und —viele Einzelne machen die Masse. Es ist eine traurige Thatsache, daß man in den großen Städten Tausende von Menschen findet, denen es nie einfällt in eine Kirche zu gehen. Wie kann man solchen Menschen nahe kommen? Einfach durch freundliches, liebevolles Besuchen, und dieses kann Niemand besser als die christliche Frau. Diese Arbeit ist von der größten Wichtigkeit. Wenn sie nicht von den Schwestern der Gemeinde selbst gethan werden kann, sollte man eine geeignete Person anstellen, diese Arbeit zu thun.

In manchen Städten haben sich verschiedene Benennungen zu einem Union-Missions-Verein verbunden und erwählen eine Stadtmissionarin, deren Pflicht es ist, in den ärmeren Stadttheilen von Haus zu Haus Besuche zu machen, Arbeitsschulen für die Mädchen zu gründen und die Frauen einzuladen in die Mütterversammlungen zu kommen, wo mit ihnen geredet und gebetet wird. Diese Arbeit bringt herrliche Früchte. Viele der Mütter werden in diesen Versammlungen gründlich zu Gott bekehrt.

Wir Deutsche haben gewiß das beste und interessanteste Missionsfeld. Die Liebe zu meinen deutschen Landsleuten ist nie größer als auf meinen Missionsgängen. Selten finden wir Verkommene unter ihnen. Im Gegentheil findet man beinahe durchschnittlich den deutschen häuslichen Sinn, die größte Reinlichkeit, und die deutsche Hausfrau in ihrem fleißigen, sparsamen Wesen. Und wie oft entquillt der Seufzer aus unserer Brust: Gott segne unser deutsches Volk.

Ein anderes Mittel der inneren Mission sind die alten Zeitschriften. Bewahre dieselben auf, um sie dann in den Hospitälern und Gefängnissen zu vertheilen. Dies ist gewiß eine Arbeit, die wir nicht versäumen sollten. Wir wissen die christliche Presse kaum zu schätzen. Auf unsern Tischen liegt so viel gutes Lesematerial, daß man gar nicht an die denkt, welche es entbehren. Bewahrt die christlichen Zeitschriften auf und vertheilt sie.

Eine andere, sehr wichtige Arbeit ist die, die Kinder in die Sonntagschule einzuladen. Durch nichts kann man schneller ein Elternherz erreichen, als durch freundliche Theilnahme für ihre Kinder. Viele Eltern sind schon durch ihre Kinder zur Kirche gebracht worden.

Der liebe Gott helfe uns in der Arbeit als getreue Mägde die offenen Thüren zu sehen, die jetzt für die christlichen Frauen offen stehen.

Chicken-Pie. Man schneidet 3—4 Kartoffeln in Schnitze und läßt sie in Salzwasser weich kochen. Das Huhn bratet man wie gewöhnlich. Dann macht man einen Teig, in welchen man ein wenig Salz und 1 oder 2 Löffel voll Backpulver mit einem Löffel voll Butter oder Fett hineinreibt. Sodann gießt man ein wenig Milch daran und macht einen weichen Teig. Nachdem der Teig dünn ausgerollt ist, belegt man eine gewöhnliche Puddingschüssel mit demselben. Nun legt man abwechselnd die Kartoffeln und das Huhn hinein und macht eine gute Sauce in dem Geschirr, in welchem das Huhn gebraten wurde, und thut es dazu, das gehörige Salz und Pfeffer darüber, auch ein wenig Suppengrün. Nun bedeckt man das Ganze mit dem übrigen Teig, in welchem man Einschnitte macht und backt es.

Grüne Tomatoes einzumachen. Zu einem Peck Tomatoes nehme sechs Zwiebeln, sechs grüne Pfeffer, schneide alles in runde Scheiben und menge dann einen Theekopf voll Salz daran und läßt es über Nacht stehen. Den nächsten Morgen drückt man das Salzwasser fest heraus, und setzt es in einem porzelanenen Kessel auf das Feuer mit einer Unze ganzen Zimmt, 1 Unze Nelken, 1 Tasse voll Zucker, 1 Unze Senfkörner, und genug Essig, um das Ganze zu bedecken. Koche es, bis die Tomatoes weich sind.

Quitten-Butter. Nachdem die Quitten geschält und gereinigt sind, werden sie in Wasser ganz weich gekocht. Etliche saure Aepfel schaden dem Geschmack nichts. Nachdem die Masse weich gekocht, thut man

den Zucker daran, ½ Pfund Zucker zu einem Pfund Frucht. Sodann läßt man es unter fortwährendem Rühren fertig kochen.

Für Mütter. „Als wir einmal — so erzählen zwei schweizerische Naturforscher, die vor drei Jahren Island bereisten — von Schulen sprachen, fragten wir, wer es denn auf sich nehme, die Kinder zu unterrichten, welche infolge der allzu großen Entfernung oder der Armuth ihrer Eltern die Schulen nicht besuchen? Da antwortete uns ein gebildeter Arzt der Hauptstadt: „Im Alter von sieben Jahren können alle unsere Kinder lesen, in ihrer Sprache schreiben und rechnen; von den ärmsten Fischern ist nicht einer, der nicht einen guten Elementarunterricht im Sinne der Schweizer Schulen genossen hat. Unsere Mütter sind unsere Lehrerinnen, und das Vaterhaus ist unsere Schule. Der nächste Pfarrer wacht über die Fortschritte der Kinder, und dasjenige, welches nicht Beweise einer genügenden Vorbildung liefert, wird nicht zur Confirmation zugelassen. Würde der Pfarrer eines ihrer Kinder abweisen, so würde eine isländische Mutter diese Schmach kaum überleben. Fragen Sie den ersten besten Fischerbub, wer ihn die Geschichte und Geographie seines Vaterlandes und die Namen der Vögel und Blumen gelehrt hat, so wird er Ihnen jedesmal antworten „Modr min," das heißt: Meine Mutter! — Respekt vor solchen Müttern!

Das Vorlesen im Familienkreise. Die Pflichten des Erwerbs und der Geselligkeit lassen in großen Städten nicht viel Zeit zur Vertiefung des Familienlebens übrig. Außer den Mahlzeiten gibt der Tag kaum eine Mußestunde her, welche Eltern und Kinder zu gemeinsamem Ausruhen und Gedankenaustauschen vereint. Einzelne Familien bringen es aber trotz alledem fertig, was mir als das beste geistige Band zwischen Vater, Mutter und heranwachsenden Kindern erscheint: sie halten ein Stündchen nach dem Abendbrod für gemeinsame Lektüre frei.

Traute Stunden, deren Erinnerung den aus dem Vaterhaus scheidenden Kindern ins fernste Leben nachzieht und den alternden Eltern als etwas Köstliches und Rührendes verbleibt, wenn die lustige Schaar längst in alle Winde geflogen ist, die sich jetzt, ernst und andachtsvoll lauschend, das Licht des erwachenden Denkens auf den lieben Gesichtern, um den Familientisch reiht!

Ein besonderer Gewinn aus diesen Vorlesungen im Familienkreis erwächst der Frau des Hauses. Die vielbeschäftigte, sorgenbeladene Mutter gibt sich leider zu oft damit zufrieden, unter den kleinlichen Mühen und Plagen des Hauswesens die geistigen Bestrebungen, die auch sie in ihrer Jugend entzückten, ganz zu begraben.

Daher kommt es, daß die Söhne und Töchter im Bewußtsein ihrer jungen Schulweisheit den Ton der tiefen, liebevollen Verehrung gegen die Mutter, der mir allein als das Erkennungszeichen eines glücklichen, wahrhaft vornehmen Hauses gilt, so oft nicht mehr finden.

Ich glaube aber, eine bessere Gelegenheit, mit der geistigen Entwicklung der Jugend Schritt zu halten, Urtheil und Geschmack frisch zu bewahren, über die Kleinlichkeiten des Tages sich zu erheben, kann das Hausmütterchen nicht finden, als die einer gemeinsamen Familienlektüre.

Am Kamin.

Die Liebe trägt alles. Wenn du ein Glas bis zum Rande und bis zum Ueberfließen mit Wasser gefüllt hast, so solltest du denken, es wäre nicht möglich, noch mehr Wasser in das Gefäß zu bringen. So nimm einmal ein Rosenblatt, welches sich wie eine Muschel aufwärts biegt und lege es sachte auf die Fläche des Wassers; es wird vom Wasser getragen, ohne abzufließen. Und nun kannst du noch manches Tröpflein in's Rosenblatt legen, ohne daß das Glas überströmt.

Wenn aber dein Herz vielfach in der Geduld geübt ist und manchmal der Gedanke auftaucht, jetzt sei das Maß voll, es gehe nicht länger, — so erinnere dich an das Rosenblatt. Die Liebe ist das Rosenblatt. Legt sie sich in Geduld des Herzens hinein, so mag noch mancher Tropfen des Unmuthes d'rüber kommen, das Herz fließt doch nicht über; und der Spruch der Bibel behält recht: „Die Liebe trägt alles."

Ein Angeklagter, der schlecht vertheidigt worden, wird vor der Urtheilsfällung vom Richter gefragt: „Haben Sie, bevor der Wahrspruch erfolgt, noch etwas zu Ihrer Vertheidigung zu sagen?" — „Ich möchte nur bitten," erwiderte der Angeklagte mit einem unbeschreiblichen Blick nach seinem Advokaten hinüber, „daß der hohe Gerichtshof die große Jugend — meines Herrn Vertheidigers als Milderungsgrund in Betracht ziehe."

Rietschel als Redner. Ernst Rietschel, der Schöpfer des Luther-Denkmnls zu Worms, war wohl ein tüchtiger Künstler, aber ein schlechter Redner. Wie es ihm mit seiner ersten und letzten Rede erging, erzählt er selbst: „Vor einer Reihe von Jahren sollte Altmeister Rauch nach Dresden kommen; die jungen Künstler meinten, ich als Rauch's ältester Schüler müßte bei dem Festmahle auf den Gast den Trinkspruch ausbringen. „Aber ich weiß gar nicht, wie man einen Toast macht." Die Belehrung lautete, man gebe „der glühenden Verehrung einen entsprechenden Ausdruck." Rauch kam, ich sah ihn an, aber eigentlich sah ich ihn nicht, ich litt nur an meinem Toast. Endlich wurde es Abend, ich trug in der Tasche einen zerknitterten Entwurf meiner Rede und in meiner Brust ein rasend klopfendes Herz. Wie ich in den Festsaal gekommen bin, ist mir heute noch unklar. Ich aß nicht, ich trank nicht, ich sprach nicht, ich stierte nur in mein. kommendes Elend hinein. Da wurde ich vor mehreren Mahnern dringend ersucht, von sehr eifrigen und besorgten sogar gestoßen, meine Pflicht zu thun. Ich klingelte mit dem Glase, ich erhob mich und wurde gewahr, daß der erleuchtete Saal schwarz war. Schließlich zog man mich am Frackschooß nieder. Habe ich denn zu lange gesprochen? fragte ich ganz entsetzt. Gar nicht gesprochen, auch nicht einen Laut, war die befremdende Ant-

wort. Und das, so setzte Rietschel in köstlichem Humor hinzu, ist die einzige Rede, die ich je gehalten habe."

Madame Twizzledizzle ist der Schrecken aller Clerks. Sie bringt ihre ganze Zeit mit „Shopping" zu, ohne doch je Etwas zu kaufen. Als sie sich neulich wieder einmal in einem von ihr heimgesuchten Laden alles Mögliche hatte vorlegen lassen, ohne eine Auswahl zu treffen, sagte sie schließlich zu dem erschöpften Ladenbediensteten: „Haben Sie noch Etwas, das Sie mir noch nicht gezeigt haben?" — „O ja," erwiderte der Gefragte, „wir haben noch den Keller unten. Wenn Sie es wünschen, will ich ihn hinaufbringen, damit Sie ihn besichtigen können."

Weisheit aus dem Talmud. Viel Fleisch — viele Würmer. Viel Güter—viele Sorgen. Viele Frauen —viel Aberglauben. Viel Wissenschaft—viel Leben. Viel Gerechtigkeit—viel Frieden.

Eine römische Prinzessin spottete über den verwachsenen Rabbi Josua: „Der Wahrheit Fülle in häßlicher Hülle." — Gelassen fragte Josua: „Worin ihr Vater den Wein aufbewahre?" „In irdenen Krügen," antwortete das Edelfräulein. „Ei, warum bewahrt ein Kaiser seinen Wein nicht in goldenen Gefäßen?" forschte der Rabbi. Das leuchtete der Selbstklugen ein, und bald ward der Wein in kostbare Gefäße umgegossen; aber die Folge war, daß er sauer wurde.

„Du hast mir einen sauren Rath gegeben," fuhr die stolze Römerin den Juden an. Dieser aber entgegnete ihr: „Es war nur eine Antwort auf deinen Spott,—'Der Weisheit Fülle in häßlicher Hülle.'"

Der Tag ist kurz; Arbeit gibt's viel; die Arbeiter sind träge; der Lohn ist groß; der Arbeitgeber drängt!

Die Menschen gleichen den Gräsern auf dem Felde: Diese grünen, jene verwelken.—Zufriedenheit ist wahrer Reichthum. Noah's Taube sprach zu Gott: Sei meine Nahrung bitter, wie ein Oelblatt aus deinen Händen, und nicht süß wie Honig aus der Menschen Hände.

Wer ist weise? Wer von Jedermann lernt.—Sieben Eigenschaften zieren den Weisen: Er ergreift nie das Wort zuerst, wenn ein Größerer zugegen ist; er fällt niemals in die Rede; er antwortet nie voreilig; er fragt und antwortet sachgemäß; er behandelt Eines um das Andere in der Ordnung; was er nicht weiß, gesteht er; er bekennt seinen Irrthum. Aber beim Tölpel findet das Gegentheil statt.

Rabi Schamlaï predigte: 613 Gebote enthalten die Bücher Mosis, 248 affirmative, entsprechend den Gliedern des menschlichen Körpers, und 365 negative, entsprechend den Tagen des Jahres. Aber Habakuk faßte sie alle in Eins zusammen: „Der Gerechte wird leben durch seine Treue (Glauben)." W. F.

Humor und Witz. Was ist Humor, und worin unterscheidet er sich von Witz?—Humor ist ein Wort, dessen Geist sich nicht in eine logische Definition fassen läßt, dessen Inhalt aber das Gegentheil aller Frivolität ist. Humor ist die *tiefe* Anschauung der Welt und der Individuen von der komischen Seite; Witz die *flache* Anschauung derselben von der komischen Seite. Humor ist die Poesie der Komik, Witz ihre platte Prosa, wiewohl die flüchtige Erscheinung, welche man in ihrer Einzelheit Witz nennt, eben sowohl Humor, als bloßen Witz enthalten kann. Humor ist das Genie der Komik und darum mehr mit der Tragik des Lebens verwandt als man gemeinhin glaubt, weil das Genie immer universell ist. Humor entsteht, wenn ein erhabener Geist, der in alle Tiefen des Menschenherzens eindringt, der die ganze Tragik und Fülle der Welterscheinung faßt, es versucht, die Erscheinung des Lebens und der Menschen von ihrer schwachen, menschlich gebrechlichen, lächerlichen Seite zu zeichnen. Humor ist das Lächeln der Kindlichkeit des Genies, und jenem Rosenmunde ist wie dem Munde des lächelnden Kindes das Weinen nicht so fern. Darum hat vor Allen Shakespeare Humor, und nur der Komiker, der zugleich entweder in seinen Werken oder in seinem Geiste und Herzen Tragiker ist, kann Humor haben.

Tausende essen täglich ihr Brod, ohne nur ein einziges Mal zu fragen oder selbst darüber nachzudenken, in welchem Verhältniß sich das liebe Getreide zu vermehren vermag. Man höre und staune über die ungeheure Fruchtbarkeit eines einzigen Weizenkornes. Wenn ein solches jährlich 50 Körner gibt, so beträgt die Ernte im 2. Jahre 2500, im dritten schon 125,000, im sechsten 16,125,000,000 und im zwölften Jahre 259,953,125,000,000,000,000 Körner. Auch hierin erblickt man deutlich die Unendlichkeit und Größe Gottes.

Die Regenten der Menschheit. Die gesammte Bevölkerung der Erde — ungefähr 1300 Millionen Menschen — wird von 12 Kaisern, 25 Königen, 47 Fürsten, 17 Sultanen, 12 Khanen, 6 Großherzögen, 6 Herzögen, 1 Vice-König und 28 Präsidenten beherrscht, abgesehen von einer großen Anzahl von Häuptlingen wilder Stämme.

Ein bedenklicher Hausgenosse. In einem Hause der Herbstgasse in Budapest waren zwei Zimmer im dritten Stock, die beim Quartal leer geblieben waren, bis zum Novembertermin, an welchem die neue Partei einziehen sollte, interimistisch zu vermiethen. Eines Tages meldete sich bei der mit dieser Vermiethung beauftragten Hausmeisterin eine stattlich aussehende, elegant gekleidete Frau und fragte nach dem Monatzins dieser Wohnung. „Fünfzig Gulden," entgegnete die Hausmeisterin, „aber haben Sie Kinder?" „Nein," war die Antwort der Mietherin. „Auch keinen Hund, keinen Papagei und kein Klavier?" „Auch das nicht," entgegnete die Mietherin. „Dann können's die Wohnung haben. Wie heißen's denn?" „Cornelie Berardi," entgegnete jene. Das Geschäft war abgemacht und die Mietherin zog ein; sie hatte in der That weder Kinder, noch Papageien, noch auch ein Klavier, aber einen großen, gelblichen Hund brachte sie beim Einziehen mit, und als die Hausmeisterin sie darüber zur Rede stellte, da sie doch gesagt habe, sie habe keinen Hund, entgegnete sie trocken: „Das ist auch kein Hund," und so ließ sich nichts mehr dagegen thun. Die neue Mietherin war übrigens eine stille Person, die Niemand belästigte; sie lebte fortwährend hinter verschlossenen Thüren, und eine alte Magd, die sie mitgebracht hatte, und die ihr das Essen holte, war das einzige menschliche Wesen, das bei ihr aus- und einging. In einer Nacht erkrankte die Mietherin, und die Magd mußte einen Arzt holen. Als derselbe kam, fand er den Zustand der Patientin, die an heftigen Congestionen litt bedenklich, schrieb ein Rezept und sandte die Magd in die Apotheke, während er bei der Kranken, die das Bewußtsein verloren hatte, wartete. Er war im Begriff, derselben eine Compresse auf die fieberglühende Stirn zu legen, als er plötzlich hinter sich ein furchtbares Knurren vernahm und zwei mächtige, phosphoreszierende Augen auf sich gerichtet sah. Dem Arzte sträubten sich die Haare auf dem

Kopfe; er trat vom Bette der Kranken zurück, und da beruhigte sich das Thier wieder, welches jedoch jede seiner Bewegungen mit den unheimlich glühenden Augen verfolgte. Von Entsetzen gelähmt, hielt sich der Arzt vollkommen ruhig und empfand es als eine Erlösung, als die Magd wieder zurückkam. „Jesus, Maria!“ rief dieselbe, als sie in das Zimmer trat, „jetzt hab' i das zweite Zimmer offen g'lassen und da is der Nero aus'kommen!“ Sie ging ungesäumt auf das Thier zu, packte es bei einer Vorderpfote, schleppte es in das nächste Zimmer und warf die Thür hinter ihm in's Schloß. Jetzt war der Arzt von seinem Schrecken wieder zu sich gekommen und rief: „Was? habt Ihr da Löwen anstatt der Hunde?“ „Nur an anzigen,“ beschwichtigte die Magd. „Wissen's, mei' Frau ist die Löwenbändigerin Cora. Die anderen hat's schon wegg'schickt, aber den Nero, der noch zu jung is, hat sie bei sich behalten, bis wir in vierzehn Tagen nachreisen. Er thut übrigens gar nix und hat noch weiche Krallen.“ Der Doktor rannte davon, ohne die Wirkung seiner Arznei abzuwarten. Dieselbe scheint übrigens vortrefflich gewesen zu sein, denn am nächsten Tage war Frau Cora abgereist, da sie ihren Nero vor etwaigen Auseinandersetzungen mit der Polizei bewahren wollte. Die Hausmeisterin war aber dermaßen entsetzt, als die hörte, was für einen Gast sie im Hause beherbergt hatte, daß sie sich vornahm, bei der üblichen Frage an wohnungsuchende Parteien nach etwaigen Kindern, Hunden, Papageien und Klavieren jedesmal hinzuzufügen: „Oder haben's nit epper gar an Löwen? Denn bei der heutigen Zeit,“ sagt sie, „muß man auf alles gefaßt sein.“

Aus der Zeit.

Die amerikanische Partei. Da und dort hat sich, wenigstens im Kleinen und Geheimen eine amerikanische Partei gebildet, die nebst anderen Zwecken auch der Einwanderung entgegen arbeiten will, und am liebsten dieselbe ganz verbieten möchte, und bedeutende Blätter und Männer reden wenigstens einer starken Beschränkung der Einwanderung das Wort.

So sehr wir das auch bedauern müssen, und so viel beschränktes Urtheil dabei auch mit unterlaufen mag, so ist doch nicht zu verkennen, daß der Vaterlandsfreund Ursache hat, besorgt zu werden, wenn er gewisse Klassen der Einwanderer betrachtet.

Die europäischen Regierungen nehmen durchaus keinen Anstand, uns Verbrecher, Taugenichtse, Armenhäusler, Lahme und Krüppel aufzuhalsen, für welche man drüben sorgen sollte. Sie sehen Amerika als den Ort an, wo rechtmäßiger (?) Weise die Hefe der europäischen Bevölkerung abgesetzt werden kann. Sind alsdann solche untaugliche Elemente der Gesellschaft einmal in unsern Staaten, so haben wir dieselben in Armenhäusern, Gefängnissen und Hospitälern mit unserm ehrlichen Fleiße zu erhalten.

Auch die politischen Abenteurer, die Anarchisten und Umstürzler aller Art, die von Europa hier landen, sind eine sehr gefährliche Klasse, und es ist kein Wunder, daß Bedenken gegen die Einwanderung entstehen, wenn unsere Republik als Zufluchtsort für Vagabonden, unruhige Köpfe aller Art und kranke Geschöpfe jeder Sorte angesehen und gebraucht wird.

Die Adoptivbürger unseres Staatenbundes, die um das Wohl des neuen Vaterlandes besorgt sind, müssen den gerechtfertigten Bedenken nur beistimmen. Die anarchistischen Bombenwerfer und Meuchelmörder, und die Krakehler und Umstürzler sind fast ausnahmsweise Ausländer, und durch ihr freches Treiben ist die ganze Einwanderung in Verruf gerathen.

Wenn sich deßhalb Stimmen erheben, die gegen solche Einwanderung protestiren, so geziemt es uns nicht, zu sagen: Dies ist Knownothingismus. Nein— diese Stimmen sind der Ausdruck der Vaterlandsliebe, und es gebührt der ordnungsliebenden, eingewanderten Bevölkerung, Hand in Hand mit denen zu arbeiten, die solche, die Wohlfahrt des Landes untergrabende Klassen ferne halten wollen.

Nur muß man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und in den Fehler verfallen, diese anstößigen Elemente als den größten Theil der Einwanderung und die ehrlichen, anständigen Einwanderer als nur eine kleine Minderheit darzustellen. Es ist gerade das Gegentheil der Fall: Die große Mehrheit der Einwanderung besteht nach wie vor aus fleißigen, achtbaren Leuten, die herüber gekommen sind, rechtschaffen zu arbeiten und gute Bürger des Landes zu werden.

Hochschulen und verschiedene Menschenrassen. Auf den ersten und besten Universitäten Europas—in Paris, Berlin, Oxford ꝛc. studiren Angehörige verschiedener Menschenrassen — Japanesen, Chinesen, Neger ꝛc. ꝛc. Jene Hochschulen halten es für eine ebenso interessante als ehrende Thatsache, daß allerlei Leute aus allerlei Welttheilen kommen, um sich bilden und erziehen zu lassen.

Im Norden der Ver. Staaten dürfte es kaum eine Hochschule erster Klasse geben, die einen anständigen jungen Mann wegen der Hautfarbe einfach ausschließt.

Unsere Mitbürger in den Südstaaten sind zum großen Theil noch nicht so weit vorgeschritten. Die Sklaverei hat ein solches Rassenvorurtheil erzeugt, daß noch manches Jahrzehnt hingehen mag, bis die letzten Spuren dieses Vorurtheils hinweggewischt sind. In West-Point, der berühmten Militairschule unserer Republik, wird gegenwärtig ein der Negerbevölkerung des Landes angehöriger Jüngling auf Staatskosten und ohne Widerspruch der andern Zöglinge erzogen. Aber in Georgia und anderwärts hält man es für eine Todsünde, wenn Professoren solcher Schulen, in welchen Neger gebildet werden, ihre eigenen Kinder mit diesen unterrichten, und beantragt schmähliche Strafen für solches Verbrechen. (?)

Schwulstige Proteste und bombastische Redensarten werden solche Gesinnungen nicht ändern. Es gilt vielmehr, fest bei den erkannten Grundsätzen zu beharren, — darnach zu thun und durch Wort und Beispiel so lange auf derartige mittelalterliche Anschauungen einzuwirken, bis dieselben besserer Einsicht und Ueberzeugung gewichen sind.

Henry George, der New Yorker Vorkämpfer in der Arbeiterfrage stellt manchmal unausführbare

Theorien auf. Aber öfters sagt er auch unbestreitbare Wahrheiten, so zum Beispiel rief er kürzlich den Arbeitern zu: „Die arbeitende Klasse wird nichts durch Gewalt erzwingen, bis sie weiß, was sie will, und wenn sie einmal weiß, was sie will, dann kann sie das Ziel auch ohne Gewaltthätigkeiten erreichen.

Ein Kolonial-Schulmeister. Eine wenig verlockende Schilderung von dem Leben eines Schullehrers in Kamerun entwirft der als Lehrer nach Kamerun gesandte württembergische Lehrer Kristaller in einem Briefe an einen Seminarfreund in Deutschland. Herr Kristaller schreibt u. a.: „Meine Stiefel schimmeln jeden Tag; meine Stahlfedern rosten. Alle 3—4 Tage muß ich meine Sachen ein paar Minuten in die Sonne legen, damit sie wieder trocknen. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich sammt dem Schulhaus an den Meistbietenden versteigert. Drei Dörfer streiten sich um das Schulhaus und den Schulmeister: Tokoto-Dorf (Bona Duma), Jos-Dorf (Bona Priso) und Bell-Dorf (Bona Ndscho). Letzteres scheint am meisten Aussicht zu haben, weil sein Beherrscher „King Bell" am meisten Elephantenzähne, Weiber und Sklaven hat, also auch am besten bezahlen kann. Mein Schulhaus wird, falls sich die Häuptlinge einigen können, in einem Jahre fertig werden. Schulen wollen sie alle, aber bezahlen wollen sie nicht. Mit König Bell hatte ich schon drei Palaver (gemüthliche Plaudereien); er scheint der gescheiteste von allen zu sein. Sein Haus ist aus deutschem Holz; sein Salon, um den ich ihn beneide, sieht aus, wie eine bessere Dachkammer.

Ueber die Gründung einer deutsch-schweizerischen Bischöfl. Methodisten-Gemeinde in Rosario, Republik Argentina, Südamerika, erhält der Bremer Evangelist von dem Prediger derselben, Br. R. Gerber, einen Bericht, welchen unsere Leser gewiß mit herzlicher Freude und Dankbarkeit vernehmen werden. Herr Gerber, Sohn eines schweizerischen Pfarrers, wurde als Buchhalter eines großen Handelshauses in Rosario durch das Lesen der heiligen Schrift vor etwa 3½ Jahren bekehrt. „Ich konnte," schreibt er u. a., „die mir widerfahrene Gnade nicht verschweigen, verließ meine Stelle und begann meinen Landsleuten, welche in der Umgebung von Rosario als Colonisten 2c. angesiedelt sind, das Evangelium Jesu Christi zu verkündigen. Sie hatten bisher jeglicher geistlicher Nahrung entbehrt, man sprach davon, eine Gemeinde zu gründen und womöglich einen Pfarrer aus der Schweiz kommen zu lassen. Aber Geldmangel war nicht die einzige Schwierigkeit. Man wollte mich vorschlagen. Ich äußerte meine Bedenken, so ohne Autorisirung von der Kirche ein solches Amt zu übernehmen. — In dieser Verlegenheit richtete der liebe Gott meine Blicke auf die bischöfl. methodische Mission, welche einen Zweig in den La Plata-Staaten und eine Station in Rosario unterhält. Ich überwand in der Kraft des neuen Lebens in Christo die Vorurtheile, welche ich bisher gegen die „Sekten" gehegt, um mich wenigstens zu einer Prüfung der Sache herbeizulassen, zu welchem Zwecke ich mit den damaligen Missionaren in Rosario, Br. José und R. Wood in Verbindung trat. Die Folge dieser „Prüfung" war die Gründung einer Missionsgemeinde aus den von mir bezeichneten deutsch-schweizerischen und deutschen Elementen und meine regelrechte Ernennung zu deren Pastor durch den Superintendenten des Distrikts, Br. Thomas B. Wood, damals in Montevideo residirend, und die Jahres-Versammlung in Buenos Ayres vom Monat Februar 1885." — So baut der Herr noch immer sein Reich, erweckt und sendet Arbeiter in die Ernte. Möge Gottes Segen auf dieser neuen Gemeinde und ihrem Pastor ruhen und sie insbesondere für alle Deutschen und Schweizer in Südamerika ein Salz werden!

Staatsschulden Englands und Amerikas. Herr Goschen, der britische Reichsschatzmeister, hat neulich erklärt, daß die Abzahlung der Staatsschuld, welche jährlich um drei Millionen Pfund ($15,000,000) vermindert wird, einstweilen eingestellt werden müsse, weil die Last zu schwer auf die Steuerzahler falle. Wenn man dagegen bedenkt, daß die Vereinigten Staaten seit den letzten zwanzig Jahren ihre Schuld um die enorme Summe von beinahe 76 Millionen Dollars jährlich vermindert haben und daß trotzdem sich in unserer Bundeskasse heute eine Summe von über 460 Millionen Dollars vorfindet, die im stetigen Wachsen begriffen ist, so muß das jeden Amerikaner mit Stolz erfüllen. Die Weltgeschichte hat einen ähnlichen Fall noch nicht verzeichnet, daß in so kurzer Zeit solche enorme Summen ausgezahlt wurden und der Bestand der Staatskasse sich gleichzeitig erhöht hat. Selbst Fürst Bismarck erklärte im deutschen Reichstage, diese Schuldabzahlung der Vereinigten Staaten höre sich märchenhaft an, sie sei aber dennoch wahr. Gewiß sind wir stolz darauf, und mit gutem Rechte.

Unsere Nationalschuld betrug am 31. August 1865, vier und einen halben Monat nach dem Bürgerkriege, $2,756,431,571. Sie war so ungeheuer groß, daß es schien, wie auch aller Orten erklärt wurde, unsere Kinder und Kindeskinder würden sie nicht bezahlen können. Wenn es jedoch so fortgeht — und warum sollte es nicht?—werden die Kindeskinder des damaligen Geschlechts wenig genug davon erfahren. 22 Jahre, zwei Drittel eines Menschenalters, sind seit dem Kriege verflossen, und bereits ist die Schuld auf 1305 Millionen—weniger als die Hälfte—zusammen geschmolzen. Während England die Schuldenzahlung vermindern muß, um seinen Steuerzahlern die Last zu erleichtern, dürften wir eher genöthigt werden, die Steuerzahlung theilweise einzustellen, weil wir nicht wissen, was mit dem Ueberschuß in der Kasse anzufangen. Allerdings könnten wir, wie Admiral Porter an anderer Stelle andeutet, in unserer Handelsflotte für einige Millionen sehr nützliche Verwendung finden.

Die erste deutsche Zeitung in China. Während in früheren Zeiten die in fremde Länder ausgewanderten Deutschen keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als den, möglichst bald sich Sprache, Sitten und Lebensart ihres jeweiligen Aufenthaltes zu eigen zu machen, ist jetzt der Deutsche überall zu der Ueberzeugung gelangt, daß es eine Schande ist, sein Deutschthum abzustreifen, und eine Ehre, der Angehörige dieses großen und berühmten Reiches zu sein. Dieser Auffassung verdankt die erste deutsche Zeitung, „Der Ostasiatische Lloyd," ihr Entstehen; sie ist am 1. Oktober 1886 zu Schanghai ins Leben getreten, mit der Aufgabe, das Organ für die deutschen Interessen im fernen Osten zu sein. Ganz außerordentliche Schwierigkeiten entstanden dadurch, daß in ganz China keine Setzer zu finden waren, welche deutsch verstanden oder auch nur deutsche Buchstaben lesen konnten, und man hat unter diesen Umständen, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, die Zeitung mit lateinischen Lettern drucken müssen; nur der Kopf, welcher in seiner Mitte den lorbeerumkränzten Reichsadler in aufgehender Sonne zeigt, hat deutsche Buchstaben. Als verantwortlicher Redakteur, Drucker und Ver-

leger zeichnet J. F. Grundlach. Der „Ostasiatische Lloyd" erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, und kostet für einen Monat 2 Dollar oder 8.50 Mark, für das Vierteljahr 5.50 Doll. oder 23.37 M., was nach unserer Auffassung etwas theuer, indessen sicher den dortigen Verhältnissen nur angemessen ist. Das Papier ist festes, weißes Schreibpapier, und der Druck groß und klar, so daß die Zeitung einen angenehmen Gegensatz zu den englischen und amerikanischen Zeitungen, die oft eine wahre Augenplage sind, bildet. Etwa 2½ Seiten werden von Inseraten ausgefüllt — die übrigen 1½ Seiten von Notizen und Aufsätzen, welche meistens auf Deutschland Bezug haben. Unter den Inseraten nehmen die amtlichen Bekanntmachungen der deutschen Konsuln in China eine hervorragende Stelle ein, indem diese das Blatt sofort zum offiziellen Organ für die Veröffentlichungen der Eintragungen ins Handelsregister gewählt haben. Die Inserate sind übrigens zum Theil noch englisch, in der sicheren Ueberzeugung, daß kein Deutscher in China verweile, der nicht auch englisch verstünde. Angeboten werden die mannigfaltigsten Waaren: chinesische Raritäten, europäische Kleiderstoffe, Kohlen rc. Welcher Fortschritt in fünfzig Jahren, denn damals, also im Jahre 1836, verbot die chinesische Regierung den Druck aller chinesischen Bücher christlichen Inhaltes und legte auf diese Weise wenigstens vorläufig die Thätigkeit des berühmten deutschen Missionars Gützlaff vollständig lahm, der bei seiner vorzüglichen Beherrschung der chinesischen Sprache mit ihren Idiomen durch volksthümliche Broschüren einen bedeutenden Einfluß sich erworben hatte.

Aus den Jordanländern. Die von Professor Guthe vortrefflich redigirte Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins hat soeben ihren neunten Jahrgang vollendet, welcher abermals die reichsten Beiträge zur Kunde des heiligen Landes und zur Aufhellung der Bibel bringt. Die westliche Hälfte von Palästina ist ja genau in den Karten jetzt niedergelegt, aber die Landschaften jenseit des Jordans sind doch noch sehr mangelhaft bekannt, und da muß es als hochwillkommen geheißen werden, daß in dem neuesten Bande der Zeitschrift vom deutschen Ingenieur G. Schumacher eine genaue Beschreibung der im Nordwesten des Tiberiassees gelegenen Landschaft Dscholan geliefert wird, die bereits im 5 Buch Moses als Golan genannt ist. Ganz neu erscheint jetzt die Geographie dieses Landstrichs, und eine Menge Ruinen aus jüdischer und römischer Zeit wurden entdeckt, zu denen noch zahlreiche „Dolmen" sich gesellen. Neben Beduinen und ansässigen Fellachen wohnen dort nur eingewanderte Tscherkessen. Die Türken halten hier gute Zucht, und der Reisende, dem ein Empfehlungsschreiben der Regierung zur Seite steht, kann sicher und ungehindert in Dscholan reisen, was sonst jenseit des Jordans nicht überall der Fall ist. Aber auf Mühsal und Entbehrung muß er sich gefaßt machen; Europas Kultur liegt weit hinter ihm, er muß, wie dieses auch Schuhmacher erging, gleich den Beduinen leben und essen. Letzteres nach unsern Begriffen nicht gerade feinsäuberlich. Man höre. Ein Schaf oder Böcklein, dem Gaste zu Ehren geschlachtet, wird auf einer mächtigen kupfernen Schüssel, umgeben von Reis, aufgetragen. Dazu frischgebackene Brodfladen. Die Gäste knieen nun um das Mahl herum, fahren mit der Hand in das Reisgericht, formen einen Ballen aus demselben zusammen und führen diesen mit beneidenswerther Geschicklichkeit zum Munde. Während des Kauens wird die triefende Hand stets über die Schüssel gehalten—„damit nichts verloren gehe." Lautlose Stille herrscht während dieses Vorganges, nur dann und wann unterbrochen durch die Zurufe des Wirthes oder des „Lob sei Gott" der Sattgewordenen. Das Gemüse liegt zubereitet in Schüsseln um die Reisschale und wird mittels der Fladen gegessen, das Fleisch bildet einen Kranz an dem äußeren Rande des Reishaufens. Jeder ergreift von dem Fleische so viel als ihm schicklich scheint, beißt etwas ab und legt das übrige wieder an seinen Ort.

Das älteste Stück Eisen befindet sich in der Sammlung des Britischen Museums in London. Es ist ein nicht sehr starkes Stück von 24 Centimeter Länge und 10 Centimeter Breite, das an zwei Seiten vom Rost stark angegriffen erscheint. Ein Engländer fand dasselbe im Mai 1837 in einer der großen egyptischen Pyramiden an einer Stelle, die nach Vollendung des Werkes durchaus unzugänglich war, so daß dem Eisen ein Alter von etwa 4900 Jahren zugeschrieben werden muß.

Offene Post.

Unser Verlag macht ein Anerbieten, welches vielseitige Beachtung finden sollte. Jeder neue Unterschreiber für 1888 erhält, so lange der Vorrath reicht, die Oktober-, November- und Dezember-Nummern des Jahrgangs 1887 in den Kauf, also 15 Hefte für den Preis eines Jahrgangs! Wir hoffen, daß sich Tausende dieses Anerbieten zu Nutze machen. Dasselbe bietet gute Gelegenheit zu sammeln, womit jetzt schon begonnen werden kann.

Für den neuen Jahrgang (1888) sind bereits umfassende Vorkehrungen getroffen, wodurch derselbe noch interessanter und werthvoller werden wird, als der gegenwärtige. Die Zahl unserer Mitarbeiter vermehrt sich beständig; die Auswahl der Gegenstände kann heute viel genauer und passender getroffen werden als früher, Vieljährige Erfahrung hat gelehrt, was für den Leserkreis das Interessanteste und Nützlichste ist; die Gelegenheit, feine Stahlstiche und gute, treffliche Holzschnitte zu bekommen, hat eher zu als abgenommen. Kurz—wir sind gegenwärtig besser im Stande als je, jedem Familienkreis eine unterhaltende, segensreiche, christliche Monatsschrift zu liefern.

Echo. Nichts ist ermunternder im Redaktionsleben, als wenn die Sachen, die gedruckt werden, Echos erzeugen, das heißt, wenn die Leute darüber schreiben und sprechen, und wenn auch nicht immer übereinstimmend.

Solche Echos beweisen, daß man nicht in die Luft

gestrichen hat, nicht blos professionsmäßig den Platz mit lendenlahmen Sachen ausfüllte, sondern solche Fragen behandelte, die in der Luft liegen, mit denen die Menschen sich beschäftigen und die deßhalb zeitgemäß sind.

Es ist uns in diesem Jahre die große Freude zu Theil geworden, sehr viele solcher Echos zu hören, nicht immer zustimmende, das ist wahr, aber es ist doch angenehmer, etwas über die Sachen zu hören, als wenn sie wie Seifenblasen in der Luft zerfließen und keinerlei Echo erwecken.

Sun Prairie, Wis. Ich fühle mich besonders gedrungen, Dir meinen Dank abzustatten für die Artikel im September-Heft des Haus und Herd. Der erste Artikel ist von allgemeiner Bedeutung und berührt eine Frage, die schon tausendmal durch viele Köpfe gegangen. Es wäre zu wünschen, daß er von Vielen gelesen würde, besonders von Pessimisten und Solchen, die es „gemüthlich" nehmen in der Kirche.

Der zweite Artikel hat besondern Werth für den Reiseprediger. Wie oft wird — sage der Knabe, aus der Schule gerissen, wenn er mitten im Kursus ist, und muß irgendwo wieder „anflicken" in einer andern Schule. Man hat schon oft geseufzt: Was wird's mit dem Unterricht unserer Kinder? Zumal es so oft an Mitteln mangelt, sie irgendwo hinzusenden in eine unserer Anstalten. Könnte etwas in der Richtung gethan werden, so würde mancher Seufzer verbannt und ein Theil der Last vom Herzen genommen sein. C. F. A.

Aus Cameron, Mo. Da Du, wie ich in Haus und Herd sehe, viel und oft angegangen wirst, die sogenannte neue Rechtschreibung einzuführen, so wird es Dir wohl nicht unlieb sein, wenn viele Deiner Leser Dich in Deinem Entschluß bestärken und unterstützen, nämlich zu warten, bis alle deutschen Lande darin einig sind. Es freut mich herzlich, daß Du noch so lange beim guten Alten bleiben willst, denn was sie jetzt die neue Rechtschreibung nennen, ist gar keine Rechtschreibung, sondern eher Schreibverwüstung. Da wird Lieb zu Lib, das ist gar nicht mehr lieb. Und der Dieb = Dib, ist nicht mehr länger ein Dieb. Wenn aber Jemand gar behauptet (wie einer im Apologeten), ihr würdet mit der neuen Schreibweise Unterschreiber gewinnen, so ist er sicherlich auf dem Holzweg, denn ich glaube, für jeden einen also Gewonnenen, würdet ihr Dutzende alte verlieren, denn die Liebe zu den Schriften ist nicht so groß, als der Widerwille gegen das Flachdeutsch. J. St.

Aus Winterthur, Schweiz. Der Bildersaal an der Hand der Lektion, ist ein gutes Mittel, den Kindern dieselbe ins Gedächtniß einzuprägen. Schon seit zehn Jahren suchte ich nach einem solchen. Vor etwa 8 Jahren ließ ich mir den Bildersaal zur Einsicht kommen, konnte mich aber nicht dafür erwärmen. Nun bin ich befriedigt, die Bilder sind großentheils sehr gut und erfüllen ihren Zweck.

Ich gedenke nächstes Frühjahr an der Sonntagschul-Convention vom Kanton Zürich über den Bildersaal Bericht zu erstatten, und hoffe für denselben weitere Abonnenten zu gewinnen. Haus und Herd besitze ich vom ersten Erscheinen an, die Schrift ist mir stets ein willkommener Gast.

Mit freundlichem Gruß

Rudolph Dändlicker.

Die langen Abende kommen schnell heran. Sorgt für gute Lektüre. Schafft Haus und Herd an. Zeigt es eurem Nachbar und veranlaßt auch ihn, seine Familie mit nützlichen, interessanten Zeitschriften zu versehen.

Das Anerbieten

für Haus und Herd-Unterschreiber (1887) wurde mit folgenden Brüdern gut gemacht:

I. 1—25 Mitglieder.

J. C. Marting, A. Körner, W. Völlner.

II. 26—50 Mitglieder.

F. Meyer, C. Stöcker, A. C. Gäbelein.

III. 51—100 Mitglieder.

H. M. Menger, J. Flad, A. Gerlach.

IV. 101—150 Mitglieder.

G. Abele, J. Ehrsam, H. C. Rodenberg.

V. 151—200 Mitglieder.

J. Bletsch, J. G. Schneider, J. J. Keller.

VI. 201—250 Mitglieder.

J. H. Horst, W. Keller, Geo. Addicks.

VII. 251 und mehr Mitglieder.

J. W. Röcker, W. Köneke, B. Lampert.

Zeitungs-Gesetze. Wir erlauben uns, Postmeister und Abonnenten auf folgende Zeitungsgesetze aufmerksam zu machen:

1. Postmeister sind gehalten, brieflich Anzeige zu machen, falls ein Abonnent seine Zeitung nicht von der Post abholt und die Gründe dafür anzugeben. Die Vernachlässigung einer solchen Anzeige macht den Postmeister für den Schaden des Herausgebers verantwortlich.

2. Jede Person, die eine Zeitung von der Post-Office abholt, ob dieselbe an sie adressirt ist oder nicht, ist für die Bezahlung derselben verantwortlich.

3. Wenn Jemand die Sistirung einer Zeitung anordnet, muß er sogleich etwaige Rückstände berichtigen, anderenfalls der Herausgeber mit der Zusendung der Zeitung fortfahren kann, bis Zahlung geleistet worden ist.

4. Wenn der Abonnent die Sistirung seiner Zeitung anordnet und der Herausgeber fortfährt, dieselbe zu expediren, ist der Abonnent gehalten, dieselbe zu bezahlen im Falle er sie aus der Post-Office abholt. Das Gesetz ist in dieser Hinsicht auf den Grundsatz basirt, daß ein Jeder, was er erhält, auch bezahlen muß.

5. Die Gerichte haben entschieden, daß die Weigerung, Zeitungen oder Zeitschriften aus dem Postamte abzuholen und sie ohne Nachfrage darin zu lassen, als prima facia Zeugniß beabsichtigten Betrugs anzusehen ist.

6. Wer drei Nummern einer Zeitung annimmt, wird als Abonnent betrachtet und hat für sechs Monate Zahlung zu leisten.

Angenommene Artikel: Was besitzen wir? — Wie Sophie die Mühle rettete.—Jesus allein.—Aus den Feldlazarethen des Rebellionskrieges.—Denkwürdige Träume.—Vorahnungen vom Christenthum im Heidenthum.—Beerdigungen in China. — Bernhard von Clairvaux. — Das Knabenalter Christi. — Der Mann mit den wunderbaren Büchern. — Weisheit aus dem Talmud.—Der amerikanische Danksagungstag.—Wesen und Beruf der christlichen Jungfrau.—Canada.—Tägliche Anfechtungen.


Landseer

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. November 1887. Elftes Heft.

Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

II.

„Mann, mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut Niemand was zu Lieb';
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gieb."

Kaspar Schreckfuß war ein reicher, ein sehr reicher Kauz. Er besaß Häuser und Felder, Verschreibungen und Gelder die Menge; sein Antheil an einer Bank in Philadelphia, wo er wohnte, war ein großer, und die Leute sagten, er wisse gar nicht, wie viel er habe, was jedoch zu bezweifeln ist, denn Jahr aus Jahr ein that er nichts als Zählen und Rechnen, und da sollte man doch meinen, er habe seinen Reichthum wohl schon hundert Mal gewogen.

Des Morgens stand er auf und zählte, und des Nachts träumte er vom Geld und von Zahlen. Sein Sprichwort lautete: „Spar in der Zeit, so hast's in der Noth," und der Gipfelpunkt seiner Kritik über die Zeitgenossen spitzte sich darin zu, daß er sagte, es sei heut zu Tage Niemand 'ökumenisch' (ökonomisch, sparsam sollte es heißen) und Jedermann außer ihm und seiner Babette sei ein Verschwender.

Diese Babette war ihres Zeichens die Haushälterin des Herrn Kaspar und ein Seitenstück zu ihm, wie Land aus Land ein kein zweites zu finden.

Ebenso alt wie Schreckfuß, gerade so hager und knöchern wie er, theilte sie mit ihrem Herrn die Hauptzierde der Menschheit — sie war 'ökumenisch.'

So lebten die beiden Alten in dem geräumigen Hause mit der schneeweißen Marmortreppe in gegenseitigem Verständniß. Die alte Magd hatte die Gesinnung ihres Herrn vollständig ererbt, und er hatte deßhalb seines Herzens Freude und Wonne an ihr. Nur in einem waren sie nicht einig: Sie wollten weder zusammen, noch wollte eines vor dem andern sterben, und doch konnte der Tod nicht mehr so fern sein, denn Beide standen hoch in den siebenziger Jahren.

Babette dachte: Wenn ich vorher sterbe, was wird dann aus all den Sachen, und Herr Schreckfuß meinte: wenn ich vorher sterbe, so muß der Babette etwas hinterlassen werden, und da sie alsdann nicht mehr unter Aufsicht ist, möchte sie auch nicht mehr 'ökumenisch' sein.

So verlängerten sich, wie die bösen Nachbarn sagten, die Beiden einander das Leben, weil sie in dem Sterbepunkt nicht einig waren. Sonst aber bestand, wie gesagt kein Zwiespalt der Natur zwischen ihnen. Im Sommer ließen sie sich weidlich von den Muskitos beißen, weil der Ankauf einiger Bettnetze himmelschreiende Verschwendung gewesen und im Winter saßen sie in dem halberwärmten Zimmer und übten sich in der Lichtzieherkunst, indem die spärlichen Fett- und Talgreste geschmolzen und kunstgerecht in Formen gegossen wurden, denn Herr Schreckfuß hatte längst das Gelübde gethan, trotz Gas, Petroleum und Elektrizität beim von den Vätern vererbten, selbstgemachten Talglicht zu bleiben.

Still war es immer in jenem großen Hause, so still, daß wer aufpaßte die magere Katze gehen hören konnte. Mensch und Thier huschten an der Thür vorbei; Freude kehrte nie über jene Schwelle, und selbst das Leid war ein Fremdling, denn die Menschenkinder im Hause waren so verknöchert, daß sie der Schmerz gar nicht mal anfassen konnte.

Früher war es anders gewesen. Einst waltete hier eine rüstige, fromme Hausfrau und vier

muntere Kinder, Knaben und Mädchen, belebten das jetzt so öde Haus. Aber der Tod hatte sie alle hinweggerafft. Die bösen Zungen sagten, der blauäugigen Frau sei das Herz gebrochen, ob dem unablässigen Gekeifer des Mannes, und Gott war gnädig, auch die Kindlein mit der Mutter zu vereinen.

So war Kaspar Schreckfuß schon viele Jahre Wittwer und dachte an nichts Anderes als recht 'ökumenisch' zu leben.

Ein kleiner Sonnenstrahl war ihm aus seinem Familienleben geblieben. Seine Frau war eifriges und gläubiges Mitglied einer orthodoxen Gemeinde gewesen und hatte nicht nachgelassen, bis auch Herr Kaspar in den Gemeindeverband eingetreten war. So gehörte er denn der christlichen Kirche an und hätte manche glückliche Stunde aus dieser Verbindung für sich gewinnen können, wäre er nicht in den Ketten des Mammons gefangen gelegen. So aber wurde ihm die Gemeinde nur Anlaß zum Schelten, und er war derselben ein Anstoß und Aergerniß.

Orgel, neuer Anstrich, Singchor, bequeme Sitze, schöne Kanzel—alles das hieß in seinen Augen die reine Verschwendung. Das junge Volk war ihm ein Gräuel mit seinem Jugendmuth, und er kam den jungen Leuten wie eine Vogelscheuche vor. Der Pastor hatte längst die Hoffnung aufgegeben, beim Herrn Kaspar etwas zu erreichen, und die Ermahnungen eingestellt. Und wenn dieser hie und da mit seinem abgetragenen grauen Rock zum Gottesdienst kam, da gingen die Kinder scheu aus dem Wege, die Alten guckten sich einander verständnißvoll an und Meister Schreckfuß saß während der Predigt unbeweglich da wie ein Opferstock. Nichts vermochte ihn zu rühren; mochte die Kirche baufällig sein, der Missionar in der Heidenwelt Noth leiden, die Schule Mittel brauchen, das Waisenhaus Unterstützung bedürfen—was ging ihn das an! „Wenn man 'ökumenisch' wäre," pflegte er zu sagen, „dann fiele die ewige Bettelei weg; meinetwegen — mich kriegen sie nicht."

Und sie kriegten ihn auch nicht. Einer jedoch hatte ihn und hielt ihn mit seinen Krallen fest —das ist der Geizteufel.

Drüben aber in dem Dörflein, wo der Schullehrer Heß das Scepter schwang und woher der Herr Kaspar stammte, hielt man ihn für einen der Glücklichsten der Erde. Das Gerücht von seinem ungeheuerlichen Reichthum war über das Meer bis zur Rheinebene gedrungen, und hatte aus jedem Tausend gleich eine Million fabricirt, so daß Alle, die im Dörflein auch nur im zwanzigsten Grad sich der Verwandtschaft mit Kaspar rühmen konnte, zu ihm als zu einem Goldonkel hinüber nach Philadelphia schauten, an welchem auch sie Antheil hätten. Die Erbschaft mußte geradezu kolossal werden, und es wurde gar manches Luftschloß auf den amerikanischen Goldonkel gebaut.

Der aber dachte — hat ihm schon!

Er war als Knabe mit seinen Eltern ausgewandert und hatte baldigst einen solchen Sinn für Besitz entwickelt, daß er alles Andere darüber vergaß und der Verwandten im fernen Vaterlande längst nicht mehr gedachte.

Dies war der Vetter, an den sich Christian von Baltimore aus wenden sollte. Hier in diesem düstern Hause, wo es einem fröstelte, wenn man nur in die Halle trat, sollte der Emigrantenjunge den Weg zum Glück finden, da sollte der Wegzeiger stehen zum goldigen Paradies. —

Wie wird doch Alles enden noch?
Wie wird sich Alles wenden doch?
— O frage nicht; es gibt die Zeit
Wer weiß, dir nur zu bald Bescheid.

Schon manches Sehnens bist du bar,
Das deiner Jugend theuer war,
Und jedes Jahr, das dir verstrich,
Betrog um eine Hoffnung dich.

Wie trügest noch mit festem Muth
Du dieses Lebens mißlich Gut,
Blieb nicht für jeden nächsten Tag
Der Ungewißheit Reiz dir wach.

O frage nicht, was werden wird;
Geh' deine Straße unbeirrt,
Und spende Dank dem Gottesgeist,
Daß du, was deiner harrt, nicht weißt.

(Fortsetzung folgt.)



Irrlehren und schwärmerische Richtungen unserer Zeit nach Anleitung von 1 Tim. 4, 1—3.

Editor.



Die angeführte Schriftstelle deutet an, daß wir es nicht mit allen in unserer Zeit umherschwärmenden „Ismen“ zu thun, sondern uns vornehmlich zu befassen haben mit den in unseren Tagen aus dem Schooße der Kirche hervorgehenden Irrlehren und schwärmerischen Richtungen.

Aus verschiedenen Stellen der paulinischen Briefe *) ist zu erkennen, daß schon die Apostel mit Irrlehren mancherlei Art zu kämpfen hatten, und die Schwärmer ihnen viel Mühe verursachten. Und zwar sind es zweierlei Verkehrtheiten, die innerhalb der Kirche von Anfang bis heute sich breit machten: 1. Die klügelnde, naturalistische Richtung, die das Christenthum nur mit dem Verstande zu erfassen bemüht ist. 2. Die kränkelnde, übertriebene Vergeistigung christlicher Lehre, wodurch allerlei Schwarmgeisterei entsteht.

Zur Verkehrtheit Nummer eins gehört die Gnosis der apostolischen Kirche, jene aus heidnischen, jüdischen und christlichen Bestandtheilen zusammengesetzte Weisheit, deren Hauptaufgabe es ist, den Menschen durch Vernunfterkenntniß zum Heil zu führen, und welche die Grundwahrheit der heiligen Schrift—„Gott geoffenbart im Fleisch“ — verleugnet. Zu dem unter Nummer zwei verzeichnetem Irrwahn sind unter anderm die von Manchen in der apostolischen Zeit gestellten Anforderungen zu rechnen, unehelich zu bleiben, Speise zu meiden, die mit Danksagung genossen werden kann, 2c.

Zwischen diesen beiden Klippen, dem alles mit der Hand betasten wollenden Materialismus, und dem ungesunden Spiritualismus wurde die Kirche Christi häufig, wie zwischen Scylla und Charybdis, im Laufe der Jahrhunderte hin- und hergeschleudert.

Ist nun die Zeitrichtung der Gegenwart auch keineswegs eine übertrieben spirituelle, sondern im Gegentheil eine bedauernswerth materialistische, so finden sich doch auch heute in der christlichen Kirche noch diese beiden Grundverkehrtheiten, denn ein Extrem erzeugt das andere. Und obwohl diese beiden Richtungen oft in einander laufen, weil jede zur Schwärmerei entstellte Grundwahrheit der heiligen Schrift zur Irrlehre wird, und die im vernünftelnden Irrwahn befangenen Menschenkinder oft recht phantasievolle Schwärmer sind, so halten wir der Uebersichtlichkeit wegen die beiden Hauptabtheilungen der Verirrung aus einander und reden zuerst von der naturalistisch vernünftelnden Verstandesrichtung, und sodann von schwärmerischen Uebertreibungen biblischer Grundwahrheiten, wobei wir nicht in's Weite schweifen, sondern im protestantisch - evangelischen Kirchenhause bleiben.

I.

Nach dem irrisal (so heißt das altdeutsche Wort für Irrthum, welches Wanderung ohne Steg- und Wegweiser bedeutet) der vernünftelnden, materialistischen Richtung uns umschauend, stoßen wir heut zu Tage auf einen hochtönenden aber widersinnigen Ausdruck —„die neue Theologie.“

Weil einige von Menschen verfaßte kirchliche Bekenntnisse der Uebereinstimmung mit Gottes ermangeln, und gewisse Theologen nicht mit dem übereinstimmen, was man gewöhnlich Rechtgläubigkeit heißt, glaubt eine Anzahl fähiger Männer, es sei die Nothwendigkeit vorhanden, das ganze theologische System umzuschaffen und dasselbe volksthümlichen Vorstellungen anzupassen.

Die Bewegung ging von dem calvinistischen Seminar in Andover aus, wo man allerdings eine Anpassung des Kirchenbekenntnisses an die Bibellehre wünschenswerth finden mag.

Zu einem einheitlichen System hat sich diese neue Theologie noch nicht entwickelt, und man muß die von ihren Anhängern aufgestellten Ansichten zusammensuchen, um die Ideen dieser neuen Offenbarung zu erkennen. Indem wir jedoch die Hauptsätze in Kürze markiren, muß man sich erinnern, daß durchaus nicht Alles, was unter dieser Flagge segelt, von den Professoren im Seminar zu Andover ausgegangen ist, denn um der so beliebten Sensation willen, haben manche Grünschnäbel die neue Theologie mit ihrem irrisal bereichert.

Der Grundgedanke dieser neuen Richtung ist die Verneinung. Der erste Satz der s. g. neuen Theologie heißt: Ich glaube nicht. Und zwar wendet sie diesen Satz gleich auf das Fundament, das Wort Gottes an, und sagt: Die Bibel enthält wohl göttliche Autorität; sie ist aber nicht dieselbe, und es gehört dem Glauben zu, festzusetzen, was in der Bibel Wort Gottes ist, und was nicht dazu gehört.*)

Wird durch diese Verkehrung der göttlichen Ordnung, daß der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Gotteswort kommt, der Willkür Thor und Thür geöffnet, so ist nicht zu verwundern, daß die neuen Theologen, wenn sie auch in Einzelheiten weit von einander abweichen, im Ganzen die Verneinung in allen Tonarten predigen.

Die Dreieinigkeit Gottes wird geläugnet; die Person Christi entweder ganz und gar mit der Menschheit in Reih' und Glied gestellt, oder doch so verklauselirt, daß von seinem göttlichen Wesen wenig mehr zu erkennen ist; die ewige Höllenstrafe besteht nicht mehr; der Reinigungsort, das Purgatorium, steht für Alle nach dem Tode weit offen; die göttliche Gerechtigkeit ist eine dem Ewigen angedichtete Härte. Die Lehre vom Versühnungstode Christi bedarf der Klärung und Verfeinerung, und die Auferstehung des Leibes wird so vergeistigt, daß nichts davon bleibt.

Werden diese und andere irrthümliche Lehren auch nicht alle von ein und demselben Anhänger der neuen Theologie festgehalten, so finden sie sich doch sämmtlich in dieser Richtung. Und mit einem Blick erkennend, daß wir es hier im letzten Grunde nicht bloß mit dem alten englischen Deismus, dem deutschen Rationalismus vulgaris und in einigen Schattirungen auch mit der überwundenen Vermittlungstheologie, sondern mit der alten Gnosis, Verstandeserkenntniß-Lehre, der apostolischen Zeit zu thun haben,

*) 2 Theff. 2, 2—7. 2 Tim. 4, 1—4. 1 Tim. 4, 7. Kol. 2, 21.

*) Prof. Stearns und Briggs im Review.

antworten wir auf die Anforderungen dieser s. g. neuen Richtung, daß sie aufgewärmter, uralter Kohl, längst aus dem Felde geschlagene Thorheiten sind, und überlassen diesen Irrwisch seinem Schicksal, Gott dafür dankend, daß im Ganzen die evangelische, deutsche Kanzel davon bewahrt blieb, und ihn bittend, er möge unser Land erlösen von diesem Uebel.

Eine andere Gattung, die ich auf der Bahn materialistischer Verstandesrichtuug finde, trägt einen Namen, der sie scheinbar einer andern Abtheilung zugesellt. Jedoch — auch nur scheinbar, denn der Spiritismus ist auch in seiner edelsten Gestalt nichts Anderes, als der Versuch, mittelst menschlicher Anstrengung und Vermittelung das Jenseits, das Gebiet ergründen, meistern und gleichsam mit den Händen betasten zu wollen, welches Gott der Herr aus weiser Absicht dem Sterblichen verschlossen hat, und ihm nur ausnahmsweise unmittelbare, persönliche Einblicke gönnt.

Als religiöses System ist der Spiritismus eine Mischung mannigfaltiger menschlicher Meinung, ausgestattet mit einigen Körnlein biblischer Wahrheit.

Die für Werbezwecke oder Gelderpressung veranstalteten spiritistischen Schaustellungen aber müssen zu Neunzehntheilen dem taschenspielerischen Mummenschanz zugetheilt werden, während Einzehntheil vielleicht Teufelei ist, so daß das Wort unseres Textes — „und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel; durch die so in Gleißnerei Lügenredner sind, und Brandmahle im Gewissen haben," unmittelbare Anwendung findet

Da der Spiritismus von Mitgliedern der evangelisch-protestantischen Kirche ausging; da derselbe namentlich unter Kirchengliedern seine Netze auswirft, und dieses Krebsgeschwür im Geheimen mehr um sich frißt als wir uns vorstellen, so gilt es auch dieser unheimlichen Erscheinung gegenüber auf dem Wachposten zu stehen.

Absehend von dem heidnisch-teuflischen Mormonismus wollen wir uns in Kürze noch mit einer Verirrung der materialistisch-vernünftelnden Richtung befassen, die uns näher angeht. Es ist die Sucht, die Kirche in alle mögliche politisch-bürgerliche Welthändel zu vermischen, und dieselbe mehr zu einer Weltmacht als zu einer himmlischen Kraft zu gestalten. Diese Sucht entspringt aus irriger, vernünftelnder Auffassung der Lehre vom Reiche Gottes auf Erden.

Da wir es in diesem Punkt mit dem lieben Bruder Jonathan zu thun haben, welcher ja unsere Freude und Wonne ist, so gilt es, fein säuberlich mit dem Knaben zu verfahren und vorsichtig einherzuschreiten, damit das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet wird.

Es sei deßhalb gleich von vornherein festgestellt, daß es, betreffs aller sittlichen Fragen, der Kirche unabweislich obliegt, lauten und deutlichen Ton zu geben, und Laien und Prediger dazu berufen sind, ihre Bürgerpflichten zu erfüllen.

So wie aber Luther als Kind seiner Zeit, und mißleitet von seiner Erziehung, einem großen Irrthum Ausdruck giebt, wenn er sagt: „Im weltlichen Regiment, da schwingt mein Kurfürst Georg das Schwert, und es geht uns kein nichts an;" so erzeugt die Freiheit unseres Landes die entgegengesetzte Verkehrtheit, die Kirche zum Tummelplatz sehr vieler bürgerlichen Fehden zu machen, und den Irrwahn, daß durch äußerliche Staatsmaschinerie dem Reiche Gottes auf Erden zum Siege zu helfen sei. Das heißt, man ist vielfach auf den wahrhaft materialistischen Abweg gerathen, allzu viel Zeit und Kraft auf die Richtigstellung bürgerlicher Einrichtungen zu verwenden, anstatt fortwährend den Hauptnachdruck auf die Wirksamkeit von Innen nach Außen, auf die Bekehrung der Welt zu legen.

Wohl wissend, daß es in unserem Lande, wo Jedermann ein geborener Regent ist, schwer fällt, den rechten Mittelweg zu finden, und klar erkennend, daß gute Gesetze und Verordnungen zum Gedeihen der Kirche nothwendig sind, muß doch das Bestreben, geistliche und weltliche Sachen immer und überall zu vermengen, und auf dem politischen Felde viele Lorbeerkränze für's Reich Gottes sammeln zu wollen, als die krankhafte Erscheinung vernünftelnder Auffassung bezeichnet werden.

Denn unser Meister sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden; es ist inwendig in euch. Von diesem Reich Gottes soll gepredigt werden über die ganze Welt, und dafür sollt ihr beten: Dein Reich komme."

In diesem Sinne faßten die Apostel den ihnen gegebenen Auftrag auf. Sie stürzten sich zunächst nicht auf die römischen Gesetze und Verordnungen; da wären sie schön angekommen! sondern führten eine Seele um die andere zum Heiland, und sobald eine bedeutende Schaar zum Kreuz gekommen, fiel die große Roma in den Staub. In diesem Sinne ruft der große Wesley der Kirche zu: „Seelen zu retten ist dein Beruf." Und in diesem Sinne schreibt der unermüdliche Asbury in sein Tagebuch: „Wenn einmal Millionen Herzen neu und heilig geworden, so werden wir auch neue und bessere Zustände haben."

II.

Werfen wir nun noch einen Blick auf schwärmerische Uebertreibungen biblischer Grundwahrheiten, so sei gleich anfänglich gesagt, daß nicht alles Schwärmerei ist, was in der Welt dafür verschrieen wird. Selbst den gewaltigen Denker Paulus nennt Festus einen Schwärmer, indem er sagt, der Apostel sei von Sinnen. Und zu dem Landpfleger gesellt sich selbst die christliche Gemeinde in Korinth, welcher der Apostel schreibt: „Bin ich von Sinnen, so ist's für Gott." (2 Kor. 5, 13).

Das Eigenschaftswort schwärmerisch ist von Schwarm abgeleitet, womit man eine schwirrende, durcheinander wimmelnde Schaar bezeichnet. Schwärmerei ist also diejenige Abirrung des Geistes, in welcher der Mensch ohne festen Grund zu haben entweder unstätig nach verschiedenen Richtungen dahinflattert, oder, ohne Boden unter sich zu haben, schwankend einem Ideal zustrebt. Denn die Schwärmerei hat immer etwas Ideales. Darin liegt ihre Kraft, denn sie ist dadurch verwandt mit den schönsten und höchsten geistigen Mächten; aber auch ihre Schwäche, denn, ihrem Ideale zuflatternd, verläßt sie das Fundament gesunden Denkens. Die Schwärmerei ist immer subjektiv und betrachtet die ganze Welt durch den Schleier ihrer Subjektivität, welcher entweder rosenroth oder schwarz sein mag. Solche Betrachtungsweise muß Einseitigkeit erzeugen, denn der Schwärmer achtet in seiner subjektiven Ueberschwänglichkeit nicht auf die spröde und zähe Macht der wirklichen Welt; „und anders wohl, als sonst in Menschenköpfen, malt sich in solchem Kopf die Welt," wodurch er oft zum wilden Fanatiker wird.

An schwärmerischen Richtungen und Uebertreibungen biblischer Grundwahrheiten fehlt es auch unserem

sonst so materialistisch-vernünftelnden Zeitalter nicht.

Es ist zum Beispiel ja gewißlich wahr, daß Gott Gebete erhört, und heute noch wunderbare Dinge wirkt nach seinem Willen und Wohlgefallen.

Wenn aber Menschenkinder sich einbilden, ziemlich jede Krankheit mir nichts dir nichts hinwegbeten zu können; wenn behauptet wird, daß der Nichterfolg sogenannter Gebetsheilung dem Unglauben, Zweifel und Kleinglauben zuzuschreiben sei, und Kranke sich weigern, Arzenei einzunehmen, so ist solches Gebahren ein schwärmerisches Hinwegflattern von feststehenden Grundwahrheiten heiliger Schrift, wodurch schon viel Verwirrung und in manchen Fällen Abfall und Unglück entstand. Luther und Wesley sagen uns ganz bestimmt, daß sie die Gabe der Wunderheilung nicht besitzen, und es waren doch große Glaubenshelden. Ich weiß von keinem bedeutenden Mann der evangelisch-protestantischen Kirche, welcher solche Gabe mir nichts dir nichts in Anspruch genommen hätte.

Wird jedoch diese s. g. Gebetsheilung zum Handwerk, und benützt man dieselbe zur schlauen Gelderpressung, so werden wir dadurch an die erinnert, so in Heuchelei Lügenredner sind und Brandmahle in ihrem Gewissen haben.

Wiederum stehet es auf Grundlage des Wortes Gottes fest, daß die Liebe jeden wahren Christen drängen sollte, durch Beispiel und Wort, und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für die Enthaltsamkeitssache unverbrüchlich einzustehen.

Wird aber behauptet, wie es mir in meiner Redaktionserfahrung von Seiten deutscher Christen schon vorgekommen, daß Thee und Kaffee ebenfalls gefährliche Nervenreizmittel seien, deren Genuß am Ende zu Stärkerem führe, weßhalb man sich an's Wasser zu halten habe; oder wird festgestellt, daß man selbst in äußerster Nothwendigkeit um des Magens willen kein Tröpflein Wein trinken dürfe, es sei denn von einem Doktor verschrieben; oder wenn Neulinge in der Sprachlehre sich anmaßen zu sagen, daß, so oft die Bibel von erlaubtem Weingenuß rede, sei unumstößlich nur ungegohrener Traubensaft gemeint; oder wenn man erklärt, falls der Herr Jesu gegohrenen Wein beim Hochzeitsfest in Galiläa getrunken hätte, seine Gottheit zu bezweifeln wäre: so gehören solche Uebertreibungen theilweise zu *der* Richtung, welche die von Gott geschaffene Speise verbietet, theilweise grenzen sie an Gotteslästerung.

Dergleichen Schwärmereien haben der großen, so unumgänglich nothwendigen Temperenzreform schon unendlich mehr geschadet, als sie je Nutzen schaffen können.

Auch betreffs der tröstlichen und herrlichen Lehre von der Reinheit des Herzens, der völligen Liebe und dem vollkommenen Mannesalter in Christo Jesu sind schwärmerische Ausartungen zu verzeichnen.

Es ist ja ewig wahr, daß sich die in der Wiedergeburt begonnene Heiligung in völliger Heiligung des Herzens und Lebens gipfeln soll und kann, und daß, so wir im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist (dieser Zusammenhang ist wohl zu beachten), das Blut Jesu Christi seines Sohnes uns rein macht von aller Sünde.

Unrichtig und schwärmerisch aber ist es, wenn deßwegen das Gnadenwerk der Wiedergeburt verkleinert wird, weil manche Bekenner nicht zum biblischen Maßstab hinanreichen. Ebensowohl könnte man auch die Lehre von der völligen Heiligung verkleinern, sintemal es offenbar ist, daß manche Bekenner derselben weit zu kurz kommen. Unrichtig und schwärmerisch ist ferner die Behauptung, daß man in der völligen Heiligung wohl positiv wachsen, aber negativ nicht reiner werden könne, oder daß zwischen derselben und der Wiedergeburt eine wirkliche scharfbegrenzte *Wesens*verschiedenheit stattfinde, während doch alle Kinder Gottes aus göttlichem Samen gezeuget sind, und der Unterschied nur in der Herzens- und Lebens-*erfahrung* sich kennzeichnet.

Thun sich aber, wie dies schon oft der Fall gewesen, s. g. Geheiligte in separistischen, der Kirche feindselig gesinnten Conventikeln zusammen, so ist dies eine schwärmerische Richtung, die öfters in gleißnerischer Lügenrednerei gipfelte und in unnennbare Tollheiten und Unsauberkeiten ausartete.

Schon der große Wesley hatte mit solchen Separatisten zu kämpfen, und einer derselben, Maxwell, nennt den Verfasser der christlichen Vollkommenheit einen rationalistischen Vernunftmenschen.

Wir könnten noch von anderen schwärmerischen Richtungen unserer Zeit — z. B. von der mit der Offenbarung getriebenen Schwarmgeisterei, von dem Buchstäblichkeitssinn des rohen Chialismus, von den Seelenschläfern 2c. reden.

Da es jedoch rein unmöglich ist, allen Schwärmern auch nur auf einen Augenblick zu folgen, so stellen wir die Rundschau ein und betonen schließlich, daß es gegen das Irrsal der Menschenvernunft sowohl als gegen unklare verschwommene Schwärmereien kein besseres Schwert gibt als das Wort Gottes in *seiner Gesammtheit*. Ich betone die letzten Worte, weil aus dem Gesammt-Zusammenhang herausgerissene Schriftstellen sehr leicht zur scheinbaren Schutzwehr der Irrlehre und Schwärmerei werden können.

Aber *in seinem Zusammenhang ist das Wort* als solches ein sicheres Mittel, die Geister zu prüfen, ob sie von Gott sind. Sind wir in diesem Gotteswort gegründet, so werden wir den materialistisch-vernünftelnden Irrlehren gegenüber immer wissen, wie oder was zu antworten. Der Schwarmgeisterei gegenüber aber werden wir uns das Ziel nicht verrücken lassen „von Jemanden, der nach eigener Wahl einhergeht in Demuth und Geistlichkeit der Engel, deß er nie keins gesehen hat, und ohne Sache aufgeblasen ist, und hält sich nicht an dem Haupte, aus welchem der ganze Leib durch Gelenke und Fugen Handreichung empfängt, und an einander sich hält und also wächst zur göttlichen Größe" (Kol. 2, 18 ff.).

Canada.

Für Haus und Herd von John W. Huber.

Canada ist eine Verbindung britischer Provinzen im Norden Amerikas, und schließt in sich fast sämmtliche Besitzungen Großbritanniens auf dem westlichen Festland. Es erstreckt sich von den Ver. Staaten nördlich bis zum Eismeer, und von Ost nach West von Meer zu Meer. Sein Gebiet ist fast so groß wie ganz Europa, und soll einen Flächeninhalt von ungefähr so vielen oder noch mehr Quadratmeilen als die Ver. Staaten haben.

Das Land zählt sieben organisirte Provinzen, nämlich Ontario und Quebek, welche zusammen das alte Canada bildeten, Neuschottland, Neubraunschweig, Prinz Eduard Insel, Britisch

Columbia und Manitoba. Das ungeheure Gebiet nördlich von diesen wird das Nordwest Territorium genannt, und umfaßt alle britischen Besitzungen in Nordamerika, außerhalb der organisirten Provinzen Canada's und der Insel Neufundland.

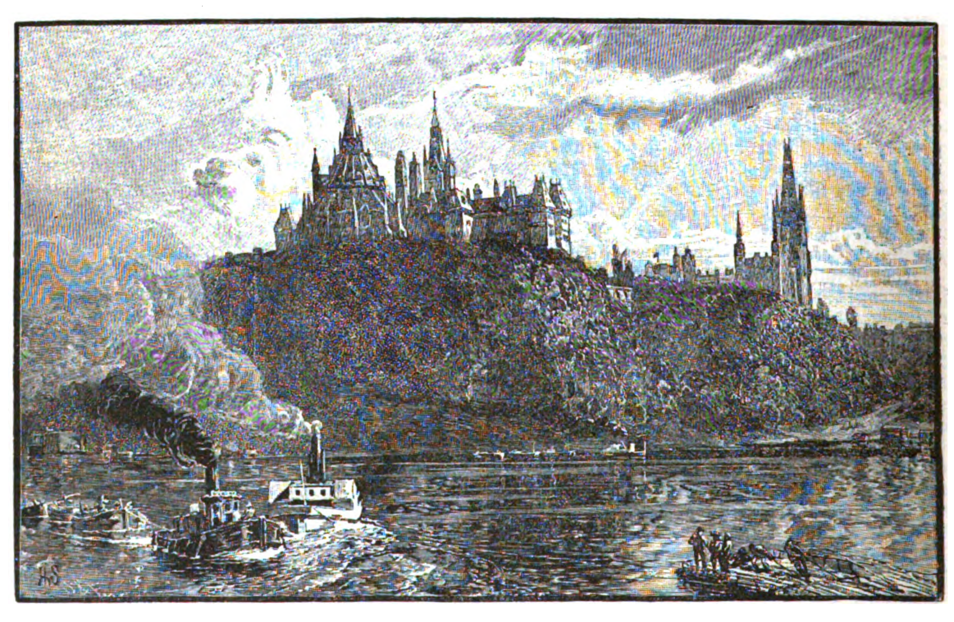
Obgleich von derselben Größe wie die Ver. Staaten, so hat Canada doch nur etwa den zwölften Theil der Bevölkerung unseres Landes. Die Masse des Volkes wohnt in den Provinzen Ontario und Quebek.

Die Bevölkerung besteht meistens aus Franzosen, Irländern, Engländern, Schotten, Deutschen und ihren Nachkommen. Es leben in Canada mehr Leute französischer Herkunft, als irgend eines anderen Volkes.

aus. Die Zahl derselben ist so groß, daß ein Reisender meinte, es käme wenigstens ein See auf jede einzelne Person im ganzen Reich.

Der St. Lorenz Fluß bildet den großen natürlichen Ein- und Ausgang des Landes. Dieser herrliche Strom ist für Seeschiffe fahrbar bis Montreal, eine Strecke von 600 Meilen. Oberhalb dieser Stadt sind die bekannten Stromschnellen des St. Lorenz.

Canada hat keine solche Mannigfaltigkeit des Klimas wie manche Länder von weit geringerem Umfang. Die Provinzen östlich von den Felsgebirgen haben lange, strenge Winter, mit viel Schnee; und kurze, warme Sommer. Britisch-Columbia erfreut sich eines milderen Klimas. Der ganze Norden des Landes aber, ist der



Parlaments-Gebäude, Ottawa.

großen Kälte wegen für den Ackerbau werthlos, und wird wohl für immer das Paradies der Jäger und der Bären bleiben.

In Manitoba, Britisch-Columbia, und dem Nordwest-Territorium giebt es viele Indianer, und im Norden Eskimos. In kirchlich-religiöser Beziehung ist Canada überwiegend protestantisch, mit Ausnahme der Provinz Quebek, welche zuerst von Franzosen angesiedelt wurde, und daher vorherrschend katholisch ist.

Alle größeren Denominationen sind vertreten, und entfalten eine rege und segensreiche Thätigkeit. Die Methodisten zählen mit zu den stärksten, beides an Zahl und Einfluß. Die Gebirge des Landes sind die Felsengebirge; die Laurentiner Gebirgskette, mit ihrer Fortsetzung bis hinauf zum Polarmeer; im Nordwesten dehnen sich die ungeheueren Frischwasser-Seen

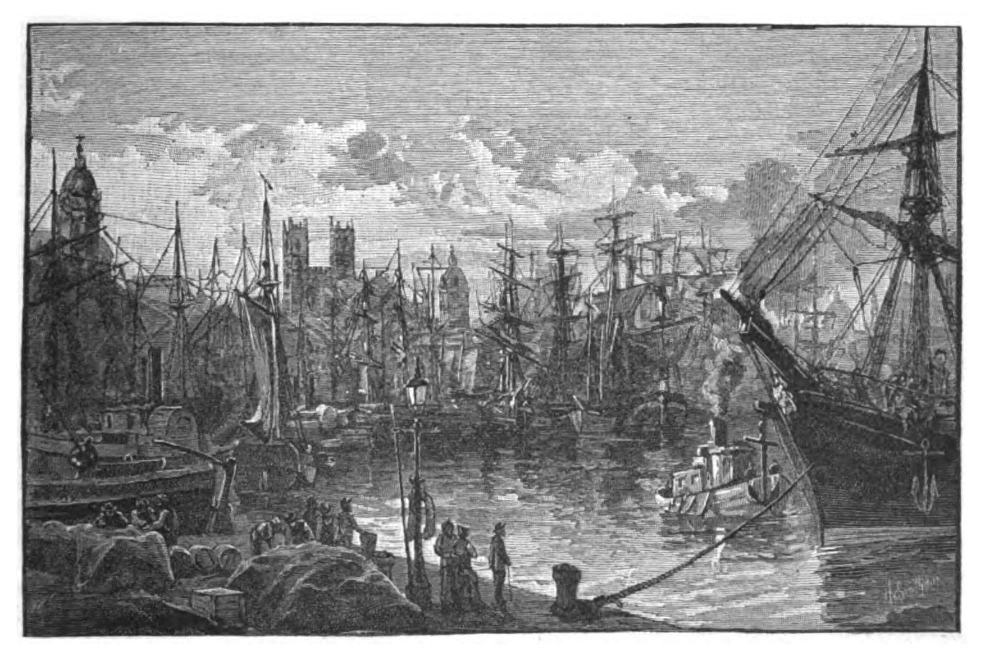
Die Vertheilung der großen und vielen Seen rettet das Land von den Uebeln der Dürre und der Unfruchtbarkeit. Nur ein geringer Bruchtheil des großen Gebiets ist wegen Wassermangels für den Landbau ungeeignet. Das St. Lorenzthal ist eine Gegend von ungeheueren Wäldern zapfentragender und anderer Bäume. Was immer nun die Wirkung derselben sein mag, den Wolken ihren Regen zu entlocken, gewiß ist, sie verhindern die Ausdünstung; behalten also die Feuchtigkeit im Boden, und versorgen die Ströme und Quellen beständig mit

Wasser. — Britisch-Columbia ist mit prächtigen Fichten-Wäldern bedeckt, und im Nordwest-Territorium soll die größte und beste Gegend zum Weizenbau sein, die es in der ganzen Welt giebt. Dieselbe ist eine Ebene über 800 Meilen lang und 600 Meilen breit.

Die Vereinigung der verschiedenen Provinzen unter einer Verfassung geschah auf deren ausdrückliches Verlangen, durch einen Akt des englischen Parlaments, welchen die Königin am 29. März 1867 genehmigte.

Die canadische Regierung ist in manchen Stücken eine Nachbildung derjenigen der Ver. Staaten, in anderen aber ist sie derselben völlig unähnlich. Als ein Bestandtheil des britischen Weltreichs, ruht die höchste Gewalt in den Händen der Königin von England, und der General-Gouverneur, der einzige von der englischen Regierung ernannte Beamte in Canada, führt die Regierung in ihrem Namen. Der Gouverneur wird von einem Geheimen Rath oder Cabinet unterstützt, das aus 13 Parlaments-Mitgliedern der herrschenden politischen Partei im Lande gebildet, und von ihm selbst mit Zustimmung des Hauses der Gemeinen ernannt wird. Die gesetzgebende Gewalt ist einem Parlament übergeben, in Verbindung mit dem Gouverneur, dessen Zustimmung zu allen Gesetzen im Namen der Königin gegeben wird. Das Parlament zerfällt in den Senat und das Haus der Gemeinen. Die Senatoren werden vom Gouverneur ernannt auf die Empfehlung seines Cabinets, und zwar auf Lebenszeit. Dieselben müssen Unterthanen der Königin, eine gewisse Summe in liegenden und beweglichen Gütern werth sein, und das dreißigste Lebensjahr erreicht haben. Die Gemeinen werden durch Volksabstimmung gewählt. Das Parlament wird vom Gouverneur zusammenberufen, so oft er es für nothwendig erachtet. Dasselbe hat sich mit allen allgemeinen Angelegenheiten des Volkes und des Landes zu befassen. Es ordnet das Handelswesen, die Schifffahrt, das Bankwesen und Alles, was dazu gehört.

Für Lokal- und Privat-Angelegenheiten und Verhältnisse besitzt jede Provinz ihr eigenes Parlament, und ihren eigenen Gouverneur. Auch ist das Erziehungswesen Sache der verschiedenen Provinzen, während die Religion dem Gewissen des Einzelnen überlassen ist.



Werft zu Montreal im Juni.

Die Ernennung der Gouverneure und Richter der Provinzen, sowohl als der Richter des obersten Landesgerichts, liegt in den Händen der Central-Regierung. Dieselbe hat auch ausschließliche Gewalt über das Heer. Die Provinzen als solche haben keine Miliz.

Montreal ist die größte Stadt in Canada und die Handels-Metropole des Landes. Sie liegt auf der Südseite einer dreieckigen Insel gleichen Namens, und zählt über 100,000 Einwohner.

Von diesen sind zwei Drittel französischer Abstammung und etwa drei Viertel Katholiken. Ihren Namen erhielt sie von einem 750 Fuß hohen Berge, Mont Réal (Königlicher Berg) genannt. Sie ist größtentheils aus Kalkstein gebaut, und mit ihren schönen Thürmen, ihren glänzenden zinnernen Dächern, und den malerischen Landhäusern auf ihrem erhabenen Hintergrund, bietet sie dem Auge einen reizenden Anblick dar.

Montreal ist reich an Gegensätzen. Nirgends sonst in Amerika findet man die Vergangenheit und die Gegenwart so nahe beisammen. Am Fluß, in der Nähe des Bonsecours Marktes, redet Alles von dem Leben und Treiben des 19. Jahrhunderts. Von dort aus sieht man die Victoria-Brücke, eines der größten Denkmäler der neuen Brückenbaukunst, und der weit ausgedehnten Werfte entlang, ein Dampfschiff nach dem andern, so weit das Auge reicht. Geht man aber die Gasse hinauf, welche zu der seltsamen, rostfarbigen Bonsecours Kirche (Kirche der gnädigen Hülfe) hinführt, so ist man in das 17. Jahrhundert zurück versetzt. Hier trägt Alles das Gepräge der alten Zeiten. Ein kleines Standbild der heiligen Jungfrau auf dem Dach bezeichnet die Kirche. Hier sieht man die Landleute, vom Markte kommend, ihre Körbe vor die Thüre hinsetzen und hineingehen, um ihre Andachten zu verrichten. Hierher kommen die Matrosen, die eine lange Seereise glücklich vollendet haben, um der Mutter Gottes ein Opfer zu bringen für die gnädige Hülfe, die sie ihnen, wie sie glauben, in der Zeit der Gefahr geleistet hat. Wer das Innere der Kirche betrachtet, könnte glauben, er sei in einer uralten Stadt Europas, wo die Pfarrkirche noch nicht durch allerlei Verbesserungen entheiligt worden ist. Das Gebäude selbst, sammt Allem in und um dasselbe, der Altar, und die einfache, alterthümliche Kanzel, sind viel interessanter als die Notre Dame mit ihrer glänzenden Pracht.

Markt im Freien, Montreal.

Die französische Sprache wird in diesem Stadttheil allgemein gesprochen, und der Engländer wird heute noch als Ausländer und Eindringling angesehen.

Die Notre Dame Kirche im Waffenplatz ist ein gothischer Bau, 241 Fuß lang, 135 Fuß breit, und hat Sitzraum für etwa 12,000 Personen. In einem ihrer sechs Thürme befindet sich eine Glocke, deren Gewicht über 20,000 Pfund beträgt.

Hinter dem prachtvollen Gerichtsgebäude liegt das Marsfeld, ein vortrefflicher Paradeplatz. Das alte Regierungsgebäude und des Seehelden Nelson Denkmal sind Gegenstände von Interesse.

Der westliche Theil Montreals ist eine ganz andere Stadt. Hier wohnen die englischen und schottischen Kaufleute in großartigen Palästen, und vom 17. Jahrhundert ist Nichts zu sehen.

Aber in welchem Stadttheil man sich auch befindet, nirgends ist es möglich zu vergessen, daß man in einer römisch-katholischen Stadt ist.

Hier sieht man eine Gruppe aus dem Seminar, oder eine Prozession christlicher Brüder; dort eine Klasse von Mädchen aus der Schule unter der Aufsicht von Nonnen, und Kirchen, Klöster, Spitäler und Schulen, welche laut davon zeugen, daß Rom die Stadt als ihr Eigenthum in Beschlag genommen hat. Es ist deßhalb auch kein Wunder, daß die Masse des Volkes sehr unwissend und abergläubisch ist.

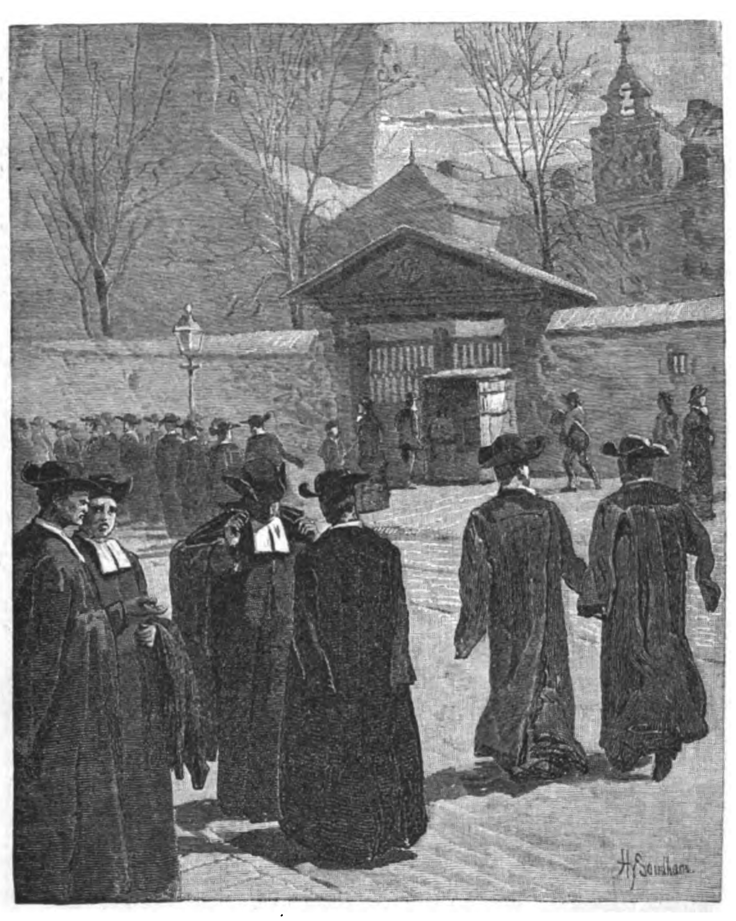
Das Klima Montreals ist großen Extremen unterworfen. Im Winter ist die Stadt in Schnee und Eis gehüllt. Der Fluß ist zugefroren, die Geschäfte ruhen, und der Verkehr stockt. Im April fängt es an zu thauen. Es lösen sich die eisigen Bande, die Alles festhielten, und bald herrscht Leben überall. Montreal hat einen ausgezeichneten Hafen, und Seeschiffe von 3500 Tonnengehalt können in denselben einlaufen.

Ottawa ist die Hauptstadt des canadischen Bundes und Residenz des General-Gouverneurs. Die Landschaft in der nächsten Umgebung ist malerisch und großartig. Die Straßen sind breit und regelmäßig. Die Regierungsgebäude sind das Sehenswürdigste. Dieselben bilden drei Seiten eines Vierecks auf einer Anhöhe, 150 Fuß über dem Ottawa, und kosteten nahezu vier Millionen Dollars. Sie sind in italienisch-gothischen Styl aus Sandstein aufgeführt, und gehören mit zu dem Großartigsten, daß die Baukunst in Amerika aufzuweisen hat. Der Eckstein wurde 1860 gelegt, und zwar vom englischen Kronprinzen.

Ottawa ist die Haupt-Niederlage für den Holzhandel auf dem Ottawa und dessen Nebenflüssen. Das Ottawathal ist reich an Nutzholz, hauptsächlich an weißen und rothen Fichten. Die Stadt wurde im Jahre 1858 von der Königin zum Sitz der canadischen Regierung bestimmt, und zählt etwa 30,000 Einwohner.

Toronto ist die zweitgrößte Stadt in Canada und Hauptstadt der Provinz Ontario. Sie beansprucht, der Mittelpunkt der Bildung zu sein, und rühmt sich seiner ausgezeichneten Schulen.

Quebek, das „Gibraltar Amerikas,“ ist eine befestigte Stadt und Hauptstadt der Provinz Quebek. Die Einwohner sind meist französischer Abkunft und Katholiken. Sie hat viele prachtvolle Häuser und öffentliche Gebäude. Das Zollamt am Stromesufer ist ein imposanter dorischer Bau mit einem Dom.



Christliche Brüder vor dem Seminar des heil. Sulpicius.

Nach Montreal ist Quebek der wichtigste Mittelpunkt des Seehandels in Canada, und einer der größten Holzmärkte auf dem amerikanischen Festland. Seine Lage soll die herrlichste in ganz Amerika sein. Hinter der Stadt liegt die sogenannte „Ebene Abrahams,“ wo der edle General Wolfe die Franzosen unter Montcolm besiegte, am 13. September 1759, und wo beide tapferen Führer ihren Tod fanden.

In Kingston hat die Regierung eine Schule

zur Heranbildung von Armee-Offizieren, nach dem Muster der Ver. Staaten Militärschule zu West Point.

Die Bevölkerung Canadas beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Landbau. In Ontario, Quebek, und Neubraunschweig wird der Holzhandel im Großen betrieben; und in Neuschottland und Prinz Eduard Insel der Fischfang. Auch werden viele Schiffe gebaut, und Handel geführt mit dem Ausland, namentlich mit England, den Ver. Staaten und Westindien.



Eine Straße im Winter, Montreal.

Das Nordwest-Territorium steht unter der Botmäßigkeit des Gouverneurs von Manitoba. Seine Bewohner sind nur gering an Zahl, und beschäftigen sich vornehmlich mit Jagen und Wildfang.

Gewisse Gegenden Canadas sind reich an Gold, Kupfer, Eisen und anderem Erz.

Ontario ist reichlich versehen mit Eisenbahnen. Besonders wichtig für das ganze Land war der Bau der Canada Pacific Eisenbahn, die eine Länge von 3,064 Meilen hat, und das Land von Quebek bis zum Stillen Meer durchzieht.

Die Canadier sind ein gesundes, kräftiges Volk, was sie zum großen Theil ihrer Beschäftigung und dem Klima zu verdanken haben. Die völlige Unabhängigkeit Canadas von England, und auch seine Vereinigung mit den Ver. Staaten sind schon oft Gegenstände der Besprechung unter den Politikern gewesen. Doch ist keine Aussicht vorhanden, daß weder das Eine noch das Andere in Bälde verwirklicht werde. Die Canadier wissen, daß sie gegenwärtig Angehörige eines der mächtigsten Reiche der Erde sind, und sind stolz darauf, daß sie an Englands Ruhm und Macht Antheil haben, und seinen Schutz genießen. Unabhängigkeit würde ihnen keine besonders wünschenswerthen Vortheile bringen. Was die Vereinigung mit unserer Republik betrifft, so sind die Canadier dem monarchischen Prinzip zu sehr ergeben, als daß sie ohne Weiteres unsere Regierungsform annehmen würden.

Auf der anderen Seite aber behaupten sie, in Vielen republikanischer zu sein als wir es sind. Canada hat kein stehendes Heer. Auch giebt es dort keine bevorzugte Klasse oder Aristokratie, die über dem Volke steht. Zwar verleiht die Königin verdienstvollen Männern Titel und Orden, aber doch sind es nur Gelehrsamkeit, Verdienst und Reichthum, welche Achtung und Einfluß verschaffen, ähnlich wie bei uns.

Lord Landsdowne ist der gegenwärtige General-Gouverneur des Landes.

Erinnerungen aus den Feldlazarethen des Rebellionskrieges.

(Nach den Papieren einer freiwilligen Krankenpflegerin.)

I.

Der Kanonendonner von Fort Sumter her ließ sein Echo durch das ganze Land hören. Auch dem Ungläubigsten wurde es in diesen Tagen zur Gewißheit, daß die Nation für ihre Existenz werde kämpfen müssen. Tausende eilten zu den Waffen, um im heiligen Patriotismus ihr Leben zur Rettung des Vaterlandes zu wagen. Städte, Dörfer, das ganze Land, legten als erstes Opfer ihre jungen Männer, die Blüthe und den Stolz der Nation, auf den Altar.

Das Erste, was unser stilles Thal von den Vorbereitungen zum Kriege sah, war die Bildung einer Compagnie Soldaten mit Oberst Hartkranft, der es bis zum Generalmajor brachte, an ihrer Spitze. Wir sahen sie im Schatten unserer Bäume mit aufgehobener Hand Gehorsam und Treue geloben, und die Liste dieser Helden zeigt, daß Manche aus ihnen ihren Schwur mit ihrem Herzblute besiegelten. Sie kamen unter das Commando Burnside's und wo immer dieser General seine Schaaren führte, da waren sie dabei und erfüllten auf manchem blutigen Schlachtfelde standhaft und treu ihre Pflicht.

Als die Soldaten von uns weg gezogen waren, da tauchte in jedem Herzen der sehnsüchtige Wunsch auf, in Etwas die Leiden und Entbehrungen unserer Vertheidiger, die ja unsere Väter, Brüder und Söhne waren, lindern zu können, besonders wenn sie krank oder verwundet darnieder lägen. Was jede Familie erst für ihre eigenen Freunde und Verwandte unternahm, wurde bald allgemein und man vereinigte sich zu „Hülfs-Gesellschaften für unsere Soldaten im Felde." Auch ich arbeitete mit den patriotischen Frauen des Landes. Denn wer konnte in dieser tiefbewegten Zeit müssig sein?

Und war nicht angestrengte Thätigkeit das beste Heilmittel gegen die Angst der Seele, mit welcher täglich Tausende auf Nachrichten vom Kriegsschauplatze warteten?

Endlich fand die Schlacht bei Antietam statt und damit wurden die Schrecken und Leiden des Krieges uns so nahe gebracht, wie wir sie nie zuvor gefühlt hatten, denn das Schlachtfeld lag von unserer lieblichen pennsylvanischen Heimath nicht sehr weit entfernt. Sechs Frauen aus unserer Mitte erboten sich, für einige Wochen hinzugehen und die Verwundeten pflegen zu helfen. Auch ich wurde aufgefordert, mich ihnen anzuschließen, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Der Gedanke an die Wunden und das Blut der Männer war mir so schrecklich, daß ich glaubte, mich nie damit befassen zu können.

Bald hernach kehrte mein Gatte von einem Besuche des Schlachtfeldes zurück und erzählte in tiefer Erschütterung von den Leiden der Verwundeten, wie sie aus Mangel an Obdach, Nahrung und Pflege beinahe zu Grunde gingen und in Straßengräben, Scheunen und Ställen herum lägen. Jetzt konnte ich nicht länger zögern, sondern begab mich sofort an die Arbeit, Nahrungsmittel, Medizin, Kleider, Delikatessen u. dgl. zu sammeln. Durch die Güte unserer Freunde und Nachbaren gelang es uns, einen werthvollen Vorrath zusammen zu bringen, dazu hatten wir noch das Glück, mit demselben beinahe ohne Aufenthalt bis auf das Schlachtfeld zu gelangen, und wie willkommen kam derselbe! Aber was mußte auch mein Auge erblicken! Der Name Antietam wird für immer in meinem Gemüthe mit Schreckensszenen verbunden sein!

Als ich zum ersten Male durch eines der Lazarethe ging, da erfüllte mit einem Male die Gewißheit mein Herz: „Das ist die Arbeit, die dir Gott in diesem Kriege angewiesen hat; Du sollst für diese Verwundeten sorgen, gerade wie es ihre Gattinnen, Mütter und Schwestern thun würden, wenn sie hier sein könnten." Und ich weiß es gewiß, aus reiner Liebe zu meinem Vaterlande und zu meinem Nächsten machte ich vor meinem Gott das Gelübde, dieser Arbeit nun meine ganze Zeit und Kraft zu widmen. Aber ach! die Ausführung dieses Gelübdes war nicht so leicht. So viel war erst noch zu lernen und es schien mir noch lange Zeit zu nehmen, bis ich von wirklichem Nutzen sein könnte. Und das Schwerste war, den strömenden Thränen und fast erstickendem Schluchzen Einhalt zu gebieten, und inmitten aller Schrecknisse, die sich täglich ereigneten, Ruhe und Gleichmuth zu bewahren.

Wir fanden unsere tapferen, verwundeten Krieger noch immer über das ganze, hart bestrittene Schlachtfeld zerstreut. Zwar zu dieser Zeit, 6. Oktober 1862, waren Alle unter irgend einem Obdach. Aber noch mangelte es sehr an geeigneten Nahrungsmitteln und ärztlichen

Hülfsmitteln, und obschon diese Dinge so schnell wie möglich herbeigesandt wurden, so reichten sie doch nicht so bald hin, die ganze Noth zu heben.

Die „Vereinigte Staaten Sanitäts-Commission" war in voller Arbeit und that sehr viel Gutes. Aus ihren Magazinen wurden nach allen Richtungen hin Vorräthe gesandt, um die größten Leiden zu lindern. Obschon wir den Herren fremd waren, so kamen wir doch täglich in ihre Geschäftslokale, und baten um Dinge, welche wir bei unsern Besuchen in den Lazarethen nothwendig fanden, die wir aber selbst nicht besaßen. Aber Alles wurde uns stets mit der größten Bereitwilligkeit zur Vertheilung anvertraut.

Wir vom Montgomery County, Pa., hatten ein Zimmer in einem Hause inne, das an die deutsche reformirte Kirche stieß. Es war mit Kisten angefüllt und von Lazarethfliegen durchschwärmt, aber wir, d. h. unser sieben Frauen, arbeiteten da den ganzen Tag. Indem wir uns theilten, ging ein Theil jeden Tag mit einem Ambulanzwagen in's Land, um nach den Verwundeten zu sehen und Solchen, die es bedurften, ein besonderes Essen zu bereiten, während die Andern in der Nähe dasselbe thaten. Von meinen sechs Begleiterinnen blieb eine zwei Jahre in den Lazarethen und zwei leisteten durch den ganzen Krieg hindurch ihre werthvollen Dienste.

Außer dieser erschöpfenden Arbeit gab es noch andere. In endloser Zahl kamen Leute herbei, die unter Todten und Verwundeten nach lieben Angehörigen suchten. In unserm kleinen Zimmer erhielten sie Anweisung, wie sie dieselben finden könnten. Wenn sie kein Unterkommen im Orte finden konnten, so wurde Essen für sie bereitet und Obdach für sie besorgt.

Unter diesen kann ich eine junge Frau nie vergessen. Sie kam in höchster Eile herbei, weil sie erfahren, daß ihr Gatte in der Schlacht gewesen sei, aber nur um auszufinden, daß er schon zwei Tage todt und begraben sei. Man sagte ihr, daß er in einem nahen Obstgarten mit Andern liege. Sie aber bestand darauf, daß sie ihn selbst sehen wolle, um auszufinden, ob er es wirklich sei. Mit einigen Freunden ging sie hinaus, die Leiche ausgraben zu lassen. Aber in ihrem qualvollen Grame ging ihr die Arbeit viel zu langsam und mit ihren eigenen zitternden Händen grub sie die Erde von des Schläfers Gestalt. Als endlich die Erde weg war und die Decke von des Todten Angesicht gehoben wurde, war ein Blick hinreichend, ihr die Gewißheit zu geben, daß Alles Wahrheit sei. Mit dieser traurigen Gewißheit kehrte aber auch Ruhe und Gefaßtheit in ihr gequältes Herz zurück. Sie kam wieder in unser Zimmer, schnell wurden die Vorbereitungen getroffen, die Leiche nach Philadelphia zu bringen, und mit derselben reiste sie gleich darauf in ihr verödetes Heim.

Die Scenen, welche ich auf diesem weiten Schlachtfelde erblickte, werde ich nie vergessen. Solche, welche glücklich genug gewesen waren, in eine Scheune gelegt zu werden, hatten doch wenigstens etwas Stroh und Heu unter ihren zerschmetterten Gliedern. Manche litten Tage lang mit keinem Kissen unter ihrem Haupte als ihrem Knapsack oder etwas Kleidern, bis endlich der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Am Ende einer Piazza in Locust Spring lag drei Wochen lang in schwerem Leiden Lieutenant Williams von Connecticut, dann starb er. Diese Piazza war seit der Schlacht dicht mit Verwundeten und Sterbenden belegt. Im Hause selbst befanden sich mehrere schwerverwundete Offiziere. Die Scheuer war gleichfalls mit Verwundeten angefüllt. Unter ihnen befand sich auch Lieut. Maine vom 8. Conn. Regiment, den seine herbeigeeilte Gattin bis zum letzten Athemzuge auf das Liebevollste verpflegte. In einem Zelte lag ein Zuave, eine Kugel hatte sein Kinn zerschmettert, die Schulter verletzt, beide Beine waren gebrochen und die Finger einer Hand waren fast ganz weggerissen. Dennoch war er stets freudig und hoffnungsvoll gestimmt und dachte mit dem Leben davon zu kommen. Nahe bei ihm lag ein Jüngling von Centre County, Pa., in der Brust verwundet nach Aussage der Aerzte nicht tödtlich. Im Wachen und Schlafen war sein Gedanke nur „Heim." Stets wiederholte er: „Bringt mich heim zu meiner Mutter!" Von seiner Wunde sprach er nie. Als ich ihm sagte, ich wolle ihn versorgen, und ich kenne manche Leute in Centre County, antwortete er: „O, dann werden Sie mich zu meiner Mutter bringen!" Mit jedem Besuch sah ich, daß er bald ausgelitten haben werde und endlich entschlief er mit denselben Worten auf seinen Lippen. In einer elenden Blockhütte am Potomac lagen 30 Mann im Fieber auf dem Fußboden. Etliche hatten etwas Stroh, aber kein Kissen konnte gefunden werden und ihre Nahrung wäre kaum gut genug für Gesunde gewesen. Und doch war diese Hütte nur eine von vielen.

Als ich eines Abends in's Lazareth ging, fand ich an der Thüre einen Soldaten vom 12. N. Y. Regimente auf einer Bahre liegen; „er war der einzige Sohn seiner Mutter und sie war eine Wittwe." Auf meine Frage, ob ich Etwas für ihn thun könnte, antwortete er: „Jetzt nicht, ich muß auf den Doktor warten." Als

er etliche Stunden später vom Operationstisch genommen war, fand ich ihn ruhig und gefaßt.

Ich suchte es ihm für die Nacht so bequem als möglich zu machen und versprach ihm, am Morgen wieder nach ihm sehen zu wollen. Als ich zuerst an seine Mutter schrieb, war es blos die Nachricht, daß er verwundet sei. Am folgenden Tage hatte sich sein Zustand entschieden verschlimmert, und er wußte, daß er sterben müßte. Aber auch jetzt dachte er nicht an seine Leiden, sondern nur an seine Mutter und Schwester. „O," seufzte er, „das wird meiner Mutter das Herz brechen, theilt es ihr doch so schonend als möglich mit." Nachdem die Nachricht abgesandt war, wünschte er, daß ich ihm gewisse Kapitel aus der Bibel, die er bezeichnete, lesen und mit ihm beten sollte. So beschäftigt, eilte die Zeit schnell dahin. An seinem Lager weinte ich für seine Mutter und Schwester heiße Thränen. Beinahe bis zum letzten Augenblicke bei vollem Bewußtsein, ging er ruhig und gefaßt in's jenseitige Leben. Am 13. Oktober 1862 begleiteten wir seine Leiche mit einer Abtheilung seines Regimentes zum Grabe. Bald darauf kam ein Brief von seiner Schwester voll rührenden Dankes. Ich dachte dazumal und denke es heute noch, daß solche Worte genügende Belohnung sind für Alles, was ich jemals an unsern Soldaten gethan habe.

Einige Monate später standen wir auf Veranlassung der Schwester wieder an seinem Grabe.

Wir sollten noch einen Blick auf die Leiche werfen, ob es auch wirklich ihr Bruder sei. So peinlich auch die Sache war, so erfüllten wir doch pünktlich ihren Wunsch. Die Leiche wurde einbalsamirt, in einen Sarg gelegt und dann in Begleitung meines Gatten nach Utica, N. Y., gebracht. Liebende Herzen empfingen sie hier und sie wurde nun nach ihrer letzten Ruhestätte gebracht. Abermals kam ein Brief mit Worten des Dankes, köstlicher als alle Schätze der Erde.

Fortsetzung folgt.

Widersprüche im Leben.

Alles wandelt. Was vor einem Jahr vielleicht noch alle Gemüther bewegte, was als Gesetz galt, als begehrenswerth mit großen Opfern erstrebt, oder als Schreckbild gefürchtet wurde — zerplatzt in Kurzem wie eine Seifenblase, weil darüber das Gotteswort geschrieben steht: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr. Man lese ein altes Zeitungsblatt mit seinen Befürchtungen, Hoffnungen, Meinungen in einer damals gerade hochwichtigen Tagesfrage und halte die seitdem eingetretenen Thatsachen dagegen — welche Widersprüche!

Wie groß und unumstößlich gegen alles menschliche Meinen und Denken stehen aber dagegen alle großen Gottesgedanken, wie sie in seinem Worte und je und je in der Führung einzelner Menschen, ganzer Familien und ganzer Völker sich bewährt haben. Da lese ich ein Wort, das Alban Stolz 1845 in seinem „Kalender für Zeit und Ewigkeit" geschrieben hat. Welche Wandlungen in den 42 Jahren auf allen Gebieten! Wie fremd würde uns aus jener Zeit ein Tageblatt anmuthen, dies Wort aber behält unangefochten seine Bedeutung, denn es gründet sich auf Gottesgedanken und nicht auf Menschenweisheit. Darum will ich es unverkürzt zur Beherzigung weitergeben. Es handelt von Reichthum und Armuth und lautet:

„Da fährt in Lichtenthal bei Baden oder bei Karlsruh auf der Hardt ein Gespann vorbei mit stolzen Rossen, und sitzt ein Herr darin und eine Madam, oder ihrer zwei und drei, hat eine auch ein feistes, zorniges Hündlein auf dem Schooß, und sind vornehm geputzt mit Seidendamast und feinem Getüch; und sie haben Saftiges und Gewürzhaftes gegessen und feinen Wein getrunken, man sieht es ihnen im hitzigen Gesicht an und den geschwollenen Augen. Und ein Bäuerlein zackert am Feld und hat elenden Zwilch um die Lenden; und sein Rößlein sieht gar schwächlich aus, wie wenn es das Geblüt erfroren hätte und ihm seit Langem schon eine Hungerkur verordnet wäre, und soll doch streng ziehen und das Erdreich aufpflügen. Und der Bursch sitzt am Wege und klopft Steine und hat hornige Schwielen an den Händen und ein braunes Gesicht wie ein Spaniol; und die Sonne brennt ihm scharf auf den Kopf, und er muß viel Staub schlucken mit Nas und Augen von Gefahr der vielen Fuhrwerke.

Was müssen da die Leute denken in ihrem Staub und Schweiß und grober Kost und grobem Kleid, wenn das vornehme, glatte Pferd- und Menschenfleisch vorbeikutschirt! Kann da

so ein armer Tropf nicht schwarze arabische Gedanken bekommen, wenn ihn die Müdigkeit nicht am Denken hindert, Gedanken gegen das Landrecht und die Weltordnung? Es könnte da einer denken: Ja, warum geht es denn bei denen so hellauf, und ist alle Tage Sonntag bei ihnen; und unsereiner muß schwer schaffen und hat erst noch daheim nichts Gutes zu essen als Erdnuß und schwarz Brod und langweiliges Wasser zu trinken? Trinkt man hie und da einen Schoppen, so ist es schlecht Getränk; und die Frau macht ein graues, runzeliges Gesicht dazu und heißt einen gleich einen Lump und gibt einem Schmachreden. Und kommt ein Unglück in's Land, Hagelschlag, Brand, Ueberschwemmung, Nervenfieber, so packt und druckt es am liebsten und härtesten den gemeinen Mann. Muß man da nicht ein engbrüstiges Herz bekommen und kleinmüthig den Kopf hängen lassen und denken: Gott ist eben ein Stiefvater gegen den Armen und den Bauersmann, und hat nur für reiche Leute ein Vaterherz?

Darauf gebe ich eine handfeste Antwort, gegen die Niemand aufkommen kann. Die heißt: Vater unser, der du bist in dem Himmel!

Gott zeigt seine Vaterschaft erst hell und offen im Himmel. Im Himmel ist es aber nicht, wie einmal ein vierjähriges Mägdlein gemeint hat. Dieses Kind hatte einen bösen, jähzornigen Vater, der scharf dem Trinken nachging und auch Taback schnupfte. Da schickte nun der Vater das Töchterlein manchmal fort zum Krämer, es solle ihm Taback holen. Wie es aber die Kinder machen und vergeßlich sind, so blieb es eben manchmal stehen, um zu schauen, wenn andere Kinder am Wege spielten; so kam es dann oft später mit dem Taback nach Haus. Da fluchte dann der Vater und gab dem Kinde harte Worte und Schläge; und das Kind erschrak und zitterte sehr und getraute sich kaum zu weinen. Nun wurde es einmal krank, und die Mutter, der es auch übel ging, saß am Bett und sagte: „Weißt du was, Theresele? Stirb du und bet' dann im Himmel, daß ich auch bald sterbe und zu dir in den Himmel komme!" Das kranke Kind antwortete: „Ja, ich will es so machen; ich bet' dann im Himmel, daß du bald kommst, und daß der Karl kommt, und daß die Marianne kommt."

Da sagte die Mutter: „Willst du nicht auch für den Vater beten, daß er zu dir in den Himmel komme?" Da besann sich der arme Schelm und sagte: „Nein, ich müßte ihm sonst wieder Schnupftaback holen und bekäm' dann wieder Schläge."

So meint oft mancher wie dieses Mägdlein, es gehe in der andern Welt auf eine Art auch noch, wie auf dieser; und wer es hier immer bös habe und gegen andere zurückstehe, der gelte eben drüben auch nicht viel und werde es auch nicht viel anders haben. Glaub' mir: du wirst gewiß nicht zu kurz kommen; mach' du nur dein Sach' recht in der Lehr- und Fastenzeit hier auf Erden! Es kommt auch der fröhliche Ostertag; der himmlische Vater hat dir deine Freuden und dein Feierkleid und deine goldene Krone im Himmelsschrein nur aufgespart, bis du mit deinen Geschäften in der Fremde fertig bist und deine Seele das Schurzfell des Leibes abgelegt hat. Das ist ganz dumm, wenn du meinst, Gott habe ein weicheres, gleichsam baumwollenes Herz für Leute, welche in dreistöckigen Häusern wohnen und alle Tage zweimal Kaffee trinken und viele schöne Kleider haben und auf den Ball gehen; der Arme aber gehöre nur zum Ausschuß und werde auch im Himmel höchstens nur ein Hintersaß oder Ausmärker.

Hat nicht der Herodes bankettirt und stark Wein gesoffen und Berches gegessen, und haben sie ihm nicht aufgespielt und türkische Musik gemacht? Und die Tochter der liederlichen Herodias hat vor ihm getanzt und Sprüng' gemacht, auf daß sein Herz sich ergötzete in großer Fröhlichkeit; und überhaupt hat dieser Herodes mit seinem Kebsweib viel Ehr' und Vergnügenheit mitgemacht und ausgestanden. Unten aber sitzt im feuchten Kerkerloch Johannes der Täufer und hat schlechte Luft und schlechtes Licht und schlechte Aussicht; und seine Glieder sind angefesselt mit harten Ketten, und ist nirgends ein Auskommen zu sehen. Und zuletzt hört man Fußtritte und Geklirr von Schlüsseln, und die Thür geht auf, und sie kommen herein, der Scharfrichter mit einem Gesellen oder zwei, und haben eine Schüssel und ein Schwert—und thun dem Johannes Gewalt an und schneiden ihm unzeitig das edle Haupt ab und legen es in die Schüssel. So ist es gegangen. Meinst du wohl, der Herodes sei Gottes Schooßkind gewesen, und der Johannes weggeworfen wie ein verbrauchter Schuhriemen? Gewiß nicht.

Gott ist ein Vater, der in dem Himmel ist; dort erst zeigt sich hell, was Gott für ein Vater, und wer sein liebes Kind ist. Sei darum kein Narr und auch kein Esel, wenn es dir hinderlich geht. Wenn der kranke Bettelmann auf dem löcherigen Strohsack liegt und träumt, er habe eine ganze Kiste voll Geld und sei ein großer Herr, und um ihn stehen viele Bedienten mit Livree und warten ihm auf mit Gebratenem und rothem Wein und Kirchweihkuchen, und wenn er so vor Pläsir und Lust im Traum hellauf jauchzt, daß er ob dem eigenen Waldgeschrei erwacht; und wenn der königliche Jüngling im Vollblut seiner Kraft und Jugend einen ängstlichen Traum

hat, als sei er schwer bedrängt und eingeenget, und zusammenschreckt und davon erwacht: so ist ob des kurzen Traumes der Bettler doch kein großer Herr und nicht glücklich zu preisen, und der Königsohn ob seines schweren Traumes noch nicht im Elend, sondern es ist ein jeder was er eben im Wachen ist.

Sieh, nun ist auch das ganze Erdenleben überhaupt nur ein kurzer Traum; der eine hat einen ergötzlichen Traum, der andere träumt schwer. Aber was einer ist, und wie es mit seinem Schicksal aussieht, das wird erst offenbar beim Aufwachen, wenn der Vorhang und die Bettdecke des Leibes abgezogen wird von der Seele, und der Tod die Läden aufmacht. Darum sage keiner, Gott sei ein parteiischer Vater oder ein harter Gott. Wenn es dir übel geht auf Erden, so ist das nur ein schwerblütiger Traum; und Leid und Freud' ziehen vorüber wie Morgennebel und Abendroth. Wart' nur ein wenig, führ' dich gut auf und folg' recht (denn was man thut und wie man geworden ist, das allein ist kein Traum): dann wirst du einmal inne werden, wie freundlich der Herr ist, und was er für ein Vaterherz hat, und daß er dir alles übermäßig auf Zinsen gelegt hat und herauszahlt, was du auf Erden entbehrt hast. Denn ein Augenblick im Himmel ist mehr, als tausend Jahre im höchsten Glück auf Erden. Und dieser ist dir zu gut geschrieben."

Bernhard von Clairvaux.

Aus Quellen für Haus und Herd von Gregorius.

Tecelin, der Vater des heiligen Bernhard, war ein burgundischer Ritter, voller Kampfeslust und voll Glaubens. Sein Weib Aleth, die Mutter von sieben Kindern, regierte in der Familie mit besonderer Würde und geheiligter Liebe. Ihre Söhne, sechs an der Zahl, wurden alle dem Herrn geweiht; aber Bernhard, der dritte, war ihr besonderer Liebling. Er war schön von Angesicht, hatte einen schwächlichen Körperbau, aber einen starken, klaren Geist, eine gute Auffassungsgabe und ein starkes Erinnerungsvermögen. Von Jugend auf bemerkte man an ihm ein tief und zartfühlendes, leicht gerührtes, den Eltern mit inniger Frömmigkeit ergebenes Gemüth, welches mit Vorliebe den religiösen Dingen zugekehrt war. Als Knabe mischte er sich wenig unter seine Altersgenossen; schweigsam, sinnend und in sich gekehrt, blieb er am liebsten in der Stille des elterlichen Hauses. Auf der Schule zu Chatillon, wo er den ersten Unterricht empfing, übertraf er alle seine Mitschüler an Fassungskraft für die Lehrgegenstände. Sobald ihm die heilige Schrift zugänglich war, las er sie mit großem Eifer, und manche Züge seiner auf das Wesen des Christenthums gerichteten Frömmigkeit lassen sich durch diese Thatsache erklären. Bernhard genoß vor allen Kindern die Liebe und das Gebet seiner frommen Mutter. Sie war eine strenge Büßerin, immer von Mönchen umgeben und geleitet. Nichts Herrlicheres dachte sie sich, als auch den Sohn diesem heiligen Stande zu widmen. Aber die Mutter starb, ehe er zum Manne herangewachsen und Mönch geworden war; aber auch nach dem Tode der Mutter schwebte dem jungen Bernhard ihr Bild immer wieder vor, und stets von Neuem zog es ihn, den liebsten Wunsch der Seligen zu erfüllen. Seine Brüder jedoch bemühten sich seine Entscheidung zu hintertreiben, indem sie ihm die kirchliche Wissenschaft als den für ihn geeigneten Gegenstand vorhielten. Doch auf die Dauer vermochte selbst das eifrigste Studium nicht, jene tiefe Neigung zu beseitigen; sie brach unwiderstehlich hervor, als er einst auf einsamem Wege sich mit Betrachtung seines eigenen Lebens beschäftigte und seinem inneren Auge die mahnende Gestalt seiner Mutter gleich einer Erscheinung sich darstellte. Er ging in eine am Wege stehende Kirche und unter Gebet und heißen Thränen weihte er sich Gott und dem Mönchthum. Zweiundzwanzig Jahre alt, erschien Bernhard im Jahre 1113 mit dreißig Gefährten vor dem Abte Stephan Harding und verlangte für diese Schaar Aufnahme im Kloster Citeaux. Merkwürdig ist, daß seine fünf Brüder später seinem Beispiel folgten und die Kriegsrüstung gegen die Mönchskutte vertauschten. Bernhard stellte nun die ganze Strenge der Regel leibhaft in seiner Person dar. Mit einer Gewissenhaftigkeit, welche allen als ein Muster vorleuchtete, versah er die Dienste eines Novizen und Mönches. Immerfort die Frage an sich richtend: „Bernhard, Bernhard, wozu bist du hierher gekommen?" hielt er sich seinen Beruf gegenwärtig. Schon nach zwei Jahren reichte der Raum des Klosters nicht mehr für die vielen Mitglieder des Ordens, man ging an die Gründung einer Mönchskolonie. Ein düsteres, ödes Thal im nordwestlichen Burgund ward zum Orte und Bernhard zum Abte der Stiftung ausersehen. Bernhard nannte die Stiftung Clairvaux—Schönthal. Anfänglich legte der unwirthbare Aufenthalt den Bewohnern harte Beschwerden auf. Ihre Nahrung bestand häufig aus Buchenblättern, Haferbrod und Hirsen. Allein Bernhard ließ nie den Muth sinken. In der Askese konnte er sich nicht Genüge thun. Der Schlaf schien ihm ein Raub an der Zeit, und nur wenige Stunden gönnte er sich die Ruhe. Seine Nahrung bestand aus Brod und Milch oder Gemüse, stets wachte er mit peinlicher Sorgfalt darüber, daß er das Maß der Speisen nicht überschritt. Seine Füße schwollen, weil er stehend Tag und Nacht im Gebete anhielt. Waren die äußeren Anforderungen des Dienstes erfüllt, so liebte er es, sich in die Stille zurückzuziehen, um sich ausschließlicher dem Gebet, der Betrachtung, der Lektüre und schriftstellerischen Arbeit zu widmen. Die Bibel blieb seine liebste und anhaltendste Lektüre. Gern nahm er sie mit sich in die Einsamkeit des Feldes und Waldes. Dort eröffnete sich ihm unter Gebet und Nachdenken das tiefe, geist- und gemüthvolle Verständniß derselben, von welchem seine Werke zeu-

gen. Er habe, pflegte er scherzend seinen Freunden zu sagen, dabei keine Lehrer gehabt, als die Eichen und Buchen. Obwohl er ein besonderer Freund der Natur war, so konnte das, was ihn innerlich lebhaft beschäftigte, der Außenwelt gänzlich entziehen. So z. B. ritt er einen Tag lang in der Nähe des Genfer Sees, aber als man am Abend von demselben sprach, hatte er nichts davon wahrgenommen.

Solch ernstes Ringen mit seiner Pflicht, so anhaltende Selbstprüfung, so kräftige Richtung des Geistes auf Gott, wie es sich bei Bernhard fand, verlieh ihm jene reiche christliche Erfahrung und Kenntniß des menschlichen Herzens, wodurch er sich eignete, ein geistlicher Führer für andere zu werden. Seine Predigten und Briefe beweisen es, wie scharfsichtig er für die Zustände des Gemüthes war. In einfachen, großen Zügen, mit durchschlagender Kraft, pflegte er das Evangelium emporzuhalten, daß sich der Irrende daran zurechtfinde. Frühe hatte man daher das Vertrauen zu ihm, daß er vor Andern befähigt sei, mönchische Angelegenheiten zu ordnen, und wurden ihm schon 1128 das Hauptgeschäft beim Entwurf der Ordensregel für die Tempelherrn übertragen. Seine Predigten zeichneten sich namentlich aus durch tiefe Innigkeit, feurige Liebe zu Christo, Erhabenheit der sittlichen Anforderungen an andern und sich selbst, Leben in der heiligen Schrift, inneres Verständniß derselben und treffende Beziehung auf das praktische Verhalten seiner Zeit. Hieraus begreift man die Möglichkeit des ungeheuren Eindrucks, welchen er, wenn er sich der Eingebung des Augenblicks überließ, auf die versammelten Volksschaaren machte, zu welchen der Ruf seiner Heiligkeit vorausgeeilt war. Wurden doch die Deutschen am Rhein, welche seine Sprache nicht verstanden, durch die Begeisterung, welche aus der abgezehrten Gestalt sprach, durch seine Geberde, seinen Blick, den Ton seiner Stimme hingerissen, daß sie niederknieten und Thränen vergossen. Dem heiligen Eifer, der prophetischen Zuversicht, mit welcher er redete und handelte, und womit dennoch eine kluge Benützung der Umstände verbunden war, widerstand nicht leicht Jemand, an welchen er sich persönlich wandte.

Der Ruhm seiner Heiligkeit und Beredtsamkeit, seiner Weisheit und seines Wunderglaubens verbreitete sich von einem Kloster zum andern, schon lange vor dem Beginn seiner öffentlichen Laufbahn. Seine Beredtsamkeit war eine ganz besondere: pathetisch, feurig, ja leidenschaftlich, eindringlich; begierig nach augenblicklichen Erfolgen; voll inspirirter Kühnheit; zu Zeiten an prophetische Visionen angrenzend; herausfordernd, ohne Furcht vor der Pein des Märtyrerthums und des Todes. Seine Briefe zeugten von unerschrockener Offenheit, von seltenem, gesunden Verstand, von männlicher Würde, durchzogen von der seiner Natur eigenen Heftigkeit, wodurch der Umfang seines Verstandes, sowie die Einschränkung, welcher er durch Erziehung fähig war, deutlich zu Tage trat.

Die erste große That des heiligen Bernhard bestand darin, daß er Innocenz II. auf den päpstlichen Thron verhalf. Die zwiespältige Papstwahl, wodurch im Jahre 1130 Innocenz II. und Anaclet II. einander gegenübergestellt wurden, war ein Ereigniß, dessen Tragweite und Bedeutung klar vor der Seele des heiligen Bernhard stand. Der Kampf zwischen den beiden rivalisirenden Päpsten drohte den Untergang der mittelalterlichen Kirche. Denn zwei Päpste war gleichbedeutend mit zwei Bischöfen in jedem Kirchensprengel und zwei Aebte in jedem Kloster. Durch Louis VI. von Frankreich aufgefordert, machte sich Bernhard auf den Weg der Kirchenversammlung zu Estampes beizuwohnen. Unterwegs wurde es ihm durch Gesichte und himmlische Eingebungen sonnenklar, wer von beiden des päpstlichen Stuhles würdig sei. Er entschied sich daher ohne Zögern für Innocenz und war es seinem Einfluß zuzuschreiben, daß der französische Klerus sich ebenfalls für Innocenz entschied. Dieser entscheidenden Erklärung folgten die Könige von Deutschland, Frankreich und England. Die Bedenken des Königs von England, Heinrich I., beseitigte Bernhard persönlich und führte ihn zu dem Papste nach Chartres; er geleitete Innocenz zum Kaiser Lothar nach Lüttich, und seinem Worte gelang es, die Ansprüche Lothars herabzustimmen, so daß beide Fürsten als Freunde schieden. Nachdem er dem Papste auf dessen Reisen durch Frankreich als Redner und Fürsprecher zur Seite gestanden, begleitete er ihn 1133 durch Italien nach Rom. Der Sieg war ein vollständiger. Der Enthusiasmus für Bernhard selbst steigerte sich zu einer Höhe, die einem in christlicher Demuth minder fest begründeten Geiste die größte Gefahr hätte werden müssen. Die Hirten kamen von den Bergen herab, ihn zu sehen und die stolzen Mailänder legten allen Schmuck ab, um ihm zu gefallen. Stürmisch baten sie ihn, ihr Erzbischof zu werden, doch er wollte nur als Abt ein Werkzeug des göttlichen Willens sein. Den Grafen Wilhelm von Aquitanien, welcher noch um der Papsteswahl den Bischöfen seines Landes grollte, hatten weder Bernhard's Vorstellungen, noch der Bann zur Nachgiebigkeit vermocht. Einst hielt Bernhard in seiner Gegenwart die Messe. Mit der Hostie in der heiligen Schale schritt er durch die in athemloser Bestürzung dastehende Menge auf den Grafen zu, und mit flammendem Blick forderte er ihn im Namen des gegenwärtigen Christus zur Versöhnung mit dem Bischof von Poitiers auf. Der Graf stürzte nieder wie vom Blitz getroffen; all sein Widerstand war gebrochen. Ist es ein Wunder, wenn von einem Manne von solcher Glaubenskraft, von solcher Gewalt über die Gemüther, in einer religiös erregten Zeit Thaten wunderbarer Art an Kranken auf einfache, anschauliche Weise berichtet werden, ja, wenn er selbst sich auf dergleichen beruft, ohne sie irgend zu überschätzen? Ist es zu verwundern, wenn eine besonnene Kritik es nicht unglaublich findet, daß sich in Bernhard hin und wieder die Kräfte der apostolischen Zeit erneut haben?

Der Papst im Mittelalter war **nicht** die höchste Kraft der Kirche. Hildebrand schuf und regierte Päpste, ohne die Welt in Erstaunen zu setzen. Bernhard von Clairvaux war mächtiger als irgend ein regierendes Haupt der Kirche seiner Zeit. Im Bewußtsein dieser Macht und zugleich seiner Aufrichtigkeit, schrieb er Innocenz Briefe, wie dem ehemaligen Honorius, die voll ernster Zurechtweisung waren und fast an einen imperativen Befehl grenzten. Für seine Person hatte er keine Interessen; er ließ sich nach keinem Amt noch Stellung gelüsten. Seine Ueberzeugungen aber verzehrten ihn fast. Die Kirche galt ihm als die Arche des lebendigen Gottes. Unreine Hände in ihr zu erblicken erregte ihn zu leidenschaftlicher Vorstellung und Rüge des Bösen. Selbst, wo sich Bernhard im Unrechten befand, wie im Falle eines cluniaer Mönches, den er absetzen ließ — um seinen Verwandten einführen zu können, wagte man es kaum ihm zu widerstehen. Wie alle positive Naturen es sind, war auch Bernhard mißtrauisch gegen jede Bewegung, die nicht von ihm ausging oder doch unter seiner Leitung stand.

Der zweite Kampf, in welchem Bernhard entschieden Stellung zu nehmen sich genöthigt fand, bezog sich auf den ersten Zusammenstoß der Philosophie und

der Orthodoxie des Mittelalters. Die Universitäten hatten sich im zwölften Jahrhundert zu einer bedeutenden Macht ausgebildet. Der hervorragendste Schüler der damaligen Zeit war Peter Abälard von Paris. Der Einfluß, welcher von Abälard und seiner Schule ausging, war für Bernhard besorgnißerregend. Beide waren so verschieden in Natur und Entwicklung und zugleich so bedeutend, daß nothwendig ein Augenblick eintreten mußte, wo sie sich im Kampfe begegneten. Abälard, der um 12 Jahre der Aeltere von beiden war, hatte schon als Jüngling sich ausgezeichnet. Er war schön, stolz und eigensüchtig; zu Zeiten war er in seiner Rede sarkastisch und voll beißenden Witzes. Er war gründlich und umfassend in seinem Wissen, aber voll Wankelmuths in seinen Ueberzeugungen. In seiner Spekulation war er originell, in der Auslegung vermessen; er war schnell in der Entdeckung der Schwächen seines Gegners, aber zu ungeduldig und veränderlich in der Verfolgung eines Zieles. Er war freier und umfassender und dialektischer in seiner Wissenschaft, aber Bernhard war tiefer, gluthvoller und im Worte mächtiger. Von den kirchlichen Ueberlieferungen gehalten, blieb Bernhard bei Augustinus Regel, daß der Glaube dem Erkennen vorangehe; von dem Trieb nach begrifflicher Erkenntniß angespornt, behauptete Abälard mit Aristoteles, es sei nützlich an allen Dingen zu zweifeln.

Seine Bestimmung über den Glauben und sein Verhältniß zur Vernunft schien Bernhard rationalistisch, seine Lehre von der Sünde und Erlösung schien ihm palagionisch zu sein. Ein Gespräch, in welchem Bernhard sogleich mit der Voraussetzung auftrat, Abälard müsse widerrufen, hatte zur Folge, daß Abälard selber verlangte, auf einer Synode geprüft zu werden. Dies geschah zu Sens 1140. Das Benehmen Bernhard's ist hier nicht ohne Schattenseite. Er behandelte ihn nicht nur unbillig, sondern auch unaufrichtig. Abälard wurde verurtheilt und Bernhard wußte auch seine Appellation bei dem Papste fruchtlos zu machen. Später unterwarf er sich der Kirche, suchte Bernhard persönlich auf und versöhnte sich mit ihm. Er erhielt daher vom Papste die Erlaubniß, die noch übrigen Tage seines Lebens im Kloster Clugny zuzubringen, wo er seine Studien fortsetzte, beständig las, häufig betete und gerne schwieg. Hätte er doch nur die Rechtschaffenheit des Gewissens, die Kraft der Selbstverleugnung, die Unerschrockenheit und Energie eines unbeugsamen Willens besessen, die der heilige Bernhard besaß! Diese Stücke, in Verbindung mit der Größe seines Geistes würden ihn zum intellektuellen Retter Frankreichs und des modernen Europa gemacht haben!

Abälard starb in 1142. Drei Jahre später wurde Bernhard vom König Louis VII. und Papst Eugen berufen im Interesse des zweiten Kreuzzuges zu predigen. In dieser großen Bewegung stand mehr auf dem Spiel als das leere Grab zu Jerusalem. Seit Jahrhunderten hielten die Saracenen und Türken Europa in Furcht. Sie hatten Spanien überfallen und drohten Frankreich; sie befuhren das mittelländische Meer. Langsam aber sicher war ihre Bewegung gegen den Umsturz des morgenländischen Christenthums. Frankreich erkannte seine gefahrdrohende Lage und Bernhard war bereit für einen zweiten Kreuzzug seinen Einfluß geltend zu machen, und es gelang ihm das Volk für den Zug, für den Papst und für sich zu dem feurigsten Enthusiasmus aufzuregen. Da man seinen in der That nicht selten bestätigten Weissagungen zu trauen pflegte, so erwartete man auch sicher den glücklichen Ausgang des Kreuzzuges, welchen er vorausgesagt hatte. Aber zu Bernhard's unaussprechlichem Schmerze und nicht ohne Rückwirkung auf seine Stellung, war das Ergebniß ein höchst unglückliches. Diese Erfahrung hatte eine erschütternde Wirkung auf Bernhard nach Leib und Seele. Tausende begeistert zu haben für einen Kreuzzug, der mit einer schmählichen Niederlage endigte, drückte ihn fast zu Boden. Er war des Kampfes, ja des Lebens müde. Er kehrte in das Kloster zurück, um zu sterben. Die Mönche von Clairvaux empfingen ihn mit offenen Armen, um sich seiner Führung zu unterwerfen. Sie kannten ihn am Besten. Sie sahen ihn den linken Backen darreichen, als man ihm auf den rechten schlug. Sie hatten sich oft um ihn versammelt, um im Gebet getröstet zu werden. Für sie hatte er das Lied gedichtet: "Salve caput cruentatum" (wovon das theure Lied Paul Gerhard's im Jahre 1659: „O Haupt, voll Blut und Wunden" eine Nachbildung ist) ein Lied, dessen hingebende Verehrung weder durch den Lauf der Zeit, noch durch eine Uebertragung in eine andere Sprache zerstört werden kann.

Bernhard's dauernde Schwäche ging in eine langwierige Krankheit über, in welcher er oft sehr erregbar und unbillig in seinen Forderungen und Erwartungen war. Mit heißer Sehnsucht erwartete er den Tod, welcher sich am 20. August 1153 einstellte.

Eine Anzahl Legenden betreffs seiner Authorität und Wunderkraft werden immer noch von seinen Anhängern erzählt, unter welchen folgende den Hauptzug dieses merkwürdigen Mannes am Treffendsten charakterisirt: Bei seinem Abschied aus der Welt soll es Satan gelungen sein, ein Rad des feurigen Wagens abzubrechen, in welchem er im Begriffe war gen Himmel zu fahren. „Sei du mein Rad, du böser Geist," rief der unbesiegte Heilige aus. Und siehe da! Schneller als der Blitz verwandelte sich der Satan in ein Rad, befestigte sich an die Deichsel, fing in aller Unterthänigkeit an mit den andern Rädern seine Schwingungen zu machen und gab Bernhard in dieser entstellten Gestalt das Geleit in den Himmel!

Wie Sophie die Mühle rettete.

Nach dem Englischen von C. L. Bach.

Unsers lieben Gottes Sonne bleibt immer die gleiche. Ebenso wärmend und belebend, wie sie heute scheint, beschien sie auch vor etwa hundert Jahren eine trauliche Stelle im Mohawk Thale, wo am Flußufer eine alte Mühle stand. In ihren glänzenden Strahlen schienen die murmelnden Fluthen und rastlos sich kräuselnden Wellen mit lauter blendenden Edelsteinen durchwirkt zu sein. Da jedoch, wo der Schatten der Mühle auf's Wasser fiel, war eine düstere, bewegungslose Fläche, welcher nur die weißen Schaumflocken, die das große Mühlrad

unablässig an die Oberfläche beförderte, einiges Leben verliehen. An dem jenseitigen Ufer, gerade dieser schattigen Stelle gegenüber, befanden sich des Müllers Kinder: Fritz, Sophie, Margot und Anneke Herder.

Fritz war eben bei seiner Lieblingsbeschäftigung — er putzte Vaters Flinte; die beiden älteren Mädchen strickten; die kleine Anneke dagegen sammelte Blumen und machte Sträuße.

„So!" sagte Fritz, als er den Lauf hübsch blank gerieben hatte, „nun mögen die Wilden kommen, ich werde sie schon zu empfangen wissen."

„Pst!" mahnte Sophie, indem sie einen ängstlichen Blick gegen den Wald hinsandte, der den hinter ihnen liegenden Hügel bedeckte.

Margot dagegen lachte hell auf: „Was du doch für ein Hasenfuß bist, Sophie! Denke dir nur, Fritz, als wir gestern Abend von Frau Reichs heimkehrten, entsetzte sich Sophie über jeden Baumstumpf. Und vorigen Sonntag, als wir zur Kinderlehre gingen, untersuchte sie jede Windung und Biegung des Stromes, ob sie nicht irgendwo einen Trupp Rothhäute entdecke. Kein Wunder, daß sie Vater Thesselmacher's Fragen nicht beantworten konnte. Wie verdrießlich der arme Mann doch gewesen ist!"

„Du hast aber deine Aufgabe auch nicht gut gekonnt," sagte Fritz lächelnd.

„Ich? O das ist nichts Neues. Ich beanspruche auch ganz und gar nicht die Gelehrsamkeit in der Familie zu vertreten. Der Feigheit jedoch soll mich Niemand beschuldigen, und würden die Rothhäute auf mich einen Anfall machen, so wollte ich mich mit aller Macht vertheidigen, auch wenn ich sonst nichts hätte als diese Stricknadeln."

„Das sieht dir gleich!" erwiderte Fritz, indem er ihr die dunklen Locken strich. „Es freut mich, daß wir doch wenigstens ein tapferes Mädchen in der Familie haben.

Sophie wurde ein klein wenig roth im Gesicht, aber sie sagte ganz ruhig: „Ich weiß, daß ich kein Held bin. Es schaudert mich, nur an die Indianer zu denken. Und wenn sie wirklich kommen sollten, so könte ich kaum was Anderes thun, als beten.

„Husch! es wird frostig," bemerkte Margot, indem sie ihr Strickzeug zusammenlegte und einsteckte. „Seht nur, die Sonne ist schon unter; es ist Zeit die Kühe zu melken, dort bringt sie auch schon Johann von der Weide zurück. Und wenige Augenblicke darauf marschirten die beiden Mädchen, mit Eimern versehen, dem Hofe zu, wo ihrer die Kühe mit vollem Euter harrten.

Das große, runde Tageslicht verschwand langsam hinter den entfernten Hügeln. Feuchtigkeit vom Flusse her füllte die Luft; helles Kerzenlicht leuchtete durch die offene Thüre der Mühle, und im Wohnzimmer bereitete Frau Herder das Abendessen. Allerlei würzige Düfte kamen aus der Küche hervor und schärften den Appetit des braven Müllers, welcher nach angestrengtem Tagewerk vor dem Hause sitzend, gemüthlich sein Pfeifchen rauchte, und mit stiller Zufriedenheit den verheißungsvollen Frühlingswuchs in seinem Garten überschaute.

Es war ein friedevolles, feierliches Bild, wohl geeignet, jeglichen Gedanken an Gefahr und Kampf zu verscheuchen, und heiterer Muth zog in Sophie's Herz ein, als sie, einen Eimer voll schäumender Milch in jeder Hand, leichten Fußes daher kam. Als sie jedoch zufällig den Blick nach dem Hügel hin richtete, um dessen Gipfel gerade noch die letzten Strahlen der Sonne spielten, gewann ihr Gesicht plötzlich wieder einen geängstigten Ausdruck, und eiligst die Eimer niedersetzend, rief sie in erschrockenem Flüstertone:

„Vater! Vater! Was sind denn das für schwarze Punkte auf dem Hügel dort? Scheint es nicht, als ob sie sich langsam abwärts bewegten?"

Herr Herder sprang hastig auf und schaute scharf in die von seiner Tochter angegebenen Richtung.

„Sind die Schafe in der Hürde?" fragte er ernst.

„Jawohl! der kleine Johann hat sie eingethan, ehe er nach Hause ging. Warum Vater? fürchtest du etwa Gefahr von Wölfen? Sind die schwarzen Punkte etwa Wölfe?"

„Wölfe? Ja Kind, Wölfe in Menschengestalt. Wenn ich nicht irre, sind es Indianer, die dort herabschleichen, um unversehens über uns herzufallen. Ach! das ist es, was ich schon längst gefürchtet habe. Die Mühle wollen sie uns verbrennen, denn sie wissen ganz wohl, daß die Ansiedler für das Mahlen ihres Getreides darauf angewiesen sind. Gott stehe uns bei! Wir müssen uns wehren. Eile, Sophie, sage der Mutter, daß sie Thüren und Fenster schließe. Melde Fritz, daß er die Flinten bringe. Wenn wir nur etwas mehr Zeit hätten, so würde ich ihn nach dem Fort um Hülfe schicken; aber es ist zu spät, er muß da bleiben, mir zu helfen. Doch was ist dir denn, Sophie, du siehst ja aus wie ein Leintuch? Nur munter Mädchen! Zum Ohnmächtigwerden ist jetzt keine Zeit!"

Die nächste Viertelstunde war in der Mühle eine Zeit großer Verwirrung. Die schweren Eichenthüren wurden verriegelt und verbarrikadirt; die hölzernen Läden wurden sorgsam befestigt; Flinten und Munition wurden bereit

gelegt. Das schmackhafte Essen dagegen wurde kalt und vertrocknete im großen Kessel, denn Niemand hatte mehr Hunger. Nur die kleine Anneke, die an dem ungewohnten Durcheinander ein kindlich Vergnügen fand, verzehrte behaglich eine Schale Milch und Brod, die sie von der Mutter erhalten hatte. Endlich, als alle Vorkehrungen getroffen waren, und in banger Erwartung die Kraft sich verzehrte, ließen sich draußen Schritte vernehmen; ein lautes Klopfen erscholl an der Thüre, und eine gebieterische Stimme rief: „Auf, in des Königs Namen!" worauf Herr Herder mit einer beherzten Weigerung antwortete. So begann denn die Belagerung der Mühle.

Was war unterdessen aus Sophie geworden? Sie hatte die kleine Anneke in ein anderes Zimmer gebracht, wohin keine Flintenkugeln dringen konnten, und während sie das müde Kind in den Schlaf schaukelte, wogte es unaufhörlich in ihrem Inneren auf und ab, ob sie denn nicht irgend etwas thun könnte zur Rettung der Mühle. Das Gebäude war sehr solid aufgeführt, und deßwegen ließ sich annehmen, daß die Wilden kaum im Stande sein würden, es nieder zu reißen; das jedoch lag nahe, daß sie das Haus in Brand stecken würden. Es hatte seit mehreren Tagen nicht geregnet und in Folge davon war das Holzwerk trocken wie Zunder; dazu war Heu aufgespeichert im angebauten Schuppen, nebst anderen brennbaren Stoffen, und die Belagerten würden kaum im Stande sein, das Feuer zu bekämpfen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, von den Indianern erschossen zu werden.

Das Wasser des Flusses, das gerade unter dem kleinen Fenster vorüberrauschte, schien ihrer Noth zu spotten. Krank vor Aufregung legte sie das schlafende Schwesterlein zu Bette, öffnete behutsam das Fenster und blickte hinaus in die kühle Nacht. Es war Alles still, nur die Frösche krächzten unaufhörlich. Das große Mühlrad regte sich nicht. Auf dem Wasser lag der Schatten der Mühle wie ein großer, schwarzer Fleck, dessen Ränder der aufgehende Mond silberhell beleuchtete. Im zurückgeworfenen Lichte erblickte Sophie die nebelhaften Umrisse von ihres Bruders Nachen, der an einem Pfosten der Mühle befestigt war.

„Wie leicht könnte ich mich von hier aus in den Nachen schwingen," dachte Sophie. „Der Vater hat ja gesagt, daß die Frauen auf diese Weise entfliehen sollen, wenn es zum Schlimmsten kommt. Lieber, guter Vater! Er hält mich für feig und ließ mich nicht dabei bleiben, als sie die Gewehre luden. Ich schäme mich vor mir selber. Aber jetzt begreife ich Vater Thesselmacher's Frage, die ich vorigen Sonntag nicht beantworten konnte: 'Was verstehst du unter der göttlichen Vorsehung?' Wie tröstlich ist es doch, denken zu dürfen, daß ein allmächtiger und allgegenwärtiger Gott immer und allenthalben über uns wacht. O, daß er doch jetzt für uns sorgen möchte!"

Gerade in diesem Augenblick fing unten an der Thüre das Gepolter an, und bleich und zitternd vor Schrecken kam Margot die Treppe heraufgestürzt.

„Jetzt sind sie da, Sophie," sagte sie, „und ihrer mehr als Vater annahm. Mehr denn zwanzig habe ich gezählt, als ich durch die Luke schaute. Vater und Fritz können sie unmöglich vertreiben, und sie werden uns wohl die Mühle anstecken. O, könnten wir doch Nachricht in's Fort schicken, daß uns Soldaten zu Hülfe kämen. Aber damit ist es vorbei und wir werden Alle elendiglich umkommen.

Sophie, obgleich noch immer blaß, war ruhig geworden. „Margot," sagte sie mit fester Stimme, „es muß unter allen Umständen Nachricht nach dem Fort geschickt werden und ich — ich will der Bote sein!"

„Du! Was?" und für einen Augenblick vergaß Margot alles Andere vor lauter Erstaunen.

„Ich werde mich hinunter lassen in Fritzen's Boot und an's Ufer rudern, und du mußt mich begleiten, um das Fahrzeug zurück zu bringen. Zittere nur nicht so; es ist wenig Gefahr dabei, denn die Feinde scheinen alle auf der andern Seite des Hauses zu sein."

„Aber bis zum Fort ist es beinahe zwei Meilen, und selbst wenn du ungefährdet das Ufer erreichtest, wie wäre es dir möglich, den weiten Weg zurückzulegen und zeitig Hülfe zu schaffen?"

„O, ich werde nicht zu Fuß gehen, ich werde reiten; du weißt, unser guter Schwarz läuft wie der Wind."

„Schwarz! Wie — dem wilden, launischen Füllen wolltest du dich anvertrauen?"

„Gewiß! Wir verstehen einander ganz wohl. Manches Zuckerbrod und manchen Apfel habe ich ihm verabreicht, und bin ich nur einmal draußen auf dem Weideplatz, so wird ein einziger, leiser Pfiff ihn herbeischaffen. Doch höre nur, wie die Wilden brüllen! Wir haben fürwahr keine Zeit zu verlieren. Rasch, Margot! Tritt leise auf den Fensterrand! Jetzt in den Nachen! Husch! keinen Lärm, fein vorsichtig und bleibe im Schatten!"

Keuchend vor Anstrengung gelangten die Mädchen in den Nachen. Sophie ergriff die Ruder, und in aller Stille ging's hinüber an's andere Ufer. Ihre Flucht blieb unbemerkt, denn der

Feind versuchte gerade einen vereinten Angriff auf die feste Hausthüre.

In wenigen Augenblicken waren sie drüben und Sophie sprang an's Ufer.

„Nun rasch zurück, Margot," flüsterte sie, „und verhalte dich ja möglichst ruhig. Binde auch den Nachen wieder an seinen Ort, denn ihr möchtet ihn etwa gebrauchen dürfen, was Gott gnädigst verhüten wolle! Und nun lebe wohl!" Einen Augenblick darauf verschwand Sophie im Dunkel der Nacht. Unter leisem Seufzen ruderte Margot zurück, befestigte den Nachen, stieg in's Haus und erzählte den staunenden Eltern das gewagte Unternehmen der Schwester.

Von düstern Schatten umgeben und zahllosen unbekannten Gefahren erarbeitete sich unterdessen Sophie ihren Weg durch hohes Rohrdicicht und thauige Farrenkräuter hindurch bis hin zur Stelle, wo Schwarz, das Lieblingspferd, auf der Weide war. Sie wußte nicht genau, wo sie ihn finden würde; aber während sie auf's Gerathewohl dahin und dorthin eilte, entdeckte sie plötzlich seine graziöse, pechschwarze Gestalt in einer vom Monde hellbeschienenen Richtung. Er wieherte laut auf vor Freude, als er sie bemerkte, und obgleich er die Mähne schüttelte und mit dem Fuße stampfte, ließ er sie willig aufsitzen und auf den Weg am Waldessaum nach dem Fort hin leiten.

In Sophien's Herz kehrte neue Hoffnung ein, als sie pfeilgeschwind über Stock und Steine dahinsausten. In der Ferne ließ die Eule ihre melancholische Stimme hören, und aus dem Dicicht drang hin und wieder das Geheul eines Wolfes hervor. Der Fluß begleitete sie mit seinem monotonen Gemurmel und in den Zweigen flüsterte der Nachtwind. So oft sie nur konnte, schaute Sophie zurück, ob sie nicht Feuerschein von der Mühle her entdecke, und seufzte dann aus vollem Herzen: Gott sei Dank, noch immer sind die Indianer nicht in der Mühle.

Endlich stiegen die Umrisse der Fortmauern vor ihr empor, und der Ruf der Wache: „Wer da?" ertönte an ihr Ohr.

Von dem, was dann weiter erfolgte, wußte Sophie nie Genaueres zu erzählen. Nur eine dunkle Erinnerung war ihr geblieben, daß sie erstaunten Zuhörern von dem Angriff auf die Mühle berichtete, daß sie um Hülfe bat, daß es dann dunkel um sie wurde und mitleidige Arme sie vom Pferde nahmen.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, sah sie das blasse, müde und doch glückliche Gesicht ihrer Mutter über sich gebeugt, während die kleine Anneke am Fußende des Bettes in süßem Schlummer lag.

„Mutter," sagte Sophie mit leiser Stimme, „seid ihr alle gerettet, Vater, Fritz und Alle?"

„Alle gerettet, mein tapferes Kind," sagte Frau Herder, indem sie ihrer Tochter einen Kuß auf die bleiche Wange drückte, „Gott sei Dank, Alle gerettet! Die Soldaten kamen gerade zur rechten Zeit, unsere Munition war am Ausgehen und dem Feinde war es gelungen, die Thüre in Brand zu setzen, als wir die ermunternden Zurufe unserer Befreier hörten."

„Aber die Mühle ist doch nicht verbrannt?"

„O nein! Nachdem die Wilden vertrieben waren, wurde das Feuer schnell gelöscht. Aber ich schaudere beim Gedanken an das, was geschehen wäre, wenn wir nicht Hülfe erlangt hätten."

„O, mein Kind, wie viel verdanken wir dir, die wir für so schwach und muthlos hielten! Wie hast du's nur fertig gebracht, dich so tapfer zu erweisen?"

„Ich that es nicht allein, liebe Mutter. Ich hatte Hülfe von Oben," sagte Sophie leise. Und Mutter, wenn ich wieder zur Sonntagschule gehe, werde ich ganz gewiß den lieben Vater Thesselmacher die Frage beantworten können: „Kind, was verstehst du unter der göttlichen Vorsehung?"

Die cyprischen Alterthümer in dem Metropolitan Museum, Central-Park, New York. (Cesnola Collection.)

Für Haus und Herd von A. Gäbelein.

Im nordöstlichen Theile des berühmten Central-Parkes steht auf einer kleinen Anhöhe ein Denkmal alter egyptischer Kunst, die Obelisk. Unmittelbar vor dieser alten Säule sieht man ein großes Gebäude, ein Erzeugniß der modernen Baukunst, in dessen Inneren viele kostbare, alte Gegenstände von Völkern der grauen Vorzeit aufbewahrt sind, die den Obelisk an Alter und Werth nicht nachstehen. Obean steht die Sammlung cyprischer Alterthümer, ausgegraben und zusammengestellt von General du Cesnola. Kein anderes Museum der Welt



kann sich einer solchen Sammlung rühmen, die so viel Licht auf den Ursprung und die Entwicklung griechischer Civilisation wirft.

Cyprus ist eine fruchtbare, geschichtliche Insel in der nordöstlichen Ecke des mittelländischen Meeres. Die ältesten Geschichtsschreiber erwähnen dieses Eiland. Cypern wurde in uralter Zeit von den Söhnen Javan's bewohnt (1 Mos. 10. 4). Den Hebräern war sie bekannt unter dem Namen Chittim, die alten Dichter nennen sie Aptrodisia, Makaria Paptos ꝛc. In verschiedenen Theilen des alten Testamentes ist von ihr die Rede; ebenfalls in Egyptens alten Schriften, im Homer und auf den babylonischen Cylindern und Ziegeln ist ihr Name nicht unbekannt. Die Insel stand unter sehr vielen Herren. Zu Mosis Zeit war Cypern Egypten tributpflichtig. Dann folgten, gar oft nach den blutigsten Kriegen, verschiedene Herrscher. Assyrer, Perser, Meder, Alexander, Römer, Byzantiner, Genuesen, Venetianer, Türken und zuletzt die Engländer. Die Länge der Insel ist 140 Meilen, der Flächeninhalt ca. 3600 Quadratmeilen. Die Bevölkerung beträgt zweihundert tausend Seelen. Zwei Drittel sind Christen der griechischen Kirche und ein Drittel Türken. Der einzige Handelsplatz ist Larnaca, das alte Citium. Hier wohnen die Gesandten fremder Länder mit ihrem Gefolge. England, Deutschland, Italien, Rußland und Amerika sind daselbst vertreten. Hier landete am 25. Dezember 1865 der amerikanische Consul Cesnola, dem die Alterthumskunde viel zu verdanken hat.



Gräber zu Larnaca.

Seine Lebensgeschichte ist die eines Abenteuerers. Louis Palma di Cesnola wurde am 29. Juli 1832 in Turin geboren. Seine Erziehung erhielt er in einer italienischen Militär-Akademie, die er in 1848 verließ, um im österreichischen Kriege zu dienen. Er machte auch den Krimkrieg mit und kam in 1860 nach New York, um da sein Glück zu versuchen. Für eine geraume Zeit gab er Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, als aber der Bürgerkrieg ausbrach, ergriff er wieder das Schwert und wurde bald General. Eine der letzten Amtshandlungen von Abraham Lincoln war, General di Cesnola zum Consul über Cypern zu ernennen.

Seine Ankunft auf Cypern war nicht sehr angenehm. Da er als Consul wenige oder gar keine Geschäfte zu verrichten hatte, so begann er sofort mit Ausgrabungen. Zuerst durchsuchte er die zahlreichen Grüfte in der Nähe von Larnaca, fand jedoch wenige Gegenstände von Bedeutung. Eines Tages ließ plötzlich der Gouverneur Osdenabeffendi zwei seiner Arbeiter arretiren und in's Gefängniß werfen, indem er erklärte, es dürfe Niemand Ausgrabungen machen, ohne eine besondere Erlaubniß vom Sultan zu haben. Cesnola war somit gezwungen, seine Ausgrabungen einzustellen. Es entstanden nun verschiedene Feindseligkeiten, die damit endeten, daß der General nach Constantinopel reiste und bei dem Sultan Protest einlegte. Der Gouverneur wurde abgesetzt und Cesnola erhielt die Erlaubniß des Sultans, die ganze Insel zu durchgraben. Er war nun von aller türkischen Einmischung befreit und konnte sich ganz den Ausgrabungen widmen, was er denn auch that.

Seine ersten erfolgreichen Ausgrabungen machte er bei Dali, dem alten Idalium, so berühmt in der griechischen Göttersage. Ein gewisser Graf von Rogué hatte schon hier verschiedene Entdeckungen gemacht, und das Gerücht verbreitet, es sei nichts mehr zu finden.

Glücklicherweise glaubte Cesnola nicht diesen Berichten, sonst wären die Schätze alter Zeiten noch immer begraben. Zuerst verwandte er einige Wochen dazu, das Feld zu überschauen und erhielt die Ueberzeugung, daß nicht weit von der Stadt ein großer Begräbnißplatz sei, der noch nie untersucht wurde. Nun ging es auf's Großartigste an die Arbeit, nahezu zweihundert Mann ergriffen Hacke und Spaten, und siehe, seine Vermuthungen waren nicht falsch. Eine Gruft nach der anderen wurde erschlossen, die Ueberreste eines Geschlechtes, welches 2500 Jahre vor Christo gelebt hatte, bloß gelegt, und eine große Anzahl Vasen, Lampen, Schüsseln, Krüge, Töpfe u. s. w. ausgegraben.

Es waren eigentlich zwei Begräbnißplätze, die er entdeckt hatte, einen über den anderen.



Sarcophag von Golgoi.

Er öffnete über 27,500 Grüfte und fand viele werthvolle Gegenstände der alten Phönicier, die von der Geschicklichkeit dieses Volkes zeugen. Im Metropolitan Museum sind viele tausend Exemplare aus diesen alten Grüften aufbewahrt.

Ungefähr sieben Meilen von Dali liegt das Dorf Athieno. In der Nähe von Athieno lag das alte Golgoi, so verrufen wegen den schändlichen Aptrodite Dienst. Hier scheint eine griechische Colonie bestanden zu haben. Cesnola stellte auch hier öfters Versuche an, jedoch ohne wenig Erfolg, bis er schließlich wieder auf einen Begräbnißplatz stieß. Der werthvollste Fund war hier ein Sarcophag (Steinsarg) auf dessen nähere Beschreibung wir uns nicht einlassen können.

Eine sehr kurze Strecke von diesem Begräbnißplatz hatte der bereits genannte französische Graf einige feine Bildsäulen gefunden. Der Platz war jetzt angebaut und Cesnola notirte sich denselben einstweilen, um später daselbst graben zu lassen. In 1870 sandte er einige Arbeiter dorthin und befahl ihnen Ausgrabungen zu machen. Eine Woche verging, ohne daß er etwas von ihnen hörte, bis eines Morgens ein Bote zu ihm kam, mit der Nachricht, die Arbeiter hätten einen großen steinernen Kopf gefunden. Er konnte nicht sofort hingehen, um den Fund zu beschauen. Gegen Mitternacht kamen noch etliche Boten, die berichteten, daß die ganze Bevölkerung die Arbeiter überfallen hätte, und wunderbare Gegenstände fortschleppte. Der General war nun gezwungen zu gehen, und machte sich sofort auf den Weg. Sein gebieterisches Auftreten verscheuchte die Eingebornen. Der colossale Kopf wurde nach Lanaca gebracht. Merkwürdigerweise fand man nichts als diesen Kopf von der großen Bildsäule.

Die fortgesetzten Ausgrabungen an diesem Ort ergaben als Resultat 32 Bildsäulen und eine große Anzahl Bruchstücke. Die Bildsäulen von Golgoi, welche alle im Central-Park Museum zu sehen sind, stellen meistentheils cyprische Würdenträger vor. Cesnola erwarb hierauf einen großen Theil des umliegenden Landes für einen billigen Preis. Seine nächste Entdeckung auf diesem Felde war der Tempel von Golgoi, und eine noch größere Anzahl von Bildsäulen in egyptischer, assyrischer und griechischer Tracht, nebst vielen Tafeln mit alten Schriften bedeckt, wurden ausgegraben.

Wie und wann dieser Tempel zerstört wurde, ist unbekannt. Höchst wahrscheinlich durch ein großes Erdbeben oder vulkanische Ausbrüche.



Kopf von Golgoi.

Die aufgefundenen Bildsäulen sind sehr lehrreich und werfen viel Licht auf Dinge von historischem Werthe.

Die nächst folgende Abbildung stellt einen cyprischen Priester dar. Die Höhe dieser Bildsäule beträgt sieben Fuß und acht Zoll. Sie ist ein wirkliches Kunstwerk. Man betrachte nur die Gesichtszüge, die Falten des Kleides; wie ausgezeichnet gearbeitet!

Als die Sammlung fertig war und in Larnaca sich befand, erregte dieselbe großes Aufsehen. Napoleon der dritte wollte sie erwerben



Statue eines Priesters von Golgoi.

für den Louvre und zwar unmittelbar vor der Kriegserklärung. Auch St. Petersburg bewarb sich um dieselbe. Cesnola wurde schließlich willig, sie nach London zu senden. Als er aber daran ging, die Sammlung zu verpacken, kam ein türkischer Pascha zu ihm und sagte, er habe eine Depesche von Constantinopel erhalten, daß es dem amerikanischen Consul nicht erlaubt sei, irgend welche Alterthümer zu verschiffen. Da aber Cesnola auch als Consul von Rußland auf Cypern angestellt war, so versandte er einfach seine Schätze nicht als amerikanischer, sondern als russischer Consul. Moral: „Der Yankee ist schlauer als der Türke!"

Cesnola war noch nicht zufrieden mit seinen Erfolgen. In 1872 unternahm er mit einem treuen Diener eine Reise nach der Südwest-Küste der Insel, wo die alte Stadt Curium liegt. Auch hier waren schon vor zehn Jahren Ausgrabungsversuche gemacht — doch wurde Nichts gefunden. Cesnola war wieder der Glückliche.

Er entdeckte eine große Höhle mit langen Galerien und vielen Unterabtheilungen. Nachdem der hinderliche Schutt hinweggeräumt war, entließ er alle seine Arbeiter und durchsuchte mit einem Vertrauten die unterirdische Schatzkammer. Der erste gefundene Gegenstand war ein Paar Armbänder von solidem Golde. Doch werthvoller als das Gold war eine Inschrift in cyprischen Schriftzeichen auf denselben. Diese Inschrift ist wie folgt: E: TE: A: DO: RO: TO: PA: PO: BA: SI: LE: O: S: In griechisch: *Ετεα(ν)δρου το(υ) παφο(υ) βασιλεως* — auf deutsch: (Das Eigenthum) von Eteandros, König von Paphros.



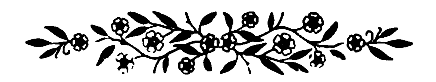
Armspange von König Eteandros.

Dieser König lebte nach gewissen assyrischen Keilschriften 700 Jahre vor Christi Geburt.

Cesnola förderte eine große Anzahl werthvolle Gegenstände an's Tageslicht. Es ist unmöglich, in einer so kurzen Abhandlung in Einzelnheiten zu gehen. Armbänder, Fingerringe, Ohrgehänge, Vasen, Münzen und viele andere Dinge kamen zum Vorschein.

Ohne Zweifel liegen auf Cypern noch viele Schätze in der Mutter Erde begraben. Diese Ausgrabungen werfen auch viel Licht auf biblische Gegenstände.

Kein Besucher von New York sollte versäumen, diese Sammlung zu betrachten.



Auf und Nieder.

Eine Lebensgeschichte aus Amerika. Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

III.

„Wollt ihr zagen, wollt ihr weilen?
Wollt ihr ohne Kampf die Kron'?
Will's der Sünder besser haben,
Als des Menschen reiner Sohn?"
Albert Zeller.

„Ich glaube, ich habe heute meine Jugend für immer von mir abgestreift," hatte Paul Foster zu Frau Forbes gesagt, und die nächsten sechs Wochen schienen diesen Ausspruch zu bestätigen; denn obwohl er nur durch verhältnißmäßig schwache Bande an sein Vaterland geknüpft war und wenig Vorbereitungen zu seiner Reise zu treffen hatte, so brachte ihm doch jeder Tag mehr Arbeit und schmerzlichere Gemüthsbewegungen, als sein Vorgänger.

Die nächtlichen Stunden verwendete er theilweise dazu, Illustrationen zu einem Buche zu entwerfen, um die Mittel zu einem Besuche in Tompkinsville und W— zu erwerben.

„Ich kann nicht über den Ocean segeln, wenn ich nicht vorher meine Heimath noch einmal gesehen habe," sagte er zu Frau Forbes, und in seiner Stimme lag etwas, das einem Seufzer glich.

Sie wußte, was er meinte. Sie wußte, daß er an die beiden einsamen Gräber dachte, wenn er von der Heimath seiner Kindheit sprach,—an die Gräber, aus denen kein Gruß des Willkommens zu ihm herauftönen konnte.

Und Paul wußte es auch; aber sein Herz verlangte mit ungestümer Sehnsucht nach der kleinen Wallfahrt.

„Es wird ein Vergnügen für mich sein," sagte er, „die Gebirgsluft wieder athmen zu können, den Wind wieder rauschen zu hören, die Berge wieder zu sehen, am Ufer des See's wieder hin und her zu gehen, und —"

Er brach plötzlich ab, denn das tiefe Sehnen seines Herzens, die Frage, ob er alles so wiederfinden werde, wie er es vor langen Jahren verlassen, vermochte er nicht in Worte zu kleiden. Er verlor sich in Gedanken und bemerkte es nicht, daß Frau Forbes das Zimmer verlassen hatte, und daß die schlafende Katze, die schnurrend zu seinen Füßen lag, seine einzige Gesellschaft war.

In den letzten Tagen des Oktobers trat er seine Pilgerfahrt an, früher war es ihm nicht möglich gewesen, weil er sein großes Gemälde für die Ausstellung erst fertig haben mußte, und ein anderes kleines Bild auch.

Er sagte Frau Forbes, daß er in einer Woche zurück zu sein gedenke; aber schon am fünften Tage vernahm die verwunderte Frau den ihr bekannten Fußtritt wieder in der Hausflur und gleich darauf auch den Zuruf:

„Ich bin zurück, Frau Forbes."

„So bald schon?" fragte sie; „es ist doch nichts passirt?"

„O nein, gar nichts, ich habe die Sache nur schneller abgemacht, als ich vorher geglaubt," entgegnete Paul.

Er sprach wie gewöhnlich, und doch glaubte Frau Forbes eine gewisse Täuschung aus seinen Worten heraus lesen zu dürfen, die sie voraus gesehen; denn sie hatte kein Vertrauen zu dem ganzen Plane gehabt. Sie hatte nicht Unrecht. Den See und die Berge um W— hatte er zwar unverändert gefunden, alles Andere aber so ganz anders, daß er sich sogar vergeblich nach dem Epheu umrankten Häuschen umgesehen, in welchem er geboren war. Die Menschen und ihre Beschäftigungen und Verhältnisse hatten den wunderbaren Einfluß der Zeit in einer Weise erfahren, die Paul wahrhaft verwirrte. Nichts, gar nichts war so, wie er gedacht; nur die Natur war unverändert dieselbe.

Den alten Phil fand er nach langem Suchen in der Dorfschenke, als einen gebrechlichen, halbkindischen Greis, der von jener Fahrt über das Gebirge kaum eine schwache Erinnerung hatte.

Er stieg den Bergpfad hinan zu dem braunen Hause auf der Höhe, in welchem seine Mutter ihre Kindheit verlebt, um die alte Tante derselben, seine einzige Verwandte zu begrüßen. Sie war vor einem Jahre gestorben. Als er nach einem Spinnrad und Schaukelstuhl fragte, machte die jetzige Besitzerin des Hauses ein verdrießliches Gesicht, sagte mürrisch, daß sie davon nichts wisse und schlug die Hausthür zu.

Vor dem Hause der Frau Jones fand er einen ihm fremden Mann mit Holzspalten beschäftigt, welcher ihm in unfreundlicher Weise sagte, Frau Jones sei vor langen Jahren in eine andere Gegend des Landes gezogen; die Jahreszahl könne er nicht berichten, er sei kein Rechenmeister. Dann ging er pfeifend zu seiner Arbeit zurück und schenkte Paul keine weitere Beachtung.

Der wohlwollende, menschenfreundliche Dr. Miller war der einzige, der ihn mit warmem Händedruck und herzlichen Worten begrüßte. Zwar fand er verschiedene Leute, welche sich nach vollbrachter Tagesarbeit Abends am Kaminfeuer in der Schenke versammelten, die noch Enoch und Hester und selbst den kleinen Paul gekannt hatten; aber der große Paul, der als ein junger Herr vor ihnen stand, war ihnen fremd und flößte ihnen kein Interesse ein.

Der kleine Dammhügel in der Ecke, welche das Flüßchen bildete, war noch da; aber er war so von Gestrüpp bewachsen, daß Paul ihn erst suchen mußte. Von den Blumen, welche er und sein Vater mit liebreicher Sorgfalt gepflanzt, war keine Spur mehr vorhanden; Unkraut und Buschwerk hatten die zarten Pflanzen überwuchert und erstickt.

Paul wendete die Nachmittagsstunden dazu an, den Platz zu säubern. „Es kommt nichts darauf an," so tröstete er sich bei der freiwillig übernommenen Arbeit, „ob Blumen hier blühen oder ob Unkraut hier wuchert; nein, es kommt nichts darauf an!"

Er seufzte doch unbewußt, denn was er sich auch vorspiegelte, um das wehe Gefühl des Herzens zu stillen, es wäre ihm doch lieber gewesen, sich den Platz von der Sonne bestrahlt denken zu können, zu wissen, daß im Frühling die ersten Veilchen hier dufteten, im Sommer die Blumen erblühten, die Vögel sangen und die Insekten schwirrten; daß der Herbst seine bunten Blätter hier verstreue und der Winter seine schneeige Decke über den lieben Fleck Erde breite.

Nein, es war nichts in und um W—, das ihn festhielt, deßhalb trat er schon am folgenden Tage die Reise nach Tompkinsville an. Aber ach! Dieser

Besuch war noch schmerzlicher. Die Zeit seiner Abwesenheit von Tompkinsville trug ein neueres Datum; wie hätte er ahnen können, daß er sich in den ihm so bekannten Straßen so fremd, so herzkrank fühlen würde, wie er es nun that! Wie die scharfe, von Frost durchhauchte Dämmerung sich über einen sonnig hellen Herbsttag legt, so legte sich das Gefühl der Vereinsamung und des Fremdseins über die herzliche Freude, mit welcher er bei seinem Herannahen an die Stadt die ersten Fabrikschornsteine und die kleine Bucht begrüßt und an das freundliche Willkommen gedacht hatte, das ihm von alten Freunden und Bekannten zu Theil werden würde.

Frau Blake und zwei oder drei Fabrikarbeiter zeigten sich unverändert, aber die Uebrigen waren ihm fremd. Herrn Gray vermißte er schmerzlich, und das Oeffnen der alten blauen Kiste, das Auseinanderfalten der alten, bekannten Kleidungsstücke war eine traurige, herzbewegliche Arbeit.

„Fast könnte ich wünschen, nicht gekommen zu sein,“ dachte er, als er am folgenden Tage am Bahnhofe stand und auf die Ankunft des Zuges harrte, mit welchem er zurückfahren wollte. Ach ja, es war sehr schmerzlich, sehr traurig, alles so verändert, so ganz anders zu finden, als er geahnt; in Tompkinsville sowohl, als in W—. Selbst der kahle Bergabhang, an welchem das Grab seines Vaters einsam gelegen, hatte ein anderes Ansehen gewonnen. Er war von Gräbern überdeckt.

Paul fuhr die ganze Nacht hindurch; er fühlte keine Ermüdung. Der Mond schien hell und klar. Wenn er von seinem Platz im Wagen durch das Seitenfenster blickte, dann meinte er durch ein Feenland zu schweben. Er dachte nicht daran, daß sich der Wagen fortbewegte, er war sich nur bewußt, wie er mit der Schnelligkeit eines Vogels an einem wunderbar schönen, sich unaufhaltsam entrollenden Panorama vorüberflog; daß gespenstische Ulmen, knorrige Eichen, hohe Waldbäume, schlanke, verzaubert aussehende Tannen, ihre kräftigen Zweige flehentlich nach ihm auszustrecken schienen. Auch an Flüssen fehlte es nicht. Anmuthig, wie ein silbernes Band, schlangen sie sich durch den Wiesengrund; ihre Wellen glitzerten im Mondenschein und erschienen Paul wie tanzende Nymphen. Hohe Berge streckten ihre Häupter dem Himmel entgegen und sahen in der magischen Beleuchtung wie dunkle Wolkenschichten aus.

Unbeachtet brauste der Zug an Städten und Dörfern vorüber. Das schwache Echo eines schrillen, unharmonischen Pfiffes war das einzige Zeichen, das er von seiner Gegenwart zurückließ. Ruhig und friedvoll sah der Mond auf die immer wechselnde Scene nieder. Er lächelte freundlich, gleichsam mitleidig über die thörichte Erde und ihre Unruhe und Hast.

„So,“ dachte Paul, „sieht unser himmlischer Vater nieder, so lächelt er über seine Kinder, die sich von der unruhigen Fluth des irdischen Lebens zu gleicher Ruhelosigkeit forttreiben lassen; so, gerade so, will er bei mir und mit mir sein. Wie der Mond seine lichten Strahlen in die dunkelsten Ritzen und über die schärfsten Spitzen des sich meilenweit hinziehenden Felsengeklüftes scheinen läßt, so will mein himmlischer Vater in meine dunkelsten und trübsten Tage sein Licht senden; wenn ich es nur erkennen kann.“

Wie ein ermüdetes Kind in der leisen Bewegung der Mutterarme zur Ruhe kommt, so fühlte sich Paul beruhigt und voll Friedens, als er hinaus blickte in die Natur, die sich mit Muttergüte unsern Stimmungen anpaßt und uns anspricht, wenn wir sie suchen. Das tiefe Sehnen nach freundschaftlichen, liebreichen Banden, das Heimweh nach Vater und Mutter, welches Paul's Herz so wund gemacht, war auf einmal gestillt. Der Mond konnte ihm keinen Frieden bringen, die Sterne und die Bergeshöhen, die rauschenden Baumwipfel und der murmelnde Fluß auch nicht, aber dies alles vermittelte ihm den süßen Trost und Frieden, welcher ihn jetzt erfüllte. Er konnte lächeln, lächeln selbst bei dem Gedanken an die einsamen Gräber und die alte blaue Kiste, — die einzige Erbschaft, die ihm Vater und Mutter an den Orten hinterlassen, welche er seine Heimat nannte. Tiefer, inniger, stärker als je zuvor, empfand er es in dieser mondhellen Nacht, daß die vertrauensvollen Worte seines sterbenden Vaters: „Ein Vater der Vaterlosen,“ und der oft wiederholte Ausspruch seiner Mutter: „Ein Gott der Liebe,“ ein reicheres, begehrenswertheres Erbe waren, als Gold und großartige Besitzungen.

„Paulus, ein Knecht Jesu Christi.“

„Es war doch eine köstliche Weise, meinen Namen zu wählen,“ dachte Paul. Er glaubte es zu sehen, das dürftige Gemach; er glaubte sie zu sehen, seine zarte, sanfte Mutter, und den starken, kräftigen Mann, seinen Vater, und sich selbst, einen hülflosen Säugling, und er glaubte tief innerlich die Gewißheit zu empfinden, daß das Gebet um seine Heiligung, von Vater und Mutter in jener Stunde gesprochen, seine Anwartschaft auf das himmlische Erbtheil besiegelt habe. Denn tief in seinem Herzen vernahm er die Verheißung: „Gottes Erben und Miterben Christi.“

„Das Kreuz Jesu Christi!—Wenn ich zu diesem aufblicke,“ dachte Paul, „dann mag die Welt rauschen und sich drängen, dann mögen Spekulationen und Theorien lärmen und schreien und sich breit machen und alles mit sich fortreißen; ich habe nichts zu thun, als—mich an dieses Kreuz zu klammern.“

So kam es, daß Frau Forbes bei Paul's Zurückkunft dachte: „Er ist noch ernster und stiller geworden, als er war.“

Ja, er war vielleicht auch trauriger und—doch viel reicher geworden.

Habt ihr wohl beachtet, daß uns die erste große Freude und der erste große Schmerz unseres Lebens ganz besonders bewegt? Welch ein Schmerz uns in späteren Jahren auch treffen, wie er uns vereinsamen mag, es ist doch die erste Lücke in unserm Hause, der erste, leere Sitz an unserm Tische, die erste Stimme, die für immer verstummt, was uns die schmerzlichsten Thränen auspreßt.

Unbewußt und ohne uns klar darüber zu werden, beugen wir uns alle vor diesem Anspruche des Ersten —alle, von dem König auf seinem Throne an, welcher Scepter und Krone in Gedanken seinem Erstgebornen zu Füßen legt, bis zu dem niedrigen Bauer, der mit liebreicher Bewunderung und mit nie endendem Entzücken die schwankenden Schritte seines ersten Kindes betrachtet. Und es ist recht so. Mögen König und Bauer alle späteren Kinder, die ihnen noch geschenkt werden, mit gleicher Liebe aufnehmen und umfangen, es war doch das erstgeborene, das die Vatergefühle in ihren Herzen erweckte. Wenn wir aus dieser höchsten Region des Gefühlslebens hinunter steigen zu niederen Formen, so finden wir dasselbe. Das erste Blümchen, welches der frühe Lenz uns beut, begrüßen wir mit einem Lächeln, das uns selbst die Königin der Sommerblumen nicht zu entlocken vermag, und was wir bei der ersten Arbeit unserer Hände, unseres Herzens, unseres Kopfes fühlen, das fühlen wir bei keiner späteren Arbeit, und wenn sie auch größer und werthvoller ist. Paul empfand dies dunkel, als er zu später Stunde an einem nebligen Novemberabend nach dem Gebäude der Kunstausstellung ging, in des-

sen Räumen zum ersten Male ein Gemälde von seiner Hand Platz gefunden hatte.

„Wer es wohl ansieht!“ fragte er sich, als er an die vielen Gemälde dachte, welche an derselben Wand mit dem seinigen hingen, und denen der Stempel von Meisterhänden aufgedrückt war. An einer Straßenecke blieb er stehen und versuchte es, im Scheine einer Gaslampe noch einmal wieder zu lesen, was Herr Gray ihm in Bezug auf nicht geschätzte Arbeiten geschrieben, und was er wohl schon ein Dutzend Mal gelesen hatte.

Seine Aufregung an diesem Abend hatte noch einen zweiten Grund; er wußte, daß Agnes Murray bei der Eröffnung der Kunstausstellung zugegen sein werde.

„Ob ihr sein Bild wohl gefiel?“—Sein Herz schlug noch lauter und heftiger als zuvor. Er dachte auch an das andere, kleinere Bid, welches er gemalt hatte, seit er von ihr geschieden war. Mit welcher Liebe und Freude hatte er die Farben aufgetragen und den Wiederschein des wolkenlosen Himmels auf den einsamen Felsen und die Blume fallen lassen!

Es war vielleicht sehr thöricht, aber Paul hatte sich vorgenommen, aus ihrem Benehmen an diesem Abend feststellen zu wollen, ob sie Neigung für ihn habe oder nicht. Immer und immer wieder hatte er gesagt: „Sie liebt mich nicht, und sie kann mich nicht lieben,“ und dennoch suchte er ein äußeres Zeichen, um gewiß zu sein.

Die Galerien waren noch nicht gefüllt, als er eintrat; es wurde ihm leicht, sein Bild zu finden, das ihm geringer und unbedeutender vorkam, als je. „Niemand wird es ansehen,“ dachte er, als er sich abwendete, aber seine Besorgniß verschwand bald, denn sein kunstliebender Sinn vergaß das eigene Werk in dem großen Genuß, welchen er den Werken Anderer verdankte.

Paul irrte sich. Sein Bild zog viele Beschauer herbei. Was sie anzog, wußte vielleicht keiner zu erklären. Gegenstand und Ausführung waren einfach und ungesucht. Der Hauptreiz des Ganzen bestand in den Gedanken, welche es anregte, und in der eigentlichen Uebereinstimmung der Farben, die ihm einen Zauber lieh, welcher dem Duft glich, der die Rose umhüllt. „Ein Sommertag,“ lautete die Ueberschrift; ja, die Leinewand schien das eigenthümliche Wesen eines Augustmittags aufgefangen zu haben.

„Dies Bild könnte ‘Ruhe’ genannt worden sein,“ sagte Agnes Murray, als sie eine Stunde später vor Paul's Bilde mit ihren Freunden stand. „Haben Sie je ein Gemälde gesehen, über welchem eine solche Ruhe ausgebreitet war, wie hier?“ fuhr sie fort. „Ich möchte wissen, ob Herr Foster bei diesem Bilde an die Zeilen dachte:

„Nun ruht in Freud' gehüllt und tiefsten Frieden,
Der Himmel und die Erde, weit und breit;
Es herrscht ein Stillesein hienieden,
Das keine and're Zeit so beut.
Es halten Sabbathruhe selbst die Winde,
Des Baches Murmeln, Bienensummen nur,
Klingt, wie des Schlafes Hauch, so leis und milde.“

„Kennen Sie den Künstler, Fräulein Murray?“ fragte einer ihrer Begleiter.

„Ob ich ihn kenne? O—ja!“ entgegnete sie.

Sie hatte keine Ahnung davon, wie schwer sie ein Herz verwundete, als sie den um sie versammelten Freunden die Lebensgeschichte Paul Foster's erzählte.

Sie sprach gütig, freundlich; sie nannte ihn ihren Freund. Paul stand ganz in der Nähe, er konnte jedes Wort verstehen, und Agnes sprach sehr laut und deutlich. Es war ihm peinlich, er wünschte sich weit fort, aber er konnte diesen Wunsch nicht verwirklichen, wenn er den Kreis der Herren und Damen, welcher die Erzählerin umgab, nicht gewaltsam durchbrechen wollte.

„Er ist sehr arm,“ sagte Agnes; „sein Vater arbeitete in einer Mühle, und seine Mutter war die Tochter eines Landmannes. Aber sie muß große Liebe zu allem Schönen gehabt haben und auch richtiges Verständniß für dasselbe. Beide Eltern starben, als er noch ein Kind war und ließen ihn in völliger Armuth zurück. Mit sechzehn Jahren kam er nach New York in das Atelier meines Onkels. Dort arbeitete er bis jetzt mit einem Fleiß, der ebenso bewunderungswürdig ist, wie die Entbehrungen, welche er sich auferlegte. Mein Onkel sagt, ich hätte keine Ahnung von einem solchen Leben. Die Hälfte der Nächte wendete er an, sich auszubilden, und es ist erstaunlich, welche Kenntnisse er sich erworben hat. Man muß ihn über Musik, Poesie, Geschichte reden hören, und man wird ihn bewundern, wenn man bedenkt, daß er das Alles der eigenen Anstrengung verdankt. Nächste Woche geht er nach Europa, um in Italien einige Copien für meinen Onkel zu besorgen, und seine künstlerische Ausbildung zu vollenden. Was sagen Sie zu solcher Beharrlichkeit und Energie? Ist es nicht eine Geschichte, die zur Nachahmung auffordert?“ fragte sie, indem sie ihr erglühendes Gesicht zu dem Herrn erhob, auf dessen Arm sie sich stützte.

„O ja—gewiß—recht anerkennenswerth,“ lautete die kühle Erwiderung.

„Sagten Sie nicht, er sei noch jung?“ fragte ein bejahrter Künstler.

Agnes bejahte die Frage, und der Mann, der Pinsel und Palette fast ein halbes Jahrhundert gehandhabt hatte, trat noch einmal vor den „Sommertag.“

„Der junge Mann zeigt offenbar sehr viel Talent,“ sagte er; „sein Name wird in der Welt bekannt werden.“

„Aber Agnes,“ fragte eine Dame, deren Augen an Glanz mit ihren Juwelen wetteiferten, „nannten Sie ihn nicht Ihren Freund? Wie kommen Sie dazu?“

Paul neigte sich athemlos vorwärts, um jedes Wort zu hören.

„Wie das kommt?“ fragte Agnes. „O — ich verdanke ihm so viel; nicht nur bei meinem Zeichnen und Malen, sondern auch überhaupt. Der Verkehr mit ihm war ein geistig anregender, und —“

Sie brach plötzlich ab und sagte nichts von dem größeren Gut, das er ihr zugeführt hatte.

„Er ist so edel, so gut,“ setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Aber,“ fiel die juwelenbedeckte Dame ein, „ist er ein Gentleman?“

„Ja, gewiß,“ entgegnete Agnes bestimmt und ruhig. „Ich nenne ihn einen Gentleman aus tiefster Ueberzeugung, obwohl Sie es vielleicht nicht thun würden—ganz gewiß nicht, denn es kann vorkommen, daß er in geflickten Stiefeln und einem fadenscheinigen Rocke einhergeht.“

Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ein Geräusch entstand. Ein hochgewachsener junger Mann —nicht eben schön in den Augen dieser Versammlung —bahnte sich seinen Weg durch die Menge. Er verneigte sich tief vor Agnes, als er vorüberging, und einen Augenblick später schloß sich geräuschlos die Thür der Galerie hinter Paul Foster.

Barhäuptig stand er unten auf der Straße; der Wind war kalt und scharf, und der Nebel, welcher den ganzen Tag düster gemacht, hatte sich in Regen verwandelt, der in vollen Strömen zur Erde fiel. Paul

fühlte es nur mechanisch; er schritt die Straße hinunter, ohne etwas zu beachten. Die Uhr der benachbarten Kirche zeigte die elfte Stunde an; das unaufhörliche Jagen der Wagen, und das Geräusch in den Straßen drang wie von ferne an sein Ohr. Er vermißte es nicht, als es nach und nach geringer wurde und zuletzt ganz aufhörte. Unaufhaltsam schritt er weiter. Bald hatte er den Kern der Stadt hinter sich; der Regen fiel noch immer, der Wind heulte. Paul bemerkte es nicht.

Es währte lange, lange Zeit, bis er endlich stehen blieb und an den Rückweg dachte; lange bis er sagen konnte: „Es ist besser so; es ist naturgemäß." „Sein Vater arbeitete in der Mühle;"—welch ein Recht habe ich, ihr etwas sein zu wollen?

Wie der Herbstwind die buntgefärbten Blätter hier- und dorthin streut, so tanzten die mit Juwelen geschmückten Damen und feinen Herren, die er um Agnes versammelt gesehen hatte, vor seinen Augen hin und her. Ein plötzlicher Wechsel kam über ihn. Wer kann das menschliche Herz ergründen? Wer die Entwickelung menschlicher Neigungen begreifen, die nicht in zwei Herzen die gleiche ist? — Paul empfand plötzlich, daß da, wo vor wenigen Stunden ein tiefer nagender Schmerz, eine rebellische Auflehnung gewesen war, wo er mit so großer Bitterkeit gefühlt hatte, daß Agnes Murray zu den Reichen und Vornehmen dieser Welt gehörte, und er, der Sohn des armen Mühlenarbeiters, doch nur zu den Armen und Geringen zählte, nun plötzlich tiefe, ruhige, friedliche Glückseligkeit eingekehrt war. Sie hatte ihn „ihren Freund" genannt, sie hatte gesagt „sie verdanke ihm so viel!" Das war etwas Großes, Herrliches, der Mühe werth!

Langsam, fast erfreut, ging er zurück durch die nun stillen und verlassenen Straßen, in der stillsten und dunkelsten von den vier und zwanzig Stunden, denn es war gerade zwischen Mitternacht und dem Morgengrauen, und als er dahinschritt, sprach er zum ersten Male ihren Namen aus: — „Agnes — Agnes Murray"—, und was er dachte und fühlte, das wurde zu einem herzinnigen Gebet, das alles Gute und alles Herrliche für ihr junges Leben erflehte.

Dennoch konnte er es nicht hindern, daß eine Thräne auf das kleine Bild mit dem Felsen und der Blume fiel, als er eine Stunde später in seinem Erkerstübchen stand; und er schämte sich dieser Thräne nicht, trotz seiner jungen Mannheit. Das erste graue Dämmerlicht schimmerte eben durch das Fenster herein und milderte das Dunkel des Zimmers. Er hatte eine Kerze angezündet, um besser sehen zu können, und das Bild in den halbgepackten Reisekoffer zu legen, den er in dem sonnigen Italien erst wieder auspacken wollte.

Er schob das Bild in die leere Stelle, die er neben der Schiefertafel mit den krummen Linien gelassen hatte. Da lagen sie zusammen: — die ungeschickte Zeichnung seiner Kindheit und das Bild seines Jünglingsalters.

Er lächelte, als er auf beide nieder sah! — es war ein trauriges Lächeln; und dann fragte er sich: „Wie wird das Gemälde meiner Mannesjahre sein?"

Die kommenden Jahre konnten sie erst beantworten, diese Frage; sie allein konnten den Schleier lüften, der die Zukunft verhüllte.

Paul's Einfluß machte sich ganz in der Stille und ohne Aufsehen geltend; sanft und nachgiebig im Allgemeinen, wurde er fest und unbeweglich, wenn seine Grundsätze in Betracht kamen; er konnte nie mit Jemand verkehren, ohne gut auf denselben einzuwirken. Das erkannten seine Gefährten erst, nachdem er sie längst verlassen hatte. Der gute Same, den er durch Beispiel und Wort in ihre Herzen gestreut, keimte und trug Frucht, wenn es auch nur durch den Zuruf war: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Es war an einem Sonnabend; den kommenden Montag wollte das Schiff die Anker lichten, auf welchem Paul einen Platz für sich belegt hatte. Es blieb ihm deshalb nur wenig Zeit, und diese war völlig in Anspruch genommen.

Die Vormittagsstunden verbrachte er mit Herrn Gilbert, der ihm noch verschiedene Anweisungen für seine Arbeit zu geben und Geschäftsangelegenheiten mit ihm zu ordnen hatte. Paul ließ sich nicht bereden, eine größere Vorausbezahlung für die ihm übertragenen Arbeiten anzunehmen, als durchaus nöthig war, um die Kosten seiner Reise und die erste Einrichtung in Rom bestreiten zu können.

„Ich bin an das Armsein gewöhnt," sagte er, als sein Lehrherr ihm eine größere Summe aufnöthigen wollte.

Gegen das Ende seiner Verhandlungen mit Herrn Gilbert kam Herr Elliot, um ihm Glück zu der günstigen Aufnahme seines „Sommertages" zu wünschen.

„Man hat das Gemälde werth gehalten, ihm einen ganzen Paragraphen in der Morgenzeitung zu widmen und ein Käufer hat sich auch bereits gefunden."

Mit diesen Worten zählte er vor Paul eine Menge Kassenscheine auf den Tisch. Eine angenehme Unterhaltung folgte; Herr Gilbert wußte manchen gut gemeinten Rath hinein zu flechten, und Herr Elliot verstand es, Paul in jeder Weise zu ermuthigen. Mittag war längst vorüber, als die Herren gingen, und Paul eilte vergnügt durch die Straßen, denn der Verkauf seines Bildes machte es ihm möglich, einige langgenährte Wünsche zu erfüllen.

Er trat in die Werkstätte eines Steinhauers, die ihm längst bekannt war. Sie war nicht weit von dem Hause der Frau Forbes entfernt, und er war Jahre lang Morgens und Abends daran vorübergegangen, wenn er sich an seine Berufsarbeit begeben und von derselben zurückgekommen war. Oft war er zögernd stehen geblieben, um die Marmorblöcke zu betrachten, die sich unter den Händen der Arbeiter in hohe Grabmonumente, schlichte und kunstreiche Kreuze und einfache Tafeln verwandelten. So wurde es ihm jetzt nicht schwer zu finden, was er suchte — zwei einfache Gedenksteine für die Gräber seiner Heimat.

Liebkosend ließ er die Hand über ein Marmorkreuz gleiten.

„Dies soll es sein," sagte er zu dem Mann, der die Aufsicht führte und den Kauf leitete. „Es soll nichts als die Worte tragen: „Gott ist die Liebe."

Dann trat er zu einer schlichten, tafelförmigen Platte.

„Hier soll der Name meines Vaters eingegraben werden: — „Enoch Foster. Er schied um bei Christo zu sein."

Er zog aus seiner Brieftasche ein Blatt Papier hervor, schrieb den Todestag seines Vaters darauf und die beiden Adressen der Frau Blake in Tompkinsville und des Dr. Miller in W—. Diese beiden Freunde hatten ihm versprochen, die Steine setzen lassen zu wollen, falls der Verkauf seines Gemäldes ihm möglich machen werde, sie zu senden.

Nachdem dies beendigt war, ging Paul mit erleichtertem, frohem Herzen in verschiedene Läden, um noch kleine Einkäufe zu machen, und bog dann in eine enge Straße eines alten und armen Stadtviertels ein. Bald stand er vor dem Hause, das er suchte, lief die Treppe hinauf und trat, ohne zu klopfen, in ein armseliges Zimmer, in welchem er nicht fremd war.

Auf einem Strohlager, in einer Ecke desselben, lag

Magda, das lahme Mädchen, von welchem er in früheren Zeiten Veilchen gekauft, die er nicht nur mit Pfennigen, sondern auch mit einem liebreichen Lächeln bezahlt hatte.

Im Frühling war sie krank geworden. Paul hatte sie nicht mehr vor dem Portal des Hotels gefunden, wo sie Tag für Tag mit ihrem Körbchen gestanden, und er hatte nicht geruht, bis er ihre Wohnung entdeckt. Oft war er gekommen, sie zu besuchen, und er hatte es mit Augen gesehen, daß der Ausspruch des Arztes sich bewahrheiten, und daß sie keinen Winter mehr erleben werde. Bei jedem Besuche fand er das kleine Gesicht immer weißer und dünner geworden. Frau Forbes, die mütterlich für Paul sorgte, war oft unzufrieden gewesen, wenn er sich nach vollendeter Tagesarbeit noch einmal zum Ausgehen angeschickt, aber er hatte sich nicht halten lassen.

„Wenn Sie sehen könnten, wie ihr Gesicht aufleuchtet, sobald sie mich sieht, und wie glücklich sie ist, wenn ich ihr von unserm Heiland und von Gott, unserm Vater, erzähle, dann wüßten Sie, daß diese Besuche ein Ausruhen für mich sind," pflegte er bei solchen Gelegenheiten zu Frau Forbes zu sagen.

Magda kannte Paul's Schritt, wenn sie ihn auf der Treppe hörte, und ihr freundlicher Gruß flog ihm entgegen, bevor er das Zimmer betreten hatte.

„O, Herr Foster," rief sie, „ich muß Ihnen erzählen, daß ich bald bei Jesu im Himmel sein werde."

„Woher weißt du das, Magda?" fragte Paul.

„Sie sagten mir, er werde mir geben, was ich von ihm erbitte, und da bat ich ihn, und nun weiß ich, daß er mich bald zu sich nehmen wird."

Paul blickte schweigend in das strahlende Gesicht des Kindes, das mit dem Herrn Jesu gesprochen hatte. Es war ein Gesicht, welchem die Noth und das Elend ihr Gepräge aufgedrückt hatten. Mit ungekämmtem Haar lag das vernachlässigte erwachsene Kind auf seinem Strohlager—es war an und für sich kein schöner Anblick, und doch lag jetzt ein Leuchten auf dem Gesicht, das ihm eine eigene Schönheit gab. Es war eine Art Verklärung, der Abglanz jener Herrlichkeit, zu der das Kind eingehen sollte. Es hatte gebetet, mit dem Herrn gesprochen.

„Ich freue mich so, daß ich es nun weiß," sagte Magda; „ich kann nicht sagen, wie es war, aber ich glaubte die Worte zu hören: „Magda, ich komme bald."

Das Kind streckte die abgezehrten Hände Paul entgegen und fragte ihn immer wieder, ob er sich auch freue.

„Ja, ich freue mich sehr," antwortete Paul, und er dachte an das Land, in welchem es keinen Schmerz und keine Thränen mehr gibt, und in welchem Magda bald Ruhe finden sollte. Er setzte sich zu ihr und erzählte ihr die Geschichte, welche ihm seine Mutter erzählt hatte, als er noch ein Kind war, die Geschichte „von den grünen Auen und den frischen Wassern," und dann sprach er von der Glückseligkeit, welche Magda empfinden werde, wenn sie nun immer bei Christo sein dürfe, bei dem guten Hirten, welcher das „Lamm an seinem Herzen trägt."

Während Paul so zu dem Kinde sprach und die Hand desselben in der seinen hielt, hatte sich die Dämmerung herabgesenkt, und das an sich dunkle Zimmer war ganz dunkel geworden. Paul gewahrte es nicht. Er hatte das Gefühl. als ob der Herr Jesus, von welchem er sprach, in sichtbarer Gestalt in dem armseligen Zimmer weile, als ob er die warme liebreiche Hand erfasse, die der Herr, Trost und Hülfe spendend, ihm aus dem himmlischen Lande entgegenstrecke.

War es nicht so? War der Herr nicht gegenwärtig? Das Kind war eingeschlafen. Paul zog leise seine Hand zurück und legte die mitgebrachten Geschenke so hin, daß Magda sie sehen mußte, wenn sie erwachte. Mit besonderer Liebe gab er dem Bildchen die rechte Stelle, das er für sie gezeichnet. Es war der gute Hirte, der das ermüdete Lamm in seinen starken Armen hielt. Paul freute sich im Voraus, denn er wußte, daß das Kind die Bedeutung des Bildes erfassen werde.

Magda's Mutter war in das Zimmer getreten; sie kam von ihrer beendeten Tagesarbeit zurück.

„Schaffen Sie ihr jede mögliche Bequemlichkeit, und sagen Sie ihr, daß ich nicht wiederkomme, daß wir uns aber wiedersehen werden in unseres Vaters Haus," sagte Paul.

Er gab der Frau einen Kassenschein und ließ sie die Worte wiederholen, die sie dem Kinde bestellen sollte. Die Frau war bewegt, und sie wurde es noch mehr, als Paul sich zu dem Kinde hinabneigte und es küßte, denn sie wußte, daß Paul ein Gentleman war trotz seiner geflickten Stiefeln und seines fadenscheinigen Rockes. Eilig verließ er das Zimmer, das er nie mehr betreten sollte.

Er hatte noch einige Besuche zu machen. Wenige Augenblicke weilte er bei der alten Frau, von welcher er sein tägliches Frühstück gekauft, und dann wohl eine halbe Stunde bei dem Prediger der kleinen Kirche, die er während seines Aufenthaltes in New York besucht hatte. Zu Frau Murray und Agnes ging er zuletzt.

Es war ein kurzer Besuch; er wollte sich bei den Damen verabschieden, und er that es in ruhiger Weise. Kein Wort und kein Blick verrieth die Kämpfe der vergangenen Nacht, und ihre Beglückwünschungen über den Erfolg seines Gemäldes nahm er so gefaßt hin, daß Agnes ihn fast für gleichgültig hielt. Auch ihren langen, ernsten Abschiedsblick ertrug er ohne den Schatten eines Lächelns, das ihn verrathen haben könnte. Sie vermißte selbst den Zug, den sie bei ihrem ersten Begegnen in seinem Gesichte wahrgenommen, und der sie an jenem Nachmittag berührt hatte, als sie mit ihm durch den Garten nach dem einsamen Felsen mit der Blume gewandelt war. Sie freute sich, ihn nicht zu finden, und — war doch traurig darüber. Bewegt sich die menschliche Natur immer in Widersprüchen?

„Er hat seine Jugendlichkeit verloren, Mutter; er sieht so ernst aus," sagte sie, als Paul das Zimmer verlassen hatte, und ein Schatten flog über ihre Züge. Nur für einen Augenblick; neue Besuche kamen, bevor Paul noch das Haus verlassen hatte. Er zögerte einige Minuten in der Vorhalle; das bewog Benjamin, den alten Diener des Hauses, der ein freundliches Gefühl für den jungen Zeichenlehrer genährt hatte, zu fragen, ob Herr Foster noch etwas wünsche, und ob er etwas für ihn thun könne.

„Ich möchte gern noch einmal in die Bildergalerie treten," entgegnete Paul mit bewegter Stimme.

„Aber es ist fast dunkel dort," antwortete Benjamin, der sich sogleich anschickte den Weg zu zeigen.

Paul beachtete die Worte nicht, er weilte auch nicht lange in der Galerie und betrachtete auch nur das Bild des knieenden Mädchens mit den ernsten Augen, daß er trotz des herrschenden Dämmerlichts ganz deutlich sah.

Noch ein freundliches Wort zu Benjamin und dann schloß sich die Thür von Agnes Murray's Hause zum letzten Mal hinter Paul Foster. Er hatte Abschied von ihr genommen, wie eine Stunde zuvor, von der kleinen Magda. Er fühlte sich sehr ermüdet, sein Herz that ihm weh; die große Anstrengung, die es ihm gekostet, äußerlich ruhig vor Agnes zu stehen, mußte er jetzt bezahlen. Er war noch so jung und es ist

immer eine mühselige Arbeit auch für das muthigste Herz, die Luftschlösser niederzureißen, welche die Jugend aufgebaut hat.

Als er Frau Forbes Haus erreicht hatte, war er wieder ruhig geworden; sein Erkerstübchen erregte ihm einige Bänglichkeit. Es war so verödet, sah so trostlos aus. Die Skizzen, mit denen er die Wände geschmückt — lauter Zeichnungen von seiner Hand —, waren fort; das Bücherbrett war leer. Er setzte sich an das Fenster, stützte den Kopf mit der Hand und sah hinauf zum Himmel. Wie oft hatte er so gesessen und die Sterne betrachtet! Jetzt waren nur wenige zu sehen, denn der Himmel war wolkig. „Sie sind aber doch da, das weiß ich," dachte er, „und ebenso gewiß weiß ich auch, daß der Herr mir jetzt so nah ist, wie in Magda's Zimmer." Er dachte an Frau Forbes, die sich während des ganzen Tages auf ein ruhiges Beisammensein am Abend gefreut hatte, auf eine letzte Unterredung mit ihm und er stand auf, um zu ihr zu gehen. Es wurde ihm schwer, das Fenster und die schweigsame Gesellschaft der wenigen Sterne zu verlassen, die mit den schnell vorüberziehenden Wolken Verstecken spielten, bald ganz unsichtbar waren und dann einen Glanz ausstrahlten, als ob sie von keiner Wolke etwas gesehen hätten.

Er fand Frau Forbes in der jetzt immer sauber gehaltenen Küche mit ihrer Näharbeit beschäftigt. Sie zog einen Stuhl für ihn an den Tisch und begrüßte ihn mit den Worten: „Ich habe Sie erwartet."

„Ich bin zu müde, um viel zu sprechen," antwortete Paul; „darf ich lesen?"

Ihr Lächeln war die Antwort. Sie holte die Bibel von dem Kaminsims herunter.

Paul blätterte unentschlossen in derselben; er sehnte sich nach Trost, nach Ruhe, wußte, daß er beides in der Bibel finden werde, aber er war ungewiß, wo er lesen sollte.

„Haben Sie wohl beachtet," fragte er, „daß das alte und das neue Testament uns denselben Trost spendet, aber in ganz verschiedener Weise?"

Er wartete auf keine Antwort, aber er bemerkte den fragenden Blick der alten Frau und beeilte sich, ihr zu erklären, was er meinte.

„Das alte Testament stärkt mich, weil es mir Gott, unsern Vater, den allmächtigen Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde offenbart. Wenn ich an ihn denke, dann glaube ich, erhoben zu sein über meine Sorgen und Kümmernisse. Es ist etwas so Großes, so Erhabenes in dem Gedanken, daß dieser allmächtige Schöpfer und Herr an mich denkt und auf das hört, was ich ihm sage."

„Aus der Tiefe rufe ich Herr, zu dir."

Paul machte eine Pause. Er dachte an die Tiefe der Zweifel, in denen er so lange gefangen gewesen, und Frau Forbes wischte sich eine Thräne aus den Augen, denn sie erinnerte sich der dunkeln Stunden ihrer Vergangenheit. Aber Beide lächelten wieder, als Paul weiter las:

„Du erhörtest meine Stimme. Verbirge deine Ohren nicht vor meinem Seufzen und Schreien. Nahe dich zu mir, wenn ich dich anrufe, und sprich: 'Fürchte dich nicht!'"

Paul schwieg; er dachte über das Gelesene nach, bis Frau Forbes ihn unterbrach.

„Nun sagen Sie mir doch," bat sie, „wie das neue Testament tröstet."

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. — Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch."

„Da haben Sie meine Antwort. Wenn man diese Worte liest, dann fallen die eigenen Sorgen und Kümmernisse wie Schatten zurück. Finden Sie das nicht, Frau Forbes? Empfinden Sie nicht, daß die Bitterkeit des Schmerzes weicht, wenn sich auch nicht der ganze Druck verliert? Die unendliche hingebende Liebe Christi, das hohe Beispiel seines Lebens und Wandels, seines Thuns und Lassens wirkt besänftigend auf jeden Schmerz des Herzens und Geistes, und selbst auf das Weh des Leibes, wenn wir es lesen, wie die Evangelisten berichten."

Paul schlug die Bibel zu und legte sie an ihren Platz zurück.

„Ich war ermüdet, als ich zu Ihnen kam," sagte er, „nun habe ich mich geruht. Gute Nacht."

„Was ist Ihnen nur begegnet, Herr Foster?" fragte die Frau. „Sie scheinen seit gestern um viele Jahre gealtert zu sein."

Was war ihm begegnet? Was begegnet uns, wenn sich jenes Etwas in unserm Blick und in unserm Wesen zeigt, das nachdrücklicher, als es ein Datum vermag, nun aussagt: „Er ist ein Mann geworden; — sie ist kein Kind mehr." Es kommt nichts darauf an, ob wir die Frage beantworten können, oder nicht, wenn wir nur, wie Paul —

„Im Innern fühlen und nach Außen zeigen,
Daß unser Herz die Nähe Gottes ahnt.

Wenn wir nur:

In unsrer Freude auf ihn seh'n,
In unserm Schmerz zu ihm hingeh'n'
Dann fehlt uns nicht der inn're Frieden,
Bei allem, was wir thun hienieden."

Schluß folgt.

Eine Nacht im Zuchthaus zu Auburn, N. Y.

Ein Schrank von Eichenholz, hinter dessen Glasthüren ein Dutzend blankgenputzte Flintenläufe blitzten, ein Verschlag, in welchem riesige Schlüssel für eiserne Thüren, Handschellen und Pistolen hingen und ein einsamer Wächter, fast unhörbar auf und ab patroullirend und bei jeder Wendung durch die begitterten Fenster in einen umfangreichen Hof blickend, — das war Alles, was mir im ersten Augenblick auffiel, als mich Warden Lanehart eines Abends gegen zehn Uhr in das Zimmer des Hausinspektors brachte und mich dort Herrn Sam Miller mit der Bemerkung vorstellte, ich sei „verurtheilt," eine Nacht in dem Auburner Gefängniß zuzubringen.

„Sam," wie ihn Jedermann nannte, war ein

breitschulteriger Mann mit entschlossenen Zügen aber freundlichen Augen. Superintendent Baker hatte ihn kürzlich befördert und die Nachricht, daß ein Bekannter des Superintendenten alle Einzelnheiten des berühmten Gefängnisses zu sehen wünsche, stachelte ihn natürlich an, sein Bestes als Führer und Unterweiser zu thun.

Der Keeper griff nach dem riesigsten der Riesenschlüssel in dem Schranke und öffnete eine massive eiserne Thüre. Wir hörten, wie das Thor wieder mit dumpfem Geräusch in das Schloß fiel und ich wußte, daß ich für die nächste Zeit nun von der Außenwelt so vollständig abgeschieden war, als ob ich im dunklen Grabe ruhe. Wir gingen langsam und so leise wir konnten, um die Schläfer nicht zu wecken, die eiserne Treppe hinab. Das Erste, was meine Aufmerksamkeit anzog, war das Fehlen jedes üblen Geruches in den Corridoren, welche wir jetzt durchschritten. Besucher von Gefängnissen werden sich meistens der mit Karbolsäure geschwängerten Luft erinnern, welche ihnen aus den langen dunklen Gängen, auf welche die Zellen münden, athemberaubend entgegenschlägt. Das Gefängniß von Auburn besitzt so treffliche Abzugskanäle—ein Flüßchen hinter der südlichen Mauer schwemmt allen Unrath fort — und die Zellen wie Korridore werden so musterhaft sauber gehalten, daß die Atmosphäre stets durchaus frisch und rein erscheint. In dem Hauptgebäude, in welchem wir uns befanden, waren die großen Oefen, um die Küchen und Speisesäle zu heizen. Von jedem der beiden Enden des Gebäudes laufen zwei Seitenflügel aus, der ältere mit Raum für ungefähr 400 Gefangene, der neuere 600 Sträflingen Unterkunft bietend. Um neun Uhr muß jeder Inhaftirte sein Licht auslöschen und sein hartes Lager aufsuchen. Da kann er schlafen oder nachdenken, wie er will. Schwere Athemzüge und hin und wieder ein tiefes Schnarchen, waren die einzigen Töne, welche in der mitternächtlichen Stille der Korridore hörbar wurden. An dem Ende jedes Ganges stand ein Wächter. In ihren Filzschuhen schlürfen sie geräuschlos an den Zellen vorbei, aufmerksam auf jedes verdächtige Zeichen lauschend.

Ich schlief in dieser Nacht in einem sehr komfortabel eingerichteten Eckzimmer des oberen Stockwerks. Seine Fenster waren nicht vergittert, man übersah von ihnen aus die Eisenbahnstation und einige Straßen des Ortes. Ringsum tiefes Schweigen, der Mond stand hell am Nachthimmel und übergoß mit seinem milden Scheine das friedlich schlummernde Städtchen und das Konglomerat von finsteren Gebäuden, in welchem Hunderte und Aberhunderte Unglückliche sich auf hartem Lager umherwälzten und von einem freieren, glücklicheren Dasein, als die Sonne des jungen Tages beleuchten wird, träumten.

Fünfzehn Minuten vor sechs Uhr wurde ich durch lautes Klopfen an meiner Thüre geweckt, und ich beeilte mich, mich in meine Kleider zu werfen, um die Sträflinge bei ihrem Marsche in den Speisesaal zu beobachten. Ehe ihnen das Frühstück gereicht wird, machen sie erst ihren Morgenspaziergang auf dem Hofe. Kompagnieweise kommen die Männer in ihren Zebrakostümen aus den Thüren, der Morgenwind umspielt ihre in der zweifarbigen Kleidung sich grotesk von der nüchternen Umgebung abhebenden Gestalten, deren bleiche, meist finstere Gesichter von schlaflosen Nächten, von inneren furchtbaren Kämpfen, von verzweiflungsvoller Resignation erzählen.... Man kennt aus hunderten von Beschreibungen den monotonen, mechanischen, herzergreifenden Gefangenenmarsch, mit der Sicherheit einer geölten Maschinerie das soldatische „Rechts, links, rechts, links" übend, eine gleichsam von einem fremden, despotischen, jede individuelle Selbstbewegung niederzwingenden Willen getriebene Masse. Stumm, still, automatisch bewegte sich der lange, lange Zug, einer unendlichen, gestreiften Riesenschlange ähnlich, durch den weiten von der jungen Sonne beschienenen Hof. Nur die Tausenden von Augen zeigten, daß in diesen Gestalten noch ein eigenes, selbstständiges Leben athme, daß in diesen stummen Sträflingen, — so mancher wird niemals mehr die Welt jenseits der Mauern sehen—noch immer heiße, wilde Wünsche lodern, daß ein eisernes Reglement wohl das Feuer in ihrer Brust, welches Frevelthaten geboren, mit Schlacken überziehen, aber nicht erlöschen konnte....

Der Speisesaal ist ungefähr halb so groß wie die Halle im Basement des Cooper Instituts. In einer Ecke ist eine kleine Platform mit einem Pult, von welchem man den ganzen Raum übersehen kann. Die Tafeln sind einfache Bretter, die Sitze gewöhnliche Bänke, wie sie bei Sommerpicnics und Camp Meetings gebraucht werden. Das Frühstück bestand aus Hash, Brod und Kaffee. Jeder Gefangene bekommt einen Zinnteller, eine Tasse und Löffel aus demselben Material und ein stumpfes Messer. Auch hier ging Alles fast geräuschlos von Statten. Während der ganzen Mahlzeit wurde kein Wort gewechselt.

Wie bei gefangenen Thieren, so ist auch bei eingekerkerten Menschen die Essenszeit die gefährlichste. Ich bemerkte, daß jeder der Wärter die ihm anvertraute Abtheilung von Sträflingen scharf im Auge behielt. Die geringste Friktion, die leichteste Mißhelligkeit, kann einen Auf-

stand zur Folge haben. Sie sind erregbar, wie Wespen, und wenn sie nur den Gemeinsinn dieser Insekten besäßen, würden sie in einem ewigen Zustande von Rebellion und eine fortwährende Bedrohung aller Gefängnißordnung sein.

Das Frühstück war in einer Viertelstunde beendet, der Zug bildete sich wieder und marschirte in demselben mechanisch abgemessenen Tempo nach den Werkstätten ab. Hier und da trat ein Mann aus der Linie und bevor der letzte des Zuges das Zimmer verlassen hatte, standen auf jeder Seite des Tisches ungefähr ein halbes Dutzend Sträflinge in leise geflüsterter Unterhaltung.

„Ein oder zwei Männer aus der Gruppe verlassen heute das Gefängniß und die Andern haben Erlaubniß, ihnen Botschaft an ihre Verwandten mitzugeben," erklärte der Warden.

Eine substantiellere Mahlzeit erwartete mich in dem Zimmer des Warden. Dann kam Sam, um mir die Leute bei ihrer täglichen Arbeit zu zeigen. Durch die Gießerei in die Schuhwaarenfabrik, in welcher die Schuhmacher mit rastloser Emsigkeit arbeiteten. Riesige Haufen von Stiefeln und Schuhen lagen auf dem Boden und den Bänken, um nach dem Süden und Westen transportirt zu werden. Wir durchschritten die Tischlerwerkstätte, die Schlosserei und gelangten endlich nachdem ich einen erschöpfenden Einblick in das großartige, industrielle Getriebe dieses musterhaft verwalteten Gefangenenhauses gethan hatte, in das stille und friedliche Gemach, welches der Bibliothek gewidmet ist.

Ein Besuch in Auburn würde, ohne daß man einen Blick in dieses Zimmer geworfen hätte, nicht erschöpfend sein. Das Bild, welches sich mir dort bei meinem Eintritt vor einigen Wochen bot, ist noch frisch in meiner Erinnerung. An einem hohen Pulte, auf welches ein Sonnenstrahl fiel, stand ein ältlicher Mann in gestreiftem Anzuge. Er ist einer der wenigen Gefangenen — vielleicht der einzige — dessen Kopfhaar und Bart nicht geschoren sind. Er war, als wir eintraten, mit dem Sortiren der für die Sträflinge eingelaufenen Briefe beschäftigt. Seine Bewegungen sind noch ebenso schnell, seine Augen ebenso gut, wie vor fast einem halben Jahrhundert, als er seine ersten Schritte auf der kaufmännischen Laufbahn that. Er arbeitet mehr als irgend Jemand sonst im Gefängnisse und zwar mit einer Genauigkeit, einer Sachkenntniß, als wenn er Zeit seines Lebens nichts Anderes als Bibliothekar gewesen wäre. In ungefähr sechs Jahren wird er noch ein Mal aus diesem stillen Zimmer in die laute Welt treten, um in ihrem Wirbel als Ungekannter unterzutauchen. Bis dahin werden ihn die Depositoren der einstmaligen Marine National Bank vergessen haben, wenn auch der Name ihres Präsidenten, James D. Fish in ihr Gedächtniß mit unverlöschlichen Zügen eingegraben ist und dort haften wird bis zur letzten Stunde ihres Lebens.

Wenn der Termin eines Sträflings sein Ende erreicht, bekommt derselbe einen neuen Anzug, Passage bis zu seinem Bestimmungsort, den er angibt, und ungefähr vier Dollars in baarem Gelde. So ausgestattet, wird er ein freier Mann. Wenn er in den Jahren, die er innerhalb der grauen Mauern zugebracht hat, Weisheit gelernt hat, wird er nach der Station gehen, dort den nächsten Bahnzug besteigen und die Stadt Auburn verlassen, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Hat er aber Nichts gelernt und Nichts vergessen, so wird man ihn wahrscheinlich innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden betrunken in einer der zahlreichen Kneipen Auburns finden, ohne Geld, ohne Obdach, ein Tramp. Und dann wird wieder, um den ersten Hunger zu stillen, die abschüssige Bahn beschritten, die nach kurzer Zeit in eine Zelle jenes Riesenzuchthauses münden wird, welches gleich einem finsteren, drohenden Warnungszeichen an der Eingangspforte in die Welt, in die nach jahrelangem Begrabensein zurückzukehren so schwer, so jammervoll schwer ist, liegt. (Bell. Journ.)

Denkwürdige Träume.

Von Julius A. Mulfinger.

Was ist der Traum? Man erklärt den Begriff „Traum" einfach als „das Wachen der Seele bei schlafendem Körper" oder „eine fortgesetzte Thätigkeit der Seele während der Körper im Schlafe ausruht." Die Seele bedarf des Schlafes nicht, sondern nur der Körper.

Das alte Sprichwort: „Träume sind Schäume," mag sich in vielen Fällen bewahrheiten; aber es gibt auch Ausnahmen, welche uns beweisen, daß die Thätigkeit der Seele im Schlaf nicht immer nur das Produkt einer schwachen, erregbaren, phantastischen Natur sind, sondern auch oft auf glaubwürdige und wichtige Thatsachen beruhen. Die Funktionen des Gehirns in der Hirnschale eines schlafenden Wesens beweisen, daß Träumen ebenso naturgemäß ist, wie Denken im wachen Zustande.

Ein gelehrter Forscher definirt den Traum als jenen Zustand des Schlafes, in dem der

Mensch alle Controle über seinen leiblichen Organismus verloren hat, der geistige aber in Thätigkeit ist.

Im Jahre 1821 bot sich eine Gelegenheit, die Natur der Träume vollständig zu beobachten. Ein Mädchen von sechsundzwanzig Jahren hatte in Folge einer Krankheit die äußere Stirnhaut und einen Theil der Hirnschale verloren, so daß das Gehirn offen lag. Man fand, daß, wenn sie im festen Schlafe lag und nicht träumte, dasselbe bewegungslos in der Hirnschale ruhte. Sobald sie aber träumte, bewegte sich das Gehirn, und zwar um so mehr, je wichtiger oder aufregender solcher Traum war. Dieses liefert den Beweis, daß die Seele im Traum ihre Thätigkeit mittelst des Gehirns fortsetzt, während sie über andere Körpertheile ihre Macht verloren hat.

Daß Gott Träume benutzt, um dadurch zum Menschen zu reden, um ihn zu warnen oder zu ermuthigen, ist nicht allein eine Hypothese, sondern eine biblisch erwiesene Thatsache. In der heiligen Schrift werden manche Träume als göttlichen Ursprungs erklärt. Im 1 Mos. 20, 3 lesen wir: „Aber Gott kam zu Abimelech im Traum des Nachts und sprach zu ihm: 'Siehe, du bist des Todes um des Weibes willen, das du genommen, da sie doch eines Mannes Eheweib ist.'"—Joseph sagt 1 Mos. 41, 25: „Was Gott thun will, hat er dem Pharao angezeigt."

Im Evangelium Matth. 1, 20 wird berichtet: „Als Joseph aber solches im Sinne hatte, da erschien ihm ein Engel im Traum und sagte: 'Joseph, Sohn David's, scheue dich nicht, Maria, dein Weib, zu dir zu nehmen, denn das in ihr Erzeugte ist vom heiligen Geiste'." Matth. 2, 12: „Und da die drei Weisen im Traume Weisung erhalten hatten, nicht zurückzukehren zu Herodes, zogen sie auf einem andern Wege heim in ihr Land."

Von den vielen denkwürdigen Träumen, welche uns in der Geschichte erzählt werden, sind folgende wohl die merkwürdigsten:

Johann Howard Payne, der Dichter des weltbekannten und unsterblichen Liedes: "Home, Sweet Home," war vom Glücke nicht begünstigt. Die ganze Welt hat seine Dichtung gesungen, und die Melodie hallt heute noch in jedem Lande wieder, er aber war von Kindheit ein Wanderer und wußte oft kaum, wo er sein müdes Haupt niederlegen sollte. Den Gefühlen über Heimath hat er die schönsten, rührendsten Ausdrücke verliehen, und doch waren ihm der Heimath süßen Reize fremd.

„Heute Nacht hatte ich einen wunderbaren Traum," erzählte er einem Freunde, „ich sah ein Bild voll ländlichen Friedens und Reizes. Eine Landschaft mit malerisch abfallenden Hügeln, lauschigen Thälern und sanft gleitenden Flüßchen. Das Thal wimmelte voll von Blumen und Vögeln, hier wogten goldene Saaten, dort weideten Schafe und Rinder. In der Mitte aber standen kleine Häuschen, aus welchen Lachen und fröhliche Stimmen ertönten und glückliche Menschen aus- und eingingen. Es war mein ewiges Ideal von Heimath und meine Seele schwelgte in dem Bilde, das langsam meinem Blicke entschwand. Umsonst strengte ich meine Sinne an, die schwindenden Umrisse festzuhalten, eine große, dunkele Wolke zog darüber hin. 'Das bedeutet dein eigenes Loos,' sagte ich, und während ich sprach, erschienen auf der Wolke in Flammenlettern die Worte, die der Allmächtige einst zu einem andern Sterblichen sprach: 'Unstät und flüchtig sollst du sein auf der Erde.' Entsetzt hörte ich mein Urtheil und erwachte."

Der unglückliche Mann begrub seufzend das Antlitz in den Händen. Bald darauf erschien "Home, Sweet Home," das in seiner Schlußstrophe besonders an das Traumbild erinnert:

„Fern von der trauten Heimath findest du kein Glück;
Gebt mir das kleine, strohbedeckte Haus zurück,
Die Vöglein auch, die mich nie ängstlich mieden,
Gebt sie zurück, gebt mir der Seele Frieden.
Dich Heimath, süßes Mutterland,
Erreicht kein ferner, fremder Strand.

In Abraham Linkoln's Charakter wird seine Liebe zur Familie besonders gerühmt. Bei all seinen Pflichten und Verantwortlichkeiten fand in Mitte der Seinen er all sein Glück, und es gab selten einen Sonntag Abend, wo er nicht mit Weib und Kind in einem Zimmer des Weißen Hauses sich versammelte. Liebreiche Gespräche verkürzten die Zeit und gewöhnlich las er auch ein Kapitel der heiligen Schrift vor und erklärte den Kindern das Gelesene.

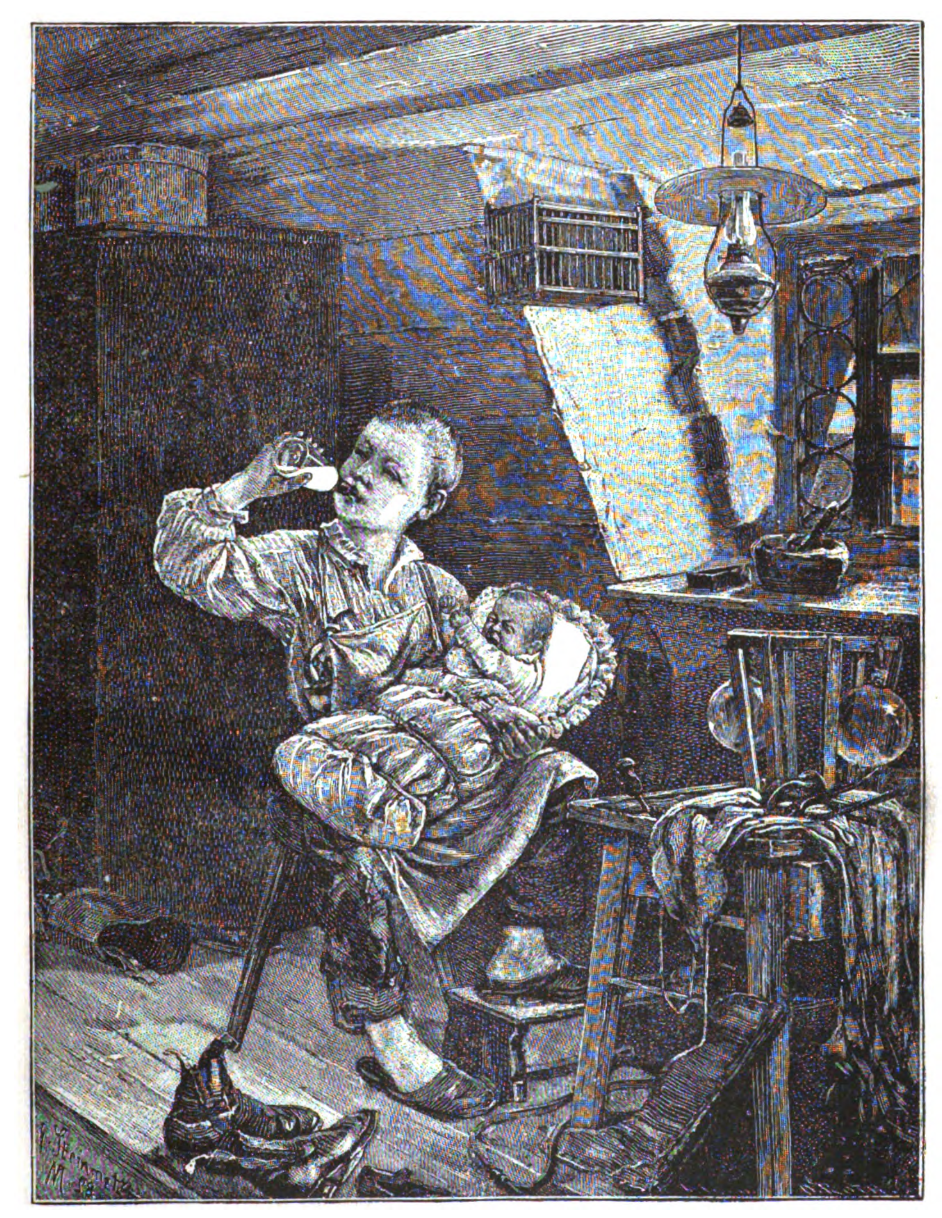
„Was hältst Du von Träumen?" fragte er eines Abends seine Gemahlin.

„Nichts," entgegnete diese lakonisch.

„Es ist mir lieb das zu hören, denn ich träumte neulich in eigenthümlicher Weise, und als ich heute die Bibel öffnete, schlug ich gerade Jakob's Traum auf, und las noch Manches, das zu meiner Gedankenrichtung paßte."

„Erzähle den Traum, lieber Vater," bat der kleine, helläugige Sohn des Präsidenten.

„Vor ungefähr zehn Tagen ging ich spät zu Bette und schlief bald ein. Nun träumte ich, es umgebe mich tiefe Stille und ich hörte fernes Weinen. Dann war's, als stände ich auf und ging die Treppe hinab. Ueberall die gleiche Stille, aber immer deutlicher wurde Weinen und Wehklagen. Ich kam an das letzte Zimmer



Stiller Theilnehmer.

und trat ein. Vor mir stand ein prachtvoller Katafalk, auf dem eine Leiche ruhte. Ueberall Wachen und eine Menge Volk. 'Wer ist im Weißen Hause gestorben?' fragte ich einen Soldaten, — 'der Präsident' entgegnete dieser. 'Woran starb er?' 'Durch Mörderhand!' Nun hörte ich solch lautes Wehklagen, daß ich erwachte. Ich konnte nicht wieder einschlafen und war in sehr gedrückter Stimmung."

„Der Traum ist schrecklich," rief der Sohn erbleichend, „hat er etwas zu bedeuten, Vater?"

„Nein, mein Kind," lächelte der Präsident, „'s ist ja nur ein Traum und wir wollen ihn zu vergessen suchen."

Und doch schwand bei ihm der Eindruck dieses Traumes nicht wieder. Ueberall schwebte ihm die ernste Todesscene vor, hörte er das Weinen und Wehklagen. Auf all' seinen Wegen fürchtete er die Mörderhand, und doch sagte er sich immer wieder: „'s ist nur ein Traum."

Als in der Nacht des 14. April 1865 der Präsident von John Wilkes Booth ermordet wurde, war Frau Linkoln's erste Worte: „Sein Traum war prophetisch." Damals verstand man nicht die Meinung dieser Worte; aber später wurde der Traum viel erzählt, und bildete einen Theil des Dramas, das der amerikanischen Nation einen unsterblichen Märtyrer gab.

Was besitzen wir?

Für Haus und Herd von R.

Kürzlich las ich in einer Zeitung, daß ein Banquier in Wien am 1. Mai einen Gewinn von 150,000 Gulden gemacht hatte und mit seiner Frau aus Freude über sein Glück nach Paris reiste, um sich dort zu vergnügen. Er besuchte mit ihr die komische Oper.

Es war aber der 26. Mai, derselbe Abend, wo der Platz vor dem Theater dicht mit Menschen besetzt war, die in athemloser Spannung dem entsetzlichen Schauspiel zusahen, das sich vor ihren Augen entrollte. Blutroth entstieg dem Theater ein Meer von Flammen zu dem dunkeln Nachthimmel, die hohe Kuppel des Gebäudes löste sich und das prächtige Gebäude stürzte prasselnd zusammen.

Keine Gefahr ahnend, waren die Leute wie sonst in das Theater gegangen, um sich für theures Geld eine Stunde Vergnügen zu erkaufen. Sie hatten da gesessen, Kopf an Kopf im weiten Zuschauerraum, Alle im Gesellschafts- und Ballkleid auf's Schönste geschmückt, eine von Sammt und Seide, Gold und Edelsteinen glänzende Versammlung, allenthalben Reichthum, Schönheit, Lebensgenuß, Heiterkeit! Da fallen plötzlich mitten im süßen Gesang eines Liebesliedes Funken auf die Bühne. Gleich darauf erschallt der Ruf: „Feuer!" Alles stürzte in verworrener Hast den Ausgängen zu; rücksichtslos drängte Alles über gefallene und jämmerlich schreiende Frauen und Kinder hinweg. Von der Galerie und aus den oberen Logen herab, sprangen Einzelne verzweifelt in das Parterre hinunter, Andere öffneten das Fenster und stürzten sich auf die Straße, wo sie mit zerschmetterten Gliedmaßen aufgehoben wurden. Ein Versuch der Feuerwehr, in das brennende Gebäude einzudringen, war erfolglos, und so kam es, daß man 150 Todte und Schwerverwundete zählte, unter denen Viele, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, noch am andern Morgen unter den rauchenden Trümmern hervorgezogen wurden. Hier streckte sich ein mit reichem Schmuck versehener Arm aus dem Schutt empor, dort lag ein Paar, im schmerzlichen Abschied sich fest umschlungen haltend, erstickt unter Balken — unter ihnen der Banquier aus Wien, der einen Gewinn von 150,000 Gulden gemacht hatte und der nun aus Freude über diesen mit seiner Frau die Oper besucht hatte.

So erzählt ein mir aus meiner Heimath nachgesandtes, liebgewordenes Thüringer Sonntagsblatt, und ich meine, diese Geschichte ist eine gewaltige Predigt für uns Christen, einmal die Frage aufzuwerfen: „Was besitzen wir?"

Was können wir wirklich unser Eigen nennen in dieser armseligen Welt, in der uns heute Hab und Gut, morgen die Gesundheit, in kurzer Frist vielleicht Alles genommen wird, was wir unser nennen! Ohne eine Ahnung davon zu haben, haben sich hier Hunderte mit dem Eintrittsbillet das Billet zur Reise in die Ewigkeit gekauft, und die ist lang, ernst und unermeßlich! Was meinst du wohl, lieber Leser, oder du freundliche Leserin, in welchen Glücksrausch sich dieser Mann wohl eingewiegt haben mag; welche stolzen Luftschlösser er wohl aufgebaut haben mag von diesem Gewinn, den er für alle Zeiten zu besitzen wähnte; würden wir an seiner Stelle nicht dasselbe gethan haben? Gott weiset uns in seinem ersten Gebote an, was wir unser nennen können, und zwar nicht blos für diese Zeit, sondern für Zeit und Ewigkeit, indem er sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott!" Wollen wir einmal stille stehen in dem täglichen Getriebe dieses Lebens und es einmal nur recht in das Herz fassen, was dieses Wort sagen will? Daß er uns damit kein Gold, kein Silber, keinen Kaiserthron, sondern sich selbst, das Allerbeste, das Allergrößeste, was es im Himmel und auf

Erden gibt, zu eigen gegeben hat, die Majestät der Majestäten, die Allmacht selbst und damit eine Ewigkeit voller Seligkeit? Ist dies heut zu Tage in aller Welt so verachtete Gebot nicht ein Evangelium, um dessentwillen wir nicht aufhören sollten zu singen und zu danken, weil sich die Allmacht uns selbst zu eigen geben will?

Was soll ich denn nun nach der Erde fragen, wenn ich den Herrn des Erdbodens mein nennen kann; was nun noch nach dem Himmel fragen, wenn ich den Herrn des Himmels habe?

O, daß wir doch lernten, in tiefster Demuth uns einmal zu beugen vor der Majestät seiner Liebe, die Alles viel zu klein und zu nichtig erachtet, was es auf dieser Erde gibt; die nicht geruhet hat, als bis sie uns das Allerbeste und Allerreichste erworben hat, erstritten und erkämpft in heißem Kampfe, auf daß wir die ewige Liebe selbst unser eigen nennen könnten in Zeit und Ewigkeit! Auf daß wir das unser eigen nennen könnten, was ewig währt, was bleibende Glückseligkeit gewährt und bleibende Genüge des Herzens! Wer denkt aber heut zu Tage viel an das Wort Davids: „Dein Wort ist köstlicher, denn viel Gold und Silber?"

Wenn wir uns nur einmal gewöhnen wollten, meine freundlichen Leser und Leserinnen, mit den inneren Augen Acht zu haben auf die täglichen Vorgänge, über die wir so gleichgültig hinwegsehen und lesen, wir würden die gewaltigsten Predigten in ihnen finden, die alle das Wort Gottes zur Wahrheit machen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele?" Sollten diese Worte aber ein klein wenig dazu beitragen, die verachteten zehn Gebote, die uns doch zum Leben gegeben sind, ein wenig mehr wieder zu Ehren zu bringen, so wäre der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

Jesus allein.

Für Haus und Herd von H. M.

Ein Mann erzählt von seinen Reisen: Ich stand neulich auf einem der höchsten Punkte des Gebirges. Wo ich stand, war ich in der nächsten Nähe nur von schroffen Felsen umgeben, und ein tiefer Abgrund dehnte sich zu meinen Füßen. Ich hatte das Gefühl, als könnte der Sturm mit Leichtigkeit hier einen Menschen hinabblasen, wo er einen sicheren Tod in den Felsenklüften finden würde, und unwillkürlich griff meine Hand nach einer Stütze. Da sah ich, daß ich ein roh aus Stein gemeißeltes Kruzifix umschlang, welches hier auf der höchsten Spitze errichtet war.

Schon beim Besteigen des Berges waren mir am Wege die verschiedenen Heiligenbilder aufgefallen, und mein Begleiter, als eifriger Katholik, hatte mir bald von dem heiligen Joseph und anderen erzählt, die dort verehrt wurden. Beim Anblick des gekreuzigten Heilandes an dieser gefahrvollsten Stelle, konnte ich die Frage nicht unterdrücken: „Warum steht wohl hier der Herr Christus selber und nicht auch einer der Schutzpatrone wie dort unten?"

Der einfache Bergbewohner sah mich einen Augenblick überlegend an, und sagte dann, andächtig zum Kreuz aufblickend:

„Ja schauen's, lieber Herr, die Anderen können das halt nit schaffen! Die Stelle hier ist eine mächtig gefährliche; wenn hier nicht der Herr Jesus selber wachte, käme gar mancher nit glücklich wieder heim!"

Der Mann hatte recht, wenn der Herr Jesus nicht selber wachte über unsere Seelen, es käme wohl keine mehr heim. Doch, Gottlob, daß der Herr Jesus immer noch Wache hält über die Seinen. „Ich will sie behüten, wie meinen Augapfel," sagt er. Dafür wünscht er nichts weiter zu empfangen, als daß unser Herz nichts liebt als: Jesus allein.

Beerdigungen in China.

Für Haus und Herd von F. Ohlinger.

An seinen Beerdigungssitten hält ein Volk am längsten fest. Die Volkssitte ist eine Macht, welcher nur der freimüthige, gefaßte Mensch nahe zu treten wagt. Diese Eigenschaften sind jedoch nie so schwer, als bei Trauergelegenheiten an den Tag zu legen. In Gegenwart des Todes kommt auch das Innerste — welches ja das eigentliche Leben eines Volkes ist — zum Vorschein. Hier zeigen sich die ersten Keime, beides der Cultur und der Religion; namentlich ist's der Glaube an ein unsterbliches Dasein nach dem Tode, welcher hier und zwar oft durch festliches Begehen der Leichenfeier zu einem sichtbaren Ausdruck kommt.

Diesen Glauben hatten die alten Chinesen in ganz besonderem Maße inne, ist aber leider den Chinesen der Jetztzeit, namentlich den Gelehrten, einestheils schweigsam durch Uebergehung, anderntheils durch zweideutige Lehrsätze im System des Confucius verdunkelt worden. Der „hochverehrte Meister" wurde sich nie klar bewußt, was der Mensch vom physischen, noch auch vom psychologischen Standpunkt aus be-

trachtet ist.—Während die alten Griechen einerseits sich das Getrenntsein der Seele vom Leib nicht denken konnten; während wir uns andererseits über ihren Berührungspunkt nicht klar werden können, finden wir bei Confucius weder von der Einen noch vom Andern einen auch nur einigermaßen klaren Begriff. In seinen Händen sank vielmehr Alles auf das Niveau der Materie herab. Allenthalben zeigen sich die Lücken seines Systems. Den Tod konnte er nicht erklären, über Sünde und Leid gab er keinen Aufschluß. Für das Gute, das seine Anhänger thun, sollen sie in diesem Leben Belohnung erwarten. „Wer gegen den Himmel sündigt, findet keinen Ort zum Gebet." Frömmigkeit verwechselt er durchweg mit äußeren Ceremonien. Durch den Ahnencult allein gibt er Beweis von einem Unsterblichkeitsglauben. Das chinesische Volk hingegen gibt ihm auf die mannigfachste Weise Ausdruck und zwar ganz besonders durch die bei Beerdigungen gebräuchlichen Festmahle.

Das erste Fest nennen sie — Wein zum Pferdebesteigen. Dieses Fest wird gefeiert, nachdem der Sarg geschlossen und auf Stühle gestellt ist. Die Chinesen haben einen reichen Schatz bildlicher Ausdrücke, womit sie ihrem nackten Tretmühlenleben das Gewand der Poesie anzulegen suchen. Die Stühle, auf welche sie den Sarg stellen, sind „Pferde," der Sarg ist „langes Leben," die Sänfte (Tragsessel) ist ein „Wagen." Dies ist um so auffallender, wenn wir bedenken, daß (namentlich in unserm Theil des Landes) kaum ein Chinese unter 10,000 je ein Pferd bestieg, noch einer unter 1,000,000 je einen Wagen sah.

Das zweite Fest heißt: Wein der Todesankündigung und wird nach Verlauf der ersten sieben Tage (nach Eintritt des Todes) gefeiert. An diesem Tag kommen die Verstorbenen zum Bewußtsein, stehen auf, um sich zu waschen und entdecken — daß sie gestorben sind, da sich die ersten Zeichen der Verwesung schon eingestellt haben. Speisen und wohlriechendes Wasser (Waschwasser) werden neben den Sarg gestellt. Dieses (ohne jedoch das Fest zu wiederholen) wird bei den Vornehmeren jede sieben Tage bis zum 49. Tag wiederholt. Die Drei- und Siebenzahl, die bei den Chinesen eine so wichtige Rolle spielen, sind noch immer deutliche Spuren, die ein frühzeitiger Verkehr zwischen den Chinesen und einigen anderen alten Culturvölkern auch bei jenen zurückgelassen hat.

Das dritte Fest heißt: Wein zur Vollendung der Trauerkleidung. Dieses Fest wird nach Verlauf der zweiten oder auch dritten sieben Tage gefeiert und ist die ganze Familie bei dieser Gelegenheit weiß, das heißt in Trauer gekleidet.

Darauf folgt nach Vollendung der vierten sieben Tage: Danksagungswein, oder das Fest der Anerkennung aller Hülfe und Theilnahme, welche die heimgesuchte Familie von Seiten ihrer Freunde empfangen hat.

Endlich: Beerdigungswein unmittelbar nach Bestattung der Leiche. Es versteht sich von selbst, daß diese langwierigen Feierlichkeiten nur bei den Vermögenden und auch da nur nach dem Tod eines Mannes oder einer Großmutter stattfinden.

Die chinesischen Christen geben gewöhnlich nur das Beerdigungsmahl, welches ebenfalls als Danksagungsmahl bei ihnen gilt.

Große Kosten und Schwierigkeiten verursacht ein aus der ältesten Naturwissenschaft hergebrachter Aberglaube — Fengshui (wörtlich: Wind- und Wasser) genannt — bei chinesischen Beerdigungen. Da ist's bald ein Grab, ein Haus, ein Strom und was sonst, welches das Glück einer sonst wünschenswerthen Grabstätte entzieht — und den Verstorbenen stören würde. Oder es hat ein Nachbar, nachdem man eine sonst recht günstige Grabstätte gekauft hat, ein zweites Grab so gebaut, daß das Glück des Orts ihm zuströmt—er hat Knaben, wir Mädchen, er wird reich, wir arm &c.

Da nimmt man denn zum Gesetz Zuflucht und treibt die Klage, bis beide Familien nichts mehr haben. Bei Weitem die meisten Rechtsstreite in China haben in dem Fengshui-Aberglauben ihren Grund, Anfang und — langjährigen Schleppgang. Abgesehen von den Hindernissen, die er dem Verkehr, Handel und Industrie in den Weg stellt, ist er immerhin der kostspieligste Aberglaube, den wir in China finden. Dennoch muß man auch ihm etwas Gutes zugestehen. Aus Furcht vor ihm bleibt mancher Baum als Zierde des Dorfes stehen, der sonst der Habsucht zum Opfer gefallen wäre; ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß China noch immer ein fruchtbares Land und keine Sandwüste ist. In der Noth verkauft der Chinese Feld und Haus, Frau und Kinder, wagt es aber nicht seinen „Fengshui-Baum" abzuhauen.

Ebenso lästig, wenn auch nicht so kostspielig, ist die chinesische Astrologie. Diese ertheilt jedem Jahr im Cyclus, jedem Monat im Jahr, jedem Tag und jeder Stunde ein gewisses Schutzthier (Totem) zu. Somit steht denn jede Person unter gewissen Schutzthieren, je nach dem Zeitabschnitt, in welchem sie geboren wurde. Mit diesen müssen die Schutzthiere der Zeit (Jahr, Monat, Tag, Stunde) in welcher der

Verstorbene beerdigt wird, auf verträglichem Fuß stehen, sonst kann er nicht ruhen. Es dürfte z. B. eine Person, die im Jahr des Hasen geboren wurde, nicht im Jahr des Tigers beerdigt werden.

Dies ist denn auch ein Grund, warum man in den meisten Wohnungen einen Sarg bereit stehen findet. Es kommt oft auf eine halbe Stunde an, ob der Verstorbene sofort, oder erst nach zehn Jahren beerdigt werden darf. Hier wäre natürlich zu bemerken, daß der Sarg in China nicht aus Brettern, sondern aus schweren Dohlen gebaut und so verkittet wird, daß er vollständig luftfest ist. Die Leiche kann somit auf unbestimmte Zeit im Haus behalten werden und dient der Sarg nicht selten als Tisch, Bank und sonstiges Hausgeräth.

Hauptsache bleibt es immerhin den Chinesen dann und so zu beerdigen, daß er zufrieden ist und den hinterbliebenen Kindern, d. h. Knaben und nicht Mädchen, Gewinn und nicht Bankerott, Wohlergehen und nicht Krankheit und sonstige Leiden zuschickt.

Um die Seele, d. h. die Seele, die zu Grabe geht, unterwegs vor feindlichen Bettelgeistern zu bewahren, streut man durchlöchertes Papier auf die Straße vor dem Sarg hin. Da die meisten Beerdigungen früh Morgens stattfinden, so geht man oft beim Frühgang wie über das Herbstlaub im Walde hin. Die weiblichen Mitglieder der Familie folgen dem Sarg in Sänften und schreien aus vollem Halse.

Noch besser bringen es jedoch Solche fertig, deren Beruf es ist, als Trauerfrauen die Leichen der Reichen zu Grabe zu begleiten. Diesen wird dann ein guter Taglohn, je nachdem sie ihre Sache gemacht (!) haben.

Unter den männlichen Gliedern der Familie gilt es so aufgeregt und geschäftig zu sein als möglich. Das gehört zum nau yek, ein Ausdruck, der kaum mit zwanzig Wörtern, wie: lebhaft, gelungen, lustig, gedrängt rc. übersetzt werden kann. Somit haben wir denn bei einer chinesischen Beerdigung das Gemachte, das Unnatürliche und, ganz besonders, das Kostspielige.

Aus der schwäbischen Chronika zur Zeit der Bauernkriege.

Für Haus und Herd mitgetheilt vom Dor'le.

(Schluß.)

Mehrere Fehljahre waren nach einander gewesen, nicht blos im Wein, sondern im Getreide. Der Scheffel Dinkel war von dem gewöhnlichen Preis von 21 Kr. 5 Hl. bis auf 2 Fl. 4 Kr. 2 Hl. gestiegen, und zu dem waren gerade die Weinreben auf's Neue erfroren.

Jetzt sollte der Landmann noch von seinem Glas Wein, das selten an ihn kam, ein Fünftel sich abziehen lassen, am Brod und Fleisch, daß er aß, weiter bezahlen, als er in Wirklichkeit erhielt.

Jetzt sprach der Geispeter laut davon, wie man bewaffnet zusammen ziehen müsse, und er könne sie versichern, wenn sie sich zusammen thäten, werde sich bald viel Volks zu ihnen schlagen, besonders aus dem Gebiete der benachbarten Reichsstädte Gmünd und Eßlingen, denn Tausende leiden und fühlen wie sie.

Am selben Abend zogen sie aus Heppach, Grunbach, und Beutelsbach mit Wehr und Waffen nach der zwei Stunden entfernten Amtsstadt Schorndorf. Immer mehr Volk schloß sich unterwegs an, vor der Stadt waren 3000 Bauern. Sie forderten die Stadt auf, sich ihnen anzuschließen, sie wollen die neuen Steuern abschaffen, und ihre alte Freiheit sich wieder holen. In der Stadt aber waren Adelmann von Adelmannsfelden, der Statthalter, und Georg von Geisberg, der Vogt, beide beim Landvolk sehr beliebt. Diese gingen zu den Bauern hinaus, sprachen freundlich mit ihnen, ließen ihnen Brod und Wein reichlich vor die Thore führen, und sagten ihnen zu, daß sie ihre Beschwerden vor den Herzog bringen und die Abbestellung bewirken wollen.

Und nachdem sie gegessen und gut getrunken hatten, zogen die Bauern gegen Nacht wieder in ihre Dörfer.

Ulrich war gerade auf einer seiner vielen Vergnügungsreisen, zu Besuch beim Landgrafen Philipp von Hessen. Die drei Hauptsünder erschracken über diese Kundgabe des Volkes, und riefen eilig den Herzog zurück. Das Remsthal war windstill, als er am 2. Mai kam. Er sah darum in der Bewegung nur einen tollen Streich des Augenblicks, in welchem die Bauern ihre Pflicht gegen ihn, ihren Herrn, aus den Augen gesetzt. Er war überzeugt, daß seine Nähe, sein Anblick ihre vollkommenste Reue und alte

Unterwürfigkeit zur Folge haben würde. — Er ritt darum mit nur achtzig Pferden, der kleinsten Zahl seines gewöhnlichen Gefolges, nach Schorndorf, nachdem er zuvor an alle Aemter ausgeschrieben, daß er die neue Schatzung aufheben, und die Beschwerden auf einem Landtage untersuchen lassen wolle.

In Schorndorf beschied er die Amtsangehörigen zu sich, es kam eine gewisse Zahl ohne Wehr und Waffen, und er hielt eine Rede an sie, auf demselben Platze, auf welchem sie vor der Stadt am Ostersamstag sich gelagert hatten. Die Erschienenen entschuldigten sich und baten um Verzeihung.

Ulrich versprach ihnen, alle Strafe fallen zu lassen, ritt heim und schrieb den benachbarten Reichsstädten, daß Alles im Remsthal gestillt und getuscht sei. Ulrich hatte so viele Jahre herein, der Verfassung und seinem Eide zum Hohne, keinen Landtag einberufen. Darum traute Niemand besonders an seine jetzige Zusage eines Landtages. Unvorsichtig genug hatte er seine Drohung mit fremden Kriegsvölkern laut werden lassen. Daran hielten sich die Mißvergnügten und forderten in ihren Schreiben alle Gemeinden auf, sich nicht wehrlos dem Schwerte der Fremden preiszugeben, sondern in die Waffen zu treten.

Zugleich schrieben sie auf die Untertürkheimer Kirchweih eine allgemeine Versammlung aus, zu welcher unter dem Schein des Kirchweihbesuches jede Gemeinde ihre Abgeordneten senden sollte, um mit einander zu tagen und Abrede auf alle Fälle zu nehmen. Am bestimmten Tage, den 28. Mai, fanden sich viele Mißvergnügte von dem ganzen Lande her zu Untertürkheim am Neckar ein. Die Abgeordneten der Aemter Böblingen, Leonberg, Backnang, Winnenden, Marbach, Markgröningen, Urach 2c. sagten den Remsthalern Hülfe und Zuzug zu, wenn sie losschlagen.

So sehr die Aufregung über das ganze Land verbreitet war, so waren die Triebfedern und Interessen doch sehr verschieden, welche an den einzelnen Orten thätig waren. Bei Weitem der größte Theil wollte nur einzelnen Beschwerden, die oft nur Oertliches betrafen, abgeholfen wissen. Ein großer Theil stimmte in die Bewegung ein aus Lust am Lärmen, oder von den Unterhändlern des armen Konrads hineingezogen, ohne sich klar zu sein, was er wollte.

Der arme Konrad war im Verhältniß zu der bewegten Masse nur eine kleine Zahl, und während er völlige Freiheit, allgemeine Gleichheit wollte, waren die meisten Andern schon in dem Gedanken glücklich, einige Rechte, einen nur etwas freien Zustand wieder zu erlangen. Ein Mann der Talent und Kopf genug gehabt hätte, diese verschiedenen Interessen zu vereinen und die vereinzelten Kräfte des Landes auf einen Punkt hinzurichten, hätte der ganzen Bewegung eine andere, nicht für Württemberg, sondern für Deutschland erfolgreiche Wendung geben können. Aber ein solcher fehlte.

Im armen Konrad fanden sich zwar viele Hände, die geschickt waren, einzufädeln und zu weben, viele Arme, kräftig genug zum Dreinschlagen, aber kein Kopf, der die Auszeichnung gehabt hätte, die dem Volksführer unentbehrlich ist. Das zeigte sich bald.

Um Ulrich hatte sich inzwischen ein ziemliches Kriegsvolk versammelt. Nachdem die Landschaft seine Schuldenlast übernommen, war auch sein Credit wieder gestiegen. Ludwig von Hutten allein, der als Gesandter des Bischofs von Würzburg bei dem Tübinger Vertrag mitwirkte, lieh aus seinem Hausschatze zehntausend Gulden dar, womit er reisige Söldner anwerben konnte, auch zog ihm auf Hutten's Betrieb ein starkes Hülfsvolk seines Herrn, des Bischofs, zu. Dieser Hutten war derselbe, dem Ulrich bald darauf zum Danke meuchlings seinen Sohn erstach.

Auch die Städte zeigten sich jetzt, da sie für sich, was sie wünschten, herausgeschlagen hatten, williger. Sympathie hatten die städtischen Herren nie für die Bauern und ihre Sache gefühlt. Schon zu Anfang der unruhigen Bewegungen waren aus 14 Städten Abgeordnete der Ehrbarkeit zu Marbach zusammengetreten und hatten sich berathen, dem unnützen Volk der Bauern ihr thöricht Fürnehmen mit ernsten Mitteln niederzulegen. Die Städter eilten dem Herzog zu zuziehen, die Tübinger allein schon sandten ihm ein Fähnlein von fünfhundert wohlgerüsteten Knechten, unter dem Edeln Ernst von Fürst als Hauptmann. Mit diesen vereinigten sich die Fähnlein von Balingen, Stuttgart, Canstadt und Kirchheim, welchen Letzteren bei Untertürkheim von einem Haufen Bauern der Paß über den Neckar versperrt worden war.

Das Hülfsvolk des Würzburgers, dreihundert Pferde, dabei siebenundsiebenzig von Adel, lagerte am 29. Juli schon zu Laufen am Neckar. Von dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz lief Nachricht ein, daß seine Reisigen zwischen dem 26. und 27. in Maulbronn anlangen werden, und von dem Markgrafen Philipp von Baden, daß seine Reiter am 27. früh Pforzheim verlassen haben. Auch des Bischofs von Konstanz Hülfsvolk war auf dem Marsche. An Söldnern und Lehnsleuten hatten sich an die 1800 um Ulrich gesammelt.

Der Truchseß Georg von Waldburg allein

hatte ihm 100 Pferde, 600 Knechte und einiges grobes Geschütz zugeführt.

Am 28. Juli lief die Genehmigung des Vertrags vom Herzog ein, dazu, wie es scheint, eine geheime Instruktion für die Seinigen, wie der Vertrag zu halten sei.

Arglos vertrauend dem ihnen gelobten Frieden und sichern Geleit, sahen sich am 31. Juli, Morgens, die sichern Waiblinger plötzlich durch die Leute Ernst von Fürst's überfallen, und zwar, wie eine gleichzeitige, dem Herzog zugeeignete Lobschrift ausdrücklich sagt, auf dessen Befehl, da Angeber aus Waiblingen selbst die Namen verdächtiger oder den Bauern verbündeter Mitbürger angezeigt hatten. Diese wurden gefangen genommen, ihr Eigenthum geplündert, ihre Häuser verwüstet, ein Verfahren, das, wie derselbe sagt, nachher überall im Lande gegen die Angeschuldigten geübt wurde.

Darauf eilten er und die herzoglichen Räthe das Remsthal hinauf, überfielen den durch den Vertrag, welcher Frieden und sicheres Geleit zusagte, sicher gemachten obersten Hauptmann der Bauern, Hans Vollmar von Beutelsbach, seinen Waibel und seinen Fähndrich, banden sie ohne Weiteres und führten sie in Ketten Schorndorf zu.

Am 2. August ließ der Herzog alle Wehrhaften in der Vogtei Schorndorf, im Remsthal und allen umliegenden Flecken auf den Wasen vor der Stadt vorladen, es erschienen gegen 3400, die Andern kamen nicht oder flüchteten sich in die Berge und Reichsstädte. Der angegebene Zweck der Vorladung war, ihnen den Entscheid des Landtags zu eröffnen. Zuerst ward ihnen befohlen, ihre Waffen abzulegen. Sie thaten es, fast lauter Unschuldige, von dem fremden und einheimischen Kriegsheer des Herzogs von allen Seiten plötzlich in die Mitte genommen.

Jetzt las man ihnen das Erkenntniß des Landtags vor, welches also lautete: Nachdem unser gnädigster Fürst und Herr, und auch Stadt und Amt Schorndorf, der Landschaft das Erkenntniß anheim gestellt, daß, was diese sie heißen, des Tübinger Vertrags halb zu thun oder zu lassen, dabei es bleiben solle, so entscheiden und heißen auf diese Artikel hin die Berufenen von der Landschaft einhellig, daß die von Schorndorf, Stadt und Amt, den Tübinger Vertrag auch annehmen, wie sich das nach seinem Inhalt gebührt.

Jetzt bereuten die Wehrlosen ihre Leichtgläubigkeit, Ulrich ritt ihnen gegeüber, vom Kopf bis zu den Zehen gewappnet. Auf seinen Wink stürzten sich seine Reisigen auf sie, und die, welche als besonders thätig bei der Bewegung bekannt, es waren deren nicht weniger als 1600, wurden als schuldig oder verdächtig eingezogen.

Am Montag, den 7. August, wurden die Angeklagten auf den gewöhnlichen Platz geführt, wo unter freiem Himmel das Gericht gehalten wurde. Den Vorsitz des Gerichtes führte Hans von Gaisberg, der Vogt von Stuttgart, den Ankläger machte Konrad Breunig, der Vogt von Tübingen, den Vertheidiger Georg von Gaisberg, der Vogt von Schorndorf. Sie warfen sich vor dem Herzog auf die Knie, und baten, sie nur mit dem Recht zu verschonen, sie überlassen sich dem Herzog zu gnädiger Strafe. Dieser ließ darauf nach gehaltener Berathung durch seinen Kanzler Lamparter ihnen erklären, daß er zwar eher geneigt wäre, das strenge Recht über sie ergehen zu lassen, aber Gott zu Lob und auf ihre Bitte wolle er sie zu gnädiger Bestrafung annehmen, wenn sie dem, was er ihnen auflege, gehorsam nachkommen wollen, so sollen sie es mit einem feierlichen Ja bekräftigen. Da hoben die sechzehnthalb Hundert die Finger zum Himmel und sagten mit lauter Stimme Ja. Sie wurden mit Geld gestraft.

So endete der arme Konrad, wieder eine Woge, die sich brach und zerstäubte, aber der Strom ging vorwärts.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 6. November.

Bekenntniß zum Herrn.

Matth. 10, 32--42.

32. Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.
33. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.
34. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.
35. Denn ich bin gekommen den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger.
36. Und des Menschen Feinde werden seine eigene Hausgenossen sein.
37. Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth.



38. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folgt mir nach, der ist meiner nicht werth.
39. Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinet willen, der wird es finden.
40. Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.
41. Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimmt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen.
42. Und wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränket, in eines Jüngers Namen; wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben.

Biblischer Grundgedanke: „Darum, wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater." Matth. 10, 32.

Einleitung. Zeit und Ort wie in der vorigen Lektion. Der Inhalt dieser Lektion ist eine Fortsetzung der Unterweisungen, welche der Herr den Zwölfen bei ihrer Aussendung ertheilte. Sie sollten nun zum ersten Male allein ausziehen, um das Evangelium zu predigen und Wunder zu wirken. Diese, wichtige Rathschläge enthaltende Rede Jesu zerfällt in drei Hauptabschnitte. Im ersten Abschnitte (V. 5—15) spricht er vornehmlich von der damaligen Sendung und Predigt. Im zweiten Abschnitte (V. 16—23) redet er von der allgemeinen Mission der Apostel, wie sie sich weiter gestalten und Verfolgungen über die Apostel herabbringen werde, nachdem der Herr von ihnen geschieden sein würde. Der dritte Abschnitt (V. 24—42), von dem unsere Lektion den letzten Theil uns bietet, geht alle Jünger Jesu an. Er handelt von dem bevorstehenden Kampf der Jünger und dem gewissen Ausgang dieses Kampfes zum Sieg.

Erklärung.

V. 32. 33. Unser Christenthum soll kein Geheimniß zwischen uns und dem Herrn bleiben. Als seine Jünger ist es unsere Pflicht, öffentlich vor den Menschen zu bekennen durch Wort und Wandel, daß wir Jesu angehören, in ihm unsern Heiland und Beglücker gefunden haben. Wir dürfen uns nicht mit dem Vorwande betrügen, die Religion sei eine zu heilige Sache, um damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Es genügt nicht, daß man mit dem Herzen glaube, man muß auch mit dem Munde, ja mit dem Lebenswandel Jesum bekennen. Wie er uns gilt vor den Menschen, so sollen wir ihm dereinst gelten vor dem Vater im Himmel. Verleugnen wir ihn vor den Menschen, sei's mit dem Munde oder mit dem Wandel, so wird er uns dereinst vor seinem Vater verleugnen. Am großen Gerichtstag wird er von Allen, die ihn auf Erden verleugneten, sagen: „Ich kenne euch nicht; ihr seid nicht meine Jünger; weichet von mir ihr Uebelthäter."

V. 34. „Friede auf Erden" — so sangen die Engel im Weihnachtsliede. Das ist das Endziel des Kommens Jesu in diese Welt. Dessen Erreichung aber erfordert einen Kampf. Derselbe ist zur Gewinnung des Zieles unbedingt nothwendig. Zwischen Wahrheit und Irrthum, Licht und Finsterniß ist kein Friede möglich. Die Mission Jesu ist aggressiv. Sie hat zum nächsten Zwecke die Besiegung des Reiches der Finsterniß und die Errettung der Menschen aus der Gewalt der Sünde und des Satans. Deshalb sendet er zunächst das Schwert. Dieses Schwert ist die geoffenbarte Wahrheit.

V. 35. 36. Diese Verse sind eine Erweiterung des im Vorigen ausgesprochenen Gedankens. Der edelste Friede auf Erden ist der Hausfriede, die Familieneintracht. Wenn dieser Friede aber auf falschem Grunde ruht, so wird ihn der bei dem einen oder andern Familiengliede einziehende Friede Christi stören. Der ungläubige Vater wird den gläubigen Sohn, die gebetslose Mutter die betende Tochter, die antichristliche Schwiegermutter die christliche Schwiegertochter in gehässiger Feindschaft verfolgen. So erfüllt sich dann das Wort: „Des Menschen Feinde werden seine eigene Hausgenossen sein."

V. 37. Die Liebe zu Christo muß die Liebe zu den Verwandten, ja selbst die Liebe zu den Eltern überwiegen. Wenn die Forderungen der Eltern den Forderungen Christi widerstreiten, so müssen wir dem Letzteren mehr gehorchen als den Ersteren. Seine Autorität ist höher und größer als die der Eltern. Jesus hat mehr für uns gethan, als die nächsten, ja die allernächsten Verwandten.

V. 38. Die Sitte der Römer forderte, daß der zum Kreuzestode Verurtheilte sein eigenes Kreuz zur Hinrichtungsstätte trage. Diese Thatsache liegt dem Ausspruche Christi zu Grunde. Das Kreuz ist das Sinnbild des Leidens und Duldens, namentlich um des Glaubens und Bekenntnisses willen. Sein Kreuz auf sich nehmen, heißt nicht blos leiden, sondern willig und recht leiden, was uns um unsers Glaubens willen an Ungemach widerfährt, oder was der Herr zu unsrem Heil über uns in seiner Liebe und Weisheit verhängen mag.

V. 39. Das Wort Leben in diesem Verse wird in zweifachem Sinne gebraucht. Wer das Kreuz flieht, um sein leibliches Leben zu erhalten, der wird das andere, das ewige Leben verlieren. Wer aber um Christi willen sein leibliches Leben verliert, der wird das ewige Leben finden. Die alten Märtyrer haben ihre Todestage ihre Geburtstage genannt.

V. 40. 41. Der Vater hat Jesum gesandt; Jesus sendet seine Apostel. Wer also die Apostel aufnimmt, der nimmt Jesum auf; wer aber Jesum aufnimmt, der nimmt den Vater auf. Das „Aufnehmen" meint hier nicht blos, daß man die Knechte des Herrn gastfreundlich in's Haus aufnehme, sondern das Herz auch ihrer Botschaft erschließe. Wer aber des Propheten Glauben und des Propheten Gefahr theilt, indem er dessen Botschaft annimmt und demselben Gastfreundschaft erweist, der wird auch des Propheten Lohn theilen.

V. 42. Nicht Kinder, sondern seine Jünger meint der Herr unter dem Ausdruck „diese Geringsten." Er nennt sie gering, weil ihnen Alles abging, was die Welt groß nennt, wie z. B. Reichthum, Rang und Gelehrsamkeit. Wer nun einem dieser Jünger, weil er ein Jünger ist, einen Becher kalten Wassers reicht, der ehrt Christum in dem Jünger. Deshalb soll diese geringste aller Liebesthaten nicht unbelohnt bleiben.

Praktische Gedanken.

Bekenne den Herrn.

I. Durch Wort und Wandel. V. 32. 33.

1. Wir sollen Jesum bekennen durch's Wort. So haben die Märtyrer ihn bekannt. Hätten sie nicht von Jesu gezeugt, so wäre ihnen die Märtyrerkrone nicht zugefallen. Als der hohe Rath dem Petrus und Johannes das Zeugniß von Jesu untersagte, da sprachen sie: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben. Hat der Baum Leben, so muß

er's äußerlich zeigen. Wenn das Frühjahr kommt, so wird er Blätter und Blüthen treiben. Im Herbste wird er mit Frucht beladen sein. Lebt Jesus durch den Glauben in unsern Herzen, so wird unser Mund von ihm reden und zeugen. Unsere Zunge wird in seinem Dienste stehen.

2. Wir sollen Jesum bekennen durch den Wandel. Thaten reden lauter als Worte. Man kann den Heiland mit dem Munde bekennen, während man ihn mit dem Lebenswandel verleugnet. Wie einst ein Judas, so kann man den Herrn mit dem Munde küssen, während man ihn durch die That verräth. In unserm Lebenswandel sollen wir die Tugenden dessen verkündigen, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.

3. Wir sollen Jesum bekennen vor den Menschen. Dies soll geschehen nicht nur in der Gesellschaft der Frommen, sondern auch der Gottlosen; nicht nur vor seinen Freunden, sondern vor seinen Feinden. Tertullian, einer der merkwürdigsten Männer des kirchlichen Alterthums, sprach zu seinen Richtern: „Wir sagen's und sagen's öffentlich, frei und ohne Scheu, und auch unter eurem Peinigen rufen wir mit blutigem und zerrissenem Leibe, wir ehren Gott in Christo.“ Unter keinen Umständen, auch nicht unter den gefahrdrohendsten, sollen wir ihn vor den Menschen verleugnen. „83 Jahre“ sagte der greise Bischof Polycarpus zum römischen Imperator —„83 Jahre diene ich meinem Heiland und er hat mir noch nie etwas Böses gethan, so kann und will ich ihn nicht verleugnen.“

4. Herrlich ist des Bekenners Lohn. Jesus wird ihn vor seinem Vater als sein treuer Jünger anerkennen. Der Wahrheitszeuge kommt in kein unbekanntes Land. Er geht keiner Zukunft der Schrecken entgegen. Nein! dem er gelebt, den er unerschrocken vor den Menschen bekannt hat, dem stirbt er auch, der nimmt ihn auf in die ewigen Hütten des Friedens. Angesichts der Ewigkeit darf's Keinem bange sein, der's hienieden treu mit seinem Heiland meint.

II. Durch freudige Opfer. V. 34—39.

Wir bekennen den Herrn, wenn wir freudig Opfer für ihn bringen. In diesen Versen werden solche Opfer bezeichnet.

1. Das Opfer falscher Ruhe. Sobald wir ernstlich anfangen, ein gottseliges Leben zu führen, ist's aus mit aller falschen Ruhe. Dann gilt's, einen heißen Kampf wider die Sünde, den Satan und die ungöttliche Welt zu kämpfen. An widerwärtigen Stürmen und schweren Anfechtungen wird's nicht fehlen. Zuerst das Schwert, dann endlich nach treugeführtem Kampf der ewige Friede.

2. Das Opfer irdischer Liebe. Als die Mutter des Schreibers dieser Zeilen dem Herrn ihr Herz gab und sich der Methodisten-Kirche anschloß, da gab's eine schwere Prüfung. Sie diente zur Zeit. Als sie das erste Mal nach Haus kam, da begegnete ihr der Vater unter der Thür und verbot ihr das Haus, weil sie, wie er sagte, vom Glauben abgefallen sei. Für eine junge Christin war das eine schwere Prüfung. Durch des Herrn Gnade jedoch war sie vermögend, dieselbe zu bestehen. Kostete es ihr auch große Trauer und viele Thränen, so blieb sie doch dem Heilande getreu und lieferte den Beweis, daß sie ihn mehr liebe, als Vater oder Mutter. Der Herr lohnte diese Treue und Opferwilligkeit reichlich.

3. Das Opfer der Bequemlichkeit. Wer in den Dienst Jesu tritt, der muß ein Kreuzträger werden. Wer Christo nachfolgen will, der muß dessen Fahne tragen. Diese Fahne aber ist das Kreuz. Luther hatte in seinem Siegel eine Rose und mitten darin ein Herz, und in dem Herzen ein Kreuz. Die Rose ist das schöne Freudenleben; das Kreuz im Herzen ist das Kreuz Christi. Mit jedem Abdrucke sagte er gleichsam: „In Christo ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt.“

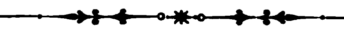
III. Durch Liebe zu den Seinen. V. 40—42.

1. Die Liebesthat. Was wir den Seinen thun, das thun wir dem Herrn. Nehmen wir einen Jünger auf und erweisen ihm Gastfreundschaft, so haben wir Jesum gastlich bewirthet. Wer den durstigen Bruder tränkt, den hungrigen Bruder speiset, den kranken Bruder besucht, dem nothleidenden Bruder hilft, der hat's dem Herrn gethan und hat auch auf diese Weise ein Bekenntniß für Jesum abgelegt.

2. Der Gnadenlohn. Die den Jüngern des Herrn erwiesenen Liebesthaten bleiben nicht unbelohnt. Jesus sagt nicht, daß wir dadurch einen Lohn verdienen, aber doch soll eine jede derartige Liebesthat in Gnaden belohnt werden.

Andeutungen für den Klassenunterricht.

Die heutige Lektion steht im engen Zusammenhang mit der vorhergehenden. Deshalb rufe man dieselbe der Klasse in's Gedächtniß zurück. Dann hebe man die Hauptgedanken in der Rede Jesu hervor bis zu dem Verse, mit welchem unsre Lektion beginnt. In der Entwicklung der Lektion selbst kann man sich des unter „praktische Gedanken“ gebotenen Entwurfs bedienen. Oder man rede von der Jüngerschaft. 1. Ihre Forderungen. a) Bekenntniß; b) Entsagung: der Eltern, Geschwister oder was sonst zwischen uns und Jesu tritt, selbst des eigenen Lebens, sollte es nothwendig werden, wie bei den Märtyrern; c) Kreuzesaufnahme; d) Liebe zu den Kindern Gottes, welche sich durch Thaten bewährt. 2. Ihre Gefahren. a) Den Herrn zu verleugnen; b) das irdische Leben dem ewigen vorzuziehen. 3. Belohnung.



Sonntag, 13. November. **Christi Zeugniß von Johannes.** Matth. 11, 2—15.

2. Da aber Johannes im Gefängnisse die Werke Christi hörete, sandte er seiner Jünger zween,
3. Und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?
4. Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Gehet hin, und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret:
5. Die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget.
6. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.
7. Da die hingingen, fing Jesus an zu reden zu dem Volke von Johanne: Was seid ihr hinaus gegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet?
8. Oder was seid ihr hinaus gegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häuser.
9. Oder was seid ihr hinaus gegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist, denn ein Prophet.
10. Denn dieser ist's, von dem geschrieben stehet: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

11. Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei, denn Johannes, der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreiche, ist größer, denn er.

12. Aber von den Tagen Johannes, des Täufers, bis hieher, leidet das Himmelreich Gewalt; und die Gewalt thun, die reißen es zu sich.

13. Denn alle Propheten und das Gesetz haben geweissaget bis auf Johannem.

14. Und (so ihr es wollt annehmen) Er ist Elias, der da soll zukünftig sein.

15. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Biblischer Grundgedanke: „Er war ein brennend und scheinend Licht." Joh. 5, 35.

Einleitung. Das Ereigniß unserer Lektion fällt in den Sommer des Jahres 28 n. Chr. Ungefähr sechs Monate vor der Aussendung der Apostel fand es statt. Jesus weilte zur Zeit irgendwo im galiläischen Lande, wahrscheinlich in Kapernaum. Eine Parallelstelle finden wir in Luk. 7, 18—30.

Erklärung.

V. 2. 3. Josephus nennt die Feste Machärus an der Südgrenze Peräas, als den Ort, da Johannes der Täufer in der Gefangenschaft lag. Er hatte im Ganzen höchstens zwei Jahre als Bußprediger, Prophet und Täufer gewirkt, als seine Einkerkerung stattfand. Herodes Antipas hatte dieselbe angeordnet. Johannes hatte ihm eine Strafrede gehalten, weil er in sündhafter Ehe mit der Herodias, dem Weibe seines Halbbruders Philippus, lebte. Die Gefangenschaft dauerte wohl ein halbes Jahr und endete mit seiner schließlichen Enthauptung, welche Matthäus im ersten Theil des 14. Kap. berichtet. Während dieser Gefangenschaft sandte er zwei seiner Jünger zu Jesu mit der Frage: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?"

Welche Ursache liegt dieser Frage zu Grunde? Darauf hat man verschieden geantwortet. Aus diesen Antworten ergeben sich zwei Hauptansichten: 1. Um seiner Jünger; 2. um seiner selbst willen habe Johannes diese Frage durch seine Jünger an den Herrn gerichtet. Die erstere Ansicht war früher die herrschende. Männer wie Stier und Watson haben sie vertreten. Die letztere Ansicht ist zweifelsohne die richtige. Lange und Ebrard sind unter Andern Vertreter derselben. Die erstere Ansicht ist eine dem Texte aufgedrungene Erklärung. Jesus richtet seine Antwort an Johannes durch die Jünger und nicht an die Jünger selbst. Die Frage entsprang aus einer getrübten Seelenstimmung des schon seit Monaten im Gefängnisse schmachtenden Johannes.

V. 4—6. Auf die direkte Frage des Johannes gibt der Herr ihm keine direkte Antwort. Auf sein: „Bist du's?" antwortet Jesus nicht mit einem: „Ich bin's," sondern verweist ihn auf die von ihm verrichteten Wunderthaten. Es waren dieses die Kennzeichen der Messiaswürde, wie die Propheten sie geschildert hatten (Jes. 35, 5. 6; 61, 1). Damit war des Täufers Frage bejahend beantwortet. Diese Wunder bezeugten, daß Jesus der verheißene Messias sei.

„Selig ist, der sich nicht an mir ärgert." Johannes stand in Gefahr, sich am Herrn zu ärgern. Er stößt sich nicht an der Person Jesu; er zweifelt nicht an dessen Messianität. Aber die Handlungsweise des Herrn ist ihm räthselhaft. Das Werk geht ihm zu langsam, besonders da er nun selbst sich zur Unthätigkeit gezwungen sieht. Vergebens hat er auf eine baldige und offene Erklärung des Herrn in Betreff seiner Messiaswürde gehofft. Der Herr spricht mehr durch Thaten als durch Worte. Und diese Thaten sind keine Strafwunder, wie die der alten Propheten, sondern Wohlthaten, die seinen Erwartungen wahrscheinlich weniger entsprachen, welche er sich von dem Herrn der Tenne mit der Wurfschaufel in der Hand gebildet hatte. Zunächst also galt der in diesen freundlichen Worten gegebene Wink dem Johannes; er galt aber auch seinen Jüngern und Zeitgenossen; er gilt auch uns.

V. 7. 8. Kaum haben die Jünger des Täufers sich verabschiedet, da beginnt der Herr eine Ansprache an das Volk, um sofort den ungünstigen Eindruck, den die Frage möglicherweise auf das Volk machte, zu verwischen und dessen Charakter vor jedweder falschen Beurtheilung zu schützen. Jesus beginnt mit der Versicherung, Johannes sei kein wankelmüthiger Mensch gewesen. Als sie zu ihm hinausströmten in die Wüste, da waren sie nicht zu einem Rohr gekommen. Das Rohr war eine hohle, mit Gelenken versehene Pflanze. Es wuchs auf nassem Boden, wie z. B. am Jordanufer. Dieses von jedem Windhauche in's Schwanken gebrachte Rohr war ein treffliches Sinnbild menschlichen Wankelmuthes. Auch keinen Weichling suchten sie draußen in der Wüste, sondern einen Mann in kameelshaarenem Gewande, welcher sich mit Heuschrecken und wildem Honig nährte. War er damals, als er in der Wüste predigte und taufte, kein Wankelmüthiger und Weichling, so werde er's auch schwerlich jetzt im Kerker sein.

V. 9. 10. Johannes war etwas Größeres als alle seine Vorgänger; denn ihm wurde das Vorrecht zu Theil, der Herold des Heilandes zu sein. Als Bahnbrecher des Messias war er der Vertreter der höchsten Vollendung des alten Bundes. Um diese Thatsache einzuschärfen, citirt der Herr eine Weissagung aus Mal. 3, 1.

V. 11. Gerlach sagt: „In der Erkenntniß Christi war Johannes größer als alle Menschen, welche vor ihm gelebt hatten; aber doch ist der sonst an Gaben oder Amt und Bestimmung Kleinere innerhalb der christlichen Kirche größer als Johannes."

V. 12. Der Ausdruck „aber von den Tagen Johannes bis hieher" will sagen, daß Johannes den Schauplatz der Wirksamkeit verlassen habe. Jesus deutet wie beiläufig an, daß der Täufer die Kerkerhaft nicht lebendig verlassen werde. „Das Himmelreich leidet Gewalt," d. h. das Himmelreich bricht mit Gewalt herein und greift um sich. Wer aber in dasselbe eindringen will, der muß es mit allem Ernste gleichsam erstürmen oder erobern.

V. 13—15. Bis auf Johannes währte die Periode der Weissagung. Dann trat der Täufer als unmittelbarer Vorläufer des Heilandes auf. Er ist der Mal. 4, 5 erwähnte Elias. Die Juden faßten diese Worte buchstäblich und erwarteten, Elias werde vor der Erscheinung des Messias vom Tode erstehen.

Praktische Gedanken.

Johannes der Täufer.

I. Seine Frage.

Als Johannes von den Werken Christi hörte, da sandte er zwei seiner Jünger an Jesum mit der Frage: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" Jedenfalls erwartete der Täufer ganz andere Werke oder Thaten von Jesu, als die, deren Kunde ihn im Gefängnisse erreichte. Er zweifelte nicht daran, daß Jesus der verheißene Messias sei. Aber die Wirkungsweise des Herrn entsprach nicht seiner Messiasidee. An dem Thun des Herrn,

in dem er den Verheißenen erkennt, wird er irre. Es war also:

1. Eine aus Mißmuth erwachsende Frage. Man hat schon gemeint, der Gottesmann habe nicht um seiner selbst, sondern um seiner zweifelnden Jünger willen diese Frage an den Herrn gerichtet. Eine solch künstliche Deutung ist jedoch nicht nöthig. Gottes Wort malt uns die Menschen nicht wie sie sein sollen, sondern wie sie sind. Es zeigt uns die Männer Gottes, wie z. B. einen Abraham, Moses, Hiob, David, Petrus und Johannes, nicht als fleckenlose Heilige, sondern als mangelhafte, wenn auch gläubige Gotteskinder. Auch die vorübergehende Schwäche eines Täufers deckt es uns auf. Sie ist ja erklärlich. Seit Monaten saß er auf Herodes Befehl auf dem einsamen Bergschloß Machärus im Gefängniß. Im dumpfen Kerker sitzend, zur Unthätigkeit verurtheilt, von seinem Jesusfreunde scheinbar vernachlässigt — ist's denn da ein Wunder, wenn sein Glaube schwach, sein Herz schwer und die Wege des Herrn ihm räthselhaft wurden? Begehrte nicht einst Elias in seiner Zaghaftigkeit zu sterben? Hatte nicht Luther in der Einsamkeit der Wartburg schwere Anfechtungsstunden? Erfahren nicht die meisten Christen etwas von solchen Stunden der Dunkelheit, der schweren Anfechtungen und Glaubensproben?

2. Eine zum Herrn führende Frage. Was thut der Täufer, als er in seinem bisherigen Glauben irre zu werden fürchtet? Es ist ihm nicht einerlei, ob er seinen Glauben behält oder verliert. Mit seinen Besorgnissen wendet er sich direkt an Jesum. Er begehrt nur ein Wort von ihm, um alsbald wieder aufrecht zu stehen und der ganzen Welt Trotz zu bieten.

So sollen wir's machen. Es kommen auch für uns schwere Prüfungsstunden. Wir liegen vielleicht auf dem Schmerzenslager, wo nicht nur der Leib, sondern auch die Seele matt wird; wir werden vielleicht durch irgend einen Schicksalsschlag irre an der Weltregierung Gottes; oder wir werden durch einen erschütternden Todesfall in große Trauer versetzt. Wollen wir da unsere Seele vor dem Zweifel bewahren, so müssen wir wie Johannes zwei Boten zu Jesu senden. Sie heißen: Gebet und Bibelstudium. Den ersten Boten sende hinauf zum Gnadenthrone Christi. Den andern Boten sende hinein in das geoffenbarte Wort. Sie müssen aber Hand in Hand gehen. Das Gebet ist das Grubenlicht, mit dem wir in die Tiefe hinabsteigen. Das Forschen im Wort verleiht dem Gebete Flügel, daß es emporsteigen kann. Diese Boten werden die Gewißheit vom Herrn bringen.

II. Des Herrn Antwort. V. 4—6. Diese Antwort enthält:

1. Einen Hinweis auf messianische Weissagungen (Jes. 35, 5; 61, 1). Auf diese Weissagungen deutet Jesus hin. Durch ihn gehen sie in Erfüllung. Jedes Gotteswort, welches sich an uns oder Andern erfüllt, soll dem Zweifel wehren und den Glauben mehren. Solche Erfüllungen sind Oel für die Glaubenslampe.

2. Einen Hinweis auf messianische Thaten. Nicht durch eine logische Beweisführung, sondern durch greifbare Thatsachen beseitigt der Herr des Täufers Bedenken. Er verweist ihn auf das Sehbare und Hörbare — auf Thatsachen. Die Geschichte dessen, was das Christenthum in der Welt gethan hat, ist der schlagendste Beweis für dessen Wahrheit. Vor uns liegt die beinahe zweitausendjährige Geschichte seines Reiches mit all' den Segnungen, die es der Menschheit brachte. Wie viel geistlich Blinden hat er die Augen, wie viel geistlich Tauben die Ohren aufgethan. Wie viel Sünder hat er rein, wie viel Todte lebendig, wie viel Arme reich gemacht durch sein Evangelium! Weist die Ungläubigen auf diese Errungenschaften.

3. Eine Warnung vor dem Aergernißnehmen. Johannes stand in Gefahr, am Herrn sich zu ärgern. Darum läßt Jesus ihm sagen: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert." An Versuchungen zum Aergernißnehmen fehlt es auch heute nicht. Die Räthsel in Gottes Wort, die Dunkelheiten in Gottes Wegen, die widrigen Erfahrungen im Leben, die traurigen Zeiterscheinungen, die Schwachheit des eigenen Herzens und der Eigensinn des eigenen Verstandes können schwere Stunden bereiten. Selig, wer sich durch solche Anfechtungen nicht ärgert am Herrn!

III. Christi Zeugniß von Johannes. V. 7—15.

1. Von seinem Charakter. Er war nicht wankelmüthig und unbeständig. Er glich nicht dem schwankenden Rohr, welches sich in jedem Winde wiegt. Er war auch kein Weichling. Er ließ sich durch keine Bequemlichkeitsrücksichten in der Erfüllung seiner Amtspflichten aufhalten.

2. Von seinem Amte. Er war a) der Vorläufer, b) der Vorsteller, c) der Täufer des Herrn. Dadurch wurde er der Größte im Alten Bunde.

3. Von seiner Nützlichkeit. V. 12. Seitdem er zu predigen und die Sünder zur Buße zu rufen anfing, strömen die Menschen herbei. Er weckte sie aus ihrem Sündenschlaf. Schaarenweise ließen sich die Heilsverlangenden taufen. Wollen wir selig werden, so müssen auch wir dem Himmelreiche Gewalt thun.

Sonntag, 20. Novbr. **Gericht und Gnade.** Matth. 11, 20—30.

20. Da fing er an die Städte zu schelten, in welchen am meisten seiner Thaten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert:

21. Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida! wären solche Thaten zu Tyro und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind; sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche Buße gethan.

22. Doch ich sage euch: Es wird Tyro und Sidon erträglicher ergehen am jüngsten Gerichte, denn euch.

23. Und du Capernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinunter gestoßen werden. Denn so zu Sodoma die Thaten geschehen wären, die bei dir geschehen sind; sie stünde noch heutiges Tages.

24. Doch ich sage euch: Es wird der Sodomer Land erträglicher ergehen am jüngsten Gerichte, denn dir.

25. Zu derselbigen Zeit antwortete Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater, und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret.

26. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.

27. Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

28. Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.

29. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig: so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

30. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Biblischer Grundgedanke: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Matth. 11, 28.

Einleitung. Unsere Lektion reiht sich der Zeitfolge nach unmittelbar an die des vorigen Sonntags an. Sie ist faktisch die Fortsetzung und der Schluß jener Rede, welche Jesus durch die Gesandtschaft des Täufers veranlaßt, an das ihn umgebende Volk hielt. Zeit und Ort sind also dieselben, wie in der vorigen Lektion. V. 28—30 berichtet nur Matthäus. Aehnliche Worte, wie die in V. 20—27, finden wir Luk. 10, 13—16, 21. 22.

Erklärung.

V. 20. „Da fing er an die Städte (d. h. die Bewohner jener Städte) zu schelten." Das meint, er hielt ihnen ihr sündliches Wesen und ihre Verstocktheit der ihnen so reichlich erwiesenen Gnade Gottes gegenüber vor. Er verkündigte ihnen die wohlverdiente Strafe an. Jesus hatte in diesen Städten viele Wunderwerke verrichtet. Die Bewohner blieben trotzdem unbußfertig.

V. 21. 22. Chorazin war zur Zeit Christi eine etwa zwei Meilen von Kapernaum gelegene Stadt. In der ganzen Bibel ist sie nur zwei Mal genannt, nämlich hier und Luk. 10, 13. Sie ist schon längst eine Ruine. Bethsaida lag an der Mündung des Jordanflusses in den See Genezareth. Es war die Vaterstadt des Petrus, Andreas und Philippus. Tyrus und Sidon waren zwei berühmte Städte Phöniziens. Sie lagen beide an der Ostküste des mittelländischen Meeres und waren beide bedeutende Handelsstädte. Die Entfernung zwischen beiden Städten betrug etwa zwanzig Meilen. Die jüdischen Städte, welche die Wunderwerke Christi verachteten, trifft ein größeres Gericht als die Heidenstädte, denen ein solches Vorrecht nicht zu Theil wurde. Den letzteren Städten wird's daher am Tage des Gerichtes erträglicher ergehen als den erstgenannten. Je größer die Vorrechte, desto größer die Verantwortlichkeit.

V. 23. 24. Kapernaum (siehe Näheres über diese Stadt in der ersten Lektion dieses Viertels) hatte der Herr zum Mittelpunkt seines Wirkens in Galiläa gewählt. Aus diesem Grunde wird sie Kap. 4, 13 „seine Stadt" genannt Diese Stadt hatte der Herr also vor Allem durch hohe Vorrechte ausgezeichnet. Durch sein langes Wohnen daselbst, seine Wunder und sein Predigen hatte er sie in vorrechtlicher Beziehung bis an den Himmel erhoben. Da aber ihre Bewohner so im Mammons- und Fleischesdienste versunken waren, daß sie dem Mahnworte zur Buße und Glauben kein Gehör schenkten, so soll dieselbe bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Zur Steigerung des Gegensatzes nennt Jesus die gottlosen Städte Sodom und Gomorra. Hätten diese Städte dieselben Vorrechte genossen, wie sie Kapernaum zu Theil wurden, so wären sie, versichert Jesus, nicht untergegangen.

V. 25. 26. Diese Worte waren eine Antwort: 1. Auf Jesu eigene Gedanken in Betreff des Heilsrathschlusses Gottes; 2. Auf die Gedanken, welche durch seine soeben gesprochenen Worte im Herzen der Zuhörer wachgerufen worden waren. Sie dachten wohl: Warum handelt Gott so geheimnißvoll? Warum gewährt er dem einen Orte größere Vorrechte als dem andern? „Ich preise dich," d. h. ich stimme dir völlig bei; ich zolle dir von Herzen Beifall. Es ist zu beachten, daß Jesus den Vater nicht anredet als seinen Herrn, sondern als Herrn Himmels und der Erde.

„Daß du Solches," d. h., daß das Heil nur den demüthig Nehmenden gegeben, den stolz Widerstrebenden entzogen wird, daß es den von fleischlichem Weisheitsdünkel Erfüllten verborgen, aber den mit kindlicher Einfalt und Lernbegier Beseelten geoffenbaret ist.

V. 27. Das Organ, wodurch der Vater sich offenbart, ist der Sohn. Er ist der Logos, das Wort. Alle Offenbarungen des Vaters werden durch den Sohn vermittelt. Es gibt keine andere Offenbarung des Vaters als diese. Die geheimnißvolle Wechselbeziehung im Erkennen des Vaters und des Sohnes weist auf die Gemeinschaft ihres Wesens hin. Zwischen ihnen besteht die innigste Verbindung.

V. 28. Hier zeigt nun Jesus, wem er den Vater offenbaren will, nämlich den Mühseligen und Beladenen, wenn sie zu ihm kommen. Lange bemerkt: „Der doppelte Ausdruck bezeichnet die Arbeitslast, 1) als selbstübernommene, 2) als aufgebürdete. Beides fiel in dem gesetzlichen Wesen der Juden zusammen, wurde aber nur von denen empfunden, welche das Gesetz innerlich nahmen." Die Eingeladenen sind Alle, welche unter der erkannten und gefühlten Last der Sünde seufzen. Solche will er erquicken, oder richtiger: „So will ich euch Ruhe schaffen."

V. 29. Es gilt nicht nur zu Jesu zu kommen, sondern auch sein Joch auf sich zu nehmen, bei ihm als lernbegieriger Schüler in die Schule zu gehen. Das Joch Christi auf sich nehmen aber heißt, in allen Dingen der Leitung und Zucht seines Wortes und Geistes sich unterwerfen. Als Lehrer zeichnet er sich durch zwei Eigenschaften aus: 1) Durch Sanftmuth. Er richtet allerdings die, welche zu ihm zu kommen sich beharrlich weigern; wer aber zu ihm kommt, den nimmt er gnädig auf. 2) Durch Demuth. Die pharisäischen Gesetzeslehrer waren streng und aufgeblasen. Jesus jedoch war ein unvergleiches Muster der Demuth. Seelenruhe ist der herrliche Lohn, den Jesus seinen lernbegierigen Schülern schenkt.

V. 30. Das Joch Christi ist sanft, d. h. heilsam. Er fordert nur das, was uns zeitlich und ewig zum Heil gereicht. Seine Last, d. h. die von ihm auferlegte Bürde, ist leicht. Er legt sie nur dem auf, der ihn liebt. Er gibt auch Kraft zum Tragen.

Praktische Gedanken.

Gericht und Gnade.

I. Das Gericht.

1. In diesem Leben ergeht oft schon ein Gericht über die Menschen.

a. In zeitlicher Beziehung. Der schreckliche Untergang der Städte Sodom und Gomorra, die wiederholte Verheerung jener weltberühmten, aber gottlosen Handelsstädte Tyrus und Sidon, und das Verschwinden vom Erdboden eines Chorazin, Bethsaida und Kapernaum, verkünden diese Thatsache lauter als der Donner in den Wolken. Es stehen auch Beispiele genug verzeichnet von einzelnen Frevlern, die ein zeitliches Gericht ereilte. Libanius, der seinem kaiserlichen Herrn Julian eifrig half, das Christenthum aus dem Römerreiche auszurotten, frug den frommen Athanasius höhnisch: „Was macht denn jetzt der Zimmermannssohn?" Derselbe antwortete ruhig: „Er zimmert deinem Kaiser einen Sarg." Nach etlichen Tagen schon traf die Nachricht ein, daß Julian in einer Schlacht wider die Perser gefallen sei.

b. In geistlicher Beziehung. Das Gericht der Verstockung ergeht oft über die, welche allen

Mahnrufen zum Trotz in Unbußfertigkeit beharren, welche wider besseres Wissen beharrlich weiter sündigen. Ein römischer Edelmann, der ein großes Vermögen verschwendet hatte, wandte sich in seiner Armuth an Kaiser Tiberius um Hülfe. Der Kaiser aber sagte: „Sie sind zu spät aufgestanden.“ So gibt es Menschen, die zu spät vom Sündenschlaf aufstehen. Das Gericht der Verblendung ergeht hier oft über die „Weisen und Klugen.“ Das Heil bleibt ihnen verborgen.

2. Es kommt endlich ein großer Gerichtstag für alle Unbußfertigen. Alle Völker werden vor Christi Richterstuhl erscheinen. Menschen aus allen Zeitaltern und allen Ländern werden sich vor diesem heiligen Richterstuhl treffen. Die Leute von Sodom und Gomorra werden zusammen treffen mit denjenigen von Tyrus und Sidon. Die Bewohner dieser Städte werden vor Gottes Richterstuhl diejenigen von Chorazin, Bethsaida und Kapernaum treffen. Sie leben Alle noch. Die zeitlichen Gerichte, welche Tyrus und Sidon zerstörte, hat die Seelen ihrer Bewohner nicht vernichtet. Das Feuer, welches Sodom und Gomorra verwüstete, hat die Seelen des Volkes nicht verbrannt. Alle Menschen, die je gelebt haben, leben noch. „Wir müssen Alle offenbar werden“ u. s. w. 2 Kor. 5, 10.

3. Der Urtheilsspruch wird sich nach dem Maß der Schuld richten. Die Verdammniß der Leute von Chorazin und Bethsaida wird größer sein als diejenige der Einwohner von Tyrus und Sidon. Ihre Schuld ist größer, weil sie größere Vorrechte verschmähten. Ueber Kapernaum wird ein schwereres Gericht ergehen als über Sodom und Gomorra; denn es hatte weit bessere Gelegenheiten als die letzteren Städte. Je größer die Vorrechte sind, die man verschmähte, desto größer ist die Schuld. Zwei Männer machen sich des Einbruchs und Diebstahls schuldig. Der Eine ist ein Heide, welcher Gottes Gebote nicht kennt, sondern in heidnischer Unwissenheit aufwuchs. Der Andere ist ein Mensch, welcher von frühester Jugend an unter christlichem Einflusse der Familie, Sonntagschule und Kirche stand. Ist nicht des Letzteren Schuld größer als die des Ersteren?

II. Die Gnade.

1. Wem wird sie zu Theil?

a. Den Unmündigen. Darunter haben wir Leute zu verstehen, welche das Kindesgemüth, den Kindessinn, besitzen. Sie sind demüthig, leitsam, liebevoll, empfänglich, lernbegierig und ohne Falsch. Unmündige in diesem Sinne können Greise sein. Zu den „Weisen und Klugen,“ denen sich die Gnade verschließt, können ganz junge Leute, sogar Knaben und Mädchen zählen.

b. Den zu ihm Kommenden. Wer mühselig und beladen, wer bußfertig und gläubig zu Jesu kommt, dem wird die Gnade Gottes zu Theil. Solche ladet Jesus zu sich: „Kommet her zu mir,“ sagt er. Nicht zu den Engeln gehe; sie können dir nicht helfen. Nicht zum Gesetz gehe; es hat nur ein Verdammungsurtheil für die Uebertreter. Nicht zur Welt gehe; sie macht große Versprechungen, aber täuscht nur. Zu Jesu gehe; er und er allein kann dich erretten.

c. Den von ihm Lernenden. Solche, welche sich zu seinen Füßen niederlassen, wie Maria einst gethan, um seinen Lebensworten zu lauschen. Solche, welche als Schüler in seine Schule eintreten, nicht um etliche Lektionen zu lernen und dann davon zu laufen, sondern in derselben zu bleiben und für den Himmel zu graduiren.

2. Was verleiht sie?

a. Heilserkenntniß. Den „Weisen und Klugen“ bleibt sie verborgen. Den weisen Griechen war das Kreuz eine Thorheit. Den selbstgerechten Juden war's ein Aergerniß. Wer aber heilsverlangend zu Jesu kommt, der findet, daß der gekreuzigte Christus „göttliche Kraft nnd göttliche Weisheit“ ist.

b. Erquickung. Diese Erquickung besteht in der Vergebung der Sünden, Beruhigung des Gewissens, und Beseligung des Herzens durch das Zeugniß der Kindschaft und die Hoffnung des ewigen Lebens. Der brennende Durst der armen Seele wird gestillt. Friede und Freude ergießen sich in's Herz.

c. Ruhe. Wahre Seelenruhe ist das höchste Gut, welches ein Menschenherz auf Erden finden kann. Diese Ruhe aber finden wir nur in dem Herzen, in welches Gott seine Liebe ausgegossen hat. Die Liebe treibet die Furcht aus.

Sonntag, 27. Novbr. **Jesus und der Sabbath.** Matth. 12, 1—14.

1. Zu der Zeit ging Jesus durch die Saat am Sabbath; und seine Jünger waren hungrig, fingen an Aehren auszuraufen, und aßen.

2. Da das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu ihm: Siehe, deine Jünger thun, das sie nicht ziemet am Sabbath zu thun.

3. Er aber sprach zu ihnen: Habt ihr nicht gelesen, was David that, da ihn, und die mit ihm waren, hungerte?

4. Wie er in das Gotteshaus ging, und aß die Schaubrode, die ihm doch nicht ziemeten zu essen, noch denen, die mit ihm waren, sondern allein den Priestern?

5. Oder habt ihr nicht gelesen im Gesetze, wie die Priester am Sabbath im Tempel den Sabbath brechen, und sind doch ohne Schuld?

6. Ich sage aber euch, daß hier der ist, der auch größer ist, denn der Tempel.

7. Wenn ihr aber wüßtet, was das sei: Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit, und nicht am Opfer; hättet ihr die Unschuldigen nicht verdammet.

8. Des Menschen Sohn ist ein Herr, auch über den Sabbath.

9. Und er ging von dannen weiter, und kam in ihre Schule.

10. Und siehe, da war ein Mensch, der hatte eine verdorrete Hand. Und sie fragten ihn, und sprachen: Ist es auch recht am Sabbath heilen? Auf daß sie eine Sache zu ihm hätten.

11. Aber er sprach zu ihnen: Welcher ist unter euch, so er ein Schaf hat, das ihm am Sabbath in eine Grube fällt; der es nicht ergreife und aufhebe?

12. Wie viel besser ist nun ein Mensch, denn ein Schaf? Darum mag man wohl am Sabbath Gutes thun.

13. Da sprach er zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus. Und er streckte sie aus; und sie ward ihm wieder gesund, gleichwie die andere.

14. Da gingen die Pharisäer hinaus, und hielten einen Rath über ihn, wie sie ihn umbrächten.

Biblischer Grundgedanke: „Darum mag man wohl am Sabbath Gutes thun.“ Matth. 12, 12.

Einleitung. Die zwei in unserer Lektion berichteten Ereignisse trugen sich zu gegen Ende des Monats Mai im Jahre 28 n. Chr. Sie sind noch vor die Bergpredigt zu setzen. Das erstere Ereigniß fand höchstwahrscheinlich in der Nähe Kapernaums und das letztere in dieser Stadt selbst statt. Die Parellelstellen sind: Mark. 2, 23—28; 3, 1—6; Luk. 6, 1—11.

Erklärung.

V. 1. Der hier erwähnte Gang wurde jedenfalls nach dem Morgengebete in der Synagoge gemacht. Das rabbinische Gesetz gestattete nicht, daß man vor demselben esse, ausgenommen im Falle der Krankheit.



Jesus ging, von seinen Jüngern und Andern begleitet, durch ein Weizen- oder Gerstenfeld. Es war um die Erntezeit; die Frucht war reif. Die Jünger sind hungrig. Sie reißen Aehren ab, reiben die Körner mit den Händen aus und essen sie. An und für sich gab diese Handlung keinen Anstoß. Nach 5 Mose 23, 25 durfte man das, sofern der Hunger es verlangte. Der Herr selbst hat keine Aehren abgerissen.

V. 2. Unter den Begleitern Jesu waren auch Pharisäer. Sie tadelten es, daß die Jünger am Sabbath Aehren ausrauften. Es sei das nicht gesetzlich, meinten sie. Sie hatten sich in gesetzliche Kleinigkeitskrämerei verirrt. Man durfte am Sabbath nicht auf dem Grase wandeln, denn man würde es zertreten und das wäre eine Art Dreschen. Man durfte keinen Floh fangen, denn das wäre eine Art Jagd. Beim Füttern der Hühner mußte man vorsichtig sein, daß keine Fruchtkörner auf der Erde liegen blieben, denn sie möchten keimen und das wäre eine Art Säen. So betrachteten sie das Aehrenausraufen und -ausreiben als eine Art des Erntens und Dreschens. Die Pharisäer machen Jesum selbst für das Betragen der Jünger verantwortlich.

V. 3. 4. Der Herr vertheidigt die Handlungsweise der Jünger. Zum Belege führt er einen Vorfall aus der Geschichte David's an, der sich auf seiner Flucht vor Saul ereignete und 1 Sam. 21, 1—7 erzählt wird. Er schlägt sie mit dem Alten Testament. Gelesen hatten sie wohl, aber geistlos. Die Schaubrode wurden wöchentlich gewechselt und die abgetragenen fielen den Priestern zu. Jesu Beweisführung ist diese: David, den ihr doch wohl nicht tadeln werdet, hat sogar ein von Gott selbst verordnetes Ceremonial-Gesetz gebrochen; meine Jünger haben das nicht gethan. Durfte nun David aus Noth von einer göttlichen Anordnung abweichen, wie viel mehr meine Jünger von eurer menschlichen Satzung — eine Satzung, die sich nirgends im Gesetz findet.

V. 5. 6. Zu jener Jahreszeit, in der sich dieser Vorfall zutrug, wurde am Sabbath das dritte Buch Mose gelesen, in dem so viel vom Opfern am Sabbath vorkommt. Die Priester mußten am Sabbath die Opferthiere schlachten, die Schaubrode backen und sonstige mit dem Tempeldienste verknüpften Arbeiten verrichten. Und doch waren sie ohne Schuld; denn sie thaten, was zu thun Noth war und was das Gesetz vorschrieb. Der Sinn des sechsten Verses ist: Christus ist größer als der Tempel; der Tempel ist größer als der Sabbath; so stehet Christus weit über den Sabbath. Was den Dienern des Tempels erlaubt ist, muß auch den Dienern dessen zustehen, der mehr ist als der Tempel.

V. 7. 8. Der Angegriffene geht zum Angriff über. Er ruft den Angreifern Hos. 6, 6 in's Gedächtniß. Es fehlte ihnen diese erbarmende Liebe, welche Gott vor allen Dingen fordert. Ihr Sinn war überhaupt nur auf Opfer und ceremoniellen Gottesdienst gerichtet. Als Herr des Sabbaths hat Jesus zu bestimmen, was es heißt, den Sabbath zu heiligen.

V. 9. 10. Und kam in ihre Schule. Lukas sagt, es sei an einem andern Sabbath gewesen, wahrscheinlich am darauf folgenden. Verdorrete Hand. Sie war durch das Zurücktreten der Säfte verdorrt. Von jeher hielt man diese Krankheit für unheilbar. Manche hegen die Ansicht, dieser Mann sei von den Feinden Jesu hergeführt worden, um ihm eine Falle zu setzen. Einer Tradition zufolge soll er ein Steinmaurer gewesen sein, welcher Jesum bat, ihn zu heilen, damit er fortan nicht zu betteln nöthig habe. Die Pharisäer stellen die Frage, um einen Grund zur Klage zu finden. Nach der Tradition sollte einem Kranken am Sabbath nur dann Hülfe geleistet werden, wenn sein Leben in Gefahr schwebe.

V. 11. 12. Der Verlust eines Schafes wäre gerade nicht so groß. Doch war's zur Zeit Christi noch gestattet, ein in die Grube gefallenes Schaf herauszuziehen. Unter der hier erwähnten Grube verstehe man eine auf dem Felde ausgegrabene Cisterne, in welche die Thiere manches Mal fielen. Später haben die Juden auch das Herausziehen eines in die Grube gefallenen Thieres am Sabbath nicht erlaubt. Zu Christi Zeiten war's jedoch noch erlaubt. Daher diese Frage. Da aber ein Mensch mehr werth ist als ein Schaf, so darf man auch an ihm und für ihn am Sabbath Werke der Wohlthätigkeit verrichten.

V. 13. Der Herr forderte von dem Manne gerade das, wozu er in sich selbst keine Kraft besaß. Auf des Herrn Befehl hin jedoch übte er gläubigen Gehorsam. In demselben Augenblick strömte Kraft in die verdorrete und leblose Hand.

V. 14. Jesus heilte ihn durch's Wort. Die Kur hatte keine solche Arbeit erfordert, wie das Aehrenausraufen oder das Herausziehen eines Schafes aus der Grube. Und doch hielten's die vom Vorurtheil und Haß geblendeten Menschen für einen Sabbathbruch. Mit Mordgedanken im Herzen verließen sie die Schule.

Praktische Gedanken.

Die am Sabbath erlaubten Werke.

I. Werke der Noth.

1. Der Angriff..

a. Veranlaßt durch eine Handlung der Jünger. V. 1. Ohne zu frühstücken, waren die Jünger mit dem Herrn in die Synagoge gegangen, um anzubeten. Auf dem Heimwege rauften sie, vom Hunger geplagt, Aehren aus, rieben die Körner aus und aßen dieselben. Diese Handlung war im Gesetze erlaubt (5 Mose 23, 25). Nach dieser Gesetzesvorschrift durfte der Hungrige, wenn er am Aehrenfelde eines Anderen vorüberging, so viel nehmen, als zur Stillung seines Hungers nöthig war. Bei den Arabern hat der Hungrige heute noch dieses Recht. Hanna sagt: „Nichts überraschte mich mehr, als die Freiheiten, welche unsere Führer sich erlaubten. Sie ritten durch die Aehrenfelder und ließen ihre Pferde so viel von der stehenden Frucht fressen als ihnen behagte. Im Anfange fühlten wir, als seien wir Uebertreter und Diebe. Dieses Gefühl schwand jedoch bald, als wir sahen, daß es unter den Augen und mit der Zustimmung der Eigenthümer geschah."

b. Ausgehend von den Pharisäern. V. 2. Ihnen war es anstößig, daß die Jünger es am Sabbath thaten. Sie waren in ein äußerlich strenges, aber ganz geistloses Formwesen versunken. Dies war namentlich in Betreff des Sabbaths der Fall. Sie waren Splitterrichter und litten an der Tadelsucht. Das ist eine böse Krankheit. Sie ist schwer zu heilen. Solchen Leuten kann es Niemand Recht machen, selbst der liebe Gott im Himmel nicht.

2. Die Abwehr.

a. Durch zwei Beispiele. (1) Das Beispiel Davids. V. 3. 4. Jesus will keineswegs den Sabbath abschaffen; er will nur darthun, daß Arbeit gestattet sei am Sabbath, wenn wirkliche Noth sie fordert. Zu diesem Behufe führt er einen Vorfall aus dem Leben Davids an, welcher 1 Sam. 21, 1—7 erzählt ist. Als die Noth ihn trieb, da trug er kein Bedenken, den Buchstaben des Ceremonialgesetzes zu übertreten. Auf seiner Flucht vor Saul, vom Hunger gequält, aß er von den Schaubroden, welche nur die Priester essen durften. Es fiel Nie-

mandem unter den Pharisäern ein, diese Handlung Davids zu tadeln. Seine Jünger hatten auch nicht aus Muthwillen Aehren abgerissen, sondern um ihren Hunger zu stillen. Gott will nicht, daß wir am Sonntage Hunger leiden. Wir dürfen uns Speisen zubereiten. Allein wir sollten nicht mehr Arbeit thun, als die Noth erheischt. Am Sonntage sollte man z. B. kein Brod backen, denn das kann am Samstage geschehen.

(2) Das Beispiel der Priester. V. 5. Nach 4 Mos. 28, 9 mußten die Priester am Sabbath zwei Lämmer opfern und frisches (heißes, also an demselben gebackenes) Brod auflegen. Sie hatten also der Arbeit mehr am Sabbath als in der Woche. Und doch waren sie ohne Schuld. So gibt es auch heute noch Notharbeiten, welche Prediger und Andere am Sonntage zu thun haben. Der Prediger, welcher mehrere Bestellungen am Sonntag zu bedienen hat, muß sein Pferd anspannen und eine Anzahl von Meilen fahren. Leute auf dem Lande, welche weit zur Kirche haben, müssen auch anspannen und dahin fahren. Durch solche Arbeit wird der Sonntag nicht geschändet, sondern die rechte Sonntagsfeier erzielt. Das bloße Spazierenfahren am Sonntage hingegen, besonders wenn man dabei den Gottesdienst versäumt, ist Sonntagsschändung.

b. Durch drei Gründe. (1) Jesus ist größer als der Tempel. V. 6. Wenn der Tempeldienst im Alten Bunde die Arbeit der Priester am Sabbathe rechtfertigte, so wird die im Dienste Jesu verrichtete Arbeit keine Entheiligung des Sonntags sein, denn er ist größer als der Tempel. Arbeit, welche in seinem Namen und zu seiner Ehre geschieht, ist die rechte Heilighaltung des Sonntags.

(2) Barmherzigkeit ist Gott angenehmer als ein todter Formendienst. V. 7.

(3) Christus ist Herr über den Sabbath. V. 8. Kraft dieser Herrschaft bestimmt er hier, daß alle Werke der Noth, wenn sie es wirklich sind, am Sabbathe gesetzlich seien. Der Sabbath ist ja um des Menschen Willen da und nicht der Mensch um des Sabbathes willen. Der Herr setzte diesen Ruhetag ein, damit er dem Menschen nach Leib, Seele und Geist zum Segen und Wohle gereiche.

II. Werke der Barmherzigkeit.

1. Eine gehässige Frage. V. 10. Am nächstfolgenden Sabbath kam Jesus wieder in die Synagoge. Da traf er einen Mann, der eine verdorrete Hand hatte. Die Pharisäer, welche wieder auf der Lauer lagen, frugen: „Ist es auch recht, am Sabbath zu heilen?“ Die Frage war eine äußerst gehässige. Sie wurde gestellt, um ihn in seiner Rede zu fangen. Sie hofften dadurch, eine Ursache zur Klage zu finden. Solch' heimtückische Ausfrager gibt's heute noch.

2. Eine schlagende Antwort. V. 11. 12. In seiner Antwort schlägt er sie mit zwei Punkten, die sie zugeben mußten. 1. Würden sie das in Gefahr schwebende Schaf nicht am Sabbathe retten? 2. Ist ein Mensch nicht mehr werth als ein Schaf? Ist es aber recht am Sabbath ein Schaf zu retten, kann es dann unrecht sein, einem leidenden Menschen zur Hülfe zu kommen?

3. Eine Heilung am Sabbath. V. 13. Durch ein Beispiel zeigt der Herr nun, daß man am Sabbath Heilen, überhaupt Gutes thun dürfe. Das ist eine rechte gottgefällige Sonntagsheiligung, wenn wir die Armen besuchen, die Kranken pflegen, die Traurigen trösten und die Nothleidenden erquicken.

Frauenzeitung.

Glückſel'ge Jugend! Wandernd ziehst du aus;
Gern wärst du in der ganzen Welt zu Haus,
Wenn dann die Liebe dich erst bannt und hält,
So wird dein Haus dir deine ganze Welt!

Das Dor'le über Sonntagschulen. Die Sonntagschule und die Mutter! Jeder christlichen Mutter wird Alles, was das leibliche und geistliche Wohl ihrer Kinder befördert, von größter Wichtigkeit sein. Und jede Mutter, die den Werth der Sonntagschule kennt, wird gewiß mit der ihr zu Gebote stehenden Macht an diesem herrlichen Werk helfen. Es wird Niemand leugnen, daß die Eltern, die selbst regen Antheil an der Sonntagschule nehmen, selbst durch dieses herrliche Werk gesegnet werden. Und jede Mutter, deren Kräfte es erlauben, in der Sonntagschule zu lehren, wird gewiß mit mir übereinstimmen, daß es eine der schönsten Arbeiten ist, die wir hier auf Erden thun können. Ich sehe es als eine besondere Gnade von Gott an, würdig zu sein, in der Sonntagschule zu lehren; ich kann mir nichts Schöneres denken, als eine wohlgeordnete und aufmerksame Sonntagschule. Der Anblick der Kleinen, der schöne Gesang und die herrlichen Lektionen — wie oft nach der Mühe und Arbeit wird mein Herz erquickt und gestärkt und ich habe Gott gedankt für die Sonntagschule.

Es kann gewiß nicht ohne großen Segen für uns sein, Lehrer in der Sonntagschule zu sein, denn obwohl Andere ihre Bibel lesen mögen, so ist es doch ganz anders mit einem Lehrer. Er muß suchen und wie oft findet er die herrlichsten Schätze, die ihm wie Kleinode begegnen und oft kann er seine Seele laben, während er sich für seine Klasse vorbereitet. Sodann ist das Lehren in der Sonntagschule ein bewährtes Mittel, jung zu bleiben. Nichts erhält das Herz so jugendlich, als der Umgang mit Kindern, und nur das Herz, das mit den Kindern Kind ist, wird etwas an den Kindern bezwecken können.

Wollen wir deßhalb als Mütter, daß unseren Kindern der volle Segen der Sonntagschule zufließe, so müssen wir regen Antheil nehmen. Es ist nicht genug, daß unsere Kinder in die Sonntagschule gehen, wie ungefähr in einen Kindergarten, daß man weiß, sie sind für eine Zeitlang gut aufgehoben. O nein, sie sollen in der Sonntagschule heran gebildet werden zu bibelfesten Christen und thätigen und nützlichen Gliedern in der Kirche, denn nur dann können wir sagen, daß unsere Kinder den vollen Segen der Sonntagschule genießen, wenn sie als bibelfeste, uner-



schrockene und thätige Christen heran wachsen, das ist, was die Kirche braucht, und das ist, was unsere Kinder brauchen, gegenüber einer sündigen und verführerischen Welt.

Freilich gibt es auch Mütter, denen es unmöglich ist, in die Sonntagschule zu gehen, aber es gibt auch viele, die sich nur zu schnell entschuldigen, ehe sie es mit ihrem Gewissen und dem lieben Gott abgemacht haben.

Unser Leben ist so kurz und was wir thun so wenig, und wenn wir wirklich Alles thun, was in unseren Kräften steht, so haben wir doch gewiß noch nie Jemand gehört, der am Ende seines Lebens gesagt hat, er oder sie hätte zu viel gethan, im Gegentheil wird uns manche Versäumniß vor das Gemüth treten.

Der Mutter, der es unmöglich ist zu gehen, möchten wir nur dies sagen: du kannst dennoch behülflich sein. Wie bald nimmt ein Lehrer wahr, was für eine Mutter ein Kind hat, auch wenn er sie nie gesehen hat; die Kennzeichen sind zu deutlich.

Lese die Lektion mit den Kindern, ermahne sie, aufmerksam und artig zu sein und wenn sie heim kommen, frage sie, was sie gelernt haben. Interessire dich in Allen, was in der Sonntagschule vorgeht, und spreche nie Etwas in Gegenwart deiner Kinder gegen die Beamten und Lehrer derselben, was ihnen die Achtung nehmen könnte. Ein Lehrer wird nichts mit einem Kinde bezwecken können, wenn das Kind ihn nicht achtet und Zutrauen zu ihm hat.

Wenn die Sonntagschulen in rechter Art geführt, wenn fromme und betende Lehrer arbeiten für das Wohl der Kinder und sie täglich dem lieben Gott im Gebete vortragen und wenn fromme Mütter treulich mithelfen, da sollte man doch hoffen können, ein frommes und gottseliges Geschlecht zu erziehen. Das walte der liebe Gott!

Kartoffel-Suppe ohne Fleisch. Sechs bis acht Kartoffeln werden ganz weich gekocht, alsdann fein gestampft. Nun gießt man so viel kochendes Wasser daran als man Suppe will, unterdessen bratet man etliche fein gehackte Zwiebeln mit einem Löffel voll Mehl in Butter und thut es zu den Kartoffeln nebst Salz und Pfeffer und fein gehackter Petersilie. Das Gelbe von einem Ei rührt man in der Suppenschüssel mit einem Löffel voll kaltem Wasser und gießt dann die Suppe langsam daran.

Fricadellen von kaltem Fleisch. Man hackt das Fleisch mit einer Zwiebel ganz fein, nun nimmt man etliche Stücke trockenes Brod und weicht es im Wasser ein, nachdem es fest ausgedrückt ist, hackt man es mit dem Fleisch. Nun nimmt man ein Ei, Salz und Pfeffer und macht kleine flache Küchlein daraus und bratet sie im Fett schön gelb.

Gefüllte Kalbsbrust. Man läßt sich beim Fleischer die Brust zurecht machen, nachdem sie mit einem reinen Tuch gut abgerieben ist, reibt man das nöthige Salz und Pfeffer daran, dann wird folgende Fülle gemacht:

Man nimmt alt gebackens weißes Brod und weicht es im Wasser ein. Nachdem es gut ausgedrückt ist, wird es fein gehackt, ein guter saurer Apfel mitgehackt, macht den Geschmack sehr gut, dann wird ein Löffel voll Butter, ein Ei, Salz und Pfeffer daran gethan, nachdem es gut gemengt ist, wird die Brust damit gestopft, dann nimmt man reichlich Butter und bestreicht die Brust und streut ein wenig Mehl oben darauf, alsdann backt man es im Ofen, indem man es fleißig begießt und nur kochendes Wasser daran gießt.

Gutes Brod. Nichts ist nöthiger für die Gesundheit der Familie als gutes Brod. Um gutes Brod zu backen, muß man gute Hefe haben. Die folgende Hefe ist sehr gut, hauptsächlich bei kaltem Wetter: Sechs Kartoffeln und eine Hand voll Hopfen setzt man in zwei Quart Wasser auf und läßt es kochen, bis die Kartoffeln ganz weich sind, gieße das kochende Wasser von den Kartoffeln und Hopfen über vier Löffel voll Mehl, gib zwei Löffel voll weißen Zucker dazu, rühre es ganz platt, und weil es noch lauwarm ist, rühre vier Löffel voll gute Hefe daran und laß es nun gut gähren, es kann bis den nächsten Tag stehen, dann thut man es in steinerne Krüge und pfropft es fest zu. Diese Hefe hält sich bei kaltem Wetter drei bis vier Wochen. Den Abend zuvor man backen will nimmt man eine halbe Tasse voll von der Hefe und macht einen Kartoffel-Yeast, indem man drei bis vier Kartoffeln kocht, das kochende Kartoffelwasser gießt man über drei Löffel voll Mehl, wenn es noch lauwarm ist, rührt man die halbe Tasse voll Hefe dazu und läßt es gähren.

Im Vorzimmer. Der berühmte Arzt Dr. Metzger in Amsterdam, der vor einigen Jahren auch die Kaiserin von Oesterreich mit Erfolg behandelt hat, läßt keinen Rangunterschied bei seinen Patienten gelten; nicht allein, daß sie Alle in sein Haus kommen müssen, sondern sie haben dort auch im Wartesaal geduldig auszuharren, bis die Reihe an sie kommt. Nun ereignete es sich einmal, daß unter den Wartenden eine dürftig gekleidete Frau und eine einfach, doch elegant aussehende Dame erschien. Die erstere wandte sich an ihre Nachbarin und seufzte: „Ja, das Warten ist schrecklich, haben Sie vielleicht auch ein kleines Kind zu Hause?“

„Nein.“

„Und wenn man dann heim kommt, ist die Wohnung noch nicht aufgeräumt.“

„Das ist bei mir nicht der Fall, meine Leute bringen Alles in Ordnung.“

„Ja, aber kochen werden Sie doch selbst müssen?“

„Auch nicht, ich speise im Gasthofe.“

„Nun, wenn Sie so gar nichts zu thun haben, da könnten Sie mir wohl den Vorrang lassen und warten, bis ich fertig bin, tauschen wir die Nummern.“

„Mit Vergnügen,“ sagte die Dame, die Niemand anders als die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich war.

„Hier wird auch nicht geklatscht.“ Es wird erzählt, daß die „Frau Rath,“ Goethes Mutter, zu ihren Dienstleuten gesagt habe: „Ihr sollt mir nichts wieder erzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es in der Stadt oder in der Nachbarschaft oder in meinem Hause, vorfällt. Ich mag ein für alle Mal nichts davon wissen. Geht es mich noch an, so erfahre ich es immer noch zeitig genug. Geht es mich gar nicht an, so bekümmert es mich überhaupt nicht. Sogar, wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, so will ich es auch da nicht früher wissen, als ich es eben wissen muß.“

Eine derartige Scheu vor dem Unangenehmen und Aufregenden könnte der großen Mehrzahl unter denen, die solcher Unterhaltung nicht abhold sind, fast wie Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit oder gar Schwäche erscheinen, wenn es nicht zugleich bekannt wäre, daß die Frau Rath eine muthige, thatkräftige, regsame Frau war, der es an Theilnahme für Menschen und Dinge nicht gefehlt hat. Ihre oben angeführten Worte lassen sich kurz in das gute, alte Sprüchwort zusammenfassen: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“ — und es tritt in denselben eine sehr ent-

schiedene und vornehme Abneigung gegen Alles, was Klatsch heißt, zu Tage. Wie traurig, daß Frauen und auch Männer (es hilft nichts, es muß heraus, denn es ist Wahrheit!) — die so denken und empfinden, verhältnißmäßig so selten sind! Zahllose Unannehmlichkeiten, unendlicher Verdruß, viele bittre Feindschaften verdanken ihre Entstehung in erster Linie oder auch ganz allein, dem bloßen, gedankenlosen Klatsch, der noch gar nicht einmal der bösartige Klatsch zu sein braucht. Dieser aber ist schlimmer als Diebstahl, weil er dem Nächsten nimmt und vernichtet, was viel mehr werth ist, als dessen handgreifliches Besitzthum, nämlich seinen guten Ruf und seine Ehre. Keiner der Klatschenden denkt daran, wie er sich gegen das achte Gebot vergeht, keiner erinnert sich des Bibelwortes von „einem jeglichen unnützen Worte," für das wir einst zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Lavater sagt: „Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht ganz gewiß weißt, und wenn du es ganz gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es?"

Wer aber den Klatsch nicht meiden will, um Gottes und des Nächsten willen, der sollte ihn zu meiden suchen um seiner selbst willen und sollte durch den Schaden, der oft genug auf den Schwätzer selbst zurückfällt, klug werden. Den Untergebenen gegenüber begiebt sich der Klatschende selbst aller Würde und Achtung, und er kann allein durch das, was er sich nur anzuhören herbeiläßt, in die peinlichsten und beschämendsten Lagen gerathen.

Wer sich zu den Gebildeten rechnet, sollte auch bedenken, daß er durch die Pflege des ihm unentbehrlich gewordenen Klatsches sich und seinem Kreise das Zeugniß großer Geistesleere ausstellt, — denn die Annahme liegt sehr nahe, daß die Betreffenden eben nichts Besseres zu reden wissen.

Von wem stammt wohl der Ausspruch her, daß eine gute Unterhaltung sich mehr mit Dingen, als mit den Menschen befassen müsse? Der ihn that, wurde dabei höchstwahrscheinlich von der leider richtigen Voraussetzung geleitet, daß von den Menschen meistens Ungünstiges gesprochen wird. Im ersten Augenblick klingt dies Wort als Aufforderung zum Guten genommen, etwas ungeheuerlich und schwer ausführbar. Bei näherer Betrachtung ist es aber nicht so schwer. Man denke nur einmal an einen Damenkaffee. Der Begriff einer solchen Versammlung ist ja von der des „Klatsches" fast unzertrennlich geworden, wie der Sprachgebrauch beweist! Sollte es denn gar so schwer sein, die üblichen Lieblingsstoffe, als da sind Dienstbotengeschichten, die Familienangelegenheiten des lieben Nächsten und seine Schwächen und Thorheiten, also Alles, was Personen in unfreundlichem Sinne berührt, so ziemlich bei Seite zu lassen? Und wo sind die Dinge, die dafür herangezogen werden sollen? — Nun, deren bietet eine einzige beliebige Nummer von Haus und Herd Redestoff die Menge.

Mütter, hütet eure Kinder! Diphtheritis, dieser schreckliche Würger, der unsere Lieblinge unabläßig bedroht, verlangt die peinlichste Aufmerksamkeit und Vorsicht seitens der Eltern, wenn der Gefahr dieser Krankheit mit Erfolg begegnet werden soll. Vor allem ist es nothwendig, daß den Kindern schon bei Zeiten das Gurgeln gelernt wird, ferner daß die Eltern sich die Mühe nehmen, den Kindern öfter, namentlich wenn sie über Unwohlsein klagen, in den Hals zu sehen. Ist ein Kind von Diphtheritis befallen, so klagt es über Kopfschmerzen, es fiebert und bricht. Die Augen sind matt und das ganze Wesen des Kindes drückt große Unlust und Mattigkeit aus. Jetzt untersuche man dem Kinde sofort den Hals und zwar nimmt man hierzu am besten einen Löffel mit breitem Stiele und drückt damit die Zungenwurzel herab. Zeigen sich hier auf den Mandeln—die haselnußgroßen Wülste links und rechts vom Zäpfchen hinter dem Gaumenbogen — weiße, unregelmäßige Flecken, so hole man sofort den Arzt, der dann auch im Stande sein wird, zu helfen. Unterläßt man es dagegen, wie es leider nur zu oft geschieht, dem Kinde gleich beim Eintritt des Fiebers in den Hals zu sehen, dann vergeht dasselbe zwar wieder, das Kind fühlt sich sogar sehr bald wieder wohl und die Eltern freuen sich und glauben, daß es doch nur ein leichtes Unwohlsein gewesen sei, daß ihren Liebling befallen habe. Schreckliche Täuschung! Die heimtückische Seuche Diphtheritis greift indessen immer mehr und mehr um sich und geht auf den Kehlkopf und Lymphdrüsen über. Jetzt treten die Krankheitserscheinungen auf's Neue zu Tage, der Arzt wird gerufen, doch leider ist er jetzt nur in den seltensten Fällen im Stande, den Patienten dem Tode zu entreißen. Die fürchterliche Krankheit ist soweit vorgeschritten, daß alle Rettungsversuche meist vergeblich sind. Wäre dagegen gleich beim ersten Fieberanfall der Hals des Kindes untersucht und ein Arzt herbeigerufen worden, dann würde es der Kunst desselben ein Leichtes gewesen sein, die Diphtheritiserkrankung zu heilen. Darum beherzige ein Jeder, der kleine Familie hat, die Warnung: Einem Kinde ist bei jedem Fieberanfall der Hals in ebenbeschriebener Weise zu untersuchen. Geschieht dies, dann ist fast jedes Kind zu retten, das an Diphtheritis erkrankt ist.

Winke und Nachrichten für Arbeiter.

Die gesellschaftlichen Bedürfnisse unserer Jugend und wie können dieselben befriedigt werden.

I. Hat unsere Jugend gesellschaftliche und kameradschaftliche Bedürfnisse? Gewißlich.

Gottes Wort sagt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Gewiß ist es nicht gut, daß das Kind heranwachse ohne die Gesellschaft seinesgleichen, noch daß die Jugend ohne jugendliche Gesellschaft sei.

Die socialen Bedürfnisse liegen schon in der Natur des Menschen. Du findest dieselben bei dem Kinde. Es sehnt sich nach der Gesellschaft anderer Kinder und wenn ein Kind gänzlich getrennt von andern Kindern erzogen wird, so geht ihm Etwas ab, welches ihm nicht durch die Gesellschaft Erwachsener ersetzt werden kann. Du findest dieselben Bedürfnisse bei dem Greis. Er sehnt sich nach Gesellschaft und Theilnahme und wie gerne erzählt er die Erlebnisse vergangener Jahre! Sollte dieses nicht auch bei der Jugend der Fall sein? Ja wohl und zwar noch in erhöhtem Maße.



Daß man Einzelne findet, welche Einsiedler geworden, und Andere, welche menschenscheu sind, hat gewöhnlich seine Ursache. Es mag dieses seinen Grund in einem Naturfehler, oder in einer verkehrten Erziehung oder auch in einem verfehlten Leben haben.

Die Welt und die alte Schlange sind schlau genug betreffs der gesellschaftlichen Bedürfnisse der Jugend. Sie erlauben derselben nicht nur die Gesellschaft, sondern machen dieselbe so anziehend wie nur immer möglich, natürlich um ihre verderbenbringenden Zwecke zu erreichen.

Die Kirche kann in dieser Beziehung von der Welt lernen. Die Kirche sollte in allen Dingen, soweit es nicht zum Schaden gereicht, der Jugend in socialen Hinsichten das bieten, was sie bedarf, und in dieser Weise die Versuchungen der Welt verringern.

Hat man es hierin nicht oft verfehlt und die Jugend zur Kirche hinausgetrieben, weil man ihr reinweg Alles verboten hat? Hat man sie nicht oft zwingen wollen, dem zu entsagen, was doch der Herr in die Natur gelegt hat, und was, wenn recht gebraucht, nur zum Segen der Jugend und der Kirche hätte gereichen können?

II. Wie können diese Bedürfnisse befriedigt werden? Diesen Bedürfnissen wird in Etwas entsprochen durch die gottesdienstlichen Uebungen. In manchen Jahreszeiten sind in manchen Gemeinden dieses fast die einzigen Gelegenheiten, welche die Leute benutzen können, um sich gegenseitig zu sehen. Nicht daß dieses der Zweck dieser Versammlungen sein sollte und doch glaube ich, daß die sogenannten Bedürfnisse in Etwas befriedigt werden können, ohne den Segen des Gottesdienstes zu stören.

Das Hinweglassen des freundschaftlichen Händedruckes und eines freundlichen Wortes bei dem Hinausgehen aus dem Gotteshause hat schon mehr Schaden gethan als das Entgegengesetzte. Dabei ist es natürlich nicht nöthig, zu fragen, ob der Bruder ein Pferd zu verkaufen habe, und welches der geringste Preis sei, den er dafür nehmen würde.

Diese Bedürfnisse können weiter befriedigt werden durch literarische Vereine, in welchen man auch für das Sociale Sorge trägt. Doch kann man diese Vereine eher in großen als in kleinen Gemeinden haben.

Aber auch in mancher kleinen Gemeinde mag ein solcher Verein segenbringend sein, doch wo ein solcher Verein zur Schlepperei wird, da stiftet er keinen Segen. Auch muß große Wachsamkeit geübt werden, sollen diese Vereine zum Segen werden.

Aber wie verhält es sich mit den gesellschaftlichen Abendunterhaltungen, gewöhnlich Parties genannt? Nun aber behutsam! Es ist ein Unterschied zwischen Parties und Parties. Es hat Prediger gegeben, welche auf der Kanzel und privatim sehr streng gegen Parties auftraten. Endlich wagten es die Leute doch und machten dem Prediger eine Ueberraschung (surprise-party), bedachten ihn mit einem schönen Geschenk und er sagte: „Gegen solche Parties habe ich nichts einzuwenden."

Wenn gesellschaftliche Abendunterhaltungen zur rechten Zeit gehalten werden, nicht zu spät in die Nacht hinein verlängert, und nur solche Unterhaltung gepflegt wird, welche ein Christ mit gutem Gewissen pflegen kann, werden dieselben keinen Schaden bringen. Und sagt Jemand: „Solche Parties können nicht gehalten werden," so wird mit Recht geantwortet, daß dann auch nichts Anderes recht gethan werden kann. Daß hier Mißbrauch stattfindet, ist wahr; aber schon das Wort Mißbrauch sagt, daß die Sache an und für sich unschädlich, ja nützlich ist.

Bringe die Jugend dahin, daß sie Jesum lieb hat, dann sage ihr, nun thue nur das, welches zur Ehre des Heilandes gereicht, und du wirst mehr mit ihr zu Wege bringen, als wenn man immer zu ihr sagt: „Du mußt dieses thun und du darfst jenes nicht thun."

III. Man kann es bezüglich der gesellschaftlichen Ansprüche auch übertreiben. Die Kirche hat einen erhabenen und heiligen Zweck, und wenn dieser vergessen oder vernachlässigt würde, so würde die Kirche in den Koth gezogen und Gottes Segen müßte sich von ihr wenden. Daß das Sociale auch in der Kirche seine Berücksichtigung finden sollte, ja zu einem Mittel zum wahren Zweck der Kirche gemacht werden sollte, ist ganz am Platze. Aber wehe der Kirche, welche das Mittel zum Zweck macht. Das gesellschaftliche Leben kann in einer solchen Weise gepflegt werden, daß das religiöse dadurch Schaden leidet. Des Menschen Kräfte sind begrenzt. Wenn er nun die Kräfte, welche er nicht für seine Familie und seine irdischen Geschäfte nöthig hat, ganz dem gesellschaftlichen Leben widmet, wie kann er dann noch Zeit und Kräfte für Herzensreligion und Missionsarbeit finden?

Ein Mann sagte kürzlich zu mir: „Wir hatten letzten Winter keinen Erfolg in unsern Versammlungen, trotzdem der Prediger vier Wochen treu arbeitete, weil die jungen Leute sich auf eine literarische Abendunterhaltung vorbereiteten." Wie traurig!

Der Kirche Zweck ist, unsterbliche Seelen zu retten. Was diesem Ziele hinderlich ist, muß beseitigt, was behülflich ist, sollte benutzt werden. Christliches, sociales Leben unter der Jugend kann nur nützlich sein, deshalb sollte es unter dem Beistande Gottes gepflegt werden. E. H. Baab.

Der englische Prediger Hyde hatte eine eigenthümliche und doch von Jedermann leicht zu gebrauchende Weise, immer eine volle Kirche zu haben. Er gab genau acht auf diejenigen Gemeindeglieder oder doch Zugehörigen, welche am Sonntag den Gottesdienst nicht besuchten und ward darin von seinen Aeltesten unterstützt. Am Montag in aller Frühe stellte er sich bei ihnen ein und erkundigte sich auf's Freundlichste, warum sie nicht in der Kirche gewesen seien. Entweder seien sie erkrankt, dann bedürfen sie ja seines Zuspruchs -- oder sie seien aus Nachlässigkeit weggeblieben, dann sei's ja erst recht seine Pflicht, sie zu ermuntern und zu warnen. Anfangs waren die guten Leute über diese prompte Nachfrage sehr bestürzt, ja erbittert, aber es half; sie hüteten sich wegzubleiben, um nicht gleich am Morgen den Pfarrer im Hause zu haben. Und als die Gemeinde aus der wahrhaft apostolischen und gewissenhaften Amtsführung ihres Pastors erkannte, daß es ihm wahrhaft um das Seelenheil seiner Zuhörer zu thun sei, kamen sie auch ungemahnt und mit herzichem Verlangen, und Hyde hatte bald die Freude, daß seine Gemeinde die kirchlichste in der ganzen Gegend wurde und seine Kirche sich füllte, mochten Weg und Wetter auch noch so ungünstig sein.

Die Kraft eines Traktats. Als ich, so erzählt ein alter Verbreiter von Traktaten, durch ein Dorf ging, bot ich einer alten Frau Traktate zum Ankauf an. Sie wies mich mit harten Worten ab. Ich wandte mich um und warf einen zu ihrer Hausthür hinein, den der Wind unter den Tisch trieb. Ihr Mann sah ihn, hob ihn auf, las den Titel: „Die seltsamen Vortheile der Trunkenheit," und steckte ihn in die Tasche. Nachdem er seine Arbeit verrichtet hatte, las er ihn durch. An dem Abend fehlte er im Wirthshaus. Den andern Morgen fragten ihn seine Kameraden:

Was hast Du denn gestern Abend gemacht? Ich war zu Hause, antwortete er, und habe einen Traktat gelesen. Alle lachten laut auf und sagten zu ihm: Du willst doch nicht fromm werden? Seine Nachbarn, die gewohnt waren, ihn jeden Abend betrunken, lärmend und fluchend nach Hause kommen zu hören, verwunderten sich und sprachen: Was ist dem Johannes Peter passirt? Aber von dem Tage an mied er das Wirthshaus und fing an seine Schulden zu bezahlen. Seine Frau erzählte Allen, die nach ihm und den Ursachen seiner Veränderung fragten: Er hat einen Traktat „die seltsamen Vortheile der Trunkenheit" gelesen. Einige Zeit nachher kam ich wieder in denselben Ort und bot meine Traktate an. Die Leute sammelten sich um mich. Einer von ihnen rief, als er die Traktate sah, den Andern zu: Das ist der Kerl, der den Johann Peter verrückt gemacht hat! Was, antwortete eine Frau, der soll verrückt sein! Ich wünschte, daß du so verrückt wärst, dann würdest Du mir auch deine Schulden bezahlen, wie er gethan hat. Und darauf erzählte sie mir, wie der Traktat, den ich in des armen Mannes Haus geworfen, das Mittel gewesen, durch welches er von seiner Trunksucht geheilt worden. Gehen Sie mit mir zu ihm, sprach sie, seine Frau wird Sie nicht mehr verwünschen. Ich folgte ihr. Sobald wir in das Haus des ehemaligen Trunkenboldes getreten waren, sagte sie zu seiner Frau: Das ist der Mann, den Du schon so lange zu sehen wünschtest. Was, antwortete diese, sind Sie der Mann, der den Traktat in mein Haus warf? Sie sprang auf, drückte mir herzlich die Hand und sprach: Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie damals so grob behandelte. Setzen Sie sich und bleiben Sie, bis mein Mann kommt. Nach wenigen Minuten kam er. Sie sagte ihm, wer ich wäre! Er reichte mir seine Hand und sprach mit großer Bewegung: Es war eine gesegnete Stunde, in der Sie den Traktat in mein Haus warfen. Gelobt sei der Herr, der sich über mich erbarmte und mich erlöset hat! Ich war arm und elend, und verdarb mich in den Wirthshäusern; aber dem Herrn sei Dank, ich finde nun meine Freude in meinem eigenen Hause, und es ist meine größte Lust, die Gnade Gottes zu preisen, die mich erlöset hat! — Lieber Leser, ich habe eine Absicht mit dieser Erzählung des alten Mannes, nämlich die, daß Jeder, der dieses lieset, den Entschluß fassen möge, nach Kräften dazu beizutragen, daß diese geflügelten Boten der Erlösung und des seligmachenden Evangeliums mehr und mehr Eingang in die Häuser und in die Herzen der Menschen finden mögen. Er wird ohne Zweifel ein gottgesegnetes Werk thun, das für ihn selbst den reichsten Segen in sich schließt und die große Verheißung hat: Wer den Gottlosen bekehrt von dem Irrthum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge seiner Sünden! Möchtest du das nicht wünschen, lieber Leser? Zu der Arbeit in Christi Weinberg sind wir Alle berufen; wer in diesem arbeitet, dient Gott, und Gott spricht: Wo ich bin, soll mein Diener auch sein. Wie leicht sind für wenig Geld Hunderte dieser Boten des Evangeliums, deren eindringlichen und zum Herzen gehenden Sprache sich so leicht Niemand entziehen kann, von der Firma: Cranston & Stowe in Cincinnati zu beziehen. Für einen Dollar bekommt man einen ganzen Berg. Dann besoldet man Jemanden und läßt sie in die Bahnhöfe und in die Häuser vertheilen. Dann weiß der Leser, er hat ein Werk hinter sich, was ihm nachfolgen wird in die Ewigkeit, denn Gott spricht: Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir gethan! Wie bald ist die kurze Zeit hin und die liebe, ernste Ewigkeit ist da! Er schiebe es aber nicht auf, sondern thue es sogleich; wird doch in Deutschland außerordentlich viel hierin gethan und nach den Berichten der Traktat-Gesellschaften sind die Erfolge außerordentlich günstige! Viele Tausende sind in dieser Weise Arbeiter in dem Weinberge Christi; helfen mit, daß das Reich Gottes komme, und der freundliche Leser dieses wollte zurückstehen? Er wird den größten Segen durch seine Betheiligung ernten und Gott zum Lohne haben! N.

Am Kamin.

Mancher Mensch hat so viel Respekt vor einem andern, daß er den Hut tief herunterzieht; aber so wenig vor sich selbst, daß er leichtsinnig sich die Narrenkappe aufsetzt.

Zertheilte Spinnenfäden. „So fein wie ein Spinnengewebe!" pflegen wir auszurufen, wenn wir etwas recht Zartes und Feines bezeichnen wollen; und in der That wird Niemand einen Spinnenfaden genau betrachten können, ohne über seine Feinheit und zugleich über seine Ebenmäßigkeit zu staunen.

Trotzdem gibt es Arbeiten, zu denen selbst ein Spinnenfaden noch zu stark ist.

Die wichtigste Zeit zur Beobachtung gewisser Sterne ist ihr „Durchgang," d. h. die Zeit, in der sie durch eine, zwischen der Sonne und der Erde gedachten, geraden Linie hindurchgehen. Um die Sterne nun in dieser Zeit recht genau beobachten zu können, theilen die Astronomen die Gläser ihrer Fernröhre durch ein Netz von feinen Fäden in ganz kleine Vierecke ein. Hierzu ist kein Faden, den Menschenhand verfertigen kann, fein genug, man benutzt dazu den Faden der Spinne, doch ist auch dieser in seiner ursprünglichen Gestalt noch zu grob dazu, so daß er, ehe er gebraucht werden kann, zerlegt werden muß.

Jeder Spinnenfaden besteht aus mehreren noch feineren Fäden und zwar aus acht, wie ja auch unser Zwirn aus mehreren Fäden zusammengedreht ist. Das Auseinanderlösen dieser acht Theile des Spinnenfadens ist aber, wie man sich denken kann, eine äußerst mühselige Arbeit.

Da haben nun die Astronomen in **Melbourne** in Australien, wo eine berühmte Sternwarte besteht, eine Spinnenart entdeckt, deren Fäden nur aus drei Theilen bestehen, also viel leichter zu zerlegen sind, als die Fäden der gewöhnlichen Spinne.

Diese Spinnen werden nun in dem Observatorium zu Melbourne gehegt und gepflegt, täglich gefüttert und sorgsam vor jeder Vermischung mit andern Spinnen bewahrt, damit sie ja nicht der kostbaren Eigenschaft, die sie zu Gehilfinnen der Astronomen macht, verlustig gehen.

Ein eigenthümliches Exerzierreglement. Henry Moser, der bekannte Schweizer Reisende, der sich wie-

derholt längere Zeit in Buchara aufhielt, gibt folgendes lustige Geschichten zum Besten: Im Buchariotischen figurirte ein sehr gelungenes Manöver: auf ein Trompetensignal setzte sich die Truppe im Laufschritt in Bewegung; auf ein zweites Signal hin warf sich die Mannschaft zur Erde nieder, legte sich auf den Rücken und fing an, aus Leibeskräften in die Luft emporzustrampeln. Ich konnte mir den Zweck dieses sehr erheiternd wirkenden Manövers nicht recht zurechtlegen, bis mir später ein russischer Offizier, welcher der Eroberung Samarkands beigewohnt hatte, eine glaubwürdige Erklärung gab. Die Russen mußten nämlich den Sarafschan, an dessen anderem Ende buchariotische Truppen standen, durchwaten; drüben angekommen beeilten sich die Russen zuerst, das Wasser aus ihren großen Schuhen herauszubekommen, indem sie sich auf den Rücken legten und die Beine gen Himmel streckten. Dann griffen sie die Feinde an und schlugen sie gründlich. Die Bucharioten glaubten nun, dieses Beinestrampeln sei Schuld am Siege der Russen gewesen, und führten darum dieses nützliche Manöver schleunigst in ihrer Armee ein.

Der Deutsche hat einen merkwürdigen Respekt vor allgemeinen Begriffen und vor abstrakten Namen: z. B. der Staat, die Kirche, die Behörde, die Kasse, die Aktiengesellschaft, die öffentliche Meinung, die „sittliche Weltordnung," das Committee!

Als im Jahre 1848 ein Major den Auftrag erhielt, das Frankfurter Rumpfparlament aufzulösen, und den Herren befahl, auseinander zu gehen, rief ihm der Abgeordnete Löwe—Kalbe mit großem Pathos zu: „Wir werden nur der Gewalt weichen!" Der Major ritt an ihn heran und sagte ihm in's Ohr: „Sie Rindvieh, i ch bin ja die Gewalt!" — Als die deutschen Bischöfe auf dem Vatikanischen Concil sich gegen den unfehlbaren Papst auf die Tradition — auch ein abstractum — beriefen, da erwiderte ihnen Pio nono: "Ma, la tradizione — son Io." (Aber, meine Herren, die Tradition bin ich!)

Die Eisenbahnen der Erde. Das offizielle Archiv für Eisenbahnwesen bringt eine genaue Zusammenstellung des gesammten Eisenbahnnetzes der Erde, die bis zum Jahre 1886 reicht. Nach derselben hatte am 1. Januar 1886 dasselbe eine Ausdehnung von 487,740 Kilometern — beiläufig bemerkt, könnte man mit den zum Bahnbau verwendeten Schienen, selbst wenn alle Bahnen nur eingleisig wären, einen zwölffachen Geleisering längs des Aequators um unsere Erde legen, da deren Umfang nur 40,070 Kilometer beträgt. Auch bis zu unserm freundlichen Trabanten, dem Monde, würde das Material mehr als ausreichen: die mittlere Entfernung zwischen Erde und Mond ist bekanntlich auf 384,420 Kilometer berechnet, es blieben also noch etwa 100,000 Kilometer für Mondbahnen selbst übrig. Ein Kurierzug, mit 80 Kilometer Geschwindigkeit von Berlin aus nach Lunatown abgelassen, würde, allerdings keinerlei Stationsaufenthalt gerechnet, erst nach 200 Tagen sein Ziel erreichen. Die von Jules Verne in seiner Reise nach dem Monde vorgeschlagene Beförderungsart per Riesengranate hat also mindestens den Vorzug größerer Schnelligkeit.

Durchschnittlich — allerdings s e h r durchschnittlich berechnet — kostet der Kilometer Bahn in dem kostspieligen Europa 298,283 Mark, in außereuropäischen Ländern 156,864 Mark, etwas mehr als 104 Milliarden Mark sind demnach überhaupt auf den Bau von Eisenbahnen verwendet worden. Man könnte daraus ein mit Zwanzigmarkstücken gefülltes Goldröllchen fabriziren, das gerade vom Nordkap bis zur Südspitze Italiens — und wieder zurück reichte. Wollte man sich aber den Luxus erlauben, die kleine Summe in Zehnmarkstücken nebeneinander aufzubauen, so würde man damit ein etwa 10 Centimeter breites Goldband rund um den Aequator herzustellen vermögen. Der schöne Reifen wäre freilich genau ebenso leicht auszuführen wie die Bahn nach dem Monde: alle europäischen Staaten und Nordamerika zusammengenommen besitzen nämlich an Gold in Barren und Münzen kaum viel mehr als 15 Milliarden Mark. Jährlich wird allerdings nach den besten Schätzungen auf der ganzen Erde etwa für 550 Millionen Mark Gold gewonnen, wovon jedoch fast die Hälfte nicht in die Münzstätten wandert, sondern zu industriellen Zwecken Verwendung findet. Wollten wir aber auch die ganze Produktion für unsern Erdreifen benutzen und in der Zwischenzeit selbst auf die Verlobungsringe verzichten, so würde der erstere doch kaum vor vierzig Jahren vollendet sein können.

König und Zahnarzt. In Rom lebt ein Geistlicher, der Pater Orsenigo, der sich in seinen ihm vom geistlichen Beruf gelassenen Freistunden mit praktischer Zahnheilkunde beschäftigt und da diese Freistunden römischer Geistlichen sehr reichlich bemessen zu sein pflegen, es in der betreffenden Kunst sehr weit gebracht hat. Namentlich geschätzt ist die Gewandheit des Pater Orsenigo in der Handhabung des Zahnschlüssels, die so groß ist, daß sie es ihm ermöglicht, den hartnäckigsten Zahn schmerzlos auszuziehn. Würde das allein schon genügen, ihm eine bedeutende Klientel zu sichern, so wächst dieselbe dadurch, daß er seine zahnärztlichen Funktionen unentgeltlich ausübt, geradezu in's Riesige. Selbst Papst Leo XIII. ist unter seine Kunden gegangen. Es ist etwa ein halbes Jahr her, daß er sich durch den Pater von einem Stockzahn, der seine Geduld auf eine harte Probe gesetzt hatte, befreien ließ. Einige Zeit später wurde König Humbert, der ebenfalls ein sehr defektes Gebiß besitzt, in Folge einer Jagd bei Castel Porziano von einem heftigen Zahnschmerz befallen, und da ihm bei einem ähnlichen Anlaß der weltliche Operateur beinahe den Kiefer ausgerissen hatte, wurde beschlossen, den Pater Orsenigo zu berufen. Allein man hatte dessen religiöse Skrupel nicht mit in Rechnung gezogen. Der Pater erinnerte sich, daß das päpstliche Interdikt auf dem Quirinal lastet, und wollte sich nicht in den königlichen Palast begeben, ohne zuvor sein Gewissen beruhigt zu haben. Er fragte also den Kardinal-Vikar um Rath, der die Sache als dringlich dem Papst referirte. Leo XIII. ließ nun darauf dem Pater Orsenigo sagen, daß er vor Allem die Pflichten der Humanität zu erfüllen habe, und der Mönch nahm jetzt seine Operation mit demselben Schlüssel vor, der ihm beim Papste gedient hatte. Als er denselben später einem Freunde zeigte, machte er hierzu die witzige Bemerkung: „Da sehen Sie das Verbindungsmittel zwischen den zwei Mächten. Wer sollte in diesem Augenblick glauben, daß der gefürchtete Zahn-Schlüssel Orsenigo's für einen Moment Das einigen konnte, was das Garantie-Gesetz getrennt hat?"

Aus der Zeit.

Ein Ritter der Menschenliebe. Kürzlich starb in Württemberg ein Mann, welcher sich obigen Titel reichlich verdient hat -- der bekannte G. Werner.

Geboren im Jahre 1808 wurde er, nachdem er die theologischen Examen bestanden, Vikar zu Walddorf im Oberamt Tübingen.

Am Grabe einer Mutter, im Jahre 1834, forderte der junge Prediger die wohlhabenden Dorfbewohner auf, die sechs verwaisten Kinder, welche dieselbe hinterließ, unter sich zu vertheilen und mit den ihrigen zu erziehen. Er glaubte seine Bitte recht eindringlich gemacht zu haben und wartete auf den Erfolg; „weil aber vergeblich, so erschien es ihm nöthig, zuerst selbst zu thun, was er von Andern verlangte."



Gustav Werner, nach einer Photographie von P. Hofer in Stuttgart.

Werner nahm das kleinste, der Pflege am meisten bedürftige Kind bei sich auf, nachdem die Lehrerin einer schon vorher gegründeten Arbeitsschule sich bereit erklärt hatte, „ihm und seinem Kinde eigenen Haushalt zu führen." Die Haushälterin schaffte sich bald so tüchtig hinein, daß Werner Muth gewann, im Laufe eines Jahres nach und nach zehn Verwaiste aufzunehmen.

Gegen seine Gemeindeglieder führt er keine Klage; im Gegentheil, er rühmt, daß sie ihn reichlich mit Lebensmitteln unterstützt haben. Der junge Prediger hatte ihnen die pflichtmäßige Sorge um die Aermsten abgenommen, und sie bewiesen sich dafür erkenntlich. Dem Gemeindebackhaus wurde ein Geschoß aufgesetzt und dieses dem Vikar mit seiner Haushälterin und den Kindern als „freie Wohnung übergeben." Eine Stube, eine Kammer, eine Küche; das bescheidenste Waisenhaus, das je existirt hat.

Nicht lange sollte es so bleiben. Das bescheidene Glück der Familie auf dem Gemeindebackofen erfuhr eine ernstliche Trübung durch die höhern Orts an ihr Haupt gerichtete Frage: ob neben den Pflichten eines

solchen die des Vicars genügend erfüllt werden können, was der kirchlichen Behörde zweifelhaft erscheinen müsse ꝛc. Nach nutzlosem Hin und Her sah sich Werner an einem Scheideweg gestellt: entweder die Kinder oder das Pfarramt aufzugeben. Nach reiflicher Ueberlegung kam er zu dem Entschluß, daß er leichter in diesem als bei jenen, die ihn Vater nannten, ersetzt werden könne. In diesem Sinne traf er seine folgenschwere Entscheidung.

Jetzt erst reifte in ihm der Entschluß, eine Rettungsanstalt zu gründen, doch nur in bescheidenen Grenzen, so daß er höchstens 40 Kinder aufzunehmen gedachte. Zur Ausführung dieses Entschlusses ging er nach Reutlingen. Am 14. Februar 1840 zog Werner daselbst ein, versehen nur mit dem allernöthigsten Hausrath und mit Lebensmitteln für einen Monat. Es fiel ihm schwer, für seine öffentlichen Vorträge über sein immer gleiches Thema „die christliche Liebthätigkeit" ein passendes Lokal zu finden, das er bezahlen konnte. Er mußte sich vorerst an einem für diesen Zweck nothdürftig restaurirten Schafstall im Hofe eines wohlmeinenden Bäckermeisters genügen lassen.

Die Hauptsorge Werner's für seine 40 Kinder war nun: woher nehmen wir Brod, daß diese essen? Zwei Wege öffneten sich ihm: die Reisepredigt mit ihren Collekten und die erwerbende Thätigkeit der Kinder. Er schlug beide Wege zugleich ein. Durch freie religiöse Vorträge wußte er eine Gemeinde der „werkthätigen Liebe um sich zu gründen, und ihrerseits mußten die Kinder darauf los arbeiten. Schon in dieser Zeit lernte Werner den pädagogischen Werth der Arbeit würdigen. „Meine Versorgten," sagt er, „müssen möglichst selbst das zum Leben Nothwendige erwerben und je eher, desto besser die noch größere Seligkeit des Mitarbeitens für Andere kennen lernen." In Reutlingen wurde damals die Strickerei und Flechterei lebhaft betrieben und warf so viel ab, daß vom Reingewinn eine Kuh angeschafft werden konnte.

Nebenher war auch Werner's Predigt nicht ohne praktischen Erfolg geblieben. Frauen und Jungfrauen in Reutlingen gründeten einen Verein, dessen Mitglieder wöchentlich ein paar Stunden für Werner's Anstalt arbeiteten. Der Erlös ihrer Arbeiten machte es möglich, eine zweite Kuh anzuschaffen und einige Grundstücke zu pachten, mit deren Bearbeitung vorzugsweise die älteren Knaben beschäftigt wurden. Im Jahre 1842 stieg die Zahl der von Werner Versorgten auf 80, fünf Jahre später auf 100. In gleichem Verhältniß wuchs die Zahl und Theilnahme der Freunde.

Aber freilich auch die Gegner ließen nicht lange auf sich warten, und leider muß gesagt werden, daß Werner seine heftigsten im Kreise der kirchlichen Rechtgläubigen gefunden hat.

Er wurde endlich von der württembergischen Candidatenliste gestrichen, weil er nicht mit Allem in den symbolischen Büchern einverstanden war. Doch gelang es nicht, ihn aus der Kirche herauszudrängen. Und—sein W e r k g e d i e h.

Schon im Jahr 1862 hatte das Mutterhaus 24 Zweiganstalten mit 228 Hausgenossen, das heißt solchen, die sich diesem Werke widmeten, 872 Arbeitern über 14 Jahre, meist Lehrlinge und Jungfrauen, 216 Versorgten, das heißt solchen, welche alt, schwachsinnig, kurz — arbeitsunfähig waren, und 438 Kindern unter 14 Jahren. Zusammen 1754 Personen.

Nur wer nicht arbeiten konnte, wurde frei erhalten, alle Andern mußten sich durch Bebauung des Ackers, in Schuster- und andern Werkstätten, in Gerbereien und Papierfabriken ꝛc. ihr Brod verdienen.

Der von diesen Anstalten ausgehende Segen konnte nun auch von den Gegnern nicht mehr geleugnet werden. Aber nun wollte man entdeckt haben, daß er auch „Communist" geworden sei (das Wort Sozialist war noch nicht gebräuchlich), und daß seine Bestrebungen zum Umsturz aller bestehenden Ordnung führen müßte. Eine scheinbare Begründung fand diese Anklage in den Bestimmungen des Vereins „zum Bruderhaus" (1858), indem die Hausgenossen desselben ihr gesammtes Vermögen der Anstalt zur Verfügung zu stellen hatten. Man übersah dabei, oder wollte übersehen, daß sie jeder Zeit wieder austreten und ihr Eingebrachtes zurücknehmen konnten.

Aber zum Sozialismus haben diese Anstalten nicht geführt. Im Gegentheil trugen sie dazu bei, daß das schöne Württemberger Land kein guter Boden für die Umstürzler ist, und wenn die g a n z e c h r i s t l i c h e K i r c h e in gleicher Weise die Liebesthätigkeit betriebe, und **organisirte**, so müßte die sozialistische Seifenblase überall platzen.

Werner hatte auch mit geschäftlichen Verlegenheiten zu kämpfen, und einmal — im Jahre 1863 schien es, daß seine Anstalten, wie die Gegner sagten, ein „Ende mit Schrecken" nehmen würden. Doch war die geschäftliche Krisis nur von kurzer Dauer. Der im Jahre 1864 gegründete Werner-Verein, an dessen Spitze wir Namen vom besten Klange finden, übernahm sämmtliche Anstalten auf eigene Gefahr und Rechnung, ohne sie ihrem humanen Zwecke zu entfremden. Die Regierung selbst, nach dem Vorgange des Senates der Stadt Frankfurt, unterstützte das Unternehmen unter ausdrücklicher Anerkennung „der langjährigen anerkennenswerthen Leistungen Werner's für die Armen." Schon im Jahre 1869 betrug das Vermögen des „Aktienvereins zum Bruderhause" nach Abzug aller Passiven gegen 1½ Mill. Mark. Selbstverständlich blieb G. Werner auch die Seele dieses Vereins.

Was dem wackeren Manne lange Zeit versagt gewesen war: die volle dankbare Anerkennung seines gemeinnützigen Wirkens, das brachten ihm reichlich die letzten Jahre. Die Stadt Reutlingen ist stolz auf ihren „Ehrenbürger," und mit Recht. Einen ganzen Stadttheil füllen Werner's Anstalten. Die Bedeutung derselben ist aber eine weit über Reutlingen und das Württemberger Land hinausgehende. Die moderne rationelle Armenpflege fußt überall auf den Grundsätzen, die zuerst Gustav Werner aufgestellt und in seinen Anstalten befolgt hat. Was diese von ähnlichen aus neuester Zeit unterscheidet, ist an erster Stelle ihre pädagogische Tendenz. Daher sein Augenmerk immer mehr auf die Jugend gerichtet war, um sie vor Verwahrlosung zu b e w a h r e n, während die Arbeiterkolonien lediglich den Erwachsenen Arbeit bieten, die anderwärts keine zu finden — behaupten. Wie viele junge Leute Werner buchstäblich gerettet hat, entzieht sich aller Berechnung.

Fernstehende haben gefragt, wie es möglich sei, daß e i n Mann eine solche Arbeitslast habe tragen können? Auch das ist ebenso schwer zu sagen wie, wer an seine Stelle treten wird, um ihn zu ersetzen. Man mußte dem Manne persönlich nahe getreten sein, um einigermaßen zu verstehen, wie er das scheinbar Unmögliche zu verwirklichen wußte. Gustav Werner hatte nur e i n Lebensziel: die Noth der Aermsten zu lindern, und widmete dem alle Zeit und Kraft mit ebenso viel Selbstlosigkeit wie Energie. An einem Tage zwölf bis vierzehn Wegstunden zu gehen, um fast ebenso viele Zweiganstalten zu besuchen und Ansprachen an die Arbeiter und Versorgten zu halten, galt noch dem Sechziger als keine zu große Leistung. Dazu war freilich m e h r nöthig als physische Kraft.

Gustav Werner ging auf in Liebe zu den Armen, Verlassenen, Verwaisten, und nicht in Worten — er war ein Feind aller Phrase, sondern in Thaten mußte sie ausströmen. Ein Monument „aus Erz und Stein," wie die Gräfin B. schon im Jahre 1864 treffend an's Oberamt Reutlingen schrieb, „bedarf dieser Mann nicht;" er wird fortleben in seinen Werken.

Powderly ist geborener Diplomat — das muß man ihm lassen. Das Wenden und Drehen einer Sache, um auch unter schwierigen Verhältnissen doch sein Ziel zu erreichen, versteht er aus dem Fundament. Auf der kommenden General-Versammlung seines Ordens zu Minneapolis drohen ihn die Gegner, an ihrer Spitze unsere eigene Distrikts-Assembly No. 49, aus dem Sattel zu heben. Der Reiter aber kommt ihnen zuvor und parirt sein Pferd so geschickt, daß es sich wohl nicht störrisch zeigen wird. Sein Fünftausend-Dollars-Aemtchen, mit weitreichender Machtsphäre und bedeutendem Einfluß, ist doch eine zu angenehme Stellung, um nicht wacker dafür zu kämpfen. So hat er sich denn entschlossen, seine Lenden zu gürten und, ein neuweltlicher Richard Löwenherz, zum Kampf für die heilige irische Sache in's gelobte Land der Smaragd-Insel zu ziehen. Das verschafft ihm beim Kern seiner Truppen einen gewaltigen Stein im Brette. Gerade diesen Kern hatten seine ausgesprochenen prohibitionistischen Gelüste etwas scheu gemacht, aber der Entschluß, gegen den britischen Löwen für Irland das Schwert zu führen, erobert ihm die bedrohten Sympathien mit einem Schlage zurück. Auch sein Projekt, die bisherigen Lokal-Assemblies durch nationale Gewerks-Distrikte zu ersetzen, ist ein überaus schlauer Plan, der im Orden vermuthlich kräftige Unterstützung finden wird, aber gerade die gefährlichsten Gegner Powderly's, den hiesigen „Home Club" und seine Anhänger, auf den Sand setzt. Endlich läßt der General-Arbeitsmeister durch alle Blätter verkünden, daß er der Arbeit herzlich müde sei und seinen Feldherrnstab niederzulegen gedenke — natürlich nur zu dem Zweck, daß man sich erst recht alle Mühe geben soll, ihn festzuhalten. Powderly ist eben ein geriebener Diplomat, und wer ihn auf den Sand setzen will, muß sehr früh aufstehen.

Der neue Congreß, dessen erste Sitzung nun nahe bevorsteht, wird in beiden Häusern 141 Mitglieder haben, die noch in keinem früheren Congreß saßen. Darunter finden sich viele jüngere Männer, frisches Blut, von deren Talenten und Kenntnissen man Gutes zu erwarten berechtigt ist. Eine Anzahl älterer Männer sind nicht wieder gewählt worden.

Unter den 141 neuen in beiden Häusern befinden sich 49 Advokaten, 38 frühere Mitglieder von Staatsgesetzgebungen und 32, welche eine Hochschule (College) absolvirt haben, also Männer, bei denen sich Kenntnisse voraussetzen lassen. Das durchschnittliche Alter der neuen Mitglieder ist 45 Jahre.

Der jüngste Mann im 50. Congreß wird James Phelan aus Mephis sein, der im Dezember 1856 gebor n ist. Sein Vater war Senator von Mississippi im Congreß der konföderirten Staaten; er selbst hat nur sehr schwache Erinnerungen an den Bürgerkrieg. Das älteste der neuen Mitglieder ist General Vandever von Californien; er ist am 31. März 1817 geboren, und wird also, wenn er seinen Sitz einnimmt, über 70 Jahre alt sein. Im Alter am nächsten kommt ihm Richter Miles Toby Granger von Connecticut, welcher um nur fünf Monate jünger ist. Der Letztere und Ex-Gouverneur Davies von Minnesota sind unter den neuen Mitgliedern die zwei einzigen L L D's., das heißt Doktoren beider Rechte.

An wissenschaftlicher Bildung nimmt unter den neuen Mitgliedern der schon genannte Phelan den ersten Rang ein. Nachdem er das „Kentucky Military Institute" mit Ehren absolvirt hatte, zog er nach Leipzig, genoß den Unterricht mehrerer der ersten deutschen Professoren, bezog die Universität und erwarb den Doktorhut der Philosophie. Den geringsten Grad von Schulbildung unter den neuen Mitgliedern hat Finley von Kentucky, ein Mitglied des Hauses, genossen: Er begann, wie er selbst sagt, seine Laufbahn mittellos und ohne auch nur das Durchschnittsmaß von Schulkenntnissen zu besitzen, hat sich aber trotzdem rasch empor gearbeitet, gilt für einen „guten Advokaten," war mehrere Male Mitglied der Staatsgesetzgebung und hat mehrere richterliche Aemter bekleidet.

Unter der Gesammtzahl der „Neuen" befinden sich neun gewesene Rebellen-Soldaten und dreizehn Veteranen des Bundes-Heeres. Die früheren Conföderirten haben einen hohen militärischen Rang nicht bekleidet; sie waren Lieutenants und Hauptleute, keine „Brigadiers," Senator Daniel von Virginien war General-Adjutant der Division des Rebellen-Generals Jubal Early. Von den Veteranen auf nördlicher Seite hatte General Vandever den höchsten Rang; er zog als Oberst in den Krieg, ward 1862 Brigade-General und 1865 General-Major.

Der neue Senator Chandler von New Hampshire war während des Bürgerkrieges Auditor im Flotten-Departement und unter Präsident Arthur Flotten-Minister. Boothman, Mitglied des Hauses von Ohio, hat im Kriege das linke Bein verloren, während John Lind, Mitglied des Hauses für Minnesota, den rechten Arm verloren hat, aber nicht im Krieg, sondern durch eine Dreschmaschine. Unter den neuen Mitgliedern befinden sich mehrere, welche sich als Schriftsteller versucht haben.

Die schweren Anklagen gegen die in Castle Garden vertretenen New Yorker Stammbahnen, welche jüngst der Präsident der „American Emigrant Comp." vor dem Bundes-Commissär Okey erhoben hatte, sind jetzt der Eisenbahn-Commission in Washington vorgelegt worden, die wohl vor allen Dingen zu ermitteln haben wird, ob in Castle Garden überhaupt ein Eisenbahn-Pool besteht, der unter die Bestimmungen des zwischenstaatlichen Handelsgesetzes, welches derartige Verbindungen von Eisenbahn-Verwaltungen ausdrücklich verbietet, fallen würde. Die einzelnen Beschuldigungen sind schwer genug und verdienen die sorgfältigste Untersuchung. Die erwähnten Bahnen sollen den Einwanderern zu hohe Passagierpreise berechnen und übermäßige Forderungen für Gepäckbeförderung stellen. Eine Anzahl von Beispielen beweisen, daß diese Beschuldigungen nur zu begründet sind, und daß die Einwanderer in einem unter Staatsaufsicht stehenden Etablissement auf's Unverschämteste geprellt werden. Doch nicht genug damit, befördert man die Einwanderer, trotz der hohen Preise, die sie zahlen, in den schlechtesten Wagen, setzt sie langen Verzögerungen aus, so daß z. B. die Fahrt nach Chicago oft 60 Stunden in Anspruch nimmt, und berücksichtigt nicht ihre Wünsche betreffs der einzuschlagenden Routen oder trennt wohl gar Freunde und Familien in willkürlicher Weise, indem man sie auf verschiedenen Routen nach ihrem Reiseziel befördert. Die Eisenbahn-Commission wird dem wichtigen Gegenstand hoffentlich ungesäumt die verdiente Aufmerksamkeit schenken.

So ist's recht. Die Fischerei-Frage hat zwischen England und den Ver. Staaten schon sehr viel böses Blut gemacht. Jetzt werden drei Commissäre von England und eine gleiche Anzahl aus den Ver. Staaten diesen langwierigen Streit beilegen. So ist's recht. Gott wird es lenken, daß die Sache gütlich ausgeglichen wird, und es steht zu hoffen, daß die Zeit noch kommen wird, daß alle Streitigkeiten zwischen den Nationen durch solche Commissionen beigelegt werden. Der Fortschritt, welcher in den Mordwaffen gemacht wird, muß endlich den Krieg praktisch abschaffen, und schon aus diesem Grunde wird man vielleicht die Zwistigkeiten unter den Völkern in friedlichen Commissionen zu schlichten haben.

Daß die Demokraten im höchsten Grade ungerecht sind, wenn sie dem Präsidenten vorwerfen, er gebe zu viel auf den „Humbug" der Civildienstreform und habe zu viele Republikaner in den Aemtern gelassen, das weisen u. A. auch die Akten des Ministeriums des Innern nach. Im Bereich dieses Departements allein sind die nachstehenden Veränderungen vorgenommen worden.

Gouverneure von Territorien: Alle sind entlassen und überall sind Demokraten an ihre Stelle gesetzt worden.

Territorial-Sekretäre: Alle entlassen und Demokraten eingesetzt.

Pensions-Agenten: Von 18 Beamten 17 entlassen.

General-Vermesser: Lauter neue Beamten.

Registers der Landämter: Von 104 sind 97 entlassen und deren Stellen mit Demokraten besetzt worden.

Einnehmer: Wie vorstehend.

Indianer-Agenten: Von 64 sind nur 12 bisher im Amt geblieben.

Also: Von 377 dem Ministerium des Innern unterstellten Beamten sind 338 oder rund 90 Prozent entlassen worden. Andere werden zweifellos noch entlassen werden. Im allergünstigen Falle hält also die Dosis „Reform," welche die gegenwärtige Administration verzapft so an 10 Prozent. Das ist doch ziemlich homöopathisch und die Demokraten brauchen sich nicht darüber zu beklagen.

Die Bestätigung des über die sieben Chicagoer Anarchisten gefällten Todesurtheils durch das Obergericht von Illinois hat zwar in den Kreisen ihrer unmittelbaren Parteigenossen und Verehrer großen Schrecken und grimmige Wuth erregt, im großen Publikum aber hatte man kaum eine andere Entscheidung erwartet. Die sentimentale Stimmung zu Gunsten der Verurtheilten, die sich bald nach Beendigung ihres Prozesses hin und wieder in Chicago und oft auch anderwärts kundgegeben, ist eben eine hier bei sensationellen Verbrechen, deren Urheber die Todesstrafe erleiden sollen, sehr übliche Erscheinung; sie ist übrigens längst wieder verschwunden und hat der nun um so fester stehenden Ueberzeugung Platz gemacht, daß das Urtheil, nach den durch den sehr gewissenhaft geführten Monstreprozeß zu Tage geförderten Thatsachen, eben nicht anders lauten konnte, wenn die Landesgesetze aufrecht erhalten werden sollen. Zu dieser Ansicht gelangte offenbar, nach nochmals sehr reiflicher Prüfung der ganzen Angelegenheit, auch das Obergericht in einstimmigem Erkenntniß, indem selbst der den Angeklagten günstigst gesinnte Richter die Abgabe eines Minoritäts-Gutachtens unterlassen, weil, möchten beim Prozeß unzweifelhaft auch einige Fehler untergelaufen sein, dieselben doch nicht bedeutend genug wären, um eine Umstoßung des Urtheils zu rechtfertigen. Nach diesem Erkenntniß beruht die letzte Hoffnung der Angeklagten auf der Gnade des Gouverneurs.

Die Cholera ist zu einer solch späten Jahreszeit in dieses Land eingeschleppt worden, daß kein besonderer Grund vorhanden ist, sich Befürchtungen hinzugeben. So weit es die New Yorker Presse betrifft, hofft sie jedoch mehr von dem kalten Wetter als von der Fähigkeit der Quarantäne-Beamten, die Seuche fernzuhalten. Von den Quarantäne-Commissären wird gesagt, daß sie weder Fachkenntniß, noch Erfahrung in der Veranstaltung von Quarantänen besitzen. Ihr einziger Beruf zu diesem verantwortlichen Posten liege in den Verdiensten, die sie sich als Ward-Politiker erworben hätten. Von dem städtischen Medizinal-Beamten sagt die New Yorker „Times": Dieser Beamte verdankt seine Stellung keiner besonderen Berufstüchtigkeit, sondern lediglich der Thatsache, daß er unter den thätigen Politikern einer gewissen Faktion der hervorragendste Mann war, der für den Posten geeignet schien.

Amerika löst die Frage betreffs Zweckmäßigkeit der Todesstrafe in der Weise, daß es dieselbe theoretisch zwar beibehält, ihre Ausführung aber durch juristische Querzüge so lange hinausschiebt, daß der Verurtheilte darüber eines natürlichen Todes stirbt. Einer der brutalsten Morde der letzten Jahre war der des englischen Reisenden Preller durch seinen Landsmann und Reisegefährten Maxwell in St. Louis, im April 1885. Der Mörder wurde bekanntlich aus Australien, wohin er geflohen, zurückgebracht und im Mai 1886 prozessirt. Der Prozeß nahm einen vollen Monat in Anspruch und endigte mit seiner Verurtheilung zum Tode. Man appellirte, und die Ausführung des Spruchs wurde verschoben. Im Juni d. J. wurde das Urtheil in höherer Instanz bestätigt und die Hinrichtung auf den 12. August festgesetzt. Maxwell befindet sich inzwischen noch immer ganz wohl und Munter im Gefängniß. Man erlangte einen Aufschub durch das Oberbundesgericht, welches nun den Fall gründlich zu prüfen hat. Man glaubt nicht, daß dies vor Ablauf von zwei bis drei Jahren geschehen könne. Zeit genug, um mittlerweile wieder irgend einen anderen Grund des Aufschubs zu ersinnen. Es geht nichts über strenge und prompte Justiz, aber —bei uns ist sie nicht zu Hause.

Die vielen Trusts, die sich jetzt bilden, sind eine große Gefahr für das Publikum. Haben die Korporationen das Volk mit Ruthen gepeitscht, so werden die Trusts, die potenzirten Corporationen, es mit Skorpionen züchtigen. Die künstliche Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse, welche Zweck und Ziel dieser Trusts bildet, macht sich schon in vielen Städten fühlbar und wird sich täglich drückender erweisen. Vorläufig sieht das Volk diesem Treiben mit theilnahmsloser Ruhe zu, während es doch sicher angebracht wäre, auf Mittel zur Abhülfe zu sinnen, anstatt sich wie geduldige Schafe scheeren zu lassen. Denn auch gegen diese Tyrannei gibt es noch Hülfe. Vielen Corporationen ist es ausdrücklich verboten, sich mit anderen zu consolidiren; dieselben haben daher durch ihren Beitritt zu einem solchen Trust ihren Charter verwirkt. Anderen Korporationen könnte der Freibrief entzogen werden, weil sie die ihnen verliehenen Gewalten nicht selbst ausüben, sondern dieselben an ein mystisches Consortium, welches das Gesetz nicht kennt, abgetreten haben.

Bei den Jubiläumsfeierlichkeiten in Philadelphia ist die Aufmerksamkeit besonders aufgefallen, mit der Präsident Cleveland den römischen Erzbischof von Baltimore, den Kardinal Gibbons, behandelt hat. Der Präsident stattete dem Kardinal einen förmlichen Besuch ab und erschien selbst bei einem Empfang, den ein katholischer Klub zu Ehren des Kardinals veranstaltet hatte. Dafür erschien der Kardinal auch in voller Amtstracht auf der Tribüne, auf welcher der Präsident der officiellen Feier beiwohnte und sprach bei dieser Feier sogar das Schlußgebet. Der römische Würdenträger wurde von den Volksmassen mit ungeheurem Jubel begrüßt und der Telegraph berichtete im richtigen Pufffstyl: „Als der erste Beamte der Nation und der höchste kirchliche Würdenträger im Lande einander die Hand reichten, wollte der Beifallsjubel kein Ende nehmen."

Die Idee, daß ein rother Kardinal bei der Jubiläumsfeier unserer Verfassung neben dem Präsidenten der Republik sitzt und als „höchsten kirchlichen Würdenträger im Lande" sich aufspielt, hat recht wenig Erhebendes.

Das reichste Weib Amerika's wird demnächst in der Person von Donna Isadora Cousino in New York ihren Wohnsitz aufschlagen. Sie ist eine Chilenin und ihr Vermögen wird auf $200,000,000 geschätzt. Sie ist eine Wittwe, ungefähr 40 Jahre alt, aber noch sehr hübsch. Sie beabsichtigt einen Palast in New York zu kaufen oder sich bauen zu lassen und dann so feenprächtig einzurichten, wie noch nie in der reichen See- und Handelsstadt am Hudson geschehen.

Die Worte passio und patientia (Leiden und Geduld) haben eine Wurzel und — eine Krone. — Nur der kann Gott recht loben, der sich selber schilt.

Offene Post.

Fünfzehn Hefte für den Preis eines Jahrgangs! Dies ist es, was unser Verlag anbietet. Gewiß ein sehr liberales Anerbieten. Billiger kann kein gutes, schön mit Stahlstichen und Holzschnitten ausgestattetes Magazin hergestellt werden.

Jetzt ist die beste Zeit für das Sammeln neuer Unterschreiber. Wir hoffen Tausende derselben zu erhalten.

Ein Genuß war es dem Editor des Haus und Herd, außer seiner eigenen, den St. Louis, Westlichen und Chicago deutschen Conferenzen wenigstens je einige Tage beiwohnen zu können. Ueberall fanden wir herzliche Aufnahme, hörten von neuen Missionsunternehmungen und Kirchenbauten, und überall wurde Haus und Herd kräftig empfohlen. Es ist hauptsächlich auch höchst erfreulich, daß die Sonntagschul-Arbeiter die in unserer Monatsschrift publizirten Bibellektionen mehr und mit größerem Nutzen gebrauchen als je. Diese Lektionen fanden noch nie so viel Beifall als gerade jetzt, und schon um derselben willen sollten alle in der Sonntagschule Lehrenden „Haus und Herd" halten.

Wir hoffen auf einen ganz bedeutenden Zuwachs in der Unterschreiberliste.

Seguin, Texas. Ein Wort der Anerkennung ist dem Redlichen Sporn zu erneuter, gewissenhafter Thätigkeit. Schon vor einigen Monaten wurde ich mehrfach auf die volle Befriedigung hingewiesen, welche Haus und Herd den Lesern gibt. Diese Aeußerungen drücken meine volle Ueberzeugung aus. Ich wurde aufgefordert, Dir eine brüderliche Aufmunterung zu senden. Reisen nach einer Lagerversammlung und damit verbundene Arbeiten hinderten mich an der Ausführung obiger Bitte. Seit der Zeit hat Haus und Herd schon wieder zweimal sein Erscheinen gemacht und da die letzten Nummern die ersten an Gediegenheit ꝛc. übertrafen, erging obige Aufforderung wieder an mich.

Diese Stimme aus dem Süden ruft Dir zu: „Fahre fort in der betretenen Bahn. Haus und Herd gereicht uns zur Belehrung und allseitiger Erbauung. Es ist unser Wunsch, daß uns Haus und Herd und sein erfahrener Editor erhalten bleibt. Gott segne Dich und die Arbeit, die du thust, auch in der Zukunft."

D. Matthäi.

Ueber die neue deutsche Rechtschreibung hat „Haus und Herd" deßhalb etwas gebracht, weil der Redakteur desselben öfters aufgefordert wurde, dieselbe einzuführen, und weil irgendwo selbst einmal im Druck gesagt wurde, ob es denn Bequemlichkeit oder dergleichen sei, wodurch unsere Redakteure veranlaßt werden, beim Alten zu bleiben.

Bei Weitem die größte Mehrzahl unserer Leser stimmt unserem Entschluß bei, mit Einführung der neuen deutschen Rechtschreibung zu warten, bis die Deutschen Einheit in derselben erzielt haben.

So schnell—wie man etwa eins, zwei, drei sagt, geht es übrigens mit der Einführung einer neuen deutschen Rechtschreibung nicht. Zur gründlichen Arbeit gehören vor Allem neue ABC- und Lesebücher, sowie neue Katechismen und Biblische Geschichten ꝛc., die von der Jugend gebraucht werden. Kurz—die ganze Literatur ein und desselben Verlags muß nach ein und demselben System hergestellt werden.

Die meisten Deutschen in den Ver. Staaten sind in der früheren Rechtschreibung geübt. Die neue Rechtschreibung ist keineswegs in ganz Deutschland gültig, und es wäre gewiß voreilig, wollten wir jetzt, dieser Unfertigkeit gegenüber, unsere Lese-, ABC- und andere Bücher nach der neuen preußischen, oder bairischen, oder östreichischen, oder schweizerischen Rechtschreibung umarbeiten.

Würden wir Bücher und Zeitungen in Preußen oder einem andern Lande Deutschlands drucken, so verstände es sich von selbst, die dort gebräuchliche Schreibung zu benützen. In Amerika aber kommen die Leute aus aller Herren Länder zusammen, und da gilt das Wort—Eile mit Weile.

Angenommene Artikel: Allerlei zum Nachdenken. — Etwas von Christian Fürchtegott Gellert. — Im Kaiserhaus zu Berlin. — Das Leibgericht. — Ein Blick in die Zenanas in Indien.



IN DER NACHT

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Fünfzehnter Band. Dezember 1887. Zwölftes Heft.

In der Nacht.

(Zum Stahlstich.)



Liegt diese Welt vom Schlaf umfangen,
So denk ich freudig ohne Bangen:
Getrost, ich bin ja nie allein!
Gott ist mit mir zur nächt'gen Stunde,
Er senkt in meines Herzensgrunde
Manch' süsses Himmelswort mir ein.

Wenn ich erwach aus leisem Traume,
Und oben von dem Himmelsraume
Die ew'gen Sterne niederschau'n,
So denk ich: Gott ist wach geblieben!
Und innig mahnt's mich, ihn zu lieben
Und ihm mein Inn'res zu vertrau'n.

X.

Eine Advents-Geschichte.

Von A. von Rothenburg, Verfasserin der Nähterin von Stettin.

Heftiger brauste der Sturm. Er trieb große Haufen Wolken gerade in den Odenwald hinein. Das Städtchen Bensheim war ganz in Grau gehüllt, Schloß Schönberg tauchte wie ein Fels im Meer aus den Nebelmassen empor. „Ach," sagten die Leute in dem schon etwas höher gelegenen Reichenbach und schoben dabei die Riegel fester vor die Fenster, „wie das so wild daherbraust, und wir hatten doch erst noch recht schöne Tage! Nun ist's bald Zeit, an Weihnachten zu denken." — Aber oben auf der Höhe ging es noch toller zu. Es war, als ob die wilde Jagd einherführe! Das dürre Holz brach krachend nieder, und die gelben Blätter drehten sich tanzend im Kreise. Ja das ist eine unruhige Zeit, wenn Spätherbst und Winter mit einander ringen. — Auf dem allerhöchsten und dabei allerschönsten Punkte, von dem aus man nach dem Städtchen Lindenfels mit seinen altersgrauen Burgruinen zu blicken vermag, befand sich das stattliche Gehöft des Bauern Guntram. Man sah es ihm gleich an, daß der Besitzer ein wohlhabender Mann war, denn es lag und stand Alles so ordentlich „in der Reih," wie die Leute sagen: man mußte den Besitzer für einen tüchtigen Mann halten, und das war er. Von Gesicht glich er auf's Haar jenen Holzschnitten aus dem 16. Jahrhundert, welche uns die Bilder der Reformationsmänner vergegenwärtigen, gewaltige eckige Köpfe, aus denen die großen Gedanken stark und lebenskräftig hervorgebrochen sind, um gleich auch zur That zu werden, dabei breite Schultern, wohl dazu

gemacht, die Last eines harten, unruhigen Lebens, voll blutiger Kämpfe, voll Hungersnoth und Seuchen, zu tragen. Von diesen Vätern hatte auch der Guntram die stahlharten Muskeln und den ebenso stählernen Willen, und er paßte eigentlich nicht in das heutige Geschlecht, über das er sich auch vielfach ärgerte, und das ihm im Lauf der Jahre immer widerwärtiger geworden war. Darum lebte er, wie ein knorriger Eichbaum, der seine zähen Wurzeln in's Gestein treibt, gern auf „seiner Höhe," wie er das Gehöft nannte, trieb seinen Acker- und Hopfenbau, hielt streng auf Zucht und Sitte im Hause und kümmerte sich wenig um das Getreibe da unten. Er war in der Umgegend mehr gefürchtet als geliebt. Weil er reich war, durfte er mitsprechen im Gemeinderath, und das that er auch in derber Art und ohne Rücksicht. Daß die Leute so oft ihr Wort brechen, nicht ausführen, was sie versprochen haben, keine Stunde pünktlich inne halten, Gewinn vor Recht setzen und wenn sie können, ihren besten Freund betrügen, darüber lachte er nicht, sondern nannte das „schuftig." Daß die Mädchen im Odenwald fast durchweg ohne Kranz zur Trauung kommen, davor, meinte er, spucke er aus. — Er war ein Mann der Gebote. In Glas und Rahmen gefaßt, hingen sie in der Stube über der guten Kommode, und zuweilen stand er davor, die Hände auf den Rücken gelegt, und betrachtete sie wohlgefällig. Seine Mutter war eine Norddeutsche gewesen, rauh und streng, eine Frau, deren Mund nicht viel redete, deren schwere Hand aber los war, wie zur Arbeit, so auch zu einem derben Puff, gleichviel ob der Getroffene etwas verfehlt hatte, oder auch nicht. „Und die hat mir die Gebote beigebracht," pflegte er in vertraulichen Stunden zu erzählen, „noch ehe ich die ersten Hosen trug. Den kleinen Katechismus hielt sie in der einen, und eine scharfe Ruthe in der andern Hand, und das ist die Art, wie man etwas lernt." — Daran dachte er gern zurück und that sich darauf etwas zu Gute, daß er ein Mann sei, der auf Gottes Wegen gehe; meinte auch, es könne ihm nie an Etwas fehlen.

Dennoch hatte es sich ereignet, daß die Leute, wenn er sich einmal Handels und Wandels halber unter ihnen zeigte, heimlich, hinter seinem Rücken, mit Fingern auf ihn wiesen, sich allerhand in die Ohren zischelten und eine schadenfrohe Miene annahmen. — Es war dies seit dem letzten Jahrzehnt, und er mied sie deßhalb nur um so mehr. Denn ob er sich gleich niemals umschaute, entging ihm doch nichts.

Eine feierliche Stille herrschte gewöhnlich auf der Höhe; so auch heut, im November des Jahres 1879. Der Sturm zerriß jetzt die Wolken und trieb sie in Fetzen an die Spitzen der Berge; ein Raubvogel ward sichtbar, der, über der Tiefe schwebend, sich tragen ließ vom Wirbel der Lüfte und mit Lust seine wilde Freiheit genoß. — Stille war's auch drinnen in der Stube, wo die Familie beim Mittagessen saß. Sie bestand freilich nur aus Guntram und seiner Frau, einem Knecht, der starr und steif am unteren Ende des Tisches saß, und der Magd, die noch in der Küche hantirte. Der zweite Knecht war über Land gegangen, seine Leute zu besuchen, denn es war Sonntag. — Die Frau, welche ebenso alt sein mochte wie Guntram, nämlich an die 50, hatte eine lange, knochige, aber für ihre Jahre stark gekrümmte Gestalt; die Nase, fein und dünn, zog sich in einem Haken über das schmale, melancholische Angesicht. Die Lippen hielt sie fest zusammengeschlossen, als reue sie jedes Wort, das daraus entschlüpfen könnte.

„Die Suppe taugt nichts," sagte jetzt der Bauer, „es wird alle Tage schlechter gekocht!" — Darauf erwiderte die Frau nichts, aber es zitterte etwas um ihren Mund, wie das Gespenst von einem Lächeln. Es war beinahe, als freue sie sich, daß ihm das Essen vergällt sei. — Nun trug die Christine mit feuerrothen Backen das weitere Essen auf. Sie mochte wohl kein Talent haben für die edle, frauliche Kunst des Kochens. Das schwamm Alles so verdächtig durch einander, und die Klöße nahmen sich aus, wie Bomben, mit denen man die Mauern einer Festung zu beschießen pflegt.

So saßen sie schweigend mit einander und würgten die festtägliche Speise hinunter. Der Guntram hatte schon eine Weile an einem besonders kräftigen Kloß hin und her gezerrt, wie etwa ein Löwe mit widerspenstigem Sehnen- und Knochenwerk umgeht, aber nun wurde es ihm doch zu viel. „Donnerwetter!" brach es aus ihm hervor, und dabei fuhr er in die Höhe und stampfte mit dem wuchtigen Stuhl, auf dem er gesessen, „was das für eine Zucht ist im Hause. Kann man nicht einmal Sonntags sein gutes Essen haben? — Das muß anders werden!" — Damit ging er heftigen Schrittes in die Kammer, zog die Jacke ab und warf den Rock über — es war klar, er wollte einen Ausgang machen. — „Das muß anders werden," wiederholte er, als er wieder in die Stube trat, „oder" — aber es hörte ihn Niemand. Christine hatte sich wohlweislich aus dem Staube gemacht, und die Frau spülte in der Küche das Geschirr. Freilich hatte sie die Arbeit nicht nöthig: sie mochte nur nicht mit ihrem Mann zusammen sein.

Der ging denn hinaus in den Wald: das Toben des Sturms war ihm gerade recht. O wie ihm das die Brust erleichterte, in welcher das Herz so heiß und schwer klopfte. Es ärgerte ihn schon, wenn er seine Frau mit dem traurigen, schwermüthigen Gesicht nur zu sehen bekam, und nun hatte sie noch dazu den Mund verzogen, während er halb und halb um sein Mittagessen gekommen war! Das wurmte ihn. Auf den nassen, schlüpfrigen Blättern, welche die tiefen Geleise des Weges ausfüllten, ging er dahin, und wo eine nackte, rothe Schnecke darüber gekrochen kam, trat er nicht bei Seite, sondern mit den schweren Stiefeln gerade mitten darauf, daß das arme Thierlein als ein zerquetschter Brei hinter ihm blieb. Doch will ich nicht behaupten, daß er das mit Absicht that: die Augen seines Geistes waren nach Innen gerichtet. Darum sahen auch die äußeren Augen nicht, was um ihn herum vorging. Seine Stirn war finster, und seine Gedanken waren ebenfalls finster. Der Mann haderte mit seinem Schöpfer; es war ihm zu Muth wie Hiob, da er sprach: „Wenn ich auch gleich Recht habe, kann ich ihm dennoch nicht antworten." Hiob 9, 15. — Er und sein Weib, sie waren freilich ohne Frieden; ihr Herz hatte sich von ihm gewendet, ein bitteres, gebranntes Leid fraß ihr am Leben, und er fand die Art nicht, es mit ihr zu tragen, sich und ihr das Kreuz durch traute Gemeinschaft zu versüßen. — Darum grollte er lieber fort und fort. Daß ihm, dem Guntram, der von Kindesbeinen an die Gebote gekannt und gehalten, das Elend über die Schwelle gekommen, das konnte er dem Herrn der Herrlichkeit, dem Allmächtigen, nicht vergeben. Denn der war es ihm ja schuldig, daß er ihn segnete und mehrte und ihm Ehren und Freuden zu Theil werden ließ. — Aber es war doch Alles anders gekommen, als er sich's vormals gedacht. Sie — gab ihm böse Worte, wo sie konnte, oder, was schlimmer war, sprach gar nicht mit ihm, ließ den Hausstand zerfallen, und er ging umher, ein einsamer Mann, dem sogar die kleinen Kinder aus dem Wege liefen: schaute er doch drein, wie ein böses Wetter. — Sollte es denn immer und

immer so bleiben, mit jedem Jahr schlimmer werden, nie eine Erlösung kommen, sein Herz sehnte sich danach, ob er es gleich nicht wußte

Guntram hatte nicht Acht gehabt auf seine Schritte, war mit der Zeit auf einen benachbarten Höhenzug und in die Wälder gerathen, welche nach Fürth hinuntergehen, und da kam er nun auf einen Platz, von da sah man seitwärts in's Thal und auf ein lang gestrecktes Dorf, aus dem die Spitze des Kirchthurms hervorragte. Dort hatte er sich vor Jahren sein Weib geholt, das schöne, ehrenfeste Mädchen, das ihm lieber geworden, wie jeder andere Mensch auf Erden. Sagen freilich that er's ihr nicht, aber er blickte doch mit Stolz auf sie, wenn sie an seiner Seite ging. Und wie brav und treu war sie in ihrer Arbeit gewesen und hatte zu seinem jetzigen Wohlstand viel beigetragen. Wo war das hin? Er seufzte tief, und nahm die kurze Pfeife aus dem Munde. Dann wieder loderte der Groll auf: „Ich hab's nicht versehen! Habe verlangt, was von Gott und Rechtswegen mir zustand. Wer Gottes Gebote nicht hält, dem soll — —"

Dicht hinter ihm erklang plötzlich ein feines Stimmchen, glockenhell und aus Leibeskräften sang es drauf los:

„Wie soll ich dich empfangen
Und wie begeg'n ich dir?
Du, aller Welt Verlangen,
Du, meiner Seele Zier!
O Jesu, Jesu, setze
Mir selbst die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wissend sei." —

Der Bauer war auf seinem Absatz herum gefahren und erblickte auf dem Wurzelgeflecht des nächsten Baumes ein Mägdlein von acht bis neun Jahren, das hatte einen Rock zum Schutz gegen das Unwetter über den Kopf gezogen. In seinem Schoß hielt es ein Körbchen, gefüllt mit „Rehpfötchen," einer beliebten eßbaren Sorte von Pilzen. Es ließ sich auch in seinem Gesang gar nicht stören, sondern fuhr fort:

„Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin.
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß."

Fast war's, als hielte der Herbststurm, um das Kind in seinem Engelsgeschäfte nicht zu stören, mit Brausen inne und legte sich ihm besänftigend zu Füßen; aber der Guntram stand noch immer auf seinen Stock gelehnt und starrte der kleinen Sängerin gerade in's Angesicht. Sie blickte ihn mit den großen, schwarzen Augen zutraulich an. „Horch," sagte sie, „hören Sie nicht die Glocken? Sie läuten im Thal, es ist ja heut der erste Advent." — „Wer bist denn du, und was hast du hier zu singen?" fragte er. — „Mein Vater ist Arbeiter, wir wohnen mit der Mutter unten in Erlenbach. Wir wollten gern was Warmes für uns und die Kleinen zum Nachtessen. Da bin ich gelaufen und habe Schwämme gesucht. Es gibt ihrer noch genug im Wald, und hier oben singt es sich schön, der Wind dazu ist wie eine Orgel. Wenn Sie wollen, sing ich auch noch den dritten Vers. Wollen Sie?" — Er nickte stumm.

„Was hast du unterlassen
Zu meinem Trost und Freud?
Als Leib und Seele saßen
In ihrem größten Leid,
Da mir das Reich genommen,
Wo Fried' und Freude lacht,
Da bist du, mein Heil, kommen
Und hast mich froh gemacht!"

„Was für ein Lied ist das?" sagte Guntram. — „Ein Adventslied. Advent heißt Ankunft." — „Ja, das weiß ich." Es fiel ihm etwas ein. „Kennst du auch die Gebote?" — „Alle," erwiderte sie stolz, „und auch die Erklärungen. Wir lernen sie aus dem Katechismus." — „Das ist recht." — „Soll ich Sie Ihnen aufsagen?" und sprang empor und stellte sich in Positur, wie ein Soldat, der vor seinem gestrengen Hauptmann Griffe machen soll. — „Die weiß ich schon allein," erwiderte er. „Aber kannst du noch etwas Anderes?"

„Sprüche? Ja! Schöne Adventssprüche. Mutter überhört sie uns." — Sie faltete ihre Hände, es war still geworden in den Lüften, und man hörte wieder in der Ferne die Glocken. — „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen, und ein Scepter aus Israel aufkommen" — 4 Mos. 24, 17, und: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe, und mein Liebster, an dem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich will meinen Geist auf ihn legen, und er soll den Heiden das Gericht verkündigen. Er wird nicht zanken noch schreien, und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen. — Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen, bis daß er führe das Gericht zum Siege." Matth. 12, 18—20. — Ist das nicht schön? Soll ich noch mehr hersagen?"

Aber er winkte ihr abwehrend, zog einen schweren ledernen Beutel aus der Tasche und zählte in ihre offene Hand, welche sie ihm flink darbot, fünf blanke Zehnpfennigstücke. „O das wird Muttern freuen. Vater ist in Darmstadt auf Arbeit; er kommt nur alle acht Tage einmal zu uns. Manchmal dauert es auch länger, und das Geld, was er uns mitbringt, wird so rasch alle." — „Das glaube ich wohl; zu wie viel seid ihr denn?" — „Wir sind unsrer achte! Ich und Mutter und die sechs Kleinen, und die essen schrecklich viel! Aber nun können wir uns ein so großes weißes Brod kaufen. — Ich danke auch recht schön!" — „Wie heißt du, Kind?" — „Urselchen Fischer."

Damit setzte sie ihr Körbchen geschickt auf den Kopf, rief ihm Adieu zu, und trippelte durch die bunt gefärbten Büsche rasch von dannen. Er wendete sich in tiefe Gedanken versunken hierhin und dorthin. Endlich war es etwas dämmrig geworden, und bevor er die Höhe erreichte, war der Wald in Finsterniß gehüllt. In seinem Ohr klangen immer noch die Worte: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen," und zum ersten Mal in seinem Leben gedachte er dieses Sternes. Daß damit der Heiland gemeint sei, wußte er, aber daß dieser Stern auch ihm aufgehen und seine Finsterniß hell machen müsse, war ihm bis jetzt fremd geblieben. Er war keiner von den modernen, grob gesinnten Menschen, welche sich in ihrer Gottlosigkeit frei wähnen von der Pflicht der Gottseligkeit; aber er war ein Mann des Gesetzes. Das „du sollst" und „du mußt" hatte seinem herrischen Sinn zugesagt, und er blieb auf die Gebote gestützt sein Lebenlang. Aber urplötzlich war ihm dieser Stab wie ein spitzer Dorn durch die Hand und in's Herz gefahren, und er hatte sich nicht mehr zu helfen gewußt. Alles um ihn her und in ihm war wirr und wüst und finster geworden. — Und nun hörte er es aus dem Munde eines armen Kindes. Ja „das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen." Er konnte den Spruch nicht los werden, und mit einem Mal griff er mit der Hand nach dem Herzen, und ein tiefes Stöhnen entrang sich seiner Brust. —

Bei ihm zu Hause war's unterdessen auch etwas lebendiger geworden; Frau Guntram hatte von einer

Base aus Lindenfels Besuch bekommen. Der große Kaffeetopf stand über dem Feuer, und die Frau Hellmaier, welche von Natur redselig war, vergaß über dem Schwätzen das Trinken nicht. „Wirklich, es thut noth, daß mal eins von uns herüber trottet, um nach euch zu sehen! Ihr lebt ja hier wie im Kloster; dein Mann wird auch immer griesgrämlicher von wegen dem vielen Alleinsein.“ — „Geschieht ihm recht,“ erwiderte Frau Guntram in dumpfem Tone. — „Von dir begreife ich das auch nicht, wie man so gegen seinen eigenen Mann sein kann. Damit sollt ich meinem Hellmaier kommen; die Augen kratzt er mir aus. Ihr redet ja kaum ein Wort mit einander!“ — „Sind auch keine jungen Leute mehr!“ sagte Frau Guntram herb. — „Nun ja,“ rief die Base lachend, „davon ist nicht die Rede. Aber manierlich mit einander umgehen, und sich vor den Leuten Eins dem Andern seine Ehre gönnen, das ist doch immer besser, als so wie Hund und Katze unter einem Dach leben. Für mich wäre das kein Plaisir!“

Die Frau war an's Fenster getreten und starrte hinaus, ihre Finger hatten sich zusammengekrümmt.— „Weißt du, wie mir zu Muth ist, wenn ich meinen Mann sehe?“ sagte sie plötzlich, — „als ob mir eine Spinne über's Herz läuft.“ — „Komm, setz dich her und sei vernünftig, erzähle mir, wie sich das mit deinem Sohn eigentlich zugetragen hat. Wir sind noch nicht lange hier in der Gegend, und die Leute schwätzen ohnehin so viel, und man weiß ihnen nicht zu antworten. Ist denn wirklich der Alte daran schuld, daß er gestorben und verdorben ist im fremden Lande?“

Frau Guntram hatte sich mit ihren knochigen Händen an die Platte des Tisches geklammert, der Athem kam pfeifend aus ihrer Brust, und es schien, als wolle sie an den Worten, welche sie mühsam hervorstieß, ersticken. „Ja, er ist daran schuld; er allein. Mein Moritz war gerade so einer wie er, nur schöner von Gestalt, und noch ein bischen mehr Rumor konnte er machen.“ — „Er hat aber nicht folgen wollen,“ sagte die Base.

„Wie konnte er auch immer folgen? — Wo Feuer ist, das will einmal brennen!“ — „Ich bin für das Folgen,“ entschied Frau Hellmaier, „man kommt sonst nicht aus.“ — „Ja, er mit seinen Geboten,“ fuhr die Guntram, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort. „Er sagt immer, Gott hätte sie auf eine steinerne Tafel geschrieben, und eine steinerne Hand und ein steinernes Herz hat er davon bekommen.“ Sie stieß einen Schrei wilden Wehes aus. — „Mein eignes Fleisch und Blut nackt und bloß in die Welt hinausgetrieben, und über's große Wasser gefahren, und untergegangen im tiefen Meer, und die Fische haben es gefressen. O, o, ich kann es nicht hinunter würgen! Eine Mutter vergißt ihren Sohn nicht, und ich meine zuweilen, ich müßte meinen Verstand darüber verlieren.“

„Du,“ sagte die Base, indem sie die jammernde Frau, wie um sie zur Besinnung zu bringen, kräftig in die Seite stieß: „ist denn das auch wahr, daß sie an einander gerathen sind, hier vor Guntram's Thür, wie zwei Stiere mit ihren Hörnern, und der Sohn hat den Vater geworfen, und danach ist er ausgestoßen worden und hat sein Erbe nicht kriegen sollen?“ — Die also Befragte legte die in einander gerungenen Hände über die Stirn, so als wollte sie dieselbe davor bewahren, daß sie nicht zerspränge. „Sprich nicht davon,“ antwortete sie, „von so etwas kann kein Mensch reden. Es ist meinem Moritz etwas in den Kopf gestiegen, und darum konnte er nichts davor.“

Die Base lachte. — „Ich weiß nicht,“ sagte sie, „was es ist, aber mit reicher Leute Kindern ist immer etwas los. Das wird mit Rahm aufgefüttert und geht von Kindesbeinen an stolz daher in Purpur und köstlicher Leinwand, — wie unser Herr Pfarrer sagt. Das verträgt die menschliche Natur nicht, davon schlägt sie aus. Meine Kinder kommen stiller durch die Welt; es frägt Niemand nach ihnen, und sie müssen sich ihr Brod allein verdienen; aber daß sie gegen Vater und Mutter die Hand aufhüben, — Gott soll uns bewahren! Sieh her,“ fuhr sie mit mütterlicher Ruhmredigkeit fort, indem sie eine Falte ihres Kleides zwischen Daumen und Zeigefinger rieb, „den Rock hat mir meine Annette voriges Jahr zum heiligen Christ geschenkt. Von ihrem Schweiß hat sie es sich abgerungen, und das Tuch da ist von der Babette. O, man braucht nicht immer viel Geld zu haben, um eine frohe Mutter zu sein!“

„Der Guntram hat den ersten Schlag geführt,“ sagte die unglückliche Frau leise. Sie hatte von der langen, schönen Rede der Frau Hellmaier kein Wort vernommen, die schreckliche Erinnerung, welche jene heraufbeschworen, konnte sie nicht gleich wieder los werden.

Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille, aber dann unterbrach die Base wieder das Schweigen. „Ich glaube, es läutet,“ sagte sie, „es ist ja heute der erste Advent; in vier Wochen haben wir Weihnachten.“ — „Für unsereins leuchtet kein Stern um Weihnachten; uns wär's besser, wir hätten das Fest nicht.“ — „Gott vergeb dir die Sünde, Base! Du redest ja wie eine Heidin! Hast du nicht einen Abgott gemacht aus deinem Buben? Weißt, man muß essen, was man sich eingebrockt hat.“ —

Und Frau Hellmaier strich sich mit beiden Händen den schönen Rock glatt, welchen ihr die Annette geschenkt, und sah dabei sehr ernsthaft aus und sehr feierlich. Frau Guntram stöhnte leise. Hätte sie sich auszudrücken vermocht, sie würde geseufzt haben, wie es Hiob that Capitel 16, 2: „Ihr seid allzumal leidige Tröster!“

Bald danach that die Base ihr Tuch um und sagte, daß sie nun gehen wolle, und lud Frau Guntram freundlich ein, sie auch wieder zu besuchen, ließ auch nicht nach mit Bitten, bis diese das Versprechen gegeben. Sie hatte ja ohnehin Einkäufe zu machen in Lindenfels. So ging denn Frau Hellmaier endlich von dannen. —

Es war heiß in der Stube geworden, wenigstens kam es Frau Guntram so vor; sie öffnete das Fenster, denn das Brausen des Sturmes hatte nachgelassen. Im Thal läutete es noch immer, ach so schön, so heilig, so friedebringend klang das! — Hat Niemand Erbarmen mit dem blutigen Schmerz eines zerrissenen Mutterherzens? Ein heißes Sehnen danach kam plötzlich über die Arme. Erster Advent! Erster Advent! Früher war damit immer ihre glücklichste Zeit angebrochen im Jahr; da hatte sie heimlich bei dem heruntergebrannten Lichtstümpchen gesessen, und für ihren Moritz und auch für Guntrum gearbeitet — — und jetzt war es die Allerelendeste. Und sie hatte sich doch auch gegen ihren Mann versündigt, das sagte ihr das Gewissen; hatte in unchristlichem, verzweifelndem Jammer der Hölle Thor und Thür geöffnet. Nun brannte es lichterloh in Haus und Herz; ach, wer will da löschen?! Einmal nur einen Tropfen Trost, einmal Erquickung noch finden!

Da polterte hinter ihr etwas zu Boden; der Zugwind hatte einen Stoß Bücher auf dem Gesims vollends zum Fallen gebracht, und als sie sich bückte, um sie aufzusammeln, fiel ihr das alte Gesangbuch ihres Vaters in die Hände. Wie lange hatte sie darin nicht gelesen! nicht daß sie es gering schätzte; aber ihr, dachte sie immer, könne nichts mehr helfen. „Versuch

es doch einmal!" ging es ihr durch den Sinn, und sie zündete die Lampe an und setzte sich nieder, um zu lesen.—„Wie soll ich dich empfangen, Und wie begeg'n ich dir" — — — las sie und immer weiter und weiter, und über dem Lesen brach ihr plötzlich das Herz. Ein Schauer von Thränen rieselte nieder.

Als Guntram nach Hause kam, war die Frau schon zu Bett, er trat diesmal auch nicht so stark auf wie gewöhnlich, und sah, indem er nach seinem Nachtessen langte, das Gesangbuch auf dem Tisch liegen. Er wunderte sich darüber und blieb noch lange schlaflos, obwohl er die Decke bis ans Kinn hinaufzog. Ueber seinem Dache stand klar und hell ein besonders großer Stern: dessen Strahlen zitterten so sanft hernieder. O Stern aus Jakob, gehe auch auf über diese beiden Leute! O Scepter aus Israel, grüne wieder — mitten im Winter—, es ist ja Adventszeit, und wir feiern die Ankunft unsers Erlösers!

— — Es pflegt ja die Adventszeit den Schnee zu bringen, und tief war er gefallen im Jahre 1879. Der ganze Odenwald lag darin begraben und sah mit seinen krystallisirten Bäumen wie ein Zaubermärchen aus. Aber eben dieser bedeutende Schneefall hinderte auch den Verdienst der arbeitenden Leute. Von Dorf zu Dorf mußten die Gemeinden sich durchgraben. Das Dorf Erlenbach, am Fuß eines dichtbewachsenen Berges gelegen, schien unter der Last auf seinen Dächern fast versunken. Seine Bewohner hatten den Tag über schwer gearbeitet, um die Verbindung mit der Chaussee herzustellen. Zur Vesperzeit erst waren sie heimgekehrt. „Es ist gut, daß man doch wieder durch kann," sagten sie, und ließen sich den Kaffee, welchen die Frauen auf dem Herd warm gehalten, gut schmecken. Aus allen Schornsteinen wirbelte der Rauch, und die Luft war so klar und so kalt, daß er kerzengerad aufstieg, wie goldene Weihrauchwolke zum Himmels-Aether. Aus dem letzten Häuschen aber im Dorf kam kein solch nettes Gekräusel, bei dessen Anblick dem einsamen Wanderer das Herz aufgeht und das Wasser im Munde zusammenläuft; es war das ein kleines, baufälliges Hüttchen, in dem ein Arbeiter, einer von auswärts, vor Kurzem seine Familie untergebracht, die aus einer Frau und sieben Kindern bestand. Er war nur sehr ungern aufgenommen worden und hatte versprechen müssen, der Gemeinde nicht zur Last zu fallen. In den benachbarten Städten hatte er bis dahin auch guten Verdienst gehabt, den er Samstags entweder selbst brachte oder seiner Frau mit der Post zuschickte. In der letzten Zeit aber war beides ausgeblieben, und eben darum rauchte der Schornstein nicht, und drinnen im Stübchen sah es ganz bedenklich aus und herrschte auch, so wie draußen rings um das Dorf her, eine ungewöhnliche Stille. Die Kinder standen, bis auf eins, welches nicht da war, alle um die Mutter her, ihre Augen blickten so groß und mit einer Art von Angst auf das abgehärmte Gesicht der Mutter. Das Kleinste aber, das zweijährige Mariechen, hielt einen hölzernen Löffel festgepackt in seiner geballten Hand, als müsse es gleich, gleich damit loslegen, in eine rechte schöne, warme Suppe hinein. Doch es war keine vorhanden. Der Schornstein hatte heute keine Arbeit gehabt, und der Herd auch nicht.

„Aber Mutter," sagte jetzt der Aelteste, ein prächtiger, krausköpfiger Bube, „jetzt wird es mir mit dem Warten doch zu viel;" das Mariechen ließ die Unterlippe tief herabhängen; von den andern Kindern fingen einige an zu weinen. Der Frau fiel die Arbeit aus der Hand — sie hatte bis dahin eifrig bei einer Flickerei gesessen. Sie gab keine Antwort, aber sie warf einen Blick nach oben, einen wahren Heldenblick des Glaubens, und doch gemischt mit irdischer Qual. Dann nahm sie das Mariechen auf den Schooß und drückte es fest an ihre Brust. Ach, wenn sie sich nur das Herz hätte herausreißen können, um mit seinem Blut ihre Kinder zu sättigen; sie würde es ohne einen Laut der Klage gethan haben. „Ihr müßt warten," sagte sie mit halb erstickter Stimme. „Schon den ganzen Vormittag bin ich bei den Leuten herumgelaufen, um Brod zu schaffen; aber der Fremden will Niemand etwas borgen. Sie meinen, wir hätten nicht hereinziehen sollen. Habt nur Geduld, Vater kommt gewiß!" — Mit einem tiefen Seufzer wendete der schöne, starke Bube sich ab und setzte sich geduldig auf ein Bänkchen. Seine Lippen waren weiß geworden, fast wie draußen der Schnee; aber er lächelte doch noch ein Bischen zu der Mutter hinüber. „Mir ist schwach," sagte er und blieb dann ganz stille.

„O Heiland, erbarm dich mein! es ist ja Advent, und du kommst hernieder, und wir recken dir die Arme entgegen!" Mit diesem Schrei sank sie auf ihre Kniee; — aber es gab ihr Niemand eine Antwort.

— — Ueber den lichten blauen Himmel hatte sich eine graue Decke zusammengezogen, und der Schnee rieselte wieder dicht und fein, Finsterniß umhüllte den Odenwald. Ist das ein Hirsch, der dort keuchend durch die Büsche bricht, oder ist's der Fuß eines Mannes? Ein Arm wird sichtbar, der die Zweige zurückwirft, von denen die Schneelast herabschauert, und dann auch die Gestalt des verspäteten Wanderers. Prüfend steht er da und schaut sich um. Aber selbst wenn er von Kindesbeinen hier gelebt hätte und ihm jeder Weg und Steg genau bekannt gewesen wäre, er würde sich heute schwer zurechtgefunden haben. Lange war er schon so gegangen, lange hatte der Schnee ihn umwirbelt, und die einzelnen Flocken schienen ihm wie feurige Funken kreisend zu umschwirren. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne, seine Kniee zitterten; aber nein,—er durfte nicht schwach sein; wartete doch sein Weib auf ihn und die sieben Kinder. Er wollte, er mußte sich hindurcharbeiten! Bis an die Brust sinkt er ein und windet sich wieder empor und strebt und ringt sich weiter, — dann mit einem Mal bricht er zusammen, er kann wirklich nicht mehr, es ist ihm zu viel geworden.—„Hier also soll ich umkommen? Ja der Schnee wird auf mich fallen wie ein Leichentuch, und erst wenn er zerrinnt, wenn die Veilchen wieder blühen, und die Amseln wieder singen, finden sie meine Leiche."

Es kamen die Bilder der Vergangenheit und reihten sich anklagend um den Unglücklichen her. Seine wüste Jugend und der Trotz, mit dem er sich seinem strengen, aber edlen Vater entgegengestellt, wie er dessen Zucht widerstrebt und seinen heiligen Eifer mißachtet hatte. Um eines schlechten Mädchens willen war es dann zum Schlimmsten gekommen: der Vater hatte ihn nicht mehr ins Haus lassen wollen, und o, wäre nie die Sonne aufgegangen über dem Tage!—da waren sie an einander gerathen, und von blinder Wuth übermannt, hatte er sich am Vater vergriffen. Dann die Verstoßung und das Leben in der Fremde! Wie er sich gesehnt, noch einmal die Amsel singen zu hören im Odenwald! Mit dem Heimweh kam dann auch allmählich die Sündenerkenntniß. Da sandte Gott der Herr ihm ein frommes Weib; — die schlechte Dirne, welche ihn gegen den Vater aufgehetzt, hatte ihn verlassen, sobald er arm geworden; aber Marie, eine Waise, schenkte ihm ihre Neigung, ohne nach arm oder reich zu fragen. Und als es ihnen nach einiger Zeit schlecht erging, sagte sie: „Das rührt von des Vaters Zorn her, der ist über uns; darum kom-

men wir zu nichts!" Danach hatte er seinen Fuß gewendet und war langsam der Heimath näher gezogen, die er unter fremdem Namen betrat. Weib und Kind hatte er in Erlenbach untergebracht. Vor den Vater konnte er nicht treten, bis er wieder einen ganzen Rock auf dem Leibe hätte, so meinte er; — er mochte sich auch wohl scheuen und der ihm angeborne, hochfahrende Trotz ihm noch immer schweren inneren Streit kosten. Aber nun hatten sie ihm den sauren Verdienst der harten Winterarbeit in Darmstadt gestohlen, und der tiefe Schneefall zugleich ferneren Erwerb unmöglich gemacht. Wo sollte er hin? Heim zu Weib und Kind! rief es in seinem Innern. Dort wird Rath geschafft werden! Aber nun, nun lag er hier, wie das Thier des Waldes, nun sollte er einsam sterben und verderben!—Da faßte es ihn mit Macht und er schlug in sich und erkannte seine Schuld noch einmal, und bittrer und herzeinschneidender, als je zuvor. Zugleich hob er seine Arme aus dem Schnee empor und rief den ewigen Gott um Erbarmen an. — Und der Schnee fiel mit einem Mal gelinder; es war, als ob unsichtbaren Schwingen ihm zur Seite weheten. Die Luft ward klar, und ein Licht schimmerte von oben ihm entgegen. Der Anblick verlieh ihm neue Kräfte; es mußten ja Menschen dort in der Höhe wohnen! Er rafft sich auf, wenige Schritte noch, und er befindet sich auf der Chaussee; vor ihm liegt — sein Vaterhaus. Er that einen Schrei, taumelte vorwärts, fiel endlich vor der Schwelle nieder und weinte laut.

Guntram saß drinnen in der Stube; er war ganz allein, die Frau war mit der Magd nach Lindenfels hinuntergegangen, um Weihnachtseinkäufe zu machen; das Gesangbuch hatte er vor sich auf dem Tische. Er las: „Wie soll ich dich empfangen, Und wie begegn' ich dir" —.

Plötzlich schlug im Hofe der Hund an, und als das Gebell fortdauerte, stand er auf und ging hinaus. Die Thür öffnete sich nach innen. So still, so rein, so erdenfremd ruhte die Welt in feierlichem Glanz, als ginge der Heiland darüber hinweg und rühre sie sacht an mit seinen heiligen Füßen. Aber Guntram sah die große Herrlichkeit nicht, er stand da, wie vom Blitz getroffen: es lag ja hier ein Mann vor seiner Thür! Dessen krauses, schwarzes Haupthaar stach wunderlich ab gegen den weißen Schnee, und aus der Brust des Mannes kam ein Schluchzen, und von seinen Lippen die Worte: „Vater, vergib!" — Zitternd beugte sich Guntram nieder und hob den Knieenden empor mit seinen starken Armen, und da ruhten sie Brust an Brust, und es war Freude im Himmel vor den Engeln Gottes! — Frau Guntram, die währenddessen in Lindenfels den Schneefall abgewartet, kam jetzt langsam den Berg herauf; sie hatte keine Lust an dem vollgepackten Korbe, den ihr die Magd nachtrug. Hellmaier's Töchter waren in vollem Staat auch da gewesen, hatten gelacht und geschwatzt, und die alte Hellmaier hatte sie, die reiche Frau, oft so mitleidig von der Seite angesehen; alles das nagte an ihr wie ein heimlich fressender Schaden. Aber als sie nun nahe dem Hause waren, stand oben ein Mann und schwenkte den Hut. „Weiß Gott!" sagte die Dirne, „das ist der Herr, er muß getrunken haben!" und es war auch der Guntram. Der ging auf sie zu, wie ein Held aus dem Streit, faßte seine Frau um den Hals, küßte sie, und die Thränen liefen ihm die Backen hinunter. — „Mutter!" sprach er, „nimm dich zusammen und stirb mir nur jetzt nicht vor Freuden; denn siehe 'unser Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden!' "

Aber ein Mutterherz kann viel aushalten, und so ist auch dieses nicht gebrochen, als es seinen Moritz von Gott zurück empfing: nicht mehr den alten Moritz, der sich an die Träber der Welt verkauft hatte, sondern einen Sohn, der in einem neuen Leben wandelte. Nicht lange, nachdem sie alle drei wie die Träumenden um den Herd gesessen, und der Moritz wohl verpflegt wieder ganz zu Kräften gekommen war, hat es schüchtern an die Thür gepocht, und was wars? Das Urselchen ist draußen gestanden in seinem dünnen Röckchen und hat mit ganz erbärmlichem Ton gefleht: „Herr Guntram, o helfen Sie uns! wir haben kein Brod mehr im Hause, und die Kinder sind schon ganz schwach!" Wie dann sein Vater hervorgetreten ist, und wie der alte Guntram dies sein ältestes Enkelkind geküßt und gesegnet, und wie er alsbald den großen Schlitten hat anspannen lassen und mit dem Urselchen hinuntergefahren ist nach Erlenbach und die Schwiegertochter mit den andern Kindern alle mit heraufgeholt hat in das große, schöne Haus auf der Höhe, wie der Bube mehr zu essen erhalten, als ihm gut war, und das Mariechen mit sammt seinem hölzernen Löffel zu einer warmen Biersuppe gekommen, es wußte nicht wie, — das alles muß sich der Leser allein ausmalen.

Nur noch ein Bild zum Schluß. Es ist Weihnachtsabend; weithin strahlt die Höhe, denn festlicher Glanz leuchtet aus allen Fenstern. Vater Guntram hat mit eigenen Händen das schönste Tännchen im Wald gefällt und ins Haus getragen. Marie und Moritz haben den Baum geschmückt, und nun öffnet der Großvater die Thür, und die Kinderschaar drängt sich erwartungsvoll herbei. Dem Guntram wird das Herz weit, wenn er auf die vier prächtigen Buben sieht, in denen sein Stamm fortleben soll, Gott zur Ehre und den Menschen zum Segen; aber sein Liebling wird doch das Urselchen bleiben, das fromme, geschickte Mädchen, seiner Mutter Ebenbild. Für eine solche Schwiegertochter kann er nie genug danken. Die hält die Gebote hoch in Ehren, aber ihre Seele lebt und wird leben allezeit in dem süßen Evangelium. Da ist auch Frau Guntram, die wieder ein rundes Gesicht bekommt und das Mariechen auf dem Arm trägt. Base Hellmaier ist auch herübergekommen, um all das Wunderbare, was sich zugetragen, mit eigenen Augen zu sehen, und ein Bischen kleinlaut ist sie geworden, als sie nichts wie eitel Glück und Wonne gefunden. Aber es herrscht auch jetzt ein Sang und Klang auf der Höhe, daß der Postillon, der soeben vorbeifährt, verwundert den Kopf wendet und sich noch lange umschaut. Und so feierten sie Weihnachten mit einander in wahrer Gottesfurcht, und mit einem gereinigten, in Liebe verklärten Herzen.

Der Stern aus Jakob stehe auch fernerhin ob ihrem Haupte; er leuchte ihnen bis übers Grab hinaus und lasse ihren Lobgesang ertönen auch noch in der schönen Ewigkeit: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und an den Menschen ein Wohlgefallen!"



In wie weit ist Christus uns ein Vorbild?

Für Haus und Herd von G. Guth.

„Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig." Matth. 11, 29.



Von je her hat man in der Schilderung des Charakters und Lebens Jesu als Vorbild der Menschen nach zwei Richtungen hin geirrt. Entweder hat man seine wirkliche und volle Menschheit in einem so hohen Grade betont, daß man ihn von seiner göttlichen Höhe herabwürdigte und uns so vollständig gleichstellte, daß die wesentliche Verschiedenheit zwischen ihm und uns gänzlich verschwinden mußte, oder — man hat seine Gottheit dermaßen in den Vordergrund gestellt, daß man überall nur ein göttliches Thun und Handeln erblickte, welches uns zwar als Vorbild dienen soll, im letzten Grunde aber doch ein für uns unerreichbares Ideal ist, welches wir also wohl bewundern mögen, aber nicht einzunehmen im Stande sind. Zwischen diesen beiden extremen Auffassungen haben wir die richtige Beantwortung der uns gestellten Frage zu suchen.

Wer das Leben und Wirken des Herrn nach der Evangelienharmonie sorgfältig betrachtet, kann nicht umhin, zu dem Schlusse zu gelangen, daß Jesus Christus in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes als der Einzigartige erscheint. Sein Lebenswandel war ein einzigartiger. Seine Feinde fanden sich genöthigt, ihm das Zeugniß zu geben: „Es hat nie kein Mensch geredet wie dieser Mensch," und er selber forderte seine Gegner auf, ihn irgend einer Sünde zu überführen. — Es liegt somit in der Natur der Sache, daß Jesus Christus beides, uns gleich und verschieden von uns sein mußte, um unser Erlöser und Vorbild werden zu können. Christus mußte wahrhaftiger Mensch sein, menschlichen Lebensentwicklungen und menschlichen Lebensbedingungen unterworfen sein; denn sonst könnte er nicht unser Vorbild heißen. Er mußte aber auch verschieden von uns sein; denn sonst könnte er nicht Derjenige sein, welchem Alle nachzustreben haben und aus dessen Gnadenfülle wir Alle schöpfen sollen.

Gehen wir auf diese Gedanken ein wenig näher ein.

I.

Worin war Christus uns gleich?

1. War Jesus Christus wahrer Mensch.

Als solcher hat er alle Altersstufen des menschlichen Lebens von der Kindheit bis zu den männlichen Jahren durchlaufen und in jeder derselben ihre ideale Gestalt verwirklicht, um sie alle zu erlösen und zu heiligen und uns ein vollkommenes Vorbild der Nachfolge zu hinterlassen. Vom Weibe geboren, gehört er einem bestimmten Familienkreise an, und wie er sich demselben hingibt, zeigt sein langes, stilles Verharren im elterlichen Hause. Das Band der kindlichen Liebe zieht sich durch sein ganzes öffentliches Leben bis zum Kreuze, in dessen Qual er die letzte Sorge eines liebenden Sohnes erfüllt. Wie er die Freundschaftsbande pflegt, zeigt sein Verhältniß zum engern und weiteren Jüngerkreis und zu den Weibern, die ihm bis unter sein Kreuz folgten, in so manchen lieblichen Zügen. In seinem öffentlichen Leben bieten sich uns dieselben Wahrnehmungen dar und zwar nach allen Seiten hin. Er blieb ein Kind seines Volkes und erhielt sich den klaren Blick in dessen Gaben und Bestimmung. Der nationalen Bundesverfassung nach wurde er unter das Gesetz gethan durch die Beschneidung. Er bleibt demselben treu und nimmt Theil an den Gottesdiensten seines Volkes. Er ist ein fleißiger Tempelbesucher, und entrichtet selbst die Tempelsteuer. Zur heidnischen Obrigkeit verhielt er sich in strenger Pflichterfüllung als Unterthan. Er ließ sich nicht durch die aufrührerischen Neigungen seines Volkes hinreißen. Die Verweigerung des Gehorsams galt ihm als entschiedenes Unrecht. Sein Streben ging nicht darauf, sich jener Obrigkeit zu widersetzen, sondern unter ihrem Schutze zu wirken.

2. War Christus als wahrer Mensch Versuchungen unterworfen.

Der Verfasser des Ebräerbriefes berichtet uns, daß Christus allenthalben versucht worden ist. Wenn der Evangelist Lukas in seiner Schilderung der Versuchungsgeschichte hervorhebt, daß der Versucher eine Zeit lang von ihm wich, so setzt das mit Recht voraus, daß die in der Wüste überwundene Versuchung sich während seines Lebens immer wieder erneuerte, und zwar nicht nur, als mit dem Herannahen seines Leidens sich Jesu ganz neue Aufgaben stellten, sondern auch, so oft es galt, die grundsätzlichen Entschließungen, die in der Wüste gefaßt waren, im Einzelnen durchzuführen. Auch für den Herrn galt es, durch stete Selbstverleugnung die Wege abzuweisen, welche ihm eine Befriedigung natürlich menschlicher Wünsche versprachen und durch gehorsame Ergebung in den göttlichen Willen die Entscheidung für die richtigen zu gewinnen. Dies war und blieb, wie bei allen Menschen, die sittliche Aufgabe seines Lebens.

3. Empfand Jesus das Bedürfniß der Gemeinschaft mit Gott und des Gebets.

Im Evangelium nach St. Markus lesen wir Cap 1, 35: „Und Jesus ging in eine wüste Stätte und betete daselbst."

Nach der Speisung von fünftausend Mann schaffte er das Volk und die Jünger von sich und ging auf einen Berg, um die Nacht im Gebet zuzubringen. Wenn es von Christus heißt: „Gott salbete ihn mit dem heiligen Geiste und mit Kraft" (Apstg. 10, 38), so können wir es uns nicht anders vorstellen als so, daß er in betender Stimmung war, als er diese Salbung empfing. Aber dieses kindliche Gebetsleben Jesu muß sich gleichfalls in seiner Gehorsamsübung verklären. Auch für ihn, wie für uns, war das Gebet eine wahre Aneignung Gottes, eine Vereinigung mit Gott, eine Aufopferung des eigenen Willens. Darum offenbarte sich der Vater seinem Sohne. Als Jesus bei der Taufe aus dem Wasser stieg und betete, da that sich der Himmel auf über ihm, und der heilige Geist kam herab auf ihn. Ebenso heißt es von der Verklärung auf dem Berge, daß, als er betete, wurde Jesus verklärt.

II.

Worin war Christus verschieden von uns?

1. **War sein Verhältniß zum Gesetz ein völlig anderes, als das aller andern Menschen ist.**

Bei andern Menschen zeigt sich nämlich ein Widerspruch zwischen Gottes heiligem Gesetze und ihrem Willen. Die Erfahrung zeigt die allgemeine Herrschaft der Sünde in dem Menschengeschlechte, und sobald das Gewissen erwacht, wird die Reue empfunden und das Sündenbekenntniß abgelegt. Hier aber ist Einer, der von keiner Reue weiß, kein Bekenntniß der Sünde abzulegen hat und nur von einem heiligen Schmerz über der Menschen Sünde und Elend ergriffen wird. Aus eigener Erfahrung weiß er nicht, was es heißt, auf dem Standpunkt des Gesetzes zu stehen, und unter dessen Fluche zu seufzen. Ein Mensch, der nicht unter dem Gesetze stand, darum, weil sein Leben die Erfüllung des Gesetzes selbst war; ein Mensch, in dessen Entwicklung es zwar ein Wachsthum gab, aber keinen Widerspruch; ein Mensch, in dem es keinen Zwiespalt gab zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, darum, weil er auf jeder Stufe seiner Entwicklung vollig das war, was er sein sollte; ein Mensch, in dessen Kindheit nichts von einem sündlichen Naturzustande war, dessen störende Nachwirkung sich unfehlbar geltend gemacht hätte in der ganzen nachfolgenden Entwicklung — wahrlich, ein solcher Mensch, wie Jesus Christus war, steht einzig in der Geschichte der Menschheit und muß als das größte Wunder bezeichnet werden.

2. **War Jesus verschieden von uns in der Harmonie seines Wesens und Charakters.**

Wir sind gewohnt, im Menschenleben zu unterscheiden zwischen einseitigen und allseitig angelegten Menschen. Im absoluten Sinn aber findet sich kein harmonischer Charakter im natürlichen Menschenleben. Bei jedem Menschen ist nicht blos in Folge der Sünde eine Disharmonie vorhanden, sondern in Folge der seiner Begabung gesetzten Schranken, auch eine Einseitigkeit, welche bewirkt, daß er sich nicht nach allen Seiten hin frei und gleichmäßig bewegen kann. In Christus allein erblicken wir den vollendeten, harmonischen Charakter. In keinem Zustande seines Gefühllebens begegnet uns etwas Disharmonisches. Unter allen Umständen bewahrt er seine königliche Würde und Hoheit.

3. **War Christus verschieden von uns, indem er sich in vollster Harmonie mit Allem rings um ihn her, die Sünde ausgenommen, befand.**

Für ihn gab es keinen disharmonischen Gegensatz zwischen der Welt des Geistes und der Natur. Die sichtbare Schöpfung mit den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel, mit dem Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt, mit dem Weinstock und dem Feigenbaum, das Menschenleben mit seinen mancherlei Zuständen und Geschäften, mit dem Säemann und dem Hirten, dem Bräutigam und der Braut, dem Hausvater und dem Haushalter, dem Kaufmann und dem Wechsler, dem Arzt und dem Richter, dem Feldhauptmann und dem König—Alles wird ihm zum Sinnbild für das Reich Gottes, welches er den Menschen bringen will. Ueberall erblickt Jesus den göttlichen Einheitsgedanken, welcher Alles, das Geistliche und das Natürliche, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Irdische und das Himmlische durchdringt und zu einer großen Haushaltung Gottes zusammenfaßt.

4. **War Jesus in manchen anderen Punkten verschieden von uns.**

Ihn trieb seine unergründliche Liebe vom Himmel auf die Erde; wir gehen aus der Welt der Sünde zum Himmel. Er nahm die Gestalt des sündlichen Fleisches an; wir sollen in sein Bild verklärt werden. Er war Gott und Mensch in einer Person; wir sind arme, schwache Menschenkinder. Er handelte mit unumschränkter Wahlfreiheit; wir stehen unter dem Gesetz der Sünde und finden das Princip des Bösen in uns. Seine zeitlichen Verhältnisse und Umstände sind ebenfalls verschieden von den unsern und können wir Alle weder in seiner Armuth noch in seiner Ausschließlichkeit vom Familienleben ihm folgen. Seine Lebensaufgabe war ebenfalls verschieden von der unsrigen; wir können es ihm nicht gleichthun, weder im Lehren, noch in seinen Wundern, die er verrichtete. Sowie er in seinem Messiasamt als der absolute Einzige erscheint, so ist er auch der einzige Sündenreine.

III.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, daß wir unmöglich dem Herrn Jesus Christus in allen Stücken folgen können. Kein Jünger des Herrn kann dieselbe Aufgabe lösen, welche er gelöst hat. Aber während wir nicht berufen sind, Christi Aufgabe zu lösen, soll doch ein Jeder von uns irgend eine Aufgabe lösen in dem Reiche Christi, welche uns durch unsere Stellung im Reiche Gottes oder durch unsere besondere Naturbegabung angewiesen wird.

Das Vorbildliche in Christus, welches wir nachahmen sollen, ist mithin Dasjenige in ihm, was sich in Allen fortsetzen und nach der Eigenthümlichkeit eines Jeden seine Gestalt gewinnen soll. Aber dieses Vorbildliche sollen wir nicht allein aus seinem Leben und Handlungen erkennen, sondern auch aus seinem Worte und aus seinen Geboten, die er uns stellt, weil er als Vorbild beides, unser Erlöser und unser Lehrer ist. Treffend drückt sich Luther über diesen Gedanken folgendermaßen aus: „Wir halten dafür, daß es nicht von Nöthen sei, alles zu thun und zu lassen, was Christus gethan und gelassen hat; sonst müßten wir auch auf dem Meere gehen und alle Wunder thun, die er gethan hat; wiederum die Ehe anstehen lassen, weltlich Regiment lassen, Acker, Pflug und Alles lassen, was er hat lassen anstehen. Was er hat von uns gethan und gelassen haben, das hat er nicht allein gethan und gelassen, sondern mit **Worten darauf gedeutet, geboten und verboten,** wem wir folgen sollen und wem nicht folgen. Daher lassen wir kein Exempel gelten, auch Christi Exempel nicht, wo nicht das **Wort Gottes dabei ist,** welches uns deutet, wem wir folgen sollen, und wem nicht folgen.“

Wenn daher Jesus spricht: „Lernet von mir, denn ich bin demüthig und von Herzen sanftmüthig,“ oder bei der Fußwaschung seine Jünger ermahnt: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe.“ Wenn der Apostel Petrus schreibt: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen,“ oder Paulus uns zuruft: „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war,“ haben wir eine definitive Antwort auf die Frage: In wie weit ist Christus uns ein Vorbild?

In der Gesinnung also ist Christus uns ein Vorbild.

Unter Gesinnung verstehen wir die Grundrichtung unsers Willens, in Verbindung mit allen den inneren Regungen und Zuständen, welche auf diese Gesinnung von Einfluß sind, also auch mit Erkenntniß und Gefühl, sofern diese mit dem Willen eine Einheit bilden. Aber da die rechte Gesinnung zugleich die Kraft sein muß, sich selbst in Handlungen auszuprägen, so bestimmt sich das Vorbildliche in Christus näher als seine Handlungsweise. Denn Christus hat in allen seinen Handlungen die allgemeine Regel ausgedrückt, nach welcher in allen Angelegenheiten des Reiches Gottes gehandelt werden soll. Die Einheit der Gesinnung und Handlungsweise nach dem Vorbilde Christi ist der Inbegriff eines wahren christlichen Charakters. Darum heißt es, daß ein jeglicher Mensch soll dargestellt werden vollkommen in Christo Jesu.

Daß Christus uns eigentlich nur in der Gesinnung ein Vorbild sein kann, geht aus dem Zusammenhang aller derjenigen Stellen heiliger Schrift hervor, in welchen wir aufgefordert werden, ihm nachzufolgen. Gehen wir zum Schlusse auf die Betrachtung der hauptsächlichsten dieser Stellen ein.

In der Fußwaschung — Joh. 13, 1—17 — zeigt Jesus auf's Klarste, daß es sich nicht um die Wiederholung der Fußwaschung handelt, sondern um eine Nachahmung des Beispiels demüthigen Dienens, das er ihnen in derselben gegeben. Hat Jesus sich nicht gescheut seinen Jüngern den niedrigsten Sklavendienst zu leisten, so sollen auch sie sich zu keinem Dienste zu hoch achten, welchen die Liebe von denselben verlangt. Ausdrücklich fordert er, nicht die Form, sondern die Art seines Thuns nachzuahmen und in solchem demüthigen Liebesdienst seine Seligkeit zu finden.

Im 15. Kap. Joh. schildert Jesus seine vorbildliche Liebe auf die eingehendste Weise. Er zeigt hier, wie seine Jünger für all ihre Liebesübung ein Vorbild in der Vollendung der göttlichen Liebe, in der Sendung seines Sohnes haben. Jesus fordert in dieser Schilderung eine Liebesübung nach seinem Vorbilde, die ihr Maß nicht nur an dem eigenen Bedürfniß nimmt, sondern die sich erst genug gethan hat, wenn man sich selbst und Alles, was man hat, für den Nächsten hingegeben. An der Erfüllung dieses neuen Gebots soll sich die wahre Jüngerschaft bewähren, sie soll das specifische Kennzeichen seiner Jünger sein.

In seiner ersten Epistel schreibt Johannes Kap. 2, 6: „Wer da sagt, daß er in ihm bleibet, der soll auch wandeln, gleichwie er gewandelt hat," und Paulus ermahnt Ephes. 5, 2: „Wandelt in der Liebe, gleichwie Christus uns hat geliebet, und sich selbst dargegeben für uns, zur Gabe und Opfer, Gott zu einem süßen Geruch."

Die Liebe Jesu in seinem Wandel auf Erden hat sich ausgezeichnet durch seine Selbstverleugnung und Arbeitsliebe, durch seine Sanftmuth, Demuth und unbedingten Gehorsam. Wenn nun der Apostel Paulus uns zuruft: „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war," Phil. 2, 5, so erklärt er in den folgenden Versen, worin diese Gesinnung bestand: „Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz." Aehnlich Petrus, welcher im 2. Kapitel seines ersten Briefes vom Unrecht und um Wohlthat willen zu leiden redet, und hinzufügt: „Denn dazu seid ihr berufen. Sintemal auch Christus gelitten hat für uns, und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen..... Welcher nicht schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte; er stellete es aber dem heim, der da recht richtet." In der Gesinnung also ist Christus uns ein Vorbild. Denselben Gedanken drückt Jesus aus, wenn er Matth. 11, 28—30 alle Mühseligen und Beladenen zu seiner Nachfolge aufruft, oder im Gleichniß vom barmherzigen Samariter die Anwendung macht: „Gehe hin, und thue deßgleichen."

IV.

Wir dürfen aber bei dieser Betrachtung nicht außer Acht lassen, daß Jesus Christus nicht blos unser Lehrer und Vorbild, sondern auch unser Erlöser und Seligmacher ist.

Die Nachfolge Christi ist daher beides, ein Leben nach Christi Vorbild und in Christi Kraft.

Niemand kann dem Vorbilde Jesu nachfolgen, wer nicht zuvor in ihm seinen Versöhner und Erlöser durch den Glauben gefunden hat, und durch seine Gnade mit Kraft ausgerüstet wird, seinen Wandel nach Christi Vorbild zu führen und in seine Fußstapfen zu treten. Christus muß in uns eine Gestalt gewinnen. Sein Bild muß auf unser Herz abgedrückt werden; dann und nur dann wird sich unser Leben nach seiner Gesinnung ausprägen und gestalten. Darum hat auch Jesus gesagt: „Bleibet in mir und ich in euch. Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von sich selber, er bliebe denn am Weinstock; also auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir..... Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr Nichts thun." Joh. 15, 4. 5.

Somit besteht die Nachfolge Christi nicht in einem direkten Nachahmen und Copiren Christi, sondern in dem Erfülltsein von seinem Geist und seiner Liebe, die sich in unserer Gesinnung offenbart und durch diese in unseren Worten und Werken, in unserem Thun und Lassen zur Geltung kommt, denn: „Gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt," 1 Joh. 4, 17. Es ist doch etwas Großes um Christi Vorbild! Ihn erkannt, seinen Geist empfangen zu haben und ihm in seinen Fußstapfen zu folgen, ist unser höchster Lebensberuf. Wenn Christus in Wirklichkeit in uns lebet, und unser Leben im Fleisch ein Leben ist im Glauben an den Sohn Gottes, dann werden wir sein Wort halten und werden wandeln, gleichwie er gewandelt hat, denn sein guter Geist wird uns in alle Wahrheit leiten. Und so lange wir hienieden leben, muß uns Jesu Bild vor Augen stehn. Das Gebet des Dichters Zeller sei daher stets unsre Bitte:

„Von dir lernen möchten wir
Deiner Sanftmuth Milde;
Möchten ähnlich werden dir,
Deinem Demuthsbilde,
Deiner stillen Thätigkeit,
Deiner armen Niedrigkeit,
Deines Wohlthuns Milde."

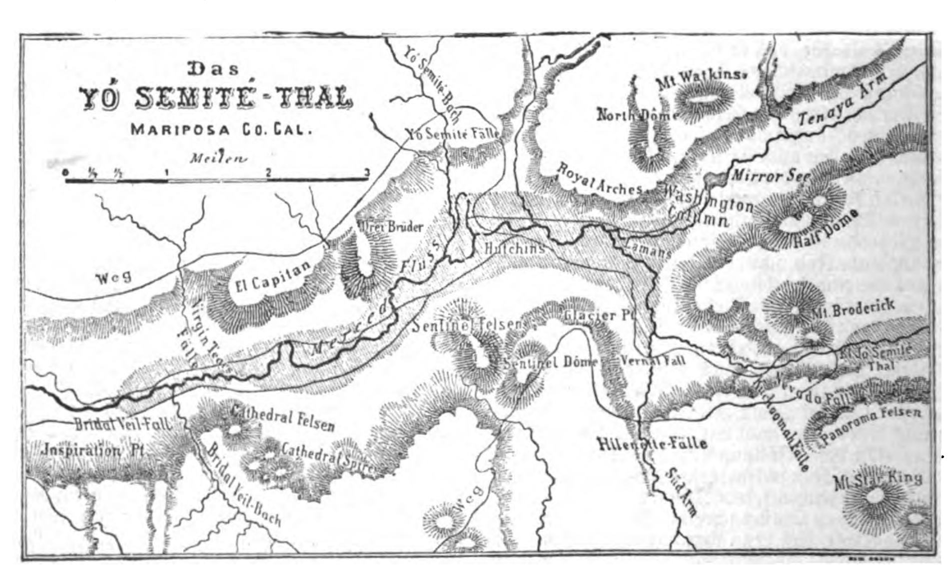
Aber völlig verklärt in Jesu Bild werden wir erst sein, wenn wir dies Sterbliche abgelegt und angezogen haben werden die Unsterblichkeit. „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder, und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wann es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist." 1 Joh. 3, 2. Ja, wir werden ihn sehen; wir werden ihm gleich sein und wir werden satt sein, wann wir erwachen nach seinem Bilde.

Das Thal Yo-Semite in Mittelkalifornien.

Mit Bildern nach photographischen Originalaufnahmen und einem Uebersichtskärtchen.

Von Joachim Maltzan.

Das Wort Yo-Semite ist in der Indianersprache die Bezeichnung des grauen Bären, doch ist das Thal, in dessen Umgebung der zottige Geselle oft genug vorkommt, nicht etwa nach diesem, sondern nach einem großen indianischen Häuptling benannt worden, der den Namen des grauen Bären führte. Bis vor Kurzem war ein Ausflug nach dem hoch interessanten Yo-Semitethal äußerst beschwerlich. Seit zwei bis drei Jahren jedoch ist eine neue, nur 92 Meilen lange Fahrstraße eröffnet, auf der im Anschluß an den Southern Pacific Railroad, von Madera Postomnibusse nach dem Thal fahren. Die Saison dauert offiziell vom 15. Mai bis 15. Oktober, später oder früher werden Reisende nur befördert, wenn die Witterung und der Zustand der Wege es gestatten. Wir verließen San Franzisko am 18. November und langten nach fast zwölfstündiger Fahrt in Madera an, einer „Stadt" von 300 Einwohnern, wo nur mit Mühe in dem einzigen Gasthause ein Unterkommen zu finden war.



Ausgerüstet mit hohen Reitgamaschen, großen Schlapphüten und die weiße Wäsche auf den Bedarf an Taschentüchern beschränkt, bestiegen wir am 20., Morgens 6 Uhr, den Postwagen. Es war noch dunkel und abscheulich kalt, wie meistens in Kalifornien, ehe die Sonne ihr Recht geltend macht. Die kolossale Kutsche, fünfzehn Personen haltend, war voll, da ein Theil des Weges zwölf Minenarbeiter und -Unternehmer mitfuhren, um in den Vorbergen eine neuentdeckte Gold- und Silberader auszubeuten. Sechs Pferde, die der Kutscher vom hohen Bock lenkte, setzten die Arche in Trab, in der wir zwischen allerhand Bündeln und den recht hinterwäldlerisch aussehenden Goldsuchern eingepökelt waren.

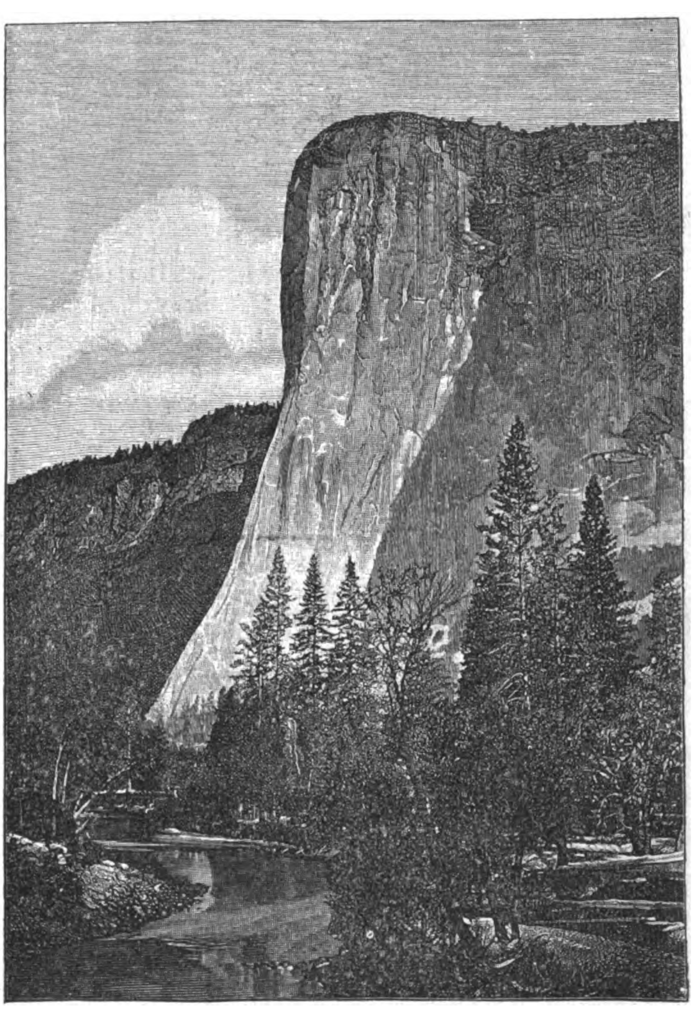
Bald wurde aus dem Wege über die Ebene, die von flachen Wellen hier und dort durchzogen ist, nur noch eine Wagenspur, und selbst an diese hielt sich der Kutscher nicht ängstlich, sondern fuhr anscheinend querfeldein. Wenige Meilen hinter Madera kamen wir durch einen Drahtzaun, der eine bis an die Vorberge reichende Ranch von etwa 100,000 Acres umschließt, auf der 15,000 Stück Vieh vertheilt waren.

Der Boden ist reich, aber acht Monate hindurch so arm an Wasser, daß nur mit Mühe das Unentbehrlichste davon herbeigeschafft werden kann. Wir waren der sehnlich erwarteten Regenzeit nahe, da aber schon Wochen lang nicht ein Tropfen gefallen war, so sah alles braun und öde aus, und eine dichte Staubwolke hüllte fast immer den Wagen ein. Weder Baum noch Strauch, so weit das Auge reicht! Bald fing auch die Sonne an, ihre Macht fühlbar zu machen, und während am Morgen Jeder ängstlich

nach wollenen Decken ausgeschaut hatte, war es bald recht empfindlich warm.

In demselben straffen Trabe, in welchem wir angesetzt hatten, wurde nach vierthalb Stunden das erste Relais erreicht, und mit sechs frischen Pferden, aber demselben Kutscher, ging es nun in die Vorberge hinein, hinter denen die bis dahin sichtbare blaue Kette des fernen Hochgebirges sich verbarg. Verkrüppelte Eichen und Fichten, mehr Büschen denn Bäumen ähnelnd, bedeckten immer dichter den steinigen Boden, der mit dem feinsten Mahlsande abwechselte und einen höllischen Staub erzeugte. Nach fünfstündiger Fahrt setzte unser Kutscher uns aus an einem Kreuzweg, da er unsere zwölf Mitpassagiere nach der Mine hinauffahren wolle und auf dem Rückweg hier vorbei komme. Nicht hundert Schritte vom Wege erhob sich ein kleines Indianerdorf, etwa sieben oder acht elende, aus Lehm, Zweigen und rohen Brettern erbaute Hütten, zwischen dem struppigen Unterholze. Die Männer, bucks genannt, waren nicht anwesend, dafür aber mehrere squaios, das heißt Frauen, eifrig beschäftigt, indianisches Korn (Mais) zwischen großen Steinen zu zerklopfen. Sie sahen uns neugierig an, ließen sich aber nicht stören. Eine Anzahl Kinder jagte umher, ziemlich scheu, so daß wir froh waren, den Wagen wieder zu erklettern, diesmal beide zu dem Kutscher auf den Bock steigend.

Allmählich verwandelten sich die Vorberge in große, unregelmäßige Rücken, die Sträucher in hohe, schöne Bäume, wie im schönsten deutschen Walde, Eichen und alle Tannenarten, von denen schon hier manche Bewunderung erregten. Im Gehölze, nunmehr fast ausschließlich aus Manzanita bestehend, einem Strauche mit eigenthümlich blutrothem, sehr gewundenem und knorrigem Unterholze und kleinen, saftigen Blättern, huschten unzählige Eidechsen und Wachteln umher.



El Capitan.

Auf der zweiten Station wurde uns in einem deutschen Gasthause ein ganz gutes Mittagsmahl vorgesetzt. Erst nachdem wir zum dritten Male auf der 68 Meilen langen Tour des ersten Tages Pferde gewechselt hatten, wurde die Gegend wie der Wald wirklich schön. Der Weg, meist stetig aufwärts strebend, schmiegt sich eng der bizarren Bodenformation an und führt ununterbrochen in halsbrechend scharfen Kurven am Abgrund hin. Für einen Wagen ist er bequem breit, aber wehe, wenn deren zwei sich begegnen, zumal mit zehn und zwölf Pferden bespannte Holzwagen, wie wir deren zwei in der Dunkelheit passirten an Stellen, die mich nach Tagen noch, bei Tageslicht gesehen, schaudern machten. Doch am meisten erstaunt man über die Bäume, die immer höher und schö-

ner werden, je dichter sie stehen. Von 100 Fuß Höhe, mit 2 bis 3 Fuß im Durchmesser, steigen sie allmälich bis zu 200 Fuß und darüber, mit 5 bis 10 Fuß im Durchmesser. Bald war es stockfinstere Nacht, und da der Mond noch nicht schien, wurden zwei kleine Laternen angezündet, die die Vorderpferde nur ahnen ließen. Der Weg, der mit seinen Schlangenwindungen, zumal im letzten Theile, scharf bergab führte, war bereits für die Regenzeit alle 50 Schritte mit Querwasserrinnen versehen, über die der große, so leicht beladene Wagen jedes Mal dergestalt hinüberholperte, daß wir oft Mühe hatten, nicht kopfüber hinunter zu purzeln. Schön und einzig in ihrer Art war die Fahrt, aber dreizehn Stunden einer solchen Tour machen doch den Menschen froh aufathmen, wenn er endlich wieder "terra firma" unter sich hat, und so begrüßten wir denn nach 7 Uhr mit Freuden die Lichter von Clark's Hotel oder Bigtreestation, unserem Bestimmungsort für diesen Tag, wo Philipp nach eleganter Vorfahrt des schaumbedeckten Gespannes endlich hielt. Kein gediegener Reiter kann sein einzeln Pferd besser in der Gewalt haben, als er seine sechse mit dem Wagenkoloß! Clarks Hotel war schon auf dem Winterstand und sowohl Küche wie Bedienung bei Tische wurde in nicht allzu erfreulicher Weise von einem dicken Chinesen besorgt. Nach hastigem Abendbrod schlossen wir uns einer Gruppe von Angesessenen der nächsten Umgegend an; Holzleute, Jäger, die Gebrüder Clark, sowie unser Philipp fanden sich vor dem großen Holzfeuer ein, auch ein einsamer Engländer



Die Yo-Semitefälle.

tauchte auf, der schon einen Tag dort auf uns gewartet hatte, um nach dem Thal befördert zu werden.

Zu unserem Verdruß wurde es später als 8 Uhr, ehe wir am andern Morgen aufbrachen. Der Weg ist wunderschön, andauernd im prachtvollsten Wald, bestehend aus 5 bis 15 Fuß im Durchmesser haltenden Bäumen der mannigfachsten Art: Cedern, Edelfichten, Silberfichten, Kiefern, und alle so schön und schlank, daß man nicht müde wird, an ihnen hinauf zu schauen. Der Boden war besät mit tausenden von Fichtenzapfen von 1 bis 2 Fuß Länge, die man fortwährend versucht ist, ihrer Größe halber zu sammeln, um die gewählten im nächsten Moment für vermeintlich noch größere Exemplare wieder zu verwerfen. Die Straße führt, stetig steigend, beinahe auf dem Kamm des Höhenrückens hin, welcher sich am linken Ufer des aus dem Yo Semitethal kommenden Mercedflusses hinzieht; 2000 Fuß tief unter sich hat man ab und zu einen Blick auf das muntere Flüßchen, das über Felsen zu Thal eilt, während gegenüber der bewaldete Rücken zu gleicher Höhe sich erhebt. Im Thal läuft der alte "trail", d. h. ein enger, rauher Waldpfad, von Merced in's Yo-Semitethal, auf dem man aber eine der schönsten Aussichten der Welt verliert — den Blick von Inspiration Point. Das hohe Holz hemmt natürlich meist die Fernsicht, und somit war es wahrhaft überraschend, als der Weg plötzlich auf eine vorspringende Klippe hinausbog, die einen weiten, ungehinderten Umblick gewährte. Wir hatten Georg, unsern jetzigen Kutscher, einen Neger, an verschiedenen schönen Punkten gefragt, ob dies „Inspiration Point" sei, worauf er verschmitzt lächelnd antwortete, daß wir am rechten Platz gewiß nicht fragen würden! Ein Aufjauchzen der Bewunderung möchte ich die Rufe nennen, welche das so unerwartet entrollte Gemälde uns, ja sogar dem stoischen Engländer entriß.


Mercedfluß und Half Dome.

Obschon ziemlich steil aufragend, waren die Thalwände des Merced bisher doch ununterbrochen von Hochwald bekleidet gewesen. Hier mit einem Male erweitert sich die Thalsohle in der Länge von etwa 6 Meilen zu $\frac{1}{2}$ bis 1 Meile Breite, aber die Wände, 3000 bis 5000 Fuß

hoch, aus blendend weißem Granit bestehend, fallen durchaus senkrecht ab, nur selten einzelnen Riesenbäumen oder Sträuchern Risse oder Absätze zum Fußen bietend. Genau gegenüber von Inspiration Point springt, in ihrer gewaltigen Größe greifbar nahe erscheinend, die kahle Stirn des El Capitan vor, von der Thalsohle 3000 Fuß hoch sich senkrecht erhebend wie ein Wächter der übrigen Herrlichkeiten und als der vollkommenste Typus der völlig kahlen weißen Granitformation.

In raschem Trabe und mit ganz schlaffen Zügeln führte uns George hinab. Viele bezaubernd schöne Blicke gewährt diese Thalfahrt bis zum Fuße des Sentinelfelsens, an welchem das kleine deutsche Hotel Leidig, das einzig noch offene, liegt, wo wir etwa um 1 Uhr anlangten die Regierung und seitdem mit ihrer speziellen Conzession. Um nämlich diese Naturwunder vor der spekulativen Ausbeutung zu schützen, haben die Vereinigten Staaten das Yo-Semitethal sowohl, wie mehrere Regionen der Riesenbäume zum Staatsgut erklärt, auf dem kein Privateigenthum erworben werden kann. In nächster Nachbarschaft ist der Acker Land mit seinem Urwalde für 2 Dollars zu haben, aber die Entfernung von der Eisenbahn und die hohen Steuern machen den Werth eines solchen Erwerbs, wenigstens für die nächsten zehn Jahre, zweifelhaft. Eine Fülle von Wildpret, dessen Jagd die fast ausschließliche Beschäftigung der Männer bildet, macht einen Hauptbestandtheil der Nahrung aus. Fast alles Andere muß neunzig Meilen weit von der Bahn geholt wer-



Die Mariposagruppe.

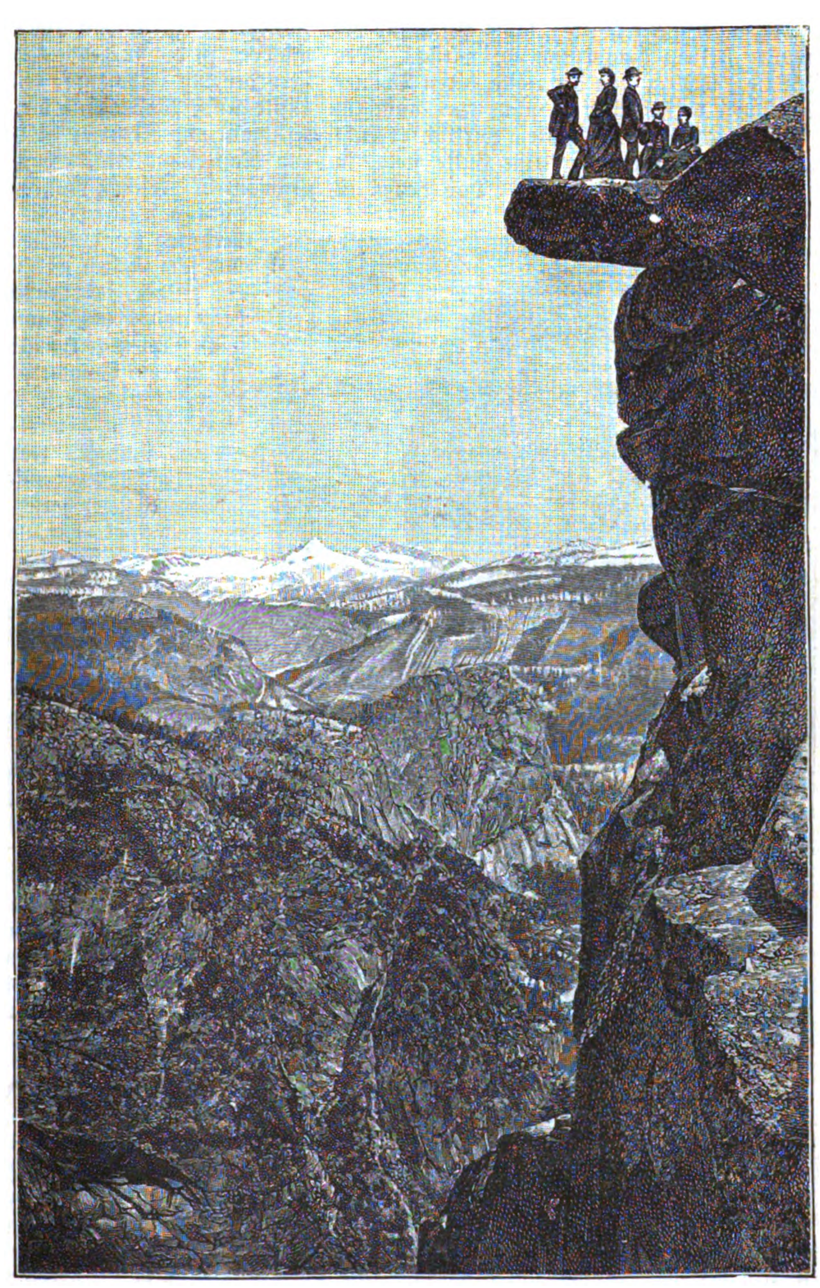
und sehr freundliche Aufnahme fanden. Auf der linken Thalseite zieht sich vom El Capitan gegen 3½ Meilen lang eine platte, senkrechte weiße Granitwand hin, die ihren Abschluß in dem 2400 Fuß hohen Roundtower oder Mount Washington findet, über dem der North Dome thront. Etwa halbwegs wird diese Wand von dem Yo-Semitefall unterbrochen, der andauernd alle Fenster erbeben macht. Er stürzt, im Ganzen 2550 Fuß hoch, in drei Absätzen von 1436, 626 und 488 Fuß herab.

Leidigs Hotel ist das erste der wenigen Gehöfte, welche im Yo-Semitethal sich zu einem langgestreckten kleinen Dorf vereinigen. Alle Angesessenen sind bereits seit vielen Jahren dort, noch vor der Zeit der Besitznahme durch

den, und daher ist es billig zu nennen, wenn man nur 5 Dollars pro Tag für Wohnung und Kost zu zahlen hat. Leidigs setzten uns ein einfaches, aber gutes Frühstück vor, und gegen 2 Uhr saßen wir beide im Sattel, den zwölfjährigen, ebenfalls berittenen, jungen Leidig als Führer, um noch einen Theil des Thales zu besichtigen.

In etwa fünf Minuten war der Hauptplatz erreicht, auf dessen einer Seite die jetzt schon fast leeren Ställe der Postgesellschaft stehen, während das bereits geschlossene größere Hotel und mehrere aus Holz gebaute Häuser die anderen Seiten begrenzten. Nach weiteren fünf Minuten hörten die Häuser ganz auf, und unter dem andauernden Getöse des Yo-Semitefalles, der den

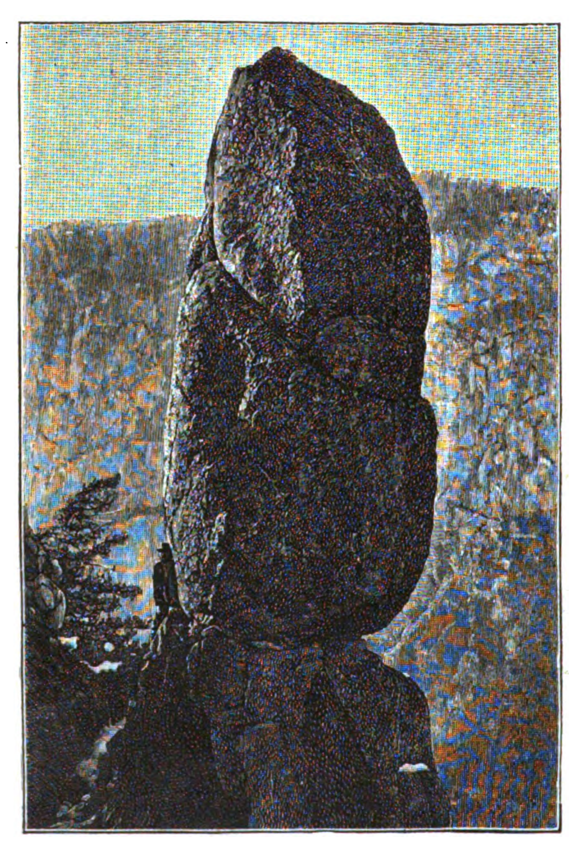
Fenstern des Gasthofs gegenüber herabstürzt, folgten wir unserem jungen Führer auf dem enger werdenden, mit feinstem Gras bedeckten Wege. Auf dem rechten Merceduser zieht sich die lange, hohe Steinwand hin, während wir auf unserer Seite, nachdem der Sentinel-Felsen passirt war, unterhalb einer Wand entlang ritten, deren Abschluß der scharf vorspringende Glacier Point bildet. Hier, etwa 3½ Meilen vom Eingang, gabelt sich das Thal. Der Hauptarm des Merced fließt in gerader Linie zwischen North Dome und Half Dome hervor, wir aber bogen im rechten Winkel um die durch Glacier Point gebildete Ecke in ein Seitenthal und ritten auf einem Waldpfad in die rechte Thalgabelung hinein. Der hier uns entgegenfließende Arm des Merced theilt sich sehr bald wieder in zwei kleinere; gerade unter der Glacier Pointwand kommt die South Fork herunter, die wir an der Gabelung überschritten, um, nach links umbiegend, an die Vernal- und Nevadafälle zu gelangen. Es gilt hier, an einer sehr steilen Wand, die von schönstem Holz bedeckt ist, eine Steigung von 3000′ zu überwinden, d. h. die Höhe der Thalumfassung zu gewinnen, um wieder auf der andern Seite 2500 Fuß in das Becken des obern oder Nevadafalles hinabzusteigen. Links gegenüber erhebt sich, wie ein Keil in die Gabel



Blick vom Glacier Point.

des Merced eingeschoben, der Unterbau von 3000 Fuß Höhe, auf dem der prächtige Half Dome seine noch 2000 Fuß höhere, von hier

gesehen, regelmäßig runde Kuppel erhebt, auf deren völlig glatten Granitwänden weder Baum noch Strauch einen Halt findet. Je tiefer man in das Becken hinabsteigt, um so mehr lichtet sich das Holz und die letzten 500 Fuß legen die Pferde auf beinahe glatten, kaum mit Sand bestreuten Felsen hinabrutschend, zurück. Der Weg liegt so, daß man der Fälle, deren Donner schon lange vernehmbar ist, nicht eher ansichtig wird, als bis man das Becken wirklich erreicht hat, in dessen Mitte eine kleine Hütte steht, in der häufig übernachtet wird. Das Becken ist


Die Agassiz-Säule.

fast rund, etwa ½ Meile weit und erscheint wie eingelassen zwischen seine 2000 Fuß hohen Felswände. Die hintere Rundung füllt der Nevadafall, der im Amphitheater, ⅓ Meile lang, sich hier im letzten Sprunge 605 Fuß hoch hinabstürzt, während von der obern Kante dieses letzten Absatzes das Wasser unter einem Winkel von 45 Grad noch weitere 1000 Fuß über kahle Felsen diesem letzten Sprunge zueilt. Links von den Fällen, diese vom Piedestal des Half Dome trennend, erhebt sich 2000 Fuß hoch über der Beckensohle ein riesiger, blendend weißer Granitkegel, das Cap of Liberty.

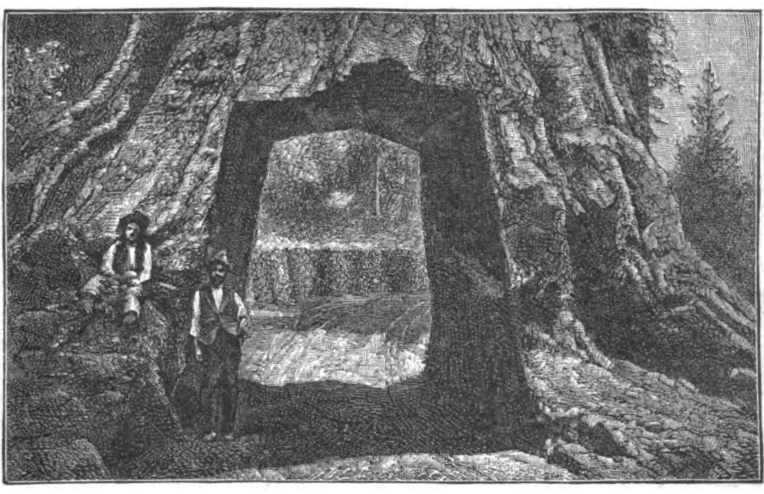
Im Becken angelangt, stiegen wir von den ermüdeten Pferden und klommen durch herabgestürzte Granitblöcke bis dicht an den Fuß des Falles. Obgleich auf ein Minimum herabgemindert, ist die stürzende Wassermenge doch außerordentlich imposant; zeitweise verhüllt der aufsteigende Wasserstaub die Fälle gänzlich. Im Frühjahr und Sommer ist das ganze Becken so von Wasserstaub erfüllt, daß man sich mit Regenmänteln versehen muß, um nicht durch und durch naß zu werden. — Der kurze Spätherbsttag neigte sich bald seinem Ende zu, und somit eilten wir, unseren jungen Führer wieder aufzufinden, ehe die hier so kurz anhaltende Dämmerung der Nacht wich. Gleichzeitig mit den Pferden langten wir am Sammelplatz an und erreichten den Gasthof erst, als es völlig dunkel war. Als man uns andern Tages um ½6 Uhr Morgens weckte, wunderten wir uns, daß das Getöse des Yo-Semitefalles aufgehört hatte, aber unser Erstaunen wuchs, als wir, um 6 Uhr die bestellten Pferde besteigend, des Falles ansichtig wurden, der über Nacht zu einem riesigen Eiszapfen erstarrt war. Man hatte uns die größte Eile anbefohlen, und dieser frühe Ausflug vor dem Frühstück galt dem Mirrorsee, der, gegen 4 Meilen im Hauptthale hinauf, zwischen dem North Dome und dem Half Dome liegt und durch eine Erweiterung des Merced gebildet wird. Diesmal waren wir unter der Leitung eines gewissen Beal, der von Profession Führer und Jäger ist, ein kleines, schmächtiges Männchen mit eisernen Nerven und seinem Gewerbe, wie uns schien, völlig gewachsen. Wir gelangten in einer kleinen halben Stunde an Ort und Stelle. Hier überließen wir die Pferde sich selbst und traten an das Ufer des von niedrigem Gebüsch eingefaßten Wassers, das leider zum Theil von einer dünnen Eiskruste überzogen, aber immerhin genügend offen war, um den Ausflug zu einem lohnenden zu machen. Der frühe Morgen, an dem hier kein Lüftchen weht, ist die geeignetste Zeit, den Reflex zu sehen, dem der kleine See den Namen eines „Spiegels" verdankt. Auf der einen Seite springt aus der gegen 3000 Fuß hohen Felsumfassung, den Royal Arches, die Washington Column ins Thal hinein, über die sich wiederum, 3633 Fuß hoch, der gänzlich runde North Dome erhebt. An diesen schließt sich der Mount Watkins und weiter hin-

ein der Mount Hoffmann, 7000 Fuß hoch. Den Thalschluß bilden die Sentinel Spires, 6500 Fuß hoch, und dann folgt, zur rechten Wand hinüberleitend, Clouds Rest mit 5921 Fuß Höhe. An Clouds Rest, dem North Dome am Mirror Lake gerade gegenüber, schließt sich der berühmte Half Dome, dessen runde, kuppelartige Seite uns gestern zugekehrt war. Heute erscheint er auf seiner 3000 Fuß hohen Basis, dem Thal eine senkrechte Wand von 2000 Fuß Höhe zukehrend, als wenn eine Halbkugel mit dem Messer abgetheilt wäre, und bildet in seiner von der Thalsohle fast senkrechten Erhebung von 4953 Fuß eine der großartigsten Erscheinungen in dieser Wunderwelt. Die Spiegelung im Mirrorsee ist von außerordentlicher Schärfe, ja, man möchte sagen, schärfer als das Auge die Gegenstände unmittelbar zu erfassen vermag. An einer Stelle, die gerade den Half Dome wiedergibt, ist eine besondere Naturerscheinung; durch ein Combination des Untergrundes ist ein Doppelreflex hervorgebracht, der die Gegenstände wieder aufrecht stellt, so daß man, ins Wasser sehend, nicht an dem Half Dome hinaufschaut, sondern auf der Höhe zu stehen scheint und 5000 Fuß tief im Grunde den Mirrorsee selbst wie ein winziges Stückchen Glimmerglas schimmern sieht. Gegen 7¼ Uhr kamen wir nach dem Gasthof zurück und wurden durch ein eigenartiges Schauspiel überrascht, das der Yo-Semitefall bot. Die Sonne, die noch nicht ins Thal selbst gelangte, beschien bereits die oberen Theile des Falles, und unter ihrer mächtigen Wirkung begann der große Eiszapfen zu schmelzen, und wie die Wasser wieder in die Tiefe rollten, nahm das Geräusch zu; anfänglich klang es wie einzelne Schüsse, dann wie ein von Minute zu Minute heftiger werdendes Gefecht, bis endlich der alte Donner das Thal erbeben machte.

Das nächste Ziel war Glacier Point. Der Weg führt an der Wand zwischen dem Sentinel-Rock und Glacier Point in die Höhe, unmittelbar hinter Hotel Leidig, und ist mit großer Kunst angelegt, um überhaupt für Pferde passirbar zu sein. Diese haben eine unglaubliche Sicherheit im Klettern und manche noch obendrein die Passion, auf dem in möglichst geringer Breite gehaltenen Saumpfad auf der äußersten Kante zu balanciren. Der erste Theil des Weges führt zwischen Felsblöcken hinan, die von oben herabgestürzt sind.

Etwa zwei Drittel des Weges aufwärts ist ein kleines Plateau, das seine besondere Kuriosität aufweist und deshalb gewöhnlich als Stelldichein gewählt wird.

Ein Granitblock von 80 Fuß Höhe und etwa 20 Fuß im Durchmesser, die Agassiz-Säule (Agassiz Column), balancirt auf einer Basis von nur 8 bis 10 Fuß im Durchmesser auf der äußersten Kante frei über dem 2000 Fuß tiefen Abgrunde. Beinahe auf der Höhe erreichten wir den Engländer, der bereits einige photographische Aufnahmen gemacht hatte. — Glacier Point verdankt seinen Namen wohl der Aussicht auf die Gletscher der Sierra Nevada, ist jedoch hauptsächlich merkwürdig dadurch, daß man, am eigentlichen Aussichtspunkt über eine eiserne Brüstung lehnend, 3257 Fuß tief völlig senkrecht hinabschaut, so daß ein geworfener Stein die Thalsohle erreicht. Wenige Schritte von diesem Platze springt eine Steinstufe von etwa 5 Fuß Durchmesser und 4 Fuß Oberfläche volle 20 Fuß über den Abgrund hinaus. Beal behauptet, der einzige zu sein, der schwindelfrei genug ist, sich auf die äußerste Spitze zu setzen und die Füße über die ungeheuerliche Tiefe hinabhängen zu lassen. Ein gewisses Unbehagen beschlich mich, der ich selbst ganz schwindelfrei bin, als ich ihn unbefangen dies vollbringen sah, wo das geringste Ausgleiten auf dem



Der „todte Riese" (Dead Giant).

glatten, nackten Fels sicherer Tod war! Der Engländer wollte den Versuch machen, mußte aber nach dem ersten Dritttheil der Länge wieder umkehren und gelangte nur mit Mühe zurück.

Obgleich der Rest des Tages noch manches Interessante bot, müssen wir doch, um nicht zu weitschweifig zu werden, auf seine Besprechung verzichten.

Wir übernachteten in "Bigtree"-Station und bestiegen am nächsten Morgen erst um 10 Uhr unsere Pferde. Leider mußten wir uns mit ein paar alten Wagenpferden begnügen, da die besseren Thiere bereits in die Vorberge gesandt waren. Dennoch war das Reiten vorzuziehen, da man zu Pferd an viele Stellen der Waldung gelangt, die vom Wege entfernt sind, unter Anderen auch an einige der schönsten Bäume.

Unter "Bigtrees" muß man sich nicht etwa vereinzelte Exemplare vorstellen, wie zum Beispiel in Deutschland in einem Walde eine besonders schöne alte Eiche oder Buche. Allerdings verhalten sich die "Bigtrees" der Größe nach zu den oft angeführten 5 bis 15 Fuß im Durchmesser haltenden Bäumen wie eine sogenannte tausendjährige Eiche bei uns zum fünfzigjährigen Waldbestande, im Uebrigen aber bilden die "Bigtrees" Waldungen für sich. Es gibt in der Nähe des Yo-Semite allein 11 verschiedene Gruppen, deren jede mehrere hundert Exemplare des Riesenbaumes enthält. Die beiden berühmtesten Gruppen sind die Calaverosgruppe, welche die schönsten Bäume enthält, uns aber zu entfernt lag, und die Mariposagruppe, zu welcher wir uns auf den Weg machten.

Nachdem wir etwa fünf Meilen im Trabe zurückgelegt, kamen wir an die ersten "Bigtrees," die, etwa 20 Fuß im Durchmesser, gegen 300 Fuß hoch, wie Säulen in die Höhe ragen. Es bedurfte keines Führers, uns zu sagen, daß dies die rechte Sorte sei, denn ein Wasserfall von 3000 Fuß Höhe ist nicht erstaunlicher als einer dieser Bäume. "Bigtree" ist die offizielle Bezeichnung für diese Wellingtonien, deren Holz röthlich, außerordentlich leicht und weich ist; das Laub ist ein feines Grün, ein Zwischending zwischen Nadel und Laub. Die Rinde ist bis vier Fuß dick, aus feinen röthlichbraunen Fasern bestehend, und zeigt auf der Durchschnittsfläche die Feinheit von kurz geschorenem Plüsch. Auch diese Rinde ist als Curiosität sowohl wie zur Fertigung von allerhand Andenken sehr gesucht, darf aber auf den Reservationen nicht mehr von den Bäumen genommen werden. Das Alter eines Baumes von 30 Fuß Durchmesser beträgt, nach den Ringen des Holzes berechnet, 3000 Jahre und darüber, keinenfalls weniger. Der Samen ist in Zapfen von der Größe eines Eies enthalten, die sehr kompakt und in frischem Zustande von hellgrüner Farbe sind. Der geringe Nachwuchs dieser Baumart erklärt sich zum Theil dadurch, daß die Samen besonders von Eichhörnchen gesucht werden, welche die Zapfen noch grün abbrechen und aufspeichern.

Viele Bäume haben eigene Namen erhalten, zum Beispiel der „Graue Riese" (Grizzly Giant), der drei Fuß über dem Boden 33 Fuß im Durchmesser mißt und 343 Fuß hoch ist; seine Aeste beginnen erst 150 Fuß vom Boden, und der unterste derselben hat sechs Fuß im Durchmesser.

Am Ende des Fahrwegs gelangten wir zu einem Baum, durch dessen Stamm man einen Tunnel geschnitten hat, weit genug, um einer der großen sechsspännigen Postkutschen bequem Durchfahrt zu gestatten; trotzdem prangt seine Krone im saftigsten Grün.

Nun ritten wir quer waldein nach dem Mariposa, dem größten lebenden Baum der Gruppe, dessen Durchmesser 36 Fuß mißt; dann kamen wir an eine „gefallene Größe," einen Stamm, der 40 Fuß Durchmesser hatte, aber beim Fallen in mehrere Stücke zerbrochen war. Dann brachte unser Führer uns nach Wowona Point, einer aus dem endlosen Walde kühn hervorspringenden hohen Felsspitze, die einen weiten Blick über die mit Urwald bedeckte Gegend gewährt. Gegen 4 Uhr trabten wir auf der Straße nach der Station zurück und am nächsten Abend um 7 Uhr langten wir in Madera an, wo wir noch in derselben Nacht in den Schlafwagen stiegen, der uns nach Los Angeles bringen sollte.



Erinnerungen aus den Feldlazarethen des Rebellionskrieges.

Für Haus und Herd von J. J. Meßmer, nach den Papieren einer freiwilligen Krankenpflegerin.

II.

Während die Armee in der Umgegend von Sharpsburg rastete, wurden viele Fieberkranke in die Lazarethe gebracht. Aus einzelnen neu angekommenen Regimentern sanken gleich Hunderte auf's Krankenlager. Die Kranken und Verwundeten wurden nun aus den zerstreut herumliegenden Plätzen gesammelt und nach Friederick City gesandt. Ich selbst kehrte für eine kurze Zeit nach Hause zurück. In Philadelphia wohnte ich am Abend meiner Ankunft daselbst in einer befreundeten Familie einer Hochzeit bei. Aber inmitten des entfalteten Luxus und Glanzes konnte ich nicht umhin, unserer armen Soldaten zu gedenken, die auf ihrem Schmerzenslager liegend, oft am Nothwendigsten Mangel litten. Wie viel Noth hätte mit dem gelindert werden können, was hier unnütz verschwendet wurde. So bald ich konnte, stahl ich mich von der glänzenden Gesellschaft hinweg und begab mich sofort an die Arbeit, Vorräthe für die Verwundeten zu sammeln.

Dank dem Patriotismus, der unter allen Klassen der Geschäftsleute herrschte, waren meine Bemühungen von gutem Erfolge begleitet. Bei unserer Rückkehr wurden wir von den Aerzten, unter deren Aufsicht wir bisher gearbeitet hatten, auf's Freundlichste empfangen. Unsere Vorräthe erklärten sie für unschätzbar, da sie Artikel enthielten, welche man sonst nirgends bekommen konnte.

Dieses Mal erhielten wir ein besseres Logis. Es war in einem Hause nahe der lutherischen Kirche, das theilweise von Fieberkranken besetzt war. Ein kleiner Vorplatz trennte unser Zimmer von einem andern, in welchem zwanzig Mann auf dem Fußboden lagen. Hier in einer Ecke lag ein Graduirter vom Yale College, ihm gegenüber ein Advokat von Pittsburg, ihm zunächst der Sohn eines Presbyterianer-Predigers, die Andern, östliche und westliche Männer, bunt durcheinander gewürfelt und nur gewöhnliche Soldaten, aber an Intelligenz und moralischem Gehalte weit über irgend einer gleichen Anzahl Rebellen stehend, die ich jemals beisammen gesehen habe.

Das nächste Haus war in gleicher Weise angefüllt. Bald nach meiner Ankunft ging ich mit etwas Krankensuppe in dasselbe hinüber. Ein Oberst aus Pittsburg hatte mich ersucht, mich nach Jemandem aus seinem Regimente zu erkundigen, den er durchaus nicht auffinden konnte. Als ich die Thür eines Zimmers öffnete, fragte ich: „Ist Jemand aus Pennsylvanien hier?" Verschiedene erhoben ihren Kopf und bejahten die Frage. Allein ein Soldat, der am nächsten zur Thüre lag, sank düster auf seine Hand voll Stroh zurück und murmelte: „Ich bin aus Massachusetts und wahrscheinlich meint das, daß ich von dieser guten Suppe nichts bekommen soll!" Ich berichtigte schnell seinen Irrthum und sagte, daß die Suppe für Alle da sei, und daß kein Unterschied nach Staaten gemacht werden solle, wo Alle der Labung so sehr bedürftig seien. Dieses mahnte mich für die Zukunft zur Vorsicht. Einige Tage später wurden sämmtliche Kranke aus jenem Hause zu uns herüber gebracht und jener Massachusetts-Soldat kam unter meine spezielle Fürsorge.

Am 26. Oktober zog die Armee aus der Umgegend von Antietam ab und bald waren wir mit unseren Verwundeten allein. Von denen, die zuerst unserer Pflege anheim gegeben worden waren, ruhten bereits viele im Grabe. Unser kleines Haus-Lazareth blieb mit Patienten angefüllt, starb Einer, so nahm gleich ein Anderer seine Stelle ein.

Der vorhin genannte Massachusetts-Soldat, Herr B., ward nun sehr krank, und als ich eines Morgens nach ihm sah, fragte er mich, ob er mir nicht einen Brief nach der Heimath in die Feder diktiren dürfte. „Gewiß!" antwortete ich. So bat er mich, seine eigene Briefmappe zu holen und daraus Papier und Couvert zu entnehmen, damit die Seinen gleich sehen sollten, daß der Brief von ihm komme.

In ruhiger und gefaßter Weise, mit einer Stimme, so klar und deutlich, daß der Arzt verwundert von seiner Arbeit aufschaute, diktirte er seine letzte Abschiedsbotschaft an seine Frau und Kinder. Er wünschte, daß während er noch lebte, eine Locke von seinen Haaren für seine Frau abgeschnitten würde, dann nahm er einen Ring von seinem Finger und ließ denselben für seine kleine Tochter beilegen. Nachdem er noch über andere Kleinigkeiten für seine Kinder verfügt hatte, bat er, daß man das Bild der Seinigen, das ihn auf allen seinen Märschen begleitet hatte, und in dessen Anblick er so oft sich aufgerichtet, mit ihm begraben möchte. Das war Alles, was er von der theuren Heimath

besaß, Bilder, von denen er auch im Tode sich nicht trennen wollte.

Dann gab er noch Anweisungen über die Verwendung seines Eigenthums und die Erziehung seiner Kinder, und zum Schlusse befahl er in wenigen ernsten Worten die Seinen der liebenden Obsorge des himmlischen Vaters. Ich schloß den Brief und behielt ihn nach seinem Wunsche bei mir, bis in wenig Tagen ein zweiter mit der Nachricht beigefügt werden konnte, daß er nun zu seiner Ruhe eingegangen sei. Der Tod war ihm nicht unerwartet, obwohl er unverhofft kam. Den Abend zuvor, während ich ihm vorlas, schlief er ein und wachte nicht wieder auf. Am Morgen fand ich seine Leiche eingewickelt vor meiner Thüre. Er erhielt den ersten Sarg, der, so viel ich weiß, im Lazarethe gemacht wurde; er bestand aus rohen Brettern, den Ueberresten von unseren Packkisten. Seine Wünsche wurden treulich erfüllt und die Bilder seiner Lieben unter seine gefalteten Hände gelegt.

Nach einem Besuch und Arbeiten in der Heimath ging es wieder nach den Lazarethen in Antietam und Friederick City. In letzterer Stadt wohnten wir im Hause einer bekannten loyalen Familie. Hier fanden wir in der That eine Loyalität, die allen Gefahren kühn die Stirne bot. Als Stonewall Jackson's Schaaren durch die Stadt strömten, rissen sie das Sternenbanner herunter und traten es mit ihren Füßen in den Koth. Dieses nicht ansehen zu müssen, schloß die Familie Thüren und Fenster zu, wurde aber dafür von den Nachbaren an die Rebellen als Unionsleute verrathen. Doch die Feinde wurden bald zurückgetrieben und manche mußten als Gefangene durch die Straßen marschiren. Die patriotische Hausfrau aber ließ das geliebte Banner aus einem Dachfenster über die Straße wehen, daß die gefangenen Rebellen unter demselben hindurch mußten. Grimmig drohten sie mit ihrer Rache, wenn sie wieder kämen.

Mit Besuchen der Lazarethe, dem Sammeln und Vertheilen von Vorräthen, wo solche nothwendig waren, wurde die Zeit bis zur Schlacht von Friedrichsburg hingebracht. So schnell als möglich eilten wir nach Virginien und blieben im Lazareth des II. Corps nahe Falmouth. In der Armee konnte man Manches lernen. Nie zuvor wußte ich, mit wie wenig Kochgeräthen man sich behelfen kann, wenn es die Noth erfordert. Ein kleiner Lagerofen, ein Kaffeetopf, der eine halbe Gallone faßte, ein Zinnkessel und ein eiserner Kessel war unser ganzes Geschirr, mit welchem wir für die Kranken kochten und woraus täglich 70 Mann versorgt wurden. Aber wir standen frühe auf, und so waren wir jeder Zeit fertig, wenn der Ruf zum Essen ertönte.

Eines Vorfalles erinnere ich mich aus dieser Zeit besonders lebendig. Ein Jüngling vom 148. Pennsylv. Regiment war durch einen Blutsturz sehr herunter gekommen. Seine Wärterin kam zu mir, mich zu fragen, ob ich nicht versuchen wollte, ihm zu essen zu geben, da er von ihr Nichts annehme. Ich bereitete Etwas für ihn, und brachte es hinein. Da lag er auf seinem Lager, so weiß, wie das Zelttuch. Ich sagte ihm, was der Arzt gesprochen habe, und daß ich nichts weiter von ihm verlange, als daß er den Mund öffne und hinunter schlucke, was ich ihm geben würde. Er öffnete die Augen, sah mich aufmerksam an, dann, wie zufrieden mit seiner Prüfung, öffnete er den Mund und ließ sich füttern. Zwei Wochen lang verpflegte ich ihn und er schien der Besserung entgegen zu gehen. Dann aber mußte ich nach Hause. Unterdessen wurde die Schlacht von Chancellorsville geschlagen. Sobald es nach der Schlacht möglich war, wieder innerhalb der Linien der Armee zu kommen, waren wir wieder auf unserem Posten. Das Lazareth war zwei Meilen weit an den Potomac verlegt worden. Natürlich erkundigte ich mich gleich nach Georg. „Er lebt noch, aber er kennt Niemanden mehr," hieß es. Ich konnte es kaum glauben und suchte ihn auf. „Kennst du mich noch, Georg?" fragte ich ihn. Jetzt wachte er aus seiner Lethargie auf und antwortete: „Wie könnte ich Sie jemals vergessen!" Noch zwei Wochen begrüßte mich jeden Morgen sein mattes Lächeln im Lazareth, dann kam sein Ende, und während ich ihm Worte des Glaubens und der Hoffnung in's Ohr flüsterte, ging er hinüber in eine bessere Welt.

Im Kaiserhaus zu Berlin.

Für Haus und Herd von Phil. Lutz.

Nicht Jedermann, der nach der deutschen Residenz kommt, ist es vergönnt, die Wohnräume dessen in Augenschein zu nehmen, auf den heute die ganze civilisirte Welt mit Bewunderung blickt — des deutschen Kaisers. Gerne machten wir daher von der uns gebotenen Gelegenheit Gebrauch. Eine unserer Diakonissen pflegt nämlich gegenwärtig den ältesten Diener des greisen Monarchen, der seine Wohnung ebenfalls im Palais hat, durch dessen Vermittelung konnten sämmtliche anwesende Diakonissen unseres Vereins (acht an der Zahl) und ich

mit meiner l. Frau diese sehenswerthen Räume besichtigen. Nach seiner Anweisung sagten wir den dienstthuenden Lakaien „der alte Franz läßt bitten, uns einzulassen." Auf diese Empfehlung hin konnten wir dann frei passiren, während eine Menge Menschen, die auch hinein wollten und zurück gewiesen wurden, nicht begreifen konnten, woher gerade wir das Vorrecht hatten, eingelassen zu werden. Das gab uns da gleich eine treffliche Illustration von dem Mittleramte unseres Heilandes.

Da der Haupteingang zum Palais nur für die hohen Herrschaften ist, und während der Abwesenheit des Kaisers geschlossen bleibt, so traten wir von der westlichen Seite in dasselbe ein. Hier harreten wir in einer Vorhalle, bis ein Diener, der nun seit 15 Jahren auf diesem Posten ist, uns einlud, ihm zu folgen, was auch ohne Zögern geschah.

Zuerst betraten wir die Waffenhalle, welche von dem Kaiser auch als Durchgangszimmer benutzt wird. Hier sind denn meist Waffen und Panzer aus alter Zeit, wie wir solche auch auf der Wartburg und anderwärts finden, aufgestellt. Dieselben erinnern uns sofort daran, daß alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume ist — memento mori! Heraustretend aus derselben, befinden wir uns im Innern des Haupteinganges vom Norden, der verhältnißmäßig zwar einfach gehalten ist, aber einen hehren Eindruck auf den Eintretenden macht. — Von da kommen wir zunächst in das „Adjutantenzimmer," in welchem sich die dienstthuenden Adjutanten aufzuhalten haben. Nebst verschiedener wundervoller Gemälde, die Scenen aus dem Krieg und Frieden darstellen, und einiger unter Glas gestellter historischer Klingen, ziehen eine Menge etwa 25 Centimeter hoher Figuren die Aufmerksamkeit auf sich. Dieselben sind auf einem, rings im Zimmer herumlaufenden Sims aufgestellt und veranschaulichen alle Waffengattungen des deutschen Heeres. Wie verschieden sind sie doch in Größe und Stärke, in Uniform und Ausrüstung, in Verwendung und Benennung! Und doch dienen und gehorchen sie Alle einem großen Herrn und einem großen Zweck. Ist es im Reiche Gottes nicht ebenso beschaffen mit denen, die ihm dienen? Ja, es sollte von Gottes- und Rechtswegen so sein, darum ist vom Uebel, was nicht dahin zielt.

Von hier kommen wir in das „Empfangszimmer," in welchem auch die Gratulationen entgegen genommen werden. Unter den verschiedenen Gemälden, welche die Wände dieses Zimmers decoriren, als diverse Schweizer-Landschaften, Berge und Seen, Neapel, Rom u. s. w., ist eines von besonderer Merkwürdigkeit und Kunst. Dasselbe stellt das Colloseum in Rom dar, und ist aus lauter Steinchen in den verschiedensten Größen, Farben und Nüancen zusammengesetzt. Ueber allen diesen Darstellungen prangt die Madonna mit dem Jesuskind im Arm. — An dieses Zimmer reiht sich das Minister- oder blaue Zimmer, in welchem die Ministerräthe abgehalten werden. Von all' den Kostbarkeiten, die hier glänzen, sind einige besonders erwähnenswerth, als: ein Uhren- und ein Thermometergestell, eine Vase, eine Schaale u. A. m. aus wundervollem lazurblauem Stein (lapis lazuri), der aus Sibirien stammt und an Werth dem Golde gleich ist. Diese Gegenstände sind ein Geschenk Kaiser Alexanders II. von Rußland.

Von hier begeben wir uns in den interessantesten Theil des Palais — in das „Arbeitszimmer" des Kaisers. Dasselbe ist durch die Menge der Gegenstände, die hier aufgestapelt sind, sehr beengt. Beim Betreten desselben bekommt man sofort den Eindruck, daß hier nicht nur ein Monarch, sondern auch ein liebender und vielgeliebter Vater und Großvater sein Wesen hat. Das ganze Arrangement trägt den Stempel des Familiären, was äußerst angenehm auf den Besucher wirkt. Von den Kindern und Enkeln wundervoll ausgeführte Malereien, Zeichnungen, Stickerein u. dergl. m. nehmen die Ehrenplätze ein. Eine Menge Schleifen von Gratulations-Bouquets sind an den Wänden aufgehängt, da Nichts weggeworfen wird, bis es in sich selbst zusammen fällt. So ist die Ostereier-Collection, die der greise Vater von seinen Kindern, Enkeln und Ur-Enkeln zu Ostern jährlich geschenkt bekommen hat und seit Jahrzehnten hier aufbewahrt, äußerst interessant. Zwei riesenhafte Bleistifte, von einem Nürnberger Fabrikanten geschenkt, liegen auf einem Tische. Auf Briefbeschwerern u. dergl. Dingen lesen wir verschiedene christliche Motto's. Auf einer an einem Lehnstuhl sich befindlichen Schlummerrolle finden wir die Worte in Seide eingestickt: „Ich liege und schlafe ganz im Frieden." In diesem Zimmer befindet sich auch das sogenannte „historische Fenster," von dem aus der Kaiser die Mittags-Parade, sowie die bei dieser Gelegenheit sich ansammelnde Menschenmenge begrüßt. Hier hatten wir nun die Ehre, auch stehen zu dürfen. Anschließend an das Arbeitszimmer finden wir das Bibliothek- und Schlafzimmer, welches auf's Einfachste eingerichtet ist. Auch sind diese Zimmer nicht einmal tapezirt, sondern nur mit einem grauen und röthlichen Oelfarbenanstrich versehen.

Auf einer doppelten, halbrunden Marmor-

treppe mit reichvergoldetem Geländer, gelangt man zu den oberen Gemächern. Ein Palmenhaus dient als Durchgang, um zu den verschiedenen Zimmern, Speise- und anderen Sälen zu gelangen. Die Wohn- und Schlafräume der Kaiserin liegen gerade über denen ihres hohen Gemahls. Am Anziehendsten ist auch hier wieder das Arbeitszimmer der Kaiserin. Zwei Gegenstände zogen me ne Aufmerksamkeit besonders auf sich. Ein einfach aber wunderschön gearbeitetes, oben in eine Krone auslaufendes und von dunkelgrünem Epheu umrangtes Gartenhäuschen, in dem die hohe Frau im Winter mit Vorliebe sich aufhält; und zwei, von etwa fünf und zehn Centimeter Durchmesser, auf einem goldenen Dreifuß ruhende Kugeln aus reinstem Bergkrystall, ein Geschenk des Kaisers von Japan. Sie sind wundervoll in ihrem reinen Glanze und gleich n zwei gigantischen Thautropfen. — in dem sogenannten Adlersaal, der auch zu größeren Diners (bis 150 Gedecken) dient, nimmt der Kaiser jährlich die Begrüßung und Huldigung der in die Armee tretenden Kadetten entgegen. Dieses Frühjahr sollen es deren 300 Mann gewesen sein. Der Diener versicherte uns als Augenzeuge, Kaiser Wilhelm reiche jedem Einzelnen die Hand und erkundige sich nach seinen Personalien und Familienverhältnissen; obwohl diese Ceremonie reichlich zwei Stunden in Anspruch genommen habe, so habe er doch während dieser ganzen Zeit gestanden. An diesem Saal reihen sich noch verschiedene andere Zimmer und Säle. Das ganze Palais wird mittelst Luftheizung geheizt und nur mit Oel und Stearin beleuchtet, ausgenommen die unteren Corridore, welche Gasbeleuchtung haben.

Wie der Diener uns versicherte, ißt der Kaiser jeden Tag Kartoffelsuppe und die Kaiserin Spinat und zwar auf ärztliche Verordnung. Derselbe erzählte uns überhaupt mit großer Begeisterung Manches aus dem Privatleben ihrer Majestäten, so daß wir unwillkührlich an den Ausspruch der Königin aus Arabien, 1 Kön. 10, 4—9, erinnert wurden. Eine in den Gemächern herumfliegende Motte rief mir aber auch die ernste Mahnung des Herrn in's Gedächtniß: „Sammelt euch Schätze, die weder die Motten noch der Rost fressen, und die die Diebe nicht nachgraben und stehlen," und damit schwindet denn auch bei solchen Gelegenheiten das „sich gelüsten lassen," welches sich so gerne regt. Hoffentlich ist es uns Allen vergönnt, die Herrlichkeiten unseres himmlischen Königs nicht nur zu sehen, sondern ihrer auch theilhaftig zu werden.

Der amerikanische Danksagungstag.

Für Haus und Herd von J. Schlagenhauf.

Danksagungstage wurden schon im frühesten Alterthume gefeiert, und dabei der Gottheit Opfer dargebracht, entweder für empfangene Wohlthaten, oder wegen Errettung aus Gefahren. Auf dem europäischen Festlande bestehen die Ernte und Herbstfeste, bei welchem besonders die Landbevölkerung Gott im Tempel Dankopfer darbringt für den Segen, welchen Gott aus der Saat ersprießen ließ.

Schon im Jahre 1621 hielt die Plymouth Colonie in Massachusetts einen solchen Danksagungstag.

Der erste Sommer nach ihrer Landung war sehr trocken, und sie erzielten nur eine spärliche Ernte, weßhalb der Gouverneur William Bradford vier Männer nach Wildpret auf die Jagd sandte, damit die ganze Colonie sich erfreuen möchte, nachdem sie die Früchte ihrer Arbeiten eingesammelt hatten.

Der erste öffentliche Danksagungstag in Amerika wurde aber erst 1631 in Massachusetts Bay proklamirt und am 22. Februar abgehalten.

Die Lebensmittel fingen an, auszugehen und man beschloß, einen allgemeinen Buß- und Fasttag abzuhalten, um die drohende Hungersnoth abzuwenden.

Einige Tage vor dem erwähnten Datum kam das längst erwartete Schiff von Europa mit Lebensmitteln an, und aus dem Fasttage wurde ein Danksagungstag. Später wurden von den Gouverneuren der verschiedenen Staaten, sowie vom Congresse und dem Präsidenten Proklamationen erlassen, in welchen das Volk aufgefordert wurde, an einem bestimmten Tage „seinen Dank gegen Gott auszusprechen, für die mannigfachen empfangenen Wohlthaten, und das Vorrecht, eine freie Regierung und Staatsform zu haben."

Aber erst durch Abraham Lincoln wurde der nationale Danksagungstag öffentlich eingeführt. Nach dem schweren Sieg bei Gettysburg erließ er am 15. Juli 1863 eine Proklamation, worin er das Volk der Vereinigten Staaten aufforderte, am 6. August die Geschäfte einzustellen, und dem „Allmächtigen zu danken für die wunderbaren Dinge, welche er an der Nation gethan; und zugleich um den Einfluß des heiligen Geistes zu bitten, damit der Haß aufhören und die ganze Nation zum brüderlichen Frieden zurückgebracht werden möchte." Dieser Aufforderung Lincoln's wurde allgemeine Folge geleistet und seitdem erläßt jedes Jahr der Präsident eine Danksagungs-Proklamation, in welcher der letzte Donnerstag des Monats November als Danksagungstag bestimmt wird, und bereits als gesetzlicher Feiertag anerkannt worden ist.

Wir wollen nun näher auf die Gründe eingehen, weßhalb das amerikanische Volk seinen Danksagungstag würdig feiern sollte.

1. Das Land, welches uns Gott zum Wohnsitze gab, ist ein großes Land. Vom Atlantischen Meere bis zum Stillen Ocean ist es 3000 Meilen lang, und vom Golfe bis zur Nordgrenze 1600 Meilen breit. Ganz Europa ist nur um 5080 geographische Meilen größer als die Vereinigten Staaten.

Wenn wir die großen, für unfruchtbar gehaltenen Flächen unseres Landes abrechnen, so ist der fruchtbare Theil desselben immer noch so groß als ganz Europa, mit Ausnahme Rußlands. Es ist ein Land, über welchem die Sonne nie untergeht. Wenn die Fischer im hohen Norden, auf den Aleutian Inseln des Abends ihre Netze einziehen, so glänzt im Staat Maine die Axt der Holzfäller in den Strahlen der aufgehenden Sonne.

2. Es ist ein reiches Land, das unermeßliche Schätze und Edel-Metalle enthält.

Der jährliche Gold- und Silber-Gewinn wird auf 76 Millionen Dollars veranschlagt. Manche Silber-Minen liefern jährlich so viel Edel-Metall, als erforderlich wäre, dem Sultan das gelobte Land abzukaufen.

Der Eisen-Gewinn beträgt jährlich 5 Millionen Tonnen, während Kupfer, Blei, Zink und andere Metalle in verhältnißmäßig großen Quantitäten gefunden werden. Die Kohlenlager werden auf 250,000 englische Quadrat-Meilen geschätzt, und jedes Jahr 90 Millionen Tonnen ausgegraben.

Die riesigsten Wälder bedecken unabsehbare Strecken, während in manchen Gegenden Kohlöl und Erdgas in Menge ausströmt.

Durch die Einwanderung wird der Reichthum des Landes alljährlich um 60 Millionen Dollars vermehrt, während sie zugleich uns werthvolle Kräfte zuführt, welche die Hülfs-Quellen eröffnen helfen.

3. Es ist auch ein fruchtbares Land, das im Süden die Produkte der heißen, in den Mittelstaaten die der gemäßigten und im hohen Norden die der kalten Zone hervorbringt. Wir heimsen jedes Jahr in runder Summe 475 Millionen Bushel Weizen ein, 45 Millionen Bushel Gerste, 425 Millionen Bushel Hafer, 21 Millionen Bushel Roggen, 12 Millionen Bushel Buchweizen, 230 Millionen Bushel Kartoffeln, 110 Millionen Pfund Reis, 90 Millionen Pfund Zucker, 7 Millionen Ballen Baumwolle und Hanf, Flachs, Zuckerrohr, Obst u. dgl. m. in entsprechender Menge.

Die Mais-Ernte beträgt jedes Jahr ungefähr 1500 Millionen Bushel, wovon auf den Staat Illinois ungefähr 160 Millionen Bushel kommen, die auf Wagen geladen einen Zug geben, 25,000 Meilen lang, der um die ganze Erde herum reicht.

Jedes Jahr wächst der Reichthum dieses Landes um 875 Millionen Dollars, das ist 2½ Millionen jeden Tag.

Brunnen und Quellen fließen überall, Flüsse und Ströme durchziehen wie Silberfäden die Staaten, vermitteln den Verkehr, bewirken Fruchtbarkeit und Kühlung, während reiche Regenfälle, die Verschiedenheit des Klimas und der Erdarten, eine Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse begünstigen, wie kein anderes Land der Erde sie aufzuweisen vermag.

Der Entwicklungsprozeß dieses Landes war ein großartiger, wie es in der ganzen Weltgeschichte kein Seitenstück gibt. Wo vor 50 Jahren undurchdringliche Urwälder, gefährliche Sümpfe und unwirthschaftliche Ebenen waren, da sind wie durch Zauberschlag fruchtbare Gefilde, Dörfer und Städte mit Kirchen, Schulen, Palästen, Fabriken und Kunsthallen entstanden. Und doch ist kaum der Anfang gemacht. Wenn das großartige Eisenbahnnetz die entfernten Ansiedlungen mit den Mittelpunkten des Handels verbindet, die großen Strecken unfruchtbaren Landes, die metall- und mineralreichen Gebirge in den Kreis der Kultur hineingezogen, und die großartigen Wasserkräfte nutzbar gemacht werden, erst dann hat die Entwicklung des Landes ihren vollen Anfang genommen.

4. Es ist ein Land bürgerlicher und religiöser Freiheit. Da gibt es keine bevorzugten Klassen, die sich das Privilegium anmaßen, ihren Mitbürgern das politische und religiöse Glaubensbekenntniß zu diktiren. Alle haben dasselbe Recht vor dem Gesetz und im bürgerlichen Verkehr.

Vom Atlantischen bis zum Stillen Meere, von den Gestaden des Golfs bis zu den Buchten des Nordens weht die Fahne der Freiheit und Gleichberechtigung für Alle. Das Volk wählt seine Beamten, Gesetzgeber und Richter selbst, und nimmt sie vom Pflug, aus der Werkstatt und Studirstube.

Die wegen ihren Reisen bekannt gewordene Amerikanerin, Florida White, besuchte während ihres Aufenthaltes in Rom auch den Papst Pius IX. Als sie die gewöhnlichen Honeurs durchgemacht hatte, sagte der heilige Vater: „Meine Tochter, Alle, welche nicht von fürstlicher Herkunft sind, thun vor mir einen Fußfall.“ Mit bitterlächelndem Munde sagte die beleidigte Republikanerin: „Heiliger Vater, in Amerika sind wir alle Fürsten!“ Darauf erwiderte der Papst: „Nun, so empfange den Segen eines alten Mannes.“ Ob der Unfehlbare zwei Segen habe, einen Altenmannes-Segen und einen Papst-Segen, darüber ließ sich die Amerikanerin keine grauen Haare wachsen.

Nicht nur seinen Bürgern gewährt dieses Land solche Vorrechte, es ist auch ein Asyl für alle politisch und religiös Verfolgten. Sobald sie ihren Fuß auf unsere Gestade setzen, fällt jeder Bann unter dem sie standen, und das große Gut der Freiheit, um das die Edelsten der Erde beteten, kämpften, bluteten und starben, wird ihnen in die Hände gelegt.

In der großen, fruchtbaren Ebene Sinear wollten die Nachkommen der drei Söhne Noahs einen himmelhohen Thurm bauen, welcher der Mittelpunkt eines gigantischen Weltreiches werden sollte. Da fuhr Gott der Herr hernieder, und vereitelte durch Sprachverwirrung das tolle Unternehmen, daß sie in alle Welt sich zerstreuten. Sems Nachkommen zogen nach Morgen und bevölkerten Mittel- und Hoch-Asien. Hams Kinder pilgerten nach Süden und breiteten sich in Indien, Afrika und Arabien aus, während Japhets Nachkommenschaft nach Norden über Kleinasien und Europa hinzogen.

Nach 4000 Jahren kommen sie auf diesem großen Continente wieder zusammen, Sem im Chinesen, Ham im afrikanischen Neger, und Japhet im Europäer, um am Tempel der Freiheit zu bauen, 3000 Meilen lang und 1600 Meilen breit, in welchem die drei wiedervereinigten Menschenrassen ihre Dankopfer zu dem dreieinigen Gott emporschicken. Und wenn dieser Tempel einmal in seiner Vollendung dasteht, wird aus Hütten und Palästen, aus Thälern und von Bergeshöhen das Lied der Freiheit erklingen:

„Heimathland groß und weit,
Freiheit und Gott geweiht,
Mein Herz dir singt.
Land das den Vätern Grab,
Ruhe den Pilgern gab,
Von jeder Höh' herab
Freiheit erklingt.“

5. Der glückliche Fortbestand des Landes beruht auf der dankbaren Anerkennung Gottes und der Befolgung seiner Gebote.

Schon das sollte uns zum Danke gegen Gott be-

wegen, daß er dieses Land Jahrhunderte lang zwischen den großen Meeren vor den Augen der Welt verborgen hielt, bis die großen Ideen von Menschenrechten, religiöser und bürgerlicher Freiheit sich Bahn gebrochen und durch die Buchdruckerkunst Verbreitung finden konnten.

Dann erweckte Gott in der Brust des Columbus den Drang, nach dem Westen zu segeln, dem Handel neue Bahnen zu öffnen. Und er fand, was er weder ahnte noch suchte, eine neue Welt, bestimmt, eine Zufluchtsstätte der Verfolgten, ein Hort bürgerlicher und religiöser Freiheit zu sein.

Unter den Arabern soll es eine Sage geben, Gott habe das Paradies nicht zerstört, sondern den Blicken der Menschen verborgen, damit nicht ein vernichtender Krieg um dasselbe entstehe.

Hätten die Machthaber der alten Welt den Reichthum, die Fruchtbarkeit und künftige Größe dieses Landes geahnt, sie würden bis auf's Aeußerste um den Besitz desselben gekämpft haben. Aber nun war es vor ihren Augen verborgen, und wurde das Erbtheil eines freien Volkes.

Darum sollte auch das Land mit seinen freien Institutionen Gott geweiht sein. Schon Columbus war von diesem Gedanken beseelt, darum entfaltete er die Fahne mit dem Kreuze, pflanzte sie in die Erde, und nahm das neugefundene Land feierlich in Besitz für Christum und seinen König.

Die Pilgerväter fielen nach glücklicher Landung auf die Knie, und weihten das Land feierlich für sich und ihre Nachkommen zum Dienste Gottes.

Die Gründer dieser Republik bekannten offen ihre Abhängigkeit von Gott, und nahmen zu ihm ihre Zuflucht in den herben Kämpfen.

Sollte das amerikanische Volk je Gottes vergessen, dann wird unser Reichthum verschwinden, wie Babylons, Carthagos und Roms, und der Spruch des weisesten Königs des Alterthums wird sich an uns bestätigen: „Die Sünde ist der Leute Verderben!“

Abraham Lincoln führte in seiner zweiten Inaugural-Adresse diese Wahrheit dem Volke vor das Gemüth mit den Worten: „Wenn Gott will, daß diese Kriegsplage fortwähre, bis all' der Reichthum vernichtet ist, der durch die unvergütete Arbeit der Sklaven, während 250 Jahren aufgehäuft worden ist, und bis jeder Blutstropfen, den die Peitsche fließen machte, durch einen anderen, den das Schwert vergießt, bezahlt worden ist, so muß doch heute, wie vor 3000 Jahren, gesagt werden: „Die Gerichte des Herrn sind allesammt wahrhaftig und gerecht.“

Beim Ueberblick unserer bürgerlichen und sozialen Zustände tritt uns allerdings manches Besorgniß Erregende entgegen. Die communistischen und anarchistischen Elemente drohen durch ihre Wühlereien die bürgerliche Ordnung zu gefährden. Die Corruption, die Unmäßigkeit, die Sabbathentheiligung und der Hochmuth greifen an manchen Orten um sich, aber mit der Welt überwindenden Kraft der Religion werden wir diese Uebel beseitigen können.

Das Christenthum schlägt immer tiefere Wurzeln im Volksleben, und der Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit bricht sich Bahn. Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörte in diesem Lande nur eine Person aus 15 zur christlichen Kirche, jetzt ist jede fünfte Person ein Mitglied derselben. Früher bekannten sich nur wenige der studirenden Jugend zum Christenthum, jetzt ist die weit überwiegende Zahl treue Christusbekenner. Millionen Hände sind thätig, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, und eben so viele Herzen beten, daß Gerechtigkeit die Erde bedecke, wie die Wasser die Tiefe des Meeres. Und diese Anstrengungen wird Gott mit Erfolg segnen, und diese Nation mit Heil und Segen krönen.

Der „Schmerzensweg“ im Pfarrgarten zu Ulsniß.

Am Ufer der Schlei in Holstein liegt das wegen seiner landschaftlichen Reize bekannte Kirchdorf Ulsniß. In dem dortigen Pfarrgarten wird ein schmaler, mit hohem Buchsbaum umfriedeter Steig oder Gang von dem jedesmaligen Pfarrer bis auf den heutigen Tag gezeigt und dann gewöhnlich ein an diesen „Schmerzensweg“ — so wird er noch heute genannt — geknüpftes merkwürdiges Ereigniß von demselben erzählt, welches ich demselben hier nacherzählen will. — Unsern Lesern ist gewiß die traurige Geschichte von dem dänischen Staatsminister Graf Johann Friedrich von Struensee bekannt, der sich als Sohn eines Geistlichen zu einer Höhe im Staatsleben emporschwang, die nur einigen Auserwählten zu erreichen beschieden ist, der aber dann auch einen eben so jähen Sturz erlebte und sein Unternehmen mit dem schimpflichen Tode auf dem Blutgerüst büßen mußte. Als er am 28. April 1772 in Kopenhagen öffentlich enthauptet ward, soll sich im Pfarrgarten zu Ulsniß Folgendes zugetragen haben: Des Grafen Vater, Adam Struensee, ein fruchtbarer theologischer Schriftsteller, der eine Reihe von erbaulichen Schriften und Erklärungen der Briefe an die Galater und an die Hebräer hatte erscheinen lassen, war von Halle, wo er als Prediger wirkte und wo ihm auch sein Sohn geboren ward, im Jahre 1760 als General-Superintendent von Schleswig-Holstein und Hauptpastor nach Altona berufen worden. Als er die Kunde von der Verurtheilung seines Sohnes zum Tode erfuhr, eilte er sofort nach Kopenhagen, um womöglich dieselbe rückgängig zu machen. Leider gelang ihm dies nicht; die am Hofe einflußreichen Feinde des Grafen Struensee wollten dessen Tod auf jeden Fall durchsetzen und somit mußte der arme Vater tiefbetrübt die Rückreise antreten. Er hatte

sich noch vorher ganz genau nach Zeit und Stunde der Enthauptung seines Sohnes erkundigt. Unterwegs kehrte er bei seinem Freunde, dem Pastor zu Ulsniß, ein, um hier den Tag der Hinrichtung abzuwarten. Als die Stunde nahte, von der er wußte, daß sein unglücklicher Sohn dann sterben sollte, begab er sich in den dortigen Pfarrgarten und wandelte, die Uhr in der Hand und das Auge fest auf das Zifferblatt gerichtet, in dem oben bezeichneten Gange schweigend auf und nieder, bis der Zeiger ihm den Tod seines Sohnes verkündete, in welchem Augenblick er wie gebrochen niedergesunken sein soll. — Kürzlich fand ich in dem Feuilleton der Deutschen Romanzeitung zufällig ein Gedicht, welches diesen Hergang anschaulich schildert, und aus welchem ich hier die interessantesten Stellen folgen lasse. Es heißt dort:

„— — — — — — Und wo die Wogen
Der Schlei uraltes Frühlingslied
Ans Ufer rauschen, wo den Bogen
Zu Häupten grüner Eichwald zieht,
Geht einsam, zitternd, angstvoll bangend
Das Aug', voll namenlosen Weh's,
Am Zifferblatt der Uhr starr hangend,
Der greise Vater Stuensee's.

Am selben Tage, zur selben Stunde,
Minute auf Minute rinnt,
Er hört's, — die Welle rauscht's vom Sunde,
Er hört's, — es rauscht sie nach der Wind,
Er fühlt der Erde Brust erzittern,
Ob auch die Frühlingssonne lacht,
Denn Frevlerhand will frech zersplittern
Der Eiche wundervolle Pracht!

Nun zerrt man roh ihn durch's Gedränge —
Minute auf Minute rann —
Die Glocke tönt, — es höhnt die Menge
Dein stolzes Kind, du armer Mann!
Der Karren hält am Blutgerüste, —
Er steigt heraus, er steigt hinan —
Ins Weite schaut er, gleich als grüßte
Er Dich noch einmal, alter Mann.

Sahst du auf hohem Schloßbalkone
Im Blutgewand die Königin?
Es zuckt ihr Mund in wildem Hohne —
Nun schleppt man ihn zum Richtbeil hin,
Er kniet, — es blitzt das Beil — zu Flammen
Zählodernd, wird das Sonnenlicht, —
Der greise Vater bricht zusammen
Und birgt in's Moos sein Angesicht.

Wenn du, lieber Leser, einmal den Pfarrgarten zu Ulsniß besuchen solltest, dann wandle auch zu jenem Schmerzenswege, wo eines unglücklichen Vaters Herz brach! (Pfarrhaus.)

Abschiedsbrief einer sterbenden Mutter an ihre Tochter.

Liebe Tochter!

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir. Die Zeit kommt heran, da ich den Weg alles Fleisches gehen muß; ich fühle, daß mich der Herr bald heimholen wird in die himmlische Heimath, und daß wir uns auf Erden nimmer sehen werden. O, lebe also, liebes Kind, daß wir einst im Himmel einander als selige Kinder Gottes wiedersehen können! Ich muß dich jetzt zurücklassen in dieser Welt. Du bist aber nicht allein; dein Herr Jesus, der treue Hirt, ist bei dir, der gesagt hat: Ich will euch nicht Waisen lassen. Darum folge deinem Heiland nach in deinem ganzen Leben!

Behalte, was du gelernt hast und dir anvertrauet ist; versäume nicht, deinen Katechismus zu lesen und zu lernen, lies fleißig und andächtig in der Bibel, denn sie ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.

Lies aber auch, so du Zeit findest, manches andere schöne Buch; der Mensch muß immer suchen und lernen. Vergiß deine Lieder nicht, singe bei der Arbeit; ein gutes Lied hat schon oft den Teufel vertrieben.

Bete fleißig; ein Tag ohne Gebet ist ein Schritt zur Hölle. Trachte am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird dir alles Andere zufallen.

Sei nicht eitel auf deinen Leib; die Blüthe verwelkt gar bald. Hänge dein Geld nicht an Putz und Kleider; sei sparsam! Ein ersparter Thaler macht dir mehr Freude, als zehn für eitle Kleider hinausgeworfene. Aber ein zerrissenes und schmutziges Kleid an einem Mädchen ist ein böses Zeichen.

Trachte nicht nach hohen Dingen! Suche nicht in große Städte zu kommen: wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um; Tausende junger Seelen haben dadurch Unschuld, Ehre und Gesundheit verloren.

Sei zurückhaltend und stolz gegen zudringliche und leichtsinnige Leute, zutraulich und lernbegierig bei guten und rechtschaffenen Leuten.

Deine Ehre und Unschuld ist das höchste Gut, darum lasse dich nicht mit Männern ein, welche versprechen und nicht halten, welche nur deine Unschuld dir aus dem Herzen schmeicheln.

Fliehe die Lüste der Jugend und alle Versuchungen zu Sünde und Schande. Wenn es Gottes Wille ist, wird er dir schon einen Mann

ersehen, der zur rechten Zeit in allen Ehren dich heimholt.

Schmeichle Niemand, laß dir aber auch nie schmeicheln.

Der ist dein Freund, welcher dir die Wahrheit sagt, selbst wenn er ernst und tadelnd mit dir spricht und auf Fehler und Gefahren dich aufmerksam macht; wer aber nur schön thut und Späße mit dir macht, der meint es nicht gut mit dir.

Werde Niemand etwas schuldig; mache du dir aber durch Freundlichkeit und Wohlthaten recht viele dankbare Schuldner.

Das Weib lerne in der Stille: Gehe nicht viel von der Arbeit aus dem Haus. Demuth und Zurückgezogenheit ist des Weibes Zierde.

Schwätze nicht und höre nicht auf Geschwätz, dann wird man auch über dich nichts Böses reden können. Rede und lache nie, wobei Gott und gute Menschen nicht zuhören dürften; thue nichts, wofür du Gott nicht herzlich danken kannst. Ein Mädchen, von dem die Leute im Dorfe viel reden, ist nicht löblich.

Sei am liebsten zu Haus und bei deinem Gott. Er ist überall, er weiß dich wohl zu finden; er sieht auch in dein Herz,—bewahre dich Gott vor Sünden!

Darum habe allezeit Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst und thuest wider Gottes Gebot. Wenn du fromm bist, so bist du angenehm.

Bete und arbeite, so hilft dir Gott allezeit!

Liebe Tochter! Beherzige diese Worte, sie kommen aus einem liebevollen Mutterherzen, das viel für dich gebetet hat.

Lies diesen meinen letzten Willen recht oft und thue darnach; wenn du alt sein wirst, dann wirst du mit Thränen erkennen, wie ich recht gehabt und es gut mit dir gemeint habe.

Gebe Gott, daß du nie eine Thräne der Reue über leichtsinnige Sünden weinen mußt!

Mache dem Andenken und guten Namen deines Vaters und deiner sterbenden Mutter immer Ehre: dann kann ich leicht sterben. Lebe wohl! Der Herr behüte dich vor allem Uebel, er behüte deine Seele! Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Das ist das Testament deiner treuen Mutter.

Etwas von Christian Fürchtegott Gellert.

Für Haus und Herd von H. M.

Schiller und Göthe nennen wir Dichterfürsten und in gewissem Sinne ist diese Benennung eine durchaus berechtigte. Wir besitzen jedoch unter unseren deutschen Dichtern manchen nicht so hoch gepriesenen, der trotzdem nicht weniger mit Erfolg für die Erziehung des deutschen Volkes gewirkt hat. Unter sie zählen wir auch Christian Fürchtegott Gellert, den vielgeliebten Leipziger Professer, geboren am 4. Juli 1715 im Pfarrhause zu Hainichen, unweit Freiburg im sächsischen Erzgebirge. Im Hainicher Kirchenbuche ist noch heute zu lesen: „Christian Fürchtegott, M. Christian Gellert's, Pastoris allhier, fünfter Sohn, ist den 4. Juli, Nachmittags 1/2 Uhr geboren, und den 8. dieses getaufet worden. Die Mutter ist Frau Johanne Salome, geb. Schützin." Und darunter setzte der gute Vater: „Ach Herr, höre mein Gebet auch für diesen Sohn, laß ihn wohlgerathen, fromm und ewig selig werden."

Dieses Gebet hat Gott erhört. Sein Christian Fürchtegott wurde nicht nur ein Professor und ein beliebter Dichter, sondern ein Christ. Noch heute singen wir im Segen seine Lieder im Gotteshause und in der Familie. Ich erinnere nur an „Wenn ich o Schöpfer deine Macht, die Weisheit deiner Wege, Die Liebe, die für Alle wacht, Anbetend überlege," an das schöne „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?" oder an sein Morgenlied „Mein erst' Gefühl sei Preis und Dank, Erheb' ihn meine Seele." Und wenn einmal statt der hellen Sonne finstere Wolken am Zukunftshimmel standen, wer hat nicht da gerne mit ihm gesungen:

Auf Gott und nicht auf meinen Rath
Will ich mein Glück stets bauen,
Und dem, der mich geschaffen hat
Mit ganzer Seele trauen.

Gellert hat jedoch diese Lieder nicht nur gedichtet, d. h. nur eben so niedergeschrieben, sondern er hat sie selbst durchlebt. Einmal schreibt er von der ersten Zeit seiner bescheidenen Wirksamkeit, die er später die glücklichste seines Lebens genannt hat: „Ein wenig Meißener Wein mit etwas Brod erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendigt hatte, oft bis zu dankbaren Thränen." Solche Zufriedenheit und Dankbarkeit hat jedoch der Mensch nicht aus sich selbst. Die empfängt nur der, der so zu danken versteht, wie Gellert es gethan hat:

Gott deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst uns beizustehen.
Herr meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort,
Denn ich will vor dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,

Nach deiner Güte werden.
Gib mir nur Weisheit und Verstand
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

So bitt ich denn, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben,
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit:
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Besonders segensreich hat Gellert gewirkt durch seine Fabeln. Als Professor hielt er Vorlesungen über die Sittenlehre, und was er da las, hat er wieder in prächtige Reime gebracht, die, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, vom Volke, von den sogenannten geringen Leuten, verstanden wurden. Kam doch neben vielen anderen Anerkennungsbezeugungen auch einmal im kalten Winter ein Bauer mit einem gewaltigen vierspännigen Fuder Brennholz vor seine Wohnung, das „schwarze Brett" gefahren, fragt, ob er hier richtig sei, er wolle zu dem Fabelmann. Dann ladet er frischweg ein Klafter nach dem andern ab, bis der Wagen leer ist und bittet Gellert, er möge ihm doch das Plaisir machen, mit dem Holz seine Stube zu heizen, ihm, dem Bauer, sei auch das Herz beim Lesen seiner Erzählungen warm geworden. Derartige Dankesbeweise erhielt Gellert Viele.

Aber nicht nur vom Volke im Allgemeinen war Gellert geliebt, und geachtet, auch die Großen dieser Welt bezeugten ihm ihre Gunst. Unter diesen war kein Geringerer als der König von Preußen, der alte Fritz. Beachtet man, daß Friedrich der Große überhaupt wenig Sympathie für deutsche Gelehrte hatte, so ist die Anerkennung, die er Gellert bezeugte, um so bemerkenswerther. Doch wie kam Gellert zum alten Fritz? Das ging so zu: Im Dezember 1760 wimmelte es in Leipzig von preußischem Kriegsvolk. Es war ja die Zeit des siebenjährigen Krieges. Im Januar besuchte der alte Fritz seine Soldaten in ihrem Winterquartier.

Da klopft es am 18. Januar an Gellerts Thür und ein Offizier tritt ein.

„Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König wünschen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen."

„Herr Major, Sie müssen's mir ansehen, daß ich krank bin" — Gellert war zu jener Zeit leidend — „es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein."

„Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen heute mitzugehen; aber damit machen Sie sich von dem Gange nicht los. Ich muß morgen wiederkommen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. In einer Stunde will ich wieder nachfragen, ob ich Sie heute oder ein ander Mal mitnehmen soll."

Der Major geht fort; aber zum Unglück ist Herr Gödike auch fort; das war Gellerts Famulus, ein Student, der dem Professor in allen kleinen Dingen Handleistung that. So muß Gellert sich selbst mit vielen Umständen einen Barbier und eine neue Perrüke (nach damaliger Sitte) herschaffen. Um 4 Uhr ist er fertig und geht mit dem pünktlichen Major zum Apel'schen Hause, das der König bewohnte.

„Ist Er der Professor Gellert begann der alte Fritz das Gespräch.

„Ja, Ihro Majestät!"

„Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?"

Der Major antwortete: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben."

Der König: „Das ist viel. Hat Er den französischen Fabeldichter La Fontaine gelesen?"

„Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt. Ich bin ein Original."

„Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Schriftsteller?"

„Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen."

„Nein, das kann ich nicht sagen."

„Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller."

„Ja, das ist wahr. — Ist Er gar nicht von Sachsen weggekommen?"

„Ich bin einmal in Berlin gewesen."

„Er sollte reisen."

„Ihro Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen."

„Was hat Er denn für eine Krankheit. Etwa die gelehrte?"

„Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen."

„Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen."

„Ihre Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können."

„So muß Er fahren."

„Dazu fehlt mir das Vermögen."

„Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten Deutschlands. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?"

„Ich wünschte ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Frieden."

„So? steht das bei mir? Hat Er's nicht gehört? Es sind ja drei wider einen."

„Ich wiederhole es noch einmal, Sire; wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden."

„Ja, ja!" sagte der König halb ärgerlich und sprach dann von den griechischen und lateinischen Dichtern; der Major erinnerte ihn daran, daß Gellert auch deutsche Briefe herausgegeben habe.

„So?" sagte Friedrich, „hat Er auch wieder den stylum curiae (Kanzlei-Styl) geschrieben?"

„Ach ja, Ihro Majestät."

„Aber warum wird das nicht anders? Es ist etwas Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe Nichts davon."

„Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen."

„Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?"

„Ich zweifle; mein Gedächtniß ist mir sehr untreu."

„Besinne Er sich, Herr Professor, ich will unterdessen herumgehen. — — Nun hat Er eine?"

„Ja, Ihro Majestät: Den Maler, und sofort fing Gellert an zu deklamiren, wie folgt:

Ein kluger Maler in Athen
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt ihn doch nicht überwinden.



Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er, bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch' ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan,
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Der König: „Und die Moral?"

Gellert:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch, wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit sie auszustreichen.

Der König nickte. „Das ist recht schön; Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen; das versteh ich Alles. Da hat mir aber Gotsched eine deutsche Uebersetzung vorgelesen, davon hab' ich kein Wort verstanden. — Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfters wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen."

„Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton."

„Ja, wie die Schlesier. — Nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komme Er bald wieder."

Gellert hatte ehrerbietig gesprochen, wie es dem Unterthan geziemt, aber wahr und ohne Menschenfurcht, hatte dabei auch nichts auf die Deutschen kommen lassen. Dachte der König auch gering von den deutschen Gelehrten, so machte Gellert doch großen Eindruck auf ihn. „Das ist ein ganz anderer Mensch als Gottsched," sagte er, als Gellert weggegangen war; und am andern Tage über Tafel: "C'est le plus raisonnable de tous les savans Allemands" (er ist der Vernünftigste von allen deutschen Gelehrten). Er hat ihn aber nicht wieder rufen lassen und Gellert—„Ich dachte an den Rath Sirachs: „Dränge dich nicht zu den Königen," schrieb er.

Ich lasse hier noch zwei seiner Fabeln folgen. Man ersieht daraus, wie es Gellert meisterhaft gelang, auch dem Unglauben entgegen zu treten:

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz (denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion?)
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.
„Prinz," sprach der General, „Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich ihnen denn gethan?" —
„Nichts," rief der Fürst, „Ihr seid ein tapfrer Mann,
Ihr seid mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt!" — „Nein, den verlaß ich nicht."
„Auch dann nicht, wenn ich's Euch befehle?" —
„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht.
Gott ist nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürsten sind es nicht." —
„Wie aber, wenn ich Herr von eurem Leben wäre?" —
„Dies sind Sie," sprach der Greis; „ich hab es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und jetzt wag' ich's zu Gottes Ehre." —
„Thor!" rief der Prinz, „wie, wenn nun Keiner wäre?
Wie, wenn ich Dich, daß Keiner ist, belehre?" —
So hätt' ich Lust ein Bösewicht zu sein,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheu'n:
Und meiner würden in dem Heere
Gewiß noch viele Tausend sein.
Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!"

Aehnlich dem lautet die Fabel vom Freigeist. Solche gab es schon genug zu Gellerts Zeiten und ihnen Allen hat er sie gewidmet. Zuerst läßt er den stolzen Freigeist seine Lehre vortragen; darin heißt es unter Anderem:

„Was heilige Schrift und Tugend! lauter Aberglauben!
ein Vernünftiger lacht euch aus.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle?
Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? Den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze;
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht!

Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies,
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster d'rauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam; und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fing an der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausend Mal „du christlich Thier" gesagt,
Sich widerlegen und belehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

Gellert war es darum zu thun, seine Zuhörer zu Gott, zu seinem Worte hinzuführen. Mit bewegtem Herzen, oft mit Thränen in den Augen, redete er zu den Studenten immer wieder von diesem einem Ziele. So sagte er einmal: „Möchte ich doch in dieser Stunde auch nur Einen gewonnen haben, der meinen Ermahnungen folgt, wie glücklich wollte ich mich preisen! Ich, theuerste Jünglinge, ich trete menschlichem Ansehen nach bald und viel eher von dem Schauplatz dieses Lebens ab, als Sie; allein in wenig Jahren vereinigt uns alle die Ewigkeit wieder. Da dankt mir vielleicht einer unter Ihnen, so wie ich dem Freunde danken werde, der mich den Weg der Weisheit geleitet:

„Da ruft, o möchte Gott es geben,
Vielleicht auch mir ein Jüngling zu:
Heil sei Dir! Denn Du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, Du!
O Gott, wie muß das Glück erfreu'n
Der Retter einer Seele sein!"

Einen lustigen Glückwunsch, den er seiner Schwester schrieb, als sie sich mit Pastor Hochmuth verlobte, wollen wir auch hierher setzen; er enthält manches Beherzigenswerthe für Leute, die es ebenso machen wie seine Schwester, das heißt für solche, die sich verloben.

Er lautet wie folgt:

„Meine liebe Jungfer Braut!

Unter den annehmlichen und sinnreichen Denksprüchen, die ich immer im Munde führe, ist dieser einer der vornehmsten: Ehestand — Wehestand. Wenn ich damit den angehenden Eheleuten das Herz ein Bischen schwer gemacht habe, so male ich ihnen ein Paar

zärtliche Tauben, die sich beim Sturmwind unter ein Dach verbergen, mit der Ueberschrift:

Durch Eintracht und durch Zärtlichkeit
Verringert sich das schwerste Leid.

Den Sturmwind lasse ich von Norden herwehen in Gestalt eines großen Blasebalgs. — Einst wurde ich von einer Braut gefragt, ob der Mann oder die Frau zu den meisten Verdrießlichkeiten Anlaß gäbe. Ich legte meine Finger an die Nase und sann lange nach. Endlich brach ich in diesen Denkspruch aus:

Oft liegt die Ursach an dem Mann,
Oft ist die Frau auch Schuld daran.

Weil sie sah, daß ich so nachdenklich antworten konnte, wurde ich weiter gefragt, worüber wohl die meiste Uneinigkeit herkäme. Mit der größten Geschwindigkeit fing ich an:

Der meiste Krieg, der meiste Streit
Entsteht durch eine Kleinigkeit;
Die wird durch Unbescheidenheit
Ein Krieg von vieler Wichtigkeit.

Ich habe solcher Zuchtsprüche noch viel mehr gemacht; allein ich will sie nicht alle hierher setzen. Kurz und gut, und im Ernste zu reden, ich wünsche Euch zu Eurer Ehe viel Glück und habe die größte Hoffnung, daß Euer Mann nicht übel, und Ihr nicht schlecht gewählt habt. Macht ihm mein ergebenstes Compliment, und sagt ihm, daß er einen Herrn Bruder an mir kriegte, den er nicht besser wünschen könnte" u. s. w.

Soweit der Gratulationsbrief.

Einstmals war von thörichten oder feindlichen Leuten das Gerücht verbreitet, Gellert habe sich erhängt. Er trat gerade in das Zimmer seines jungen Freundes Werner, als dieser in einem Brief an die Seinen, die dadurch bekümmert waren, das alberne Gerede widerlegen wollte. Der Student wurde ganz verlegen, als ihn Gellert bei solchem Geschäfte überraschte, so daß dieser ihn fragte, was er denn schriebe: Werner mußte es endlich gestehen. Da sagte Gellert still und fest: „Schreiben Sie Ihren Freunden in meinem Namen:

„Ich hang, und werde hangen
An Christo als sein Glied."

Und an diesem Herrn Christo hing Gellert bis an sein seliges Ende. Die Moral, die er im Leben lehrte, quoll aus dieser Gemeinschaft, die er mit Jesus Christus hatte. In seinem langjährigen Leiden wurde Gellert nur tiefer in diese Gemeinschaft hineingeführt und im Tode war das süße Evangelium sein einziger Trost. Zu seinem Seelsorger, Diakonus Thalemann, sagte er auf seinem Sterbebette: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus kommen ist in die Welt die Sünder selig zu machen. Dies, liebster Freund, ist mein Bekenntniß auf meinem Todesbette. Aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren."

Mit diesem Bekenntniß ging er in die selige Ewigkeit hinüber am 13. Dezember 1769. Gellert ist schon lange todt, aber er redet noch, und wird noch lange fortreden zum Segen Vieler. Aber, was sage ich: Gellert ist todt? Nein, er lebt. Lerne auch du lieber Leser es ihm von Herzen nachsingen:

Jesus lebt, mit ihm auch ich,
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt und wird auch mich
Von den Todten auferwecken.
Er verklärt mich in sein Licht;
Dies ist meine Zuversicht.

Gasthaus, Wirthshaus und Kneipe.

Von F. Gerber.

Vor Alters hatte jede angesehene Familie in weitem Umfang da und dort in Städten und Dörfern ihre Gastfreunde. Auf Reisen suchte man sich auf, beherbergte sich gegenseitig. Was nicht auf diese Weise geschehen konnte, das wurde durch eine edle, allgemeine Gastfreundschaft ersetzt, wie wir sie jetzt in unsern egoistischen Zeiten kaum mehr für möglich halten. Wie zu Abrahams Zeiten, so auch jetzt gilt Gastfreundschaft im Morgenland als eine der Haupttugenden. Auch Paulus preist uns dieselbe herzlich an: „Gastfrei zu sein, vergesset nicht!"

Als mehr gereist, der Verkehr unter den Völkern größer wurde, so mußten natürlich Orte beschafft werden, an denen auch Unbekannte eine Nachtherberge finden konnten. Es war dies Anfangs ein Obdach, das vor Thieren, Menschen und Unwetter einigen Schutz bot. Nur allmählich erweiterte es sich zu dem, was wir jetzt Herbergen, Gast-. und Wirthshäuser nennen, von der geringsten Gesellenherberge an bis zum nobeln Gasthof, zur Reichen-Pension, wo der Fremde den Luxus des vornehmen Hauses auch in fernen Landen trifft.

Welcher Fortschritt! — Wie die Klöster einstmals eine Wohlthat waren, so auch diese Häuser, deren edles Abbild wir noch zu Stadt und Land hie und da finden, wenn auch immer seltener, wo nicht Habgier, wo nicht Spekulation, wo nicht Arbeitsscheu zum Betreiben der Gastwirthschaft treibt, sondern anererbtes Gastrecht die Pflicht auferlegt, um gutes Geld den Fremden und Obdachlosen gastlich aufzunehmen und zu pflegen, daß er in der Fremde eine Art heimathliches Dach finde, als Pilger einen freundlichen Ruhepunkt.

O, ich kenne noch — ich rede jetzt vom Lande — solche Häuser, die unter ihrem gastlichen Dach den Fremdling gerne und herzlich empfangen, aber den Lump, den Faullenzer, den Tagedieb,

den Familienmörder nicht leiden mögen. Es gibt noch solche Wirthshäuser, wo keine Karte gespielt, kein Schnaps ausgewirthet wird, — wo gute Ordnung herrscht, wo keine schändlichen Worte geduldet werden, wo Abends früh geschlossen wird, so daß die Frau, die arme, geächtete Sklavin des Säufers, um Mitternacht ihn gewiß nicht da suchen wird, oder die Mutter den leichtsinnigen Sohn!

Das sind rechte Gasthäuser. Da wird's einem auf Reisen wohl, heimathlich. Das ist keine Mördergrube, wo die öffentliche Sittlichkeit gemordet, begraben wird. Da ist's nicht schauerlich wie in den Kneipen, wo man Dämpfe der Unterwelt zu riechen glauben könnte.

Auch jene andere Einrichtung können wir gelten lassen, wo je und je für öffentliche Geschäfte oder für Vereinigung geselliger Art ein Raum offen stand, wo man auch etwa am Feierabend einmal in der Woche zusammenkam und die Interessen einer Stadt, eines Gemeinwesens, besprach.

Aber wie haben die Wirthshäuser den Klöstern nachgeeifert und sind zahlreich zu Unglücksstätten geworden, zu Kneipen, wo sich die Faullenzer, die Tagediebe, die Lasterknechte zusammenfinden! — wo aber auch ganz ordentlich angelegte Menschen es lernen, das Daheim gering achten, meiden! —

„Zu Unglücksstätten!" — sage ich.

Der Segen des Landes ist das Haus, die Familie. O glückliches Haus, auf Gott und Liebestreue gegründet, wo's noch gilt: Im Osten und Westen daheim ist's am besten.

Der Vater begehrt da nicht fort, wenn er nicht in seine Dienstpflicht muß. Daheim ist's ihm wohl, wo seine liebe Gattin ihn umgibt, der er sein Lebensglück nächst Gott verdankt. O wenn doch recht viele Frauen es wohl verstünden! Das Haus ist das glückliche Dach, darunter die Hausfrau, die Mutter, schaltet und ist ihr, als wär's eine Vorhalle des Himmels. An solches Haus wachsen die Söhne, die Töchter. Des Hauses Ehre ihre Ehre, des Hauses Glück ihr Glück.

Ach warum klingst du mir wie ein Traum fast nur noch, du schönes Lied vom lieben trauten Hause?

Das Wirthshaus hat das Haus zernagt. Das Wirthshaus gleicht den mageren Kühen in Pharaos Traum, welche die fetten verzehrten und blieben elend! — Das Wirthshaus ist das Unterwasser, welches die Fundamente des stattlichen Hauses unterfressen hat. Schon sind Spälte in der Mauer. Bald wird der stolze Bau zusammensinken. —

Geh' in's Wirthshaus. Dort findest du den Mann. Dort sitzt der hohe Beamte der Regierung, dort der Gewerbsmann. Dort findest du den eleganten jungen Herrn, den Rentier, den Studenten, den Commis, den „Arbeiter." — Geh' in's Wirthshaus, da sitzen die traurigen Schatten um den Tisch, wie im Irrenhaus, und spielen Jaß auf Jaß, Spiel auf Spiel. — Da sitzt der Knabe schon, die Cigarre im Mund, über dem und unter dem noch kein Härchen sproßt, der Knabe! er muß ja früh in's Himmelreich der Männer!

Geh' da und dort in's Wirthshaus! da findest du sogar Frauen hinter ihrem halben Schoppen, — die Dienstmagd hinter „ihrem Bier."

Hier findest du die Buhlerin, die mit ihren Blicken den Ehemann fängt, oder den unerfahrenen, doch lüsternen Jüngling. Hier legt sich vielerorts der Grund zu namenlosem Unglück: denn wo Hurerei und Ehebruch nach einem ersten schweren Fall eingebrochen sind, da stirbt Gott im Herzen des Mannes, und es bleibt nur noch das Thier darin, edleres oder unedleres, ein kulturfähiges oder wildes Thier!

Da wachsen die Kassenmarder heran, da die Despoten, welche ein liebliches weibliches Wesen lebenslang mit türkischer Willkür in freiem Land beherrschen, da die Elternmörder, da die Schlangen, welche als Verführer unschuldige arme Mädchen der Schande, dem Laster gewinnen!

Es ist nicht überall so. Aber es ist so in den meisten Wirthshäusern und Kneipen in den Ver. Staaten. Sie sind zu Unglücksstätten geworden.

Das Wirthshaus ist der Wallfahrtsort geworden, dahin, wie zu einem heiligen Wasser, die Männerwelt pilgert. Irgend ein Bier- oder Weinfaß ist das Tabernakel. Irgend ein leichtes Mädchen da und dort das anziehende Heiligenbild. Die Spielkarten sind das Brevier, Tabacksqualm der Weihrauch!

Aber während man nach Maria-Einsiedeln, nach Lourdes nur einmal im Jahr, oder gar nur einmal im Leben pilgert: in's Wirthshaus, diesen Bacchus-Tempel, pilgert der Alkohol- und Gesellschafts-Sklave jeden Tag. Den ganzen Tag ist der Wallfahrtsort besetzt. Am Morgen früh, wenn auf die Straße hinaus gelüftet wird, welcher Höllendunst, den die Liebhaber Duft heißen mögen: Wein, Käse, Bier, Taback, Menschenausdünstung — Alles bunt durcheinander. Ein schläfriges, verschienenes Mädchenangesicht erscheint. Wie anders sieht sie aus, als am Abend! — Ja, ich begreife, daß das wahr ist, was ein Arzt kürzlich geschrie-

ben hat: Kein Stand weist so viele Kranke und Invalide auf, wie derjenige der männlichen und weiblichen Aufwärter in Gastwirthschaften. Das ist ja eine Pestluft!

Und nun schon von Morgens neun Uhr an, für Manche der Frühschoppen, der den Leuten von der Arbeit hilft, — um zehn Uhr die später Aufstehenden, um elf Uhr der Rentier, und um zwölf Uhr die Absynth-Sklaven.

Und den ganzen Nachmittag: Karten, Karten, Karten. Karten für Kaffee, Karten für Bier, für Wein, um einen Kuchen! Spiel um des Spieles willen. Spiel um Geld.

Und nun der Abend, da fängt's erst recht an. Alle Lokale voll trotz gedrückter Zeit. „Es ist des Bürgers Pflicht, in's Wirthshaus zu gehen" — bald könnte man glauben, daß solches in der Verfassung stehe. „Wer nicht in's Wirthshaus geht, ist kein braver Bürger!" scheint's mancherorts zu gelten.

Man will zum Meister Schuster oder Schreiner, Bäcker oder Schlosser. — „kommen Sie morgen," heißt es. Der Herr Meister sitzt eben im Wirthshaus und läßt Handwerk Handwerk sein, und seine Gesellen wissen's und die Lehrbuben auch.

Wo ist der Herr Gerichtspräsident? der Herr Richter? gar auch der Herr Pfarrer? der Herr Lehrer? ach hier und dort wäre die Frage besser so gewendet: in welchem Wirthshaus finde ich zu dieser Stunde den Herrn Beamten?

Und Nachts? wenn du schlafen willst, frage wenigstens in unserer Hauptstadt nicht nur: fahren viele Droschken, sind viele Kinder im Haus? — frage: wie viel Kneipen sind in der Nähe? — kann ich vor ein Uhr Nachts auf Ruhe zählen Tag um Tag?

Und welche sittliche Luft, welche Bildung in dem Wirthshaus? —

Da fuhr ich vor einigen Tagen in der Post nach Sch. Es waren neben mir zwei Männer. Einer, ein fremder Handwerksmeister, war daran, mit seinem Söhnlein ihre Verwandten zu besuchen. Der andere, ein junger Handwerksbursche, der seit zehn Jahren fort gewesen war und wieder einmal sehen wollte, wie's im alten Dörflein steht. Ich brachte das Thema vom Wirthshaus auf, weil der Passagier beim Postillon vorne gar durstig war und überall einkehren wollte, wo ein Schild am Haus heraushing. Beide hatten es kein Hehl, daß auch sie oft und viel im Wirthshaus „zu thun hätten," — daß es freilich besser sei, wenn man nicht zu viel gehe.

„Würdet Ihr, bester Meister, wenn Ihr ein Töchterlein hättet, ein liebliches, anschauliches, das nun so seine 18—20 Jahre zählte, — würdet ihr Euer Kind als Aufwärterin in ein Wirthshaus geben?" — „Nie und nimmer," schrie der Mann fast mehr als er's sagte. „Nie und nimmer!" — und ich begriff seine Gründe, wahrlich, leicht begriff ich sie.

„Und Ihr, junger Mann, Ihr seid noch ledig, aber angenommen, Ihr hättet solch' ein Mägdlein — würdet Ihr es nicht geben?" „Ich sage, wie dort der Herr," antwortete der fröhliche Jüngling — „nie und nimmer würde ich ein Mädchen, das mir gehörte, als Aufwärterin in eine Wirthschaft stellen!"

O Volk — und das ist dein Heiligthum, dein Paradies, dein Lustort! — dahin zieht es dich so, daß schon deine Kinder nach dem Wirthshaus lechzen und nicht warten können, bis auch sie ihr Geld, ihre Zeit, ihre Ruhe, ihr Glück vielleicht in's Wirthshaus tragen, im Wirthshaus lassen können!

O Freund des Volkes! seiest du wer und wie du bist, wenn du's nur mit dem Volk gut meinst — sagst du nicht auch: es sollte anders sein; es ist nicht gut so. — Und, sollte es anders sein, so sage lieber gleich aus tiefster Brust, nimm's gleich fest vor: „Ja, es muß anders werden!"

Und muß es anders werden, so will auch ich helfen, was ich kann, daß es anders wird, aber was kann ich? —

„Du kannst viel, wenn du recht willst." Das Mäuslein in der Fabel, das geringe Wesen, nagt den starken gefangenen Löwen aus dem Netz los, darin er sich hatte fangen lassen.

Und welche glänzenden Beispiele weist uns die Weltgeschichte davon auf, was man vermag, wenn man einig ist und recht will! Die Amerikaner sind leidenschaftliche Theetrinker, und man sollte glauben, den ließen sie sich nicht nehmen. Aber was geschah Anno 1773 in Boston, einer Hauptstadt Nordamerika's, von welcher die Befreiung der Ver. Staaten von England's Joch ausging? — Als England einen unberechtigten Zoll auf den Thee legte, da enthielt sich die ganze Bevölkerung lieber Monate lang dieses Getränkes, als daß sie eine ihrer Freiheiten um eines Genusses willen geopfert hätte. Und England hat es erfahren, was eine Nation kann, auch eine schwache — denn die Ver. Staaten hatten damals wenig mehr als drei Millionen Bewohner, — wenn sie ernstlich frei werden will.

Es kommt darauf an, ob wir frei werden wollen, ob wir, wenn nöthig, uns auch ein Opfer auflegen können.

So kann jedes von uns helfen, welches einsieht, daß das Wirthshausleben bei uns zu

einer Krankheit geworden ist, die geheilt werden sollte.

Redete ich zu den Hohen dieser Welt, so würde ich sagen: Meine Herren Großräthe, Regierungsräthe und Oberrichter, — meine Herren Bezirks- und Gemeinds-Beamten, — meine Herren Geistlichen und Lehrer, — legen Sie sich's als erste Aufgabe vor, Alles zu thun, damit unser Volk sich dem Wirthshaus wieder mehr ab-, dem Hausleben wieder zuwende! — O bleiben wir selber fleißig daheim und erfüllen recht treu unsere häuslichen Pflichten! Gewöhnen wir uns und die Unserigen daran, daß das größte Glück daheim, nicht im Wirthshause ist. —

Und wir Hausväter, sagen wir es oft unseren Hausgenossen, daß wir im Wirthshause Vieles verlieren: Geld, Zeit, Frieden, Kunden, Gewissenhaftigkeit, Sitteneinfalt, Reinheit! —

Und die werthen Hausmütter und älteren Brüder und Schwestern, wie viel können wir thun in Ermahnung und Belehrung, in Zucht und Liebe, daß den Männern des Hauses und der Jugend das Daheim wieder lieb und anziehend wird! —

O wir Alle, versäumen wir nichts, wodurch unsere Zeit, die öffentliche Stimme, wieder für Eingezogenheit, Genügsamkeit, Arbeitsamkeit, häusliche und polizeiliche Ordnung gewonnen werden kann? Wir werden hierin einmal eine große Verantwortung zu übernehmen haben für uns und für unsere Umgebungen.

Das wird doch keine große Sünde sein, denkt freilich Mancher, daß ich Abend für Abend ein Glas Bier im Wirthshaus trinke! Aber er denkt nicht, daß er zu Hause manches Nützliche thun, manches Schädliche meiden könnte. Er denkt nicht, daß sein Beispiel auch auf die Anderen wirkt, auf Manche auch, welche dann nicht dasselbe Maß zu beachten wissen, oder deren Verhältnisse es ihnen noch mehr zur Pflicht machen, daheim zu bleiben, wie ihm.

Und wollt Ihr, Schulfreunde, wissen, warum das **Schulhaus** nicht mehr wirkt? — Das **Wirthshaus** wischt das Schulhaus durch. — „Was ich gelernt im Schulhaus, verlernte ich im Wirthshaus!" muß mancher arme Sklave des Wirthshauslebens klagen.

Die namenlose Rohheit in unserem Volk verdanken wir dem Wirthshaus zum großen, wenn nicht zum größten Theil.

Die Verödung vieler Gotteshäuser in vielen Gemeinden verdanken wir den Wirthshäusern; denn — wo die Wirthshäuser sich füllen, da leeren sich die Kirchen. Und wo die Kirchen sich leeren, da nimmt Zuchtlosigkeit und Rohheit überhand.

O liebe Leser alle, bedenkt, was ihr nun gelesen. Ich habe nicht leichthin gesprochen. Längst lag's mir schwer — und Vielen mit mir — auf dem Herzen. — Helft kämpfen den guten Kampf für das Wohl unseres Volkes!

* * *

Und was habe ich Euch zu sagen, die Ihr noch betet, die Ihr selber dem Wirthshausleben ferne steht?

1) Richtet nicht! Der Geist der Zeit hat eine gewaltige Macht und reißt Manche mit, die's nicht besser wissen und können.

2) Schlafet nicht! Wer da glaubet, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle.

3) Ermattet nicht! Betet, o betet, daß jenes Wort des Apostels unter uns sich erfülle: Berauschet euch nicht mit Wein, daraus ein heillos Wesen folgt, sondern werdet voll Geistes.

4) Ruhet nicht, bis es in dem besprochenen Stück in Eurer Umgebung besser geworden. Ernst und Liebe machen erfinderisch!

O, Gott wolle sich unseres Volkes annehmen, daß von Innen heraus — wie der Gletscher die Moräne ausstößt — durch neuerwachenden religiösen Sinn und sittlichen Ernst solches Uebel von uns hinausgethan werde!

Was ein freundliches Wort vermag.

Für Haus und Herd von Anna Spörri.

Reges Leben herrschte auf dem Marktplatz einer kleinen norddeutschen Stadt. Da war feilgeboten, was man brauchte und nicht brauchte, was nützlich ist und schön und gut. Etwas abseits vom Gedränge stand, an eine Gartenmauer gelehnt, ein Mann mit einer Drehorgel und spielte unermüdlich seine gedehnten Weisen. Wenige der geschäftig dahineilenden Käufer nahmen sich Zeit, dem Straßenmusikanten einen Blick zuzuwerfen, und noch seltener griff eine Hand in die Tasche, um dem Armen einige Pfennige in die Mütze zu legen. Der Mann bettelte ja nicht, selbst nicht mit flehenden Blicken; das Licht dieser Augen war erloschen. Ach, das Menschenherz ist meist zu hart, zu sehr eingenommen von sich selbst und



Zwei Wüstenkämpfer, die ausgekämpft haben.

seinen Angelegenheiten, um die leise Sprache des Elends, diese Trauerlieder ohne Worte zu verstehen. Man ist ja froh, von Bittenden in Ruhe gelassen zu werden, froh, seine Augen dem Jammer zu verschließen, den man doch nicht aus der Welt schaffen kann. Das mochte der blinde Orgelmann auch erfahren haben. Ein bitterer Zug lag um seinen Mund; es war als wollten diese Lippen recht fest sich schließen, um nicht zu verrathen, was in dem gepreßten Herzen kämpfte.

Eben ging ein noch junger, freundlich aussehender Herr an dem Manne vorüber, und sein ernstes Auge blieb an ihm haften. Er stand stille und blickte in das alte, kummervolle, ja finstere Angesicht, bis die Melodie zu Ende war.

Armer Mann, fragte er mit weicher Stimme, ist es lange her, seit Sie nicht mehr sehen können? — Ja, schon eine Reihe von Jahren; eine Krankheit zog sich auf die Augen. — Wie bedaure ich Sie, sagte der junge Mann, und warmes Mitleid liegt in seiner Stimme. Erlauben Sie mir noch eine Frage. Lieben Sie Jesum Christum und kennen Sie ihn als Ihrer Seele Licht?

Der Blinde schwieg. Lieben hatte er längst verlernt und beten half ja doch nicht. Da erkannte der Frager in dem Armen einen doppelt Blinden, und sein warmes, von Heilandsliebe volles Herz klang durch seine mahnenden Worte: Suchen Sie als ein Verlorner den Heiland, der gekommen ist, Sünder selig zu machen; dann wird es in Ihnen Licht werden, ob auch Ihr äußeres Auge geschlossen bleibt. Gott segne Sie!

Eine Spende fällt in den Hut, und die Schritte verhallen.

Eine Weile stand der Blinde ruhig, fast hatte er seine Drehorgel vergessen. Ihm war's, als müßte er immer noch der freundlichen Stimme lauschen, welche mehr, als die ihm kaum verständlichen Worte, an sein Herz gedrungen war, tiefen Eindruck hinterlassend. So hatte lange Niemand zu ihm gesprochen. Die ganze Welt außer seinem Stübchen war ihm gleichgültig und hart vorgekommen. Der Hader in seinem Innern gegen Gott und Menschen hatte sein Herz verschlossen; er konnte sich nicht in dies dunkle, unthätige Leben finden, zu dem er, der fleißige Arbeiter, seit lange verurtheilt war. Er hatte geschafft und gespart, auch zuweilen im Kreise der Kameraden sich belustigt; er war seiner Frau wohl kein liebevoller, aber auch kein harter Mann gewesen, da — mitten im gewohnten Treiben kam die eiserne Hand der Krankheit über ihn und zerstörte sein Glück. Oft klopfte seither die Noth an seine Thüre; doch konnten die Beiden knapp und ehrlich durchkommen mit dem schmalen Verdienst der Frau und den wenigen Pfennigen, welche die Drehorgel einbrachte. Aber es waren dunkle Jahre, die langsam an ihnen vorüberzogen; das umdüsterte Gemüth des Mannes drückte auch allen Muth der schüchternen Frau nieder und nahm ihrer treulichen Pflege jenen Duft, den Glaube und Liebe auch in der Trübsal wohlthuend ausströmen.

Als er heute heimkam, war er stiller noch als sonst, und erst nach einigen Tagen erzählte er seiner Frau von dem freundlichen Herrn, der mit ihm gesprochen hatte. „Er sagte so Aehnliches, was du mal von der Versammlung erzähltest, in die du mit der neuen Nachbarin gegangen bist, Marie, ich konnt's nicht recht verstehen. Aber die Stimme, die Stimme! wenn ich die doch mal wieder hören dürfte! Das muß ein guter Mann sein, der so sprach."

Wochen vergingen; hoffend ging der Orgelmann in den wenigen Tagen, wenn die Sonne durch die Herbstnebel drang, an seine Mauer am Marktplatz, doch die Stimme hörte er nicht wieder. Aber wunderbar — er war milder geworden in seinem ganzen Wesen; der eine Klang christlicher Liebe hatte einen Riegel in seinem Herzen zurückgeschoben.

Diese Stimmung mochte auch die Ursache sein, daß er den wiederholten Bitten seiner Frau endlich nachgab und sich eines Abends mit ihr aufmachte in die Versammlung der Methodistengemeinde, welche sie seit Kurzem mit dürstendem Herzen besuchte. Sie kamen etwas spät; als sich die Thüre öffnete, las soeben der Prediger die ausgegebenen Liederverse. Der Orgelmann stand still, hastig faßt er den Arm seiner Frau und sagt halblaut: Marie, das ist er, das ist die Stimme! Ist das euer Prediger? O, den will ich hören, was er sagt, muß wahr sein.

Und er horchte und horchte. Der graue Kopf neigte sich bald und Thränen, Buß- und Reuethränen rannen aus den erloschenen Augen, denn seine Sünde trat vor sein Angesicht, sein bitteres Murren und Auflehnen, sein Leben ohne Gott. Durch jene Stimme christlicher Liebe hatte Gott sein Herz aufgethan; nun konnte der Same des göttlichen Wortes, durch dieselbe Stimme an seine Seele dringend, auf ein wohl zubereitetes Ackerfeld fallen und Frucht bringen. Sie sproßte bald lieblich empor; aus dem Murren wurde Dank; das finstere Schweigen verwandelte sich in das Singen und Spielen eines erlösten Herzens. Wieder hatte Gott in eine Dunkelheit hinein gesprochen: Es werde Licht. Und es ward Licht.

O, wer kann sagen, welche Schöpfungen noch jetzt in's Leben treten unter solchem Rufe, Schöpfungen, die noch fortdauern, wenn die erschaffenen Lichtkörper nicht mehr sind. Wir aber, wollen wir nicht besser lernen, Handlanger dieses Licht und Leben wirkenden Gottes zu sein und im Dienste seiner Liebe alle uns geschenkten Gaben zu verwerthen, wenn es auch nur eine Stimme wäre, in welcher Freundlichkeit und Liebe klingt?

Auf und Nieder.

Eine Lebensgeschichte aus Amerika. Für Haus und Herd bearbeitet von Henricus.

(Schluß.)

Seid Ihr je früh aufgestanden, früher als die Sonne, und habt Ihr gesehen, wie der östliche Horizont in violetten und goldenen Farben erglüht, während der hohe Himmelsbogen feierlich friedvoll erscheint und doch so herrlich, gleichsam als ob er sich bewußt wäre, daß er „der Träger des kommenden Tagesglanzes ist?"

Habt Ihr die Wiesen und Felder gesehen, wenn der Thau die Blumen und Gräser versilbert, wenn die Natur ihr Feierkleid trägt, und die Vögel in der Luft ihr Loblied anstimmen zur Ehre Gottes des Vaters?

Wenn Ihr das Alles gesehen habt, dann wißt Ihr auch, daß die kommenden Stunden diesen Glanz oftmals trüben, daß sie die glänzenden Thautropfen von den Blumen und Blättern nehmen und den Gesang der Vögel verstummen lassen; aber die schöne Erinnerung an die thauige Frische des Morgens vermag uns die Mittagssonne nicht zu rauben, welche Veränderung sie auch in der Natur bewirkt. Diese Erinnerung muß sie uns lassen; wir halten sie fest, wie das Andenken an den süßen Duft der Veilchen und Lilien, die wir in unserer Kindheit pflückten. Das Gedächtniß an die goldige Stunde, welche die Nacht mit dem frühen Tage vereinigt, kann uns nicht genommen werden; sie bleibt die Zuflucht unseres Herzens, wenn wir matt und müde und verzagt sind, wenn die sengenden Sonnenstrahlen des Mittags uns erschlaffen, oder die Stürme dieses Erdenlebens uns hin und herreißen.

So erinnerte sich auch Paul in späterer Zeit stets an die frühe Stunde des heitern Sabbathmorgens, welcher dem unfreundlichen Sonnabend folgte. „Es wird ein so friedlicher 'Ruhetag' sein," dachte er, und dann beschloß er Vormittags in die Kirche zu gehen und am Nachmittage Magda noch einmal zu besuchen, um ihr selbst das Lebewohl zu sagen, das er gestern der Mutter aufgetragen hatte.

Aber diese Pläne sollten nicht ausgeführt werden. Als das erste Glockengeläute von mehr als hundert Kirchen der Stadt die Menschen ermahnte, sich zu ihrem Kirchgang bereit zu machen, klopfte Frau Forbis an Paul's Thür und überreichte ihm ein Billet von dem Kapitain des Schiffes, auf welchem er seine Ueberfahrt bestellt hatte. Es enthielt nur wenige, mit Bleistift geschriebene Worte, die Paul aufforderten, um elf Uhr an Bord zu sein, da „die Seejungfrau" den günstigen Wind benutzen und heute noch ihre Anker lichten werde.

Nun folgte eine unruhige Stunde. Die letzten Vorbereitungen mußten in großer Eile gemacht werden; Paul sagte Frau Forbes und einigen Freunden, die wie er in ihrem Hause wohnten, Lebewohl, und als die Glocken zum zweiten Male ertönten, und die Menschen denselben Folge leisteten, ging Paul Foster hinaus, um wieder einmal ein neues Leben unter Fremden anzufangen.

Zur Zeit der Dämmerung durchschnitt das Schiff die tiefen, blauen Fluthen; der ferne Landstrich der Heimath wurde mit jeder Stunde schwächer, und selbst das niedriger liegende und dem Meere zugestreckte Ufer verschwand endlich, und unbemerkt und langsam senkte sich die Sonne tiefer, bis sie dem Blick verschwunden war. Die unendliche Wasserfläche und der blaue Himmel begrüßten einander ohne Hinderniß.

„Land außer Sicht!" sagte der Capitain zu Paul. Er verweilte noch einige Augenblicke bei ihm und sprach mit ihm; dann blieb Paul allein. Er konnte sich nicht von dem Verdeck trennen, bis das Meer völlig in Dunkel gehüllt war.

Es kam ihm so seltsam, so wunderbar vor, daß er nun auf dem unendlichen, atlantischen Ocean schwebte und vor kaum vierundzwanzig Stunden noch bei Frau Forbes in der Küche gesessen und ihr vorgelesen hatte. Er schloß die Augen und lauschte auf das Anschlagen der Wellen an die Schiffsseiten. Es war ein angenehmes, beruhigendes, nicht unmelodisches Geräusch, das seine Sinne einschläferte, aber seine Phantasie anregte, die sich mit immer neuen Bildern trug. Wohl eine Stunde lag er so, dann dachte er plötzlich an die Kirchenglocken, unter deren Geläute er am Morgen seinen Weg nach dem Hafen gemacht hatte.

„Wie schön," sagte er leise vor sich hin, „daß es die letzte Landmusik war, die ich hörte und daß ich den Nachklang derselben mit mir auf das Meer nehmen konnte. Ob wohl," dachte er weiter, „die Seele die Erinnerung an den letzten Ton, der in ihr sterbliches Ohr fiel, mit sich nimmt, wenn sie von der Erde hinüber schwebt in das himmlische Land? Ob wohl alle Wechsel dieses Lebens so plötzlich kommen, wie dieser, — auch der letzte große Wechsel, der die Seele aus diesem Leben in das andere einführt? Wird es so sein, als ob wir aus einem Zimmer in das andere, das nächste eintreten, — aus dem dunkeln Zimmer der Sünde, Angst und Noth in das Licht und die endlose Freude des oberen Gemaches, in das Haus des Vaters, das viele Wohnungen hat?"

„Viele Wohnungen!"—Paul dachte über die Worte nach. Bezog sich der Plural hier auf die Zahl oder auf die Verschiedenheit? — War es ein großes Haus, das Allen offen steht, welche durch die Thür, Christum, eingehen, oder war es ein eigenes Haus für jeden Einzelnen?

Noch andere Gedanken bewegten sich in seinem Geist, Gedanken, welche zu Gebeten wurden, in denen der Name Agnes Murray neben dem Namen der

kleinen Magda, des armen verwachsenen, kranken Kindes, Platz fand; denn während er betete, wurde die Scheidewand der gesellschaftlichen Stellung beider schwächer und verschwand ganz, wie vorhin das feste Land dem Blick entschwunden war.

Aber es war der Name Agnes -- Agnes Murray — den er zuletzt flüsterte, und als seine Seele die „Himmelsleiter" hinaufstieg, die zu dem großen „Schatzhause Gottes führt," da gab es keinen Schatz und keinen Segen, nichts Schönes und nichts Liebliches, welchen und welches er nicht für Agnes erfleht hätte. Und als er betete, da empfand er es auch tief innerlich, daß „Nichts im Himmel oder auf Erden" den andern Namen,—„den starken Namen Dessen hindern kann," der gesagt hat: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben."

Nun war es Frieden in Paul's Herzen. Wie ein ermüdetes Kind über seinem Gebete einschläft, so schlief Paul ein, während er noch betete; und das Schiff verfolgte seinen Weg die ganze lange Nacht hindurch in den Fluthen des Oceans.

Die Tage, welche nun folgten, waren voll von Genüssen für Paul. Seine, das Schöne liebende Seele war tief bewegt von den Wundern und den Herrlichkeiten des Meeres, welche ihm jede Stunde in neuem Lichte zeigte.

Sein Bleistift war immer in Bewegung, während der ruhigen Stunden seiner Seefahrt. Mitunter wagte er sogar den Versuch, die vom Sturm gepeitschten Wogen zu skizziren, und die Wellen mit dem weißen Schaum, der dem Meere den Anblick eines unermeßlichen Schneefeldes gab.

Es betrübte ihn fast, als die Matrosen anfingen, von der Nähe des Hafens zu reden und es war ihm fast bedauerlich, als er an einem Morgen, etwa fünf Wochen nach seiner Abreise von New York, den Ruf vernahm: — „Land in Sicht! —" Es war eine so friedvolle, so ruhige Zeit gewesen, der Himmel schien ihm so nahe gekommen zu sein, daß er nicht anders als traurig sein konnte, nun sie vorüber war.

Der Capitain war ein freundlicher, warmherziger Mann. Seeleute sind das gewöhnlich. Der herrliche Anblick von Meer und Himmel, den sie in immer neuer Pracht und doch unverändert vor sich haben, scheint in geheimnißvoller Weise ihre Herzen zu erweitern und zu erwärmen.

Die ganze Schiffsmannschaft hatte Paul lieb gewonnen und sich besonders für ihn interessirt. Sein Zeichentalent berührte die romantische Seite ihrer Natur.

Eine eigenthümliche Freundschaft hatte Paul mit einem wettergebräunten alten Matrosen geschlossen, auf dessen Armen die geheimnißvollen Hieroglyphen fremder Küstenstriche eintätowirt waren. Dem Gesichte des alten Mannes waren die Spuren von Wind und Wetter aufgedrückt und in seinem Herzen wucherte das Unkraut abergläubischer Befürchtungen und Anschauungen, die er auf seinen abenteuerlichen Fahrten auf dem Meere und unter den Nationen verschiedener Himmelsstriche eingesammelt und beherbergt hatte. Sanft wie ein Kind hatte er eines Sonntags zugehört, wie Paul einem kranken Schiffsjungen das fünfzehnte Kapitel des Evangeliums Lucä vorgelesen hatte.

Am Abend desselben Tages, als Paul auf dem Verdeck stand und die Sterne beobachtete, trat der alte Matrose zu ihm.

„Junger Herr," sagte er, indem er sich bemühte, seine rauhe Stimme zu dämpfen, „wollen Sie mir noch einmal die Geschichte von dem Schaf erzählen, die Sie heute Morgen vorgelesen? Sie müssen leise sprechen, daß meine Kameraden es nicht hören, und den Anfang können Sie überspringen; ich glaube, den weiß ich. Das von dem Finden möchte ich noch einmal hören."

Paul war sogleich bereit. Leise sprach er: —

„Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch, also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut."

„Das sind wunderbare Worte," sagte der Mann nach einer Pause. Er erhob seine Augen zu den Sternen, die Paul beobachtet hatte, und dieser sprach zu ihm in einem Tone, der noch leiser, noch weicher war, als zuvor:

„Noch höher hinauf, als zu den Sternen müßt Ihr blicken, wenn Ihr den guten Hirten sehen wollt."

Der alte Seefahrer verstand, was Paul meinte und wer vermag es zu sagen, was er in dieser Nacht sah! Das Auge des Glaubens braucht oft nur eine Minute, um ihn zu finden, unsern Herrn und Heiland.

Der Alte zögerte nicht länger neben Paul; er hatte genug gehört; ja, er sprach kaum noch mit ihm, bis an dem Tage, wo sie landeten.

Paul stand wieder auf dem Verdeck, als der alte Matrose zu ihm trat und ihm eine wunderlich geformte, buntfarbige Muschel reichte:

„Nehmen Sie dies, junger Herr," sagte er, „als ein Andenken an einen alten Seemann, der den dort Oben nicht vergessen will."

Er schüttelte Paul's Hand mit Wärme und blickte ihn voll an, dann kehrte er sich um, pfiff ein Matrosenlied und stieg die Treppe hinunter.

Paul Fosters Seereise war beendet. Eine Stunde später setzte er den Fuß auf ein fremdes Land.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, Paul auf seiner Reise durch ein fremdes Land und unter fremden Völkern zu folgen; uns genügt es, zu wissen, daß ihm jede Stunde neue, herrliche Genüsse brachte und ihm immer neue Schönheiten einer reichen Natur vorführte, die seine künstlerische Seele entzückten. Die Tage flogen mit Windesschnelligkeit vorüber; schon waren Wochen verstrichen, seit er dem freundlichen Capitain und den guten Matrosen der „Seejungfrau" Lebewohl gesagt, als er eines Morgens seinen Sitz in der bereits voll gedrängten Postkutsche einnahm, welche eben im Begriff war, von Civita Veccia nach Rom abzufahren.

Es kostete Paul einige Anstrengung, die Aufregung zu beherrschen, welche sein Herz in schnellere Bewegung setzte, als es nun gewiß war, daß er so bald schon die Stadt seiner Träume betreten sollte; denn wenn er auch tief von der Wahrheit durchdrungen war, daß Alles, was uns umgibt, und jeder Ort, an dem wir weilen, uns Anregung zum Nachdenken, Genuß und Freude für Geist und Herz bringt, so empfand er doch lebhaft, mit welcher Würde und Heiligkeit und mit welchem geheimnißvollen Zauber die Vergangenheit jeden Stein der Stadt bekleidet, welcher er sich jetzt mehr und mehr näherte, und die unebnen Wege der Campagna, auf denen die Kutsche so gemüthlich hin und her rumpelte, waren ihm Merkzeichen für sein Nachdenken.

Der Tag nahte sich seinem Ende, als der Wagen eine langsam aufsteigende Höhe erreicht hatte, welche Paul einen flüchtigen Schimmer des Domes der Peterskirche gewährte, während die Stadt selbst noch nicht sichtbar war. Aber nur einen Schimmer, denn

gleich darauf rumpelte die alte Postkutsche wieder über die verlassene Campagna dahin.

Als sie sich der Stadt näherten, wurde die Straße belebter; sie mußten einige Minuten lang halten. Noch eine kurze Strecke, und Paul wußte, — daß er in Rom war, in der ewigen Stadt; im Schatten der Kuppel der berühmten Kathedrale, die eben von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurde; in der Hörweite der Glocken aus der luftigen Höhe. Prächtig gekleidete Männer, Frauen und Kinder zogen gruppenweise an ihm vorüber, nach der großen Piazza hin, in deren Mitte der alte egyptische Obelisk steht, und wie eine warnende Schildwache aus längst vergangener Zeit, mit dem langen mageren Finger gen Himmel zeigt; wo die Fontainen spielen und rauschen und ihre hohen Wassersäulen, der Zeit spottend, hin und herschütteln, daß sie in tausend und abertausend glänzenden Tropfen zerstäuben.

Es waren köstliche Tage, diese Tage, welche nun folgten. Stundenlang wanderte Paul unter gesunkenen Säulen, zerfallenen Triumphbogen und Tempelruinen umher; stundenlang stand er mit klopfendem Herzen und ehrerbietigem Anschauen vor den Kunstwerken, welche Maler und Bildhauer geschaffen; und in den Nächten woben Kunst und Schönheit und Alterthum die Träume, aus denen er beim ersten Morgengrauen zu neuem Anschauen erwachte.

Aber warum die Wunder und Schönheiten von Rom, der „ewigen Stadt" — wie sie mit Recht genannt wird — beschreiben, mit deren unerschöpflichen Schätzen der Kunst und Geschichte wir durch Bücher und Bilder bekannt gemacht sind.

Paul wanderte von Ort zu Ort, von Straße zu Straße, von Palast zu Palast. An die Arbeit, die er den folgenden Montag beginnen sollte und die er nicht früher beginnen konnte, weil das kleine Atelier, das er gemiethet hatte, nicht früher frei wurde, dachte er nicht. Er lebte ganz für den Augenblick und dieser war mit dem Schauen all' des Schönen und Herrlichen ausgefüllt.

Den Empfehlungsbrief, welchen Herr Gilbert ihm gegeben, hatte er dem Besitzer der Gemälde überreicht, die er copiren sollte.

Es war ein bejahrter Künstler, ein einfacher gutherziger Mann, der sich sogleich für Paul interessirte. Theils war es Pauls Jugend, die ihn anzog, dann aber auch die ihm vertraute Sprache, die er nach langen Jahren gern wieder hörte, und deren sich Paul gern bediente, wo sie verstanden wurde, weil er des Italienischen noch nicht ganz mächtig war und mit großer Liebe an seiner Muttersprache hing. So hatte Paul gleich einen freundlichen Menschen gefunden, dem es ein Vergnügen war, seine Schritte in diesen müssigen Tagen zu leiten und ein Atelier zu finden, das in einem Stadttheil, in welchem viele Künstlerwerkstätten waren, und ganz in der Nähe der Piazza Barbarini lag.

Es war ein bescheidenes Gemach, das Pauls bescheidenen Ansprüchen genügte, aber den Nachtheil hatte, daß es viele Treppen hoch lag. Es war kaum anzunehmen, daß die Besucher der Künstlerwerkstätten zu ebener Erde, die entweder kaufen wollten, oder denen es Vergnügen machte, die Künstler während ihrer Arbeit zu besuchen, sich so hoch versteigen würden; aber das hatte für jetzt keine Bedeutung, weil Paul Monate lang mit Copiren zu thun hatte.

Das kleine Zimmer hatte vom ersten Augenblick an etwas Heimathliches für Paul. Er schrieb es seiner Lage zu, denn ringsum wohnten Maler und Bildhauer — Männer und Frauen — die aus aller Herren Länder hier zusammen gekommen waren, um ihrer geliebten Kunst zu leben. — „Vielleicht," dachte Paul, „ist mir der kleine Raum auch deßhalb so behaglich, weil er so hoch liegt."

Er trat an das Fenster und blickte hinauf zu dem tiefblauen Himmel, der sich oben so friedlich und freundlich über die große Stadt breitete, wie über die Gräber seines Vaters und seiner Mutter in dem fernen Lande seiner Geburt.

„Und," dachte er weiter — denn er war jung — „es ist der schöne, blaue Himmel, zu welchem Agnes Murray emporblickt."

Dieser Gedanke zauberte ein Lächeln um seine Lippen und das war etwas Seltenes geworden, seit er seine Arbeit in Rom angefangen hatte; denn es war ein mühseliges, arbeitsvolles Leben, das er führte.

Aber es trug seine Früchte. Noch war es nicht ganz ein Jahr, seit er Amerika verlassen und schon hatte er die letzte Copie für Herrn Gilbert vollendet und den letzten Dollar seiner Schuld bezahlt.

„Ich bin frei — frei!" jubelte er, „nun bin ich nicht länger ein gefangener Vogel, der in seinem Käfig singt, aber unfähig ist, das Gitterwerk der vorgeschriebenen Arbeit zu durchbrechen."

Mitleidsvoll dachte er an die bunten gefiederten Sänger, die gefangen sind, obwohl sie in vergoldeten Käfigen singen.

Wieder war ein Jahr verstrichen. Ein schöner Lenzmorgen blickte die Erde aus sonnigen Augen an. Paul packte Farbenkasten und Skizzenmappe und die nöthigsten Kleidungsstücke in seinen Tornister, schnallte ihn auf den Rücken und schloß die Thür seines Zimmers in der Absicht hinter sich zu, sie erst in der Herbstzeit wieder öffnen zu wollen. Wohlgemuth wanderte er hinaus in den Sonnenschein, der Himmel und Erde vergoldete. Die Luft war von Veilchenduft durchhaucht, der Wiesengrund mit Anemonen geschmückt und still und unbeweglich wie eine blaue Trift dehnte sich das herrliche mittelländische Meer unter dem verklärenden Wiederschein des italienischen Himmels aus. Und den ganzen langen Sommer zog Paul hin und her an dem schönen Ufer und dann weit hinein in das Land der schneegekrönten Berge und blühenden Thäler durch Landschaften, die schön und lieblich und poesievoll sind, wie das Lied eines Dichters von Gottes Gnaden.

Nicht ein einziges Mal während des ganzen, langen Sommers wurde Paul Foster von dem kalten Druck des Mangels berührt. Seine Brieftasche war immer gefüllt. Wie unermüdlich sein Bleistift auch war, Skizzen von Cypressen oder Pinien, von fernen Höhenzügen und nahen Landschaften auf das Papier zu zaubern, die Touristen zeigten sich eben so unermüdlich, sie zu erwerben. So kam es, daß Paul keines seiner Naturbilder in der Skizzenmappe verwahrte; denn wenn er sie auch nicht zum Verkauf bot, so gab er sie doch gern fort, wenn er gebeten wurde.

Und als der Sommer dahin war — dieser köstlichste, genußreichste, glücklichste Sommer seines Lebens — und Paul nach Rom zurückkehrte, da brachte er einen hübschen Geldvorrath mit, die Frucht seiner naturgetreuen Skizzen; ehrenhaft erworbenes Geld.

Aber hier müssen diejenigen unserer Leser, welche uns bisher gefolgt sind, um eine vergnügliche Unterhaltung für müssige Stunden zu haben, dies Buch zuschlagen und zur Seite legen und es nicht wieder aufnehmen; denn als Paul Foster wieder in Rom und in sein Atelier eingezogen war, trat das Leben, das wirkliche, wahrhaftige Leben, das sich wie ein Faden durch unsere Erzählung schlingt, — mit seinem ganzen Ernst, seiner ganzen vollen Schwere an ihn heran und

lastete mit finsterm Drucke auf ihm. Die Schatten, die sich allgemach um ihn sammelten, verdichteten sich immer mehr, und die trüben, kalten Winterabende, die dem sonnigsten, lichtvollsten Sommer seines Lebens folgten, wurden dunkler und immer dunkler, bis endlich für Paul Foster — — die Morgenröthe eines andern Frühlings heraufdämmerte, das Dunkel durchbrach und Alles licht machte.

Es war ein Monat vor Weihnachten. In den Straßen Roms drängte sich eine bunte Menschenmenge auf und nieder. Gesang und Musik erschallte vom Morgen bis zum Abend, aber nur wenig abgerissene Töne oder vereinzelte Nachklänge stahlen sich hinauf in Pauls Einsamkeit. Vergeblich lauschte er auf den Schritt eines Fremden; Niemand kam. Dennoch arbeitete er unverdrossen und voll Liebe weiter und hielt die Hoffnung fest, daß sich für sein bald vollendetes Gemälde ein Käufer finden werde. Aber das tägliche Leben trat mit unverminderten Ansprüchen an ihn heran, und sein Geldvorrath schwand von Tag zu Tag.

„Sie müssen Ihren Styl ändern," riethen seine jungen Collegen, die Geld verdienten. „Sie müssen ihn dem allgemeinen Geschmack anbequemen. Die Fremden, welche jetzt in Rom sind, sind keine Kunstkenner. Malen Sie Bilder, die ihnen gefallen, und Sie werden Geld verdienen. Die wenigen Kenner halten sich an die berühmten Meister zu ebener Erde. Was sind wir Maler anderes," fügten sie heiter lachend hinzu, „als Leute, welche die Freiheit haben, den Schatten ihrer eigenen Phantasiegebilde nachzujagen?"

Aber für Paul hatte die Kunst eine tiefere Bedeutung, als seine leichtherzigen Gefährten sich träumen ließen; ihm war sie so hochheilig, daß es ihm unmöglich war, ein Bild. das er einmal entworfen, auch nur durch einen überflüssigen Strich oder eine unrichtige Schattirung zu verunglimpfen.

Dieses Streben, seinen Mitmenschen durch die Kunst Kenntnisse zu vermitteln, legte ihm eine schwere und feierliche Verantwortung auf, und seine Betrachtungsgabe hatte sich mit den Jahren so verfeinert und vervollkommnet, daß er gar nicht malen konnte, ohne den geringsten Grashalm und die gewöhnlichste Wiesenblume so naturgetreu als möglich zu machen.

„Nur wahr, nur naturgetreu," sagte er sich oft, „und wenn ich auch längere Zeit zur Vollendung meines Gemäldes nöthig habe, und wenn auch — —"

Seufzend brach er ab. Er hob die Brieftasche empor, die jeden Tag leichter wurde, und er blickte in den Spiegel, der ihm gegenüber hing und konnte sich nicht verhehlen, daß sein Gesicht dünn und blaß war, und sein Auge müde und matt. Er hatte so wenig und so unruhigen Schlaf.

Aber endlich stand sein fertiges Bild auf der Staffelei — eine Landschaft. Die warme Färbung eines italienischen Himmels wurde noch erhöht durch einen reichen brillanten Blumenflor. Der Lichtglanz schien durchhaucht zu sein von dem ersten Ahnen der sich nahenden Abendschatten. Es lag eine erhabene Würde, eine geistige Bedeutung über dem Ganzen, und doch war es nur die einfache Composition eines Gegenstandes, der schon oft von Künstlern aller Länder gewählt wurde.

Ein Kreuz, das am Wege stand. Zu den Füßen desselben wurzelte eine Fülle blauer Vergißmeinnicht. Einige lange Stengel reichten empor zu dem Stamm des Kreuzes und die blauen, bedeutungsvollen Blüthen schmiegten sich an das Holz.

Vor dem Kreuze lag der zerbrochene Schaft einer gemeißelten Säule, die noch den Schmuck eines massiven corinthischen Capitals trug und vielleicht ein Theil eines prächtigen Tempels gewesen sein mochte. Hinter dem Kreuze und den Hintergrund des Gemäldes bildend, erhoben sich blaue Berge, und blühende Thäler breiteten sich zu ihren Füßen aus. Es war eine sonnige, frische, reizende Welt, auf welcher das Auge mit Vergnügen ruhte, wenn es von den Tempelruinen, dem Werk von Menschenhand, hinüberschweifte, und sich an den glänzenden Blumen sattgesehen hatte; denn ein stiller Frieden, eine die Seele anheimelnde Ruhe, umhüllte die „ewigen Berge." Kein Weg führte zu denselben hin; der enge, geschlungene Fußpfad, der dicht an dem Kreuze vorüberlief, war der einzige Zugang, und auf diesem Pfade lag der Schatten des Kreuzes, — so lang, so hoch, daß er sich in dem Lichte verlor, das mild und weich über den friedvollen Bergen ruhte.

Dachte Paul Foster, als er diese ferne Gebirgsreihe malte, an die Bibelverse, die er am Knie seiner Mutter gelernt: — „Um Jerusalem her sind Berge, und der Herr um sein Volk her," und „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt" —?

Dachte er, als er das Kreuz malte, an „das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt?"

War sein Herz so leicht und froh dabei, wie der Fluß, der plötzlich aus dem Schatten in das Sonnenlicht springt?

Wir wissen es nicht. Kein Herz vermag die Geheimnisse eines anderen Herzens zu lesen; aber Pauls Gesicht war von einem glücklichen Lächeln erhellt, als er vor seinem vollendeten Gemälde stand.

Den folgenden Tag und viele folgende Tage wanderte Paul Foster durch die Straßen Roms und von Platz zu Platz, überall hin, wo er einen Käufer für sein Gemälde zu finden hoffen konnte.

Er fand keinen. Die Weihnachtszeit war vorüber. Sein Gemälde war immer noch unverkauft; seine Brieftasche wurde immer leichter, endlich ganz leer.

Als alle Anstrengungen ohne Erfolg blieben, als die Hoffnung blässer wurde und zu schwinden begann, schrieb Paul an Herrn Gilbert's Freund, der schon lange von Rom abwesend war. Aber die Wochen kamen und gingen und brachten ihm keine Antwort.

Was sollte er thun — er, der Fremde in dem fremden Land? Wo sollte er Hülfe suchen?

Die Noth gab ihm den Muth, zu den Künstlern zu gehen, deren Ateliers zu ebener Erde lagen und viel besucht waren und sie zu fragen, ob sie ihm keinen Käufer für sein Gemälde zuweisen könnten. Aber die fleißigen Männer an der Staffelei nahmen sich nicht Zeit, zu ihm aufzublicken und zu sehen, wie blaß und sorgenvoll sein Gesicht war. Sie hörten nur, daß er mit ruhiger, fester Stimme sprach und antworteten gelassen: „Nein, wir haben selbst noch unverkaufte Bilder."

Das war zu viel für Paul Foster; er konnte nicht weiter fragen. Er war stolz und empfindlich, ein ächter Sohn Amerika's, der „lieber sterben als betteln" mochte. O, wenn er gefragt hätte! Es waren warmherzige Männer und Frauen unter den Künstlern, die zu ebener Erde wohnten.

Und die Tage kamen und gingen. Können wir uns wundern, daß sie in ihrem Lauf eine Stunde brachten, in welcher es in Pauls Seele dunkel wurde — sehr dunkel? Ist es seltsam, daß er zweifelhaft vor seinem Gemälde stand, das Niemand kaufen wollte, und laut ausrief: „Ist es all' der Mühe werth!"

Was ihn dazu trieb, er wußte es selbst nicht — aber er holte das Gemälde seiner Jugendjahre — den düstern Felsen mit der einsamen Blume — und stellte

es neben die Staffelei. Und er holte auch die kleine Schiefertafel mit den krummen Linien und stellte sie an die andere Seite. Da standen sie nun zusammen — die Gemälde seiner Kindheit, seiner Jünglingszeit und seiner Mannesjahre, und — —

Er ging hinunter auf die Straße, in die dunklen Straßen von Rom. Es war Nacht. Und wieder trat sie ihm entgegen, die Frage: „Ist es all' der Mühe werth?"

Er war kalt und hungrig, ach, — und er war jung! Es war eine schwierige, eine dunkle Frage, und eine schwer zu beantwortende, und es war eine dunkle, schwere Nacht.

Das erste Morgengrauen lichtete bereits den östlichen Himmel, bevor er den Feind bekämpft und besiegt hatte, der sich mit der Kälte und dem Hunger und der gestorbenen Hoffnung herangeschlichen, — den Feind, der sich wie ein zur Schlacht bereiter Krieger in voller Rüstung in die Citadelle seines Glaubens hineingestohlen hatte.

Paul Foster ging zurück in sein Atelier. Wieder stand er vor seinen drei Gemälden. „Ein Vater der Vaterlosen," — „Gott die Liebe" flüsterte er weich.

Wieder hörte er sie aussprechen, die Frage, aber von einer andern Stimme als der seinigen: „Ist es all' der Mühe werth?"

Etwas, wie das frühe Aufleuchten des jungen Morgens nach dunkler Mitternacht, zog durch das kleine dunkle Zimmer; und leise und melodisch und lieblich, wie das Plätschern der Wellen an dem blumigen Ufer eines niedrig liegenden, schönen Eilandes, erklangen viele Stimmen: „Ja, all' der Mühe werth!" — Und dann — wie flockige Wolken an einem Sommerhimmel, so zogen die Erinnerungen seines Lebens hin vor seinem geistigen Auge in rascher Reihenfolge vorüber. Er glaubte wieder ein Kind zu sein — ein Kind, das verwundert fragte, ob es, wenn es ein Mann geworden, tief genug graben könne, um die schönen Farben zu finden?

Hatte er sie gefunden?

Und er glaubte wieder ein Knabe zu sein — ein Knabe, den das Verlangen beseelte, die Bergeshöhen zu ersteigen, um hinüber blicken zu können, und zu sehen, was „auf der andern Seite" sei.

Hatte er sie erstiegen?

Und dann — seine Gemälde, die Farben, die schönen köstlichen Farben — — Alles wurde blässer und blässer und verschwamm in einander.

War ihr Werk vollbracht?

Die Stimmen fuhren fort zu singen, — melodisch und lieblich. Er glaubte die Stimme der kleinen Magda zu erkennen, welche immer wiederholte: „Ich bin daheim bei Christo." Dann fiel eine andere Stimme ein, — er glaubte den alten Seemann summen zu hören: „Freuet Euch, freuet Euch, der gute Hirte hat einen Sünder gefunden, welcher Buße thut!" — Nun kam Frau Forbes in ihrer gewohnten Weise: „Ich war müde, müde und matt, nun habe ich Ruhe gefunden und Erquickung — Ruhe in Christo." — Aber lauter und lieblicher und süßer und reizender als Alle, hörte er Agnes singen — Agnes Murray: „Er war mein Freund, er half mir, — —" und Paul wußte, daß sie dachte: „Er erzählte mir von unserm Herrn Jesu Christo."

Und wieder flüsterte Paul — aber dieses Mal sehr leise, sehr schwach: „Ist es all' der Mühe werth?"

Das Zimmer füllte sich mit Düften, die dem Weihrauch glichen, welcher dem goldenen Weihgefäß entströmt; die leise, melodische Gesangweise wurde voller, harmonischer; sie schwoll zu mächtigen Accorden an und in die herrliche Musik fielen alle Stimmen, die vorher einzeln erklungen, zu dem jubelnden Chor zusammen: „Ja, all' der Mühe, all' der Mühe werth, denn du hast es gethan aus Liebe zu unserm Herrn Jesu Christo!" —

Paul wußte, daß dies eine Vision war; er wußte, daß sie vielleicht kam, weil er sich so schwach, so matt, so ohnmächtig fühlte — so schwach, daß er nur schwankend nach dem Tische zu gehen vermochte. Vor demselben setzte er sich nieder; er legte die gefalteten Hände auf den Tisch, und auf die Hände den Kopf; — aber zuvor schlug er die alte Bibel auf. Es war hell geworden in dem Zimmer — die Sonne war aufgegangen — er las die ersten Worte des Römerbriefes: „Paulus, ein Knecht Jesu Christi; —" und die Sonne fuhr fort zu scheinen, den lieben, langen Tag hindurch.

Sie stand schon hoch am Himmel, es war Mittag, da — ertönten die Schritte auf der schmalen Treppe, auf welche Paul Foster so lange vergeblich gelauscht hatte. Ja, nun kamen sie, aber nun — war es zu spät für ihn. Er hörte sie nicht mehr.

Es war der Künstler, Herrn Gilbert's Freund, welcher erst in der Nacht zuvor nach Rom zurückgekehrt war, und nun mit einem Käufer für das fertige Gemälde zu Paul eilte.

Die Herren klopften an die Stubenthür — einmal, zweimal, dreimal.

Keine Stimme rief: „Herein!" —

Sie öffneten die Thür. Sie standen auf der Schwelle und sahen hinein in das Zimmer.

Sie sahen die Staffelei und die drei Gemälde, und sie sahen den Sonnenstrahl, welcher schräg durch das Zimmer fiel und das Hauptgemälde, das in der Mitte stand, das Kreuz und die friedvollen Berge mit seinem vollen Glanz übergoß. Und sie sahen auch den Tisch, auf welchem die Brieftasche lag, die so dünn, so leer war, und — — — das aufgeschlagene ewige Buch. Sie sahen auch Paul, dessen Kopf vor dem Buch auf den gefalteten Händen ruhte.

Es war ein Etwas in dem Allen, das ihnen ein ehrfurchtsvolles Schweigen auferlegte. Sie standen einige Augenblicke unbeweglich; dann flüsterten sie leise: „Still! — er schläft!"

Ja, sie hatten Recht — Paul Foster schlief, und sie — waren zu spät gekommen, ihn aufzuwecken.

Den andern Tag war das kleine Atelier wieder zu vermiethen. Den andern Tag wurde im Schatten der „ewigen Stadt auf den sieben Hügeln" ein neues Grab gegraben.

Den andern Tag, als Paul Foster kein Brod mehr brauchte, schwang sich sein Genius hoch empor und gelangte zu hohen Ehren. In der Auction, welche die amerikanische Gesandschaft veranstalten ließ, wurde Alles, was Paul je sein genannt — seine geringfügigsten Skizzen, seine Versuche und unbeendigten Gemälde zu den höchsten Preisen verkauft. Es war seinen Collegen und Gefährten auf dem Kampfplatz der Kunst schwer, das kleinste Andenken für sich zu erstehen; denn Alles, Alles — selbst sein Pinsel und Farben und Papier, ja, seine alten Kleidungsstücke, brachten viel Geld ein.

So war er doch gekrönt — gekrönt als Maler und Künstler, in der Stadt der Kunst, — gekrönt von Künstlern und Kunstverständigen.

War es zu spät?

War der Preis, den er bezahlt, zu hoch? Nein, nein, denn —

„Wer da rein in seinem Streben,
Und es treu im Kämpfen meint,
Dessen Wirken dessen Leben
Größer, reiner auch erscheint.



Ja, es haben das erfahren
Märtyrer und Fromme schon,
Jene auserwählte Schaaren,
Stehend vor des Höchsten Thron,
Die aus dunkeln Kampfesnächten,
Aufgestiegen sind zum Licht,
Selig nun zu seiner Rechten
Schau'n des Herrn Angesicht.
Treues Lieben, treues Sorgen,
Redlich Schaffen, Tag für Tag,
Treulich Hoffen auf den Morgen,
Ohne Lohn nicht bleiben mag.
Ja, die Hand, sie mag ermüden,
Und das Herz mag traurig sein,
Aber dennoch — süßen Frieden
Gießt schon hier der Herr hinein.
Und es tönet mächt'gen Schalles,
Denn es spricht der Herr das Wort:
„Wer hier überwindet Alles,
Soll ererben Alles dort."

„Wer überwindet, der wird es Alles ererben; und ich werde sein Gott sein und er wird mein Sohn sein."

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Gottes Werk und unser Werk.

Die Christen sind nicht selten, welche behaupten, nichts für den Herrn thun zu können. Die Einen werden durch Dies, die Anderen durch Jenes in Anspruch genommen, und die Zahl derer, welche sich ganz dem Dienste des Herrn weihen, ist gering. Und unter diesen, wie Viele dürfen sich das Zeugniß geben, daß sie thun, was sie können? — Uebrigens kommt es dem Herrn weniger auf das an, was wir thun, als auf das, was wir sind. Die Die Gesinnung, mit welcher wir unsere Arbeit verrichten, ist in manchen Beziehungen wichtiger als unsere Arbeit selbst. Aber die Gesinnung erlangen wir nur durch die Erneuerung unseres ganzen Wesens. Folgendes mag erklären, wie dies zu verstehen ist. Eine Magd, die sich bekehrt hatte und die man fragte, woran sie erkenne, daß ihre Bekehrung eine wahre sei, antwortete: „Daran, daß ich jetzt unter der Strohmatte fege." Ein vom Geiste Gottes erleuchteter Notar sagte: „Jetzt erkenne ich, daß ich nicht auf der Welt bin, um Akten zu machen, sondern um Gott durch meine Akten zu preisen." Thue ein jedes nur das Seine in seinem Wirkungskreise, sei es auch noch so gering, und Gott wird aus dem Kleinen viel machen, so wir treu gewesen.

„Ihr habt nur Mägde in euren Predigten," sagte einst zu Wesley einer seiner Gegner. Er antwortete ruhig: „Laßt die Mägde sich von Herzen bekehren, und ihr werdet sehen, daß sie dazu beitragen, dem Evangelium bis in die angesehensten Familien den Weg zu bahnen." Bis vor Kurzem stand an der Spitze zahlreicher christlicher Gesellschaften in England ein Mann, Lord Shaftesbury, der von jung und alt, reich und arm, von den gemeinsten wie von den hochgestellten Leuten als ein wahrer Christ und ein Wohlthäter der Menschheit angesehen wurde. Und dieser Mann diente dem Herrn von seiner Kindheit an. Wer aber hat ihn zum Herrn geführt? Wer hat mit ihm gesungen und gebetet, als er ein junger Knabe war, wer hat in seinem Herzen unauslöschliche Eindrücke hinterlassen? — Eine demüthige Kindsmagd, eine jener durch Wesley's Predigten bekehrten Mägde. —

Was wir thun, entspricht vielleicht nicht unseren Wünschen, allein es soll uns genügen, zu wissen, daß der, welcher uns unsere Aufgabe angewiesen, weiß, daß sie bestimmt ist, seine Rathschläge auszuführen.

Beim Bau eines Gotteshauses gibt es Verrichtungen untergeordneter Art, die aber dessenungeachtet nicht entbehrt werden können. Wenn wir beim großen Reichsbau Gottes dazu verwendet werden, nur Backsteine zu tragen, so sollen wir uns nicht beklagen und nicht meinen, es wäre schöner, an der Ausschmückung des Haupteinganges arbeiten zu dürfen. In seinem Reiche weist der Herr einem Jeden seine Stelle und sein Werk an, und die Ueberzeugung soll uns mit Ruhe und Vertrauen erfüllen: Mein Gott und Vater hat mir nicht nur geboten zu arbeiten, sondern er kümmert sich auch um das, was ich thue, und Alles soll dazu beitragen, mein innerstes Wesen für die Ewigkeit zu bereiten.

Die Vorsteherin eines Krankenhauses fragte eine mit Arbeit überhäufte Schwester: „Nun, mein armes Kind, wie geht es?" — „Ach," antwortete diese betrübt, „ich bin nur gut genug, um von der Speiseküche in die Waschküche, und von der Waschküche in die Speiseküche zu gehen." — „Ganz recht, meine Tochter," antwortete die im Dienst ergraute Oberin, „und von der Küche in den Himmel ist nur ein Schritt; denke oft daran!" — Ja, Wasch- und Speiseküche können eine Vorschule für den Himmel sein.

Unsere Gemeinschaft mit dem Herrn heiligt alle unsere Mühen und all' unser Kreuz. Er hat das Kreuz für uns getragen, er trägt auch die Krone für uns. Sollen wir nicht froh sein, daß Jesus uns für Alles in seinen Dienst nimmt, und können wir ihm nicht von ganzem Herzen sagen: Mache aus mir was du willst, und stelle mich, wohin du es für gut findest, überall wo ich mich nützlich machen kann. Ob ich für dich thätig sein darf, oder um deinetwillen zur Seite gestellt oder getreten werde, — ich stelle Alles dir anheim! —

Wenn die Christen gelernt haben werden, so

zu handeln, nicht ihren Eigenwillen, sondern den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen, dann wird man nicht mehr so viele traurige und niedergeschlagene Gesichter unter ihnen erblicken, dann wird Jeder mit ergebenem, ja, mit freudigem Sinn sein Werk vollbringen, was es auch sei.

Vom heiligen Abendmahl zurückgewiesen.*)

Von Albert Landenberger.

In dem schönen Württemberger Land regierte im Anfang des 18. Jahrhunderts der Herzog Eberhard Ludwig, ein Fürst, der besonders im Anfang seiner Regierung, da er nicht ohne gute Eigenschaften war und eine fromme Erziehung erhalten hatte, zu manchen Hoffnungen berechtigte, der aber von dem Tage an, da er in die Hände der schlimmen Gräfin Christine Wilhelmine von Grävenitz fiel, dem Lande unsäglich viel Herzeleid und Verderben brachte. Vergebens warnten und baten ihn seine treuen Freunde, vor allen der wackere Hofmarschall Forstner, vergebens das Konsistorium und seine Hofprediger, als der verblendete Herzog gar seine fromme Gemahlin verstieß, um die Grävenitz als rechtmäßige Gemahlin anerkennen zu lassen. Mit bitteren Thränen stellte ihm seine ausgezeichnete Mutter, Magdalena Sibylla, sein Unrecht vor, und die oberste kirchliche Behörde erklärte, wie sie mit tiefem Herzeleid und inniger Betrübniß der Seele von diesem Schritt des Herzogs vernommen hätte. Ja das Konsistorium gebot dem Hofkaplan Malblanc, als derselbe anfragte, wie er sich zu verhalten habe, wenn er berufen werde, dem Herzog das heilige Abendmahl zu reichen, „er solle sein Gewissen bewahren, von Christi Wort und Befehl nicht weichen, sondern thun, wie es einem gewissenhaften, rechten Gottesgelehrten zustehe.“ So wagte es Malblanc, dem Herzog das heilige Abendmahl zu verweigern, und das Konsistorium rechtfertigte diese muthige That in einem besonderen Erlasse. Ebenso wurde auch die Grävenitz vom heiligen Abendmahle ausgeschlossen. In eben diesem Jahre, es war das Jahr 1708, hatte die Mutter dieser Gräfin (sie war an einen mecklenburgischen Edelmann verheirathet, der später als Hauptmann in württembergische Dienste getreten war) ihren Sitz im schönen Schlosse in Urach von dem Herzog zugewiesen erhalten. Dort hatte einst der fromme Eberhard im Bart mit seiner trefflichen Gemahlin Barbara von Mantua als regierender Fürst gewohnt, bis er seine Residenz nach Stuttgart verlegte. Heute noch erinnert so Manches an seinen einstigen Aufenthalt, z. B. die Palme, sein Lieblingsbaum, den er nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande überall im Schlosse an den Wänden des goldenen Saales anbringen ließ, sowie sein muthiger Wahlspruch: "Attempto," d. h. ich wag's! und sein ausgezeichnetes, in Oel gemaltes Bild hängt, von dem König Karl geschenkt, bis auf diesen Tag in diesem schönen, von Fremden viel besuchten Saal. Dort war auch der unvergeßliche, hochedle Herzog Christoph geboren.

Es war Freitag vor Pfingsten. Frau von Grävenitz war schon lange nicht mehr beim heiligen Abendmahl gewesen; sie hatte vernommen, daß ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, der regierende Herzog, weil sie dem Lande solch Aergerniß gegeben hatten, von demselben ausgeschlossen worden waren, und wollte nun sehen, ob man es in Urach auch ihr gegenüber wagen würde, sie vom Tische des Herrn zurückzuweisen. Nicht als ob sie selbst ein besonderes Verlangen darnach gehabt hätte, auch sie war üppig und verschwenderisch, leichtfertig und stolz, wie ihre Tochter, und die Uracher Bürgerschaft ertrug nur mit Mühe ihren hochfahrenden, sich über alle Rechte und gute Sitten hinwegsetzenden Sinn, der von wahrer, lebendiger Frömmigkeit keine Spur zeigte. Damals bekleideten das geistliche Amt eines Predigers der Dekan E. U. Simons und der Diakonus Georg David Zorer. Der schon hochbetagte Dekan war in Folge plötzlicher Erkrankung an's Bett gefesselt, und so war die Leitung der geistlichen Amtsgeschäfte und das Predigtamt ganz dem bei der Gemeinde sehr angesehenen Diakonus übertragen. Am Donnerstag Abend vor Pfingsten überbrachte ein Bote der Frau von Grävenitz dem Diakonus ein Schreiben, worin ihm dieselbe anzeigte, sie gedenke am Freitag zur Beichte und am darauffolgenden Pfingstfeste zum heiligen Abendmahle zu gehen. „Ich kann der hochwohlgeborenen Frau von Grävenitz,“ so antwortete der muthige Geistliche, nachdem er die Sache in ernste Erwägung gezogen hatte, in dem Briefe, den er dem Boten wieder mitgab, „nur dann dieses Mahl der Versöhnung unseres Herrn und Heilandes reichen, wenn sie ihre Sünden wahrhaft bereut und Alles, was in ihren Kräften steht, thut, um ihre Tochter von unserem Fürsten zu entfernen und so dem großen Aergerniß, das sie unserem ganzen evangelischen Land und Volk gegeben hat, zu steuern. Sollten Sie sich dessen weigern,“ so schloß er den Brief, „so würden Sie das heilige Mahl doch nur zum Gericht und nicht zum Segen empfahen, da Sie dann selbst an dem Bösen Theil nehmen, das durch Ihre Tochter über unser ganzes Land kommt.“

Wuthschnaubend las die Edelfrau den Brief. „Ich will ihm zeigen, wer Herr im Lande ist, er soll es mir büßen, bei Gott!“ rief sie aus. Gleich am Freitag Morgen ließ sie anspannen und fuhr, so schnell die vier kostbaren, ihr vom Herzog geschenkten leichtfüßigen Pferde zu laufen vermochten, von Urach aus in einer der herzoglichen Karossen, die ihr im Schloß stets zur Verfügung standen, auf dem kürzesten Wege nach Stuttgart. Der Herzog befand sich gerade dort in seinem Schlosse (für gewöhnlich weilte er damals in dem von ihm neu gegründeten Ludwigsburg, doch war das prächtige Schloß noch nicht ganz ausgebaut, und so mußte er eben so lange sich noch in Stuttgart aufhalten.)

Eben war wieder eine Festlichkeit, die große Summen verschlingen sollte, für die Pfingstfeiertage von ihm mit seinen Edelleuten ausgemacht worden. Französische Sitte und Mode herrschte nämlich damals unumschränkt am Hofe; der Herzog hatte sich eine Garde-Schwadron von berittenen Adeligen errichtet, sein Offizierkorps wimmelte von stolzen Namen aus aller Herren Ländern. Je lauter sich die Stimme des Unwillens über der Grävenitz verderbliche Herrschaf

*) Diese wahre Geschichte hat Albert Landenberger im Stuttgarter Sonntagsblatt veröffentlicht. Die Geschichte der Kirche hat zu allen Zeiten gezeigt, wie viel ein treuer Seelsorger auf das Spiel setzte, wenn er einem Hochgestellten oder Reichen das heilige Abendmahl verweigert hat. Auch hier zu Lande hat mancher Pastor sich schon großen Zorn und viel Feindseligkeit zugezogen, wenn er einem Gemeinde-Vorsteher oder einflußreichen Gemeinde-Mitglied ins Gewissen redete, und vom heiligen Abendmahl abhalten mußte. Doch die Treue erhält den Lohn.

und über den schwachen Herzog im Lande erhob, desto erfinderischer war die Gräfin in der Anordnung von allerlei Ergötzlichkeiten, damit der Herzog im Taumel des Vergnügens die Klagen und das Murren seiner Unterthanen nicht höre. Er saß eben beim Spiele, da brachte ihm ein in reiche Tracht gekleideter Bedienter ein Briefchen von der Gräfin. Er öffnete es rasch; eine dunkle Zornesröthe lagerte sich auf sein Gesicht, und mit dem Fuße auf dem Boden stampfend, rief er aus: „Das ist doch unerhört, das muß strengstens bestraft werden; der Mann soll mir's mit seinem Kopfe büßen! — Ich komme gleich wieder, meine Herren, spielen Sie einstweilen nur ruhig weiter," rief er aus, — „ich muß die Frau von Grävenitz, die von Urach kam, geschwind begrüßen, da sie soeben im Schlosse vorfuhr und mich in einer wichtigen Sache um Gehör ersucht."

Er eilte fort und kam nach einer halben Stunde wieder zurück; er hatte die nöthigen Befehle gegeben, um den auch ihm, wie er glaubte, angethanen schweren Schimpf zu rächen, und begab sich, wieder ruhiger geworden, als ob nichts geschehen wäre, an's Spiel, das er bis Mitternacht fortsetzte. —

Ein schöner Pfingstmorgen war angebrochen, die Sonne war über dem schönen Ermsthal in ihrer leuchtenden Pracht aufgegangen, die Vöglein sangen so schön auf den Zweigen, die Gärten waren in der herrlichsten Blüthe, Alles athmete neues, mit dem lieblichen Frühling sich verjüngendes Leben. Da erhoben sich die Bewohner des Städtchens Urach vom Lager, und auch im Hause des Diakonus Zorer regte es sich. Er hatte sich mit Frau und Kindern eben an den Tisch gesetzt, die große Bibel aufgeschlagen und den schönen 23. Psalm, seinen Lieblingspsalm, gelesen: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln ꝛc." Eben wollte er sich zur Morgensuppe hinsetzen, die schon dampfend auf dem Tische stand, um sich dann noch für seine Pfingstpredigt vorzubereiten — plötzlich sprengten fünf herzogliche Gendarmen auf schaumbedeckten Pferden heran und hielten vor dem Hause. Verwundert schauten die Bürger Urachs zu, und das Gerücht des Ueberfalls verbreitete sich wie ein Blitz durch die Stadt.

Der Offizier stürmte mit sporenklirrenden Stiefeln die Treppen des Pfarrhauses hinauf und rief, in das Wohnzimmer eintretend: „Herr Diakonus, ich habe den Befehl, im Namen des Herzogs Sie, weil Sie der Frau von Grävenitz das Abendmahl verweigert haben, gefangen zu nehmen und augenblicklich auf die Festung Hohen-Neuffen zu bringen. — Darum kommen Sie sogleich mit uns." — „Wie Gott will, er soll auch im dunklen Thale mein Führer sein," rief Zorer muthig aus, während seine Frau und Kinder jammernd ihn umstanden. Zugleich zog er rasch die für die Reise nöthigen Kleider an. Nicht einmal Zeit ließ man ihm, nur den Morgenimbiß noch zu sich zu nehmen. Er umarmte seine weinende Frau und die zarten Kinder herzlich und rief ihnen zu: „Seid nur getrost, ich hoffe mit Gottes Hülfe bald wieder bei euch zu sein. Der den Daniel aus den Rachen der Löwen gerettet hat, wird auch mich in Kürze erretten." Er ging die Treppe hinab und ward von den Reitern in die Mitte genommen, die ihn nöthigten, neben ihren Pferden, so schnell seine Füße es erlaubten, durch die Straßen der Stadt dem obern Thore zuzugehen. Das Thor aber war bereits geschlossen und schon hatten sich auch verschiedene Bürger, das Gewehr in der Hand, vor demselben mit drohenden Mienen aufgestellt, um nöthigenfalls mit Gewalt ihren geliebten Seelsorger den Händen jener Reiterschaar zu entreißen. Da wandte der Offizier rasch sein Pferd und sprengte dem unteren Thore zu. Dieses stand noch offen und war von keinen bewaffneten Bürgern besetzt. So gelang es ihnen, durch dasselbe zu entkommen und von hier aus einen andern Weg nach dem Hohen-Neuffen einzuschlagen. Der Gefangene konnte vor Müdigkeit kaum noch mit den Pferden Schritt halten; da kam auf einmal ein ihm besonders wohlwollender Bürger, der auf einem Pferde den Reitern nachgesprengt war, bei ihnen an und bot sein Pferd dem Diakonus zum Ritt nach der Burg an, weil er sonst zu sehr erschöpft würde. Gerührten Herzens nahm derselbe, da auch der Befehlshaber der Reiter keine Einwendung erhob, das Pferd an, reichte ihm zum Abschied die Hand und bat ihn, sie möchten doch auch seiner gedenken im Gebete vor Gott, daß bald die Stunde seiner Erlösung schlage. „Gewiß, hochwürdiger Herr," rief ihm derselbe zum Abschiede zu, „wir Uracher Bürger werden gewiß Alles thun, um Euch bald aus dem Gefängniß zurückzubringen. Möge es uns der Allmächtige gelingen lassen!" Nach einem beschwerlichen Ritte von etwa 1½ Stunden waren sie auf dem Gipfel des Hohen-Neuffen angekommen. Ein herrlicher Rundblick eröffnete sich hier noch einmal dem Auge des Gefangenen; wie ein Garten Gottes lag das schöne Land in seinem Blüthenmeere vor ihm ausgebreitet. Vielleicht war es das letzte Mal, daß er dasselbe schaute, hatte ihm doch der Offizier mitgetheilt, wie erbittert der Herzog über ihn sei, daß er es gewagt habe, der Edelfrau von Grävenitz das heilige Abendmahl ohne triftigen Grund zu verweigern, und wie vielleicht sein Leben auf dem Spiele stehe. Er wurde nun vor den Kommandanten der Festung geführt, der ihn alsbald, ohne weiteres Verhör, durch seine Soldaten in die Gewölbe, die als Staatsgefängnisse dienten, hinabführen ließ. An einem Seile wurde er in ein dunkles Verließ hinabgelassen und bald befand er sich in einer finstern Zelle, in die weder Sonne noch Mond hineinscheinen konnte. Wasser und Brod wurde ihm zu Theil. Da mag er aber vor Allem im Gebet mit seinem Gott sich gestärkt haben, und seine Seele wurde zuletzt immer friedlicher und ruhiger, so daß er getröstet ausrief: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist." Ermüdet schlief er endlich ein und that einen langen, süßen Schlaf. —

Unterdessen hatten die Bürger in Urach sich versammelt und Rath gehalten, was zu thun sei. Da beschlossen sie, alsobald eine Gesandtschaft, aus den Mitgliedern des Raths und den angesehensten Bürgern bestehend, nach Stuttgart an den Herzog zu senden, um die Freilassung ihres Geistlichen zu erbitten. Noch am Pfingstfest-Nachmittag machten sie sich auf den Weg, um wenigstens bis am andern Vormittage in der Hauptstadt des Landes zu sein. Glücklich dort angekommen, beschlossen sie, zuerst eine Audienz beim Herzog nachsuchen zu lassen. Sie traten in den Schloßhof und wandten sich an die Wache, die sie anmeldete. Da ward ihnen jedoch der Bescheid, der Herzog habe jetzt keine Zeit, sie vorzulassen, er beabsichtige, in einer Stunde auf einige Tage in den Schönbuch zu reisen, um dort eine große Jagd abzuhalten. Ohnehin sei er fest entschlossen, diesmal seiner herzoglichen Ungnade freien Lauf zu lassen, und sei auch Frau Gräfin von Grävenitz auf's Tiefste empört über die ihr angethane Beschimpfung. Die Gesandtschaft wußte wohl, wie groß für ihren Seelsorger die Gefahr war, wenn es nicht gelang, ihn rechtzeitig aus seinem Kerker zu befreien; war doch mancher Staatsgefangene in diesen furchtbaren Gefängnissen

schon umgekommen, ohne daß ein Hahn weiter nach ihm gekräht hätte. So entschlossen sie sich denn, alsbald zu der Mutter des Herzogs, der edlen Magdalena Sibylla, zu gehen und sie um ihre gütige Fürsprache zu ersuchen. Sie trafen die fromme Frau eben bei ihrer Morgenandacht, trugen ihr, da sie sogleich bei ihr vorgelassen wurden, das Geschehene vor und baten inständig um ihre Fürbitte. Tief bewegt hörte die Fürstin ihr Anliegen, und nachdem sie dasselbe ihr warm an's Herz gelegt hatten und zu Ende waren, rief sie aus: „Es ist ein schwerer, vielleicht vergeblicher Schritt, den ich heute bei meinem Sohn thue; der liebe Gott kann allein sein Herz erweichen; was aber die Thränen und Bitten einer Mutter auf das Herz eines Sohnes noch vermögen, das will ich gerne noch einmal versuchen. Wartet nur, bis ich wieder zurückkomme, und Euch, so Gott will, gute Botschaft bringe.“ Sie verließ das Gemach. Ueber eine halbe Stunde verstrich, seit die Herzogin in's Zimmer ihres Sohnes geeilt war, eine lange, bange Zeit, die der Uracher Gesandtschaft die Entscheidung über ihre Bitte bringen sollte. Endlich kam die fromme Frau, milde lächelnd, ein herzogliches Schreiben in der Hand, auf dem von dem Herzog selbst geschrieben stand, Diakonus Zorer sei sogleich aus dem Gefängnisse zu entlassen und in seine Wohnung nach Urach zurückzubegleiten.

„Ihr wißt nicht, meine Lieben,“ sagte die Herzogin, „welch' heißen und schweren Kampf ich diesmal mit meinem Sohne zu kämpfen hatte, da die Grävenitz und ihre Tochter ihren ganzen Einfluß aufboten, und mir sich in den Weg stellten. Meine flehentlichen Bitten prallten Anfangs alle an ihm ab, wie der Pfeil am ehernen Schilde. Vergebens erinnerte ich ihn an seine Sohnespflichten, vergebens stellte ich ihm die fromme Erziehung vor Augen, die er einst in seiner Jugend erhalten, vergebens beschwor ich ihn, doch das Wohl seiner Unterthanen als Landesvater im Auge zu behalten und nicht die Herzen der ihm so getreu ergebenen Uracher Bürgerschaft also zu erbittern. Da hab' ich zuletzt, als alles Bitten und Flehen umsonst schien, meine Hand aufgehoben und wie in göttlicher Eingebung gesprochen: 'Fällt des wackeren Zorer's Haupt, so kommt sein Blut über dich, und an jenem großen Tage des Gerichts wird der gerechte Gott auf dein Haupt auch diese schwere Schuld noch legen und es zerschmettern.' Da erblaßte der Fürst: 'Nein, liebe Mutter, das soll nicht sein, ich weiß, ich bin auch ein sterblicher, sündiger Mensch und bedarf an jenem großen Gerichtstage der göttlichen Gnade und Vergebung in vollem Maße. Darum sei dir diese deine flehentliche Bitte gewährt.' Und so gab er mir diesen Freilassungsbefehl mit seinem herzoglichen Siegel. — Jetzt aber eilet, meine Lieben, um euren Gefangenen zurückzuführen und ihn wieder in den Schooß seiner trauernden Familie und seiner um ihn zagenden Gemeinde zu bringen.“

Mit den innigsten und wärmsten Dankesergüssen verließen die Abgesandten die Herzogin Mutter und reisten in Eilmärschen voll großer Freude dem Hohen-Neuffen zu, wo der Kommandant nach Vorweis des herzoglichen Befehls ihren lieben Seelsorger aus dem Burgverließ wieder heraufzuziehen und ihnen zurückzugeben befahl. Der Gefangene aber hatte im dunklen Kerker einstweilen im Gebet reichen Trost, Ergebung und neue Kraft gefunden, und als für ihn die Stunde der Erlösung kam, da däuchte ihm Alles wie ein Traum, so rasch waren die Ereignisse einander gefolgt, so schnell hatte ihn Gott in die Trübsal hinein- und wieder aus derselben herausgeführt. Wie im Triumphzug wurde er nach Urach zurückbegleitet, die Glocken wurden bei seiner Ankunft geläutet und die ganze Gemeinde versammelte sich zu einem Dankgottesdienst in der Kirche. Als er seine Frau und seine Kinder wieder in die Arme schloß und alle die vielen treuen Freunde erblickte, die herbeigekommen waren, um ihm zu seiner glücklichen Rückkehr von Herzen ihre Glückwünsche darzubringen, da rief er von innigem Danke beseelt aus, den Blick nach Oben gerichtet:

„Kommt, laßt uns fröhlich singen:
Gott hat es Alles wohl bedacht
Und Alles, Alles recht gemacht!
Gebt uns'rem Gott die Ehre.“

Die Jagd nach dem Glück.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Für Haus und Herd von Gottlieb Wohlgemuth.

III.

"Tramp, tramp—the boys are marching."

Es war gut, daß Christian nicht wußte, was seiner in Philadelphia beim Vetter Streckfuß und seiner Babett harrete.

Der Junge schrieb von Baltimore aus einen recht schön gesetzten Brief an Caspar, den Gold-Onkel.

Er klagte ihm all' sein Leid und sagte ihm von all' seinen Hoffnungen, die bisher immer zu Wasser geworden. Er sprach nicht um Unterstützung an, denn einige Nothpfennige aus der Heimath waren immer noch da, sondern bat nur, der Herr Vetter mög' ihm gütigst den Weg bahnen helfen, auf dem es rasch vorwärts gehe, denn der Vater im heimathlichen Dorfe wolle, daß sein Sohn schnell und unverrückt sein Glück mache.

Und da der Junge durch die bei den Pennsylvaniern gemachte Erfahrung gewitzigt worden, setzte er auch noch bei, Herr Streckfuß brauche sich keine Mühe machen mit Antwortschreiben. Der Schreiber werde achtundvierzig Stunden nach Absendung des Briefes sich selbst auf den Weg machen und sich vorstellen.

Es war als ob ein Gewitter über Caspars Haus gekommen, da dieser Brief eintraf. Der

Briefträger klopfte überhaupt nur selten an der düstern Behausung an, und hatte er mal etwas in dem Eulen-Nest, wie er's nannte, abzugeben, so war's was ganz Gewöhnliches, wie z. B. eine Notiz vom Notar. Freundesbotschaft und Herzensbriefe verloren sich nimmermehr in Caspar Streckfußes Haus!

Aber da war ein Brief von einem Einwandererjungen, der — Rath und That brauchte, der am End' gar was kosten mochte, den man zuletzt auch noch aufnehmen mußte!

Beinahe wär Caspar vom Schlag getroffen worden. Wenigstens saß er eine Zeit lang sprachlos und gespensterbleich mit dem Brief in der Hand auf dem Stuhl.

Endlich hatte sich der Ehrenmann vom tödtlichen Schrecken soweit erholt, daß er mit Anstrengung — Ba–be–tte — ausstoßen konnte.

Die kam und guckte ihren todtbleichen Herrn und Meister so „vergelstert" an, daß man nicht wußte, wem der Schreck mehr in die Glieder gefahren — dem Caspar oder der Babett.

Jedoch — Streckfuß schnappte wieder nach Luft und stieß heraus: „Babett — 's ist was passirt!"

„Und was denn?"

„Ein Einwandererjunge will kommen, soll ihm helfen, soll Wege bahnen und Vorspann leisten, und wir wissen doch selbst nicht, wie ehrlich durch diese böse Welt kommen."

„Oh — einer von den Gefreundten von draußen, wo man meint, unsere Straßen seien mit Gold gepflastert!"

„Ja, einer von denen — wird aber nix draus, der alte Caspar läßt sich nicht fangen."

Babett studirte den Brief, der ihr gereicht wurde, und brach endlich das Schweigen, indem sie sagte: „Der Junge könnte verwandt werden. Im Haus ist manches baufällig und er ist Tischler; müßten doch bald Jemand haben und das kostet Geld."

Beim letzten Wort funkelten die Augen des Caspars wie die einer Klapperschlange.

Der „ökumenische" Sinn der Babett hatte dem Christian die Thür geöffnet. Konnte er ja doch benützt werden.

So kam er denn, der Christian Heß, das Glück im Haus des Vetters zu suchen. Es wehte ihn zwar ganz frostig an, als er so vor dem Herrn Caspar stand und ein Examen darüber ablegen mußte, was er könne und was er wolle, und namentlich — ob er auch „ökumenisch" sei.

Aber es war offenbar ein reiches Haus, in das er gerathen und da konnte es ja für die Zukunft nicht fehlen. —

Unser Freund merkte jedoch bald, daß der Weg zum Glück ein sehr steiler und steiniger sein müsse. Der Kaffee, den er Morgens bekam, war jämmerlich dünn, die Brodschnitten durchsichtig, und flicken und verbessern mußte er, indem alte Thüren und Bretter, die auf dem Speicher herumlagen, verarbeitet wurden.

Man dürfe das Sauerersparte nicht an die Holzhändler wegwerfen, meinte der Caspar.

So gingen mehrere Wochen vorüber, und der junge Schreiner-Geselle ward von Tag zu Tag mißmuthiger. Er hatte gehofft, bald nach Hause berichten zu können, daß der Glücksweg betreten sei. Und wie weit war er gekommen? Keinen Cent hatte ihm der Caspar bis jetzt gegeben, denn er sagte, es wäre Sünde, ein so junges Blut zu verderben. Die Babett guckte ihm beständig auf die Finger — in den Arbeitsstunden, ob es auch vorwärts gehe, beim Essen — wie viele Brodschnitten der junge Mensch aufzehre.

Da ward es dem Christian ganz weh um's Herz und er schrieb an seine Mutter:

Liebe Mutter!

„Ich bin im Haus des Vetters Caspar. Es ist ein großes Gebäude mit hohen Stiegen und langen Gängen, und vielen Zimmern, die aber fast alle fest verschlossen sind. Ich fühl' ganz einsam und verlassen, denn Kinder sind keine da und der Herr Vetter und seine alte Haushälterin sprechen nur dann, wenn sie mir sagen, was gearbeitet werden, und daß ich nicht so viel Nägel und Leim verbrauchen soll. Ich reparire nämlich Außen und Innen am Haus, und ich hab' mein Lebtag für keine so griesgrämige Menschen gearbeitet. Der Herr Vetter sagt, er hab' Jahre lang schwer für das Seine gearbeitet und gespart und müsse jetzt dazu sehen, daß er für seine alten Tage Etwas habe. Und doch ist er schon so alt, daß er gewiß nicht mehr viel braucht, während er sehr viel hat.

„Wenn dies aber das Glück ist, so ist's ein armseliges. Auch habe ich noch nicht das kleinste Stücklein davon gesehen, denn Vetter Caspar hat mir noch keinen Lohn gegeben. Was ich thun soll, weiß ich eigentlich nicht. Bleib' ich hier — so werd' ich melancholisch, geh' ich weg, so weiß ich nicht wo hin. Draußen in der Welt rumort es gewaltig, und es soll einen großen Krieg zwischen dem Süden und Norden 'geben.

„Letzten Sonntag war ich mit dem Vetter auch in der Kirche. Das war aber ein gar steifer Gottesdienst. — Der Pfarrer sprach die ganze Predigt hindurch vom Sakrament und wie man sich in dieser bösen, unruhigen Zeit nur daran halten solle. Und gesungen wurde — nochmal so schläfrig als bei uns. Und Du weißt ja, daß der Vater oft sagte, es sei zum Verzweifeln, wie

langsam die Bauern singen, und daß er sie nicht vorwärts bewegen könne, auch wenn er alle Register an der Orgel ziehe.

„Glücklich sind diese Kirchengänger nicht gewesen. Der Vetter schlief ganz fest, und viele Andere schliefen auch. Und wer nicht schlief, der machte ein ganz verschlafenes Gesicht. Als der Pfarrer aber das letzte Gebet abgelesen hatte, da schienen sie alle froh zu sein, gingen hinaus und redeten vom Wetter, vom Geschäft und von den Zeitläuften.

„Da ist Vater Henhöfer doch ein ganz anderer Mann. Der packte die Leute und sagte einem Dinge, die man nie vergaß. Ich denke jetzt noch oft an das und jenes, was er in der Predigt brachte. Selbst der rationalistische Prediger in unserem Dorfe draußen hatte doch oft Etwas für's Gefühl und ließ einen nicht so kalt, wie unser Pfarrer hier.

„Ich bitte Dich, liebe Mutter, mir zu rathen, was ich thun soll.

Dein liebender Sohn."

Christian erbat sich eines Abends die Erlaubniß zum Ausgang, um diesen Brief sicher auf das Postamt zu bringen, die ihm denn auch mit Murren gegeben wurde.

So kam er zum erstenmal allein in das Gewühl der großen Stadt Philadelphia.

Und es ging gar tumultreich her in jener Zeit. Der Rebellengeneral Beauregard hatte auf das Fort Sumter im Charlestoner Hafen geschossen (12.—14. April 1861), denn Süd-Carolina und andere Südstaaten hatten ihren Austritt aus dem nordamerikanischen Staatenbund erklärt und gebahrten sich als souveräne Republiken, denen das Fort gehöre.

Die Beschießung des Forts Sumter entflammte das Herz des amerikanischen Volkes im Norden sowohl als im Süden. Im Norden, weil sich die Südlinger unterstanden, auf die Flagge der Ver. Staaten zu schießen; im Süden, weil jene Kanonenschüsse das Signal gaben, frischweg zu den Waffen zu greifen und die vermeintlichen Rechte des Südens zu vertheidigen.

Heute hat man kaum mehr einen Begriff von der im Frühjahr 1861 herrschenden Aufregung. Die sonst kalten und berechnenden Neu-Engländer waren wie ein Flammenmeer, und ein damaliger Redakteur, der schon längst heimgegangen, gab ihren Gefühlen wohl den richtigen Ausdruck, indem er während einer in Boston, Mass., gehaltenen Rede ausrief: „Mitbürger, die Blüthe unserer Mannschaft wird 'hinunter' gehen und das rebellische Gesindel, das unsere Flagge geschändet, in dem ersten Zusammenstoß vom Erdboden fegen."

So schnell ging's aber nicht, obgleich tausendfaches Hurrah diesen Ausruf allerchristlichster Gesinnung belohnte, denn die Südlinger waren eben auch da und gedachten mit den Yankees eben so leicht fertig zu werden. „Fünf Yankees", rief ein Heißsporn in der Hauptstadt Süd-Carolina's aus, „sind kaum einem unserer Jungens gewachsen."

Beide Theile täuschten sich.

Der Süden war vermöge der Erziehung seiner Bevölkerung und anderer Umstände jedenfalls besser vorbereitet zum Krieg, als der Norden, dieser aber besaß mehr nachhaltige Kraft und Ausdauer.

Selbst der weitsichtige, edle Präsident Lincoln täuschte sich, indem er in seiner Proklamation vom 15. April 1861 nur 75,000 Mann zur Unterdrückung des Aufstandes forderte. — Es waren $1\frac{1}{2}$ Millionen Männer dazu nöthig.

Doch die 75,000 Mann waren so plötzlich da, als seien sie aus der Erde gestampft worden.

In allen Städten, Dörfern und Flecken des Nordens sprang die junge Mannschaft zu den Waffen.

Auch Philadelphia sah Tag und Nacht aus wie ein großes Heerlager.

Christian Heß kam jenen Abend, als er den Brief für die ferne Mutter zur Post trug, mitten in die Ausbrüche der patriotischen Erhebung hinein.

Vor der Independence-Halle brannte ein riesiges Wachfeuer, das fortwährend mit Pechkränzen genährt wurde. Die öffentlichen Plätze waren mit Fackeln erleuchtet. Vor und in den Werbeämtern ging es hoch her. An den Ecken der belebtesten Straßen waren schnell Rednerbühnen errichtet worden, von denen aus die Menge enthusiasmirt wurde. Lied und Musik zog man in den Dienst des Vaterlandes. Die Trompeter mußten sich beinahe die Lunge ausblasen, und die patriotischen Gesänge wiederholten sich zum hundertsten Mal. Nie ward das amerikanische Nationallied tausendstimmiger und begeisterter gesungen, als am Morgen des 16. April 1861, da auf dem Platze hinter der Independence-Halle zu Philadelphia die Menge nicht müde wurde zur wehenden Flagge hinaufzujubeln:

„O sagt, könnt ihr sehn in des Morgenroths Strahl,
Was so stolz wir im scheidenden Abendroth grüßten?
Die Sterne, die Streifen, die wehend vom Wall,
In dem tödtlichen Kampf uns den Anblick versüßten?
Ja, es wehe die Fahn in herrlicher Pracht,
Beim Leuchten der Bomben durch dunkele Nacht.

O, sagt, ob das Banner mit Sternen besä't
Ueber'm Lande der Freien und Braven noch weht?"

Schaaren von Schulkindern zogen mit Fahnen und Bannern aller Art durch die Straßen und sangen:

„Heimathland groß und weit,
Freiheit und Gott geweiht,
Mein Herz dir singt.
Land, das den Vätern Grab,
Ruhe den Pilgern gab,
Von jeder Höh' herab
Freiheit erklingt."

Unser junger Freund aus dem deutschen Dörflein war wie in einer andern Welt als er durch diese im patriotischen Aufjauchzen jubelnde Menge schritt.

Waren das die Yankees, die das Glück im Dollar erkennen sollen, die nur rechnen, handeln und erwerben? Wahrlich — davon sah und hörte er jetzt nicht eine Sylbe. Nun war das Vaterland das höchste Ziel, die Hingabe daran — der Lebenszweck, die Flagge — das Glückssymbol.

„Wir opfern Alles," so rief einer der begeisterten Redner, „Hab, Gut und Blut, unsere Söhne und unsere persönliche Zukunft für die Rettung und Erhaltung der Union; Gott und alle gute Menschen auf Erden sind auf unserer Seite und es kann nur einen Ausgang geben — und dieser Ausgang heißt Sieg unserer großen Sache. Wer für die eintritt, steht für das Wohl der Menschheit, für das Glück der Menschenkinder ein, und wird selbst einer der Glücklichsten werden, ob er lebe oder sterbe."

„Also," sagte Christian zu sich, „hier ist nicht der Dollar der Schlüssel zum Glück wie beim Vetter Caspar. Wem man nur folgen soll, wer nur recht hat? Wahr ist's — hier weht eine andere Luft, hier ist's warm und dort in dem großen, düstern Hause kalt; hier sind Menschen, die Blut und Herz haben, und ich werde mir von Keinem mehr sagen lassen, der Amerikaner sei nur ein Handelsjude, dessen größtes Glück darin besteht, hölzerne Muskatnüsse an den Mann zu bringen."

Mit solchen Gedanken ging der junge Mann heim.

Dort setzte es ein kleines Wetter wegen seines langen Ausbleibens. Das Herumstreichen, meinte Vetter Caspar, sei gefährlich und koste schließlich auf eine oder andere Weise den kostbarsten Artikel — Geld. Und er wolle keine Straßenlungerer im Hause haben.

Umsonst wurde die ungewöhnliche Aufregung der Stadt zur Entschuldigung vorgeschoben. „Nichts da," sagte Caspar, „mit dem dummen Zeug. Man hätte die Südlinger machen lassen sollen. Jetzt wird's nur ein riesig Geld kosten und wir, die ehrbaren Bürger, müssen zahlen."

Der Christian dachte in den folgenden Wochen an fast nichts als die Scenen, die er jenen Abend auf den Straßen gesehen und summte fortwährend: „Heimathland, groß und weit ꝛc."

Aus diesem patriotischen Simuliren und den Träumereien vom Glück dessen, der sich dem Vaterlande opfert, wurde er durch einen Brief von der lieben Mutter aufgeweckt. Sie schrieb:

Mein lieber Christian!

„Dein Brief hat mich erschreckt und erfreut. Erschreckt, weil du da in ein Haus gerathen bist, wo es dir in Wahrheit nicht wohlergehen kann. Erfreut, weil ich daraus ersehe, daß mein Gebet erhört wird und Du Dir von dem Geiz nicht die Augen verblenden lässest.

„Ich bin mit Deinem Schreiben hinüber gegangen nach Spöck zu Vater Henhöfer, um zu hören, was er zu der Sache sagt.

„'Das ist ganz gut, Fraule,' so sprach er, 'daß der Christian Augenzeuge ist, daß an und für sich im Thaler keine Freude steckt, und daß das Glück von Innen heraus kommen muß. Aber gar zu lang soll er in dem frostigen Haus nicht bleiben, sonst möcht's ihn doch bald frieren. Grüßt ihn schön von mir und sagt ihm, der alte Henhöfer werd' bald dort sein, woher das wahre Glück kommt.'

„Er ist sehr schwach und alt geworden, unser Vater Henhöfer, das viele Predigen und manche andere beschwerliche Arbeiten, haben seine Kräfte aufgezehrt. Wenn ich ihm aber in die Augen schaue, so meine ich, die ewige Jugend sehe daraus heraus. Ich bin recht gestärkt von diesem Ewigkeitsmenschen weggegangen und schreibe diesen Brief mit fröhlichem Herzen.

„Was es doch für ein Segen ist, bei solchen Menschen zu sein! Wenn sie einen nur ansehen, wird's uns wohl. Ich hoffe, Du triffst auch noch solche Leute im großen Amerika.

„Unser lieber Vater wird immer einsilbiger. Er hatte was ganz Anderes von Deiner Reise über's Meer erwartet und kämpft männlich, daß wir seine Täuschung nicht wahrnehmen sollen. Wir sehen's ihm aber an, was ihn quält, und gehen — Deine Schwester Bertha und ich — desto häufiger in's Kämmerlein, wo unser lieber Vater im Himmel, wie Henhöfer sagt, seine goldigen Schätze aufschließt.

„Nicht wahr, Du betest doch auch, und gebrauchst Deine deutsche Bibel, in welche ich den Denkspruch geschrieben, fleißig?"

Deine liebende Mutter.

Mit dem Bibelgebrauch hatte es gute Wege und mit dem Beten auch. Wie konnte ich dazu

kommen, fragte Christian — bei dem Umherreisen und vollends jetzt — in diesem vom Geiz verzauberten Hause, da ist ja gar keine Luft, in der man beten könnte!

Aber weit draußen im deutschen Dörflein hatten seine Mutter und seine Schwester gelernt, was es heiße, anzuhalten im Gebet. Sie wußten, daß das Lied von der Ewigkeit in des Sohnes und Bruders Herz schlummere, und daß es nur geweckt werden müsse, um in jubelnde Melodie auszubrechen.

Vorläufig drang dies Lied zwar noch nicht durch. Die Sucht nach äußerem Wohlergehen und die Eisluft im Hause Caspars drängten es zurück.

Das Verhältniß zwischen ihm und seinen Hausgenossen wurde ein immer mißlicheres und er war mit den beiden Alten wohl ein so unzufriedenes Menschenkind, als man es in der großen Stadt Philadelphia finden konnte.

Wurde es dem Christian gar zu arg im großen, kalten Hause, so ging er hinaus in die Straßen der Stadt, mitten hinein in's hochwogende, amerikanische Leben. Da gab's immer viel zu sehen und zu hören.

Die 75,000 Freiwillige, die Präsident Lincoln herausgerufen, hatten sich mit den wenigen regulären Truppen meistens um die Hauptstadt Washington geschaart und brannten vor Begierde, hinunter nach Virginien zu ziehen, um der Rebellion den Garaus zu machen.

Ihre Begierde wurde erfüllt — nicht aber ihre Hoffnung. Bei dem seither sprichwörtlichen Bächlein Bull Run erhielten die zwar begeisterten und tapferen, aber wenig geübten Milizen der Union eine tüchtige Schlappe (21. Juli 1861) von den besser vorbereiteten Südlingern unter General Beauregard.

Jetzt erkannten auch die Hoffnungsreichsten, daß es sich nicht um einen militärischen Spaziergang nach der südlichen Hauptstadt Richmond, sondern um einen blutigen Bürgerkrieg handle.

Der Congreß der Union rief 500,000 Mann unter die Waffen. Und weit entfernt, durch die Bull Run-Schlappe entmuthigt zu sein, stand der ganze Norden wie ein Mann, für die Erhaltung der Bundesverfassung auf.

Die Scenen vom April wiederholten sich in verdoppeltem Maße. Die Blüthe der Jugend sprang zu den Waffen; Mütter segneten ihre Söhne für den „heiligen" Krieg, auf allen Kanzeln ward für den Sieg der Union gebetet, begeisterte Redner entflammten den Patriotismus. Es war eine Zeit, wie sie seit 1776 nicht mehr dagewesen, in welcher das Vaterland Alles galt, und in welcher auch Viele, die erst kürzlich von Europa gekommen waren, erfaßt wurden, und Blut und Leben für die Sache der Union darbrachten.

Auch unseren Christian erfaßten die hochgehenden Wogen und er fragte sich von Tag zu Tag ernstlicher, ob er nicht draußen, im vielbewegten amerikanischen Leben, eher zum Ziele komme als bei den verknöcherten Menschen im großen, frostigen Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Dezember. **Gleichniß vom Säemann.** Matth. 13, 1--9.

1. An demselbigen Tage ging Jesus aus dem Hause, und setzte sich an das Meer.
2. Und es versammelte sich viel Volks zu ihm, also, daß er in das Schiff trat, und saß, und alles Volk stand am Ufer.
3. Und er redete zu ihnen mancherlei durch Gleichnisse, und sprach: Siehe, es ging ein Säemann aus zu säen.
4. Und indem er säete, fiel etliches an den Weg: da kamen die Vögel, und fraßen es auf.
5. Etliches fiel in das Steinigte, da es nicht viel Erde hatte; und ging bald auf, darum, daß es nicht tiefe Erde hatte.
6. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre.
7. Etliches fiel unter die Dornen; und die Dornen wuchsen auf, und erstickten es.
8. Etliches fiel auf ein gut Land, und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig.
9. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Biblischer Grundgedanke: „Der Same ist das Wort Gottes." Luk. 8, 11.

Erklärung.

V. 1. Es war im Frühherbste des Jahres 28. Jesus hatte in einem Hause der Stadt Kapernaum gelehrt. Die Mutter und Brüder hatten ihn daselbst aufgesucht. (Matth. 12, 46—50.) An demselben Tage war's, als er das Haus verließ und sich an's Meer setzte. Zur Zeit Christi war's gebräuchlich, daß der Rabbi, d. h. Lehrer, sich setzte, während seine Schüler standen.

V. 2. Jesus hatte noch nicht lange am Meeresstrande gesessen, als er sich von einer großen Volks-



masse umringt sah. Zu dieser Zeit war er bei dem Volke sehr beliebt. Er fuhr auf den Wogen der Popularität einher. Die Menge drängte sich zu seinen Predigten herbei. Wenige Monate später sah er sich nur noch von seiner kleinen Jüngerschaar umringt. Der Herr trat in ein Schiff, wahrscheinlich ein den Jüngern gehörendes Fischerboot. Am Nordende des galiläischen Meeres gibt's Bäche, welche sich in's Meer ergießen. In der Mündung eines solchen Baches lag wahrscheinlich das Fischerboot geankert. Auf beiden Ufern standen oder saßen nach Belieben die Zuhörer.

V. 3. Jesus fing nun an in Gleichnissen zu reden. Bei dieser Gelegenheit gab er acht solcher Gleichnisse. Sieben finden wir in diesem Kapitel und das Achte berichtet nur Markus. Das Gleichniß, wie es in der Bibel zum Vorschein kommt, redet von einer geistlichen Wahrheit unter einem Sinnbild der Natur oder menschlichen Erfahrung. Es unterscheidet sich von der Fabel, welche in ihren Lehren die Wahrheit der Natur verletzt, indem sie Thiere und leblose Gegenstände als denkende, urtheilende, und redende Wesen darstellt. Das Gleichniß aber vergleicht immer eine Wahrheit mit einer andern oder mit einer der Wirklichkeit entsprechenden Dichtung. Es unterscheidet sich auch von der Mythe, welche Dichtung als Thatsache darstellt; dies thut die Parabel nie. Es unterscheidet sich vom Sprüchwort, indem es dramatisch erweitert, was gewisse Arten von Sprüchwörtern bündig aussprechen.

Warum bediente sich Jesus in seinem Lehramte des Gleichnisses? 1. Weil zwischen dem Reiche der Natur und des Geistes Harmonie besteht. Sie haben beide einen gemeinschaftlichen Urheber und entwickeln sich nach denselben Gesetzen. Was sich im irdischen Reiche findet, dasselbe findet seine Analogie im himmlischen Reiche. Das Naturreich zeugt vom Gottesreich. 2. Weil das Gleichniß beides enthüllt und verhüllt. Es enthüllt die Wahrheit, indem es dieselbe in einen durchsichtigen Schleier hüllt, welcher das unter ihm Verborgene für alle Aufrichtigen erkennbar macht. Es verhüllt dieselbe, indem es sie demjenigen verbirgt, welcher nur auf das Gewand und die Schale sieht. Die Verhüllung der Wahrheit des Himmelreiches vor den Augen und Ohren der sich verstockenden Juden war der V. 13—15 von Jesu selbst angegebene Grund, weßhalb er in Gleichnissen rede. 3. Weil das Gleichniß im Gewande kleiner Erzählungen und lieblicher Bilder geeignet ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln, sich dem Gedächtnisse einzuprägen und so die göttliche Wahrheit nur um so sicherer in's Herz zu senken.

V. 4. Der Säemann war zunächst Jesus selbst (V. 37); sein Eintritt in die Welt war ein Ausgehen zum Säen. Im weiteren Sinne sind Alle, welche die Heilswahrheiten durch Wort und Wandel verbreiten, Säeleute. Der Säemann besäet das ganze Feld. Da gab's nun viererlei Boden. Der erste Boden, auf den der gute Same fiel, war ein harter Fußweg. Im Morgenlande sind die Felder nicht umzäunt. Hart an denselben her, oft mitten durch dieselben hindurch, führen die Wege. Beim Säen fällt da oft der Same auf den hartgetretenen Weg. Er bleibt natürlich auf der Oberfläche liegen. Die Nahrung suchenden Vögel lesen ihn auf. Damit zeichnet Jesus eine Klasse von Zuhörern, die wir später unter „praktischen Gedanken" näher betrachten werden.

V. 5. 6. Die zweite Art Boden, auf den der Same fiel, war steinicht, d. h. ein steinichter Grund, mit einer dünnen Erdschichte bedeckt. Dieser Same ging rascher auf als der andere, weil der trockene Felsen die Sonnenwärme anzog, wodurch die Lebenskeime schneller geweckt wurden. Derselbe Felsen jedoch machte es der Saat unmöglich, Wurzel zu schlagen. Unter dem Sonnenbrande versiegte die Feuchtigkeit sehr rasch. Die keimende Saat wurde daher dürre, sobald die Sonne in ihrer vollen Kraft sie beschien. Damit zeichnet der Herr eine zweite Klasse von Zuhörern, welche wir später uns genauer ansehen werden.

V. 7. Die dritte Art von Boden, auf den der gute Same fiel, war ein Erdreich, in dem die Dornen üppig wucherten. Das Land war nur halb bebaut. Die Dornen waren nicht gründlich ausgerottet. Sie kamen der guten Saat zuvor und entzogen ihr Luft und Licht. Sie verzehrten die Feuchtigkeit, erstickten die Saat, daß sie nicht zur Reife gelangte. Bild das von einer andern Klasse von Zuhörern.

V. 8. Die vierte Art Boden, auf den der Same fiel, war gutes Land. Es war gehörig bebaut. Es hatte die erforderliche Tiefe, Feuchtigkeit und Güte. Deßhalb wuchs die Saat und trug vielfältige Frucht. Damit zeichnet der Herr eine vierte Klasse von Zuhörern, die wir auch näher kennen lernen wollen.

V. 9. Die Ohren sind uns gegeben, damit wir sie gebrauchen, namentlich gebrauchen, um auf die Stimme unseres Gottes zu lauschen. Jede Fähigkeit schließt ihre entsprechende Verantwortlichkeit in sich.

Praktische Gedanken.

Vielerlei Saatgrund.

I. Zertretener Grund. Als der Säemann seinen guten Samen ausstreute, da fiel „etliches an den Weg." Der Weg ist hartgetreten durch die Fußgänger und Fuhrwerke, welche über denselben hingingen. Es gibt Herzen, die einem solchen Wege gleichen. Sie sind unempfänglich für den Samen des Wortes.

1. Das Herz ist, bildlich geredet, ein Weg. Ueber diesen Weg ziehen gewisse Gedanken, welche denselben hart treten. Da sind z. B. die weltlichen Gedanken und Sorgen. Wo diese die Seele erfüllen, da findet das Wort Gottes keinen Raum. Wenn die Aufmerksamkeit gänzlich auf sichtbare und zeitliche Dinge gerichtet ist, so haben die geistlichen Wahrheiten keinen Reiz. Wie das Jesuskindlein keinen Raum in der Herberge fand, so findet sein Lebenswort keinen Raum in solchem Herzen. Mache ein Maßgefäß voll Spreu und es bleibt selbstverständlich kein Raum für den Weizen. Solche Menschen verschließen ihre Herzen gegen die Lichtstrahlen göttlicher Wahrheit.

Ein Mann hatte vierzehn Jahre lang eine gewisse Kirche regelmäßig besucht. Endlich erkrankte er. Der Prediger besuchte ihn und hatte bald herausgefunden, daß derselbe noch unbekehrt sei. Er drang in ihn, das Heil zu suchen und nicht zu ruhen, bis er desselben gewiß geworden sei. „Ist denn das möglich?" frug er. Darob erstaunt, sprach der Prediger: „Hast du nicht schon Jahre lang meine Kirche besucht?" „Jawohl," sagte der Kranke, „allein ich erinnere mich nicht, während dieser ganzen Zeit eine Predigt gehört zu haben." Des Predigers Erstaunen wuchs. „Was willst du denn damit sagen? Vierzehn Jahre lang saßest du unter dem Schall göttlicher Predigt und hast keine Predigt gehört? Wie ist nur das möglich?" „Das will ich dir sagen," entgegnete der Kranke, „sobald der Prediger seinen Text vorlas, fing ich an, mich in mein Geschäft zu versenken. Ich brachte es bald zu einer solchen Fertigkeit, daß ich während der

Predigt die verrichteten Geschäfte der verflossenen Woche noch einmal vor meinem Geistesblicke vorüberziehen ließ, und dann meine Pläne für die kommende Woche entwarf. In Folge dessen habe ich, sofern ich mich zu erinnern weiß, in all' diesen vierzehn Jahren keine Predigt gehört."

2. Vögel fressen den Samen, der auf den harten Herzensweg fällt. Nach der Erklärung des Herrn V. 19 versinnbildlichen diese Vögel „den Argen" d. h. den Teufel. Derselbe ist ein fleißiger Kirchenbesucher. Wo immer ein treuer Gottesknecht das Evangelium in seiner Lauterkeit verkündigt, da ist Satan zugegen, da liegt er auf der Lauer, um den Samen zu rauben aus den Herzen der Zuhörer. Der zerstreuenden, den guten Samen fressenden Gedanken bedient er sich hierzu.

II. Steinichter Grund. Es ist dies eigentlich ein mit einer dünnen Erdschichte bedeckter Felsengrund. Der Same geht rasch auf, allein in der Hitze verdorren die zarten Hälmlein. Damit zeichnet Jesus die oberflächlichen Zuhörer. Man findet sie meistens unter den s. g. Gefühlsmenschen. Diese Klasse von Zuhörern bildet einen Gegensatz zu der ersterwähnten. Sie sind sehr empfänglich für die Wahrheit. Allein es fehlt ihnen die erforderliche Tiefe. Sie sind wetterwendisch. Ein Solcher war König Saul. Er begann sehr versprechend, aber es hielt nicht Stand. Ein Solcher war Herodes Antipas, ein oberflächlicher Mensch, welcher den Täufer gern hörte, dessen Ermahnungen theilweise befolgte und ihn gegen die Feindseligkeiten der Herodias schützte. Und doch ließ er denselben endlich enthaupten. Solche Leute gab es unter den Galatern, wie aus Pauli Epistel an dieselben Cap. 5, 7 erhellt. Ein Solcher war der reiche Jüngling.

Auch heute noch gibt es junge und ältere Leute, die viel versprechen und wenig halten. Man kann nicht sagen, sie seien ganz hart. Sie nehmen das Wort anfänglich mit Freuden auf. Sie hören gern eine Predigt, besonders wenn unterhaltende Geschichten darin vorkommen. Sie können bald weinen, wenn man ihnen ernstlich an's Herz redet. Aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Wenn es heiß hergeht, wenn es gilt unter schweren Kämpfen und großen Opfern sein Versprechen zu halten, dann halten sie leider nicht Stand.

III. Unreiner Grund. Auf diesem Grunde ging der gute Same auch auf. Aber die Dornen schossen ebenfalls üppig empor. Damit werden diejenigen Zuhörer bezeichnet, deren Herzen getheilt sind. Sie wollen Gott und dem Mammon dienen. Der Herr aber spricht: „Niemand kann zween Herren dienen." Dies Wort bleibt wahr in alle Ewigkeit. Wo man Gott nicht über alle Dinge fürchtet und liebt, da fällt das Samenkorn göttlichen Wortes unter die Dornen, welche dasselbe ersticken. Solche Dornen sind die Sorgen dieser Welt. Die Frage: Was werden wir essen, trinken und womit uns kleiden? erstickt so oft die eine Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Solche Dornen sind nach V. 22 der Reichthum. Die da reich sind, werden oft stolz und hoffen lieber auf den ungewissen Reichthum als auf den lebendigen Gott. In solchen Herzen kann das Wort Gottes nicht wachsen und Frucht bringen. Die Dornen des Reichthums ersticken dasselbe. Da ist es nothwendig, daß man mit Sichel und Hacke das Unkraut aus dem Herzensland entferne.

IV. Guter Grund. Damit werden diejenigen Zuhörer bezeichnet, welche nicht nur Hörer des Wortes sind, sondern auch Thäter. Dieser gute Herzensboden ist nicht hart, sondern locker; er ist nicht oberflächlich, sondern tief; er ist nicht voller Dornen und Unkraut, sondern rein. Gutes Land, das sind die frommen Herzen, wie Maria eins hatte, die zu Jesu Füßen saß; oder wie der junge Timotheus, der Schüler des Apostels Paulus. Wie steht's mit deinem Herzen? Ist es gutes Land, Boden, auf dem Gottes Wort gute und vielfältige Frucht trägt?

Sonntag, 11. Dezember. **Unkraut auf dem Acker.** Matth. 13, 24—30.

24. Er legte ihnen ein anderes Gleichniß vor, und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säete.
25. Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind, und säete Unkraut zwischen den Weizen, und ging davon.
26. Da nun das Kraut wuchs, und Frucht brachte; da fand sich auch das Unkraut.
27. Da traten die Knechte zu dem Hausvater, und sprachen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut?
28. Er aber sprach zu ihnen: Das hat der Feind gethan. Da sprachen die Knechte: Willst du denn, daß wir hingehen, und es ausgäten?
29. Er aber sprach: Nein! auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, so ihr das Unkraut ausgätet.
30. Lasset beides mit einander wachsen, bis zu der Ernte; und um der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut, und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne; aber den Weizen sammelt mir in meine Scheuren.

Biblischer Grundgedanke: „Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel." Matth. 13, 39.

Einleitung. Zeit und Ort wie in der vorigen Lektion. Im Fischerboote sitzend, fährt Jesus fort, das Volk durch Gleichnisse zu lehren.

Erklärung.

V. 14. Das Himmelreich. Darunter haben wir die neue Ordnung der Dinge zu verstehen, deren Aufrichtung Christum in diese Welt brachte. Es ist das Reich der Gnade, in dem er als König der ihm huldigenden Menschenseelen regiert. Wenn alle Menschen auf Erden sich ihm völlig weihen würden, so würde die Erde ein Himmelreich werden. Das aber ist das Endziel des Erdreichs. Einem Menschen. In dem Gleichniß vom viererlei Acker durfte man neben Christum Jeglichen, der das Wort Gottes lauter verbreitet, verstehen. Hier aber ist der Säemann des Menschen Sohn, wie aus V. 37 sich ergiebt, und sonst Niemand. Guten Samen. In dem vorigen Gleichnisse war das Wort Gottes der Same; hier sind es die Wiedergeborenen — die Kinder Gottes. Deßhalb können wir auch hier unter dem Säemann nur Christum verstehen, denn nur er kann die Menschen wiedergebären. Auf seinen Acker. Es ist merkwürdig, daß die meisten älteren Ausleger die Kirche als den Acker bezeichnen, da doch der Herr selbst V. 38 sagt: „Der Acker ist die Welt." Dadurch geriethen sie in eine schwierige Lage in Betreff der Kirchenzucht. Den Jesus gebietet beides, Weizen nnd Unkraut, bis zur Ernte stehen zu las-

sen. Wäre der Acker die Kirche, so dürfte keine Kirchenzucht geübt werden.

V. 25. Da die Leute schliefen. Die meisten älteren Ausleger verstehen unter „Leuten" die Prediger, und das Schlafen ist ihnen ein Bild von deren Nachlässigkeit, der zufolge Gottlose sich einschleichen und ihre Irrlehren verbreiten. Das wollte der Herr aber nicht verstanden haben; denn er sagt nicht: „Da die Knechte schliefen." Sie werden vielmehr vom Herrn als die Saat Bewachende dargestellt. „Da die Leute schliefen" meint einfach „zur Nachtzeit." Das ist gewöhnlich die Zeit, welche die Menschen benützen, um ihren Mitmenschen zu schaden.

Der Feind ist der Teufel, wie wir aus V. 39 ersehen. Dr. Lange bemerkt zu dieser Stelle trefflich: Mit Recht hat man diese Stelle als eine der stärksten Beweise dafür angeführt, daß Christus nicht aus Accomodation, sondern aus eigner Offenbarung die Lehre vom Teufel aufgestellt habe. Hier kommen nämlich folgende Momente in Betracht; 1) Der Teufel wird genannt nicht im Gleichniß, sondern in der Erklärung, die das Gleichniß aufhebt, also buchstäblich zu verstehen ist; 2) Er wird genannt im Kreise der vertrauten Jünger des Herrn, nicht etwa vor dem Volk; 3) Er wird genannt als der eigentliche persönliche Urheber und Mittelpuukt des bösen Reiches im Gegensatz zu dem persönlichen Menschensohn als dem Mittelpunkt und Urheber des Himmelreichs."

Säete Unkraut. Es ist hier ein dem Getreidefeld eigenthümliches Unkraut gemeint. Im Griechischen heißt's Zizanion, im Lateinischen Colium temulentum, deutsch Lolch oder Schwindelkorn. Es ist ein ausgearteter Weizen. Anfänglich sieht er dem Weizen sehr ähnlich. Wenn er jedoch reif wird, zeigt sich der Unterschied recht deutlich; denn die Körner sind schwärzlich und manchmal behaart. Der Genuß des Lolchs wirkt berauschend und nachtheilig auf Gehirn und Magen.

V. 26. Erst dann, als die Halme Frucht trugen, entdeckte man den Lolch, d. h. das Unkraut. Der Lolch sah dem Weizen so ähnlich, daß man auf dessen Vorhandensein erst dann aufmerksam wurde, als das Reifen des Weizens begann. So kann man die wahre Hoffnung von der falschen, die ächte Frömmigkeit von der unächten nur an den Früchten erkennen, nicht aber an Halm und Blatt, d. h. am Bekenntniß.

V. 27. Der Heiland gibt uns keine Deutung in Betreff der Knechte. Daraus ist wohl der Schluß berechtigt, daß sie nur erwähnt werden, um der Abrundung des Gleichnisses willen. Uebrigens ist die von den Knechten gestellte Frage schon oft aufgetaucht — die Frage: Woher kommt das Böse?

V. 28. Das hat der Feind gethan. Das Böse in der Welt hat nicht Gott zum Urheber. Es ist die ausgestreute Saat eines Feindes. Dieser Feind ist der Teufel. Wie der Teufel, der doch einmal ein heiliger Engel war, zu einem Feinde Gottes wurde, darüber schweigt die Bibel. Ihm aber schreibt sie die Einführung der Sünde in die Menschenwelt zu. .Durch ihn wurde die Menschenwelt zum Fall gebracht. Alles menschlich Böse ist nur Saat und Ausfluß einer bereits bestehenden grundbösen Persönlichkeit. Der Ursprung des Bösen fällt nicht dem Menschen anheim.

V. 29. Die Knechte, welche dem Herrn gern dienen möchten, fragen, ob sie den Lolch ausgäten sollen. Er aber verbietet's ihnen. Unter diesem verbotenen Ausgäten haben wir nicht die Handhabung der Kirchenzucht zu verstehen, vermittelst der die Bösen in Lehre und Wandel, wenn sie sich nicht bessern wollen, von der sichtbaren Kirche ausgeschlossen werden sollen. Es ist darunter ein nicht sowohl auf das Böse als auf die Person der Bösen abgesehenes, eigentliches und völliges Ausrotten, eine richterliche Bestrafung der Uebertreter zu verstehen.

V. 30. Man lese in Verbindung mit diesem Verse die durch den Herrn selbst gegebene Erklärung in Versen 39 bis 43.

Praktische Gedanken.

Das große Saatfeld.

Dieses Saatfeld ist die Welt, wie Jesus selber sagt: „Der Acker ist die Welt." Also nicht die Kirche, sondern die gesammte Menschenwelt ist hier gemeint. Für die ganze Welt ist Jesus gestorben. Sie gehört ihm, denn er hat sie erschaffen und erlöst. Sie ist sein Acker. Seine Liebesabsicht ist's, dieselbe zu einem wogenden Weizenfeld zu machen. Darum soll das Evangelium auf der ganzen Erde, so weit sie von Menschen bewohnt ist, verkündigt werden.

I. Die Aussaat. 1. Sie wird durch zwei Säemänner bestellt. Der erste ist der rechtmäßige Eigenthümer des Saatfeldes. Es ist Jesus Christus. Er allein kann die Sünder wiedergebären, ihre unreinen Herzen reinigen und sie zu Kindern Gottes machen. Er gab das Wort der Wahrheit, welches der Same der Wiedergeburt ist. Er sendet den heiligen Geist, der diesen Samen im Menschenherzen belebt und fruchtbar macht. Er ist Gründer und Haupt seiner Kirche, die er als große Heilsanstalt in die Welt setzte. Ihr gab er den Auftrag, in alle Welt zu gehen und das Evangelium aller Creatur zu predigen. Er weckt in ihr das Verlangen, unsterbliche Seelen zu retten. In seiner Vorsehung gibt er derselben offene Thüren und leitet sie zum Gebrauch der rechten Mittel, um ihren Auftrag zu erfüllen. Wir sehen also, in der Aussaat des Guten ist er das A und O, der Erste und der Letzte.

Der zweite Säemann ist ein tückischer Feind. Ueber seinen Namen läßt uns der Herr nicht im Ungewissen. Es ist der Teufel. Er ist ein Eindringling, der die Dunkelheit der Nacht benützt, um auf boshafte Weise seine Verderbenssaat in eines Fremden Acker zu säen. Er ist ein Feind Gottes und der Menschen. Sein Streben geht darauf hinaus, die Menschen so teuflisch zu machen, wie er es ist. Er ist der Urheber des Bösen in der Menschenwelt. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; der Teufel beschädigte dies Ebenbild Gottes, indem er die Menschen zur Sünde verführte. Gott setzte die ersten Menschen in's Paradies, damit sie den Gottesgarten bebauen und bewahren sollten. Der Teufel ruhete nicht, bis er sie aus dem Paradies hinausgebracht hatte.

2. Zweierlei Same. Des Menschen Sohn säet guten Samen. Die Kinder des Reichs sind der gute Same. Jeder Mensch, den der Herr durch seinen Geist erneuert und dadurch zu einem Kinde Gottes macht, ist ein von ihm in den Acker dieser Welt gestreutes Samenkorn. Wir Christen sollten dessen stets eingedenk sein. Wir sollen nicht uns selber leben, sondern zum Preise dessen, der uns erlösete. Unser Beruf als ausgestreuter Same ist der, fruchtbar zu sein. Wir sollen unsere Mitmenschen dem Sünderheilande zuführen. Wir sollen ein guter Same sein, denn jedes Samenkorn erzeugt Frucht nach seiner Art. Apfelkörner produziren Apfelbäume, Salatsamen Salat, Weizenkörner Weizen. So hat sich's in geistlichen Dingen. Wir haben die Tendenz, das zu produziren, was wir selber sind. Ist unser Christen-

thum ein mangelhaftes, so werden wir dazu beitragen, daß es andere mangelhafte Christen gibt. Sind wir wahrhaft fromm, so werden wir dazu beitragen, wahre Frömmigkeit zu verbreiten. Ach, wie groß ist unsere Verantwortlichkeit.

Der Teufel säet Unkraut. Das Unkraut aber sind die Kinder der Bosheit. Der Teufel war's, der unter den zwölf Jüngern einen Verräther erweckte, in sein Herz fuhr und ihn zur furchtbarsten Sünde wider seinen Meister verleitete, jedoch nicht, ohne dessen Verantwortlichkeit aufzuheben. Er war's, der in der ersten, in der Kraft frischen Glaubens und in der Gluth der ersten Liebe stehenden Gemeinde den Ananias und dessen Weib bethörte, daß sie den heiligen Geist zu betrügen suchten. Und wenn wir die sieben Sendschreiben in der Offenbarung Johannes oder auch die Briefe der Apostel lesen, so sehen wir, wie der böse Feind von Anfang an Unkraut unter den Weizen säete.

II. Das Wachsthum der Saat. Nach der Anweisung des Herrn soll beides, das Unkraut und der Weizen, bis zur Ernte nebeneinander stehen und wachsen. Folgende Gründe können dafür zur Geltung gebracht werden:

1. Weil die Knechte sich sehr leicht irren und statt des Unkrauts den edlen Weizen ausraufen können. Das Unkraut, von dem der Herr hier redet, sieht dem Weizen sehr ähnlich. Wie oft halten Eltern die Fehler ihrer Kinder in ihren Anfängen für Tugenden und freuen sich darüber! Wie manche Sünde sieht für das unerfahrene Auge einer Tugend gleich und wird vielleicht als solche gepriesen! Da will der Geiz als Sparsamkeit, der Leichtsinn als Gutmüthigkeit, die Unkeuschheit als Liebe bezeichnet werden. Andererseits, wie oft siehet das, was wirklich edler Weizen ist, unserem Auge dem Unkraute gleich!

2. Weil Weizen und Unkraut oft auf dem Weltacker innig mit einander verwurzelt sind. Wie manches Elternherz ist mit dem gottlosen Kinde, wie manches Gattenherz mit dem ungläubigen Gatten, wie manches fromme Bruder- oder Schwesterherz ist mit dem gottlosen Bruder oder der leichtfertigen Schwester durch irdische Bande verknüpft!

3. Weil das Unkraut um des Weizens Willen stehen bleiben muß. Die Geschichte der christlichen Kirche würde die schönsten Vorbilder und herrlichsten Thaten entbehren, wenn nicht die Kinder des Reichs mitten unter den Kindern der Bosheit leben und wandeln müßten.

4. Weil der Herr langmüthig und freundlich ist. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Aus dem Schächer mag noch ein Kind des Paradieses, aus dem schnaubenden Saulus noch ein Paulus werden.

III. Die Ernte. Das ist das Endgericht. Da wird der Herr selbst die Sonderung vornehmen. Mit unfehlbarer Gewißheit wird er Weizen und Unkraut scheiden.



Sonntag, 18. Dezember. **Andere Gleichnisse.** Matth. 13, 31—33; 44—52.

31. Ein anderes Gleichniß legte er ihnen vor, und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorne, das ein Mensch nahm, und säete es auf seinen Acker.
32. Welches das Kleinste ist unter allen Samen; wann es aber erwächst, so ist es das Größeste unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen.
33. Ein anderes Gleichniß redete er zu ihnen: Das Himmelreich ist einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm, und vermengete ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar durchsäuert ward.
44. Abermal ist gleich das Himmelreich einem verborgenen Schatze im Acker, welchen ein Mensch fand, und verbarg ihn und ging hin vor Freuden über denselbigen, und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.
45. Abermal ist gleich das Himmelreich einem Kaufmanne, der gute Perlen suchte.
46. Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin, und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbige.
47. Abermal ist gleich das Himmelreich einem Netze, das in's Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fänget.
48. Wenn es aber voll ist; so ziehen sie es heraus an das Ufer, sitzen und lesen die Guten in ein Gefäß zusammen, aber die Faulen werfen sie weg.
49. Also wird es auch am Ende der Welt gehen. Die Engel werden ausgehen, und die Bösen von den Gerechten scheiden
50. Und werden sie in den Feuerofen werfen: da wird Heulen und Zähnklappen sein.
51. Und Jesus sprach zu ihnen: Habt ihr das alles verstanden? Sie sprachen: Ja, Herr.
52. Da sprach er: Darum, ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreiche gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervor trägt.

Biblischer Grundgedanke: „Also wird es auch am Ende der Welt gehen. Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden.“ Matth. 13, 49.

Einleitung. Die Gleichnisse, welche wir heute betrachten wollen, sprach der Herr an demselben Tage, wie diejenigen, welche Gegenstand der zwei vorigen Lektionen waren. Aber sie wurden nicht alle an demselben Orte und zu denselben Zuhörern geredet. Die Gleichnisse vom vielerlei Acker, vom Unkraut unter dem Weizen, welche wir schon studirt haben, vom Senfkorn und vom Sauerteig, welche am Anfang unserer heutigen Lektion stehen, sprach er am Meeresstrande zum Volke. Die anderen Gleichnisse dieser Lektionen und die Erklärung desjenigen über das Unkraut unter dem Weizen gab er in einem Hause zu Kapernaum im engeren Jüngerkreise.

V. 31. 32. Dieses Gleichniß enthält drei Grundgedanken. 1. Der kleine Anfang des Reiches Gottes auf dem Acker der Welt. Dieser kleine Anfang tritt uns zunächst in der Person des Menschensohnes entgegen — seiner Geburt; seiner niedrigen Abstammung; seiner Zurückgezogenheit bis zum dreißigsten Lebensjahre; seines kurzen Lehramtes; seiner wenigen armen und ungelehrten Anhänger; seines schmachvollen Todes am Kreuz.

Dieser kleine Anfang tritt uns auch in der Gründung der Kirche entgegen. Ohne Rang und Stand, ohne Macht oder Gewalt hat Jesus mit zwölf schlichten Aposteln seine Kirche gegründet. Die Kirche Christi hatte einen geringen und unscheinbaren Anfang, während die Reiche und Unternehmungen der Welt mit großem Schaugepränge beginnen. Alle aus dem Glauben an Christum entspringenden Anstalten, wie z. B. Missionsvereine, kirchliche Verbindungen, Religionsauflebungen und Reformationen hatten eine senfkornartige Entwickelung vom Kleinen zum Großen.

2. Der sichere, aber allmählige Fortgang des Reiches Gottes. Jesus stand zuerst allein; dann kamen die Zwölfe; dann die Siebenzig; bei der Himmelfahrt waren es in Jerusalem 120; am

ersten Pfingstfeste wurden 3000 hinzugethan; und nach Apstg. 6 war sie noch größer. Nach drei Jahrhunderten überschattete die Kirche schon den damals bekannten Weltkreis, das römische Reich.

3. Der große und segensreiche Umfang des Reiches Christi. In heißen Ländern, wie Judäa, erreicht der Senfstrauch einen im kälteren Klima nie gekannten Umfang. Dr. Hooker fand einen Senfstrauch im Jordanthale, welcher zehn Fuß hoch war. Die unter den Zweigen des Senfstrauchs wohnenden Vögel sind ein Bild der im Reiche Gottes Schutz, Ruhe und Erquickung findenden Menschen.

V. 33. Der Sauerteig unter den Juden bestand aus einem im hohen Grade der Gährung befindlichen Klümpchen Teig. Der in den Brodteig gemengte Sauerteig setzt die ganze Masse in Gährung. In diesem Gleichnisse ist das Weib ein Sinnbild der göttlichen Wirksamkeit in der Menschenwelt. Das Mehl bedeutet das menschliche Herz; der Sauerteig versinnbildlicht das Evangelium. Das Gleichniß vom Senfkorn zeigt uns die ausdehnende Kraft des Evangeliums. Das Gleichniß vom Sauerteig ist das Bild der das innere Menschenherz durchdringenden Kraft desselben Evangeliums.

V. 44. Im Alterthume gab's keine Banken, in denen man sein Geld zur Aufbewahrung niederlegen konnte. Es gab noch wenig Geschäfte, in die man es profitabel anlegen konnte. So mußten die Geldbesitzer selbst für die sichere Aufbewahrung ihres Geldes Sorge tragen. Das einfachste und sicherste Mittel war das Verbergen desselben im Schooße der Erde. Starb nun der Schatzvergräber plötzlich, kam er um's Leben, so nahm er, da ihm der Bergungsort allein bekannt war, das Geheimniß mit in's Grab. Im Laufe der Jahrtausende ging so mancher Schatz verloren. Später wurden solche Schätze zufällig oft gefunden. Im Morgenlande selbst in unsern Tagen ist ein derartiges Ereigniß durchaus nichts Ungewöhnliches. Auf diesem Grunde ruht unser Gleichniß. Der Schatz ist Jesus. Der Acker ist die Kirche. Dem fleischlichen Auge ist er verborgen. Will man ihn erlangen, so muß man alles Sündliche preisgeben.

V. 45. 46. Unter dem Kaufmann wird uns ein um das höchste Gut besorgter Mensch veranschlagt. Das Himmelreich wird hier mit einer kostbaren Perle verglichen. Die Perle ist kein Erzeugniß der Menschenhand. In der Tiefe des Meeres wird sie gebildet. Die Schöpferhand des allweisen Gottes bildet sie. So ist das Heil in Christo eine That des allgütigen Gottes. Die Perlen werden hauptsächlich in Ostindien gefunden in Austernschaalen. Ihrer Schönheit und Seltenheit wegen sind sie werthvoll. Dieser Werth steigt je nach der Größe.

V. 47—50. Von einem Zug- oder Schleppnetz ist hier die Rede. Es ist dies ein Netz größter Gattung. Sie sind manchmal eine halbe Meile lang. Unten haben sie Bleikugeln, welche sie hinabziehen, und oben sind sie mit Kork versehen, um dies Ende oben zu halten. Es kann über eine große Wasserfläche gezogen werden und nimmt alle dort befindlichen Fische in sich auf.

Das Netz ist die Kirche, welche den Auftrag hat, das Evangelium aller Creatur zu predigen. Das Meer ist die Menschenwelt. Die Einladung in's Himmelreich soll Allen gebracht werden, ohne Unterschied der Farbe, Standes, Alters oder Geschlechtes. Das Sammeln geschieht durch missionirende Menschen. In dem Netze, d. h. der Kirche, gibt's Gute und Böse. Am Schluß der gegenwärtigen Ordnung der Dinge findet eine Scheidung statt. Dieselbe werden die mit göttlicher Vollmacht hierzu ausgerüsteten Engel besorgen.

V. 51. 52. Auf des Herrn Frage betheuern die Jünger, daß sie Alles verstanden haben. Dann gibt ihnen Jesus noch ein Gleichniß, welches ihnen, als den zukünftigen Lehrern des Volkes, speziell galt. Einen zum Himmelreich gelehrten Schriftgelehrten vergleicht er mit einem Hausvater, welcher aus seinem Schatze Neues und Altes ausgibt.

Praktische Gedanken.

Das Himmelreich ist gleich.

I. Einem Senfkorn. Dieses Gleichniß hat eine allgemeine und eine besondere Bedeutung.

1. Die allgemeine Bedeutung. Es versinnbildlicht das Wachsthum der Kirche. Wie gering war deren Anfang. Jesus war in den Augen der Welt der verachtete Nazarener. Seine Apostel waren geringe und ungelehrte Männer. Ihre Eroberungswaffe war das schlichte, in den Augen der Weltkinder unansehnliche Wort. Die Gegner jedoch waren reich, angesehen und mächtig. Die Feindschaft der Welt war bitter. Und doch hat sich die Kirche ausgebreitet, ist zu einem Baume geworden, der in unsern Tagen seine Aeste über alle Länder der Erde ausbreitet.

2. Die besondere Bedeutung. Es versinnbildlicht auch das geistliche Leben des Einzelnen in seinem Wachsthum. Der Anfang ist oft sehr unscheinbar. Ein Wort, ein Gedanke, ein flüchtiger Satz ist oft das kleinste Senfkörnchen, welches im Laufe der Zeit das ganze Herz erfüllt und überschattet. Beim verlorenen Sohne weckte der Hunger die Buße; die Buße bewirkte den Entschluß, zum Vater heimzukehren mit einem reuigen Bekenntniß; der Entschluß reifte zur thatsächlichen Rückkehr und diese Rückkehr wurde zum Baum, an dem das beste Kleid, der Fingerring, die Schuhe, das gemästete Kalb, des Vaters Liebe und Haus wie Früchte wuchsen.

II. Einem Sauerteig. Der Sauerteig in diesem Gleichniß ist ein Bild:

1. Des Himmelreiches in der Welt. Das vom Herrn in die Masse der Menschheit eingepflanzte Himmelreich war eine Zeitlang verborgen. Seinem innersten Wesen nach ist es heute noch ein vielfach verborgenes. Es machte und macht wenig Aufsehen. Allein es wirkt in der Stille. Es wird fortfahren zu wirken in aller Stille, aber mächtig Alles durchdringend, bis die große Masse der Menschheit zum Herrn bekehrt ist. Dann werden die Reiche der Welt die Reiche unseres Gottes und seines Christus werden.

2. Der Gnade Gottes im Herzen. Sie senkt sich in's bußfertige und gläubige Herz und wird für die Welt die geheimnißvolle Quelle des neuen Lebens. Sie durchdringt nach und nach alle Vermögen der Seele und alle Kräfte des Menschen.

III. Einem verborgenen Schatz. Der Schatz ist ein Bild der Heilssegnungen in Christo. Oder besser noch, der Schatz ist Christus selbst.

1. Es ist ein geistlicher, himmlischer Schatz. Irdische Schätze bereichern nur den äußern Menschen; dieser Schatz aber bereichert die Seele. Die Seelen der Gottlosen sind arm und elend trotz des irdischen Reichthums, den sie besitzen mögen. Denn mit diesem Reichthume können sie nicht die Bedürfnisse der Seele stillen. Sie können Brod kaufen für den äußern Menschen, aber keine Speise für die Seele; Kleider für den Körper aber kein Gewand, um die Blöße der Seele zu decken.

2. Es ist ein die Seele beglückender Schatz. Die Schätze der Welt können die Seele nicht glücklich machen. Des größten Reichthums ungeachtet bleibt dieselbe ruhelos, unbefriedigt und hungrig. Dieser Schatz jedoch beglückt das Men-

schenherz, denn er sättigt dessen Hunger und stillt dessen Sehnen.

IV. Einer köstlichen Perle. Mit einer großen, makellosen Perle vergleicht der Herr das Himmelreich. Die Perle, dieses bescheidene und doch so edle Juwel, diese Tochter des Meeres mit ihrem sanften, keuschen, gleichsam thränenfeuchten und doch wieder himmlisch verklärten Licht, ist ein schönes Bild des reinen Glückes, des milden Friedens und der überirdischen Seligkeit, welche im Reiche Christi zu finden sind. Diese ist die köstliche Perle, die alle Menschen erwerben können. Den Armen ist sie nicht zu kostbar, den Reichen nicht zu wohlfeil. Den Kindern ist sie nicht zu schwer, den Männern nicht zu gering. Ihr Werth bleibt in Gottes- und Menschenaugen immer derselbe in Zeit und Ewigkeit.

Wer diese köstliche Perle haben will, der muß sie suchen. „Suchet, so werdet ihr finden" — so lautet die Verheißung Gottes. Man darf keine Mühe scheuen. Die Perlenfischer setzen oft ihr Leben auf's Spiel, wenn sie in die Wogen des Meeres hinabtauchen, um diese kostbaren Kleinodien zu gewinnen. Die Kaufleute zogen einst weite und gefährliche Straßen, um sie zu suchen und zu erwerben. So darf man auch die Mühe des ernsten Suchens nicht scheuen, will man Jesum und in ihm Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit finden. Man darf sich durch die unächten Perlen der Welt nicht blenden lassen. Wer nach diesen strebt, der wird die köstliche Perle nicht finden.

V. Einem Zugnetze. Die christliche Gemeinschaft ist ein rettendes Netz, welches in das Meer der Menschenwelt geworfen wird, so lange die Gnadenzeit dauert. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Deshalb öffnet er des Himmelreiches Thür allen Menschen und ladet sie ein, ja nöthigt sie, hereinzukommen. Wie das Zugnetz aber allerlei Fische, gute und faule, zusammenfaßt, so kommen auch in der Rettungsanstalt, der Kirche, allerlei Menschen zusammen. Am großen Gerichtstage findet endlich die Sichtung statt. Die Namenchristen, Scheinchristen, Unchristen und Widerchristen werden dann von den wahren Christen für immer geschieden.

Weihnachts-Lektion.

Sonntag, 25. Dezember. Titus 2, 11—14

11. Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.
12. Und züchtigt uns, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen, und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt,
13. Und warten auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi;
14. Der sich selbst für uns gegeben hat, auf daß er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigenthume, das fleißig wäre zu guten Werken.

Biblischer Grundgedanke: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Joh. 3, 16.

Einleitung. Da dieser Tag der von der christlichen Kirche gefeierte Christtag ist, so sollte der Lehrer billigerweise diese Christtags-Lektion einleiten mit etlichen Bemerkungen über die geschichtliche Thatsache der Geburt Jesu. Daher setzen wir etliche einschlägliche Thatsachen hierher in der Hoffnung, daß sie dem strebsamen Lehrer sich nützlich erweisen werden.

. Christus wurde geboren im Jahre 750 nach der Erbauung Roms. Der Abt Dionysius Exiguus, dem wir die christliche Zeitrechnung verdanken, begann dieselbe mit dem Jahre 754. Er nahm irrigerweise an, Jesus sei in diesem Jahre geboren. Dem aber ist nicht also. Herodes, der Große, starb Anfangs April 750. Wäre also Jesus 754 geboren, wie unsere christliche Zeitrechnung voraussetzt, so hätte König Herodes nicht mehr gelebt. Allein er war noch in Jerusalem, als die Weisen aus dem Morgenlande daselbst ankamen. Mithin fand die Geburt Christi vor dem April des Jahres 750 statt. Unsere Zeitrechnung sollte also mit dem letztgenannten Jahre und nicht mit dem Jahre 754 beginnen. Dadurch entsteht die scheinbar widerspruchsvolle Angabe, daß Christus im Jahre 4 vor Christi geboren wurde. Sie ist jedoch wahr. Anstatt 1887 sollten wir 1891 schreiben.

Jesus wurde in Bethlehem, der alten Davidsstadt Judäas, geboren. Seine Eltern waren jedoch nicht in Bethlehem, sondern zu Nazareth im galiläischen Lande zu Hause. Der römische Kaiser Augustus (sein eigentlicher Name war Oktavian) verordnete in seinem ganzen Reiche eine Registrirung der Namen. Dieselbe war nothwendig zur Besteuerung und Aushebung zum Kriegsdienste. Diese Verordnung brachte Joseph und Maria nach Bethlehem, ihrem beiderseitigen Stammorte.

Hat man einer Versammlung etwas Großes zu sagen, welches für Alle von Bedeutung ist, so muß Stille in derselben herrschen. Als die Fülle der Zeit gekommen war, da hatte Gott der Welt etwas Großes zu sagen. Daher bewirkte er in der Menschenwelt eine dreifache Stille.

1. Es herrschte Kriegsstille. Ein wunderbarer Zug der Geschichte ist's, daß in dem Geburtsjahre des Heilandes im großen Römerreiche, wo die Waffen so selten ruhten, keine Kriegsfackel brannte. Des Kriegsgottes Tempel war geschlossen. Ein Beweis das, daß der Himmelsherr den Erdenvölkern „Stille" geboten hatte.

2. Es herrschte Stille in Israel. Gott hatte dies Volk gedemüthigt. Ein römischer Kaiser schrieb eine Schatzung aus im jüdischen Volke. In den Stammorten ihrer Vorfahren mußten alle Familien sich sammeln. Auch nach Bethlehem kam der arme Zimmermann Joseph mit Maria, seinem vertrautem Weibe. Sie waren beide aus dem Geschlechte Davids. Dieses Geschlecht war jedoch herabgekommen. Es saß längst nicht mehr auf dem Throne. Israel's Größe war dahin. Die Zeiten der Demüthigung aber haben in Gottes Hausordnung einen hohen Werth. In solchen Tagen ruft der Herr: „Seid still und lauschet!"

3. Es herrschte Stille in der Natur. Nacht lagerte auf Judäa's Gefielden, als der Heiland erschien. Am Tage geht des Menschen ganze Richtung hinaus, in der Nacht aber geht sie hinein. Am Tage verzehrt er seine Kräfte, in der Nacht sammelt er sie ein. Am Tage arbeitet Hand und Mund, in der Nacht Herz und Ohr. Wie deutlich hört man in der Nacht! Die Nacht ruft: „Stille! der Herr will reden!" Und was redete er durch seinen Himmelsboten in jener heiligsten der Nächte? „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude u. s. w. Luk. 2, 10—12.

Wir verbinden das Erklärende und Praktische in dieser Lektion mit einander.



Die Weihnachtsbescheerung Gottes.

I. Das Weihnachtsgeschenk. Unsere Lektion bezeichnet dieses Geschenk mit den Worten: „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.“ Dieser Satz gleicht einem grünen Zweig. Jedes Wort ist eine Frucht des Heils.

1. Die G n a d e G o t t e s ist erschienen. Gnade! Welch' ein köstliches Wort ist das! Seitdem unser Geschlecht ein sündliches wurde, gibt's kein Wort, das köstlicher klänge für's Sündenohr, als dieses. Sie ist das Manna in der Wüsse, der Thau auf der dürren Aue, das Labsal des geängstigten Gewissens, der Stab im dunklen Thal und ein weiches Ruhekissen im Tode. Sie ist der Regenbogen, welcher die Sünderwelt überspannt. Sie ist der Anker, welcher unser Schifflein in den Stürmen des Gewissens und den Fluthen des Schuldgefühls nicht untergehen läßt.

Der sündige Mensch ist der Verdammniß verfallen. Wie Kaiser Augustus eine Schatzung anordnete, so schätzte auch Gott die ganze Menschenwelt und fand, daß sie insgesammt Bankerott ist. Sie mangelte des Ruhms, den sie vor Gott haben sollte. Allein Gott verdammte nicht. Er brachte ein Mittel zur Deckung in Anwendung, welches einerseits für den Sünder überraschend und beschämend ist, andererseits aber auch kräftig geeignet, demselben zum Heil und zur Heiligung zu verhelfen: Gott ließ G n a d e erscheinen. Das große Weihmachtsgeschenk Gottes ist seine Gnade in Christo. Sie ist das g r ö ß t e B e d ü r f n i ß des schuldigen Menschen — das erste und letzte, das höchste und tiefste Bedürfniß.

2. Die h e i l s a m e Gnade Gottes ist erschienen. Wir dürfen das Wort „heilsam“ nicht zu oberflächlich auffassen. Man redet oft von einem heilsamen Rath, einer heilsamen Erfahrung und einer heilsamen Arznei. Das Wort in diesem Sinne gefaßt, entspricht nicht der Bedeutung, die es in unserer Stelle hat Es meint eigentlich „rettende“ Gnade. Sie schließt in sich die Vergebung der Sünden, den Frieden Gottes, die Gotteskindschaft und das ewige Leben. Diese rettende Gnade ist eine Brücke, die nicht auf morschen, irdischen Pfeilern ruht. Nein, das eine Ende ruht auf dem unendlichen Verdienste Christi, das andere Ende auf den Verheißungen des unwandelbaren Gottes. Diese Gnadenbrücke überspannt den schauerlichen Abgrund deiner und meiner Schuld. Sie ist so stark gebaut, die Pfeiler stehen so festgegründet, daß wir uns derselben getrost anvertrauen dürfen. Sie wird uns sicher über die Schauertiefe hinüberführen in das Land der Seligkeit. Willst du sie betreten?

3. Die heilsame Gnade Gottes ist e r s c h i e n e n. Sie ist in die Erscheinung getreten, leiblich-sichtbar geworden. Sie hat sich verkörpert. „Das Wort ward Fleisch“, wie Johannes sagt. In der M e n s c h w e r d u n g J e s u ist dies geschehen. Der Herr ist in unser Geschlecht getreten als die personifizirte Gnade. Die Gnade Gottes erschien in dem Kinde, welches zu Bethlehem geboren wurde und in der Krippe lag. Da wurde es Weihnachten auf Erden und die frohe Weihnachtsbotschaft erklang: „Siehe, ich verkündige euch große Freude! Euch ist heute der Heiland geboren.“ Ueber die Bethlehemskrippe ging die Gnadensonne auf, und leuchtet nun der armen Erde im Versöhnungslichte. In dem Christgeschenke ruhet die ganze Fülle der göttlichen Gnade. Alle Strahlen des alten und neuen Testaments laufen in diesem Punkte zusammen.

Das Christfest ist die Seele der heiligen Schrift. Ein Neger, welcher sich eine Bibel kaufen wollte, kam zu einem Missionar mit der Bitte, er möchte ihm doch das Buch verkaufen, in welchem geschrieben stehe: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab.“ Der Neger hatte Recht. Er benannte die Bibel nach ihrem Kern und Stern. Dieses bildet den Angelpunkt der heiligen Schrift.

4. Die heilsame Gnade Gottes ist erschienen a l l e n M e n s c h e n. Gott hat die ganze Welt geliebt, nicht etwa nur einen Stamm. In die Welt hat er Christum gesandt, nicht einem Volke nur. Er wurde in einem Winkelchen der Erde geboren, wo Afrika und Asien sich berühren und die Ausfuhrten Europa's nahe sind. Er wurde zu einer Zeit geboren, wo e i n Kaiser das Scepter über die herrlichsten Länder dreier Erdtheile führte. Israelitische Hirten kamen und beteten ihn an. Weise aus der Heidenwelt huldigten ihn als den neugeborenen König und brachten ihm Geschenke dar. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; daher gab er an jenem ersten Christtage der gesammten Menschheit das große Weihnachtsgeschenk.

II. Der Weihnachtsdank. Gute Kinder sind dankbar den lieben Eltern und Freunden, welche sie am Christtage beschenken. Sie danken nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem Leben. So sollen auch wir Menschen unserm himmlischen Vater mit Mund und Leben danken für seine unaussprechliche Weihnachtsgabe. Von dem Dank vermittelst unseres Lebens redet der Schluß unserer Lektion. Er ist vierfach:

1. D e r S ü n d e s t e r b e n. „Und z ü c h t i g e t uns.“ Dabei dürfen wir nicht an Strafe denken. In vielen Stellen der heiligen Schrift bedeutet „züchtigen“ und „Züchtigung“ e r z i e h e n und E r z i e h u n g. Diese Bedeutung hat das betreffende Wörtlein hier. Die Gnade Gottes in Christo e r z i e h e t uns, „daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste.“ Wenn der Morgen graut, dann ziehen sich die wilden Thiere, welche in der Dunkelheit der Nacht brüllend und raubend ihr Wesen trieben, in ihre Schlupfwinkel zurück. Wenn laue Frühlingswinde über die Seen und Flüsse wehen, dann springen die Bande des Winters, das Eis fängt an zu krachen und zu brechen. Wenn die Frühlingsregen fallen und die Sonne warm die Erde küßt, dann verrottet, was vom todten Gras und Laub noch übrig ist. Bilder sind dies von demjenigen Herzen, in dem die Sonne der Gnade aufgeht. Es entbrennt der Kampf wider das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste. Das Nachtgezüchte der Sünde muß fliehen.

2. D e m H e r r n l e b e n. „Züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt.“ Z ü c h t i g sollen wir leben. Das hat Bezug auf den kleinen Haushalt im Herzen. Das Wort bezeichnet nicht allein die Keuschheit, sondern überhaupt den stillen, mäßigen Sinn, der dem innern Gelüst Zügel anlegt und Riegel vorschiebt. Wo ein Kindlein wachsen soll, da muß es stille sein. Soll Christus in deinem Herzen ruhen und wachsen, so müssen die wilden Gedanken von Unkeuschheit, Habgier, Zorn und Hochmuth ausgetrieben werden. Sie können nicht mit ihm unter einem Dache bleiben. — G e r e c h t sollen wir leben. Das hat Bezug auf den Verkehr mit unsern Mitmenschen. Wir sollen dem Nächsten kein Unrecht thun. Wir sollen Jedem das Seine geben. Redlich und ohne Falsch sollen wir sein in einer Welt voll Tücke und Ungerechtigkeit. — G o t t s e l i g sollen wir leben. Das hat Bezug auf unsere Herzensstellung zu Gott. Wir sollen uns zu Gott halten, seinen Willen thun, sein Wort halten und nach seinem Wohlgefallen leben.

3. F l e i ß i g s e i n z u g u t e n W e r k e n. Darum hat sich Jesus für uns dahingegeben. Darum

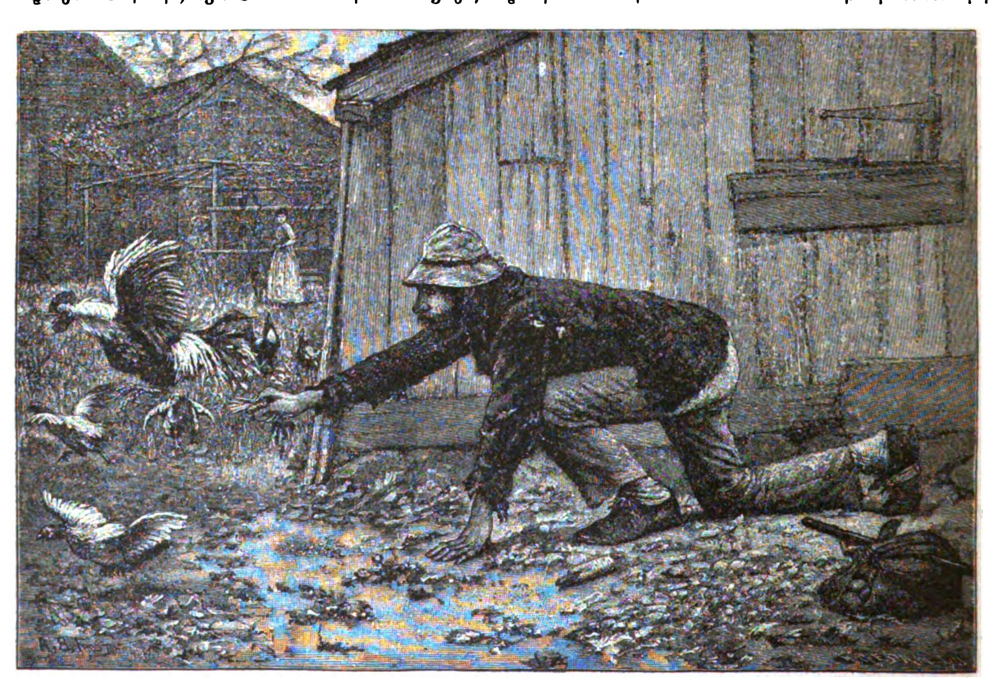
erlöset er uns von aller Ungerechtigkeit und reinigt uns von dem Unflath der Sünde. Nicht kahle, sondern fruchtbare Bäume der Gerechtigkeit sollen wir sein. Wir sollen Etwas thun für Den, der so viel für uns gethan hat.

4. Warten auf die selige Erscheinung unseres Heilandes. Die ersten Strahlen des Morgens sind eine Weissagung auf den hellen Tag. Die Ankunft Christi in der Niedrigkeit weissagt auf seine Ankunft in der Herrlichkeit. Freuest du dich auf jenen großen Tag? Hast du wie Paulus seine Erscheinung lieb?

Aus der Zeit.

Unsere „Tramps" sind eine eigene Gattung, die man, so wie sie bei uns ist, nur in den gesegneten Ver. Staaten findet. Draußen in Europa gibt es auch Landstreicher, Vagabonden und Stromer; aber Gensdarmen, Büttel, Bürgermeister und Amtsleute sind doch gar bittere Feinde dieser Vagabonden.

Unsere segensvolle Fluren sehen keine Gensdarmen, unsere Dörfer wissen von keinem Büttel; Amtleute und Polizeidiener sind hierzuland Menschen, denen ein fühlend Herz im Busen schlägt. Sie drücken oft ein Auge zu, und sehen oft mit beiden nichts, wenn es sich darum handelt, so einen armen Schelm zu fassen.



Der entwischte Danksagungsbraten.

„Darum — hoch lebe Amerika!" rief kürzlich so ein „trämpischer" Wanderer auf der Haus und Herd-Stube aus, als er sah, daß er seinen Zweck nicht erreichen konnte, und ging hinaus mit dem klassischen Worte: „Ich ziehe der Freiheit entgegen."

Daß die Tramps eine Landplage sind, weiß Jedermann. Fast Niemand aber will etwas Ordentliches gegen dieselben thun, und so wird es wohl noch eine Weile beim Alten bleiben.

Die Präsidentenreise hat wieder ein Beispiel dafür geliefert, wie närrisch unser Volk werden kann, wenn es sich darum handelt, die Neugierde zu befriedigen.

Es ist ja recht billig, daß ein freies Volk seinen ersten Beamten hoch ehrt und ihm alle Achtungsbeweise erzeigt. Aber solch närrisches Thun und Treiben, wie es unter anderm in Chicago vorgekommen, ist doch mehr ein Skandal als ein Ehrenzeugniß. Ein Haufen Wardpolitiker rannte den Präsidenten fast um und Frau Cleveland mußte vor dieser Horde schnell in ein Zimmer des Palmerhauses zu Chicago in Sicherheit gebracht werden.

Wenn Lincoln oder Washington anstatt Cleveland durch die Ver. Staaten gereist wären, da ließen sich solche Aeußerungen dahin erklären, daß das Volk Männer sehen wollte, die „Geschichte gemacht haben." In diesem Falle aber sind diese Tollheiten der reinen Neugierde zuzuschreiben, denn wirklich Bedeutendes hat dieser Präsident bis jetzt ja nicht geleistet, und aus Kriecherei hat das amerikanische Volk sich

auch nicht gegenseitig fast todt gedrückt, um den gewichtigen Herrn Cleveland und seine junge Frau zu schauen.

Wenn wir so kämpfen und streiten, um unsern Präsidenten anzugucken, so sollten wir auch nicht mehr so viel über die Deutschen lachen, wenn sie ihren Kaiser und seinen Reichskanzler ehren. Diese Männer haben unter Gottes Führung den Lauf der Weltgeschichte bestimmt, und da läßt sich allenfalls noch etwas sehen und sagen.

Also — nur gemach mit der Verdammung der deutschen Speichelleckerei. Einer unserer guten Freunde und Leser aus einer westlichen Großstadt, welcher uns kürzlich wegen eines Artikels über Bismarck eine tüchtige republikanische Philippika schickte, soll drei Stunden lang auf der Straße gestanden haben, um endlich — Herrn Cleveland anzugucken.

Na — das geht den Haus und Herd-Mann nichts an; aber drei Stunden würde er nicht auf der Straße Posten stehen, um endlich den deutschen Kaiser, den Bismarck oder irgend einen anderen Menschen zu sehen.

Noch ein Triumphzug eines früheren Präsidenten ist zu verzeichnen — der des Jeff. Davis. In Macon, Georgia, wohin er vor mehr als 22 Jahren als Gefangener gebracht wurde, versammelten sich die alten Rebellen-Soldaten am Mittwoch, den 26. Oktober, nochmals, um ihren früheren Oberbefehlshaber zu begrüßen.

Die Reise von Beauvoir in Louisiana, dem Wohnsitze des Jeff. Davis, nach Macon und zurück gestaltete sich zu einem wirklichen Triumphzuge. In Macon selbst stieg der Enthusiasmus auf eine selbst von den hitzigsten südlichen Heißspornen nicht erwartete Höhe. Tausende und aber Tausende Veteranen der Rebellen-Armee waren aus allen Theilen des Südens zusammen gekommen, Gouverneure der Südstaaten ritten mit ihrem Generalstab an der Spitze des ungeheuren Zuges, Rebellenflaggen wehten inmitten der Sterne und Streifen. Es war ein dem Vertheidiger der extremen Staatsrechte gezollter, ungeheuerer Tribut.

Welch ein Unterschied zwischen dem Mittwoch im Oktober 1887 und jenen Maitagen 1865, da Jeff. Davis als Gefangener, auf dessen Gefangennahme $100,000 gesetzt waren, von Macon nach Savannah und von da nach der Festung Monroe gebracht wurde.

Wahrlich — so was kann nur in unserem großen, freien, generösen Amerika passiren!

Wer ist König? In den Zeiten der Sklaverei hieß es: Baumwolle ist König — und vor dem mußte sich das ganze Land, Herren und Volk, Knechte und Mägde beugen, und wer es nicht that, war ein Landesverräther. So ging's fort — bis dieser Königsstuhl in dem blutigen Bürgerkriege zusammenbrach.

Dann wurde Weizen zum König gemacht. Er beherrschte den Weltmarkt. Selbst England huldigte dem amerikanischen Weizen. Doch — heute beziehen die Völker gar viel Brodstoff von Rußland und Ostindien. Weizen ist nicht mehr König.

Zunächst kam die Reihe an das liebe Vieh, und man redete von Cattle-Königen und Königinnen — die armen Menschen! Frost, Schnee und Winterstürme haben arge Verheerungen in diesem Königreiche angerichtet. Es steht nicht mehr in erster Reihe Nummer eins.

Monopol ist König, so lautete die weitere Losung, die man hörte, und heute hört man noch von Eisenbahnkönigen, Telegraphenkönigen, Bergwerkkönigen und anderen Majestäten. Viele von ihnen sind gefallen; manche verfaulen im Grabe; der „vierte" Stand pocht an die Thore des Monopols, wie einst Hanibal an die Thüren Roms, und es wird den Leuten auf dem Monopol-Thron bange — wenn sie noch d'rauf sitzen.

Nein — Korn ist König, tönt es jetzt von Dakota und dem nordwestlichen Jowa her. Wir versorgen die Welt mit Korn; dann kann die Stallfütterung eingeführt werden und wir brauchen den Cowboy nicht mehr, welcher meinte, König zu sein. Wir haben einen Palast in Sioux City aus lauter Korn gebaut. Wer den gesehen hat, der weiß, daß Korn König ist.

Wie lange wird es währen, bis wieder etwas Anderes obenauf ist und vom Volke „angebetet" wird? Im Buche der ewigen Wahrheit aber stehet geschrieben: „Der Herr ist König immer und ewiglich. Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe."

Der Humbug des Spiritismus ist wohl schon hundertmal bloßgelegt worden, und immer wieder lassen sich Leute behumbuggen. Die Welt will eben behumbuggt sein.

Kürzlich fand wieder eine solche Bloßlegung statt, die Allen, welche nicht mit aller Gewalt blind sein wollen, die Augen öffnen sollte.

Ein reicher Mann, ein Herr Seybert in Pennsylvanien, vermachte der dortigen Staats-Universität eine bedeutende Summe zur Gründung einer Professur der Philosophie, mit der Bedingung, daß ein aus gelehrten Männern bestehendes Committee alle Moral- und Religionssysteme, und vornehmlich den Spiritismus, genauester Prüfung unterwerfen und sodann zu entscheiden habe, welchem System der neue „Universitätsstuhl" zufallen solle.

Die Herren des Committees gaben sich alle erdenkliche Mühe, auf den Grund des Spiritismus zu kommen und zu entdecken, ob derselbe wirkliche Verbindung mit der Geisterwelt bezwecke. Nach langer und mühsamer Arbeit kamen sie zu dem Schluß, daß alles, was ihnen im Spiritismus vorgekommen, alles, was die besten und berühmtesten Medien ihnen und Anderen vorgemacht, die reine Gaukelei sei und von gewandten Taschenspielern nachgeahmt werden könne.

Soweit das Committee, welches selbstverständlich das Vermächtniß nicht zur Gründung einer spiritistischen Professur verwendet.

Früher hat Haus und Herd das Urtheil abgegeben, daß wohl neun Zehntel der spiritistischen Erscheinungen der Taschenspielerkunst und vielleicht ein Zehntel der Teufelei zugeschrieben werden möge. Heute sei diese Beurtheilung dahin abgeändert, daß wohl neunundneunzig Hundertstel Gaukelei und vielleicht ein Hundertstel Teufelei ist.

Der internationale Congreß gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, welcher in Europa regelmäßig seine Jahressitzung hält, ist auch ein Zeichen der Zeit, und zwar ein sehr bedeutsames.

Man sieht doch in der ganzen Welt ein, daß, sollen nicht Millionen Menschen und endlich ganze Völker zu Grunde gehen — die Herrschaft des Königs Alkohol gebrochen werden muß, und daß es Pflicht der Regierungen ist, dieser Herrschaft zu steuern.

Der diesjährige Congreß ward auf Schweizerboden, in Zürich, gehalten. Und was thun die Kantonsregierungen? Sie schicken Regierungsräthe als Abgeordnete zum Congreß, wenigstens die Kantone Bern und Zürich. So ist's recht, und es hätte von republikanischer Seite kein schlagenderes Argument gegen die hierzulande in den politischen Zeitungen aufgeführte einfältige Duselei von der persönlichen Freiheit gebracht werden können, als eben die Theilnahme schweizerischer Regierungen an diesem Congreß.

Sehr amüsant wirkte es, daß Herr Thoman, der Sekretär des Am. Brauerbundes, auch bei diesem Congreß war und in einem längeren Vortrag beweisen wollte, daß die Trunksucht in Amerika hauptsächlich durch verkehrte Steuergesetze hervorgerufen worden, und durch später erfolgte hohe Besteuerung des Schnappses und nur geringere Besteuerung der gegohrenen Getränke der Schnappsverbrauch zurückgegangen sei. Diesen Rückgang schrieb der Herr nur in ganz geringem Maße dem Einfluß der Temperenz-Gesellschaften zu.

Demgemäß wäre der amerikanische Brauerverband eine so gute Mäßigkeits-Gesellschaft, als man sich wünschen kann.

Ein anderer Amerikaner — Herr Malins — wußte es besser und stellte die wahre Sachlage so schlagend dar, daß Herr Thoman darauf verzichtete, weitere Vorträge vor dem Congreß zu halten.

Offene Post.

An unsere lieben Leser. Die letzte Nummer des Jahrgangs 1887 ist fertig und geht hinaus in die Welt.

Unser Verlag wird jedoch an alle Leser die Januar- und Februar-Nummern für 1888 senden, damit Jeder gehörig Zeit hat, seine Unterschrift zu erneuern.

Daran, daß wir einen der alten Leser verlieren, denken wir kaum, hoffen vielmehr zuversichtlich, daß Haus und Herd in jede Familie so viel Unterhaltung, Nutzen, Belehrung und Segen gebracht habe, daß dieser Hausfreund nicht entbehrt werden kann, und auch dem Nachbar freundlich angeboten wird.

Der Verlag wie die Redaktion werden alle Kräfte einsetzen, damit Haus und Herd schmucker und nützlicher als je in seinem 16. Jahrgang in die Welt hinausziehe, um als populäre christliche Familienschrift in tausenden deutschen Häusern seinen Platz zu finden.

Haus und Herd soll ächt christlich und ächt deutsch sein, ohne einen Augenblick zu vergessen, daß wir zum Verbande des amerikanischen Volkes gehören.

Unsere werthen Mitarbeiter wissen heute besser als je, welche Themata auszuwählen und wie dieselben in faßlicher, packender Weise darzustellen sind.

Gute, segensreiche Erzählungen müssen in einer volksthümlichen Familienschrift reichlich Aufnahme finden. Es freut uns, daß die Erzählung „Auf und Nieder" von vielen Hunderten mit so großem Nutzen gelesen worden. Eine andere Erzählung wurde im Oktober-Heft begonnen und eine Anzahl kürzerer liegen für den 16. Jahrgang bereit.

Geschichtliches aus Kirche, Mission und Biographie war in Haus und Herd immerdar hinlänglich vertreten und wird auch ferner gebührende Beachtung finden.

Zeitfragen werden fast in jedem Heft kürzer oder länger erörtert und besprochen.

Die Frauenzeitung ist eine Lieblingsabtheilung vieler Hausfrauen und Mädchen geworden.

Den Sonntagschularbeitern werden Ausarbeitungen der Sonntagschul-Lektionen geboten, wie sie auf so gedrängtem Raume nirgends besser und praktischer zu finden sind. Außerdem erhalten unsere Mitarbeiter in der Schule noch Vieles in Haus und Herd, was ihnen direkt in ihrem Amte hilft.

Ausgezeichnete Stahlstiche und viele gute Holzschnitte liegen für den neuen Jahrgang bereit, und Gott gebe seinen Segen dazu, daß wir im Jahre 1888 wenigstens 1000 neue Unterschreiber gewinnen.

Die Artikel in Haus und Herd sind beinahe alle Original-Artikel und für diese Monatsschrift verfaßt. Manche derselben sind Umarbeitungen größerer Schriftstücke aus anderen Sprachen, womit sich unsere Mitarbeiter viele Mühe gegeben haben.

Tausend Unterschreiber Zuwachs im Jahr 1888! Ist das unmöglich? Durchaus nicht. Es gilt nur im Durchschnitt jede einzelne Liste um zwei bis drei Unterschreiber zu vermehren, was in den meisten Fällen möglich ist. Einige Listen sind zwar so vollständig, daß nur mit etwas Mühe ein Reinzuwachs von zwei bis drei zu erhalten sein wird. Bei den meisten Listen sollte eine Vermehrung nicht allzu schwierig sein. Eine Anzahl dieser Listen ist sogar dermaßen mager, daß man denken sollte, es sei leicht, noch von fünf bis zehn Abonnenten auf dem betreffenden Felde zu erhalten. Also— 1000 Zuwachs im Jahr 1888 sei unsere Losung.

Dazu gehört:

1) Daß wir womöglich keinen einzigen alten Leser verlieren.

2) Daß wir auf jedem Felde mehrere und auf manchen Feldern zehn Abonenten gewinnen.

Oak Ridge, Winona Co., Minn. Werther Bruder in Christo. Seit 13 Jahren ist Haus und Herd in meiner Familie ein gern gesehener Gast gewesen; Obgleich ich wegen der armen Ernte, die ja auch ein Land-Prediger recht mit fühlt, meine Zeitschriften einschränken muß, so will ich doch versuchen, Haus und Herd zu behalten. Hermann Meinert.

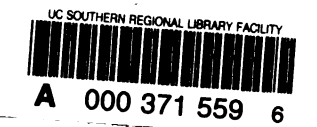
„Lebendiger Glaube und Erfolg in der Seelenrettung." — Dieser gute, in der September-Nummer publizirte Artikel wurde von Rev. F. Wunderlich verfaßt. Durch ein Versehen wurde der Name in der September-Nummer weggelassen.

Die evangelische Allianz hat das Programm für die Gebetswoche für das Jahr 1888 veröffentlicht und folgende Themata werden vorgeschlagen: Sonntag, den 1. Januar, Luk. 21, 28; 1 Petr. 4, 7; Montag, den 2. Januar, Danksagung; Dienstag, den 3. Januar, Bekenntniß; Mittwoch, den 4. Jannar, Gebet für die Familie; Donnerstag, den 5. Januar, Gebet für die Kirche Gottes; Freitag, den 6. Januar, Fürbitte für Missionen; Samstag, den 7. Januar, Fürbitte für Nationen; Sonntag, den 8. Januar, Predigt, 1 Cor. 15. 68. Diese Themata werden zur allgemeinen Annahme vorgeschlagen, damit die Gebete des Volkes während der Woche einmüthig sein mögen, aber die verschiedenen Verhältnisse verschiedener Länder, wo diese Versammlungen gehalten werden, mögen eine Ausdehnung oder Veränderung in einzelnen Gegenständen erfordern.

Jeder neue Unterschreiber für Haus und Herd erhält, soweit der Vorrath reicht, die Oktober-, November- und Dezember-Nummern 1887. Also 15 Nummern für den Preis eines Jahrgangs. Jetzt ist die beste Zeit, neue Abonenten zu sammeln.

Jeder alte Unterschreiber erhält die Januar- und Februar-Nummern für 1888. Es ist also hinreichende Zeit zur Vervollkommnung der Listen vorhanden. Wir bitten alle Leser des Haus und Herd doch ja ihre Unterschrift zu erneuern.

Angenommene Artikel. Jakob Böhme. — Führe uns nicht in Versuchung. — Wie in der alten Steinkirche die Erweckung begann. — Land und Leute in Korea. — Geschichte einer Lincoln-Depesche. — Der Heiland ist geboren. — Ein Blick in's gelobte Land. — Der Friedensfürst.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 371 559 6

